MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor E. Neeb, Mainz

Jahrgang X, 1915, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Seite

Mainz 1915, in Kommission bei L. Wilckens
Gedruckt bei Philipp von Zabern, Großh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Johann Anton Valentin Thoman

General-Feldmarſchall-Lieutenant und Obriſt
des oberrheiniſchen Kreisinfanterieregimentes Pfalz-Zweibrücken
Architekt und Ingenieur im hohen Erzſtift Mainz (1695—1777)

Ein Beitrag zu seinem Lebensbild von Ferdinand Döbler

I. Beiträge zu Thomans Leben

ÜBER alle Stilrichtungen der Baukunſt iſt man bis auf den heutigen Tag beſſer unterrichtet, als über diejenige des Rokoko. Dieſe Unkenntnis läßt ſich einigermaßen durch das frühe raſche Abſterben des Rokoko erklären. Dieſe Stilrichtung hatte noch während ihres Lebens das Anathema einer großen Menge Mitlebender über ſich ergehen laſſen müſſen, bei denen das Gefühl der Überſättigung bis zum Ekel geſteigert worden war. Zuletzt erwartete man allgemein nur von einer radikalen Umkehr die Erfriſchung. Dabei ſuchte man aber nicht — wie etwa heute — die Vorbilder des eigenen Landes auf, die am Ende des 18. Jahrhunderts mehr als heute unſere Heimat noch füllten, ſondern man ging zu den Völkern des Südens — zu Italienern und Griechen — und unterlegte ihre unter ganz anderen Bedingungen und für ganz andere Lebensgewohnheiten erdachten Formen den bei uns waltenden Verhältniſſen. Vielleicht lag allerdings das pſychologiſche Moment viel eher in dem Willen zur Reinigung der Kunſt von allem, was an die verkommenen politiſchen und ſozialen Zuſtände des vorangegangenen Zeitabſchnittes erinnern konnte, als in der bloßen Veränderung des Formengeſchmacks.

Der Umſchwung, der in Frankreich ſich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts politiſch und ſozial vorbereitete, erſtreckte ſeine Wirkſamkeit auf alle Gebiete geiſtiger und ethiſcher Kultur und mußte daher auch auf die Baukunſt von Einfluß ſein. Dieſe Umwertung und die darauffolgende beinahe fanatiſche Abkehr von allem Beſtehenden haben die Lücken in der Kenntnis des Rokoko mitverſchuldet, Lücken, die nur durch ſyſtematiſche Forſchungen wieder geſchloſſen werden können. Dieſe geſtalten ſich für die Mainzer Lande beſonders ſchwierig, weil das ehemalige Kurfürſtentum den erſten Anlauf der von Weſten her vordringenden Revolutionswelle über ſich ergehen laſſen mußte, und hier die in ihrem Gefolge auftretenden Verwüſtungen ſichere Forſchungen behindern, ja ſtellenweiſe ſogar unmöglich machen. Erſt vor den neueſten Forſchungen, die ſich mit vermehrtem Eifer dem 18. Jahrhundert zugewendet haben, beginnen die Nebel zu weichen, die das in jenem Jahrhundert hochentwickelte Kunſtleben von Mainz verſchleierten, und immer klarer und deutlicher treten aus den Staubwolken des Schuttes, die die Verheerungen der Kriege am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts gerade hier aufgewirbelt hatten, einige Künſtlergeſtalten hervor, die man den beſten an die Seite ſtellen darf, die Deutſchland in jener Zeit hervorgebracht hat. Es iſt das Dreigeſtirn Maximilian von Welſch, Anſelm Franz Freiherr von Ritter zu Grünſtein und Johann Anton Valentin Thoman. Zweck und Inhalt dieſer Arbeit iſt der Verſuch eines Beitrages aus dem Leben und Wirken Johann Anton Valentin Thomans, der nach Welſch der bedeutendſte Architekt iſt, deſſen Mainz im 18. Jahrhundert ſich rühmen kann.

1. Thomans Familie

Johann Valentin Anton Thoman wurde geboren am 30. Oktober 1695 als erſter Sohn des Kurfürſtlichen Kriegszahlmeiſters Johann Adam Thoman und ſeiner Ehefrau Maria Barbara, geborene Kilian. Beide Eltern ſtammten aus Würzburg und ſchloſſen 1690 in der Karmelitenkirche zu Mainz den Ehebund.[1] Dieſem entſproſſen neun Kinder, von denen drei Knaben waren.[2] Über die Jugendzeit Thomans ſind wir ſo gut wie gar nicht unterrichtet, doch gibt ein in dem erſten Viertel des 18. Jahrhunderts anhängiger Prozeß der Thomanſchen Erben gegen den mit ihnen verwandten Kaufmann Varrendrap in Frankfurt am Main wenigſtens einen allgemeinen Aufſchluß darüber.[3] Der Vater Thomans lebte in guten Verhältniſſen, die, wenn ſie auch nicht glänzend waren, ihm und ſeiner Familie Anſehen und Auskommen verſchafften. Er hatte bis 1694 das Amt eines Kriegszahlmeiſters in dem damals noch Kurfürſtlichen Dragoner-Regiment des Grafen von Leiningen inne. Dieſe Stellung verlor er jedoch, als das Regiment „mit Erlaſſung der Pflichten" an den Kaiſer abgetreten und einige Zeit ſpäter nach Erfurt in Garniſon gelegt wurde, um bald darauf nach Italien abzurücken. Der Vater Thomans führte von nun an den Titel eines „Kaiſerlichen" Kriegszahlmeiſters, doch ſcheint er eine amtliche Tätigkeit als ſolcher nicht mehr ausgeübt zu haben. Er wandte ſich infolgedeſſen Geldgeſchäften zu, die aber nicht von Erfolgen begleitet waren. Denn als er kurz vor Weihnachten, am 22. Dezember 1708, ſeiner acht Tage vorher geſtorbenen Frau in den Tod nachfolgte,[4] hinterließ er ſeinen neun Kindern, von denen der älteſte Sohn, Johann Valentin, 14 Jahre zählte und das jüngſte Kind, Franz Ludwig, noch im zarteſten Kindesalter ſtand, kaum die ärmlichſten Mittel zum Lebensunterhalt. Noch im Frühjahr 1709[5] traf die Kurfürſtliche Regierung die für die Erziehung der Kinder und die Bezahlung der von den Eltern hinterlaſſenen Schulden notwendigen Vorkehrungen; es wurde ein Kuratorium eingeſetzt, welches

für die Vertretung der Waiſen zu ſorgen und ihre etwaigen Rechtsanſprüche zu ſichern hatte. Es beſtand aus dem Bürgerhauptmann Peter Baptiſtella und Johann Georg Freißleben, Hof- und Reviſionsgerichtsprokurator, der früher bei dem Kriegszahlmeiſter Johann Adam Thoman als Sekretär gearbeitet hatte, ſowie als nächſtem Verwandten der Kinder dem Kurfürſtlich Mainziſchen Hofrat und Vizekanzleidirektor Johann Adam Michael Reibold. Man verteilte die neun Kinder auf Freunde und Verwandte und brachte ſechs von ihnen nach Würzburg. Zu den drei in Mainz zurückgebliebenen gehörte Johann Anton Valentin, der von dem Obriſt Maximilian von Welſch aufgenommen wurde und bei ihm längere Zeit „Herrn-Dienſte" verrichtete. Hiermit endet bereits die Kenntnis der Lebensbedingungen des jugendlichen Thoman. Während ſeiner nun folgenden Ausbildung als Ingenieur und Architekt blieben ſeine Familienverhältniſſe völlig zerrüttet. Es iſt nötig, mit einigen Worten die traurige Lage, die ſeine und ſeiner Geſchwiſter Jugend bedrückte, zu entrollen, um auf dieſem überaus dunklen Hintergrunde das Bild Thomans, wie es ſich im ſpäteren Alter zeigt, abzuheben und dem Verſtändnis zu erſchließen.

Die zwei Kuratoren der Waiſen hatten jahrelang eifrig nach Geldforderungen des verſtorbenen Kriegszahlmeiſters geforſcht, die, wie ſich Freißleben erinnerte, noch in ziemlicher Höhe Varrendrap in Frankfurt zu erfüllen hatte. Aber Jahre vergingen, ehe die treuen Männer das Erſehnte unter den herrſchaftlichen Kommiſſariatsakten im Jahre 1717 fanden. Inzwiſchen mußte für den Lebensunterhalt der Kinder und für die Bezahlung derjenigen Rückſtände geſorgt werden, die von den Eltern herrührten und deren Begleichung durch ihren plötzlichen Tod noch nicht möglich war. Sie ergab ſich aus den Verkäufen einiger Liegenſchaften und der Mobilien der Eltern. Nach Auffindung der vorbenannten Akten ſchritt man zur Einklagung der alten Thomanſchen Forderung bei dem Frankfurter Stadtgericht. Die Höhe der von Varrendrap zu leiſtenden Zahlung wurde mit Kapital und Zinſen laut einer Rechnung vom 14. März 1701 auf 10005 fl. 33$^{3}/_{4}$ Kreuzer angegeben. Auch für die damaligen Verhältniſſe war dieſe Summe nicht unbedeutend. Man verſteht, daß ihre Größe die Kuratoren dazu ermunterte, alle Kräfte für die Beitreibung einzuſetzen, um ihre Schutzbefohlenen der unverſchuldeten und ungewohnten Dürftigkeit zu entreißen. Es entſpann ſich nun ein jahrelanger Kampf vor den Gerichten, der immer wieder durch die geſchickten Einwendungen des in Gerichtsſachen gewandten Varrendrap in die Länge gezogen wurde und die geringen Mittel, über die die armen Waiſen verfügten, verzehrte. So mußte auch das Gut Tackenheim verkauft werden, das ihr Vater einſt von Varrendrap in Zahlung genommen hatte. Den Verkauf leitete „als nächſter Anverwandter dieſer verlaſſenen Pupillen" der ſchon genannte Hofrat und Vizekanzleidirektor Johann Adam Michael Reibold, der von der Kurfürſtlichen Regierung bereits ein Jahr nach dem Tode der Eltern Thomans mit der Generalvollmacht über die Verwendung des Gutes beauftragt worden war. Er veräußerte es am 9. September 1712 mit Genehmigung der Mainzer Regierung an das Domſtift zu Speyer für 5700 fl. Von dem Kaufſchilling bekamen aber die Kinder nichts, da das Geld für eine Abſchlagszahlung an die Kurfürſtliche Hofkammer hingegeben werden mußte, der der alte Thoman einen Rechnungsrezeß ſchuldig geblieben war. In dem Prozeß gelang es den Kuratoren nicht, eine für die Waiſen günſtige Wendung herbeizuführen, trotz einwandfreier Ausſagen, wie z. B. derjenigen des Johann Georg Stumpf, der von 1700 bis 1703 Schreiber bei Thoman war. Stumpf hatte ſich oft vergeblich bemüht, von Varrendrap Geldforderungen Thomans einzukaſſieren, und mußte ſogar einmal, als die Zahlungen ganz aufzuhören drohten, „einige Tücher zu rock und zeuch denen Kindern zu kleidern auf rechnung" dem Warenlager Varrendraps entnehmen. Im Gegenteil, der Rechtsſpruch des Frankfurter Stadtgerichts lautete ſo nachteilig für die Waiſen, daß die Kuratoren ſich veranlaßt ſahen, gegen dieſe Entſcheidung die höhere Inſtanz, das Reichskammergericht in Wetzlar, anzurufen. Die Angelegenheit verſchleppte ſich aber noch über weitere Jahre, und als endlich auf den „gnädigſten Fingerzeig" des Kurfürſten der Graf Schönborn in Wien am 28. Juni 1727 nach Mainz berichtet, daß er ſich der ſo „nachtrücklich empfohlene Rechtsſache" mit aller Aufmerkſamkeit vor dem Reichshofrat in Wien angelegen ſein laſſen wolle, verſiegt die Aktenquelle vollſtändig.

Ein zweiter Prozeß wurde vor dem Mainzer Hofkammergericht parallel zu dem vorigen verhandelt. Auch hier war der Grund der Klage eine alte Schuldforderung des verſtorbenen Kriegszahlmeiſters, und zwar gegen die Brüder Moyſes und Mayer Mayß, Schutzjuden in Mainz. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen zur Beitreibung des Geldes beſchreiten die Kuratoren den Klageweg und beantragen ſchließlich die Exekution gegen die beiden Gebrüder. Erſt nach zwei Jahren konnte dieſelbe ausgeführt werden. Ihr Haus wird „ausgeraumt und verkauft", und Mayer Mayß kommt 1723 in Schuldhaft.[6]

Die ſchwierige pekuniäre Lage, in der ſich unſer Thoman befand, hat er lange Jahre hindurch nicht überwunden; denn im Jahre 1721 ſchuldete er noch „vermög ajuſtirter Rechnung über 50 fl. ſeinen geſchwiſtern . . . ſo er mehr in kleidung und Koſtgeld verzehret, als ſeine Erbſchaft ertragen".[7] Sein Eintritt in die Reichsarmee erfolgte um das Jahr 1716, hatte aber auf die Beſſerung ſeiner Geldverhältniſſe zunächſt keinen weiteren Einfluß. Er hatte, wie ſo viele andere, das Handwerk des Kriegsmannes in der Hoffnung ergriffen, durch den Sold ein geſichertes Einkommen zu beziehen. „Zuverläſſig iſt", ſo ſchreiben 1767 einige Stabsoffiziere des Pfalz-Zweibrückiſchen Infanterieregiments, „das wenige officiers lediglich per honneur, ſondern ſowohl als wir ums Geld dienen".[8] Die Datierung ſeines Eintrittes in das oberrheiniſche Kreisinfanterieregiment von Pfalz-Zweibrücken ergibt ſich mit verhältnismäßiger Genauigkeit aus ſeinen eigenen Angaben, die er gelegentlich einer Eingabe als Regimentsoberſt in hohem Alter darüber macht. So bezieht er ſich im April des Jahres 1772 einmal auf ſeine „bereits 54 Jahre" währende Dienſtzeit als Oberoffizier im oberrheiniſchen Kreis,[9] und am 30. September desſelben Jahres verſichert er „auf Parol, treu und glauben eines redlich denkenden und in die 56 Jahre Einem hochanſehnlich Kreis dienenden Offiziers" die Richtigkeit gewiſſer Angaben. Der Unterſchied von zwei Jahren, der hieraus hervorgeht, muß auf das Konto ſeines hohen Alters geſetzt werden, in welchem auf die Zuverläſſigkeit

des Gedächtniſſes auch bei anderen Perſonen nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann. Die letztere Angabe Thomans hat die größere Wahrſcheinlichkeit, da doch kaum angenommen werden kann, daß er erſt nach ſeiner Verehelichung in das Regiment eingetreten iſt, wodurch er, wie bereits gezeigt wurde, überhaupt erſt ein ſicheres Einkommen erwarten konnte.

Johann Valentin Anton Thoman war zweimal verheiratet. Der erſten Ehe, die er am 11. Januar 1717 in der St. Emmeranskirche mit Maria Eliſabetha Kamin einging,[10] entſproß nur eine Tochter, deren Taufeintrag auf die Namen Maria Eliſabetha lautet. Ihre Pate war eine Schweſter Thomans, Maria Eliſabetha. Die Taufe wurde am 4. Februar 1721 vollzogen. Aber ſchon am darauffolgenden Tage meldet das Kirchenbuch von St. Ignaz, in deſſen Pfarrbereich Thoman gewohnt zu haben ſcheint, den Tod dieſer Tochter. Die Dauer der erſten Ehe Thomans iſt aus den Mainzer Kirchenbüchern nicht erſichtlich. Der Todeseintrag ſeiner Gattin Anna Eliſabetha vom 25. Dezember 1749 im Kirchenbuch von St. Stephan kann ſich jedoch nur auf die zweite Gemahlin beziehen, da ausdrücklich dabei ihr Alter von 46 Jahren bemerkt wird.[11] Die zweite Ehe ſcheint kinderlos geweſen zu ſein; jedenfalls melden die Mainzer Kirchenbücher darüber nichts, und auch ſpäter erfahren wir nichts über direkte Nachkommen Thomans. Der während des ſiebenjährigen Krieges im Regimente Thomans auftauchende Leutnant Thoman iſt wohl identiſch mit ſeinem jüngſten Bruder. Er wurde nach dem Tode der Eltern nach Würzburg gebracht und dort lange Zeit im Julius-Hoſpital erzogen, kehrte ſpäter nach Mainz zurück[12] und nahm hier Dienſte im Regiment ſeines Bruders. Bis 1740 war er Sergeant, bewarb ſich am 28. Dezember 1740 mit Erfolg um eine Fähnrichsſtelle[13] und machte den ſiebenjährigen Krieg als Leutnant mit.[14] Als ſolcher beſcheinigt er auf der Feſtung Roſenberg oberhalb Kronach am 4. Juni 1759 dem oberrheiniſchen Feldkriegskommiſſar A. C. Müller die richtige Einhändigung von 110 fl. für einige alte Mannſchaften und Rekruten des Regimentes[15] und quittiert am 16. April 1758 über 12 fl. für eine „Vorſpanns Conſignation" des oberrheiniſchen Kreisinfanterieregiments Pfalz-Zweibrücken von 36 Achſen. In der Regimentsliſte vom März 1759 wird er bereits krank gemeldet und ſtirbt am 1. Dezember desſelben Jahres. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Kindern im mündigen Alter. Sein Sohn Jakob Martin, der ſich im Jahre 1773 mit Antoinetta Gerlach vermählte, ſtarb im darauffolgenden Jahre kinderlos.

Die Familie des zweiten Bruders, Nikolaus Joſeph, der ebenfalls nach dem Tode der Eltern in Würzburg erzogen wurde, und zwar von einem geiſtlichen Herrn, war zwar zahlreicher, erſtreckte ſich aber doch nur über zwei Generationen. Seine beiden Söhne waren verheiratet. Die auffallende Tatſache, daß ihre beiden Gemahlinnen nicht nur denſelben Mädchennamen, ſondern auch einen Vornamen gemeinſam hatten, läßt vermuten, daß es ſich um ein und dieſelbe Perſon handelt. Dann hätte alſo nach dem Tode Karl Joſephs ſein jüngerer Bruder Johann Lorenz die Witwe ſeines Bruders geheiratet.[16] Dieſer Ehe, die zu St. Quintin am 5. Januar 1744 geweiht wurde, entſproſſen drei Kinder. Ein Sohn, Georg Valentin, ſtarb im Alter von 12 Jahren; eine Tochter, Maria Joſepha, vermählte ſich 1770 mit dem Kurfürſtl. Hofkammerat J. J. von Stubenrauch, der ſpäter wegen Rechnungsfälſchungen, die er auf Reiſen des Kurfürſten verübt hatte, in Unterſuchungshaft geriet. 1776 wird er der Beleidigung einiger Dikaſterial-Perſonen angeklagt und ſeiner Stelle als Münzwaradein und Finanzbeamter enthoben. Am 18. Februar 1782 wurde eine Unterſuchung gegen ihn wegen neuerlicher Verbreitung von Pasquillen verfügt. Seinen wiederholten Bemühungen gelang es nicht mehr, die Gunſt des Kurfürſten zurückzugewinnen. Er ſcheint darauf mit ſeiner Familie aus Mainz verzogen zu ſein.[17] Aus ſeiner Ehe mit der „Nichte des Generals Thoman", wie er ſeine Braut 1768 bezeichnet, ging eine Tochter hervor. Sie wurde 1771 in der St. Emmeranspfarrei auf die Namen Maria Margaretha Katharina Franziska getauft. Ihre Paten waren die beiden Großmütter, Katharina Franziska Thoman, geborene Heldt, und Maria Margaretha von Stubenrauch, geborene Dreymühlen. J. von Stubenrauch ſtarb ungefähr um 1788.

1781 wanderte mit dem Traiteur Jakob Thoman aus Datſchitz in Böhmen eine zweite Familie Thoman in Mainz ein. Sie trat aber ſcheinbar nicht in verwandtſchaftliche Beziehung zu derjenigen unſeres Thoman. Angehörige dieſer Familie leben noch heute in Zürich.

Thoman hat, wie aus den Eintragungen in den Kirchenbüchern verſchiedener Pfarreien hervorgeht, öfter ſeine Wohnung gewechſelt, ehe er in ein eigenes Heim einzog. Im Jahre 1753 wohnte er in der Eppichmauergaſſe am Ballhaus. Dieſe Wohnung iſt offenbar identiſch mit derjenigen, welche bei der Stadtviſitation vom 7.—13. Juli 1765 genannt wird. Das Haus gehörte zum St. Stephansſtift. Der inſpizierende Stadthauptmann bemängelte hierbei einen ſchadhaften Rauchfang über dem Waſchkeſſel „und der Keſſel mit borth umfaßt."[18] Seiner Stellung als Offizier hatte Thoman manche Beziehungen zum Adel zu verdanken, der damals noch abgeſchloſſener war als etwa heute. Es ſpricht für die große Wertſchätzung, die er ſich in verhältnismäßig kurzer Zeit errungen hatte, daß er einem Manne vom Stande von Ritters zu Grünſtein die Wage hielt, obwohl dieſer nicht allein durch ſeine Geburt, ſondern auch durch das ihm frühzeitig übertragene bedeutende Amt eines Kurmainzer Baudirektors äußerlich der überlegenere Teil war. Aus dem Dunkel einer verworrenen und unglücklichen Jugend mußte Thoman in harten Jahren aus eigener Kraft den Weg aufwärts finden. So ward er nicht ein Mann von geſchmeidigen Worten, wie z. B. der viel jüngere Franz Ignaz Michael von Neumann, ein Sohn des berühmten Würzburgers, der ſein Mainzer Domkuppelprojekt in den Jahren 1771—1772 gegen die Angriffe Thomans mit ſo überlegener Beredſamkeit verteidigte, daß dadurch längere Zeit ſeine künſtleriſche Bedeutung auf Unkoſten Thomans überſchätzt worden iſt. Unter den nachgelaſſenen Papieren des bedeutenden Mainzer Kunſtforſchers Dr. Friedrich Schneider befindet ſich ein Dispoſitions-Entwurf für die dichteriſche Verwertung dieſes Architektenſtreites, in dem bezeichnenderweiſe die Rolle des Helden Franz Ignaz Michael von Neumann zufällt, während die Geſtalt Thomans zu einem ehrgeizigen und heimtückiſchen Alten verzerrt werden ſollte, deſſen Ziel es war,

ſeinen Konkurrenten Neumann durch Intrigen zu ſchädigen. Wie weit ab von dieſer Maske lag der wirkliche Charakter Thomans, deſſen Schlichtheit und Anſpruchsloſigkeit ein prahleriſches Auftreten verſchmähte und ihn zu ſeinem eigenen Schaden veranlaßte, ſich oft viel zu ſehr im Hintergrunde zu halten. Einige Jahre vor ſeinem Tode bekennt er denn auch, daß gerade dieſe Art es geweſen ſei, die ihm „auch zeitlebens . . . ſchaden verurſacht" habe.[19] Ob Thoman irgendwelche perſönliche Beziehungen zu Standesperſonen gepflegt oder unterhalten hat, iſt einſtweilen nicht völlig klar erkennbar; in gewiſſer Weiſe deuten ſeine Briefe an den Fürſtbiſchof von Speyer darauf hin.[20] Doch müſſen ſolche auch mit anderen gewiß beſtanden haben, begünſtigt und gefördert durch ſeine Stellung als Offizier und Künſtler. Nach ſeiner Ernennung zum Obriſten des Regiments von Pfalz-Zweibrücken, die 1756 erfolgte, findet ſich häufig in den Regimentsakten die Bezeichnung „von Thoman". Er ſelbſt gebrauchte dieſes Adelsprädikat niemals. Die Schreibweiſe ſeiner Vornamen in: I: A: V: Thoman, die er der Reihenfolge ſeiner Taufnamen vorzog, mag in Verbindung mit ſeinem hohen militäriſchen Range Mißdeutungen veranlaßt haben. Thoman ſchrieb ſeinen Familiennamen nur mit einem n. Der Schlußſchnörkel, den er am Ende ſeines Namens gebrauchte, könnte allerdings auch für ein verkümmertes oder auseinandergezogenes zweites n geleſen werden. Dieſe Lesart wäre jedoch gewaltſam. Dagegen findet man ſeinen Namen in vielen wichtigen Aktenſtücken nur mit einem n, und ſo möchte ich in Übereinſtimmung mit Schrohe dieſer Schreibweiſe den Vorzug gewähren. Wie viele Bürgerliche, führte auch Thoman ein Wappen. Es zeigt auf einem horizontal geteilten Schilde in der oberen Hälfte drei ſechseckige Sterne, in dem unteren Felde zwei gekreuzte Federkiele. Die Helmzier beſteht in einer Geſtalt im langen Gewande, die in ihrer ausgeſtreckten Rechten einen ſechszackigen Bliţ ſchwingt. Das Wappenſchild wird von dürftigen Barock-Verzierungen umkleidet.

2. Thomans militäriſche Tätigkeit.

Schon in jungen Jahren war Thoman, wie gezeigt wurde, in das oberrheiniſche Kreisinfanterieregiment von Pfalz-Zweibrücken eingetreten und tat in demſelben von etwa 1718—1730 Leutnantsdienſte. Das Regiment gehörte zu den Reichstruppen und war das zweite Infanterieregiment des oberrheiniſchen Kreiſes.[21] Jedes der beiden Regimenter zählte ungefähr 825 Mann und war in zwei Bataillone eingeteilt, von denen jedes wiederum mehrere Kompanien hatte. Dieſe waren wiederum geteilt und in vielen kleinen und größeren Garniſonen ſtationiert. Im Durchſchnitt zählte eine Teilkompanie 70 Mann und wurde von einem Hauptmann befehligt. Am 29. November 1729 kam Thoman „um accomadation wegen des verſtorbenen Hauptmanns Demers"[22] ein und erhielt am 20. November 1732 das Patent als wirklicher Hauptmann der Kornbergiſchen Kompanie.[23] Als ſolcher hat er auch „etliche täge darnach nach ſicherer Eingezogener Kundſchaft, ſein Zug und Wachten quà Hauptman würcklich gethan, mithin ihme das monatliche ſervicegeld pro decembri und ſo weiters forthin gebühre, mit dem Erſuchen ahn das billeten amt die Ordres zu ſtellen, daß ihme der Monat december, ſo wegen abgang des original patents zurückbehalten worden, gereichet und bezahlet werden möge". Am 30. März 1748 wurde er als zweitälteſter Hauptmann zum zweiten Major im oberrheiniſchen Kreisregiment ernannt.[24] Drei Tage ſpäter erfolgte die Protokollierung ſeines Patentes in Frankfurt. Aber ſchon ſeit 1744 wird er in kurfürſtlichen Dienſten als Major und im November desſelben Jahres auch als Obriſt-Wachtmeiſter genannt. Als ſolcher bat er am 15. September 1744 „umb gage, Pfert portion, und ſervice zu Laag". Bei Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges wurde er zum Oberſt des oberrheiniſchen Kreisregiments von Pfalz-Zweibrücken ernannt, weil Oberſtleutnant von Buttlar und Obriſt von Mogen Bedenken hatten, die bevorſtehende Kampagne mitzumachen.[25] Dadurch waren dieſe beiden Stabsſtellen erledigt worden. Die erſtere erhielt der 17 Jahre in Dienſten ſtehende Hauptmann Georg Wilhelm von Buſeck in Fulda am 2. Mai 1757, die leţtere Thoman.[26] Seine erſte Sorge galt der Mannſchaft, für die er bereits im Juni, alſo jedenfalls unmittelbar nach ſeiner Ernennung zum Oberſten, um Erhöhung ihrer Löhnung von 3 auf 4 Kreuzer einkam, da die Zeiten, wie er ſagte, jeţt viermal ſo teuer ſeien als früher. Im gleichen Monat, und zwar am 11. Juni 1757 bat er gemeinſchaftlich mit zwei anderen Oberſten des oberrheiniſchen Kreiſes, Stüţer und Boţheim, um Aufbeſſerung.[27] So zog er denn als Mann von 62 Jahren hinaus in den Krieg und nahm für Kaiſer und Reich willig die Strapazen eines Feldzuges auf ſich, in welchem er und ſeine Offiziere in „harten Wintercampagnen, mit Zuſeţung ihrer Geſundheit und vermögens und ohne die Stabsgage zu genießen, in der vollkommenſten Treue" dienten, „ſodaß ſie nun unter den Waffen alt und grau worden."[28]

Das Regiment Pfalz-Zweibrücken beſtand ebenſo wie das von Naſſau-Weilburg aus meiſt ganz kriegsunbrauchbaren, mißgeſtalteten, gebrechlichen oder zu alten Mannſchaften und hatte ſchon im Lager von Frankfurt, wo die Formationen vorgenommen wurden, unter Deſertionen zu leiden.[29] Ganze Kompanien löſten ſich auf. Die Verfaſſung des Reichsheeres war überhaupt die denkbar ſchlechteſte, ſodaß die Fahnenflucht als ein ſtändiges, furchtbares Übel außerordentlichen Umfang annehmen mußte. Mit einer ſolchen Armee konnte ſelbſt ein ſo tüchtiger Führer wie der Prinz von Hildburghauſen,[30] der über die Reichstruppen das Oberkommando innehatte, keine Lorbeeren erringen, und oft betonte er ſchmerzlich die Minderwertigkeit ſeiner Völker. Von Frankfurt marſchierte das Regiment Thomans über Markbitter, wo es im Auguſt biwakierte, nach Fürth bei Nürnberg. Dort wurde das Reichsheer verſammelt und ſollte vom Reichsfeldherrn inſtruktionsgemäß auf den Kaiſer vereidigt werden. Da die Vereidigung, die reichsgeſeţlich feſtſtand, ſeit dem Verfall der kaiſerlichen Macht in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber unterblieben war, drohte ein allgemeiner Aufruhr. Die Vereidigung unterblieb deshalb. Die Reichsarmee, bei der ſich auch das Regiment Pfalz-Zweibrücken befand, rückte nun langſam in Sachſen ein.[31] Im September lagerte das Regiment Thomans auf dem Marſche nach Langenſalza, wo die Reichsarmee ſich mit den inzwiſchen eingedrungenen Franzoſen unter Soubiſe vereinigen wollte, in Merlebs und Weiſach[32] und er-

reichte am 17. Oktober Erfurt. Am 19. Oktober rückte Thoman in Weimar ein. Nun begann der Vormarsch des Prinzen von Hildburghausen auf Leipzig.

Thoman scheint in Weimar in der Nachhut gewesen zu sein; denn während die Reichsarmee am 20. Oktober in Dornburg und am 24. auf ihrem Vormarsch gegen Leipzig mit dem Gros Teuchern erreichte, die Avantgarde aber schon in Pegau stand, quittierte Thoman noch am 23. Oktober in Weimar über 12 Rationen Hafer für das Kommandovorspann, welches Brot für sein Regiment führte.[33] Der Vormarsch des Prinzen von Hildburghausen wurde durch die zögernde Haltung Soubises gehemmt, sodaß sich die Reichsarmee am 30. Oktober wieder hinter die Saale zurückziehen mußte.

Am 31. Oktober ging der König von Preußen vor und wandte sich überraschend nach Weißenfels. Dort hatten vier Bataillone der Reichsarmee, bei denen sich auch Thoman befand, und fünfzehn französische Grenadier-Kompanien die Sicherung des Rückzuges mit dem Befehl übernommen, überlegenen feindlichen Streitkräften zu weichen. Die unvermutet auftretenden Preußen sprengten die Tore und machten die Posten nieder oder gefangen. Hildburghausen und Prinz Georg von Hessen-Darmstadt bemühten sich vergeblich, einen geordneten Rückzug einzuleiten. Sie ließen die überdachte, schon zum Abbrennen vorbereitete hölzerne Brücke abreißen und anzünden. Die französischen Truppen konnten sich auch noch über die brennende Brücke in Sicherheit bringen, von den Reichstruppen aber gerieten 300 Mann, denen der Rückzug abgeschnitten war, in Gefangenschaft.[34] Noch am selben Abend bezog das Reichsheer Lager bei Markwerben und Burgwerben.

Das Haupttreffen stand jedoch noch bevor. Der König, der seinen Gegnern energisch nachdrängte, erzwang am 5. November 1757 die denkwürdige Schlacht bei Roßbach, in der, wie sicher angenommen werden kann, auch Thoman mitgefochten hat. Friedrich zwang hier seine Feinde auf dem sächsischen Kriegsschauplatz fürs nächste nieder und bekam so die Hände für Schlesien frei. Die geschlagene Armee marschierte über Saalfeld nach Lichtenfels am Main, wo sie am 16. November 1757 eintraf.

Die schlechte Verpflegung und die fast ständigen Biwaks während des Feldzuges im Jahre 1757, die Geldnot und der unkriegerische Geist seiner Truppen scheint Thoman in einem Bericht vom 27. November 1757 mit unverhüllten Worten ärgerlich gekennzeichnet zu haben, wofür er wegen der „darin enthaltene ein und andere gar[35] anstößige Ausdrucksweise“ vom Kreiskonvent getadelt wurde.

Noch während des Jahres wurde der „Pfalz-Zweibrückische Obrist mit der Compagnie dann Artillerie von Helmbrechts nach Bereck und Gericht“ beordert.

Während des Winters wurde die Verbesserung des Reichskriegswesens beraten, und am 13. Februar 1758 trat in Nürnberg der „Generalverpflegungsadmodiationskongreß“ zusammen, dem darüber die Entscheidung übertragen worden war.[36] Die Schäden, an denen die Reichsarmee litt, waren jedoch zu groß, als daß sie in wenigen Monaten hätten behoben werden können. Der schlimmste Feind der Reichstruppen, die zerrüttete Verwaltung, bedrohte auch noch nach diesen Anstrengungen die Kriegsbrauchbarkeit der Armee und bewies die Unbrauchbarkeit des damals schon dem Untergange zutreibenden Systems.

Im Februar wechselte zudem noch das Oberkommando in der Person. Der Kaiser übertrug dem zum Feldmarschall ernannten Prinzen Friedrich von Zweibrücken den Oberbefehl über die Reichsarmee;[37] Prinz von Hildburghausen ging nach Wien.

Das Regiment Thomans hielt sich in den folgenden Monaten in Oberfranken auf und stand im April in Kulmbach. Von dort meldete Thoman am 18. April Pferdekrankheiten[38] und wandte sich an den Kreisdirektor in Frankfurt, um anstelle des Fähnrichs von Kirnberg, der bisher Adjutantendienste beim Obersten des Regiments Pfalz-Zweibrücken versehen hatte, einen gewissen Joseph Droß aus Algesheim vorzuschlagen.[39] Währenddem verfügte der Hofkriegsrat in Wien, keineswegs von der Zuverlässigkeit der Reichsarmee überzeugt, das Treffen für das Jahr so einzurichten, daß die österreichischen Regimenter an die beiden Flügel kamen und die Kreisregimenter in die Mitte zu nehmen hatten.

In dieser Anordnung bezog die kaiserliche und die Reichsarmee zum erstenmale bei Teplitz in Böhmen am 30. Juli 1758 Lager. In Böhmen mußte das Regiment Thomans viele Kranke ins Lazarett legen.

Am 22. Oktober versammelte der Prinz von Zweibrücken das Gros der Reichsarmee bei Berggießhübel (südlich von Pirna), um die Befreiung Sachsens einzuleiten, solange der König sich nach Schlesien wandte.

Die Reichsarmee hatte die Aufgabe, Torgau und Leipzig zu nehmen, doch erreichte sie ihr Ziel nicht, da inzwischen der König ebenfalls gegen Sachsen vorrückte. Der Prinz von Zweibrücken, der auf dem Marsche nach Leipzig am 13. November Waldheim erreicht hatte, gab daher den Plan auf und trat den Rückgang nach Chemnitz an, wo er am 17. November eintraf. In den nächsten Tagen verharrten alle Teile der Reichsarmee in den eingenommenen Stellungen. Am 20. November ging die Armee auf Zwickau zurück, wich am 24. November in der Richtung nach Hof den nachdrängenden Preußen aus und bezog am 29. November Winterquartiere, Thoman das seinige in Burkundstadt.

Am Ende des Jahres 1758 betrug die Lazarettrechnung des Regimentes 281 fl. 48 $^1/_2$ Kreuzer, die der Feldscher Th. Kyburg vom Regiment Nassau-Weilburg teils in böhmischer Valuta, teils in Reichskurs von Thoman erhielt.[40] Dieser hatte nassauischen Rekonvaleszenten Geld geliehen, um sie auf ihrem Marsche nach Erfurt nicht Not leiden zu lassen. Aber nur einen kleinen Teil erhielt Thoman zurück, worüber er eigenhändig in einem Briefe vom 14. Oktober 1758 quittierte.[41] Thoman erlitt auch noch andere Geldverluste, und zwar durch den ihm untergebenen Oberstleutnant von Buseck, der das Fuldaische Kontingent führte. Buseck hatte während der Kontingentstrennung[42] Regimentsgelder, die dem „Obrist von Thoman“ gehörten, nicht ausgeliefert.[43] Der Streit, der sich um 245 Gulden

drehte, zog ſich durch alle Kriegsjahre hin, denn die Angelegenheit wurde in Frankfurt vor dem Kreisdirektorium verhandelt und erheiſchte durch die zu überwindenden Entfernungen und die damit verbundene ſchwierige Verſtändigung viel Zeit.

In dem nun folgenden Winter verſuchte man die durch Krankheiten, Deſertionen und andere Verluſte ſehr herabgeminderte Reichsarmee in ihrer ehemaligen Gefechtsſtärke wiederherzuſtellen, jedoch vergebens. Thoman befand ſich vermutlich auf dem rechten Flügel der Reichsarmee, der vom General von Hadik kommandiert wurde. Der Reichshofrat in Wien wünſchte für das Jahr 1759 eine ſolche Aufſtellung der Armee, daß ſowohl der fränkiſche Kreis gedeckt war, als auch ein Einfall in Böhmen verhindert werden konnte. Daraufhin wurde das Hauptquartier der Reichsarmee nach Kulmbach gelegt und Aufſtellung in der Gegend von Stadt-Steinbach, Kupferberg und Kulmbach genommen. Als aber im Mai dje Preußen durch den Frankenwald drangen, wichen die Reichstruppen überall dem gefürchteten Gegner aus und duldeten ſogar die Zerſtörung der Magazine in Ochſenfurt, Schweinfurt, Kitzingen und Marktbreit. Danach zogen ſich die Preußen wieder nach Norden zurück, gefolgt von der Reichsarmee. Das Regiment Thomans trat, ebenſo wie die geſamte Reichsarmee, in dieſem Jahre in keine größere Aktion ein und wurde im Mai auf der Veſte Kronach und in Erfurt gegen den andringenden Prinzen Heinrich verwandt.[44]

Im Juni 1759 lag Thoman mit dem Hauptteil ſeines Regiments immer noch in Erfurt. Die vier Fuldaiſchen Kompanien unter von Buſeck ſtanden in Kronach, da ſie ihre Bagage verloren hatten und nicht „kampieren konnten“. In Erfurt wurde das Regiment mit neuer Montur verſehen, die aber zu eng und außerdem ſchlecht war. Thoman führte in einem Schreiben vom 26. Juni 1759 darüber Beſchwerde.[45] Am 13. Juni brach der Prinz von Zweibrücken aus der Gegend von Forchheim auf, um ſich über Bamberg und Hofheim gegen Sachſen zu wenden. Im Auguſt desſelben Jahres lag das Hauptquartier endlich in Leipzig.[46] Im Februar des folgenden Jahres kam der Feldkriegskommiſſar A. C. Müller aus Lobenſtein nach Burg und beſtätigte von dort aus, daß „wirklich einige Kompagnien, worunter ſogar die Kayſ. Königl. Falkenſteiniſche begriffen iſt, die Löhnungsgelder, ſeit einiger Zeit“ abgingen und daher „Herr Obriſt von Thoman ſowohl als ich (A. C. Müller), teils aus Unvermögen, teils wegen dem Verdruß und Gefahr, ſo man wegen der Berechnung und Erhaltung ſeines Vorſchuſſes hat, uns endlich dieſer geleiſteten Hilfe entziehen müſſen“. 600 fl., die Thoman bei dem Ausmarſche als Vorſchuß erhalten hatte, waren 1760 alſo längſt aufgebraucht, und ſo mußte er, wie wir auch hier ſehen, wiederholt in die eigene Taſche greifen. Die Gage Thomans betrug zu jener Zeit 45 fl., wozu noch 13,30 Gulden an „Adjuto“ und 8,15 Gulden an Fouragezulage kamen. Hierzu kam noch die Gage, die er als Obriſtleutnant bezog. Sie betrug in Friedenszeiten pro Vierteljahr 114 fl. 45 Kreuzer inkluſive Korreſpondenzgelder. Im Kriege wurde ſie erhöht durch eine beſondere Zulage.[47] Am 21. März 1760 zeigte Thoman aus Münchberg den Diebſtahl von zwei Ballen Decken an, die vom Bagagewagen geſtohlen worden waren.[48] Einen Monat ſpäter wurde das erſte Bataillon des Regiments in Hof und am darauffolgenden 22. April 1760 das zweite Bataillon in Hirſchberg durch den Generalfeldmarſchall Grafen von Stolberg gemuſtert.[49] Das Regiment hatte während der langen Kriegszeit in ſeinem Beſtande ſehr gelitten und erreichte nicht mehr die vorgeſchriebene Kriegsſtärke. Sogar über fehlende Offiziere berichtete Thoman von Hof aus am 4. Mai 1760 und klagte beſonders über das Kontingent des Grafen von Wittgenſtein, welches allein anno 1757 bei Weißenfels 25 Mann als preußiſche Kriegsgefangene verloren hätte „und ſind noch zu Magdeburg, die übrigen ſind nach und nach deſerteurt, wo dann ex post der Leutnant mit Urlaub zum löbl. Standt[50] gegangen, um wieder, was fehle zu rekrutieren, iſt nicht wiedergekommen, und will vorgegeben werden, als ſeye Er mit den Recrouten in Hannöverſche Gefangenſchaft gerathen der Erſatz als wäre ein Lieutnant, ein Corporal, ein Tambour und 23 Gemeinde, der komplete Standt were 31 Köpf“. Dem Regimente waren „ſeit zwei Jahren über 200 Köpf in der Gefangenſchaft abgegangen, und niemand weiß auf was art“.[51] Von Hof aus marſchierte das Regiment über Pauſa[52] nach Dresden, das am 5. September 1759 die Öſterreicher und die Reichsarmee Friedrich dem Großen abgenommen hatte. Thoman lag dort offenbar längere Zeit im Quartier. Er quittierte unterm 9. Juli 1760 aus Dresden-Vorſtadt über 54 fl. „Obriſtadjuto“, 33 fl. Fouragezulage und 128 fl. Obriſtleutnantsfriedensgage, die er von A. C. Müller „teils in gold, teils in Münze“ erhalten habe.[53] Im September 1760 iſt er im Hauptquartier Belgern und in Schilda nachweisbar.[54] Im November desſelben Jahres bezog er wieder Winterquartier, diesmal in Mittelbach. Dort wurde das Regiment tüchtig verproviantiert. Es bezog zu dieſem Zwecke 18 ungariſche Ochſen, die von Müller mit 8 fl. ſächſiſcher Münze eingekauft worden waren.[55] Am 3. November ſchlug Friedrich die Öſterreicher unter Daun bei Torgau an der Elbe, wodurch er Sachſen mit Ausnahme von Dresden wieder in ſeine Hände bekam. Infolgedeſſen zog ſich die Reichsarmee, die dort vornehmlich gekämpft hatte, zurück, und auch das Regiment Pfalz-Zweibrücken ſtand Anfang Januar 1761 bereits in Leutenburg im Koburgiſchen.[56] Friedrich warf ſich nun mit verſtärkter Wucht auf Schleſien, wohin Teile der Reichsarmee, darunter das Regiment Pfalz-Zweibrücken, ſich ebenfalls gewendet hatten. In Hirſchberg bezog Thoman wieder Quartier. Von dort beſchwerte er ſich am 16. Mai 1761 über die mangelhafte Rückzahlung von Guthaben, auf welche „die Kompagnie und Kontingentskommandanten nun ſchon in das dritte Jahr warten“. Dadurch würde die Dienſtfreudigkeit nicht gefördert, denn „man habe auch ſchon verſchiedene vertrüßliche Vorwürf hören müſſen“. Er ſchickte deshalb den Regimentsquartiermeiſter Zimmermann nach Frankfurt am Main, um dieſe langwierige Sache zu beenden.[57] Mitte Auguſt wehrte Thoman in einem „Promemoria“ an den Kreis aus dem Feldlager bei Ronneburg weiterem Ankauf von Vieh, da die Weiden in einem Monat ſchlecht ſeien und das Vieh dann abnehmen werde, wodurch ihm und Major von Runckwitz[58] ſchon beträchtlicher Schaden zugefügt worden war. Es ſei alſo untulich, das Regiment bis zum Ende dieſer Kampagne mit Schlachtvieh zu ver-

ſorgen, wenn nicht ein hochlöblicher Kreis ſich gleich andern Kreiſen dazu entſchlöſſe, für die Herausnahme des Viehes gutzuſprechen und den entſtandenen Schaden zu erſetzen.[59] Das Frühjahr 1762 brachte eine entſchiedene Wendung zugunſten Friedrichs; ſeine perſönliche Feindin Kaiſerin Eliſabeth von Rußland war am 5. Januar geſtorben. Ihr Nachfolger, Zar Peter III., ein Verehrer Friedrichs, ſtellte ſofort die Feindſeligkeiten ein, wodurch Friedrich die Hände gegen die Öſterreicher und die Reichsarmee freibekam. Das Regiment Pfalz-Zweibrücken zog von Ronneburg weiter durch Sachſen und ſtand im Februar 1762 in Neuſtadt an der Orla.[60] Schlag auf Schlag folgten nun die Ereigniſſe, durch die Schleſien außer Glatz von Preußen wiedergewonnen wurde. Erfolgreich, wie im Oſten, war Friedrichs Heer auch im Weſten, wo Prinz Ferdinand von Braunſchweig am 26. Juli bei Wilhelmstal, in der Nähe von Kaſſel, die Franzoſen ſchlug, und am 29. Oktober wurde ſchließlich das Kriegsglück durch den Sieg des Prinzen Heinrich von Preußen bei Freiburg in Sachſen über das Reichsheer unter dem Generalfeldmarſchall Grafen von Stolberg-Geldern endgültig an die Fahnen des Preußenkönigs geheftet. Das Regiment Thomans kann bei dieſem Entſcheidungskampf mitgefochten haben; denn es war, wie 1767 die Offiziere in einer Eingabe an den Kreis hervorheben, immer dicht am Feinde und bewies bei jeder Gelegenheit ſeine Tüchtigkeit, beſonders in den Belagerungen von Sonnenſtein, Dresden und Wittenberg, in der „glücklichen Aktion zu Strelen" und auch in der großen Kanonade von Weißen, nach welcher der Feldmarſchall Prinz Friedrich im Beiſein der hohen Generalität ſich mit größter Belobigung über das Regiment ausſprach.[61] Auf beiden Seiten war man jetzt aber faſt erſchöpft. Nachdem im Frieden von Paris Frankreich durch England verpflichtet worden war ſich kriegeriſcher Unternehmungen gegen Friedrich zu enthalten, zog auch das Reich allmählich ſeine Truppen zurück und machte mit dem Könige Frieden. Im Februar 1763 zieht auch das Regiment Thomans auf dem Rückmarſch nach Mainz in Kulmbach wieder ein. Am 15. Februar erfolgte der Friedensſchluß zu Hubertusburg bei Grimma und damit das Ende des Krieges. Nach ſieben langen und entbehrungsreichen Kriegsjahren, in denen Thoman und ſeine Offiziere mit vollkommenſter Treue gedient hatten, kehrte nun das Regiment in ſeine Heimatsgarniſonen zurück, Thoman nach Mainz. Nach ſeiner Rückkehr war Thoman damit beſchäftigt, Regimentsrechnungen ſowie ſeine Auslagen dem Kreiskonvent vorzulegen und ſein Regiment wieder in geordneten Friedenszuſtand zu bringen. Auch noch im folgenden Jahre hatte er mit Abrechnungen zu tun, wonach er ſchließlich 1174 fl. für alle Feldgagen ſeines Regimentes erhielt.[62] Übrigens forderte Thoman gleichzeitig von der Kreiskaſſe die von ihm verauslagten Gelder für die Verköſtigung der Kranken in den Lazaretten und für die Särge der Verſtorbenen zurück, wurde aber kurzerhand abgewieſen.[63]

Die gebührende Anerkennung für ſeine Dienſte war Thoman ſchon 1765 durch die Ernennung zum Kurmainziſchen General-Major zuteil[64] geworden. Im ſelben Jahre bewarb er ſich um den Charakter eines General-Majors im oberrheiniſchen Kreis „in ſtatt des mit Tod abgegangenen von Botzheim".[65] Bis an ſein Lebensende bezog Thoman nur die Gage eines Oberſtleutnants. Auch den Bitten ſeiner Offiziere, die am 23. September 1757 dem Kreiſe vorſchlugen, ihrem verehrten kommandierenden Oberſten die Stellung eines Inhabers des Regiments einzuräumen, da dieſelbe durch den Tod des Feldmarſchalls Friedrich von Pfalz-Zweibrücken[66] erledigt worden war, zeigte ſich der Kreis unzugänglich und gewährte ihm nicht einmal das von ihm 1772 nachgeſuchte ſtandesgemäße Quartiergeld als Obriſt. Allerdings erkannte man die Berechtigung ſeiner Anſprüche an, und der gräflich Lichingiſche Geſandte de Neufville[67] betonte in ſeinem Gutachten, daß er dem Kreiskonvent vorlegen mußte, „man müßte alle Regeln der natürlichen Billigkeit verkennen, wenn man das Geſinnen des H. Obriſten von Thoman mißbilligen wollte". Trotzdem wurde das Geſuch abgelehnt, weil die „desfalſige Verfügung in Betreff des beregten Herrn Obriſten von Thoman von der Gnade Ihro churfürſtlichen Gnaden zu Maintz einzig und allein abhangen" und es auch noch zu erwägen ſei, ob ein löblicher Stadt-Rat zu Mainz, der dem Löbl. Churkreis angehört, „einen zum Ober-Rheiniſchen Creis und zur Grafſchaft Königſtein angehörigen Offizier, zu denen Zeiten wo keine Creis-Garniſon in Maintz lieget ein Quartier zu geben gehalten ſeye".[68] Wenn auch die zuſtändigen Perſonen des oberrheiniſchen Kreiskonvents den pekuniären Anſprüchen Thomans wenig geneigt waren und ſogar die Stadt Mainz ihm nur ein nach der oberrheiniſchen Kreiskompanie abgemeſſenes Kapitänsſervice gewährte, ſo führte ſeine militäriſche Laufbahn davon unberührt ihn dennoch zu den höchſten Würden, welche damals überhaupt verliehen werden konnten. So unterzeichnete er einmal eine Marſchroute für das K. K. L. Deutſchmeiſter Infanterieregiment als „dermaliger beſtellter General quartier Mſtr. des Chur und Ober-Rheiniſchen Creyſſes". 1770 wird er in dem Kurmainzer Staatskalender zum erſtenmale als Generalfeldwachtmeiſter genannt[69] und von 1775 ab ſogar als Generalfeldmarſchall-Lieutenant. Bald nachdem das Regiment in ſeine alten Standorte zurückgekehrt war, dachte man daran, es mit neuen Monturen und Fahnen auszurüſten. Thoman legte am 28. April 1764 einige Entwürfe für dieſelben vor.[70] Danach ſollte jedes Bataillon zwei Fahnen erhalten, ſodaß das Regiment im ganzen ſechs neue Fahnen führte. Sie ſollten alle gleichförmig in der Ornamentik, jedoch verſchieden in Farben, Emblemen und Wahlſprüchen angefertigt werden. Den Regimentsakten liegt eine flüchtige Skizze der Fahne der zweiten Kompanie des erſten Bataillons (des Mainzer Kontingents, das Thoman direkt unterſtand) bei. Thoman gibt darüber folgende Angaben: „Vexill, 2^dimo, iſt der grundt völlig von Carmoiſinroten doppell Taffet guthe farb. Die Einfaſſungen nebſt der Contur vor die darin zu kommende de Vises wirdt von nämblicher gelben Farb wie oben auf roth und Weis no 1^mo auss gemacht" (eine weitere Angabe Thomans wünſchte die Einfaſſung ringsherum „En rocaillie von gelber Farb und dazu gehörigem Schattirung mit seiten faden durch und durch geſtickt und ausgenähet ſo das eine seite wie die andere kombt"). Außer den vier Feldern in den Ecken, die nach Belieben weiß oder blau gewählt werden durften, ſollten die drei ſchwarzen Buchſtaben C. R. S.[71] angebracht werden. Das mittlere Feld wird von einem Felſen mit einem ſteinernen Tor

darauf eingenommen, der mitten im Meer ſteht und von vier Winden angeblaſen wird. In den Wellen ſollte die Deviſe: „ventis immota superbit velle immobilis in mottu“ angebracht werden.

3. Thomans Bautätigkeit

Über Thomans Schulung und über die Perſönlichkeiten ſeiner Lehrmeiſter können einſtweilen nur Vermutungen vorgebracht werden, da auch das älteſte ſeiner bis jetzt bekannt gewordenen Werke, das Palais Keſſelſtatt in Trier, ihn uns bereits auf einer hohen künſtleriſchen Stufe zeigt. Sie konnte nur erreicht werden aus einer natürlichen Veranlagung heraus, die durch gediegene Schulung gefördert wurde. Man darf annehmen, daß ſein erſter Wohltäter, Maximilian von Welſch,[72] der durch die unverzügliche Aufnahme ſein Intereſſe an dem elternloſen Knaben bekundet hatte, auch ſein erſter Lehrmeiſter war.

Die Laufbahn Thomans begann wohl mit der Erlernung der Ingenieur-Kunſt, die auch bei ihm — in Übereinſtimmung mit vielen anderen großen Architekten jener Zeit — die Grundlage ſeiner Beſtätigung in der Baukunſt war. Wurden doch zur Sicherheit von ganz Deutſchland vom Jahre 1713 ab die wichtigen Feſtungsbauten um die Stadt Mainz aufgeführt, welche erſt unter Philipp Karl von Eltz-Kempenich mit der Errichtung des Forts Welſch, Eliſabeth und Philipp (1733—1735) beendigt wurden.[73] Hierbei kam Thoman, der ſpäter oft als „Ingenieur-Major“ bezeichnet wird, wahrſcheinlich auch in Berührung mit den bedeutenden Ingenieuren, die bei den Feſtungsbauten tätig waren. Unter ihnen befand ſich der Königlich Preußiſche Feſtungsingenieur von Walrawa, der von König Friedrich II. dem Kurfürſten zur Verfügung geſtellt worden war.

Thomans erſter Lehrmeiſter, Maximilian von Welſch, nach dem ſogar ein erſt vor kurzer Zeit verſchwundenes Mainzer Fort benannt wurde, war ſeit 1715 Ingenieur-Inſpektor über die Feſtungen Philippsburg, Kehl und die übrigen Fortifikationen im Ober- und Nieder-Rheinkreiſe.[74] Leider fehlen Nachrichten über Reiſen, die Thoman zu ſeiner Ausbildung unternommen haben könnte, bisher vollſtändig. Etwa vom Jahre 1722 ab erwarb er ſich in offenbar ſelbſtändigen Unternehmungen diejenige Baupraxis, auf die er ſich am 5. Mai 1772 in dem Briefe an den Fürſtbiſchof von Speyer (Graf von Limburg-Styrum) mit den Worten beruft: „da bereits in die fünfzig Jahre mit dem bauweſen den praxin mir erworben, und verchiedene gebäude und kirchen von grundt aus aufgeführet und gebauet habe, welches Ew. Hochfürſtliche gnaden zu Höchſten genügen bekanndt, auch jederzeit Ehre davon getragen.“ Seine große Erfahrung im Baufache, über die er bald verfügte, wurde allgemein geſchätzt und geſucht. Wir beſitzen darüber ein weiteres Zeugnis von dem Mainzer Jeſuitenpater Rektor Molitor, der ſich gelegentlich eines Streites mit den Steinmetzen, die an der Jeſuitenkirche gearbeitet hatten, dagegen verwahrt, Thoman den „anerkannten Ruhm der baw erfahrnus“ abſtreiten oder abnehmen zu wollen. Dieſe allgemein geſchätzte und bekannte Bauerfahrung befähigte Thoman zu ſeinen Gutachten, für die man ihn nicht nur im Kurfürſtentum Mainz, ſondern auch außerhalb in Anſpruch nahm. Allerdings erſtreckten ſie ſich meiſtens auf Fragen techniſcher Art. So gab er im März 1733 an der Spitze einiger Werkleute ein Sachverſtändigen-Gutachten ab, welches einen Bauſtreit zwiſchen Maximilian von Welſch und deſſen Nachbarn, die Malacridiſchen Erben, betraf. Da der irrtümlichen Auslegung des Vizedomamtsprotokolls vom 13. April 1733 durch Vogts, als trete Thoman hier zum erſtenmale als Bauverſtändiger im Bauamte hervor, und als ſei Welſch mit einem Privatbau, alſo doch Hausbau, beſchäftigt geweſen, die irreführende Annahme folgen könnte, Thoman ſei ein Beamter des Bauamtes geweſen, ſo muß dieſe Angelegenheit hier näher betrachtet werden. Wie vorausgeſchickt werden ſoll, beſitzen wir kein Zeugnis über Thomans Anſtellung oder ſeinen Beſchäftigungsbereich bei einer ſtaatlichen oder ſtädtiſchen Behörde, und auch die von Vogts zitierte Stelle aus den Vicedomamtsprotokollen (vom 13. April 1733) — das muß betont werden — gibt darüber keinen Aufſchluß. Es handelte ſich um Folgendes: Welſch hatte Veränderungen an ſeinem Hauſe zum Boderam durch Überbauen der gemeinſchaftlichen Trennungsmauer vorgenommen, wodurch ſich ſeine Nachbarn, die Erben des verſtorbenen Gabriel Malacrida, benachteiligt fühlten. Der ſo entſtandene Bauſtreit drehte ſich um die beiden Häuſern gemeinſchaftliche Mauer und wurde bereits 1718 zuungunſten Welſchs entſchieden. Der Beſchluß wurde aber offenbar nicht beachtet, denn nach langer Zeit, am 6. Oktober 1732, bitten die „des Gabriel Malacrida hinterlaſſenen pupillen gegen des H. Gral. Major von Welſch pto. deſſen angemaßten überbaws, ſchon längſt erhaltene Sentenz dermahlen eins exequiren — oder befehlen zu laſſen, damit ggtheil ihr Hauß pro condigno pretio annehmen möge.“ Dieſe Eingabe geht an die Regierung „zur nochmaligen vollſtändige Rechtl. abhülfe“. Einen Monat ſpäter bittet Maximilian von Welſch, „ihme in dieſer abgeurteilten auch exequirter Sach einen extractum protokolli in forma probante ihme zu künftiger nachricht und notdurft erteilen zu laſſen.“ Die Sache kam bis vor den Kurfürſt, der ſie ärgerlich an das Konſilium zurückweiſt, „damit ihro Churf. gnaden darunter weiteres ohnbehelliget ſein möge.“ Dennoch zieht ſich dieſe Angelegenheit bis ins Frühjahr 1733 hinein, in welchem Maximilian von Welſch nicht in Mainz war. Statt ſeiner erſcheint am 3. März 1733 die Generalwachtmeiſterin von Welſch und bittet „ex alatis motivis auf ungerechte Koſten durch andere peritos artis den augenſchein und viſitation pto. der mit den malacritiſchen Erben ihres Hauß wegen habenden Bauſtrittigkeit vornehmen zu laſſen, wozu die Fraw Gral Wachtmeiſterin den Kurfürſtlichen Kämmerer Freiherrn von Ritter, Herrn Hauptmann Farolski und Herrn Hauptmann Thoman in Vorſchlag bringt.“[75] Darauf wird dem Vizedomamt von der Regierung am 23. März 1733 empfohlen, mit der Exekution zu warten, damit wegen „gewiſſer Urſachen“ nochmals der Augenſchein eingenommen werden könne. Dies geſchieht bald darauf durch eine von „Emminentissimo gnädigſt angeordnet geweſene Commiſſion“. Sie ſtellte feſt, daß „von dem H. gral. v. Welſch nach der in ao. 1714 errichteten Transaction und darauf 1718 comcierten rechtskräftigen judicato noch kein Genüg geſchehen.“ Die Kurfürſtliche Regierung beſtimmte daher, man ſolle dem Herrn General von Welſch

oder in dessen Abwesenheit der Frau Generalin bedeuten, „dieser respect. transaction und judicato termin 14 täg Zeit ein völliges Genüg zu leisten und wie solches einzurichten, und Mauer Gnädst. auf das ihrige aufgebaut werden möge, mit dem Herrn Hauptmann Thoman und deren dabey gewesenen werkverständigen zu überlegen was malagridisch Seiten weiteres anjetzo in bausach eingeklagt werden will, und noch nicht erörtert, rechtlicher Ordnung schleunigst vorgenohmen, und darinnen erkennt, und gesprochen werden soll was rechtens."[76] Das Vizedomamt beschließt, den Ratschreiber zu beauftragen, „daß er der Fra graln in abwesenheit ihres herrns diese kurfürstl. reg. verordnung originaliter et ad Statu legendi coicieren, auch allenfalls auf verlang copiam davon zustellen solle mit der Erinnerung, daß die Fra graln doch daran sein mögte, daß die anbefohlene Änderung in der bestimmten Zeit wirklich vorgenommen, in entstehung dessen wie ohngern man auch daran komme mit der anbefohlenen excution wohl fortfahren müsse." Inzwischen aber kehrt ihr Gemahl zurück und wünscht, daß dem Geheimrat von Erthal die Besichtigung der Mauer aufgetragen werde, „als dessen und zweier ohnparteylich Werckleuthe arbitrio Er graln Major sich submittieren will."[77] Diese erneute Verzögerung verstimmte den Kurfürst, und er ließ der Petition bei ihrer Rückgabe an das Konsilium drohend hinzusetzen: „wan sich H. supplicant nicht innerhalb dreyer Tage mit seinen gegentheil gütlich abgefunden verstandten haben will, so seyndt ihro kurfürstl. gnaden keineswegs gesinnet der vollstreckung ausgefallener und erkanter justiz einigen halt zu machen." Aber auch diese und die folgenden Drohungen wurden nicht allzu bald erfüllt. Erst im Juli hören wir zum letztenmale von dem Baustreit. Aus alledem geht nun hervor, daß Thoman als amtliche Person sowohl des Ober- wie des Unterbauamtes nicht gelten kann; in diesem Falle vielmehr ist seine Hinzuziehung nur dem Wunsche der Frau Generalwachtmeister von Welsch entsprungen. Hätte er eine amtliche Tätigkeit ausgeübt, so wäre dieser Wunsch unnötig gewesen.

Vielleicht bezieht sich auf solche oder ähnliche „Extrabemühungen" die Kurfürstliche Verfügung vom 17. August 1733, welche die Bitte Thomans berücksichtigte, „ihme nicht nur den an seiner monatlichen Hauptmannsgage beschehen Abzug ad 5 fl. an wieder refundieren zu lassen, sondern solche monatlich auch weiteres fortgereichen zu lassen." Der Kurfürst befiehlt darauf, „daß dem Suplikanten in ansehnung seiner mittelst gehabter Extrabemühungen allbereits nützlich geleisteter Diensten nicht nur der rückständige Rückstand des ihme monatlich per 5 fl. ahn seine Hauptmannsgage beschehenen Abzugs, sondern auch fürohin sothane 5 fl. monatlich weiter fortgereichet und verabfolget werden solle." Aus welchen Gründen man ihm den gebührenden Sold nicht ausgezahlt hatte, erfahren wir leider nicht.

Sein Wirken müssen wir uns ziemlich frei vorstellen; wir werden das Richtige treffen, wenn wir ihn als den gelegentlichen Berater der Behörden sowie des Kurfürsten und seines Domkapitels auffassen. Denn die offizielle und leitende Persönlichkeit im Bauwesen des Kurfürstentums war ja der sehr begabte jugendliche Baudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Grünstein. Aber auch er wird die gerühmten Fähigkeiten Thomans als Ingenieur und Bauverständiger sich zunutze gemacht haben, über die Ritter selbst seiner ganzen Schulung nach nicht in dem Maße wie Thoman verfügen konnte. Die Künstlerschaft Franz Anselms kann nicht bestritten werden, obwohl das Urteil über ihn als Architekt einer Einschränkung bedarf. Es hat nämlich den Anschein, als wenn seine Begabung doch etwas einseitig war und sich auf dem Gebiete glänzender Innendekorationen besser auszusprechen vermochte als auf demjenigen der Raum- und Massenverteilung und der Lösung konstruktiver und technischer Schwierigkeiten. Denn da, wo diese drohen, sehen wir Thoman neben Ritter erscheinen. Erst unter der Regierung des Kurfürsten Philipp Carl von Eltz (1732—1743) gelangte Thoman mehr zur Geltung. In diese Zeit fällt der größte Teil der Bauperiode des Hochgräflich von Kesselstattschen Familienhauses in Trier und der Beginn des Baues der Jesuitenkirche in Mainz, als deren Baudirektor Thoman nachgewiesen werden kann. Als aber der Kurhut von dem kunstsinnigen Johann Friedrich Carl Grafen von Ostein getragen wurde, dessen Liebe zu Glanz und Prunkentfaltung derjenigen seines berühmten Vorgängers Lothar Franz von Schönborn kaum nachstand, und als die Künste in die besondere Obhut dieses Mäzens gelangt waren, fand auch Thoman Gelegenheit, seine Kunst zu entfalten. Wenn Lothar Franz von Schönborn der Beschützer Balthasar Neumanns genannt wird, so könnte man von Johann Friedrich Carl von Ostein in bezug auf Thoman ähnliches behaupten. Jedenfalls vertraute der Kurfürst ihm nicht nur den Bau seines Familienhauses (jetzt Gouvernement) in Mainz an, sondern er zog den erfahrenen Mann auch bei anderen Bauangelegenheiten öfters zu Rate. Die dürftigen Nachrichten, die bei dem gänzlichen Fehlen Osteinscher Privatpapiere[78] über das Verhältnis Johann Friedrich Carls zu der Kunst und den Künstlern seines Landes trotzdem auf uns gekommen sind, lassen dies mit einiger Deutlichkeit erkennen. Wir entnehmen z. B. dem Vizedomamtsprotokoll vom 29. April 1746,[79] wie nach einer mißlungenen Bitte eines gewissen Mathes Hepp, seinen projektierten Neubau „an dem new thor, zwischen den drei moren und dem Klippälischen haus" aus der Bauflucht herausrücken zu dürfen, der Major „aus gdsten. Churfürstl. befehl" auf dem Hausplatz erschien, um das Werk abzuzeichnen. Über diese Herausrückung unterrichtete Thoman an Hand seiner Situationsskizze alsbald den Kurfürsten und erwirkte die Erlaubnis zur Fortführung des Baues; denn Hepp berichtete, er habe von Thoman die Antwort erhalten, daß er nunmehr nach seinem Riß fortfahren und nach der vom Werkmeister gegebenen Schnur herausrücken dürfe. Diese Durchkreuzung des gegebenen Instanzenweges behagte aber dem Vizedom nicht. Man veranlaßte daher so lange die Unterbrechung der Bauarbeiten, „bis des Herrn Vicedoms Excellenz wie selbige sich erkläret Ihro Churfürstl. gnaden weiteres hieraus unterthgst referiret und höchstdieselbe solchem nach Ein anderes etwas gdst. resolviret haben würde."[80]

Die Jahre 1740—1756 brachten Thoman eine Fülle von Aufträgen. Sie zeigen ihn auf der Höhe seines Schaffens. Vielseitig wie seine Kunst, waren auch die Wünsche, mit denen man an ihn herantrat. „Es ist bekanndt",

im Staatsarchiv zu Koblenz aufbewahrter Riß des Mezzaningeſchoſſes erkennen, daß urſprünglich drei Geſchoſſe projektiert waren. Der Plan iſt von Thoman unterzeichnet und dürfte etwa 1739 entſtanden ſein. Das Erdgeſchoß enthält im allgemeinen dieſelben Gemächer wie der darüberliegende Hauptſtock, doch dienten ſie weniger zu Repräſentationszwecken, als vielmehr zum täglichen Gebrauch der Gräflichen Familie und ihrer Beamten. In dieſem Geſchoß befand ſich auch das Speiſezimmer der Familie.

Im Frühjahr 1740 ſchenkte die Witwe von Hontheim, genannt d'Anethan, Johann Wolfgang Nikolaus Franz Ludwig und J. von Hontheim dem Amtmann Grafen von Keſſelſtatt den zu ihrem Hauſe in der Palaſtgaſſe zu Trier gehörigen ſchmalen Gang „zwiſchen dem Frh. von Keſſelſtattſchen Haus und der ſogenannte Liebefrawen Müllen" von der Mauer ihrer Wohnung bis an die Straße, gegenüber dem Gräflich Metternichſchen Hof.[85] Aus welchen Gründen dieſe Schenkung vollzogen wurde, läßt ſich nicht erkennen. Vielleicht ſollte ein zweiter Eingang für die Lieferanten uſw. geſchaffen werden. Die Küchen und die Aufenthaltsräume des Geſindes lagen ja auf dieſem Flügel des Hauſes, der nach der angrenzenden Mühle der „Liebfrauenflügel" genannt wurde; der gegenüberliegende Flügel an der St. Bernhardskapelle wurde kurz der „Kapellenflügel" genannt.[86]

In den nächſten Monaten begannen die Vorbereitungen zu dem Bau; Akkorde werden geſchloſſen, Steine gebrochen und herangeſchafft und Kalk angefahren. Am 25. April werden die Steinhauerarbeiten an den Meiſter Hans Michael Schmidt, die Maurerarbeiten an Jakob Amon vergeben. Der erſtere ſollte gehalten ſein, „alle Steyne nach dem riß, gegebene Bretungen und modelle aufs Fleißigſte zu verfertigen" und alles Geſchirr auf ſeine Koſten anzuſchaffen. Dagegen ſollen die Steine an Ort und Stelle zur Bearbeitung angeliefert werden. Die Verdingungsbeſtimmungen, die mit den Maurermeiſtern getroffen worden waren, ſind ausführlicher und enthalten genauere Angaben über die zu leiſtende Arbeit, welche die „2 Stockwerk außer der Erden nichts ausgenohmen, es mag nahmen haben wie es wolle nemblich Türe, Fenſter etc. . . . Hauptgeſims mit dem Frontiſpice und Wappen" umfaßte. „Weilen erwehnter Maurer aber die Medzana nicht zu machen, alſo die Rut hierdurch viel zu hoch dermahlen in anſchlag gekommen, alſo hätte desfalls derſelbe all ſeine Geſchirre nehmlich ſchubkarrn, Pickel, hawen, ſchaufel, ſeil, beil, Hammer, Hebeiſen, ſpeiskaſten und was derſelben ſonſten auch noch für Werkzeug von nöthen, es habe auch Nahmen wie es wolle, auf ſeine köſten zu ſtellen." Nur „bord und nägel" ſollten ihm von der Herrſchaft zur Verfügung geſtellt werden. „Wenn der Kalk kommt", ſo heißt es weiter, ſollte „Er meiſter jedes mahl ſchuldig ſeyn ſolchen ſogleich unter obdach zu bringen." Die erforderliche Rüſtung und Stiegen[87] mußte er auf ſeine Koſten anfertigen. Die Herrſchaft übernahm nur die Anſchaffung des erforderlichen Rüſtzeuges. Die Anlieferung aller Materialien auf dem Bauplatz, und das weitere Heranbringen an den Ort ihrer Verwendung mußte wieder Amon bezahlen. Ferner waren Amon auch die Fundamentierungsarbeiten mit der Beſtimmung übertragen worden, den ausgehobenen Grund ſo beiſeite zu ſchaffen, daß derſelbe von den herrſchaftlichen Fuhren bequem fortgebracht werden konnte. Die genauen Beſtimmungen des mit vieler Sachkunde abgefaßten Akkordes laſſen die Urheberſchaft Thomans vermuten. Denn es mag zweifelhaft ſein, ob der Kellner Schue, der als Baurechner das geſamte Lohn- und Geldweſen leitete, oder aber der Auguſtinermönch Joſeph Walter, der als Bauaufſeher tätig war und auch einmal ſogar Baumeiſter genannt wird, genügende Sachkenntniſſe beſaß, um einen ſolchen Akkord verfaſſen zu können. Das war vielmehr die natürliche Aufgabe des dazu berufenen bauleitenden Architekten, alſo Thomans. Eine Beſtätigung dieſer Vermutung liegt in der Anweſenheit Thomans in Trier im Mai des Jahres 1740, um die Arbeiten einzuteilen, einzuleiten und die Hauptakkorde auszumachen. Unter den im Koblenzer Archiv aufbewahrten Zeichnungen des Palais Keſſelſtatt befindet ſich nämlich auch die Kopie eines Lageplanes des Schloſſes, der laut Aufſchrift nach dem Originalgrundriſſe im Beſitze des Herrn Hofrat Hetzrott von Mathias Oberdreis, Sohn des Gräflich von Keſſelſtattſchen Oberjägers Johann Georg Oberdreis zu Föhren,[88] im Oktober 1808 angefertigt wurde. Demnach ſoll der Originalplan unterzeichnet geweſen ſein: „Trier den 30. Mai 1740 J. Thoman Kapitaine."

Die Nebenarbeit in den Dachräumen und an den Kaminen wurde dem Trierer Steinmetz und Maurermeiſter Johann Daniel überwieſen, der im Voranſchlag dafür 205 Rt. 10 alb. forderte.

Genau einen Monat ſpäter, alſo am 25. Mai, wird noch ein bedeutſamer Akkord abgeſchloſſen, und zwar mit dem Künſtler, deſſen Geſchicklichkeit die ſchönen Bildhauerarbeiten an der Faſſade zu verdanken ſind, nämlich mit Jakob Joſche. Er wurde auf dieſelben Bedingungen verpflichtet, die der Steinhauermeiſter Schmidt angenommen hatte, d. h. er mußte die 28 Schlußſteine über den Fenſtern liefern, „welche nach der Art und ausgeſtellten aus Erdt poſſierten Modellen[89] eingerichtet werden müſſen, jedes zwar Diferent 2 große Conſolen unter dem Balkon, wie dahn der Schlußſtein über den Tor, worab die Überſchrieft kommet, gleichmäßig nach dem Riß zu machen iſt." Nach dem Modell ſollte er auch die drei großen Schlußſteine oder „Agraffen" über den Saalfenſtern des Mittelriſalites herſtellen. Ebenſo wie „6 Conſolen ſo ſich über dem Architrave oben in das Hauptgeſimſe einſchlagen" . . . „daß Wappen im Frontiſpicio nach dem Modell, doch zwar ſtatt des Pferd zur Rechten der Baſilisk und zur Linken ein Hund gemachet werden ſolle", dafür wurden ihm 225 Reichstaler verſprochen. Die Steine hatte die Herrſchaft heranzuſchaffen und auf dem Bauplatz unter Dach zu ſtellen. Inzwiſchen begann nun der Baubetrieb. Am 5. Mai wurden die erſten Fuhren mit Hauſteinen von Sebaſtian Hinckes angefahren. Die erſten Fuhren Kalk folgten am 27. Mai. Rüſtig ſchritten die Arbeiten vorwärts. Der Bau wuchs aus der Erde. Dabei machte ſich eine alte Mauer unliebſam bemerkbar, „welche an des Herrn Dorion Vicarialbehauſung längſt dem Conſiſtorialgerichtshaus" liegenden kleinen Platz, der ohnehin zu eng und zu nichts mehr zu gebrauchen war, einſchloß.[90] Daher legte am 9. September der Chorbiſchof von Keſſelſtatt dem Kapitel die Bitte ſeines Bruders vor, die alte Mauer abbrechen zu dürfen, „dero h. Bruder Hr. Ober ambtmann von Keſſelſtatt Würdens Ihro zur gnade ſchätzen würde

auch den publico zu Dienſt ſo wohl als zu bequämerer einfahrt indero Neu erbauendes Haus gereichen." Die Koſten des Abbruches trug der Oberamtmann. Am 18. Juli erfolgte die Auszahlung der erſten Baurate an den Maurermeiſter Amon mit 200 Reichstalern.

Nach kurzer Winterpauſe wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Schon am 29. Januar 1741 waren friſche Bruchſteine herangebracht worden. W. Lorenz, Niklas Wellmann, Mathes Stark, Bernhard Steffen, Baltes Bolck, Johann Hanßen, Dietrich Kerſtik, Baltes Boller, Barthel Kembling und Bernhard Schmidt waren in den Steinbrüchen beſchäftigt. Im September ſteigt die Anfuhr der Steine auf 308 Fuhren und im Oktober ſogar auf 404 Fuhren. Die Arbeiten wurden alſo mit aller Energie begonnen und bis in den Dezember hinein fortgeführt. Nun wird auch der Grund in den Kellern ausgehoben. Laut Akkord vom 27. April 1741 war damit der „ehrſame manever" (Handlanger) Jakob Philipp Schneider beſchäftigt, der von dem „Baumeiſter" Bruder Joſeph dazu Anweiſungen erhielt.

Im April kommt Thoman wiederum nach Trier und ſchließt am 20. April in Gegenwart des Baurechners „Kellner Schue" den Akkord mit den Zimmerleuten Kilian Krim und dem Hofzimmermann Meiſter Mathias Eicher. Der letztere übernahm für 610 Reichstaler trieriſch ſämtliche Zimmerarbeiten. Ihm ſollte „bei Aufſchlagung (der Fachwerkwände und des Dachſtuhls) anſtatt des ſonſten gewöhnlichen morgens und abendtbrodts eine halbe ohm Wein gehandreichet und hergegeben werden." Der Abfall und die Spähne wurden ihm unter der Bedingung vergünſtigt, daß er zum Schadenerſatz verpflichtet ſein ſollte, wenn er „zur Gehabung mehrern abfall und Spehne einigen ſchaden ahm gehöltz verurſachen thäte." In dieſem Jahre weilte Thoman längere Zeit in Trier. Die wichtigen Arbeiten, die nun vorbereitet werden mußten, machten ſeine Anweſenheit nötig. Die Mauern waren allmählich bis zum Hauptgeſims emporgewachſen. Der Dachſtuhl mußte aufgeſchnürt und die ſchwierigeren Bauteile in Angriff genommen werden. Denn der das Äußere[91] des Gebäudes beſtimmende Teil ſtand noch nicht: das Mittelriſalit! Für dieſes bearbeitete der Modellſchreiner Johann Michael Heckel von Anfang Mai bis Ende Juni gemeinſam mit dem Baumeiſter auf dem Gerichtshaus die nötigen Modelle zu den Steinhauerarbeiten. Das Mittelriſalit wurde alſo erſt im Jahre 1741 hochgeführt. Die Arten der Modelle beweiſen es. Am 4. Mai macht nämlich Heckel „auf Befehl des Baumeiſters 2 Mottel für den Steinhauer." Am 16. Mai wiederum „auf Befehl des baumeiſters", worunter nur Thoman verſtanden werden kann, „2 große runtte Mottel", am 10. Juni arbeitet er mit einem Lehrjungen zwei Tage hintereinander bei dem Baumeiſter und Steinhauer an Modellen und hat endlich am 22. Juni „dem Steinhauer noch ein mahl Mottel gemacht auf dem gerichthauß mit dem bau meiſter." Raſch wuchs auch dieſer Bauteil empor, und ſchon am 11. Oktober meldete Heckel, daß er dem Steinhauer drei Modelle gemacht habe aus herrſchaftlichem Holz „vor oben an die Frantz Spitz". Hieraus geht die Verwendung der Modelle klar hervor. Denn die übrigen Bauteile waren weder ſo geſtaltet, daß Modelle nötig geweſen wären, noch hatte ein Steinhauer an ihnen etwas zu ſchaffen. Schreinermeiſter Heckel fertigte auch die „Prefetten rohr" aus Holz, die in die Mauern gelegt wurden. Wir haben darunter hölzerne Kotfänger und Schutzvorrichtungen für das Mauerwerk der Kotſchächte zu verſtehen; derartige Arbeiten gibt er am 8. Dezember zum letztenmale an. Der Hauptſtock mußte alſo ebenfalls im Rohbau fertig ſein.

1742 bringt einen erheblichen Fortſchritt. Der Bau wurde „unter Dach und Fach" gebracht und im Rohbau vollendet. Es iſt zweifelhaft, ob Thoman in dieſem Jahre in Trier war, da die Bauakten ihn in dieſem Jahre nicht erwähnen. Faſt könnte es ſo ſcheinen, als ob er nicht dort geweſen wäre. Jedoch laſſen die Anordnungen, die am Neubau getroffen wurden, ſein perſönliches Eingreifen an Ort und Stelle erkennen. Die Annahme wird geſtützt durch die Aufzählung der „akkordierte Steinhauerarbeit von H. Major 1743", worunter ſich „16 Säulen und Leſſner im Jahr 1742" befinden. Sie wurden unter den mit „H. Major" akkordierten Arbeiten aufgeführt und fanden bei der Aufſtellung der Rechnung den ihnen zukommenden Platz unter dem mit Thoman 1742 verakkordierten Arbeiten. Wahrſcheinlich kam er Ende Mai nach Trier. Denn bereits am 5. Juni 1742 werden die Akkorde mit dem Maurermeiſter Amon, dem Bildhauer Joſche und dem Steinhauer Michael Schmidt getroffen, um Abänderungen, die ſich als notwendig erwieſen hatten, einzuleiten. Die Veränderungen beſtanden in folgendem. Der Maurermeiſter ſollte die Küchengewölbe abbrechen und neu einwölben, alle Böden dazu machen und vollſtändig wiederherſtellen, „weniger nicht den Buſen machen (Rauchfang), den Schornſtein einen Schuh tief in die Mauer laſſen und völlig mit liegenden Backenſteinen bis für das Tach hinaus führen, ſo daß alles gut und tüchtig herauskomme." Dafür ſollte er 37 Reichstaler erhalten. Ferner ſollte der Maurermeiſter „die Zimmer und gänge applanieren hierfür 10 Rt." Er hatte ferner alles „zu ſtücken und zu wicklen, wozu die Herrſchaft die Wellſproß, Leymen und ſtrohe auf den platz liefern ſolle. Dafür pro lfd. Schuh 2 Kr." Desgleichen mußte er das Fachwerk ausmauern, „ſie ſeien groß oder klein, lang oder breit und zwar jedes für 3 Kreuzer, die Keller 3 mal bewerfen, mit Kalk anweißen und alle Träppen und platten in den unteren Gängen legen und fertig machen zu 60 Rt." Am wenigſten ſcheint aber das Frontiſpitz den Abſichten des Architekten entſprochen zu haben. Es war ja auch ein harter Prüfſtein für die Kunſtfertigkeit des Steinmetzen. Der Maurermeiſter mußte es abbrechen und für 30 Reichstaler wiederum aufſetzen. Dann heißt es weiter, daß „der Steinhauer um ſelbiges zu ändern und den Vollkommenſtand ſo viel die Steinhauerarbeit betrifft, wieder herſtellen, ſolle hiervon haben 20 Rt. Der Bildhauer aber für ſein Ackord ſolches nach der newen aufzeichnung wieder einzurichten 40 Rt." Ob die Kunſt des Architekten an dieſem kritiſchen Punkt verſagt hatte, ſodaß der Anblick des fertigen Giebels unbefriedigend wirkte, oder ob etwa durch einen Fehler des Modellſchreiners ein unerfreulicher Anblick geboten wurde, kann heute nicht mehr entſchieden werden. Jedenfalls beſteht die auffallende Tatſache, daß im Jahre 1742 an die Stelle des bisherigen Modellſchreiners Heckel der Schreinermeiſter Simon tritt,

der von nun an alle Modelle, auch die für den Stukkateur und Quadrateur, ſowie ſämtliche Schreinerarbeiten bis zur Vollendung des Hauſes fertigte und Heckel dagegen nur noch zu kleineren Arbeiten herangezogen wurde. Am 20. Auguſt wird Joſche für ſeine geleiſtete Arbeit mit der ausbedungenen Summe von 225 Reichstalern entlohnt. Eine weitere Zahlung für die Wiederherſtellung der Skulpturen am Giebel erfolgte am 20. Oktober. Die Arbeitsſaiſon ſchloß im September.

Bei der Hochführung des Hauſes und dem Aufſchlagen des Daches waren die Eindeckungen der benachbarten Gebäude durch herabfallendes Material beſchädigt worden. Jetzt konnten ihre Wiederherſtellungen in Angriff genommen werden. Darüber finden ſich in den Akten verſchiedene Angaben in der „Specifikation Waß unterſchriebener an Leyendeckers flickarbeit für ſeine reichsfreyherrliche Gnaden Herrn von Keſſelſtatt, gemachet, welche bey dem Baw wehſen an Verſchiedenen Orth in daſiger Nachbarſchaft zu Reparieren nöthig Befunden worden 1742." Dieſe Arbeiten leiſtete der Leiendecker Liſon. Auf dem Bernhardshof wurde das Dach an der ganzen Längsſeite des Baues geflickt. Gemeint iſt hier das Dach der Bernarduskapelle, die hart an der Außenmauer des Kapellenflügels ſtand.[92] Nicht minder hatte auf der anderen Seite des Hauſes die Liebfrauenmühle durch herabfallende Steine gelitten und mußte ausgebeſſert werden.[93] Ebenſo die Stallungen der Frau von Hontheimer. Der Leiendecker gibt ferner an, er habe „das Dach über dem Wappen abgebrochen,[94] zugebracht 5 Tag P. 18 alb. = 1 Rt. 36 alb." „Für das Bley über dem Wappen ahnzumachen 1 Rt." „Für 8 bleyerne Sarck[95] Newzumachen 5 Rt. 30 Alb." Der Neubau muß alſo am Schluß der Arbeitsſaiſon, die diesmal erſt im Dezember endete, einen ſtattlichen Anblick gewährt haben. Das Haus war unter Dach, „die blecherne Kändel" angeſchlagen und geſtrichen, das Frontiſpitz neu aufgebaut und die Bildhauerarbeiten beendigt, auch die Durchfahrt von der Straße zum Hof hatte 1742 die „16 Säulen und Leßner" erhalten.

1743. Der innere Ausbau, der nun folgen ſollte, machte die Anweſenheit des Architekten wieder nötig. Sein Name erſcheint denn auch in dieſem Jahr überall in den Akkorden mit den Handwerkern. Auch jetzt wieder gibt Thoman verſchiedene Abänderungen an, die ſich jedoch nur noch auf das Innere beziehen. Er läßt die „Wiederkehrung" für 7 Reichstaler durchſchlagen „die trap zum Bernardshoff und die trap bey der Küchen,[96] welche nach anweiſung Brudern Joſeph gemacht wordten, und auf Befehl Hrn. Major verändert wurden, tut arbeitslohn 5 Rt." Bruder Joſeph erweiſt ſich hier zwar als anordnender Bauführer, ſeine Maßnahmen ſtanden aber offenbar nicht auf der Höhe fachgemäßer Erwägungen und ließen daher einiges zu wünſchen übrig, ſodaß erſt der Architekt eingreifen mußte, um die Fehler ſeines Untergebenen zu verbeſſern. Es handelte ſich dabei um zwei Nebentreppen, welche die Kommunikation der unteren Geſchoſſe mit dem Speicher und den Räumen der Dienerſchaft bildeten. Wenn daher Bruder Joſeph in den Bauakten auch einmal als „Baumeiſter" genannt wird, ſo darf dieſes gelegentliche Prädikat über ſeine wahren Funktionen nicht täuſchen. Sie beſtanden lediglich in kleineren Anordnungen und beſchränkten ſich im übrigen auf die Bauaufſicht.

Am 30. Mai 1743 wird nun der bedeutſame Akkord mit dem Künſtler geſchloſſen, der das Palais mit allen jenen herrlichen Stukkaturen ausſchmückte, für deren Schönheit heute das Verſtändnis erſt wieder heranzuwachſen beginnt. Lange hatte das Intereſſe und die Wertſchätzung für die üppigen Fantaſien an den Decken und Wänden in ſtiller Vergeſſenheit geſchlummert, und lange verbargen ſie hinter ihren Muſcheln, Roſenketten, den durcheinander gewirbelten Emblemen und Trophäen, hinter dem ganzen luſtigen Spuk des kapriziöſen Rocaillewerkes ihren Schöpfer, den Stukkateur Johann Peter Jäger aus Mainz. Wir treffen damit auf einen Mann, der auf die Kunſtentwicklung, beſonders im Kurfürſtentum Mainz, ſpäter noch bedeutenden Einfluß gewann.[97] Er wurde geboren am 1. November 1708 und ſtarb am 17. November 1790.[98] Sein Geburtsort iſt nicht bekannt. Seine Begabung und ſeine Geſchicklichkeit ſcheint jedoch ſchon in den 30er Jahren[99] des 18. Jahrhunderts erkannt worden zu ſein, wobei er zunächſt vornehmlich unter den künſtleriſchen Einfluß des damaligen jungen Baudirektors Anſelm Franz Freiherrn von Ritter zu Grünſtein geriet. Dieſer hat ihn wahrſcheinlich auch nach Mainz gezogen, wo er am 5. Januar 1740 das Dekret als „Hof-Stukator"[100] empfängt. Seine Zuverläſſigkeit ſicherte ihm viele Aufträge. Im März 1749 iſt er mit einer Altararbeit in Dieburg beſchäftigt und beſorgt im gleichen Jahre die Stukkaturarbeit in den oberen Audienzzimmern des kurfürſtlichen Schloſſes in Mainz. Am 4. Auguſt des nämlichen Jahres erwirbt er das Bürgerrecht in Mainz.[101] 1750 fertigt er den Muttergottesaltar der Liebfrauenkirche in Frankfurt am Main,[102] 1751 zwei Altäre aus Marmor für den Wormſer Dom.[103]

Das Treppenhaus im Römer zu Frankfurt am Main ſtattete Jäger ebenfalls aus.[104] 1765 arbeitet Jäger für die Liebfrauenkirche in Frankfurt den Altar Johannes des Täufers und den des hl. Johannes Nepomuk, 1765 den Joſephsaltar und 1768 den Aloiſiusaltar.[105] Inzwiſchen hatte er ſogar die Kunſt der Architektur mit großen Koſten, wie er gelegentlich ſelbſt bemerkt, erlernt und war als Architekt auch hervorgetreten. Im Jahre 1761 genehmigte der Kurfürſt Jägers Entwurf für die St. Ignazkirche,[106] die von ihm noch im ſelben Jahre begonnen wurde und ſeiner Bauleitung bis 1769 unterſtand. Am 19. April 1768 wurde er kurz nach Vollendung der Kirche, die bis zum Hauptgeſims gediehen war, zum Baurat ernannt,[107] mit „150 fl. 12 Mlt. Korn 12 Stücker Holtz lebenslänglich" beſoldet und ihm außerdem Nebenverdienſt gewährt. Sein Ernennungsdekret nimmt auf den neu erbauten Krahn am Rhein Bezug.[108] Ferner gab Jäger die Zimmerarbeiten am neuen Zollhaus am Altmünſter an und errichtete dort die Mehlwage.[109] Er fertigte auch einen Entwurf für ein Wachthaus am kurfürſtlichen Schloß.[110] Seine konſtruktiven und architektoniſchen Arbeiten griffen aber Fachleute oft heftig an.[111] Sein Krahnenbau, die Mehlwage am neuen Zollhaus und dieſes ſelbſt wurde von der kurfürſtlichen Kommiſſion, die die im Bauamt gebräuchlichen Überſchreitungen der bewilligten Summen unterſuchte, auf Grund der Ausſagen von Sachverſtändigen bemängelt. Jäger beſchäftigte ſich auch mit dem Bau von Rheinmühlen. Ein Längs-

ſchnitt durch eine ſolche, von ſeiner Hand in Kupfer geſtochen, iſt in der Heerdtſchen Sammlung auf Schloß Neuweier in Baden erhalten. Es iſt aber zweifelhaft, ob dieſe Zeichnung mehr als ein theoretiſches Intereſſe beanſpruchen darf. Die Vorwürfe, die in bezug auf einige ſeiner Bauten erhoben wurden, ſcheinen nicht unberechtigt geweſen zu ſein. Als Architekt und Konſtrukteur blieb er ohne Zweifel hinter ſeinen Kunſtleiſtungen als Stukkateur zurück. Denn auch in ſeinem größten Bauwerk, der St. Ignazkirche in Mainz, vermochte er ſich nicht zu einer individuellen Faſſadengliederung emporzuſchwingen, ſondern blieb durchaus unter den franzöſiſchen Einflüſſen der älteren klaſſiziſtiſchen Periode. Das ſpezielle Vorbild für St. Ignaz fand Jäger offenbar in der Pariſer Kirche St. Gervais von le Broſſe. L. Sturm rühmt ſie 1719 als Meiſterſtück ihres Erbauers.[112] Seit 1783 war er Leiter der Bauakademie.[113] 1785 bat er das Domkapitel um eine Remuneration von 150 fl. für eine neue Wage, die er in Bingen gebaut hatte.[114] Er ſtarb am 17. November 1790. Seine Gebeine wurden in der Gruft der St. Ignazkirche beigeſeʒt.[115]

Ganz anders tritt die Kunſt Jägers bei Betrachtung ſeiner Stukkaturen in die Erſcheinung, deren großartigſte Schöpfungen in den oberen Audienzzimmern des kurfürſtlichen Schloſſes zu Mainz auf uns gekommen ſind. Dort ſchuf er wahre Prachtſtücke des Deckenſtuckes, die den Höhepunkt der Rokokodekoration in Mainz überhaupt darſtellen.[116]


Abb. 3. Palais Kesselstatt; Muster der Stuckdecke im Porzellanzimmer (Eckzimmer)

Wir kehren zurück nach Trier, zu dem im Jahre 1743 mit Jäger abgeſchloſſenen Akkord. Nach dieſem hatte er die einzelnen Räume nach vorher feſtgelegten Zeichnungen mit Stukkaturen zu dekorieren; z. B. ſollte das Eckzimmer (im Akkord lit E. benannt) Panneaux erhalten, die aber ſo angefertigt werden ſollten, „daß von porzellanen bläthlein füllungen hineingemacht werden können, ſo er Stukator ebenmäßig feſtzumachen hat“ (Abb. 3). Im Schlafzimmer (lit. B. bezeichnet) ſollte „der plafond nach dem Riß (lit B.) den Alcove mit ſimbler Quadratordecken,[117] die Niſche und Fenſterpfeiler mit boiſierungsarbeiten[118] und zieraten verſehen“ werden. Unter den im Koblenzer Staatsarchiv befindlichen Plänen iſt auch eine Skizze für eine Supraporte, auf welcher mit Tinte Anweiſungen gegeben ſind. Die Handſchrift iſt nicht diejenige Thomans.[119] Vielleicht gab hier der Oberamtmann von Keſſelſtatt ſeine beſonderen Wünſche kund, wenn nicht Jäger ſelbſt dieſe Anweiſungen bei einer gelegentlichen Abweſenheit von Trier ſeinem zurückgebliebenen Gehilfen gegeben haben ſollte. Es wäre aber auch denkbar, daß der Mainzer Oberbaudirektor Freiherr von Ritter auf die innere Ausgeſtaltung des Schloſſes Einfluß gewonnen hätte. Die Art der Stukkaturen erinnert vielfach an ſolche, wie ſie Ritter in ſeinen Bauten bevorzugte. Hier wie dort kehrt das eigentümliche Bandornament wieder, das viele Studienſkizzen Ritters aus dem Schloſſe Petit Bourg in der Nähe von Paris zeigen.[120] Man kann angeſichts der vielen Züge, die dieſe Trieriſche Stukkaturen mit der Ritterſchen Kunſt gemeinſam haben, nicht an der Bedeutung, die Ritter für die Entfaltung des Mainzer Kunſthandwerkes gewonnen hatte, vorübergehen. Denn alles, was bis jeʒt in dieſer Beziehung ihm zugewieſen werden kann, trägt den übereinſtimmenden Charakter eines glänzenden Dekorationstalentes, während das Äußere ſeiner Bauwerke durchweg eine etwas zuſammengekünſtelte Vornehmheit zur Schau trägt, die etwa bis 1749 von der franzöſiſchen Schule beherrſcht wird. Er vermochte der Gruppierung der Bauteile keinen individuellen Rhythmus abzugewinnen, und ſo blieb ſeine Kunſt, was das Äußere betrifft, immer „franzöſiſch gekühlt“.[121] Erſt unter dem Einfluß Thomans wandelte ſich Ritters Kunſtweiſe, wofür ſein Baſſenheimer Hof in Mainz ſprechendes Zeugnis ablegt. Die Mängel in ſeiner architektoniſchen Geſtaltungskraft haben ihn aber bei der freien Entfaltung der dekorativen Künſte, die ja damals, abgelöſt von allem Tektoniſchen, ein Leben für ſich führten, nicht gehemmt. Im Gegenteil, hier konnte er ſeine Fantaſie vollſtändig entfeſſeln. Es iſt denkbar, daß die konſtruktiven Durchbildungen einer baukünſtleriſchen Abſicht und die daran angeknüpften logiſchen architektoniſchen Folgerungen ihm weniger gelegen haben mögen als das Dekorative, was nicht allein mit ſeiner Ausbildung, ſondern vielmehr durch ſeine Eigenſchaft als kunſtbefliſſener Edelmann zu erklären wäre, die ihm in mancher Hinſicht die Berührungspunkte mit der unholden Baupraxis verſagte.

Bei dem Innenausbau des Keſſelſtattſchen Hauſes trat das Mainzer Kunſthandwerk mehrfach hervor. Man kann das als Beweis für die hohe Wertſchäʒung des Mainzer Kunſthandwerkes hinnehmen, das gelegentlich ſogar in eine ſo hochentwickelte Kunſtſtadt wie Trier eindrang, freilich auf einem kleinen Umwege. Aus der Handwerkergeſchichte iſt die Eiferſucht bekannt, mit welcher die Zünfte das Eindringen Fremder in ihren Wirkungskreis überwachten; und welchen Anfeindungen und Verfolgungen war ein auswärtiger Meiſter ausgeſeʒt, der es wagte, in einem fremden Zunftbereich Arbeit anzunehmen! Man lieferte deshalb von Mainz nur die kunſtvollen Modelle und übertrug die Ausführung den Trierer Handwerkern. Aus dieſem Grunde verdient der Akkord mit dem Hofſchloſſer Johann Friedrich Reichardt (kurz Schloſſer Friedrich genannt), der am 12. Juni 1743

eingegangen wurde, beſondere Beachtung. Darin wird „das mayntziſche Modell einer doppelten Türe mit Kupfer“ erwähnt. Auch aus den beigelegten Rechnungen iſt erſichtlich, daß Reichardt nur gewöhnliche Arbeiten leiſtete und die kunſtvolleren von ihm nach Mainzer Modellen angefertigt wurden. Man überließ ihm nicht einmal das „meſſinge mayntziſche Probſchloß mit fiſchen Triprigeln ſambt allem Zubehör“. Es wird von ihm nur angeſchlagen. Außerdem hatte er Auftrag, „die gerembſer Küchentreppe von unten bis oben à Pfd. zu 9 Kr. trieriſch“ herzuſtellen. Er ſolle meiſterhafte Arbeit und der Graf gute Bezahlung leiſten.

Die Innenarbeiten gingen ſchnell vorwärts. Am 22. Mai wird ein Kamin von Koblenz nach Trier gebracht; dafür werden 7 Reichstaler als Frachtgeld bezahlt. Die Marmorkamine wurden in Koblenz beſorgt. Die Spiegel kamen aus Metz. Im Frühjahr 1743 nahmen die Stukkateure und Quadrateure die Arbeiten in Angriff. Von dem Arbeitsbetriebe der Stukkateure geben die Modelle, die ſie gebrauchten, eine Vorſtellung. Sie wurden ihnen „auf Befehl H. Majohr“ von dem Schreiner Simon angefertigt „wie folgt Erſtens dem quaderdorer zwey düne bort durch geſchniden und richt ſcheider gemacht noch ihnen eine ſetzwag gemacht noch ein bred gemacht zwei ſchu lang, halben zirkel ausgeſchweift, hieran $^3/_4$ dag zugebracht dutt 15 alb. Noch iſt dem H. quaderdor ein aufſchlag-bred mit einem Kriff gemacht ..... noch iſt eine große formel von Birnbaum holtz gemacht worden. Noch ſeind zwei Formel fohr leiſten zu tziehen.“ Simon zimmerte desgleichen die Kaſten, Tiſchplatten, Reibſcheiben, Lineale uſw. für die Stukkateure und fertigte „ein owahl rahm zu der ſaal Kubfel von der Sahls gantzen größe, 3 halbrunde Fenſter in die Sahls Klaß Türe mit babier überzogen . . noch ſeint für H. ſtuckadorer gemacht worden 5 Richtſcheider, 6 Richtſcheider, 2 Kaſten und 3 Modelle.“ Einige Modelle wurden aus Ahornholz hergeſtellt. Zwei große Formen aus dieſem Holz werden erwähnt „ſomit ſteb und hohlkehlen ausgemacht iſt . . . . noch iſt zum Fohrſahl eine große halbe owahl Rahm zuſammen gemacht worden von 3 dinne borten führ einen Model der Stukadorer zu brauchen.“ Simon führte für ihn weitere 8 Modelle von Birnbaumholz und 5 andere aus dem gleichen Material ſowie 12 Modelle aus Ahornholz in ſeiner Rechnung auf, in der er außerdem noch 5 kleine und 10 abgeänderte Modelle aufnahm. Denjenigen Arbeiten, die Thoman während ſeiner Anweſenheit in Trier im Jahre 1743 angeordnet hatte, ſind auch die der Zimmerleute Kilian Krimm und Mathes Eicher zuzurechnen. Sie ſtellten ſich erſt „bey der Veränderung“[122] heraus, wurden aber nicht im Akkord erwähnt. Es wurden Türen abgeändert, Wände ausgebrochen, die Balken in den ſieben kleinen Zimmern eingelegt, die Gerüſte[123] für den Frontiſpitz aufgeſchlagen, die Balken auf den oberen Speicherzimmern ausgeſpundet und daran im Sommer vom Meiſter Mathes Eicher $8^1/_2$ Tage gearbeitet, von Meiſter Kilian 28 Tage und zwei Geſellen $56^1/_2$ Tage. Der Tagelohn wurde auf 18 Albus berechnet und ergab 31 Reichstaler. Auch die Zimmerarbeit für Stukkateure und Maurer[124] lieferten dieſe beiden Meiſter. Sie hatten auch „eingeſchalt borth angeſchlagen, durchzüg unter der Einfahrt hinweggehauen“ und die Gerüſte wieder abgebrochen. Unter den Durchzügen der Einfahrt iſt wohl eine Hilfskonſtruktion zu verſtehen, die angebracht worden war, um die Säulen in der Durchfahrt beim Setzen des Gebäudes vor der Zerſtörung zu bewahren. Dieſe Arbeiten wurden ebenfalls im Tagelohn berechnet. Dagegen ſchließt der Zimmermann Mathes Eicher einen Akkord mit dem Dompropſt Freiherrn von Keſſelſtatt und „im Beyſein des H. Major Thoman als hierzu berufenen Hrn. Baumeiſter . . . . umb die Beförderung deren ſpeicheren in dem von ihro hochfr. gnaden H. von Keſſelſtatt zu Trier erbauenden Wonhauß, benötigende Borth zu falzen, zu fügen und zu Legen.“ Auch Kilian Krimm bezieht ſich in einem Verzeichnis ſeiner Arbeiten[125] für den Neubau auf den Akkord mit dem „Herrn Major Thoman und dero Kellnern H. Schue“. Die Arbeiten begannen am 6. Januar 1744. Der Akkord muß alſo noch im Jahre 1743 abgeſchloſſen worden ſein, und zwar in der Zeit, in der Thoman nach Trier kam. Das war gewöhnlich im Frühjahr der Fall. Der Innenausbau wurde 1743 weiter gefördert und die Marmorkamine,[126] die der Bildhauer Jakob Joſche bearbeitete, aufgeſtellt. Joſche ſtach auch ein „Wappenbrett für die Öfen und Camin“.[127] Die verfehlten Geſtalten des Bacchus und der Ceres im Treppenhaus und im Vorſaal ſcheinen nicht von ihm zu ſein. Vielleicht aber waren ſie nur ein Notbehelf und ſollten ſpäter durch beſſere erſetzt werden. Schließlich wurde 1743 auch noch das Dach ausgemeſſen und beſichtigt, wofür ein „Halbſcheit“ mit einem Reichstaler 36 Alb. gezahlt wird. Die Fenſter werden den Winter über mit Papier verklebt und die Rahmen und Geſimſe von Malermeiſter Molitor geſtrichen und verkittet. Im großen und ganzen war alſo Ende des Jahres 1743 die Bauperiode, die die Oberleitung des Architekten erforderte, abgeſchloſſen.

Während der nächſten Jahre, 1744 – 1746, werden die ſchon begonnenen Arbeiten fortgeführt und beendigt, ſo z. B. die des Stukkateurs und des Malers,[128] ferner einige Maurerarbeiten, die Einrichtung der Bodenkammern[129] und des Speichers. Der Oberamtmann Freiherr von Keſſelſtatt mag daher wohl das Bedürfnis empfunden haben, ſeinem Architekten ein Zeichen der Anerkennung zu geben. Die Akten melden nämlich unter den Ausgaben 8 Reichstaler, die dem Schiffer Pflirg von dem Baugeld übergeben worden waren, damit er den kurpfälziſchen Zoll für „zwey ſtück wein ſo nacher Mayntz geſchicket worden“ bezahlen konnte. Es liegt nahe, an Thoman als den Empfänger zu denken. Denn die an dem Neubau beſchäftigten Mainzer Handwerker wurden mit barem Gelde bezahlt. Einer Verpflichtung, die außerhalb des Baubetriebes lag, hätte man aber ſchwerlich Baugelder zugeführt. Sonach bleibt die erſte Annahme beſtehen, wonach die zwei Stück Wein für den Architekten beſtimmt waren. Die Frage entſteht, ob dieſer Wein nur eine rein perſönliche Anerkennung des Bauherrn darſtellt oder ob man hierin die Entſchädigung des Architekten für ſeine Mühe ſehen darf. Vielleicht dürfte der von dem Wein repräſentierte Wert eine Rolle ſpielen. Leider liegt den mitgeteilten Zollgebühren nicht die Eigenſchaft eines Wertmeſſers bei, da die Feſtſtellung der Zölle auf Wein damals nicht qualitativ, ſondern quantitativ erfolgte.

Thoman war nach 1743, ſoweit die Bauakten erkennen laſſen, nicht mehr in Trier. Denn inzwiſchen nahm ihn ein anderer großer Bau, den er wieder leitete, völlig in Anſpruch.

Der Ausbau des Keſſelſtattſchen Adelshofes ging ruhig weiter. Am 20. Juni 1744 quittierte Jäger über die akkordmäßige Ausbezahlung von 1100 Reichstalern ſowie über weitere 800 für die Ausführung des zweiten Akkordes über Stuckarbeiten im Haupttreppenhaus und im Saal nach „beliebtem deſſeing“. Für das Marmorzimmer erhielt er 200 fl. und 30 fl. für die Supraporten, Konſolen und das untere Speiſezimmer. Von dem Malermeiſter Molitor bezog er mehrmals „Vernice“ (Firnis) und berechnete 56 Reichstaler 18 Albus für 9 Monate Koſtgeld.[130]

Neben dem in Trier anſäſſigen Schloſſermeiſter Friederich, der noch mit dem Anſchlagen der Schlöſſer an die Türen beſchäftigt geweſen ſein muß, arbeiteten noch zwei andere, Hans Georg, der bis Ende 1747 kleinere Arbeiten ausführte, und „der Schloſſer von Mayntʒ“, der das Gerems und die Treppengalerie geſchmiedet hatte. Hier treffen wir abermals auf einen tüchtigen Mainzer Kunſthandwerker, der ein geſuchter Mann in ſeinem Berufe war. Er hieß Kaſpar Janta[131] und ſtammte aus Kronberg.[132] 1739 oder 1740 kam er zum erſtenmale nach Mainz und arbeitete hier,[133] ließ ſich aber nicht „ordnungsmäßig zu ſeinen Standjahren, wie Ehedem bräuchlich und üblich geweſen“ einſchreiben und machte auch zu Kronberg kein Meiſterſtück, ſondern kaufte ſich nur in die Mainzer Zunft ein. Als er, bereits verheiratet, von Kronberg aus ſich am 17. März 1746 bei der Kurfürſtlichen Regierung in Mainz um Aufnahme in die Bürgerſchaft und in die Schloſſerzunft bewarb, verſuchte die Zunft durch alle möglichen Ausflüchte dies zu verhindern. Sie bemerkt, „daß Vermög ihrer arten (Artikel) Ein geſelle, welcher dahier meiſter werden wolle, zu förderſt ſeinen Lehrbrief beybringen, und bei der Zunft produciere, demnächſt auch in hieſiger ſtadt ein ganzes Jahr in wirklicher arbeit geſtanden haben, ſofort ein meiſterſtück verfertigen müſſe, wan Er zuforderſt von obrigkeit wegen zur bürgerſchaft tauglich gefunden worden.“ Übrigens, ſo ſchließt die Erklärung der Zunft, könne er überhaupt als verheirateter Mann nach ihren Artikeln gar kein Meiſterſtück machen. „Wenn alſo der Supplicant zurückkommt wäre derſelbe hierüber forderſambſt zu Vernehmen, und dem nechſt darauf das Erforderliche bericht gutachtlich an Eine hochlöbl. churfürſtl. Rgg. zu Erſtatten.“[134] Dieſe ſtand aber damals unter dem kunſtſinnigen Grafen von Oſtein, der dauernd bemüht war, bewährte Künſtler und Kunſthandwerker in ſeine Reſidenz zu ziehen, und dabei von Männern beraten wurde wie Freiherrn von Ritter und Thoman. Auf ihre Fürbitte iſt wohl auch der Kurfürſtliche Befehl vom 28. April zurückzuführen,[135] den „Schloſſermeiſter Kaſpar Janta von Croneberg, ohne Verfertigung eines weiteren Meiſterſtücks gegen Präſtierung ſonſtiger Praeſtandorum“ in die Mainzer Bürgerſchaft und Schloſſerzunft aufzunehmen, „da er bekantlich bereits ſolche künſtliche Schloſſerarbeiten verfertiget, welche für ſtadthaffte Meiſterſtück aller Orten und bey jedermann paſſieren können“.[136] Die Zunft verhielt ſich aber trotʒdem ablehnend, und da man einen offenen Widerſpruch nicht wagte, hüllte man ſich in Schweigen. Die Regierung ihrerſeits verharrte aber bei ihrem Willen. Das Vizedomamt ladet am 12. Mai 1746 den Brudermeiſter der Schloſſerzunft vor und teilt ihm mündlich die „kurf. gndſte. Willensmeinung“ mit, „daß nämmlich der Kaſpar Janta ohne Verfertigung eines meiſterſtückes als wo Von derſelbe gdſt. dispenſieret worden, in die hieſige Schloſſerzunft ohnweigerlich auf und angenohmen, auch praeſtitis praeſtandis zur Bürgerſchaft recipiret, und wie dieſes Alles befolget, demnechſt Einberichtet werden ſolle, zu ihrer unterthgſtn. Schuldigſten nachachtung publicierret, und kund gethan.“ Während die Lage, in der ſich Janta in bezug auf Zunft und Stadt befand, gerade nicht verlockend war, hatte er ſich inzwiſchen in Mainz dennoch niedergelaſſen. Hierzu konnten ihn wahrſcheinlich nur zahlreiche Aufträge veranlaſſen. Bald darauf mußte er auf Befehl des Kurfürſten ſeine Werkſtatt „wegen der damit verbundenen Feuersgefahr“ in einen ungefährlicheren Teil der Stadt verlegen.[137] Seine rauchende und funkenſprühende Eſſe war zwar ein guter Beweis für ſeine Beſchäftigung, aber ein weiterer Grund für ſeine Zunftgenoſſen, ſeine Aufnahme in ihrer Mitte zu hintertreiben. Es gelang ihnen freilich nicht; denn der Wille des Kurfürſten war unbeugſam und ſetʒte ſich bei ſeinen Untertanen durch „weilen der Zunft dargegen gethanes Einwenden, all grundfalſch ſeye, indeme gedachter Janta ſeiner leibaigenſchaft Entlaſſen, auch ſeinen geburtsbrief würcklich in forma authentica producieret habe.“[138] Die Zunftmeiſter verzichteten aber keineswegs darauf, ſich an dem ihnen aufgezwungenen Mitmeiſter zu rächen. Sie berechneten die Koſten ſeiner Aufnahme in die Zunft ſo hoch, daß Kaſpar Janta wiederum die Hilfe der Regierung gegen ſeine Genoſſen anrufen mußte. Die Regierung ihrerſeits ermäßigte die Summe und erteilte der Zunft den gemeſſenen Befehl, Janta nun ohne irgendwelchen weiteren Aufſchub „gegen Erlegung jetʒt benannten quanti[139] ohnweigerlich in die hieſige Schloſſerzunft zu ihrem Mitmeiſter auf- und anzunehmen, ſofort demſelben in Treibung ſeines Handwerks auch förderung deren Geſellen, und ſonſten keineswegs zu behindern noch zu beeinträchtigen.“[140] Dieſe unwandelbare Feſtigkeit, mit der ſich die Regierung auf ſeiten Jantas ſtellte, erwirkte endlich ſeine Aufnahme in die Zunft. Jantas Kampf um die Anerkennung ſeiner Zunftgenoſſen iſt eine lehrreiche und charakteriſtiſche Epiſode in dem Endkapitel des bereits niedergehenden Zunftweſens in Mainz. Am 8. Mai 1784 melden noch einmal die Akten der Schloſſerzunft von ihm gelegentlich ſeiner Anweſenheit auf der Zunftſtube, und damit erhalten wir zum letʒtenmale Nachricht über einen der bedeutendſten Mainzer Kunſtſchmiede jener Zeit.

Die übrigen am Neubau beſchäftigten Handwerker waren aus Trier, ſo der Zimmermann Hans Ernſt Hemprech, der Nagelſchmied Johannes Seckel, der Leiendecker Liſon.[141] Am 20. Dezember 1761 quittierte ſeine Witwe Roſina über die gänzliche Auszahlung für notwendige Nacharbeiten. Krampen und Ringe fertigte der Schmied Thobias Nikolai aus der Böhmergaſſe in Trier. Der Schmied Franz Leierdecker hatte nur wenig Arbeit. Der Glaſermeiſter hieß Johann Georg Seibert. Er verglaſte ſämtliche Fenſter des Baues. Die Bauaufſicht ging ſpäter vom Bruder Joſeph auf einen gewiſſen Andres über.

Die geſamten Baukoſten beliefen ſich auf 28830 Reichstaler 12 Albus 12 Kreuzer laut Abrechnung vom 1. Juli 1763.

Material. Die Außenmauern des Hauſes ſind durchweg, wie es damals üblich war, in Bruchſteinen aufgeführt und wechſeln in der Stärke von 78 cm — 55 cm im Obergeſchoß. Die erſten Fuhren dieſer Steine wurden

von W. Lorenz, Niklas Wellmann, Mathes Stark, Bernhard Steffen, Baltes Bolck, Johann Janſen, Dietrich Kerſtig, Baltes Boller, Bartel Kembling und Bernhard Schmitt gebrochen und von Sebaſtian Hinckes am 5. Mai 1741 auf den Bauplatʒ gefahren. Einige Quaderſteine wurden vom Karthäuſerhof in den Bau gebracht. Die Ziegelſteine, die vornehmlich für die Zwiſchenwände genommen wurden, bezog man in der erſten Zeit aus der Mettlacher Ziegelei. Der Preis von 5 Reichstaler pro Tauſend ſcheint aber auf die Dauer zu hoch geweſen zu ſein. 1742 und 1743 kommen daher die Ziegelſteine „von der quint und aſſel", wo man für dasſelbe Quantum nur 4 Reichstaler 24 Albus zu bezahlen brauchte. Auch „Braun zur Leywen" lieferte 3450 Stück, und in Trier kaufte man nebenher tauſend Stück. Der Kalk wurde auf dem Bauplatʒ ſelbſt gebrannt und dort zu Mörtel bereitet. Die letʒten ſechzig Fuhren kamen 1744 in den Neubau. Eiſen wurde auf dem Markt in Trier gekauft oder von der „quint zur Leywen" geführt. Das Holz holte man aus den Wäldern von Erlabach, Föhren, Naurat und dem Winterbacher Forſt. Der Zimmermann von Föhren mußte die Stämme behauen, beſchlagen und ſchneiden. Herrſchaftliches Holz wurde auch für die Zimmer- und Schreinerarbeiten verwendet. Das Blei für die Abdichtungen und Abdeckungen (z. B. über dem Giebel) lieferte Bolange in Trier. Die Porzellanplättchen für das Eckzimmer wurden von Caracée bezogen und koſteten 65 Reichstaler 41 Albus. Die letʒte Arbeit oblag dem Schornſteinfeger Heinrich Reichart Straub, der den Rauch bei zwei Schornſteinen zu vertreiben hatte und dafür am 2. Dezember 1745 mit 48 Albus bezahlt wurde.

1745 war nun der Bau in allen Teilen, innen ſowohl wie außen, vollendet. Am 15. Mai 1746 quittierte der Notar D. & N. Kayſer über 5 Reichstaler 18 Albus, die er vom Kellner Schue im Namen des Freiherrn von Keſſelſtatt, Herrn zu Föhren, Bekond, Bodenburg, Amtmann zu Pfalz, „wegen Eingenohmenen Augenſchein deß Neuen Erbaueten Hauſes nebſt St. Bernhardi hoff vor die Meiſteren ſo den augenſchein und vor die notarien" erhalten habe.

Baubeſchreibung. Das Haus weiſt folgende Raumverteilung auf: im Erdgeſchoß die Küche, die Geſindeſtuben, Beamtenzimmer und die Zimmer für das tägliche Leben der Gräflichen Familie; im Obergeſchoß Feſt- und Repräſentationsräume, die Schlafzimmer und Kabinette der Frau und des Fräuleins ſowie des Hausherrn und die Fremdenzimmer; im Dachgeſchoß die Schlafkammern für die Dienerſchaft.

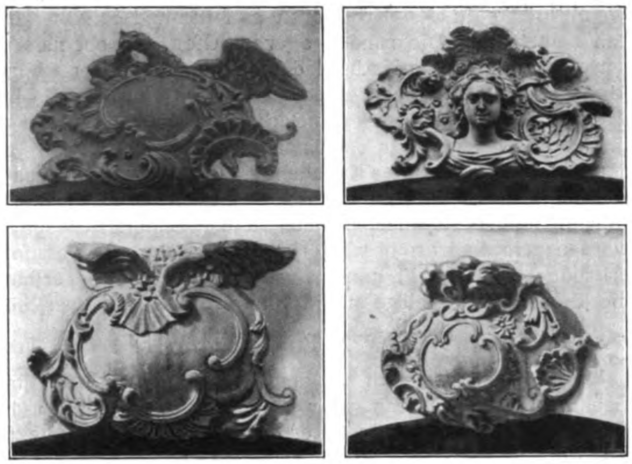
Zwei Nebentreppen vermitteln den Verkehr durch alle Etagen, während eine breite, dem eigentümlichen Grundriß ſehr fein eingefügte Haupttreppe zu den Feſt- und Repräſentationsräumen hinaufführt (Taf. I Abb. 5).

Sie beginnt hinten in der Einfahrtshalle linker Hand und mündet auf einem Vorplatʒ, der vier halbkreisförmige Erweiterungen aufweiſt (S. 11 Abb. 2). Die Wände des Vorſaales ſind durch Pilaſter gegliedert, die die kuppelartig anſteigende Decke zu ſtütʒen ſcheinen. Sie iſt maßvoll mit graziöſen Stuckdekorationen geſchmückt, in denen bewegtes Muſchelwerk, Blütenzweige, Kriegs- und Friedens-Embleme, Putten und Engelsköpfchen die Hauptrolle ſpielen. In einer Niſche ſteht eine Bacchusſtatue (Taf. I Abb. 7). Die plumpe Geſtalt wirkt befremdend in dieſem von ſprühender Künſtlerlaune beherrſchten Raum. Auch die Statue der Göttin Ceres in einer Niſche des Treppenhauſes wirkt ſehr unerfreulich. Der Vorraum iſt der Mittelpunkt des ganzen Hauſes. Von hier ſtrahlen die Kommunikationswege aus, die alle Räume des Obergeſchoſſes verbinden. Seine Aufgabe war alſo nicht allein die eines Vorſaales zu dem ſich unmittelbar anſchließenden Hauptſaal, ſondern er hatte auch die Bedingungen eines Verteilungsraumes zu erfüllen. Seine beſondere Beſtimmung wird durch fünf ganz gleiche Türen ſehr charakteriſtiſch ausgedrückt. Sie bringen in die Stimmung des Raumes etwas galant Geheimnisvolles. Über den Türen befinden ſich minderwertige Darſtellungen der verſchiedenen Familienbeſitʒungen. Wie bereits bemerkt, iſt der Hauptſaal, den man im Sinne jener Zeit etwa als „Gardeſaal" anſprechen könnte, von hier aus direkt zugänglich, und zwar nur durch eine der fünf Türen, die trotʒ ihrer Bedeutung keinen Vorzug vor den anderen genießt. Offenbar zielte hier eine feine Berechnung des Architekten auf eine beſondere Senſation ab, die auch heute noch bei dem unvermittelten Eintritt in den großen Saal erreicht wird; denn dieſer weiſt im Verhältnis zum Vorſaal eine beträchtliche Raumerweiterung auf. Sie wird durch eine in den Dachraum ſteigende große ovale Laterne bewirkt, die die kuppelartige Saaldecke gleichſam auflöſt. Durch drei große Balkontüren flutet genügendes Licht. Mit verſchwenderiſcher Fülle hat hier ein großer Künſtler ſeine Gaben ausgeſtreut. Die Verbindung von Architektur und Innendekoration hat in dieſem Raum einen Glanzpunkt geſchaffen, der noch heute nicht allein durch die Feinheit der dargebrachten Rokoko-Stukkatur bewunderungswürdig iſt, ſondern ebenſo ſehr auch durch ſeine geſchloſſene ovale Raumgebung. Die ſich zu beiden Seiten an dieſen Saal anſchließenden Räume ſind zurückhaltender in ihren Dekorationen, weiſen aber auch hier ganz bedeutende Leiſtungen reizvoller und immer wieder neuer Stuckgebilde auf. Das nach dem St. Bernardshofe am Hauptſaal gelegene einzelne Zimmer war das ſogenannte marmorne oder das gelbe Zimmer, ſo genannt, weil ſeine Wände gelblichen Stuckmarmor aufweiſen. Das gegenüberliegende Eckzimmer diente als Porzellankabinett. Seine Wände ſind mit Porzellanplättchen geſchmückt, die mit Szenen aus der bibliſchen Geſchichte bemalt und von ſchönen Paneaus eingerahmt ſind. In allen drei Räumen befinden ſich intarſierte Fußböden. Auch andere Zimmer weiſen ſolche auf.

Durch ein anſtoßendes Zimmer gelangt man in die Gemächer der „gnädig Frau". Dieſe tragen beſonders ſchönen Deckenſtuck. Das letʒte Zimmer dieſer Flucht war das „gnädig frauen Cabened". Der noch vorhandene zierliche Wand- und Deckenſtuck, der Marmorkamin an der Rückwand, über dem einſt ein Spiegel aus Metʒer Glas die tauſend Intimitäten des Boudoirs einer vornehmen Dame jener Zeit widerſpiegelte, der prächtige, eingelegte Fußboden aus dem Holz der herrſchaftlichen Waldungen laſſen die Konzentration des Reichtums ahnen, mit welcher die Dame des Hauſes von ihrem Gemahl umgeben wurde. Das danebenliegende Gemach gilt als Schlafraum. In die Hinterwand iſt ein tiefer Alkoven eingelaſſen, in dem das Bett ſtand. Von hier aus war das „gnädig frauen Neben cabined" zugänglich. Es diente wohl zur Garderobe und zum Aufenthalt der Zofe. Heute iſt dieſer Raum und der ſich daran anſchließende zur Küche für dieſe Wohnung umgeſtaltet worden.

In der Nähe dieſer Gemächer, und zwar im Mühlenflügel muß auch das „gnädig Fräulein Zimmer“ gelegen haben. Vielleicht war es eins der drei ineinandergehenden Zimmer dieſes Flügels, von denen zwei nach dem Hofe zu liegen. Der Raum an der Ecke nach der Mühle iſt eingewölbt und nicht heizbar. Er diente vielleicht als Aktenrepoſitorium. Im Obergeſchoß des Kapellenflügels liegen an der Hofſeite zwei Zimmer mit Alkoven und ein Zimmer mit angrenzendem Kabinett. Hier tragen noch heute die Decken den ſchönen Stuck mit reicher Vergoldung, von dem ſchon geſprochen wurde. Die Schlafgelegenheiten, die ſich ehemals hinter den Zimmern befanden, laſſen darauf ſchließen, daß dieſe Räume den Gäſten des Hauſes zur Verfügung geſtellt werden konnten. Die darunterliegenden Zimmer des Erdgeſchoſſes ſind ſchmucklos. Im gegenüberliegenden Erdgeſchoß des Mühlenflügels waren die Küche und die Aufenthaltsräume für die Dienerſchaft untergebracht. Die vier nach der Straße gelegenen Zimmer im Erdgeſchoß des Vorderhauſes zeichnen ſich durch edle Stuckarbeit aus. Das ausgebaute Dachgeſchoß enthielt die hellen und luftigen Unterkunftsräume für die Dienerſchaft, wie denn überhaupt bei der ganzen Anlage die Fürſorge für gute Beleuchtung dem Architekten am Herzen gelegen zu haben ſcheint. Selbſt die Kellerräume ſind durchweg gut belichtet.

Bemerkenswert iſt, wie ſelbſt dieſe der Architekt auszunutzen und ſeiner Beſtimmung zuzuführen verſtand. Er gewann dem an ſich unangenehmen Zuſtand eines juſt den Bauplatz durchquerenden fließenden Gewäſſers noch eine nützliche Seite ab. Er kanaliſierte den Bach und führte durch einen Stichkanal friſches Waſſer in die Waſchküche, die er in dem nach dem Bernardshofe angeordneten Bauteile unterbrachte. Das Weitere ſ. unten S. 47 Abb. 20.


Abb. 4. Kartuschen vom Palais Kesselstatt in Trier, zum Teil nach Aufnahmen von W. Deuser, Trier

Durch die aus dem Grundriß ſich ergebende notwendige Betonung des Mittelriſalites wurde das äſthetiſche Schwergewicht hierhin verlegt, dieſer kurzen Schauſeite ein bedeutendes Relief gegeben und ſo dem Bauwerk der Stempel warmherziger Originalität aufgeprägt (S. 10 Abb. 1). Das Haus erſtand wirklich „zur Zierde des Publici“, wie ſein Bauherr es wünſchte. Der Bedeutung des Mittelbaues entſpricht nicht nur das edle Material des roten Sandſteins, ſondern vor allem auch ſeine wirkſam über die Fläche ausgebreitete dekorative Ausgeſtaltung. Sie entgeht mit feinem Gefühl dem protzenhaften Überprunk. Erſt oberhalb der Torfahrt, die in der Mittelachſe der Hauptſeite liegt, wächſt der Mittelteil zu einer Einheit zuſammen, die durch die weit ausgreifende Balkonarchitektur zuſammengeſchloſſen wird. Zwei ſehr feingliedrige Konſolen ſtützen den Balkon. Die Scheitel der drei rundbogigen Türſtürze ſind mit reichen Ornamenten geſchmückt, aus denen ſtiliſierte weibliche Köpfe hervorlugen. Zierliche Agraffen umklammern die Unterglieder des Hauptgeſimſes und ſtimmen im Verein mit den lebhaft bewegten Linien des darüber in dem Frontiſpiz angebrachten Allianzwappens die Faſſade auf den Ton heiterer Feſtesfreude. Ein eigenartig profiliertes Gurtgeſims teilt das eingeſchoſſige Gebäude horizontal und verleiht ihm die Tendenz der flachen Lagerung. Dieſe wird in der Faſſade nach der Liebfrauenſtraße weiter ausgeſponnen in der Reihung von neun Fenſterachſen und noch einmal betont von dem energiſchen Hauptgeſimſe. Die Fenſter ſtehen völlig unvermittelt in der angenehm getönten Putzfläche. Sie ſind von leichten Stichbogen überſpannt und weiſen als einzigen Schmuck ſehr feine Schlußſteinornamente auf (ſ. Abb. 4). Ihre unprofilierten Gewände ſind aus rötlichem, ſcharriertem Sandſtein und ſtehen etwa $1^1/_2$ cm vor der Fläche. Das mit Schiefer gedeckte Manſardendach hat drei Reihen Gauben übereinander, die nach oben in ihrer Größe abnehmen. Die unterſten dienen als Beleuchtungsquellen der dahinterliegenden bewohnbaren Dachräume und ordnen ſich dem Rhythmus der anderen Fenſter ein. Die beiden oberen Reihen haben runde Öffnungen und dienen nur zur Beleuchtung des Speichers. Das ganze Haus ſteht auf einem mäßig hohen Sandſteinſockel, in welchem die Lichtzuführungen für die Kellerräume eingeſchnitten ſind. Die Hofſeite iſt völlig ſchmucklos und trägt als einzige Zierde nur einen kleinen Balkon über der Torfahrt.

Schickſale. Dieſer Adelshof hat die Stürme, die von Weſten her am Ende des ſinnesfrohen 18. Jahrhunderts heranbrauſten und die Grenzen des Landes wegfegten, glücklicher überſtanden als manches andere Gebäude jener Epoche. Die unglückliche Zeit der Fremdherrſchaft veränderte ſeine äußere Phyſiognomie nur wenig, wenn auch das Innere an einigen Stellen für die neuen Zwecke angemeſſenen Veränderungen unterworfen wurde. Die Franzöſiſche Regierung hatte das Haus beſchlagnahmt und es als Domänengut an den Kaufmann Bernasco veräußert, der hier ein Gaſthaus „Zum kölniſchen Hof“ einrichtete, aber ſo wenig Glück damit hatte, daß er die Wirtſchaft am 1. Dezember 1814 ſchon wieder eingehen laſſen mußte. Noch zehn weitere Jahre blieb das Palais, in dem auch der Prinz von Heſſen einmal logierte, in ſeinem Beſitze. Dann aber übernahm es wieder die Familie des Erbauers. Graf Edmund von Keſſelſtatt kaufte das Palais von Bernasco zurück, und von nun an bis auf den heutigen Tag hat es den Beſitzer nicht mehr gewechſelt. 1879 ging das Haus des danebenliegenden Bernardshofes an das Majorat über. Die Kapelle desſelben wurde 1899 abgeriſſen. Vermutlich ordnete man nach dieſer

Zeit die Umänderungen des Obergeſchoſſes im ſogenannten „Kapellenflügel“ an, der ebenſo wie der „Mühlenflügel“ den Bedürfniſſen moderner Wohnverhältniſſe angeglichen werden mußte, weil man das Haus an drei Parteien zu vermieten wünſchte. So brach man im Obergeſchoß des Kapellenflügels einige Fenſter nach dem Bernardshof aus, um für die dort neu angelegte Küche und den Vorplatz Licht zu ſchaffen. Ganz verändert iſt der hintere Teil dieſer Wohnung, und zwar an der Ecke, die unmittelbar neben dem Bernardshofe liegt. Dort befand ſich nämlich früher ein kleines Kabinett, deſſen Kamin jetzt noch an der alten Stelle ſteht. Die Wand nach dem Korridor aber iſt herausgebrochen worden, um den Raum zu vergrößern. Er dient jetzt als Schlafgemach. Desgleichen ſind die dumpfen und dunklen Schlafgelaſſe, die ehemals hinter den beiden anderen Zimmern ſich befanden, aufgegeben und in die hinteren großen Räume einbezogen worden. Sie empfangen reichliches Licht vom Bernardshof her. Im Mühlenflügel liegt heute hinter der Nebentreppe die Küche für die andere Wohnung des Obergeſchoſſes. Die Zimmer blieben unverändert. Die dritte Wohnung wird heute von denjenigen Zimmern des Erdgeſchoſſes gebildet, die nach der Liebfrauenſtraße liegen und direkt von der Durchfahrt aus zugänglich ſind. Die Küche befindet ſich hinter der Haupttreppe. In beiden Geſchoſſen hat man die tiefen Wandſchränke in den Korridoren entfernt und im Obergeſchoß nur den der Nebentreppe gegenüberliegenden beibehalten. Die runden eiſernen Öfen, die ehemals die Ofenniſchen zierten, ſind durchweg nicht mehr vorhanden, ſehr zum Nachteil der Niſchen und ihrer ſchönen Stukkaturen, die heute teilweiſe von ganz geſchmackloſen Kachelöfen verdeckt werden. Leider bezieht ſich dieſe Wahrnehmung troſtloſer „Moderniſierung“ auch auf die Übertünchung des Decken- und Wandſtuckes in vielen Zimmern des Erd- und Obergeſchoſſes. Dort iſt mit bedauernswerter Verſtändnisloſigkeit der ehemals getönte und vergoldete Stuck, der heute nur noch in den oberen Zimmern des Kapellenflügels einigermaßen erhalten iſt, mit weißer Leimfarbe ſo gründlich verdorben worden, daß von der einſtigen Wirkung nur wenig übrig blieb. Am ſchlimmſten ſind bei derartigen „Renovierungen“ einige Stuckdekorationen in den Zimmern des nach der Straße gelegenen Erdgeſchoſſes zugerichtet worden; ein Anſtrich in weißer Ölfarbe verdarb ſie ebenſo endgültig wie einen Marmorkamin, der ähnliches erleiden mußte. Es iſt unnötig, zu ſagen, daß ſolche erſtaunliche Pietätloſigkeit und Geſchmacksverwilderung die ſchönen Türbeſchläge aus Meſſing ebenfalls nicht verſchonte.

2. Die ehemalige Jeſuitenkirche in Mainz

Während Thoman noch mit dem Bau des Palais Keſſelſtatt in Trier beſchäftigt war, trat eine andere große Bauaufgabe an ihn heran. Es war die Erbauung der ſpäter (1793) zugrunde gegangenen Jeſuitenkirche in Mainz. Es iſt freilich zweifelhaft, ob er als planlegender Architekt in Betracht kommt; dagegen kann ihm ſicher die Oberbauleitung der Kirche zugewieſen werden. 1742 ließen die Jeſuiten ihre alte Kirche, die ſie im Jahre 1577 von den Minoriten übernommen hatten,[142] abbrechen, um an derſelben Stelle eine neue zu erbauen. Sie lag da, wo heute die elektriſche Bahn aus der Schöfferſtraße in die alte Univerſitätsſtraße einmündet, und zwar parallel zu dem ehemaligen Univerſitätsgebäude, mit dem Chor nach Nordoſten. 1877—1878 ſtieß man bei der Durchführung der ſtädtiſchen Kanaliſation auf ihre mächtigen Fundamente.[143] Auf den Bau dieſer Kirche ſoll, ſelbſt für den Fall, daß Thoman nicht auch ihr Architekt war, hier um deswillen näher eingegangen werden, weil ſie eine neue glanzvolle Epoche im Kirchenbauweſen von Mainz heraufführte und an der Spitze einer Reihe glänzender Rokoko-Kirchen der alten Metropole ſtand. Zu ihrer Errichtung wurden die beſten Kräfte herangezogen. Mit Stolz blickten denn auch die am Bau beſchäftigten Steinmetzmeiſter Johann Georg Schrantz und Joſef Dejeng auf die aus roten Quaderſteinen errichtete Monumentalfaſſade an der Schuſtergaſſe und rühmten ſich der Größe ihres Werkes. Von ihrer Grundrißgeſtaltung, ihrem inneren und äußeren Aufbau ſowie von ihrem Künſtler wußte man bisher ſo gut wie nichts, und ſelbſt Joſeph Braun (S. J.) in ſeinem grundlegenden Buche über die Kirchenbauten der deutſchen Jeſuiten[144] kann darüber nichts berichten. Die genauere Kenntnis iſt einigen Plänen zu verdanken, die es aufzufinden gelang.[145] Sie werden jetzt aufbewahrt im Luitpold-Muſeum der Stadt Würzburg und lagen dort mit den Blättern der Würzburger Jeſuitenkirche (begonnen 1765) zuſammen. Es ſind:

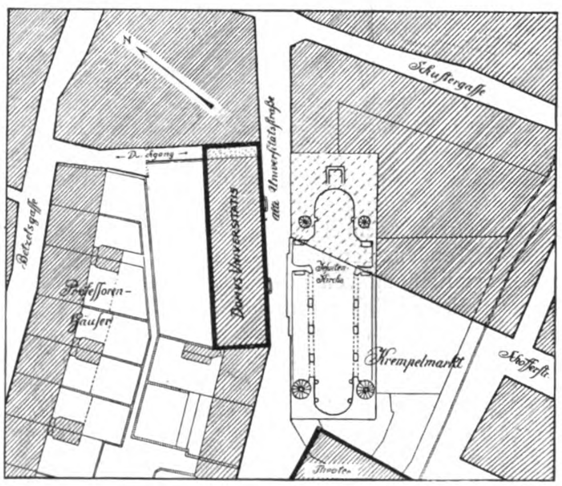


Abb. 5. Lageplan der Jesuitenkirche. Die Ruinen der Kirche sind nach dem St. Farschen Plane (s. Anm. 147) eingezeichnet.

1) ein Längsſchnitt, bezeichnet mit „Mainzer Jeſuitenkirche, der Grundriß da Von folgt bey der Würzburg Jeſuitenkirche“ (S. 23 Abb. 8);
2) zwei Querſchnitte durch Langhaus und Kuppel mit Grundrißteilen (S. 22 Abb. 6);
3) zwei übereinander gezeichnete Grundriſſe, rot über grau angelegt und mit Blei bezeichnet: „NB. Die 2 Profile Von dieſer Mayntzer Jeſuitenkirch in grauen ſind weiter forn“. Der Deutlichkeit halber ſind S. 22 Abb. 7 und S. 23 Abb. 9 dieſe beiden Grundriſſe getrennt wiedergegeben.

Die Frage nach dem Architekten dieſes bedeutenden Bauwerkes kann, wie geſagt, nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Die Nachrichten über den Baubetrieb der Kirche ſind nur ſehr ſpärlich, und ſolche von der Planlegung fehlen überhaupt. Überdies iſt auch nicht ein einziges Blatt der Würzburger Pläne ſigniert. Daher können über den Architekten nur Vermutungen ausgeſprochen werden. Die wahrſcheinlichſte zielt darauf ab, daß die vorliegenden Pläne aus verſchiedenen Vorſchlägen zuſammengeſchmiedet wurden. Hierfür ſpricht die merkwürdige, faſt korrekturartige Ineinanderzeichnung der zwei Grundriſſe, die bei aller Verwandtſchaft dennoch viele Verſchiedenheiten voneinander aufweiſen und kaum von derſelben Hand ſtammen. Wie dem auch ſei, für die Ausführung wurde der in Rot übergezeichnete Entwurf gewählt, über deſſen Grundriß ſich die Kirche in den hier abgebildeten Längs- und Querſchnitten erhob. Denn die auf dem Stadtplan aus der Zeit der franzöſiſchen Okkupation unter dem Baudirektor St. Far[146] aufgenommenen Mauerreſte[147] der ehemaligen Mainzer Jeſuitenkirche ſtimmen mit dem roten Grundriß im allgemeinen überein und laſſen z. B. noch deutlich die Spuren der ſtufenförmig vorgeſchobenen Hauptfaſſade, den runden Kuppelraum, den in die Achſe des Mittelſchiffs hinter den Chor geſtellten Turm und die Pfeilerverteilung erkennen (vgl. S. 20 Abb. 5).

Noch beſſer unterrichtet über die tatſächliche Ausführung des Grundriſſes eine während der Drucklegung dieſer Arbeit im Großherzoglichen Staatsarchiv zu Darmſtadt gefundene Zeichnung. Profeſſor Neeb ſchreibt mir hierüber: „Im Jahre 1792 tauchte der Plan auf, die damals unbenützte Jeſuitenkirche zur Univerſitätsbibliothek umzubauen (ſ. auch S. 27). Georg Forſter, der bekannte Reiſende, damals Kurfürſtlicher Univerſitätsbibliothekar, ließ zu dieſem Zwecke durch den Mainzer Baumeiſter Schmuttermayer einen Grund- und Aufriß der Kirche und die Vorſchläge für den Umbau anfertigen und reichte dieſe Pläne am 10. September 1792 beim Kurfürſten ein (das Nähere findet ſich in Forſters Werken, hg. von Gervinus, Band VIII S. 220 f. und bei Klein, Forſter in Mainz S. 179 f.).“

Profeſſor Neebs Bemühungen iſt es gelungen, die Schmuttermayerſche Zeichnung an der oben genannten Stelle zu ermitteln. Sie iſt 55 cm breit und 75 cm hoch und trägt oben die Bezeichnung: „Grund- und aufriß zur jnneren Einrichtung der Neuen univerſitäts Bibliotheke in der ehemaligen jeſuiten Kirche“. Unten rechts hat „G. Schmuttermayer“ unterſchrieben; links davon ſteht: „C. Rohſe“. Den Grundriß gibt unſere Abb. 21 auf S. 57 wieder.

Schmuttermayer mußte die Gelegenheit zur Unterbringung der Bücher erſt ſchaffen; denn das Erdgeſchoß der Kirche kam hierfür nicht in Betracht, weil die Beleuchtung unzulänglich geweſen wäre. Er wählte daher das Emporengeſchoß und erweiterte es durch einen Fußboden über dem Mittelſchiff. Gleichzeitig berührte er aber auch die Kuppel und deckte ſie in der Höhe des Mittelſchiffsgewölbes ab. Wenn er hierdurch vielleicht auch den gewonnenen Raum einheitlicher geſtalten wollte, ſo hätte dieſer Eingriff kaum unglücklicher ſein können.

Der Aufriß des Schmuttermayerſchen Umbauplanes enthält im allgemeinen nur die Anordnung der Büchergeſtelle, die hoch an den Wänden hinaufgehen, die meiſten Fenſter und Dekorationsteile verdecken und auch die Arkaden ausfüllen. Das wenige, was die Zeichnung davon überliefert, geſtattet keinen beſtimmten Schluß auf den ehemaligen Zuſtand. Allerdings können wir an einer Stelle eine in Ausſicht genommene Veränderung feſtſtellen, und dieſe befindet ſich unter der Kuppel. Nach ſeinem Projekt zeigt die Gliederung der Kuppelpfeiler im Emporengeſchoß keinen Unterſchied von der der Arkadenpfeiler. Sie alle haben je zwei vorgelegte gekuppelte Pilaſter mit ioniſchen Kapitellen. Wir wiſſen aber aus Nr. 36 der weiter unten beigefügten Steinmetzrechnung, daß unter der Kuppel acht Säulen geſtanden haben, die wohl in der Weiſe aufgeſtellt waren, wie es S. 22 Abb. 6 zeigt. Wenn Schmuttermayer hier eine wichtige Umgeſtaltung plante, ſo hätte er ſich gewiß nicht geſcheut auch im Mittelſchiff Veränderungen vorzunehmen, die dem ſchon ſo ſehr veränderten Raum das Gepräge einer Bibliothek geben ſollten. Die in unſerer Abb. 8 gezeigten Säulen auf zum Teil quergeſtellten Poſtamenten hätten hierzu kaum verholfen.

Anders verhält es ſich mit dem Grundriß. Die Dispoſition lag feſt und konnte ohne erhebliche Koſten nicht mehr viel verändert werden. Schmuttermayer war alſo an den vorhandenen Befund gebunden und konnte nur ganz geringe Abänderungen vorſehen, die aber den Organismus nicht beſchädigten. Sein Grundriß muß daher auch ein viel treuerer Beweis für die ehemalige Anlage der Kirche ſein als ſein Aufriß. In der Tat ergibt ein Vergleich mit dem roten Riß und eine Kontrolle der Maße eine faſt vollſtändige Übereinſtimmung. Geringfügige Abweichungen ſind leicht aus der in beiden Riſſen verſchiedenen Schnittlage zu erklären. Der rote Riß ſtellt nämlich das Erdgeſchoß, der Schmuttermayerſche das Emporengeſchoß dar. Wir erkennen alſo im erſteren mit voller Sicherheit den Ausführungsentwurf.

Dieſer rote Grundriß und die dazugehörigen Aufriſſe tragen nun außen und innen gewiſſe Merkmale, die auf Balthaſar Neumann als den Urheber weiſen. In der Hauptanſicht fallen die kräftig geformten Zwiebeln über dem Turm und über der Laterne auf, die zu einem Vergleich mit dem von Neumann 1739 errichteten Glockenturm des Bruchſaler Schloſſes herausfordern.[148] Hier wie dort tritt als Charakteriſtikum der energiſch eingeſchnürte Anlauf und die mit ſcharfer Kante darüber geſtülpte Zwiebel hervor, und hier ſowohl wie dort iſt die Fortſetzung des Liſenenmotivs bis in die Zwiebel hinein beibehalten worden. Es iſt freilich fraglich, ob die eigenartigen Zwiebeln der Jeſuitenkirche auch wirklich nach dieſem Entwurfe ausgeführt worden ſind. Sicher iſt es nicht mehr feſtzuſtellen, weil aus der kurzen Zeit des Beſtehens der Kirche keine authentiſche Abbildung mehr vorhanden zu ſein ſcheint und weil das Keſſelſtattſche Aquarell, das erſt nach dem Brande von 1793 aufgenommen worden iſt, die Kirche ſchon ohne Dächer zeigt (ſ. S. 26 Abb. 10). Thoman, der als der Baudirektor der Kirche genannt wird, hat aber ungefähr zehn Jahre ſpäter in ſeiner Gernsheimer Kirche dieſes eigenartige Motiv der Zwiebel in angemeſſener Weiſe wieder aufgenommen. Dieſer Umſtand iſt inſofern beachtenswert, als er dafür zu ſprechen ſcheint, daß Thoman dieſes von Neumann beliebte Motiv auch bei dem Mainzer Jeſuitenbau beibehielt.

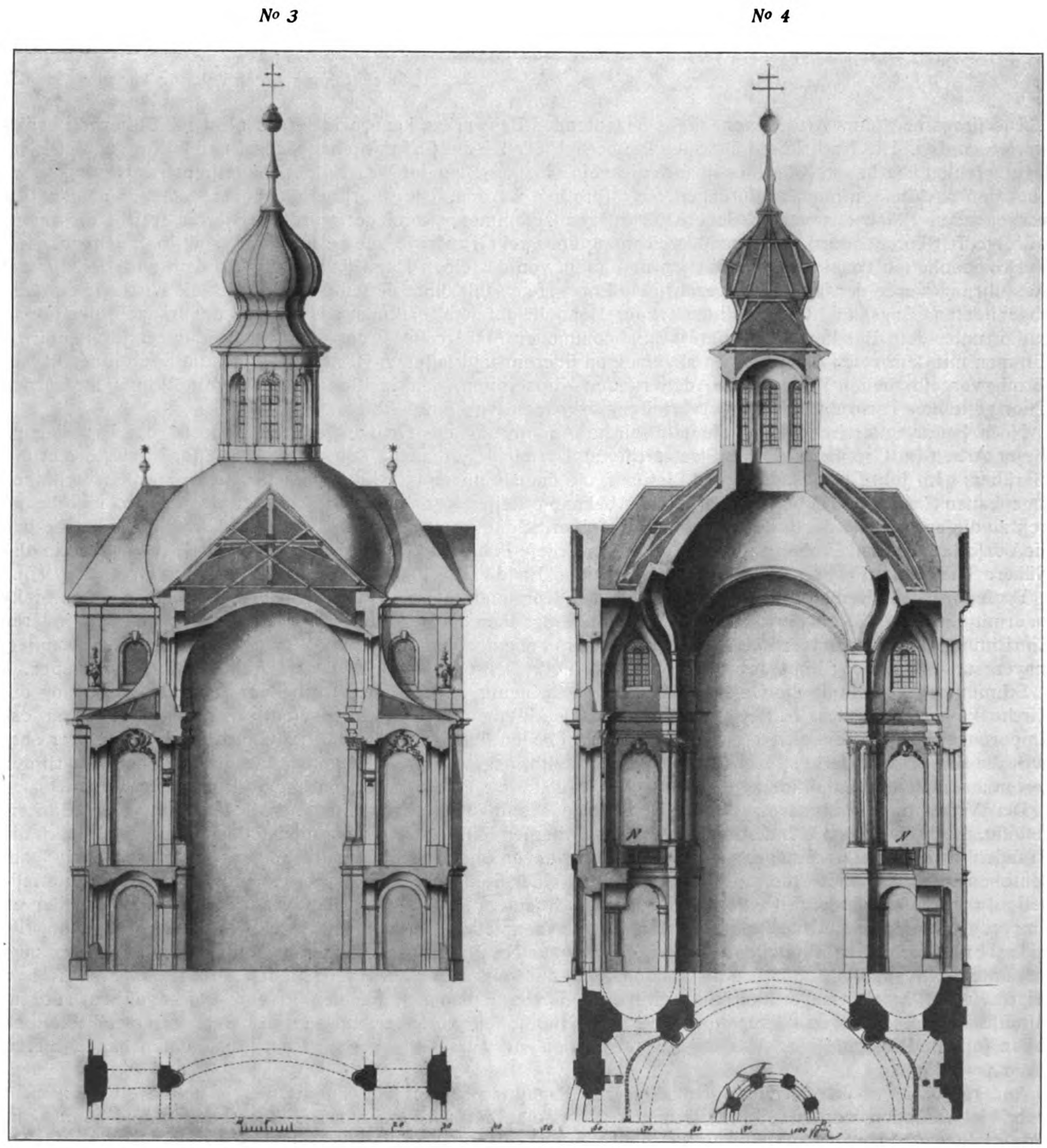


Abb. 6. Querſchnitte durch Langhaus und Kuppelraum der ehemaligen Jeſuitenkirche in Mainz

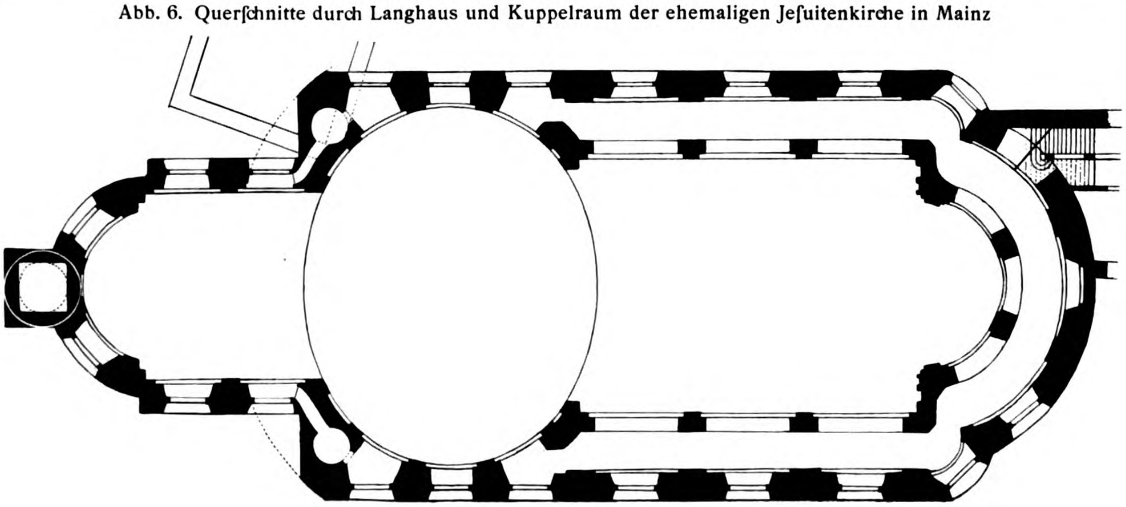


Abb. 7. Der graue Grundriß (Thoman)

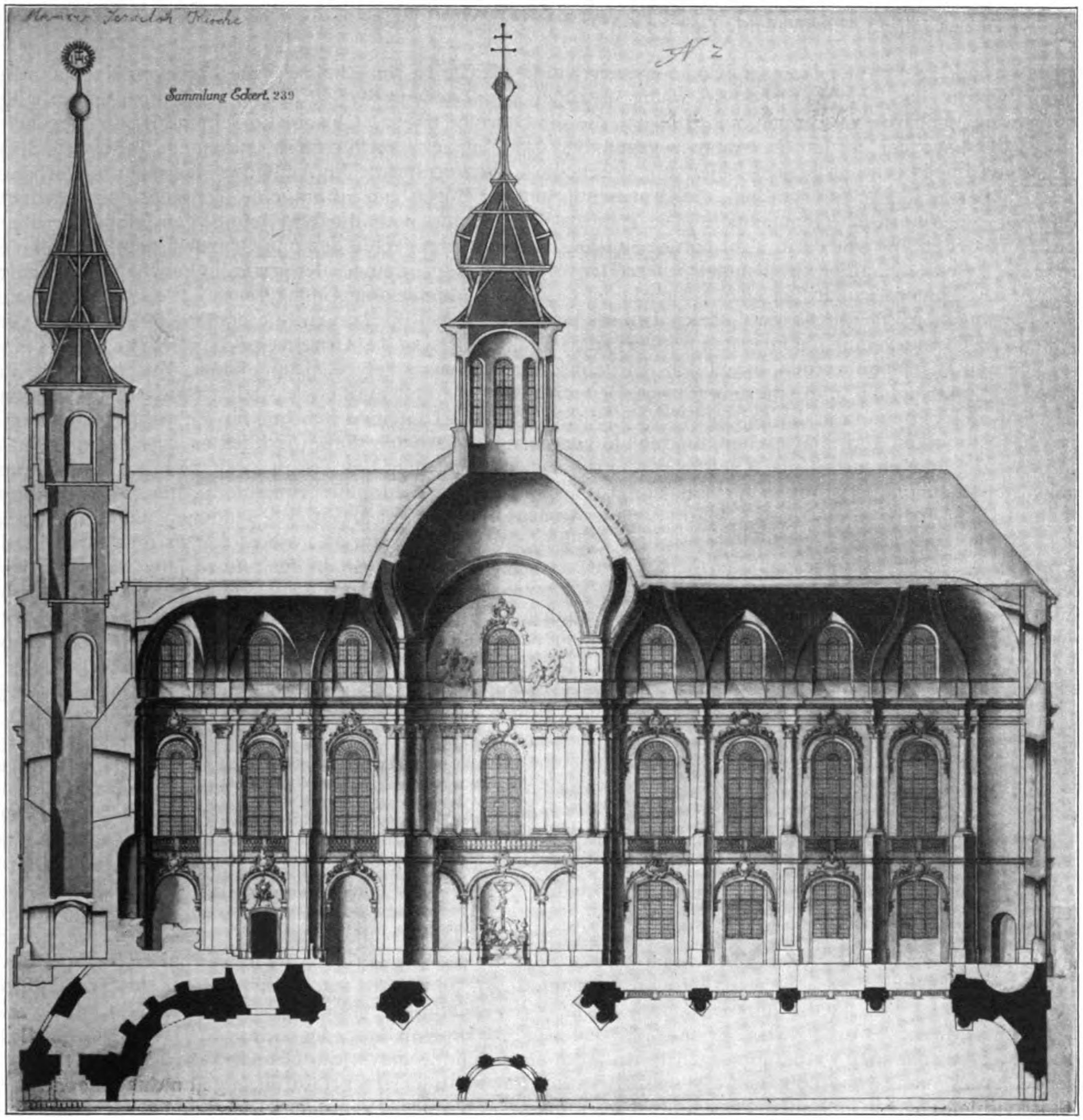


Abb. 8. Längenſchnitt der ehemaligen Jeſuitenkirche in Mainz

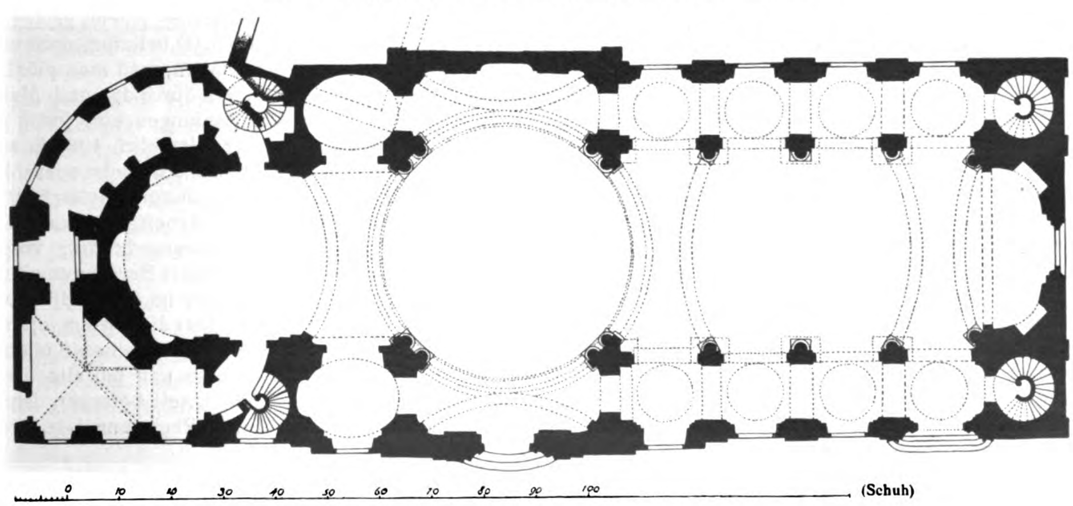


Abb. 9. Der rote Grundriß (Neumann)

Die Grundrißgestalt der Mainzer Kirche erinnert an die Kirche zu Neresheim,[149] die 1745 von Neumann begonnen wurde. Die „kunstverdruckte G'wölber so außer Zircul gehen“ [150] sind beiden gemeinsam und erhalten dadurch die eigenartig verschränkten Gurtbögen, die die Gewölbe tragen. Obwohl die Seitenschiffe in Neresheim infolge der Lage des ovalen Querraumes gegenüber den Mainzern verkümmert erscheinen, ist der grundsätzliche Unterschied zwischen beiden Rissen nur unerheblich. Weiter spricht die Auflösung des inneren Aufbaues in ein Pfeiler- und ein Säulengeschoß, die Ornamentierung der Bögen und Schlußsteine sowie der eingezeichnete Altar für die Autorschaft Neumanns.[151] Die Mainzer Kirche hatte noch die echt jesuitischen selbständig überdeckten Kapellen; sie war darin nicht neresheimisch. Dagegen zeigt gerade der rote Grundriß deutlicher als der graue die freie Stellung der vier Kuppelpfeiler. Der rote ist im Kuppelraume, der graue im Langhaus Neresheim ähnlich. Die beiden Grundrissen eigene Anordnung des Turmes hinter dem Chor ist auch bei der von Neumann 1740 begonnenen Pfarrkirche zu Gaibach bemerkenswert. Beide Risse bergen also etwas aus Neumanns Gedankenwelt. Dennoch muß die im ersten Entwurf aufgenommene Querstellung des Kuppelovales als eine Besonderheit angesehen werden, die in den Kirchenbauten Neumanns kein Gleichnis findet. Zudem läßt die im grauen Riß angewandte Zeichentechnik schwere Bedenken entstehen, ob auch er im Atelier Neumanns angefertigt worden ist. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein; denn einige Umstände sprechen für Mainz als Entstehungsort. Weshalb sollten auch die Jesuiten, die hier so bedeutende, so weitberühmte Architekten vorfanden, sich mit ihren Bauabsichten an auswärtige Künstler gewandt haben? Die kamen doch erst in zweiter Linie in Frage. Den natürlichen Bedingungen würde es durchaus entsprochen haben, wenn die Jesuiten zunächst die Mainzer Architekten für ihre großen Pläne zu gewinnen versucht hätten. An der Größe der für Mainz so bedeutungsvollen Bauaufgabe lag es, wenn danach noch Gutachten auswärtiger Meister eingeholt wurden, die, wie es damals oft geschah, auch Verbesserungsvorschläge unternahmen. Ein solcher verbesserter Entwurf scheint der rote zu sein, der sicher von Neumann ist. So wäre also vielleicht der in Mainz entstandene graue Riß nach Würzburg gesandt, von Neumann umgearbeitet wieder zurückgelangt und nun als Grundlage für die Ausführung bestimmt worden.

Wer war aber der Autor des grauen Risses? Von den drei großen Mainzer Architekten jener Zeit kann wohl nur an Thoman als Verfasser gedacht werden; denn keinem anderen war der Gedanke eines solchen Kuppelraumes geläufiger, kein anderer Mainzer hat so oft wie er mit dem Bestreben gerungen, die geradlinige Führung der Mauern in Kurven zu schmiegen und die Räume weich zu modellieren. Wenn auch das zweite Projekt Neumann zugewiesen werden muß, so steht doch der Annahme nichts im Wege, daß ganz besonders hinsichtlich des Kuppelovales im ersten Entwurf hier einmal ein bedeutender Schüler auch seinem großen Lehrer eine Anregung für später gegeben haben könnte, die dann allerdings von diesem sofort meisterhaft weiterentwickelt und in Neresheim vollendet wurde. Freilich wird kaum genau nach dem roten Riß verfahren worden sein; denn der Mann, der den Bau leitete, war ein zu selbständiger Künstler, um seine eigenen Gedanken ganz beiseite stellen zu können. Man rechnete vielleicht hier und dort sogar mit Abänderungen und übertrug gerade deshalb Thoman die Baudirektion; wäre es allein auf die Bauleitung angekommen, so hätte irgendeiner der in Mainz ansässigen tüchtigen Maurermeister dazu auch genügt. Aber dieser Bau war seit längerer Zeit wieder der erste größere Kirchenbau in Mainz und konnte nur dem an Erfahrung reichsten anvertraut werden. Das war schon damals der Major Thoman, der in einem Schreiben des Steinmetzmeisters Schrantz und Dejeng „als Bau director über die neu Erbaute Kirch“ genannt wird.[152] Eine deutliche Abweichung von dem Neumannschen Projekt tritt an der Südwestseite des St. Farschen Planes auf. St. Far gibt nämlich diesen Bauteil, der zwei gewendelte Emporentreppen enthielt, tiefer an, als auf dem Grundriß wahrnehmbar ist. Hier könnte also vielleicht eine Umgestaltung, die noch in die Bauperiode gefallen sein müßte, angenommen werden, dagegen spricht aber der Schmuttermayersche Grundriß (S. 57 Abb. 21). Von irgendeiner unmittelbaren Anteilnahme Neumanns an dem Bau während seiner Hochführung ist nichts bekannt. Die Akkorde schloß Thoman im Beisein des Jesuitenpaters Rektor Molitor, des Prokurators Bickel und des Hofkammerrats Mosbach[153] ab. Neumann wird erst in Verbindung mit der Jesuitenkirche nach ihrer Vollendung genannt. Er hatte sich nach Mainz begeben, um die Differenz zwischen den Jesuiten und den am Bau beschäftigten beiden Steinmetzmeistern Johann Georg Schrantz und Josef Dejeng zu schlichten, was ihm noch am selben Abend gelang.[154]

Die Steinmetzmeister hatten nach Beendigung ihrer Arbeiten, die sich fast auf 60 500 fl.[155] beliefen, noch eine Restforderung von 20 500 fl. an die Jesuiten. Die Auszahlung wurde ihnen aber vorenthalten, weil man plötzlich ihre Arbeiten als nicht akkordmäßig bezeichnete. Zu diesem Vorgehen waren die Jesuiten durch den nach Mainz gekommenen Schreinerbrudermeister aufgestachelt worden. Sie stellten seitdem ihre Zahlungen ein, sodaß die ausführenden Steinmetzmeister bald in Schulden gerieten und bei „Christen und Juden“ allmählich 4000 fl. aufnehmen mußten, um ihren Gesellen, die bis zu achtzig Mann am Bau beschäftigt waren, den Wochenlohn auszahlen zu können.[156] Seit dem 7. September 1744 hatten die beiden Meister „nicht mehr einen dünnen Heller“ empfangen. Sie beantragten Nachprüfung der ersten für sie ungünstigen Ausmessung ihrer Arbeit, die durch den Hofschreiber Staffen und den Maurermeister Ignaz Bohrer[157] im Beisein des Jesuitenschreinerbruders vorgenommen worden war, und erklärten sich bereit, sogar etwaige Abweichungen, die eine niedrigere Berechnung ihrer Arbeit herbeiführen würde, anzuerkennen, falls diese Ausmessung von unparteiischen und im Rotsandsteinbau erfahrenen katholischen Handwerksmeistern vorgenommen werden sollte. Hierzu hielten sie aber die von den Jesuiten vorgeschlagenen Mainzer Meister aus verschiedenen Gründen nicht für geeignet. Sie lehnten ihre Mainzer Kollegen kategorisch ab, da keiner von ihnen ein so großes Werk je unter den Händen gehabt habe und fast alle durch Mißgunst und Brotneid gegen sie voreingenommen oder aus anderen Gründen in ihrem Urteil befangen seien: so Johann Dihlman, der wegen wichtiger Ursachen von einer hochpreislichen Kurfürstlichen Regierung davon aus-

geſchloſſen ſei, ſo Lorenz Dejeng, der als Bruder des am Bau beteiligten Joſeph Dejeng von vornherein ausgeſchaltet werden müſſe, ſo Heinrich Dihlman, der noch zu jung ſei, erſt ein Jahr der Zunft angehöre und außerdem als Bruder des Johann Dihlman von dieſem beeinflußt werden könnte, ſo auch Laurenz Brenner, der den vor einigen Jahren von ihm übernommenen Schloßbau für ſeine hochfürſtliche Durchlaucht von Saarbrücken unfertig habe ſtehen laſſen müſſen und dadurch bewieſen habe, daß er weder eine ſo große Arbeit meiſtern noch akkordmäßig ausführen könne,[158] und ſo endlich Nikolaus Schubert, der ebenfalls als voreingenommen gelten müſſe, da er gelegentlich der Annahme eines jungen Meiſters geäußert habe, Schrantz und Dejeng würden beim Bau der Jeſuitenkirche noch einmal genötigt ſein die Zunft anzurufen.

Nachdem man ſich vergeblich nach Koblenz und vorher nach (Heidelberg) Mannheim[159] und Darmſtadt gewendet hatte, wobei das katholiſche Bekenntnis der zu wählenden Unparteiiſchen eine wichtige Rolle ſpielte, einigte man ſich nach wiederholten Vorſtellungen bei der Regierung und bei dem Oberbauamt auf die drei katholiſchen Steinmetzmeiſter Paulus Brenner aus Würzburg, Bernhard Scheidel aus Frankfurt, der den „hochfürſtl. Daxiſchen Hof hat helfen erbauen“, und Johannes Dihlman aus Mainz.[160]

Die Gewählten beſtätigen am 23. November 1745 unter ihrem Eide, daß die Steinmetzarbeiten an der Jeſuitenkirche in Mainz „nach Acord Verfertiget gut befunden“ worden ſeien. Aber auch damit wurde der Streit noch nicht beendigt. Erſt Neumann verſtand es (wie oben S. 24 bemerkt) ihn am 18. Dezember desſelben Jahres beizulegen. Innerhalb der Zunft wurde auch dann noch nicht Frieden geſchloſſen, und erſt in einer Beleidigungsklage vom 9. Juni 1746, die Dihlmann gegen Schrantz bei dem Gewaltsbott angeſtrengt hatte, klang der Kampf aus. Ein Stachel blieb aber zurück, und die Einigkeit der Zunft war für den Reſt ihrer Tage geſprengt. Schrantz zog ſich von der Zunft zurück und verſchmähte erbittert ihre Sitzungen. Die Ausmeſſungen ergaben:

	fl.	kr.
Ein mittleres Haupt- und Nebenportal		
Zwei Schneckenſtiegen		
Zwei Doxalſtiegen		
Zwei Stiegen in der Gruft		
Der Fußſockel hatte einen Geſamtumfang von 427 $^3/_4$ Schuh Länge und 6 $^1/_4$ Schuh Höhe		
Die Kirche verfügte über 97 Fenſter		
Nr. 2. Alle äußeren Liſenen im unteren Stock	269	42
Nr. 4. Gurtgeſimſe	99	48
Nr. 5. Sockel und Liſenen im 2. Stock .	148	$28^1/_2$
Nr. 6. „Schaftgeſims mit blat und Holkäl an der forderen ſeith und zum turn“		
Nr. 7. „Leſenen mit Füllungen“ . .	72	$38^1/_2$
Nr. 8. „Architrav an dem ganzen gebäu“	704	$42^1/_2$
Nr. 9. „Fries ahn dem ganzen bau“ .	114	30
Nr. 10. „Haubtgeſimbſe“	2570	
Nr. 11. Doriſcher Architrav in der Front .	48	45
Nr. 12. Doriſcher Fries	48	36
Nr. 13. Doriſches Hauptgeſims . .	182	15
Nr. 14. 97 Fenſtergeſtelle innen und außen an der Kirche	462	24
2 Einfaſſungen im Chor		
Nr. 15. 32 in- und auswendige Türgeſtelle	140	
Nr. 16. Sockel auf dem Gurtgeſims der Front	275	16
Nr. 18. „Die große Holkäl auf der Frondt undt unter den Poſtamenter“ .	181	20
Nr. 19. Bruſtgeſims in der Front und auf den Poſtamenten	46	
Nr. 20. „Würffel ahn denen Poſtamenter auf der frondt und denen gübelen ſambt 2 kleinen ſockel an der Frondt“	117	$45^1/_2$
Nr. 21. „4 Leſenen oben in der Frondt und der Frontiſpitz“	135	$57^1/_2$
Nr. 22. „16 große und kleine Conterſon(?) nebſt 2 Zwickel an der Frondt“	285	3
Nr. 23. „Alle Leſenen ahn dem turn und beyde Gübel“	298	$1^1/_2$

	fl.	kr.
Nr. 26. „14 ſtück kapitale“	36	10
Nr. 27. „Alle Kuppeln und Arkadenpfeiler am unteren ſtock“	2265	$57^1/_2$
Nr. 28. Sockel im Chor und Langhauß und auf der Orgel[161]	120	36
Nr. 29. „Leſenen im Chor, orgel und unter der Kuppel an der Mauer ſtehend“	209	33
Nr. 30. „8 gleiche Scheitrecht bögen ſambt dem großen Scheit bogen nebſt zwey Capelſcheitbogen im Chor“	2554	33
Nr. 31. „Auf beyden Duxahl 6 gantze und vier halbe Sockel worauf die Akaden pfeiler ſtehen“ . . .	150	48
Nr. 32. „6 gantze und 8 halbe Akaden pfeiler ſambt dem Zwickel über den Akaden	564	$5^1/_2$
Nr. 33. Alle oberen Impoſten an den Liſenen und Pfeilern . . .	105	12
Nr. 34. 10 runde „Akaden“	558	
Nr. 35. 4 Kuppelpfeiler	1647	5
Nr. 36. 8 Stück Säulen „ſambt denen ſchafft undter der Kuppel“ .	333	20
Nr. 37. 8 ſtück Sockel unter der Kuppel „ſambt denen zwickel an den Kuppelbögen und dem kern Vom Architraf frieß und Hauptgeſimbs ſambt aller gurt“	710	$59^1/_2$
Nr. 38. „4 ſtück gleiche Kuppelbögen“ .	969	
Nr. 39. Sockel und Liſenen von der Kuppel an	15	$45^1/_2$
Nr. 40. 2 ovale Fenſter an den ovalen Stiegen	12	20
Nr. 41. Alle unteren Impoſten . . .	21	40
Nr. 43. 2 glatte Kapellenpfeiler unter dem Chor	11	17
Nr. 44. 2 Stiegen in die Gruft . . .	60	
Nr. 45. 2 Doxalſtiegen	412	
Nr. 46. 2 Schneckenſtiegen	250	
Nr. 47. Das mittlere Haupt- und Nebenportal	312	

Nach diefen Mitteilungen und den aufgefundenen Riffen kann das Bild der ehemaligen Mainzer Jefuitenkirche annähernd rekonftruiert werden. Es war demnach ein Bau, der fich, im Gegenfatz zu mancher anderen Jefuitenkirche, in freier Geftaltung zu einem individuellen Kunftwerk erhob; vielleicht gerade deshalb, weil fein Architekt kein Jefuit war, wie Braun (f. Anm. 144) fchon hervorhob.

Zwifchen dem dreifchiffigen Langhaus und dem tiefen Chor war ein weiträumiger Kuppelraum eingefchaltet. Hinter dem kreisförmigen Chorfchluß ftrebte ein fünfgefchoffiger Turm empor. Je eine ovale Treppe, die durch ovale Fenfter beleuchtet wurde, führte zu den Emporen über den Seitenfchiffen mit feitlich reichlicher Beleuchtung durch weite Stich- und Rundbogenfenfter. Ausgiebiges Gewölbelicht forgte für die Erhellung der Tonne über dem Mittelfchiff, die durch ein Pfeiler- und Säulenfyftem getragen wurde. Die Kirche hatte drei Eingänge, zwei an der Straße und einen im Mittelfchiff. Über dem Hauptportal an der Straße war die Infchrift angebracht: „Zur Ehre des Heiligen Ignatius, Stifter der Gefellfchaft Jefu und Patriarchen, haben feine Söhne und fromme Ergebene diefe Kirche errichtet". Vom Chor aus gelangte man durch zwei Öffnungen in die Sakrifteien, in den Turm und in die durch zwei Schneckenftiegen zugängliche Gruft. Dort war u. a. auch die Ruheftätte des Gefchlechtes der Gensfleifch, zu dem bekanntlich Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunft, gehörte.[162]

Der äußere Aufbau war offenbar fchlicht.[163] Die ftufenartig vorgefchobene zweigefchoffige Hauptfront in der alten Univerfitätsftraße war in dorifcher Ordnung mit Lifenen, Architrav, Fries und Hauptgefims gegliedert. Über dem Hauptportal erhob fich ein Frontifpiz. Die fchönen Vafen, die die breiten Pfeiler krönten, fcheinen der einzige bildhauerifche Schmuck der Seitenfaffaden gewefen zu fein. Die Pfeilervorlagen fchwangen über der Attika des zweiten Gefchoffes fich in Bogen an die Mauerflächen des höher geführten Mittelfchiffes heran, um dort auftretende Schübe zu dämpfen. In der Anficht des Gebäudes fprach außer dem viereckigen Turm hinter dem Chor die fehr reizvoll modellierte Zwiebel über der Laterne der Kuppel mit, die das Motiv der Lifenengliederung der Laterne auffing und in ihrer Spitze harmonifch ausftrahlen ließ (f. Abb. 6).

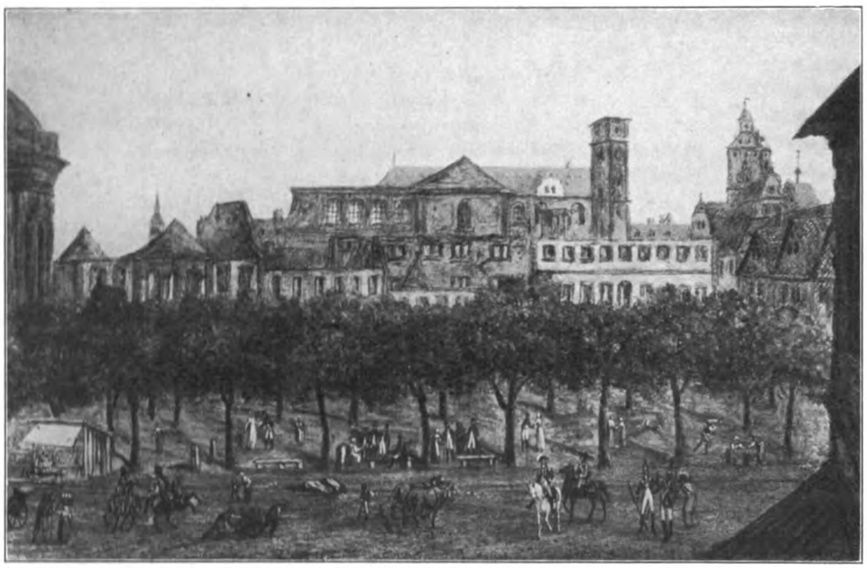


Abb. 10. Die Ruine der Jefuitenkirche vom Höfchen aus.

Ausschnitt aus einem Aquarell von Franz Graf von Kesselstatt in der städtischen Gemäldegalerie zu Mainz. Hinter der Kirche sieht man das Dach des Universitätsgebäudes. Rechts im Hintergrunde die Gebäude des Jesuitenkollegs; dahinter den Turm der Quintinskirche. Links am Rande die Sebastianskapelle, deren Dach abgebrannt ist.

Die Prachtentfaltung im Innern der Kirche (Abb. 8) durch fünf Marmoraltäre, durch ihren Stuck und die Freskogemälde in der Kuppel und an den Gewölben machte die Kirche zu einer der fchönften der Stadt. Der kunftfinnige Dompropft H. F. C. Graf von Eltz ließ fie auf feine Koften von dem Konfervator feiner Gemäldegalerie Jofeph Appiani ausmalen.[164] Die große Kirche ift verhältnismäßig fchnell erbaut worden. Nach Braun[165] wurde fie am 27. Februar 1742 begonnen und am 13. Oktober 1746 durch den Kurfürft eingeweiht. 1741 wurden die Vorbereitungen zum Baubeginn getroffen. Am 10. Dezember baten die Jefuiten in Mainz die Kurfürftliche Regierung um Zollfreiheit auf Quaderfteine und 30 Stamm Eichenholz aus dem Speffart fowie um tägliche Artilleriefuhren.[166] Der Maurermeifter, „welcher die Kirch erbauet", war Ignaz Bohrer.[167] Die Schlofferarbeiten lieferten hier wieder Kafpar Janta und auch Wenzel Kopp. Die Pracht im Innern der Kirche blieb ihr aber nicht lange erhalten. Noch bevor ihre Schickfalsftunde fchlug, wurde fie auf Befehl der Kommiffion des Exjefuitenfonds von dem Tünchermeifter Georg Barth durch einen Anftrich in weißer Farbe entftellt. Nur an den Pfeilern und Gefimfen wurde die Rofafärbung aufgefrifcht, „weilen es Nicht wirt zum beften Ausfehen wan alles geweißt ift".[168] Diefe Arbeiten wurden angefichts des Baudirektors Schneider[169] ausgeführt. Für die Zukunft befürchtete man noch größere Ausgaben für die Kirche, die inzwifchen, nach Auflöfung des Jefuitenordens im Jahre 1773, der Univerfität am 6. September desfelben Jahres[170] übergeben worden war; daher hielt man Umfchau nach einem für fie paffenden Zweck, um die in Ausficht ftehenden Reparaturen und Unterhaltungskoften, die den Exjefuitenfonds auf die Dauer doch ftark belaftet haben würden, zu erfparen.[171] Am 8. Februar 1779 wurde der Vorfchlag gemacht, die Kirche dem St. Viktors-Stift zu fchenken; man ließ fie aber der Univerfität. Am 15. Februar 1780 fchlägt die Kommiffion des Exjefuitenfonds die Aufrichtung eines neuen hohen Altares vor. Das von der Urfula Koch eigens zu diefem Zwecke vermachte Kapital von 1700 fl. follte noch um etwa 1300 fl. erhöht werden,

damit im ganzen dieſer Altarbau auf 3000 fl. zu ſtehen käme.[172] Man brachte dieſe Summe aber nicht zuſammen; denn als der Sakriſtan der Kirche, Johann Georg Groſt, in einem am 5. April 1781 präſentierten Promemoria die Schäden der Kirche anzeigt, bleiben ſeine Klagen, die beſonders die Vernachläſſigung der Orgel[173] und den baufälligen Zuſtand des hohen Altars betrafen,[174] unberückſichtigt. 1782 wird auf Befehl des Kurfürſten die Schlaguhr im Exjeſuitenkolleg und die Glocke, eine Monſtranz mit Ziborium ſowie die Stühle auf dem Chörchen in der Univerſitätskirche zum Gebrauch der Studenten in das alte Seminar gebracht. Man entſchloß ſich, wie es ſcheint, nur ſchwer zur Hergabe von Mitteln aus dem Exjeſuitenfonds für die Erhaltung der ihrer eigentlichen Beſtimmung entkleideten Kirche und ſah kaltblütig ihrem Verfall entgegen. Zwar ließ man zur Fortſetzung des Univerſitätsgottesdienſtes die augenfälligſten Schäden beſeitigen, hüllte ſich aber in Stillſchweigen, als 1784 der Leiendecker Nikolaus Canton in einem Bericht vom 8. Auguſt unbedingt nötige Reparaturen am Turm und an der Kuppel forderte. Vielleicht hoffte man auf beſſere Zeiten, in denen das Geld wieder leichter aufzutreiben war. Über den in letzter Stunde auftauchenden Plan eines Umbaues zur Univerſitätsbibliothek ſ. oben S. 21. Die Lage wurde im Kurfürſtentum immer bedenklicher; denn von Weſten her nahte bereits die Revolution! Die Bürger waren beunruhigt; auch in den eigenen Mauern gärte es. Beſorgt blickte man auf den revolutionären Geheimbund der ſogenannten „Klubiſten", zu dem ſich auch der begabte Architekt Ch. Mangin geſchlagen hatte.[175]

Da erſchienen am 18. Oktober 1792, abends gegen 9 Uhr, die erſten Kolonnen der heranrückenden franzöſiſchen Freiheitsbringer vor Weiſenau,[176] und nun begann in Mainz die Schreckenszeit, die auch der ehemaligen Jeſuitenkirche den Untergang brachte. Sie hatte bei der Belagerung von 1793 ſchwer zu leiden. Die Brandgeſchoſſe, die in ihrer Umgegend beſonders zahlreich einſchlugen, verſchonten auch die Kirche nicht. In 26 Nächten hatte der Sakriſtan Groſt mit zwei Gehilfen die Feuersgefahr von der Kirche abgewendet,[177] aber dennoch nahte das Verhängnis. In der Nacht vom 28.—29. Juni,[178] derſelben Nacht, in der auch das gewaltige Schauſpiel des furchtbaren Dombrandes[179] die Einwohner in Furcht und Schrecken ſetzte, entzündete eine „Haubitze" die Kuppel der Univerſitätskirche an einer ſo hohen Stelle, daß der Brand von dem auf dem Langhauſe weilenden Groſt nicht ſogleich wahrgenommen werden konnte. Das Feuer verbreitete ſich raſend ſchnell, und in kurzer Zeit ſtand die Kirche in hellen Flammen. Sie wurde bis auf alles, was von Stein war, vernichtet. Das in der Stadt herumtreibende Geſindel benutzte die Verwirrung, um zu ſtehlen und zu plündern, und vergriff ſich auch an dem Eigentum der Kirche. Groſt gelang es zwar das beſte Silber und die Paramente zu retten und einige Burſchen zu erwiſchen, die im Begriffe waren „ganze Platten Bley, Eißen und Kupfer fortzutragen", doch blieben die geretteten Schätze nicht lange erhalten. Die Franzoſen hatten die Herrſchaft über die Stadt gewonnen. Der Kurſtaat lag halbvernichtet in tiefſter Not darnieder. Um noch zu erhalten, was zu erhalten war, und vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, verfügte der Kurfürſt aus Aſchaffenburg am 13. Dezember 1794, „zu obgedachtem Ende das noch übrige Kirchenſilber ſowohl als die entbehrlichen Geldvorräte, einſchl. des ſogen. Sodalitäts- oder Bruderſchaftsſilbers, gegen einſtweilige Kammerſcheine, und demnächſtige förmliche Obligations-Ausſtellung an die Kurfürſtliche Hofkammer unverweilt abzuliefern". Im Februar 1795 wurde das Silber in die Münze gebracht und dort eingeſchmolzen. Sein Gewicht betrug nach dem Schmelzen 119 Mark $8\,^1/_2$ Lot, wovon der Todesangſt-Bruderſchaft ein Anteil gebührte, der in Münze 449 fl. 40 Kreuzer betrug. Der Anteil der Univerſitätskirche belief ſich auf 1742 fl. $7\,^3/_4$ Kreuzer. Das Silber, welches nicht ausgeliefert werden konnte, beſtand 1) in zwei großen Leuchtern von 12 Mark Gewicht; 2) in einem Herzen Jeſu und vier Pyramiden aus mit Silber beſchlagenem Holze im Geſamtgewicht von 20 Mark. Dieſe Stücke wurden von dem Sakriſtan Groſt in gutem Pergament verpackt und in zwei Kiſten nach Aſchaffenburg überführt, wohin der ganze Kurfürſtliche Hofſtaat, die Regierung und das wertvolle Archiv beim Nahen der Franzoſen geflüchtet waren (vgl. S. 49); 3) einem Ziborium von 5 Mark 5 Lot Gewicht, das zum Gebrauch im Tabernakel der St. Quintinskirche aufbewahrt wurde; 4) vier kupfernen Urnen, mit Silber beſchlagen.[180]

Die Kirche war zwar zerſtört, doch ſtanden noch ihre Ruinen, und dieſe waren ſo gut erhalten, daß ſie wohl hätten wiederhergeſtellt werden können, wenn für ſolche Kulturausgaben Geld und Willen vorhanden geweſen wäre. Das war aber nicht der Fall, und ſo tauchte der Gedanke von neuem auf, ſich ihrer zu entledigen und ſie einem Stift zu übergeben. Der Vorſchlag ging von dem Kurfürſtlichen Generalrezeptor Lauterer aus und wurde in ſeinem Bericht vom 29. September von dem Baumeiſter Süß[181] aufgegriffen. Dieſer hatte die Wiederherſtellungskoſten auf 20000 fl. veranſchlagt, die aber, wie Lauterer hinzufügte, auf 40000 fl. anwachſen würden. Für den Schulfonds, mit dem die Reſtauration der Kirche belaſtet werden ſollte, war es jedoch vorteilhafter, die Kirche umſonſt abzugeben, „an welche ſchon ſoviel zugeſetzt worden" und die ja ohnehin nicht mehr gebraucht werde.[182] Lauterer war aber auch um einen zweiten Vorſchlag nicht verlegen. Er beantragte, die Kirche als Univerſitätsbibliothek zu verwenden, „als wozu ſie ſchon vorher beſtimmt geweſen ſei" (ſ. oben S. 21). Falls aber dieſe beiden Vorſchläge keinen Beifall finden ſollten, ſo könne man ja die Kirche und die anſchließenden Kolleggebäude durch öffentliche Ausſchreibung feilbieten. Auch ein öffentliches Vorratshaus ließe ſich daraus herſtellen mit einem Warenlager im unteren Geſchoß und einem Magazin für Früchte oben. Ebenſowohl könnte die Kirche „ohne Anſtößlichkeit zu einem Schauſpielhaus umgeſchaffen und die noch übrigen Plätze nach gutbefinden zu anderem Gebrauch verwendet, verbaut oder verkauft werden". Zu keinem der Vorſchläge konnte man ſich entſchließen. Man überließ die Kirche ihrem nun einmal unabwendbaren Schickſal, „in dem an die Erbauung der Kirche nie mehr gedacht werden kann". Noch vor ihrem gänzlichen Untergange bat die Abtei Jakobsberg um lehenweiſe Überlaſſung des Kirchengeſtühls. Die Bitte wurde unter der Bedingung gewährt, daß die Abtei die Transportkoſten des Geſtühls in der Verpackung, in der es aufbewahrt wurde, zu übernehmen bereit ſein ſollte.[183]

Am 19. Dezember erwarb der Dechant Dumeiţ zu Erfurt ein ſilbernes Kruzifix für 49 fl. 30 Kreuzer und noch einiges andere Silbergerät für das St. Bartholomäusſtift in Erfurt. 1794 wurde das Eiſen, Kupfer, das Glockenmetall und Blei der Kirche verkauft. Erſt im Jahre 1805 wurde die Ruine der Kirche von der franzöſiſchen Domänenverwaltung auf Abbruch verſteigert und bis 1811 niedergeriſſen. Die meiſten Steine wurden zum Feſtungsbau in Kaſtel verwendet.[184] Auf dieſe Weiſe ging kläglich ein Kunſtwerk unter, das mit ſo klangvollen Namen der deutſchen Baukunſt eng verknüpft war.

3. Der Oſteiner Hof (das heutige Gouvernement) in Mainz

Das Vizedomamtsprotokoll vom 6. April 1747 meldet: „Nach dermahlen Ihro churf. gndn. unſer allerſeits gdſtr. Herr höchſt deroſelben ghbdenrath und vicedomb freyherrn v. Knebell durch dero cammerdiener Ludwig geſtern nachmittage wiſſen laſſen, daß höchſtdieſelbe nunmehro gdſt. entſchloſſen, Ein hochgräfliches familliehauß auf den Thiermark ſeţen und pro Condecore Civitatis aufbauen zu laſſen, wie der dieſer halben verfertigte riß, des mehreren zeigen = folglich ſothaner Vorhabender baw denen geſchlagenen plöcken nach, Vorwärts, auf den Plaţ heraus zu ſtehen kommen würde; dahero man ahn ſeiten dero unterthſten Vicedomambt, und ſtadtrats den Augenſchein einnehmen, und zuſehen möge, ob dieſer Vorhabenden ausrückung halber nichts zu Erinnern were, und hierdurch die gemeinen Straßen, etwa dargeſtalten Verengert werden dorffte, daß keine 2 fuhren neben einander paſſiren und ausweichen könnten zu deſſen unterthſt. ſchuldigſter befolgung, dan die à latere vergo benante ſich auf den plaţ begeben, und den von dem Major Thoman Vorgezeigten Riß in augenſchein genohmen." Das Familienhaus,[185] um das es ſich hier handelt, wollte der Kurfürſt Johann Friedrich Karl, Graf von Oſtein, für ſeinen Bruder erbauen laſſen.[186] Es ſollte an der Seite des Tiermarktes, des heutigen Schillerplaţes, ſich erheben, wo der Ballplaţ und die Gaugaſſe münden.

Der mittlere Teil des damals ſchönſten Plaţes in der Stadt war zum Promenieren eingerichtet und von einer Reihe Lindenbäumen umgeben.[187] An dem einen Ende der Promenade befand ſich ein Brunnen mit drei Röhren. Er erhielt ſein Waſſer aus derſelben Quelle hinter Breţenheim wie der Brunnen an der großen Bleiche (auf dem Neubrunnenplaţ). Der Kurfürſt Johann Friedrich Karl ließ ihn erbauen. Daneben ſollte ein großer Zierbrunnen errichtet werden. Als die Fundamente bereits lagen, ſtarb der Kurfürſt, und die Anlage blieb unvollendet. Im Jahre 1788 wurden auch die Fundamente abgebrochen.[188]

Der vom Kurfürſten für das Familienhaus in Ausſicht genommene Bauplaţ mußte durch Ankauf verſchiedener bürgerlicher Häuſer erſt geſchaffen werden. Schaab[189] gibt folgende an: Die Herbergen Zum Stiefel und Zum Wilderich mit den Häuſern Zum Adler, Zum Adolph, Zur grünen Schmied,[190] Zum Wartenberg, Zum Eckſtein, Zum kleinen Abte und Zum Siebeneck. Einige dieſer Häuſer gehörten offenbar den Perſonen, von denen der Kurfürſt Kaufbriefe beſaß.[191] Nach dieſen erwarb der Kurfürſt am 10. Januar 1746 das Haus der Witwe Maria Agnete des Hufſchmiedes Sebaſtian Niemand, am 16. November 1746 dasjenige des Malers Albrecht, am 17. März 1747 das Haus des Händlers Johann Baptiſta Minola und am 27. Mai 1747 das Haus des Hutmachers Hattemer. Die Kaufbriefe dieſer Häuſer ließ er durch ſeinen Kammerdiener Ludwig am 4. März 1751 dem Vizedomamt mit dem „aufgeſeţten Grundriß" vorlegen und daran die Bitte knüpfen, „die herkömmliche Anlagen an das Stadtſchaţungsambt ſtets anweiſen zu laſſen" ſowie „die von ihm gekauften bürgerlichen Häuſer der Stadtſchaţungskataſter einzuverleiben, falls es noch nicht geſchehen ſein ſollte". Das Vizedomamt beſchloß hierauf, gewiſſermaßen als Gegenleiſtung zu dem Entgegenkommen ſeines Fürſten, dem zwiſchen dem hochgräflichen Bau und dem Wirtshaus „Zum Ochſen" laufenden allgemeinen Stadtreul[192] „ſolchen mit untertſten reſpekt zu höchſtderoſelben jeţt = und ferneren gdſten diſpoſition" zu übergeben. Es iſt anzunehmen, daß der Kurfürſt mit ſeinem Anerbieten erſt nach Abſchluß der Bauarbeiten ſeines Familienhauſes an das Vizedomamt herangetreten iſt, ſodaß die Bauzeit von 1747—1751 anzuſeţen wäre. Tatſächlich berichtet auch Schunk, der Kurfürſt Johann Friedrich Karl habe das „ſchöne Gebäude" in den 50er Jahren „dieſes Jahrhunderts" (Schunk ſchrieb noch im 18. Jahrhundert) aufführen laſſen.[193] Würde das Jahr 1751 als Zeitpunkt der Baubeendigung angenommen, ſo bliebe die Bauzeit des Oſteinerhofes um ein Jahr hinter derjenigen des viel kleineren Palais Keſſelſtatt in Trier zurück. Das wäre indeſſen nicht erſtaunlich, da Mainz über viele gut geſchulte Kräfte verfügte und der Mainzer Bau des Oſteiner Hofes fortwährend unter der Kontrolle ſeines Architekten ſtand. Auch bezüglich der Heranſchaffung der Baumaterialien war die Lage von Mainz ja um ſoviel günſtiger als die von Trier. Eine zwangloſere Erklärung für den Zeitpunkt der kurfürſtlichen Entſchließung könnte ſchwerlich aufgefunden werden; denn die in Frage kommenden Grundſtücke befanden ſich 1751 ja ſchon längere Zeit im Beſiţe des Kurfürſten. Ihre Beſteuerung hätte alſo ſchon längſt Sache eines Antrages bei dem Vizedomamt geweſen ſein müſſen, wenn es den rechtlichen Verhältniſſen entſprochen haben würde, Häuſer zu beſteuern, die wegen ihres Neubaues noch nicht benuţt werden konnten. Man kommt den natürlichen Verhältniſſen daher wohl am nächſten, wenn man annimmt, der Kurfürſt habe erſt dann den Zins für die übernommenen Grundſtücke zu zahlen gewünſcht, als auch ihre Benuţung erfolgen konnte. Dieſer Fall trat aber erſt nach Vollendung des Neubaues ein, und jeţt drängten die rechtlichen Bedürfniſſe des Fürſten gegenüber der Stadt nach Befriedigung.

Die innere und äußere Diſpoſition des Hauſes bezeugt klar die Verwandtſchaft mit dem älteren Thomanſchen Bau, dem Palais Keſſelſtatt, und würde auch ohne weitere archivaliſche Nachweiſe ſeinen Architekten verraten können. Der Gebäudekörper zeigt ungefähr die Form eines lateiniſchen U, deſſen Baſis dem Schillerplaţ zugekehrt iſt und deſſen etwas kurze Schenkel divergent ſind.[194] Die Hauptachſe des Gebäudes geht genau durch die Mitte der Baſis und teilt das Haus in zwei faſt kongruente Teile. Im Erdgeſchoß liegt die breite Durch-

fahrt zum Hofe, die eine überraſchende Übereinſtimmung mit derjenigen des Keſſelſtattſchen Schloſſes in Trier aufweiſt. Hier wie dort wird die Laſt der darüberliegenden beiden Haupträume durch je vier Paar gekuppelte doriſche Säulen abgefangen, welche Unterzüge tragen. Vier Stufen führen zu beiden Seiten der tiefer gelegenen Fahrbahn zur Höhe des Erdgeſchoſſes hinauf.

Über der Einfahrt liegen, wie im Palais Keſſelſtatt, die beiden Hauptfeſträume des Hauſes, und genau wie dort mündet hier die Haupttreppe in einen großen, vom Hofe her durch drei Fenſter beleuchteten Vorſaal. Eine große Flügeltür führt von hier in den Feſtſaal mit meiſterlichem Decken- und Wandſtuck, der heute leider durch geſchmackloſen Ölfarbenanſtrich verdorben iſt. Drei große Fenſter öffnen ſich nach dem Schillerplatʒ. Vor dieſen ſchmiegt ſich ein ſchön geſchwungener Balkon mit prächtigem ſchmiedeeiſernem Gerems an die Formen des nach außen herausquellenden ovalen Raumes. Im Erdgeſchoß waren vornehmlich die Räume der Dienerſchaft, des Küchenperſonals, die Backſtuben und die Küchen untergebracht. Wenigſtens zeigt einer der Originalpläne des Hauſes dieſe Einteilung. Von dieſen ſind zwei Pläne erhalten. Sie gehörten ehemals zur Sammlung Droos und wurden im Jahre 1912 von der Kgl. techniſchen Hochſchule München bei der Verſteigerung der Sammlung erworben.[195]

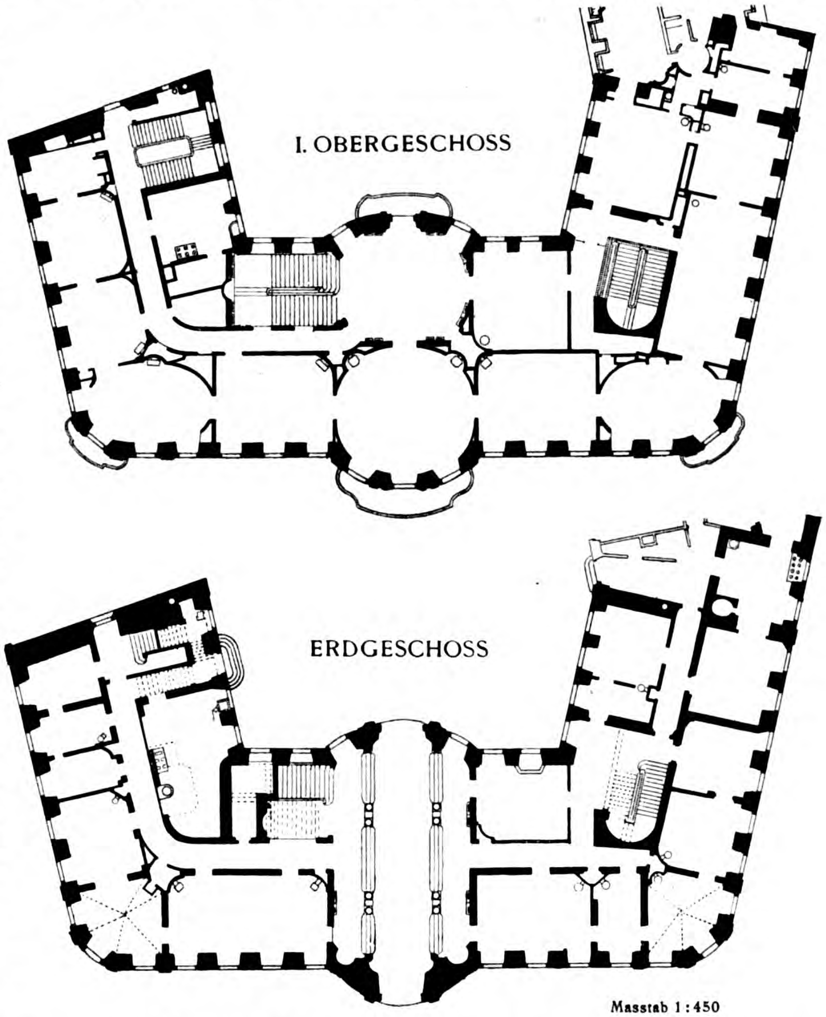


Abb. 11. Osteiner Hof. Grundriss des Erdgeschosses und ersten Obergeschosses nach der französischen Aufnahme von 1804 (s. Anm. 198)

Die beiden Pläne, ein Grundriß des Kellergeſchoſſes und ein Grundriß des Erdgeſchoſſes, ſind zwar nicht von Thoman unterzeichnet, die Beſchriftung gehört aber ſeiner Hand an.[196] Die Riſſe können ziemlich genau datiert werden. Auf dem Plan des Kellergeſchoſſes ſind oben rechts zwei an den Oſteinſchen Bauplatʒ anſtoßende Grundſtücke bezeichnet. Das an der Gaugaſſe gelegene war „des Hattemer fordere und hinterhaus“; weiter zurück und an dieſes Grundſtück angrenzend lag der „Keller von dem hintern haus der Schmit, ſo nunmehro hochgräfl. Oſteiniſch“. Da, wie bereits weiter oben nachgewieſen, dieſes Haus (die Hufſchmiede von Sebaſtian Niemand) am 10. Januar 1746 und das Anweſen des Hutmachers Hattemer am 10. Juli 1747 vom Kurfürſten angekauft wurde, ſo müſſen die Pläne zwiſchen dieſen beiden Daten entſtanden ſein. Der Kellergrundriß iſt wenig bemerkenswert, dagegen intereſſiert der Erdgeſchoßgrundriß; denn hier liegt die Haupttreppe, die heute wie im Palais Keſſelſtatt hinten links in der Durchfahrtshalle beginnt, noch auf der gegenüberliegenden rechten Seite. Noch weitere Abweichungen von dem heutigen Zuſtande, wie beiſpielsweiſe die Anordnung einer zweiten Durchfahrt zum Hofe, und zwar vom Ballplatʒ her, unmittelbar am Stadtreul entlang, laſſen vermuten, daß dieſer Riß nur ein Vorentwurf war. Selbſt wenn im April 1747 die Hauspläne noch nicht endgültig feſtgelegen haben ſollten, ſo hätte das kaum den Beginn der Bauarbeiten beeinflußt, da die allgemeinen Dimenſionen bereits feſtſtanden und wenigſtens die Baugrube der äußeren Umfaſſungsmauern ausgehoben werden konnte. Die ehemalige Raumeinteilung des Hauſes wird vermittelt durch zwei Pläne, die als Kopien des Originalentwurfes noch im 18. Jahrhundert angefertigt worden ſein müſſen. Sie tragen die Aufſchrift: „2ter ſtock des oſteiniſch Maynzer hauß“ und „oſteiniſches Maynzer hauß

3ter ſtock". Sie wurden in dem noch ungeordneten Familienarchiv des Grafen Waldbott von Baſſenheim in Buxheim bei Augsburg entdeckt.[197]

Auf dieſen Kopien iſt die Raumverteilung des Baues feſtgelegt, wie ſie vor der Beſitznahme durch die Franzoſen ſich dargeboten haben muß und wie ſie auch noch heute vielfach angetroffen wird. Die Haupttreppe iſt an ihren heutigen Platz gerückt, und die Torfahrt vom Ballplatz her bereits aufgegeben. Sie war nach der Übergabe des Stadtreuls an den Kurfürſten nicht mehr nötig; denn dadurch erhielt ja das Grundſtück die erwünſchte zweite Einfahrt. An die Stelle der Durchfahrt rückte man die Nebentreppe, die alle Stockwerke des Hauſes verbindet und durch ihre Weiträumigkeit die Vermutung erwecken könnte, als ſei das Haus für zwei Familien beſtimmt geweſen, etwa ſo, daß eine Familie das erſte und eine andere das zweite Obergeſchoß bewohnt hätte, wie es z. B. heute der Fall iſt. Abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit einer Klaſſifizierung der Familien, die dann hätte erfolgen müſſen, verfügte das Haus nur über eine Küche und nur eine Backſtube im Erdgeſchoß. Angeſichts der Raumgabe der Nebentreppe im Palais Keſſelſtatt darf den Ausmaßen der Nebentreppe im Oſteiner Hof keine allzu große Bedeutung beigelegt werden. Breite und helle Treppen zum täglichen Gebrauche waren der Herrſchaft erwünſcht; denn wie hätten ſonſt, um nur ein Beiſpiel zu nennen, die weitbauſchigen, empfindlichen Koſtüme der Damen den Verkehr zwiſchen den Etagen auf engen Treppen ertragen ſollen? Die Nebentreppe wurde täglich benutzt, weil im zweiten Obergeſchoß vornehmlich die Schlaf- und Wohnräume gelegen haben mögen, während die meiſten Zimmer und Säle des erſten Geſchoſſes hauptſächlich zur Repräſentation dienten. An den ovalen Hauptſaal ſchließen ſich rechts und links je zwei Zimmer an, von denen die äußerſten als ovale Eckräume ausgebildet ſind. Einer derſelben, und zwar der an der Gaugaſſe, diente als Muſikzimmer, worauf die Darſtellungen im Deckenſtuck aufmerkſam machen (ſ. Taf. I Abb. 1). Die Räumlichkeiten im Gauflügel haben mancherlei Veränderungen erfahren, und zwar müſſen dieſe in der Zeit der franzöſiſchen Okkupation, alſo nach 1793 vorgenommen worden ſein. Der Stil der Hohlkehle in dem großen rechteckigen Saal nach der Gaugaſſe und die ſchönen Meſſingſchlöſſer an den Türen, die den franzöſiſchen Adler mit dem Napoleoniſchen N, umgeben von vielen franzöſiſchen Waffen und Trophäen, zeigen, deuten auf die Zeit nach 1804 hin. Damals wurde der Grundriß des Palaſtes von franzöſiſchen Architekten aufgenommen.[198]

Das zweite Obergeſchoß entſprach in ſeiner Raumdispoſition im allgemeinen dem erſten, doch traten hier an die Stelle der ovalen Eckräume kreisrunde; der Platz über dem großen Saal wurde in drei lange ſchmale Zimmer zerlegt. Auch dieſe Etage mußte im Gauflügel während der franzöſiſchen Herrſchaft erhebliche Baueingriffe erdulden. So ſchwand der runde Eckſaal; er wurde nach der Mitte des Gebäudes um eine Fenſterachſe vergrößert, erhielt Säulen und ein kleines Chor und ſollte alſo augenſcheinlich als Hauskapelle verwendet werden. Alle übrigen Zimmer wurden gleichfalls verändert, mit Ausnahme des nach dem Hofe gelegenen; es behielt ſeine alten Abmeſſungen. Auch die von hier auf den Speicher führenden Nebentreppen verblieben an ihrem alten Ort. Die Dienerſchaft war in dem 1749 begonnenen Gebäude an der Gaugaſſe, das mit dem Gauflügel mehrfach verbunden war, untergebracht.[199]

Bei Betrachtung des äußeren Aufbaues ſpringt auch hier die Verwandtſchaft mit dem Palais Keſſelſtatt in die Augen (ſ. Taf. II Abb. 1). Die drei Geſchoſſe des Hauſes ſitzen auf einem Sockel auf. Ein mächtiges Manſardendach mit ununterbrochener Firſtlinie ſchließt die Silhouette klar nach oben ab. Die ſanfte Schwellung des Mittelriſalites, das in ähnlicher Weiſe wie am Trierer Bau aus der Faſſade herausquillt, wird vom Dach aufgefangen und verſchwindet in weichen Schwingungen der unteren und oberen Fläche wieder im Manſardendach. In ähnlicher Weiſe klingen auch die Motive der abgerundeten Ecken in ihren Dachdurchdringungen aus. Wohl waren ſchon lange vorher abgerundete Hausecken in Mainz bekannt, aber erſt nach dem Bau des Oſteinſchen Adelshofes überführte man derartige Ecklöſungen in einen größeren Maßſtab. Auch dieſer Palaſt erhält durch ſolche Dachausbildung ſtarken individuellen Reiz, der der Kunſtweiſe Thomans ſpezifiſch eignet und ihn, wie Pinder[200] ſagt, als „wärmſten und feinſten Mainzer ſeiner Generation" erſcheinen läßt, ein Urteil, das ſich dem Ritterſchen über den Oſteiner Hof an die Seite ſtellen ließe (ſ. unten).

Die Ornamentierung der das Platzbild wirkungsvoll abſchließenden Faſſade iſt ſehr zurückhaltend und nimmt nur an den äſthetiſch wichtigen Punkten, wie z. B. an den Ecken und am Mittelriſalit, üppigere Formen an. Aber auch hier griff der Architekt nur zu einfachen Mitteln, und es iſt lehrreich, zu welchen Wirkungen er trotzdem oder vielleicht gerade deshalb gelangte. Da gibt er im erſten Obergeſchoß den Fenſterſtürzen einen anderen Rythmus und überſpannt ſie mit Korbbögen, modelliert die Fenſtergewände muldenförmig und ſchneidet einige Begleitlinien ein, die die Hohlflächen zwar aufteilen, ihren Charakter aber nicht beeinträchtigen (ſ. Taf. II Abb. 3). In den Schlußſteinen der Fenſter bringt er frei geſtaltete und weit ausgreifende Plaſtiken an, die in künſtleriſchen Beziehungen zu J. Seitz[201] ſtehen. Sie ſprechen ſich u. a. auch in der beiden Künſtlern gemeinſamen Vorliebe für Köpfe, die aus der Rocaille hervorlugen, aus. Im wirkungsvollen Gegenſatz zu den großen Fenſtern des Erd- und erſten Obergeſchoſſes ſtehen die des Mezzanins. Sie ſind zwar niedriger, erhielten in ihren Stürzen aber aus optiſcher Berechnung größere Kartuſchen. Die Ecken und das Mittelriſalit faßte der Architekt durch Balkonarchitekturen zuſammen, die er mit vergoldeten und äußerſt zierlichen ſchmiedeeiſernen Geremſen verſah. Liſenen an den Ecken und am Mittelriſalit gehen an den Fenſtern hoch und ziehen dieſe gleichſam in ihren vertikalen Wirkungsbereich mit hinein. Die Liſenen zeigen keine Endigungsglieder, ſondern ſie laufen an dem aufſitzenden Gebälk, das herumgekröpft wird, tot. Die Ecken und der Mittelbau werden heute durch teigartig auseinanderlaufende Giebelaufſätze bekrönt; ſie ſind aber nur Überreſte. Der Lohmeyerſche Originalplan Thomans[202] ordnet auf ihnen noch ſpielende Putten an, die in luftiger Höhe ihr Weſen treiben und die dem ganzen

Bau ein noch viel lebendigeres Ausſehen gegeben haben müſſen, als er heute beſitzt. Die ſparſam verteilten Dachgauben des erſten Manſardengeſchoſſes tragen heute nicht mehr wie auf dem Originalplan Kugelverzierungen. Die Dachdurchdringungen über den oberen Walmflächen der Ecken und des Mittelriſalites der Originalfaſſade entſprechen nicht dem heutigen Zuſtande; denn ſtatt der konkaven wählte man die konvexe Form, die dem Charakter des Gebäudes auch gerechter wird. Dagegen iſt die konkave Form über dem Hofriſalit beibehalten worden. Die Fenſter des Mezzanins wurden in ſpäterer Zeit tiefer ausgebrochen und die Fenſterbänke tiefer gelegt. Ein ſolcher Eingriff wurde auf der rechten Seite noch in franzöſiſcher Zeit, auf der linken Seite erſt viel ſpäter vorgenommen.[203] Nur die drei Fenſter im Mittelbau ließ man unberührt. Die in neuerer Zeit hier vorgeſetzten Zwergbalkons vermitteln kunſtvoll zwiſchen den verſchiedenen Höhen der Fenſterbänke. Die Kartuſchen auf der Seite nach der Gaugaſſe und am Gauflügel wurden in der Franzoſenzeit zum Teil beſeitigt. Der Bau ſcheint ſehr ſchnell hochgebracht worden zu ſein. Einen Anhaltspunkt hierfür bietet der Bericht des Baudirektors Freiherrn von Ritter an den Kurfürſten, der damals in Aſchaffenburg reſidierte. Er iſt datiert von Mainz, den 25. März 1749, und ſagt: „was das kurfürſtliche Privatbauweſen anbelangt ſo wird die Einbordung des Taches die woche Völlig zum ſtandt kommen, dergeſtalten, daß die leihen Decker mit der Betachung nächſtkünftige Woche anfangen und hiermit fortfahren können. Anſonſten geben die Faſaden an dieſem gebäu ein überaus ſchönes anſehen, durch das der mahlen darauf ſtehende Tach."[204] Vielleicht hat Neeb an dieſe Äußerung gedacht, als er Freiherrn von Ritter die Bauleitung des Oſteiner Hofes zuzuſchreiben geneigt war, und ebenſowohl Vogts, der in Ritter ſogar den Architekten vermutete.[205] Beides iſt unhaltbar; denn einerſeits hat Lohmeyer durch die Beibringung des Originalriſſes zur Faſſade, der mit Thoman unterzeichnet iſt, zweifelsfrei den Schöpfer des Oſteiner Hofes inzwiſchen nachgewieſen,[206] andererſeits kann in der Äußerung des Baudirektors doch wohl nur der Bericht eines Fachmannes enthalten ſein. Wollte man Ritter als den Architekten betrachten, ſo würde das dem Hauſe geſpendete Lob des „überaus ſchönen Anſehens" in ſeinem Munde doch ſehr merkwürdig klingen. Da, wie wir nunmehr aber wiſſen, unſer Thoman der Architekt des Hauſes war, ſo gewinnt der Ausſpruch des Baudirektors eine ganz andere Bedeutung, und zwar wegen der glänzenden Anerkennung, die hier der Kunſt Thomans von einem dazu Berufenen geſpendet wurde.[207]

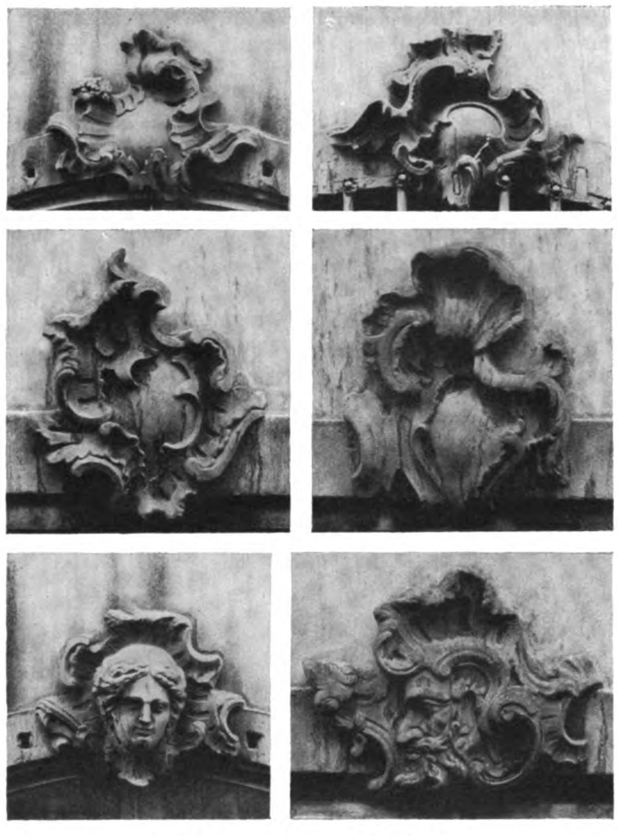


Abb. 12. Kartuschen vom Osteiner Hof

Zur gleichen Zeit, als Ritter an den Kurfürſten über das gräfliche Familienhaus berichtete, müſſen auch die Steinmetz- und Bildhauerarbeiten an dieſem Neubau bereits im Gange geweſen ſein, wofür der Bau des Palais Keſſelſtatts wiederum eine Parallele bieten könnte. Sie wurden 1748 von dem damaligen Hofſteinmetzmeiſter angefertigt, der auch die Steinhauerarbeiten an dem Portal zwiſchen den beiden Wachthäuſern am Schloſſe zu Biebrich „nach dem Anliegenden, des Lbl. Hof Marſchalls von Ritter zu Mayntz ausgefertigten riſſes" übernehmen ſollte.[208] Er lehnte dieſe Arbeit aber ab, da er am kurfürſtlichen Bau (Oſteinerhof) arbeitete.[209] Den Abſchluß der Bauarbeiten bildete wohl auch hier die Aufſtellung der Balkon- und Haupttreppengeremſe, worauf der innere Ausbau, insbeſondere die Anbringung des Stuckes folgte. Die vielfach hervortretende Verwandtſchaft mit dem Stuck im Palais Keſſelſtatt läßt ſofort auf Jäger ſchließen, von deſſen Hand wahrſcheinlich auch die im Ritterſchen Familienarchive zu Biebrich aufbewahrten drei Entwürfe für die Decken des ovalen Saales am Ballplatzflügel herrühren. Sie ſtimmen mit der heutigen Ausführung nicht genau überein. Jäger, der ein ſehr ſelbſtändiger Künſtler war, arbeitete im Oſteinſchen Hauſe offenbar unter dem Einfluſſe Ritters, worauf die Stuckdekorationen beſonders in einem Saale deutlich ſchließen laſſen (ſ. Taf. II Abb. 2). Hier erſcheint der für die Ritterſche Kunſtweiſe ſo charakteriſtiſche Kopf mit der Bekrönung durch überfallende Pfauenfedern. Es iſt das ſprechendſte Beiſpiel dieſer Art, aus der auf die Beteiligung Ritters an dem i n n e r e n Ausbau des Hauſes mit einiger Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen werden kann. Seine Tätigkeit auf dieſem Gebiete und ſeine hohe Stellung im Bauweſen machen es durchaus wahrſcheinlich, daß bei einem ſo bedeutenden Objekt auch er ſeine Kunſt in den Dienſt der Sache ſtellte, unbeſchadet des Rufes des planlegenden und bauleitenden Architekten Thoman. Freier geſtaltete Jäger in den

anderen Zimmern und Sälen (Taf. I Abb. 2—4). Intereſſant und ſtets originell ſind die Eckausbildungen; in einer ſolchen verwandte er auch das Monogramm des Kurfürſten (Friedrich Karl) in anmutiger Weiſe (Taf. I Abb. 4). Die Autorſchaft Jägers tritt auch bei einem Vergleich des teigartig verlaufenden Muſchelwerkes über einer Ofenniſche im ovalen Hauptſaal des Oſteiner Hofes mit der Auszierung der kuppelartig anſteigenden Decke im Vorſaal des Keſſelſtattſchen Schloſſes zu Trier hervor (Taf. I Abb. 8). So darf Jäger aus ſtiliſtiſchen Gründen auch bei dem Mainzer Palaſt als der Meiſter des ſchönen Stuckes angenommen werden, trotzdem bisher kein archivaliſcher Beleg dafür erbracht werden konnte. Wenn auch, wie dargelegt wurde, der heutige Zuſtand des Palaſtes nicht mehr in allen Einzelheiten ſich mit dem ehemaligen deckt, ſo ſtellt das Haus doch auch noch heute eine Sehenswürdigkeit dar, die ganz zu Unrecht ſo wenig bekannt und gerühmt wird. Dieſer alte Adelshof, den ein kunſtſinniger und reicher Fürſt an dem ſchönſten Platze ſeiner Reſidenz erſtehen ließ, iſt das edelſte Werk aus der Zeit des Rokoko, welches Mainz erhalten blieb, und ſollte daher ganz beſonders beachtet und gepflegt werden.

4. Die St. Peterskirche in Mainz

Noch in der Zeit, in welcher Thoman mit dem Oſteiner Hofe beſchäftigt war, begann der Bau der St. Petersſtiftskirche in Mainz. Neben der Auguſtinerkirche gilt ſie als die ſchönſte Rokokokirche der Stadt; ſie hat von jeher die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde und Architekten ebenſowohl durch ihre Kunſtformen wie durch ihre intereſſanten Dach- und Gewölbekonſtruktionen in Anſpruch genommen. Die jetzige Kirche ſteht auf der Stelle, an der bis 1747 die ehemalige Marien- oder Odenmünſterkirche ſtand.[210] Sie mußte wegen Baufälligkeit abgeriſſen werden.[211] Der Abbruch begann am 9. Dezember 1746[212] und endete 1747. Die freiſtehende Kirche erhebt ſich auf einem Pfahlroſt, zu welchem die Regierung aus ihren Waldungen das Eichenholz hergab.[213] Als ſichtbares Steinmaterial wurde der ſchöne rote Mainſandſtein verwandt.



Abb. 13. Peterskirche. Nordwestseite

Die Kirche iſt eine dreiſchiffige Hallenkirche mit drei Jochen, deren tiefer Chor außen aus dem Sechseck geſchloſſen iſt. Die Breite der Joche beträgt 6,285 m. Ein mächtiger Korbbogen trägt die Orgelbühne und teilt den halbkreisförmig angeordneten Eintrittsraum vom Mittelſchiff ab. Von dieſem Vorraum aus gelangt man durch kleine Wendeltreppen in die Türme und auf den Speicher. Über den Sakriſteien am Chor ſind Logen mit Glasabſchlüſſen angeordnet, die auf Wendeltreppen von den Vorräumen der Sakriſteien erreichbar ſind. Vier Pfeiler mit quadratiſchem Querſchnitt (85 cm) nehmen die hochgeſprengten Tuffſteingewölbe auf. Fr. Geier hebt in ſeinem Vorwort[214] zu den Görzſchen Erläuterungen die ungewöhnliche Überlegung hervor, mit welcher alles erwogen iſt, und ſagt, ihm ſei außer einigen ſehr kühnen Backſteinbauten des Mittelalters in Deutſchland kein Kirchenbau von ſchlankeren Mauern und Pfeilern bei ſo bedeutender Überſpannung der Schiffe bekannt.[215] Das Prinzip, auf dem die Wölbung beruht, iſt die Überlaſtung der Pfeiler durch das in den Dachraum einſteigende Mauerwerk und durch die Belaſtung dieſer Mauern mit dem Dachſtuhl. Eine Eigentümlichkeit des Dachſtuhles ſind die kurz unter den Sparren abgeſchnittenen Hängeſäulen, die ebenſo an dem Thomanſchen Dachſtuhl in Gernsheim und von St. Ignaz in Mainz wiederkehren. Das Gewölbe des Mittelſchiffes läuft in gleichbleibender Scheitelhöhe von der Rundung der Eingangshalle bis in den Halbkreis des Chorſchluſſes hinein und trägt zur Einprägung einer einheitlichen Raumempfindung bei.

Die Geſtaltung des Äußeren iſt in zwei Teile gegliedert, und zwar in die Südweſtfaſſade als Hauptanſicht und in die Seiten, von denen die nordweſtliche hier (Abb. 13) abgebildet iſt. Das Hauptgewicht ruht in der monumentalen Südweſtfaſſade, in der das in einen Rundbogen geſtellte, mit reichem Muſchelwerk dekorierte

Hauptportal dominiert. Zwei Halbſäulen ſtreben links und rechts an dem Eingang empor und tragen das doriſche Gebälk mit kräftigem Kranzgeſims, das über dem Portal giebelförmig hochgezogen iſt. Der über dem zweiten Geſchoß aufſteigende Mittelteil der Hauptfaſſade weicht in ſeiner Formenſprache von der ſtraffen Architektur der Südweſtanſicht ab. Das bekrönende Geſims liegt tiefer als die der benachbarten Kranzgeſimſe der Türme. Die Verbindung mit dieſen iſt recht locker und geſchieht nur durch enge Putzflächen. Sie erwecken den Anſchein, als wenn hier erſt nachträglich ein Anſchluß erſtrebt worden ſei. Schon bei dieſem Faſſadenteil kann etwas Fremdartiges für den mit Neumanns Bauten zu Schönthal, Gößweinſtein und Münſterſchwarzach (zerſtört) verwandten Geſamtorganismus wahrgenommen werden, was noch in weit höherem Maße bei der in einen hohen Rundbogen geſtellten Hauptpforte der Fall iſt. Von dieſer kennen wir aber durch Schaab den Künſtler: Es war der Steimetzmeiſter Dielmann. Dielmann ſcheint nach dem Rücktritt des leitenden Baumeiſters bei der darauf folgenden Ausgeſtaltung der Faſſaden eine beachtenswerte Rolle geſpielt zu haben; denn nicht allein das in den Dachraum mündende kleine Fenſter in dem oberen Mittelteil der Hauptfaſſade zeigt ganz nahe Beziehungen zu dem Supraportenfenſter des Hauptportals, ſondern auch die Gewände der Seitenfenſter müſſen demſelben Geiſte angehören wie die des Hauptportals. Die Ecken der flankierenden Türme werden, ehe ſie ſich aus der Faſſade löſen und ſelbſtändig hochſteigen, in den unteren Geſchoſſen durch Liſenen angedeutet. Über dem dritten Turmgeſchoß geſchieht die Überführung vom Viereck ins Achteck durch aufgeſtellte Vaſen. Die beiden Türme tragen ſchön geformte Helme, charakteriſiert durch das zweimal dargebotene Motiv von Anlauf und Knolle, wie es in ganz ähnlicher Weiſe z. B. ſchon Johann Dientzenhofer in der Kloſterkirche zu Banz (1710—1718), Balthaſar Neumann in Schönthal und Münſterſchwarzach angewendet hatten. Die übereinander geſtellten Ordnungen erwecken in den unteren Etagen bis zum Hauptgeſims nicht den Eindruck rokokohafter Schmiegſamkeit und erfahren erſt in den höchſten Turmgeſchoſſen Abwandlungen. Dort ſind die Kapitäle dem Zeitgeſchmack entſprechend frei ausgeſtaltet worden. Die Kranzgeſimſe über den oberſten Turmgeſchoſſen ſind jedesmal an den vier Hauptſeiten giebelförmig hochgebogen und ſchneiden in die Anläufe der Helme ein.

Die Außenwände der Seitenſchiffe werden in vier Putzfelder aufgeteilt, in die die Fenſter hineingeſtellt ſind. Ihre Gewände tragen feine Profilierungen und in den Schlußſteinen der ſchön geſchwungenen Korbbögen gut modellierte Kartuſchen. Je zwei der ſchmalen und verhältnismäßig weit voneinander ſtehenden Pilaſter ſind durch ſichtbares Sandſteinmaterial zu einheitlicher Wirkung verbunden, um dem Gebälk und dem darüberliegenden Hauptgeſims äſthetiſch befriedigende Unterſtützungen zu gewähren. Allerdings wird dieſem ſtatiſchen Empfinden durch die Ornamentierung der Pilaſterhäupter in eigenartiger Weiſe widerſprochen. Denn während die überlieferte Entwicklung des Kapitäles die Blätter und Blüten aus dem Schaft hervorwachſen läßt, vollzieht ſich hier das natürliche Geſchehen gleichſam in entgegengeſetzter Richtung, und zwar ſo, daß die lappigen Akanthusblätter, unter der Deckplatte hervorquellend und infolgedeſſen nach unten hängend, nur noch einen rein äußerlichen dekorativen Wert darſtellen. Die Blätter verdecken teilweiſe ein Rocaillewerk, in welchem bohnenförmige Gebilde vorherrſchen. Das Motiv des Hängenden iſt auch unmittelbar unter dem Pilaſterkopf in den Lambrequins mit Quaſten fortgeführt. In der Achſe des mittelſten Joches liegen die Nebeneingänge der Kirche. Es ſind weniger gelungene Portalgeſtaltungen mit Säulenſtellungen. Die Geſamtaußenarchitektur der Kirche entſpricht keinem der in Mainz damals tonangebenden Künſtler, und auch die meiſten Details weiſen nach auswärts, obwohl in den Schlußſteinkartuſchen häufiger einige Anknüpfungen an Thoman aufgefunden werden können. Z. B. tritt hier als ein am Oſteiner Hof ſchon geläufiges Dekorationsſtück der nach unten hängende Flügel wieder in die Erſcheinung, der aber auch ſchon in den Ornamenten Neumanns zu bemerken iſt. Die Profilierung der Säulenbaſen ſteht in vollſtändiger Übereinſtimmung mit denjenigen im Treppenhaus zu Bruchſal, an der Pfarrkirche zu Aſchaffenburg und am Schloſſe zu Würzburg u. a. m. Die Hauptfaſſade iſt für das Mainz jener Zeit ungewöhnlich ſtreng und könnte daher mit der Kunſtweiſe Thomans nur ſchwer in Verbindung gebracht werden, obwohl Neebs Notiz, Thoman habe im Jahre 1761 1400 fl. für einen Riß der St. Peterskirche erhalten, eine ſolche Vermutung nahelegt.[216] Leider iſt der achte Plan, nach welchem (wie Schaab berichtet) die Kirche ausgeführt worden ſein ſoll,[217] bis jetzt unbekannt, ſodaß ein Schluß auf die vermutliche Urheberſchaft Thomans an dem äußeren Aufbau des Werkes doch noch ſehr unſicher iſt, zumal auch die Archive über dieſen Bau faſt vollkommen verſagen. Gegen Thoman ſpricht nicht allein die bevorzugte Formenſprache, die ohne Umwege teilweiſe nach Unterfranken weiſt, ſondern auch die auffallende Tatſache, daß in dem großen Prozeß, der fünfzehn Jahre ſpäter um die St. Ignazkirche entbrannte und in welchem Thoman eine hervorragende Rolle ſpielte, der Architekt der St. Peterskirche ſchon nicht mehr bekannt zu ſein ſchien. In der Mainzer Stadtbibliothek fanden ſich aber auf zwei Blättern der dritte, vierte und ſiebente Grundriß der St. Peterskirche in Blei, die etwas Licht in dieſe Angelegenheit zu bringen vermögen. Die Blätter ſind zwar unſigniert, durch ihre Beſchriftung verraten ſie aber Thoman als ihren Autor.[218] Es waren offenbar die vom Kurfürſten wegen ihrer Einfachheit verworfenen Vorentwürfe zur St. Peterskirche; wie bemerkt, fand ja erſt der achte Plan ſeine Zuſtimmung, weil er in der Nähe ſeiner Reſidenz einen Prachtbau wünſchte. Wer aber war der Verfaſſer dieſes achten Entwurfes? Die Antwort iſt bis heute in Dunkel gehüllt und läßt ſich auch durch Stilvergleiche nicht löſen.*) Schaab iſt geneigt, in dem petersſtiftlichen

*) Die Ergebniſſe neueſter Forſchung (1914) erweiſen mit Sicherheit, daß Thoman acht Entwürfe für die St. Petersſtiftskirche lieferte und dafür 2000 fl. verlangte! Der bedeutende Anteil, den Thoman an dem geſamten Bauwerk im Grundriß und Aufbau demnach haben dürfte, ſoll einer ſpäteren Unterſuchung vorbehalten bleiben, obwohl ſchon an dieſer Stelle die Überzeugung ausgeſprochen werden möge, daß unſer Meiſter als grundlegender Schöpfer der heutigen Kirche nicht mehr angezweifelt werden kann.

Sänger und kurfürſtlichen Hofkaplan Niklas Jäger den Architekten der Kirche zu ſehen.[219] Jäger hatte durch Reiſen in Italien ſeinen Geſchmack gebildet und gab große Kapitalien für den Neubau der Kirche her. Schaab geht aber zu weit, wenn er dieſem Geiſtlichen, der ſonſt nirgends als ſchaffender Künſtler hervortritt, auch den

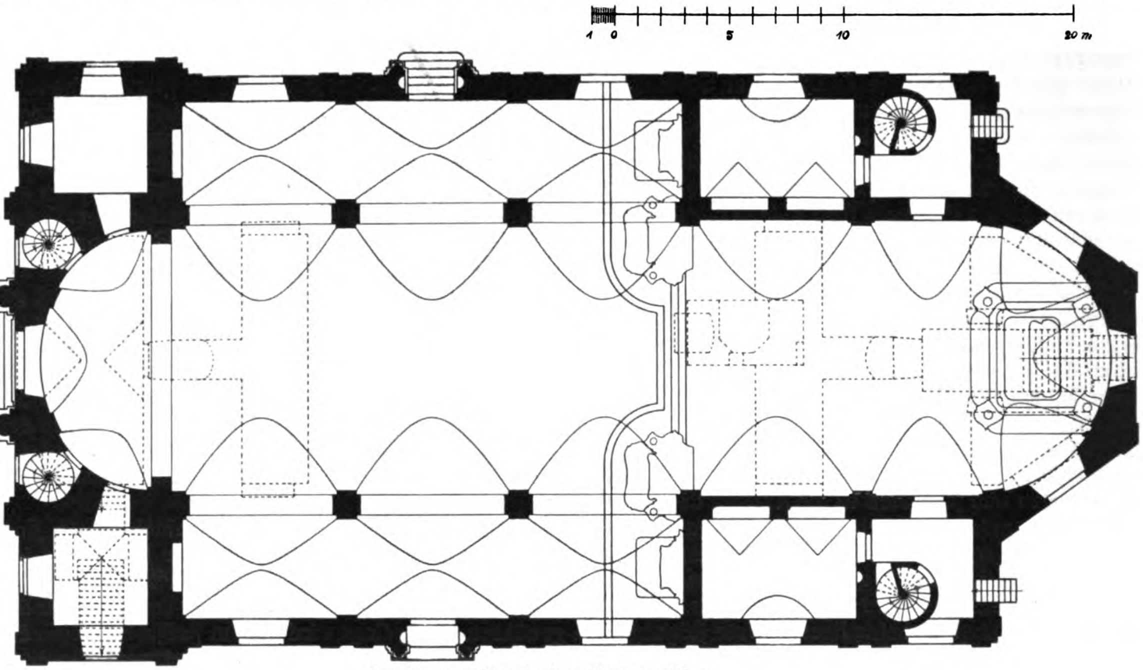


Abb. 14. Grundriss der Peterskirche in Mainz

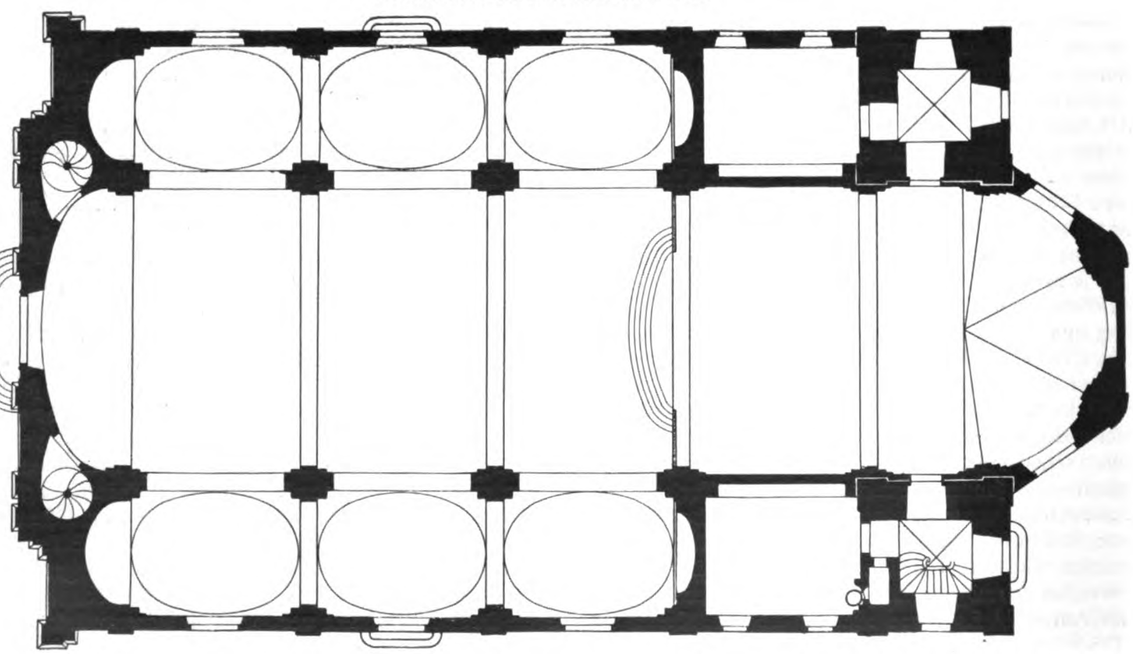


Abb. 15. Nicht ausgeführter (siebenter) Grundrissentwurf für die Peterskirche in Mainz.
Nach dem Original der Mainzer Stadtbibliothek

Entwurf einer künſtleriſch und konſtruktiv ſo bedeutenden Kirche zuſchreibt.[220] Immerhin mag aber Jäger dank ſeiner geiſtlichen Stellung und ſeiner großen Freigebigkeit Einfluß auf die Geſtaltung des Bauwerkes gehabt haben.

In ihren weſentlichen Teilen, alſo beſonders im Grundriß, muß die Kirche als das Werk Thomans gelten. Den Beweis hierfür erbringt ein Vergleich des ſiebenten Grundriſſes mit dem des beſtehenden Bauwerks (vgl. Abb. 14 u. 15).

Er ist bezeichnet: „Siebenter grundriß mit neben Seiten und wo die 2 Thürn hinten stehen". In diesem Vorentwurf flankieren zwar die zwei Türme noch den Chor, während sie heute an der Eingangsseite stehen, doch entspricht die Grundrißgestaltung im übrigen mit nur geringen Ausnahmen vollständig dem heutigen Zustande.[221] Durch die Verlegung der Türme an die Südwest-Front gewann die Orgelempore die heutige Tiefe, während der von den Türmen vorher eingenommene Platz beibehalten und nun als Vorraum für die Sakristeien in Anspruch genommen wurde. Nur die Gewölbedisposition zeigt auf dem Vorentwurfe größere Abweichungen. Die Gurtbögen entwickeln sich hier sichtbar aus den Pfeilern und Pilastern. Da sie, wie die sechs ovalen Kuppelgewölbe über den beiden Seitenschiffen, die einheitliche Raumwirkung beeinträchtigt haben würden, so wurden sie über die Gewölbe gelegt und die Kuppeln kassiert. Der Grundgedanke der Wölbung war aber schon bei diesem siebenten Grundriß der gleiche wie heute; denn die schwachen Mauern und schlanken Pfeiler hätten nur durch aufgebrachte Überlastungen die Schübe der Gewölbe vertikal zwingen können. Der Haupteingang und die zwei Nebeneingänge blieben in ihrer Lage unverändert, auch der Chorschluß erfolgte bereits aus dem Sechseck. Die St. Peterskirche zu Mainz ist eine der wenigen Hallenkirchen jener Zeit, die in höchst temperamentvoller Weise einen längst verklungenen Baugedanken aus der glänzenden Stilepoche der Spätgotik wieder aufnimmt und so in Wettbewerb mit den ebenfalls barocken Hallenkirchen zu Schönthal, Heidelberg und Amorbach tritt. Die sehr bedeutenden Konstruktionsgedanken dieses Bauwerkes weisen in Verbindung mit dem Gesagten auf Thoman als den Schöpfer gerade derjenigen Elemente der Kirche, die ihren Ruf überhaupt erst begründeten, und das sind die feinen Gewölbekonstruktionen und die dadurch bewirkte Weiträumigkeit des Gotteshauses.

Im Äußern haben aber wohl andere Kräfte gewaltet, die den besonderen Wünschen des Kurfürsten besser entsprachen, als es Thoman vermochte. Sein Stil hätte die italienische Betonung der Hauptfassade kaum hervorbringen können; nur in den Seitenansichten sind einige Beziehungen zu ihm spürbar. Die weitere Bearbeitung des Thomanschen Entwurfes, besonders des äußeren Aufbaues, scheint daher nicht mehr in seinen Händen gelegen zu haben. Vielleicht wandte man sich nach Würzburg. Derselben Meinung ist auch Dr. Fr. Schneider,[222] der aber die Bauleitung dem späteren Baurat J. P. Jäger zuweisen möchte. Diese Annahme, zu welcher Schneider, wie es scheint, durch Übereinstimmung der Familiennamen beider Jäger (des damaligen Stukkateurs und des Kanonikus) verführt worden sein dürfte, ist aber ebenso irrtümlich wie die von Schaab; wenn nämlich die Bauleitung bei J. P. Jäger gewesen wäre, so hätte er in seinem großen Prozeß um die St. Ignazkirche, bei dem sein Ruf, Ansehen und Geld auf dem Spiele stand, doch nimmermehr verzichtet, auf seine Tätigkeit an der St. Peterskirche hinzuweisen. Seine Erfahrungen in der Baukunst waren aber zu jener Zeit doch wohl noch zu mäßig, als daß man seiner Leitung ein so bedeutendes Werk an einem der hervorragendsten Plätze der Stadt hätte anvertrauen können. Nicht einmal Thoman erhielt die Bauleitung; denn er war mit dem kurfürstlichen Familienhaus am Thiermarkt noch vollauf beschäftigt. Offenbar wünschte man einen unabhängigen Meister, der sich vollkommen dem Dienste dieser Sache widmen konnte, und zog deshalb einen auswärtigen heran. Dieser war, wie Vogts (S. 78) bereits angedeutet hat, Johann Adam Pauli. Gebürtig aus Weilbach,[223] wurde er am 7. Mai 1751 auf sein Ansuchen als Bürger und Mitmeister in die Maurerzunft der Stadt Mainz aufgenommen,[224] weil er „bey Errichtung sothaner Kirch seine genugsame Fähigkeit und Geschicklichkeit satsam an den Tag geleget..." Bei der Bauleitung der Kirche versagte er aber gegenüber den Anforderungen, die besonders das Hauptwerk, der Gewölbebau, an ihn stellte, sodaß er mehrfach die Hülfe des an dem Bau ebenfalls beschäftigten Maurermeisters Ignaz Bohrer in Anspruch nehmen mußte.[225] Man entzog ihm daher „mit guter manier" die Baudirektion. 1760 verließ er die Stadt, kehrte aber nach fünf Jahren wieder zurück, ohne inzwischen die jährlich zahlbaren 54 Kreuzer als Herdschilling zur Auffrischung des Bürgerrechtes erlegt zu haben. Als er dasselbe nach seiner Rückkehr trotzdem wieder in Anspruch nehmen wollte, erinnerte das Vizedomamt in einem Gutachten die Regierung an die Mißerfolge Paulis, worauf sein Gesuch um Wiederaufnahme in die Stadt und Zunft am 12. Juni 1765 bündig abgelehnt wurde, um ihn „Ein- für allemahl loszuwerden". Außer der St. Peterskirche hatte er die Bauleitung der Hechtsheimer Kirche und legte auch dort „kein sonderliches grobstück seiner besitzenden Fähigkeit" ab.[226] Sein vorzeitlicher Rücktritt von der Baudirektion der St. Peterskirche scheint die Veranlassung gewesen zu sein, weshalb der Baumeister Schmuttermayer dem nachmaligen Stadtrate Dillmann als Baumeister der Kirche nannte. Auch Schaab berichtet so.[227] Dillmann schloß am 12. November 1749 einen Akkord über die Steinmetzarbeiten, wogegen er sein und seiner Frau bewegliches und unbewegliches gesamtes Vermögen sowie „Haab und Nahrung" dem kurfürstlichen Kammeramt und Stadtgericht als Kaution verpfänden mußte. Bei der Ausführung durfte er gelegentlich auch selbständig verfahren, was seine Originalzeichnung zum Hauptportal zu beweisen scheint.[228] Der ehemalige Stadtbaumeister Wetter hatte sie in jüngeren Jahren in Händen gehabt und kopiert.[229] Als die Ausmessung seiner vollbrachten Arbeit, „da die Kirch in so weit gestanden", von dem Kanonikus von Berninger und dem Baumeister Johann Adam Pauli vorgenommen wurde, ergab sich gegen die Ausmessung des Steinmetzmeisters J. G. Schrantz, die dieser heimlich vorgenommen haben sollte, ein Preisunterschied von mehreren 1000 fl. Eine abermalige Ausmessung durch eine gemischte Kommission folgte auf kurfürstlichen Befehl vom 12. Oktober 1754 und scheint eine Einigung mit Dillmann herbeigeführt zu haben.[230] Die Hälfte der Kommissionsgebühren in Höhe von 511 fl. 41 Kreuzer übernahm Dillmann am 24. Juli 1755.[231]

Hiermit enden die Nachrichten über die Baugeschichte der Kirche. Kurfürst Johann Friedrich Karl von Ostein weihte sie feierlich am 2. Mai 1756 den Aposteln Petrus und Paul.[232] Bei der Ausschmückung der Kirche erwarb sich wieder der Stiftssänger Niklas Jäger große Verdienste. Ohne sein Gold, daß er reichlich auch für den Haupt-[233] und die Nebenaltäre sowie für die Deckengemälde spendete, hätte die Kirche wohl kaum ein solch prunkendes

Gewand anlegen können. Nach Schaab[234] hat der Bildhauer Peter Heinrich Henke die Standbilder des heiligen Petrus und Paul rechts und links vom Hochaltar in den Fenſterniſchen gefertigt. Auch die Bildhauerarbeiten an der Kanzel ſind ſeine Werke.[235] Die Ähnlichkeit des Hochaltars in der St. Peterskirche mit dem in der Liebfrauenkirche in Frankfurt, den ebenfalls Jäger ſchuf,[236] machen Jägers Urheberſchaft auch für den Mainzer Altar wahrſcheinlich. Die Orgel erbaute der Orgelbauer Boos in Mainz. Die Stukkaturarbeiten fertigte Franz Joſeph Heideloff.[237] Der gleiche Meiſter ſoll auch ein Altarblatt für den Johannesaltar der Kirche geliefert haben. Dieſer Mitteilung liegt aber wohl eine Verwechslung mit dem Maler Joſeph Heideloff, Kammerdiener bei dem Dompropſt von Elt, zugrunde, der auch für die Aufſicht und Konſervierung der Gemäldeſammlung des Grafen ſorgte.[238] Er ging ſpäter nach Wien. Schaab[239] berichtet von dem geſchickten Hofmaler Heideloff in Stuttgart, der das Altarblatt des Johannesaltares auf Veranlaſſung des Dompropſtes H. F. K. Graf von Elt ausführte. Wahrſcheinlich liegen hier die Verhältniſſe ebenſo wie bei der Welſchnonnenkirche, deren Freskogemälde auch von dem kunſtſinnigen Grafen von Elt bei ſeinem Konſervator, dem Maler Joſeph Heideloff,[240] in Auftrag gegeben worden waren und nicht etwa dem Stukkateur Franz Joſeph Heideloff. Die Deckengemälde und Seitengemälde al fresco, die alle die Lebens- und Leidensgeſchichte des Apoſtels Petrus ſchildern, ſchuf der kurfürſtliche Hofmaler Appiani. Er ſtand ſeit dem 23. Dezember 1755 an der Spitze der von dem Kurfürſten Friedrich Karl gegründeten Mainzer Akademie der Künſte, die am 23. Juli 1757 errichtet worden war, aber bald wieder einging.[241] Appiani ſtarb als Hofmaler in Mailand;[242] dagegen gibt das Künſtlerlexikon von Thieme-Becker als ſeinen Sterbeort Mainz an (1786). Das Deckengemälde im Oratorium ſchuf der Maler Franz Anton von Leidensdorf,[243] Profeſſor an der Künſtlerakademie zu Mannheim,[244] mit welchem ſpäter der Kunſtſchreiner, der das herrliche Chorgeſtühl der Kirche ſchuf, Franz Anton Hermann, in freundſchaftliche Beziehungen trat. Die Feinheit ſeiner Arbeit an dem Chorgeſtühl der St. Peterskirche ſowie an dem des Domes laſſen es unbedenklich erſcheinen, auch die Türen der Peters- und der Auguſtinerkirche als ſeine Arbeit gelten zu laſſen. Aus ähnlichen Gründen könnte auch das ſchmiedeeiſerne Gitter über dem Hauptportal Kaſpar Janta zugewieſen werden, da es in naher Beziehung zu den Balkongeremſen am Oſteiner Hofe ſteht. Die Türme haben drei Glockenſtuben. Sie rühmen ſich das ſchönſte Geläut der Stadt zu tragen, welches ſich aus vier großen und zwei kleinen Glocken zuſammenſetzt. Es wurde 1757 in Windecken bei Hanau von dem Glockengießer Johann Peter Bach gegoſſen und erſt 1758 nach Mainz überführt. Der Heſſen-Naſſauiſche Münzmeiſter Johann Jakob Hencke lieferte an Bach das erforderliche Metall der Glocken für 8000 fl.[245] Das Innere der Kirche wurde ſpäter durch einen Kalkanſtrich entſtellt, aber von dem Architekten Franz Jakob Schmidt aus Worms vom 29. Juli 1872 bis zum 20. Juli 1873 gut reſtauriert.[246]

5. Die Kirche St. Maria und Magdalena in Gernsheim

Schon Vogts bringt in ſeinem Buche „Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert“[247] eine Nachricht, Thoman habe ſich 1754 um einen Kirchenbau in Gernsheim bemüht. Dieſe Notiz wurde neuerdings von Schrohe dahin ergänzt, daß das Domkapitel dem Oberſtleutnant Thoman am 16. Auguſt 1754 wegen der Mühen, die er mit dem Kirchenbau in Gernsheim gehabt hatte, 300 fl. überließ, wovon zwei Drittel die Gemeinde Gernsheim tragen ſollte.[248] Die Kirche war ſeit ihrem Beſtehen der Stolz der Gemeinde und ihrer Pfarrei und gewann immer den Beifall des Fachkundigen durch die impoſante kräftige Zwiebel über dem ſtarken Turm und durch ihre intereſſante Dach- und Gewölbekonſtruktion. Ihr Meiſter aber war bald vergeſſen, und nicht einmal der gewiſſenhafte Konrad Dahl, Pfarrer in Gernsheim, gab in ſeinem Werke über die Kirchengeſchichte des Oberrheingaues, außer den Erbauungsjahren 1750—1753, etwas über den Architekten bekannt, ſondern beſchränkte ſich nur auf die Äußerung, die größte Zierde der Stadt ſei die Kirche, neu und ſchön gebaut und mit einem hohen, prächtigen Turm verſehen.[249] Der Architekt der Kirche bliebe auch wohl noch weiter unbekannt, wenn es nicht gelungen wäre, das Bauarchiv und die entſprechenden Riſſe aufzufinden, die zweifelsfrei beweiſen, daß Thoman der Erbauer war[250] (Taf. III Abb. 1). Die Kirche wurde anſtelle der alten Pfarrkirche errichtet, die wegen Raummangels abgeriſſen werden mußte. Seit 1337 beſaß der Domdechant und das Domkapitel zu Mainz die Pfarrei und die Pfarrgüter ſowie das Präſentationsrecht der Pfarrei Gernsheim.[251] Dem Domkapitel lag daher auch die Sorge um den Neubau der Kirche ob, womit man den Major Thoman beauftragte. Seine Riſſe wurden am 4. März 1750 vom Mainzer Domkapitel approbiert und angenommen. Sie befanden ſich in der oben zitierten Sammlung Droos und wurden bei ihrer Verſteigerung ebenfalls von der Königlichen Techniſchen Hochſchule in München erworben. Der mit „1750 Thoman“ ſignierte Plan zeigt einen Vierungs- und den Längshausquerſchnitt ſowie die Vorderanſicht der Kirche. Ein Vergleich mit der Gernsheimer Kirche ergibt die Unrichtigkeit der ſpäter hinzugefügten Aufſchrift: „Plan der Kirche der ſogenannten franzöſiſchen Nonnen von Mainz Nr. 1“.[252] Die letztere wurde überdies erſt 1762 erbaut.[253] Auf dem Thomanſchen Riß befindet ſich in der linken oberen Ecke der Approbationsvermerk, datiert vom 4. März 1750 und unterſchrieben von Gottfried von Pletz. Dieſer unterſtützte den Kirchenbau tatkräftig durch Hergabe größerer Barmittel. Drei Tage nach der Approbation iſt Thoman bereits in Gernsheim, um mit dem kurfürſtlich pfälziſchen Adminiſtrationswerkmeiſter Kaſpar Valerius aus Heidelberg als Entrepreneur die Bedingungen für die Ausführung des Kirchenbaues zu vereinbaren.[254] Der Generalakkord zeugt von der Umſicht Thomans und iſt ein wichtiges Dokument für die Beurteilung ſeiner Bauerfahrung. Das Aktenſtück iſt überſchrieben:

„Projekt, welcher geſtalten die Neue Erbauung der Gernsheimer Stadtpfarrkirche, nach dem Von Herrn Obriſt Wachtmeiſter Thoman Verfertigten riß hergeſtellt werden ſoll, als

1mo hat der Maurer die alte Kirche ſambt dem thurn, Wie ſolche dermahlen da ſtehet, ab und auß dem Fundament auszubrechen, ſo dan die Neue von 150 (ſchuh) lang 55 ſchuh breit, die fundamenten zu graben, einen rooſt

von Eichen Holtz darin zu legen, die fundamenten $5^1/_2$ schuh dick aufzumauern, ingleichen den fuß über der Erden mit dem Schafft-gesimbs Von Quatter 6 schuh hoch auswendig, inwendig der Kirchen 4 schuh hoch zu Versetzen, und aufzumauern. Nicht minder das Mauerwerk Von dem fuß bis zur Völligen kirchen höhe außen 46 — inwendig 44 schuhe hoch bis an das Hauptgesimbs nach Vor produzierten riß, dick und höhe anzuführen, und an die faciade sambt thurn werden die Lessinen sauber gemauret, sockelschafft, architraff und Hauptgesimbse wie auch obere Verdachung über die Hauptgesimbsen sambt überhenckenden platten, der Schnirckel von gehauenen Steinen.

2^do^ solle die Sakristey Von gebackenen Stein neue gewolbet, und die gantze Kirch, Chor und sakristey mit guten gemeinen blatten beleget werden.

Steinhauer Arbeit

3^tio^ der Steinhauer hat den fuß umb die gantze Kirch und Sakristey auswendig mit Schafftgesimbs 6 schuh hoch, inwendig 4 schuh hoch Von sauberen Quattern zu machen, das Vordere frondes-Spitz des gipfels [255] nach angedeuteten Riß mit dem aufsetzenden Schnirgel und verdachung mit dem der Kirch Chor steinernen Hauptgesims sauber zu machen, sambt Patrons Bildt und Bildthauer arbeit,[256] so da angedeutet ist.

4^to^ solle derselbe 15 fenster gestell 19 schuh hoch 6 schuh weit, die stein im Mauer Haupt und Leibung 1 Schuh starck setzen, Von glatter arbeit nach obgezeigtem riß zu machen, die Vordere Portaltür nebst Anderen mit denen angezeigten Stafflen Von guten Stein sauber zu Verfertigen, und die 3 fenster in die Sakristey die 2 Thürgestell dazu zu machen, wie auch die steinere Stieg in den thurn, die 2 pfeiler Von gehaunem Quatter biß zu den bögen Von guten Stein zu Verfertigen.

5^to^ Der Chor-Bogen mit 2 Vortritt Von guten gesunden Stein zu machen; zu der gantzen Kirche und Sakristey saubere gemeine platten zu liefern.

Zimmer Arbeit

6^to^ Hat der Zimmermann den Tachstuhl auf die Kirch doppelt liegend verschwellt, mit doppeltem Hänck-Werck, die Tach Wänd mit Creutz-bünd und bänck zu machen, fleißig abzuschäften, die Sparren Von starcken 50er oder Von einem 70er Vier auß dem dicken theil zu schneiden, mithin die sämbtliche Zimmer Arbeit, mit dem gesimbs Von Eichen Holtz auswendig oben am Dach, sambt thurn, auf die Kirchen-Sacristey Von gutem gesunden Dannen Holtz zu verfertigen und mit beyhülff der gemeind aufzuschlagen; den roost sowie fundamenten zu legen, das Von der Stadt hergegebene Eichen Holtz zu den roost und Häncksäulen liegende posten und Hauptgesimbser also auch zum Thurn herzugeben.

Leyen-Decker Arbeit

7^mo^ Die gantze Kirch und Sakristey dach mit trockenem Bordt einzulatten, dieselbe mit guten blauen schieferstein die Dächer dicht einzudecken, die först und gräth mit bley sambt gehörigen dach Hacken zu fassen, die Arbeit gut und dauerhafft zu stellen.

Schlosser Arbeit

8^vo^ Der Schlosser hat um die 15 Kirchenfenster Jedes mit 2 aufrechten 6 über zwerchen starcken Eysernen stangen inwendig mit schienen und schrauben zu machen. Die erforderliche Hänckwerck und Klammer alß auch der gerembsung deren 3 Sakristey fenster Von gutem Eysen zu machen, so dann die 3 Haupt Kirchen Thüren mit guten Verdeckten Schloß, starcken Band Stitz Kloben mit bley einzugießen und zu beschlagen.

Glaser Arbeit

9^mo^ hat der Glasser 15 fenster in die Kirch 3 in die Sakristey Von großen hellen runden Spiegelscheiben, Lohner Glas, mit starcken bley wohl Verzinnt auf jedes Stück 3 starcke Windt-Eyssen, die haften wohl aufgesetzt zu Verglasen.

Tüncher Arbeit

10^mo^ Der tüncher hat inwendig die Kirch anzuweißen, Fenster und fuß einzufassen, und das Gemäuer mit einem glatten Spritz wurff außerhalb zu Versehen; Die 3 Kirchen thüren und die 2 in der Sakristey zu firniessen, und das Eichene Hauptgesimbs auswendig mit Oehlfarb anzustreichen, alle thünger arbeit sauber zu machen.

Schreiner Arbeit

11^mo^ vom Schreiner seyndt die 3 Kirchen und 2 Sakristei (Türen) von sauberem zwey zölligem Eichenholtz gestampt zu machen. Welche Vorbeschriebene Arbeit unterschriebener Conditioren dem H. Werckmeister Valerius nach ausweiß des von H. Obrist Wachtmeister Thoman Verfertigten riß überhaupt sambt allen Vorfindlichen Materialien umb 16 000 fl. der gestalten veraccordieret worden, daß Ihme Entrepreneur sogleich 6000 fl. und zwar 5000 fl. Von der Kirch und 1000 fl. Von gemeiner Stadt ausgezahlet werden sollen; dann nachdehme die fundamenta über die Erd biß an das Schaft-gesimbs aufgemauert haben wird 4000 fl. Wann das dach Werck aufgeschlagen wird, abermahl 3000 fl. den rest der 3000 fl. aber, Wenn der Kirchenbau völlig Verfertiget ist, und nach Vorangegangener besichtigung die schlissel überliefert werden können; Und dann sollen Ihme Entrepreneur Von gemeiner Stadt bey abdeckung deß dach Wercks einige Handfröhner umb die Leyen Von der Ebenen Erdt in das Trockene zu bringen in so lang gestellet werden sollen, biß solche in Verwahr gebracht worden seyn. Wie nicht weniger solle ihme bey Aufschlagung deß dach Wercks täglich bis 15 Mann Von gemeiner Stadt gestellet werden; damit aber gnädige hohe Herrschafft Versicheret seyn möge, daß H. Entrepreneur tüchtig und dauerhaffte Arbeit in Conformität angeregten Conditionen und Resavationen Verfertigen möge, umb sich nöthigen falß,

Wann in Ein- und anderen Conditionen gefehlet, oder ſich etwas mangelhaft äußeren ſollte, an ihm Entrepreneur erhohlen zu können, ſo ſolle dieſer Verbunden ſeyn 4000 fl. im Mayntʒiſchen zur Caution zu ſtellen, und den Cautionsſchein demnechſt zu überliefern, welche Caution auch in ſo lang derſelbe zu leiſten hat, biß man Vollkommen durchaus Verſicheret ſeyn könne, daß an aller Arbeit, wie ſolche nahmen haben möge, daß mindeſte ermangele und erbreche; Zu deſſen allerſeithlichen fug und Veſter Beybehaltung dieſes accords ſeyndt 3 gleichlautende Exemplaria Von allerſeiths unterſchrieben ausgefertiget worden.

J. A. V. Thoman
Obriſtwachtmſtr.[257]

Gernsheim, den 7ten Marty 1750.

T. Krohe n. prn.
J. C. Huberti[258] nomine civitatis
Vallerius."

Schon vor dieſer Zeit hatte Thoman ſich mit der Kirchenbauangelegenheit in Gernsheim beſchäftigt und den Maurermeiſter Karl Schranz aus Mainz dorthin geſchickt, um die alte Kirche auf ihre Erweiterungsmöglichkeiten zu unterſuchen. Als dieſe dann nicht ausführbar erſchienen, wurde ein Neubau geplant, für den wiederum Schranz auf Veranlaſſung Thomans nach Mannheim und Heidelberg entſendet wurde, um ſich nach dem Preis der Arbeitslöhne und nach der Beſchaffung von Materialien zu erkundigen. Hierbei hat nun Schranz wohl den kurpfälziſchen geiſtlichen Adminiſtrationswerkmeiſter Kaſpar Valerius in Heidelberg für die Ausführung des Baues gewonnen, der in Mainz nicht unbekannt und in Verbindung mit der Jeſuitenkirche bereits genannt worden war (ſ. Anm. 159). Seine Ehefrau Anna Maria, eine geborene Coblitʒ, ſtammte aus Oppenheim in der Nähe von Mainz. Ihr Bruder hatte dort das Amt eines Obereinnehmers und Stiftsſchaffners inne. Schranz macht über ſeine Reiſen nach Gernsheim und Heidelberg eigene Angaben, doch leider ohne Datierung. Er reichte ſeine darauf bezüglichen Entlohnungsanſprüche dem Domkapitel ein, die in der Sitʒung vom 25. Mai 1753 vorgelegt und dem Domkämmerer Krohe zum Gutachten überwieſen wurden. Von Kaſpar Valerius liegt ein Vertragsentwurf, datiert aus Gernsheim, den 23. Februar 1750, vor, der dem oben mitgeteilten Akkord im allgemeinen entſpricht, aber auch die Einwölbungsart der Kirche berückſichtigt. War man zunächſt im Zweifel, ob ein Stein- oder ein Holzgewölbe zur Ausführung gelangen ſollte, ſo fiel die Entſcheidung ſchließlich zugunſten eines Holzgewölbes, wahrſcheinlich wegen der geringeren Koſten. Sie blieben um 1675 fl. hinter denjenigen zurück, die für ein Steingewölbe hätten aufgebracht werden müſſen.

Der Abbruch der alten Kirche wurde nun ſofort in Angriff genommen, und ſchon am 15. Juli 1750 läßt Valerius auf einem großen Floß von Mannheim Materialien für den Bau heranſchaffen. Alle gehauenen Steine, Tür- und Fenſtergeſtelle wurden ſo nach Gernsheim gebracht. Das Holz des Floßes war für die Zimmerarbeiten beſtimmt und diente hauptſächlich zu dem Roſt. Aus dieſer Zeit iſt eine eigenhändige Anweiſung Thomans erhalten, die dem Zimmerpolier Mathias, im Dienſte des Domkapitulariſchen Zimmermeiſters Mulch aus Mainz, als Richtſchnur dienen ſollte. Thoman beſtimmte darin:

„Erſtlich ſolle der roſt durchaus im völligen waſſer liegen dann

2^{tenss} ſolle der ſelbe durchauß ſätʒwägig nehmlich nach der bley waag gelegt werden nit weniger

3^{tenss} wo der roſt zu ſammengeſtoßen wird Jedeß mahl mit ſchwalben ſchwanz (?unleſerlich) über ein ander verplättet undt Verbunden. Däm nächſt alle mahl unter ſolches zu ſamm fügung mit ſatſam pilotten ein ſchlagung zu unterſtütʒen undt auch

4^{tenss} wo möglichſt undt ſo viel thunlich pilotten in dem völligen fundament ein zu ſchlagen in Specie ſeindt die Endten auf alle weiß mit pilotten zu verſehen nit minder

5^{to} in allen fachen der roſt wohl undt ſatt mit Stein auszumauern und auß zuſchlagen auch alle Endt wohl mit allen quaderſtein über binden undt zu verwahren.

Dan letʒteß Das fundament vom thurn völlig aus pilottiren dem nächſt daß fundament durchaus maſſive herauß zu führen zu ſolchem roſt legung nit nur die incompens dem Zimmermeiſter auf zu tragen ſondern jedesmahlen ſo oft ein newy ſtück roſt zu legen vor genommen werden will ein rathß verwanter von der ſtatt dabei ſein ſolle, auch täglich einer dieſer herrn nach ſehen könne damit alleß in ſeiner behörte geſchehe."

J. A. V^{o} Thoman
Obrichtwachtmeiſter

Auf der hinteren Seite des Aktenbogens befindet ſich zur Erläuterung eine flüchtige Federſkizze der Pilotierung.[259]

Zunächſt ging der Kirchenbau ſchnell vorwärts. Valerius leitete ihn von Heidelberg aus und gab ſeine Anweiſungen durch ſeinen Gernsheimer Maurerpolier Anton Zuſan, der immer kurz Anton genannt wird. Dieſer leitete auch den Chor- und Sakriſteibau der Kirche in Hemsbach in Baden, für den Valerius ihm durch den Domkapitulariſchen Faktor Hensler in Gernsheim 126 fl. auszahlen ließ. Anton quittierte darüber am 8. Auguſt 1751. Valerius ſcheint ein vielbeſchäftigter Mann geweſen zu ſein. Um 1752 bemühte er ſich um den Bau der Wackenheimer Kirche.[260] Am 13. Auguſt ſchließt Valerius den Akkord mit dem Mainzer Bürger und Leiendeckermeiſter Wilhelm Kayßer, dem er die Dachdeckung mit 800 fl. übertrug. Hierbei iſt als bemerkenswert hervorzuheben, daß die Einſchalung des Dachſtuhles zu den Obliegenheiten des Leiendeckers gehörte.

In dieſem Jahre wurden die Mauern der Kirche bis zum Hauptgeſims hochgeführt, obwohl zeitweilig nur zwei Mann an dem Werke arbeiteten. Ohnehin hatte ſich die Fertigſtellung der Kirche durch das Verhalten des Zimmermeiſters Mulch verzögert, der allerlei Ausflüchte machte, um die Arbeiten zu verſchleppen. Bald fehlte angeblich Holz, bald ſoll das vorrätige Holz für die unternommene Arbeit nicht hinlänglich geweſen ſein. Dieſe Einwendungen konnte Valerius nur teilweiſe entkräften; denn auch ihn traf der Vorwurf an dem langſamen Fortgang der Arbeit.

Seine dauernde Kränklichkeit hinderte ihn nämlich an einer strengeren Überwachung der Arbeiten, sodaß diese teilweise recht ungeschickt ausgeführt wurden. Insbesondere traten an den Gurtbögen über der Vierung große Mängel zutage. Thoman mußte daher ihren Abbruch verfügen. Hierdurch wurde aber der Fortgang der Zimmerarbeiten erheblich verzögert, da der schon teilweise aufgeschlagene Dachstuhl an diesen Punkten unterstützt werden mußte, um ein Herunterbrechen zu vermeiden. Mulch jedoch beeilte sich mit diesen Arbeiten keineswegs und bezahlte auch seine Leute (es waren die Zimmerleute David Hutmacher, Ludwig Wetzel und Martin Faust), die unter einem untüchtigen Polier arbeiteten, schlecht. Fast den ganzen Winter über verblieben sie im Orte und machten auf Kosten ihres Meisters überall Schulden. Im Frühjahr wanderten sie schließlich ab, ohne einen Pfennig zu bezahlen.

Inzwischen hatte Thoman, dem diese Zustände nicht verborgen bleiben konnten, sich persönlich des Baues angenommen und verschiedene Anordnungen getroffen, die er schriftlich niederlegte. Sie lauteten:

„1mo wäre die hängende blatt vom steiner haupt gesimbß breider zu machen so daß eß mit dem stein bordt von dem ley decker gleichkomme dan

2do solle bei der seits unter dem dach 2 Contre fort[261] gegen der hinter mauer deß thurnß gemacht werden.

3^{tio} solle in Chor bei der seits wo die füllungen seindt ein steiner bogen so hoch alß die fenster Kappen gewölbt werden.

4to sollen alle Vier steiner bögen[262] wieder auß gebrochen werden und newerlich wie der new gegebene bogen model gemacht undt eingerichtet werden wie nit weniger alle Fenster Cappen in der gantzen Kirch recht schön und rundt in daß gewölb ein gezogen so wie die an weisung im profil vor Zeigt gemacht werden, wie auch die anfänger von der Cuppel alle sauber nach der rundung so wie im risse bemerkt gestellt und eingezogen werden sollen, dan

5to sollen alle treppen nach dem riß in der Kirch accurad verfertigt werden.

Item solle die Kirch völlig gestickt und gewickelt werden, und kan solches mit Dannen holz gestickt werden.

Thoman, Major."

Diese Anweisungen Thomans sind zwar nicht datiert, doch müssen sie im Frühjahr 1751 erfolgt sein. Vielleicht ist die Niederschrift sogar in Gernsheim selbst erfolgt. Durch diese Arbeiten geriet die Veranschlagung des Valerius ins Wanken, und er fürchtete sogar für seinen Verdienst. Er bestürmte deshalb das Domkapitel, den Domkämmerer Krohe und den domkapitularischen Faktor zu Gernsheim mit beweglichen Klagen. Endlich aber kam der Neubau doch wieder in Gang. Erfreut darüber stellt Valerius seinen Besuch für den kommenden März in einem Brief an den Domkämmerer vom 9. Februar 1752 in Aussicht, „um dem Werk nachzusehen daß solches glücklich von statten gehe". Die Arbeiten im Innern sollten schon im Frühjahr in Angriff genommen werden, um die Kirche noch im Laufe dieses Jahres zu vollenden. Der Bau wurde auch so weit gefördert, daß Valerius am 29. Juli 1752 den Domkämmerer Krohe um die Rückzahlung seiner Kaution bitten konnte, weil „nunmehro das Haupt gebäude ohne den mindesten Mangel und fehler dastehet". Seit Ostern stand der Dachstuhl, und der Turm war bis zum Hauptgesims aufgemauert, aber noch fehlte sein Helm. Da gerieten die Arbeiten aus Mangel an Holz abermals ins Stocken, und nun war die Schuld an der Verzögerung auf seiten der Stadt, die das nötige Eichenholz aus ihren Waldungen nicht rechtzeitig dem Zimmermeister Mulch lieferte. Valerius, der schwer krank in Heidelberg darniederlag, bat den Domkämmerer, der Stadt die Hergabe des Holzes zu befehlen und den Zimmermeister zu seinen Arbeiten anzutreiben. Gleichzeitig bestellte Valerius die Schiefersteine für den Turm und schloß am 26. Juni den Akkord mit dem Glasermeister Johann Konrad Pfahl, Bürger und Glasermeister in Gernsheim. Er sollte die Kirchenfenster aus Lohrer Glas nach dem Gutdünken des Faktors liefern. Valerius erlebte aber die Vollendung seines Unternehmens nicht mehr. Bereits auf dem Sterbebette verlieh er am 27. November seinem Schwager Coblitz aus Oppenheim die Generalvollmacht über die Beendigung des Baues. Wenige Tage später (am 30. November 1752) stirbt Valerius an den Folgen einer bösartigen Geschwulst.

Von nun an tritt der Obereinnehmer und Stiftsschaffner Coblitz in der Baugeschichte hervor. Er glaubte im Interesse seiner verwitweten Schwester zu handeln, als er eine Vorschußforderung von 1500—2000 fl. auf die noch restierenden Akkordgelder erhob, um die Bauarbeiten beendigen zu können. In einer vom 10. Dezember 1752 datierten Denkschrift an das Domkapitel begründete Coblitz seine Forderungen mit Arbeiten, die sein verstorbener Schwager angeblich über den abgeschlossenen Generalakkord hinaus für die Kirche geleistet haben sollte. Die Berechtigung solcher Ansprüche leitete Coblitz aus dem Abbruch und der Wiedereinwölbung der vier Gurtbögen über dem Kreuz (Vierung) und aus der tieferen Fundierung des Gebäudes her. Eine Kommission, in welcher Thoman den Vorsitz führte, prüfte am 17. und 18. Januar 1753 das Promemoria. Sie trat in Gernsheim zusammen und wurde gebildet aus dem Domkämmerer Krohe, dem Faktor Hensler, dem Stadtschultheiß Huberti und dem Aktuar Johann Ludwig Reuter, Amtsschreiber zu Gernsheim. Man beschloß die Zurückweisung der Ansprüche, da die vier Gurtbögen in der Wintersaison ausgeführt und zu früh von den Leergerüsten befreit worden seien, sodaß eine Senkung der Bögen als notwendige Folge dieses unsachgemäßen Verfahrens auftreten mußte. Am folgenden Tage legte man Teile der Fundamente im Chor frei, um die Tiefe der Fundierung des Gebäudes festzustellen. Auch hierbei erwiesen sich die Ansprüche des Coblitz als unbegründet. Es wurde eine durchschnittliche Tiefe von $13\frac{1}{2}$ Schuhen festgestellt, entgegen der Behauptung, daß die Fundamente 16 Schuhe tief liegen sollten. Gleichwohl erkannte man die Notlage der Witwe des Entrepreneurs an und erklärte, den aus den Akkorden und Tageszetteln nachweisbaren Schaden ersetzen zu wollen. Die zweitägige Anwesenheit in Gernsheim benutzte Thoman, um das Mauerwerk zu prüfen und die für den Weiterbau der Kirche erforderlichen Anordnungen zu treffen. Sie brachten die stockenden Arbeiten wieder in Fluß. Nun ging allmählich die Kirche ihrer Vollendung entgegen.

Der Turmhelm wurde von Joſeph Hallinger, der inzwiſchen die Stelle des unfähigen Zimmerpoliers Stephan eingenommen hatte, mit ſeinen Geſellen für 30 fl. 4 Kreuzer aufgeſchlagen, von dem Leiendecker Wilhelm Kayßer für 45 fl. eingedeckt[263] und mit dem kupfernen Knopf, ſchmiedeeiſernen Kreuz und der Wetterfahne verſehen. Am 3. Auguſt 1753 quittierte der Kupferſchmied Johannes Joachim Emmerich aus Mainz über die ihm für den 102 $^1/_2$ Pfund ſchweren Knopf ausbezahlten 78 fl. 20 Kreuzer. Jetzt konnte endlich der Strauß aufgeſteckt und die Richtfeierlichkeit begangen werden, bei der nach altem Handwerksbrauch eine tüchtige Zeche gemacht wurde.[264]

Auch bei dieſem Bau treffen wir auf den Mainzer Schloſſermeiſter Kaſpar Janta. Er lieferte das ſchmiedeeiſerne Kreuz. Das Gewicht desſelben mit der Wetterfahne wurde am 13. Auguſt im Kaufhaus zu Mainz mit 269 $^1/_2$ Pfund feſtgeſtellt, wofür Janta 45 fl. 39 $^1/_2$ Kreuzer erhielt. Thoman beſtätigte dem Meiſter die Güte ſeiner Arbeit und die richtige akkordmäßige Lieferung. Nach den Anweiſungen Thomans war das Kreuz ſchwarz anzuſtreichen „die Extremität daran zu vergulten ſambt der Fahn undt kupfernen Knopf". Die Vergoldung beſorgte auf beſonderen Wunſch des Freiherrn von Hoheneck der Mainzer Vergolder Franz Albrecht und empfing dafür am 25. Auguſt 1753 46 fl. Auch hier beſtätigte Thoman die akkordmäßige und gute Arbeit. Das Eiſen zu dem Kreuze und der Fahne wurde bei dem Kaufmann Johann Anton Linn in Mainz eingekauft. Das zum Glockenſtuhl nötige Eiſen lieferte Simon Andreas Schneider. Nägel und Klammern wurden in größeren Mengen von der Witwe Katharina Jäckel, die in Gernsheim eine Schmiede betrieb, in kleineren Mengen von dem Gernsheimer Kaufmann Andreas Brentano bezogen. Bis in den Oktober hinein wurde im Äußern und Innern der Kirche gearbeitet, und noch im September empfing der Faktor Hensler in Gernsheim Eiſen und Blech von den Kaufleuten Johann Anton Linn in Mainz und Sebaſtian Reinhard. Auch die Tüncherarbeiten wurden 1753 beendigt.

Endlich meldet die Witwe Valerius aus Heidelberg am 3. November 1753, daß „ſothaner Kirchbau nunmehro völlig fertig iſt". Aber noch mehrere Male mußte ſie die Meldung wiederholen, bevor die Abnahme der Kirche erfolgen konnte; denn Thoman war wegen anderer „herrſchaftliche Affären" zwei Monate lang verreiſt und konnte daher nicht nach Gernsheim kommen. Wo er ſich in dieſer Zeit aufhielt, erfahren wir nicht. Kurz nach ſeiner Rückkehr reiſte Thoman nach Gernsheim, um vom 8.—11. Januar 1754 die Kirche abzunehmen, genau zu beſichtigen und die Abrechnung im Beiſein des Domkämmerers Krohe, des Faktors Hensler, des Stadtſchultheißen Huberti, der Ratsverwandten Andreas Philipp Hertling und Sebaſtian Bickerle ſowie des Amtsſchreibers J. L. Reuter vorzunehmen. Bei der Beſichtigung, die noch am 8. Januar 1754 vorgenommen wurde, ſtellten ſich einige Mängel heraus, die dem geübten Auge Thomans nicht entgingen. Die Beanſtandungen wurden in einem „Pro Memoria" folgenden Inhaltes niedergelegt:

„1. fehlet annoch die thür an der Communicanten Bank.
2. Werden ohngefehr 30 Schuh ſteinerne Blatten am Eingang der Kirch erfordert.
3. Die Fenſter ſeyndt nicht accordmäßig Von Lohrer glaß — ſondern Von Vermiſchten divers — färbigen Scheiben, Welcheß der Kirch ein ſehr übles anſehen gibt.
4. Das Creutz und Knopf ſtehen nicht gerad.
5. Die Kirchen thüren ſeynd Von ſchlechter und ohndauerhaften Arbeit — die Schlöſſer aber noch ſchlechter hergeſtellt."

Schließlich hielt man „wegen dem Kriegsanlauf Vor räthlich", in der Mitte des Dachbodens einen Gang zu dielen und jedes Dachfenſter durch Dielen zugänglich zu machen. Hierüber einigte man ſich ſchließlich mit dem Obereinnehmer, der die Verantwortung für die Mängel übrigens vergebens abzuwälzen verſuchte. Im Verlaufe der mehrtätigen Verhandlungen wird Coblitz die Aufſtellung des Glockenſtuhles aufgetragen, da dieſer akkordmäßig zu den übernommenen „ſämtlichen" Zimmerarbeiten zu rechnen ſei.

Seit dem Tode des Valerius leitete der Maurerpolier S. Günther die Arbeiten und führte ſie auch zu Ende. Kaum 50 Jahre nach der Erbauung genügte aber die Kirche den Bedürfniſſen der angewachſenen Gemeinde nicht mehr. Pfarrer Dahl, der ſich wiederholt herb darüber beklagte, erwirkte ſchließlich im Jahre 1791 vom Mainzer Domkapitel die Entſendung des Werkmeiſters Schmuttermayer nach Gernsheim, um dort einen Riß über eine Bordbühne vorzulegen. Sein Entwurf wurde aber nicht ausgeführt; denn inzwiſchen ging der Kurſtaat in Trümmer. Erſt in neueſter Zeit wurde die Kirche erweitert, und zwar durch An- und Umbauten des Chors und der Sakriſtei.

Die Kirche ſteht an einer platzartigen Erweiterung der das Städtchen Gernsheim durchziehenden Hauptſtraße und iſt in den einfachſten Formen einer kleinen Stadtkirche gehalten. Liſenen aus rotem Sandſtein teilen die weißen Putzflächen, in denen hohe Rundbogenfenſter ſitzen. Nur die Hauptſchauſeite an der Straße zeigt größeren Aufwand, der heute allerdings nur noch dürftig zu erkennen iſt. Urſprünglich wurde die Faſſade durch allerlei Ornamente und figürlichen Schmuck belebt, wie der Originalentwurf Thomans ausweiſt. In einer Ecke des Kirchenſpeichers fanden ſich Engelsköpfe uſw., die ehemals im Äußeren angebracht geweſen ſein mögen. Wann ſie herabgenommen worden ſind, konnte nicht feſtgeſtellt werden. Vielleicht beſeitigten auch hier die Kriege an der Jahrhundertwende das fröhliche Ornamentwerk des Rokoko.

Über dem Portal ſteigt in zwei Geſchoſſen der Turm empor. An den vorderen Ecken desſelben lehnen links und rechts zierliche Halbgiebel, die das dahinter emporſtrebende Dach verſtecken. In der Niſche des erſten Geſchoſſes ſteht das Patronsbild. Die Uhr, ehemals in reizvoller Umrahmung dicht über dem Portal angeordnet, iſt jetzt über dem Fenſter des oberſten Geſchoſſes häßlich und ſtörend angebracht. Die energiſch geformte Zwiebel bekrönt den maſſigen Turm und iſt das weit ins Land lugende Wahrzeichen von Gernsheim.

Im Innern ſtellt ſich die Kirche als ein weiträumiger, einſchiffiger Bau mit einem Haupt- und Querſchiff dar, das mit flachangelegten Tonnengewölben aus Holz überſpannt iſt. Eine breite, bequeme und helle Steintreppe

führt am Haupteingang rechter Hand zu der Orgelempore und zum Kirchenſpeicher empor, von wo die Turmgeſchoſſe beſtiegen werden können. Die heutige häßliche Bemalung der Decken entſpricht nicht mehr dem ehemaligen Zuſtand. Von Altären ſind nur die zwei Nebenaltäre im Querſchiff erhalten, der Hauptaltar beſteht nicht mehr. Man kann wohl annehmen, daß Thoman auf die Geſtaltung dieſer Altäre beſtimmenden Einfluß ausgeübt hat und ihre Ausführung demjenigen übertrug, den er vorzugsweiſe in ſeinen Bauten beſchäftigte: dem Mainzer Stukkateur J. P. Jäger (Taf. III Abb. 3). Über ihre Herkunft fehlt bisher jeder Nachweis. Der Hauptaltar fiel mit den Umbauten im Haupt- und den Nebenchören im Jahre 1880. Er ſcheint teilweiſe aus Holz beſtanden zu haben. Der Dachreiter ſtammt aus der Zeit des Umbaues. Er iſt eine faſt getreue Kopie desjenigen der Auguſtinerkirche in Mainz. Bemerkenswert iſt die Konſtruktion des Holzgewölbes. Sie beſteht aus kreuzweiſe diagonal geſpannten Holzrippen, die mit Klammern an dem unteren Kehlgebälk des Dachſtuhles befeſtigt ſind. An dieſen Rippen ſind von unten die Bretter angenagelt, die verrohrt und verputzt ſind. Der Dachſtuhl mußte daher beſonders ſolide konſtruiert werden. Es iſt ein doppelt liegender Stuhl mit doppeltem Hängewerk, ſo, wie er im ganzen 18. Jahrhundert üblich war. Die Gernsheimer Kirche iſt beſonders deshalb beachtenswert, weil an ihr als dem bisher einzigen ſicher bezeugten Kirchenbau Thomans die Einflüſſe, die Neumann auf unſeren Meiſter ausgeübt haben mag, beſonders abgetaſtet werden können.[265] Im allgemeinen erkennen wir in Gernsheim den Typus der kleinen fränkiſchen Pfarrkirchen wieder, wie Neumann ihn ausgebildet hat. Im beſonderen finden wir in der von dem großen Würzburger 1739—1740 erbauten Pfarrkirche zu Heuſenſtamm ein Vorbild, das ſowohl hinſichtlich des Grundriſſes als auch des Aufbaues mit Gernsheim übereinſtimmt (ſ. Abb. 16). Nur iſt hier die äußere Gliederung anſpruchsloſer, wenn auch üppiger im dekorativen Schmuck. Die Turmzwiebel iſt kräftiger geformt wie die zu Heuſenſtamm.

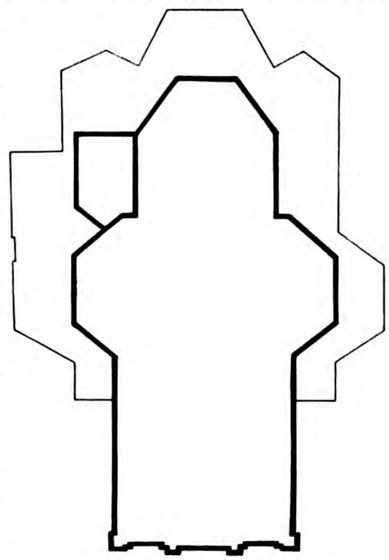


Abb. 16. Grundrißſkizze der katholiſchen Kirche in Gernsheim.
Die dünnere Linie bezeichnet die geplante Erweiterung der Kirche im Jahre 1880.

Zuſammenfaſſend kann über das Werk Thomans in Gernsheim geſagt werden, daß es bei aller Schlichtheit ſeines äußeren Gewandes ein würdiges Denkmal jener Zeit iſt, die trotz ihrer ausſchweifenden Phantaſie doch überall den richtigen Maßſtab bewahrte und auch hier mit feinem Verſtändnis einer kleinbürgerlichen Umgebung eine Kirche von achtunggebietender Monumentalität einfügte.

6. Arbeiten Thomans vom Jahre 1756 ab

Die Tätigkeit Thomans wurde, wie bereits dargetan, durch den ſiebenjährigen Krieg jäh unterbrochen. Es kann demnach nicht wundernehmen, wenn während dieſer Zeit nur ſpärliche Nachrichten über ihn als Baukünſtler zu erhalten ſind. Es liegt eine gewiſſe Tragik darin, daß er, der doch immer noch im Aufſtieg begriffen war, gerade dann den Zeichenſtift mit dem Schwerte vertauſchen mußte, als ſeine Kunſt nach dem Tode Welſchs († 1745) und Neumanns († 1753) begehrter wurde und ſein Ruhm, durch andere Sonnen nicht verdunkelt, heller erſtrahlte. So wußte der Kurfürſt von Trier, als der Wiederaufbau des Domes zu Speyer 1754 durch reichliche Geldſpenden geſichert war, die Frage nach einem Architekten nicht anders zu beantworten, als durch Überſendung der Neumannſchen Pläne, denen er diejenigen eines kurmainziſchen Architekten beifügte.[266] Wer dieſer Architekt war, geht hieraus zwar nicht hervor, doch kann wohl nur Thoman gemeint ſein, da es einen anderen Kirchenbaumeiſter zu jener Zeit in Mainz, ſoviel wir wiſſen, nicht gab. Im Frühjahr 1756 ließ das Domkapitel in Speyer den Dom von den Architekten Pigage aus Mannheim, Leonhard Stahl aus Bruchſal und von Thoman unterſuchen.[267] Sie arbeiteten daraufhin am 4. Mai 1756 ein gemeinſchaftliches Gutachten aus und überreichten ſpäter ihre Konkurrenzprojekte, die auch die Oſtkuppel betrafen. Der kurfürſtlich kölniſche Baurat und General J. C. Schlaun, dem die Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt wurden, empfahl nur die von Stahl vorgeſchlagene Kuppelausbeſſerung. Es ſcheint aber, als ſei bei der Ausführung doch das Projekt Thomans bevorzugt worden. Stahl gibt nämlich in ſeinem „Desingnatio“ vom 23. April 1759[268] genau an, was er und die anderen Architekten für den Bau geleiſtet hatten, wobei er unter anderem erwähnt, daß Thoman, der insgeſamt nur viermal in Speyer war und eine von Schlaun verworfene Kuppelreparation machte, dennoch für ſeine Bemühungen inkluſive Reiſekoſten 1000 fl. erhielt. Die Annahme, Thomans tatſächlicher Anteil an den Dombauten müſſe doch wohl bedeutender geweſen ſein als nur die Ausführung eines fremden Projektes, wird bekräftigt durch die Angabe Stahls, er ſelbſt habe für ſeine Bemühungen nur 300 fl. 30 Kreuzer erhalten, obwohl er ſiebzigmal in Speyer war.[269] Zunächſt hat Thoman die Oberleitung über die Arbeiten gehabt; er wurde jedoch auf die Bitten des Kapitels am 30. Auguſt 1756 durch Stahl erſetzt, da Thoman zu entfernt ſei.[270] Er war inzwiſchen in den Krieg gezogen. Aber auch während desſelben beſchäftigte ſich Thoman noch immer mit den Reſtaurationsarbeiten des Domes und überreichte am 30. März 1758 dem Domkapitel einen Plan über die Ausbeſſerung der Domkuppel.[271] Hierbei tritt er wieder in Konkurrenz mit dem Bruchſaler Baumeiſter Leonhard Stahl. Sein Projekt über die Ausbeſſerung der öſtlichen Vierungskuppel ſchonte den Innenbau der Kuppel und legte die nötigen Verſteifungen an die Außenmauern und in den Dachraum. Aber ſeine Pläne wurden zugunſten der-

jenigen Stahls von dem Domkapitel und ſeinem Berater Schlaun in Münſter zurückgewieſen. Stahls Entwurf veränderte das Innere des Kuppelraumes derartig, daß der urſprüngliche Charakter des Bauwerkes ſtark beeinträchtigt wurde.[272]

Die Kriegsjahre brachten Thoman gerade in ſolche Länder, in denen die Baukunſt ebenfalls in voller Blüte ſtand. Daher könnte die Frage entſtehen, ob Einflüſſe oder Nachwirkungen des Geſehenen Thomans Kunſtweiſe irgendwo zu durchdringen vermocht haben? Das ſcheint nun bei den Bauten, die nach dem Kriege ihm zugeſchrieben werden können, nicht der Fall zu ſein. Immerhin iſt aber eine Verfeinerung der Rocaillebildung, z. B. am Hauſe Markt 17,[273] wahrnehmbar (S. 43 Abb. 19). Dieſes Bürgerhaus, äußerlich wenig anſprechend, iſt ein Werk Thomans. Aus derſelben Quelle, der Vogts die Autorſchaft Thomans für die vom Kurfürſt approbierten Pläne des anſtelle der alten Münze geplanten Rathausbaues entnimmt, kann auch Thomans Urheberſchaft an dem Neubau der Wwe. Kramer, jetʒt Markt 17, geſchöpft werden.[274] Thoman hatte die Pläne dieſes Hauſes aus dem Grunde bearbeitet, „umb Eine gleichförmigkeit mit dem einſt zu erbauenden stadthaus zu Erlangen“. Aber während das Bürgerhaus erbaut worden iſt, kam das Rathaus, wahrſcheinlich aus Mangel an Geld, nicht zur Ausführung. Vogts hebt die feinen Kartuſchen über den Ladenbogen hervor. Sie ſind wohl die beſten Werke dieſer Art in Mainz (S. 43 Abb. 19) und können mit denen der Domhäuſer (ſ. unten) nicht nur wetteifern, ſondern übertreffen ſie ſogar weit an Geſchmeidigkeit und Feinheit. Es iſt kein Zufall, wenn dieſe Kartuſchen in enger Beziehung zu denen am Oſteiner Hofe (S. 31 Abb. 12) ſtehen, bei welchen auch die Vorliebe für rocailleumrahmte Köpfe charakteriſtiſch iſt; und es iſt ebenſowohl kein Zufall, wenn in einer der Kartuſchen ein energiſcher nach links gewendeter ſchöner männlicher Porträtkopf erſcheint. Um den Hinterkopf ſchmiegen ſich zwei gekreuzte Federkiele. Dieſe kommen bekanntlich aber im Wappenbilde Thomans vor! Sollte hier etwa eine Künſtlerlaune gewaltet haben, um den Architekt der unausgeführten Rathauspläne der Nachwelt zu zeigen? Die offenbare attributive Bedeutung der zwei Federkiele iſt zu beredt und ihre Verwendung als Ornamentſchmuck zu ungebräuchlich, als daß man zögern ſollte, in dieſer Porträtmaske Thoman ſelbſt zu erkennen! Das Porträt zeigt einen Mann im vorgeſchrittenen Alter, deſſen kräftig geſchnittenem Antlitʒ ein feſter Wille aufgeprägt iſt (vgl. S. 43 Abb. 19 oben rechts).

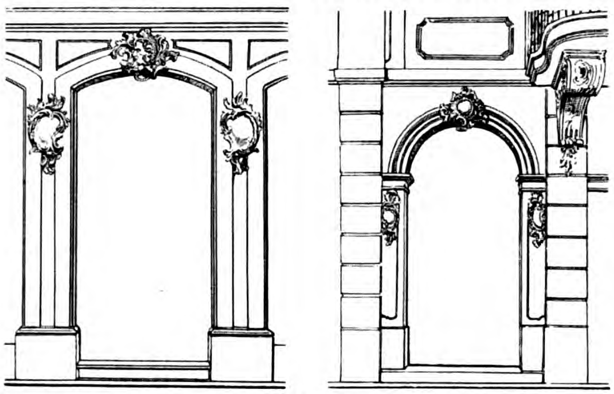


Abb. 17. Zwei Türen. Markt 17 und 18—26

Das Haus zeigt in ſeinem Äußeren keinen weiteren Schmuck und repräſentiert mit ſeiner einfachen Geſchoßteilung, den glatten Fenſterumrahmungen und dem niedrigen und recht unſchönen Dach das Nutʒhaus. Bemerkenswert iſt allein die Anlage des Treppenhauſes. In ſchöner Kurve führen die Stiegen bis zum oberſten Geſchoß empor und ſind trotʒ ihrer ungünſtigen Lage nach der dunklen und engen Gaſſe gut beleuchtet, wie ja denn überhaupt die Sorge für ausreichende Belichtung der Treppen allen Thomanſchen Bauten eigen zu ſein ſcheint. Das hölzerne Treppengeländer iſt ſehr ſchön im Zeitgeſchmack. Am 20. April 1765 hatte der Maurermeiſter Simon Neurohrer, der das Haus „ruthen weiß“ im Akkord aufführte, das Erdgeſchoß mit Bögen bereits errichtet. Dann aber trat eine kurze Unterbrechung der Arbeiten ein, da der Maurermeiſter beim Durchſchlagen der alten Kellergewölbe den Einſturz des daneben ſtehenden ſchmalen Hauſes „Zum Engel“ befürchtete.[275] Er erſtattete bei dem Unterbauamt deshalb Anzeige und gab ſeine Bedenken kund, um ſich noch vor einem etwa erfolgenden Unglück von aller Schuld freiſprechen zu laſſen. Die kurfürſtlichen Baumeiſter Schranz und Dieffendinger unterſuchten die Bauverhältniſſe an Ort und Stelle und empfahlen, die Außenmauern zunächſt in Angriff zu nehmen und darauf die Balken und Unterzüge einzuziehen, überhaupt bei Hochführung des erſten Stockes mit der erforderlichen Sorgfalt vorzugehen und das Haus „Zum Engel“ gut abzuſprießen, um „aller gefahr des Einſturzes vorzubiegen“.[276] Am 8. Oktober 1765 ſtanden die Umfaſſungsmauern.[277]

Vielleicht könnte auch das Haus Liebfrauenplatʒ 1 auf Grund gewiſſer ſtiliſtiſcher Eigentümlichkeiten ihm ebenfalls zugeſchrieben werden. Die Schlußſteinkartuſchen der Ladenarkaden zeigen nämlich eine offenſichtliche Verwandtſchaft mit denjenigen am Hauſe Markt 17. Es iſt etwa 1767 entſtanden und wurde von dem Zigarrenhändler Jakob Krätʒer erbaut. Seine Initialen befinden ſich noch am Hauſe, ebenſo die auf ſeine Tätigkeit hinweiſenden Gehänge an den Pfeilern mit Tabakpaketen, Zigarren, Tabakrollen uſw. Die oberen Etagen ſahen früher ſtattlicher aus. Das Haus hatte einſtmals ein Manſardendach, vor welchem ein vierfenſtriges Zwerghaus mit Giebel ſaß, das den von Waren und Fäſſern umgebenen Merkur im Relief zeigte.[278]

Einflüſſe Thomans ſind auch bei den 1767 errichteten Domhäuſern am Markt 18—26 ſpürbar.[279] Sie tragen an den Portalen ähnliche Medaillons wie das Haus Markt 17. Hier wie dort iſt an den beiden Türpfoſten, ungefähr in Mannshöhe, je eine reich umrahmte medaillonartige Kartuſche angebracht (Abb. 17). Der Entwurf der Domhäuſer kann jedoch mit Thoman nur bedingt in Verbindung gebracht werden. Vogts neigt dazu, ſie auf den ſpäteren Baudirektor, dem damaligen Leutnant J. J. Schneider, zurückzuführen, der ſchon am 3. Februar 1768 dem Domkapitel einen Riß über den Dom vorlegte.[280] Wahrſcheinlich ſind ſie aber auch nicht das Werk Schneiders,

ſondern vielmehr des Domſchreiners und Rüſtmeiſters Kilian Bender. Der Domkapitular Freiherr von Hoheneck legte nämlich dem Kapitel am 1. Februar 1769 die von Bender verfertigten „Riſſe über die ahn dem hohen Dom auffm Marck zu angebauete und allenfalls ferner zu errichtende Domkapitel Häußer“ vor, wofür Bender fünf Karolinen als Remuneration erhielt.[281]

Zur gleichen Zeit war auch Thoman am Mainzer Dom mit der Wiederherſtellung der Nordſeite beſchäftigt, die bei dem furchtbaren Brande am 22. Mai 1767 verwüſtet worden war.[282] Es wäre daher natürlich, wenn Thomans Einflüſſe ſich auch bis auf dieſe nördlichen Domhäuſer erſtreckt haben würden. Die Meinung Schneiders, ſie ſeien als das Werk des jüngeren Neumann zu betrachten,[283] iſt jedenfalls nicht richtig; dagegen behält Schneider in bezug auf die Domhäuſer am Leichhof recht, die er Franz Ignaz Michael von Neumann, dem Erbauer der Oſttürme des Domes, zuweiſt. Der Entwurf Neumanns, der das Problem der Feuerſicherheit durch gewölbte Steindecken zu löſen verſucht, iſt im Mainzer Stadtarchiv erhalten.[284]



Abb. 18. Kartusche vom Marktportal des Mainzer Domes

Bei den Wiederherſtellungsarbeiten am Dome ließ Thoman der Sicherheit halber die ſtark ausgewichenen herrlichen Ziergiebel, die die Kapellen an der Nordſeite krönten, abtragen, neues Dachwerk aufſtellen, die Strebepfeiler ausbeſſern und anſtelle der gotiſchen Fialen Vaſen aufſtellen.[285] Dem nördlichen Eingang des Domes lagerte Thoman zwiſchen zwei Strebepfeilern eine hohe, überwölbte Halle vor, die die Tiefe der Pfeilerſtärke einnimmt und nach Norden von einem ſchwach profilierten Bogen überſpannt iſt. Er trägt im Scheitel eine ſchöne Schlußſteinkartuſche (Abb. 18). Auch ſie ſteht in naher Beziehung zu denjenigen am Hauſe Markt 17. Für das Mittelſchiff machte Thoman Vorſchläge zur Wiederherſtellung; das Domkapitel ſtellte ſie aber zurück und wandte ſich an den Würzburger Architekten Franz Ignaz Michael von Neumann, um auch ſeine Anſicht darüber zu vernehmen. Schon 1768 war Neumann gelegentlich der Schneiderſchen Pläne in Beziehung zum Mainzer Domkapitel getreten. Sie wurden ihm mit dem Erſuchen vorgelegt, auch über die „wider-Erbauung des Thurms“[286] ſeine Gedanken zu äußern. Bereits im nächſten Jahre wurde ſein „Riß über dem neuen hohen Domkirchen thurn dahier“ approbiert.[287] Dieſer Neumannſche Entwurf iſt Thoman „qua Architecto“ der hohen Domkirche zur Kritik vorgelegt worden. Er äußerte ſie auch in ſeinem „Unterthänigen Parere“ vom April 1770 und fügte ſeine „Bedenklichkeit in Betreff des neuen hohen Domturms bau weſens“ hinzu. Nun begann die bekannte, von Friedrich Schneider in ſeiner Schrift „Der Dom zu Mainz“ (Berlin 1886) veröffentlichte Polemik der beiden Architekten, die von ſeiten Neumanns teilweiſe mit großer Schärfe, verſteckten und offenen perſönlichen Angriffen und Drohungen gegen Thoman geführt wurde.[288] Thoman hatte, um überhaupt ein Urteil über den Zuſtand des Domes gewinnen zu können, auf Befehl des Domkapitels am 30. April 1770 mit dem dazu entſandten Grafen Walderdorf unter Hinzuziehung ſämtlicher Werkleute den großen Turm beſichtigt und einen Schnitt davon herſtellen müſſen, weil keiner vorhanden war. In ſeinem „untertänigen Parere“ legte Thoman eingehend an Hand der Zeichnungen ſeine Bedenken über die von Neumann geplanten Wiederherſtellungsarbeiten dem Domkapitel vor und bekämpfte das Projekt aus äſthetiſchen, beſonders aber aus konſtruktiven Gründen. Zum Schluſſe beſtreitet Thoman die Dauerhaftigkeit der Konſtruktion überhaupt und erklärt, daß „dieſes neue Werck ohn möglich beſtehen könne noch werde“. Der Kurfürſtlich Mainziſche Ingenieur-Major Johann Chriſtian Eickemeyer, den nun das Domkapitel zu Rate zog, trat im weſentlichen dem Gutachten Thomans bei, hielt aber mit ſeinem Urteile über die Haltbarkeit der vorgeſchlagenen Neumannſchen Konſtruktion zurück.[288] Vielleicht wäre auch Thomans Promemoria zu einem minder ſchroffen Reſultat gelangt, wenn zur Beurteilung des Projektes beſſere und zuverläſſigere Pläne vorhanden geweſen wären, als Neumann ſie merkwürdigerweiſe in Bereitſchaft hielt. Neumann mußte ſogar ſelbſt eingeſtehen, daß die Riſſe ſchlecht waren und zum Teil ſogar ungenaue Angaben enthielten. Es läßt ſich daher nicht verkennen, daß Neumann die Tragweite der Thomanſchen Unterſuchung und die Bedeutung, die ihr vom Domkapitel beigelegt werden mußte, ſtark unterſchätzt zu haben

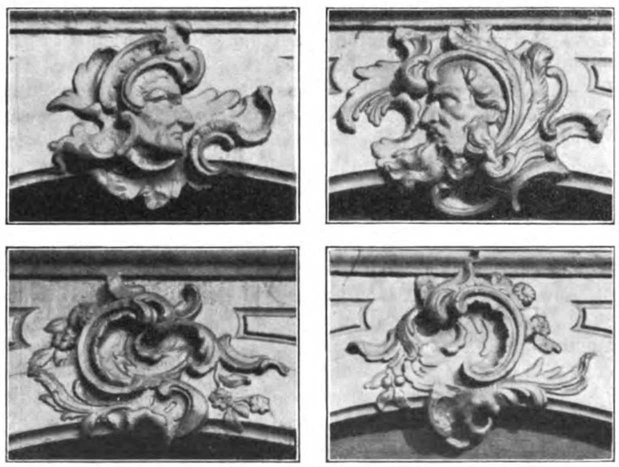


Abb. 19. Kartuschen vom Hause Markt Nr. 17 in Mainz

ſcheint, wie ja denn auch ſeine Gegenſchrift, die die punktweiſe Widerlegung Thomans mit großem Aufwand an rhetoriſchen Mitteln erſtrebte, ſich mehr in dem gefälligen Tone galanter Konſervation gefiel, als es dem Ernſt ſachlicher Entgegnung entſprach. Dabei verſchmähte er als Schlußeffekt nicht einmal das Tändeln mit dem Kavaliersdegen; „denn", ſo ſchließt er, „er wüßte ſehr wohl, wie ſich ein Offizier im Gegenſtand zwar weit geringer der ſeinig ſelbſtigen, als ſeines Fürſten hierin verſierenden Ehre ſchuldigſt zu verhalten hätte". Es mag wohl ſein, daß der hochbetagte Thoman ſich durch dieſe Verſchärfung des Streites unmittelbar bedroht fühlte und als alter Offizier nun ſeinerſeits weder zurückweichen konnte noch wollte. Trotzdem vermied er es, das Gewicht ſeiner Gründe auf das Gebiet perſönlicher Auseinanderſetzung abzuwälzen. Kurz und bündig ſtellte er daher dem Domkapitel am 17. April 1770 anheim, von anderen „des Werkes Verſtändigen ferner weite Gutachten einzuholen".

Das Domkapitel beauftragte nun den Straßburger Bauinſpektor Werner, den Dom zu beſichtigen und die Neumannſchen Entwürfe zu beurteilen. Wenn auch dieſer Meiſter die Ausführbarkeit des Neumannſchen Projektes nicht in Abrede ſtellte, ſo fügte er dennoch hinzu: „falls ein ſolches mit aller Kunſt und Vorſicht betrieben wird darauf zu bauen". Zur Sicherheit aber empfahl er, die Pariſer „Academie d'Architecture", damals das oberſte Forum in allen Fragen baukünſtleriſcher und techniſcher Natur, darüber zu befragen. Bevor die Kopien der Neumannſchen Riſſe der Akademie vorgelegt werden konnten, gelangten am 21. Juni 1770 nicht authentiſche Kopien und eine fehlerhafte Beſchreibung der Bauanlage nach Paris.[289] Marquis de Marigny vermittelte dort die Vorlage des Materials bei dem Rate der Akademiker. Eine Kommiſſion wurde gebildet, die ſich aus den Akademikern Chenould, Carpentier, Le Roy, Moreau, Brebier und Sedaine als Sekretär zuſammenſetzte. Sie nahm gleich damals die Unterſuchung des geſamten Aktenmaterials vor, gelangte aber erſt zu einem Beſchluß, als endlich die Pläne und Beſchreibungen Neumanns am 10. Dezember eingetroffen waren. Dieſe vermochten jedoch nicht mehr auf die in der Zwiſchenzeit geklärten Anſichten der Akademiker größeren Einfluß zu gewinnen. Die Kommiſſion beſchloß noch am ſelben Tage, ihre Bedenken hinſichtlich des projektierten ſteinernen Turmhelmes zum Ausdruck zu bringen. Man tadelte beſonders die übermäßige Verwendung von Eiſen, da ſie mit den Regeln tüchtiger Konſtruktion wenig übereinſtimme. Anſtelle der von den maßgebenden Faktoren in Mainz gewünſchten Steinkonſtruktion[290] empfahl die Kommiſſion eine aus Holz, beſtritt aber nicht die Ausführbarkeit der erſteren, falls die vier Stützpfeiler mit ihren Gurtungen einwandfrei ſeien und irgendwelche Setzungen, Ausweichungen oder Zerdrückungen nicht zu befürchten ſtünden. Allerdings müßte dafür ein ſicheres und minder ſchweres Projekt ausgearbeitet werden. Auch die Akademie ſtellte ſich alſo im allgemeinen auf Thomans Standpunkt. Am 12. Februar 1771 parierte Neumann dieſe Angriffe der Akademie auf ſein Projekt mit einer umfangreichen und gewandten Gegenſchrift, die ein intereſſantes Zeugnis für das Wiſſen dieſes Architekten ablegt. Er verteidigte ſein Projekt mit ſo großem Schneid und vielfachen, wenn auch nicht immer glücklichen Vergleichen, daß das Domkapitel, endlich beruhigt, ihm die Ausführung übertrug. Er vollendete ſein Werk im Jahre 1774.[291] Friedrich Schneider möchte nun hinter dem eiligen Gutachten der Pariſer Akademie eine von Mainz aus angeſtiftete Intrige wittern, die die Arbeit Neumanns unmöglich machen ſollte. Zwar läßt Schneider die Frage nach dem Intriganten offen, es leuchtet aber durch, daß die Perſon Thomans dabei nicht viel Vertrauen verdient. Selbſt wenn aber Thoman etwa durch einflußreiche Perſonen die Pariſer Akademie alsbald veranlaßt haben ſollte, ſich mit dem Wiederaufbau des Mainzer Domturmes zu beſchäftigen, ſo könnte ihm ſein gutes Recht daran doch nicht beſtritten werden. Denn im Hinblick auf das ehrwürdige Objekt oblag ihm als dem erfahrenen Konſtrukteur und langjährigen Berater des Domkapitels die Pflicht, ſeiner warnenden Stimme nötigenfalls auch entſprechende Reſonanz zu geben.

Kaum war der Streit um den Mainzer Domturm entſchieden, als auch das Domkapitel in Speyer Neumann zu einem Wettbewerb über Vorſchläge für die Erhaltung oder den Neubau der weſtlichen Halle des Domes (des ſogenannten Paradieſes) mit Stahl und Thoman aufforderte. Die drei Architekten wurden in einem Schreiben vom 19. Juni 1771[292] vom Biſchof nach Speyer beſchieden, um den Dom einer eingehenden Beſichtigung zu unterziehen. Sie erfolgte am 20. Juli 1771, worauf die Architekten wieder abreiſten, um ihre Gutachten abzufaſſen und Pläne auszuarbeiten. Bereits am 23. Juli beantwortete Thoman die vom Domkapitel vorgelegten Fragen, die hauptſächlich die Erhaltung des Paradieſes betrafen. Während Thoman eine radikale Beſeitigung des Paradieſes vorſchlug, denn es ſei „dermahlen zu weiter nits zu gebrauchen, alß dem Erdtboden gleich zu raſiren zu mahlen ſolches alte Gemäuer Ein ſtein klumpen undt faſt aller orthen theilß 10 Zoll, undt ſo weiter über ſtehet, auch hin und wieder durch die vor geweſener Zerſprengung ziemlich zerborſten, undt Erſchüttert, nit weniger durch das feuer an theilß orthen, ſehr gekränket und ruiniret", ſprach Neumann ſich für die Erhaltung aus und empfahl die Wiederherſtellung der Eingangshalle in „Gothique-modern". Demgemäß waren auch die Vorſchläge Thomans, die er am 10. Januar 1772 durch Eſtafetten nach Bruchſal zum Fürſtbiſchof ſandte. Der Fürſtbiſchof hatte die Einreichung bis zum 8. Januar gewünſcht. Thoman hatte ſie zwar zur verlangten Zeit fertig, konnte ſie aber erſt ſpäter überſenden, da ſtarker Schnee den Verkehr hemmte. Er ſcheint nun dem Wohlwollen und dem Geſchmack des Fürſtbiſchofs, den er gelegentlich als ſeinen Gönner bezeichnet, allzu ſehr vertraut zu haben; denn er erwartete mit Beſtimmtheit die Annahme ſeines Projektes und ſchloß daher ſeinen Brief:[293] „ſollte nun nach gewonnener gnädigſten Einſicht Ew. hochfürſtl. gnaden Ein undt anders auß zuſtellen und gnädigſt zu Erinnern belieben geruhen, ſo gewärtige gnädigſte befehl, den ich bin nun mehr ein völliger frey mann, habe mich auch bey dieſer Mayntzer tollen Zeit und wirthſchaft dahier von allem Endtlediget, mag auch von nits wiſſen und hören, kan alß zu allen ſtunden abkommen wan will, womit mich ſchließlichendt zu höchſten gnaden Empfehle, mit der ferner gnadt in tiefſter Submiſſion mich zeitlebenß nennen zu dürffen Ewr. Hoch fürſtl. gnaden meinen gnädigſten fürſten und Herren untertänigſt alter diener I:A:V: Thoman

grlMajorObrist." Aber es kam anders, als Thoman hoffte. Am 17. Januar 1772 traf auch der Entwurf Neumanns ein, und noch am selben Tage fand er die Billigung des Fürstbischofs und seines Domkapitels. Vielleicht fehlte ihnen die baukünstlerische Einsicht, vielleicht scheuten sie aber auch die Mehrkosten, die mit dem Projekte Thomans verbunden gewesen wären. Denn trotz der Opferwilligkeit des Domkapitels und seines Bischofs standen keineswegs ausreichende Mittel zur Verfügung, um die umfangreiche Restauration ohne Zögern durchzuführen. Man mußte sich an weitere Kreise wenden, um Geld zu erlangen, und interessierte auch die Kaiserin Maria Theresia für die Angelegenheit.[294] Thoman wollte also das Paradies vollständig niederlegen und durch einen zwischen zwei flankierenden Türmen giebelbekrönten Neubau ersetzen, dem er eine eingeschossige, halbkreisförmige Säulenhalle vorlagerte.[295]

Neumann dagegen schonte die alte Vorhalle und ging über dem ruinösen Gemäuer bis zum Hauptgesims des Schiffes geschlossen hoch. An die vier Ecken stellte er stützende Pyramiden und schloß die Westwand der Halle mit einem Giebel in der Neigung des Satteldaches ab. Eine Kuppel sah Neumann mit der eigentümlichen Motivierung nicht vor, daß ja die hintere Ostkuppel zwischen den beiden Türmen der Vorhalle sichtbar sei und eine vordere Kuppel nur die hintere verdecken müßte.[296] Stahl, dessen Pläne ebenfalls abgelehnt worden waren, kritisierte das Projekt Neumanns ästhetisch und konstruktiv ablehnend. Doch auch hier verteidigte Neumann sein Projekt mit viel Geschick, wobei er sich auf Beispiele früherer Epochen beruft; so sagt er z. B.: „wahre Kenner von geometrisch gezeichneten Aufträgen verlangen, daß auch die hinteren Teile mit dargestellt werden. Ponamus auch, man sehe gar nichts von der Kreuzkuppel, so gehört gleich nach bestem gout der meisten italienischen französischen deutschen und anderen Kirchen außer einer auf der Frontispicesspitze gesetzten Kreuz oder Statur Verzierung nichts weiteres zwischen den Türmen und hat die Facade genug." Der Entwurf Neumanns ist jedoch in dieser Art nicht zur Ausführung gekommen. Nur der untere Teil der Vorhalle mit den Eckpyramiden wurde beibehalten und mit einem sehr häßlichen Satteldach abgeschlossen, aus welchem die flankierenden Türme sich unorganisch entwickelten. Die Westseite des Langhauses schloß Neumann mit einem Kuppelbau ab. Der Aufbau erweckt im ganzen den Eindruck gesuchter Originalität.[297]

Der Baudirektor von Hübsch in Karlsruhe, der auf Anordnung des kunstsinnigen König Ludwig I. von Bayern von 1845—1858 die Neumannsche Westfront niederlegte, um sie durch eine scheinromanische Kolossalfassade zu ersetzen, sagte von dem Neumannschen Bau: „überdies war der bischöfliche Architekt ein sehr schlechter Konstrukteur. Er packte die alten Mauern, deren Kern trotz aller äußerlichen Zerstörungen dennoch hinlänglich fest geblieben war, in verschwenderischer Weise mit übermäßig starken eisernen Schlaudern nach allen Seiten hin zusammen und verengte die Vorhalle durch eingestellte Pfeiler, die zwei darüber aufgestellte häßliche Minarets trugen."[298] Diesem Urteil aus neuerer Zeit steht dasjenige Thomans und Stahls an der Seite, die das Neumannsche Projekt künstlerisch verwarfen. Thoman blieb einige Zeit lang im unklaren über die Entscheidung des Bischofs und seines Domkapitels, und als sie schließlich ablehnend erfolgte, konnte er sie sich nicht anders erklären, „als daß Ewr. Hochfürstl. gnaden", so schrieb er,[299] „allzumildt durch böse Zungen, und Verbreitungen Eine völlige ungnad auf mich zu werfen dahin müssen gebracht worden sein, ich gestehe eß gar gern. weiß daß Ewr. Hochfürstl. gnaden Viel zu groß müthig, und gnädigst gegen mich als ihren alten trewen Diener jeder zeit sich bezeiget haben muß aber solcheß geschehen lassen auch stehet Ewr. Hochfürstl. gnaden frey, undt seyndt völliger Herr, und Meister hierinnen nach gefallen und belieben zu Verfahren, solches auf zu führende gebauhe anzuvertrauen, weme Höchst die Selbe für capabel dazu Erachten kombt mir auch nicht zu mich im mindesten darüber auf zu halten, lasse mir auch alles gefallen, wenn nur meine Ehr, undt reputation nicht darunter gekränckt wäre. In deme jedermann bekanndt, ja weit und breit kündig, daß Ewr. Hochfürstl. gnaden jederzeit Vieles Vertrauen in mich gesetzt, und gehabt über dieß die Höchste gnadt gehabt mich bey dem puplico für fähig, und capabel zu diesem vorhabenden bauwesen geachtet, und auß zu Erkiesen anjetzo aber das gegentheil ersehe, so mir sehr Empfindlich, ja höchst nachtheilig sein will. ich schäme mich fast über die straaß, oder in gesellschaft zu gehen, undt dadurch gantz verächtlich gemacht und tractiert, ferner bey meinen feinden außgerufen alß seye der gröste Idiood, undt verstünde von dem bau wessen niths, an sonsten seye mir solches an Vertraut geworden. Da doch jeder Zeit gehandelt habe wie ein Ehrlicher mann, auch mit Wissen nichts gethan welches mir nachtheilig mit hin diese passaque mir alß Einem officier und meiner Ehr all zu nahe, undt hart fallet." Er schließt: „gedult Viel plaudern kan ich nicht. Dem lieben Gott sey alleß anheim gestellet wolte mich auch gern finden, wan nur ein klein Avisement davon gehabt hätte damit mich nicht von allen meinen Geschäften so bloß gemacht, undt nunmero kein tag Verschwender, undt gassen tretter abgeben müßte." Auf diese rührenden Klagen eines um seinen Ruf besorgten Meisters antwortete der Fürstbischof am 18. Mai 1772,[300] man habe seine Entwürfe abgelehnt, weil sie das vordere große Paradies nicht schonten, und habe daher ein von dem seinen ganz verschiedenes Projekt zur Ausführung gewählt. Er könne daher selbst ermessen, daß bei solchen Umständen seine Berufung nicht angängig gewesen sei. „Übrigens ist mir", so schließt der Bischof, „des Herrn besitzende geschicklichkeit nicht verborgen wird mir auch zum vergnügen gereichen, in Vorkommenheiten des Herrn gedanken einholen zu mögen." Tief gekränkt forderte nun Thoman in einem Briefe vom Anfang November 1773 seine Risse, die er mit „saurem Schweiß" hergestellt hatte, zurück, da er fest entschlossen sei, sie „in Kupfer stechen zu lassen, auf daß die Ehrbare welt der Einst erkennen, und Ersehen möge, waß bereits meine gedanken zu diesem großen werck gewesen, und wie in dieser sach verfahren, auch darinnen vollzogen waß damahlß an mich gnädigst angesonnen, ja befohlen worden, um den untterschiedt der würcklich zum theil schon angefangenen und in der arbeith begriffenen bau arth, alß auch auß meinen vorgehabten dessins, undt concept gegen ein ander judiciren, undt Er sehen zu können, wie

daß alle meine hir zu gemachte plans der architectur gemäß ſich nit allein Verhalten, vielmehr auch dem puplico hir durch vor zu legen mich unterſtehe, ja geſchehen laſſen kann daß meine plans auf allen Accademien der baukunſt, gegen anderen zur judicatur undt Einſicht mögen, und können verſchickt werden. Dan dieſeß alleinige mittel noch übrig ſein wirdt, wo durch meine unſchult und Ehr gerettet werden könne. Ich muß mir zwahr bey jetzigen welt läuften alles gefallen laſſen. wan nur meine reputation und Ehr nicht dadurch leyden thäte und gekränckt würde, auch nit hir durch auß allen meinen geſchäften dahir verſetzet, und Einen üblen ruf bekommen hätte."

Der Fürſtbiſchof verteidigte in einem Briefe an Thoman aus Bruchſal vom 8. November 1773 die Wahl des Entwurfes, weil dieſer ſeinen Gedanken am meiſten entſprochen habe, aber trotzdem könne man auch die anderen Riſſe in ihrer Art beloben. Der Dechant des Ritterſtiftes, Freiherr von Schüz, wurde beauftragt, die Pläne Thomans bei ſeiner Ankunft in Mainz dem Meiſter auszuhändigen, „ohn erachtet die dafür erhabte Bemühung dem Herrn generahl bey beſichtigung des Domes mit 500 fl. vergütet worden".[301]

Aus dieſem Briefwechſel geht nun unter anderem hervor, daß die Baudirektion der Mainzer St. Ignazkirche nur bis ſpäteſtens zum 10. Januar 1772 in ſeinen Händen gelegen haben kann.[302] Thoman hatte ſie am 18. April 1770 übernommen, als es galt die Gewölbefrage zu löſen und anſtatt des von Jäger vorgeſehenen Gewölbes aus Holz ein Steingewölbe auszuführen. Denn Jäger hatte ſich trotz der Gutachten von drei Sachverſtändigen (Thoman, Architekt Lingier, Ingenieur Glaß und Maurermeiſter Dieffendinger) nicht von der Tragfähigkeit der Mauern für ein Steingewölbe überzeugen laſſen. Er entſagte daher der Baudirektion, die man nun dem Erfahrenſten anbot. In ſelbſtloſer Weiſe erklärte Thoman ſich am 6. April 1770 bereit, ſie für 300 fl. zu übernehmen, obwohl ſie mit dieſer Summe wahrlich nicht ſonderlich gut bezahlt war.[303]

Die veränderte Gewölbekonſtruktion erforderte auch einen anderen Dachſtuhl, und tatſächlich ergibt ein Vergleich des beſtehenden Dachſtuhles mit dem von Jäger geplanten[304] recht erhebliche Abweichungen, z. B. in der Konſtruktion des Hängewerkes, ſodaß Thoman auch hierfür unbedenklich als der Meiſter in Anſpruch genommen werden kann. Die Wölbung und das Dachwerk wurden 1772 vollendet. Im gleichen Jahre begannen auch die Innendekorationen.[305] Thoman hat alſo offenbar die Bauleitung zu einer Zeit niedergelegt, als der Rohbau ſchon nahe vor ſeiner Vollendung ſtand.[306] Bald nach Übernahme der Baudirektion entdeckte Thoman an dem Neubau allerlei Mängel, die er pflichtgemäß den Kirchenvorſtehern unterbreitete. Dieſe laſſen daraufhin den Bau „per Peritos in Arte" unterſuchen, wobei ſie ſechs Punkte hervorheben, die die hauptſächlichſten Beanſtandungen enthielten. Die Eingabe wurde am 23. November 1771 der Landesregierung und am 27. November dem Kurfürſten vorgelegt. Die Klage erſtreckte ſich hauptſächlich auf techniſche Mängel, z. B. des Mauerwerkes und auf die Qualität der um die Kirche herumlaufenden ſchweren eiſernen Bänder.[307] Sie wurde daher gegen die Meiſter Dieffendinger und Simon Neurohr ſowie gegen J. P. Jäger auf fahrläſſige Bauleitung erhoben. Zu dieſem Prozeß wurden am 15. März 1772 die Stadtratsverwandten Falkenſtein, Schlender und der Handelsmann Bernard Bizala „in actis" benannt. Übrigens wurden die bei dem Bau unterlaufenen Fehler nicht allein von Mainzer Sachverſtändigen, ſondern auch von fremden herrſchaftlichen Bau- und Maurermeiſtern mit einhelliger Beiſtimmung feſtgeſtellt, „mithin in wahren ſo geſtalteten Befund der Arbeit aller Zweifel behoben iſt".[308] Hatte Thoman auch den Anſtoß zu dem Prozeß, der nun folgte, gegeben, ſo trat er im Verlaufe desſelben perſönlich doch nicht mehr hervor. Der Ausgang des Prozeſſes iſt unbekannt.

Nachdem Thoman ſeiner Tätigkeit in Mainz entſagt hatte, ſcheint ſeine Arbeitskraft gebrochen geweſen zu ſein. Das war für ihn um ſo ſchlimmer, als er ſich trotz ſeines hohen Alters von 77 Jahren immer noch rüſtig fühlte und ſo ſchwierige Pläne wie die des hohen Domes zu Speyer ſelbſt zeichnete. „Ich hätte mir mein tag des Lebens nit Eingebildet", ſchreibt er,[309] „daß der Menſch abnehmen könnte, indem mir Gott ſei dank weiter nits fehlet außer daß von den fünff menſchlichen Senſus Ein undt andere allgemach anfangen ſchlapp zu werden, eſſen und trinken ſchmeckt mir noch wohl ich meinte eß müßte immer alleweil bey den Menſchen ſo furt gehen wie all Zeit aber punctu, weit gefehlet."

Nach der letzten großen Enttäuſchung, die er in Speyer erfahren hatte, trat er nur noch einmal als Architekt hervor: bei den Umbauten im Aſchaffenburger Schloſſe, die in der Regierungszeit des Kurfürſten Karl Friedrich Joſeph von Erthal in den 70er Jahren vorgenommen wurden. Fünf Federſkizzen dazu, von Thoman unterzeichnet, fanden ſich im Kreisarchiv Würzburg.[310] Sie beziehen ſich auf die geplanten Arbeiten im Innern des Turmes und ſeine nächſte Umgebung, womit die Arbeiten begannen. Der weiteren Umgeſtaltung der inneren Schloßräumlichkeiten, die von Schulze-Coblitz und Hefner ſo heftig angegriffen werden, ſteht Thoman wohl fern.[311]

7. Vermutliche Arbeiten Thomans

Außer dieſen oben behandelten Werken hat Thoman ſicherlich noch eine ganze Reihe anderer Bauten ausgeführt, wie er ja ſelbſt angibt.[312] Da die Unterſuchungen über die etwa ihm zuzuweiſenden Bauwerke noch nicht zum Abſchluß gelangt ſind, ſei hier nur in Kürze angedeutet, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach Thomans Urheberſchaft auch bei der Oſteinſchen Villa auf dem Niederwald (Geiſenheim) in Frage kommt.[313]

Auch als Architekt des Oſt-Portals von St. Stephan in Mainz wäre er zu vermuten. Gewiſſe ſtiliſtiſche Eigenheiten dieſes Portales können auch bei anderen Thomanſchen Werken aufgezeigt werden, ſo z. B. die konkave Profilierung der Portalgewände und die ſanfte Schwellung über dem Türbogen, die ähnlich am Portal der Gernsheimer Kirche wiederkehrt. Das Portal zu St. Stephan wurde im Jahre 1747 errichtet und dem St. Stephanus, dem erſten Märtyrer und Beſchützer der Kirche, geweiht. Das Chronoſtichon über der Tür verkündet das Jahr der Erbauung.[314]

Die Zuweiſung von Altären an Thoman iſt noch ſehr unſicher; denn einſtweilen fehlen noch derartige Riſſe von ihm; es iſt aber bekannt, daß 1747 dem Wormſer Domkapitel neben Neumannſchen Altarentwürfen für die geplanten beiden Nebenaltäre auch ſolche von Thoman vorgelegen haben.[315] Das Kapitel beſchloß freilich am 25. November 1747 die Annahme des halben Altarriſſes von Neumann, wünſchte aber daran einige Abänderungen, die ſich auf die in der Mitte „und ſonſten" angeordneten Malereien erſtreckten. Man wollte ſtatt ihrer Figuren haben.[316] Es ſcheint, als wenn der Mainzer Domdechant Johann Franz Jacob Anton Freiherr von Hoheneck, Bruder des verſtorbenen Wormſer Domſcholaſters und Stifters der beiden Altäre, Johann Philipp Freiherr von Hoheneck, ein gewichtiges Wort bei der Entſcheidung über die Entwürfe einzulegen beabſichtigte; denn er bat um die Neumannſchen und Thomanſchen Riſſe. Der weitere Verlauf iſt unbekannt. Die Altäre tragen einige für Neumann fremde Züge und ſind wohl kaum unmittelbar mit dem Würzburger Meiſter in Verbindung zu bringen. Dagegen ſtehen ſie in vieler Beziehung den Gernsheimer Altären, auf die Thoman ſicher von Einfluß geweſen iſt, ſo nahe, daß eine Mitwirkung Thomans nicht ausgeſchloſſen ſcheint. Die Wormſer Altäre wurden 1751 von J. P. Jäger ausgeführt (vgl. Anm. 103, ferner S. 41 und Taf. III Abb. 3).

8. Thomans Ingenieurwerke

Nicht minder umfangreich als ſeine künſtleriſche Tätigkeit war die als Ingenieur; ſie mußte ja mit derjenigen als Architekt meiſt Hand in Hand gehen. Auch bei Thoman kann die oft bemerkte Tatſache, daß zu jener Zeit die großen Architekten auch tüchtige Ingenieure waren, beſtätigt werden. Wie bereits dargetan, erlernte er zunächſt die Ingenieurkunſt und entwickelte darin eine bedeutende Tätigkeit; dieſe konnte jedoch noch nicht an Hand von Zeichnungen in ihrem ganzen Umfange ermittelt werden, mit alleiniger Ausnahme der Kellergrundriſſe (Abb. 20) zum Palais Keſſelſtatt in Trier. Sie veranſchaulichen die Bauingenieurarbeiten, die nötig waren, um den Bauplatʒ überhaupt erſt für die Bebauung herzurichten.[317] Denn ehemals durchſchnitt ein Bach in ſehr ungünſtiger Kurve das Terrain. Es iſt nun ſehr bemerkenswert, wie Thoman dieſen recht ungünſtigen Zuſtand zum Vorteil verwandelte. Er kanaliſierte nämlich das fließende Gewäſſer und zwang es in eine ſolche Lage, daß zum Beiſpiel der Abort im Kapellenflügel ſich unmittelbar in den Kanal entleeren konnte, in dem die Fäkalien ſofort weggeſchwemmt wurden. Unter dem nach dem Bernhardshof an der Straße gelegenen einzelnen Bauteil ordnete Thoman ein „Gewölb vor waſchen" an, deſſen Becken von ſtets friſchem, fließendem Bachwaſſer durchfloſſen wurde. Das ſehr ſorgfältig gearbeitete Kanalbett iſt noch erhalten, das Waſſer iſt ihm aber infolge der ſtädtiſchen Kanaliſation entzogen worden, wodurch auch der Waſchkeller ſeine Beſtimmung verlor.

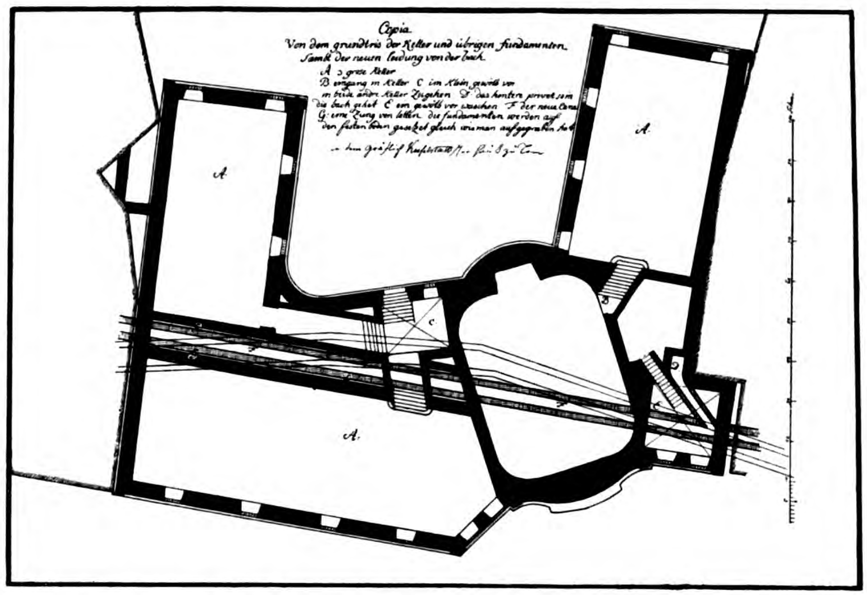


Abb. 20. Palais Kesselstatt in Trier. Grundriss des Kellergeschosses nach dem Originalriss im Staatsarchiv Coblenz

Noch vor dieſer Zeit (1740) ſind ſeine Bemühungen um die domſtiftliche Frauenmühle in Bingen anzuſetʒen, für die er Riſſe machte. Das Domkapitel beſtimmte in ſeiner Sitʒung vom 7. September 1740, daß Thoman dafür ebenſoviel erhalten ſollte, wie Major Farolski bei Erbauung der neuen Scharren (Verkaufsläden für Fleiſch) empfangen hatte.[318]

[Johann Baptiſt Farolski war, wie Schrohe an Hand eines aufgefundenen Riſſes nachweiſt, der Erbauer des St. Rochusſpitals in Mainz, das von 1722 ab aufgeführt wurde.[319] Am 10. März 1733 bat J. Farolski, Ingenieurhauptmann, ihn mit einem Ingenieur- und Platʒmajorrang „nebſt einer Pferd und Mundt Portion gnädigſt zu konſollieren".[320] Am 10. Juni 1734 bittet der Ingenieurmajor Johann Farolski, ihm gleich anderen Offizieren die gewöhnliche Kriegszulage angedeihen zu laſſen.[321] Er hat alſo wahrſcheinlich mit der Mainzer Garniſon gegen die Franzoſen im Felde geſtanden, die 1734 bei Algesheim lagerten und Mainz bedrohten.[322] Am 9. November 1734 übergab Farolski ein neues Geſuch gleichen Inhaltes der Regierung.[323] Am 15. Dezember 1740 bat der Major J. Farolski um Verabreichung der Majorsgage[324] und nochmals am 3. März 1743 immer noch um die Majorsgage. Die Kriegskonferenz riet aber zur Ablehnung des Geſuches um die „Weitergage".[325]]

Anfang Juni 1746 wandten ſich die Ritterſtifte St. Alban Mainz und St. Ferutius in Bleidenſtatt an den Kurfürſten wegen des baufälligen Zuſtandes des Dachwerkes über der St. Sebaſtianskapelle auf dem Höfchen zu Mainz.[326] Werkmeiſter Singer und Zimmermann Vogel unterſuchten die Kapelle und ſprachen ſich für ein neues Holzgewölbe aus. Man entſchied ſich aber für ein ſolideres Gewölbe, das nach den Riſſen Thomans aus Stein ausgeführt werden ſollte. Sein Projekt wurde am 29. Oktober 1746 dem Kurfürſten vorgelegt, der es am 1. November approbierte und die Ausführung befahl.[327] Am 25. Juni 1748 ſtand das Dach, und am 8. Juli konnte mit der Einwölbung begonnen werden. Noch im Jahre 1749 wurden die Herſtellungsarbeiten fortgeſetzt, bis endlich am 7. November die Gerüſte entfernt werden konnten. Die Reſtauration der Kapelle war beendigt.

1747 beſichtigte Thoman mit dem Unterfabrikmeiſter Zang das nördliche Dach des Mainzer Domes. Der Zuſtand des Daches wurde dabei ſo ſchlecht angetroffen, daß das Gebälk teilweiſe auf dem Gewölbe lag und dieſes fortwährend drückte. Thoman veranſchlagte die erforderliche Abänderung und Ausbeſſerung auf wenigſtens 7000 fl. Das Domkapitel, welches in ſeiner Sitzung vom 11. April 1747 darüber beriet, erbat vom Kurfürſten einen Beitrag zu den Koſten, die es allein nicht tragen konnte. Thoman leitete die Arbeiten. In der Sitzung des Kapitels vom 27. Januar 1750 wurden ihm dafür 30 Dukaten für ſeine Bemühungen bewilligt, die ihn gleichzeitig auch für ſeine fünfjährigen Dienſte für Bingen entſchädigen ſollten.[328]

Eine ſeiner letzten Ingenieurarbeiten war die Entwäſſerungsanlage der Fundamente des Rochusſpitals.[329] Ein Vorüberſchlag lag der Kommiſſion des Spitals in der Sitzung vom 1. Oktober 1771 vor. Thoman wollte danach das an den Fundamenten ausquellende Waſſer vor der Rochuskirche in einem Kanal mit $3^1/_2$ Schuh tief liegender Bauſohle auffangen, bis an die Ecke des Spitals leiten, dort in einem ſogenannten Sarg aufſtauen und dann in Röhren aus Föhren- oder Tannenholz fortleiten. Die Kommiſſion wandte ſich an das Domkapitel, um die für die Röhren notwendigen 10—12 Schuh langen Stämme aus dem Mombacher Tannenwald zu erhalten. Das Domkapitel erhob aber gegen dieſes Projekt Einſpruch, weil es fürchtete, die Nachbarſchaft könnte Beſchwerde erheben. Die Kommiſſion vernahm darüber Thoman. In ſeinem Promemoria vom 19. Oktober 1771 zerſtreute Thoman alle Einwände. Man blieb bei ſeinem Projekt, ſandte ſeine Abſchrift des Promemorias an das Domkapitel und erſuchte dasſelbe nochmals um Holz,[330] mit welchem Erfolge iſt unbekannt.

Neben dieſen Arbeiten gab Thoman eine ganze Reihe Gutachten ab, die zumeiſt techniſche Fragen behandelten, welche erſt ſeiner Prüfung unterworfen wurden, ehe ein endgültiger Entſchluß gefaßt wurde. Bis in die höchſten Stellungen hinein legte man ſeinem Urteile ausſchlaggebendes Gewicht bei und zog ihn überall dort zu Rate, wo die Umſtände beſondere Vorſicht und Sicherheit erheiſchten.

So ſtellte der Hofkammerrat von Stubenrauch in einem amtlichen Schreiben vom 23. September 1754 dem Kurfürſten anheim, die Unterſuchung des baufälligen Schloßkirchturms von St. Gangolf[331] außer dem Baudirektor von Ritter auch dem Oberſtleutnant Thoman (Baumeiſter) und übrigen Bauoffizianten zu übertragen. Dieſem Vorſchlag entſprach der damals in Aſchaffenburg reſidierende Kurfürſt. Er befahl ſeinem Baudirektor am 26. Dezember 1754, „nebſt Berichten unſeres hofkammerrates mit Zuziehung unſeres Obriſtlieutenants Thoman auch Artilleriehaubtmann Schmidt, Baumeiſter, übrige Bauoffizianten und werkleuthen die genaue beſichtigung“ vorzunehmen. Ritter berichtete darüber am 3. Oktober 1754 an den Kurfürſten, er habe die Unterſuchung des Schloßkirchturms wegen „des kummers“[332] nur unvollſtändig vornehmen können und ſei deshalb wieder in das Rheingau zurückgekehrt, um die Wegräumung des Schuttes abzuwarten. Am 1. Oktober beſichtigte Ritter nochmals den Turm, wobei dann die befohlenen „peritorum in arte“ ſich für die Erhaltung des Gewölbes ausſprachen. Dadurch könnten unnötige Koſten erſpart werden. Der neue Turm könne in zwei Monaten von dem Zimmermann hergeſtellt werden. Hätte das Gewölbe abgetragen werden müſſen, ſo wäre eine Beſchädigung des Hochaltars zu beſorgen geweſen. Dieſer Bericht hat aber offenbar den Kurfürſten nicht völlig befriedigt; denn aus ihm war die Teilnahme Thomans, obwohl ſie ſtattgefunden hatte, nicht zu erſehen. Der Kurfürſt erläßt darauf am 18. Oktober 1754 aus Aſchaffenburg ein beſonderes Schreiben an ſeinen Obriſt-Lieutenant Thoman, worin er die Erwartung ausſpricht, daß Thoman ſich bei dieſer Beſichtigung gegenwärtig befunden habe „und die Nothwendigkeit, auch ob gar kein annoch etwas zu tun ſeyn möge geſehen“. Der Kurfürſt wünſchte daher, Thoman ſolle „zur bequemeren zeith im früh Jahr“ ſeine Sorgfalt mit darauf verwenden, daß alles offen ſtehende Gemäuer fleißig abgedeckt und bis dahin ſorgfältig verwahrt werde. Thoman ſandte am 24. Oktober 1754 folgenden beſonderen Bericht an den Kurfürſten:

„aus den jüngſthin untertänigſt eingeſchickten bericht[333] werden Ewer Churfürſtl. Gnaden gnädigſt Erſehen haben was geſtalten daß Gewölb von dero ſchloßkirchen nunmehro mit beſtandt ſtehen bleiben kann, auch ſogleich die Veranſtaltung gemacht geweſen, daß hauptgeſimbß ſambt notwendige mauer latten vor das erforderliche Newe Dachwerck und thurn zu legen, ſo dan würcklich geſchehen, auch zugleich mit bretter ſo viel immer möglichſt vor dem wetter zu verwahren belegt worden da nun aber keineß wegß da zu rathen kann daß ſolcheß Gebäuh- und gewölb den winter hindurch ſo nackend und bloß da ſtehen bleiben ſolle, über dieſes der Zimmermann inner halb 4 wochen längſtens aufſchlagen kan ſo wie ich ſelbſten alleß auf dem werckplatz in augen ſchein genommen und täglich ab und zu gehe, der leyen Decker auch alle leyen ſtein ſchon da zu aptiret parad liegen hatt, und ſolche nach, und nach auff den Kirchenſpeicher bringen laſſet, um alleß ſo gleich |:wen der Zimmermann aufgeſchlagen:| an der Handt zu haben und decken zu können, ſo wäre ohn vorgreiflichſt unterthänigſt der meinung, Erwähntes Dachwerk, und thurn noch vor winter herzuſtellen, und wird auch der übrige Kummer ſobald die herbſt föhn in etwaß nachlaſſe hinweg geſchafft werden, in deſſen ſolle einßweilen in der Kirchen alles geſäubert, außgeſtäubt und außgebeſſert werden, welche alles ihro Churfürſtl.

gnaden unterthänigſt hinther bringen ſolle, und demnächſt die weitere gnädigſte Entſchließung darüber Erwarthe und bin in tiefſter Submiſſion Ewer Churfürſtl. gnaden unterthänigſt trew

gehorſambſter Thoman Obriſt Lieutenant."

Der weitere Verlauf der Angelegenheit iſt aus den Akten[334] nicht mehr erſichtlich. Die kurfürſtliche Zivilbaukommiſſion beantragte am 10. Juli 1791 die Niederlegung des baufälligen Schloßturmes, da es beſſer ſei, die Materialien zu verſteigern, als weitere Reparaturen daran zu wenden.[335] An dieſer Maßnahme iſt die Tiefe der Kluft zu erkennen, die zwiſchen den beiden Kulturepochen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſich bereits aufgetan hatte. Veranſchlagte man doch den Wert eines ſolchen Bauwerkes, der der bedeutendſten Kirche[336] angehörte, die Mainz aus der Zeit der Renaiſſance noch beſaß, nicht höher als nach ſeinem Material.

Auch für das Mainzer Lagerhaus auf dem Brand gab Thoman in bezug auf die beabſichtigte Ausgeſtaltung 1756 ein Gutachten ab, das vom Kurfürſt genehmigt wurde.[337] Der Vorſchlag Thomans betraf die Erhöhung des Lagerhauſes, wogegen ſich die Anwohner mit der Begründung wehrten, daß ihre Wohnungen dadurch „obſkurieret" würden.[338] Daher beſchloß das Vizedomamt am 2. Sept. 1756 auf Bitte der Regierung, eine Liſte der Wohnungen anzufertigen, die verdunkelt würden. Thomans Vorſchlag wurde wahrſcheinlich nicht ausgeführt.

Ungefähr 1753 machte Thoman einige Konzepte für eine beſſere Kommunikation im Schloſſe zu Bruchſal. Er wollte ein Stück des Fürſtenſaales zwiſchen dieſem und dem Haupttreppenhaus als Gang abſchneiden. Seine Vorſchläge kamen nicht zur Ausführung.[339]

Werden zu den beſprochenen Arbeiten noch ergänzend ſeine Bemühungen um die Herſtellung eines „ehrbaren" Zimmers im Kapitelſaal des Mainzer Domes für die Aufſchwörung der Kavaliere, zum Aufenthalt der Offizianten uſw. hinzugefügt, bleibt ferner nicht unerwähnt, daß Thoman auch bei kleinen Anliegen in Anſpruch genommen wurde, wie z. B. von dem Bewohner des Hauſes an der mittleren Domtüre, der einen Schornſtein wieder öffnen wollte,[340] ſo kann man die Arbeitsleiſtung dieſes Mannes, die natürlich noch viel ausgedehnter war, wohl ahnen. In ihrem ganzen Umfang wird ſie ſich freilich wohl nie erfaſſen laſſen, da das koſtbare Material, welches darüber Auskunft geben könnte, 1836 vernichtet worden iſt. Der größte Teil der von Mainz nach Aſchaffenburg geflüchteten Mainzer Archivbeſtände wurde von einem Geheimrat aus München als wertlos bezeichnet, auf Wagen verladen und außerhalb der Stadt vernichtet. Mit dieſen ging, wie von Hefner-Alteneck ſchreibt,[341] „ein eminenter Schatz von unberechenbarem Werte auf immer verloren". Vergl. S. 27.

Nicht aber ging damit die Bedeutung Thomans für Mainz verloren. War doch gerade er der Architekt, der für Mainz das deutſch abgeklärte und phantaſiedurchwirkte Rokoko geſchaffen hat, ein würdiger Nachfolger Maximilians von Welſch, der als erſter Mainzer ſich aus dem Barock ablöſte, aber doch nicht bis auf die letzte Entwicklungsſtufe der ſinnesfrohen Rokokokunſt gelangte. Die feinſte Blüte brachte erſt Thoman hervor, der in dem dreidimenſionalen Schaffen des Architekten ſo überaus lebendig war, daß ſeine Kunſt noch lange nachwirkte und mit ihren Kräfteausſtrahlungen die zahlreichen Künſtler, die im kurfürſtlichen Mainz damals zuſammenſtrömten, treffen mußte, obwohl er niemals eine Lehrtätigkeit an einer der damals in Mainz beſtehenden Akademien ausgeübt hat. Seine Werke waren beredter als ſein Mund, und glücklicherweiſe ſind noch einige erhalten, die heute den unvergänglichen Ruhm ihres Meiſters künden.[342]

⁂

Die vorliegende Arbeit iſt einer Anregung von Herrn Profeſſor E. Neeb in Mainz entſprungen, dem ich für viele wertvolle Nachrichten ebenſo zu ſtetem Danke verpflichtet bin wie für die unermüdliche Fürſorge, mit der er ſich als Schriftleiter der Mainzer Zeitſchrift des Druckes und, in Gemeinſchaft mit ſeinem Aſſiſtenten am Altertumsmuſeum der Stadt Mainz, Herrn Keßler, auch der Wiedergabe der Abbildungen angenommen hat.

Die keineswegs leichte Aufgabe, das ſehr verſteckte und verſtreute Material hervorzuholen, wäre ohne die tätige Beihilfe der Herren Profeſſoren Dr. Kautzſch, Dr. Pinder und Geheime Baurat Pützer, des Herrn Bibliothekars der Mainzer Stadtbibliothek Profeſſor Dr. Heidenheimer, des Herrn Archivars des Buxheimer Archivs der gräflichen Familie von Baſſenheim Dr. Tarraſch und des Herrn Lohmeyer in Heidelberg nicht möglich geweſen.

Der freundlichen Bereitwilligkeit des Herrn Baron v. Ritter zu Grünſtein in Kiedrich im Rheingau und dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Rößler auf Schloß Neuweier in Baden verdanke ich die Einſicht in ihre wertvollen Sammlungen.

Dank ſage ich auch allen Bibliotheken und Archiven, die ihr Material mir zur Verfügung ſtellten, im beſonderen der Mainzer Stadtbibliothek, ihren Damen und Herren, den Kreisarchiven zu Würzburg und Speyer, dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, den Staatsarchiven zu Darmſtadt und Coblenz, dem K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, dem Städtiſchen Archiv in Frankfurt a. M. ſowie allen, die bei der Herſtellung von photographiſchen Aufnahmen und Zeichnungen behilflich waren, desgleichen Herrn Heinz Kraußé in Bensheim für manchen Hinweis.

Anmerkungen

Erklärung der Abkürzungen

S.A.B.: Königliches Geheimes Staatsarchiv Berlin. S.A.W.: Königliches und Kaiserliches Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. S.A.C.: Königliches Staatsarchiv Coblenz. S.A.D.: Großherzogliches Staatsarchiv Darmstadt. K.A.W.: Königliches Kreisarchiv Würzburg. K.A.S.: Königliches Kreisarchiv der Pfalz in Speyer. M.A.: Städtisches Archiv in Mainz. F.A.: Städtisches Archiv in Frankfurt am Main. R.A.: Freiherr von Rittersches Familienarchiv zu Kiedrich im Rheingau. B.A.: Standesherrlich Gräflich Waldbott von Bassenheimsches Familienarchiv zu Buxheim bei Augsburg. Gstb.: Generalstabswerk der Kriege Friedrichs des Großen. I.P.: Inskriptionsprotokolle der Mainzer Kurfürstlichen Geheimkanzlei im S.A.B. V.D.P.: Vizedomamtsprotokolle im M.A. D.K.P.: Domkapitelsprotokolle im K.A.W.

1. Kirchenbuch der Karmeliter-Kirche, vgl. Lohmeyer, Briefe Balthasar Neumanns. Düsseldorf 1911. S. 46.

2. Kirchenbuch von St. Emmeran im Mainzer Stadthaus.

3. Die nachfolgenden Angaben entstammen Prozeßakten, die im Wiener k. und k. Haus,- Hof- und Staatsarchiv aufgefunden wurden.

4. Kirchenbuch von St. Emmeran im Mainzer Stadthaus.

5. 23. April S. A. W.

6. Eintragungen der Inskriptionsprotokolle der Mainzer kurfürstlichen Geheimkanzlei (S.A.B. Rep. 110 E.) entnommen.

7. S. A. W. Prozeßakten.

8. F. A. Kopien der Akten des oberrheinischen Kreises.

9. Ebendaselbst.

10. Kirchenbuch von St. Emmeran, Stadthaus, vgl. die hier beigegebene Stammtafel.

11. Vgl. Schrohe, Aufsätze und Nachweise = Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz II S. 171.

12. S.A.W. Prozeßakten. 13. S. A. B., I. P.

14. F. A. Oberrheinische Kreisakten (Kopien).

15. K. A. S. Oberrheinische Kreisakten Fasc. 256 II.

16. Johann Lorenz war ebenfalls Militärperson. Am 6. September 1738 bat er als Fähnrich um ein „salvum vonductum" wegen der Entleibung des Fähnrichs Wolf zu Kassel (S. A. B., I. P.).

17. Freundliche Mitteilung des Herrn Oberstleutnants z. D. Stubenrauch. K. A. W. Mainzer Archiv 30. L. 10073, S. A. D. Mainzer Archiv Fasc. 70 1. a., vgl. Stammtafel.

18. M. A. Die Stadtvisitationen waren angeordnet worden, um den Bevölkerungsstand aufzunehmen, hauptsächlich aber aus Gründen der Feuersgefahr, vor der man bei der engen Bauart der Städte damals begreifliche Furcht hatte, und daher unausgesetzt auf ihre Einschränkung hinarbeitete. Hieraus ist auch das Verlangen nach Steindecken und Gewölben bei kostbareren und besonders gefährdeten Bauten erklärlich.

19. K. A. S. Fasc. 580 1—6. 20. K. A. S. Fasc. 580.

21. Das andere oberrheinische Kreisinfanterieregiment führt den Namen Nassau-Weilburg. Es wurde befehligt vom Oberst von Pappenheim (1770). 22. S. A. B., I. P.

23. V.D.P. vom 16. April 1733. Die oberrheinische Kreiskompanie war auf der Zitadelle kaserniert (V. D. P. 27. Januar 1746).

24. K. A. S. Oberrheinische Kreisakten Fasc. 256 II.

25. Der Reichstag beschloß im Herbst 1756 die Aufstellung einer „Kaiserlichen und Reichsexekutionsarmee", kurz die Reichsarmee genannt (Gstb. Kriege Friedrichs des Großen Bd. 5/6 S. 24). Die Kreisregimenter waren hinsichtlich ihrer Verwaltung dem Kreiskonvent unterstellt. Der oberrheinische Kreis hatte nach dem Reichsgutachten vom 17. November 1702 ein Triplum zu stellen von 1473 Mann zu Roß und 8559 Mann zu Fuß.

26. K. A. S. Oberrheinische Kreisakten Fasc. 1295. Am 27. Januar 1757 hatte der oberrheinische Kreis beschlossen, das Triplum der matrikularmäßigen Mannschaft aufzubringen (Regt.-Gesch. 117 S. 69).

27. K. A. S. Oberrheinische Kreisakten Fasc. 1743—1744. Aus Zeil den 11. Juni 1757.

28. Kopien der oberrheinischen Kreisakten. F. A.

29. Die beiden oberrheinischen Kreisregimenter hatten 1757 noch keine feste Bataillonseinteilung. Der Kreisgeneral teilte sie einstweilen in je zwei Bataillone (Gstb. V. S. 38). Das Regiment Pfalz-Zweibrücken besaß am 5. August 1757 Lokostärke 1473 Mann. Der dienstbare Stand betrug 1346 Mann in 33 Kontingenten zu zwei Bataillonen (Gstb. Anlage 8 zu S. 23).

30. Geb. am 8. Okt. 1702 (Gstb. V. S. 30). 31. Gstb. V.

32. 1. September 1757 F. A. Kopien der oberrheinischen Kreisakten. 33. K. A. S. Fasc. 1743—1744.

34. Gstb. V. S. 196 laut Bericht des Oberst Thoman u. a.

35. K. A. S. Fasc. 1743—1744. 36. Gstb. Band VII. S. 30.

37. Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, kurz Friedrich von Zweibrücken genannt, war der Vater des ersten Bayernkönigs. Er wurde geboren am 27. Februar 1724 und starb in der Pfalz am 15. August 1767 (Gstb. Bd. VII. S. 216).

38. K. A. S. Fasc. 1743—1744 Oberrheinische Kreisakten.

39. J. Droß focht in der Schlacht bei Breslau mit und war in preußische Gefangenschaft geraten. Er entwich aus Frankfurt an der Oder, wo man ihn festhielt, und bot sich Thoman für 40 fl. Monatsgage an.

40. K. A. S. Fasc. 256 I. 41. Ebendaselbst.

42. Das Kontingent lag im Januar 1759 in Fulda.

43. 1756 Fasc. 256 I und F. A. Oberrheinische Kreisakten (Kopien).

44. Gstb. Bd. X Anlage 8 zu S. 211. Die Darstellung folgt dem Gstb. 45. K. A. S. Fasc. 1295.

46. Gstb. Bd. X. S. 307. Die Geschichtsschreibung der kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen Generalstabes über den siebenjährigen Krieg umfaßte 1912 die Zeit bis zur Schlacht von Kunersdorf (12. August 1759). Die folgenden allgemeinen Ausführungen sind daher dem Buche „Der König" von Mendelssohn-Barthold, München 1912, entnommen.

47. K. A. S. Fasc. 256. Zweite Liste vom 19. April 1759.

48. Der Wagen war zum Schutze vor dem Regen in einem Schuppen nahe am Stadttor untergebracht worden. Die Scheuer hatte aber auch einen Ausgang nach dem freien Feld. Während nun vor dem Tor ein Posten Wache hielt, schlich ein Dieb vom Feld aus in den Schuppen und stahl die Decken. Das ganze Städtchen wurde tagelang durchsucht, aber ohne Erfolg. Thoman schob die Schuld auf den Umstand, daß die Decken nicht von den Mannschaften selbst, wie es beispielsweise bei seiner Kompanie der Fall sei, mitgeführt würden. Am 26. März schlug Thoman, noch in Münchberg, den Sergeant Seyppel vom zweiten Bataillon zu seinem Adjutanten vor.

49. K. A. S. Fasc. 730 I und II. Graf von Stolberg-Geldern war der Höchstkommandierende der Reichstruppen.

50. Stand heißt so viel wie Ort der Garnison.

51. K. A. S. Fasc. 730 I und II.

52. Dort ist Thoman im Stabskantonierungsquartier am 28. Mai 1760 nachweisbar. K. A. S. Fasc. 730 I und II.

53. K. A. S. Fasc. 256 II.

54. Am 19. September. K. A. S. Fasc. 256 II.

55. K. A. S. Fasc. 256 II. Thoman quittierte darüber am 18. November 1760.

56. K. A. S. Fasc. 256 II. Am 18. Februar 1761 stellte Thoman in Neustadt an der Orla dem Altfeuerwerker Risch, der verwundet in Gefangenschaft geriet, aber wieder entrann, ein glänzendes Zeugnis aus. 57. K. A. S. Fasc. 256 II.

58. von Runckwitz und ein Major Euler gehörten zum Kontingent des Hochstiftes Speyer. F. A. Oberrheinische Kreisakten (Kopien).

59. Datiert: 22. August 1761, Feldlager bei Ronneburg. K. A. S. Fasc. 256 II. 60. K. A. S. Fasc. 256 II.

61. F. A. Kopien der oberrheinischen Kreisakten.

62. F. A. Kopien der oberrheinischen Kreisakten, Tom. 201.

63. F. A. Kopien der oberrheinischen Kreisakten. In der Begründung wurde gewünscht, daß Thoman zunächst einen Überschuß an Regimentsgeldern nachweisen solle, falls er noch etwas nachzutragen wünsche. Da das aber schwer ausfindig zu machen sein dürfte, wäre es das Beste, diesen Punkt in Vergessenheit geraten zu lassen. Dat.: Frankfurt 13. Mai 1765.

64. F. A. Kopien der oberrheinischen Kreisakten. Am 3. Mai 1765 übergab der „kurmainzische Generalmajor und in Diensten des oberrheinischen Kreises löbl. Pfalz-Zweibrücki-

ſchen Infanterie-Regiments kommandierender Obriſt H.(Herr) von Thoman" eine Rechnung über die von ihm noch zu verrechnenden 170 fl. 38½ Kr., wozu er durch den Beſchluß des Kreiskonventes vom 7. Juni 1764 beauftragt worden war.

65. K. A. S. Fasc. 256 II.

66. F. A. Kopien der oberrheiniſchen Kreisakten. Auch der Sohn des Verſtorbenen, Karl Pfalzgraf von Zweibrücken, bewarb ſich in einem Schreiben aus Mannheim am 7. Dezember 1767 um dieſe Stelle. Tom. 202. Die Eingabe, welche die Offiziere des Regimentes dem Kreiskonvent vorlegten, iſt unterzeichnet von den Offizieren des Bruchſaler Kontingentes: Premier Major Runckwitz, Secund Major von Euler und Premier Capitaine C. Franz von Kronegg.

67. Dr. Jean Noie de Neufville, Hochgräflich Solms-Hohen-Solms und Solms-Lichingiſcher Kreisgeſandter. F. A.

68. F. A. Kopien der oberrheiniſchen Kreisakten. Das Kurmainziſche Kontingent war nicht nach Mainz zurückgekehrt.

69. 1771 wird er neben Graf von Lamberg, Baron von Harſtall als General genannt (Etrennes de Mayence pour l'année 1771).

70. F. A. Kopien der oberrheiniſchen Kreisakten.

71. Circulus Rhenanus superior.

72. Über die Familie Welſch iſt bisher wenig bekannt. Man weiß nicht, woher ſie kam. In Erfurt lebte ein Grenadierhauptmann J. L. Welſch, der am 27. März 1722 um das Prädikat als Obriſtwachtmeiſter einkam (S. A. B., I. P.). Im Jahre 1733 wird von einer Maria Eliſabetha Welſchin berichtet, die am 3. Juli die Regierung um die Freilaſſung ihres in Mainz arreſtierten Mannes und ihrer Tochter bat.

Maximilian von Welſch muß um 1720 oder 1721 geadelt worden ſein, wie aus den Inſkriptionsprotokollen hervorgeht. Er war verheiratet mit Sabina Tereſa von Braillard. Sie ſtarb 1739 (S. A. B., I. P. vom 18. Februar 1739). Lohmeyer vermutete, die Gattin Welſchs ſei eine Tochter des Architekten Giovanni Domenico Fontana geweſen (Lohmeyer, F. J. Stengel. 1911. S. 11). Sie war aber eine geborene von Braillard. Ihr Bruder, der Reichshofrat (Heinrich Chriſtian?) von Braillard (in Wetzlar?), verlor 1721 in Mainz ſeine Gemahlin durch den Tod, den Welſch am 29. Dezember 1721 meldete (S. A. B., I. P.). Der Meiſter wohnte in dem Hauſe „Zum Boderam", jetzt Markt 13. Es gehörte früher dem Apotheker Georg Peter Braillard. Von dieſem, der alſo der Schwiegervater Welſchs war, ging es an ihn durch Erbſchaft über. Die Apotheke blieb noch lange Zeit im Hauſe. Am 15. Januar 1720 ſuchte Welſch rechtliche „Hilfe und Satisfaktion" für 173 fl. 35 Kr., die er für einen tödlich verwundeten Apothekergehilfen ausgelegt hatte. In demſelben Streit war auch einer ſeiner Handwerker aus der Nachbarſchaft erſchoſſen worden (S. A. B., I. P.). Am 27. März 1722 erſuchte Welſch die Regierung, ihm die Militärapothekenlieferung zu übertragen (S. A. B., I. P. vom 27. März 1722). 1739 wird die Welſchiſche Apotheke erwähnt (M. A., V. D. P. vom 27. Auguſt 1739), ebenſo am 8. März 1751 und am 28. September 1756 in einem Streit mit dem Materialiſten Kehrmann. Noch 1766 war ſie als „Welſchiſche apotheque" bekannt (M. A., V. D. P. vom 20. Dezember 1766). Später aber vergaß man den Namen Welſch und ſprach nur noch von der „wälſchen" Apotheke. Lohmeyer gibt fünf Kinder Welſchs an, drei Söhne und zwei Töchter. Sein älteſter Sohn, Karl Sigismund, geboren am 17. März 1709, fiel 1730 als Fähnrich in einem Duell mit dem Hauptmann Samuel Otto von Dallwig (S. A. B., I. P. vom 24. März 1730). Dallwig wurde dafür mit Arreſt beſtraft, bat aber ſchon am 3. Juni 1730 daraus entlaſſen zu werden, um eine Kur gebrauchen zu können (S. A. B., I. P.). Heinrich Chriſtian, der zweitälteſte Sohn, geboren am 22. Oktober 1716, vermählte ſich am 14. Juni 1740 mit Maria Magdalena von Biber und wird 1745 als Hauptmann im Hofkalender aufgeführt (ſ. Vogts S. 119 Anm. 32). Der jüngſte Sohn, Alberich Maximilian, geboren am 5. Dezember 1719, bewarb ſich im Alter von 19 Jahren um die erledigte Clooſiſche Fähnrichsſtelle (S. A. B., I. P. vom 10. Mai 1738). Als Sigillifer vermählte er ſich am 30. Juli 1741 mit Anna Franziska von Rokoch. Die beiden Töchter Welſchs heirateten gegen den Willen ihrer Eltern. Die ältere, Maria Maximiliana Thereſia, geboren am 17. April 1710, verehelichte ſich im Sommer des Jahres 1729 mit dem Hauptmann von Coligny, mit dem ſie vorher ſchon in geheimer Verbindung ſtand. Die Eltern ſchritten dagegen ein, behandelten ihre Tochter hart und wollten ſie ſogar aus Mainz ſchaffen. Aber noch ehe es ſo weit kam, ließ ſie ſich trauen. Die Eltern zogen ſich von ihrer Tochter gänzlich zurück, wodurch dieſe mit ihrem Manne in finanzielle Bedrängnis geriet. Auch dann noch verweigerten die Eltern jede Unterſtützung. Um ſeine Lage zu verbeſſern, bat der Hauptmann von Coligny in einer Eingabe vom 18. Juni 1732 um Verſetzung in das Riediſche Bataillon zu Erfurt mit der Verleihung des Charakters als Oberſtleutnant (S. A. B., I. P. vom 18. Juni 1732). Die Bitte wurde ihm gewährt. Dennoch wurde ſeine Lage immer bedrohlicher. Er verſuchte ihrer Herr zu werden durch ein drei Jahre währendes Moratorium und durch die Verpflichtung ſeiner Frau, den Kreditoren Garantie zu leiſten. Im ſelben Sinne bewarb ſich Coligny am 6. Mai und 13. Juni 1733 um die Verleihung der Kompanie des Majors von Harſtall, der ſein Kommando niederlegen wollte. Schließlich widerrief ſeine Gemahlin ſogar ihren in einem Prozeß geleiſteten Verzicht auf die Mitgift und bat um die Ausführung des ehemals für ſie günſtigen Urteils. Aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Coligny geriet in Schuldhaft. Am 1. Juli 1735 bat ſeine Frau um die Freilaſſung ihres Gemahls. Die Geldverlegenheit ſcheint erſt 1739 durch den Tod ihrer Mutter gewichen zu ſein (S. A. B., I. P. vom 18. Februar 1739). Am 18. Februar 1739 erſuchten Conrad Dahl, Andreas Schmitt und Johann Georg Hercke die Regierung um die Beitreibung ihrer liquiden Forderungen an die verſtorbene Frau General von Welſch. Am 28. Juli desſelben Jahres wünſchten ſämtliche Welſchiſchen Erben und Kinder, die von dem Stückmajor Hanoldt als Vormund vertreten wurden, um ſchleunige Erledigung ihrer Teilungsſache durch eine Kommiſſion, damit das Haus repariert und die zwiſchen ihnen ſchwebende Uneinigkeit beſeitigt werden könnte (S. A. B., I. P. vom 28. Juli 1739). Welſch war mehrfach in Geldſtreitigkeiten verwickelt (S. A. B., I. P. vom 25. Auguſt 1721, 18. Februar 1724, 11. März 1730, 29. Oktober 1739). Am 25. Juni 1725 petitionierte er um eine Zulage zu ſeiner Subſiſtenz, da er nach Frankfurt marſchieren und nun zwei Haushaltungen verſorgen müſſe (S. A. B., I. P. vom 25. Juni 1725). Bis 1733 genoß er Rentenfreiheit auf alle von ihm für ſeinen Bedarf eingeführten Weine. Die Hofkammer änderte aber dieſe Vergünſtigung am 1. Mai 1733 dahin ab, daß Welſch die Anzeigepflicht für dieſe Weine auferlegt wurde. Am 21. Juni und 7. September 1734 bat Welſch um proportionierte Zulage (S. A. B., I. P.). Er war inzwiſchen auf ſein Geſuch vom 19. April 1730 zum Generalwachtmeiſter anſtelle des verſtorbenen Generalmajors von Fechenbach mit dem Range eines Generalmajors aufgerückt (S. A. B., I. P. vom 19. April 1730). Im Jahre 1732 war Welſch Kommandant der Mainzer Garniſon (M. A., V. D. P. vom 28. Januar 1732). Am 3. Januar 1735 übergab die Militärdeputation der Regierung das Konto des Generalmajors von Welſch, betreffend die „revetierung der neuen Philippi Schanz" (S. A. B., I. P. vom 3. Januar 1735).

73. Schaab, Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz. 1835. S. 217 f. 74. K. A. S. Fasc. 545.

75. M. A., V. D. P. vom 3. März 1733 und S. A. B., I. P. vom 3. März 1733. 76. M. A., V. D. P. vom 13. April 1733.

77. S. A. B., I. P. vom 5. Mai 1733.

78. Die Familie des Grafen von Oſtein ſtarb 1806 aus. Die Erbſchaftsteilung erfolgte zwiſchen den Familien der Grafen Waldbott zu Baſſenheim und des Freiherrn von Dalberg. Das Archiv der letzteren befindet ſich in Aſchaffenburg. Für die vorliegenden Forſchungen erwies es ſich aber unergiebig. Das Archiv der erſteren ruht in Buxheim bei Augsburg. Es iſt noch ungeordnet, enthält aber vielleicht noch manches wertvolle Material. Dort wußte man von Plänen über das Baſſenheimer Haus auf dem Niederwald, die aber unauffindbar waren. Gemeint iſt hiermit die frühere Oſteinſche Villa bei Geiſenheim, die, wie die anderen Oſteinſchen Gebäude, in den Beſitz des Grafen zu Baſſenheim überging.

79. Stadtarchiv Mainz. 80. V. D. P. vom 29. April 1746.

81. Er erhielt die Hofkammer-Fourage für ein Pferd (Schrohe S. 172).

82. Vom 27. Februar 1764. Oberrheiniſche Kreisakten im K. A. S. Regiment Zweibrücken Fasc. 256 I.

83. Abbildungen bei: Schleinitz, Berühmte Kunſtſtätten. Trier. Bd. 48 S. 218; Pinder, Deutſcher Barock S. 88. Das Palais Keſſelſtatt rühmt auch Gurlitt, Geſchichte des Barockſtiles in Deutſchland. Stuttgart 1889. S. 368.

84. Das Gräflich Kesselstattsche Archiv wurde 1911 dem Kgl. Staatsarchiv in Coblenz übergeben. Es ist noch ungeordnet.
85. Aus einigen Aktenstücken im Besitze der Gräflichen Domänenverwaltung in Trier.
86. Diese Bezeichnungen sind hier beibehalten worden.
87. Leitern. 88. Föhren gehörte den Grafen von Kesselstatt.
89. Tonmodelle.
90. In diese Zeit, also 1740, dürfte auch der Abbruch des Torbogens anzusetzen sein, der die heutige Liebfrauenstraße nach der Domfreiheit an der Stelle abschloß, wo das Kesselstattsche Haus und der gegenüberliegende Bischofshof (ungefähr gleichzeitig mit dem Kesselstattschen Haus erbaut) sich am meisten nähern (Deuser in der Trierischen Chronik, III. Jahrgang. Trier 1907. S. 93).
91. Siehe den Spruch über der Torfahrt, dessen Chronostichon die Jahreszahl 1742 vermerkt. Dieses Jahr wurde irrtümlich (z. B. in der Trierischen Landeszeitung 1899 Nr. 309) als das der Baubeendigung überhaupt angegeben, während nur der Rohbau gemeint sein konnte.
92. Die Kapelle war am 3. August 1129 von Erzbischof Meginherus (1127—29) und dem hl. Sulpitius Severus gestiftet worden. Als später Erzbischof Albero den Schülern des hl. Bernard Haus und Kapelle zum Gebrauch anwies, wurde der Name Bernardushof darauf eingeführt, neben dem auch der Name „Himmeroder Hof" gebräuchlich war. Die Himmeroder hatten bis zuletzt ihr Refugium dort. Im Jahre 1803 wurde das ganze Anwesen von der Domänenkommission an den Hofrat J. B. Hetzrott versteigert. 1879 gelangte der Hof an das Gräflich Kesselstattsche Majorat. In den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde die Kapelle niedergelegt. In ihr befand sich ein Altar mit dem Bilde des hl. Bernhard (Trierische Landeszeitung. 1899. Nr. 309).
93. Nach diesen beiden Gebäuden, der Bernhardskapelle und der Liebfrauenmühle, haben sich die Handwerker in ihren Rechnungen orientiert und bezeichneten die anstoßenden Flügel des Schlosses kurz mit: „Bernhardsflügel" oder auch „Kapellenflügel" und mit „Mühlenflügel".
94. Es ist die Eindeckung des kuppelförmigen Daches über dem Hauptsaal gemeint. 95. Wasserfänger.
96. Die Treppe im Mühlenflügel ist gemeint, die noch auf den alten Rissen (s. Abbildung) für eine Nebentreppe ganz beträchtliche und kaum gerechtfertigte Dimensionen aufweist (vgl. die große Nebentreppe im Osteiner Hof in Mainz). Sie mag aber, nachdem man auf das Mezzaningeschoß verzichtet hatte, damals bereits ihre heutigen geringeren Abmessungen erhalten haben. Die jetzt bestehende Treppe ist nicht nur bedeutend schmaler wie die in dem hier abgebildeten Originalriß, sie ist auch weiter in das Gebäude hineingerückt, und zwar in der Richtung nach der Haupttreppe zu. Im allgemeinen behielt sie allerdings ihren ehemaligen Platz. Durch diese Verschiebung der Treppe entstand hinter ihr, also nach der Liebfrauenmühle zu, mehr Raum, der heutigentags sogar für eine Küche genügt. Unter der Treppe zum Bernhardshof ist hier die Nebentreppe im Kapellenflügel zu verstehen.
97. Die in Vorbereitung befindliche Arbeit über diesen Künstler wird sich näher mit ihm beschäftigen. Abbildungen mehrerer Stuckdecken im Palais Kesselstatt in den „Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz", III. Jahrgang. 1909. S. 118 ff. Photographien von K. Skomal.
98. Vogts, Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert. Mainz 1910. S. 53 und 83 a. a. O.
99. Werke aus dieser Zeit sind die Stuckdekorationen im Freiherr von Ritterschen Familienhaus in Kiedrich, die die Meisterhand Jägers verraten. Sie sind 1912 unter der sorgsamen Aufsicht des Barons Ritter restauriert worden, wobei an manchen Stellen die Vorzeichnungen mit Rötel zutage traten, die die Arbeitsmethode des Künstlers erkennen ließen.
100. Zais, Ztschr. d. Vereins z. Erforschg. d. rhein. Gesch. u. Altert. III S. 388.
101. Schrohe, Aufsätze und Nachweise S. 161.
102. Schrohe S. 175, Vogts S. 124, Wolf und Jung, Die Baudenkmäler von Frankfurt a. M. Frankfurt 1895—1902. I. S. 128, 147, II. S. 248.
103. V. D. P. vom 10. Mai 1751. Vogts gibt S. 124 V. D. P. vom 21. April 1751 an. Jäger war mit dem Steinmetzmeister Anton Brunner über die Lieferung eines Marmorblockes, den er in Worms verwenden mußte, in Streit geraten. Hierdurch dürfte ersichtlich sein, daß wahrscheinlich die beiden Nebenaltäre als seine Arbeit in Betracht kommen, wenn auch die Entwürfe zu ihnen nicht von ihm verfaßt zu sein scheinen. Hierfür kommt, nach einer Notiz bei Lohmeyer S. 19, offenbar Thoman in Betracht, dessen Altarrisse neben den Neumannschen in den Wormser Dombauakten erwähnt werden (Schneider-Festschrift S. 307; s. auch weiter unten).
104. Vogts S. 124. 105. Schrohe S. 175.
106. Neeb, Zur Baugeschichte von St. Ignaz. Festschrift. Mainz 1906. S. 33 ff. Die Fassaden der Kirche waren reicher geplant, als sie es heute sind. Die Kupferstiche, die Jäger 1774 — nach Vollendung der Kirche — veröffentlichte (s. Neeb, Mainzer Tagblatt Nr. 26, 1907), sind inzwischen aufgefunden worden und von Neeb, Mainz. Ztschr. VIII/IX S. 151 ff. veröffentlicht worden.
107. Neeb, Mainzer Tagblatt. 1907. Nr. 24 und Nr. 27.
108. Der neue Krahn übertraf die Leistungen des alten um das Doppelte (Vogts S. 83).
109. Ihre Kosten beliefen sich auf 4478 fl. 33 Kreuzer (Mainzer Zivilbauakten, früher Wien, jetzt im S. A. D. Anlage 1. 31. Fasc. 1).
110. Vogts S. 83. Plan im Heerdtschen Nachlaß, M. A. (Vogts S. 124). Es kostete 2570 fl. (Mainzer Zivilbauakten, früher Wien, jetzt im S. A. D. Anlage 1. 31. Fasc. 1).
111. So z. B. seien Jägers Angaben für die Zimmermannsarbeiten am neuen Zollhaus „ganz sonderbar" gewesen; infolgedessen konnte man sich nicht nach der allgemeinen Taxe richten (Bericht des Baudirektors Schneider vom 27. April 1771; S. A. D. Mainzer Zivilbausachen).
112. L. Sturm, Architektonische Reiseanmerkungen. Augsburg 1719. S. 68 und Taf. XXVII; s. auch Hartmann, Die Baukunst in ihrer Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart. Bd. II S. 265.
113. Abb. bei Neeb, Bilder aus dem alten Mainz. 2. Aufl. 1898. Taf. XXIII. Diese Decken entstanden unter der Bauleitung Ritters (Vogts S. 53). Sie sind aber dennoch wohl das eigene Werk Jägers, der ein durchaus selbständiger Künstler war (Zais, Zeitschrift zur Erforschung rheinischer Geschichte und Altertümer. Mainz 1868—87. Mainzisches Bauwesen im 18. Jahrhundert S. 391).
114. Vogts S. 83. 115. Schrohe S. 175, Zais a. O. S. 397.
116. Vogts S. 83.
117. Unter Quadraturdecken verstand man Decken, die nur mit aufgetragenen und ausgezogenen Profilen geschmückt waren.
118. Wie Stuck behandelte und geformte Holzskulpturen.
119. Thoman schrieb eine sehr kräftige Handschrift, während diese sehr zart und fein ist.
120. Es ist die Dekorationsweise Bérains, die weit und breit geschätzt wurde und sich in Mainz bis ungefähr ans Ende der 30er Jahre des 18. Jahrhunderts behauptete (Vogts S. 53 a. O. und Hirsch, Das Schloß in Bruchsal).
121. Pinder, Deutscher Barock, S. XXIII.
122. Im Jahre 1743, s. oben. 123. Aus Tannenholz.
124. Für beide wurden kleine Bögen, Böcke und Stiegen hergestellt.
125. Sie beliefen sich auf 69 Reichstaler 48 Alb.
126. Josche erhielt für „einen Camin aushauen" am 22. Dezember 1743 5 Reichstaler.
127. Es scheint ein Modell gewesen zu sein, nach dem die Formen für die gußeisernen Öfen angefertigt wurden.
128. Molitor hatte bis 1746 zu tun und nochmals 1749 einige kleinere Arbeiten auszuführen.
129. In den hübschen Bodenkammern war die Dienerschaft untergebracht.
130. Jaeger beschäftigte einen Gesellen, der für seine Arbeiten 3 Reichstaler 9 Alb. von der Gesamtsumme von 2112 Reichstaler 45 Alb. erhielt. Er ist wohl identisch mit dem Stukkateur Joseph.
131. Nicht Sander, wie Lohmeyer in der Trierischen Chronik, Trier 1911 Nr. 9/10, angibt. Weder Vogts noch Schrohe wissen von ihm.
132. M. A. Schlosserzunftakten. V. D. P. vom 2. Mai 1746. Sein Geburtsjahr konnte noch nicht ermittelt werden. Er muß um 1722 in Leibeigenschaft geboren worden sein (V. D. P. vom 27. Juni 1746). Kroneberg, Cronberg, Croneberg, Croneburg

auch Cronabach. Auf einer Quittung für den Keſſelſtattſchen Bau unterſchreibt er noch „Schloſſermeiſter aus Cronabach“.

133. M. A., V. D. P. vom 21. März 1746. 134. Ebenda.

135. Schloſſerzunftakten M. A. Der Befehl war an den Vizedom und Gewaltsbott gerichtet.

136. Schloſſerzunftakten M. A., auch V. D. P. vom 27. Juni 1746.

137. V. D. P. vom 26. Mai 1746. Die Verlegung der Jantaſchen Werkſtatt wurde vom Hofkammerrat Strauß anempfohlen.

138. V. D. P. vom 27. Juni 1746. Er hat alſo früher in Leibeigenſchaft geſtanden.

139. Die Differenz zwiſchen der Rechnung der Zunft und den von der Regierung anerkannten Gebühren belief ſich auf beinahe 45 fl. (Schloſſerzunftakten M. A.).

140. Schloſſerzunftakten vom 21. Juli 1746. M. A.

141. Er muß etwa um 1761 geſtorben ſein.

142. Es war die frühere Franziskaner- oder Barfüßerkloſterkirche (K. A. Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz. 1844. II S. 163). Im Jahre 1560 oder 1561 waren die erſten Jeſuiten mit Konſens des Domkapitels durch Erzbiſchof Daniel Brendel von Homburg nach Mainz berufen worden (Wagner, Die vormaligen geiſtlichen Stifte im Großherzogtum Heſſen. Bd. II. Darmſtadt 1878. S. 491) und lehrten hier auf ſeine Koſten. 1562 übergab ihnen der Erzbiſchof das Kollegium „Zum Algesheimer“ in der hinteren Chriſtophſtraße 3 (Schrohe 1912 S. 6).

143. Wagner-Schneider, Geiſtliche Stifte II S. 494.

144. J. Braun (S. J.), Die Kirchenbauten der deutſchen Jeſuiten. Freiburg i. B. 1910. Bd. II S. 7.

145. *Die Auffindung der Pläne gelang durch den freundlichen Hinweis des Herrn Profeſſor Dr. R. Kautzſch und die liebenswürdigen Bemühungen von Herrn Profeſſor Bulle und Herrn Konſervator Architekt Stocker in Würzburg. Lohmeyer hat die Pläne wohl zuerſt geſehen.

146. Eustache de St. Far war bis 1813 Oberingenieur des Kaiſers, früher Kupferſtecher in Paris und Architekt des Königs von Frankreich und ſeines Bruders, des Grafen von Artois (Vogts S. 101).

147. Der Stadtplan, auf dem die Lage der Kirche eingezeichnet iſt, hinterliegt in der Plankammer des ſtädtiſchen Hochbauamtes in Mainz. Der Plan trägt die Bezeichnung: Nr. 1. Plan de la place Guttemberg et des nouveaux alignemens des quartiers environnans. Projetté en l'an XIII d'après les ordres de sa Majesté impériale et royale. Par L'Ingénieur en Chef des Ponts et Chaussées du Département du Mont-Tonnèrre Soussigné. à Mayence le 10. août 1806. St. Far.

148. Abbildungen bei Hirſch, Das Bruchſaler Schloß. Heidelberg 1910.

149. Abbildungen bei Pinder, Hartmann und J. Keller, Balthaſar Neumann. Würzburg 1896. S. 172. 150. Keller S. 72.

151. Er zeigt Verwandtſchaft mit den bei Keller S. 140 f. abgebildeten Entwürfen Neumanns.

152. Steinmetzzunftakten M. A.

153. Mosbach war Finanzbeamter. 154. Keller S. 23.

155. Steinmetzzunftakten M. A. Vogts S. 121 gibt 1912 fl. 50 Kreuzer an. Den Bauſtreit betreffend ſ. auch V. D. P. 1745—1747. 156. Steinmetzzunftakten M. A.

157. Steinmetzzunftakten M. A.; ſ. auch Vogts S. 121.

158. Steinmetzzunftakten M. A. Lohmeyer S. 98.

159. Steinmetzzunftakten M. A. Die Kurpfälziſche Regierung weiſt die Mainzer Anfrage nach einem geeigneten Unparteiiſchen nach Heidelberg, da der betreffende Steinhauer nicht in Mannheim, ſondern in Heidelberg wohne. Der Stadtrat von Heidelberg ſtellte der Mainzer Regierung auf ihre Anfrage den Kurpfälziſchen Adminiſtrationswerkmeiſter Valerius zur Verfügung und empfiehlt ihn als ſeinen tüchtigen und wohlerfahrenen Steinmetzmeiſter. Er ſollte am 26. Auguſt in Mainz eintreffen, wurde aber nicht beanſprucht.

160. Alſo nicht Vornberger (Fornberger, auch Vorberger) aus Darmſtadt, wie Vogts S. 120 f. berichtet. Wilhelm Vornberger (ſ. Vogts S. 74) war als hochfürſtlicher Werkmeiſter in Darmſtadt unter Landgraf Ludwig und deſſen Vater am Schloßbau dortſelbſt tätig und erhielt am 26. Januar 1753 die erbetene Entlaſſung aus den Darmſtädtiſchen Dienſten. Er ſiedelte nach Mainz über und erhielt am 13. Februar 1753 die frei gewordene Bau- und Stückmeiſterſtelle. Nach ſeinem Tode erhielt Johann Georg Schrantz am 20. März 1760 dieſe erledigte Hofbau- und Werkmeiſterſtelle (Mainzer Zivilbauſachen, früher Wien, S. A. D.). Es iſt derſelbe Schrantz, der an der Jeſuitenkirche arbeitete. Vornberger war verheiratet mit einer Mainzer Bürgerstochter aus der „grün ſchmidt auf der Hundtsgaß“ (Akten des Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche. M. A.; vgl. auch Vogts S. 74).

161. Die Orgel verfügte bis zu ihrem Untergang über eins der beſten Werke der Stadt (Akten des Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche. M. A.).

162. Schaab II S. 164; vgl. auch Schaab, Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt. I S. 460.

163. Abbildungen bei den Keſſelſtattſchen Aquarellen in der ſtädtiſchen Gemäldegalerie zu Mainz Nr. 261 und Nr. 262.

164. Vgl. Schaab II S. 164. Appiani ſchmückte auch von 1773 ab die Würzburger Jeſuitenkirche mit Fresken (J. Braun, Bd. II S. 330).

165. Braun, Bd. II S. 7. Braun behauptet, die Mainzer Jeſuitenkirche habe an der r e c h t e n Seite einen Turm gehabt. Offenbar täuſchte ihn das Keſſelſtattſche Aquarell.

166. S. A. B., I. P. vom 10. Dezember 1741.

167. M. A., V. D. P. vom 8. Mai 1745. Bohrer wird auf einer Liſte der Maurerzunft mit den Namen der verſtorbenen Maurermeiſter als vermögend bezeichnet, ebenſo wie Dieffendinger. Die Liſte iſt nicht datiert; ſie ſcheint aber in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts angelegt worden zu ſein.

168. Akten des Mainzer Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche, vom 21. September 1778. M. A.

169. Über Schneider vgl. Vogts S. 80 a. a. O., Schrohe S. 32.

170. Schaab II S. 165.

171. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens fanden viele Diebereien in der Kirche ſtatt. Sogar die Silberkammer der großen Sodalität, die ſich im Flügel nach der Schuſtergaſſe befand, wurde erbrochen und beſtohlen (Akten des Mainzer Exjeſuitenfonds vom 8. Auguſt 1774. M. A.).

172. Die Kapitalien des Exjeſuitenkollegs und ſeiner Kirche waren 1774 der Fabrik der St. Emmerans-Pfarrkirche übergeben worden.

173. Das herrliche Werk war kaum noch gebrauchsfähig. Viele Pfeifen waren verbogen, einige Regiſter waren unbrauchbar, und die Bälge hatten Löcher. Der Orgelbauer verlangte für die Reparaturen 25 fl. (Akten des Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche. M. A.).

174. Das hölzerne Bauwerk ſei „wegen der Länge von 34 Jahren und ſtarken Gebrauch“ baufällig geworden und wackelte ſo, daß es nicht mehr beſtiegen werden konnte. Ein anderer Altar wäre viel nützlicher, da viel Wachs geſpart werden könne (Akten des Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche. M. A.).

175. K. A. W. Mainzer Klubiſten-Akten, Akt 490/XIII. Über Mangin vgl. Vogts S. 89 a. a. O. und Schrohe S. 138. Mangin erbaute in den Jahren 1781—1786 die neue Dompropſtei für den Dompropſt Damian Friedrich von der Leyen mit einem Koſtenaufwand von 10000 fl. Es war ſein Hauptwerk in Mainz (Neeb, Beiträge zur Kenntnis des Bildhauers Johann Sebaſtian Barnabas Pfaff. Mainzer Ztſchr. Jahrgang II. 1907. S. 64 und Tafel II Abb. 21 und 22). Mangin entwich infolge ſeiner Umtriebe. Da er zahlreiche Gläubiger hinterließ, wurde ſein Vermögen von der Stadt ſofort mit Arreſt belegt. Nach ausgebrochenem Konkurs wurde alles bis auf die Grundſtücke verſteigert. Seinem zurückbleibenden Sohne gehörte nichts. Dieſer war vorher des Diebſtahls überführt worden. Er hatte am 30. Januar 1793 in Gegenwart des Generalkommiſſars Merlin und 26 Reitern einen vierſitzigen Wagen, zwei neue Pferdegeſchirre und ein Jagdgewehr im Werte von 1520 fl. aus dem Schloſſe Wendelshauſen des Prinzen Moritz zu Salm-Yſenburg mit Gewalt entführt. Der junge Mangin bezeichnete ſich als General-Adjutant der Rhein-Armee. Ch. Mangin wohnte zuletzt in dem Hauſe des Stadtgerichtsaſſeſſors Merckel. Seine Magd hieß Anna Maria Groniner und war eine geborene Mainzerin (Klubiſten-Akten K. A. W.).

176. Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer. Frankfurt a. M. 1844. S. 128.

177. Akten des Exjeſuitenfonds, betreffend die Univerſitätskirche. M. A.

178. Schaab II S. 165.

179. Dr. Falk, Geſchichte des Domes zu Mainz. Gau-Algesheim 1875. S. 16 a. a. O.

180. Akten des Exjeſuitenf., betr. Univ.-Kirche. M. A.

181. Über Süß vgl. Vogts, besonders S. 86. Süß hatte am 26. September 1793 Befehl zur Abgabe eines „Parere" erhalten.
182. Akten des Exjesuitenf., betr. Univ.-Kirche. M. A.
183. Der Ausgang ist unbekannt. Akten des Exjesuitenf., betr. die Univ.-Kirche. M. A. 184. Schaab II S. 165.
185. Vogts S. 74 f. Lohmeyer S. 21 a. a. O. Dr. W. F. Storck in der Kunstchronik, Jahrgang XXII. Nr. 29 1910/11. S. 459 und literarische Besprechungen Neebs in der Mainzer Zeitschrift VII S. VI. 186. Schaab II S. 335.
187. Schunk gibt in seinem Manuskript über die Beschreibung von Mainz (M. A.) an, daß dieser Platz früher Diebmarkt hieß, weil dort die Übeltäter gehenkt oder sonst abgestraft wurden. Sonst wurde dieser Platz auch Dietmarkt genannt.
188. M. A. Aus Schunks Manuskript über die Beschreibung von Mainz. Vielleicht steht der Fund eines Monumentallöwen, der gelegentlich der Anlage einer Umformerstation unter dem Musiktempel im November 1912 in unmittelbarer Nähe der Fundamente auf der Seite nach dem Gouvernement in 2,80 m Tiefe unter dem Promenadeniveau gemacht worden ist, in Beziehung zu dieser Brunnenanlage. Der Löwe ist schlechte Arbeit und war dazu bestimmt, an einer Wand aufgestellt zu werden. Nicht weit davon fand man eine Muschel, die ebenfalls zu einer Brunnenanlage gehörte. Der Löwe ist jetzt im Hofe des Kurfürstlichen Schlosses aufgestellt. Vgl. dazu Neeb im Mainzer Tagblatt vom 29. November 1912 Nr. 324 S. 3. 189. Schaab II S. 335.
190. Die Schmiede gehörte dem Hufschmied Sebastian Niemand (V. D. P. vom 4. März 1751. M. A.).
191. V. D. P. vom 4. März 1751. M. A.
192. V. D. P. vom 4. März 1751. Das Wirtshaus Zum Ochsen lag am Ballplatz. M. A.
193. M. A. Aus dem Manuskript Schunks über die Beschreibung der Stadt Mainz. Sammelmappe, die die Bürgermeisterei an die Stadtbibliothek abgegeben hat.
194. Zur leichteren Orientierung wird für den am Ballplatz gelegenen Hausflügel die Bezeichnung „Ballplatzflügel" und für den an der Gaugasse gelegenen „Gauflügel" eingeführt.
195. Leider wurde dabei die wertvolle Sammlung in alle Winde zerstreut.
196. Die Überschrift der Pläne ist spätere Zutat. Sie lautet bei beiden übereinstimmend: „Plan des gräflich von Osteinischen Hauses auf dem Thiermarkt in Mainz N. II" und ebenso „N. III". Die Schrift steht bei der richtigen Haltung der Pläne auf dem Kopf.
197. Die Auffindung gelang mit Hülfe der freundlichen Bemühungen des Herrn Dr. Tarrasch, Archivar am Buxheimer Archiv. Die Pläne sind auf primitive Weise kopiert worden. Ihre Entstehung verraten sie durch die zahlreichen Stiche im Papier.
198. Die Pläne werden von der Fortifikation der Festung Mainz aufbewahrt; danach unsere Abbildungen.
199. Bericht des Freiherrn von Ritter an den Kurfürsten: man sei „mit Einschlagung des Kellergewölbs zur rechten hand nach der Gaugaß zur helffte des gebaues fertig, daß die Maurer gleichfalls fortfahren können" (Residenzbauwesen 1751 Administrations conv. 31. Fasc. 3. S. A. D.).
200. W. Pinder, Deutscher Barock S. XII.
201. Der Major J. Seitz (Lohmeyer, J. Stengel S. 10, Lohmeyer, Die Barockbauten der Abtei Prüm. Bonn 1912. S. 122 f., Keller S. 80) war ein Sohn des kurfürstlich Trierischen Hofbaumeisters und Artilleriemajors J. G. Seitz. Dieser starb im Alter von 59 Jahren am 31. Dezember 1739. Der erstgenannte Major J. Seitz wurde von B. Neumann herangebildet. Er erbaute den kurfürstlichen Palast in Trier (1756—1757), das Jagdschloß zu Engers (Lohmeyer S. 10) und wohl noch viele andere Gebäude. Von ihm ist ein Plan für das hochgräfliche Landhaus zu Bassenheim im Buxheimer Archiv aufgefunden worden. Der Neubau sollte sich rechtwinklig an das bestehende alte Haus anschließen. Der Plan ist unterzeichnet mit „Ehrbreitstein, d. 6. XI. 1748 J. Seitz" und zeigt den Grundriß des ersten Hauptstockes, des Mezzaningeschosses sowie Aufriß und Querschnitt des Gebäudes. Die Architektur weist Neumannsche und Thomansche Einflüsse auf.
202. Lohmeyer, Stengel S. 13.
203. Vgl. Abbildung des Palastes nach der Federzeichnung von C. Sutter in der Mainzer Zeitschrift VII, literarische Mitteilungen und Besprechungen S. VI (Neeb).
204. M. A. Mainzer Zivilbausachen, früher in Wien, Anlage 1. 31 Fasc. 1.
205. Vogts S. 73. 206. Lohmeyer, Stengel S. 22.
207. Ritter, der schon im jugendlichen Alter von 19 Jahren Proben seiner Begabung ablegen durfte und dessen Name durch die verdienstvolle Veröffentlichung des Großherzoglichen Badischen Ministeriums über das Bruchsaler Schloß wohl für alle Zeiten mit diesem Palast verbunden bleibt (F. Hirsch, Das Bruchsaler Schloß. Heidelberg 1910. S. 10 ff.; Lohmeyer, Stengel S. 18), wurde 1701 als erster Sohn des Kaspar Wilhelm Freiherrn von Ritter und seiner Ehefrau Ottilia Spieß von Büttesheim geboren. Er entstammte einem alten holländischen Adelsgeschlecht aus der Nähe von Utrecht, das 1242 zum erstenmale urkundlich erwähnt wird. Dort lag auch das Stammgut Groenestein. Seit dem 17. Jahrhundert ist das Geschlecht im Rheingau angesessen. Anselm Franz Anton, kurz Anselm Franz genannt, wurde von Lothar Franz von Schönborn schon als 15jähriger Knabe zum Kämmerer ernannt, erhielt 1718 Rang und Gehalt eines solchen und bereits 1719 Sitz und Stimme im Hofrat und Hofgericht. 1723 rückte er zum Hofrat auf, wurde 1729 Kämmerer bei Franz Ludwig und erhielt 1730, also noch zu Lebzeiten M. von Welschs, die Oberinspektion und Direktion über alles Bauwesen des kurfürstlichen Hoflagers, aller Lust- und Gartenbauten, auswärtigen Amtshäuser und Kellereien. Er wurde mit 400 fl. besoldet. Philipp Karl von Elz (1732—1742) verlieh ihm die Amtmannsstelle zu Hausen und Orb und erhob ihn 1741 zum Geheimen Rat und Hofmarschall. Johann Friedrich Karl von Ostein enthob ihn 1750 wieder von dieser Stelle und setzte ihn als Vizedom über das Rheingau. Anselm Franz war dreimal verheiratet (am 13. Oktober 1737 mit Maria Anna Gräfin von Elz, am 16. April 1743 mit Martha Anna von Ebersberg, genannt von Weyers und Leyen, am 28. Dezember 1743 mit Eleonore von Ried). Trotzdem starb er kinderlos am 30. Mai 1765 und wurde in der Kirche zu Kiedrich in der Gruft der Kaspar von Elz beigesetzt (meist nach F. Hirsch; über Ritter vgl. Vogts, besonders S. 72 f., Lohmeyer S. 18 a. a. O.). Von seinen Werken ist bisher noch wenig bekannt geworden. In Mainz können ihm mit Sicherheit der Stadionerhof (das jetzige Café Kurfürst auf der großen Bleiche) und der Bassenheimer Hof am Schillerplatz zugeschrieben werden, dessen Profildetaillierung er 1749 fast beendet hatte (S. A. D. Mainzer Zivilbausachen, früher Wien. Neeb, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Stadt Mainz. 1905. S. 108). Am Deutschherrnhaus, jetzt Großherzogliches Palais, erscheint er ebenfalls als Architekt. Neeb hat ihm auf Grund einer Inschrift, die gelegentlich der Ausbesserung des Daches im Juli 1902 auf einem Schiefer entdeckt wurde, die Urheberschaft zugewiesen. Die Baugeschichte, die Neeb gibt (Mainzer Zeitschrift Jahrgang V 1910 S. 28 ff.), macht es wahrscheinlich, daß Anselm Franz auch den Bau längere Zeit geleitet hat (im Ritterschen Familienarchiv zu Kiedrich waren Risse dieses Gebäudes nicht aufzufinden). Auch für den 1794 eingeäscherten Wormser Bischofshof wird seine Autorschaft in Anspruch genommen, doch ist sie nicht unbestritten (Kranzbühler, Verschwundene Wormser Bauten. Worms 1905. S. 124 und Lohmeyer S. 19). Für den Neubau des Reichskammergerichtes in Wetzlar machte Ritter ebenfalls Pläne (F. Hirsch S. 11 ff.). Auch an den Schloßbauten von Idstein und Biebrich (Lohmeyer S. 33 und 95 ff.) nahm er Anteil. 1751 gab er Änderungen an dem von Franz Anton Hermann entworfenen Chorgestühl im Dom an (Schrohe S. 18). Beim Bau der Ignazkirche war er mehrfach der Berater der Baukommission und veranlaßte Änderungen. In der kurfürstlichen Favorite (sie lag rheinabwärts etwa an der heutigen Bahnüberführung nach Bischofsheim in der Nähe des alten Gaswerks. Vogts S. 73. Lohmeyer S. 12 a. a. O.) schuf er das sogenannte Porzellanhaus, das auf einem französischen Plan (Paris 1778 chez Le Rouge rue des Grands Augustins) charakterisiert wird als „Beau sallon de porcellaine, morceau unique dans son genre". Dieser Pavillon lag im Zentrum desjenigen Teiles des Favoritengartens, der rheinabwärts später ausgestaltet wurde. Drei Stück Bleistiftzeichnungen: Grundriß, Längsschnitt und Ansicht von diesem Gebäude liegen im Mainzer Stadtarchiv und sind von Ritter teilweise unterzeichnet (Heerdtscher Nachlaß. M. A.). Das Gebäude vermittelte zwischen dem vom Rhein flach ansteigenden Boden und der weiter landeinwärts höher gelegenen Kastanienallee. Dem

Pavillon war nach der Rheinſeite eine kleine Terraſſe vorgelegt, von welcher links und rechts ſeingeſchwungene Treppenläufe hinabführten und ein Becken mit reicher Waſſerkunſt einfaßten. Das Gebäude beſtand in einem hallenartigen rechteckigen Raum, der durch drei Frontaltüren von der Terraſſe aus zugänglich war. Auf der Rückſeite öffneten ſich wiederum drei Türen nach der Kaſtanienallee. Der Raum empfing außerdem reichliches Oberlicht. Grottenartige Anbauten erweiterten ihn in ſeiner Längsachſe. In der Mitte des Hauptraumes befand ſich ein Waſſerbecken. Das Äußere zeigt noch Verwandtſchaft mit dem Mittelriſalit des Deutſchordenshauſes. Es war wie dieſes durch Pilaſter gegliedert, die einen Architrav trugen, auf dem eine vaſengeſchmückte Attika ſaß. Die Mittelachſe wurde betont durch einen kleinen Giebel, in dem das Deutſchordenskreuz angebracht war. Auf dem kuppelförmig anſteigenden Dach ſaß eine hohe Laterne. Der Entwurf zu dieſem Pavillon dürfte alſo wohl noch vor 1732 entſtanden ſein, da der Nachfolger Franz Ludwigs nicht mehr die Hochmeiſterwürde mit derjenigen des Kurfürſten vereinigte. 1749 war Ritter mit Veränderungen der Pavillons in der Favorite beſchäftigt, worüber er am 7. April dem Kurfürſten berichtete (S. A. D. Mainzer Zivilbauſachen Anlage 1. 3. Fasc. 1, früher Wien). Die Tapeten für die neue Ausgeſtaltung der Räume wurden von der Frankfurter Meſſe bezogen (Zaiß, Mainzer Bauweſen im 18. Jahrhundert. Sonderdruck aus der Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung rheiniſcher Geſchichte und Altertümer Jahrgang III Heft 4 S. 7. Mainz 1887). Im gleichen Jahre entſchied ſich der Kurfürſt auch zu einem Anbau an das Kurfürſtliche Schloß. Er ſchreibt darüber aus Steinheim am 16. Oktober 1749 an den Geheimrat und Kammerdirektor Straus nach Mainz, und beſiehlt dem Hofmarſchall Freiherrn von Ritter, ſich über die Lieferungsbedingungen uſw. der Lieferanten und Handwerker mit dem Hofkammerdirektor ins Benehmen zu ſetzen. Die Arbeiten leitete der Stückhauptmann Alexander Jacob Schmidt (Fr. Schneider, Denkſchrift zur Herſtellung des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes in Mainz. 1897). Der Hofſchreiner Franz Anton Hermann fertigte nicht nur die Vertäfelung, Fenſter und Türen im Speiſeſaal, ſondern legte auch den Fußboden (1754). Zur gleichen Zeit wurde das Orangeriehaus in der Favorite vollendet (Mainzer Zivilbauſachen S. A. D.), ſodaß der Gärtner mit der Orangerie einziehen konnte (Bericht des Hofkammerrates von Stubenrauch vom 17. September 1754. Mainzer Reſidenzbauweſen Adminiſtrationsconv. 31. Fasc. 3. S. A. D.). Auch die Arbeiten des Gewächshauſes ſcheint Schmidt, der 1751 noch als Fähnrich und 1754 ſchon als Stückhauptmann genannt wird, geleitet zu haben (ſein Bericht vom 3. September 1754 an den Kurfürſt. Mainzer Reſidenzbauweſen Adminiſtrationsconv. 31 Fasc. 3. S. A. D.). Bei der Beſichtigung des baufälligen Schloßkirchturms wird er ebenfalls genannt. Ritters oberſter Leitung unterſtanden auch die Reſtaurationsarbeiten im Reſidenzſchloß, über die er am 25. März 1749 an den Kurfürſten berichtet. Die wundervolle Stuckdecke in den oberen Audienzzimmern des Schloſſes iſt das Werk von P. Jäger und das ſchönſte, was Mainz in dieſer Art aufzuweiſen hat (Zaiß, Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Altertümer III S. 391 f.).

208. Lohmeyer S. 95.

209. Lohmeyer S. 95.

210. Klepper, Die St. Peterskirche zu Mainz. 1874. S. 6 ff. Abb. dortſelbſt und über dem ſüdöſtlichen Nebeneingang.

211. K. A. W. aus dem Mainzer Regierungs-Archiv Stift 277. K. 667 Fasc. 40.

212. K. A. W. aus dem Mainzer Regierungs-Archiv Stift 277. K. 667 Fasc. 40 und Klepper S. 6 f. Schaab III S. 210 bemerkt, daß der Kurfürſt am 12. Juli 1747 die neue Erbauung der Kirche genehmigt habe und erſt am 2. September mit dem Niederlegen des alten Odenmünſters begonnen worden ſei.

213. S. A. B., I. P. vom 8. März 1747.

214. R. Goerz, Die Peterskirche zu Mainz, konſtruktiv erläutert. Mainz 1847.

215. Spannweite der Gewölbe des Mittelſchiffes und des Chores 9,475 m. Spannweite der Gewölbe der Seitenſchiffe 4,565 m.

216. Vgl. Kranzbühler, Schneiderfeſtſchrift. 1906. S. 312; Lohmeyer, Trieriſche Chronik Nr. 9/10 1911; Vogts S. 71.

217. Schaab II S. 211.

218. Der Schriftductus dieſer Blätter befindet ſich in Übereinſtimmung mit der Handſchrift Thomans, wie ſie uns aus Briefen und Aufſchriften gelegentlich entgegentritt. So z. B. das „Th" bei „Thürn", der weit nach links übergelegte Hals am „d", und der ſehr charakteriſtiſche Endſchnörkel am „n" in „ſtehen", den Thoman an ſeinem Namen ganz ähnlich bildet. Dieſe unſignierten Pläne hatte Neeb bereits als die der Peterskirche erkannt.

219. Schaab II S. 211. Es iſt dieſelbe Quelle, aus der auch Goerz in ſeinem Vorwort geſchöpft zu haben ſcheint. Auch er nennt den Kaplan Jaeger als den Architekt der Kirche. Schaab hat offenbar für ſeine Angaben die im Würzburger Archiv ruhenden Akten über das „Stift 277. K. 667 Fasc. 40" benutzt. Weitere Quellen Schaabs konnten nicht entdeckt werden.

220. Schon Schneider hat die Schaabſche Annahme in ſeiner Denkſchrift zur Wiederherſtellung des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes zu Mainz S. 16 f. zurückgewieſen.

221. In dieſem Vorentwurf ſind die Kuppeln über den Seitenſchiffen beachtenswert. Die Beziehungen des Meiſters zur Mainzer Jeſuitenkirche ſcheinen hierin noch nachzuwirken.

222. Denkſchrift zur Herſtellung des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes von Dr. Fr. Schneider. 1897. S. 16 f.

223. S. A. B., I. P. vom 1. Oktober 1738. Pauli verlangt darin von ſeinen Vormündern die Auszahlung von 150 fl. aus ſeinem Erbteil.

224. M. A., V. D. P. vom 4. Februar 1751, 8. März 1751, 2. und 3. April 1751 und 6. Mai 1751; vgl. auch Vogts S. 78. Seiner Aufnahme widerſtrebte die Maurerzunft. Vielleicht iſt dieſer Pauli derſelbe, den J. C. Schlaun 1771 erwähnt, als er unter ſeinen Papieren gemeinſam mit einem gewiſſen Pauli nach den Plänen des Speyerer Domes ſuchte, die von B. Neumann ſtammten. Schlaun konnte ſie trotz eifrigen Suchens nicht finden. Der Fürſtbiſchof Graf von Limburg-Styrum gibt dies ſeinem Domkapitel mit der Bemerkung bekannt, daß die Riſſe „allem Vermuth nach dem kuhrpfälziſchen Hofbildhauer Werſchaffelt zu zeiten wo derſelbe den hohen Altar in der Domkirche gefertiget" übergeben worden ſeien (K. A. S. Fasc. 580 1—6). Über Verſchaffelt vgl. Joſ. Aug. Beringer, Kurpfälziſche Kunſt und Kultur. Freiburg (Baden) 1907 und Dr H. Hartmann, J. C. Schlaun in: Beiträge zur weſtfäliſchen Kunſtgeſchichte. Münſter 1910. S. 69. Verſchaffelt wurde 1710 in Gent geboren und ſtarb am 5. April 1793 zu Mannheim.

225. M. A., V. D. P. vom 12. Juni 1765.

226. M. A., V. D. P. vom 12. Juni 1765. 227. Schaab II S. 211.

228. K. A. W. Fasc. des Petersſtiftes zu Mainz.

229. Schaab II S. 211.

230. Pauli iſt alſo offenbar 1754 von der Bauleitung enthoben worden.

231. K. A. W. Fasc. des Petersſtiftes zu Mainz.

232. Schaab II S. 212.

233. Vollendet 1762. Die Koſten betrugen 10000 fl. (vgl. Klepper S. 26 f. und S. 32). Abbildung bei Neeb, Bilder aus Mainz. 2. Auflage. 1898. Tafel XXVI f. 234. Schaab II S. 212.

235. Schrohe S. 232. Die Originalzeichnung der Kanzel (Grundriß und Anſicht) befindet ſich im M. A. Heerdtſche Sammlung. Die Kanzel wurde am 28. Januar 1756 auf der allgemeinen Kapitelſitzung des Kollegiatſtiftes approbiert.

236. Das Kapitel der Liebfrauenkirche beauftragte Jaeger damit im Jahre 1763 (Wolf und Jung, Baudenkmäler von Frankfurt. 1896. S. 128, Abbildung Tafel XVII, Schrohe S. 175, Vogts S. 124). 237. Schrohe S. 110, Nagler VI S. 51.

238. Schrohe S. 211. Heideloff war der Lehrer Kaſpar Schneiders. Eine große Anzahl Werke von dieſem in der Sammlung Rößler auf Schloß Neuweier in Baden.

239. Schaab II S. 213. 240. Schrohe S. 111 und 211.

241. Vogts S. 88. 242. Schaab II S. 213.

243. Schrohe S. 234. 244. Schaab II S. 213.

245. K. A. W. Mainzer Regs.-Arch. Stift 285. K. 667 Nr. 46.

246. Klepper S. 16 ff. 247. Vogts S. 74. 248. Schrohe S. 172.

249. Dahls Beſchreibung des Fürſtentums Lorſch, Darmſtadt 1812 S. 255. Dahl vergißt aber zu erwähnen, daß die alte Sakriſtei ſtehen blieb. Sie iſt in Reſten heute noch in der neuen Sakriſtei erhalten. Die alte Sakriſtei wurde beim Neubau der Kirche neu eingewölbt und mit Platten belegt.

250. Das Bauarchiv wurde unter alten Büchern uſw. in einem Winkel des Pfarrhausſpeichers gefunden.

251. Dahl S. 255.

252. Die Schrift gehört derſelben Kategorie an wie die auf den Oſteinſchen Plänen der ehemaligen Sammlung Droos.
253. Schaab II S. 227. Die Kirche exiſtiert nicht mehr.
254. Es iſt derſelbe, der beim Bau der Jeſuitenkirche als Unparteiiſcher von Mannheim empfohlen worden war (vergl. S. 25). 255. Gipfel = Giebel.
256. Sie iſt ſpäter, wahrſcheinlich in den Kriegsjahren, entfernt worden.
257. Domkämmerer. 258. Stadtſchultheiß von Gernsheim.
259. Über die damals gebräuchliche Art der Pfahlgründung macht Joh. Friedrich Penther in ſeiner „Anleitung zur bürgerlichen Baukunſt erſter Teil, Augsburg 1744“ S. 122 und 134 Angaben. J. F. Penther war Königl. Großbritanniſcher Rat, Profeſſor an der Georgia Auguſta (Univerſität Göttingen) und Oberbauinſpektor.
260. Bei Finthen in der Nähe von Mainz.
261. Pfeiler. Penther S. 44. 262. Die vier Vierungsbögen.
263. Zur Eindeckung der intereſſanten Zwiebel waren 15 Reiß blaue Leienſteine erforderlich, die der Frachtknecht und Marktſchiffer Bernhard Arnold und der Schiffmann Überle aus Mainz heraufbrachten. Auch die anderen Baumaterialien ſchafften die beiden heran.
264. Die Zimmerleute allein verzehrten für 30 fl. 18 Kr.
265. Vgl. Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen Band A. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach. Darmſtadt 1885. S. 72 ff.
266. W. Meyer-Schwartau, Der Dom zu Speyer. Berlin 1893. Der Dom war am 1. Juni 1689 durch die Feuersbrunſt der Stadt, die die franzöſiſchen Truppen angelegt hatten, zerſtört worden. Am 9. Juli 1752 ſchlug der Bliß in den Helm des Nordoſtturmes. Das herabfallende Geſtein beſchädigte die notdürftig wiederhergeſtellte Oſtkuppel und das Querhaus (Schwarzenberger, Der Dom zu Speyer. Neuſtadt a. d. Haardt 1903. S. 271 f. und 279 a. a. O.).
267. Schwarzenberger Bd. II S. 280.
268. K. A. S. Fasc. 580 a., Meyer-Schwartau S. 58. Vgl. Dr. H. Hartmann, J. C. Schlaun in Beiträge zur weſtfäliſchen Kunſtgeſchichte. Münſter 1910. S. 68 ff.
269. Meyer-Schwartau S. 58. 270. Meyer-Schwartau S. 58.
271. Schwarzenberger Bd. II S. 283.
272. Schwarzenberger Bd. II S. 283.
273. Über dieſes Haus vgl. Vogts S. 33, 41, 84, 112.
274. V. D. P. vom 6. März 1765. Die Pläne für das Stadthaus waren 1765 ſchon in Arbeit. V. D. P. vom 6. März 1765, 1766 approbierte ſie der Kurfürſt (Vogts S. 75).
275. V. D. P. vom 20. April 1765.
276. V. D. P. vom 20. April 1765.
277. Vogts S. 84. 278. Vogts S. 84 und S. 7 Abb. 1.
279. Abb. bei Vogts Taf. III Abb. 1. 280. Vogts S. 79.
281. K. A. W., D. K. P. vom 1. Februar 1769 und Vogts S. 79.
282. Schneider, Der Dom zu Mainz. Berlin 1886. Sp. 43. Wetter, Geſchichte und Beſchreibung des Mainzer Domes. Mainz 1835. S. 60; ferner den bald erſcheinenden Band des Heſſiſchen Denkmälerwerks, Kreis Mainz, Band II[1] S. 62.
283. Vogts S. 79. 284. M. A. Nachlaß Heerdt.
285. Kunſtdenkmäler Kreis Mainz a. a. O., Tafel 10.
286. K. A. W., D. K. P. vom 3. Februar 1768.
287. K. A. W., D. K. P. vom 3. November 1769.
288. Vgl. Dr. Schneider: Eine Bauintrige aus dem vorigen Jahrhundert. Deutſche Bauzeitung 1881 Nr. 25 und Zeitung 1881 Nr. 22 ff. Auch das Folgende nach Schneider.
289. Schneider, Der Dom zu Mainz. 1886. S. 50 ff.
290. Sie war aus Gründen der Feuerſicherheit erwünſcht.
291. Schneider 1886 S. 42—54 ff.
292. K. A. S. Fasc. 580 a. Auch Schwarzenberger S. 298 ff.
293. Er wurde am 11. Januar 1772 dem Fürſtbiſchof in Bruchſal präſentiert. K. A. S. Fasc. 580 1—6.
294. Meyer-Schwartau, Dom in Speyer S. 61.
295. Schwarzenberger S. 298 a. a. O. 296. Ebendaſelbſt.
297. Anſicht der Weſtfaſſade nach einer Zeichnung von J. Braun 1776, „zu finten bey H. F. C. Hammer dormentarius“, geſtochen von H. Cöntgen. 298. Meyer-Schwartau S. 61.
299. K. A. S. Fasc. 580 1—6. Brief Thomans vom 5. Mai 1772 an den Fürſtbiſchof von Limburg-Styrum in Speyer.
300. Die Antwort iſt in Bruchſal am 18. Mai konzipiert und noch am ſelben Tage expediert worden. K. A. S. Fasc. 580 1—6.
301. K. A. S. Fasc. 580 1—6.
302. Aus den mir von Herrn Profeſſor E. Neeb freundlichſt zur Verfügung geſtellten Auszügen aus den jeßt leider unzugänglichen Bauakten der St. Ignazkirche geht hervor, daß Thoman auch noch nach ſeinem Rücktritt gelegentlich um Rat und Anordnungen erſucht wurde. Seine Erfahrungen konnten alſo nicht entbehrt werden.
303. Neeb im Mainzer Tagblatt 1907 Nr. 24. Vgl. Neeb, Der heilige Martyrer Ignatius. Feſtſchrift 1907. S. 47.
304. Die Stiche Jägers wurden nach Vollendung der Kirche im Jahre 1774 angefertigt; vgl. Anm. 106.
305. Neeb 1907 S. 49 ff.
306. Leider konnte die intereſſante Streitfrage um die Wölbung nicht genauer erforſcht werden, da das in Mainz zuſtändige biſchöfliche Ordinariat jedes Entgegenkommen verſagte.
307. S. A. D. Die Prozeßakten gegen den Baurat Jäger ſind nur Kopien.
308. S. A. D. Prozeßakten. V, 6. Nr. 259 b.
309. K. A. S. Fasc. 580 1—6. Brief Thomans vom 20. Dezember 1771. 310. Dort noch nicht inventariſiert.
311. Schulze-Colbiß, Das alte und das neue Schloß zu Aſchaffenburg, in: Studien zur Kunſtgeſchichte. Straßburg 1905. S. 88 und 98 ff., Dr. von Hefner-Alteneck, Lebenserinnerungen S. 43 ff.
312. K. A. S. Fasc. 580 1—6. Brief Thomans an den Fürſtbiſchof von Speyer vom 5. Mai 1772 „da bereits in die 50 Jahre mit dem baueweſen den praxin mir erworben, und Verſchiedene gebäuhe und Kirchen von grundt auß aufgeführet und gebauet habe, welcheß Ewr. Hochfürſtl. gnaden zu Höchſten genügen bekandt, auch jederzeit Ehre da von getragen.“
313. Sie ſcheint um 1766 erbaut worden zu ſein. Jäger machte die Stukkaturen (Vogts S. 114). Der Graf von Oſtein ließ nach dem Herbſt 1772 6—7 Morgen zehntbare Weinberge bei Geiſenheim aushauen, um darauf einen Garten anzulegen. K. A. W., D. K. P. vom 12. Dezember 1772.
314. K. Klein, Kirche zu St. Stephan. Mainz 1866. S. 29.
315. Lohmeyer, Stengel S. 19.
316. Kranzbühler in der Schneiderfeſtſchrift. Freiburg i. B. 1906. S. 307.
317. S. A. C. Keſſelſtatt-Akten. 318. Schrohe S. 172.
319. Schrohe S. 165 ff. Abbildung des Originalriſſes von Ferolski bei Schrohe Taf. 5.
320. S. A. B., I. P. vom 10. März 1733.
321. S. A. B., I. P. vom 11. Juni 1734.
322. Schaab, Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz S. 272.
323. S. A. B., I. P. vom 9. November 1734.
324. S. A. B., I. P. vom 15. Dezember 1740.
325. S. A. B., I. P. vom 3. März 1743.
326. Schrohe, Die Sebaſtianskapelle in Mainz (1903) S. 9 ff.
327. Abbildung bei Schrohe, Sebaſtianskapelle S. 12 f.
328. Schrohe S. 172.
329. Schrohe S. 172. 330. Schrohe S. 173.
331. Abbildung der Kirche auf einem Keſſelſtattſchen Aquarell. Turmabbildung bei Neeb in der Mainzer Zeitſchrift Jahrgang V 1910. S. 23. Zur Baugeſchichte der ehemaligen Deutſchordens-Kommende zu Mainz, vgl. F. Schneider, Die Kunſt der Renaiſſance unter Kurfürſt Brendel von Homburg im Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine. 1876. S. 5 ff. 332. Bauſchutt.
333. Thoman bezieht ſich hier auf den Bericht Ritters.
334. S. A. D. Mainzer Akten aus Wien. Regierungsbauweſen, Adminiſtrationsakten 31 Fasc. 3. 335. Ebenda.
336. Die Kirche wurde 1570—1581 unter Daniel Brendel von Homburg, Erzbiſchof von Mainz (vom 18. April 1555 bis 22. März 1582), umgebaut. Vgl. F. Schneider 1897 S. 10.
337. Abbildung Keſſelſtattſche Aquarelle. V. D. P. vom 8. Juli 1756. Das Kaufhaus war 1314—1317 erbaut worden. 1812—1813 wurde es abgeriſſen (von Hefner-Alteneck S. 18).
338. V. D. P. vom 19. Auguſt 1756.
339. Hirſch, Das Bruchſaler Schloß im 19. Jahrhundert. Heidelberg 1906. S. 19 ff. 340. Schrohe a. O. S. 173.
341. Dr. J. H. von Hefner-Alteneck, Lebenserinnerungen. München 1899. S. 48.
342. Als ſchuldigen Dank für die Taten der drei großen Mainzer Architekten des 18. Jahrhunderts belegte die Stadt Mainz im Jahre 1912 auf Anregung von Profeſſor Neeb drei neue Straßen in der Gegend des Albansberges mit dem Namen Welſchs, Ritters und Thomans.

Stammbaum der Familie Thoman von 1690—1800

Johann Adam Thoman, Kaiſerlicher Kriegszahlmeiſter aus Würzburg
† 22. Dezember 1708
∘ 1690 in der Karmeliter-Kirche zu Mainz mit
Maria Barbara Kilian aus Würzburg
† 14. Dezember 1708

1. Maria Magdalena[5] * 1691 † 1771
2. Clara Thereſia Catharina * 2. Okt. 1692
3. Maria Catharina * 27. April 1694
4. Johann Valentin Anton * 30. Okt. 1695 lev. Joh. Val. Jörg † 29. Dez. 1777 ∘ 1) mit Maria Eliſabetha Kamin[1] am 11. Jan. 1717
   - Maria Magdalena * 4. Febr. 1721 in St. Ignaz lev. Maria Eliſabetha Thoman † 5. Febr. 1721 in St. Ignaz

   ∘ 2) mit Anna Eliſabetha * 1703 † 25. Dez. 1749
5. Nicolaus Joſeph * 17. Februar 1698 lev. Nicolaus Klein
   - Carl Joſeph ∘ mit Catharina Held * 1718 † 1800
   - Johann Lorentz Subcenturio † 29. Sept. 1754 ∘ mit Catharina Franziſca Heldt am 5. Jan. 1744 in St. Quintin
     - Georg Valentin † 1756
     - Eliſabeth Maria Eva Franziſca † 1749
     - Maria Joſepha ∘ mit J. J. von Stubenrauch im Jahre 1770 † um 1788
       - Maria Margareta[3] Catharina Franziska[4] * 1771 in St. Emmeran
6. Maria Eliſabeth * 24. Febr. 1700 lev. M. E. Thoman
7. Maria Barbara * 28. März 1702 lev. M. B. Reiboldt
8. Anna Maria * 4. Febr. 1704 lev. A. M. Kilian
9. Franz Ludwig[2] * 13. Juni 1706 lev. L. Minot † 1. Dez. 1759 als Leutnant ∘ mit Maria Martha Klunckart[6] am 21. Jan. 1737 * 22. Sept. 1716 † 20. Okt. 1793
   - Maria Eliſabetha * 1737
   - Jacob Martin Unterleutn. * 11. Nov. 1739 in St. Jacob lev. Jacob Klunckart † 1774 ∘ 1773 mit Antoinetta Gerlach

Zeichenerklärung: * = geboren bezw. getauft; † = geſtorben; ∘ = vermählt; lev. = Pathe oder Pathin.

1. Am 6. Oktober 1735 iſt Maria Urſula Kahmin (Kamin) Pate bei der Tochter von Johann Konrad Kilian und ſeiner Ehefrau Maria Margareta (Kirchenbuch von St. Emmeran). Unter dem 15. Januar 1743 bittet Anna Catharina Thomannin die Kurfürſtliche Regierung, ſie mit einem Vorſchreiben nach Rom zu begleiten, damit ſie ihren Vetter heiraten könne. Die Akten werden an das General-Vikariat weitergegeben. In welchem Zuſammenhang dieſe Anna Maria mit der Familie unſeres Meiſters ſteht, iſt nicht erſichtlich (I. P. vom 15. Januar 1743 im S. A. B.).
2. S. oben S. 3. 3. Maria Margareta (Dreymühlen), Name der Großmutter väterlicherſeits.
4. Catharina Franziſca (Heldt), Name der Großmutter mütterlicherſeits.
5. S. A. W. Prozeß Thoman contra Varrendrap. Protokoll vom 12. März 1721. Das Todesjahr iſt einer ſummariſchen Regiſtrierung im Standesamt Mainz entnommen. 6. Schrohe S. 164.

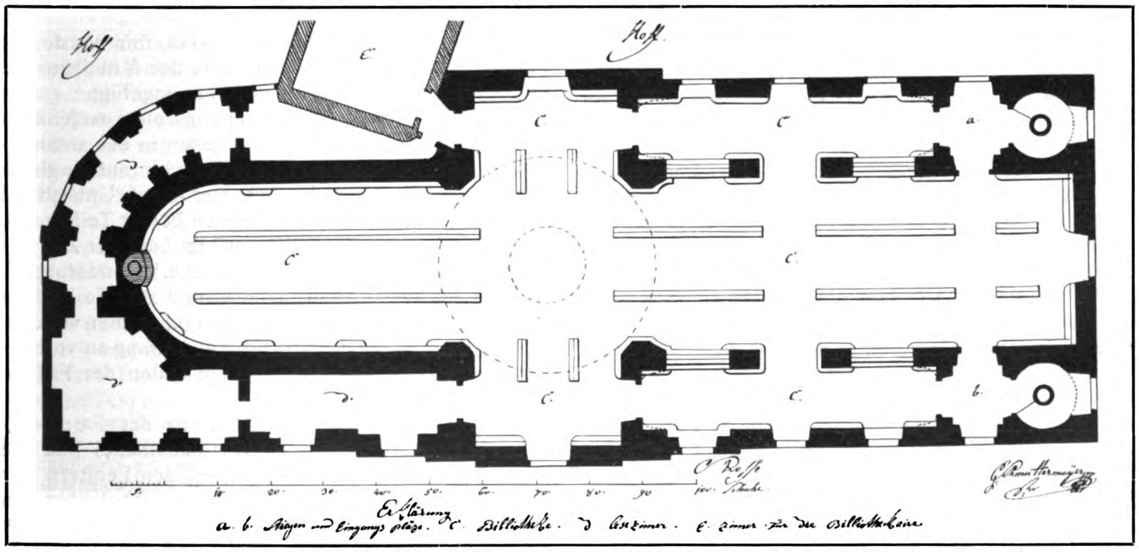


Abb. 21. Der Schmuttermayerſche Grundriß des Emporengeſchoſſes der ehemaligen Jeſuitenkirche in Mainz.
Die Linien im Mittelschiff, längs der Innenwände und zwischen den Arkaden bedeuten die geplanten Büchergestelle. In der schraffierten Nische im Chor sollte die Büste des Kurfürsten aufgestellt werden.

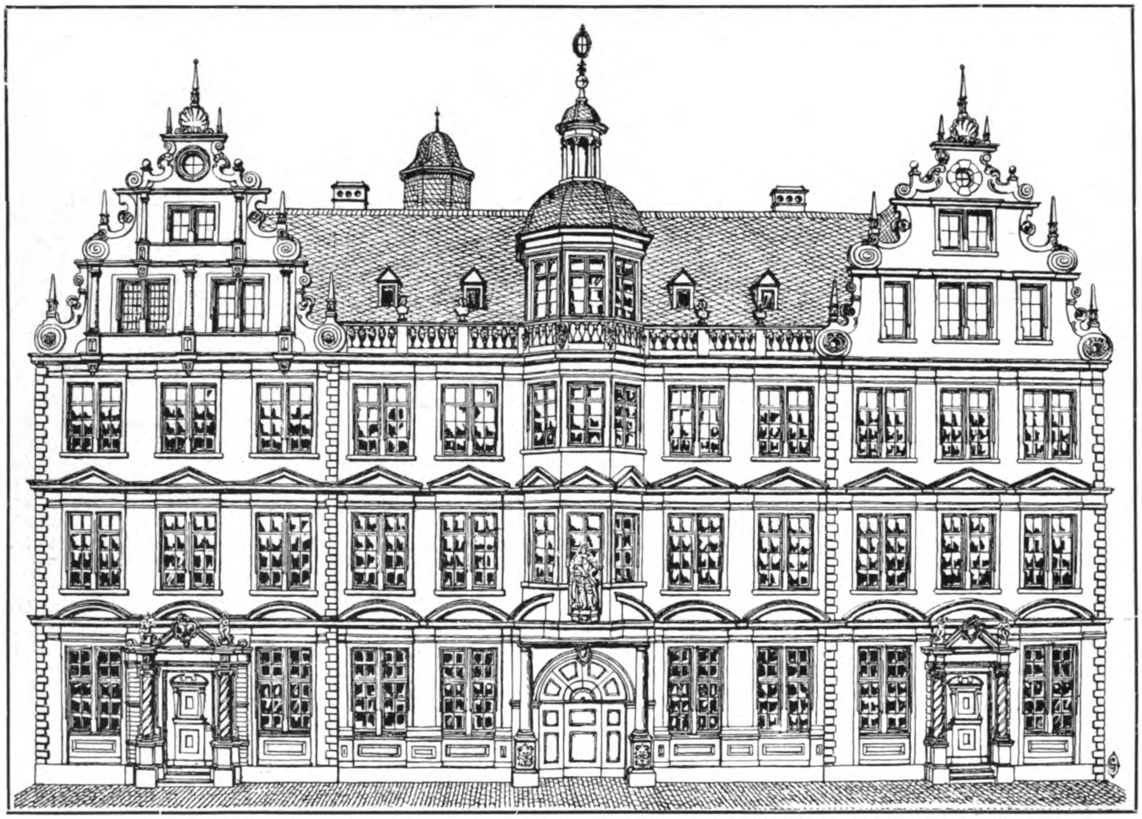


Abb. 1. Der Hof zum Römischen Kaiser in seiner ursprünglichen Gestalt. Nach einer Federzeichnung von Heinrich Gross †

II.

Zur Geschichte des Hauses zum Römischen Kaiser in Mainz

von Ernst Neeb

IN der Mainzer Zeitſchrift IV (1909) S. 71 ff. hat Schrohe die Geſchichte der beiden Häuſer zum König von England und zum Römiſchen Kaiſer ausführlich dargelegt. Beide Häuſer, die urſprünglich ein Ganzes bildeten, ſind Bauten des kurfürſtlichen Rentmeiſters Emund Rokoch. Die im folgenden mitgeteilten kleinen Ergänzungen zur Geſchichte des Römiſchen Kaiſers, die ſich nur mit der Faſſade befaſſen, fallen mehr in die Kapitel einer Geſchichte des Verfalls oder der Entſtellung als in die der Baugeſchichte des Hauſes.

Als Quelle konnten hier die neueren Bauakten aus dem 19. Jahrhundert benutzt werden, die mir von der Großherzoglichen Bürgermeiſterei Mainz in entgegenkommendſter Weiſe zur Verfügung geſtellt wurden, wofür ich auch hier herzlichſten Dank ausſpreche. Abgeſehen von dem rein baugeſchichtlichen Material geben dieſe Akten auch einen recht wertvollen Beitrag zur Geſchichte der Denkmalpflege in Mainz.

Das Haus zum Römiſchen Kaiſer iſt, wie Schrohe nachgewieſen hat, nicht in einem Guſſe entſtanden. Der linke[1]) Flügel (Liebfrauenplatz Nr. 3, die heutige Hirſchapotheke) ſtammt aus dem Jahre 1653, ihm wurde erſt zwiſchen den Jahren 1657 und 1664 der Mittelbau und rechte Flügel (Liebfrauenplatz Nr. 5) angefügt.

Auf dieſe verſchiedenen Entſtehungszeiten weiſen auch einige urſprüngliche Verſchiedenheiten in den architektoniſchen Schmuckformen beider Teile hin, auf die gleich näher eingegangen werden ſoll. Der ſcharfe Unterſchied freilich, der ſich heute im Äußeren beider Teile zeigt, iſt nicht urſprünglich, ſondern erſt im Lauf der Zeit geworden, hervorgerufen durch bauliche Veränderungen, die im Lauf des 19. Jahrhunderts und zum Teil erſt in den letzten Jahren an dem Hauſe vorgenommen wurden. Im folgenden ſollen die wirklich von Anfang an vorhandenen Unterſchiede in den beiden Teilen der Faſſade (Nr. 3 und 5) angeführt werden.

Wir beginnen mit der Betrachtung der Fenſterarchitektur. Bei Nr. 3 (Hirſchapotheke) ſind die Segmentgiebel über den Türen und den Fenſtern des Erdgeſchoſſes[2]) ſowie die dreieckigen Giebel über den Fenſtern des erſten Obergeſchoſſes an ihrer Baſis kürzer als die des Mittelbaues und des rechten Flügels; hier

[1]) Links und rechts iſt hier und im folgenden vom Standpunkte des Beſchauers zu verſtehen.

[2]) Nur die Mitteltüre iſt hier urſprünglich; rechts und links von ihr waren Fenſter.

ſtoßen ſie ganz dicht aneinander, dort liegt zwiſchen ihnen noch je ein kleines Stück des urſprünglich durchlaufenden Geſimſes. Bei Nr. 3 iſt heute der Zuſammenhang zwiſchen den Fenſtern und ihren Giebeln vollſtändig verſchwunden; ganz unmotiviert ſitzen jetzt dort die urſprünglich als Bekrönung der Fenſter gedachten (und auch urſprünglich ſo ausgeführten, ſ. unten) Giebel auf den Geſimsreſten. Die Fenſter ſelbſt liegen kahl und platt in der Wandfläche, beſonders die des oberſten Stockwerks. Einen ganz anderen Charakter trägt die Fenſterarchitektur der übrigen Teile der Faſſade (Nr. 5). Hier verkröpft ſich über jedem Fenſter in allen drei Stockwerken das ganze Geſims mit Fries und Architrav. Dadurch treten hier aber auch die Dreieck- und Segmentbogenbekrönungen in organiſchen Zuſammenhang mit ihren Fenſtern und bilden mit dieſen ein einheitliches und geſchloſſenes Bauglied, während die Fenſter am linken Flügel jetzt als ſchmuckloſe Öffnungen in der Hauswand erſcheinen. Allerdings zeigen heute an der ganzen Faſſade (ſowohl bei Nr. 3 als auch bei Nr. 5) die eigentlichen Geſtelle und auch die Innenteilung der Fenſter nicht mehr die urſprüngliche Geſtaltung. Einigen Aufſchluß über ihre frühere Form geben die Fenſter der Rückſeite des Hauſes: daß man dieſe reicher ausgeſtattet als die der Straßenfront, iſt doch nicht anzunehmen. Auf der Hofſeite haben die Fenſtergewände alle eine, wenn auch ſchlichte Profilierung; ferner ſind die Fenſter hier durch einen ſteinernen Mittelpfoſten geteilt (ſteinerne Kreuzarme, die etwa im oberen Drittel angebracht geweſen ſein müßten, ſcheinen nicht vorhanden geweſen zu ſein). Die Fenſter im linken Giebel der Straßenfront zeigen noch dieſe Ausgeſtaltung. Ähnlicher Art werden ſie auch an der übrigen Front geweſen ſein. Selbſtverſtändlich war auch die Sproſſenteilung der hölzernen Fenſterrahmen urſprünglich viel enger.[1]) Ein urſprünglicher Unterſchied in der Fenſterarchitektur beider Teile der Faſſade beſtand nur in der Ausbildung der die Fenſter bekrönenden Giebel.

Eine kleine ebenfalls urſprüngliche Abweichung in den Schmuckformen zeigen ferner die beiden S e i t e n p o r t a l e. Am linken iſt der Ruſtikerrahmen breiter als am rechten. Auch treten hier jetzt noch auf dem Geſimſe rechts und links von den Putten aus der Wandfläche zwei Blöcke mit Anſätzen zu Voluten hervor. Hier muß ſpäterhin der urſprüngliche Zuſtand irgendwie verändert worden ſein; am rechten Portal fehlen dieſe Blöcke. Von den beiden Putten, die auf dem Giebel der rechten Tür ſitzen, hält der linke eine Taube, der rechte bläſt auf einer Flöte. Was dieſe beiden Symbole (Taube und Flöte) bedeuten ſollen, weiß ich nicht anzugeben.[2]) Die Putten auf dem rechten Seitenportal halten die Wappenzeichen des Erbauers, Emund Rokochs, und ſeiner Gemahlin,[3]) und zwar der linke einen Pfeil (Rokoch), wie auf älteren Photographien aus der Haltung der Arme, die jetzt zum Teil abgeſchlagen ſind, noch deutlich zu erkennen iſt; der rechte hält ein Eichhörnchen (Rokochs Frau war eine geborene Eichhorn).

Eine viel ſtärkere Verſchiedenheit zeigen die beiden G i e b e l, und aller Wahrſcheinlichkeit nach beſtand dieſe ſchon von Anfang an; es ließen ſich wenigſtens bis jetzt noch keine Spuren entdecken, die darauf hinweiſen, daß am rechten Giebel Bauglieder entfernt oder abgeſchlagen worden ſind. Der linke Giebel zeigt eine ſenkrechte Gliederung ſeiner Stockwerke durch Halbſäulen, die am rechten Flügel fehlt (ſ. Abb. 1). Was den Baumeiſter zu dieſer Vereinfachung der Formen des rechten Giebels bewogen hat, weiß ich nicht anzugeben. Störend iſt beim linken Giebel die Anordnung der Halbſäulen über der Mitte der darunter liegenden Fenſterſtürze (beſonders des dritten Obergeſchoſſes), wodurch hier der Eindruck falſcher oder wenigſtens zu ſtarker Belaſtung erweckt wird. Vielleicht empfand dies auch der Baumeiſter und ließ beim rechten Giebel die Halbſäulen wegfallen; auch verteilte er hier die Fenſter in anderer Weiſe als auf dem linken (ſ. Abb. 1).

Ein weſentliches Merkmal, wodurch heute die Faſſade des linken Flügelbaues ſich ſtärker von den übrigen Teilen des Hauſes abhebt, iſt das F e h l e n d e s ü b e r d e n F e n ſ t e r n d e r d r e i G e ſ c h o ſ ſ e h e r l a u f e n d e n F r i e ſ e s und A r c h i t r a v s und die S c h w ä c h u n g d e r G e ſ i m s l e i ſ t e.[4]) Dieſer Unterſchied iſt aber k e i n u r ſ p r ü n g l i c h e r; er rührt erſt von Entſtellungen her, die dieſer Bauteil im 19. Jahrhundert erlitten hat. Auf der von Schrohe (Mainzer Ztſchr. IV S. 73 Abb. 3 und bei Vogts, Mainzer Wohnhaus S. 7) abgebildeten Anſicht des Hauſes, die um 1830 entſtanden ſein muß, laufen die Geſimſe gleichmäßig durch die ganze Faſſade und verkröpfen ſich auch am linken Flügel über den Fenſtern. Ebenſo iſt auf der Lithographie in Chapuy, Allemagne monumentale et pittoresque[5]) (Abb. 2), die allerdings den Römiſchen Kaiſer nur in ſtark ſeitlicher Anſicht und auch nur zum Teil wiedergibt, dieſes noch deutlich zu erkennen. Dieſe Anſicht iſt zwiſchen 1834 und 1842 gezeichnet (ſ. Kunſtdenkmäler des Kreiſes Mainz II[1] S. 15). Ferner zeichnet auch der Bau- und Steinmetzmeiſter M. Bentz auf der Skizze, die dem Baugeſuch vom 4. Februar 1825 beiliegt (das Nähere ſ. unten), wenigſtens im Erd- und Obergeſchoß die durchlaufenden Geſimſe ein. Das Hauptgeſims ließ er weg, das zweite Obergeſchoß hat er überhaupt nur angedeutet. Im Baugeſuch handelte es ſich eben nur um die Fenſterrahmen, deren neue Form in erſter Linie veranſchaulicht werden ſollte. Die kürzere Form der Giebeldreiecke und Segmentbogen über den Fenſtern gibt die Bentzſche Zeichnung genau wieder. Wie aber dieſe drei Zeichner, die doch ſicher ganz unabhängig voneinander arbeiteten, gleichmäßig auf den Gedanken gekommen

[1]) Vielleicht noch enger als auf der Anſicht in Abb. 1. Hier iſt verſuchsweiſe ein Fenſter des linken Giebels mit engerer Sproſſenteilung gezeichnet. Wie ſehr dadurch eine Faſſade an Lebhaftigkeit gewinnt, zeigt der wiederhergeſtellte Teil des kurfürſtlichen Schloſſes zu Mainz.

[2]) Der vergoldete Hirſch wurde erſt in oder nach dem Jahre 1864, als die Apotheke hier eingerichtet wurde, angebracht. Auch die ſchweren Rokokokartuſchen an der Spitze des Giebelvierecks beider Portale ſind erſt eine Zutat des 18. Jahrhunderts.

[3]) Die Seitenportale müſſen alſo gleichzeitig mit den Flügeln entſtanden ſein; meine Angabe im Verzeichnis der Kunſtdenkmäler der Stadt Mainz I S. 68 unten iſt danach teilweiſe zu berichtigen. Nur die Rokokokartuſchen an den Giebeln der beiden Seitenportale ſind, wie bemerkt, jüngeren Urſprungs. Man vergleiche übrigens auch den zwiſchen 1652 und 1668 entſtandenen Saulheimer Altar des Mainzer Domes mit ſeiner nahe verwandten Architektur (ſ. Kunſtdenkmäler des Kreiſes Mainz II[1] S. 217 und Tafel 41b).

[4]) Ganz abgeſehen natürlich von dem neuen Anſtrich des linken Flügels und ſeiner „Armut an Reklameſchildern".

[5]) Ein Exemplar dieſes ziemlich ſeltenen Werkes beſitzt die Kupferſtichſammlung der ſtädt. Gemäldegalerie Mainz.

ſein ſollten, auch am linken Flügel die Geſimſe einzuzeichnen, wenn dieſe nicht von Anfang an ſchon dort vorhanden waren, iſt doch ſchwer erklärlich. Auch die ſpäteren Baugeſuchen beigelegten, bald mehr, bald weniger ausführlichen Zeichnungen (ſ. unten) geben auch am linken Flügel alle drei Geſimſe wieder. Der einzige Unterſchied, der ſich auch heute noch am Bau ſelbſt feſtſtellen läßt, war urſprünglich nur der, daß am linken Flügel Architrav und Fries ſtumpf an die Eckboſſierung anſtießen,[1]) während ſie beim rechten Flügelbau über die Eckboſſen hinweggeführt ſind.

Die erſten den urſprünglichen Zuſtand entſtellenden Veränderungen, die an der Faſſade des Hauſes vorgenommen wurden, beginnen mit der Fenſterarchitektur. Aus dem unten mitgeteilten Baugeſuch, das des Steinmetzmeiſters M. Bentz, ergibt ſich, daß nicht lange vor dem Jahre 1825 ſchon die Fenſter des Mittelbaus und des rechten Seitenflügels verändert worden ſein müſſen („8 Fenſtergeſtell werden in gleicher Höhe und Weiſe wie am Kaiſer — d. i. am Römiſchen Kaiſer — eingeſetzt"). Das gleiche Schickſal widerfuhr dann im Jahre 1825 der Fenſterarchitektur des linken Flügels.



Abb. 2. Der Dom und das Haus zum Römischen Kaiser um das Jahr 1840

Am 4. Februar 1825 richtet der Steinmetzmeiſter M. Bentz[2]) für die Frau Sara Voltz[3]) folgendes Baugeſuch an die Bürgermeiſterei:

„*Ehmalige Krobeiſche* (Kroppeſche) *hauß, jetzt Madam Folz gaſtwirtin zum Römiſchen Kaiſer gehörig, Repparadur arbeith darahn betrefent, nemlich, 8 Fenſtergeſtell wie unten zu ſöhen werten in gleicher Höhe und weite wie am Käußer* (Kaiſer) *eingeſetzt, die Thür wert zu einem Fenſter wie am Käußer eingericht. Der Anfang der Fenſtergeſtell einzuſetzen iſt auf den erſten Montag in beſtimmung.*

Mainz den 4ten Februar 1825. *M. Bentz*"

Es folgt die oben ſchon erwähnte Skizze der Faſſade und dabei die Bemerkung: „Nach genommener Lokal-Beſichtigung wurde die projektierte Façat-Veränderung mit Wiſſen des Herrn Bürgermeiſters ohne ſchriftlichen Baubeſcheid erlaubt. Mainz, den 11. Februar 1825. Mella."

Die acht Fenſtergeſtelle ſind die beiden im Erdgeſchoß rechts und links von der Eingangstür und je drei in den beiden Obergeſchoſſen; ihre Formen ſind nackt und kahl, ganz dem nüchternen Geſchmack jener Zeit entſprechend. Was die Frau Voltz zu dieſer baulichen Veränderung bewogen hat, wird das Beſtreben geweſen ſein, mehr Licht in die Zimmer ihres Gaſthofs zu bringen; vielleicht mag auch der Umſtand mitgewirkt haben, daß ſich an den neuen Fenſtergeſtellen die Läden beſſer anbringen ließen, die die Abbildung in der Mainzer Ztſchr. IV S. 73 zeigt. Nicht verändert wurden die Fenſter in den Giebeln; mit ihren ſteinernen Mittelpfoſten zeigen ſie heute noch ihre urſprüngliche Geſtalt.

Eine weitere Gefahr drohte der einheitlichen Geſtalt der Faſſade im Jahre 1837 durch eine ſtärkere eingreifende Veränderung, die der Metzgermeiſter Thomann[4]), in deſſen Beſitz inzwiſchen der linke Flügel (Nr. 3) übergegangen war, im Erdgeſchoß plante. Am 23. April 1837 reicht er ſein Baugeſuch ein.[5]) Nach dieſem beabſichtigte er — abgeſehen von einigen hier nicht in Betracht kommenden Veränderungen im Innern des Hauſes — die ganze Umrahmung des Portals (Säulen und Giebel) zu beſeitigen, ferner die Fenſter rechts und links von dieſem ebenfalls zu Türen auszubrechen. Die Bürgermeiſterei verſagte der geplanten Veränderung der Faſſade ihre Genehmigung, und zwar auf Grund des Gutachtens der Experten: des Stadtbaumeiſters Auguſtin Wetter, Heinrich Geier jr. und Seraphin Sieglitz, weil das Haus des Metzgermeiſters Thomann „mit dem angrenzenden Gaſthaus zum römiſchen Kaiſer ein Ganzes" bilde und dieſe Faſſade auch „ſo eigentümlich ſei, daß jede einſeitige Veränderung auf das Ganze ſtörend einwirken würde . . ." Durch die von Thomann geplante Änderung würde nicht allein die Symmetrie der beiden Hauptfaſſaden geſtört, ſondern auch dem Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer offenbar Nachteil zugefügt, „weil deſſen Faſſade einſeitig würde und b e i w e i t e m d a s g r o ß -

[1]) An einem der Eckquader auf der linken Seite des Erdgeſchoſſes ſieht man hier noch deutlich die Reſte der drei Streifen des Architravs.

[2]) Auch Baugeſuch und Entwurf für die heutige Faſſade des Hauſes Leichhof 20 (datiert vom 30. April und 19. Mai 1822, Bauakten der Bürgermeiſterei), allerdings in etwas veränderter Form ausgeführt, iſt mit M. Bentz, Bau- und Steinmetz-Meiſter, bezeichnet. Ob Bentz die Faſſade eigenhändig entworfen hat, weiß ich nicht. In ihren Formen zeigt die Faſſade Anklänge an Mollers Theaterbau.

[3]) Siehe Schrohe, Mainzer Ztſchr. IV S. 76 f., woſelbſt auch das Nähere über die einzelnen Beſitzer des Hauſes.

[4]) Siehe Schrohe, Mainzer Ztſchr. IV S. 76 f.

[5]) Im Baugeſuch wird das Haus als am „Heumarkt" liegend bezeichnet. Der alte Name des Platzes am Heumarkt lebte alſo damals noch fort.

artige Anſehen nicht mehr hätte, welches ſolche gegenwärtig beſitzt.“

Thomann wendet ſich dann an die nächſte Inſtanz, das Kreisamt. In einer dorthin gerichteten Reklamation gegen die Entſcheidung der Bürgermeiſterei muß er auch geltend gemacht haben, daß die Faſſade ſeines Hauſes im Giebel ſowohl als auch in verſchiedenen Verzierungen der Geſimſe gänzlich von der Faſſade des entſprechenden Flügels des Gaſthauſes zum Römiſchen Kaiſer (Nr. 5) abweiche. Welcher Art in Wirklichkeit dieſe Abweichungen nur geweſen ſein können, iſt oben ſchon dargelegt worden. Wirklich ſtärker in die Augen fallend kann damals nur die Verſchiedenheit der beiden Giebelflächen geweſen ſein. Thomann übertreibt offenbar zugunſten ſeines Geſuchs. Baumeiſter Wetter ſtellt denn auch dieſe Behauptungen in ſeinem Gutachten (ſ. unten) richtig. Auf Thomanns Reklamation hin wird dann ein Gutachten des Stadtbaumeiſters Auguſtin Wetter eingefordert. Dieſer wendet ſich darin zunächſt gegen die oben angeführte Behauptung Thomanns, daß ſchon zwiſchen beiden Teilen der Faſſade eine Verſchiedenheit in den Verzierungen vorläge, und fügt dann ſeine eigene Anſicht über dieſe Frage hinzu. Das ganze Gutachten Wetters iſt noch getragen von einem echt empfundenen, warmen Intereſſe an den Baudenkmälern einer großen Vergangenheit ſeiner Vaterſtadt; ragt doch Wetter ſelbſt mit ſeiner Wirkſamkeit noch in die Blütezeit der Mainzer Baukunſt des 18. Jahrhunderts hinein.[1])

Die hier in Betracht kommenden Stellen ſeines Gutachtens lauten:

„*Vor allem ſtreitet er* (d. i. Thomann) *gegen das in beſagtem Baubeſcheide ausgeſprochene Verbot, durch die projektirte Beſeitigung der beiden vor der Eingangsthür ſeines Hauſes befindlichen Säulen und durch die Einbrechung zweier andern Thüren rechts und links der beſtehenden, die Symmetrie mit dem anſtoßenden, unter derſelben Façade erbauten und mit dem fraglichen Hauſe äußerlich ein architektoniſch verziertes Ganzes bildenden Gaſthauſe zum römiſchen Kaiſer gänzlich zu zerſtören; indem er einwendet, die Façade ſeines Hauſes weiche ſowohl im Giebel als auch in verſchiedenen Verzierungen der Geſimſe gänzlich von der Faſſade des entſprechenden Flügels des fraglichen Gaſthauſes ab;...*

Ich muß dagegen erwiedern, daß die vorgewendete Abweichung in der beiderſeitigen, in dieſem Augenblicke noch unverſehrt daſtehenden Façade durchaus unerheblich und nur in kaum bemerkbaren Details aufzufinden iſt. Die Hinwegnahme der Säulen vor der beſtehenden Eingangsthüre aber, ſowie die Brechung zweier andern Thüren rechts und links derſelben würde eine ſchneidende, bei dem erſten Blicke ſchon höchſt unangenehm auffallende Diſſonanz mit dem entſprechenden Flügel des fraglichen Gaſthauſes bewirken, und kann umſo weniger nachgegeben werden, da die Conſequenzen, welche in ganz natürlicher und einfacher Folgerichtigkeit, und noch obendrein rechtlich, aus einem ſolchen von der höheren Behörde gegebenen Antecedens würden gezogen werden, zu einer nicht abzuſehenden Fortſetzung der Verunſtaltung der ſchönſten, größten und impoſanteſten Privatgebäuden der Stadt führen könnten. Denn jedes größere Haus kann durch eine Scheidemauer im Innern ohne beſondere Schwierigkeit in zwei getrennte Beſitzthümer getheilt werden. Was würde nun aus der polizeilich vorgeſchriebenen Symmetrie der Gebäude werden, wenn in jedem eintretenden Falle dieſer Art der Eigenthümer der einen Abteilung, auf vorliegende Antecedentien geſtützt, das Recht anſprechen wollte, und, der unausweichlichen Conſequenz wegen, auch durchſetzte, die architektoniſche Anordnung und Verzierung ſeines Anteils willkürlich und in auffallender Weiſe abzuändern? Würden dadurch nicht die baupolizeilichen Verordnungen über die Wahrung der äußeren Symmetrie der Gebäude zu einer bloß augenblicklichen Wirkſamkeit herabgebracht und ſchon für die allernächſte Folgezeit illuſoriſch gemacht werden?“

Das Kreisamt ſchließt ſich der Anſicht Wetters an, die Abänderung der Faſſade wird nicht genehmigt.

In einem erneuten Baugeſuch vom 6. September 1837 bittet Thomann nunmehr um die Erlaubnis, das rechts vom Portal liegende Fenſter in eine Haustüre umändern zu dürfen, die er zu ſeinem „offenen und empfindlichen Geſchäfte ſchon der Reinlichkeit wegen haben“ müſſe. Die Änderung wird ihm unter folgenden Bedingungen geſtattet: 1) darf an der Faſſade keine weitere Änderung, insbeſondere an den Verzierungen des Hauſes und ebenſowenig die früher beabſichtigte Beſeitigung der beiden Säulen an der jetzt beſtehenden Eingangstür vorgenommen als auch die mit dem Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer beſtehende architektoniſche Einheit zerſtört werden; 2) muß die neue Eingangstüre durch den Schreiner ſo faſſoniert werden, daß ſie, wenn ſie geſchloſſen iſt, mit dem Fenſter links des Haupteingangs Ähnlichkeit erhält ...“ Damit war für damals wenigſtens der ſchlimmſte Sturm auf dieſen Teil des Gebäudes abgeſchlagen, und das Verdienſt, hier als getreuer Eckehard der Denkmalpflege gewirkt zu haben, gebührt ſicher in erſter Linie dem tüchtigen Stadtbaumeiſter Auguſtin Wetter. Am 22. April 1838 ſtarb er.

Der Vorgang des Metzgermeiſters Thomann wirkte anſteckend. Am 18. September 1838 bittet der damalige Beſitzer des rechten Flügels F. C. Voltz um die Erlaubnis, hier zwei Türen brechen zu dürfen. Wie die dem Baugeſuch beiliegende Skizze zeigt, handelt es ſich um eine wiederherzuſtellende Türe im Portal, das vorher alſo eine Zeitlang zugemauert geweſen ſein muß, und um das Fenſter links davon, das zu einer Türe ausgebrochen werden ſoll.[2]) Die Genehmigung wird erteilt. Stadtbaumeiſter war damals F. X. Geier.

Die ſtärkſte Veränderung erlitt der Mittelbau und mit ihm die ganze Faſſade im Jahre 1845. Damals erſucht Michael Kitz, in deſſen Beſitz inzwiſchen der

[1]) Vgl. Vogts, Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert S. 99. Eine Darſtellung der Wirkſamkeit Auguſtin Wetters wäre für die Ortsgeſchichtsforſchung eine recht dankbare Aufgabe.

[2]) Heute liegt dieſe nachträglich eingebrochene Türöffnung rechts vom Portal und das Fenſter links. Sind im Jahre 1838 die Türen wirklich ſo gebrochen worden, wie im Baugeſuche beantragt war, ſo muß hier ſpäterhin noch einmal eine Änderung vorgenommen worden ſein; dann ſind aber auch die einzigen noch vorhandenen beiden Fenſterbrüſtungen im Erdgeſchoß neueren Urſprungs, was auch aus anderen Gründen (ſ. unten das Baugeſuch von M. Kitz vom 12. Dezember 1864) ſehr wahrſcheinlich iſt.

Mittelbau und rechte Flügel übergangen war (ſ. Schrohe, Mainzer Ztſchr. IV S. 77), um die Erlaubnis, den Speicherraum des Mittelbaues in Manſarden umbauen zu dürfen, was ihm auch am 17. Mai 1845 genehmigt wird. Damit erhielt der Mittelbau, abgeſehen von einigen ſpäteren Türeinbrüchen im Erdgeſchoß (ſ. unten), ſeine heutige Geſtaltung. Dem neuen Manſardenſtock fiel die zwiſchen den Seitengiebeln und dem Erkerturm herlaufende attikaartige Balluſtrade und damit zugleich auch die feine und maleriſche Wirkung des oberen Abſchluſſes der ganzen Faſſade zum Opfer. Das neue Dach bekam dieſelbe Firſthöhe wie das alte. Schließlich wird auch dem am 12. Dezember 1864 eingereichten Geſuch des M. Kitʒ, alle Fenſterbänke herausnehmen und in Türgeſtelle verwandeln zu dürfen, willfahret. Damit war die urſprüngliche Fenſterarchitektur im Erdgeſchoß verſchwunden.

Es bleibt noch übrig, die letʒten Schickſale der Faſſade des linken Flügels kurz zu verfolgen. Im Jahre 1864 wird hier von Georg Julius Kick die Apotheke eingerichtet. Im Zuſammenhang damit mußten im Innern einige bauliche Veränderungen vorgenommen werden, auf die hier nicht eingegangen werden ſoll; wahrſcheinlich wurde auch damals das linke Fenſter im Erdgeſchoß tiefer gebrochen. Auf der dem Baugeſuch beiliegenden Aufrißſkizze ſamt Querſchnitt ließ man wie über den Fenſtern der beiden Obergeſchoſſe die Architrave damals noch durchlaufen.

Jetʒt ſind auch dieſe letʒten Schmuckteile teils unter dem Meißel des Steinmetʒen, teils unter dem Bewurf des Tünchers verſchwunden. Von dem, was einſt der Römiſche Kaiſer im Platʒbild des Heumarkts und ſpäterhin des Liebfrauenplatʒes war, kann heute nur noch die Zeichnung einen Begriff geben.

Anmerkung: Über die nahe Verwandtſchaft der Faſſade des Hauſes zum Römiſchen Kaiſer mit der des Schönborner Hofes in der Schillerſtraße zu Mainz (jetʒt Offizierskaſino), der wenige Jahre ſpäter (1668) errichtet wurde, habe ich in der Feſtſchrift „Heinrich Wallau dem Meiſter, zum ſechzigſten Geburtstage“, dargeboten von der Hofdruckerei Philipp von Zabern, Mainz 1912, S. 72 ff. gehandelt. Hier kommt ſelbſtverſtändlich die Geſtalt des Schönborner Hofes in Betracht, die er vor dem im 19. Jahrhundert vorgenommenen Umbau zeigte. Dieſe iſt auf einer Federzeichnung aus dem Jahre 1828, die ſich im Beſitʒe der Mainzer Stadtbibliothek befindet, zu erſehen. Dieſes Blatt, 0,62 m hoch und 5,70 m lang, trägt als Hauptbezeichnung oben in reicher Umrahmung folgenden Titel: „Accurate Vorſtellung des Prächtigen Einzugs unter Glorwürdigſter Regierung Ihro Röm. Kayſ. Mayſt. Caroli VI So Von Ihro Churfürſtl. Gnad. zu Mayntʒ Lothario Francisco und Ihro Churfürſtl. Durchl. von Trier Francisco Ludovico in der Churfürſtl. Haubt u: Reſidentʒ Statt Mayntʒ durch die vorentworffenen Straſſen den 25ten November des 1727ten Jahres gehalten worden. Unten links: Fecit. Joh. Andreas Pabſt, ſubditus Moguntinus 1728 und Ritterſchaftlicher Cantʒl. diener.“ Auf Abbildung 3 geben wir hier den Ausſchnitt, der den Schönborner Hof in ſeiner urſprünglichen Geſtalt zeigt; davor ein Stück des nach der großen Bleiche hin ziehenden Feſtzugs.

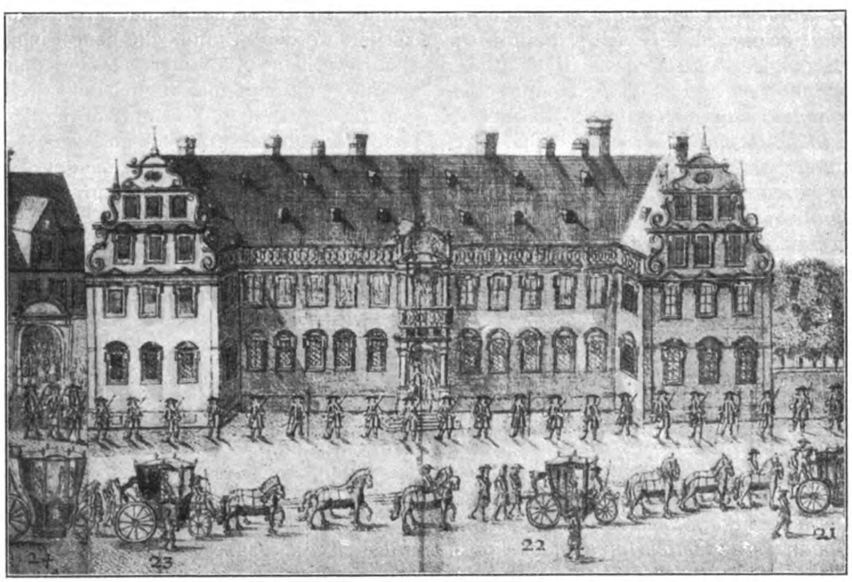


Abb. 3. Der ehemalige Schönborner Hof zu Mainz. Ausschnitt aus einer Zeichnung vom Jahre 1728.

III.

Ortsnamen und Römerstrassen in Westdeutschland

von K. Schumacher

DASS der Name eines Fluſſes oder Baches nicht ſelten auch in den Ortsnamen an der Mündung und Quelle begegnet, iſt eine leichtverſtändliche Erſcheinung. Schwieriger erklärt ſich die Verwendung des Flußnamens für Siedelungen am Zwiſchenlaufe, wobei natürlich neuere Flußbezeichnungen zur Unterſcheidung anderer gleichlautender Ortsnamen nicht in Betracht kommen.

Jedem, der ſich mit der Beſiedelungsgeſchichte älterer Zeiten beſchäftigt, iſt die Tatſache wohl bekannt, daß neueinrückende Stämme ſich im allgemeinen längs der Flußtäler ausbreiten, wenn auch nicht gerade auf den Talſohlen, ſondern mehr an den Rändern. Trockene Talweitungen mit gutem Ackerboden haben deshalb meiſt ſchon ſeit der neolithiſchen Zeit ihre Bewohner gefunden, nicht ſelten in ununterbrochener Fortſetzung bis zum heutigen Tag, wenn auch der Platz der Hüttenſtellen mit dem Ortsnamen öfters wechſelte. Für Anſiedlungen an ſumpfigen oder tiefeingeſchnittenen Tälern mit geringwertigem Ackerboden mußte natürlich beſondere Veranlaſſung vorliegen.

Während die Nahewege von Dorf zu Dorf vielfach bis in die neueren Zeiten hinein im allgemeinen ſehr vernachläſſigt blieben, haben ſich für die großen Bewegungen der Völker und die Bedürfniſſe des Handels ſchon von grauer Urzeit an Fernverbindungen ausgebildet, die unter geſchickter Ausnützung des Geländes möglichſt geradlinig auf ihr Ziel zuſtrebten. Die Schwierigkeiten, die das Überſchreiten verſumpfter oder ſteiler Flußtäler bot, rief nicht ſelten die Anſiedlung von Menſchen hervor, die aus jenem Verkehr Vorteile zu ziehen ſuchten. So entſtanden gerade an den älteſten Flußübergängen Ortſchaften, die ſich gerne nach dem Fluſſe nannten und gerade durch den „internationalen" Verkehr die Kenntnis des Ortsnamens ſpäteren Zeiten übermittelt haben.

Kaum ein Gebiet Deutſchlands zeigt dieſe Tatſache ſo klar als das linksrheiniſche, weil hier das alte Wegenetz wenigſtens im großen und ganzen bekannt iſt und durch ſehr frühe literariſche Quellen beleuchtet wird, namentlich durch einige römiſche Reiſebücher und Karten (itinerarium Antonini, tabula Peutingeriana uſw.), aber auch durch Inſchriften und Meilenſteine. Die Verfolgung dieſes Geſichtspunktes dürfte daher ſowohl für die Straßen- als die Ortsnamenforſchung intereſſante Aufſchlüſſe erzielen. Wir beſprechen zunächſt die von antiken Schriftſtellern geſchilderten Reiſerouten und reihen dann einige andere Straßenzüge an.

1. Die Straße Reims-Verdun-Metz-Trier-Mainz

Dieſe wichtige Römerſtraße, welche die Metropolis der Provincia Belgica mit der Hauptſtadt der Germania Superior verband, iſt noch heute im größeren Teile ihres Zuges wohlerhalten, in den trefflich angebauten Flächen der Champagne und in Lothringen meiſt jetzt noch als Vizinalweg benützt, in den ausgedehnten Urwäldern der Argonnen, des Woëvre und Hunsrücks nicht ſelten geheimnisvoll im Waldesdickicht verſteckt.[1] In dem am Ende des 3. Jahrhunderts zuſammengeſtellten Itinerarium Antonini werden an der Strecke Reims (Durocortorum Remorum) bis Metz (Divodurum Mediomatricorum) folgende Orte genannt: Basilia, Axuenna, Virodunum, Fines, Ibliodurum, Divodurum. Basilia (-cum) liegt am Übergang der Straße über den Suippefluß (bei St. Hilaire le Grand),[2] Axuenna über die Aisne, die in römiſcher Zeit Axona, in älterer wohl Axuenna hieß, bei dem heutigen Vienne-la-Ville, deſſen Name nach Liénard aus Via Axona = Viaixne entſtanden ſei.[3] Die Station deckte den Eingang in den Argonnenwald (silva Argunnensis), wie das oppidum von Haulzy wenig weiter nördlich bei St. Thomas am Ende der Hallſtatt- und zur beginnenden La Tène-Zeit,[4] was allein ſchon das hohe Alter dieſes Verkehrswegs beweiſt. Virodunum (Verdun), das große oppidum der keltiſchen Viroduner und Vorort der römiſchen civitas Vero (e, u)-dunensium, ſchützte den Maasübergang und ſoll nach d'Arbois de Jubainville „wahre Feſtung" (= dunum)[5] bedeuten. Fines bei Aulnois iſt eine offenbar erſt in römiſcher Zeit eingerichtete Grenzſtation zwiſchen der civitas von Virodunum und Divodurum,[6] während Axuenna wohl ſchon in galliſcher Zeit den Grenzort der Remer und Viroduner bildete (Caesar bell. gall. II. 5). Ibliodurum, zwiſchen Hannonville-au-Passage und Mars-la-Tour am Yronflüßchen, deſſen Namen vielleicht mit Ibliodurum zuſammenhängt (Liénard II (1884) S. 81?), iſt wie viele durum(s)-Orte an Flußübergängen, ſo auch Divodurum an der Moſel („Götterfeſte"?), nach einem Perſonennamen oder einer charakteriſtiſchen Eigenſchaft der betreffenden Örtlichkeit genannt.

Zwiſchen Divodurum (Metz) und Augusta Treverorum (Trier) verzeichnet die Peutinger-Karte Caranusca und Ricciacum, über deren Lage noch geſtritten wird, doch ſcheint mir für erſteres B. Keunes und Cramers Annahme am Kannerflüßchen ſehr wahrſcheinlich,[7] da Caranusca der alte Name desſelben geweſen ſein dürfte. Ob Ricciacum in Ritzingen (wie Contionacum in Konz a. d. Moſel) ſich erhalten hat, iſt ſehr fraglich und kann nur durch genaue archäologiſche Feſtlegung dieſes noch ſehr unſicheren Straßenzugs entſchieden werden.[8] Die Straße

[1] Vgl. die franzöſiſchen Generalſtabskarten 1:200000 (Nr. 2 und 10) und die deutſchen Meßtiſchblätter 1:25000.

[2] F. Liénard, archéologie de la Meuse II (1884) pl. I. Wenn der Ortsname Suippes erſt 8 Kilometer weiter aufwärts an der Suippe erſcheint, ſo könnte dies den Übergang des älteren galliſchen Weges bezeichnen, der von Prunay über Baconnes, Suippes, Laval geführt zu haben ſcheint.

[3] Wahrſcheinlicher aber nach der Bionne genannt, die früher Biema (oder Blona?) hieß, vgl. A. Holder, Altceltiſcher Sprachſchatz III S. 315, Nachträge S. 783.

[4] G. Goury, l'enceinte d'Haulzy et sa nécropole, 1912.

[5] Vgl. A. Holder, Altceltiſcher Sprachſchatz III S. 389.

[6] Vgl. Fines zwiſchen Nasium und Tullum bei St. Germain-en-Meuse.

[7] Vgl. auch Trierer Jahresb. 1905 S. 52/53 (M. Müller).

[8] Er dürfte am Schnittpunkt mit einer Straße nach Saarlouis liegen, die bei Pachten die Saar überſchreitet.

Metz-Trier hatte übrigens für den galliſchen Handel keine beſonders hervorragende Bedeutung, da eine direkte Verbindung zwiſchen Reims über Arlon nach Trier beſtand. Die an dieſer Straße bekannten Orte Vungus (Voncque an der Aisne), Mosomagus (Mouzon) am Maasübergange (Mosa), Epoissum (Carignan an der Chiers, Caris), Orolaunum (Arlon), Andethanna (Anwen?)[1] ſind zum Teil ſprachlich noch wenig aufgeklärt. Doch weiſt Carignan auf einen (nach dem Carisfluß benannten) Ortsnamen römiſcher Zeit hin, der den galliſchen Epoissus (Eposiacum? Cramer S. 30) verdrängt haben dürfte. An der Strecke Trier-Mainz werden in der Peutingertafel, in den Itinerarien und Inſchriften bei Tacitus und in Ausonius' Gedicht Mosella genannt Rigodulum (Riol)[2] und Neomagus (Neumagen) unten im Moſeltal, oben im Hunsrück Belginum (vicus Belg.) am ſtumpfen Turm, Dumnissus bei Kirchberg (Denſen) und Bingium (Vingus, Bingen),[3] lauter alte keltiſche Siedelungen außer dem Grenzort Belginum, welches wie die Station Belgica zwiſchen Marcomagus (Marmagen) und Tolbiacum (Zülpich[4]) jedenfalls erſt nach der römiſchen Provinzialeinteilung ſeinen Namen erhielt, und zwar — beachtenswerterweiſe — vom Standpunkt der vom Rhein aus der Germania Superior kommenden Reiſenden. Die faſt in allen Einzelheiten geſicherte Straße überſchritt die Ruwer (Erubris bei Ausonius) oberhalb des Ortes Ruwer (Ruvera 634), die Feller bei Fell (Vallis 634), den Dhron (Draconus bei Ausonius, 752 Drona, auch an der Mündung ein Dhron) an der Büdlicher Brücke (Budeliacum 634) bezw. bei Grafendhron, die Sohrbach bei Sohren, die Kehrbach (Kira 926, Kyrbach) bei Kirch-(Kyr)berg-Dumnissus (Denſen), die Simmerbach bei Simmern (Simera 912, vicus 1071, auch an der Mündung ein Ort Simmern), die Volkenbach-Guldenbach bei (Rhein-)Böllen, die Nahe (Nava) bei Bingen, deſſen Namen an das oben erwähnte Vungus an der Aisne erinnert. Die Ort. Ruwer, Fell, Dhron, Sohren, Simmern ſind alſo ſpäteſtens in römiſcher Zeit an dem Flußübergang entſtanden und haben ihren Namen nach dem Fluße erhalten. Die Mehrzahl dieſer Siedelungen dürfte ſogar auf vorrömiſche Zeit zurückgehen wie ein guter Teil des ganzen Straßenzugs, der von den Römern nur geſchickter ausgebaut wurde.

Wenn das Itinerarium Antonini von Trier nach Straßburg die Orte Baudobriga, Saliss(i)o, Vingium, Mogontiacum etc. erwähnt, ſo beſchreibt es damit den Umweg von Belginum über Belg, Kaſtellaun nach Boppard-Salzig-Bingen etc.,[5] ähnlich wie es von Reims über Nasium (Naix), Tullum (Toul) und Scarpon(n)a (Cherpagne) nach Metz umführt. Der Name von Kaſtellaun[6] dürfte mit einer römiſchen Straßenbefeſtigung zuſammenhängen, die noch zu ermitteln iſt.

Wir ſehen alſo, daß weitaus die meiſten galliſchen und römiſchen Siedelungen an den Flußübergängen dieſer Straße nach den betreffenden Flußnamen bezeichnet wurden und dieſe Namen größtenteils bis auf den heutigen Tag beibehalten haben.

2. Die Straße Metz-Straßburg

Iſt dieſer Straßenzug auch in ſeinem Geſamtverlauf geſichert, ſo erſcheint er im einzelnen noch recht zweifelhaft. Die Station Ad duodecimum (lapidem), am 12. Meilenſtein, wird gewöhnlich bei Delme angenommen, ob mit Recht, ſoll hier dahingeſtellt bleiben. Bei Marsal-Vic überſchreitet die Straße die Seille, und hier findet ſich auf einer Inſchrift der vicus Marosallensis, ohne Zweifel nach dem Fluß genannt. Vic hieß vicus Bodatius. Weiterhin begegnet die Station Decempagi, offenbar eine römiſche Neugründung bei Dieuze-Tarquinopol, unfern von zehn einheimiſchen Vogeſenorten, wie ſie auch in der Nähe von Saarburg und Zabern ſo zahlreich feſtgeſtellt ſind.[7] Der Grenzort gegen die Germania iſt wohl Pons Saravi (Saarburg i. L.), wo der Saarübergang feſtſteht. Dieſe Bezeichnung wie die folgende Tabernae (Zabern) am Übergang über die Zorn erweiſen die Straße als eine römiſche Neuanlage, und tatſächlich konnte an mehreren Stellen ein abweichender älterer keltiſcher Verkehrsweg ermittelt werden, welcher über jene Vogeſendörfer führte.[8] Den vicus Saravus, der auf einem Meilenſtein des Donon genannt wird, vermutet Zangemeiſter bei Lörchingen, wo auch die Straße nach Tullum die Saar überſchreitet, Fuchs bei Saargemünd, Mowat bei Saarbrücken.[9] Jedenfalls aber liegt er an dem Saarübergang der Fortſetzung der Dononſtraße, die von Wasperweiler bis zur Donon-Einſattelung nachgewieſen iſt. Der Name von Argentorate (Straßburg) deutet vielleicht wie Argentovaria (bei Horburg?) auf Argenta, den Illfluß, während er von anderen von dem Eigenamen Arga(e)ntos abgeleitet wird. Alſo auch hier wieder mehrere nach dem Fluſſe bezeichneten Ortsnamen.

3. Die Straße Trier-Köln

Der vicus Beda (Geograph von Ravenna Bidana, 715 Bedense castrum) auf der Hochebene zwiſchen Kill (bei Ausonius Celbis) und Nims (Ausonius: Nemesa), an der Abzweigung verſchiedener vorrömiſcher und römiſcher Wege gelegen, hat ſeinen Namen aus dem Keltiſchen (wohl beda = Birke).[10] Killburg (800 Kilibergo) bezw. Killburgweiler (1224 Wilre) liegen nahe jener Abzweigung über Steinborn nach der Straße Jünkerath-Mayen (ſogenannte Langmauer). Der vicus Ausava iſt ohne jeden Zweifel am Übergang über die Oos (771 Osa) zu ſuchen. Von da führte wohl auch eine Straße über die Prüm (bei Ausonius Promea), und zwar an Stelle des heutigen Prüm (720 Brumia monasterium, Prumia). Auch Egorigium (Icorigium, Jünkerath) am Killübergang[11] iſt keltiſch (wohl Reich, Beſitz des Icos) ebenſo wie Marcomagus (Marmagen) am Übergang über die Urft. Marco (wie auch in Marcodurum = Düren) hängt eher mit

[1]) Bonn. Jahrb. H. 66 S. 5/6, Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 23, Holder I. S. 146.
[2]) Mainzer Ztſchr. VI (1911) S. 17 f. Nach Holder „Königsbuſch".
[3]) Ebenda V (1910) S. 14 f.
[4]) Ebenda VIII/IX (1913/14) S. 109.
[5]) Ebenda VIII/IX (1913/14) S. 109, C. I. L. XIII S. 301 (K. Zangemeiſter).
[6]) Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 70 vermutet Castellodunum.
[7]) Lothring. Jahrb. 23 (1911) S. 417—446, mit Karte (Reuſch) und A. Fuchs, Die Kultur der keltiſchen Vogeſenſiedelungen, 1914, Karte Beilage 1.
[8]) Fuchs a. o. S. 60.
[9]) Fuchs a. o. S. 64 f.
[10]) Trierer Jahresb. 1905 S. 61.
[11]) Ebenda S. 53, Holder, Altceltiſcher Sprachſchatz II S. 23.

dem Eigennamen Marcu(o)s zuſammen als wie mit marca (Streitroß) oder gar dem germaniſchen marca (Grenze),[1] obwohl wir hier den Grenzen der Germania Superior und Inferior und andererſeits der Belgica nahe ſind, wie ſchon der Name der folgenden Station Belgica vicus zeigt. Dieſen Grenzort möchte man ja am Schnittpunkt der Straße von Marcomagus nach Zülpich-Köln mit der von Bonn und Remagen nach Zülpich vermuten, alſo zwiſchen Euskirchen und Billig, deſſen Namen man häufig von Belgica ableitet,[2] indeſſen iſt ein bedeutender Umweg damit verbunden.[3] Weilerzwiſt am Übergang über die Zwiſt iſt auch kein Zufall. Tolbiacum (Zülpich), vicus Supe(r)norum?, nach Tacitus hist. 4, 79 Tolbiaci in finibus Agrippinensium, könnte auf einen germaniſch-galliſchen Namen zurückzuführen ſein,[4] wie Teudurum (= Divodurum) und Mederiacum, an der Maasſtraße Vetera-Cortovallium etc. und viele andere der Germania Inferior.

4. Die Rheintalſtraße von Nymwegen bis Baſel

Auch hier finden ſich neben den als Feſtungen bezeichneten Orten: Lugdunum Batavorum (Leyden), Batavodurum und Asciburgium (Asberg, germaniſche Benennung), vielleicht auch Burginatium (= Burginacum, Born bei Calcar, vgl. Cramer S. 26) und neben den magus (Feld)-Orten: Noviomagus (Nymwegen), Durnomagus (Dormagen), Ricomagus (Remagen), Borbetomagus (Worms), Noviomagus (Speyer) und Breucomagus (Brumath) auch verſchiedene Ortsbezeichnungen, die mit den vorbeifließenden Flüſſen zuſammenhängen können: Fletio (vgl. Flevo lacus, Cramer S. 30), vielleicht auch Novesia (Neuß), Antunnacum (Andernach), wohl ſicher Confluentes (Coblenz), Vosolvia (Vosavia, Weſel, Cramer S. 35), Borbito (= Pfrimm)-magus (Worms), vielleicht Rufiniana (Rheingönheim), Saletio (Selz), Argentorate und Argentovaria, Helellum (Ehl) u. a. m. Die verſchiedene Bezeichnung desſelben Fluſſes (Ill) mit Argenta und Helella(?)[5] könnte auf die „liguriſche“ und galliſche Bevölkerungsſchicht zurückgehen (vgl. unten), wie auch der Name Cambes(te) (Kembs) und Larga (= Frieſen-Largitzen am Übergang der Römerſtraße Kembs-Mandeur (Epomandurum)-Besançon über die Larg) auf die vorgalliſchen Siedler zurückgeführt wird, doch iſt die Ableitung unſicher.[6]

Da dieſe Rheintalſtraße ein uralter Völkerweg iſt, nehmen die vielen vorgalliſchen und galliſchen Ortsnamen kein Wunder. Die römiſchen Neubezeichnungen, wie Colonia Traiana (Xanten), Ara Ubiorum, Colonia Agrippinensis (Köln), Ad fines am Vinxtbach (Obrinca des Ptolemaeus), Confluentes (Coblenz, galliſch Condate), Alta ripa (Altrip),[7] vicus Julius (Germersheim), Tabernae (Rheinzabern), Portus (Pforz), Concordia (Weißenburg oder Lauterburg),[8] Stabula (bei Banſenheim), ſind entweder durch das Fehlen einer älteren namhafteren Siedlung oder durch Vorgänge von hiſtoriſcher oder organiſatoriſcher Bedeutung veranlaßt.

Nachdem wir an dieſen geſicherten Beiſpielen die Art der Ortsbenennungen längs der Römerſtraßen behandelt und die Häufigkeit der nach den überquerten Flüſſen bezeichneten Siedelungen erkannt haben, wollen wir einige andere römiſchen Straßenzüge, bei denen die antike Überlieferung uns im Stich läßt, einer ähnlichen Betrachtung unterziehen.

5. Trier - Salmenrohr - Bertrich - Mayen - Coblenz bezw. Andernach

Den Verlauf dieſer ziemlich wichtigen römiſchen Heerſtraße habe ich Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 101 f. beſchrieben. Die Straße geht von Pallien aus (genannt nach dem Bach Palienna, vgl. Trierer Jahresb. 1905 S. 50), wo inſchriftlich der vicus Voclannionum bezeugt iſt (ebenda S. 53), überſchreitet die Biewer (929 Bevera) bei Biewer, die Kill (Celbis bei Ausonius) bei Ehrang, wo ein älterer Name verloren ſein dürfte, die Quintbach bei Quint (ad quintum lapidem, wie Detzem ad decimum, vgl. Trierer Jahresb. 1905 S. 63), wo aber der Bach ſpäter von der Siedelung den Namen erhalten hat, die Salm (bei Ausonius Salmona) unterhalb Salmrohr (1295 Salmenrore) bei Sehlem (Trierer Jahresb. 1909 S. 48). Der Übergang über die Lieſer (Ausonius Lesura, 794 Lisera) findet ſtatt zwiſchen Wengerohr und Platten (platea??) in der Nähe von Bombogen (940 Bumaga), das Trierer Jahresb. 1905 S. 52 von Bonomagus abgeleitet wird. Die Alf bei Olkenbach (ebenda S. 69), die Üß (1291 Huſe) bei Bertrich (Bertriacum) und die Endert (bei Martenthal) haben keine mir bekannte Erinnerung in Ortsnamen hinterlaſſen, dagegen wieder die Elz (Alisontia bei Ausonius), wo nahe dem Übergang Allenz (1103 Alisinza) liegt mit ſeiner bekannten römiſchen Villa. Ob die Nette mit der Nitz (Nitissa 943) bei Mayen (Nidomagus oder Magio(na)?)[9] und die Andel (Antella) bei Andernach (Antunnacum) auf die Bildung des Ortsnamens Einfluß gehabt hat, iſt noch zweifelhaft.

6. Metz-Saarbrücken-Kaiſerslautern-Worms bezw. Mainz

Der Übergang über die Nied (Nida, Nita 870) iſt wohl bei Contchen-Northen anzunehmen, über die Roſſel (Rusella, 777 pagus Rosalinse) geſichert oberhalb Groß-Roſſeln bei Roßbrücken. An letzterem Punkt lag am Fuße und auf der Kuppe des Herapels ein auch inſchriftlich bezeugter vicus, deſſen Namen mit dem Flußnamen zuſammenhängen dürfte (vgl. Korrbl. d. Geſ.-Ver. 1911 S. 408, B. Keune). In dieſem Falle ſcheint die Siedlung im Tale älter als die auf dem Berge zu ſein. Saar (Saarbrücken, vicus Saravi?, 999 Sarebruca, Übergang bei St. Arnual, vicus bei Brebach), Blies (796 Blesa, Übergang bei Blieskaſtell oder zwiſchen Altſtadt-Beeden?), die Lauter bei Kaiſerslautern, fernerhin Speierbach bei Hochſpeier, die Alſenz (Alsontia 893) bei Alſenborn und Alſenbrück, die Eis bei Eiſenberg,[10]

[1] Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1898 S. 214 (B. Keune).

[2] Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 109; vgl. auch Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 25.

[3] J. Schneider (Bonner Jahrb. 1879 S. 27) nimmt deshalb an, daß im Itinerar auch Seitenſtationen genannt ſeien.

[4] Holder II S. 1870.

[5] Über -illa, -ella als Bachnamen vgl. Trierer Jahresb. 1906 S. 46, über Argentovaria (= Horburg) F. Stolle, Elſ. Monatsſchrift 1911 S. 399.

[6] Über Helellum (Ehl) und Helvetum (bei Baldenheim?) vgl. Stolle a. o. S. 400.

[7] Vgl. aber Cramer S. 22.

[8] Vgl. Stolle a. o. S. 449.

[9] Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 71 vermutet Mediomagus, vgl. Magione vetere auf der Inſchrift von Junglinſter!

[10] Dieſes iſt ſicher nicht Rufiana; letzteres liegt, wie ſchon Zangemeiſter angenommen hat (Feſtſchr. f. Overbeck), vorn an der Rheinſtraße: wahrſcheinlich der große, neu entdeckte vicus bei Rheingönheim-Altrip.

Pfrimm (Borbeta) bei Börrſtadt und Borbetomagus (Worms), alle haben die Erinnerung an die Übergänge über dieſe Römerſtraße feſtgehalten.

Die Abzweigung nach Mainz führte in frührömiſcher Zeit über die Selz bei Selzen (Salusia im 8. Jahrhundert), ſpäter über Alzey (vicus Altiaiensis, Alteum)[1] - Olm nach Mainz. Der Name Alteum wird wohl mit dem keltiſchen Namen der Selz, Salusia mit dem ſpäteren zuſammenhängen.

7. Verſchiedene andere Straßen

a) Die Römerſtraße Metz-Tholey-Freiſen-Kreuznach-Mainz, die im einzelnen noch genauer zu erforſchen bleibt, überſchritt (bezw. berührte) die Nied bei Wallerchen und Nied-Altdorf, die Saar bei Pachten (1150 Pahta), wo die coloni Crutisiones inſchriftlich erwähnt ſind, die Prims (802 Primantia) bei Primsweiler, die Blies (796 flumen Blesa) und Glan (870 Glena) wohl bei Bliesſen und Altenglan (Gleni), die Lauter bei Lauterecken, die Nahe bei Kreuznach (Cruciniacum 835), die Apfelbach bei Planig (1108 Bleiniche), die Wiesbach bei Genſingen bezw. Sprendlingen, die Selz bei Ingelheim bezw. Elsheim-Stadecken. Auch der Name des vicus Ambitarvius supra Confluentes (Sueton Caligula 8) wird von Cramer (Röm.-germ. Studien 1914 S. 61 f.) mit einem Flußnamen (Tarva = Zerf) zuſammengebracht, doch iſt die Ableitung wie die Lage (Niederzerf, Coblenzer Stadtwald ?) unſicher.

b) Die Straße Trier-Birkenfeld-Worms überſchritt die Nahe (Nava) bei Nohen, deſſen Namen ſicher vom Fluße abgeleitet iſt, wiewohl es mehrere Nohen (in der Eifel, bei Mettlach etc., vgl. Trierer Jahresb. 1905 S. 63) gibt. Auch die Dorfnamen Tranenweier am Tranenbach, Hambach am Hambach uſw. verdanken immerhin dieſer Römerſtraße ihre Entſtehung, ebenſowie Oberhoſenbach und Kirn an der Straße von Belginum (ſtumpfer Turm) nach Kirn oder Sötern und Brücken-Trauen an der Straße Otzenhauſen-Sötern uſw.

c) Von rechtsrheiniſchen Beiſpielen will ich nur an Heddernheim-Nida an der Nied, (Nieder-)Urſel (Urs(a)-ella) am Urſelbach, vicus Nediensis (Lobenfeld-Neidenſtein), Schefflenz, Neckarburken (vicus Elantiensis an der Elz), vielleicht auch vicus Senotensis = Pforzheim an der Enz, Murrensis (Marbach an der Murr), Armisensis an der Erms, Reginum (Regensburg am Regen) und viele andere erinnern.

Überſchauen wir die längs dieſer Römerſtraßen begegnenden älteren Ortsnamen, ſo können wir folgende Gruppen ſcheiden:

1) Ortsnamen der vorgalliſchen (liguriſch-rätiſch-illyriſchen ?) Zeit, wie Bormit(bet)omagus (Worms), Argentorate (Straßburg), Cambes(ete ?) (Kembs) u. a.,[2] die namentlich mit Fluß- und Bergnamen zuſammengeſetzt ſind. Von letzteren begegnen Abnoba, silva Marciana (= Schwarzwald), Vosegus (Vogeſen) bis jetzt in keinem Ortsnamen, wohl aber Mons Brisiacus (Altbreiſach am Kaiſerſtuhl), Artaunum (Ad Taunum, Höchſt ?), Mons Piri (Heidelberg), die, wie Celius Mons (Kellmünz) u. a., zuſammengeſetzt und ſprachlich zum Teil noch nicht ſicher erklärt ſind.

2) Keltiſche bezw. galliſche Ortsnamen, und zwar eine ältere und jüngere Schicht, wie die Bildungen mit briga[3]) (wie Bou- bezw. Baudobriga = Boppard), die dem jüngeren dunum (= Feſte) entſpricht. Es iſt ſicher kein Zufall, daß die gerade in unſerem Gebiet ſo zahlreichen dunum-Namen beſonders an Flußübergängen begegnen. Sie hängen offenbar mit der Befeſtigung und dem Ausbau großer Straßenzüge durch die Gallier während der Mittel-La Tène-Periode zuſammen und knüpfen entweder an die Eigennamen der Gründer oder an den Charakter der betreffenden Örtlichkeit und namentlich die Flußnamen an, ebenſo wie die magos- (magus = campus, Feld) Orte. Lopodunum, Tarodunum (Zarten) bezw. Virodunum entſprechen Bildungen wie Juliomagus (Schleitheim), Marcomagus (Marmagen) etc. bezw. Bormitomagus (Pfrimm, Worms), Lindomagus (Linth, Limmat), Mosomagus (Maas, Mouzon) uſw. Die Endung -durum, wie in Ibliodurum, Marcodurum, Salodurum (Solothurn), Teudurum (Tüddern) etc.,[4]) iſt ein Synonymon von dunum und in ſeinem Verhältnis zu dieſem noch nicht ganz ſicher aufgeklärt, wenn es auch auf einen zeitlichen bezw. ſtammlichen Unterſchied zurückgehen dürfte. Die Magus-Orte liegen tatſächlich alle inmitten kleinerer und größerer Fruchtebenen und ſind aus dem Gegenſatz zu den umgebenden äckerarmen Gebirgsſtrichen benannt. Die ſo häufige Bezeichnung Noviomagus wird von Cramer (S. 32/33, 71) von dem Eigennamen Novios oder Wurzelwort novio-(„fett“) abgeleitet, während ſie Holder (Altcelt. Sprachſchatz II S. 787, 1484 u. ſ.) wohl mit Recht als „Neufeld“ erklärt im Gegenſatz zu Senomagus („Altfeld“), ähnlich wie Noviodunum(on) und Senodunum (Neu- und Altburg). Noviomagus bei Nymwegen, Neumagen a. d. Moſel, Speier etc. dürfte zum Teil benachbarten älteren Orten wie Borbitomagus, Rigodulum etc., entgegengeſetzt ſein, wie in der Inſchrift von Junglinſter ein Noviomagus und Magio vetus erwähnt wird.

3) Gallorömiſche und römiſche Ortsnamen. In Fällen, wo der galliſche Name unverändert von den Römern übernommen wurde (Caranusca, Nida etc.), bot er entweder der römiſchen Zunge keine beſondere Schwierigkeit oder er wurde durch das Übergewicht des galliſchen Elementes feſtgehalten, wenn auch namentlich die Endungen in der römiſchen Überlieferung geändert ſind. Boudobriga (keltiſch) bezw. Baudobriga (latiniſiert) = Boppard beweiſt wie das benachbarte Vosavia (Vosalvia) = Oberweſel und der Name ſo vieler Rheinſtädte die Fortdauer der keltiſch-germaniſchen Bevölkerung, ebenſowie Antunnacum, Mogontiacum und die vielen anderen Orte mit den galliſchen Endungen -acon oder acos bezw. römiſch -acum, -acus (deutſch -ach und -ich).

Daß die meiſten Ortsnamen am Übergange römiſcher Straßen über Flüſſe vom Flußnamen abgeleitet ſind, haben die vorausgehenden Ausführungen zur Genüge gezeigt. Schon aus dem Keltiſchen liegen einige Beiſpiele vor, wie Briva (= Brücke) Isarae (an der Oise), Samaro-

[1]) Es wird von Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 22 vom Flußnamen Alcia = Altra abgeleitet; vgl. auch W. Sturmfels, Die Ortsnamen Heſſens S. 9.

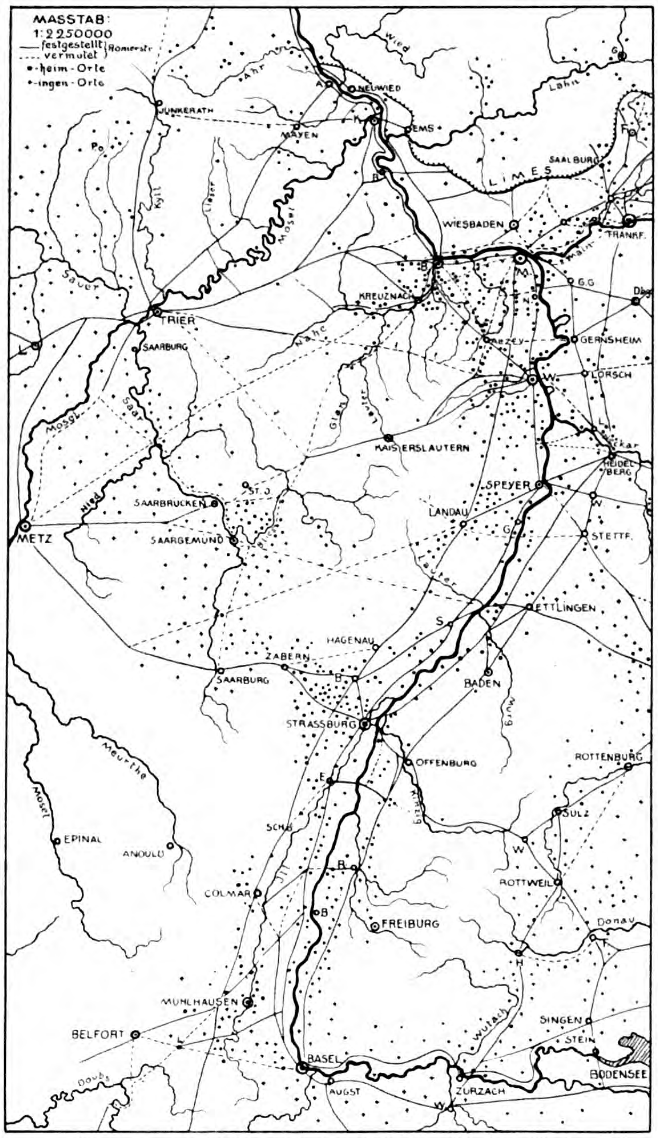
[2]) Vgl. F. Cramer, Rheiniſche Ortsnamen 1901 S. 5 f. und Röm.-germ. Studien 1914 S. 50 f. und R. Henning, Korrbl. des Geſ.-Ver. 1900 S. 34 f.

[3]) Vgl. hierüber A. Schulten, Numantia I (1914) S. 23 f.

[4]) Cramer, Rhein. Ortsnamen S. 68 f.

briva (an der Sambre, vgl. Holder I S. 610 und II S. 1336, wo weitere Beiſpiele), aus römiſcher Zeit Pons Saravi (Saarburg i. L.), Pons Dubis (Ponthoux), Pons Aeni (Pfunzen am Inn), offenbar weil an der betreffenden Stelle noch keine galliſche Brücke und Siedlung war, ebenſo wie bei den Stationsnamen Ad Mosam (zweimal), Ad Rhenum (zwiſchen Brigantium und Arbor Felix), vicus Saravus, vicus Nediensis uſw. Axuenna (römiſch Axona an der Aisne), Ausava (Oos), Caranusca (Kanner?), Larga (Larg, Largitʒen), Saletio (Seltʒ) ſtammen ſchon aus galliſcher Zeit, ebenſowie natürlich Mosomagus, Borbetomagus, Brocomagus oder Argentorate, Argentovaria uſw. Als römiſche Neugründungen ſind auch die nach Meilenſteinen benannten Orte erkenntlich, wie Ad quintum (lapidem): Quint an der Straße Trier-Wittlich, Ad decimum (Detʒem, Trier-Neumagen), Ad duodecimum (Delme?, Metʒ-Straßburg), während Juliacum (Jülich), vicus August. und der vicus Julius (Höchſt? und Germersheim), Juliomagus (Schleitheim), Tiberiacum (Ziverich, Köln-Jülich) u. a. zum Teil Umtaufungen älterer Siedelungen ſein dürften.

4) Die Siedelungen der von den Römern längs ihrer einſamen Gebirgsſtraßen neuanſäſſig gemachten Stämme, wie der Brittonen, Sarmaten, Franken im Odenwald (und bei Mainz), im Hunsrück und in den Vogeſen ſowie in der Eifel haben in den Ortsnamen nur zweifelhafte Erinnerung hinterlaſſen. Die Brittones Triputienses im Odenwald, die früher vielfach von dem engliſchen Tripontium abgeleitet wurden, haben, wie die Brittones Nemaningenses (= Mümling), Elantienses (Elz), Linenses (Lein), Murrenses (Murr) uſw., zweifelsohne von einer dortigen Lokalität bezw. einem Dreiborn ihren Namen (vgl. C. I. L. XIII S. 258), und die villa Brittanorum (= Bretʒenheim) bei Mainz (Mainzer Ztſchr. III S. 21) wird von manchen Forſchern auf bretagniſche Anſiedler karolingiſcher Zeit bezogen. Ebenſo ſteht noch dahin, ob Sohrbach, Sohren, Sohrſchied wie das Dorf Koſtenz (früher Coſtentʒig) wirklich mit den von Constantius II. im Jahre 358 im Hunsrück angeſiedelten Sarmaten zuſammenhängt, von denen Ausonius in der Mosella ſagt: arvaque Sauromatum nuper metata colonis (Mainzer Ztſchr. V S. 16). Auch ob die -lar-Orte in der nordweſtlichen Eifel die Sitʒe der ſaliſchen Zwangsſiedler bezeichnen, die Maximianus 291 n. Chr. hierher verſetʒt hat,[1]) bleibt noch eine Frage weiterer Unterſuchung, die aber wohl in erſter Linie mit dem Spaten durchzuführen wäre. Auf die vielen germaniſchen Ortsbezeichnungen, die in den niederrheiniſchen Matronenſteinen verborgen ſind, kann ich hier nicht näher eingehen, ebenſowenig auf die Namen germaniſcher Herkunft Asciburgium (Asberg), vicus Vobergensis (bei Mainz) u. a.



Römerstrassen und frühmittelalterliche Besiedelung Westdeutschlands

5) Die burgundiſchen, alemanniſchen und fränkiſchen Eroberer des links- und rechtsrheiniſchen Römergebietes, deren Auftreten vor allem die -ingen- und -heim-Orte bekunden, waren bei ihrem Vordringen zunächſt an die Römerſtraßen gebunden. Die zahlreichen Ortsnamen Stein(s)-furth, wie z. B. an der Elſenz bei Sinsheim, an der Wetter bei Friedberg (Oberheſſen), in Luxemburg an der Straße Arlon-Trier, auch Hahnenfurt (z. B. bei Schmidtheim an der Eifel), auch viele der mit Brücke zuſammengeſetʒten Ortsnamen (Langenbrücken, Saarbrücken etc.) bezeichnen deutſche Orte, die an den alten römiſchen Flußübergängen entſtanden oder das Erbe der römiſchen angetreten haben. In vielen Fällen aber wurde der römiſche Ortsname,

[1]) Eumenius pan. Const. 21: sicut tuo Maximiane Auguste nutu Nerviorum et Treverorum arva iacentia laetus postliminio restitutus et receptus in leges Francus excoluit, vgl. Trierer Jahresb. 1909 S. 74 (M. Müller).

wenn er mit dem des Flusses zusammenfiel, beibehalten, wenn auch mit deutscher Endung (Ausava, Osa = Oos, Larga=Largitzen, Saletio, Salussa=Selz usw.[1]) Natürlich gibt es auch einige jüngere Dörfer, die, an Flußübergängen gelegen, den Namen des Flusses oder Baches tragen, doch läßt sich ihre jüngere Entstehung meist aus dem geringen Alter der betreffenden Straße mit Leichtigkeit nachweisen.

Das militärische und kolonisatorische Auftreten der nur kurze Zeit selbständigen Alemannen im linksrheinischen Gebiete ist noch wenig aufgeklärt, namentlich da die prinzipielle Zuteilung der -ingen-Orte an die Alemannen, der -heim-Orte an die Franken sich als ein Irrtum erwiesen hat. Immerhin gehen die an und für sich älteren -ingen-Orte in der Rheinpfalz und im mittleren Rheintal wohl auf die Alemannen zurück, die um 500 n. Chr. von den Franken verdrängt wurden, während die so zahlreichen lothringischen ingen fränkisch zu sein scheinen. Klarer tritt die Organisation der fränkischen Besitzergreifung zutage, die namentlich längs der Römerstraße Befestigungen und Königshöfe anlegten und womöglich an römische Stationen anknüpften.[2])

Wie die Verteilung der ingen- und heim-Namen zeigt (vgl. die umstehende Karte),[3]) die immerhin zeitlich, stammlich oder sozial verschiedenen Trägern angehören müssen,[4]) haben die germanischen Eroberer nicht das ganze linksrheinische Gebiet gleichmäßig durchdrungen, sondern sich in verschiedenen größeren oder kleineren Gruppen geschlossen angesiedelt. Wenn sich in ganz Rheinhessen neben 137 heim- nur 2 ingen-Orte finden (Gensingen, Sprendlingen) und auch nur 2 weiler- (Horrweiler, Lörzweiler) und nur 2 ig-Orte (Planig, Albig), so besagt dies doch wohl, daß die Gründer der heim-Orte jene zwei anderen Bevölkerungsbestandteile fast völlig aus diesem so gesegneten Landstrich verdrängten, wie es auch für die fruchtbaren Teile Rheinbayerns und des unteren Elsaß der Fall ist (vgl. Mainzer Ztschr. II S. 12). Die weiler- und ig (ich, ach = iacum) -Orte gehören aber zweifelsohne der römisch-romanischen Bevölkerung an. Die ersteren[5]) erscheinen in großer Anzahl in dem die Rheinpfalz nach Westen begrenzenden Gebirgsland, im Nahe-, Blies-, Glan-, Alsenz-, Pfrimmtal usw., wo sie sich teils von der römischen Zeit her gehalten, teils offenbar nach ihrer Verdrängung aus dem Rheintal neu angesiedelt haben, und zwar meist längs oder in der Nähe der alten Römerstraßen an den zahlreichen Bachläufen. Die namentlich im Mosel- und Saartal so häufigen ich-Orte (iacum), die sich auch die fruchtbaren Gebirgstäler der Eifel und des Hunsrücks und Westrichs hinaufziehen, weisen auf eine seßhafte gallo-römische Bevölkerung hin, unter denen sich verhältnismäßig wenig heim-Orte finden. An der unteren Nahe, wo auch in Rheinhessen die romanische Bevölkerung mehr Schonung fand, lassen die heim-Orte schon zwischen Kreuznach und Kirn nach, wo auch der Weinbau aufhört, ebenso am Glan (bald oberhalb Meisenheim) und ähnlich an den anderen Flußläufen, sobald das fruchtbare Acker- und Weinland fehlt. Die Ausnahmen, wie die ganz vereinzelten Kefersheim, Ilgesheim, Hundheim usw., die alle von weiler-Orten umgeben sind, liegen nahe an bedeutenden Römerstraßen, an Stellen, die zur Zeit der fränkischen Okkupation von Wichtigkeit waren.

Ähnliche kleinere isolierte Gruppen von heim-Orten, wie Kefersheim, Ilgesheim am Schnittpunkt der Straße Metz-Mainz bezw. Trier-Worms, liegen an der Römerstraße Trier-Köln,[6]) an der Straße Jünkerath-Mayen-Coblenz, im Quellgebiet der Nims und Prüm und an wichtigeren Tal- und Bergübergängen (Hundheim bei Kastellaun, Hundheim am Glan, Hontheim bei Bertrich, Hontheim bei Prüm, Hundheim am Dhron). Ohne Zweifel sind es teils militärische, teils kolonisatorische Anlagen der Franken, deren System zuerst Rübel für Westfalen, Rheinprovinz und Elsaß nachgewiesen hat, und die namentlich längs der Römerstraßen Metz-Worms und Metz-Straßburg zu verfolgen sind. Wieweit diese hunt(hont)heim-Orte mit den fränkischen Hundertschaften zusammenhängen, kann hier unerörtert bleiben.[7]) Wenn an vielen wichtigen Flußübergängen keine heim-Orte erscheinen, dagegen jene auf das Keltische oder Römische zurückgehenden Namen auch in Urkunden fränkisch-karolingischer Zeit, so beweist dieser Umstand, daß die Franken auch hier diese Namen festhielten, ähnlich wie für das Elsaß Saloi(u)ssa castrum (Saletio, Selz), palatium publicum Brocmagad (Brocomagus, Brumath) usw. aus fränkischer Zeit bezeugt sind (Rübel a. o. S. 358 f.).— Die heim-Orte nördlich der Lahn außerhalb des Limes begleiten größtenteils eine uralte Völkerstraße, die in vorrömischer und frühmittelalterlicher Zeit den Verkehr von der Lahnmündung nach Thüringen vermittelte.

[1]) Im allgemeinen ist natürlich der Flußnamen älter als der des Ortes, doch gibt es auch einige Ausnahmen, wie der Quintbach, der nach dem römischen Ad quintum, Vinxtbach (Obrincas des Ptolemaeus), der nach Ad fines benannt sein könnte (anders Cramer S. 25, 68).

[2]) Vgl. z. B. K. Rübel, Das fränkische Eroberungs- und Siedelungssystem im Elsaß, Korrbl. d. Ges.-Ver. 1908 S. 353—70.

[3]) Die Karte kann natürlich bei ihrem kleinen Maßstab nicht alle ingen- und heim-Orte angeben, sondern hat mehr schematische Bedeutung.

[4]) Vgl. z. B. S. Riezler, Sitzgsber. d. bayer. Akad. d. Wiss. 1909.

[5]) Zuletzt O. Behaghel, Die deutschen Weiler-Orte, Wörter und Sachen II (1910) S. 42—79, C. Beck, Pfälzer Museum 1911 S. 28 f.

[6]) Nattenheim und Ließem (früher Liezheim) bei Bitburg, eine größere Gruppe am Oos-Übergang (Olzheim ist unecht, vgl. Trierer Jahresb. 1910 S. 48), auf der Wasser- und Straßenscheide bei Schmidtheim usw.

[7]) Vgl. Trierisches Archiv, Ergänzungsheft 7 (1906) S. 65 f. (F. Haun), und Blätter für Mosel, Hochwald und Hunsrück 1914 S. 35 f. (K. Stuhl).

IV.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz für das Rechnungsjahr vom 1. April 1914 bis 1. April 1915

I. Zur Geschichte der Anstalt

DER Krieg hat auch unserer Anstalt mancherlei störende Hemmungen gebracht, mehr allerdings in dem äußeren als in dem inneren Betrieb. Der Verkehr mit den ähnlichen Instituten des Auslands erfuhr begreiflicherweise eine wesentliche Einschränkung, im Inlande ging er so ziemlich in gleichem Umfange weiter. Die Geldbeiträge wurden zwar seitens einiger Vereine etwas herabgesetzt, auch die Verkäufe an Modellen etc. blieben hinter den Ergebnissen der letzten Jahre sehr zurück, dagegen wurde seitens des Reichs und Hessens die ganze Jahresunterstützung aufrecht erhalten. Auch an dieser Stelle sei hierfür unser besonderer Dank ausgesprochen. Infolgedessen konnten auch die Werkstätten in der gewohnten Weise fortgeführt werden, wenn auch ein Metallarbeiter sich bis auf weiteres anderweitige Beschäftigung suchen mußte. Die vorübergehende Entlastung kam umfänglichen Konservierungsarbeiten, namentlich der Eisensachen, zugut, im eigenen Museum und in der Städtischen Sammlung, außerdem der zeitraubenden Herstellung von Modellen. Vor allem wurde die überlebensgroße Figur eines Hallstatt-Kriegers aufgestellt, das verdienstliche Werk unseres Sekretärs F. W. Wagner. Der Erwerb an Originalen sowohl aus Deutschland wie aus dem Auslande war außerordentlich günstig. Mit besonderer Genugtuung muß der Stiftung des Herrn Major Mathes in Bitsch gedacht werden, der bei seinem Weggang ins Feld seine wertvolle Sammlung vorrömischer, römischer und slawischer Ausgrabungen aus Ostdeutschland nebst einer schönen Münzkollektion dem Centralmuseum als Geschenk überließ, um ihre wissenschaftliche Verwertung dauernd zu sichern. Auch der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg und der wissenschaftlichen Gesellschaft in Freiburg i. Br. sind wir für eine größere Zuwendung von koptischen, neuerdings in Ägypten ausgegrabenen Altertümern zu Dank verpflichtet.

Von den Beamten des Museums ist der Direktorial-Assistent Dr. F. Behn seit Kriegsausbruch als kriegsfreiwilliger Feldtopograph bei einer Vermessungs-Abteilung erst in Belgien, jetzt in Mainz beschäftigt. Auch der frühere Hilfsarbeiter Dr. W. Bremer steht als Kriegsfreiwilliger im Feld. Als Hilfsarbeiter neu eingetreten ist Dr. F. Volbach von Tübingen. Die Geschäfte der Vorstandssitzung und die Rechenschaftsablage für 1914/15 wurden mit Genehmigung des Reichs und der hessischen Regierung zu Ersparung von Unkosten schriftlich erledigt.

II. Vermehrung der Sammlung durch Kopien und Originale

Die Zahl der in diesem Jahre in den eigenen Werkstätten angefertigten und durch Tausch oder Kauf erworbenen Nachbildungen beträgt 459, die Gesamtzahl der jetzt im Museum vereinigten Kopien und Modelle 26693. An Originalen wurden 719 Nummern erworben (Gesamtzahl 8326).

Dem gleichmäßigen wissenschaftlichen Ausbau aller Abteilungen galt auch dieses Jahr unser Hauptbestreben, soweit dies bei den räumlichen Verhältnissen möglich ist. Von den neuen Zugängen seien besonders folgende hervorgehoben:

A. Nachbildungen (und Originale). In der paläolithischen Abteilung eine Zusammenstellung typischer Feuersteingeräte (Schaber, Spitzen etc.) des Moustier-Charakters aus der Höhle von Placard in Frankreich (Originale, vgl. unten). Eine größere Anzahl mesolithischer Flintartefakte von Rügen (Originale). Als Geschenk des Museums in Speyer Abguß eines bei Altrip gefundenen menschlichen Oberschenkelknochens, welcher der Neandertalrasse anzugehören scheint.

Neolithische Periode. Aus der Pfahlbautenstufe: Depotfund von fünf Steinbeilen bei Burkheim (Museum Karlsruhe), Tongefäße und Geräte aus der Landansiedelung bei Groß-Umstadt in Starkenburg (Museum Darmstadt). Der Hinkelstein-Kultur gehören an neue Grab- und Wohnstättenfunde von der Rheingewann bei Worms, der Spiral-Mäanderkeramik bemalte und plastisch verzierte Gefäße aus Siebenbürgen (dort in Privatbesitz), der Eberstadt-Großgartacher Stufe Einzelfunde und drei Tongefäße aus zwei Brandgräbern von Rheingönheim (Museum Speyer). Sehr zahlreiche Funde aus der neolithischen Festungsanlage Altheim-Holzen (Museum Landshut), sowohl Tongefäße als Stein-, Knochen- und Horngeräte, auch ein Kupferbeilchen zeigen einen eigenartigen Mischstil der Elemente der Bandkeramik (Hinkelstein, Rössen) mit solchen des Schussenrieder und Laibacher Typus (Münchhöfer Typus etc.). Die Schnurkeramik ist vertreten durch einen Fund von Bauernheim (Museum Friedberg in der Wetterau), die Zonenkeramik durch einen seltenen Henkelbecher bei Gießen (Museum Gießen), durch die Depotfunde von Steinbeilen von Longeville (Museum Metz) und Großheubach bei Miltenberg (Präh. Staatssammlung in München, dabei ein Kupferbeil), mehrere Steinbeile aus Lothringen und dem Elsaß sowie schön verzierte Gefäße aus Spanien (Privatbesitz Madrid). Für die Schnurkeramik und eine noch nicht näher erforschte Gattung Nord-Ostdeutschlands hat die Mathes'sche Stiftung wertvolles Material ergeben. Die Analyse dieser neolithischen Mischkulturen, die in den letzten Jahren erst in Südwestdeutschland und jetzt auch in Bayern gute Fortschritte gemacht hat, dürfte auch für Nordostdeutschland in absehbarer Zeit zu sicheren Anhaltspunkten führen. Aus der Schweiz sei erwähnt eine schön verzierte Urne von Schöfflisdorf (Museum Zürich), die gleichfalls einer Abart der Schnurkeramik zuzuweisen ist.

In der bronzezeitlichen Abteilung Deutschlands wurde zur Ergänzung der Typenreihen eine Anzahl Schwerter und Dolche geformt. Geschlossene Grabfunde sind von Mundenheim (Museum Speyer, Adler-

bergſtufe), Kaſing (Luitpoldmuſeum Nürnberg, Kerbſchnitt-Keramik), Kelheim (Muſeum Kelheim), Langsdorf (Muſeum Gießen), Heddernheim (Muſeum Frankfurt), Worms-Rheingewann und Monsheim (Muſeum Worms) mit Keramik vom Ende der Bronzezeit zu nennen. Abgüſſe des Grabfundes (?) von Pepinville und des Depotfundes von Niederjeutz verdanken wir dem Entgegenkommen des Muſeums in Metz (Direktor Profeſſor Dr. Keune). Lauſitzer Keramik aus Privatbeſitz in Filehne (Provinz Poſen). Von den ausländiſchen Erwerbungen ſei namentlich ein Bronzeſchwert von Orchomenos hervorgehoben (Saalburg-Muſeum, aus der Sammlung Naue) und inkruſtierte Keramik aus Ungarn (Abgüſſe des Wiener Muſeums und Originale).

Die Neueinrichtung des Hallſtatt-Saales fand nach verſchiedener Richtung Ergänzung. Die kolorierte Gipsfigur eines Hallſtatt-Kriegers, von F. W. Wagner modelliert, iſt ſchon oben erwähnt. Von geſchloſſenen Grabfunden prächtig bemalte Gefäße aus einem Grabhügel bei Münzenberg in der Wetterau (Muſeum Friedberg), die wohl aus Töpferöfen bei Praunheim oder Friedberg ſtammen, ferner mit ſehr feiner Gravierung verzierte Gefäße von Kaſendorf, Miſtelgau uſw. (Muſeum Bayreuth) und Auerbach (Muſeum Regensburg). Aus einem Grabhügel von Bittelbrunn zwei prächtige Fußſchalen aus Bronze (Fürſtl. Muſeum Donaueſchingen). Originale von verſchiedenen Fundorten, auch aus Nord- und Oſtdeutſchland.

Der La Tène-zeitlichen Abteilung, welche der Raumverhältniſſe wegen in den letzten Jahren weniger ausgeſtaltet werden konnte, wurde dieſesmal beſondere Rückſicht zuteil. Durch das freundliche Entgegenkommen des ſchweizeriſchen Landesmuſeums in Zürich und des Muſeums in Neuchâtel erhielten wir gut gelungene Abgüſſe der großartigen Fundſtücke der letzten Ausgrabungen in der Station La Tène: an Waffen eine Lanze mit erhaltenem Holzſchaft, ein Schlachtbeil mit Stiel, Holzſchild mit Holzgriff und eiſernem Beſchläg, von Geräten Senſe und Tüllenbeil mit Holzſtielen, zwei große Joche, Wagenrad, Pferdetrenſen uſw. Ferner Abgüſſe und Holzrekonſtruktionen von acht Holzgefäßen (große Schüſſeln, flache Teller, Schale wie Altert. unſ. heidn. Vorzeit V Taf. 70 n. 1310, ovale Platte, doſenartiges Ürnchen), Abgüſſe und Originalſcherben von Tongefäßen. Die Originalabgüſſe wurden über den Fundſtücken teilweiſe noch in situ gemacht, ſodaß namentlich die in dem feuchten Boden wohlerhaltenen Holzteile unverändert zum Abdruck kamen und genaue Anhaltspunkte über die Art und Länge der Lanzenſchäfte, Beilſtiele, Schilde uſw. bieten. Ein bisher weniger beachtetes Ergebnis ſcheint mir der enge Zuſammenhang zwiſchen den Holz- und Tongefäßen der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit zu ſein. Die letzteren zeigen nicht ſelten eigenartige Formen und Verzierungen (durch Wülſte, Imitation von Maſerung), die ſich am beſten aus dem Holzſtil erklären laſſen. — Die Vermehrung aus Deutſchland erſtrebte namentlich einen Überblick über die Entwicklung wichtiger keramiſcher Formen. Die „Flaſche“ der Früh-La Tène-Zeit wurde vorgeführt durch verſchiedene Typen aus Speicher, Osburg (Muſeum Trier) und Geinsheim (Städtiſche Sammlung Mainz), durch eine etwas jüngere Form aus einem Brandgrab bei Braubach mit verzierter Omphalosſchale (Muſeum Oberlahnſtein), eine kleine Flaſche wohl ſchon der Mittel-La Tène-Zeit von Suffelweyersheim (Muſeum Straßburg) und mehrere aus Brandgräbern der Spät-La Tène-Zeit (Eſſenheim, Heidelberg uſw.). Zwei Brandgräber von Dudenhofen und Speyer (Muſeum Speyer), das letztere inmitten eines römiſchen Grabfeldes gelegen, enthalten zwei eimerförmige Tongefäße, das erſtere nach Art der Manchinger und vielleicht noch aus einem galliſchen Brandgrabe, das letztere wohl jünger, wie ein Exemplar von Elsheim (Städtiſches Muſeum Mainz) u. a. zeigen. In ähnlicher Weiſe wurde die Entwicklung der Tonnen- oder Fäßchenform dargeſtellt: neue Funde aus der galliſchen Spät-La Tène-Siedelung bei Baſel (Muſeum Baſel) und aus germaniſchen Gräbern in Rheinheſſen, bei Wiesbaden und Ettringen (bei Mayen), ferner die Entwicklung des kleinen Keſſels uſw., jeweils natürlich möglichſt mit dem ganzen Grabinventar, ſodaß auch der allgemeinere kulturgeſchichtliche Geſichtspunkt zu ſeinem Rechte kommt, namentlich in Hinſicht auf die wichtige Frage der Scheidung galliſcher und germaniſcher Brandgräber.

Die helleniſtiſche Gruppe wurde durch wertvolle Originale aus Italien, Griechenland und Kleinaſien bereichert (vgl. unten).

Im großen Saale der römiſchen Provinzial-Altertümer wurde einſtweilen eine Anzahl Gipsabgüſſe römiſcher Kultdenkmäler (Weihealtäre, Viergötterſteine etc.) aufgeſtellt, da für eine Sakralabteilung anderwärts vorderhand kein Raum zu gewinnen iſt. Sie ſollen in dieſer Auswahl die verſchiedenen Gattungen von Votivſteinen zur Anſchauung bringen. Ein kleines Gipsmodell der Gigantenſäule von Schierſtein wurde von F. W. Wagner hergeſtellt. Die Abteilung der römiſchen Keramik und der Bronzen hat manchen Zuwachs erfahren, die erſtere namentlich durch techniſch intereſſante Stücke, die letztere durch Abgüſſe der Bären-Göttin von Muri, der Tropaeumsgruppe und des großen Bronzekrugs (caldarium) von Avenches (alle drei im Muſeum zu Bern), mehrere Bronzen des Bonner Muſeums aus Bingen, eines Merkurfigürchens von Winkel in Privatbeſitz u. a. m. Unter den Neuerwerbungen der Kriegsaltertümer iſt beſonders der Abguß eines Bleimedaillons (Ordens?) aus dem Schutthügel des Kaſtells Vindonissa von Bedeutung (Muſeum Brugg), welches einen über einen Germanen(?) wegſprengenden römiſchen Reiter darſtellt, in ganz ähnlicher Weiſe wie der bekannte Grabſtein des Romanius im Städtiſchen Muſeum zu Mainz. Ferner eine ſchön verzierte Dolchſcheide frührömiſcher Zeit von Kleinhettingen in Lothringen (Muſeum Metz), deren Fundort auf eine militäriſche Anlage hinweiſen dürfte. Mehrere Abgüſſe von Stirnziegeln (auch ein Original) aus demſelben Kaſtell führen barbariſche Kopftypen vor (Muſeum Brugg).

Die germaniſche Kultur in der römiſchen Periode iſt durch zahlreiche Nachbildungen veranſchaulicht, einerſeits aus dem Übergange von Spät-La Tène zur Kaiſerzeit: Funde aus Rheinheſſen (Städtiſche Sammlung Mainz), Rheingau (Muſeum Wiesbaden), Ettringen (Muſeum Mayen), Heimbach und Neunkirchen (Muſeum Birkenfeld), andererſeits durch Gräberfunde des 2.—4. Jahrhunderts von Altenwalde, Oxſtedt, Weſter-

wanna (Museum Hamburg) und die unten zu erwähnenden Originale des Provinzialmuseums in Halle und Hannover und der Stiftung Mathes.

Während der Ausbau der merovingischen Abteilung wegen der Raumverhältnisse nur langsam vor sich gehen kann, wenn auch einiges neues Material zufloß, wurde derjenige der karolingischen etwas lebhafter gefördert. Aus ersterer ist besonders bemerkenswert ein Holzschild mit eisernem Schildbuckel und eiserner Handhabe aus dem langobardischen Gräberfeld von Castione (Museum Zürich), ferner eine bronzene Scheibenfibel und eine Schnalle mit figürlicher Darstellung von Giesing (Präh. Staatssammlung München) und von Dietersheim (Städtische Sammlung Mainz). Diptychon des Konsuls Astyrius vom Jahr 449, geschenkt vom Landesmuseum in Darmstadt. Karolingische und romanische Skulpturen: eine Anzahl Abgüsse von Münster in Graubünden, Bruchstücke von verzierten Chorschranken, Friesen etc., die um 785 – 800 entstanden und mit denen vom Dome in Chur und der Stiftskirche in Schännis zu vergleichen sind. Ferner ein Steinrelief im Museum zu Speyer, Kaiser Heinrich V. im Krönungsornat darstellend. Von Keramik ein Kugeltopf aus den Ausgrabungen in der Kaiserpfalz zu Ingelheim. Die slavische, koptische und frühislamitische Gruppe wurde durch zahlreiche Originale vermehrt.

Aquarelle charakteristischer Partien aus der Kaiserpfalz von Ingelheim und der Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (von F. W. Wagner), von der Torhalle in Lorsch, der Kirche in Oberzell auf der Reichenau und von Goldbach bei Überlingen (von V. Roman in Karlsruhe), von einem Hünengrab auf westfälischer Heide bei Münster (von K. Müller-Tenckhoff in Mainz) u. a. sollen zur Belebung der betreffenden Abteilungen und größeren Anschaulichkeit dienen, ebensowie verschiedene Modelle, geschäftete Steinbeile, der Pfeilbogen und die Keule von Robenhausen, eine mit Holzstiel versehene Bronzesichel und mehrere Waffenstücke.

Auch den kultur- und besiedelungsgeschichtlichen Gruppen ist manche Bereicherung zuteil geworden.

1. Die Votivabteilung hat außer durch die schon genannten römischen Votivaltäre einen willkommenen Zuwachs erfahren durch die Kopien fast sämtlicher in der Schweiz gefundenen römischen Votivschwertchen, Äxte, Beilchen etc. (im ganzen 16 Stück). Die Beilchen tragen bekanntlich nicht selten Aufschriften, wie Mercurio, Neptuno, Minervae, Matronis, Matribus etc. Sieben solche sind in einem Mithreum in der Nähe von Thun gefunden. Von besonderem Interesse ist eine bronzene, mit Löwenköpfen verzierte Votivlanze aus dem Heiligtum des Juppiter Poenninus auf dem großen St. Bernhard. Als Kultgefäß darf wohl eine eigenartige römische Urne des Straßburger Museums von Königshofen bezeichnet werden (mit angeblicher Noah-Darstellung).

2. Die Sammlung von Germanen- und Gallierbildnissen ist durch mehrere Darstellungen der Kleinkunst ergänzt worden, wie ein Germanen- oder Gallierfigürchen des Museums Calvet in Avignon und zwei Gallierbüsten von Compiègne (Museum St. Germain), alle aus Bronze. Ob die Stirnziegel und das Medaillon aus Windisch wirklich Germanen darstellen, bleibt fraglich.

3. Der vorgeschichtliche Hausbau wird durch mehrere neue Modelle vorgeführt, einer neolithischen „Wohngrube" von Praunheim (Museum Frankfurt), das Modell einer hallstattzeitlichen Hütte bei Heilbronn, eines Hauses in der „Römerschanze" bei Potsdam (Museum Berlin), des römischen Tempels bei Pesch in der Eifel (Museum Bonn). Dem National-Museum in Stockholm (durch Herrn Professor Dr. Salin) sind prächtige Aquarelle der in Schweden gefundenen Hausurnen zu verdanken. Von sämtlichen wichtigeren Hausurnen-Typen des Altertums sind jetzt im Museum photographische Aufnahmen (bezw. die Platten) vorhanden.

4. Siedelungsgeschichtliche Pläne und Zusammenstellungen wurden fast für alle Abteilungen angefertigt. Besonderes Interesse verdienen mehrere größere Rahmen mit Lageplänen merovingischer Friedhöfe, merovingischer und karolingischer Befestigungen und den wichtigsten älteren Dorf- und Stadttypen (Straßendorf, Runddorf etc.).

B. Originale. Außer den oben genannten Stiftern ist uns in diesem Jahre eine ganze Anzahl von Museen behilflich gewesen, die wissenschaftlichen Lücken der Sammlung nach Möglichkeit durch Originale auszufüllen. Besonders gedankt sei den Museen in Basel, Brugg, Halle, Hannover, Köln und Neuchâtel.

a) aus Deutschland:

1. Eine größere Gruppe mesolithischer Flintgeräte vom Lietzowufer auf Rügen, im Austausch mit dem städtischen präh. Museum in Köln (Rektor Rademacher).

2. Eine Anzahl neolithischer Steinwerkzeuge aus Pommern (Rügen), West- und Ostpreußen, Posen (Sammlung Major Mathes).

3. Facettierter Steinhammer aus der Provinz Sachsen (Austausch mit Provinzialmuseum Halle).

4. Drei Urnen der Hallstatt-Zeit von Oyle (Kreis Nienburg) durch das Provinzialmuseum in Hannover (Direktor Dr. Behncke).

5. Drei Gefäße des späteren Lausitzer Typus aus Schlesien.

6. Mehrere Gefäße der Hallstatt-Zeit aus Süddeutschland, zusammengesetzt aus einem alten Scherbenbestand des Museums (aus der Gegend von Sayn, Sigmaringen usw.).

7. Hallstatt- und slavische Scherben vom Ringwall „Breiter Berg" bei Striegau (Reg.-Bez. Breslau), durch das Museum in Breslau (Dr. Bersu).

8. Tongefäße vom Typus der Mützenurnen etc. aus Ost- und Westpreußen und Pommern (Stiftung Mathes).

9. Lappenständer etc. und Sigillata-Proben aus den römischen Töpferöfen von Blickweiler, geschenkt vom Historischen Museum in Speyer (Dr. Sprater).

10. Fünf Tongefäße aus dem Gräberfeld von Mechau (Austausch mit Provinzialmuseum Halle durch Direktor Dr. Hahne).

11. Umfängliches Inventar römischer Zeit aus westpreußischen Gräberfeldern (Grutschno, Sampohl, Warmhof), sorgfältig Grab für Grab geschieden (Stiftung Mathes). Besonders hervorragend ein verzierter goldener Armreif und ein Bronzekessel von Sampohl.

12. Sieben typische Urnen aus dem bekannten germanischen Brandgräberfeld des 4. Jahrhunderts von Wehden (Kreis Lehe), durch das Provinzialmuseum in Hannover.

13. Zwei ähnliche Urnen aus dem Kreise Wehe oder Otterndorf durch das Städtische Museum in Geestemünde (Professor Dr. Plettke).

14. Slavische Gräberfunde aus Westpreußen (Sammlung Mathes).

b) aus Österreich-Ungarn:

1. Aus Böhmen mehrere Steinbeile, ein Lausitzer Topf und eine Bronzenadel.

2. Bemaltes neolithisches Gefäß aus Oltzem-Leanykavar in Siebenbürgen.

3. Mehrere inkrustierte Gefäße der Bronze-Hallstatt-Zeit aus Ungarn.

4. Verzierte Bronzefibel der Früh-La Tène-Zeit von Dux in Böhmen.

5. Römische Ziegelstempel und glasierte Scherben von Carnuntum, geschenkt von Professor Dr. Ritterling in Frankfurt.

c) aus der Schweiz:

1. Vom Museum in Neuchâtel (durch Professor Dr. P. Vouga) Scherben aus der Station La Tène.

2. Vom Museum in Basel eine Kollektion Scherben von der Spät-La Tène-Ansiedelung bei der Gasfabrik in Basel (durch Ingenieur Dr. Stehlin und Dr. Major).

3. Vom Museum in Brugg (durch Direktor Dr. Frölich und Rektor Dr. Heuberger) mehrere römische, im Kastell Vindonissa ausgegrabene Gegenstände. Beide Gruppen im Austausch.

d) aus Dänemark:

Ein vorrömisches Tongefäß von Seeland durch das Museum in Stuttgart (Professor Dr. Gößler).

e) aus Belgien:

Drei Steinbeile, geschenkt von Dr. F. Behn.

f) aus Frankreich:

1. Von Placard Moustier-Typen durch das präh. Museum in Köln.

2. Ein roter belgischer Teller und eine Anzahl römischer und merovingischer Scherben von Musikdirektor Professor Dr. F. Volbach-Tübingen.

g) aus Italien:

1. Mehrere feinere hellenistische Relief- und römische Sigillata-Gefäße sowie eine umfängliche Gruppe verzierter und gestempelter Sigillata-Scherben aus Arezzo etc.

2. Ein Gefäßchen und schwarzgefirnißte Scherben aus einem Töpferofen in Arezzo, geschenkt von Professor Dr. Ritterling.

3. Zwei Bronzeidole durch das nassauische Landes-Museum in Wiesbaden (Direktor Dr. Brenner).

h) aus Griechenland:

Zwei Steinbeile, Scherben der sogenannten Urfirniß-Keramik, Dipylongefäß, megarische Schale, einige hellenistische Terrakotten und Formen solcher.

i) aus Kleinasien:

1. Zehn neolithische Steinbeile, vermittelt durch Professor Dr. Jacobsthal in Marburg.

2. Bronzegeräte hellenistischer und römischer Zeit aus der Gegend von Palmyra.

3. Eine Gruppe römischer Gläser, meist seltenere Formen.

4. Einige glasierte Krüge und Schalen der sogenannten Rakka-Ware.

k) aus Ägypten:

1. Eine größere Auswahl koptischer Altertümer (Stoffe, Sandalen, Kämme, Spindeln, Schmucksachen usw.) aus Ausgrabungen in Quarara in Mittelägypten, die auf Kosten der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg und der wissenschaftlichen Gesellschaft in Freiburg unternommen wurden. Sie sind von diesen beiden Körperschaften gestiftet.

2. Koptisches Totenhemd mit interessanter figürlicher Darstellung (Madonna mit Kind, umgeben von den Engeln Georg, Michael, Gabriel und einigen Gestalten aus der griechisch-römischen Götterwelt).

III. Arbeiten der Werkstätten für fremde Museen

42 Museen und Private machten Zusendungen von Originalaltertümern zwecks Wiederherstellung und Konservierung, besonders zeitraubende die Museen von Basel, Bayreuth, Bingen, Darmstadt, Donaueschingen (Fürstl. Sammlung), Heidelberg, Landshut, das Städtische Museum in Mainz, Mayen, Regensburg, Worms. Abgüsse und Modelle erhielten 18 Museen, 2 Lehranstalten, 3 Private, besonders umfängliche das Museum in Brugg (Schweiz), das Rheinmuseum in Koblenz, die Provinzialmuseen in Halle und Hannover, das Prähistorische Museum in Köln, das Historische Museum in Speyer (Figur des großen Franken und Römers) und ein Privater. Auf der Bugra-Ausstellung in Leipzig und auf der Ausstellung der Kupferschmiede in Hannover war das Museum durch besondere Gruppen vertreten, die große Anerkennung fanden.

IV. Bibliothek, Photographien- und Lichtbildersammlung

haben durch Kauf und Schenkung manchen erfreulichen Zuwachs erfahren, doch hat unsere Bitte um zahlreichere Zusendung von älteren und neueren Sonderabdrücken bis jetzt leider wenig Berücksichtigung gefunden.

V. Benutzung des Museums

Der Besuch und die Benutzung der Sammlungen war infolge des Krieges natürlich etwas vermindert, doch haben sich immerhin 130 auswärtige Gelehrte bei der Direktion vorgestellt, um in ihren Studien unterstützt zu werden. Auch war der Besuch von Soldaten und deren Familien ziemlich lebhaft, weshalb mehrere Führungen für sie veranstaltet wurden. Außerdem haben wie sonst zahlreiche Führungen und Vortäge für Studenten, Klassen von Mittelschulen, Vereine und Kongresse, den Mainzer Volksbildungsverein usw. stattgefunden. Am 16. März besichtigte der Finanzausschuß der ersten Kammer der hessischen Landstände das Museum.

VI. Literarische Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitschrift, die das Centralmuseum und der Mainzer Altertumsverein gemeinsam herausgeben, ist das Doppelheft VIII/IX (1913/14) erschienen; auch der Jahrgang 1915/16 ist als Doppelheft geplant. Von den wissenschaftlichen Einzelkatalogen wurde Nr. 6 (süddeutsche Bronzezeit von G. Behrens) im Manuskript (mit den Zeichnungen) vollendet, ebenso der illustrierte

Gesamtführer (von Behn, Behrens, Schumacher), doch fehlen die Mittel zur Drucklegung. Außerdem sind mehrere kleinere Beiträge in einer Reihe von Zeitschriften veröffentlicht (Präh. Ztschr., Römisch-germanisches Korrbl. usw.) und verschiedene Klisches fremden Publikationen zur Verfügung gestellt worden.

VII. Reisen

Direktor Professor Dr. Schumacher besuchte im Frühjahr einige württembergische und schweizerische Museen. Späterhin wurden wegen des Krieges keine weiteren Reisen unternommen.

VIII. Zusammenstellung der im Jahre 1914 bis 1915 dem Museum von Fürstlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleisteten Zuschüsse

Bewilligung des Deutschen Kaisers	Mk.	600.—
„ „ Königs von Sachsen	„	450.—
Zuschuß des Reiches	„	40 000.—
„ „ Königreichs Württemberg	„	200.—
„ „ Großherzogtums Hessen	„	12 000.—
„ „ „ Baden	„	200.—
„ der Stadt Mainz	„	4 000.—
„ „ „ Berlin	„	500.—
„ „ „ Frankfurt a. M.	„	300.—
„ „ „ Darmstadt	„	200.—
„ „ „ Aachen	„	50.—
„ „ „ Karlsruhe	„	50.—
„ „ „ Coblenz	„	30.—
„ „ „ Dortmund	„	50.—
„ „ „ Fürth	„	25.—
„ „ „ Halle	„	100.—
„ „ „ Hamborn	„	10.—
„ „ „ Heidelberg	„	50.—
„ „ „ Offenbach	„	40.—
„ „ „ Pforzheim	„	50.—
„ „ „ Wiesbaden	„	100.—
	Mk.	59 005.—

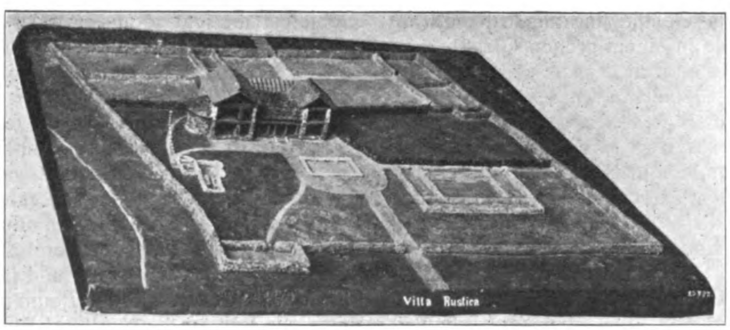
Beiträge von Vereinen:

Bromberg, Hist. Gesellsch. f. d. Netzedistrikt	Mk.	10.—
Cassel, Ver. f. Hess. Gesch. u. Landeskunde	„	20.—
Coblenz, Coblenzer Museumsverein	„	10.—
Dillingen, Historischer Verein	„	10.—
Duisburg, Museumsverein	„	10.—
Friedberg, Geschichts- u. Altertumsverein	„	10.—
Gießen, Oberhess. Geschichtsverein	„	20.—
Hall, Histor. Verein f. d. württemb. Franken	„	10.—
Heilbronn, Historischer Verein	„	10.—
Homburg v. d. Höhe, Verein für Gesch. und Altertumskunde	„	20.—
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50.—
Kreuznach, Antiqu.-historisch. Verein f. Nahe und Hunsrück	„	10.—
Landshut, Hist. Verein f. Niederbayern	„	10.—
Mannheim, Altertums-Verein	„	50.—
München, Hist. Verein f. Oberbayern	„	20.—
Saarbrücken, Hist. Verein f. d. Saargegend	„	30.—
Stade, Verein f. Geschichte und Altertümer	„	10.—
Stendal, Altmärkischer Museumsverein	„	10.—
Thorn, Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst	„	10.—
Tübingen, Schwäbischer Albverein	„	10.—
Worms, Altertumsverein	„	30.—
	Mk.	370.—

Jährl. Beitrag von Mitgliedern . Mk. 1 079.40
Gesamtbetrag des jährl. Zuschusses „ 60 454.40

Die Leistung der Stadt Mainz besteht außer dem oben erwähnten Beitrag von Mk. 4000 in der kostenlosen Überlassung der Museumsräume (jährlicher Mietwert veranschlagt zu Mk. 50 000) und in der Übernahme der Kosten für Heizung, Beleuchtung, Versicherung und Aufsicht.

Zur Benachrichtigung. Von den kleinen Figuren des Römers, Germanen und Franken ist eine größere Anzahl fertig hergestellt worden und kann sofort bezogen werden (Preis mit Verpackung Mk. 45.—), ebenso von zahlreichen Waffenmodellen in Originalmaterial (Gladius, pugio, spatha, scramasax etc.). K. Schumacher



Villa rustica bei Pforzheim

V.

Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Altertumsmuseums der Stadt Mainz vom 1. April 1914 bis 1. April 1915

GRÖSSERE Neuerwerbungen durch Ankauf und eine umfänglichere Ausgrabungstätigkeit waren in dieſem Jahre durch die Zeitverhältniſſe ausgeſchloſſen. Immerhin haben einzelne Abteilungen der Sammlungen, beſonders die Plaſtik, einen recht wertvollen Zuwachs zu verzeichnen.

Trotz des Krieges hat die Militärbehörde nicht verſäumt, das Altertumsmuſeum von Funden, die bei Erdarbeiten gemacht wurden, rechtzeitig in Kenntnis zu ſetzen und ſo ihre ſachgemäße Bergung zu ermöglichen, wofür ihr hier beſonders gedankt werden ſoll.

Über wichtige Beobachtungen, die während der Kanaliſierung der Straße 23 vor Baſtion Germanicus der Zitadelle gemacht werden konnten, wird unten ausführlicher berichtet, und im Zuſammenhang damit ſollen auch die Ergebniſſe der dort im Jahre 1884 gemachten Beobachtungen und Aufnahmen hier zum erſtenmal veröffentlicht werden.

I. Arbeiten in den Sammlungen

War auch die Tätigkeit nach außen in dieſem Jahre beſchränkt, ſo konnte die zur Verfügung ſtehende Zeit um ſo mehr den Sammlungen ſelbſt zugewendet werden.

In dankenswerter Weiſe wurden durch das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum die Eiſenſachen der vorgeſchichtlichen und fränkiſchen Abteilung in größerem Umfange gereinigt und neu geſichert, außerdem auch eine große Anzahl von Gefäßen aus Weiſenauer Funden zuſammengeſetzt.

Der ſchon lange gehegte Wunſch, die umfangreichen und zum Teil ſehr wichtigen Fundſtücke aus dem Gebiet des Weiſenauer Steinbruches möglichſt geſchloſſen zur Ausſtellung zu bringen, wurde inſoweit erfüllt, als die bis jetzt gereinigten und, wo angängig, wiederhergeſtellten und ergänzten Stücke bis auf die verzierten Terra ſigillata-Gefäße in einem Raum aufgeſtellt wurden, und zwar in dem ehemaligen erſten (mittelalterlichen) Saale. Dort konnten neben dieſen Funden auch die neuen Gräber vom Radweg aus Weiſenau und ältere Beſtände vom gleichen Fundort und von Fundplätzen, die jetzt in das Gebiet des Steinbruchs einbezogen ſind, untergebracht werden. Die verzierten Sigillata-Gefäße ſind zunächſt noch im anſtoßenden Hauptſaale in einem großen Glasſchranke zuſammengeſtellt. Die noch nicht ganz geſichteten keramiſchen Funde vom Steinbruch wurden zum größten Teil in den Kellerräumen geſondert verpackt.

Auch die im Gebiet des römiſchen Hafens (in der Rheinallee, der Lahnſtraße, beim ſogenannten Dimeſſer-Ort) gehobenen Altertümer ſind jetzt in einem Geſchränk vereinigt.

Die auf dem römiſchen Lagergebiet und an deſſen ſtadtſeitigen Abhängen (Käſtrich, Walpodenſtraße, Münſtergaſſe, Eliſabeth-Kaſerne u. a.) in früheren Zeiten gemachten Funde ſind ebenfalls zum größeren Teil zuſammen untergebracht worden.

Die Sammlung römiſcher Glasgefäße wurde gemeinſam mit den Glasfunden aus dem Grabfeld in der „Neuen Anlage" und den Glasfunden aus dem Weiſenauer Steinbruch neuaufgeſtellt.

Außerdem ſind nach Durchſicht älterer zum Teil noch nicht ausgeſtellter Materialien Einzelfunde aus römiſchen Grabfeldern Rheinheſſens vereinigt worden, ſo die Funde von Bechtheim, Budenheim, Dienheim, Gabsheim, Nieder- und Ober-Olm, Nierſtein, Wöllſtein und Wörrſtadt. Zugleich vereint jetzt ein Schrank ſämtliche Fundſtücke aus Bingen, Bingerbrück, Kempten und Gaualgesheim, ebenſo ſind die Funde von einzelnen Mainzer Bauſtellen, die von Kaſtel und die Stücke aus den Sammlungen Bandel, Dr. Hepp, Dael und Frau Lindner möglichſt zuſammengeſtellt. Ein gemeinſamer Pult enthält jetzt ſämtliche Fibeln, ein Glasſturz enthält die bemalte Keramik, ein anderer die Beleuchtungsgeräte aus Bronze, die nun in unmittelbare Nähe der neugeordneten Lampenabteilung verbracht ſind.

Alle dieſe Zuſammenfaſſungen und Einordnungen ſind in erſter Linie als Vorbereitungen für künftige Neuaufſtellungen in den eben in der Herrichtung befindlichen Räumen zu betrachten.

Von den für die Veröffentlichung durch Prof. Körber beſchafften Abklatſchen von Inſchriftſteinen des Mainzer Gebietes, die jetzt in auswärtigen Muſeen (Frankfurt, Mannheim) aufgeſtellt ſind oder ſich in Privatbeſitz befinden (Nierſtein, Bodenheim), wurde wieder eine größere Anzahl ausgemalt. Die vorrömiſchen, römiſchen und fränkiſchen Funde aus Bingen, die zum großen Teil bis jetzt noch nicht veröffentlicht ſind, wird Herr Dr. Behrens in der Reihe der von der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion herausgegebenen Kataloge weſt- und ſüddeutſcher Altertumsſammlungen behandeln.

Nach den früheren Veröffentlichungen in der Zeitſchrift des Altertumsvereins und in der Mainzer Zeitſchrift ſtellte das Deutſche Muſeum in München das Modell eines Pfeilers der römiſchen Rheinbrücke bei Mainz auf. Die hierzu nötigen Zeichnungen, Photographien, Maße uſw. des bereits hier im Altertumsmuſeum aufgeſtellten Modells wurden dem Deutſchen Muſeum geliefert, außerdem wurden ihm aus dem reichen Beſtande zwei Pfahlſchuhe geſchenkweiſe überlaſſen.

II. Ergebnisse der Überwachung von Erdarbeiten

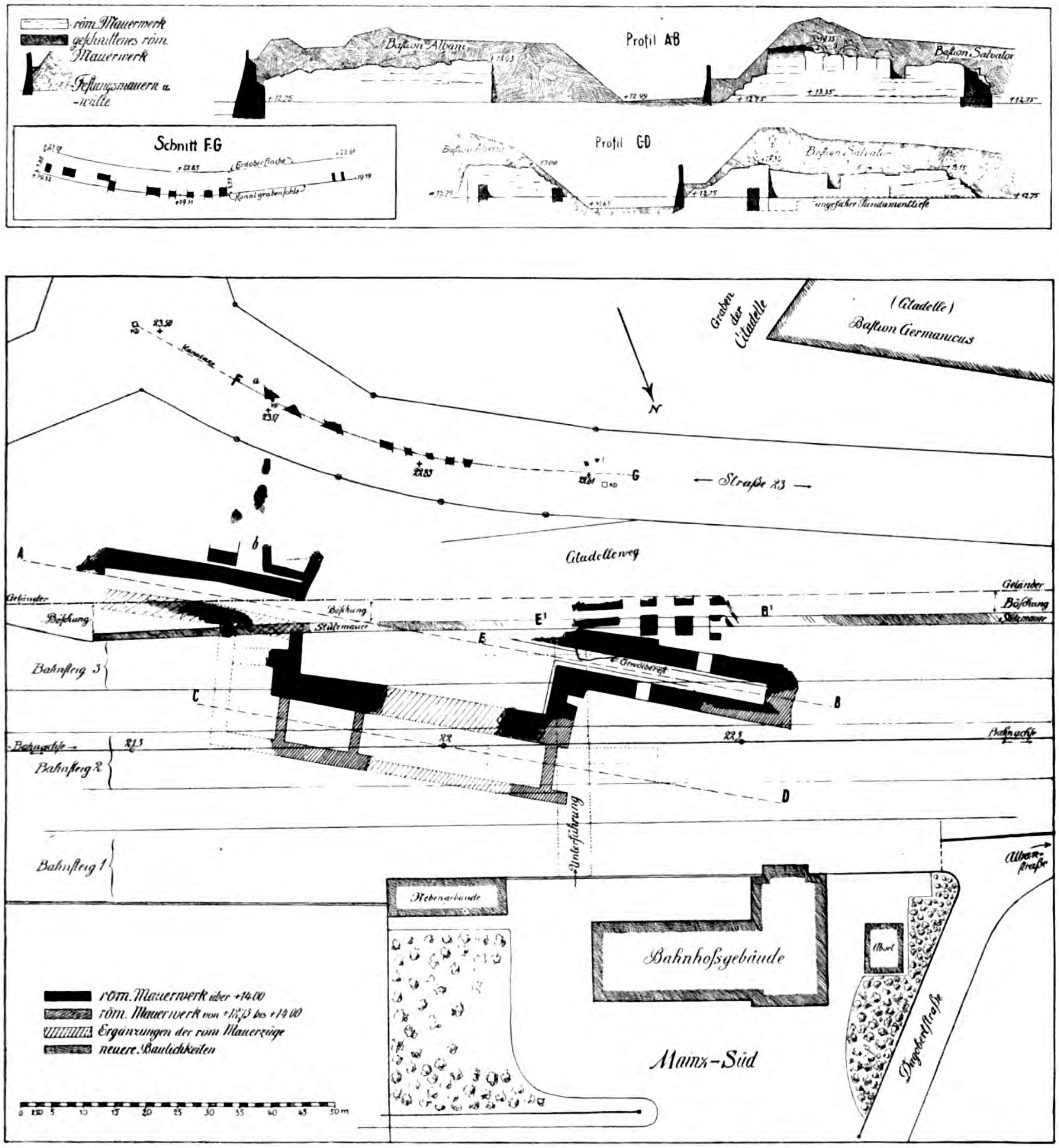


Abb. 1. Die Ausgrabungen im Gebiete des Südbahnhofs im Jahre 1884, nach den Aufnahmen von Bezirksingenieur Peisker in die heutigen Bebauungsverhältnisse eingetragen; hinzugefügt sind die Ergebnisse der Untersuchungen in Strasse 23 (im Jahre 1914).

1) Spätrömiſches oder Merovingiſches

Bei der Anlegung des heutigen Bahnhofs Mainz-Süd, des ehemaligen Neutorbahnhofs, wurden im Jahre 1884 die mächtigen Mauerwerke eines Baues von über 100 m Breitenausdehnung freigelegt, mußten aber, da ſie zum größten Teil in das neue Bahnhofsgebiet fielen, gleich abgetragen werden.

Bezirksingenieur Peisker machte damals im Auftrage des Geheimen Baurats Kramer genaue Aufnahmen; dieſe befinden ſich heute bei den Akten des Mainzer Altertumsvereins im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz. Es ſind 1) ein Grundriß der Mauerzüge im Maßſtab 1 : 250. Eingezeichnet ſind hier auch die damals ſchon zum Teil abgetragenen Baſtionen Salvator und Albani mit ihren Gräben und Eskarpenmauern; ferner die Bahnachſe und die jetzige lange Stützmauer auf der Südſeite der Bahnhofshalle gegen Baſtion Germanikus der Zitadelle hin. Beigegeben ſind auch zwei Querſchnitte durch die Baſtio-



Abb. 2. Ansicht des Bogenmauerwerks von E¹—B¹ auf Abb. 1

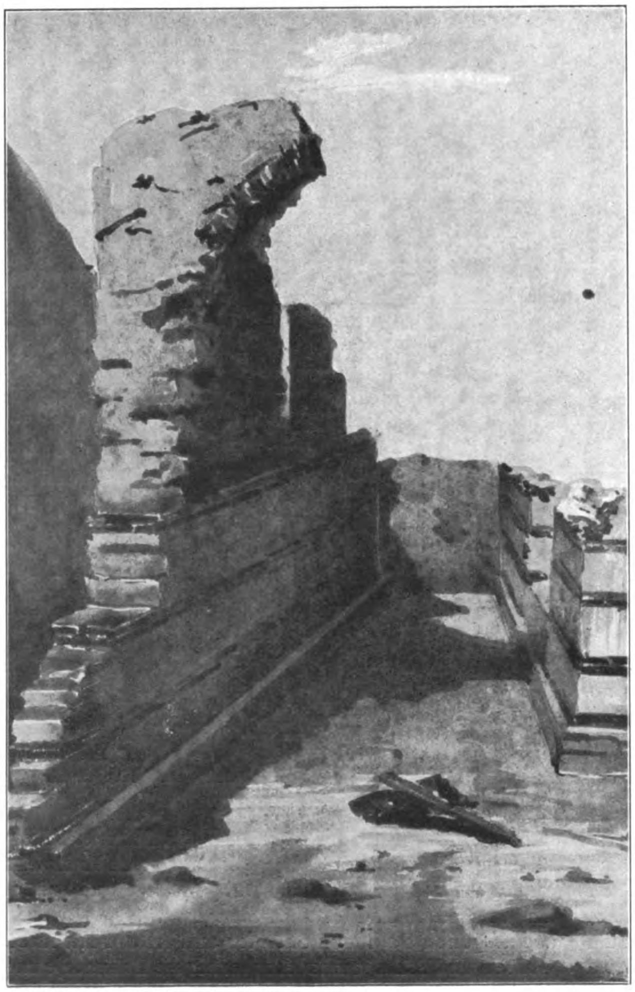


Abb. 3. Ansicht von E nach B auf Abb. 1

nen Albani und Salvator, die die hier in Frage kommenden Mauerreſte bedeckten. 2) Zwei Anſichten in Aquarell, die hier (Abb. 2 und 3) wiedergegeben ſind. Eine zweite Ausfertigung der Grundrißaufnahmen befindet ſich bei dem Planmaterial der Eiſenbahndirektion Mainz; ſie deckt ſich im weſentlichen mit der unſerigen.

Nach dieſen Aufnahmen iſt unſer Plan (Abb. 1) hergeſtellt. Der leichteren Überſicht halber ſind hier die heutigen Bebauungs- und Straßenverhältniſſe zugrunde gelegt, wozu das nötige Planmaterial von der Eiſenbahndirektion gütigſt zur Verfügung geſtellt wurde. Neu ſind eingezeichnet die im Jahre 1914 in der Straße 23 geſchnittenen Mauerreſte des Baues, aufgenommen durch das ſtädtiſche Tiefbauamt. Beiden Stellen ſei hier für ihr Entgegenkommen herzlichſt gedankt.

Ferner hatte Peisker auch einen kurzen Bericht über die Freilegung und Unterſuchung des Mauerwerks handſchriftlich beigefügt; er lautet:

„Bei den Arbeiten zur Verlegung der Bahnen wurden am Neuthor, zuerſt bei Herſtellen eines Richtſtollens unter Baſtion Salvator die Reſte römiſchen Mauerwerks aufgefunden, welche ſich bei Fortſchritt der Erdarbeiten als eine größere Anlage ergaben.

Durch Herrn Geh. Baurath Kramer wurde ich damals beauftragt, die ſich ergebenden Mauerteile genau aufzunehmen und in folge deſſen ergaben ſich die in den vorliegenden Scizzen aufgezeichneten Mauerreſte, welche auf ein umfangreiches Bauwerk ſchließen laſſen.

Die zahlreichen Trümmer und Mauerreſte erſtreckten ſich noch weiter aufwärts gegen die Baſtion Albani, welche jedoch von den Arbeiten weiter nicht berührt wurden und demnach leider eine Completirung des Bauwerks unmöglich machten.

Welche Beſtimmungen dasſelbe gehabt haben mag, darauf will ich nicht weiter eingehen, ſondern in Kürze jene Beobachtungen angeben, welche während des Baues gemacht wurden.

Das Mauerwerk war zum großen Theil ſehr ſorgfältig ausgeführt. Auf je 70—80 cm Höhe in dem Bruchſteinmauerwerk folgte durchweg eine Ausgleichung von 2 Schichten jener rothen großen gebrannten Platten von ungefähr 30 auf 40 cm Geviert.

Eine minder ſorgfältige Ausführung hatte nur das Mauerwerk, welches auf der Höhe des jetzigen Bahnplanums lag und im Plane chraffiert angegeben iſt. Dieſe Mauern lagen gegen die Rheinſeite vor dem eigentlichen Bauwerk und hatten anſcheinend eine untergeordnetere Beſtimmung.[1])

Eine beſonders ſorgfältige Ausführung hatte das Gewölbmauerwerk. — Die Bogen beſtanden aus 2 Ringen. — Wie Sie aus der Scizze erſehen werden, war zuerſt ein Ring mit jenen großen Platten ausgeführt, über dieſem kam eine Schichte dieſer Platten, welche gleichſam als Binder dem Gewölbrücken folgten, und dann erſt der 2te Ring des Bogens.

Was nun die ganze Anordnung des Bauwerks anbelangt, ſo war aus der Fundamentirung und dem Wechſel des gewachſenen mit dem aufgefüllten Erdreich zu ſchließen, daß das Bauwerk an einem ſtark abfallenden Terrainabhang gelegen war und ſcheint man annehmen zu können, daß es noch zur Zeit der Umänderung der Feſtungswerke unter Churfürſt . . . . alſo in den Jahren 16 . .[2]) noch beſtanden hat, weil der Abbruch des beſagten Mauerwerks genau den Profilen der neu anzulegenden Feſtungswerken folgt und nur mit einer ſchwachen Erddecke verdeckt war.

Gefunden wurden bei den Aufdeckungsarbeiten eine Anzahl Steine mit Inſchriften welche ſ. Z. von Herrn Dr. Keller in einem Vortrage beſprochen wurden.

Außerdem fand ſich im Mauerwerk, im Mörtel ſelbſt, eine in der Prägung noch ſehr wohl erhaltene kleine Münze des Kaiſers Conſtantin.

Obwohl auf die Auffindung einer Platte mit Stempel oder Inſchrift eine Prämie geſetzt war, ſo fand ſich bei der großen Anzahl dieſer vermauerten Platten keine einzige vor.

Erwähnen möchte ich ſchließlich noch, daß die ſorgfältig nach innen ausgeführten großen parallelen Mauern, ſowie deren mutmaßliche Ueberwölbung vielleicht auf einen Abgang oder Thorweg ſchließen laſſen könnten, allein es fand ſich bis zur Fundamenttiefe weder eine Pflaſter noch irgend eine Spur von Straßenſohle, ſo daß man annehmen kann, daß es warſcheinlich der mächtige Unterbau eines ebenſo großen Baues geweſen ſein mag.

Peisker, Bez.-Ingenieur“

Die ſüdliche Fortſetzung dieſes Baues wurde nun im Jahre 1914 bei der Kanaliſierung der Straße Nr. 23 (vor Baſtion Germanikus) wieder angeſchnitten, allerdings, wie ſich dieſes aus der Breite des Grabens von etwa 1 m ergab, nur in einem ganz ſchmalen Streifen. Die damals gefundenen Reſte ſind in die Peiskerſche Aufnahme eingetragen. Die Richtung der Mauerzüge ließ ſich aus dem eben angegebenen Grund leider nur annähernd feſtſtellen; hier müſſen ſpätere Grabungen, ſoweit ſie noch möglich ſind, weitere Aufklärung bringen. Ein Teil der Mauerklötze, beſonders die nach Weſten hin liegenden, machten den Eindruck von freiſtehenden Pfeilern, bei den am öſtlichen Ende liegenden ließen ſich auch Ecken feſtſtellen. Das öſtlichſte Stück (a) ſcheint mit dem bereits 1884 freigelegten Mauerzuge (b) irgendwie in Verbindung zu ſtehen.

In der Art ſeiner Zuſammenſetzung ſtimmt das 1914 freigelegte Mauerwerk genau mit der Beſchreibung und den Zeichnungen Peiskers: auch hier wieder der bekannte Ziegeldurchſchuß und der felſenharte Mörtel. Eine Beobachtung möchte ich hier beifügen: das Mauerwerk des im Bereiche der Albanskirche liegenden vorkarolingiſchen Baues und beſonders ein auf der Südſeite ſich ohne Verband davorlagernder Mauerklotz (ſ. Mainzer Ztſchr. IV S. 36 und Tafel III Abb. 4a[1]) zeigte genau dieſelbe Zuſammenſetzung; auch hier begegneten die faſt quadratiſchen, ziemlich dunkel gebrannten Ziegel, auch hier fand ſich kein Stück mit einem Stempel.

Peisker berichtet, daß in dem Mauerwerk eine Münze Konſtantins gefunden wurde. Danach dürfte der Bau früheſtens in die konſtantiniſche Zeit zu ſetzen ſein. Auf eine ziemlich ſpäte Entſtehungszeit weiſt auch die Verwendung römiſcher Inſchriftſteine als Bauſtoff.[3])

Auch bei dem vorkarolingiſchen Baue unter der St. Albanskirche wurde dieſelbe Beobachtung gemacht. Über die hier vermauert geweſenen römiſchen Werkſtücke ſ. Mainzer Ztſchr. VI S. 144 Sp. 2.

Auffallend iſt immerhin die Tatſache, daß bei der letzten Grabung im Jahre 1914 in der Nähe des Mauerwerks verhältnismäßig wenig römiſches Scherbenmaterial gefunden wurde. Die Böden von vier Sigillata-Tellern, die zutage gefördert wurden, können keinen Anhaltspunkt für die Datierung bieten, da ſie möglicherweiſe mit dem Anſchüttungsmaterial der Schönbornſchen Befeſtigungswerke erſt dorthin gekommen ſein können (ſ. unten S. 78 Sp. 2).

Man hat die gewaltigen Mauerwerke mit dem Palaſte des merovingiſchen Königs Dagobert in Zuſammenhang bringen wollen. Dafür könnte ſprechen: 1) die Tatſache, daß die Gegend, in der unſer Bau lag, im Mittelalter den Namen Dagobertswig (Dagobertis viguas) führte (vgl. Schaab, Geſch. der Stadt Mainz I S. 407 und Schrohe, Mainz in ſeinen Beziehungen = Beitr. z. Geſch. der Stadt Mainz IV S. 1); 2) der Umſtand, daß in geringer Entfernung von unſerem Bau die Reſte einer Brüſtung gefunden wurden, die Lindenſchmit in ſpätrömiſche oder merovingiſche Zeit ſetzt. Es ſind drei gedrehte Säulen und zwei Gewände mit roh aus der Hand angearbeiteten Dreiviertelſäulen. Als Material ſind römiſche Grabſteine verwendet (das Nähere ſ. Mainzer Ztſchr. II S. 27 f.). Die fünf Stücke fanden ſich zuſammen, ein Fundumſtand, der dafür ſprechen dürfte, daß die Stücke nicht ſehr weit von ihrem urſprünglichen Standorte verſchleppt wurden.

Über die Entſtehungszeit und den Zweck des Baues jetzt ſchon weitgehende Vermutungen auszuſprechen,

[1]) Es ſoll hier einſtweilen bemerkt werden, daß nach Maßgabe des Maskoppſchen und des Perſonſchen Stadtplanes der ehemalige Wilhelmiterturm und das Wilhelmiterkloſter im Gebiete unſeres Baues gelegen haben.

[2]) Gemeint iſt die unter Kurfürſt Johann Philipp von Schönborn (1647—73) begonnene und unter Lothar Franz von Schönborn (1695—1729) und Philipp Karl von Eltz (1732—43) gerade in dieſer Gegend erweiterte neue Befeſtigung der Stadt.

[3]) Die im Jahre 1884 in oder bei dem Mauerwerk unſeres Baues gefundenen römiſchen Inſchriften hat Keller im 2. Nachtrage zum Beckerſchen Kataloge veröffentlicht.

dürfte verfrüht ſein; es gilt, zunächſt die Ergebniſſe weiterer Grabungen, ſoweit dieſe in dem noch freien Gelände angeſtellt werden können, abzuwarten. Hoffentlich können dieſe recht bald und in friedlicheren Zeiten vorgenommen werden.

2) Fränkiſches

Bei Erdarbeiten der Militärbehörde wurde am Weſtausgang des Ortes Zornheim (Kreis Mainz, Rheinheſſen) das Hügelgelände links der Straße nach Nieder-Olm durchſchnitten und dabei einige fränkiſche Gräber entdeckt. Die Feſtungsbehörde machte dem Muſeum ſofort Mitteilung von dem Fund und ermöglichte eine genauere Unterſuchung des Platzes. Unter Aufſicht des Muſeumsaſſiſtenten konnten auf einer Strecke von über 30 m zwölf Grabſtätten bloßgelegt werden, die aber nur ſpärliche Skelettreſte und keinerlei Beigaben enthielten. Der Kriegsausbruch verhinderte die weiteren Nachforſchungen. Die geoſteten Gräber lagen ſenkrecht zur Bahnachſe in einer Tiefe von 0,50 — 1 m und in Entfernungen von 3—10 m voneinander. Aus den von der Militärbehörde vor der Unterſuchung aufgedeckten Gräbern ſtammen u. a. einige Waffen. Die Fundſtücke gingen mit Genehmigung des Kriegminiſteriums in den Beſitz des Altertumsmuſeums über, das durch eine Erwerbung aus dem Jahre 1893 ſchon fränkiſche Funde aus Zornheim birgt (7 Glasperlen, 1 Glasbecher, 2 Tongefäße, 1 Doppelkamm (Bein) und 1 Eiſenring). Nach Ausſage des Herrn Bürgermeiſters Sieben ſind in der weiteren Umgebung des Fundeplatzes ſchon öfters Knochen- und Gefäßſtücke beobachtet worden. Eingeliefert wurden neuerdings aus Grab 1: eine Eiſenlanze (Länge 47,5 cm) mit 25,5 cm langem Blatt und ein Skramaſax (Länge 50,5 cm); aus Grab 2: eine Eiſenlanze (Länge 52,5 cm) mit 12,5 cm langem Blatt; aus einem im anſtoßenden Feld kurze Zeit vor Anlage der neuen Bahn gegen den Ort zu gefundenen zerſtörten dritten Grab: ein zerbrochenes Tongefäß mit zwei eingeſtempelten, zweireihigen Punktzonen (Höhe 15 cm). Aus einem der oben erwähnten unterſuchten Gräber ſtammt ein beſſer erhaltener Schädel und die Hälfte eines Tongefäßes.

III. Einzelerwerbungen und Geschenke

1) Vorgeſchichtliches

Nieder-Saulheim (Kreis Oppenheim, Rheinheſſen): ein durchbohrter Steinhammer (Länge 13,3 cm) aus dunklem Kieſelſchiefer, der in einer Sandgrube auf dem Gebiete links vom Bahnhofsgebiet beim Hauſe Ph. Stuppert am Bahndamm gefunden wurde. Nach Angabe des Grubenbeſitzers ſollen an der Stelle etwa ſechs Skelette aufgedeckt worden ſein. Die darauf bezügliche Meldung war vom Bürgermeiſter leider an uns nicht weitergegeben worden.

Aus Gaualgesheim (Kreis Bingen, Rheinheſſen) ſtammt ein 6,2 cm hohes, handgearbeitetes Näpfchen von einfacher Form mit deutlich ſich abhebendem Rand- und Bodenwulſt (Steinzeit).

Bei Erdarbeiten wurde in einer Mulde nördlich von Harxheim (Kreis Mainz, Rheinheſſen) ein La Tène-Grab aufgedeckt, das noch Teile des Skeletts und ein Paar offener, einfach verzierter Pufferringe aus Bronze enthielt. Die Ringe waren um die Mitten der Schienbeine gelagert (Durchmeſſer 9,5 cm). Geſchenk der Militärbehörde. Der an gleicher Stelle vorgefundene, auf Seite 80 erwähnte fränkiſche Beinkamm läßt vermuten, daß hier fränkiſche Beſtattungen ein La Tène-Grabfeld ablöſten. Bei den Arbeiten wurden hier außerdem Mulden und bankartige Stellen beobachtet, die womöglich von einer noch älteren Siedelungsanlage ſtammen. Es empfiehlt ſich, ſpäterhin eine eingehendere Unterſuchung dieſes Platzes vorzunehmen.

In der Gewann Spielberg der Gemarkung Elsheim (Kreis Bingen, Rheinheſſen) fanden ſich bei Anlage eines Spargelfeldes auf dem Acker der Frau Hamm Wwe. eine Reihe von Spät-La Tène-Gräbern. Leider wurden die Funde nicht ſofort gemeldet. Das Muſeum erhielt erſt durch einen Händler, der einige Gefäße und Kleinſachen überbrachte, Kenntnis von der ſchon beendigten Arbeit. Von der Beſitzerin wurde dann das Aufgeſammelte erworben. Die Grabinhalte waren nicht getrennt gehalten, ebenſo keine Beobachtungen über die Lage der Gräber zueinander gemacht. Unſere Abbildung 4 zeigt den größeren Teil des Fundes. Von Eiſengeräten fanden ſich: das kleine Beilchen (1), der Meißel (3), ein flacher Ring (4) und der Reſt einer Fibel. Bronzefibeln lagen zwei in Bruchreſten vor. Sie zeigen den ſogenannten Nauheimer Typus. Das beſſer erhaltene Stück, Bügel und Nadel, iſt abgebildet (2). Ferner drei Glasperlen, eine Rundperle, grünlich, mit Spuren gelber Einlage, eine Ringperle aus grünlichen und gelblichen Fäden und ein bernſteinfarbene Ringperle. Die zum Teil aus Bruchſtücken zuſammengeſetzten Gefäße ſind bis auf Nr. 13 aus der Hand gearbeitet. Verzierungen tragen nur zwei Urnen (6, 9). Die große Urne (12) hat auf einer Seite an der Schulter zwei leichte Eindrücke (Dällen); ein klaffender (Brand?-) Sprung war, wie zwei Durchbohrungen an der oberen Wandung zeigen, ehemals durch Draht- oder Baſtſchnürung geſichert. Die ſchlanken Gefäße (14, 15) haben einen ſchwarz gefirniſten Rand und Hals. Einzelne Scherben der Urnen (8, 16) ſind im Brand geſchwärzt, während der Rand und obere Teil des Gefäßes (6) geſchmaucht ſind. Neben den ergänzten Schälchen (7) wurden noch einige Scherben von gleichen Schüſſelchen aufgeſammelt; die Näpfe (10, 11) ſind ziemlich dickwandig und roh geformt.

2) Römiſches

Aus der Stadt. Bei den Kanalarbeiten in der Ritterſtraße bezw. Welſchplatz und Eichelſteinſtraße kamen neben Scherben eine Bronzerundfibel mit gedrehtem, profiliertem Aufſatz, Durchmeſſer 2,2 cm, und ein Bronzehenkel, Länge 9 cm, zutage. In der Straße 23 vor der Baſtion Germanikus: Mörtelprobe mit Ziegelſtück von den dort aufgedeckten Mauerreſten; dabei fanden ſich im Erdreich die Bodenſtücke von vier Sigillata-Tellern mit den Stempeln:

1) DAGOMAR/S·I, 2) PATRIC, 3) PA/LINVSF und 4) VERINVSF.

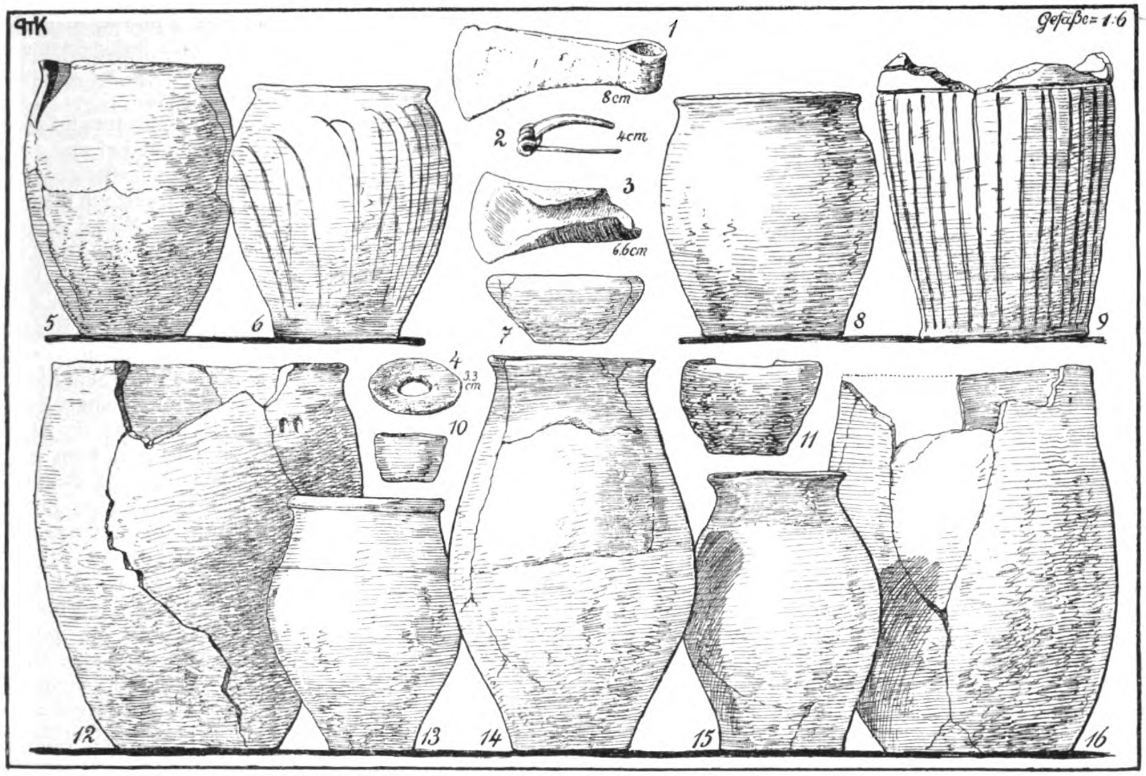


Abb. 4. Funde von einem Spät-La Tène-Grabfelde in der Gemarkung Elsheim

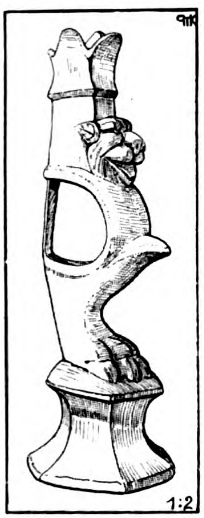


Abb. 5. Bronzefüsschen aus Weisenau

Aus dem Lagergebiet. Beim Eingang des neuen ſtädtiſchen Krankenhauſes (Stelle des römiſchen Lagers) fand ſich eine Goldmünze des Hadrian (Coh. II, S. 110, Nr. 43).

Aus Weiſenau. Als Geſchenke der Direktion der Portland-Zementwerke in Weiſenau kamen auch in dieſem Jahre zahlreiche Fundſtücke aus den Gruben in dem bekannten Steinbruch oberhalb Weiſenau (Kreis Mainz, Rheinheſſen) in das Muſeum. Bemerkenswert ſind: Füßchen (Bronze), Höhe 12 cm (Abb. 5), Bruchſtück eines Striegels aus Bronze (Länge 12,8 cm), ein einfacher Krughenkel, Bronze (Länge 6,5 cm), ein Denar des Nerva, zwei Mittelerz (Trajan und galliſche Nachprägung eines Augustus), Gewicht (?) aus marmorähnlichem Stein, mehrere Lampen (auf dem Spiegel: Füllhörner, Lorbeerkranz, Hund und Eber), die Bruchſtücke einer verzierten Schüſſel (Durchmeſſer 22 cm) aus Terra ſigillata mit Stempel: VRVOED (Abb. 6) und Bruchſtücke von Terra nigra-Gefäßen, belgiſcher Ware und gewöhnlichem Geſchirr.

Umgebung von Mainz. Von Herrn Profeſſor Dr. Schrohe, Mainz, wurde der Inhalt eines Grabes

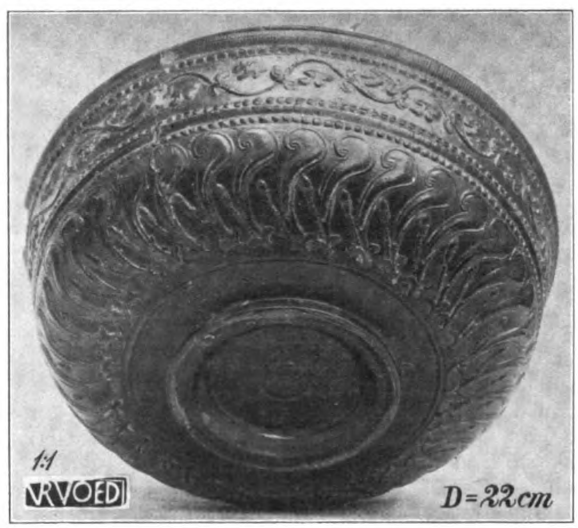


Abb. 6. Terra sigillata-Schüssel aus Weisenau

geſchenkt, das auf einem Acker an der Pariſer Chauſſee (Gemarkung Bretzenheim, Diebsgewann) aufgefunden wurde. Es enthielt die Bruchſtücke einer fiſchglockenähnlichen Glasurne und zwei zerbrochene Tonkrüge mit Henkel.

Herr Gutsbeſitzer Ernſt Krebs auf Sandhof bei Heidesheim (Rheinheſſen) ſchenkte einige verzierte und unverzierte Terra ſigillata-Bruchſtücke, die

ſich auf dem Acker des Landwirtes Fuchs in der Gewann „Krumme Zeil", Gemarkung Heidesheim, in einer vierſeitigen, ausgemauerten Grube vorfanden.

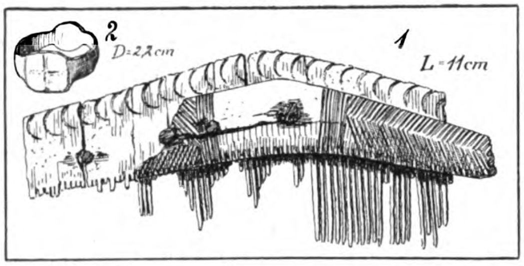


Abb. 7. 1) Beinkamm, gef. bei Harxheim. 2) Fingerring, gef. bei Selzen

3) Fränkiſches

Als Geſchenk der Militärbehörde kam ein Beinkamm, Länge 12,5 cm (Abb. 7, 1), in die Sammlung. Er wurde bei Feſtungsarbeiten in einer Mulde nördlich von Harxheim (Kreis Mainz, Rheinheſſen) etwa 400 m weſtlich vom Waſſerwerk am Rande des Abhanges (Hartenberg) gefunden.[1]) Als Ankäufe gingen ein: vom Reihengräberfeld bei Selzen (Kreis Oppenheim, Rheinheſſen) eine 36 cm große Eiſenlanze (Blattlänge 26,5 cm) und ein Fingerring aus Bronzeguß, Durchmeſſer 2,2 cm (Abb. 7, 2); vom Grabfeld bei Schwabsburg (Kreis Oppenheim, Rheinheſſen) ein dunkelfarbiges Tongefäß (Höhe 7,5 cm) mit ſcharfer Bauchkante, deſſen obere Wandung geriefelt iſt. Gleiche Form und Verzierung zeigt ein hellfarbiges Tongefäß (Höhe 7,8 cm) aus Ludwigshöhe (Kreis Oppenheim, Rheinheſſen).

4) Späteres Mittelalter und Neuzeit

Von *Porzellan* und *Fayencen* wurden erworben:

Höchſter Fabrikat. Eine Vaſe auf bekränztem Sockel (Po 214, Abb. 8) in Louis XVI., 18,5 cm hoch, weiß glaſiert, unbemalt. Marke: blaues Rad; außerdem iſt auf der Innenwand des Fußes unter Glaſur noch eingeritzt: N. 34 J (?) R (vielleicht Johannes Ruppel; ſ. Zais, Porzellanmanufaktur zu Höchſt, S. 136 und 137). Es fehlen bei unſerem Stücke der Deckel und die beiden ſeitlichen Henkel. Auf der zylindriſchen Rundung des Oberteils iſt in Biskuit auf der Vorder- und Rückſeite je ein viereckiges 4,6×4,6 cm großes Medaillon angeſetzt. Auf dem einen ſehen wir Venus im Bade, auf dem anderen Venus an der Quelle (Abb. 9); hier ſteht auch im Hintergrunde vor Gebüſch eine Herme, die trotz ihrer Kleinheit noch ſehr fein durchmodelliert und im Brande auch ſehr gut geraten iſt. Ein unſerer Vaſe gleichendes bemaltes Stück iſt abgebildet bei Hirth, Deutſch-Tanagra I S. 89 Nr. 545; hier iſt auch der Deckel noch erhalten; es fehlen aber ebenfalls die ſeitlichen Henkel. Vergleicht man die Medaillons mit der Darſtellung der Andromeda im ſtädtiſchen Muſeum zu Frankfurt, abgebildet bei Hirth nach S. XL, und mit der des Promotheus in demſelben Muſeum, abgebildet bei Hirth nach S. XLVIII, beides Arbeiten Johann Peter Melchiors, ſo möchte man auch bei unſeren Darſtellungen an Arbeiten oder wenigſtens an den Einfluß dieſes Künſtlers denken. — Ein Milchkännchen (Po 243), eiförmig; der Deckel fehlt. 10 cm hoch. Blaue Marke und I N eingeritzt unter Glaſur. Der Bauch iſt einfarbig-karmoiſin mit Blumenſtücken (Roſen, Tulpen u. a.) bemalt. Der Henkel iſt aus Blattzweigen gedreht.

[1]) Siehe auch S. 78 „La Tène-Fund von Harxheim".

Flörsheimer Fabrikat. Ein birnenförmiges Kännchen (Po 218), 17,5 cm hoch, mit Zinndeckel und zinnener Bodenfaſſung, bemalt mit ſechs aufſteigenden Stäben, um die ſich abwechſelnd je ein Zweig mit blauen Blüten und eine braune Ranke ſchlingt. Marke aufgemalt. Dasſelbe Muſter zeigt eine große Platte (Po 213), Durchmeſſer 32,3 cm, mit gewelltem Rande. Die Stäbe laufen hier vom Rande zu einem Mittelkreis, der eine blaue Blüte umfaßt. Marke aufgemalt. — Ein Birnkrug (Po 246), 18,7 cm hoch, roh bemalt mit zwei Kirchen und einem Turme, die ſich auf drei Seiten der Bauchwand verteilen. Marke: Flörsheim mit angehängtem D-ähnlichen Schnörkel. — Ein Tintenfaß (Po 241) mit Tinten- und Sandfaß und Federkaſten; bunt bemalt mit Blumengehängen und Blumenranken, die ſich um einen Perlſtab ſchlingen. Ohne Marke, aber durch ein ähnliches bezeichnetes Stück unſerer Sammlung als Flörsheimer Fabrikat belegt. — Ein Rokoko-Tintenfaß (Po 219) in Waſchtiſchform mit Aufſatz und geſchweiften Wänden. Auf den Seiten Ranken und bunte Blütenzweige. Auf der Vorderſeite befindet ſich unten eine für eine jetzt fehlende Schieblade beſtimmte Öffnung. Der Tintenbehälter fehlt. Vielleicht Flörsheimer Ware. — Ein henkelkorbartiges Gefäß mit Bügel und Deckel (Po 247). Um den oberen Rand des Gefäßes, um den Deckelrand und auf dem Bügel Eichenlaubmuſter. Höhe 26,5 cm, oberer Durchmeſſer 14,5 cm. Ohne Marke, vielleicht Flörsheim.

Kelſterbacher Fabrikat. Ein Tintenfaß in Kommodenform (Po 242), Länge 14,2 cm, Höhe 8 cm; geſchweifte Vorderſeite mit drei angedeuteten Schiebladen; Schloßbeſchläge und Zugringe aufgemalt. Auf den Seiten Blütenmuſter. Marke: HD. — Ein Teller (Po 38); Durchmeſſer 22,3 cm. Roh bemalt mit zwei verſchlungenen, dunkelvioletten Schlangenlinien. Im Mittelfelde ein Kreis mit einer Phantaſieblume, um die ſich außen drei gleiche legen. Marke: HD.

Nymphenburger Fabrikat. Ein ovales Medaillon (Po 211) mit dem Bruſtbilde des proteſtantiſchen Geiſtlichen Dr. Ludwig Friedrich Schmidt, den die proteſtantiſche Königin Karolina von Bayern zu ihrem Kabinettsprediger berief (geboren 24. Januar 1764 zu Königsbach, kam 1799 nach München, wurde 1806 der erſte proteſtantiſche Pfarrer in Bayern; † 5. Juli 1857). An dem Relief ſind zwei Varianten bekannt, die beide in dem demnächſt erſcheinenden Werk über die Nymphenburger Manufaktur abgebildet ſind. Das Modell iſt von Johann Peter Melchior, dem Modellmeiſter der Fabrik. Das Monogramm A C bezieht ſich zwar auf Adam Clair, dieſer war jedoch kein ſelbſtändiger Künſtler, ſondern nur mit dem Ausformen der Arbeiten Melchiors betraut. Es gibt übrigens auch ein Gegenſtück, die Gemahlin des Kabinettspredigers, in gleicher Ausführung; beide waren vor Jahren in der Sammlung Leonhard, Mannheim. (Freundliche Mitteilung des Bayeriſchen Nationalmuſeums.) Höhe 12,3 cm, Breite 9,1 cm. Marke Nymphenburg und 8 und das Monogramm A C (Adam Clair) in verſchlungenen Kurſivbuchſtaben; alles eingeprägt.

Kacheln: Speisung der 5000 mit Fisch und Brot (K. 128), Höhe 31,5 cm, Breite 20 cm, in architektonischer Renaissance-Umrahmung. Links oben im Bildfelde steht IOH. 6. Über der Darstellung ist auf dem Bogen der Umrahmung ein Wappenschild angebracht, darin eine Marke: Kreuz mit D, aus einem Gitter wachsend. Der Schild mit derselben Marke findet sich auch auf einer etwas kleineren Kachel (K. 20) aus älterem Bestande, die in gleichem Architekturrahmen eine Liebesszene darstellt. — Kachel mit der Darstellung des 50. Lebensjahres (K. 127), 19×31 cm, Renaissance. Die Kachel gehört zu einer Reihe Darstellungen der Lebensalter, von denen bereits das 10., 20., 30., 40. und 100. Jahr vorhanden ist (s. Mainzer Ztschr. VI S. 153 und Tafel X, Abb. 1 und 2). — Bruchstück einer Kachel (K. 124), ursprüngliche Maße 19,5×29 cm, schwarz glasiert. Dargestellt ist eine geflügelte, bekleidete Frauengestalt, die nach rechts schreitet. Auf dem linken Arme trägt sie ein Kind, ein zweites Kind geleitet sie zu ihrer Rechten, vor ihr sitzt ein Hund. Das Ganze umgibt eine architektonische Renaissance-Umrahmung, unter dem Bogen Reste der Inschrift: · ELIEP?? (Die Liebe?). Die Kachel soll aus Wöllstein in Rheinhessen stammen. Sie gehört zu einer Reihe von Allegorien (Tugenden und Wissenschaften), von denen bereits Stücke in der Sammlung (K. 15 bis 19); einige davon tragen eine Inschrift („Abmessung", „Erkenntnis") und sind datiert (1561 und 1588).

Ein W a s s e r l e i t u n g s r o h r aus Ton, mittelalterlich, Länge 32 cm, stammt aus einer Leitung, die im Hofe des Gutes Sandhof bei H e i d e s h e i m liegt. Die Leitungsrohre liegen dort in einer Ummauerung von quadratischem Querschnitte. Geschenk des Herrn Gutsbesitzers E. Krebs auf Sandhof.

Irdene Gefäße: T i n t e n f ä s s e r. Ein grünglasiertes T i n t e n f a ß mit Federkasten (J. 50)

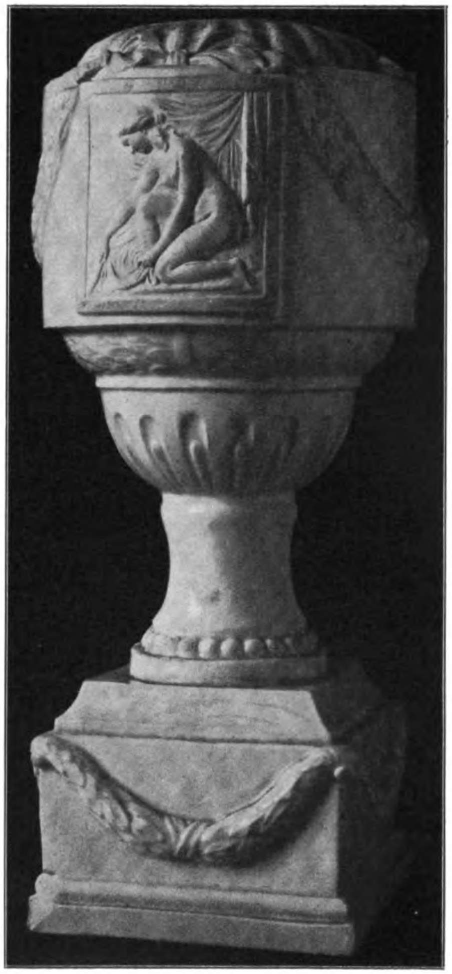


Abb. 8. Höchster Vase mit aufgesetzten Biskuitmedaillons (etwa 2/3 der natürlichen Grösse)



Abb. 9. Teilstück von Abb. 8 (vergrössert)

in Spätrenaissanceformen. Die figürlichen Darstellungen sind Ausdrücke verschiedener Model ohne inneren Zusammenhang. Bodenfläche 18×16,5 cm, Höhe 8,5 cm. — Ein braunglasiertes T i n t e n f a ß mit Federkasten (J. 86), Spätrenaissance. Auf dem Federkasten steht der Spruch: MENSCH · BEDENK · DAS·DU·STERBEN·MUSEST. An der Stirnwand des Behälters in einer Kartusche: GOTT GIB GNATT, dasselbe steht auf der Rückseite. Auf den Seiten zwei Löwenköpfe. Bodenfläche 18×14,5, Höhe 8,3.

Backformen: Zweiseitige Backformen mit Rosettenmuster. Die eine (Bf. 108), Höhe 17,5 cm, Breite 9,3 cm, bezeichnet: F. A. W. 1710, die andere (Bf. 109), Höhe 24,5 cm, Breite 15 cm, bezeichnet: I. I. H. 1772. Ferner: Bf. 105, ebenfalls zweiseitig, Höhe 18,5 cm, Breite 9,5 cm, bezeichnet: G. M. V. 1787, zeigt einen Reiter im Zeitkostüm auf der Vorderseite und auf der Rückseite Vogel und Lamm Gottes.

B e r i c h t i g u n g zu Mainzer Ztschr. IX/X S. 138: Die Darstellung auf der Backform S. 137, Abb. 24 a ist als die Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus zu deuten. Freundliche Mitteilung meines Kollegen Dr. Abt, Darmstadt.

Zinn: Z i n n f u n d a u s H a h n h e i m, Kreis Oppenheim (Z. 2 bis 6), gefunden beim Roden (Abb. 10). 1) G r o ß e S c h w e i z e r K a n n e, Höhe 30,5 cm. Auf dem Deckel zwei gleiche, schlecht ausgeprägte Stempel in Wappenform (s. Abb. 11, 1). Zu erkennen ist eine Eichel und heraldisch links oben ein F, der andere Buchstabe ist nicht erkennbar. Auf der Innenseite des Bodens ein Rundbild, umgeben von drei Perlenreifen. Darstellung wohl figürlich, aber nicht mehr zu erkennen. Auf dem Halse ein mit Stift eingelassener bleierner Wappenschild, dessen Bild nicht mehr erkennbar. 2) K l e i n e S c h w e i z e r K a n n e, 25 cm hoch. Der Stempel auf dem Deckel ist zerstört. Reste der verbundenen Buchstaben A K sind noch erkennbar; es scheint der-

ſelbe Stempel zu ſein wie der auf dem Teller Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 139, Abb. 26 und 27, 8. Auf der Innenſeite des Bodens eine Kreuzigungsgruppe (Abb. 11, 1 a). 3) Teller, Durchmeſſer 35 cm. Stempel in Wappenform: geteilter Schild. Heraldiſch rechts: A, darunter eine Schweizer Kanne mit Ausgußrohr, links: B, darunter Bretzel (Abb. 11, 3). 4) Teller, Durchmeſſer 25,4 cm. Stempel in langgezogenem Sechseck; in der Mitte Schweizer Kanne mit Ausguß und Henkel, rechts und links je ein unleſerlicher Buchſtabe: M?S? (Abb. 11, 4). 5) Teller, Durchmeſſer 31 cm. Marke zerſtört.

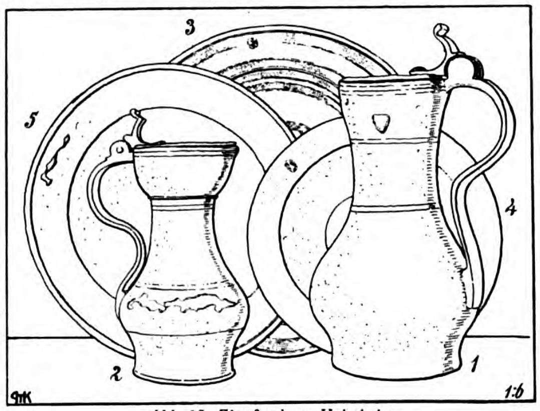


Abb. 10. Zinnfund aus Hahnheim

Ein Zinnteller (Z. 25), Durchmeſſer 30,5 cm, mit Faltenrand, Eier- und Perlſtab. Auf der Rückſeite der bekannte Engel, darum I · B · FINCK · BLOCKZINN (dreimal geſtempelt).

Plaſtik: Gotiſche Muttergottes mit Kind (Pl. 432), 76 cm hoch, aus Lindenholz, mit ſchwachen Spuren ehemaliger Bemalung (Abb. 12). Die Figur ſoll aus der ehemaligen Kirche in Welterod bei Strüth im Taunus ſtammen. In der Nähe dieſes Ortes lag das ehemalige Kloſter Schönau (vgl. Luthmer, Bau- und Kunſtdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden V S. 135 ff.).

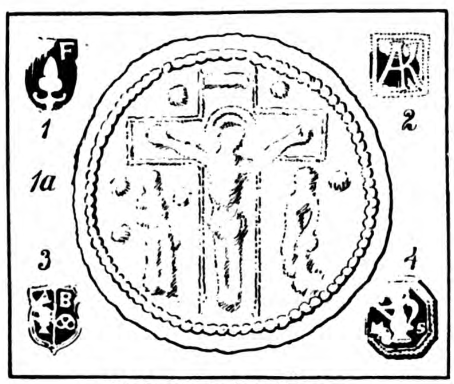


Abb. 11. Zinnfund aus Hahnheim (Stempel, Marken und Bodenverzierung)

Die ſchlanke Geſtalt umhüllt ein weiter Mantel, der in tiefen Falten über die Bruſt und Leib gezogen iſt und in langen, ſtraffen Falten über die Arme herabwallt. Der Schleier bedeckt bis auf wenige Strähnen ſeitlich des Geſichtes den ganzen Haarſchmuck. Über der Stirne ſitzen auf der Vorderſeite des Schleiers fünf kreisrunde aus dem Stück herausgearbeitete Scheiben, die in der Mitte den Reſt eines Eiſenſtiftes tragen; ſie ſcheinen als Anhänger oder Träger eines kranz- oder kronenartigen Kopfſchmuckes gedient zu haben; einen ſolchen muß die Figur getragen haben, wie ſich aus der Bearbeitung der Oberfläche des Kopfes ergibt. Dieſe iſt glatt abgeſchnitten und mit einem ringsum laufenden Falz verſehen, in den der oben erwähnte Kopfputz eingeſetzt war. Auch die Rückſeite der Figur iſt bearbeitet; ſie ſcheint alſo nicht in einer geſchloſſenen Niſche geſtanden zu haben. Haltung und Gewandung iſt von ſehr guter Arbeit. Die rechte Hand der Muttergottes und die des Jeſuskindes fehlen; ergänzt iſt ein ganz kleines Stück der Naſenſpitze. Die Figur dürfte etwa um 1430 zu ſetzen ſein.

Spätgotiſche Muttergottes mit Kind (Pl. 425), 86 cm hoch, aus Lindenholz. Der Mantel der Muttergottes iſt mit aufgemalten Blütenzweigen verſchiedener Art beſtreut. Mittelmäßige Arbeit. Die Figur ſoll aus der Maingegend ſtammen. 15.—16. Jahrhundert. — Gotiſcher Kruzifixus (Pl. 433) aus Lindenholz, 54 cm hoch. Das Kreuz ſelbſt iſt neuere Arbeit. Die Figur iſt ſtark übermalt. Das Ganze ſoll ebenfalls aus Welterod ſtammen und wurde zuſammen mit der oben beſprochenen Muttergottes erworben. Mittelmäßige Arbeit. 16. Jahrhundert.

Barock: Hl. Joſef mit dem Jeſuskind (Pl. 400), barock, 48 cm hoch, Lindenholz. Bemalung abgelaugt. Die Figur ſoll aus Mainzer Privatbeſitz ſtammen. Gute Bewegungen in der Behandlung des Gewandes. 18. Jahrhundert. — Muttergottes mit Kind und Strahlenkranz (Pl. 401), barock, aus Lindenholz, 87 cm hoch, ſchwebt auf der von der Schlange umwundenen Weltkugel, deren abgetrennte untere Hälfte den geſonderten Sockel bildet. Dieſer iſt mit Wolken umhüllt, die geſchickt den Rand der oberen Hälfte der eingeſetzten Halbkugel überdecken. Die jetzige Bemalung rührt aus neuerer Zeit her. Die Arbeit ſelbſt iſt in den Anfang des 18. Jahrhunderts zu ſetzen. Die Figur ſtammt aus Mainzer Privatbeſitz. — Biſchof mit Buch (Pl. 412), barock, aus Lindenholz, abgelaugt, 88 cm hoch. In der rechten Hand hält die Figur den jetzt fehlenden Biſchofsſtab, auf der linken ruht das geſchloſſene Buch, auf dem vielleicht die Mitra ſtand. Die lebhaft flatternde Gewandbewegung weiſt auf die Zeit bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Gute Arbeit. Die Figur ſoll aus Privatbeſitz in Eltville ſtammen. — Krönung Mariä mit der heiligen Dreifaltigkeit (Pl. 413). Reliefplatte aus rotem Sandſtein, 1,11 m hoch und 0,75 m breit; barock. Die Umrahmung der Darſtellung bildet eine von Pilaſtern getragene Niſchenarchitektur, die ebenfalls in flachem Relief gehalten iſt. Darüber in einer Kartuſche: *Gelobt seie die Heilige | Treifaltigkeit | und die himmels | Koenigin Maria.* Rechts und links davon M (h?) – M (h?) A und 17—40. Die Platte ſtammt aus dem Keller des Hauſes Rheinſtraße Nr. 37; ſie war früher an der Außenſeite des Hauſes angebracht. Nach einem Plane des Rheinufers mit den anliegenden Häuſern von 1747 (im Kgl. Kreisarchiv zu Würzburg) bewohnte damals das Haus ein Mathes Haffner. Die Anfangsbuchſtaben der Inſchrift, von denen das h fraglich iſt, könnten auf ihn und ſeine Frau gedeutet werden. — Muttergottes mit dem Jeſuskind (Pl 426), barock, 1,86 m hoch. Der roh aus dem Holz geſchnitzte Körper der Figuren war nach Art der

Gliederpuppen zum Ankleiden beſtimmt. Die Gewandung fehlt jetzt (die Muttergottes ſoll einen brokatähnlichen Mantel getragen haben). Die Arme der Muttergottes ſowie Kopf- und Gliedmaßen des Kindes ſind in Gelenken beweglich. Der Kopf der Mutter hat eingeſetzte Glasaugen und trägt eine Perücke, ebenſo der Kopf des Kindes. Der Körper der Muttergottes iſt in der Hüfte ſtark eingezogen; ſie ſcheint Mieder und weiten Rock getragen zu haben. Die Geſichter zeigen natürlichen Ausdruck, in den Händen der Muttergottes liegt recht viel Leben. Die noch vorhandenen Schmuckſtücke ſind aus Metall. Hinter dem Kopf der Muttergottes legt ſich ein Reif mit zwölf vergoldeten Sternen. Mutter und Kind tragen eine hohe Krone, die mit Blattwerk und bunten, gefaßten Glasſteinen verziert iſt; in ihren Formen gleichen ſich die beiden Kronen, ihr Kern iſt vergoldet, das Blattwerk verſilbert. Die Muttergottes trägt in der Rechten ein metallenes Szepter, das mit demſelben Blattwerk wie die Kronen verziert und in gleicher Weiſe vergoldet und verſilbert iſt. Das Kind hält in der Linken die vergoldete Weltkugel mit dem Kreuz. Um den Hals tragen Mutter und Kind an einem Bande ein aus vergoldetem Silberblech hergeſtelltes Herz in entſprechender Größe mit dem Beſchauſtempel „München" und der Marke IR, die beiden Herzen ſcheinen ſpäter hinzugefügte Weihegaben zu ſein. Die Figur ſtammt aus dem 18. Jahrhundert.

Medaillonporträt des Kurfürſten Emmerich Joſef von Johann Peter Melchior (Pl. 435).

Von Johann Peter Melchiors größeren Bildhauerarbeiten haben ſich in Mainz zwei erhalten: die eine, das Denkmal des Dompropſtes Karl Emmerich Franz von Breidbach-Bürresheim, des Oheims des Mainzer Kurfürſten Emmerich Joſef, befindet ſich im ſüdlichen Querſchiffarme des Mainzer Domes; die andere, im Originale ſelbſt wenigſtens bisher kaum bekannt, iſt vor kurzem in Beſitz des Altertumsmuſeums der Stadt Mainz übergegangen. Sie ſtellt dar das Medaillonporträt des Kurfürſten Emmerich Joſef mit zwei Putten (Abb. 14). Die 2,02 m breite und 1,38 m hohe Gruppe ſtammt aus der unter dem genannten Kurfürſten in den Jahren 1766—1767 zu Mainz erbauten kurfürſtlichen Reitbahn,[1] die ſich heute im Beſitze der Militärbehörde befindet und noch ihrem urſprünglichen Zwecke dient.

[1]) Die Erbauungszeit nach Schaab, Geſch. d. Stadt Mainz II, S. 292 ff. Die Reitbahn bildete einen Beſtandteil des kurfürſtlichen Marſtalls Große Bleiche Nr. 49—52 und wurde gleichzeitig mit dieſem erbaut. Aus den im Großh. Staatsarchiv zu Darmſtadt liegenden Mainzer Akten aus Wien ergibt ſich, daß der ganze Bau im Jahre 1771 ſchon vollendet geweſen ſein muß.

Die Möglichkeit, daß unſer Bildwerk erſt einige Jahre nach der Erbauung der Reitbahn zur Vollendung und Aufſtellung kam, iſt zwar nicht ausgeſchloſſen; jedenfalls



Abb. 12. Gotiſche Muttergottes aus Welterod. Vorder- und Seitenanſicht

wird man es kaum unter das Jahr 1774 ſetzen dürfen, denn in dieſem Jahre ſtirbt Emmerich Joſef. Dieſe Erwägungen ſind von Wichtigkeit für die Beſtimmung des Beginnes von Melchiors Tätigkeit in Mainz. Die Ernennung des Künſtlers zum kurfürſtlich mainziſchen Hofbildhauer, die im Jahre 1770 erfolgte,[2] kann mit dieſen Arbeiten im Dome und in der Reitbahn immerhin mit einem gewiſſen Rechte in Verbindung gebracht werden.

Die Gruppe bildete die mit feinem Geſchmacke aufgebaute mittlere Bekrönung der Brüſtung einer auf einer Bogenſtellung ruhenden Empore am rheinſeitigen Ende

[2]) Zais, Ztſchr. d. Vereins z. Erforſchung d. rheiniſchen Geſchichte u. Altertümer III, S. 383.

der Reitbahn (Abb. 13). Von hier aus mag der Kurfürſt und ſein Hofſtaat der Vorführung der Reitpferde oder den Reiterſpielen zugeſchaut haben.[1])

Da das Stück an dem bisherigen Standorte in ſeiner Erhaltung gefährdet erſchien, überdies der ganze Bau in

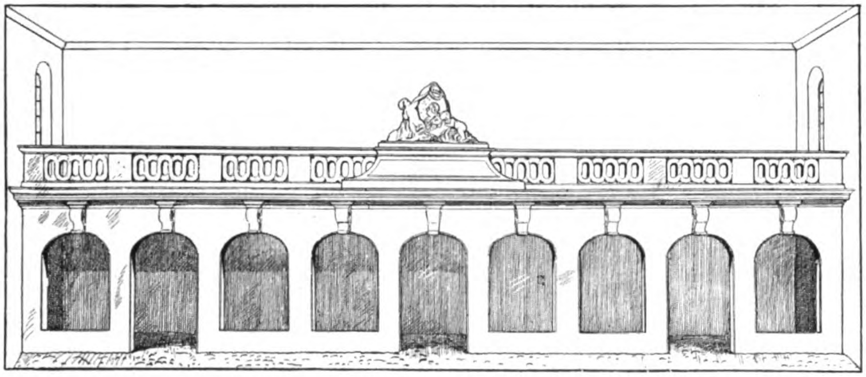


Abb. 13. Empore in der kurfürstlichen Reitbahn zu Mainz



Abb. 14. Medaillonporträt des Kurfürsten Emmerich Josef von Peter Melchior aus der kurfürstlichen Reitbahn zu Mainz

abſehbarer Zeit doch fallen dürfte, man außerdem aber auch es für wünſchenswert und berechtigt hielt, dieſes Kunſtwerk weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, wurde ſeine Überführung in das Altertumsmuſeum der Stadt Mainz bei dem Militärbauamte Mainz beantragt und im September 1914 vom Kriegsminiſterium genehmigt.

Die Zuſchreibung des Werkes an Johann Peter Melchior ſtützt ſich auf die Angabe in Meuſels teutſchem Künſtlerlexikon, 2. Aufl. 1809, Bd. 2, S. 39: „Zu ſeinen (Melchiors) großen Arbeiten gehören folgende: Ein Epitaphium von ſchwarzem Marmor und Alabaſter auf den kurmainziſchen Dompropſt von Breidbach in der Domkirche zu Mainz.[2]) Das Bildnis des Kurfürſten Emmerich Joſef von Mainz im Profil mit zwey Kindergenien, im Sandſtein in der Reitſchule zu Mainz. Die Statue des hl. Johann von Nepomuk in prieſterlicher Kleidung in weißem Sandſtein, ſechs Schuh groß, vor dem Speyerer Thor zu Frankenthal (1784)“. Das zuletzt genannte Bildwerk iſt heute nicht mehr vorhanden.

Bei unſerer Gruppe an Melchiors Urheberſchaft zu zweifeln, liegt kein Grund vor. Abgeſehen von dieſer ganz beſtimmten Nachricht, ſpräche auch ſchon die Güte der Arbeit dafür.

Zum erſtenmal veröffentlicht wurde unſere Gruppe bei Hirth, Deutſch-Tanagra (Kollektion Georg Hirth) Bd. I, S. 38, hier leider nach einer Photographie, die zwar das Ganze noch in einem etwas beſſeren Erhaltungszuſtande, aber furchtbar übertüncht wiedergibt, ſodaß von den Feinheiten hier nichts zu erkennen iſt.

Der Kopf des linken Putto iſt jetzt abgebrochen, hat ſich aber noch vorgefunden (für unſere Aufnahme wurde er vorübergehend aufgeſetzt, erſt wenn die Gruppe ihre endgültige Aufſtellung gefunden hat, kann er ſachgemäß befeſtigt werden). Be-

[1]) „Zuweilen ſchoß auch darin der junge Adel nach Türken- und Mohrenköpfen“, ſo bemerkt Schaab a. a. O. weiter. Unſere Gruppe zeigt eine ganze Reihe von Kugelſpuren auf den Rücken der Putten und im Geſichte des Kurfürſten. Ob der junge Adel in der Reitbahn nur nach Türken- und Mohrenköpfen ſchoß??

[2]) Schon Risbeck, Briefe eines reiſenden Franzoſen (1783) Bd. 2, S. 429, nennt Melchior als Meiſter dieſes Denkmals, das er irrtümlicherweiſe als das eines Domherrn von Dalberg bezeichnet, was aber nur eine Verwechſelung ſein kann, die um ſo leichter erklärlich iſt, da das Denkmal keine Inſchrift trägt. Ferner bemerkt er: „Die Arbeit iſt vortrefflich, würde aber noch viel ſchöner ſein, wenn der Künſtler ſeine eigene Idee hätte ausführen dürfen.“ Offenbar mußte alſo Melchior bei dem Entwurfe oder bei der Ausführung des Denkmals ſelbſt dem Geſchmacke des Auftraggebers oder dem ſeiner künſtleriſchen Beiräte Rechnung tragen. Näheres über das Denkmal in dem 1915 erſcheinenden Bande II¹ (Dom) der Kunſtdenkmäler der Stadt und des Kreiſes Mainz.

ſchädigt ſind ferner die Naſen, ſowohl die des Kurfürſten wie auch die der Putten, ebenſo auch eine Hand und ein Fuß des einen der Putten. Sonſt iſt das Werk, dank der häufigen Übertünchungen, gut erhalten.

Der Block ſelbſt iſt aus drei Stücken zuſammengeſetzt. Es iſt, wie Meuſel ſchon angibt, ein weißer, feinkörniger Sandſtein, der wahrſcheinlich vom oberen Maine ſtammt und infolge ſeiner weichen Struktur eine ſehr feine Modellierung in den Einzelheiten geſtattet. Der Aufbau der ganzen Gruppe iſt aus unſerer Abbildung zu erſehen. Auf der Rolle, die der rechte Putto hält, war noch in ſchwachen Spuren der aufgemalte Grundriß der Reitbahn zu erkennen. Urſprünglich ſcheint überhaupt das ganze Bildwerk, dem Geſchmacke der Zeit entſprechend, weiß bemalt geweſen zu ſein. Die bis ins kleinſte mit Sorgfalt durchgeführte Ausarbeitung der Einzelheiten zeigt, wie der Schwerpunkt von Melchiors Technik mehr nach der Seite der Kleinplaſtik liegt. Ganz vortrefflich behandelt ſind die beiden Putten; auch ſie ſind „mit andern, milder gewöhnten Augen als Rubens" geſehen. Die überquellenden Falten der weichen Haut, das ſpeckige Fleiſch dieſes Kinderkörpers, alles iſt nicht ſtrotzend und derb wie bei Rubens, ſondern mehr mit tändelnder Zierlichkeit und immer noch „mit der Delikateſſe des jüngſtvergangenen Geſchmacks" des Rokoko zum Ausdruck gebracht. Das im ovalen Rahmen ſtehende Profilbild des Kurfürſten ſelbſt gleicht bis in Einzelheiten genau dem auf dem Medaillon aus der Sammlung Metzger in Frankfurt a. M., das ebenfalls eine Arbeit Melchiors iſt (abgebildet bei Zais, Porzellanmanufaktur zu Höchſt, Titelbild), nur iſt hier die Darſtellung im Gegenſinne gefaßt. Die Fläche des Ovals ſelbſt iſt fein gerauht, wie wir es ganz ähnlich auch bei den Biskuitmedaillons jener Zeit finden. Die Reliefbüſte hebt ſich dadurch ſchärfer und plaſtiſcher vom Hintergrunde ab.

Zur Kenntnis und zur Würdigung Melchiors als Bildhauer im eigentlichen Sinne des Wortes dürfte gerade unſere Gruppe insbeſondere auch im Zuſammenhange mit des Meiſters Arbeiten am Denkmale des Dompropſtes von Breidbach ein wichtiges Glied in der Reihe ſeiner Werke bilden, zumal da die hier genannten Großplaſtiken die einzigen zu ſein ſcheinen, die bis jetzt von Melchiors Hand bekannt ſind. Vielleicht läßt ſich aber gerade in Mainz noch das eine oder andere Werk des Meiſters nachweiſen.

Verſchiedenes: Eine Standuhr in Empireformen aus Bronze auf gelblichem Marmorſockel mit der ſtehenden Figur Napoleons; neben ihm Geſchützrohr, Kugeln und Landkarte und eine an einen Felſen gelehnte franzöſiſche Fahne. Auf der Vorderſeite Waffentrophäe. Höhe 39 cm. Geſchenk des Herrn Anton Moyat in Mainz. Die Uhr ſtammt aus altem Beſitze ſeiner Familie. — Eine goldene Doſe mit ſchöner Emaillemalerei auf dem Deckel. Eine engliſche Schnupftabaksdoſe mit Rankenmuſter in Lackmalerei. Dieſe beiden Stücke ſind ebenfalls Geſchenke des Herrn A. Moyat. — Ein kleines Tragöfchen („ſogenanntes „Stuffchen") aus Meſſing mit durchbrochener Wandung. Länge 19, Breite 19, Höhe 15 cm. Auf dem Türchen eingeritzt M. S. und 1782. — Eine kleine Handlaterne aus Meſſing zum Auseinanderſchieben in Niſchenform. 18. Jahrhundert. — Teile eines lottoartigen Spieles unbekannter Art mit Spielſteinen und zum Teil geſchnitzten Stäbchen in verſchiedenen Farben. 18. Jahrhundert. — Zwei Plättbretter mit Griff und Kerbſchnitzmuſter (Wz. 19a und 20); das eine mit der Jahreszahl 1820. Dazu gehört auch eine Mangelrolle (Wz. 19b). — Zwei geſtickte Perlenbeutel (Tabaksbeutel), T. 27/28, mit Blumenmuſter, ſehr ſchöne, in den Farben gut abgeſtimmte, wohlerhaltene Arbeiten, der eine mit beſonders feinen Perlen ausgeführt. Beide Stücke ſcheinen aus der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu ſtammen.

Als Geſchenk ſind ferner zu verzeichnen: Ein Opernglas (Wz. 18) von Herrn Kommerzienrat J. Harth. Eine Lichtputzſcheere (L. 13) von Herrn Rechnungsrat Meule. Herr Oberbürgermeiſter Dr. Göttelmann überwies der Sammlung zwei Roſenthaler Porzellanfiguren (P. 244/245), weibliche Geſtalten, die ſtiliſtiſch und techniſch als Vergleichsmaterial dienen.

Herr Phil. Jak. Holl ſchenkte einen in ſehr feiner Handzeichnung ausgeführten Plan der Stadt und Feſtung Mainz mit Umgegend von Anton Gergens von Mainz. Der Plan ſelbſt iſt 59 cm hoch und 61 cm breit. Rechts oben trägt er die Bezeichnung: *„Geometriſcher Grundriß der Stadt und Veſtung Mainz und der umliegenden Gegend nach der Einnahme am 22ten Juli 1793 von der vereinigten deutſchen Armee dem Hochwürdigſten Ertzbiſchoff gnaedigſten Kurfürſten und Herrn Herrn Friedrich Carl Joſeph ehrfurchtsvoll gewidmet von dem Verfaſſer Anton Gergens von Mainz.*" Dieſe Widmung umrahmt oben das Wappen des Kurfürſten v. Erthal; auf der linken Seite eine ſehr gut gezeichnete geflügelte weibliche Figur — wohl eine Allegorie der Geometrie —, daran ſchließen ſich unten und rechts in maleriſcher Anordnung Werkzeuge der Feldmeßkunſt. Der Plan reicht nördlich bis Mosbach-Erbenheim, öſtlich bis Hochheim-Ginsheim, ſüdlich bis Marienborn-Laubenheim und weſtlich bis Budenheim-Drais. Eingezeichnet ſind in das Gelände die Stellungen der vereinigten deutſchen Armeen. Ob und wieweit unſer Plan gleichzeitigen Kupferſtichen mit derſelben Darſtellung als Vorlage gedient hat oder von dieſen abhängig iſt, wäre noch feſtzuſtellen.

Prof. Dr. Heidenheimer machte mich aufmerkſam auf Schaab, Bundesfeſtung Mainz S. 558. Hier wird bei der Aufzählung der Pläne der Stadt und Feſtung Mainz bemerkt: „XXXII. Plan der Belagerung von Mainz vom Jahre 1793. Er enthält die Feſtungswerke von Mainz und Kaſtel mit den Poſitionen ſämtlicher Korps der Alliierten. Aufgenommen von den Gebrüdern Anton und Pet. Jak. Gergens. Dieſer Plan iſt im Jahr 1793 von Karl Jäck ohne Wiſſen der Herrn Gergens geſtochen worden." Die Mainzer Stadtbibliothek beſitzt auch (Karten I 70) einen Plan, der die Bezeichnung trägt: *„Plan von der Denkwürdigen Belagerung der Veſtung Maynz unter dem Oberkommando Sr. Königl. Majeſt. v. Preußen höchſteigener Perſon im Jahre 1793. Nach einer Aufnahme des Terrains zuſam̄engetragen von D. F. Sotzmann. Geſtochen von C. Jäck, Berlin 1794.*" Die Übereinſtimmung mit unſerem Plane ſcheint ſich aber nur auf die Wiedergabe der Stellungen der an der Belagerung beteiligten Heeresabteilungen zu erſtrecken; auch iſt der Jäckſche Plan nicht nach Norden gerichtet. Neeb.

Durch Vermittelung des Herrn Oberbürgermeiſters Dr. E. Göttelmann wurde dem Altertumsmuſeum von Herrn Oberſt Mercker, Kommandanten der Inſel Borkum, ein Rettungsring vom Kreuzer Mainz als Geſchenk überwieſen. Nach der Seeſchlacht bei Helgoland am 28. Auguſt 1914, bei der der Kreuzer Mainz im Kampfe gegen die engliſche Übermacht ſank, war dieſer Rettungsring auf der Inſel Borkum angeſchwemmt worden.



Zur Erinnerung an die beim Untergange des Kreuzers Mainz gefallenen Waffenbrüder hat die Beſatzung der Inſel Borkum dort ein kleines Denkmal errichtet. Zu deſſen Schmucke wurde ihr von der Stadt Mainz eine genaue Nachbildung des Rettungsringes in Metall überwieſen. Ein Bild des Kreuzers Mainz, das die Beſatzung des Schiffes der Patenſtadt Mainz zum Geſchenk gemacht hatte, beſitzt jetzt die ſtädtiſche Gemälde-Galerie.



Auch in die Reihen unſerer Mitarbeiter hat der Krieg ſchmerzliche Lücken geriſſen. Im Kampfe für das Vaterland ſtarben den Heldentod:

Dr. Eduard Brenner, Direktor des Naſſauiſchen Landesmuſeums in Wiesbaden. Geboren am 29. Januar 1877 in Wiesbaden, 1910—1911 Aſſiſtent am Römiſch-Germaniſchen Zentralmuſeum in Mainz. Rückte Ende Januar 1915 als Leutnant d. L. im Reſerve-Regiment Nr. 83 aus und fiel zu Beginn der Oſterſchlacht als Leutnant und Kompagnieführer bei einem Sturmangriff in den Karpathen, ſüdlich vom Duklapaß, am 3. April 1915.

Diplomingenieur **Heinrich Groß,** Architekt, geboren in Mainz am 27. Mai 1887. Am 3. Auguſt 1914 rückte er als Offiziersſtellvertreter mit dem Infanterie-Regiment 117 aus. Am 10. September wurde er bei Pargny am Rhein-Marne-Kanal ſchwer verwundet, wurde Leutnant und Ritter des Eiſernen Kreuzes. Am 12. Dezember 1914 ging er bereits wieder nach dem öſtlichen Kriegsſchauplatz ab und fiel als Kompagnieführer im Landſturm-Brigade-Erſatzbataillon Nr. 41 im Sturmangriff bei Roszkowa-Wola an der Pilika an der Spitze ſeiner Kompagnie am 5. März 1915.

Dr. phil. Ruprecht Carl Ernst Schmidt, Aſſiſtent am Kaiſerlich Deutſchen Archäologiſchen Inſtitut in Rom. Geboren am 10. Auguſt 1886 in Heidelberg, Leutnant der Reſerve im 2. Badiſchen Grenadier-Regiment Nr. 110. Gefallen am 20. Auguſt 1914 bei Saarburg.

†

Am 28. November 1914 verſtarb im Alter von 78 Jahren der um die Mainzer Geſchichte hochverdiente Forſcher, Mitarbeiter der Zeitſchrift des Mainzer Altertumvereins,

Herr **Landgerichtsdirektor Dr. Karl Georg Bockenheimer,**

Ehrenbürger der Stadt Mainz

VI.

Ein Erzeugnis mittelrheinischer Bildwirkerkunst

von Betty Kurth

FUNDE, die verborgene und unbekannte Kunstschätze aus entlegenen Schlupfwinkeln zutage fördern, werden immer seltener. Die Entdeckerfreuden sind durch die fortschreitende Registrierung und Katalogisierung des vorhandenen kunstgeschichtlichen Materials in ihren Möglichkeiten wesentlich eingeschränkt, und die Hoffnung, mit Hilfe neu auftauchender und durch den Fundort lokalisierbarer Kunstwerke neue Kriterien für die Bestimmung stilverwandter, noch obdachloser Gruppen zu finden, schwindet immer mehr. Darum ist mit doppelter Genugtuung zu begrüßen, daß es Professor Neeb beschieden war, das wertvolle Fragment einer interessanten spätgotischen Bildwirkerei, welche im kurfürstlichen Schlosse zu Mainz verwahrt wurde, seiner Verborgenheit zu entreißen. Im folgenden soll das Stück zum erstenmal veröffentlicht und auf seine stilistische Zugehörigkeit untersucht werden.

Über die Herkunft des Teppichfragments ist nichts Sicheres bekannt. Das Ankaufsbuch des Mainzer Altertumsvereins verzeichnet unter den Eingängen zwischen Juli und August 1848: „1 gestickter Teppich circa aus dem 14.—15. Jahrhundert" (14 nachträglich gestrichen). „In die Bibliothek resp. Gemäldesammlung abgegeben." Ein späterer Vermerk mit Bleistift meldet: „zurück". Weiter ergibt sich aus dem Urkundenband zu den Rechnungen des Altertumsvereins 1848/1849 Nr. 55, daß damals Lindenschmit an Laske für einen gestickten Teppich 5 Gulden zahlte. Woher Laske, der spätere Mainzer Stadtbaumeister, den Teppich erworben hatte, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Die Vermutung liegt nahe, daß er ihn irgendwie aus altem Mainzer Kirchenbesitz erhalten hatte. Soweit durch Nachfragen festgestellt werden konnte und die Erinnerung der Befragten zurückreicht, hing das Stück hoch oben über dem Eingange zum oberen Stockwerk der alten Stadtbibliothek (später Gutenbergmuseum) im kurfürstlichen Schlosse. Als im Jahre 1914 die Restaurierungsarbeiten an diesem Teile des Schlosses begannen, wurde der Gobelin herabgenommen. Eine eingehende Untersuchung ergab, daß eine Wiederherstellung des an einigen Stellen recht schadhaften Teppichs – zahlreiche Löcher, ausgefallene Stellen, bloßliegende Ketten ließen für seinen künftigen Bestand fürchten — mit den Mitteln unserer heutigen Technik leicht zu bewerkstelligen war. Professor Neeb ließ das Werk daher sachgemäß reinigen, restaurieren und festigen, und es bildet nun eine Zierde des Altertums-Museums der Stadt Mainz.

Der Teppich (Taf. IV), der 1,01 m in der Höhe, 1,40 m in der Breite mißt, ist auf horizontaler Leinenkette in bunter Wolle gewirkt. Einzelheiten des Aufputzes, wie die Diademe einiger Frauen etc., sind mit Zuhilfenahme von Goldfäden gestickt, Konturen und Gesichter sind teilweise in Stilstich nachgearbeitet. Vorder- und Rückseite zeigen dieselbe Sorgfalt der Ausführung, nur ist die erstere gegenüber der wohlerhaltenen satten Farbenpracht der letzteren durch das Licht etwas ausgeblaßt.

Wir haben es ohne Zweifel mit einem an beiden Seiten fragmentierten Bruchstück eines sogenannten „Banktuchs" oder „Rücklakens" zu tun, wie es nach Sitte des späteren Mittelalters in Privatwohnungen oberhalb der umlaufenden Holzbänke, in Kirchen über den Chorstühlen angebracht zu werden pflegte.

Auf Schwierigkeiten stößt der Versuch einer ikonographischen Deutung. Die Darstellung zeigt auf einem Schiff ein gekröntes Paar mit vier weiblichen und zwei männlichen Begleitern. Im Hintergrund eine kulissenartig angeordnete Wald- und Gebirgslandschaft mit vielen kleinen Figuren, darunter zwei Landsknechte mit Wappenschilden, ein Hirt mit seiner Herde, zwei Reiter. Ein viel zu großer Hase läuft an einem Berghang hin, über dem eine Sonne mit Strahlenkranz und primitiv angedeuteten Gesichtszügen erscheint. Eigentümlich ist die Art der Wiedergabe des Wassers. Eine große Anzahl von hell- und dunkelblau schattierten, nach oben spitz zulaufenden Streifen, erweckt den Eindruck scharfkantiger Prismen. Zwischendurch sind einige horizontal gerichtete längliche grüne Gebilde angeordnet. Daß sich im Vordergrund ein schmaler Streifen Landes zeigt, der mit Blumen und Gräsern bewachsen ist — auch ein Hündchen läuft darüberhin —, legt die Vermutung nahe, daß es sich um eine Flußfahrt handelt.

Schon die Frage, ob wir in der geschilderten Szene eine Heiligenlegende oder eine profane Darstellung zu sehen haben, ist schwer zu lösen. Das Motiv der Schiffahrt allein ist zu wenig individuell, der Romanliteratur zu geläufig, um uns auf eine bestimmte mittelalterliche Dichtung hinzuweisen, es wäre denn, daß wir der großen Sonne und der merkwürdigen Wasserdarstellung eine ikonographische Funktion einräumten. So könnte man ein gefährliches Abenteuer auf einem Eismeer vermuten, das durch das Gebet der frommen Helden von der Sonne aufgetaut wird, oder ähnliches. Die länglichen grünen Gebilde würden in diesem Falle Riffe und Klippen darstellen. Leider läßt mich hier meine Kenntnis der mittelalterlichen Romanstoffe im Stich. Die mir bekannten literarischen Erwähnungen des Eismeeres dulden keine Anwendung auf die in unserem Bild gegebene Situation. Um so eher bin ich geneigt, die geschilderten Eigentümlichkeiten nur als unbeabsichtigte Akzessorien der primitiveren Textiltechnik anzusehen — die naturalistische Wiedergabe einer Wasserfläche war ja seit jeher ein schwer zu lösendes Problem der künstlerischen Darstellung — und ihnen keine weitere Bedeutung für die Interpretation zuzugestehen. Dagegen scheint mir die betende Haltung einer der Jungfrauen und die Tatsache der Flußfahrt doch auf die Legende einer Heiligen, und zwar auf die Rheinfahrt der heiligen Ursula zu deuten. Der Umstand, daß die Heiligenscheine fehlen, vermag diese Annahme nicht zu entkräften. Es kommt dies im späteren Mittelalter bei Darstellungen von Heiligenlegenden häufig vor, in einer Zeit, in der, angeregt durch die neuen profanen Illustrationszyklen,

auch die heiligen Geſchichten in Literatur und bildender Kunſt mit zahlreichen realiſtiſchen Details und weltlichen Motiven ausgeſchmückt wurden. Für dieſe Entwicklung bieten uns gerade die erhaltenen Zyklen der Urſulalegende — ich erinnere nur an Memlings Urſulaſchrein in Brügge, an Carpaccios Bilderreihe in Venedig (auch hier iſt auf die Heiligenſcheine verzichtet) und an die zahlreichen Kölner Zyklen — glänzende Beiſpiele. Auch in der Literatur zeigt die Legende von der erſten knappen Erzählung Regnante Domino bis zu den Viſionen der Schönauer Nonne Eliſabeth und den ſpäteren Kölner Drucken einen wachſenden Reichtum an ſagenhaften Zutaten.[1]) Vor allem findet ſich die männliche Begleitung bei der Schiffahrt in der älteren Tradition nicht,[2]) während ihr ſpäter eine wichtige Rolle zufällt. Die Szene auf dem Teppich läßt ſich aus der ſpäteren Legendenfaſſung ohne Schwierigkeit deuten. Urſula findet auf ihrer Heimfahrt aus Rom in Mainz den Prinzen Ätherius, der ſie liebt, ſich von ihr bekehren läßt und bereit iſt, mit ihr zu ſterben. Sie ſteigen in ein Schiff und fahren nach Köln, wo das Martyrium vollzogen wird. In einem Kölner Inkunabel-Druck[3]) iſt die Szene mit folgenden Verſen beſchrieben:

Alſo ſcheiden ſy von danne | Sent urſel mit yren manne | Un die ioufrauwen alle | Mit vreuden un mit ſchalle | Sy hadden mynnichliche rede | Sy dienden got mit yren gebede.

Ähnliche Verſe finden ſich auf einem in der Urſulakirche in Köln befindlichen 1456 datierten Urſulazyklus unter der 25. Szene, die die Abfahrt von Mainz wiedergibt.[4]) Wir ſehen hier Urſula im Begriffe, in das Schiff zu ſteigen, in dem, ganz wie auf unſerer Darſtellung, einige Jungfrauen und einige männliche Begleiter ſich befinden. Auch hier ſind Papſt und Kardinäle, die ſonſt an der Deutung dieſer Szene keinen Zweifel laſſen, nicht zu ſehen. Der Prinz ſteht im Boote und reicht Urſula die Hand, um ſie beim Einſteigen zu ſtützen. Es iſt die Situation, die unſerer Darſtellung als unmittelbar vorangehend zu denken iſt.

Wenn dieſe Deutung auch nicht voll befriedigt, ſo ſcheint ſie mir doch einer Erwägung wert, und dies um ſo mehr, als mich auch der im folgenden unternommene Lokaliſierungsverſuch in die Gegend führt, in der die Urſulalegende notwendigerweiſe die weiteſte Verbreitung fand, — an den Rhein.

Ein Blick auf die beigegebene Abbildung (Taf. IV) macht es ohne weiteres klar, daß wir es mit einem Werk d e u t ſ c h e r Provenienz zu tun haben. Auch die chronologiſche Fixierung bietet angeſichts der Modekoſtüme der Jungfrauen und der Landsknechttracht der Hintergrundfiguren keine erhebliche Schwierigkeit. Das Stück, das noch ganz in gotiſcher Formenwiedergabe befangen iſt, dürfte um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert entſtanden ſein.

Suchen wir innerhalb der durch dieſe Angaben gezogenen Grenzen nach Vergleichsmaterial, ſo iſt es vornehmlich eine wichtige Gruppe deutſcher Bildwirkereien, der unſer Teppichfragment ſowohl durch Übereinſtimmung ſtiliſtiſcher Formen als auch in techniſcher Beziehung unmittelbar naherückt. Dieſe Gruppe, der ganz ausgezeichnete und künſtleriſch hervorragende Stücke angehören, glaube ich auf Grund hiſtoriſcher Kriterien mit ziemlicher Beſtimmtheit einer mittelrheiniſchen Werkſtatt zuſchreiben zu können. Eines der wichtigſten Werke dieſes Kreiſes, das durch vorzügliche Erhaltung, leuchtende Farbenpracht und beſondere Qualität hervorragt, iſt Eigentum des Mainzer Domkapitels. Es iſt der 1501 datierte ſogenannte „Sippenteppich", eine Darſtellung des Stammbaumes Chriſti, dem Falk vor beträchtlicher Zeit eine Beſchreibung und Würdigung gewidmet hat[5]) (Taf. V. Abb. 1). Der Teppich ſtammt nach Falks Angabe aus dem Kloſter Altenmünſter in Mainz und gelangte als Schenkung des Medizinalrats Dr. Gröſer in den Dom.[6]) Er trägt zwei Stifterwappen, die ſich als die Wappen der Hilgin oder Hilchen von Lorch — ein von 4, 3 gelben Lilien begleiteter ſilberner Balken in Schwarz — und der Familie von Dietz — ein gelber Löwe in rotem, weißbordiertem Schild — identifizieren laſſen.[7]) Beides ſind alte angeſehene und reich begüterte Geſchlechter des Rheingaus.[8]) Als Stifter ſind ohne Zweifel Johann Hilchen von Lorch, Ritter 1450,[9]) und ſeine Gemahlin, Agnes von Dietz, zu betrachten.[10])

Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir aus Provenienz und Stiftern auch auf eine Entſtehung im Umkreis von Mainz zu ſchließen wagen, um ſo mehr als ſich auch mannigfache Beziehungen zur mittelrheiniſchen Kunſt nachweiſen laſſen. Insbeſondere ſcheinen ſich in Typik und Gewandbehandlung Beziehungen zum Meiſter des Seligenſtädter Altares im Muſeum zu Darmſtadt ſowie zum Zyklus des Marienlebens in der Mainzer Altertümer-Sammlung, die beide mit dem Hausbuchmeiſter in Schulzuſammenhang gebracht werden, auszuſprechen.[11]) Vornehmlich die breitflächige Faltengebung und die Köpfe der Frauen mit ihren breiten Stirnen, den vorgewölbten Augen und dem geſenkten, von den Lidern tief verſchleierten Blick ſtimmen überein.

[1]) Vgl. Egbert Delpy, Die Legende von der heiligen Urſula in der Kölner Malerſchule. Köln 1901.

[2]) Joſeph Klinkenberg, Studien zur Geſchichte der Kölner Märterinnen. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1892. Heft 93 S. 130 ff.

[3]) Hiſtorie von ſent Urſulen vnd den elff duſent Junfferen etc. s. a. [4]) Egbert Delpy, op. cit. S. 138.

[5]) Der Prachtteppich mit dem Stammbaum Chriſti im Mainzer Dome. Kirchenſchmuck. Herausgeg. v. chriſtl. Kunſtver. d. Diözeſe Rottenburg. XII. Jg. 1868. 3. Heft S. 8.

[6]) Woher Falk dieſe Notiz hat, konnte ich bisher nicht feſtſtellen. Zum alten Beſtande des Domes gehört der Teppich ſicher nicht.

[7]) Für gütige Unterſtützung bei Beſtimmung der Wappen bin ich Herrn Regierungsrat Dr. Würth in Darmſtadt zu beſonderem Danke verpflichtet.

[8]) Vgl. Franz Joſeph Bodmann, Rheingauiſche Altertümer. Mainz 1819, Band I S. 335 und Tafel II. Nr. 32. F. Otto, Johann Hilchen von Lorch, Annal. d. Vereins f. Naſſauiſche Altertumskunde u. Geſchichtsforſchung. Bd. 24. 1892. S. 1 ff.

[9]) Johann Hilchen von Lorch wurde vom Stift St. Maria ad gradus zu Mainz auf Verwendung ſeiner Schwäger Otto und Dietrich von Dietz im Jahre 1470 mit der Vogtei Langenſeifen belehnt. Vgl. W. Sauer, Archivaliſche Mitteilungen; Annal. d. Ver. f. Naſſauiſche Altertumskunde u. Geſchichtsforſchung. Bd. 20. Wiesbaden 1888. S. 73.

[10]) Vgl. Johann Maximilian Humbracht, Die höchſte Zierde Teutſch-Landes. Und Vortrefflichkeit des Teutſchen Adels. Frankfurt a. M. 1707. Tafel 133 und 147.

[11]) Vgl. Henry Thode, Die Malerei am Mittelrhein im 15. Jahrhundert und der Meiſter der Darmſtädter Paſſionsſzenen. Jahrb. d. Preuß. Kunſtſamml. Bd. XXI. 1900. S. 113 ff. Weitere Literatur in Friedrich Back, Verzeichnis der Gemälde des Großherzogl. Heſſ. Landesmuſeums in Darmſtadt. 1914.

Das Herauswachsen von Figuren aus Blumenkelchen findet sich ähnlich in der geschnitzten Darstellung der Wurzel Jesse, die den aus Schöllenbach stammenden Altarschrein der St. Hubertuskapelle in Schloß Erbach ziert.[1])

Ein Vergleich des Sippenteppichs mit unserem Fragment zeigt nun die größte stilistische Verwandtschaft. Die nämlichen Typen, derselbe etwas schielende Blick, dieselbe Zeichnung der Haare in parallelen Streifen mit den hakenförmig umgebogenen Locken hier wie dort. Insbesondere jedoch stimmt die Behandlung der Gewänder überein; es ist dieselbe breitflächige, gefiederte Schattierung, die den Faltenzügen einen Ausdruck von Unruhe und Verworrenheit gibt. Diese eigentümliche Gewandbehandlung ist durchaus nicht eine notwendige Konsequenz aus der Technik und Materialbeschaffenheit, aus denen wir die ungewöhnliche Darstellung des Wassers zu erklären suchten, sondern eine spezifische Eigentümlichkeit der von uns statuierten Gruppe. In anderen lokalen Bildwirkerschulen zeigt eine mit wesentlich anderen Mitteln erzielte Faltenmodellierung die reichen Möglichkeiten der Gobelin-Technik.

Die nämlichen Besonderheiten weist ein anderer Teppich auf, den ich ebenfalls zum Vergleich heranziehen möchte. Das Werk, von dem ein Streifen im Kunstgewerbe-Museum zu Köln (Taf. V. Abb. 2), ein anderer im South-Kensington-Museum zu London (Taf. V. Abb. 3)[2]) bewahrt wird, stellt eine bisher literarisch nicht belegte Erzählung dar, in der eine Jungfrau, die die wahre Treue sucht, nach mannigfachen Enttäuschungen in einem Kloster den ersehnten Frieden findet. Auch dieser Teppich, d. h. der Streifen im Kölner Museum, soll in Mainz aufgetaucht sein, wo ihn der verstorbene Geheimrat Otto Andrae erwarb und als Geschenk dem Kölner Kunstgewerbe-Museum überwies.[3]) Das Stück, dessen Entstehung ins letzte Viertel des 15. Jahrhunderts fällt, wurde schon von Creutz auf Grund seiner stilistischen Beziehungen zum Hausbuchmeister dem mittelrheinischen Kunstkreis zugewiesen.[4]) Ein sekundäres Bestimmungskriterium bieten hier noch die Inschriften, deren sprachliche Formen Besonderheiten der spätmittelalterlichen rheinfränkischen Mundart aufweisen. Abgesehen von dem wesentlich anderen Raumempfinden, das jedoch in der textilen Kunst vielfach von rein dekorativen Tendenzen verschleiert wird, zeigt unser Fragment auch mit diesem Teppich stilistische und technische Verwandtschaft. Neben der nämlichen gefiederten Gewandschattierung eine ähnliche Behandlung der Haare — man vergleiche nur das Haar des Engels mit dem des Prinzen —, auch ähnliche Typen und Kopfformen; ja sogar die für diesen Teppich besonders charakteristischen stalagmitenähnlichen stilisierten Gräser finden sich, wenn auch nur vereinzelt, auf dem Mainzer Fragment.

Auch die stilistischen Beziehungen des Kölner Teppichs mit dem Stammbaum Christi im Mainzer Dome sind deutlich festzustellen, wenn auch das letztere Werk an technischen und künstlerischen Qualitäten dem ersteren weit überlegen erscheint. Man vergleiche nur die im Hintergrund aufsteigenden parallel laufenden Ranken, die mit den nämlichen unnaturalistischen stilisierten Blüten zwischen den männlichen Repräsentanten der Sippe Christi wiederkehren.

Angesichts der geschilderten Übereinstimmungen mit zwei auf den Mittelrhein lokalisierbaren Bildwirkereien und in Anbetracht des Umstandes, daß auch unser Fragment in Mainz ans Tageslicht kam, wage ich es ohne Bedenken, für die Entstehung dieses letzteren am M i t t e l - r h e i n einzutreten. Ich wage es um so mehr, als das Material mit den angeführten Beispielen durchaus nicht erschöpft ist und andere derselben Gruppe zugehörige Werke, die hier vorzuführen der beschränkte Raum mir nicht gestattet, abgesehen von neuen historischen Indizien auch den engen Konnex mit der mittelrheinischen Malerei noch deutlicher erkennen lassen.

Leider ist es mir bisher nicht gelungen, das Zentrum des mittelrheinischen Bildwirkereibetriebes festzustellen, doch sprechen mannigfache Erwägungen für Mainz, das im späten Mittelalter als wichtiger Kulturmittelpunkt auch die künstlerische Produktion der Landschaft in seinen Bannkreis zog.

Die mittelrheinische Malerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist, abgesehen von der uferlosen und wenig ergiebigen Literatur über den Hausbuchmeister, bisher von der Forschung recht stiefmütterlich behandelt worden. Die Gesamtpublikation der Bildwirkereien, die vielfach feste Lokalisierungsmöglichkeiten bieten, dürfte der weiteren Gruppierung und Bestimmung manche Stützpunkte zu liefern imstande sein.

Die Probleme, die die territorialen Sonderentwicklungen der deutschen Kunst des 15. Jahrhunderts dem Kunsthistoriker aufgeben, sind vielfach noch ungelöst. Hier muß die sorgfältige und gewissenhafte Zusammenstellung lokaler Gruppen — wenn sie auch häufig als untergeordnete Kärrnerarbeit verachtet wird — vorerst das Material für eine umfassende, von großen Gesichtspunkten getragene Entwicklungsgeschichte schaffen. Die wissenschaftlichen Möglichkeiten, die in Italien durch die reiche Tradition der Kunstgeschichtsschreibung, durch ein jahrhundertelanges Filtrieren und Sichten des kunsthistorischen Stoffes dem Forscher geboten werden, müssen wir, die wir uns mit deutscher Kunst beschäftigen, in Ermangelung einer gleich kontinuierlichen Überlieferung mit Hilfe methodischer Einzeluntersuchungen in unverdrossenem bescheidenen Zusammentragen des Materials für unser Forschungsgebiet erst begründen. Dann erst werden wir befähigt sein, aus der Fülle der verwirrenden Einzelerscheinungen die entwicklungsgeschichtlich bedeutsamen Grundtatsachen der deutschen Kunst herauszulösen und ihre nationale Eigenart gegenüber den viel überschätzten fremden Einflüssen in das richtige Licht zu rücken.

[1]) Vgl. Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen: Georg Schaefer, Provinz Starkenburg, Kreis Erbach. Darmstadt 1891, Figur 35; Falk, Die eingegangene Wallfahrt und die Reste der Wallfahrtskirche zu Schöllenbach im Odenwald. Archiv f. hessische Gesch. u. Altertumskunde. Bd. XIV S. 379 ff.

[2]) Daniel Rock, Textile fabrics, a descriptive catalogue etc. London 1870. Nr. 1297 und Alan S. Cole, A descriptive Catalogue of the Collections of Tapestry and Embroidery in the South-Kensington-Museum. London 1888 pag. 94.

[3]) Max Creutz, Ein rheinischer Wirkteppich. Deutsche Monatshefte II. Jahrgang, 12. Heft S. 412/3.

[4]) XIX. Jahresber. des Kunstgewerbe-Museums der Stadt Köln. 1909. S. 13. Deutsche Monatshefte op. cit.

VII.

Beiträge zur römischen Keramik

von G. Behrens

1. Römische Töpfereien in Mainz und Weisenau

DIE letzten Jahre haben uns eine ganze Reihe neuer römiſcher Töpfereien in den Rheinlanden gebracht, andere längſt bekannte ſind uns durch neue Ausgrabungen oder Neupublikationen genauer bekannt geworden. Dadurch gewinnt das Bild von der intenſiven lokalen Geſchirrfabrikation immer mehr Farbe. Daß auch die Hauptſtadt Mainz römiſche Töpfereien — wie wir gleich ſehen werden, aus verſchiedenen Jahrhunderten der römiſchen Okkupation — gehabt hat, haben alte und neue Funde gelehrt. Dieſe einmal zuſammenzuſtellen, ſoll der Zweck der nächſten Zeilen ſein. Hierbei ſollen aber nur alle direkten Spuren römiſchen Töpfereibetriebes in Mainz und Weiſenau berückſichtigt werden. Wollte man noch die indirekten Anzeichen lokaler Fabrikation hinzunehmen, ſo ergäbe dies eine umfängliche Abhandlung, die in erſter Linie folgende Punkte behandeln müßte: 1) die Gruppe des rotbemalten Geſchirrs, für deſſen Verbreitungsgebiet etwa Mainz der Mittelpunkt iſt, 2) eine formenreiche Gattung Lampen in gleicher Technik, 3) eine gleichzeitige Gruppe gelbtoniger Lampen, deren Signaturen zum Teil die gleichen ſind, wie bei vorigen (über die drei Punkte vgl. Mainzer Ztſchr. VI 1911, S. 93 ff. und 100 ff.). Jüngſt iſt aus den Magazinen eine Kiſte mit Scherben leider ohne Fundortsangabe zutage gekommen, die in ihrer Zuſammenſetzung den Eindruck des Abfallhaufens eines Töpfers oder Geſchirrhändlers machen. Es befinden ſich darunter ſowohl viele Scherben von rotbemalten Gefäßen verſchiedener Form als auch gelbtonige Lampen mit dem ſeltenen Stempel ANTESTIVS,[1]) ferner große Schüſſeln mit ſeitlichen Griffen und konzentriſch gerilltem Boden. Daß das ganz grobe Geſchirr möglichſt an Ort und Stelle hergeſtellt wurde, iſt von vorneherein anzunehmen; ſo wird man auch behaupten dürfen, daß die kleinen Henkelkrüge, die in Menge vor einigen Jahren vor dem Gautor gefunden und als Niederlage eines Geſchirrhändlers gedeutet wurden (Röm.-Germ. Korreſp.-Blatt VI 1913, S. 59 ff.; abgedruckt Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 54 ff.), nicht von weit her importiert worden ſind. Doch nun zu den wirklichen Reſten römiſcher Töpfereien.

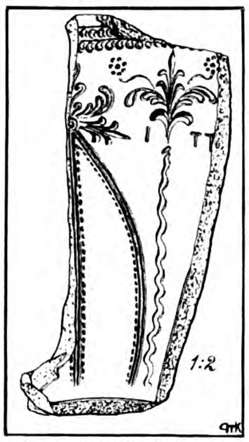


Abb. 1. Formschüssel-Bruchstück (= M. Z. VI 1911 S. 143 Abb. 3)

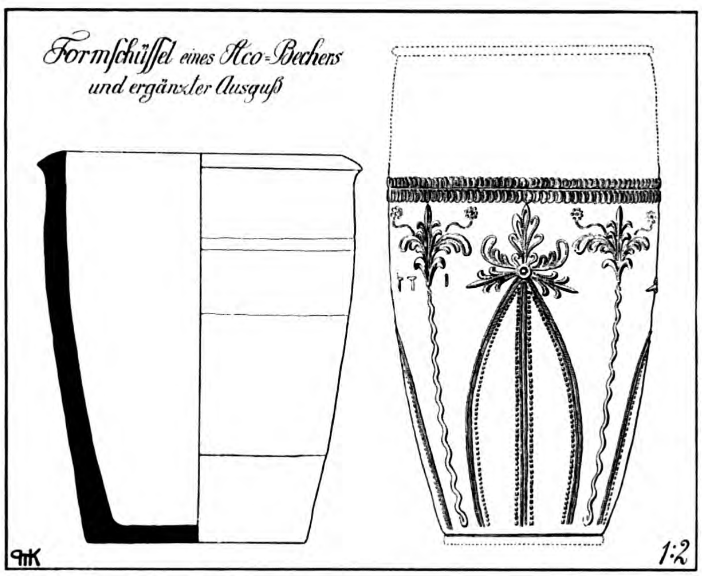


Abb. 2. Ergänzte Formschüssel und Ausguss

1. Abb. 1—3: Form für „Aco-Becher“. Fundort Weiſenau, Steinbruch (Auguſt 1910); Mainzer Ztſchr. VI 1911, S. 143 Abb. 3.

Unter den Scherben aus einem gleich zu beſprechenden Töpferofen für „belgiſche“ Ware fand ſich das Bruchſtück einer „Aco“-Becher-Form (Abb. 1), deſſen Auftauchen in Germanien eine kleine Überraſchung bedeutete. Da Rand und Bodenanſatz erhalten ſind und die Dekoration ſich leicht ergänzen läßt, konnte ſowohl die Hohlform als der Ausguß rekonſtruiert werden. Etwas unſicher bleibt der Rand und der Standring, da beide, wie bei Relief-Sigillata, ſo auch hier nachträglich an den Ausdruck aus der Form angedreht werden, doch geben die vorhandenen Parallelen der Ergänzung große Wahrſcheinlichkeit. Ganz unbekannt bleibt leider der Töpfer, da die erhaltenen Buchſtaben T T I zu einer Ergänzung nicht ausreichen. Die Form (Abb. 2) iſt 11,5 cm hoch, die Dicke beträgt 0,5—0,8 cm, der Rand iſt verdickt und nach außen abgeſchrägt, der Ton hellrot, innen übergehend ins Graue. Die Ornamente (Abb. 3) ſind auf verſchiedene Art vor dem Brande eingetieft: mit Stempeln iſt eingedrückt der obere Blattkranz, die Punktroſetten unmittelbar darunter, die Palmetten und die gegenſtändigen Halbpalmetten; mit dem Rädchen hergeſtellt ſind die nach unten verlaufenden Punktlinien; freihändig endlich der Kelch, aus dem die Palmetten emporwachſen, die ſenk-

[1]) Ein ANTESTIVS kommt auch auf einem Mainzer Grabſtein vor: CIL 6936 (= Rieſe 1014), er gehört der 16. Legion an und ſtammt aus Placentia.

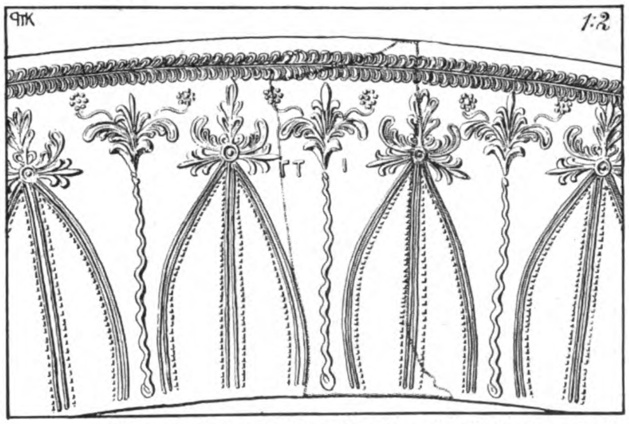


Abb. 3. Abwickelung des Reliefs (die Grenze des Erhaltenen geſtrichelt)

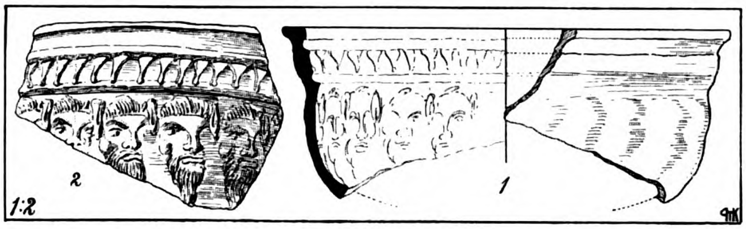


Abb. 4. Formſchüſſel-Bruchſtück



Abb. 5. Fehlbrand einer Sigillata-Schüſſel

rechten Rillen und Wellenlinien und natürlich die Inſchrift. Die Dekoration wiederholt ſich, wie der ergänzte Ausguß zeigt, viermal. Sie iſt auf einem der bisher bekannten Aco-Becher, deren Zahl ja allerdings nicht groß iſt, nicht vertreten. Am eheſten erinnert ein Becher vom Mont Beuvray (Déchelette, les vases céramiques ornés de la Gaule Romaine I S. 32 Fig. 14 = Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, Album Taf. XI 2) mit ſeiner ſenkrechten Gliederung der Wandung an unſer Stück, doch verwendet dieſer naturaliſtiſche Pflanzenmotive, während der Weiſenauer faſt rein ornamental iſt. — Der Ausdruck aus der Form hat eine Höhe von 11 cm, oberer Dm. etwa 8, unterer Dm. etwa 4,5 cm. Während der obere Dm. bleibt, verändert ſich die Höhe durch Anſetzen des Standringes und des glatten Randes. Erſterer iſt nach den Beiſpielen bei Déchelette a. a. O. und dem Chryſippus-Becher aus Vetera (Lehner, B. J. 122, S. 430 ff.) etwa 0,2—0,3 cm hoch zu ergänzen. (Die beiden Aco-Becher von Giubiasco: Ulrich, Bellinzona 1914, Taf. 84, 2 und 4 bieten keinen Anhalt, da erſterer eine etwas abweichende Geſamtform hat, bei letzterem der obere Rand nicht erhalten iſt.) Der glatte Rand mißt bei den angeführten Exemplaren etwa ein Viertel der ganzen Höhe, alſo etwa ein Drittel des dekorierten Teiles. So käme auf das Weiſenauer Stück ein Rand von etwa 3,7 cm Höhe. Das ganze Gefäß (mit Standring und Rand) erreicht dadurch eine Höhe von 15 cm. Zu der ſo rekonſtruierten Höhe des glatten Randes paſſen ſehr gut die Maßverhältniſſe einer Aco-Becher-Scherbe aus dem Kaſtell Mainz (erwähnt Mainzer Ztſchr. VI 1911, S. 83): Rotüberzogenes Randſtück mit Eierſtab. Hierfür hat Déchelette a. a. O. bei Aco-Bechern kein Beiſpiel, aber bei den gleichzeitigen und in gleicher Technik von denſelben Töpfern hergeſtellten zweihenkligen Bechern (S. 37 Abb. 21 und S. 39 Abb. 24). Der obere Dm. des roten Bechers vom Kaſtell betrug etwa 9,5 cm, alſo weſentlich mehr als bei dem Weiſenauer; ſo kommt es, daß auch der glatte Rand höher iſt, als wir es für das Weiſenauer Stück annehmen, er beträgt wenig über 4 cm. Die Geſamthöhe des Bechers mag etwa 16—17 cm geweſen ſein, was bei der Dünnwandigkeit (0,15—0,2 cm) eine anſehnliche Leiſtung des Töpfers war.

2. Abb. 4: Form für Sigillata-Kelch. Fundort Mainz, Münſtergaſſe (11. September 1895). Innerer Dm. 11—11,5 cm.

Oberer Abſchluß durch eine Reihe eingeſtempelter Keile mit langer Spitze gebildet, darunter ein Fries von Silensköpfen mit langem Bart, Spitzohren und kleinen Hörnern auf der Stirn. Die Formſchüſſel war ſehr flach, wie z. B. viele arretiniſche, doch hat der ſpäter angedrehte hohe Rand die Geſamtform des Kelches noch bedeutend erhöht. Immerhin haben gerade die letzten Halterner Funde (Weſtfäl. Mitteil. VI, Taf. V ff.) flache breite Schalen bei Kelchgefäßen. Der Fundort „Münſtergaſſe" zeigt, daß die Formſchüſſel zu dem unmittelbar in der Nähe liegenden Legionskaſtell gehörte, deſſen Abraum mit Vorliebe auf den ſteilen Abſturz zwiſchen der jetzigen Münſter- und Walpodenſtraße geſchüttet war und manches prächtige Stück der frührömiſchen Keramik geliefert hat, z. B. die Ateius-Taſſe (Geißner, Sigillata-Stempel 1902, Taf. V 3), dazu die frühen Stempel: Atei Xanthi, Auc, Euhodi, Mae, Senti, L. Thyrsi u. a., ſodann eine ganze Serie der gefirniſten Halbkugeltaſſen mit ſenkrechten Rippen, Schuppen, Griesbewurf oder anderer Verzie-

rung, endlich ein feines zweihenkliges Täßchen mit Epheublättern in Barbotine, abgebildet Westd. Ztschr. XV, Taf. 16, 1. Außerdem liegt die Fundstelle des einen Ateius-Kelches (Altert. uns. heidn. Vorzeit V Taf. 28, 503) nur etwa 200 m südlich davon, nach dem Kastellinnern zu.

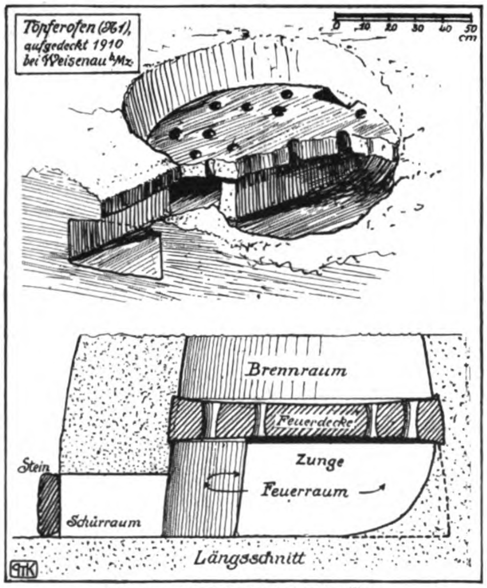


Abb. 6. Töpferofen für belgische Ware
(= M. Z. VI 1911 S. 142 Abb. 1)

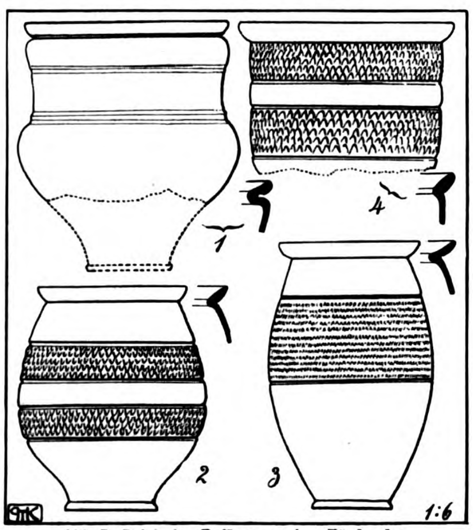


Abb. 7. Belgische Gefässe aus dem Töpferofen
(= M. Z. VI 1911 S. 142 Abb. 2)

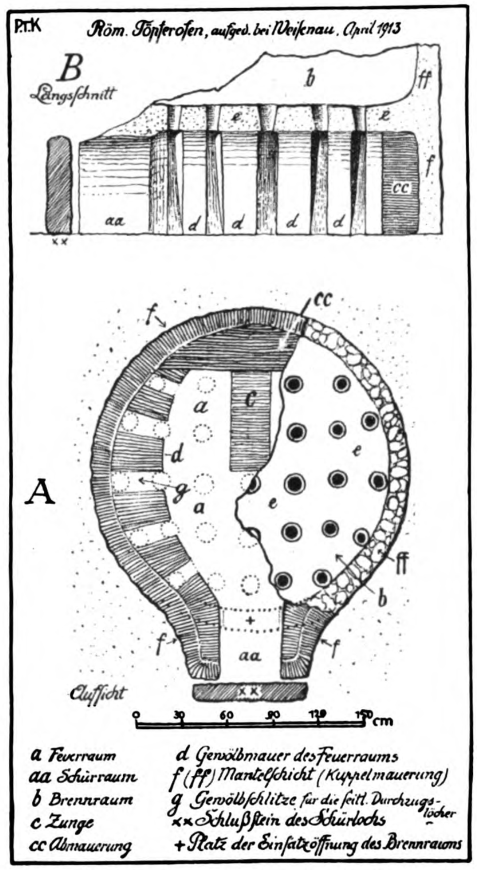


Abb. 8. Töpferofen für weisstoniges Geschirr
(= M. Z. VIII/IX 1913/14 S. 129 Abb. 5)

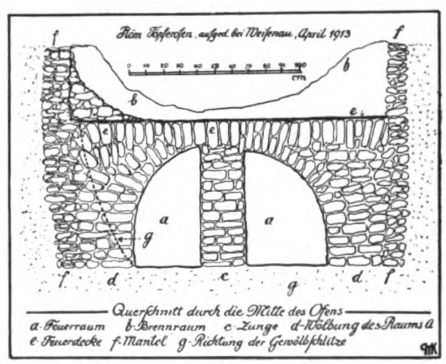


Abb. 9. Querschnitt desselben Töpferofens
(= M. Z. VIII/IX 1913/14 S. 129 Abb. 6)

3. Abb. 5: Fehlbrand einer Sigillata-Schüssel mit Stempel B·F·ATTONI. Oberer Dm. 16—17,5 cm. Die Oberfläche ist stark verschlackt, und an manchen Stellen haftet feiner Sand an.

Das Stück gehört dem alten Bestand des Mainzer Museums an und trägt keine Fundortangabe. Da der B·F·ATTONI signierende Töpfer in Rheinzabern gearbeitet hat, ist moderner Import aus Rheinzabern das Wahrscheinlichste. Immerhin möchte ich es nicht für ganz ausgeschlossen halten, daß im Altertum Rheinzaberner Formschüsseln auch anderwärts ausgedrückt und zur Herstellung von Reliefschalen benutzt worden sind. Das Mainzer Museum besitzt eine ganze Reihe von Formschüsseln für Gefäße der Form Dragendorff 37, die, soweit sie echt sind, wohl in neuerer Zeit nach Mainz gekommen sind. Ein Stück ist abgebildet bei Geißner, Sigillata-Stempel 1904 Taf. IV 4. Es trägt auf dem inneren Boden das vor dem Brand eingeritzte Graffito: Severianus. Der Töpfer arbeitete in Rheinzabern, wo ein Handstempel von ihm gefunden wurde (Ludowici,

Rheinzabern II S. 105 oben) und mehrere Formschüsseln mit den Signaturen: „Severianus" oder „Severianus fecit formas" oder „Severianus Gemellus fecerunt ambo" (Ludowici I S. 106 ff., II S. 101, III S. 95).

4. Abb. 6—7: Zwei Töpferöfen für „belgische" Ware. Fundort Weisenau, Steinbruch (Aug. 1910). Mainzer Zeitschrift VI 1911, S. 142 Abb. 1 und 2, wo die Einrichtung des Ofens (Abb. 6) näher beschrieben ist. Die charakteristischsten Gefäße sind:

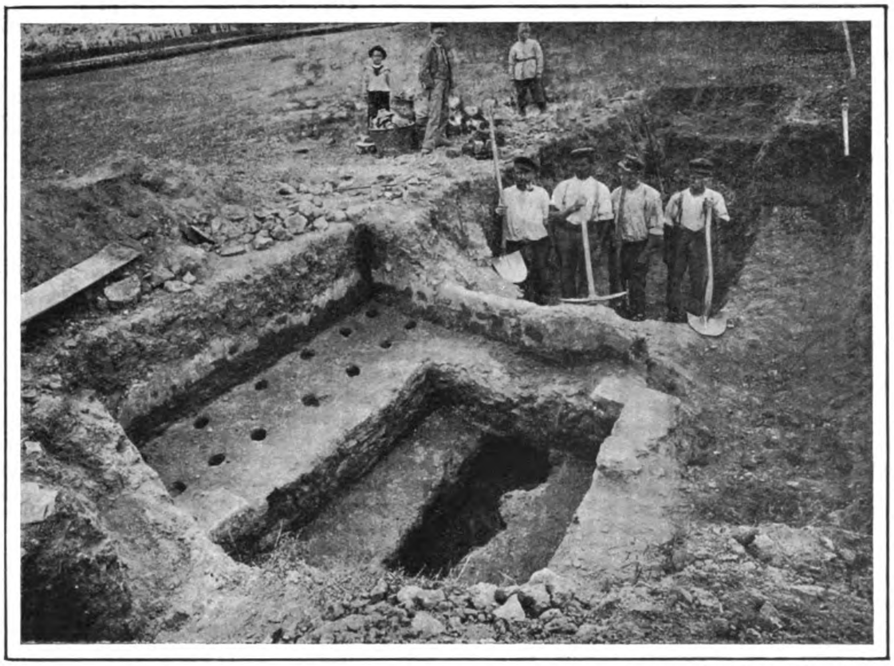


Abb. 10. Töpferofen für graue Urnen (= M. Z. I 1906 S. 28 Fig. 14)

Abb. 7, 1: Gurtbecher ohne Verzierung. H. noch 15,5, oberer Dm. 18,5 cm; grauer, ziemlich grober Ton mit flachen Rillen ohne Gurtband. (Aus Ofen 2.)

Abb. 7, 2: Schlauchurne mit zwei Gurtbändern. H. 19,5, oberer Dm. 13,7 cm; grauer Ton, Oberfläche gut geglättet, Fehlbrand. (Aus Ofen 2.)

Abb. 7, 3: Schlauchurne mit breitem Gurtband. H. 24, oberer Dm. 12,8 cm; grauer Ton, Rand spitz ausgezogen, Fuß sorgfältig abgedreht, leichtkantiger Standring. Das Muster ist auf rauhem Grund sehr flach mit dem Rädchen eingedrückt. Die übrige Oberfläche ist geglättet. Typus Haltern 85. (Aus einer Grube bei Ofen 1.)

Abb. 7, 4: Gurtbecher, Typus etwa Haltern 87; die beiden Zierstreifen sind nicht in der Art der eigentlichen Gurtbecher, sondern in der Rädchentechnik der Schlauchurnen gefüllt.

In der Nähe lag ein roter Gurtbecher, H. 19,3, oberer Dm. 16,5 cm. Das untere Drittel des Gefäßes ist leuchtendrot, das übrige leicht geschmaucht. Die Zone besteht abwechselnd aus glatten und senkrecht gerieften Metopen.

Für die zeitliche Festlegung der Öfen ist das oben näher beschriebene Formschüssel-Bruchstück eines Aco-Bechers nicht allein ausschlaggebend. Es kann im Schutt eines jüngeren Ofens sich finden. Außerdem ist es schwierig, nach dieser Form allein genaue zeitliche Angaben zu geben. Über Aco-Becher und ihre Zeitstellung vgl. S. Loeschcke, Westfäl. Mitteil. V, S. 162 ff.; Lehner, B. J. 122, S. 421 ff. (R. Ulrich, Die Gräberfelder in der Umgegend von Bellinzona, Zürich 1914, führt S. 654 von Giubiasco ein Grab (Nr. 428) an, das neben einem Aco-Becher eine Bronze-Münze des Galba enthalten haben soll, eine Zusammensetzung, die schwer glaublich ist, obwohl dieses Grab zu der Gruppe gehört, die „unter Aufsicht des Museumsbeamten Korradi ausgegraben" wurde, Ulrich a. a. O. S. 294.)

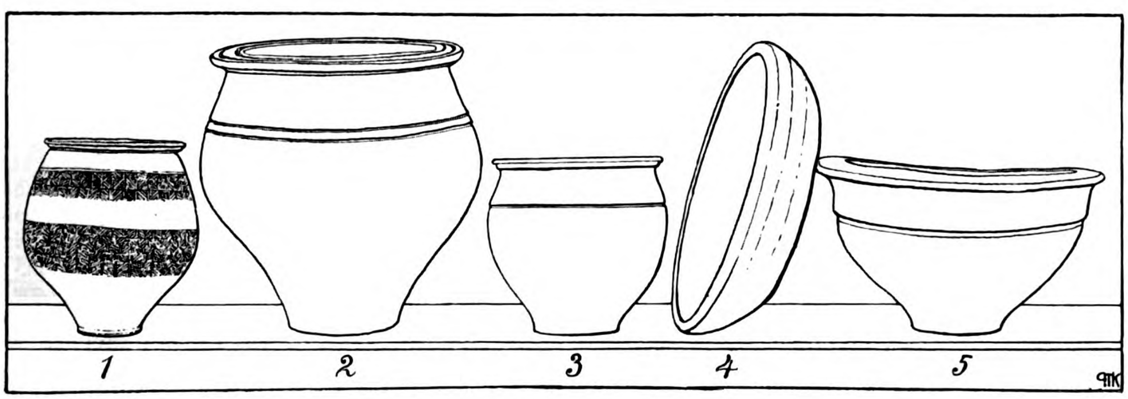


Abb. 11. Geschirr aus dem Ofen Abb. 10



Abb. 12. Fehlbrände

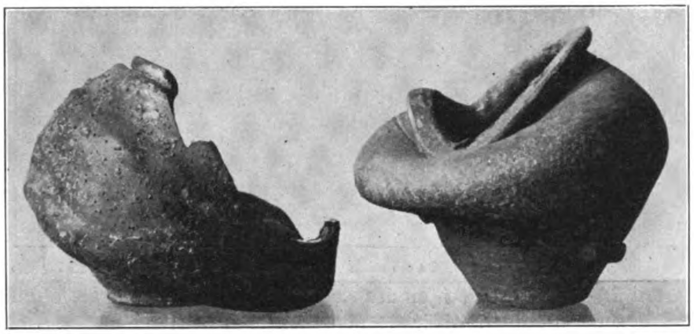


Abb. 13. Fehlbrände

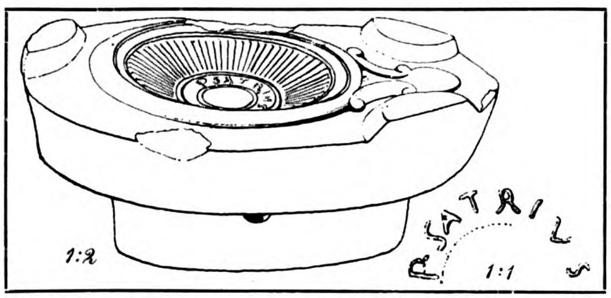


Abb. 14. Modell für eine Lampenform (= Körber, 4. Nachtrag S. 54 Nr. 76)

Die ſchlanken Schlauchurnen wie Abb. 7, 3 hat Haltern, dagegen Hofheim nicht mehr. Die bauchigere Form Abb. 7, 2 iſt dem Typus nach etwas jünger, aber weit unter Tiberius werden ſich die Öfen kaum herunterſetzen laſſen.

5. Abb. 8—9: Töpferöfen für weißtoniges Geſchirr. Fundort Weiſenau, Steinbruch. Mainzer Ztſchr. VIII/IX 1913/14, S. 129 Abb. 5 und 6.

Aus dem Ofen ſelbſt ſtammen nur wenige Boden- und Wandſtücke von weißtonigen Gefäßen, aber in der Umgebung fand man Krughälſe und Ränder von urcei von demſelben hartgebrannten, gelblich-weißen Ton, die aus jenem Ofen ſtammen dürften. Der Ton iſt weſentlich verſchieden von dem bekannteren niederrheiniſchen weißen Ton, und bei der Durchſicht der übrigen Gefäße gleicher Technik von Weiſenau ſind gerade dieſe typiſchen weißen Gefäße (ein- und zweihenklige Krüge, urcei u. a.) gut vertreten. — Ob ein gegenüberſtehendes kleines Gewölbchen mit den Scherben einer Terranigra-Urne ein Töpferofen war, iſt fraglich.

6. Abb. 10—11: Töpferofen für graue Urnen. Fundort Mainz, vor dem Gautor. Weſtd. Ztſchr. XVI 1897, S. 343, XVII 1898, S. 371, Tafel 8, 14—17. Behn, Röm. Keramik S. 118.

Der Ofen iſt abgebildet Mainzer Ztſchr. I 1906, S. 28 Figur 14, darnach hier wiederholt (Abb. 10). Die verſchiedenen vorkommenden Gefäßformen (Abb. 11) zeigen einen einheitlich grauen, ziemlich fein geſchlämmten und unüberzogenen Ton. Das dünnwandigſte Stück (Abb. 11, 1) hat ſcharfes Randprofil und zwei breite Zonen von Schachbrettmuſter. Es iſt ein eigenartiges Miſchprodukt. Die Form der „Griesbecher“ und die Dekoration der ſpäten Terranigra iſt in der Technik der tongrundigen, grauen Ware ausgeführt.

Die hohe Urne (Abb. 11, 2) hat den charakteriſtiſchen wagrechten Rand mit zwei Rillen, der nach und nach bei der wachſenden Vorliebe für das ſog. herzförmige Randprofil verſchwindet. Oelmann, Keramik von Niederbieber, S. 71 ff. ſagt über jenen: „Bei Schüſſeln, ſchon in vespaſianiſcher Zeit nachweisbar (Hofheim Typus 91), ſcheint der geriefelte Horizontalrand bei Urnen erſt zu Beginn des 2. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen zu ſein. . . . . Gegen Ende des 2. Jahrhunderts iſt er dann wieder verſchwunden.“

Die kleinere Urne (Abb. 11, 3) hat ähnlichen, aber verkümmerten Rand, die Geſamtform iſt mehr abgerundet.

Der Teller (Abb. 11, 4) iſt in gleicher Technik roh und dickwandig gefertigt.

Über die Schüſſel mit Horizontalrand (Abb. 11, 5) gilt das oben zu der hohen Urne Geſagte.

7. Abb. 12: Fehlbrände von „Faltenbechern“ und anderem Geſchirr. Fundort Weiſenau, Diakoniſſenhaus (19. April 1898). Weſtd. Ztſchr. XVII 1898, S. 377, Taf. 8, 8—12. Behn, Röm. Keramik S. 244.

Aus der Abfallgrube von nicht gefundenen Töpferöfen hob man eine Menge Gefäße und Gefäßbruchſtücke, die als Fehlbrände weggeworfen waren. Unter jenen ſind am meiſten die Faltenbecher (Abb. 12a) vertreten. Sie haben durch den verunglückten Brand einen eigenartigen blauglänzenden, ſteingutartigen Ton bekommen. Ganz ähnlichen Ton haben große kugelige Urnen (Abb. 12 b) mit dickem wulſtigen Rand und breitem Strichelband auf der Schulter. Die dritte als Fehlbrand vorkommende Gefäßform iſt eine zweihenklige Urne (Abb. 12 c) von gröberem Ton. Alle drei Formen kommen auch in den Heddernheimer Töpfereifunden (Heddernh. Mitteil. IV, Taf. XXI, 21, 35—36 und 51) vor, deren Zeit mit ziemlicher Sicherheit in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts geſetzt wird. Unſere Fehlbrände wird man ans Ende des Jahrhunderts rücken dürfen, wenn man vergleicht, daß die zweihenklige Urne, allerdings ſtark verroht, in Niederbieber belegt iſt (Oelmann, Keramik von Nieder-

bieber, Taf. IV, Typus 100 b). Auch die Faltenbecher erinnern ſchon an den Niederbieberer Typus 32 d.

8. Abb. 13: Fehlbrand eines Griesbechers u. a. Fundort Weiſenau, Steinbruch (1914).

Ohne Beobachtung der Fundumſtände gelangten ins Muſeum zwei Fehlbrände:

a) Griesbecher (Abb. 13, 1), ganz in ſich zuſammengeſunken; Oberfläche olivbraun, leicht verſchlackt. Der ſcharfkantige Schrägrand und das Fehlen eines eigentlichen Halſes (wie der Niederbieberer Typus 32 a) ſetzen das Stück ins 2. Jahrhundert.

b) Topf (Abb. 13, 2), gleiche Art der Verſchlackung; auf der unteren Gefäßhälfte kleben die Reſte vom Rande des Gefäßes, in das unſer Stück beim Brennen eingeſetzt war. Der Topf macht einen jüngeren Eindruck als das Vorgenannte und erinnert ſchon an den Niederbieberer Typus 87. Doch iſt bei der Langlebigkeit dieſer gewöhnlichen Gebrauchsware eine genauere Datierung gewagt. Die gleichzeitige Einlieferung der beiden Fehlbrände erfordert nicht unbedingt die Herkunft aus demſelben Ofen, macht ſie aber einigermaßen wahrſcheinlich, zumal der Ton beider große Ähnlichkeit hat.

9. Abb. 14: Modell für eine Lampenform, Inv. 4966. Fundort Münſtergaſſe-Walpodenſtraße (5. Januar 1900). Korreſp.-Blatt der Weſtd. Ztſchr. XIX 1900, S. 38. Weſtd. Ztſchr. XIX 1900, S. 391, Taf. 20, 6 und 6 a. Körber, Mainzer Inſchriften, 4. Nachtr., S. 54 Nr. 76. L. 14 cm.

Es iſt das Modell zur Herſtellung einer Form für die Oberſeite einer Volutenlampe mit runder Schnauze. Um das (natürlich geſchloſſene) Eingußloch ſteht in erhabenen Buchſtaben: P · SATRIVS. Der Griff auf der Rückſeite iſt durchbohrt. Am Rand ſitzen drei ovale Erhöhungen, die in der abzudrückenden Form Vertiefungen hervorrufen; in dieſe greift dann die zweite Hälfte (mit der Unterſeite der Lampe) mit entſprechenden Erhöhungen ein.

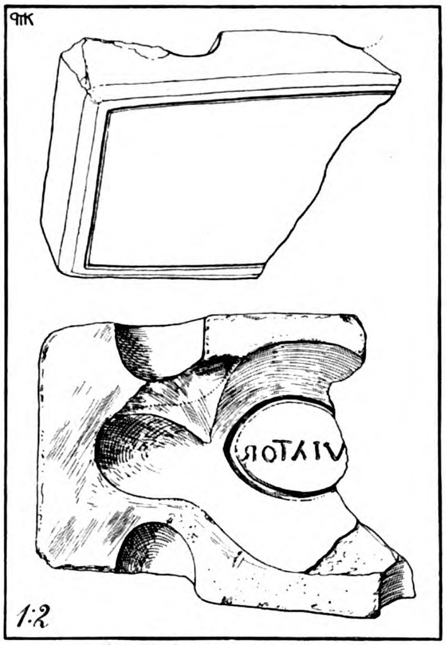


Abb. 15. Lampenform des Viator

10. Abb. 15: Lampenform des Viator, Inv. 4876. Fundort Weiſenau. Becker, Mainzer Inſchriften 1875, S. 109, c. 3. L. noch 11 cm; Griffende abgebrochen. Über Viator und die ihm naheſtehenden Töpfer ſiehe Mainzer Ztſchr. VI S. 101.

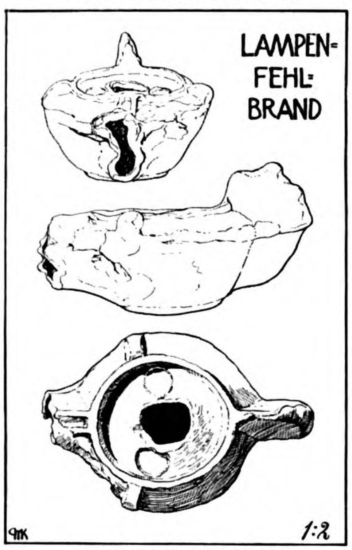


Abb. 16. Lampen-Fehlbrand

11. Abb. 16. Lampen-Fehlbrand ohne Fundortsangabe. L. noch 8,0 cm; Schnauze abgebrochen.

Ausdruck einer zweiteiligen Form, die über einer Firmalampe mit zwei Eingußlöchern und Kopf dazwiſchen genommen iſt. Dieſer iſt ausgeſchnitten, während die beiden Eingußlöcher rechts und links davon nur angedeutet, nicht durchbohrt ſind; ebenſowenig iſt der Griff durchbohrt, er zeigt vielmehr noch die Gußnähte aus der Form. Der Schnauzenhals iſt verquetſcht, rechts davon eine tief eingedällte Stelle im Ölbehälter. Roter Ton mit weißem Überzug. Der Boden iſt ausgebrochen, aber der ovale Standring und vielleicht noch einige Spuren von Buchſtaben weiſen unſer Stück in eine Gruppe von Firmalampen, über die Mainzer Ztſchr. VI 1911, S. 101 einiges geſagt iſt.

2. Relief-Sigillata mit Aussenstempeln

Die Durcharbeitung der Sigillata aus Weiſenau hat aus den älteren Zugängen zwei Relief-Kumpen der Form Dragendorff 30 mit den nicht gerade allzu häufigen Außenſtempeln ergeben, die abgebildet zu werden verdienen. Daran ſind ein paar ältere Stücke aus Mainz und Umgebung angeſchloſſen, die bisher in der Literatur immer nur kurz zitiert worden ſind.

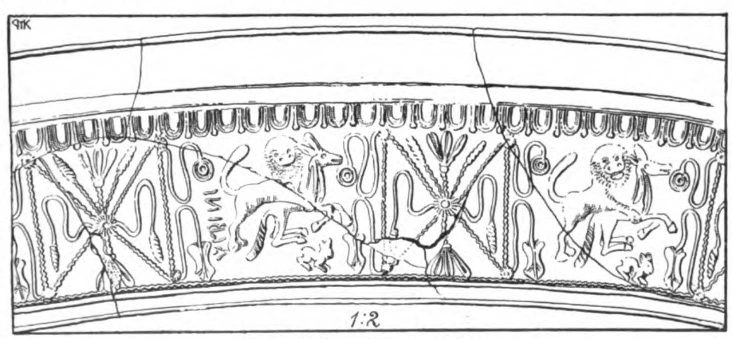


Abb. 17. Sigillata-Gefäss des Albinus

I. Form Drag. 30

1. Abb. 17: Kumpen des Albinus. H. 10,2 cm, oberer Dm. 13,4 cm. Metopenartiger Bildfries: abwechſelnd Löwe, eine Gazelle niederreißend, mit Haſe rechts unten und ornamentale Kreuzfüllung. In einer der ſich vier-

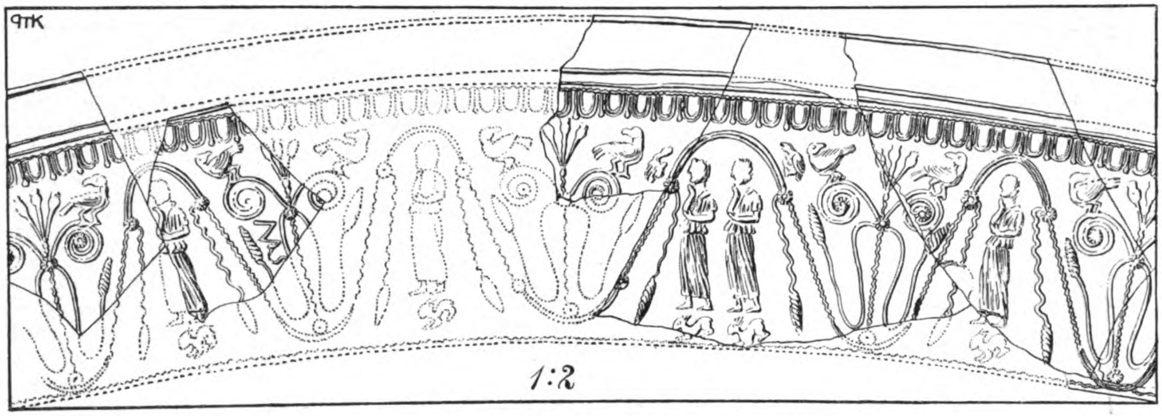


Abb. 18. Sigillata-Gefäss des Masclus

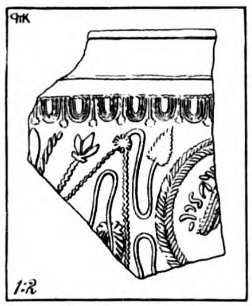


Abb. 19. Sigillata-Scherbe

mal wiederholenden Tiermetopen auf der linken Seite von unten nach oben geſchrieben ΛΚBINI (auf dem Gefäß iſt die erhabene Schrift rückläufig zu leſen, in die Formſchüſſel war ſie rechtläufig eingeritzt).

Der Töpfer Albinus iſt keiner der häufigſten: CIL XIII 10011, 145: Toulon; Déchelette I S. 248: Orléans. Form Drag. 29 und Silchester (England) Form Drag. 30. Er arbeitete in Graufesenque (Déchelette I S. 81).

Die charakteriſtiſche Gruppe: Löwe, eine Gazelle niederreißend, belegt Déchelette als Typus 779 auf der gleichen Gefäßform aus Graufesenque. Dazu kommt eine MASCLVS ſignierte Schüſſel gleicher Art aus Wien, die bei Knorr, Rottweil Taf. XIII 2 abgebildet iſt, eine Schüſſel aus Weiſenau (Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 46, aus Grab 37a Nr. 3) und eine Scherbe von der

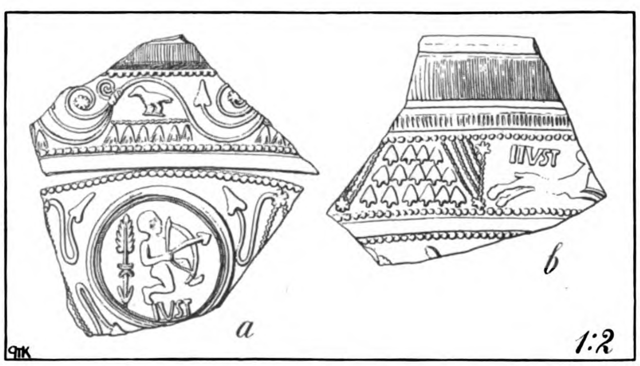


Abb. 21. Sigillata-Scherben mit Stempeln

Form Dragendorff 29 aus London (Walters, Roman. Pottery S. 109, Fig. 112).

2. Abb. 18: Kumpen des Masclus. H. noch 9,5 cm, oberer Dm. 16 cm. Boden fehlt. Den Bildfries gliedert eine ſteile Wellenlinie; die nach oben ſich öffnenden Zwickel füllt ein ornamentaler Aufbau mit zwei



Abb. 20. Sigillata-Schüssel des Calus
(= A. u. h. V. V. S. 249 Abb. 2 und Behn, Keramik S. 160 Abb. 14)

daraufſitzenden Vögeln. Unter einem Wellenbogen ſteht jedesmal eine Frau, den Kopf auf die rechte Hand geſtützt. Es iſt die von Déchelette als Typus 539 angeführte Figur, als Penelope gedeutet und für den Töpfer Masclus charakteriſtiſch (Knorr, Stuttgarter Feſtſchrift 1912, S. 58 ff.). Einmal iſt die Figur doppelt angebracht (ebenſo der kleine Haſe unter ihren Füßen), da der Bogen breiter gezogen werden mußte, um in den Anfang richtig einzulaufen. Zur Füllung der dadurch ebenfalls breiter werdenden Anſchlußzwickel ſind neben die gewöhnlichen noch zwei kleinere geſetzt. In einem der ſchmäleren Zwickel ſteht zwiſchen den Ornamenten MAS} mit Ligatur von M und A. Da die Scherbe nach S abbricht, fehlt das Ende des Wortes, das aber mit Sicherheit als MASCLI zu ergänzen iſt, wozu auch der Raum gut paßt. Die von MASCLVS (den Knorr, Stuttgarter Feſtſchrift 1912, S. 57 in klaudiſche Zeit ſetzt) ſignierten Gefäße der Form Dragendorff 30[1]) ſind viel zahlreicher als die Albinus-Schüſſeln. Außer dem oben erwähnten Stück aus Wien iſt vor allem das ſchöne

[1]) Auch auf der Form Drag. 37 bringt er Außenſtempel an, z. B. Knorr, Cannſtatt Taf. XI 1 (mit dem Model eingeſtempelt) und Rottweil 1912 Taf. VIII 12: Reichenhall (freihändig eingeſchrieben).

Exemplar von Asberg zu nennen, abgebildet Bonner Jahrb. 96/7, Taf. X 3, und das Londoner (C. Roach Smith, Illustr. of roman, London, Taf. XXVII 6 = Walters, Rom. Pott. S. 114 Fig. 114); weiter: CIL 10011, 233, Déchelette I, S. 124 und 285, Walters, Rom. Pott. S. 124 Fig. 124). Das an beiden erſtgenannten Stellen angeführte Mainzer Bruchſtück (Abb. 19, der Flügel neben dem Namen gehört zu der Victoria mit Siegeskranz: Walters, Rom. Pott. S. 123 Fig. 122) mit ⟩LVSF braucht nicht Masclus zuzugehören, ſondern kann auch zu CALVSF (einem Töpfer neroniſcher Zeit, nach Knorr, Stuttgarter Feſtſchrift 1912, S. 57) ergänzt werden, einem Töpfernamen, den die Mannheimer marmorierte Vaſe aus Mainz (Abb. 20; A. h. V. V, S. 249 Abb. 2) ausgeſchrieben zeigt (vgl. auch CIL 10011, 169 und 203 ſowie Déchelette I, S. 258). Die Schriftzüge unſerer Scherbe und des bei Déchelette I, S. 258 unter Nr. 41, 2 abgebildeten Roanner Stückes und die Eierſtäbe der Mainzer Scherbe und des Mannheimer Gefäßes ſind ſo ſehr übereinſtimmend, daß CALVSF als die richtige Leſung erſcheint. Sowohl Albinus wie Masclus arbeiteten in Graufesenque, wohin auch der marmorierte Kumpen des Calus gehört. Andere in Graufesenque anſäſſige Töpfer von Reliefkumpen der Form Drag. 30 ſind: Germanus „unter Nero und Veſpaſian“, Knorr (Déchelette I, S. 274 Nr. 87, 16 und 23; Knorr, Rottweil 1907, Taf. VI 1 und 2, XI 4), Sabinus „unter Veſpaſian und der Frühzeit Comitians“, Knorr (Déchelette I, S. 297 Nr. 163, 1) und Paullus „unter Veſpaſian“, Knorr (Naſſ. Ann. 29 Tafel IX 60; Knorr, Rottweil 1907, Taf. XIV 7).

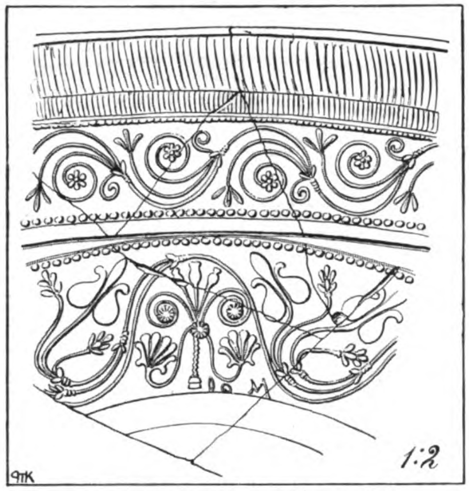


Abb. 22. Sigillata-Scherbe mit Stempel MOD

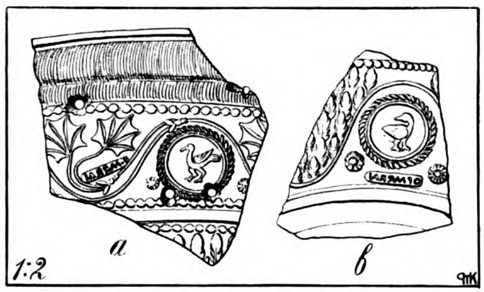


Abb. 23. Von Gefässen des Murranus

II. Form Drag. 29

1. Abb. 21 b: IIVST. Fundort Mainz (8. Juli 1897). Über einem nach rechts laufenden Tier im oberen Bildfries; zum Stempel vgl. Déchelette I, S. 276, wo er ILVST geleſen wird.

2. Abb. 21 a: IVST. Fundort Budenheim (25. Oktober 1900). Auf dem unteren Bildfries in einem Kreis unterhalb eines bogenſchießenden Amors (über ihn Knorr, Rottweil 1912, S. 21); zum Stempel vgl. Déchelette I, S. 278 Nr. 103; CIL 10011, 217 n. Man möchte vermuten, daß beide Stempel identiſch ſind, zumal die Buchſtaben große Ähnlichkeit haben. Daß der Anfangsbuchſtabe, wenn der Raum mangelt, weggelaſſen wird, wiederholt ſich unten bei „[O]F MVRRANI“.

3. Abb. 22: MOD. Fundort Weiſenau (25. März 1898). Beide Relieffrieſe mit Ranken und Blattornamenten gefüllt; im unteren Fries rückläufig die Signatur, die einem in Graufesenque arbeitenden Töpfer Modestus angehört (vgl. Déchelette I, S. 84). CIL XIII 10011, 237 nennt noch zwei weitere: a) aus Mainz, b) aus Vechten, beide auf derſelben Gefäßform.

4. Abb. 23 und 24: OF MVRRANI: a) Abb. 23 a: im oberen Bildfries einer Scherbe mit Flickung. Fundort Legionskaſtell Mainz „bei Pav. 14 und 20“ (abgebildet Mainzer Ztſchr. VIII/IX, S. 77 Taf. V 2); b) Abb. 23 b: unter einem Kreis des unteren Bildfrieſes. Fundort Legionskaſtell Mainz bei „Brunnen 3“ (erwähnt Mainzer Ztſchr. VI, S. 77); c) Abb. 24: im unteren Bildfries zwiſchen Ranken. Fundort Weiſenau, Steinbruch (18. Januar 1899).

Ein viertes hierher gehöriges Stück: Walters, Rom. Pott. S. 89 Fig. 96. Bodenſtempel des Murranus auf

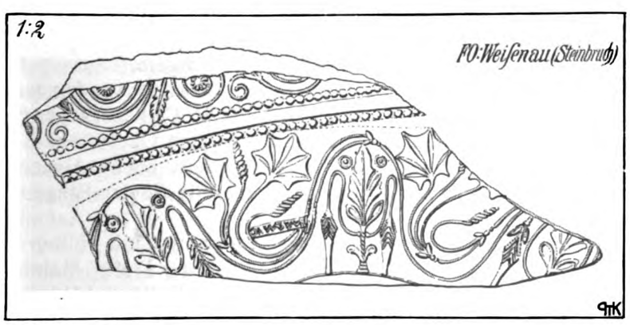


Abb. 24. Von einem Gefäss des Murranus

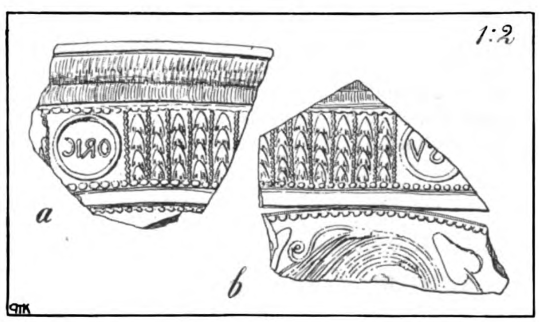


Abb. 25. Scherben mit Buchstaben

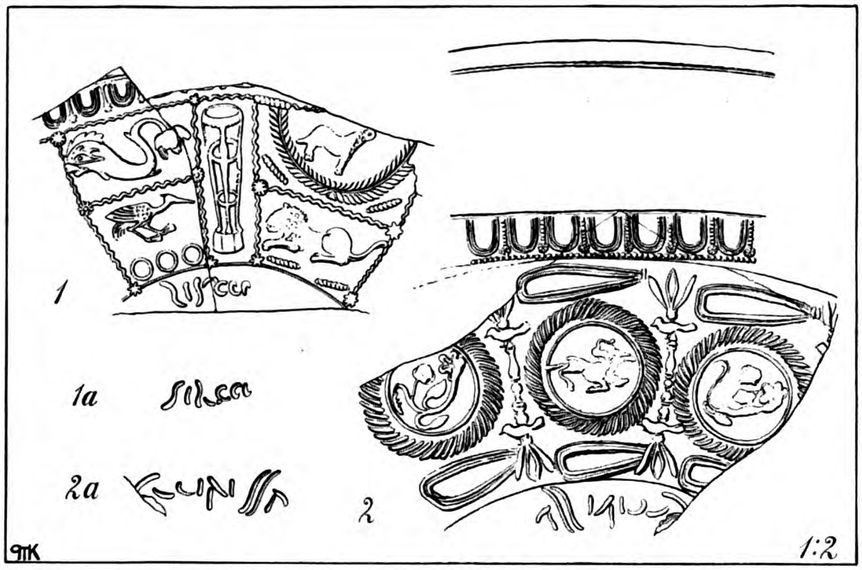


Abb. 26. Zwei Scherben mit Töpfernamen

Gefäßen der gleichen Form ſind häufiger, z. B. Geißner, Sigillata-Stempel 1904, S. 46 Nr. 41; 1907, S. 2 Nr. 29 und 30. Auch manche der CIL 10010, 1394 angeführten Stempel ſtehen ſicherlich auf Gefäßböden der Form Dragendorff 29.

Murranus iſt ein ſüdgalliſcher Töpfer, der noch nicht örtlich genau feſtgelegt iſt. Knorr, Stuttgarter Feſtſchrift 1912, S. 57 ſetzt ihn unter Nero bis in die Frühzeit Veſpaſians.

5. Abb. 25: ORIC und . . . SV. Fundort Weiſenau (18. Januar 1898). Je in einem Kreis des oberen Bildfrieſes. Beide Scherben gehören zum ſelben Gefäß. Wie die erhaltenen Buchſtaben zu ergänzen ſind, bleibt noch zu erforſchen. Sie ſind ſchwerlich Reſte des Töpfernamens, ſondern wohl einer längeren, rings um das Gefäß laufenden Inſchrift.

III. Form Drag. 37

1. Abb. 26, 2: ACAVNISSA: Weiſenau (April 1915). Der Bildfries zeigt eigenartig ausgefüllte Medaillons, die durch ſenkrechte Zierſtäbe getrennt ſind. Oben und unten ſitzt zur Füllung ein keilförmiges Zierſtück. Die gleiche Töpferſignatur auf einem Scherben aus dem Legionskaſtell (erwähnt Mainzer Ztſchr. VI, S. 85).

Ein Stück aus Lezoux, ACAVNI M ſigniert, erwähnen: CIL XIII 10011, 142 b; Déchelette I, S. 247.

2. Abb. 26, 1: SILANI(?). Hohe dreibeinige Kandelaber teilen den Bildfries in Metopen, die wieder durch eine wagrechte Wellenlinie halbiert ſind, in jedem Feld ein Tier (Delphin, Vogel, Löwe u. a.). Unter der Bildzone der Töpfernamen rückläufig mit erhabenen Buchſtaben.

Der Töpfer Silanus, der vielleicht mit Silvanus identiſch iſt, arbeitete in Graufesenque; vgl. Déchelette I, S. 85; CIL XIII 10010, 1810.

3. Römische Terrakotten aus Bingen

Die in Bingen (und Bingerbrück) gefundenen römiſchen Terrakotten ſetzen ſich zuſammen aus einem wichtigen Depotfund und vielen Einzelſtücken, unter denen manches intereſſante Produkt römiſcher Töpferei ſich findet. Vor allem die meiſt unvollſtändigen Stücke aus jenem Geſamtfund ſind in alle Winde zerſtreut und zum Teil augenblicklich nur noch im Abguß nachzuweiſen. Um ſo mehr verdienen die Binger Terrakotten aus römiſcher Zeit einmal kurz zuſammengefaßt und in Abbildung vorgelegt zu werden.

Der im Winter 1895/96 beim Bau der Bierbrauerei in der Haſengaſſe entdeckte Depotfund (Weſtd. Ztſchr. XV 1896, S. 368, Taf. XV 3—7; Korreſp.-Blatt der Weſtd. Ztſchr. XV 1896, S. 86; B.J. 110, S. 200; A. h. V. V, S. 380, Taf. 65, 1204—06) enthielt außer den Terrakotten eine Menge von Sigillata-Scherben, faſt alle mit Stempel, die zur Datierung der Terrakotten eine willkommene Handhabe bieten. Hierüber weiter unten. Zunächſt eine Liſte der im Funde vorkommenden Typen der Anzahl der Exemplare, ſoweit ſie dem Verfaſſer bekannt ſind.

1. Tafel VI A 5: Diana, mit Bogen, Köcher und Hund. a) Muſ. Mainz, Inv. 3193. H. etwa 16,5 cm; ergänzt die ganze Baſis, kleine Teile der Bruſt und des rechten Armes am Ellenbogen; untere Körperhälfte rot, Rücken und linke Schulter hellrot, Geſicht und rechte Schulter ſchwarz. Abgebildet Weſtd. Ztſchr. XV 1896, Taf. 25, 6, A. h. V. V, Taf. 65, 1204. b) Muſ. Bonn, Inv. 15105. H. 16,8 cm. c) Früher Slg. Seyler-Bingen. Unterteile bis zum Knie hellrot, H. noch 8,3 cm. d) Früher Slg. Seyler-Bingen. Oberkörper ohne Kopf gelblichgrau (vielleicht zu vorigem gehörig); vgl. ORL 29: Hofheim S. 25, Taf. V 2 a und b.

2. Tafel VI A 1: Venus, groß, nackt, Gewand in der Linken. a) Muſ. Mainz, Inv. 3192. H. 19,6 cm; die ganze rückſeitige Hälfte von unten an bis zum Hals ergänzt; graugelb, Baſis unten mit einem ſchwarzen Streifen eingefaßt; mit derſelben ſchwarzen Farbe ſind der kunſtvolle Haarbau, die Lippen, die Bruſtwarzen und der Nabel hervorgehoben. Abgebildet Weſtd. Ztſchr. XV 1896, Taf. 15, 5, A. h. V. V, Taf. 65, 1205. b) Muſ. Bonn. Inv. 16243. H. 19,5 cm, rötlichgelb.

3. Tafel VI A 6: Venus, klein, nackt, Gewand in der Linken. a) Muſ. Mainz, Inv. 3191. H. 17,1 cm; ergänzt nur ein ganz kleines Stück am rechten Oberſchenkel; Baſis mit braunem Streifen umrändert, ebenſo Haare, Lippen und Nabel gefärbt. b) Früher Slg. Seyler-Bingen. Nur Kopf.

4. Tafel VI A 10: Fortuna, ſtehend, mit Füllhorn und Steuerruder, Kopfputz mit Halbmond. a) Muſ. Mainz, Inv. 3194. H. etwa 17,5 cm; ergänzt Baſis und Unterkörper bis faſt zum Knie; gelb. Abgebildet Weſtd. Ztſchr. XV 1896, Taf. 15, 3. b) Slg. Haſſemer-Bingen.

5. Tafel VI A 9: Fortuna, ſitzend, groß. a) Muſ. Mainz, Inv. 3198. H. 14,5 cm; grauer Ton, Kopfputz ſchwarz bemalt, gleiche Farbſpuren an der Gewandung, Seſſel vorn mit Rautenmuſter, ſeitlich mit gekreuzten Linien. b) Slg. Haſſemer-Bingen.

6. Tafel VI A 14: Fortuna, ſitzend, klein. Früher Slg. Seyler-Bingen; ohne Kopf und Schultern, H. 10,2 cm; hellroter Ton.

7. Tafel VI A 11: Minerva, ſtehend, auf runder Baſis den Schild mit der Linken auf den Boden ſtemmend, die Rechte zum Kopf erhoben. Früher Slg. Seyler-Bingen; Kopf fehlt, H. ohne Kopf noch 11,7 cm; grauweißer Ton, flaue Arbeit, vgl. ORL 29: Hofheim, Taf. V 3 S. 25.

8. Tafel VI A 12: Minerva, ſtehend, auf viereckiger Baſis. Früher Slg. Seyler-Bingen; Oberkörper von den Hüften ab fehlt, H. noch 10,8 cm; gelbroter Ton.

9. Tafel VI A 7: Minerva, ſitzend, mit Helm und Schild. a) Muſ. Mainz, Inv. 3199. H. 14,4 cm; ergänzt Schild mit linkem Unterarm und Rückſeite des Seſſels; hellroter Ton. Abgebildet Weſtd. Ztſchr. XV 1896, Taf. 15, 4. b) Slg. Haſſemer-Bingen.

10. Tafel VI A 8: Matrone, ſitzend, mit Hündchen im Schoß. a) Muſ. Mainz, Inv. 3196. H. 15,8 cm; rechter Arm ergänzt, hellgelber Ton, Diadem und Mund ſchwarz bemalt, ebenſo der Seſſel (in gleicher Weiſe wie bei der ſitzenden Minerva, ſ. oben). b) Muſ. Mainz, Inv. 3197. H. 14,9 cm; ergänzt Rücken der Figur und Lehne des Seſſels; bemalt wie vorige (die Größendifferenz erklärt ſich vielleicht dadurch, daß dieſe ein nochmaliger Abdruck der vorigen iſt). c) Muſ. Bonn, Inv. 15104. H. 15,7 cm; Bemalung wie bei vorigen.

11. Tafel VI A 15: Matrone mit unkenntlichem Gegenſtand im Schoß. a) Früher Slg. Seyler-Bingen; nur Oberteil erhalten, roter Ton, Diadem ſchwarz bemalt, mit ausgeſparten roten Streifen (unbeſtimmbar iſt das Bruchſtück (Slg. Seyler) vom Seſſel einer Sitzfigur, es kann von einer Matrone oder einer Minerva ſtammen).

12. Tafel VI A 13: Zwei ſich küſſende Kinder, beide bekleidet. Früher Slg. Seyler-Bingen. H. noch 9,5 cm; die Köpfe fehlen, roter Ton, Baſis mit ſchwarzen Strichen ſchraffiert.

13. Tafel VI A 2: Büſte mit Lunula am Hals. a) Muſ. Mainz, Inv. 3195. H. 13 cm; ergänzt: Baſis, rechte Geſichtshälfte mit Naſe und Mund. Abgebildet Weſtd. Ztſchr. XV, Taf. 15, 7, A. h. V. V, Taf. 65, 1206. b) Muſ. Bonn, Inv. 16245.

14. Tafel VI A 4: Weibliche Büſte mit Diadem im Haar, Gewand auf der Bruſt mit reichem Muſter. Slg. Haſſemer-Bingen. H. 14,2 cm; linke Geſichtshälfte ſtark beſchädigt.

15. Tafel VI A 3: Liegender Hund. Früher Slg. Seyler-Bingen. H. 7,7; ſchwarz aufgemaltes Halsband, rechteckige Baſis ſchwarz eingefaßt, in der Mitte der Unterſeite großes rundes Brennloch. Ähnlich Slg. Nießen 3, Taf. CVIII 3218.

16. Sitzender Hund (von dieſer im Bericht erwähnten Figur konnte bisher weder ein Original noch ein Abguß feſtgeſtellt werden).

Die vorſtehende Liſte des Depotfundes zeigt 16 verſchiedene Typen, mehr, als die gelegentlichen Erwähnungen des Fundes nennen (11). Hervorgehoben zu werden verdient noch, daß keines der Stücke vollkommen unbeſchädigt iſt (ſowenig wie die gleich zu beſprechende Keramik). Andererſeits aber ſind von Töpfergeräten, Fehlbränden oder Formen keine Spuren gefunden, wie ſie doch an anderen Stellen in den Rheinlanden zutage getreten ſind (Bertrich, B. J. 104, S. 188; Bornheim, B. J. 113, S. 92). Man wird daraus mit einiger Sicherheit ſchließen dürfen, daß nicht ein Töpfer (fictiliarius) hier ſeine Spuren hinterlaſſen hat, ſondern es das Beſitztum eines Geſchirrhändlers (negotiator artis cretariae) war. Der Fund verliert dadurch nicht an Intereſſe, vielmehr iſt die bei Töpferöfen kaum vorkommende zeitliche Gleichſtellung einer umfänglichen Gruppe von Terrakotten mit Sigillata-Geſchirr ſehr erwünſcht, jetzt, wo wir die Sigillata durch Form, Technik und Stempel ziemlich genau zeitlich feſtlegen können. Die Zuſammengehörigkeit von Terrakotten und Sigillata wird man nicht bezweifeln können, trotzdem genauere Fundberichte fehlen. Daß die Sigillata ſtärker verbrannt iſt als die Terrakotten, beweiſt nichts, es kann die Folge des ungleich ſtarken Schadenfeuers ſein, der den Geſchirrladen heimgeſucht hat. Daß aber tatſächlich die Terrakotten im Feuer waren, zeigt der Erhaltungszuſtand der Diana im Mainzer Muſeum: die Geſichtspartie iſt ſchwarz verbrannt, während das anſchließende Stück die urſprüngliche Farbe noch hat; alſo iſt das Stück erſt zerbrochen und dann ins Feuer geraten, offenbar dasſelbe, das die Maſſe der Sigillata mit ihrem empfindlicheren Überzug ſo gründlich geſchwärzt hat. Immerhin ſind auch bei dieſen einige unverſehrte rote Scherben (z. B. mit Stempel DIVIXΓ). Die vorkommenden Gefäßformen zeigt Abb. 27, und zwar ſind b und d (Muſ. Mainz) von Cassius geſtempelt, a mit [S]ACIANI, c iſt ungeſtempelt (a und c in der Slg. Haſſemer-Bingen). Die Stempel ſind, wenn nicht ausdrücklich anders bemerkt iſt, im Muſeum zu Mainz.

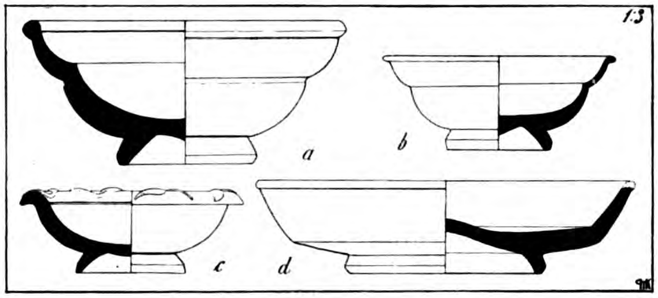


Abb. 27. Sigillata-Gefäſse aus dem Terrakottenfund

Der am häufigſten vertretene Sigillata-Töpfer iſt Cassius. Er ſtempelt 2mal Cassius·f auf Tellern, 9mal CASSIVS und 7mal CASSIΦ (hiervon ein Stück in Slg. Haſſemer); dieſe ſämtlich auf Taſſen der Form Drag. 27. Am leichteſten wiederzuerkennen iſt der letztere [CIL XIII 475 v [3]] an dem ungeſchickt gebildeten Blatt am Schluß; abgebildet z. B. ORL 25 a: Okarben S. 21 Abb. 11, Heddernh. Mitteil. V, S. 45 Abb. 9, 3; dazu S. 43: auf Taſſe Drag. 27 aus Grab XLII, darin Mittelerz des Trajan.

Die andere Form CASSIVS [CIL 475 v [2]] iſt abgebildet z. B. ORL 74: Köſching S. 33 Abb. 5, 2, ORL 59:

Kannstatt Taf. IV, 44 (= ORL 8: Zugmantel S. 134 Nr. 57).

Endlich stehen noch auf zwei Tellern der Form Drag. 31 die Stempel CΛSSIVS · F und CΛSSı . . ., zwischen parallelen Linien stehend [CIL 475 v [1]]. Der gleiche Stempel: ORL 33: Stockstadt Taf. XIX Nr. 25; Jacobi, Saalburg S. 315 Fig. 47, 8; Steiner, Katalog Xanten, Taf. XIX 68 a, vielleicht = ORL 8: Zugmantel S. 134 Nr. 56, schwerlich = ORL 31: Wiesbaden S. 108, 5; vgl. die Bruchstücke ORL 16: Arnsburg S. 24, 3, ORL 73: Pfünz, Taf. XIX A 29.

Über die Zeit des Cassius sagt Barthel, Zugmantel S. 134: „Cassius hat in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts im östlichen Gallien oder in Germanien gearbeitet."

6mal (ein Stück in Slg. Hassemer-Bingen) ACIANI [CIL XIII 24]; dazu: AC} und {IANI, zwei Bruchstücke offenbar aus derselben Matrize.

Da der Stempel ACIANI sonst nicht vorkommt und vor dem Anfangsbuchstaben eine auffallend große Lücke ist, halte ich es für möglich, daß er SACIANT [CIL XIII 1686] zu lesen ist, ein Töpfer, der durch das Vorkommen in Urspring ORL 66 a, S. 38 als vor 154 arbeitend festgelegt ist (vgl. noch ORL 33: Stockstadt Taf. XIX 112, ORL 59: Kannstatt S. 58 Nr. 152, ORL 73: Pfünz, Taf. VIII a 129. Er scheint in Heiligenberg, wo sein Stempel 10mal vorkommt, gearbeitet zu haben (Forrer, Heiligenberg Taf. XVI 57).

5mal vertreten ist MICCIO F [CIL XIII 1355 u], alle auf Tassen der Form Drag. 27. Ein genau identisches Stück ist mir nicht bekannt, obwohl die Miccio-Stempel nicht selten sind, z. B. von Köln, Ems, Marienfels, Zugmantel, Saalburg, Oberflorstadt, Heddernheim, Stockstadt, Miltenberg, Osterburken, Kannstatt und sonst.

Über die Zeit sagt Barthel, Zugmantel S. 143: „. . . ostgallischer Töpfer . . . bereits unter Hadrian . . . bis in die Zeit des äußeren Limes . . ."

Sein Vorkommen in Blickweiler (Röm.-Germ. Korresp.-Blatt VI 1913, S. 71), Heiligenberg (Forrer, Taf. XVI 44) und Rheinzabern (Ludowici I, S. 55) beweist nicht, daß er an allen drei Orten getöpfert hat, aber vielleicht an den beiden ersten.

VICTOR ist 3mal vertreten auf Tassen der Form Drag. 27, immer derselbe Stempel mit dem gedrückten R am Schluß [CIL XIII 2036 z]. Dazu ein Bruchstück {ICTOR, immer nur die untere Hälfte der Buchstaben erhalten. Endlich auf einem Tellerbruchstück VIC}. Aus der gleichen Matrize stammen: Köln, Slg. Nießen, Katal. 3 Nr. 1715, v 4 a und b (eins aus Bingen), ORL 2 a: Niederberg S. 15 Nr. 27, ORL 5 a: Marienfels S. 12 Nr. 25, ORL 31: Wiesbaden S. 108/9 Nr. 33, Heddernh. Mitteil. IV, S. 154 Nr. 70, Taf. XXIII Abb. I 43, ebenda V S. 48: auf Teller Drag. 31 aus Grab XLIII, dabei zwei Tassen Drag. 27 mit Stempel MARTIAFE bezw. VACRI, und Teller Drag. 18 mit Stempel IVLLIN. Zur Zeit des Victor: Barthel, Zugmantel S. 149: „. . . gallischer Töpfer, welcher unter Hadrian an den Limes geliefert hat . . ."

Unter den neuen, noch unveröffentlichten Töpfereifunden — glatte und Relief-Sigillata — von Blickweiler (Mus. Speyer) kommt genau der gleiche Victor-Stempel auf glatter Ware vor, sodaß man ihn wenigstens lokalisieren kann.[1]) Ebenso kann man MICCIO dort nachweisen, wenn auch noch nicht genau die gleiche Matrize in Blickweiler gefunden ist. Nur in je einem Exemplar, aber sämtlich auf Tassen der Form Drag. 27 kommen die Stempel vor.

ΛIDΛCCIΛV [CIL XIII 66 c]; vielleicht gehört AIDACAM aus dem Kastel Wörth, ORL 36, S. 21.

ARRONISM [CIL XIII 171 b] noch aus Mainz bekannt (Geißner, Sigillata-Stempel, 1904, Nr. 132).

BVCCIVS · F [CIL XIII 360 d]. Der Stempel Geißner, Sigillata-Stempel, 1907, Nr. 81 Abb. 6 scheint identisch zu sein.

CINTV · SS · A (Slg. Hassemer-Bingen) aus der gleichen Matrize wie Katalog 3 der Slg. Nießen-Köln, Taf. LXXIV 1173 = CIL 574 d.

CVPITVS [CIL XIII 726 h]. Aus gleicher Matrize: Wiesbaden, Nass. Ann. XXIX, Taf. VIII 43, ORL 25 a: Okarben S. 21 Abb. 11 a, ORL 33: Stockstadt S. 10/11 Nr. 37, ORL 73: Pfünz, Taf. VIII A 41, Köln, Neußerstraße, Slg. Nießen 3, Nr. 1486. Sicherlich aus anderer Matrize (aber wohl vom selben Töpfer) stammen: ORL 8: Zugmantel S. 136, 102 a, ORL 16: Arnsburg S. 24 Nr. 18. Genau zu vergleichen wären noch die Stücke: Jacobi, Saalburg S. 319 Nr. 49 (vier Exemplare in zwei Typen); Heddernh. Mitt. IV, S. 20, letzteres besonders wichtig durch das Grabensemble Grab 70: Mittelerz des Hadrian; Tasse Drag. 27 mit CVPITVS; Teller Drag. 31 mit SIIDATI M; desgl. mit TOCCA F; Reliefschüssel Drag. 37 u. a. Über die Zeit des Cupitus äußern sich Drexel, Stockstadt S. 102: „ostgallischer Töpfer aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts", Barthel, Zugmantel S. 136: „ostgallischer Töpfer, der unter Hadrian an den Limes geliefert hat".

DIVICI · M [CIL XIII 789 b], abgebildet ORL 8: Zugmantel Taf. XXIX, Nr. 107. Über die Zeit Barthel ebenda S. 136: „gallischer Töpfer etwa der Zeit Hadrians".

DIVIXΓ [CIL XIII 791 p]. Divixtus ferner in Stockstadt: ORL 33, S. 102 Nr. 40 und Miltenberg: ORL 38, S. 60 Nr. 11. Über ihn Drexel, Stockstadt S. 102: 1) südgallischer Töpfer, 2) Rheinzaberner Töpfer, 3) „vielleicht auch noch ein ostgallischer" (hierzu der Binger Stempel!).

IVDIVVCCI (so gelesen im Korresp.-Blatt der Westd. Ztschr. XV 1896, S. 86; da das Original zurzeit nicht zur Hand ist, ist eine Nachprüfung und Identifizierung nicht möglich.

LVPPA F [CIL XIII 1180 p]. Derselbe Stempel abgebildet Steiner, Katal. von Xanten, Taf. XX 123, aus Grab 64 (S. 36) zusammen mit vier anderen zum Teil bekannteren Stempeln: ACATLISI (?). — LENTVLI („ostgallische Manufaktur der Zeit Hadrians", Barthel, Zugmantel S. 140). — MERCAT („wohl um das Jahr 100", Drexel, Stockstadt S. 104). — SILVI · M (Zeitstellung und Anzahl der Töpfer gleichen oder ähnlichen Namens noch nicht geklärt; vgl. Knorr, Rottweil S. 66, Barthel, Zugmantel S. 148, Drexel, Stockstadt S. 105). — Aus anderer Matrize stammt ORL 73: Pfünz, Taf. VIII A 75: LVPPA.

{I · VSS · A, vielleicht als (T)ΛΛVSSΛ [CIL 1872] zu lesen (Original zurzeit nicht zur Hand).

[1]) Ein anderer Victor (oder Victorinus?) arbeitete in Rheinzabern: Handstempel bei Ludowici, Rheinzabern II S. 106, IV S. 74.

Auf einem Teller Form Drag. 31 steht: MEBB. Es ist ziemlich belanglos, ob der Stempel zu MEBBVFE (C. 1326) oder zu MEBBICIFE (C. 1323) zu ergänzen ist (MEBBIRIVS (C. 1325) ist ganz unwahrscheinlich), da beide gleichzeitig sind und das gleiche Verbreitungsgebiet haben. Ja, vielleicht ist es überhaupt derselbe Töpfer (ORL 8: Zugmantel S. 143 Nr. 231). Für seine Zeit ist wichtig ein Grab mit einer Trajansmünze: Heddernh. Mitteil. IV S. 21, Grab 132. Als Sitz gilt das nordöstliche Gallien (ORL 33: Stockstadt S. 104 Nr. 87).

Endlich eine Reihe ungestempelter Tassen Drag. 27 und eine Tasse mit Barbotinerand (Drag. 35) in der Slg. Hassemer-Bingen.

Die Liste der Sigillata-Stempel führt uns eine vollkommen gleichzeitige Gruppe von ostgallischen Töpfern vor, von denen wir zwei in Blickweiler, wie schon oben gesagt, lokalisieren können. Die anderen werden auch nicht allzu weit davon, jedenfalls in der Rheinpfalz oder nächsten Umgegend gearbeitet haben. Interessant ist das Hauptverbreitungsgebiet: neben die Wetterau und die älteren württembergischen Kastelle tritt mit spärlichen Funden das Unterelsaß, Lothringen und Luxemburg, um so zahlreicher treffen wir sie am Niederrhein, in Holland und Belgien. Daß sie gerade hier so häufig sind, deutet darauf hin, daß der Export von glattem Sigillata-Geschirr aus Mittelgallien nach Belgien und Holland im 2. Jahrhundert nicht sehr rege war, die genannten Länder selbst aber keine Sigillata-Töpfereien hatten.

Die Sigillata-Stempel haben uns gezeigt, daß wir mit dem Depotfund nicht weiter als etwa 150 heruntergehen dürfen. Das Verhältnis zu der um 164 datierten Kölner Fabrik des Servandus verschiebt sich dadurch etwas. Bisher setzte man die Binger Gruppe hinter Servandus, eigentlich aus keinem anderen Grunde, als weil sie handwerksmäßiger und ungeschickter geformt sind als die Ware des Servandus. Wo die Fabrik der Binger Terrakotten lag, wissen wir noch nicht. Sie braucht keineswegs bei den Sigillata-Töpfereien des Cassius und Genossen gelegen zu haben, denn daran wird man nicht mehr zweifeln, daß der Binger Fund aus keiner Töpferwerkstatt stammt, sondern, da Terrakotten- und Sigillata-Geschirr deutlich n a c h dem Zerbrechen erst durch Feuer teilweise geschwärzt sind, das Lager eines Geschirrhändlers war, die überall verbreitet waren (in Mainz vorm Gautor entdeckte man vor ein paar Jahren ein Depot von etwa 40 kleinen Henkelkrügen, die sicher einem solchen gehörten; vgl. Röm.-Germ. Korresp.-Blatt VI 1913, S. 59 ff. und Mainzer Ztschr. VIII/IX S. 55) und sogar inschriftlich bekannt sind.

Aus den R h e i n l a n d e n stammen die Inschriften (jetzt bequem zu finden bei Riese, Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften 1914): CIL 7588 = Riese 2231: W i e s b a d e n. D · M · Memoriae Secundi Agricole, negotiatori artis cretariae . . . . . . — CIL 7228 = Riese 2153: F i n t h e n. . . . . [ne]got[iator] arti[s cre]tarie [v. s.] l. m. — CIL 8350 = Riese 2321: K ö l n. M · Secundinio Severo, negot. cret. . . . . .

Aus D o o m b u r g „negotiator cretarius Britannicianus" (CIL 8793 = Riese 2609).

Aus M e t z kennen wir sowohl einen Töpfer als einen Topfhändler: Riese 2560: Casato Carati fictiliario filii p. c. (das Gefäß, das man ihm auf dem Relief in die Hand gegeben hat, zeigt, daß „Faltenbecher" seine Spezialität waren). — Riese 2564 (= CIL 4336): . . . . negot. artis cretar. Etosa mater h. p. c.

Aus O b e r g e r m a n i e n noch folgende: Riese 2175 = CIL 6524: L o r c h b e i W e l z h e i m: . . . . neg. artis cretariae . . . . — Riese 2168 = CIL 6366: R o t t e n b u r g - S u m e l o c e n n a: . . . . . sevir Aug. negotiator artis cretariae, neg[otiator] paenul[arius] . . . . .

Aus L y o n endlich: Riese 619 = CIL 1906: . . . . vet. leg. I. M. . . . . negotiatori Lugdunensi artis cretariae . . . . — Riese 2480 = CIL 2033: . . . . civi Trevero negotiatori vinario et artis cretariae, Lugud. consistenti . . . .

Ein gutes Beispiel für die Tätigkeit der negotiatores cretarii ist die schönste der übrigen in Bingen bezw. Bingerbrück gefundenen Terrakotten, die Bacchus-Statuette im Bonner Museum. Sie sei samt den übrigen einzeln gefundenen Terrakotten aus Bingen hier angeschlossen.

1. B a c c h u s (Mus. Bonn, Inv. 15484). H. 21 cm, stehend auf viereckiger Basis, Weinlaub im Haar, in der Rechten den cantharus, neben ihm der Panther (mit Resten von Bemalung); die Rückseite der Basis trägt die Inschrift (in den noch weichen Ton eingeritzt): Servandus fec(it) C(olonia) C(laudia) A(ugusta) A(grippinensium) ad for(um hordiarium). Die Wirksamkeit des in Köln arbeitenden Servandus ist durch eine andere Inschrift (Macrino et Celso consulibus = 164) in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts gesetzt: Lehner, B. J. 110, S. 197, Abb. S. 189, Fig. 5 und 6, 113, S. 62; Schumacher, A. h. V. V, S. 379. Doch ist sehr zu beachten, daß diese Stücke keineswegs Originale aus der Werkstatt des Servandus zu sein brauchen. So gut es bei den Lampenfabriken Kopisten gab, gab es sie in der ebenso handwerksmäßig arbeitenden Terrakottenindustrie.

Daß man sich nicht scheute, das künstlerische Erzeugnis eines anderen zu kopieren, dafür gibt es genug Beispiele aus der römischen Keramik: Die Sigillata-Reliefschüsseln der Form Dragendorff 37 tragen bisweilen zwischen dem Relief einen Stempel, der aus der Form stammt und vom Verfertiger der Form herrührt, außerdem auf dem nachträglich auf der Töpferscheibe angedrehten Rand einen anders lautenden Stempel, den der Benutzer der Form eingedrückt hat. Z. B. Cerialis und Reginus CIL XIII 10011, 177 a a; Firmus und Melausus CIL XIII 10011, 199 d; Janus und Lutaeus CIL XIII 10011, 209 t; Satto und Lutaeus CIL XIII 10011, 262 f[2].

Ebensowenig Skrupel haben die Lampenfabrikanten, die Form ihres Vorgängers zu benutzen. Beispiele hierfür sind Mainzer Ztschr. VI 1911, S. 101 gegeben: die Formen des Gellius hat Viator mit Namenstilgung weiterbenutzt, und diese leicht abgeänderten Formen hat der C signierende Töpfer sich zu eigen gemacht und in die fertigen Ausgüsse neben den Namen seines Vorgängers ohne Bedenken sein Zeichen gesetzt. Und bei den Terrakotten ging es nicht anders: Bei Tudot, Figurines en argile Taf. 3 ist die Form einer Venus-Terrakotte abgebildet, die über einer IOPPILLO signierten Figur genommen ist, auf der Außenseite aber den Namen des Verfertigers dieser Form, ATILIANO, trägt, der offenbar Ausgüsse zum Verkauf herstellen wollte.

Die Frage ob Originalarbeit des Servandus oder Kopie nach einem solchen entscheidet sich, wenn festgestellt ist, ob die Künstlerinschrift als Graffito in den weichen Ton eingeritzt ist oder schon aus der Form stammt, die über einer signierten Originalarbeit genommen ist. Ein sicheres Originalwerk des Servandus ist die Fortuna (Mus. Bonn, Inv. 2850), abgebildet B. J. 110, S. 189 Fig. 1, 7 und 8. Sie stammt aus einer zweiteiligen Form (wie wohl so gut wie alle Terrakotten), das zeigen die Gußnähte.



Abb. 28. Zwei Terrakotten im Prov. Mus. Bonn

Dann ist aber der fertige, aber noch ungebrannte Ausguß stark nachgearbeitet und auf der Rückseite die Künstlerinschrift eingekratzt. Schwieriger ist die Entscheidung bei dem oben beschriebenen Bacchus, abgebildet a. a. O. Fig. 1, 5 und 6.

Vergleichen wir es mit dem sonst beinahe identischen (Verschiedenheiten finden sich an manchen Stellen, am deutlichsten im Faltenwurf auf der Rückseite) Mainzer Stück (abgebildet Westd. Ztschr. XVI, Taf. 17, 9 und Riese, Festschrift des Frankfurter historischen Museums 1903, Taf. I, S. 8 und 9; die Inschrift: Körber, Mainzer Inschriften, 3. Nachtrag 1900, S. 119 Nr. 201), so weist die Verschiedenheit der Inschrift darauf hin, daß es entweder zwei Originalarbeiten oder Kopien von solchen sind. Das letztere erscheint wahrscheinlicher, da die Buchstaben der Inschriften nicht wie bei der vorher genannten Fortuna scharfkantig sind und durch das Einritzen in den weichen Ton hochstehende Ränder haben, sondern sehr flach und verwaschen erscheinen, wie es beim Abgießen mittels Tonform unvermeidlich ist.

2. Abb. 28 rechts: Merkur (Mus. Bonn, Inv. 16244; früher Slg. Seyler-Bingen). B. J. 116, S. 101 „Bn". H. 14 cm; rötlich; nackte stehende Figur mit caduceus in der Linken, Beutel in der Rechten, auf dem Kopf den Flügelhut.

3. Herkules (Mus. Kreuznach). Kopf fehlt, H. noch 11,6 cm; nackt, die rechte Hand auf die Keule gestützt, auf dem linken Arm das Löwenfell, von der rechten Schulter zur linken Hüfte läuft ein Riemen, der das Schwert trägt. Runde Basis. „Bingerbrück, Bahnhof" (erwähnt im Jahresb. d. ant.-hist. Ver. Kreuznach XI S. 9 und XII S. 4). — Ein vollständig erhaltenes Stück hat das Mus. Mainz, Inv. 5888, Fundort: angeblich Hillesheim.

4. Abb. 28 links: Viktoria (Mus. Bonn, Inv. 789). H. 12 cm; auf einer Kugel stehend, mit flatterndem Gewand, in der Linken den Palmzweig, in der Rechten den Siegeskranz haltend; im wohlgeordneten Haar ein Diadem; runde Basis (wohl identisch mit der in B. J. 61, S. 118 genannten Viktoria der Slg. Herstatt-Köln, „gefunden 1874 in Bingerbrück"). Eine gleiche Figur im Mus. Mayen.

5. Tafel VI B 5: Venus (Mus. Bingen, Inv. 255; Slg. Choquet). H. noch 15,2 cm; rechter Arm und Kopf fehlen, nur untere Gesichtshälfte erhalten; Rücken und rechte Hüfte stark beschädigt. Auf rechteckiger Basis ganz nackt dastehend, griff sie mit der rechten Hand wohl ins Haar, das in zwei Strähnen auf die Schultern herabfiel, während die linke das Gewand zum Boden gleiten läßt. Vor dem Gewand sitzt ein Adler. Auf der anderen Seite ein zweites Tier, vielleicht eine Taube. Hinten auf der linken Hüfte Brennloch. Die Art der Modellierung und die Farbe des Tones erinnert an die prächtige Wiesbadener Gruppe: Venus mit Adoranten, abgebildet A. h. V. V, Taf. 65, 1201.

6. Tafel VI B 4: Venus (Mus. Bingen, Inv. 256, Slg. Choquet). H. noch 13,6 cm; Basis fehlt, war aber mit größter Wahrscheinlichkeit halbkugelig, wie bei den Venusstatuetten aus dem oben beschriebenen Geschirrladen; auch die ganze Haltung ist die gleiche. Aber noch größere Ähnlichkeit als mit diesen besitzt unser Stück mit einem Frankfurter Stück, abgebildet Riese, a. a. O., Taf. IV 2 und 3. Brennloch am Rücken unter der linken Achsel (ähnliche Venusstatuette gefunden in Praunheim, Grab 263; vgl. Riese a. a. O. S. 76 und Heddernh. Mitteil. IV, Tafel VI 1, dabei zwei Scharnier-Fibeln domitianisch-trajanischer Zeit, abgebildet a. a. O. Taf. IX 15).

7. Tafel VI B 8: Venus (Mus. Wiesbaden, Inv. 5411). H. 17,0 cm; Oberkörper nackt, Unterkörper vom Gewand bedeckt, das auch von der linken Hand herabfällt; flaue Arbeit, halbkugelige Basis.

8. Tafel VI B 9: Venus (Mus. Wiesbaden, Inv. 5410). H. 17,7 cm; ganz nackt; sehr flaue Arbeit, halbkugelige Basis.

9. Basis einer Venus (Mus. Kreuznach), halbkugelig, mit Resten des herabhängenden Gewandes. „Bingerbrück, Bahnhof".

10. Tafel VI B 11: Fortuna (früher Slg. Jehring-Mainz, Abguß im Centr.-Mus. Mainz 2525). H. 17 cm; sitzend, im Haar Diadem, in der linken Hand ein großes Füllhorn, aus dem Früchte oder Blumen quillen; ebenso ist der Schoß mit Früchten bedeckt.

11. Kopf einer Fortuna (Mus. Kreuznach), daneben oberes Ende des Füllhorns. „Bingerbrück, Bahnhof".

12. Minerva (Mus. Bonn, Inv. 16250; früher Slg. Seyler-Bingen). B. J. 116, S. 101 „Bn". H. 12,7 cm; ohne Kopf, sitzend, weißer Ton mit Farbspuren.

13. Tafel VI B 10: Matrone (Mus. Wiesbaden, Inv. 5434). H. 14,2 cm; sitzend, viereckige Basis, runder wulstiger Kopfputz, in der linken Hand Szepter (?).

14. Tafel VI B 12: Matrone (früher Slg. Jehring-Mainz, Abguß im Centr.-Mus. Mainz 2528). H. 17,3 cm; sitzend, mit Hündchen im Schoß, hohem eckigen Kopfputz und sorgfältig in Falten gelegter Gewandung. Rückseite mit eingeritztem CEN (erwähnt: (Alte) Mainzer Ztschr. II S. 337).

15. Zwei sich küssende Kinder (Mus. Wiesbaden, Inv. 5441). H. 10,8 cm; beide bis zum Hals bekleidet, stehen auf viereckiger Basis.

16. Desgl. (Mus. Kreuznach) ohne Köpfe. „Bingerbrück, Bahnhof".

17. Tafel VI B 7: Weibliche Büste (Mus. Bingen, Inv. 238, Slg. Choquet). H. etwa 18,2 cm; der durchbrochene Unterteil ergänzt nach einem vollständigen Mainzer Stück; von der rechten Schulter geht quer über die Brust eine flache Rippe, ebenso flaches Halsband mit Lunula; darüber offener Halsring, große runde Ohrringe; kunstvoller Haaraufbau aus zwei halbmondförmigen Wülsten, deren untere in der Mitte eine runde Scheibe zeigt. Spuren der Bemalung an den Enden des offenen Halsringes, am Mund und an den großen, mandelförmigen Augen. Gleichartig ist außer dem schon genannten Mainzer Stück: Riese a. a. O. Taf. V 9.

18. Tafel VI B 6: Knabenbüste (Mus. Bingen, Inv. 237, Slg. Choquet). H. etwa 10,5 cm; Basis ergänzt, sehr flaue Modellierung, Lunula am Halsband ausgebrochen. Gleiches Stück in Frankfurt: Riese a. a. O. Taf. V 10. Ähnlich, aber sicher nicht aus gleicher Form: Xanten, Steiner, Katalog S. 150 Abb. 20, 3 und Mainz, Inv. 5911.

19. Tafel VI B 2: Basis für sitzende Figur (Mus. Bingen, Inv. 775). H. 5,2 cm, L. 8,9 cm; weißer Ton mit zahlreichen Resten der roten Bemalung. Der viereckige Sitz mit Spuren der aufgeklebten Figur hat einen Vorderansatz, auf dem ein Fuß abgedrückt ist. Die Deutung als Sitz einer Dornauszieherin ist naheliegend durch Vergleich mit Tudot, Figurines en argile (Paris 1859), Taf. 71 links. Die erste in Germanien wirklich gefundene Dornauszieherin stammt aus Heddernheim (Woelcke, Archaeol. Jahrb. XXIX 1914, S. 17 ff.). Auf der Abbildung ist ein Gipsabguß dieser aufgesetzt. Auf der Mitte des Sitzes ist eine Durchbohrung, die offenbar bis in die Figur durchging, damit das hohle Körperinnere mit der Außenluft in Verbindung stand. Woelcke, a. a. O. S. 20 bildet auf Abb. 6 und 8 drei aus Frankreich stammende Sitze gleicher Art mit erhaltenen Körperteilen ab (Mus. St. Germain) und weist eine ähnliche Figur aus Salzburg nach (Archaeol. epigraph. Mitteil. aus Oesterreich V, Taf. VI S. 187, 38).

20. Löwe (Mus. Worms, Inv. 1343, Slg. Erne).

21. Löwe (Mus. Wiesbaden, Inv. 5452, Slg. Schäffer).

22. Hund (Mus. Worms, Inv. 1344, Sgl. Erne).

23. Hahn in Kampfstellung (Mus. Mainz, Inv. 5699). H. 8,3 cm; vgl. Heddernh. Mitteil. IV, Taf. VI 5 und XII 30, V, Taf. IV 1 (Grab 93).

24. Tafel VI B 1: Hahn, stehend (Mus. Bingen, Inv. 243, Slg. Choquet). H. 9,8 cm; weißer Ton, Gefieder sorgfältig modelliert; von der Bemalung ist nur ein schwarzes Abschlußband um die halbkugelige Basis erhalten; vgl. Heddernh. Mitteil. V, Taf. IV 10 (Grab 59).

25. Desgl. (Mus. Bingen, Inv. 245, Slg. Choquet).

26. Desgl. (Mus. Bonn, Inv. 2186).

27. Desgl. (Mus. Kreuznach). H. 9,5 cm. „Bingerbrück, Bahnhof".

28. Tafel VI B 3: Huhn, stehend (Mus. Bingen, Inv. 245, Slg. Choquet). H. 9,8 cm; weißer Ton, Schwanz und Flügel mit rosa Bemalung, schwarzes Band läuft von der Schnabelspitze über Kopf und Rücken, um den Hals zwei umlaufende schwarze Bänder, die großen kreisrunden Augen mit feiner schwarzer Linie umrändert, Basis schwarz eingefaßt; vgl. Heddernh. Mitteil. IV, Taf. VI 4 und V, Taf. IV 2 (aus Grab 267 mit Mittelerz des Nerva).

29. Taube (Mus. Kreuznach). H. 6,7 cm. „Bingerbrück, Bahnhof".

30. Maske (Mus. Wiesbaden, Inv. 5469, früher Slg. Schäffer). H. 10 cm; lederfarbener Ton, Rückseite mit Ösen zum Aufhängen. Der provinzial-römische Ursprung des Stückes wird gesichert durch zwei ähnliche Miniaturmasken aus Köln: a) Wallraf-Richartz-Museum: aus einem Skelettgrab an der Aachener Straße, abgebildet B. J. 114/5, Tafel XXV 61 h, das durch die beigegebenen Münzen ins 4. Jahrhundert gerückt wird. b) Sammlung Nießen-Köln, Katalog[3], Taf. CIX 3202, gefunden Luxemburgerstraße.

Nachtrag: In der oben gegebenen Liste der inschriftlich bezeugten negotiatores cretarii ist ein nur durch Fuchs uns überliefertes Bruchstück aus Kastel, gefunden im Friedhof von St. Georg an der Wiesbadener Straße, nordwestlich vom Kastell, weggelassen, dessen Ergänzung unsicher ist: CIL 7300 = Riese 2230: — — Fufidio [negoti]atori [. . . .]ario ex[provinc]ia Bri[tannia]. Es kann auch ein negotiator frumentarius, gladiarius, lapidarius, manticularius, nummularius, vinarius oder mancher andere gemeint sein. Daß in Kastel Geschirrhändler saßen, haben die Funde gelehrt: E. Schmidt, ORL 30: Kastel S. 13 nennt zwei Stellen innerhalb des Vicus, beide östlich vom Kastell, die auffallend viel ganze Gefäße gleicher Art zu Tage gebracht haben. An der einen Stelle soll eine Reihe unversehrter ein- und zweihenkliger Krüge gefunden worden sein. Und bei der Turnhalle, dem andern Fundplatz, fand man eine Gruppe der charakteristischen Henkelkrüge mit konischer Mündung und ganz gleichartiger Technik. Von ihnen kamen sechs, zum Teil leicht beschädigte, ins Altertumsmuseum; sie haben zwei Größen: 25,5—26 und 17,5—19 cm Höhe.

VIII.

Bericht über die Vermehrung der städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung vom 1. April 1912 bis 1. April 1915

AUF Beſchluß der Muſeumsdeputation ſoll von nun an alljährlich über die Neuerwerbungen der Gemäldegalerie und der Kupferſtichſammlung in der Mainzer Zeitſchrift berichtet werden. Der erſte Bericht umfaßt zurückgreifend die Neuerwerbungen der letzten drei Jahre. Für die Bilder ſoll der Bericht, abgeſehen von den nötigen Angaben über die Art ihrer Ausführung, ihre Maße uſw., in erſter Linie auch das bringen, was für die Geſchichte der Entſtehung und insbeſondere die der Erwerbung des Bildes von Wichtigkeit iſt, da gerade derartige Umſtände nur zu raſch aus dem Gedächtnis oder in den Akten verſchwinden. Bei den Erwerbungen älterer Meiſter, inſofern ſie ſchon dem Gebiete der kunſtgeſchichtlichen Forſchung angehören, ſollen, ſoweit dieſes möglich iſt, auch ausführlichere Angaben ihren Platz finden.

Die Abbildungen ſind in ihrer Größe ſo gehalten, daß ſie über den Gegenſtand der Darſtellung genügend Auskunft geben.

A. Gemäldegalerie

1912

Herr Karl Bembé (Mainz-Unterſchondorf, Ammerſee) ſchenkte folgende Gemälde neuzeitlicher Meiſter:

1) Jan Toorop (geb. 1860 auf Java, jetzt Amſterdam), Strandlandſchaft (Marine), H. 37 cm, Br. 41 cm. Bezeichnet links unten J. Toorop. Öl auf Pappe, pointilliert. Links im Vordergrund auf Düne mächtiger Grasbuſch, im Hintergrund am Strande zwei Fuhrwerke mit Fiſchern in den Watten.

2) Charles Guérin. Liſeuſe, H. 80 cm, Br. 72 cm. Bezeichnet rechts unten Charles Guérin (auf der Rückſeite die gleiche Bezeichnung mit 1907). Öl auf Leinwand. Dame in einem grün-blauen Gewande (Knieſtück) am Tiſche ſtehend, blättert in einem Hefte, daneben in einer Vaſe ein Strauß weißer Margueriten.

3) Profeſſor Adolf Hoelzel (Stuttgart). Dachauer Landſchaft, H. 40 cm, Br. 50 cm. Bezeichnet A. Hoelzel Dachau 1902. Öl auf Leinwand. Birkenhain mit ſchmalem Durchblick in die Landſchaft.

Fräulein Mina Klein ſchenkte das Bildnis ihres Vaters des Profeſſors Karl Klein. Kreidezeichnung, 51×41 cm, ohne Bezeichnung. Klein war geboren am 27. Mai 1806 zu Weiſenau und ſtarb als Lehrer am Mainzer Gymnaſium am 18. November 1870. Er gehört zu den verdienſtvollen Mainzer Geſchichtsforſchern des vorigen Jahrhunderts; zu ſeinen bekannteſten Arbeiten gehören ſeine „Geſchichte von Mainz während der erſten franzöſiſchen Occupation"; „Georg Forſter in Mainz"; „Mainz und Umgebung". Ein Nachruf findet ſich im Programm des Großh. Gymnaſiums zu Mainz 1870/71 S. 47 f.

Ferner eine Anbetung der Hirten von Laſinsky.

Von Herrn Profeſſor Dr. Goldſchmidt und Frau Gemahlin in Heidelberg empfing die Gemäldegalerie als Geſchenk eine Flußlandſchaft (Neckar- oder Mainlandſchaft) ohne Bezeichnung, Georg Chriſtian Schütz d. Ä. zugeſchrieben. H. 69 cm, Br. 87 cm. Öl auf Leinwand (rentoiliert). Rechts im Vordergrund auf der Höhe eine Burg, zu der ein Hohlweg hinaufführt; auf halber Höhe ein Torturm mit Anbau als eine Art Vorburg. Links das Flußtal nach dem Hintergrund zu am Ufer Dörfer, auf der linken Seite eine Burg. Von rechts über der Burg anziehendes ſchweres Gewölk. Im Vordergrund ein Nachen mit zwei Perſonen, dahinter auf einer nach links in den Fluß einſpringenden Landzunge vier Kühe mit einem Hirten.



Abb. 1. Kurfürst Johann Friedrich Karl von Ostein
(Aus Schrohe, Aufsätze und Nachweise Tafel 5, Abb. 2)

Aus dem Kunſthandel wurden erworben:

1) Bruſtbild des Kurfürſten Johann Friedrich Karl von Oſtein (Abb. 1). Jetzt oval, 85×70 cm im Durchmeſſer; Öl auf Leinwand (rentoiliert), ohne Bezeichnung. Urſprünglich vielleicht viereckig, jedenfalls iſt Spann- und Bildrahmen viel jünger als das Bild ſelbſt. Über die Herkunft des Bildes konnte nichts Näheres ermittelt werden. Dargeſtellt iſt der Kurfürſt in jüngeren Jahren, kurz nach ſeinem Regierungsantritt (ſ. Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe = Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz II S. 213 und Tafel 5 Abb. 2; daſelbſt auch Mitteilungen über ein anderes Porträt dieſes Kurfürſten). Ein weiteres Bild von Oſteins, ebenfalls Bruſtbild, beſitzt die Gemäldegalerie; es iſt jetzt im erſten der neu hergerichteten Feſtſäle des Kurfürſtlichen Schloſſes aufgehängt. Es trägt an ſeinem unteren Rande die Bezeichnung: „Zur dankbaren Erinnerung an den erhabenen Fürſten, welcher unſerer Zunft das Privilegium des Lederhandels zu erteilen geruhte." Auf der Rückſeite ſteht: „Der leblichen Schuhmacherzunft verehrt durch Valentin Neus · Zunftmeiſter und Lederhändler · im Jahr 1789 · als ſie zur Erprobung ihres Prievilegiums aufgeforderd ward."

2) Eugen Bracht, der Schilfteich, Ölgemälde auf Leinwand; 1,28 m hoch und 1,29 m breit; bezeichnet „Eugen Bracht 1901". Das Bild wurde auf der Eugen

Bracht-Ausſtellung zu Darmſtadt (Jubiläums-Ausſtellung) im Jahre 1912 aus den Erträgniſſen der Schenkung der Firma Henkell & Cie. angekauft (Taf. IX Abb. 2). Es ſtammte aus dem Anfange einer neuen Schaffensperiode des Meiſters, wo er, wie er ſelbſt ſchreibt, beginnt „in neuer Weiſe von der Natur zu ſtudieren oder wie ich damals“ (bald nach der zweiten Orientreiſe) „ſagte: ganz von vorn anzufangen.“ Der Ausgangspunkt wird nunmehr vom „koloriſtiſchen Gedanken“ genommen.

„Zunächſt erweiterte ſich mir das Stoffgebiet in erſtaunlicher Weiſe. Die Stoff-Frage, die bis dahin eine weſentliche Rolle geſpielt hatte, trat in den Hintergrund; wo ich auch jetzt hinkomme, finde ich Maleriſches und Malenswertes, und da ſich mir allerwärts Reizvolles erſchließt, ſchaue ich gleichſam mit verjüngten Augen um mich in die Welt.

Ferner blieb die Pflege des Koloriſtiſchen nicht ohne Rückſchlag auf die Form; die ſich von ſelbſt ergebende Vereinfachung der Farbmittel zur Andeutung einer Stimmung brachte eine entſprechende Vereinfachung der geſamten Form mit ſich; die Beſchränkung in der Wahl der Töne, eine geſteigerte Knappheit und ſtrengere Gliederung der Maſſen, und dieſe wiederum führten zu größerer Durchgeiſtigung und Durchbildung der Begrenzungslinien im einzelnen und des Aufbaues im ganzen. Es ergab ſich eine völlige, wenn auch eine ganz ungezwungene Wandlung meiner Darſtellungsweiſe. Berlin, im September 1899.“ (Vgl. Osborne, Eugen Bracht. Knackfuß, Künſtlermonographien B. 97, S. 79 und Eugen Bracht, Feſtſchrift zur Feier ſeines 70. Geburtstages, Katalog der Jubiläums-Ausſtellung, veranſtaltet von der „Freien Vereinigung Darmſtädter Künſtler“. Siebente Ausſtellung. Darmſtadt 1912 S. 16 f.) Bei Osborne S. 50 Abb. 45 findet ſich eine in Drei-Farbendruck wiedergegebene Abbildung, die mit kleinen Abweichungen den gleichen Vorwurf wie unſer Gemälde darſtellt und ebenfalls als „Der Schilfteich“ bezeichnet iſt. Die im oben erwähnten Kataloge der Darmſtädter Ausſtellung unter Nr. 204 „Schilfteich, Walkenried am Harz, Studie 1899, 48:48 cm“ angeführte Studie nach der Natur iſt die, nach der unſer Bild hergeſtellt iſt. Auf eine Anfrage über die Entſtehungsgeſchichte des Bildes hatte der Künſtler ſelbſt die Liebenswürdigkeit, uns das Folgende mitzuteilen: *„Wie Sie vorausſetzen handelt es ſich um ein Motiv von Walkenried am Harz, welchen Ort C. F. Leſſing ſchon vor 40 Jahren das „Eldorado“ des Landſchafters zu nennen pflegte. Der dargeſtellte Teich iſt der obere vom Höllſtein aus geſehen, bei einem Aprilſchauer vom Harz herüber . . . . . . Die größeren Maße* (des ausgeführten Bildes der Studie gegenüber) *erforderten einige Anpaſſungen, namentlich klarere Gliederungen der Bergketten im Hintergrunde mit dem anrückenden Hagelſchauer. Die Studie iſt 1912 auch in Privatbeſitz gelangt, daß aber das größere Bild in eine Galerie kam, iſt mir ſehr erfreulich geweſen, da ich damit glaube gut vertreten zu ſein und es für meine Art ganz beſonders bezeichnend iſt.*

Die Studienreiſen zu Oſtern 1899 und 1900 nach Walkenried waren zwar mit ſchweren körperlichen Leiden verbunden infolge der rauhen Witterung, ſind aber die erfolgreichſten an daſelbſt gewonnenen Bilderſtoffen überhaupt, die ich erlebte; der „Lehmweg“, der „Rote Acker“, der „Walaſee“ (gr. goldene Staatsmed. Wien), „Die Gypsmühle“, „Der Rabenhorſt“, „Das Bruch“ (Nat.-Gal. in Buda-Peſth), „Knoſpende alte Buchen“ und ungezählte kleinere ſtammen daher!“

Von Eugen Bracht beſitzt die Gemäldegalerie noch ein zweites Bild (Nr. 569 des Verzeichniſſes der Gemäldegalerie 1911), Wüſtenbild mit raſtender Karawane, bezeichnet: Eugen Bracht, Karlsruhe 1882, ein Ergebnis der erſten Orientreiſe des Meiſters 1880/81 (ſ. Osborne S. 57 ff.; vgl. auch daſelbſt die Wiedergabe dieſes Bildes auf S. 41 Abb. 38 „Raſt in der Araba 1882“).

1913

Altdeutſcher Meiſter (Taf. VII). Zweiſeitig bemalt. (Jetzige) Vorderſeite: Chriſtus vor Pilatus; Rückſeite: Szene aus dem Martyrium des heil. Stephanus. Tannenholz, H. 69,5 cm, Br. 93 cm. Das Bild wurde im Sommerſemeſter 1915 von Profeſſor Kautzſch im kunſtgeſchichtlichen Inſtitute der Univerſität Frankfurt behandelt. Frl. E. Neugarten, die ſich im Zuſammenhange damit eingehender mit unſerem Bilde beſchäftigt und auch mit ihm verwandte Gemälde feſtgeſtellt hat, war ſo liebenswürdig, uns die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen und der Beſprechungen mit Profeſſor Kautzſch zur Verfügung zu ſtellen; das Folgende iſt ihnen entnommen.

Das Tafelbild iſt vermutlich ein Stück aus einem größeren Altarwerk, deſſen Innenflügel Paſſionsſzenen und deſſen Außenſeiten Darſtellungen aus dem Martyrium des heil. Stephanus trugen. Das Bild wurde im Frühjahr 1914 für die Mainzer Galerie erworben. Es ſtammt aus dem Beſitz des Geiſtlichen Rates Pfarrer Kempf in Finthen. Er hatte es aus dem Nachlaſſe eines nahen Verwandten namens Voos geerbt, der in Alzey Pfarrer war und aus Bensheim ſtammte.[1]) Das iſt alles, was bis jetzt über die Herkunft des Bildes zu ermitteln war; vor drei Generationen iſt es alſo ſchon im mainziſchen Gebiet geweſen. Alles andere mußte ſich aus dem Werke ſelbſt — teils aus den Attributen, teils aus der Stilanalyſe — ergeben.

Chriſtus vor Pilatus. Die Ausbeſſerungen an dieſer Seite der Tafel ſind ſehr geringfügig. Sie beſchränken ſich auf grauſchwarze Töne an der Architektur rechts, goldene Flecke an dem oberen Rande des Bildes und einige rote Stellen am Gewande des einen Häſchers. Von dem Künſtler iſt der Augenblick erfaßt, von dem es bei Johannes heißt: „da überantwortete er ihn, daß er gekreuzigt würde.“ Wir ſehen, wie Pilatus, ſeine Hilfloſigkeit gegenüber der eifernden Menge erkennend, das Waſſer ſeines Dieners nimmt und ſeine Hände wäſcht. Auf der anderen Seite ſteht die Gruppe der ſchreienden und tobenden Juden mit Chriſtus in der Mitte. Den Übergang dazu bildet die geheimnisvolle Geſtalt des Zwergen mit dem Pudel. Ob da in den Ideenkreis des Malers der deutſche Hofnarr jener Zeit hereingeſpielt hat, oder die mittelalterliche Tradition noch in ſeiner Fantaſie ſpukte, dem Pilatus ein mißgebildetes Weſen — ſei es Menſch oder Tier — beizu-

[1]) Freundliche Mitteilung des Neffen des verſtorbenen Geiſtlichen Rats Kempf, Herrn Pfarrer J. Kempf in Frieſenheim, wofür ihm hier herzlichſt gedankt wird. Nb.

gesellen, das ihm gleichsam die teuflischen Gedanken eingab, ist schwer zu entscheiden.

Der Hintergrund des Bildes ist ein warmes, tiefes Gold mit durchweg gleichmäßiger Kraquelüre. Das später aufgelegte Blattgold wurde entfernt; wir sehen das alte Originalgold, das nur unterhalb des oberen ausgebesserten Randes ein gleichmäßig sich wiederholendes Muster ornamentaler Punzierung zeigt.

Die Farben sind tonig und tragen einen grauen Schleier. Sie sind nicht traditionell in ihrer Abstufung. Ein Gelbgrün, das an Schattenstellen tiefdunkel wird ins Schwarzgrüne, herrscht vor. Der Thron ist von schmutzigem Gelbbraun, überdeckt von einem mit grüngrauen Schindeln gedeckten Dächlein. Die Architektur rechts ist mausgrau, das an den Lichtstellen bis in ein schmutziges Weiß, an den Schattenteilen in ein mattes Schwarz hineinspielt. Stark kontrastreich in der Buntheit der gedeckten Farben steht das graue, härene Gewand des Erlösers. Die Weichheit des Stoffes läßt die Möglichkeit zu allerhand Luft-, Licht- und Schattenglanz zu. Außer dem Moosgrün, das sich schmutzig und gelblich in dem Überwurf des linken Häschers findet und in der Mütze des Dreinschlagenden, sehen wir ein Rot in vielfacher Schattierung. Pilatus trägt einen dunkelroten mit weiß gemusterten Mantel, der unten umgeschlagen ist und ein graues Pelzwerk zeigt. Es ist nach Art unseres Fehpelzes aus vielen kleinen Fellchen zusammengesetzt, wobei hellglänzende Lichtchen wie weiße, feine Tierhaare hineinspielen. Rot ist ferner mit einem mehr gelblichen Ton die ganze Kleidung des Häschers rechts. Er sieht in seinem zipfeligen, scharlachroten Kleide, der eigenartig gebogenen Kopfbedeckung und dem rohen, schadenfrohen Gesicht fast aus wie ein Symbol des Teufels. Das Rot verklingt dann gleichsam matter in dem Kopftuch des ernsten Greisen, den noch schwächer gefärbten Strümpfen und Schuhen des linken Häschers, um sich in dem violetten Turban des einen Kopfes zwischen matten Tönen von Zwetschenblau ganz zu verlieren. Derselbe gebrochene Farbenglanz zieht sich in der Bank durch das ganze Bild. Wärmer ist dann dahinter der blaugrüne Mantel des Drohenden, mit dem vor Zorn und Eifer rotbraunen Gesicht. — Am eigenartigsten sind die Farben des Zwerggewandes: Dunkelgrün, Gelbgrün und Rot wechseln in regelmäßigen Streifen ab und setzen sich dann sogar fort in den bunten Reflexen auf den gelblichen Strümpfen. Von einem schmutzigen Weißgrau ist auch hier wieder die topfartige Kopfbedeckung. — Wirklich weiße, lichttragende Stellen sind ganz rythmisch verteilt, links das Kopftuch des einen Häschers, dann diagonal dazu der Pudel, weiter der Kranz und das Spruchband um das Haupt des Pilatus und das Handtuch des Dieners rechts. Vom Munde des Pilatus gehen Spruchbänder aus; man sieht aber auf ihnen keine Schriftspuren mehr.

Die Vertreibung des Stephanus. Die andere Seite der Tafel war an vielen Stellen so schadhaft, daß der Kreidegrund und stellenweise sogar das Tannenholz freilagen. Um nun weiterem Verfall vorzubeugen, überging man diese Stellen mit einer graugrünen, neutralen Schicht, deren gedämpfter Ton die Farben-Gesamtwirkung nicht stört. Wo Überreste einer Landschaft, von Baumschlag und dergleichen waren, wurden diese fein säuberlich ausgespart. Auf diese Weise ist wenigstens der Gesamteindruck des Figürlichen erhalten, der durch die weißen Stellen zerrissen war. Einige Ausbesserungen in der Architektur beruhen auf gesicherten Anhaltspunkten, wie z. B. der Zinnenkranz. Aus den erhaltenen Resten läßt sich schließen, daß die Landschaft, in die Stephanus gestoßen wird, reich und lebhaft gewesen sein muß. Die jetzige Gleichförmigkeit darf uns über den ehemaligen Zustand nicht hinwegtäuschen.

Der Künstler wählte zur Darstellung die bewegte Szene, in welcher der erste Märtyrer, der für den Heiland starb, vor die Stadt gedrängt wurde. Wir sehen eine in die reiche Architektur eingefügte Gruppe von vier Menschen. Der vorderste mit dem Heiligenschein ist Stephanus. Ihm nach drängen drei wüste Gestalten. Davon trägt die vorderste die Gewandung eines mittelalterlichen Gerichtsdieners. Vereinzelt in Farbe und Erscheinung ist der Torwächter links, der über die Mauer blickt.

Der Hintergrund ist in graugrünem Ton gehalten, in dem auch die Ausbesserung vorgenommen wurde. Das Interessanteste dieses Bildes ist das große, mittelalterliche Stadttor.

Auch hier sind die Farben grautonig und glanzlos; alles gedämpft und gebrochen. Die Mauern sind grau, die Schindeln vorn rötlich, weiter hinten bläulichgrün. Das Stadttor selbst trägt sehr naturalistisch die Farbe von rotem Sandstein. Rechts und links vom Bogen ist das Mainzer Stadtwappen aufgemalt. Die Dächer hinter der Stadtmauer blinken lustig und sonnenbeschienen: sie strahlen ein gelbgrünes Licht zurück. Diese Farbe ist auch hier am meisten bevorzugt. Des Wächters weiter, ungraziöser Kittel ist ebenso und in der gleichen Farbe der des vordersten Drängenden. Der letzte unter dem Tor hat dieselbe Kopfbedeckung wie der eine Kriegsknecht auf der anderen Seite. Der mittlere, der ungeschickt Stephanus an der Hüfte packt, hat einen tiefblauen Kittel, wie der Mantelumschlag des Stephanus. Das Untergewand des Heiligen ist von schmutzigem Weiß. Golden ist die Zierecke unten am Saum und der schwere Mantel von wunderlich gemustertem Goldbrokat. Fein kontrastreich wirken in dieser Diakonentracht Kragen und Schuhe in ihrer schwarzen Gitterung.

Außer den Schulzusammenhängen, die sich aus der Stilanalyse ergeben, kann man aus Einzelheiten des Bildes selbst auf den Ort seines Ursprungs schließen. Die Mainzer Stadtwappen auf dem Tor sind nicht nachträglich aufgemalt, sondern ursprünglich, das beweist die gleichmäßig durchlaufende Kraquelüre. Hierdurch ist die Entstehung innerhalb des nächsten Stadtgebietes gesichert.

Durch Heranziehung von Vergleichsmaterial läßt sich ein Schulzusammenhang und so eine zeitliche Datierung finden. Die Kreuzigung im Darmstädter Landesmuseum Nr. 3 [1]) ist von derselben Hand wie das Mainzer Tafelbild. Wir erkennen das an dem noch wenig gelungenen Verhältnis der Figuren zum Raum, ihrem ungeschickten Stehen. In Darmstadt wie in Mainz ist versucht, durch abnehmende Helligkeit nach hinten

[1]) Katalog des Darmstädter Landesmuseums und Friedr. Back, Mittelrheinische Kunst. Frankfurt 1910. S. 52 ff.

Tiefe zu gewinnen. Die pflanzlichen Elemente am Fuß des Kreuzes ſind dann gleich denen von der Vertreibung des Stephanus. Zu alledem ſtimmen auch die Farben noch völlig überein. Hier wie dort das gleiche gelbliche Moosgrün, dasſelbe Blau und Rot, in dem ein grauer Ton herrſcht, der das Ganze durchzieht. Bei beiden iſt die Technik des Farbenauftrags leicht und flüſſig, auf realiſtiſche Wirkung zielend. Das Darmſtädter Bild, das auch noch recht gut erhalten, faſt gleichmäßig durchkrakeliert iſt, hat die Farben nur noch kräftiger, geſunder, während man dem Mainzer Bild anſieht, daß die Zeit nicht ſpurlos an ihm vorüberging. Um die Annahme desſelben Meiſters zu erhärten, greifen wir einzelne Typen heraus. Der Chriſtus: Die Köpfe ſind zum Verwechſeln ähnlich, der fein punzierte Nimbus mit dem Perlenrand iſt genau der gleiche. Der Kriegsknecht mit der Sturmgabel auf dem Mainzer Bild kommt in Darmſtadt mit der Hellebarde unter des Heilands linker Seite wieder. Bart- und Haarbehandlung ſind die gleichen, und das blonde Lockengerieſel des Mainzer Pilatus-Dieners iſt ebenſo perückenartig wie beim Knappen des Longinus in Darmſtadt. Den ſchlagendſten Beweis für die Identität des Meiſters bietet die Randverzierung, die in beiden Bildern bis ins kleinſte Pünktchen übereinſtimmt.

Der Meiſter dieſer beiden Bilder mag ein Schüler des Meiſters vom Schottener Altar geweſen ſein. Darauf deuten neben der Pinſelführung und der Transparenz der Farben das Hervorheben einzelner Haare aus den Augenbrauen und das wellenförmige, auseinanderfließende Haar der Alten. Weiterhin iſt beiden gemeinſam die eigenartige Stellung der Füße und die Behandlung des Schuhwerks, wie man das erkennen kann, wenn man die beiden Könige rechts auf der Anbetung des Schottener Altares vergleicht mit dem Schergen vorn beim Chriſtus vor Pilatus in Mainz.

Die Bilder dieſer Meiſtergruppe gehören nun in eine Richtung, die ſich unter deutlicher Einwirkung von Böhmen her bei uns ausbildete. Und zwar finden wir in dieſer Kunſt Erinnerungen ſowohl an den erſten böhmiſchen Stil — die Hohenfurter Paſſion — als auch an den dritten — die Kreuzigung aus St. Barbara bei Wittingau.

Wir dürfen daher das Mainzer Bild etwa um 1410 anſetzen. Es iſt alſo um dieſe Zeit in Mainz oder ſeiner nächſten Umgebung entſtanden.

Aus den Erträgniſſen der Michael Emanuel Oppenheim-Stiftung wurden beſtimmungsgemäß folgende drei Bilder holländiſcher Meiſter erworben:

1) Ludolf de Jongh, „Die letzte Nachricht“ (Taf. VIII, 4). Angekauft in Paris auf der Verſteigerung der Galerie Steengracht im Haag 1913. In dem Verſteigerungskatalog (Paris, Georges Petit) findet ſich eine gute Wiedergabe des Bildes in Kupferdruck auf einer Tafel bei Nr. 35. Das Bild iſt 65 cm hoch und 53 cm breit, Öl auf Leinwand. Die Bezeichnung ſteht rechts hinter der Tochter auf dem Kaminfrieſe unter dem Kannenbrette. L. D. Jongh 1657 (in Fakſimile im Verſteigerungskatalog).

Ein Trompeter, der aus dem Feldlager gekommen iſt, lieſt dem Vater und der hinter dieſem ſtehenden Tochter einen Brief vor; vermutlich eine Nachricht von dem im Felde ſtehenden oder gefallenen Sohne (als neueſte oder letzte Nachricht; der Katalog verzeichnet das Bild als la nouvelle dernière, d. h. die letzte Nachricht). Der Vater in dunkelbraunem Mantel ſitzt im Lehnſeſſel, unter dem linken Arm hat er die Mütze gepackt, in der Linken hält er eine Flaſche, in der Rechten die Tonpfeife; neben ihm ſteht auf dem Boden ein Pfeifengeſtell, darauf ein Kohlenpfännchen. Hinter dem Vater ſteht, ſich auf die Seſſellehne ſtützend, die Tochter; ſie trägt ein ziegelrotes Mieder, einen ſchwarzen Rock, weiße Schürze und holländiſche Haube, in der Hand hält ſie eine Binde. Der Trompeter trägt einen hellbraunen Lederkoller und grauen Hut, deſſen Rand mit einer ſchmalen bunten Schnur eingefaßt iſt; ſeine Trompete hängt an einem blau und weißen Bandelier. Links vom Trompeter ſitzt noch ein Zuhörer in olivengrünem Wams und ſchwarzer Mütze auf dem Kopfe. Im Hintergrunde ſieht man links einen alkovenartigen Raum mit Vorhängen. Links davon hängt am Pfoſten ein Korb mit Wäſche; rechts davon ein Kamin, an dem ein Kannenbrett angebracht iſt. Nach oben blickt man in den offenen Dachſtuhl; auf dem Dachbalken ſtehen allerlei Gerätſchaften (Krug, Korb, Faß, Tragbahre, Pferdegeſchirr, auch ein Hut iſt dabei), am Dachbalken hängen zwei Schinken.

Ludolf (Leuff) Lendertsz de Jongh, auch Lieve de Jongh genannt, war geboren zu Overſchie 1616 und ſtarb als Schulze zu Hillegersberg 1679, bekannt als ausgezeichneter Genremaler und geſuchter Porträtiſt. Näheres bei Wurzbach, Niederländiſches Künſtlerlexikon.

Ferner aus dem Kunſthandel (Jul. Böhler, München):

2) Salomon Koninck, Bruſtbild eines alten Mannes (Taf. VIII, 1). Öl auf Leinwand, H. 75 cm, Br. 62 cm, rentoiliert, ohne Bezeichnung. Ein alter Mann mit weißem Barte in ſtark gebückter Haltung hält in der rechten Hand eine Muſchel mit Farbe (engl. rot?), von der er eine Probe auf den Nagel ſeiner rechten Hand geſtrichen hat, mit der Linken deutet er auf dieſe Probe und ſchaut dabei den Betrachter mit leiſem Lächeln fragend an. Es dürfte unſere Darſtellung alſo das Bildnis irgend eines dem Künſtler befreundeten älteren Malers ſein. Er trägt ein dunkel oliven-grünes Malerbarett und einen ſchweren Mantel von gleicher Farbe. Der Hintergrund iſt dunkel ſchwarz-braun. Nach Angabe Böhlers ſoll das Bild aus dem Beſitze von Guſtav von Gerhard in Budapeſt ſtammen.

Salomon Koninck, Maler und Radierer, geboren zu Amſterdam 1609, begraben daſelbſt am 8. Auguſt 1656. „Sal. Koninck malte Porträts, Genrebilder, wie alte Philoſophen u. dgl. und hiſtoriſche Kompoſitionen, im köſtlichſten Gelbton und tiefſter Farbe. Seine Bilder wurden früher beinahe immer unter Rembrandts Namen verkauft.“ Näheres bei Wurzbach a. O.

3) Izaac Lüttichhuys, Bildnis einer vornehmen Dame (Taf. VIII, 2), Knieſtück. Öl auf Leinwand, H. 96 cm, Br. 78 cm, rentoiliert, bezeichnet links oben: J. Luttichhuys fec. 1657. Die Dame trägt ein Kleid aus ſchwerer weißer Seide, mit weiten Puffärmeln, über dem linken Arm liegt ein blauer ſeidener Shawl, den ſie mit der rechten Hand in graziöſer Bewegung leiſe anhebt. In der vorgeſtreckten Linken hält ſie eine aufgeblühte Zentifolie. Als Schmuck trägt ſie in den Haaren einen mit Perlen beſetzten Reif, ſchwere Ohrringe und Halsband, beide mit Brillanten beſetzt, am linken Arm ein Perlenarm-

band. Hintergrund dunkel grün-ſchwarz. Nach Angabe Böhlers ſoll das Bild in England erworben ſein und aus Privatbeſitz ſtammen.

Izaac Luttichhuys oder Lutkenhuys war geboren am 25. Februar 1616 zu Auſtin Friars in London und ſtarb in Amſterdam angeblich im Jahre 1673. Den erhaltenen Bildern nach zu ſchließen ſcheint er in erſter Linie Porträtmaler geweſen zu ſein. Izaac L. war ein Bruder des Stilleben- und angeblich auch Porträtmalers Simon L. (geb. 1610, geſt. um 1662). Näheres bei Wurzbach a. O.

Von Werken älterer Mainzer Maler wurden erworben: zwei Aquarelle von Gottlieb Welte. 1) Martyrium des heil. Timotheus. H. 28 cm, Br. 17,5 cm (Abb. 2); bezeichnet: Welte del: 1777. Vielleicht der erſte Entwurf für ein größeres Ölgemälde (Altarbild). Der Heilige wird von den Henkersknechten mit Keulen erſchlagen, aber die Keulen zerbrechen. 2) Anbetung der heiligen drei Könige. H. 29,5 cm, Br. 19 cm (Abb. 3); ohne Bezeichnung, aber zweifellos von demſelben Meiſter. Die Szene ſelbſt — auch die Farbengebung — ganz im Geſchmacke des Rokoko und inſofern auch ikonographiſch beachtenswert: Maria empfängt mit der Grazie der vornehmen Dame den Beſuch der hohen Herren. Beide Bilder wurden gleichzeitig erworben; näheres über ihre Herkunft war nicht zu ermitteln, angeblich ſollen ſie aus der Umgegend von Mainz und zwar aus demſelben Beſitze ſtammen.



Abb. 2. G. Welte, Martyrium des heil. Timotheus



Abb. 3. G. Welte, Anbetung der heiligen drei Könige

Ausführlichere Nachrichten über G. Welte finden ſich bei Nagler, Künſtlerlexikon [2] Bd. 24 S. 112, und beſonders bei Gwinner, Kunſt und Künſtler in Frankfurt a. M. S. 325 ff. und Zuſätze und Berichtigungen S. 94 ff. Er war der Sohn des Landſchaft- und Tiermalers Anton Welte und wurde in Mainz um 1745 geboren. Durch den älteren Schütz, mit deſſen Familie er ſehr befreundet war, veranlaßt, verlegte er frühzeitig ſeinen Wohnſitz nach Frankfurt. Später ging er nach Rußland. Hier bot ihm Potemkin eine Anſtellung an, die er jedoch, wahrſcheinlich um ſeine Unabhängigkeit zu bewahren, ablehnte. Er lebte ſeitdem in der Nähe von Reval, wo er um 1790 ſein Leben beſchloß. G. Welte hat in Öl, Aquarell und Sepia gemalt und auch vortrefflich radiert; in den letzten Jahren ſeines Lebens fand er den Unterhalt beinahe ausſchließlich in der praktiſchen Verwertung ſeines bedeutenden muſikaliſchen Talents. Eine ſeiner Radierungen (Nr. 42 bei Gwinner) trägt die Bezeichnung: G. Welte fec 1773 Mayence; damals wirkte er alſo in Mainz, wo er vielleicht auch noch 1781 tätig war (vgl. Fr. Schneider, Darſtellungen der Stadt Mainz, Ausſtellung 1879 S. 72 f. Nr. 510). Ein Verzeichnis der Radierungen unſeres Meiſters, ſo weit ſie ihm vorgelegen, gibt Gwinner a. O. Unſere Kupferſtichſammlung beſitzt von der Hand Weltes 17 Blätter, wovon 11 bei Gwinner verzeichnet ſind.

Juſtus Juncker, Selbſtbildnis (Taf. VIII, 3). Öl auf Leinwand, H. 46 cm, Br. 39,5 cm, bezeichnet: Juncker fec. (?) 1757. Die Bezeichnung ſteht auf dem Kaminſturze. Juncker (ohne Vornamen) iſt deutlich, fraglich iſt fecit, die Jahreszahl kann auch 1758 ſein. Der Dargeſtellte, in pelzbeſetztem grau-grünem Mantel mit ponceaurotem Kragen, ſitzt beim Abendbrot. Mit der Linken

hebt er den Deckel eines Steinkrugs, das weiße Tiſchtuch iſt loſe über den halben Tiſch gezogen. Die Tiſchdecke darunter iſt hellbraun mit zwei grünen Streifen. Auf dem Tiſche ſteht ein angeſchnittener (Limburger) Käſe, dabei ein Meſſer mit Horngriff, neben dem Käſeteller ein Stück Schwarzbrot und eine Butterdoſe mit blauem Muſter; ſeitlich vom Tiſchtuch liegt die Tonpfeife. Die Ausſtattung des Zimmers iſt ſehr einfach. Hinter dem Künſtler hängt an der Wand deſſen Hut. Rechts davon ein hoher Kamin. In der Rückwand befindet ſich ein dunkles Fenſter, das durch den Eckpfoſten eines Einbaues aus Holz (Alkoven für ein Bett) halb verdeckt wird. Das Bild wurde aus Privatbeſitʒ (Sierenz im Elſaß) erworben. Nach Angabe der Beſitʒerin wurde es vor ungefähr 20 Jahren (um 1893) auf einer Auktion in Baſel gekauft. In Baſel lebte ein Sohn Juſtus Junckers.

Von Juncker beſitʒt unſere Gemäldegalerie noch zwei Fruchtſtücke Nr. 355, bezeichnet: Juncker f. 1766 und Nr. 356, bezeichnet: Juncker f.

Wie mir Herr Dr. Ludwig Bamberger in Mainz freundlichſt mitteilte, gibt es von Juncker noch fünf weitere Selbſtbildniſſe. Das in der Galerie zu Caſſel (dort im Kataloge als „alter Mann am Schreibpult" bezeichnet) und das in der Galerie der fürſtlichen Amalien-Stiftung zu Deſſau befindliche ſtehen dem hieſigen zeitlich und in der Art der Auffaſſung am nächſten. Beide Bilder zeigen uns den damals in der Mitte der 50er Jahre ſtehenden Künſtler als frühgealterten Mann mit greiſenhaften Zügen.

Juſtus Juncker war 1703 (nach dem Frankfurter Sterberegiſter 1701) in Mainz geboren. Frühzeitig ſcheint er ſchon nach Frankfurt übergeſiedelt zu ſein, dort ſtarb er am 15. Juni 1767. Näheres bei Gwinner, Kunſt und Künſtler in Frankfurt a. M. S. 281 f. und Nachträge S. 120. Eine ausführliche Arbeit über J. C. Seekatʒ von L. Bamberger erſcheint demnächſt in den Heidelberger kunſtgeſchichtlichen Abhandlungen, herausgegeben von Neumann und Lohmeyer, Heidelberg bei Winter 1916. Darin findet auch Juncker ausführliche Behandlung. In dem genannten Werke werden auch aus unſerer Galerie die Gemälde von Seekatʒ Nr. 348 „Joſef und Potiphars Weib" und 350 c „Kundſchafter mit Trauben aus dem gelobten Lande" als Abb. 8 und 21 wiedergegeben und im Texte ausführlich beſprochen.

Von Werken neuzeitlicher Meiſter wurden angekauft (aus dem Kunſthandel) Ludwig Dill „Im Birkenhain" (Abb. 4). H. 64 cm, Br. 49 cm, in Waſſer-Tempera auf Pappe. Bezeichnet: Dachau 1912 – L. Dill. Das Motiv ſtammt aus dem Dachauer Moor zur Zeit der Herbſtüberſchwemmung (freundliche Mitteilung des Künſtlers). Das Bild wurde aus den Erträgniſſen der Schenkung der Firma Henkell & Cie. erworben. Von Ludwig Dill beſitʒt die Gemäldegalerie bereits: Marine, „Abend bei Venedig" (Verzeichnis 1911 Nr. 611).



Abb. 4. L. Dill, „Im Birkenhain"

Auf der Ausſtellung des Münchener Künſtlerbundes „Ring" wurde angekauft:

Paul Crodel, „Albulabach im Winter" (Taf. IX, 1). H. 80 cm, Br. 1,19 m, Öl auf Leinwand; bezeichnet: Paul Crodel. Über die Entſtehungsgeſchichte, das Motiv und die Technik des Bildes hatte der Künſtler, der augenblicklich als Oberleutnant und Kompanieführer eingerückt iſt, auf eine Anfrage die Freundlichkeit uns das Folgende mitzuteilen: *„Wenn ich mich recht erinnere, malte ich es im Jahre 1910 in Bergün am Eingang ins Ober-Engadin, wo ich ebenſo wie in Sils, Baſeglia, Zuoz ſeit Jahren Winterſtudien malte. Wie die Mehrzahl meiner neueren Arbeiten wurde auch dieſes Bild vor der Natur auf den Geſamteindruck hin fertig gemalt mit beſonderer Berückſichtigung des Lichteffektes und einer möglichſt naturwahren Tonerſcheinung. Im Atelier wurden ſpäterhin nur einige techniſche Verbeſſerungen vorgenommen und das Zeichneriſche da und dort noch, wo es nötig war, ein wenig präziſiert. — Das Bild iſt alſo ſo ziemlich à la prima gemalt und zwar auf ſtark einſaugendem Kreidegrund, was die Technik betrifft. — Ich möchte es der impreſſioniſtiſch naturaliſtiſchen Richtung einreihen."*

Herr Oberbürgermeiſter Dr. Göttelmann überwies der Galerie ein Aquatintablatt von

J. Fr. Tielker nach J. G. Schütʒ „Belagerung der Stadt Mainz in der Nacht vom 29ten zum 30ten Juny Anno 1793", für die Abteilung „Ältere Anſichten der Stadt Mainz". H. 52 cm, Br. 70 cm.

1914

Manfred Lindemann-Frommel, „Der Kreuzer Mainz“. H. 36 cm, Br. 56 cm. Gouche auf Pappe; bezeichnet: Lindemann-Frommel. Labee-Kiel 1911. Das Gemälde wurde nach dem Untergange des Kreuzers Mainz von Herrn Oberbürgermeister Dr. Göttelmann der Gemäldegalerie überwiesen.

Das Bild war ein Geschenk der Besatzung der Mainz an die Patenstadt. In dem Begleitschreiben vom 21. April 1911 teilt der Kommandant S. M. S. Mainz, Herr Fregattenkapitän von Egidy, dem Oberbürgermeister mit, daß es ein äußeres Zeichen des Dankes sein solle, „den der Kommandant, das Offizierkorps und die gesamte Besatzung S. M. S. Mainz ihrer Patenstadt für die zahlreichen Beweise des Interesses und der Fürsorge für das Schiff stets und gern zollen.“ Der Kommandant fährt dann fort: „Jedermann der Besatzung hat zur Beschaffung beigetragen. Das Bild stellt somit eine Gabe des gesamten Schiffes dar, als dessen Kommandant ich Sie bitte, Ihrer schönen Stadt mit dem Bild zugleich die Grüße des Patenschiffes zu übermitteln.“ Ein Gedenkwort über S. M. S. Mainz von Professor Dr. Binz erscheint im Mainzer Adreßbuch für 1916.

Über den dem Altertumsmuseum übergebenen Rettungsring vom Kreuzer Mainz siehe auch den Jahresbericht des Altertumsmuseums.

Aus Privatbesitz wurde für die Abteilung „Ältere Ansichten der Stadt Mainz“ angekauft:

Theodor Catoir, „Pulver-Explosion in Mainz am 18. November 1857, aufgenommen vom Schmittschen Hause“; farbige Lithographie. H. 27 cm, Br. 46 cm; bezeichnet: Nach der Natur gez. u. lith. v. Th. Catoir, gedr. bei D. Wasserburg.

B. Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen

1912

Aus Scheuchzer, Physica sacra, 49 Blätter verschiedener Stecher (J. A. Fridrich, P. G. Harder, G. D. Heumann, P. A. Kilian, J. A. Pfeffel, J. G. Pintz, Joh. Preißler, B. S. Sedletzky, Catharina Sperlingen, J. G. Thelot).

Professor G. C. Braun, Mainz und Töchter, eine Anzahl Handzeichnungen und Aquarelle. Die von den Töchtern herrührenden Stücke sind meist Blumenstücke in Aquarell. Von Professor Braun sind beachtenswert zwei Lithographien: die heil. Magdalena nach Correggio, bezeichnet: G. C. Braun, Dr. und Professor in Mainz 1832 delin., und der Kopf des Guy d'Arezzo nach Giorgione, bezeichnet: G. C. Braun del. 1830.

C. Zimmermann. Lithographie, H. 47 cm, Br. 36 cm; „Mater dolorosa nach dem Originalgemälde aus der Sammlung des Herrn Professor G. C. Braun“, bezeichnet: Tizian pinx — C. Zimmermann lith. — Steindruckerei Th. v. Zabern in Mainz 1832. Wohin das Originalgemälde gekommen ist, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Unsere Lithographie zeigt auffallende Übereinstimmung mit der Tizianischen Madonna der Sammlung Peez in Wien; vgl. Carl Peez, Tizians schmerzensreiche Madonnen. Wien 1910. S. 32 (von der Zimmermannschen Lithographie hatte C. v. Peez bei der Abfassung seiner Arbeit noch keine Kenntnis). Die Familie v. Peez hatte Beziehungen zum Mainzer kurfürstlichen Hofe.

Coqueret, P. Ch., Köpfe zweier Apostel aus Rafaels Transfiguration. H. 54,5 cm, Br. 65 cm. Farbstich.

Alix, P. M., Die Mutter des Besessenen aus Rafaels Transfiguration. Farbstich. H. 72 cm, Br. 49 cm; bezeichnet: Dessiné au Muséum de Paris, par Vanderwal — Gravè par P. M. Alix.

Franz Roth, Mainz. Acht Blatt Radierungen: Motive aus: 1) Schwäbisch-Hall am Kocher, bezeichnet: Franz Roth 08; 2) Rüsselsheim am Main. Inneres Festungstor, bezeichnet: Frz. Roth 1911; 3) „Burg im Schnee“, bezeichnet: Franz Roth 1910; 4) „Altes Nest“, bezeichnet: Frz. Roth 1908; Motive aus Mainz: 5) „Dezembernacht!“ Mainz am Rhein (Blick auf den Dom vom Stephansturm aus), bezeichnet: Franz Roth 1911; 6) Mainz vom rechten Rheinufer aus gesehen, bezeichnet: Franz Roth 1908; 7) Dom zu Mainz, Kreuzgang mit Hauptturm von Südost gesehen. Verlag von Franz Krost, Mainz, mit Schrift (aus den Drucken von 15—30), bezeichnet: Franz Roth 1907.

Albert Gianini, Mainz. „Die Würfelspieler“. Radierung, bezeichnet: A. G.

Aus dem Nachlasse des Mainzer Malers Ph. Janz (1813—1885) wurden 154 Blätter, Handzeichnungen, Ölstudien und Skizzen, angekauft.

Herr Landrichter Friedländer in Kottbus überwies der Sammlung 28 Blatt aus Wasserburgs historisch-archäologischen Denkwürdigkeiten von Mainz.

1913

Aus dem Karlsruher Künstlerbund wurden angekauft Originalradierungen und -Lithographien folgender fünf Meister:

Biringer, R., „Landschaft mit Weiden“, Radierung, 18/24 cm, und „Turm des Schlosses zu Höchst am Main“, Radierung, 18/24 cm.; beide mit Unterschrift: R. Biringer.

Leiber, Otto, „Mondschein“, Radierung, 14/22 cm; Unterschrift: Otto Leiber 1904.

Luntz, Ad., „Die Weiden“, Radierung, 13/13 cm, und „Die Brücke“ (Nachtstück), 20/12 cm; beide mit Unterschrift: Ad. Luntz.

Matthaei, Karl Otto, „Abendglühen“, farbige Lithographie, 30/40,8 cm; Unterschrift: Karl Otto Matthaei.

Volkmann, Hans von, „Dorfstraße in der Eifel“, farbige Lithographie, 50,5/40 cm; bezeichnet: H. R. v. Volkmann 1903 und Beischrift Hans v. Volkmann 1903; „Hessische Bauernhöfe“, Lithographie, bezeichnet: H. R. v. V. 1912; Unterschrift: Hans v. Volkmann, Druck. Nr. 7.

Ferner wurden angekauft folgende Radierungen und Lithographien von

Robert Scholtz, „Landsberg am Lech“, Radierung, 49,5/39,5 cm, Unterschrift: Robert F. K. Scholtz; „Dorfkirche mit Pfarrhof“, Radierung, 39,5/49 cm, Unterschrift: Robert F. K. Scholtz; „Russischer Jude“, Lithographie, 43,5/31 cm, bezeichnet: Robert F. K. Scholtz; „Carnavran Castle“, Lithographie, 38/51 cm, bezeichnet: Robert F. K. Scholtz; „Hütten im Schnee“, Lithographie, 26/28 cm, bezeichnet: Robert F. K. Scholtz.

Von älteren Meistern wurde gelegentlich erworben:

Raphael Sadler, „Büßende Magdalena“, Kupferstich, 20/28 cm (beschnitten), nach M. de Vos; bezeich-

net: M. DE VOS. INVENT. Raphael Sadler, fecit et excud. Antuerpiae 1583. Den Stich verzeichnet Nagler, Künſtlerlexikon [2] unter Nr. 102 und Wurzbach, Niederländiſches Künſtlerlexikon unter Nr. 94.

Von Paul Reiske aus Mainz wurden erworben: Vier Radierungen, Motive aus der Schloſſergaſſe zu Mainz aus den Jahren 1911—1913, teils vor, teils nach dem Abbruche (drei Blatt Originalſkizzen dazu, in Bleiſtift ausgeführt, überwies der Künſtler der Sammlung als Geſchenk). Ferner: „Der Alexanderturm in Mainz", Radierung, aufgenommen im Jahre 1913 nach der Abtragung der Feſtungswälle, 25,8/22 cm.

Von photomechaniſchen Wiedergaben von Werken neuzeitlicher Meiſter wurden erworben aus der Sammlung „Iſographien", Verfahren von W. van Meurs, Amſterdam, Ausgabe der Mij voor Goede en Goedek. Kunſtreproducties, Amſterdam, folgende Blätter:

Vinc. v. Gogh, „Schollenhütte", „Anſicht von Nuenen", „Gemüſegarten", „Die Laube", „La Crau".

Giov. Segantini, „Ave Maria".

P. E. Th. Rouſſeau, „Abendlandſchaft".

J. B. Corot, „Landſchaft".

Ferner: Handzeichnungen alter Meiſter der holländiſchen Schule, Serie I—VI zu 64 Blatt, 2. Auflage, Leipzig 1913.

Francisco Goya, Tauromachie (43 Heliogravüren), herausgegeben von H. Pallmann, München, Delphin-Verlag MDCCCCXI.

Guiffrey et Marcell, la peinture française, les primitifs. Serie I f.

Herr Wilhelm Harburger überwies aus dem Vermächtniſſe Ed. Harburgers als Geſchenk eine Handzeichnung von Ed. Harburger, „An der Mutterbruſt, Weihnachten 1882".

Frau F. Stein, geborene Noack, ſchenkte fünf kleine Blättchen Radierungen von J. Callot.

1914

Aus dem Antiquariate J. Bär, Frankfurt am Main, wurde angekauft:

Chapuy, Allemagne monumentale et pittoresque ou se sites et ses monumens dessinés par Chapuy, et lithographiés au deux crayons sous la direction par M. M. Bachelier, Bayot, Benoist, etc. etc. Paris o. J. 39 Tafeln, Groß-Folio in einem Bande. Es iſt dies das Werk, aus dem die bekannten vier Anſichten des Mainzer Domes (vom Liebfrauenplatʒ, vom Höfchen, Chorgeſtühl im Weſtchor und Blick in die Memorie) ſtammen. Die Domblätter müſſen zwiſchen den Jahren 1834—1842 bezeichnet ſein (ſ. Kautʒſch und Neeb, Kunſtdenkmäler der Stadt und des Kreiſes Mainz, Band II 1 S. 15).

Von Werken noch tätiger Mainzer Künſtler und Künſtlerinnen wurden von dieſen ſelbſt erworben:

Hugo Kunz, „Rheinſchiffe im Nebel", Radierung, 11/17 cm.

Frida Beſt, „Der Dom zu Mainz", Radierung, 16,5/29 cm.

Th. Probſt, „Der Kreuzgang in St. Stephan zu Mainz", Radierung, 14/22,5 cm.

El. Weihrich, „Die Karmeliterkirche", farbiger Holzſchnitt, 20,5/28 cm.

Jac. Weinheimer, „Herbſttag", Radierung, 35,5/48 cm (aus Drucken 1—6), „Mittagsſtille", Radierung, 18,5/25 cm.

Von bereits in früheren Jahren angeſchafften Tafelwerken gingen ein die Fortſetʒungen von

Fierenz-Gevaert, Peinture en Belgique, les Primitifs flamands, Band I, Brüſſel 1908 ff.

Meiſter der Graphik, herausgegeben von H. Voss (Band I ff., Leipzig o. J.).

Die graphiſchen Künſte, herausgegeben von der Geſellſchaft für vervielfältigende Künſte, Wien (Gründer-Ausgabe). Von dieſer Veröffentlichung wurden auch eine Anzahl älterer, bisher fehlender Jahrgänge angeſchafft, ſodaß das Werk, ſoweit es bis jetʒt erſchienen iſt, vollſtändig vorhanden iſt.

Handzeichnungen alter Meiſter im Städelſchen Kunſtinſtitut, Lfg. I ff. Frankfurt a. Main MDCCCCVIII.

C. Photographiſche und zeichneriſche Aufnahmen älterer Kunſtdenkmäler der Stadt Mainz

An dem Zuſammenkommen dieſer Sammlung, die Profeſſor L. Lindenſchmit angeregt hatte, wird ſeit etwa 15 Jahren gearbeitet. Sie umfaßt jetʒt 403 Tafeln mit rund 900 Einzelaufnahmen. Hierbei richtete ſich die Aufmerkſamkeit in erſter Linie auf ſolche Kunſtdenkmäler, die bisher überhaupt noch nicht aufgenommen waren oder auf ſolche, deren Beſtand oder Erhaltung durch irgendwelche Umſtände gefährdet erſchien. Der kunſtgeſchichtlichen Forſchung iſt auf dieſe Weiſe ein Material geboten, wie es andere Städte bisher wenigſtens in dieſem Umfange und in ſolcher Reichhaltigkeit nicht aufweiſen konnten. Der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Mainzer Kunſtdenkmäler hat dieſe Sammlung auch ſchon wertvolle Dienſte geleiſtet. Beſonders die zahlreichen Werke der Bildhauerkunſt an öffentlichen und privaten Bauten — von den Denkmälern in Kirchen wurde aus naheliegenden Gründen abgeſehen —, die vortrefflichen Arbeiten der Mainzer Stukkateure, beſonders derer des 18. Jahrhunderts, die bürgerlichen Wohnhäuſer — hier wieder beſonders die der Barockzeit —, Portale und Haustüren u. a. m. wurden bei dieſen Aufnahmen in weitem Umfange berückſichtigt. Auch an Aufnahmen maleriſcher Straßenbilder der Altſtadt fehlt es nicht, obſchon gerade bei dieſen durch die zeichneriſche Kunſt ſtimmungsvollere Wiedergaben zu erzielen ſind. Aus dieſem Grunde ſchenkt die Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen den auf dieſem Gebiete erſcheinenden künſtleriſchen Leiſtungen ihre beſondere Aufmerkſamkeit.

Ein nach Gruppen geordnetes Verzeichnis aller der hier in Betracht kommenden Aufnahmen ſoll einem der nächſten Jahresberichte beigegeben werden, da der für den diesjährigen Bericht zu Gebote ſtehende Raum hierfür nicht ausreicht, und die Sammlung in abſehbarer Zeit auch im weſentlichen abgeſchloſſen ſein wird.

Neeb.

IX.

Die in den Jahren 1914 und 1915 gefundenen römischen Inschriften und Bildwerke im Altertumsmuseum der Stadt Mainz[1)]

von K. Körber

1 Bruchſtück einer Kaiſerinſchrift, gefunden am 9. März 1914 beim Bau des Hauſes „Am Gautor" Nr. 15 im Schutt. Dorthin war es zweifellos geraten, als das Gautor vor mehreren Jahren abgeriſſen wurde. Wahrſcheinlich war das Stück in deſſen Nähe verbaut. — Sandſtein. H. 30 cm, Br. 30 cm, D. 14 cm. Da der Hauptteil der Inſchrift in ganz kleinen, nur 14 mm hohen Buchſtaben abgefaßt iſt und dieſe noch dazu mit Kalkſinter völlig zugedeckt waren, iſt es ein wirkliches Verdienſt des Herrn P. Keßler geweſen, ſie in ihrem ungereinigten Zuſtande zu erkennen. Unten ſcheint keine Zeile zu fehlen, und rechts iſt ein alter Bruch; aber oben und links iſt der Stein offenbar erſt neuerdings von den Maurern abgeſchlagen worden. Troß aller ſofort angeſtellten Nachforſchungen ſind aber keine weiteren Stücke zutage gekommen: ſie ſind jedenfalls ſogleich in die Grundmauern des werdenden Hauſes verbaut worden.



Zu Nr. 1 1 : 3

Das verhältnismäßig rieſengroße I der erſten Zeile (es iſt oben beſchädigt und doch noch ungefähr ſiebenmal ſo hoch als die anderen Buchſtaben) beweiſt, daß wir hier nur einen kleinen Teil einer ſehr großen Inſchrift vor uns haben, denn rechts und links hat in der ganzen Breite der zweiten Zeile kein anderer Buchſtabe mehr geſtanden. Mag man alſo dieſes I der erſten Zeile als Reſt eines Kaiſernamens oder anders auffaſſen, jedenfalls muß die Zeile um das Mehrfache länger geweſen ſein. Daher iſt eine vollſtändige Ergänzung der Inſchrift auf Grund des vorliegenden Bruchſtückes unmöglich. v. Domaszewski ſchreibt mir dazu: „An der Spiße wird zu ergänzen ſein: *Epistola imp(eratoris)*, ſo daß das I ein Reſt von IMP wäre. Ich denke dabei an Septimius Severus nach der Beſiegung des Albinus" (im Jahre 197); „er wäre dann ſelbſt in Mainz geweſen. — Z. 2 a. A. wird NAM wegen der Wortſtellung ein Subſtantiv ſein; da gibt es nur zwei: *annonam* oder *disciplinam;* aber von der *annona*, der Heeresverpflegung, iſt ſpäter kaum die Rede geweſen. *Disciplina castrorum* „Heereszucht", ſo Digeſta 49, 15, 19, 7, 2, 2. — Z. 3. Für IGNIS kommen nur drei Worte in Betracht: *ignis* „Feuer" oder *signis* oder *dignis*, denn *lignis* wäre gar nichts. Ich glaube, daß [*s*]*ignis* zu verſtehen iſt; dann hätten wir eine Beſtimmung über Lagerreligion, etwa: [*deos militares cum aquila et s*]*ignis tuendos et* [*colendos*]. Vielleicht könnte hier auf die Verehrung des Kaiſers im Lagerkult Beziehung genommen ſein und irgendwo *imagines domus divinae* geſtanden haben, vgl. Rel. d. Heeres S. 13 die Inſchrift CIL III 3526 *excubitorium ad tutelam signorum et imaginum sacrarum*. — Z. 4 a. E. ſtand vielleicht *in*g[*ressus*]. Der Kaiſer iſt alſo ſelbſt in Mainz geweſen und hat hier die Verordnung erlaſſen. — Z. 5 DIMI iſt natürlich *dimittere;* das Wort wird militäriſch nur gebraucht vom Entlaſſen der Veteranen oder der Zurückſendung der Truppen in ihre Standquartiere, [*in sua*]*s provincias;* nur das letztere gibt einen Sinn. — Z. 6 *legionum omnium* iſt dahin zu verſtehen, daß auch in den Lagern aller anderen Legionen nach der Rückkehr des Heeres in ihre Standquartiere dasſelbe Edikt verlautbart wurde. — Z. 7 a. E. LOCANI läßt keine andere Ergänzung als *locan*[*dis*] zu, d. i. Verpachtung von Gefällen oder Verdingung von Bauten. Vielleicht iſt das letztere vorzuziehen in dem Sinne, daß von dem Neubau der Lagertempel die Rede war. — Z. 9. Das *cohortium auxiliariar*[*um*] ſetzt ein vorhergehendes *alarum* voraus, ſodaß alſo dieſe Verordnungen auch für alle Lager der Auxilia gelten."

Darnach wäre etwa zu leſen:

1 [*Epistola*] *i*[*mp*(*eratoris*)
2 . . . . *discipli*]*nam castro*[*r*]*um* . . .
3 [*deos militares cum aquila et s*]*ignis tuendos et* [*colendos* . . .]
4 . . . . *proposui ipse ing*[*ressus* . . . .

[1)] Zugleich Ergänzung zum Jahresbericht des Altertumsmuſeums (ſ. oben S. 74 ff.).

5 . . *legiones in sua*]*s provincias dimi*[*si* . .]
6 . . . . *legionum o*[*m*]*nium*
7 [. . . *reg*]*redique in locan*[*dis* . . .
8 . . . *modum p*]*raescriptum a me* . . . . .
9 [. . . *alarum et cohor*]*tium auxiliariar*[*um* . . . .]
10 . . . *aque pert*[*in*]*e*[*rent* . . .]

„Brief des Kaiſers
die Heereszucht . . .
die Soldatengötter ſamt Adlern und Feldzeichen zu ſchützen und zu ehren . . .
ich habe bekannt machen laſſen, nachdem ich ſelbſt betreten habe . . .
5 die Legionen habe ich in ihre Provinzen entlaſſen . . . .
aller Legionen . . . .
und zurückzukehren bei Verdingung . . . .
von mir vorgeſchriebene Art . . . . .
der Alen und Kohorten der Hülfstruppen . . . .
10 und ſich beziehen ſollten . . . .“

Man erkennt aus den traurigen Reſten, wie wichtig die Inſchrift wäre, wenn wir ſie vollſtändig beſäßen. Denn daß hier der Erlaß eines Kaiſers vorliegt, geht aus den techniſchen Ausdrücken *proposui* „ich habe bekannt gemacht“ und *praescriptum a me* „von mir verordnet“ deutlich hervor. Schrift und Material weiſen auf die Zeit nach Commodus; unter Berückſichtigung aller Umſtände wird man alſo, wie auch v. Domaszewski tat, am eheſten an Septimius Severus zu denken haben, deſſen Zeit ſo viele Steine des Mainzer Prätoriums angehören; daß aber der unſrige aus dieſem ſtammt, beweiſt der Fundort. — Im Corpus ſind einzelne Buchſtaben wiedergegeben, die auf unſerer Abbildung fehlen. Letztere enthält die genauere Abſchrift.

Vgl. Körber, Röm.-germ. Korrbl. VII 1914 S. 69 f.; CIL XIII (Suppl.) 11831.

---

2 Zwei Bruchſtücke einer Weihetafel zu Ehren des Juppiter, der Juno und der regierenden Kaiſer. Gef. im März 1915 zu Weiſenau in den Kalkſteinbrüchen der Zementfabrik Mannheim-Heidelberg; durch Herrn Direktor Schindler in Weiſenau dem Mainzer Altertumsmuſeum am 23. April 1915 übergeben. – Erhalten ſind zwei Stücke, die etwa das rechte und linke Drittel der urſprünglichen Platte bilden. Kalkſtein. H. 28 cm, Br. 22 und 21 cm, D. 7,5 cm. — Die Inſchrift lautet:

Iov[*i O(ptimo)*] *M(aximo) et Iunoni* [*et Num*]*ini Augusto*[*rum*] *negotiantes* [*con*]*forani.*

„Juppiter, dem Beſten und Höchſten, und der Juno und der Gottheit der (beiden) Kaiſer die auf demſelben Markte Handeltreibenden.“

Unter den Augusti werden wohl, da das Wort noch ausgeſchrieben iſt, der Pluralis davon alſo offenbar noch etwas Neues war, die erſten Kaiſer gemeint ſein, die als Augusti zuſammen regierten, alſo Marcus Aurelius und Lucius Verus, 161—169 n. Chr. Das nächſte Paar wäre Septimius Severus und Caracalla (von 198 an), aber in ihre Zeit ſcheint auch die ſaubere Schrift weniger zu paſſen als in jene. Bemerkenswert iſt das letzte Wort: *conforani*, das man in den gewöhnlichen Wörterbüchern nicht finden wird. Selbſt in Thes. ling. lat. iſt es nicht unter beſonderem Stichwort angeführt; es heißt nur am Ende des Artikels *conforaneus*, (das aber auch nur aus Gloſſen belegt iſt), „Not. Tir. 56, 89 *conforanus*.“ Das Wort war alſo ſeither nur aus den Tironiſchen Noten bekannt. Das natürlich gleichbedeutende *conforaneus* erklären die Gloſſen mit *unius fori*, alſo „die auf demſelben Forum Beſchäftigten“, hier „Handeltreibenden“. Das ſetzt einen größeren Ort voraus und kann alſo wohl nicht für die Bewohner des römiſchen Weiſenau gelten, deren römiſcher Name übrigens vielleicht Aresaces hieß (vgl. die Weiſenauer Inſchr. Körber Nachtr. IV und die Kleinwinternheimer Brunnen-Inſchrift CIL XIII 7252. Daß ſie nicht *Maresaces* geheißen haben, wie Schumacher früher — Mainzer Ztſchr. III S. 38 — für wahrſcheinlich hielt, zeigt ein Blick auf den Stein und die ſehr genaue Abbildung bei Nr. 29 meines dritten Nachtrags zum Beckerſchen Inſchriften-Katalog; höchſtens ein L könnte dem A vorausgegangen ſein, aber auch das iſt nicht ſehr wahrſcheinlich). v. Domaszewski hält es für ſicher, daß der Stein aus dem römiſchen Mainz und zwar von dem Forum des *vicus novus* nach Weiſenau verſchleppt worden ſei. — Die Zeit ergibt ſich aus der Nennung der beiden Kaiſer, ſie liegt alſo wohl zwiſchen 161 und 169 n. Chr. — Buchſtaben-Verbindungen finden ſich in Z. 1 (und 2?) bei ET, Z. 2 zweimal bei NI, Z. 4 bei TI, NTE und AN. Das letzte I iſt etwas überhöht. An vielen Stellen ſind die vorgezeichneten Linien, zwiſchen denen die Buchſtaben ſtehen, ſichtbar.

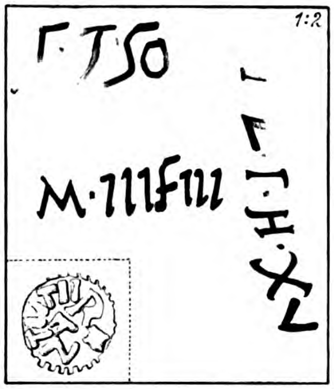


Zu Nr. 2 1:10

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. VIII 1915, S. 43.

---

3 Amphorenhals mit aufgemalter Inſchrift. Gefunden und dem Mainzer Altertumsmuſeum überwieſen wie Nr. 2. — Höhe 20 cm, Durchmeſſer des oberen Randes 18 cm. Das Stück gehörte zu einer der frühen Amphoren, wie ſie in der Mainzer Ztſchr. VIII/IX S. 27 unter Nr. 1 und 2 abgebildet ſind. — Die mit ſchwarzer Farbe aufgemalte Inſchrift iſt leider nur unvollſtändig und zum Teil ſchlecht erhalten, daher konnte auch O. Bohn, der mich, wie immer in dieſen Dingen, mit freundlichem Rat unterſtützte, nicht zu einem ſicheren Ergebnis kommen. Dies gilt namentlich für Z. 1, bei der es zweifelhaft iſt, ob ſie ausnahmsweiſe einen Namen enthielt oder ſich, wie es gewöhnlich iſt, auf den Inhalt bezog (der letzte Buchſtabe war wohl ſicher ein O, der drittletzte, wie ich glaube, ein S, nur iſt die Farbe am oberen Teil zu einer Art von T-Strich ausgelaufen). Die zweite Zeile enthält ſicher eine Maßangabe: *m(odios) III s(extarios) III* = 27,9 Liter. Da die eine der im vorigen Heft abgebildeten Amphoren 25 Liter faßte, ſo könnte das wohl ſtimmen. Ähnliche Inſchriften, aber geritzt und auf Bauch oder Henkel: CIL XIII p. III 1. 10003, 98. 104. 105 (in den beiden letzten iſt, wie ſonſt



Zu Nr. 3

häufig, *sextarius* ebenfalls durch ein durchſtrichenes S ausgedrückt); eine aufgemalte (wo, iſt nicht geſagt): 10004, 7. Für nachweisbar feſten Inhalt in ſolch hoher Amphore verweiſt Bohn auf CIL XV 4783 ff. — Die ſenkrechte, neben dem einen Henkel herunterlaufende Inſchrift enthielt die drei Anfangsbuchſtaben eines Namens und die Zahl XV. Ihre Bedeutung iſt unbekannt (ſ. Mainzer Ztſchr. a. a. O. S. 26). — Der mitabgebildete Rundſtempel befindet ſich ebenfalls auf dem Hals, aber auf der anderen Seite. Stempel auf dem Hals gehören der Frühzeit an (ſ. CIL XV 3375 ff.); Rundſtempel auf Amphoren ſcheinen bisher überhaupt noch nicht vorgekommen zu ſein. Der unſrige iſt nicht ſicher lesbar, vielleicht: *L(uci) Tuti Ir[e]n(aei)*, wobei das L in der Mitte ſteht (II = E wäre auf Amphoren unerhört).

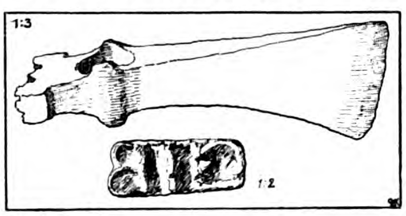
4 Architektur-Bruchſtücke. Gef. in Weiſenau wie Nr. 3; in das Muſeum gebracht am 23. April 1915. a) Zwei aneinander paſſende Stücke vom Unterteil einer Schuppenſäule aus Sandſtein. H. (zuſammen) 39 cm, D. 17 cm. Die Schuppen ſind abwärts gerichtet. b) vier kleinere Bruchſtücke von einer großen gerieften Säule aus Sandſtein. Das größte iſt 25 cm hoch und 33 cm breit. Der Durchmeſſer der Säule betrug 55—60 cm. c) Oben ausgetiefte runde Baſis auf viereckiger Baſis-Platte (27×28 cm), in den Ecken kauerten jetzt ſehr zerſtörte Löwen oder dergl.

5 Tiſchfuß und Reſte von zwei großen Tiſchplatten aus Sandſtein. Gef. am 31. Oktober 1915 in der Nähe des Weiden-Brünnchens zwiſchen Kaſtel und Koſtheim. Es iſt zweifelhaft ob der Tiſch noch (ſpät-)römiſch oder frühmittelalterlich iſt. Darüber werden vielleicht Ausgrabungen, die an der Fundſtelle geplant ſind, Auskunft geben; daher ſich wohl im nächſten Heft Gelegenheit bieten wird, darauf zurückzukommen.

Anhang

Nachträglich entdeckte Inſchrift nebſt zwei bereits bekannten, die ebenfalls, wie jene, aus den Brückenfunden des Jahres 1881 ſtammen[1])

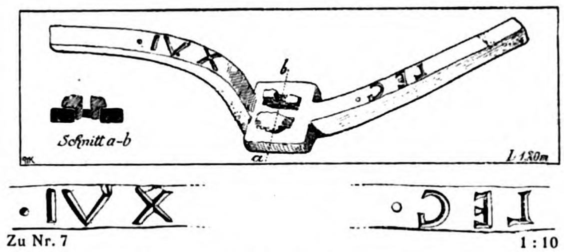
6 Beil einer Kohorte (?). Gef. im Jahre 1881, als die Pfeilerreſte der römiſchen Brücke aus dem Rheinbette beſeitigt wurden; die Inſchrift aber kam erſt jetzt bei Reinigung der Axt zum Vorſchein. L. 16 cm. Auf der einen Seite eine ſenkrecht ſtehende Schneide, auf der anderen ein rechteckiger Kopf mit zwei Buchſtaben und einer Senkrechten dazwiſchen in Spiegelſchrift. Die Leſung CIB ſcheint ſicher zu ſein. Das könnte wohl irgend ein Name C(aius) I .... B .... ſein, wahrſcheinlicher aber iſt es das Zeichen einer Kohorte. Eine ganz ähnliche Axt mit COH II CYR *coh(ors) II Cyr(enaica)* aus Heidelberg beſpricht Zangemeiſter in der Weſtd. Ztſchr. XI S. 303. Danach wäre auch auf unſerer Axt zu leſen *c(ohors) I B* ... Welche Kohorte gemeint iſt, läßt ſich freilich nicht mit voller Beſtimmtheit ſagen, vielleicht die *cohors I Biturigum*, die auf den Militär-Diplomen der Jahre 74, 90 (116?) und 134 als zur Beſatzung von Obergermanien gehörig erwähnt wird (auf demjenigen vom Jahre 74 als *cohors I Aquitanorum Biturigum* bezeichnet), und die noch im Jahre 186, alſo unter Commodus, in Obergermanien ſtand, wie ein Bronzetäfelchen aus Langenhain (CIL XIII 7436) beweiſt. Sie hat alſo jedenfalls im 1. und 2. Jahrhundert lange Zeit einen Beſtandteil des oberrheiniſchen Heeres gebildet. Wahrſcheinlich kürzere Zeit gehörte ihm an die *cohors I Belgica*, die nur auf einem jetzt verlorenen Grabſtein aus Mainz (CIL XIII 7038) genannt wird, deren Anweſenheit aber gerade deswegen wohl in die erſte Hälfte des 1. Jahrhunderts zu ſetzen iſt, wo die Lingoner ſchwerlich ſchon am Rhein ſtanden. Welcher von beiden Kohorten unſer Beil eignete, wird ſich wohl nicht entſcheiden laſſen. Dagegen wird man wohl die von Septimius Severus um 200 begründete und, wie es ſcheint, immer nach ihm benannte *cohors I Septimia Belgarum* (CIL XIII 6687; Haug und Sixt[2] Nr. 599 und 600) außer Betracht laſſen können. — Die Bituriger waren ein keltiſches Volk in Aquitanien; ihre Hauptſtadt war Avaricum, ſpäter Bituriges (ſ. Bourges) genannt. Auch die Belger waren Kelten und wohnten nordöſtlich von Seine und Marne bis an den Rhein. — Beile genau derſelben Art werden nach einer Mitteilung des Herrn Kommerzienrats Hommel auch heute noch gebraucht: die Schneide dient dazu, eine glatte Fläche herzuſtellen — etwa durch Beſeitigung der Rinde —, der Kopf aber, um das Holz durch Einſchlagen des Stempels zu zeichnen.



Zu Nr. 6

[1]) Der recht umfangreiche alte Beſtand an Brückenfunden, der hauptſächlich aus Werkzeugen und Waffen beſteht, wird eben im Altertumsmuſeum gereinigt und geſichtet. Soweit ſich bis jetzt ſchon überſehen läßt, gehören dieſe Funde ganz verſchiedenen Zeiten an; neben römiſchen und mittelalterlichen Stücken befinden ſich dabei auch ſolche aus neuerer Zeit. In einem der nächſten Hefte der Mainzer Zeitſchrift ſollen dieſe Brückenfunde ausführlich behandelt werden. Neeb.

7 Gegoſſenes Bleigerät mit Inſchrift. Gef. wie Nr. 6. Gewicht 72 Kilogramm. An eine viereckige vorſpringende Platte von 25:17:5 cm ſchließen ſich zwei Arme an von etwa 60 cm Länge, 6—7 cm Breite und 5—6 cm Dicke, ſodaß das Ganze etwa 1 m 20 cm lang iſt. Der eine der Seitenarme, der mit dem Zahlzeichen, iſt gewaltſam verbogen. Die Platte hat in der Mitte der Unterſeite eine 3 cm tiefe und 11 cm im Geviert meſſende Austiefung und iſt durch zwei rechteckige Löcher durchbrochen, in welchen noch oben abgeſchnittene Holzreſte ſtecken. Die ſeitlichen Arme tragen die Inſchrift: *leg(io) XVI*, und zwar in verkehrt ſtehenden Zeichen, wohl infolge davon, daß das Stück in einer Form mit richtig ſtehenden Buchſtaben gegoſſen iſt. Nach dem Vorgange von K. Ulrich nimmt man gewöhnlich an, daß es dazu gedient habe, eine Signal- oder Viſierſtange (zur Angabe der Waſſerhöhe u. a.) auf dem Flußboden zu verankern. In dieſem Fall wäre die Krümmung der ſeitlichen Arme unerklärlich. Schumacher ſpricht (Mainzer Ztſchr. I S. 24) von einem „Bleianker der leg. XVI", aber die ſtumpfen Enden laſſen die Verwendung als Anker gänzlich ausgeſchloſſen erſcheinen. Behn (A. u. h. V. V S. 420) vermutete darin den oberen Querbalken eines Ankers, der zur Verankerung einer Boje oder eines anderen Schiffahrtszeichens diente. Auch das ſcheint mir unwahrſcheinlich, da man doch wohl dieſen Querbalken mit dem Anker aus einem Stück Metall gemacht hätte und dann ſchwerlich aus Blei (einen Bleianker veröffentlichte freilich Merlin, Lingots et ancres trouvées en mer près de Mahdia, Tunisis in den Melanges Cagnat, 1912). Gut ſcheint mir dagegen die Erklärung zu ſein, die ich Herrn Schloßverwalter Kaiſer verdanke, daß das Gerät in den Bodenraum eines Schiffes eingebaut geweſen und hier zur Verankerung eines Maſtes oder dergl. gedient habe. Dann erklärt ſich ſehr gut die Biegung der Seitenarme, die ſich an die Bordwände anzuſchmiegen hatten. — Die ſechzehnte Legion ſtand in der früheſten Kaiſerzeit bis in die erſten Jahre des Claudius in Mainz. Daß ſie aber an der Erbauung der Rheinbrücke beteiligt geweſen ſei, kann man aus dem Funde nicht ſchließen, da der Gegenſtand nicht in einem Pfeiler ſteckte, wie Keller ſagt, ſondern in der Nähe ausgebaggert wurde (Ztſchr. d. Ver. zur Erf. d. rhein. Geſch. u. Altert. III S. 580 und 602).

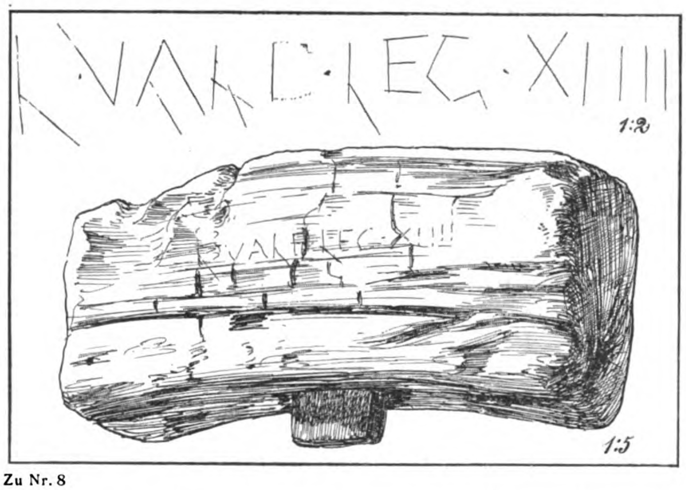


Zu Nr. 7 1:10

Vgl. Keller, Nachtr. I S. 26; Velke, Ztſchr. d. Ver. zur Erf. d. rhein. Geſch. u. Altert. III S. 591 u. Taf. XIV, 3. CIL XIII S. III 2, 10029, 309.

---

8 Holzſchlägel mit Inſchrift. Gef. wie Nr. 6, aber nicht bei der Brücke, ſondern inmitten des mittelſten Pfeilers (Nr. VII). Eichenholz; vierkantig und etwas geſchweift. H. 19 cm, L. 45 cm, Br. 18 cm. In dem Zapfenloch der unteren Fläche ſteckt noch ein Stück von dem Stiel. Auf der einen Seitenfläche iſt eine Inſchrift leiſe eingeritzt. Das Holz iſt jetzt etwas eingeſchrumpft, aber die Inſchrift darauf iſt doch noch lesbar; auch iſt gleich nach der Auffindung ein Gipsabguß angefertigt worden, der im Muſeum aufbewahrt wird. Man lieſt darauf: *L(ucius) Vale(rius) leg(ionis) XIIII.* „Lucius Valerius von der vierzehnten Legion." Da der Hammer nach dem vom Brückenwärter Burger ſehr genau geführten Tagebuch „zwiſchen den Schwellen und Zangen liegend im Innern des Pfeilers VII" gefunden wurde, ſo iſt er zweifellos beim Bau dieſes Pfeilers und alſo beim Bau der Brücke verloren worden und ein wichtiges Zeugnis für die Zeit derſelben. Leider läßt es dem Zweifel dennoch Raum; denn die vierzehnte Legion ſtand zweimal in Mainz, einmal in der Frühzeit der Römerherrſchaft am Rhein bis zum Jahre 43 und dann noch einmal von 70—90. Das erſtemal führte ſie nur den Beinamen *gemina*, das zweitemal daneben die in Britannien neu erworbenen *Martia victrix*, auf unſerem Holzſchlägel aber weder den einen noch die anderen. Welcher der beiden Zeiten gehört er alſo an? Ich glaube eher der erſten; denn L. Valerius hatte offenbar noch keinen Beinamen, was bei einem Legionsſoldaten nach 43 nicht mehr vorkommt, auch die Abkürzung auf einen Vokal ſpricht für die Frühzeit. Daß damals die Legion ohne jeden Beinamen bleibt, kommt



Zu Nr. 8

ſelbſt auf Grabſteinen vor, z. B. Körber, Nachtr. III Nr. 48 = CIL XIII 6885. Daher muß ich mich denjenigen Gelehrten anſchließen, die ſchon zu Auguſtus' Zeit eine feſte Brücke bei Mainz annehmen (Jul. Grimm, Die römiſche Rheinbrücke bei Mainz 1884; v. Poellnitz, B. J. LXXIV S. 206; v. Domaszewski, CIL XIII S. 302). Die beiden anderen von v. Domaszewski dafür herange-

zogenen Funde kommen allerdings nicht in Betracht; denn von dem ſonderbaren Bleigerät mit der Inſchrift *leg. XVI* ſagt Keller zwar, daß es in einem Pfeiler geſteckt habe, aber das iſt nachweisbar unrichtig (ſ. zu Nr. 7). Der Ziegel mit dem Stempel *leg. XIIII gem.* aber iſt auch nach Kellers ausdrücklicher Angabe (B. J. LXXII S. 138) „bei Hebearbeiten an den Pfeilern“ gefunden worden, und das ſtimmt damit überein, daß er bei Heims auf Burgers Tagebuch beruhender Aufzählung der ſicher innerhalb der Pfeiler gemachten Funde (Ztſchr. d. Ver. zur Erf. d. rhein. Geſch. u. Altert. III S. 580) nicht genannt iſt. Heims Überſchrift lautet allerdings „Gefundene Werkzeuge“, da er aber auch ein Kettenſtück und ſogar Bronzemünzen dabei anführt, ſo nimmt er das Wort „Werkzeuge“ offenbar in ſo weitem Sinn, daß er wohl auch Ziegelſtempel darunter verſtanden haben würde. Doch wie dem auch ſein mag, ſicher ſteht, daß die vierzehnte Legion vor dem Jahre 43 und, da ſie auch in Britannien keine geſtempelten Ziegel zurückließ, ſogar vor 70 keine Ziegel mit ihrem Stempel verſehen hat, ſodaß das Fehlen der Beinamen *M(artia) V(ictrix)* kein Beweis dafür iſt, daß der Ziegel vor 43 gebrannt iſt (Wolff, Nieder Ziegeleien S. 267 und 339). Überhaupt ſtammen die älteſten geſtempelten Truppenziegel am Rhein — ſie ſind, ſoviel man bis jetzt weiß, in Rheinzabern gebrannt — erſt aus der Zeit des Claudius, etwa vom Jahre 47 an (Ritterling, Röm.-germ. Korrbl. IV S. 39). Für die Frühzeitigkeit der Brücke läßt ſich alſo kein anderer Fund anführen als unſer Holzſchlägel; denn die in den Pfeilern gefundenen Münzen des Auguſtus und des Tiberius beweiſen nichts, da ſie ſich lange im Gebrauch gehalten haben können. Aber andere Gründe kommen hinzu, auf die v. Domaszewski im Corpus bereits kurz hingewieſen hat. Für ihre Feldzüge nach dem rechtsrheiniſchen Germanien hatten die Römer in der Zeit des Auguſtus und des Tiberius zwei Stütz- und Ausgangspunkte: am Niederrhein Vetera (in der Nähe von Xanten) und für Obergermanien Mainz; von dort zogen ſie hauptſächlich die Lippe hinauf, von hier durch das Maintal nach der Wetterau und weiter. Wie ſehr man dabei auf die Sicherung des Rückzugs bedacht war, ergibt ſich aus der Bemerkung des Tacitus (Ann. I 56), daß Germanicus bei ſeinem Vormarſch gegen die Chatten den L. Apronius zum Bau von Straßen und Brücken zurückgelaſſen habe, weil er für die Zeit des Rückzugs ein Wachſen der Flüſſe fürchtete. Da erſcheint es doch als ſelbſtverſtändlich, daß man auch den Übergang über den Rhein durch eine Brücke ſicherte, und zwar durch eine ſtehende Brücke, die allein einen ſicheren Rückzug gewährleiſtete. Daß eine ſolche ſchon im Jahre 15 bei Vetera vorhanden war, erfahren wir aus Tacitus Ann. I 69 ausdrücklich, und für Mainz lagen die Verhältniſſe doch genau ebenſo wie für Vetera. Daß die Brücke ſpäter öfter wiederhergeſtellt werden mußte, iſt begreiflich: man wird eben bei der erſten Anlage nicht mit dem gewaltigen Druck gerechnet haben, den ein ſchwerer Eisgang auf die Brücke ausüben mußte, da man dafür ja wohl keinerlei Erfahrung beſaß. Bei ſolchen Ausbeſſerungen kamen dann die in den Pfeilern gefundenen Münzen von Hadrian und ſpäteren Kaiſern ſowie Werkzeuge und Steine mit Inſchriften aus der Zeit der Flavier und des Caracalla hinein. Daß Caligula im Jahre 39 bei ſeiner Rückkehr aus dem Chattenland bei Mainz eine Schiffbrücke und keine Pfeilerbrücke vorfand, ergibt ſich aus dem von Sueton (Calig. 51) gebrauchten Ausdruck *reversus ad pontes* keineswegs mit Sicherheit. Im Zuſammenhalt mit den allgemeinen geſchichtlichen Tatſachen ſcheint mir alſo der Fund des Holzſchlägels inmitten eines Pfeilers den Beweis zu liefern, daß die Brücke aus der Zeit des Auguſtus ſtammt. Dagegen ſpricht jedenfalls nichts.

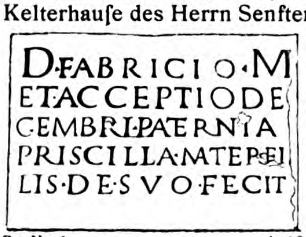
Vgl. Keller, Nachtr. I S. 26; Velke, Ztſchr. z. Erf. d. rh. Geſch. u. Altert. III S. 591 ff.; CIL XIII S. III 2, 10033, 1.

X.

Drei römische Inschriftsteine in Bodenheim und Nierstein[1]

von K. Körber

1 Grabſchrift der Brüder Fabricius und Acceptius December. Gef. im Jahre 1867 zuſammen mit Urnen und Gläſern in Bodenheim neben dem Kelterhauſe des Herrn Senfter (an der Landſtraße nach Dexheim), wo er jetzt links oberhalb des Tores eingemauert iſt. Sandſtein. H. 29 cm, Br. 42 cm. Die ohne jede Umrahmung gelaſſene Platte ſcheint dazu beſtimmt geweſen zu ſein, in eine Wand eingelaſſen zu werden.



Zu Nr. 1 1 : 10

Die Inſchrift lautet:

D(is) M(anibus) · Fabricio et Acceptio Decembri Paternia Priscilla mater filis de suo fecit.

„Den Manen · Ihren Söhnen Fabricius und Acceptius December hat ihre Mutter Paternia Priscilla (dieſe Inſchrift) aus ihrem Vermögen machen laſſen.“

Bemerkenswert iſt die Inſchrift deswegen, weil die Namen der Brüder gar nichts miteinander gemein haben und der römiſche Geſchlechtsname des erſten als Einzelname eines Nichtrömers verwendet iſt. Letzteres kommt am Rheine allerdings öfter vor, und Zangemeiſter verweiſt (Weſtd. Korrbl. IX S. 253) auf eine Inſchrift von Stettfeld (Baumann, Röm. Denkſteine uſw. in Mannheim Nr. 22), wo unter fünf Perſonen drei die Namen Cocceius, Cassius und Ursinia führen. Ähnliches iſt auch auf Mainzer Steinen zu finden. — Die Formel *Dis Manibus*, die Verwendung des Sandſteines und beſonders die auffallende Namengebung läßt eine frühe Entſtehung der Inſchrift ausgeſchloſſen erſcheinen; ſie wird etwa in die erſte Hälfte des 3. Jahrhunderts zu ſetzen ſein. — Z. 3 ſind T und E, Z. 4 M und A miteinander verbunden.

Vgl. Keller, Weſtd. Korrbl. VII S. 97; CIL XIII 6280.

[1]) Die Abklatſche, die den Abbildungen zugrunde liegen, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Otto Schmitt.



Zu Nr. 2 1 : 10

2 Grabſtein des M. Novellius Romanus. Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach (nach Lehne), jetzt in Bodenheim, neben dem Hoftor der J. A. Krafftſchen Beſitzung eingemauert. — Kalkſtein. H. 87 cm, Br. 72 cm, wovon die 5 cm der Umrahmung rechts jetzt in der Mauer ſtecken. — Im Giebel-Dreieck in der Mitte ein Stirnziegel mit drei ſchneckenartigen Windungen auf jeder Seite, rechts und links je eine Roſe, von der eine Palmette ſich in die Ecken erſtreckt; in den rechtwinkligen Seitendreiecken ebenfalls Stirnziegel mit je drei Windungen, Roſe und Palmette. Der Stein iſt alſo ganz ungewöhnlich reich ausgeſchmückt. Die Inſchrift lautet:

M(arcus) Novellius M(arci) f(ilius) Ouf(entina tribu) Rom(anus) Mediolani(o) mil(es) leg(ionis) XXII Pr(imigeniae) an(norum) XXXIII sti(pendiorum) XIII h(ic) s(itus) (est) ex t(estamento) t(estamento) f(ieri) i(ussit) h(eres) f(aciendum) cu(ravit).

„Marcus Novellius Romanus, des Marcus Sohn, von der Oufentiniſchen Tribus, gebürtig aus Mediolanium (j. Mailand), Soldat der zweiundzwanzigſten, Primigenia genannten Legion, der 33 Jahre alt wurde und davon 13 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Im Teſtament ordnete er an, daß (ihm das Denkmal) errichtet würde, ſein Erbe ſorgte dafür.“

Z 2. Die hier Oufentina genannte Tribus heißt ſonſt auch Ofentina oder Offentina. — ROM ſoll nach Zangemeiſter (im Corpus) für DOM verſchrieben ſein. Das ſtünde dann für *domo,* welches häufig zur Heimatsangabe des Legionärs hinzutritt. Eine ſolche Verſchreibung iſt in dieſer ſonſt recht ſorgfältig eingehauenen Inſchrift doch recht auffallend. Wichtiger iſt aber, daß Novellius dann keinen Beinamen hätte, was nach dem Jahre 43, wo die *leg. XXII Primig.* nach gewöhnlicher Annahme das Mainzer Lager bezog, bei einem Legionsſoldaten unerhört wäre. Freilich glaubt Ritterling (Röm.-germ. Korrbl. VI S. 4) mit Berufung auf CIL XIII 6975 annehmen zu ſollen, daß unſere Legion ſchon im Jahre 42 in Mainz gelagert habe. Aber auch dann bleibt das Bedenken, daß in der frühſtens (nach Ritterling) im Jahre 39, alſo drei Jahre vorher errichteten Legion ein Mann von dreizehn Dienſtjahren gedient hätte. Man müßte alſo außerdem noch annehmen, daß gerade er zu dem Stamm altgedienter Soldaten gehörte, den man ja wohl bei der Errichtung einer neuen Legion als vorhanden annehmen muß. Dieſe Schwierigkeiten veranlaßten wohl Mommſen (im Corpus) ſich für die Annahme der früheren Herausgeber auszuſprechen, daß ROM für *Romanus* ſtehe, wenn auch die Abkürzung eines Beinamens auf einem Soldaten-Grabſtein des 1. Jahrhunderts ſehr ſelten vorkommt. Die Gewohnheit, das Eigenſchaftswort *romanus* abzukürzen, die jedem römiſchen Steinmetzen geläufig war, mag dazu beigetragen haben, hier von der Regel abzuweichen. — Z. 3. *Mediolani* ſteht für den Ablativ *Mediolanio,* da die Heimat eines Legionärs regelmäßig durch den Stadtnamen im Ablativ ausgedrückt wird. *Mediolanium* iſt eine ſehr häufige Nebenform von *Mediolanum.* — Z. 6 und 7 iſt Häufung der Formeln *ex testamento* und *testamento fieri iussit* ſowie am Ende die Abkürzung CV für curavit ſtatt des bloßen C bemerkenswert. — Da die Legion auf unſerem Steine noch nicht die ſpäter erworbenen Beinamen *pia fidelis* führt, ſo ſtammt er aus der Zeit ihres erſten Aufenthaltes in Mainz, aus den Jahren 42 oder 43 — 69 vor Chr. Im Jahre 90 kam ſie dann nach dem alten Standort zurück und blieb hier faſt bis zum Ende der Römerherrſchaft.

Vgl. Lehne, II S. 217 und Taf. X Nr. 44; CIL XIII 6967.

---

3 Altar des Apollo und der Sirona. Gef. am 29. April 1803, als M. van der Velden die Sironaquelle aufräumen und neu faſſen ließ, um die Schwefelquelle von den dabei befindlichen ſüßen Quellen zu ſondern (nach einem auf der Stadtbibliothek aufbewahrten Berichte Fr. Brauns an den franzöſiſchen Präfekten des Departements Donnersberg). Dabei kamen — leider nicht näher beſchriebene — Figürchen aus gebranntem Ton und 14 römiſche Kupfermünzen von Domitian bis Poſtumus



Zu Nr. 3 1 : 10

(vom Jahre 86—267) zutage. Der Altar ſteht heute noch an der urſprünglichen Stelle in dem unterirdiſchen ſehr intereſſanten Brunnenhaus auf dem Gebiete des Herrn Fabrikbeſitzers A. Sander II. in Nierſtein.[1]) — Sandſtein. H. 108 cm, Br. 50 cm. — Der allerdings ziemlich ſtark beſchädigte Oberteil des Altars iſt eigenartig verziert: in die Wulſte rechts und links iſt eine vierteilige Roſette eingebettet, das Mittelſtück zeigt einen auf der Ecke ſtehenden Winkel. Oben ein Opferteller. Die Inſchrift lautet:

Deo Apollin(i) et Sironae Iulia Frontina v(otum) s(olvit) l(ibens) l(aeta) [*m(erito)*].

„Dem Gotte Apollo und der Sirona hat Julia Frontina gern, freudig und nach Gebühr ihr Gelübde erfüllt."

[1]) Die ziemlich ausgedehnte, mit einem Gewölbe überdeckte Anlage ſcheint nach Lehnes und des Namenloſen Angaben, der hinter ihm in der unten genannten Schrift das Wort ergreift, neueren Urſprungs zu ſein.

Apollo iſt hier als Heilgott verehrt, wahrſcheinlich iſt der keltiſche Apollo Grannus gemeint, dem auch ſonſt (ſ. Hettner, Steindenkmäler Nr. 48) Sirona beigeſellt iſt. Auch dieſe iſt eine keltiſche Gottheit; der erſte Laut ihres Namens war kein eigentliches S, ſondern entſprach dem griechiſchen ϑ oder dem engliſchen th; die Göttin wird daher von den Römern, in deren Sprache dieſer Laut nicht vorkommt, bald *Sirona* bald *Dirona* — meiſt mit durchſtrichenem D — geſchrieben. Sie wurde namentlich im keltiſchen Gallien und am Oberrhein verehrt und zwar, wie es ſcheint, als Göttin der Fruchtbarkeit und im beſonderen der Geſundheit, weshalb man ihre Altäre namentlich an Heilquellen findet, wie es die Nierſteiner „Sironaquelle" iſt.

Vgl. Lehne in dem Sammelwerk: Das Sironabad in Nierſtein, Mainz S. 7 ff. = Werke III S. 59 ff.; CIL XIII 6272.

XI.

Einige römische Grabdenkmäler, die aus Mainz stammen oder im Altertumsmuseum daselbst aufbewahrt werden[1]) von K. Körber

I. Die höheren Offiziere

1 Grabſtein des Cn. Petronius Asellio (Abb. 1). Gef. im September 1874 bei Erdarbeiten in dem Garten des Hauſes Emmerich-Joſef-Straße Nr. 9 (an der Einmündung der Walpodenſtraße). Das Denkmal ſtand noch an der urſprünglichen Stelle mit dem Rücken nach der Emmerich-Joſef-Straße zu, mittels eines Bleipflockes befeſtigt auf einem Sockel von 39 cm H., 105 cm Br. und 64 cm D. — Kalkſtein. H. 196 cm, Br. 100 cm, D. 20 cm. — Der architektoniſche Aufbau unſeres Denkmals erinnert noch ſehr an die urſprüngliche Bedeutung dieſer Grabſteine, die ja ein Erſatz ſein ſollen für einen dem heroiſierten Toten (ſ. Bemerkung zum Denkmal des Silius unter III) geweihten Tempel, zwiſchen deſſen vorderem Pfeilerpaar man entweder das Bild des Verſtorbenen oder — wie hier — die Gedenktafel im Innern aufgeſtellt ſieht. So verſtehen wir die beiden ſeitlichen Pfeiler mit ihren Baſen und Kapitälen, auf denen der hier zum bloßen Geſims gewordene Balken (Architrav) ruht, der die Grundlage des giebelförmigen Daches bildet. Dieſes pflegt am wirklichen Tempel auf dem Firſt und an den Ecken mit Stirnziegeln (Akroterien) verziert zu ſein, die urſprünglich die unſchönen Balkenenden dem Auge entziehen ſollten, aber ſchon ſeit langer Zeit, wie ſo manches andere, was einſtmals konſtruktive Bedeutung hatte, zum bloßen Schmuck geworden waren. Hier iſt in derſelben Richtung der Abwendung von urſprünglicher Zweckbeſtimmung noch ein weiterer Schritt geſchehen, indem daraus ein eigenartiges Zierband geworden iſt, von dem nachher noch die Rede ſein wird. In der Mitte iſt noch der Anſatz zu einem höheren Stirnziegel erhalten; doch hat der Stein, wie es ſcheint, oben wagrecht abgeſchloſſen. Inmitten des von einem breiten Leiſtenrand umgebenen Giebeldreiecks iſt ein Rundſchild angebracht, hinter dem ſich zwei Speere kreuzen; aus den Seiten wachſen zur Raumfüllung zwei den ſchneckenförmig gebildeten Stirnziegeln gleiche Verzierungen heraus. Die auf dem Sockel ſtehenden Pfeiler ſind mit im unteren Drittel gefüllten Riefen verſehen, wie es der Bauweiſe in helleniſtiſcher Zeit (z. B. Priene S. 198, Magnesia a. M. S. 135) entſpricht, wo die Kannelierung nicht über das zweite Drittel herabreicht, während der untere Teil glatt bleibt (Altmann, Römiſche Grabaltäre der Kaiſerzeit, S. 136). Sie tragen Blätterkapitäle, zwiſchen denen ſich über der Inſchrift ein mit drei Blumengewinden geſchmückter Fries erſtreckt. Darunter die leiſtenumgebene als *tabula ansata* geſtaltete Inſchrifttafel, die, von drei Säulchen getragen, gewiſſermaßen in die zum Leſen bequeme Höhe gehoben zu ſein ſcheint. Die Inſchrift lautet:

Cn(aeus) Petronius Cn(aei) f(ilius) Pom(ptina tribu) Asellio, trib(unus) militum, praef(ectus) equit(um) praef(ectus) fabrum Ti(berii) Caesaris.

„Gnaeus Petronius Asellio, des Gnaeus Sohn, von der Pomptiniſchen Tribus, Kriegstribun, Reiteroberſt, Praefectus fabrum des Tiberius Caesar."

Der Verſtorbene iſt der einzige höhere Offizier, von dem das Mainzer Muſeum einen Grabſtein enthält; doch iſt er nicht etwa „General" geweſen, wie bei Erklärung des Denkmals gelegentlich geſagt wird, und er hatte auch die drei Ämter, die ihm auf dem Stein zugeſchrieben werden, nicht gleichzeitig inne, ſondern nacheinander, wie die Römer ja mit Vorliebe auf Grabſteinen die ganze Folge der von dem Verſtorbenen verſehenen Ämter (den *cursus honorum*) und nicht bloß das letzte anzugeben pflegten. Die beiden zuerſt genannten ſind diejenigen, die ein Offizier von Ritterrang nacheinander zu bekleiden pflegte; ſie bilden mit der ſeit Claudius noch vorausgehenden *praefectura cohortis* die drei in den Inſchriften oft vorkommenden *militiae equestres* (ſ. v. Domaszewski, Rangordnung S. 127). Unſer Petro-

[1]) Behandelt werden zunächſt: 1) die beiden Grabſteine höherer Offiziere, 2) von Legionären diejenigen, auf denen die Verſtorbenen abgebildet ſind, 3) alle Denkmäler von Soldaten der römiſchen Bundesgenoſſen, 4) vielleicht einige andere beſonders merkwürdige.

nius gehörte alſo dem Ritterſtande an und hätte daher nie die Rangſtufen erreichen können, die derjenigen unſeres Generals entſprechen, denn die waren alle dem Senatorenſtande vorbehalten. — Die *tribuni militum* ſind Oberoffiziere; es gab ihrer in jeder Legion ſechs, von welchen allemal zwei eine gewiſſe Zeit hindurch den Befehl führten. Seit Caesar ſind ſie freilich dem ſenatoriſchen *legatus legionis* unterſtellt. Ihr Gehalt beträgt jährlich 12,500 Denare (= 10,876 Mark) (v. Domaszewski, Rangordnung S. 139). Der *praefectus equitum* iſt der Befehlshaber einer *ala* der Bundesgenoſſen, alſo eines Reiterregimentes mit einem Gehalt von 15,000 Denaren (= 13,051 Mark), wobei man noch bedenken muß, daß der Kaufwert des Geldes im Altertum viel höher war als jetzt, in Ciceros Zeit z. B. etwa dreimal ſo hoch (Schulz, Sokrates II S. 75 ff.). Mit dieſem Poſten pflegt die Laufbahn eines Offiziers von nichtſenatoriſchem Rang zu enden. Unſer Petronius Aſellio aber wurde nachher noch *praefectus fabrum*, was verhältnismäßig ſelten iſt, wie ſchon die geringe Bedeutung dieſer Stellung mit ſich bringt. Die *fabri* ſind Handwerker — Schmiede, Zimmerleute uſw. —, die nach der Servianiſchen Ordnung keine Waffen haben, alſo auch nicht in der Legion dienen. Später, mindeſtens ſeit Caesar, iſt letzteres zwar der Fall, doch iſt es zweifelhaft, ob ſie beſondere Abteilungen gebildet haben; jedenfalls war der *praefectus fabrum* zu dieſer Zeit nicht mehr ihr Vorgeſetzter, er hat überhaupt nichts mehr mit ihnen zu tun und war gewiß nicht „Ingenieur-Oberſt". Über ſeine Befugniſſe wiſſen wir ja freilich nicht eben viel. Er ſcheint unmittelbar unter dem Oberbefehlshaber geſtanden zu haben bezw. ihm beigegeben geweſen zu ſein, und dieſer wird daher häufig, in alter Zeit immer, hinter ſeinem Titel genannt (Beiſpiele bei Kornemann, Pauly-Wiſſowa unter *fabri*). Darum iſt auch in unſerer Inſchrift unter *Ti. Caesar* der Feldherr des Auguſtus zu verſtehen, nicht der Kaiſer, denn als ſolcher hat Tiberius ja in Germanien keine Kriege mehr ſelbſt geführt und er wäre auch wohl auf dem Grabſtein eines hohen Offiziers mit ſeinem richtigen Titel Ti. Caesar *Auguſtus* genannt worden. Der *praefectus fabrum* nahm offenbar einen Vertrauensp0ſten bei ſeinem Vorgeſetzten ein, und ſeine Verwendung war dem entſprechend ſehr mannigfach, namentlich hatte er auch mit der Verwaltung der Beute zu tun, was manchen, wie z. B. zu Caesars Zeit den Mamurra, zum ſchwer reichen Mann machte. Zu den eigentlich militäriſchen Ämtern gehörte ſeit der Auguſteiſchen Neuordnung das Amt nicht mehr; für vornehme junge Leute aus den Ritterfamilien der Munizipal-Ariſtokratie war es eine Art Vorbereitung für die militäriſche Laufbahn und wird darum in der Regel vor Übernahme der ritterlichen Offizierſtellung bekleidet (vgl. Nr. 2). Daß Petronius Aſellio dies am Ende derſelben tat, hängt wohl zuſammen mit der Frühzeitigkeit der Inſchrift. Daß der Stein aus Auguſteiſcher Zeit ſtammt, ergibt ſich ſchon daraus, daß, wie wir geſehen, der darauf genannte Tiberius noch nicht Kaiſer war, als Aſellio ſtarb; denn dieſer wird doch wohl als *praefectus fabrum* in Mainz geſtorben ſein; dann war auch Tiberius zurzeit ſeines Todes in Mainz, da der Adjutant natürlich denſelben Standort wie der Oberbefehlshaber hatte; als Kaiſer iſt aber Tiberius nicht wieder an den Rhein gekommen, wo er zuletzt in den Jahren 9—11 Krieg geführt hat. Das Denkmal wird alſo eines der älteſten ſein, die in Obergermanien zutage kamen. Dafür ſpricht auch die vornehme, ſchlichte Kürze der Inſchrift, in der weder die Heimat noch derjenige genannt iſt, der den Stein geſetzt hat, und in der auch die ſonſt ſo gewöhnliche Formel *hic situs est* fehlt. Dafür ſprechen aber auch äußere Kennzeichen: Zunächſt der tempelartige Aufbau, der noch deutlich an den urſprünglichen Sinn dieſer Denkmäler erinnert, ferner das zwiſchen den ſchneckenförmigen Dachziegeln ausgeſpannte, aus Doppelvoluten mit dazwiſchen ſtehenden pfeilförmigen Blättern an langen Stielen gebildete Zierband über dem eigentlichen Giebel, das, wie es ſcheint, nur an den älteſten Grabſteinen vorkommt (ſ. Die Denkmäler des Rufus und des Cn. Muſius ſowie Mainzer Ztſchr. VI 1911 S. 121; vgl. auch ebenda S. 132 Nr. 33 c). Die verhältnismäßig gute Arbeit und der vornehme Aufbau des Denkmals, auf dem auch jede bildliche Darſtellung vermieden iſt, widerſpricht dem keineswegs, erklärt ſich vielmehr ſehr gut aus der hohen Stellung des dadurch Geehrten. — Als Interpunktion dient Z. 7 zweimal und wohl auch Z. 1 nach CN ein Blatt. Z. 1 a. E. hat S aus Platzmangel nur halbe Größe. Bemerkenswert iſt der Apex über dem diphthongbildenden A von PRAEF Z. 5 und 6.



Abb. 1. Grabſtein des Gnaeus Petronius Aſellio

Vergl. Becker, Inſchriften Nr. 228 a S. XIX; Zangemeiſter, W. Z. XI 269; CIL XIII 6816).

2 **Grabſtein des T. Statilius Taurus** (Abb. 2). Gef. nach Opitius (variae lectiones 1637) *in monumento, quod vocant, veteri prope molem Drusi* „im ſog. alten Feſtungswerk beim Eichelſtein"; nach Fuchs, Alte Geſchichte von Mainz I 77 (1771) im Jahre 1633 auf dem Jakobsberg, der heutigen Zitadelle; damit ſtimmt nicht ganz die Angabe Merians, man habe den Stein „bei Erbauung beſagter Schantʒ" gefunden, denn errichtet wurde das Werk ſchon im Jahre 1620 von Kurfürſt Schweikhard von Kronenberg, worauf es dann im Jahre 1632 von dem Schwedenkönig Guſtav Adolf verſtärkt wurde. Davon, daß auch im Jahre 1633 dort gebaut worden ſei, weiß Schaab, Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz, nichts zu vermelden. Das Denkmal iſt leider nicht mehr erhalten, doch beſitʒen wir eine Abzeichnung davon bei Merian, Topographia Archiepiscopatuum Moguntinensis etc. (1646) zu S. 5 und daraus mit Verbeſſerung einiger offenbarer Fehler bei Fuchs a. a. O. Taf. X. Nach letʒterer Abbildung iſt die unſrige gemacht. Merian gibt außerdem noch den figürlichen Teil in größerem Maßſtab. Das Denkmal hat die Form eines auf hoher Baſis ruhenden Altares. Die Krönung zeigt Polſtervoluten mit einem Giebeldreieck in der Mitte. Letʒteres ſowie zum Teil auch die Voluten haben Akanthusfüllung; die Rundung der Voluten zieren Köpfe, es ſollen wohl Meduſenköpfe ſein, wie auf dem Grabaltar des P. Ciartius Prepons (Altmann, Grabaltäre S. 89), vielleicht zeigte aber das Denkmal an dieſer Stelle in Wirklichkeit nur eine Roſe oder war den zahlreichen Mainzer Altären ähnlich, die um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts entſtanden ſind (ſ. zu Körber, Nachtr. IV Nr. 36). Daß man dem Zeichner dergleichen Ungenauigkeit zutrauen kann, ergibt ſich aus der Hinzufügung der gewiß nur ſeiner Einbildungskraft entſtammenden Kugel (beide Eigentümlichkeiten -- Meduſenköpfe und Kugel — beſitʒt auf Merians Tafel auch der gleichzeitig gefundene und ebenfalls verlorene Grabſtein CIL XIII 685). Zwiſchen dem Bekrönungsſims und der Inſchrift iſt eine bildliche Darſtellung angebracht. Wir erblicken hier den Verſtorbenen auf ſeinem Pferd, bei dem weder von Sattel noch von Riemenzeug außer dem Zaume etwas zu ſehen iſt. In der Linken hält er einen kurzen Stab oder eine Rolle, gekleidet iſt er in Untergewand und wallenden Mantel. Ein vorausgehender Sklave führt das Pferd an einem ringförmig gehaltenen Riemen. Abgeſehen von einer eng anliegenden Kappe, unter der rundum das Haar hervorquillt, iſt er nur mit einem durch einen Gürtel feſtgehaltenen Lendentuche bekleidet. In der Linken hat er einen derben Stock. Das alles entſpricht ſo wenig der ſonſtigen römiſchen Übung, daß man auch hier weitgehende Ungenauigkeit annehmen darf.



Abb. 2. Grabstein des Titus Statilius Taurus, nach Fuchs

Die Inſchrift lautet:

D(is) M(anibus). Tito Statilio Tauro praef(ecto) fabrorum, praef(ecto) coh(ortis) I Aug(ustae) Itur(a)eor(um) et VI Thracum, trib(uno) mil(itum) leg(ionis) XXII Pr(imigeniae) p(iae) f(idelis). Vixit an(nos) XXXVI. Statilius Fortunatus lib(ertus) f(aciendum) c(uravit).

„Den Manen. Dem Titus Statilius Taurus, dem Praefectus fabrorum, Befehlshaber der erſten, Augusta genannten, Kohorte der Ituräer und der ſechſten der Thraker, Kriegstribunen in der zweiundzwanzigſten, Primigenia genannten, treuen und zuverläſſigen Legion. Er lebte 36 Jahre lang. Sein Freigelaſſener Statilius Fortunatus ließ (das Denkmal) errichten."

Über den *cursus honorum* und die *militiae equestres* ſ. zu Nr. 1. Das Amt des *praefectus fabrorum* oder, wie es ſonſt regelmäßig heißt, *fabrum* hat T. Statilius Taurus als eine Art Vorbereitung für die militäriſche Laufbahn bekleidet (ſ. a. a. O.). Er befehligte darauf eine Kohorte der Ituräer und dann ſtatt wie gewöhnlich eine Ala, noch einmal eine andere Kohorte, bevor er Kriegstribun in der 22. Legion wurde, in welcher Stellung er in Mainz geſtorben iſt. Die zuerſt genannte Kohorte iſt nicht dieſelbe, die ohne den Beinamen Augusta eine Zeitlang in Mainz ſtand (ſ. Denkmal des Monimus), da ſie auf einem dakiſchen Militär-Diplom[1]) (Nr. XXXVII) neben ihr genannt iſt. Sie ſtand, ſoweit wir wiſſen, zuerſt in Pannonien, wo ſie auf den Militär-Diplomen der Jahre 80 und 98 erſcheint, dann wird ſie als in Dakien ſtehend auf denjenigen von 110 und wahrſcheinlich auch noch von 157 genannt. Außerdem kommt ſie nur auf unſerem Stein vor. Sie beſtand wie alle Kohorten der Ituräer, eines ſyriſchen Volkes, das im Gebirge rechts und links des oberen Orontes wohnte, aus Bogenſchütʒen und wird deshalb auch einmal *cohors I Augusta Ituraeorum sagittariorum* genannt. Die *cohors VI Thracum* war, wie ſich aus dem Denkmal des Petronius Disacentus (ſ. unter III) ergibt, eine *cohors equitata* (ſ. a. a. O.). Sie läßt ſich in vier verſchiedenen römiſchen Provinzen nachweiſen: zuerſt ſtand ſie in Obergermanien, wurde dann nach Britannien verſetʒt; aber ſchon im Jahre 84 und 85 finden wir ſie in Pannonien, von wo ſie wie die oben genannte wahrſcheinlich im Verlauf von Trajans Dakerkriegen nach der neu gewonnenen Provinz Dakien kam, zu deren Beſatʒung

[1]) Unter Militär-Diplomen verſteht man die auf zwei Bronzetäfelchen ausgeſtellten Urkunden, die den Soldaten der Hilfstruppen bei ihrer Entlaſſung als Ausweis eingehändigt wurden (ein Beiſpiel bei Keller, Nachtr. II S. 45 ff.). Dieſelben ſind darum ſo wichtig, weil darauf neben dem Truppenteil des betr. Soldaten regelmäßig auch noch alle oder wenigſtens mehrere Kohorten und Alen derſelben Provinz mit aufgeführt und damit als Beſtandteil der Beſatʒung derſelben nachgewieſen werden.

ſie von nun an gehörte; denn in den Jahren 145 und 161 wird ſie als hier ſtehend in Militär-Diplomen erwähnt. — Der Freigelaſſene führt nach römiſcher Sitte (Vor- und) Geſchlechtsnamen ſeines früheren Herrn und ſeinen ehemaligen Sklavennamen als Beinamen. — Über die Zeit des Denkmals läßt ſich zunächſt ſagen, daß es ſchwerlich noch dem 1. Jahrhundert angehört, denn die 22. Legion kommt erſt im Jahre 90 mit den beiden neuen Ehrennamen *pia fidelis* geſchmückt wieder nach Mainz, wo ſie ohne dieſe ſchon einmal geſtanden hatte. Sie bleibt hier wenigſtens bis zum Jahr 242, wo ſie zum letztenmal als Beſtandteil der Mainzer Beſatzung, die ſie mindeſtens ſeit 97 allein bildete, vorkommt (auf dem Weiheſtein des Annianus, Körber, Nachtr. III 1; CIL XIII 6763). Die Formel *Dis Manibus* kommt allerdings vereinzelt ſchon in flaviſcher Zeit vor, wird aber doch erſt vom 2. Jahrhundert an üblich. Die Verzierung der Bekrönung weiſt ſogar mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf die Wende dieſes und des 3. Jahrhunderts hin (ſ. oben).

Vgl. CIL XIII 6817.

Fortſetzung folgt.

XII.
Die Ockenheimer Madonna
von E. Zimmermann-Deissler

IN der Kirche zu Ockenheim (Rheinheſſen, Kreis Bingen) befindet ſich an der nördlichen Schiffswand eine thronende Madonna (ſ. Abb.), die bisher nur bei Back, Mittelrheiniſche Kunſt S. 36 und bei Dehio, Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler Bd. IV flüchtige Erwähnung gefunden hat. Es handelt ſich um ein Werk, das nicht nur wegen ſeiner guten Qualität, ſondern auch wegen ſeiner nahen Beziehungen zu einer ſcharf umriſſenen Gruppe Mainzer Skulpturen des ausgehenden 14. und frühen 15. Jahrhunderts von großem Intereſſe iſt. Die Madonna (Holz, H. ca. 1,20 m; Faſſung neu) ſitzt frontal mit leicht nach rechts gewendetem Oberkörper und Kopf auf einem kiſſenbelegten Thron. In der vorgeſtreckten Rechten hält ſie einen Blumenzweig, mit der Linken ſtützt ſie das lebhaft ausſchreitende Kind, zugleich dabei den Mantel, der das Untergewand faſt ganz verhüllt, emporraffend. Das Kind ſteht mit dem linken Fuß auf dem Knie der Mutter und iſt im Begriff, den rechten nachzuziehen und vorwärts zu ſetzen. Das Momentane der Stellung wird noch verſtärkt durch den Bewegungsreichtum des Körpers; der Unterkörper iſt ganz nach links gewendet, Bruſt und Kopf ſind nach vorn gedreht. Leicht und graziös iſt auch die Art, wie das Kind mit der Rechten das Haar der Mutter auf ihrer Bruſt zuſammenfaßt. Mit der anderen Hand packt es feſt einen Vogel am Hals. Es iſt nur mit einem Tuch bekleidet, das über die linke Schulter und die Hüften gelegt iſt. — Augenfällige Ergänzungen, abgeſehen von der Krone und dem Blumenzweig ſind an der Gruppe nicht zu bemerken; kleinere werden vielleicht durch die Neufaſſung verdeckt.



Madonna in der Pfarrkirche zu Ockenheim

Dieſes Werk iſt ſicher von der Hand des Meiſters der Mainzer Karmelitermadonna (jetzt in der Steinhalle des Mainzer Altertumsmuſeums). F. Back (a. a. O. S. 23 und Taf. XIV Abb. 1) führt daneben noch die Madonna aus der Korbgaſſe und eine Stuckwiederholung im Darmſtädter Muſeum an. Ein viertes Werk dieſer Gruppe befindet ſich am Südoſtportal der Martinskirche in Amberg (Kunſtdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg Heft XVI S. 72 und 203, Abb. 40). Man vergleiche etwa das volle Geſicht der Maria mit der langen, geraden Naſe, dem ſtark geſchwungenen Mund, dem energiſch vorgetriebenen Kinn und das ſtark gewellte Haar, das breit auf Schulter und Bruſt lagert. Der etwas harte, faſt perückenartige Haaranſatz bei der Ockenheimer Madonna iſt weniger bei der Karmelitermadonna als bei der aus der Korbgaſſe zu finden. Bei dem Kinde ſind beſonders auffallend die ſtark plaſtiſchen, einzeln gedrehten Locken und der gut modellierte Körper. Das Gewand zeigt überall dieſelben ſchmalen, aber weichen Falten mit breiten ungegliederten Flächen dazwiſchen, und eine ausgeſprochene Vorliebe für Tütenfalten und ſtark gewellte Säume. — Mit dieſer Madonnengruppe laſſen ſich noch mehrere Werke in Verbindung bringen: Das Weſtportal der Kirche in Kiedrich (Bau- und Kunſtdenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden Bd. I nach S. 192), zwei männliche Heilige in der ſtädtiſchen Skulpturengalerie zu Frankfurt a. M. und im Darmſtädter Landesmuſeum (beide magaziniert) und das Reiterbild des hl. Martin im Mainzer Domkreuzgang. Als Ausgangspunkt für die ganze Gruppe iſt das Grabdenkmal des Erzbiſchofs Adolf von Naſſau (geſt. 1390) im Mainzer Dom (Abb. u. a. bei Back a. a. O. Taf. VI und Kunſtdenkmäler der Stadt und des Kreiſes Mainz, Band II 1, Taf. 48a) anzuſehen.

XIII.
Ein gotischer Kruzifixus im Altertumsmuseum der Stadt Mainz
von Otto Schmitt

BEI den Vorarbeiten für den Skulpturenkatalog des Mainzer Altertumsmuseums erregte ein bis vor kurzem magazinierter kleiner Kruzifixus meine besondere Aufmerksamkeit. Nach Angabe des Rechnungsinventars wurde er im Juni 1891 von dem damaligen Museumsdirektor, Professor Lindenschmit, bei einem Mainzer Kunsthändler erworben; der Jahresbericht des Altertumsvereins für 1891/92 (Museographie 1892 S. 248) gedenkt seiner mit den Worten: „Ein kleiner Crucifixus aus Holz, gotisch, aus Mainz.“ Mehr war über die Herkunft bis in die jüngste Zeit nicht bekannt.



Abb. 1. Kruzifixus im Altertumsmuseum der Stadt Mainz

Wie Abb. 1 zeigt, handelt es sich um einen in der üblichen Weise am Kreuz hängenden Christus. Das Kreuz steht auf einem rechteckigen Sockel, dessen beide Vorderkanten abgeschrägt sind; oben ist er durch eine flache, zwischen schmalen und leicht zugespitzten Stäben verlaufende Kehle profiliert. Über dem Sockel ist in wellenförmigen Linien der Erdboden angedeutet, auf dem zwei Menschenschädel und ein Schenkelknochen liegen: die bildliche Darstellung jener dem Mittelalter so geläufigen Legende, wonach das Kreuz Christi an der Begräbnisstätte des ersten Menschenpaares aufgerichtet worden wäre. Der rundliche Kreuzesstamm ist nicht geglättet, sondern zeigt, in regelmäßigen Abständen verteilt, eine Anzahl von nuppenartigen Erhöhungen, die als Stümpfe der im übrigen beseitigten Baumäste anzusehen sind. Wir haben in dieser Eigentümlichkeit eine Erinnerung an die naturalistischen Baumkreuzbildungen des 13. Jahrhunderts zu sehen, so wie sie an den hochgotischen Portalen in Straßburg, Freiburg, Worms und anderwärts begegnen. Übrigens ist von dem Kreuz nur der unterste Teil des Hauptstammes frei ausgearbeitet und sichtbar, worauf später noch zurückzukommen sein wird. — An diesem Kreuz hängt Christus mit kraftlos zur Rechten geneigtem Haupt, das die ähnlich einem Strick gebildete Dornenkrone umgibt. Der Tod ist bereits eingetreten: die Augen sind ganz geschlossen, und in der Seite der flachen Brust klafft die Wunde des Lanzenstichs. Der Mund ist leicht geöffnet, Furchen tiefsten Leides ziehen von der schmalen Nase über das magere Gesicht, das ein oval geschnittener Bart umrahmt. Das Haupthaar ist in der Mitte gescheitelt und fließt in gewellten Strähnen über die Schultern den Nacken hinab. Beide Arme fehlen; sie waren vermittelst dorniger Dübel, deren einer sich erhalten, mit dem Körper verbunden. Die Füße sind übereinandergelegt und so befestigt, das der obere rechte am Leisten, der untere linke am Knöchel von dem (jetzt fehlenden) Nagel durchbohrt wird. Die Knie sind unter dem Druck des schwer lastenden Körpers nach vorn und zur Seite gewichen. Um die schmalen Hüften, zwischen denen der Leib in starker Rundung hervorquillt, legt sich das Lendentuch, das, an der linken Hüfte mit spitz herabhängendem Zipfel beginnend, über den rechten Schenkel, den Rücken und den Leib läuft, um an der rechten Hüfte mit wiederum überhängendem Ende eingesteckt zu werden. Während das rechte Knie vom Tuch nicht bedeckt ist, reicht dieses links bis fast zur Mitte des Unterschenkels herab; auf dem Leib bildet es rundliche Schüsselfalten. — Beachtung erheischt auch die Bildung der Rückseite. Diese ist so vollkommen flach



Abb. 2. Kreuzabnahme vom Oberweseler Hochaltar (nach Gipsabguss)

gehalten, wie es nur bei Figuren, die unmittelbar vor einer ebenen Rückwand stehen sollen, zu geschehen pflegt. In dieser Absicht ist sogar von den Hüften des Christus ab auf die weitere Ausarbeitung des Kreuzesstammes verzichtet; vielmehr verschwindet dieser im Körper, sodaß dessen Rücken und die Rückseite des Stammes und des Sockels eine vollständige Ebene bilden. Auf die Befestigung vor einer Rückwand weisen auch zwei Dübellöcher im Rücken des Heilandes hin, von denen mindestens das eine ursprünglich ist. Übrigens würde auch das Kreuz auf seinem kleinen Sockel ohne weitere Stütze nur sehr unsicher gestanden haben, und an diesem ist nicht die geringste Spur einer solchen wahrnehmbar. — Der Erhaltungszustand ist, wenn man von den fehlenden Armen absieht, recht befriedigend; nur an einem Faltenrücken des Lendentuches ist ein kleines Stück ausgesprungen. Die Bemalung, zur Zeit der Erwerbung ein häßlicher Ölanstrich, wurde auf Lindenschmits Veranlassung abgelaugt; von der mit Sicherheit anzunehmenden ursprünglichen Fassung hat sich nichts erhalten. Bei der erwähnten Gelegenheit wurden auch die ungeschickt ergänzten Arme wieder beseitigt. Sie mögen ehemals ungefähr in Scheitelhöhe geendigt haben. Vom Querbalken und dem Haupt des Kreuzes sind nicht die geringsten Ansatzspuren vorhanden. Jedenfalls waren sie überhaupt nicht ausgebildet, sondern entweder auf den Hintergrund aufgemalt oder einfach ganz weggelassen. — Die Höhe des kleinen Kunstwerkes beträgt 32,5 cm, das Material ist Eichenholz.

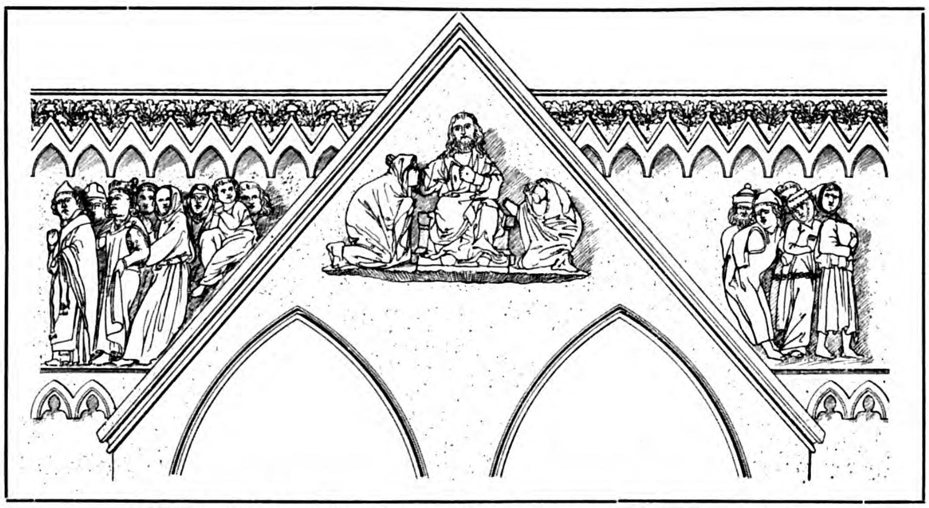
Die Frage nach der Entstehungszeit unseres Kruzifixus läßt sich — wenigstens annähernd — unschwer beantworten: er ist eine ganz charakteristische Arbeit des 14. Jahrhunderts. Die flache Brust mit der unplastischen, rein zeichnerischen Andeutung der Rippen, der vorgetriebene Leib, die schlanken Proportionen und die flächenhafte Kurvatur des Körpers kommen nur in dieser Zeit so ausgeprägt vor; schon die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte darin tiefgreifende Änderungen nach dem Kubisch-Plastischen hin. Für die Zeit vor der Jahrhundertmitte spricht vor allem auch die strenge Stilisierung des Barthaares, die sich aber ebensoweit von dem freien und großen Formgefühl der Plastik des 13. Jahrhunderts entfernt. Am ehesten möchte man an das zweite Viertel des 14. Jahrhunderts denken. — Mehr Schwierigkeiten verursacht die Frage nach der Herkunft und dem Entstehungsort, der künstlerischen Heimat unseres Stückes. Einen Fingerzeig bietet hier das Material. Eichenholz wird in Süddeutschland und am Mittelrhein im engeren Sinne (also in der Mainzer Gegend, woher ja nach Angabe des Händlers der Kruzifixus stammen soll) nur ausnahmsweise verwandt, während es rheinabwärts und in ganz Norddeutschland die Regel ist. Es lag also nahe, dorthin den Blick zu lenken. Mir fielen, kurz nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, stilistische Beziehungen des Mainzer Kruzifixus zu den Skulpturen des Oberweseler Hochaltars auf, und bald ergab sich mir die überraschende Tatsache, daß unser Kruzifixus nicht nur aufs engste mit den Bildwerken dieses Altares verwandt ist, sondern daß er überhaupt zu ihnen gehört und a u s d e m O b e r w e s e l e r S c h r e i n s t a m m t. — Der Flügelaltar der Stiftskirche in Oberwesel, einer der frühesten und prächtigsten seiner Art, ist aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1331, dem sicheren Weihedatum des Chores, vollendet gewesen und vermutlich nicht sehr lange vorher in Angriff genommen. Mehrere Hände waren an ihm tätig und lassen sich unschwer voneinander scheiden. Eine in sich geschlossene Gruppe (die in engem Zusammenhang mit der Steinskulptur des beginnenden 14. Jahrhunderts steht, während die übrigen Figuren viel mehr in den Formen der Holztechnik gehalten sind) bilden die biblischen Darstellungen im unteren Streifen des Mittelstücks sowohl wie der Flügel, Statuetten aus Eichenholz von durchschnittlich 32 cm Höhe, die auf kleinen Konsolen stehen und durch Dübel mit den Altartafeln befestigt sind. Jede der Szenen ist, soweit es mit dem Gegenstand irgendwie vereinbar war, in Einzelfiguren aufgelöst, die jeweils ein Maßwerkgehäuse umrahmt und von der nächsten trennt. Das Mittelstück enthält den Vorläufer Christi, Johannes den Täufer, die Verkündigung an Maria, die Anbetung der Könige und den Leidensweg des Heilandes. Dieser letztere setzt links mit dem Gebet am Ölberg ein, es folgt Christus vor Pilatus, die Geißelung und die Kreuztragung, das nächste Feld ist leer, dann kommt die Kreuzabnahme und zuletzt, unter der Haupt- und Mittelgruppe der Krönung Mariä, die Grablegung Christi. Der Höhepunkt des Dramas, die Kreuzigung, fehlt; sie kann nur in dem jetzt leeren Feld zwischen der Kreuzschleppung und der Kreuzabnahme dargestellt gewesen sein, wo man unten den Ausschnitt für die Konsole sowie ihren Kontur und den Umriß des Kreuzesstammes, allerdings nur ein kleines Stück weit, im Goldbelag des Hintergrundes erkennt, ferner weiter oben, ganz nahe beieinander, zwei Dübellöcher und in der Höhe des Kopfes den in die Folie eingepreßten Nimbus; von einem Querbalken des Kreuzes findet sich keine Spur. Vergleichen wir nun unseren Mainzer Kruzifixus etwa mit der Oberweseler Kreuzabnahme (Abb. 2), beachten wir außer der völligen Übereinstimmung der Maße, des Materials und der Sockelform die auffällige Verwandtschaft in der Bildung des Gesichts und Körpers, ja jeder Falte des Lendentuches, so kommen wir zu dem unabweisbaren Schluß: Der Mainzer Kruzifixus ist der fehlende des Oberweseler Hochaltars. In der Tat entspricht auch die Bildung der Rückseite unserer Statuette in allen Einzelheiten dem Zustand des erwähnten freien Feldes im unteren Streifen des Altars.

So hat sich denn der seit langen Jahren schmerzlich Vermißte wiedergefunden, und wiederum ist dort eine der schwersten Lücken wenigstens ideell gefüllt, nachdem sich schon vor längerer Zeit die am linken Flügel fehlenden Statuetten von Adam und Eva in einer amerikanischen Sammlung sollen gefunden haben. Bei welcher Gelegenheit unser Kruzifixus aus dem Altar entfernt wurde, ist nicht bekannt, doch muß es schon vor mehr als einem halben Jahrhundert gewesen sein. E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden, Leipzig 1857, gibt nämlich auf Tafel LIV einen Ausschnitt aus dem Mittelstück, der die Grablegung und die beiderseits auschließenden nächsten Felder (links zwei, rechts drei) umfaßt; statt des Kruzifixes zeichnet er, um keine Lücke zu lassen, die erst weiter links (außerhalb des von ihm gewählten Ausschnittes) kommende Kreuzschleppung, rechts von

der Grablegung gibt er statt der hierhergehörenden Maria mit dem Kind (aus der Anbetung der Könige) einen gar nicht passenden Engel und rückt die beiden noch vorhandenen Königsfiguren um je ein Feld der Mitte zu, da der erste, der knieende König, ebenfalls fehlt. Wenn auf der Gesamtansicht in dem später erschienenen Buch von Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters (Köln und Neuß o. J. S. 9) keine Lücken wahrnehmbar sind und die Darstellungen sicher gegenständlich das Richtige treffen, so zeugt das nur von dem Kombinationstalent des Zeichners bezw. Verfassers. Einzelheiten lassen jedoch deutlich erkennen, daß im wesentlichen auch damals dieselben Figuren fehlten wie heute. Sicher gehört zu ihnen der offenbar ganz frei erfundene Christus am Kreuz.

Das Altertumsmuseum der Stadt Mainz hat bereits von dem Kruzifixus Gipsabgüsse herstellen lassen und wird gern der Oberweseler Kirchengemeinde ein Exemplar zur Einfügung in den Altar zur Verfügung stellen. Daran, daß das Original im Museum verbleibt, hat die Wissenschaft das größte Interesse: Denn nur hier ist das wichtige Stück, frei von jeder die Schärfe der plastischen Form verhüllenden Bemalung, aus nächster Nähe sichtbar und zugänglich, was sich naturgemäß an dem riesigen Altarwerk in Oberwesel nur schwer ermöglichen läßt.

Auf die Frage nach dem Entstehungsort des Altars soll hier nicht weiter eingegangen werden. Meines Erachtens spricht viel mehr für niederrheinisch-kölnische als für mittelrheinisch-mainzische Herkunft. Möglicherweise muß aber auch an ein zwischen Mainz und Köln liegendes Zentrum gedacht werden; andere als rheinische Entstehung kommt jedenfalls nicht in Betracht.



Versuch einer Rekonstruktion des Westchorlettners im Dome zu Mainz.
Aus dem Werke: Die Kunstdenkmäler des Kreises Mainz, Band II 1 (Dom zu Mainz), im Druck

Berichtigungen

S. 59 Spalte 1 Z. 8 (des Textes) von unten lies: der linken statt der rechten.
S. 60 Spalte 1 Absatz 2 Z. 7 von unten lies: Weite statt Weise.
S. 62 Spalte 1 Anmerkung Z. 3 von unten lies: 1728 statt 1828.
Auf Tafel VIII sind die Unterschriften von Abb. 3 und 4 zu vertauschen.

Literarische Mitteilungen und Besprechungen

DIE Schriftleitung übernimmt nicht die Verpflichtung, von allen bei ihr einlaufenden Werken in der Mainzer Zeitschrift eine Besprechung zu veranlassen, auch beschränkt sie sich hierbei auf die Veröffentlichungen, die innerhalb des Arbeitsgebietes der Mainzer Zeitschrift liegen. Eine Zurücksendung der nichtbesprochenen Werke findet nicht statt.

F. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I, München 1913, O. Beck; mit 35 Tafeln.

Das Werk, welches einen Teil des Matthiasschen Handbuchs des deutschen Unterrichts an höheren Schulen bildet und in seinem ersten Bande die Urzeit bis zur Völkerwanderung behandelt, hat sich tapfer an eine Aufgabe gemacht, deren Schwierigkeit die Fachgenossen von einem ähnlichen Unternehmen bis jetzt abschreckte. Wenn auch nicht alle unsere Wünsche erfüllt sind, so müssen wir doch dem Verfasser, ord. Universitätsprofessor in Kiel, der in gleicher Weise die antiquarische, literarische und linguistische Überlieferung heranzieht, wärmsten Dank sagen für diese schöne Leistung. Sein Ziel, „das Wachstum des Volkes und des Landes, den Aufstieg der Arbeit und der Kunst, die Stufen der Wirtschaft und der Gesellschaft von den prähistorischen Anfängen bis auf die Römerzeit zur Anschauung zu bringen", hat er jedenfalls in vortrefflicher Weise erreicht und den Kreisen, für die das Buch in erster Linie bestimmt ist, eine wohlerwogene und feingezeichnete Darstellung dieses Werdegangs gegeben.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, Mannus-Bibliothek Nr. 9, zweite stark vermehrte Auflage, Würzburg 1915, C. Kabitzsch; mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln.

„Ich möchte diese Blätter in den Händen möglichst aller Nichtfachleute wissen, mögen sie nun Hochschullehrer oder Leute ohne jede akademische Bildung sein, wenn sie nur erwärmt sind für das Altertum — für unser Altertum, für Germanentum und für wahrhaftes Deutschtum, wie es unsere Augen sehen." Diese Worte der Vorrede bezeichnen am besten Art und Zweck des bedeutenden Buches, dessen Verfasser, außerordentlicher Professor an der Berliner Universität, gründlichstes Wissen des Fachmanns mit wärmster Vaterlands-Begeisterung verbindet und sicherlich noch weit tiefere Wirkung erzielen dürfte, wenn er die so häufigen persönlichen Streitereien vermeiden würde.

L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung II. 3, Berlin 1915, Weidmann.

Das neueste Heft dieses rüstig vorwärtsschreitenden Werkes, auf das wir in dieser Zeitschrift (Jahrgang VIII—IX S. 155) bereits hingewiesen haben, behandelt unter anderem die Geschichte der Alamanen und Chatten und verknüpft wiederum in vortrefflicher Weise die Ergebnisse der literarischen und Bodenforschung, wenn man im einzelnen auch über die oder jene Ansicht anderer Meinung sein kann. Die ältesten nachweisbaren Sitze der Chatten nimmt der Verfasser an der mittleren und unteren Ruhr an, wo später die Chattuarier wohnten; um das Jahr 100 v. Ch. hätten sie das Flußgebiet der Eder und Diemel besetzt und nach der Übersiedlung der Ubier auf das linke Rheinufer durch Agrippa auch das Land zwischen Lahn, Rhein und Main, welch letzteres Gebiet sie aber infolge des Vordringens des Drusus wieder aufgaben. Nur eine kleine chattische Abteilung, die Mattiaker, bei denen sich ein starker keltischer Einschlag geltend macht, blieben unter der Römerherrschaft diesseits des Taunus zurück (zwischen Taunus, Main, Nidda und Usa). Die im letzten Jahrzehnt so erfolgreiche Erforschung der Bodenaltertümer des Nassauischen Landes, die hoffentlich in gleichem Sinne fortgesetzt wird, namentlich die Untersuchung der gewaltigen Festung auf dem Dünsberg bei Gießen, dürfte in absehbarer Zeit noch erfreuliche Ergänzung unserer historischen Quellen bringen.

F. Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz, Speier 1915, Verlag des historischen Museums der Pfalz.

In der bayerischen Pfalz hat die vorgeschichtliche Forschung während der letzten zwei Jahrzehnte durch die Bemühungen namentlich der Konservatoren des Museums in Speier, Grünenwald, Hildenbrand und des Verfassers obiger Schrift, recht erfreuliche Fortschritte gemacht, die hier in Wort und Bild in eindrucksvoller Weise vorgeführt werden. Ist das Büchlein in erster Linie auch den Zwecken der Schule und allgemeineren Bildung sowie der Heranziehung von Mitarbeitern für das historische Museum gewidmet, so dient es namentlich infolge der so zahlreichen und vortrefflichen Abbildungen doch auch der archäologischen Fachwissenschaft als willkommener Vorläufer eines zu erwartenden ausführlichen Katalogs der vorgeschichtlichen Abteilung des Speierer Museums. Auch Herrn Kommerzienrat W. Ludowici, dem so begeisterten und sachkundigen Förderer der pfälzischen Geschichtsforschung, gebührt warmer Dank für die prächtige Ausstattung.

Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen III, Darmstadt 1914.

In diesem die Jahre 1910—13 umfassenden Bericht behandelt zunächst E. Anthes die Bodenfunde aus den drei hessischen Provinzen, übersichtlich nach Perioden geordnet und durch acht schöne Tafeln illustriert. Von allgemeinerer Bedeutung sind seine Ausführungen über Ackerbauterrassen, Heimatmuseen und Lokalberichterstattung, betr. Ausgrabungen. In letzterer Beziehung beklagt er sich mit Recht über die (nicht selten Behörden und Publikum irreführenden) flüchtigen oder falschen Fundnotizen unserer Tageszeitungen. Die Ortsmuseen sollen nur die Zeugnisse des Handwerks und Gewerbefleißes unserer Vorfahren aufnehmen, Hausrat, Geräte, Trachten usw., nicht aber frühgeschichtliche Bodenaltertümer, geschichtliche Dokumente, die nur von größeren Museen richtig behandelt und wissenschaftlich verwertet werden können. Ackerterrassen unbekannter Zeit besitzt namentlich Oberhessen in seinen ausgedehnten Wäldern in einer Zahl und Erhaltung wie wenige Gebiete Deutschlands; ihre Kartierung ist in größerem Umfange vom Landeskonservator eingeleitet. Mögen sie prähistorisch, wie noch viele Forscher meinen, oder mittelalterlich sein, ihre Untersuchung ist im einen wie anderen Fall von größter Wichtigkeit für die Feststellung verschollener Siedlungen; mit Recht sagt Anthes: „Was die Prähistorie verliert, gewinnt die Historie". Über die Berichte der Denkmalpflege für die Baudenkmäler vgl. unten. K. Schumacher.

VII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1912. Frankfurt 1915.

Außer dem Jahresbericht des Direktors der Kommission enthält der stattliche Band zunächst zwei Vorberichte über Untersuchungen, die die Kommission angeregt bezw. gefördert und finanziell unterstützt hat: Oxé, Vorarbeiten zum Katalog der italischen Sigillata, und Gutmann, Straßenforschung im Elsaß, beides vielversprechende Berichte, die die weiteren Ergebnisse mit Spannung erwarten lassen. Das vierte und umfänglichste Kapitel ist die Museographie für die Jahre 1910—1912, redigiert von Ritterling. Sie erscheint hier wieder in der altbewährten geographischen Anordnung der Westdeutschen Zeitschrift, die früher die Museographie enthielt. Bericht IV und V waren vorübergehend zur chronologischen Einteilung abgeschwenkt. Die Reichhaltigkeit der neuen Museographie und die zahlreichen Abbildungen (teils neue, teils aus Zeitschriften entnommene) orientieren gut über die neuen Funde aus Süddeutschland, was ja der Zweck der Zusammenstellung ist. Die zweite systematische Sammelarbeit des Berichtes ist die Bibliographie des Jahres 1912 von Barthel, deren Vorläufer im VI. Bericht die Jahre 1910 und 1911 umfaßte (angezeigt Mainzer Zeitschrift VIII/IX S. 155). Der willkommenste Aufsatz wird für viele Brenners Bericht über die Merovingerzeit sein, in dem an Hand vieler Abbildungen eine schärfere chronologische Scheidung der Kulturhinterlassenschaften des 5., 6. und 7. Jahrhunderts versucht ist.

Neuere Muſeumsführer.

a) Berlin: Führer durch die vorgeſchichtliche Abteilung der königlichen Muſeen 1913, mit 30 Tafeln. Preis M. 0.50. Gemeinſam verfaßt von C. Schuchhardt, Hub. Schmidt, A. Götze und M. Ebert. Die einzelnen Perioden: Steinzeit, Bronzezeit, Hallſtattzeit, La Tène-Zeit, Römiſche Kaiſerzeit, Frühes Mittelalter ſind in der überall jetzt üblichen Methode behandelt, daß der Einzelbeſchreibung der ausgeſtellten Stücke eine allgemein orientierende Einleitung vorausgeht.

b) Bernburg: Katalog des Altertums-Muſeums der Stadt 1911; von Merkel und Höfer. Die viele intereſſante Stücke bergende Sammlung wird in einer von der ſonſt üblichen abweichenden Art vorgeführt, indem die linke Seite jedesmal die anſpruchsloſen Zeichnungen zu dem rechts ſtehenden Text gibt.

c) Bonn: Führer durch die antike Abteilung des Provinzialmuſeums 1915, mit 32 Tafeln. Preis M. 2.—. Verfaßt von H. Lehner. In ähnlicher Weiſe wie der Berliner angelegt, enthält der Führer, entſprechend dem Wirkungskreis des Muſeums, eine eingehendere Behandlung der rheiniſchen Vor- und Frühgeſchichte mit beſonderer Betonung der römiſchen Periode.

d) Caſſel: Führer durch die hiſtoriſchen und Kunſtſammlungen des Kgl. Muſeums Fridericianum (Heſſiſches Landesmuſeum) 1914, mit 11 Tafeln. Verfaßt von J. Boehlau. Infolge der Vielſeitigkeit der Sammlungsobjekte hat die Abteilung der deutſchen Vorgeſchichte nur einen kleinen Raum im neuen Muſeum bekommen und 2½ Seiten im Führer.

e) Cöln: Führer durch das Städtiſche Prähiſtoriſche Muſeum im Bayenturm 1910, mit 7 Tafeln; verfaßt von C. Rademacher. Der Führer bietet eine breite Behandlung der älteren Steinzeit Europas, eine ausführliche Vorführung der Pfahlbautenkultur und der folgenden Perioden der Prähiſtorie mit Beſchränkung auf den Niederrhein.

f) Darmſtadt: Führer durch die Kunſt- und hiſtoriſchen Sammlungen des Großherzoglich Heſſiſchen Landesmuſeums 1908, mit 48 Tafeln. Verfaßt von F. Back, B. Müller und H. Kienzle. Die prähiſtoriſchen und archäologiſchen Sammlungen ſind im Muſeum in Schauſammlung und wiſſenſchaftliche Sammlung geſchieden und im Führer entſprechend behandelt.

g) Leipzig: Illuſtrierter Führer durch die prähiſtoriſche Abteilung des Städtiſchen Muſeums für Völkerkunde 1910, mit 10 Tafeln; M. 0.25. Der gediegene Inhalt, ohne Umſchweife vorgebracht, macht den Führer bei ſeinem geringen Preis und den verhältnismäßig zahlreichen Abbildungen zu einem erfreulichen Büchlein.

h) Münſter i. W.: Führer durch das Landesmuſeum der Provinz Weſtfalen 1913, von B. Meier (Vorgeſchichte und Antike von Küthmann) mit 35 Abbildungen. Das an mittelalterlichen und neueren Kunſtwerken reiche Muſeum enthält auch aus dem Altertum gute Stücke, die freilich nicht nur aus Weſtfalen ſtammen.

i) Poſen: Vor- und frühgeſchichtliche Altertümer aus der Provinz Poſen, von Erich Blume 1909, mit 21 Tafeln. Der gelegentlich der Anthropologen-Verſammlung in Poſen herausgegebene Führer enthält nicht nur die Beſtände des Kaiſer Friedrich-Muſeums, ſondern auch die in anderen Muſeen oder Privatbeſitz befindlichen Altertümer aus der Provinz Poſen, die während der genannten Verſammlung zu einer Sonderausſtellung vereinigt waren.

k) Stuttgart: Staatsſammlung vaterländiſcher Altertümer 1908, mit 48 Tafeln; verfaßt von Goeßler und Baum. Der Führer legt auf den erſten 80 Seiten die reiche prähiſtoriſche und frühgeſchichtliche Sammlung in ausführlicher Einzelbeſchreibung, unterſtützt durch das reiche Abbildungsmaterial (21 Tafeln), in gründlicher Form vor.

l) Trier: Kurzer Führer des Provinzialmuſeums, 4. Auflage 1914. Preis M. 0.20. Er iſt ein vorläufiger Erſatz für den großen Hettnerſchen Führer, der zurzeit vergriffen iſt und deſſen Neuauflage wohl noch einige Zeit dauern wird.

m) Weimar: Illuſtrierter Führer durch die vorgeſchichtliche Abteilung des Städtiſchen Muſeums 1912, verfaßt von A. Möller. Den größten Teil des Führers nimmt die Steinzeit ein, deren Geräte beſonders ausführlich von der techniſchen Seite behandelt werden. Daran ſchließen ſich die übrigen Perioden in knapperer Zuſammenfaſſung an, ebenfalls durch zahlreiche anſpruchsloſe, aber gute Bilder illuſtriert.

n) Würzburg: Führer durch das Fränkiſche Luitpoldmuſeum 1913, darin: Vor- und Frühgeſchichte Frankens, verfaßt von G. Hock. Auf eine eingehende allgemeine Einleitung folgt die Beſchreibung, folgend der geographiſchen Aufſtellung und illuſtriert durch 7 Tafeln. G. Behrens.

Die Erforſchung der Steinzeitkultur im Mainzer Arbeitsgebiet. Nachdem die zeitliche Abfolge der verſchiedenen neolithiſchen Hauptkulturen in Heſſen durch ſtratigraphiſche und ſtiliſtiſche Beobachtungen im großen und ganzen geſichert iſt, handelt es ſich um die Analyſe der Miſchkulturen, deren Zahl und Bedeutung bisher nicht genügend erkannt wurde. Dem Plaidter Typus der Voreifel hat Köhl im Mannus VI (1914) S. 53 f. eine Wormſer Gattung zur Seite geſtellt, die zweifelsohne wie die von G. Wolff beſchriebene Wetterauer eine ziemlich weite Verbreitung hatte; m. E. ſchließt ſie ſich direkt an die Hinkelſtein-Kultur an und ſteht unter dem Einfluß des Röſſen-Nierſtein-Eberſtadter Stils. Die Nierſteiner Abart iſt in den letzten Jahren auch im Nahetal zum Vorſchein gekommen (Bingen, Sarmsheim).

Meine Zuſammenſtellung der neolithiſchen Depotfunde Weſtdeutſchlands (Präh. Ztſchr. VI (1914) S. 29 f.) verſucht eine ſchärfere Scheidung zwiſchen Handels-, Votiv-, Werkſtätten- und Verſteck-Niederlagen und hat das Ergebnis, daß weitaus die meiſten Depots der aus Frankreich kommenden Glockenbecherſtufe (Dolmen-Zonen-Keramik) angehören.

Das vielumſtrittene neolithiſche Hausproblem hat wenigſtens eine teilweiſe Löſung gefunden, indem ſich die viereckigen Hausgrundriſſe ſowohl bei der Pfahlbauten-, Röſſener- als der ſpiralkeramiſchen Kultur ſtändig mehren, daneben aber ovale Anlagen nicht zu bezweifeln ſind (A. Schliz, Präh. Ztſchr. VI (1914) S. 211, „ſteinzeitliche Wirtſchaftsformen“). Wie in der Keramik laſſen ſich auch in den Hausformen gegenſeitige Beeinfluſſung der verſchiedenen Bevölkerungs-Elemente beobachten. Auch die Rundhütten der Glockenbecherſtufe tauchen allmählich da und dort auf, während ſchnurkeramiſche Hüttenſtellen immer noch fehlen bezw. nicht unterſucht ſind. Auch die Frage der Beſtattung oder Verbrennung der Leichen hat eine weſentliche Förderung erfahren. Nachdem zuerſt G. Wolff in der Wetterau zahlreiche Brandgräber des „Plaidter“ Typus gefunden hat (mit den eigenartigen Halsketten), ſtellt ſich die Verbrennung gerade für dieſe Kultur als beſonders charakteriſtiſch heraus, von der ſie dann auch auf andere übergegangen iſt.

Bronze- und Hallſtatt-Zeit. Der Zufluß an Materialien aus dieſer Periode war in unſerem Gebiet in den letzten Jahren ziemlich ſpärlich und dementſprechend der Fortſchritt der chronologiſchen und ethniſchen Scheidungen gering, wenn auch die Auffindung einiger ganz frühbronzezeitlichen Gräber bei Heidesheim, die ſich noch an die Glockenbecherſtufe anſchließen, einer Töpferei oder Kultſtätte (?) bei Alzey mit zahlreichen „Mondbildern“, eines Töpferofens mit bemalter Hallſtatt-Ware bei Frankfurt und ähnlich bemalter Gefäße in Oberheſſen eine Erweiterung unſeres Wiſſens gebracht haben. Der neue Katalog des Röm.-germ. Centralmuſeums über die Bronzezeit Süddeutſchlands von G. Behrens bietet mit ſeinen zahlreichen Abbildungen eine willkommene Zuſammenfaſſung dieſes weitzerſtreuten Materials und eine gute Grundlage namentlich für das Studium der Depotfunde und der noch ſo wenig bekannten älterbronzezeitlichen Keramik.

Von allgemeineren Werken iſt u. a. die jetzt erſchienene prächtige Publikation des Depotfunds von Eberswalde von C. Schuchhardt, Der Goldfund von Eberswalde, 1914, zu nennen (vgl. Mainzer Zeitſchrift 1913/14 S. 154), welche auch die Frage der Urſitze der Sueben behandelt, ferner M. Hörnes Aufſatz, „Zur Chronologie der Gräberfunde von Watſch“ in der neugegründeten Wiener prähiſtoriſchen Zeitſchrift I (1914) S. 39—52.

Ringwallforſchung. Seit dem letzten Bericht von E. Anthes (VI. Bericht der Frankfurter Kommiſſion 1913 S. 3—44) ſind im Taunus auf dem Hausberg bei Butzbach, dem Dünsberg bei Gießen, dem Bleibeskopf und der Gickels-

burg bei der Saalburg recht verdienstliche und zum Teil auch ergebnisreiche Untersuchungen angestellt worden, während im Odenwald, am Mittelrhein, am Donnersberg und in der Haardt, abgesehen von Rekognoszierungen, keine umfänglicheren Grabungen vorgenommen wurden. Hoffen wir, daß nach dem Kriege wenigstens der mächtige und historisch wichtige Ringwall auf dem Donnersberg in Angriff genommen wird, vielleicht mit Unterstützung der röm.-germ. Kommission in Frankfurt, deren „Ringwall-Kommission" sich hier geeignet betätigen könnte.

Von allgemeineren Veröffentlichungen sei besonders die mustergiltige Arbeit von W. Schmid, „Die Ringwälle des Bacherngebietes" (Mitteilungen der Wiener prähistorischen Kommission II (1915) S. 229—305) erwähnt, bei der namentlich die Auffindung mehrerer Hausgrundrisse und vielleicht eines Heiligtums der Schutzgottheit des Ringwalls mit zahlreichen Votivfeuerböcken („Mondbildern") interessiert.

A. Schulten, Numantia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1905—1912. Bd. I: Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom. München, Bruckmann 1914, mit 5 Karten.

Durch die Lektüre von Appians Beschreibung der scipionischen Belagerung von Numantia angeregt, hat der Verfasser im Sommer 1902 zum erstenmal die denkwürdige Stätte besucht und, durch das Gesehene begeistert, den Entschluß gefaßt, durch eindringende literarische Forschung und umfassende Ausgrabung jene welthistorischen Vorgänge näher aufzuklären. Mit bewunderungswürdigem Geschick wußte er das Unternehmen zu organisieren und das Interesse und die Mittel dafür in Deutschland zu erwerben, von seiten des Deutschen Kaisers, des preußischen und bayerischen Kultusministeriums, des bayerischen Kriegsministeriums, der Akademien in Göttingen und Berlin, des archäologischen Instituts und vieler Privater und — was nicht weniger wichtig war — seitens der spanischen Regierung, die ein rühmenswertes Entgegenkommen und Verständnis zeigte. So konnte in acht Kampagnen von 1905—1912 in Gegenwart vieler deutscher und spanischer Gelehrter eine Ausgrabung großen Stils unter Schultens Oberleitung vorgenommen werden, die nicht nur zur Entdeckung und Aufklärung der sieben berühmten scipionischen Lager und anderer in jenen Kämpfen errichteter römischer Befestigungen führte und die Anlage der heldenmütigen keltiberischen Festung unserem Verständnis näher brachte, sondern auch eine große Anzahl wertvoller Kleinfunde zutage förderte, die namentlich das fast völlig unbekannte römische Bewaffnungswesen republikanischer Zeit in ein helleres Licht setzen und manche neuen Züge der einheimischen keltiberischen Kultur erschließen. Durch hochherzige Schenkung Schultens sind diese wissenschaftlich ungemein wichtigen Funde mit Einwilligung S. M. des Deutschen Kaisers und des preußischen Kultusministeriums zum größten Teile Eigentum des Röm.-germ. Central-Museums geworden und bilden eine Zierde dieser Anstalt, die für weiterschauende Untersuchungen und Vergleiche des Auslandsmaterials noch sehr bedarf.

Für die Veröffentlichung der gewonnenen Ergebnisse hat sich der Verfasser das hohe Ziel gesetzt, die historischen Ereignisse in ihren topographischen und kulturellen Rahmen zu stellen. Mit Recht sagt er im Vorwort: „Sind doch nicht nur die vielen und bedeutenden bei Numantia erhaltenen Denkmäler jener Kriege, sondern auch die Gefilde, auf denen der Kampf getobt hat, und das Gebirge, über das die Legionen so oft in jene blutige Arena hinabgestiegen sind, Urkunden und Zeugen einer ewig denkwürdigen Episode zugleich der spanischen und der römischen Geschichte. Es galt, ihre Sprache zu verstehen und das Land um Numantia als historische Landschaft zu begreifen. Ich gestehe, daß Geschichte und Geographie miteinander zu verbinden, nicht nur in polybianischem, sondern auch im künstlerischen Sinne, für mich einen besonderen Reiz gehabt hat." Es sind dies herrliche Worte, deren Nutzanwendung für alle Stätten des Altertums, nicht nur im Süden, sondern auch in Deutschland in hohem Grade wünschenswert wäre. Im einzelnen auf den Inhalt des Buches einzugehen, ist hier nicht der Ort, um so weniger, da bei Besprechung der hoffentlich bald erscheinenden Fortsetzung auch auf diesen Teil zurückzukommen ist. Besonders hervorgehoben sei nur noch das schöne Kartenmaterial, welches dem unermüdlichen Geschick des Herrn Major Lammerer in München verdankt wird. K. Schumacher.

La Tène-Zeit. Die letzte Epoche der vorrömischen Eisen-Zeit hat eine umfassende Behandlung gefunden in dem großen Handbuch von J. Déchelette, Manuel d'Archéologie, II 3: Époque de La Tène, Paris 1914. Der Verfasser, der die Prähistorie von Grund aus beherrscht, hat in den früheren Bänden (I, II 1, II 2) die Stein-, Bronze- und Hallstatt-Zeit in gleich gründlicher Form zusammenfassend vorgelegt (der abschließende Band, die gallorömische Periode, wird leider nicht mehr erscheinen, da Déchelette 1914 in Nordfrankreich gefallen ist). Nach einem Kapitel über Verbreitung und Einteilung der La Tène-Kultur und über die Station La Tène selbst, behandelt Déchelette im weiteren systematisch die Wohnstätten, die Gräber, die Waffen, die Kleidung, den Schmuck, die Gebrauchsgegenstände, die Keramik, Kunst, Industrie, Handel und zum Schluß kurz zusammenstellend die Gallierdarstellungen. — Eine zweite, allgemeiner gehaltene Arbeit über die genannte Epoche ist der Aufsatz von K. Schumacher, Gallische und germanische Stämme und Kulturen im Ober- und Mittel-Rheingebiet zur späteren La Tène-Zeit (Präh. Zeitschrift VI (1914) S. 230—292). Entsprechend dem Thema, wird ein wesentlich kleineres Gebiet behandelt, aber immer mit den Ausblicken in die gesamte La Tène-Kultur und besonders eingehend auf Scheidung von Völkerstämmen und Gleichsetzung mit den dem Boden entnommenen Funden. Die Helvetier, die Belgen und die germanischen Stämme beiderseits des Rheines werden nacheinander durchgesprochen, ihre Sitze, ihre Ausbreitung, ihre Wanderungen in den einzelnen Stufen der La Tène-Perioden vorgeführt, daran anschließend die schwierigen Fragen der La Tène-Zeit in Thüringen und der suebischen Stammsitze erörtert.

An den Übergang von der La Tène-Zeit zur römischen Periode gehört das Buch:

A. Fuchs, Kultur der keltischen Vogesensiedelungen. Mit besonderer Berücksichtigung des Wasserwaldes bei Zabern. Mit 21 Skizzen, 6 Beilagen und 33 Tafeln Abbildungen. 1914. Preis M. 6.— (= Bausteine zur Elsaß-Lothringischen Geschichts- und Landeskunde XV. Heft). Das reich ausgestattete Werk orientiert gut über die Vogesensiedelungen in keltischer und römischer Zeit und bietet reiches Anschauungsmaterial an Häusergrundrissen, Mediomatriker-Grabsteinen, Juppitergigantensäulen und manchen verlorenen römischen Skulpturen. Über manche Einzelheit mag man anderer Meinung sein, aber das tut dem verdienstvollen, von Heimatliebe zeugenden Werk wenig Abbruch.

Römische Zeit. Forrer, Neue Materialien zum Stadtmauerring des römischen Straßburg in: Anzeiger für elsässische Altertumskunde Nr. 19 (August 1913) u. ff. Die Schwierigkeit, das Bild einer heute überbauten römischen Stadt wieder zu gewinnen, ist sattsam bekannt. Und doch lassen sich durch zahlreiche Einzelbeobachtungen im Lauf der Jahre schöne Resultate erzielen, das zeigen die Berichte Forrers über das römische Straßburg, der sorgsam alte Beobachtungen und neue Funde vereinigt, um den Stadtmauerring festzustellen. Wesentlich günstiger lagen die Verhältnisse in Köln, das denn auch schon lange einen guten Übersichtsplan hat: Bonner Jahrbücher 98 (1895) Tafel I, zu dem neuerdings Nachträge in Heft 123 S. 1 ff. derselben Zeitschrift hinzugekommen sind. In Trier konnte bei Anlegung der Kanalisation vor einigen Jahren das römische Straßennetz sehr gut beobachtet werden. Vielleicht am schwierigsten liegen die Verhältnisse in Mainz, wo die Spuren der römischen Stadteinteilung noch nicht publikationsreif sind, aber wert wären, in einem großen, dem Publikum zugänglichen Stadtplan eingetragen zu werden.

Schmid, Emona I. Teil, mit 18 Tafeln und 93 Abbildungen, Wien 1914 (S.-A. aus dem Jahrbuch für Altertumskunde VII 1913). Emona, das römische Laibach, ist uns durch diese prächtige Publikation in anschaulicher Weise nähergerückt. Und Emona verdient dieses Interesse; es ist eine augusteische Stadtgründung mit einem rechteckigen Grundriß, der sich durchaus an das Lagerschema hält. Besonders

erfreulich sind die zahlreichen Häusergrundrisse in seltener Vollständigkeit. Außer der Topographie enthält dieser erste Teil nur noch die Inschriften aus Emona und einen ansehnlichen Fund von Goldmünzen und Silberbarren. Alle andern Einzelfunde sowie das Gräberfeld an der Wienerstraße sollen im 2. Teil behandelt werden.

Krüger und Krencker, Vorbericht über die Ergebnisse der Ausgrabung des sogenannten römischen Kaiserpalastes in Trier 1915, mit 6 Tafeln (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften. Jahrgang 1915. Phil.-hist. Klasse Nr. 2).

Die mit Mitteln des preußischen Staates vorgenommene, groß angelegte Untersuchung des bisher Kaiserpalast genannten spätrömischen Bauwerkes in Trier hat schon schöne Ergebnisse gezeitigt: vor allem die Feststellung einer älteren Anlage und eines späteren Umbaues. Ersteres ist ein stattlicher Thermenbau aus Diocletians Zeit, letzteres ein gründlicher Umbau des 4. Jahrhunderts, über dessen Benennung die Ausgräber noch nicht einig sind. Der reich mit Plänen ausgestattete Bericht orientiert gut über die vorliegende Frage, nicht am wenigsten durch die zum Vergleich herangezogenen Pläne der Thermen in Lambäsis, Timgad, Cherchel, die durch den zweitgenannten Verfasser neu aufgenommen worden sind. Überhaupt trägt die Bearbeitung der Ausgrabungsprobleme von zwei Standpunkten, dem des Archäologen und dem des Architekten, zweifellos viel zur Klärung bei. G. Behrens.

Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, zweite Auflage, herausgegeben von Haug unter Mitwirkung von Gößler.

Den beiden ersten Lieferungen, die ich in Heft VII und VIII der Mainzer Zeitschrift besprochen habe, ist nunmehr auch die dritte gefolgt, durch die das Werk seinen Abschluß fand. Diese zweite Auflage ist als ergänzt und erweitert bezeichnet; in welchem Grad dies zutrifft, ersieht man schon rein äußerlich daran, daß das Buch von 415 Seiten der ersten Auflage auf 727 angewachsen ist. Dies Anschwellen des Stoffes ist natürlich zum großen Teil durch die Besprechung vieler neuen Funde bedingt, besonders solcher, die bei Gelegenheit der seit 1900 erfolgten Grabungen am röm.-germ. Limes gemacht wurden. Außerdem aber ist jetzt jedem Abschnitt eine Einleitung über die natürlichen und geschichtlichen Verhältnisse der betreffenden Gegend sowie kurze Bemerkungen über die wichtigsten Funde aus der Vorgeschichte vorausgeschickt und der Besprechung der bedeutenderen Plätze ein übersichtlicher Plan beigegeben. Damit, daß die alten Nummern für die früheren Funde beibehalten wurden, obwohl natürlich mitten zwischen ihnen die neuen Funde mit ihren neuen Nummern an ihrer Stelle eingereiht wurden, kann ich mich beim besten Willen nicht befreunden, da es jetzt oft zeitraubend ist, eine irgendwo — vielleicht im Buche selbst — angeführte Nummer aufzufinden. Bei den späteren Auflagen, die das treffliche Buch gewiß erleben wird, wird diese Unbequemlichkeit noch mehr hervortreten. Zum mindesten wird man künftig außer der Nummer immer auch die Seite angeben müssen! Eine sehr wertvolle Beigabe ist die archäologische Karte, die in mehrfarbigem Druck sehr sauber ausgeführt ein Bild von der natürlichen Beschaffenheit des Landes gibt und auf den ersten Blick ersehen läßt, wie sehr von dieser die römischen Straßenverbindungen und die Kastell- und Limesanlagen abhängig sind. Die sehr ausführlichen und zuverlässigen Nachweisungen am Ende des Buches erleichtern seinen Gebrauch außerordentlich, und man kann seine Erwerbung jedem empfehlen, der als Lehrer oder sonst sich mit der römischen Zeit unseres Vaterlandes zu befassen hat.

Körber.

Karl Körber, Die große Juppitersäule im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Mit 10 Tafeln und 9 Abbildungen im Text. Groß Oktav (28 Seiten). Mainz 1915.

Mit dieser Abhandlung beginnt Körber in höchst dankenswerter Weise eine neue Gesamtveröffentlichung der im Altertumsmuseum der Stadt Mainz aufbewahrten römischen Inschriften und Skulpturen als Ersatz für den längst nicht mehr vollständigen und veralteten Beckerschen Katalog. Dies ist zu beachten, wenn man der vorliegenden Arbeit in vollem Maße gerecht werden will: Körber konnte und wollte nicht in allem und jedem etwas Neues über die seit ihrer Auffindung schon so häufig besprochene Juppitersäule geben, in vielen Punkten mußte er bereits Gesagtes wiederholen, vor allem aber die vorhandene Literatur, an der er ja bekanntermaßen selbst hervorragenden Anteil hat, sorgfältig nachprüfen. Wie es ein moderner wissenschaftlicher Katalog erheischt, gibt Körber nach einer kurzen Schilderung der Fundumstände und einer kritischen Übersicht über die seither erschienene Literatur eine sehr eingehende Beschreibung des Denkmals mit allen seinen Einzelheiten. Sein Hauptinteresse wendet der Verfasser aber der inhaltlichen Erklärung des Skulpturenschmuckes zu, und man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die in dieser Hinsicht früher vorhandenen großen Ungewißheiten nunmehr auf ein Mindestmaß verringert sind, wozu neben Körbers eigenen wichtigen Feststellungen vor allem Oxés Aufsatz im VII. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 28 ff.) beigetragen hat. Am meisten weichen, wie schon die Unterschriften der Abbildungen bei Körber zeigen, die Erklärungen für die Figuren der mittleren Säulentrommel voneinander ab. Oxé hatte in dem erwähnten Aufsatz die vier Frauengestalten als Libera, Aquitania, Gallia Lugdunensis und Gallia Belgica gedeutet. Körber lehnt diese Erklärung ab und sieht in der Libera Oxé's (g I) eine Pax, in den drei anderen aber Proserpina (g IV), Venus (g II) und Vesta (g III). Nicht ganz leicht fällt es, die mit Wage und Zweig ausgestattete Frau für Venus zu halten, wenn schon gerade diese in dem übrigen Götterkreis der Säule unbedingt erforderlich scheint und die Identifizierung mit einer der anderen weiblichen Gestalten noch weniger angeht. Ganz sicher ist, wie Körber im Gegensatz zu v. Domaszewski u. a. betont, f II als Ceres und nicht als Pax oder Tellus zu deuten; mit Oxé spricht auch Körber den Opfernden (h I) nicht als Genius Cäsaris, sondern direkt als Nero an; dem Merkur (a IV) denkt er sich seine Mutter Maia als Begleiterin zugesellt. Von Einzelheiten verdient dann noch hervorgehoben zu werden die sehr glückliche Beobachtung (S. 15), daß in den Dioskuren (c II und IV) die beiden Stifter des Denkmals dargestellt sein könnten. — Was die Gesamtauffassung der Säule angeht, so übernimmt Körber unter Ablehnung aller anderen Hypothesen mit vollem Recht die Ansicht Oxés, daß es sich um „eine durchaus römisch gedachte Huldigung für den römischen Kaiser" handle (S. 7). Auf die kunstgeschichtliche Stellung des Denkmals und die stilistischen Zusammenhänge mit Südfrankreich geht Körber nicht ein. Hier steht die Forschung noch ganz in den Anfängen; angeschnitten findet man die Frage bei Neeb im Saalburg-Jahrbuch III 1912 S. 96 ff. — Die Ausstattung des kleinen Buches ist mustergültig. Tafel III bis X bringen die aus der Mainzer Zeitschrift VII bekannten guten Abbildungen der einzelnen Figuren, der Text Zeichnungen der Gesimse und anderes; Tafel I und II enthalten neben einer Ansicht der Nachbildung auf der Saalburg Neuaufnahmen des jetzt neu ergänzten Kapitäls und einige ikonographische Vergleichsstücke. — Körbers kleine Abhandlung, die strenge Sachlichkeit und Schärfe des Urteils mit umfassender Gelehrsamkeit vereint, bildet eine verheißungsvolle Einleitung zu seinem hoffentlich recht bald erscheinenden Gesamtkatalog. -tt.

Merovingisches und Karolingisches. Die Restaurationsarbeiten am Wormser Dom haben interessante Ergebnisse geliefert, die in den Jahresberichten der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen Bd. I, 1910, S. 185, Bd. II, 1912, S. 230 und Bd. III, 1914, S. 242 veröffentlicht werden. Bei der Anbringung eines neuen Fußplattenbelags zeigten sich unter dem Boden Reste römischer Bauten, die vielleicht einer frühchristlichen Basilika angehören. Ferner wurden 1906 unter der Ostvierung acht Särge von Angehörigen des salischen Kaiserhauses gefunden. Eine größere Publikation der Funde ist in Aussicht gestellt, über die dann ausführlicher berichtet werden soll. Professor Weckerling hat in der Zeitschrift „Vom Rhein" Dezember 1913 zum Abschluß der Renovationsarbeiten einen Aufsatz veröffentlicht, der in übersichtlicher Weise auf die Geschichte des Baus, die älteren und neueren Wiederherstellungen eingeht. Verschiedene Photographien und Zeichnungen dienen zur Veranschaulichung.

Auch am Mainzer Dom finden Wiederherstellungsarbeiten statt, die neue Anhaltspunkte für die älteste Baugeschichte zu ergeben scheinen. Die Aufnahmen veröffentlicht W. Grein, „Zur Baugeschichte des Domes zu Mainz. Neue Untersuchungen über die Bauzeit des romanischen Mittelschiffs. Mainz 1912." Aus den beigegebenen Tafeln ersieht man, daß die Grabungen zwischen den heutigen Fundamenten des Mittelschiffs auf keine älteren stießen und daß die Fundamente des heutigen Domes auf denen des Willigis-Domes ruhen. Der Bau Heinrichs IV. weist also die gleichen Maßverhältnisse auf, wie die alte Willigisbasilika. Die Frage nach den Querschiffsanlagen des ottonischen Baues und über seine Ausdehnung nach Ost und West kann nach den bisherigen Grabungen jedoch noch nicht entschieden werden. Pfahlrostgründungen und römische Scherben vom 1. Jahrhundert an zeigen die beständige Besiedelung des Platzes. Grein beschränkt sich in seiner Abhandlung auf die Baugeschichte des romanischen Mittelschiffs. Nach seiner Ansicht liegt dessen zeitliche Entstehung vor der des Ostchores. Das Jahr 1097 bildet die späteste Grenze für die Vollendung des Mittelschiffs. Die Bauzeit des Ostchores ist während der Jahre 1097—1106 zu suchen. Das Mittelschiff trägt der Konstruktion für Kreuzgewölbe schon von Anfang an Rechnung. Interessant sind ferner seine Ausführungen im III. Abschnitt über die Art der Fundamentierung des Mittelschiffs.

Wenn auch die tägliche praktische Anschauung den Verfasser in den Stand setzte, gründlicher als mancher feinempfindende Kunsthistoriker sich eine Ansicht über die Entstehungsgeschichte des Domes zu bilden, so wird es sich doch bei der Schwierigkeit des Problems empfehlen, mit einem endgültigen Urteil bis zur Vollendung der Gesamt-Restaurationsarbeiten des Domes zu warten. Wie es sich auch gestalten mag, solche ernsthaften Arbeiten wie diese werden stets eine wertvolle Bereicherung der kunstwissenschaftlichen Literatur bilden.

Deutscher Verein für Kunstwissenschaft. Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser. Bearbeitet von A. Goldschmidt. Erster Band. Berlin. Bruno Cassirer. 1914.

Nach Clemens Aufsatz über die merovingische und karolingische Plastik in den Bonner Jahrb. 1892, S. 1 ff. war keine zusammenfassende Arbeit über die karolingische Elfenbeinwerke mehr versucht worden. Nur wenige Forscher, wie Swarzenski und Goldschmidt, lösten aus der großen Masse kleinere Gruppen heraus. Der Hauptgrund ist darin zu sehen, daß die einzelnen Stücke örtlich weit zerstreut und schlecht oder gar nicht veröffentlicht waren. Goldschmidt hat daher durch seine Publikation des gesamten Materials erst der weiteren Forschung die Wege geebnet. In großzügiger Weise scheidet er scharf die größeren Gruppen voneinander. Doch hält er konservativ an den althergebrachten Kollektivbegriffen fest. Er entwickelt drei Hauptgruppen: Die Adagruppe, die Liuthard- und eine ältere und jüngere Metzer Gruppe. Von ihnen repräsentiert jede einen in verschiedenen Kunstzentren zeitlich aufeinanderfolgenden Stil, der sich von seinen Entstehungsorten aus weiter verbreitet. Die Adagruppe war eigentlich ein Sammelbegriff für eine Gruppe von Handschriften, die sich um das Evangeliar der Äbtissin Ada in Trier gruppieren (s. Janitschek, Die Trierer Adahandschrift, 1898). Mit den Miniaturen der Handschrift zeigen auch die Elfenbeindeckel einen stilistischen Zusammenhang. Die meisten Stücke der Adagruppe schließen sich in der Form noch an frühchristliche Elfenbeinarbeiten an. Im Gegensatz zu den ruhigen Gestalten dieser Gruppe steht eine lebhaft bewegte Kunstrichtung, die ungefähr um die Mitte des 8. Jahrhunderts einsetzt und deren Stil sich am frühesten und ausgeprägtesten auf dem Deckel des Psalters Karls des Kahlen (Paris, Bibl. Nat.) findet, als deren Schreiber sich Liuthard nennt. Während für diese beiden Schulen noch keine festen Arbeitszentren festgestellt sind, kennen wir einige Werke, deren Entstehung in Metz sicher zu sein scheint. Das Sakramentar des Bischofs Drogo von Metz (826—855) und der mit dem Namen des Bischofs Adalbero bezeichnete Buchdeckel (984—1005) (Mus. Metz). An diese beiden Werke reihen sich nun verschiedene stilistisch und ikonographisch ähnliche Arbeiten an zu einer älteren und einer jüngeren Schule. An den Schluß des Werkes stellt Goldschmidt die weiteren Arbeiten der karolingischen Epoche, die sich nicht direkt mit einer der drei Hauptgruppen in Verbindung setzen lassen, nordfranzösische, italienisch-langobardische usw. Hier finden sich auch die Tutilotafeln in St. Gallen und die ihnen verwandten Werke.

Für die Mainzer Kunstgeschichte bieten zwei Elfenbeintafeln besonderes Interesse. Ein Buchdeckel mit der Kreuzigung und den Frauen am Grabe im National-Museum zu München (Kat. 5 Nr. 160) und einer mit der Himmelfahrt und der Bekehrung des Thomas in Weimar (Mus. für Kunst und Kunstgew., Abguß Centralmuseum Mainz, Inv. 26774). Beide Werke gehören wahrscheinlich als Deckelschmuck zu einem Evangeliar, das jetzt ebenfalls getrennt in den Bibliotheken zu München und Weimar aufbewahrt wird. Es stammt aus dem St. Albanskloster in Mainz. Im Stil schließen sich die Reliefs an die Deckel des Psalters Karls des Kahlen an. Ferner entspricht nun die Weimarer Kreuzigung im Stil einer Miniatur eines Sakramentars der Mainzer Seminarbibliothek, eine Handschrift, deren Mainzer Ursprung ebenfalls sicher zu sein scheint. Merton in „Die Buchmalerei in St. Gallen vom 9.—11. Jahrhundert", Leipzig 1912 S. 88 stellt zum erstenmale sowohl die Zusammengehörigkeit der oben genannten Handschriften untereinander, als auch mit drei weiteren in Donaueschingen, Wolfenbüttel und Fulda fest. Merton hält diese Werke, besonders da die Liturgie auf Mainz hinweist, für Arbeiten, die hier in einer von St. Gallen abhängigen Schule entstanden sind.

Durch diese neueren Forschungen ergeben sich interessante Ergebnisse für die früheste mittelalterliche Kunst in Mainz, über die wir bis jetzt noch völlig im ungewissen sind.

W. F. Volbach.

Walter Alberti, Dr. jur., Der Rheingauer Landbrauch von 1643, ein rheinisches Bauernrecht. Marburg i. H. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1913. Preis M. 2.50.

In den Wirren des dreißigjährigen Krieges war die Rechtsunsicherheit im Rheingau, das, abgesehen von einigen sehr zweifelhaften Rechtsaufzeichnungen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, Niederschriften der Rechtsbräuche und Gewohnheiten des Landes nicht besaß, außerordentlich groß geworden. Der Gewaltbote Nikolaus Itzstein, ehemals Schultheiß zu Johannesberg, der auf eine dreißigjährige Praxis in Rechtsangelegenheiten zurücksehen konnte, hat die Rechtsbräuche des Landes im Jahre 1643 schriftlich niedergelegt, und seine Niederschrift, von den Schultheißen, Räten und Senioren des Landes nachgeprüft und genehmigt, war bis zur Einführung des Mainzer Landrechts im Jahre 1755, also über 100 Jahre geltendes Recht im Rheingau. Itzstein hat den einzelnen Gerichten Handschriften des Landbrauchs zustellen lassen. Im Druck war derselbe, von kleineren Abschnitten abgesehen, niemals erschienen. Alberti hat es in sehr dankenswerter Weise unternommen, zum erstenmale diesen Rheingauer Landbrauch vollständig im Druck vorzulegen. Der Abdruck beruht auf dem Vergleich von sechs Handschriften. Eine derselben ist eine Abschrift der Mainzer Stadtbibliothek aus dem Jahre 1803 nach einem Originale, das sich, wie Referent feststellen konnte, heute noch im Stadtarchiv Aschaffenburg befindet. Alberti läßt dem Texte des Landbrauchs einen Überblick über die Verfassungsgeschichte des Rheingaues bis 1643 folgen, bei dem nur die Schilderung der bekannten Zusammenkunft im Bauernaufstand auf dem Wachholder im Jahre 1525 etwas zu gemütlich geraten zu sein scheint, und er kommentiert im dritten Teile des Werkes die siebzig einzelnen Abschnitte des Landbrauchs, die größtenteils familienrechtlicher und erbrechtlicher Natur sind, in sehr guten juristischen Ausführungen. Von besonderem Interesse sind noch die Bestimmungen über den Weinhandel und die Schilderung des merkwürdigen Gabelungszwanges, d. h. der Pflicht des Käufers mit jedem Faß Wein über Durchschnittsqualität ein solches unter Durchschnitt zusammen zu kaufen. Die Arbeit von Alberti läßt die Frage sehr nahe liegend erscheinen, was um das Jahr 1650 in der Hauptstadt Mainz zur Fixierung der Rechtsgewohnheiten geschehen ist. Es mag hier auf eine ordnungsmäßig publizierte Verordnung des Kurfürsten Johann Philipp vom 21. Juli 1655 verwiesen werden, die aber nur zwölf Punkte enthält und in der Hauptsache nur einen Mainzer Stadtbrauch über eheliche

Errungenschaft feststellt. Es befindet sich jedoch in dem zweiten Sammelbande der Kurmainzischen Verordnungen der Mainzer Stadtbibliothek, ohne Zweifel wohl aus dem Jahre 1655 herstammend, noch ein gedruckter, außerordentlich ausgedehnter Entwurf einer Kurmainzischen Stadtgerichtsverordnung mit sehr eingehenden Bestimmungen über Güterrecht und Erbrecht. Dieser Entwurf hat nie Gesetzeskraft erlangt, er dient jedoch, wie auf diesem Druck auch bemerkt, zur Information über das alte Recht. Eine Vergleichung des Rheingauer Landbrauchs mit diesem Entwurf für die Stadt Mainz selbst wäre für den Rechtshistoriker sehr am Platze. Dr. S. L.

Wolfgang Trefler und die Bibliothek des Jakobsklosters zu Mainz. Ein Beitrag zur Literatur- und Bibliotheksgeschichte des ausgehenden Mittelalters. Von Fritz Schillmann (Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. Heft 43). Leipzig 1913, Otto Harrassowitz. VI und 226 Seiten. M. 12.—.[1])

Das Wenige, was man bisher über das Leben und die Leistungen Treflers wußte, hatte Franz Falk (anonym) in den Historisch-politischen Blättern Bd. 77 (1876) zusammengestellt. Einige kleine Ergänzungen und Verbesserungen dazu lieferten D. König in den Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. 20 (1880) und, was Schillmann entgangen ist, F. W. E. Roth im Katholik 3. F. 18. Bd. (1898), S. 347—352. Die Nachrichten beruhten zumeist auf eigenen Angaben Treflers in dem von ihm verfertigten Katalog der Bibliothek des Benediktinerklosters auf dem Jakobsberg in Mainz, dessen Handschrift, seitdem sie 1825 nach Cheltenham gekommen war, von niemand mehr benutzt wurde, nunmehr aber, da sie in der Versteigerung der Phillippsschen Bibliothek von der Königlichen Bibliothek in Berlin für Deutschland zurückgewonnen ist, von Schillmann in der vorliegenden Veröffentlichung allgemein zugänglich gemacht wird.

Was der Herausgeber in seiner Einleitung den bisher bekannten Daten über Trefler hinzufügt, ist allerdings teilweise unsicher, teilweise auch geradezu falsch. Daß der 1477 (?) in Augsburg geborene Wolfgang Trefler in Köln studiert habe, ist eine unzulässige Auslegung seiner Bemerkung über die Lektüre des fälschlich dem Albertus Magnus beigelegten Buches de secretis mulierum. Ebensowenig darf man aus einer anderen Stelle schließen, daß er in Köln die persönliche Bekanntschaft von Reuchlins Gegner Arnold von Tungern gemacht habe; auch ist fraglich, ob er mehr als einen Brief mit diesem Manne gewechselt hat. Sicher dagegen ist, daß Trefler an der Universität Basel Studien gemacht hat. Freilich besitzen wir außer seiner eigenen sehr deutlichen Aussage keinen Beweis für einen Aufenthalt Treflers in Basel. In der Matrikel der dortigen Universität begegnet sein Name nicht, nur ein Gastellus Treffler aus Friedberg bei Augsburg und ein Mathias Treffler von Augsburg kommen darin 1493/94 bezw. 1492/93 vor. Sie waren vielleicht Verwandte, denen Wolfgang, der ja ebenfalls aus Augsburg stammte, nachfolgte. Daß sein Bruder Bartholomäus, der spätere ludimagister in Augsburg, auch — und zwar als Schüler des Laurentius Corvinus aus Neumarkt — in Basel studiert habe, ist wohl ein Schreibfehler Schillmanns für Krakau. Kurz nach dem am Gregoriustag 1496 erfolgten Tode des Johannes Heynlin de Lapide traf Wolfgang Trefler in Basel ein. Sein von ihm besonders gerühmter, im Jahre 1511 noch lebender Lehrer der Dialektik, Balthasar von Mersburg, der Verfasser mehrerer Kommentare zu Aristoteles und einer Abhandlung über den gregorianischen Gesang, soll laut Schillmann nicht weiter bekannt sein, trotzdem er nach Trefler ein wegen seiner Gelehrsamkeit angesehenes Mitglied des Lehrkörpers gewesen sein und lange Jahre große Lehrerfolge gehabt haben muß. Tatsächlich ist aber dieser Balthasar zweifellos identisch mit Balthasar Prasberg, dessen choralis musicae interpretatio, bei Michael Furter in Basel 1501 und öfters gedruckt, von Bäumker in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 26 S. 504 f. kurz gewürdigt worden ist.[2])

Wann Trefler Basel verlassen, wohin er sich von dort aus gewandt hat, ist unsicher. Ich möchte fast vermuten, daß er auch in Tübingen eine Zeitlang studiert habe. Zwar schweigt auch die dortige Matrikel über ihn. Es fällt aber auf, daß er über eine Reihe von Gelehrten, die dort wirkten, Bebel, Nauclerus, Heynlin, Johann Altensteig, Jakob Heinrichmann, Johannes Brassicanus, ziemlich ausführliche und namentlich durchweg selbständige, nicht wie sonst meist von Trithemius abhängige Nachrichten mitzuteilen weiß, die er eben vielleicht persönlichen Beziehungen zur Universität Tübingen verdankte. Das nächste sicher datierbare Ereignis in Treflers Leben ist 1507 seine Wahl zum zeitweiligen cellerarius des Klosters Sponheim mit der Aufgabe, die etwas zerrütteten Verhältnisse des Klosters wieder in Ordnung zu bringen. Vermutlich war er schon längere Zeit vorher in das Benediktinerkloster auf dem Jakobsberg in Mainz eingetreten; nach der in der Mainzer Stadtbibliothek befindlichen handschriftlichen Historia coenobii Sti. Jacobi von Pantaleon Rupprecht S. 424 soll er 1497 dort die Gelübde abgelegt, 1500 die Priesterweihe empfangen haben. In das Mainzer Kloster kehrte Trefler auch nach Erledigung seiner Mission in Sponheim 1508 zurück und verwaltete von da bis zu seinem Tode am 26. Juli 1521 die Bibliothek seines Klosters.

Literarisch ist Trefler nicht stark hervorgetreten. Ein seinen Zeitgenossen noch bekanntes Werk über die hervorragenden Angehörigen seines Klosters und seine ebenfalls bezeugte umfängliche Korrespondenz mit anderen Gelehrten sind freilich heute verschollen. Zwei Werken, die mit seiner bibliothekarischen Betätigung zusammenhängen, verdankt Trefler es, wenn wir auch jetzt noch sein Gedächtnis in Ehren halten: der während der aufreibenden geschäftlichen Tätigkeit in Sponheim unter Opferung der Ruhe mancher Nacht angefertigten Abschrift des sogenannten Christiani Chronicon Moguntinum, die uns allein diese wichtige Quelle zur Mainzer Geschichte bewahrt hat, und dem Katalog der in seiner Klosterbibliothek vorhandenen Schriftsteller mit biographisch-literargeschichtlichen Notizen zu jedem einzelnen.

Diese Bibliothek des Jakobsberger Klosters weist eine an bösen Wechselfällen reiche Geschichte auf. Im Kampfe zwischen Erzbischof Arnold von Selenhofen und der Mainzer Bürgerschaft brannte 1160 das Kloster und mit ihm seine Bibliothek nieder; wenige Bände blieben erhalten, wie uns ein in einem Bericht Treflers an seinen Abt Johannes Menge kopiertes altes Verzeichnis von 1186 zeigt. Ein zweites Mal wurde das Kloster und ein Teil seiner Bücherschätze im Jahre 1328 zerstört. Außerdem litt zweifellos auch die Jakobsberger Bibliothek unter dem allgemeinen Niedergang der mittelrheinischen Benediktinerklöster im 14. Jahrhundert. Erst nach der Bursfelder Reform von 1441 begann ein neuer Aufschwung. Die Treflersche Kopie eines zweiten Katalogs aus dem Jahre 1444 ist besonders interessant, weil sie uns den — recht bescheidenen, außer den für die Gottesdienste nötigen Büchern nur 60 Bände umfassenden — Bestand der Bibliothek kurz vor dem Aufkommen der Druckkunst veranschaulicht. Abt Hermann Preus (1466—1510) wandte der Sammlung seine besondere Fürsorge zu; durch Ankäufe und durch Anspornung seiner Klosterbrüder zu emsigem Abschreiben mehrte er sie, unterstützt von den Prioren Donatus, Heinrich Northusen und Dietrich von Zwolle, unermüdlich, mit einem Erfolg, den uns der von Wolfgang Trefler als Bibliothekar 1511—1515 angelegte Katalog erkennen läßt. Über das weitere Schicksal der Bibliothek ist wenig bekannt. Der großen Plünderung der Mainzer Bibliotheken durch die Schweden scheint sie entgangen zu sein. Aber eine bedeutende Vermehrung dürfte sie nach 1515 kaum mehr erfahren haben. Die Beschießung von Mainz im Juli 1793 wurde auch ihr, wie andern Kunst- und geschichtlichen Denkmälern der Stadt verhängnisvoll. Zum dritten und letztenmal ging sie in Flammen auf; nur weniges wurde gerettet und dieses, zumal nach der bald darauf verfügten Aufhebung der Klöster, nach allen Richtungen zerstreut. Während die übrigen Mainzer Klosterbibliotheken mit der Universitätsbibliothek, der heutigen Stadtbibliothek, vereinigt wurden, gelangten nur wenige Bände aus der Benediktinerbibliothek und auch diese zum Teil erst in neuerer Zeit infolge gelegentlicher antiquarischer Erwerbungen dorthin. Nur zehn Handschriften haben sich

[1]) Die nachstehende Besprechung ist zuerst erschienen im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 28. März 1915.

[2]) Vgl. über Prasberg auch K. Nef in der Festschrift zur Feier des 450jährigen Bestehens der Universität Basel. Basel 1910. S. 301.

bisher als vom Jakobsberg stammend in der Stadtbibliothek feststellen lassen; freilich ist die Bestimmung der Provenienz durch Beschädigung oder Abänderung des Einbands oder durch Herausreißen der häufig einen Besitzvermerk tragenden ersten und letzten Blätter oft unmöglich gemacht. Auch unter den Inkunabeln der Stadtbibliothek sind voraussichtlich nur wenige — unter mehr als 400 durchgesehenen Bänden waren es nur fünf —, die aus dem Jakobsberger Kloster gekommen sind. Einen ansehnlichen Teil der Handschriften erwarb Kirchenrat Dahl in Darmstadt; sie gingen 1822 in den Besitz von Leander van Eß in Marburg und später an Sir Thomas Phillipps in Cheltenham über. Infolge der im Laufe der letzten Jahre vor sich gehenden Versteigerung dieser Sammlung sind einige Bände nach Deutschland, in die Königliche Bibliothek in Berlin, zurückgekehrt; der überwiegende Teil des ehemaligen Handschriftenbestands des Jakobsberger Klosters ist aber — soweit er vor dem Brande von 1793 überhaupt bewahrt blieb — auf verschiedene Bibliotheken verstreut oder ganz verschollen.

Unter den Erwerbungen von Jakobsberger Handschriften, die die Königliche Bibliothek gemacht hat, kommt dem Sammelbande Phillipps 705 (Versteigerung Sotheby 1910, Nr. 786, jetzt Berlin K. B. cod. lat. fol. 666) eine ganz besondere Bedeutung zu. Er enthält das sogenannte Christiani Chronicon Moguntinum in Treflers Abschrift, der ein Dedikationsschreiben an den Kanonikus Wolfgang von Solms vorausgesandt ist; dann Treflers orationes funebres in laudem Hermanni (Preus) abbatis; den Katalog der Bibliothek des Jakobsberger Klosters, einen nicht von Treflers Hand herrührenden Liber moralis; einen Brief und Verse des Peter Schlarpf (Sorbillo) an Trefler in einer Abschrift Treflers, und endlich Gesta Trevirorum von einer unbekannten dritten Hand. Unter Übergehung der übrigen Nummern des Sammelbandes beschäftigen wir uns hier nur mit dem Bibliothekskatalog.

Ein Katalog im gewöhnlichen Sinne ist das Verzeichnis allerdings nicht. Es enthält nicht alle in der Bibliothek vorhandenen Bücher. Ausgeschlossen bleiben außer der Bibel alle anonymen Schriften; nicht aufgenommen oder jedenfalls nicht als solche von den lateinisch geschriebenen Werken unterschieden sind die in deutscher Sprache abgefaßten Abhandlungen; bei Sammelbänden, die doch gerade in den Klosterbibliotheken eine so hervorragende Rolle zu spielen pflegen, scheinen nur die wichtigsten Stücke, vielleicht je nur eine Nummer berücksichtigt zu sein; auch zeigt ein Blick auf die Liste der uns bekannten Jakobsberger Handschriften, daß nicht einmal innerhalb der selbstgezogenen Grenzen vom Verfasser Vollständigkeit seiner Angaben erstrebt ist. Was wir erhalten, ist vielmehr ein Verzeichnis der in der Bibliothek vertretenen Schriftsteller mit Angabe ihrer dort vorhandenen Werke. Ob es sich dabei um Handschriften oder Drucke handelt, ist nur ganz ausnahmsweise kenntlich gemacht. Die Hoffnung auf Ausbeute für die Geschichte der Anfänge des Buchdrucks aus dem Werke eines Mannes, der an der Stätte der Erfindung nur wenige Jahrzehnte nach dem Tode Gutenbergs eine Bibliothek zu verwalten hatte und bei dem man doch eine besondere Einsicht in die Bedeutung der neuen Kunst voraussetzen durfte, erweist sich leider als eitel.

Wenn Schillmann meint, daß wir aus dem Katalog ein eingehendes Bild von den literarischen Interessen einer klösterlichen Gemeinschaft kurz vor der Reformation gewinnen, so bedarf diese Auffassung meines Erachtens nach dem oben Gesagten einer wesentlichen Einschränkung: das Bild ist unvollständig und deswegen leicht irreführend. Eine Rekonstruktion der Jakobsberger Bibliothek, die Schillmann als Ideal seiner herausgeberischen Arbeit und als wertvollen Beitrag zu der Geistesgeschichte des ausgehenden Mittelalters hinstellt, wäre nur auf Grund des Treflerschen Katalogs unmöglich.

Sein besonderes Gepräge erhält Treflers Werk dadurch, daß er sich nicht mit einer bloßen Aufzählung der Schriftsteller und ihrer im Klosterbesitz befindlichen Werke begnügt. Jedem Autor fügt er biographische Notizen und eine literarische Würdigung hinzu, für die ihm seines Freundes und Sponheimer Klostergenossen Johannes Trithemius Buch de scriptoribus ecclesiasticis als Vorbild, zum sehr großen Teil auch als unmittelbare Quelle diente. Wohl schreibt er ihn nicht wörtlich ab, versteht es auch, Fehler des Trithemius zu vermeiden, aber trotz stilistischer Änderungen bietet er inhaltlich oft nichts Neues. Wo Trithemius versagt, zieht er die bekannten mittelalterlichen Schriftstellerkataloge des Hieronymus, Gennadius, Valerius Maximus, des Augustinus de civitate Dei, des Vincenz von Beauvais Speculum historiale und andere heran. Nur zum kleineren Teile besitzen seine Notizen selbständigen Wert, besonders bei Zeitgenossen, zu denen er irgendwelche persönliche Beziehungen hatte. Ob es unter diesen Umständen angezeigt war, die Handschrift buchstäblich genau abzudrucken? Ich möchte dies verneinen. Bei Auslassung der unselbständigen Partien wäre das Eigene um so deutlicher und um so wirkungsvoller für den Benützer hervorgetreten; auch der Preis der Veröffentlichung hätte dann bedeutend niederer gehalten werden können.

Die dem Textabdruck hinzugefügten Beigaben des Herausgebers bestehen außer der Einleitung über das Leben Treflers, über die Geschichte der Jakobsberger Bibliothek und über die Beschreibung der Handschrift aus Anmerkungen, die einmal die wichtigsten Werke der mittelalterlichen Literaturgeschichte angeben, in denen der betreffende Autor vorkommt, ohne daß damit gesagt sein soll, daß Trefler sie auch gekannt oder benützt hat; andererseits soll die Nennung der wichtigsten Lebensdaten und der hauptsächlichsten gelehrten Literatur — diese bedürfte hin und wieder der Vervollständigung — es ermöglichen, näheres über den behandelten Schriftsteller festzustellen. Eine mehr summarische Quellenuntersuchung gibt im einzelnen Falle an, ob Trefler selbständig ist oder aus andern geschöpft hat. Wo sich die von Trefler genannten Bücher mit noch heute nachweisbaren Handschriften identifizieren lassen, ist dies bemerkt. Bei Werken, die zur Zeit der Abfassung des Katalogs schon gedruckt waren, glaubt der Herausgeber, meines Erachtens mit Unrecht, überwiegend Drucke vermuten zu dürfen, und gibt daher bis 1500 die Hain-Nummer, nach 1500 Ort und Jahr des Erscheinens der Drucke an. Angenehm ist auch die Hinzufügung der allerdings nur aus anderen Handschriften oder Ausgaben erschlossenen Anfänge der einzelnen Werke zu deren Titel. Dafür werden dem Herausgeber alle diejenigen dankbar sein, die mit der Abfassung von Handschriftenkatalogen zu tun haben, schade nur, daß er nicht gerade noch einen Schritt weitergegangen ist und ein Initienregister aufgestellt hat. — Einige Stellen des Textes scheinen durch Druck- oder Lesefehler verdorben, im ganzen aber macht dessen Abdruck einen korrekten Eindruck. Auf kleine Fehler in den Anmerkungen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Gustav Binz.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. Nachdem in den Jahren 1908/09 von der Stadt Mainz der „Fonds für wissenschaftliche Veröffentlichungen zur Mainzer Stadtgeschichte" bewilligt und die „Kommission für die Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz" gebildet worden war, konnte schon 1910 als erster Band: „Hans Vogts, Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert" erscheinen (vgl. auch Mainzer Ztschr. V 1910, S. 87). Diese Sammlung einzelner größerer Arbeiten — teils wissenschaftlich-kritischer Materialsammlungen, zuverlässig herausgegebener wissenschaftlich-brauchbarer Quellenausgaben, teils selbständiger Verarbeitungen — konnte bald schon weitere Bände aufweisen, so Band 2: „Heinrich Schrohe, Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte" 1912. Als Band 3 folgte:

Fritz Herrmann: Quellen zur Topographie und Statistik der Stadt Mainz, Häuser- und Steuerlisten aus der Zeit von 1497—1541. Mainz 1914, 160 S., mehrere Textabbildungen, 4 Tafeln.

Der Verfasser ist uns bereits bekannt durch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte von Mainz: Die evangelische Bewegung zu Mainz im Reformationszeitalter. Mainz 1907. Er veröffentlicht nunmehr etliche Häuser- und Steuerlisten aus der gleichen Zeit sowie das Wachtbuch von 1505, das für die mittelalterliche Befestigung wertvoll ist. Die Listen bieten uns ein, wenn auch nicht vollständiges, so doch annäherndes Bild des damaligen Mainz, der Häuser und Bewohner, somit eine Art von Adreßbuch. Leider ist es nicht vollständig, da gerade die Listen der Bürgerhäuser fehlen, während die von der Steuer des Herdschillings befreiten, also des Adels, der Geistlichen, Professoren, Doktoren, Notaren, Beamten etc. ohne

Ausnahme genannt werden. Vielleicht wird uns einmal ein zweiter glücklicher archivalischer Fund auch das Fehlende noch ergänzen. Daher sind wir doch immer noch auf die unübersichtliche Topographie von 1657 bei Schaab: Geschichte von Mainz I S. 248 ff. zur Ergänzung angewiesen. Von den fünf Häuserlisten von 1497—1505 bringt der Verfasser die beiden umfangreichsten vollständig, aus den übrigen Auszüge zum Abdruck und in den Anmerkungen eine Fülle erläuternden Materials. Wertvoll sind diese Listen auch um deswillen, weil sie die ältesten uns erhaltenen von Mainz sind. Denn während uns für die karolingische Zeit ein verhältnismäßig reiches Material zur Topographie der Stadt zur Verfügung steht, fehlt es für das ganze spätere Mittelalter fast völlig. — Als zweiten Teil veröffentlicht Herrmann die Liste D mit Varianten der drei anderen der Landsteuer von 1541. Sie ist von Wert für die Geschichte der Zünfte, während hier nun gerade Geistlichkeit und Juden fehlen. Die Bevölkerungszahl — allerdings ohne Adel, Klerus und Juden —, die der Verfasser mit 5500 berechnet (S. 91. Anm. 1), dürfte aber etwas zu niedrig gegriffen sein. Ein sorgfältiges Register erleichtert die Benutzung. Als Beigabe erhalten wir zu diesen ältesten Häuser- und Steuerlisten zugleich im Lichtdruck die Wiedergabe des ältesten Stadtplanes von Mainz aus dem Jahre 1575 von Maskopp nach dem Original im Würzburger Archiv.

Als Band 4 der Beiträge schließt sich an:

Heinrich Schrohe: Mainz in seinen Beziehungen zu den deutschen Königen und den Erzbischöfen der Stadt bis zum Untergang der Stadtfreiheit (1462). Mainz 1915. 248 Seiten.

Schrohe führt uns hier ein großes Stück deutscher Geschichte des Mittelalters vor, soweit die Stadt Mainz mit der Reichs- und Territorialpolitik und -Geschichte in Berührung kam. Eine Geschichte des Territoriums d. h. des Erzstiftes Mainz ist also nicht darin zu suchen; sie ist noch ungeschrieben. Die neuesten Arbeiten dafür sind: P. Richter: Der Rheingau, eine Wanderung durch seine Geschichte. Wiesbaden 1913. Karl H. Schmitt: Erzbischof Adalbert I (1111—1137) als Landesfürst. Gießen Diss. 1914. Manfred Stimming: Die Entstehung des weltlichen Territoriums des Erzbistums Mainz. I. Teil. Breslau Hab. Schr. 1913, vollständig unter dem gleichen Titel Darmstadt 1915.

Wenn Schrohe in dem Vorwort bemerkt, er glaube nach den beiden Richtungen, die die Aufschrift des Buches kennzeichnet, eine Geschichte von Mainz geschaffen zu haben, so ist dies dahin einzuschränken, daß sein Werk vielmehr eine ausgeführte Quellensammlung darstellt, während eine wissenschaftlich zuverlässige Geschichte von Mainz noch ungeschrieben ist, auch noch nicht geschrieben werden kann. Was dafür not tut und durch die „Beiträge" bezweckt und erreicht wird, das sind auf gründlichen Studien beruhende, zuverlässige, wissenschaftlich brauchbare Materialsammlungen und Vorarbeiten zur Gesamtgeschichte von Mainz.

Schrohes Buch zerfällt in einzelne Kapitel, die sich an die übliche Einteilung der deutschen mittelalterlichen Geschichte nach Herrschergeschlechtern anschließen. Die starke Ungleichheit an Umfang der Kapitel wird veranlaßt durch das mehr oder weniger reichliche oder gar dürftige Quellenmaterial. Durch die Sprödigkeit der annalistischen und urkundlichen Quellen ist auch der anfangs nüchterne und trockene Stil bedingt. Der Anhang bringt noch eine stattliche Zahl höchst interessanter Einzelausführungen. Verdanken wir Schrohes eingehenden Forschungen und seiner gründlichen Aufarbeitung des Materials manche Bereicherung, auch manche dankenswerten Erläuterungen in den Anmerkungen sowie eine Berichtigung der landläufigen Überlieferung über die Urheber des Städtebundes von 1254 (S. 58), so ist doch — neben einigen Druckfehlern und Versehen: S. 35 Z. 13 1137 statt 1138 und Z. 2 v. u. 1153—66 statt 60. S. 85 Text Z. 8 v. u. Bonifaz VIII. (1293—1303) statt Klemens V. (1305—14) — eine sachliche Berichtigung am Platze: Die Wahl Konrads II. (S. 12) hat nicht rechtsrheinisch beim Kammerhof, sondern auf dem noch heute so genannten Königsstuhl, einer Anhöhe zwischen Lörzweiler und Nierstein, stattgefunden, wie B. Schädel: Die Königsstühle bei Mainz und die Wahl König Konrads II. Realgym. Progr. Mainz 1896, abgedruckt in Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rhein. Geschichte und Altertümer in Mainz Bd. IV Heft 2/3 1900, einwandfrei nachgewiesen hat. Hierbei zeigt sich eine etwas willkürliche Benutzung und Angabe der Literatur. Der Verfasser hat in erster Linie nur die Quellen herangezogen. Aber gerade eine möglichst vollständige Literatursammlung wäre äußerst erwünscht. Zur Ergänzung sei ferner bemerkt, daß die Stadt Mainz von dem ihr von Sigismund 1419 verliehenen Münzprivileg (S. 174) wenig Gebrauch gemacht zu haben scheint. Die betreffenden Münzen sind äußerst selten. Erst 1912 konnte das Mainzer Münzkabinett ein nicht einmal gut erhaltenes Stück erwerben. Abgebildet ist es in der Mainzer Zeitschrift Heft VIII/IX 1913/14, Tafel 8 Nr. 9 und 10, stark vergrößert. Die Rückseite ist bei umgedrehter Tafel zu betrachten, da sie sonst incus erscheint. Interessant ist die Münze wegen des erstmaligen Auftretens des Mainzer Stadtwappens (vgl. die Abhandlung von Strecker in genanntem Heft).

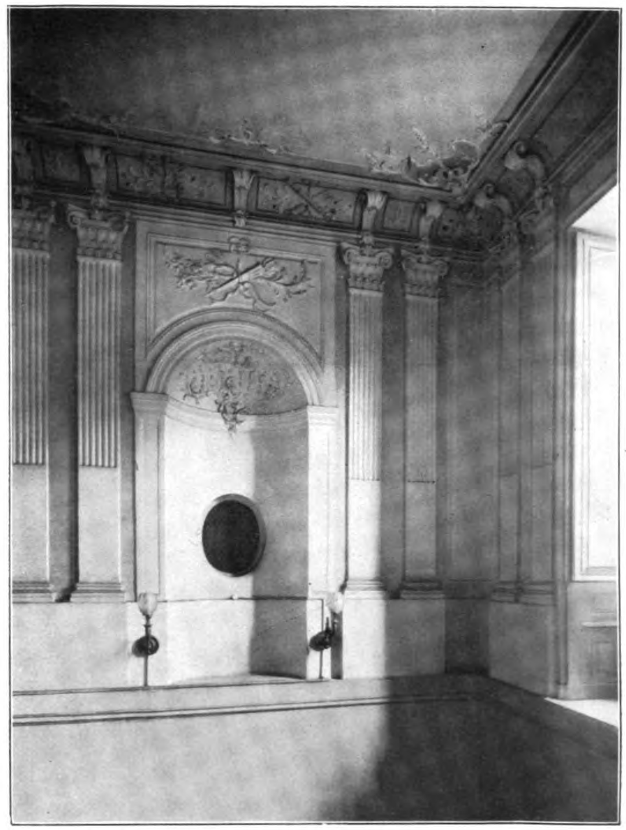
Erleichtert wird die Benutzung von Schrohes Werk, das eine große Lücke füllt und ein höchst wertvoller Beitrag zur Mainzer Stadtgeschichte ist, durch ein äußerst umfangreiches, sehr genau gearbeitetes Register, das bei der infolge Fehlens von Marginalien etwas erschwerten Übersichtlichkeit um so dankbarer zu begrüßen ist. W. A. Diepenbach.

Führer durch die Sammlungen des Vereins für plastische Kunst Mainz. Bearbeitet von Otto Schmitt, Mainz 1915, Hofdruckerei Philipp von Zabern. Durch die Umbauten im Kurfürstlichen Schloß hatte der Verein für plastische Kunst in Mainz das Heim für seine Sammlungen der Gipsabgüsse verloren. Die Mainzer Stadtverwaltung hat in dankenswerter Weise dem Verein im Erdgeschoß der neuen Stadtbibliothek und im Mittelstock derselben Säle zur Verfügung gestellt, in denen eine Neuaufstellung der großen Sammlung stattfinden konnte. Durch Einschiebung niederer Wände und Anbringung von Zwischenvorhängen wurde richtige Beleuchtung und ein ruhiges Betrachten der Kunstwerke ermöglicht.

Nach Vorschlag des Herrn Professor Neeb wurde mit dem Tönen einzelner Abgüsse in den Farben des Originals begonnen und hierbei sehr gute Wirkungen erzielt. Es mag hier nur auf die Bronze-Kandelaber der Certosa bei Pavia und das Sakramentshäuschen von Mino da Fiesole hingewiesen werden. Für die Sammlung, die durch Stiftung von Herrn Theodor Ganz in Freiburg um Abgüsse der Athena Lemnia von Phidias und des herrlichen Hermes von Praxiteles vermehrt wurde, hat Dr. Otto Schmitt in Mainz einen Führer bearbeitet. Sowohl die Werke der griechischen und hellenistischen als auch die der deutschen und italienischen Plastik sind klar und allgemein verständlich besprochen und nach ihrem künstlerischen Gehalt sehr geschickt gewürdigt. In ganz kurzen Sätzen ist zu mancher Streitfrage, insbesondere der Deutschen Kunstgeschichte, Stellung genommen. Es steckt in dem auf einige Bogen zusammengedrängten Werke eine große, außerordentlich tüchtige Arbeit, die den Besuchern der Sammlungen empfohlen sei und als Muster eines derartigen Führers gelten kann. Dr. S. L.



5. Palais Kesselstatt, Treppenhaus.



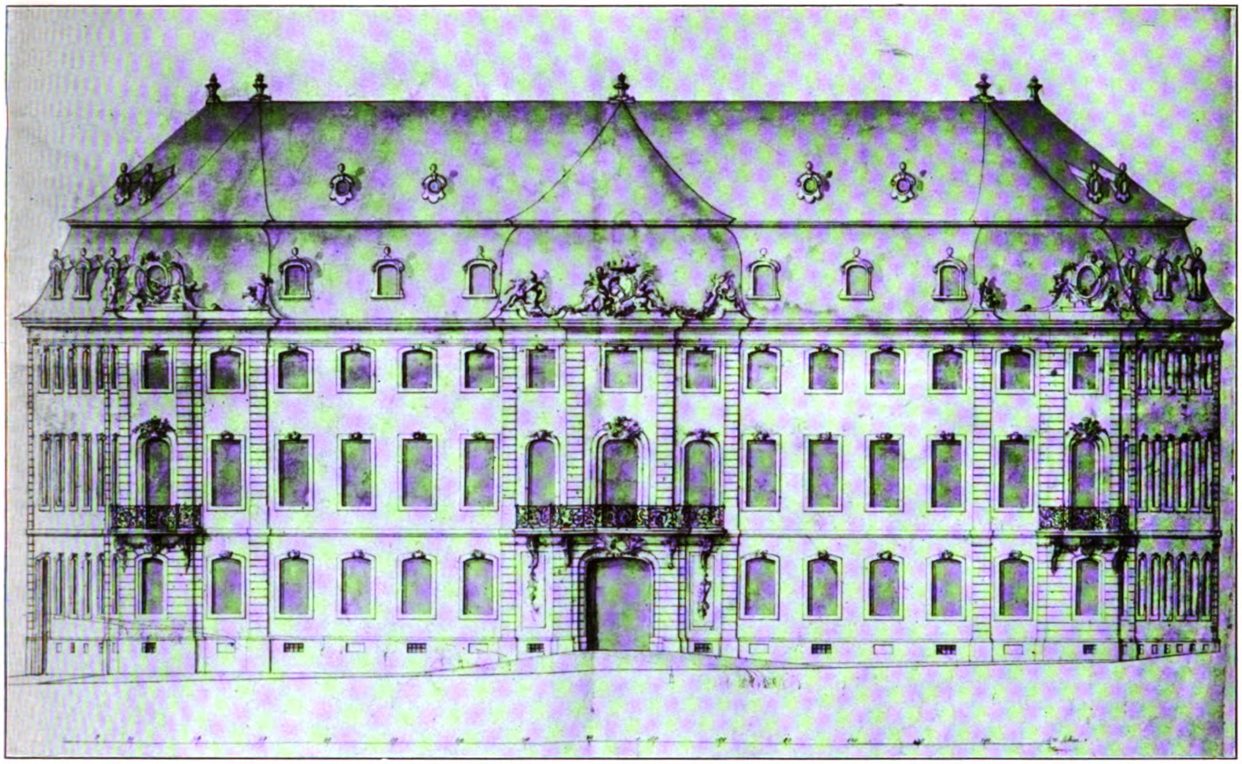
6. Osteiner Hof, Treppenhaus.



7. Palais Kesselstatt, Vorraum zum ovalen Hauptsaal.



8. Osteiner Hof, Ofennische im ovalen Hauptsaal.



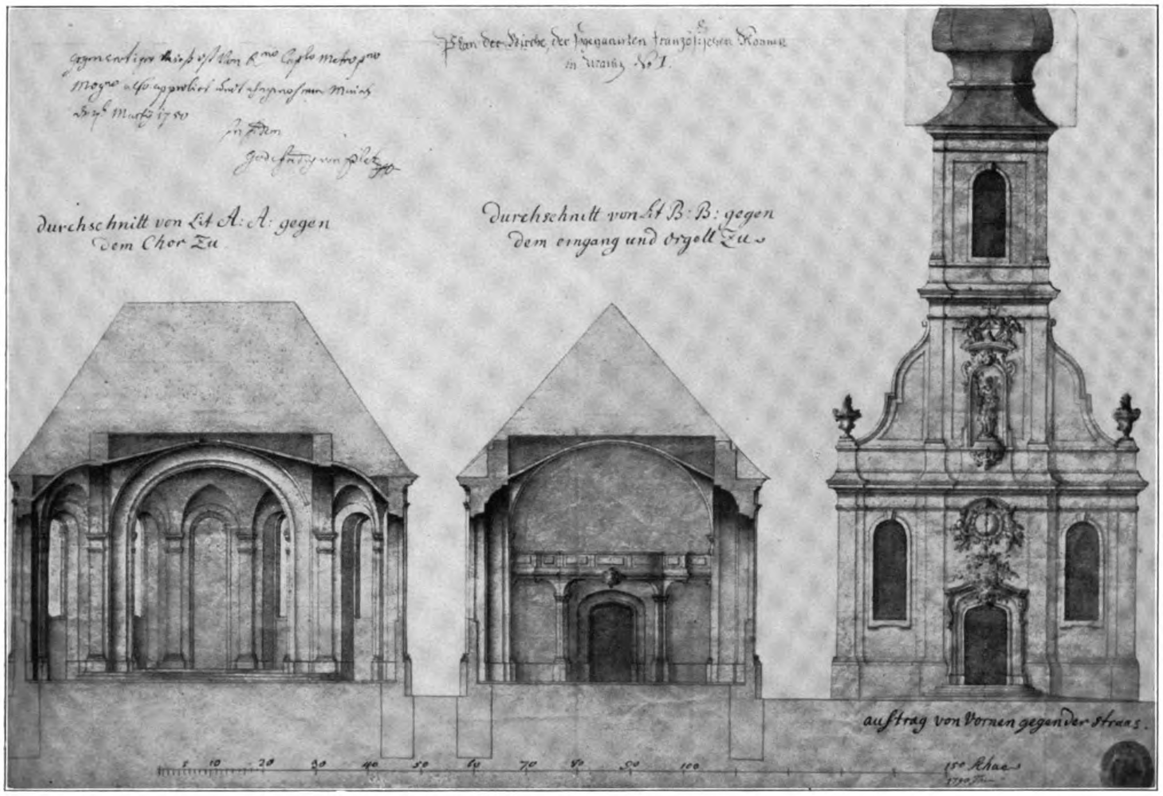
1. Osteiner Hof zu Mainz, Originalentwurf Thomans (nach Lohmeyer, F. J. Stengel, Düsseldorf 1911)



2. Osteiner Hof, Muster einer Stuckdecke



3. Osteiner Hof, Ecke mit Balkon



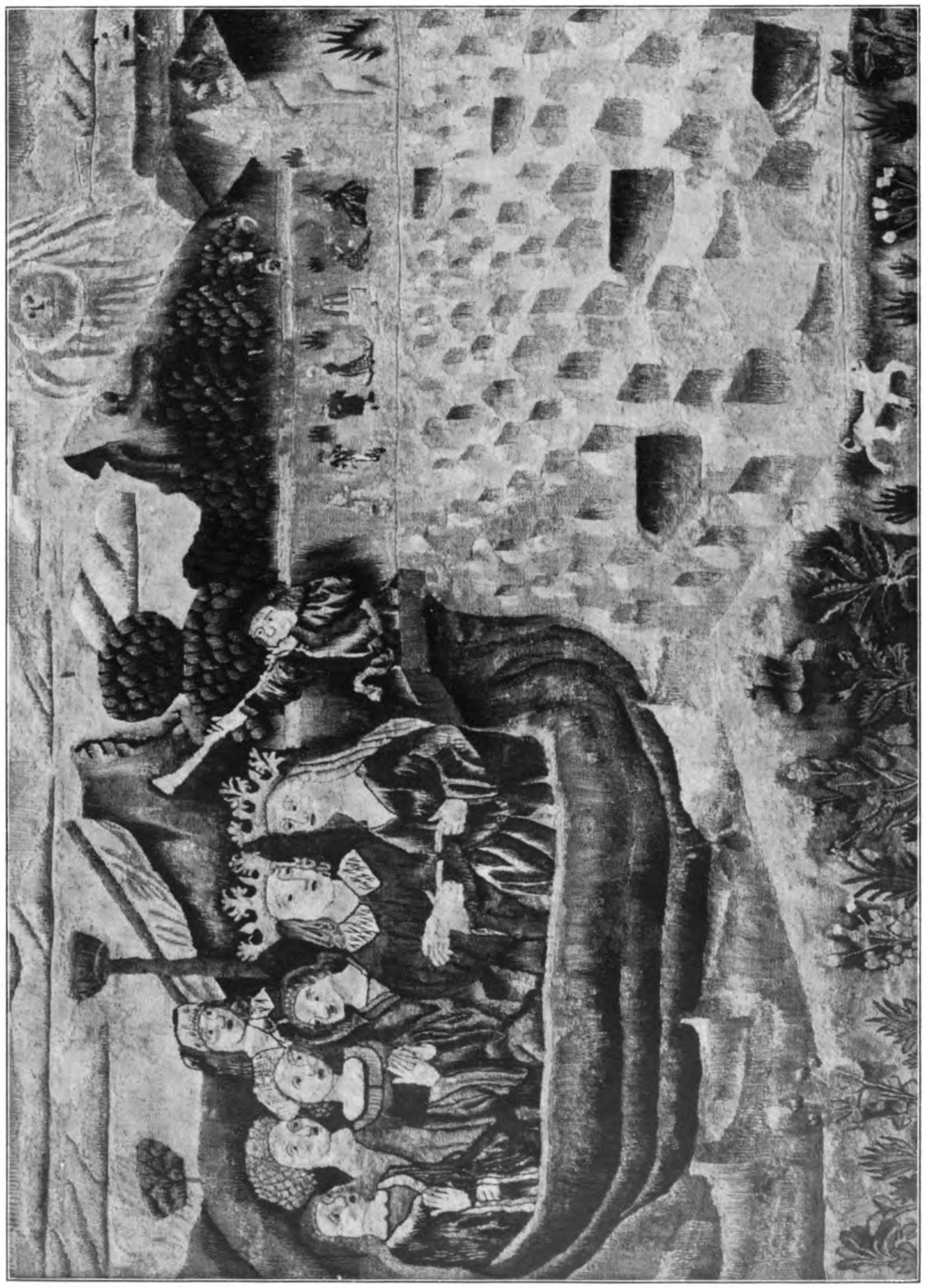
1. Katholische Kirche zu Gernsheim, Originalrisse Thomans (jetzt in der K. Techn. Hochschule zu München)



2. Kanzel in der katholischen Kirche zu Gernsheim



3. Marienaltar in der katholischen Kirche zu Gernsheim



Fragment eines Wirkteppichs. Mainz, Altertumsmuseum

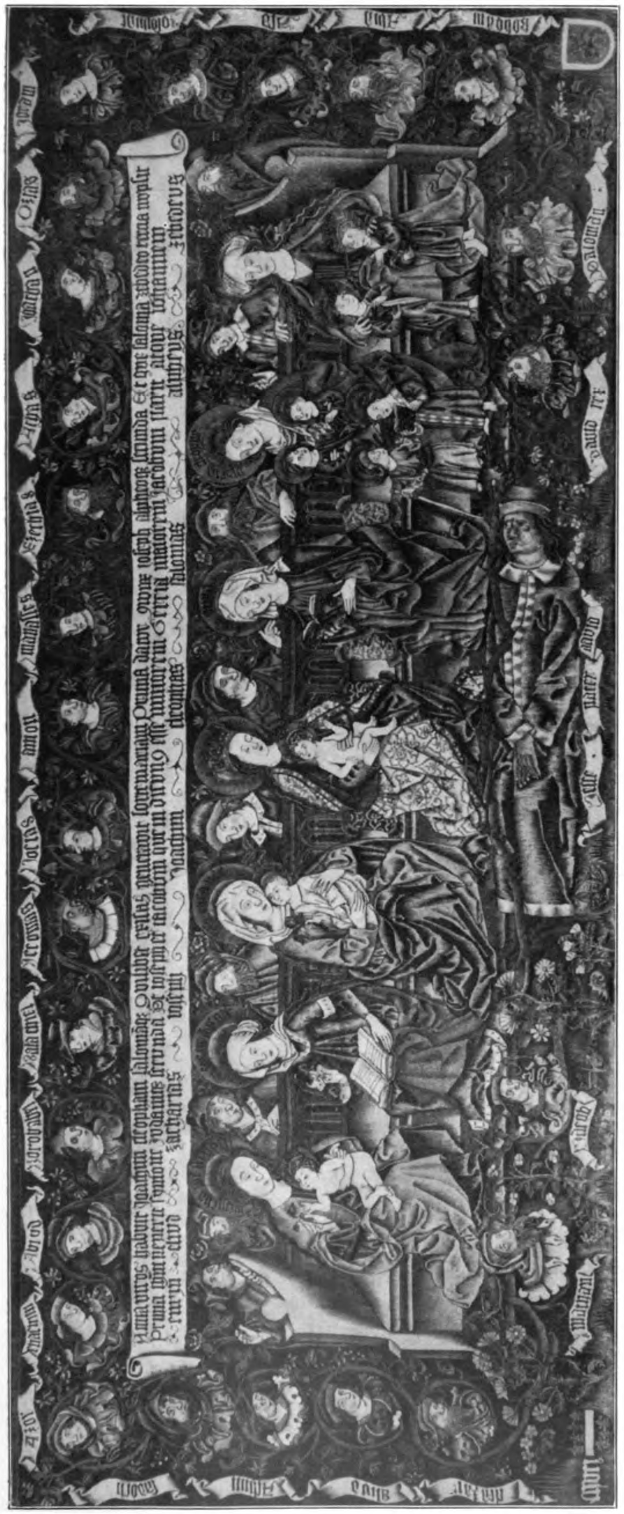


Abb. 1. Wirkteppich mit Darstellung des Stammbaums Christi. Mainz. Dom, Kapitelstube



Abb. 3. Abschnitt eines Wirkteppichs. London, South-Kensington-Museum

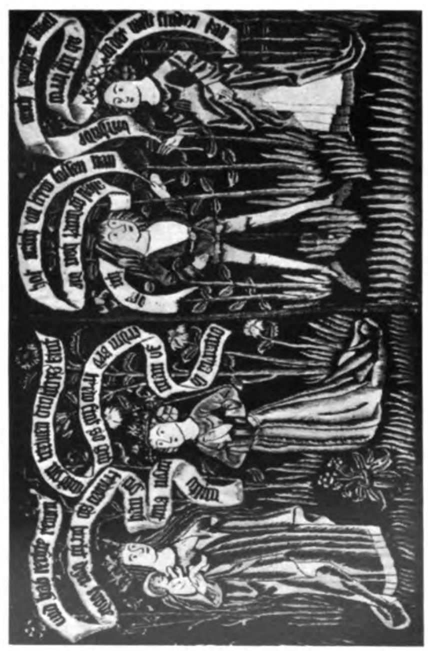
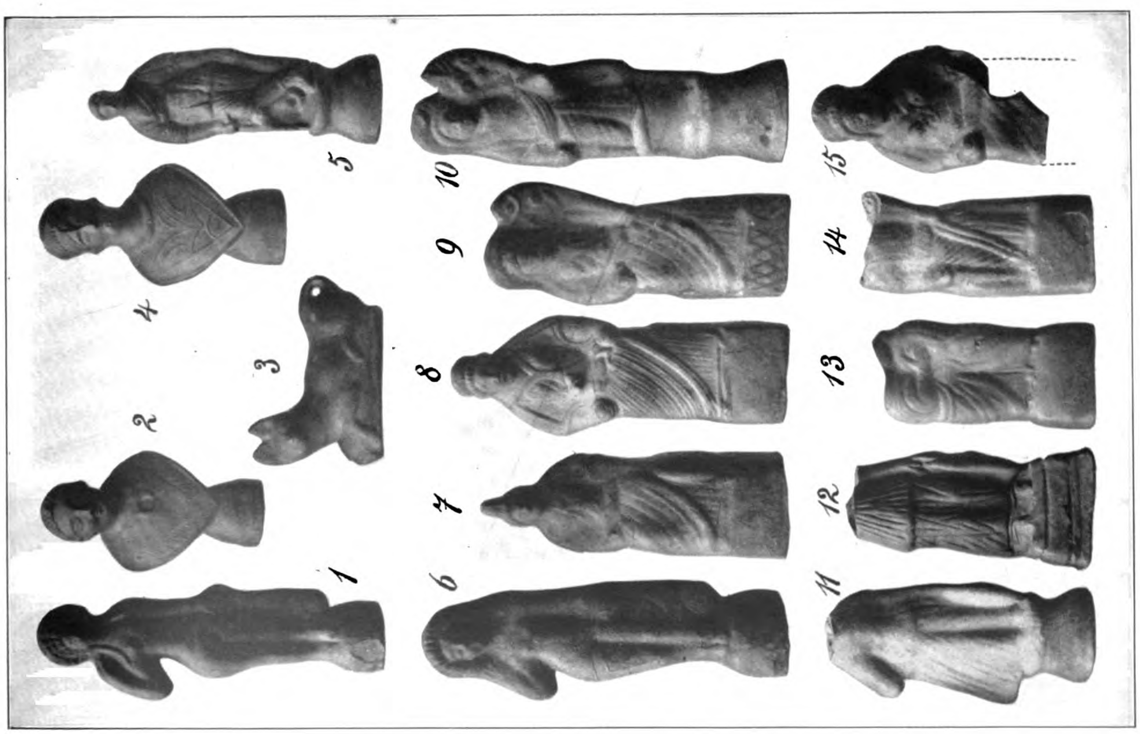
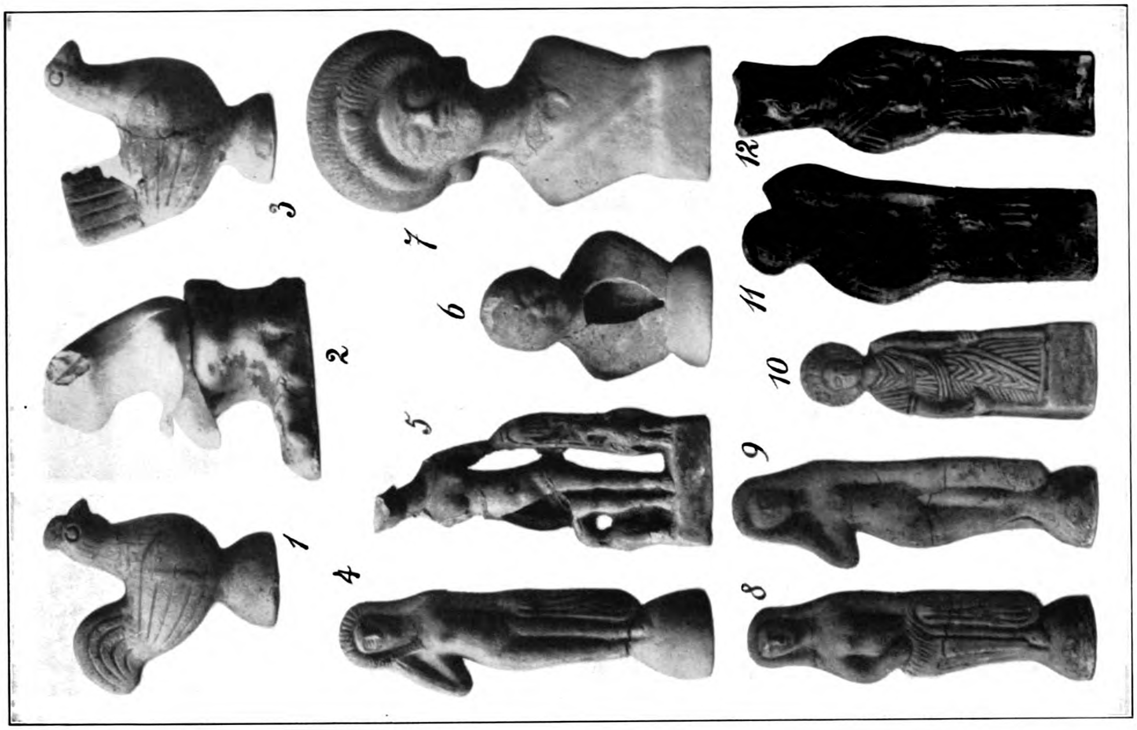


Abb. 2. Abschnitt eines Wirkteppichs. Köln, Kunstgewerbe-Museum



A: Gesamtfund



B: Einzelstücke

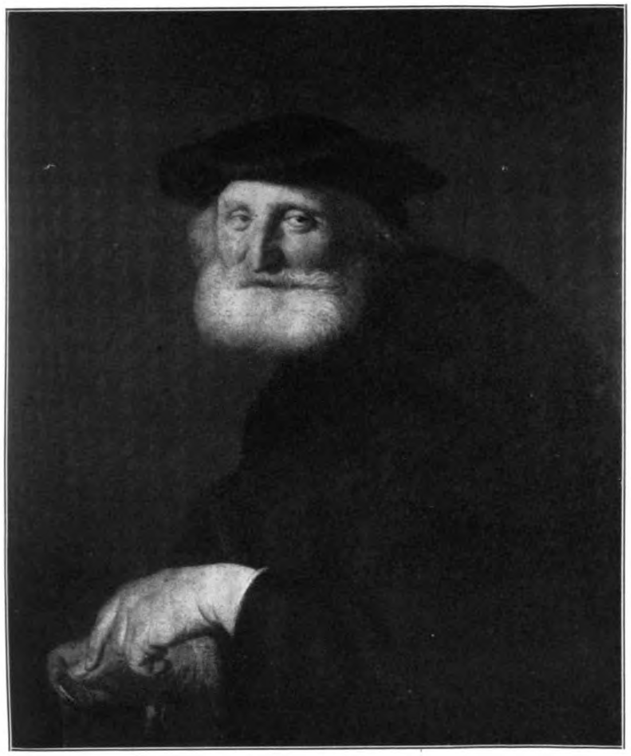
Römische Terrakotten aus Bingen



1. Altdeutscher Meister. Vorderseite: Christus vor Pilatus



2. Altdeutscher Meister. Rückseite: Vertreibung des hl. Stefanus



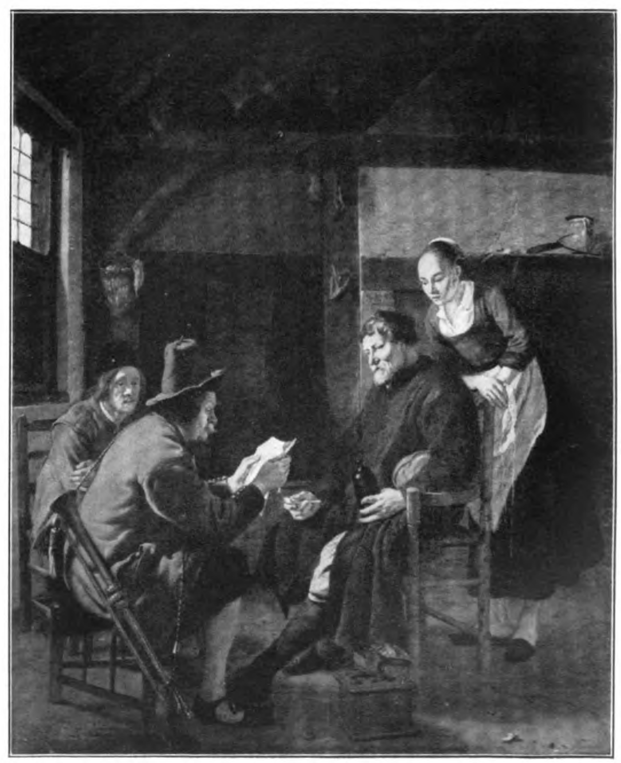
1. Salomon Koninck, Brustbild eines alten Mannes



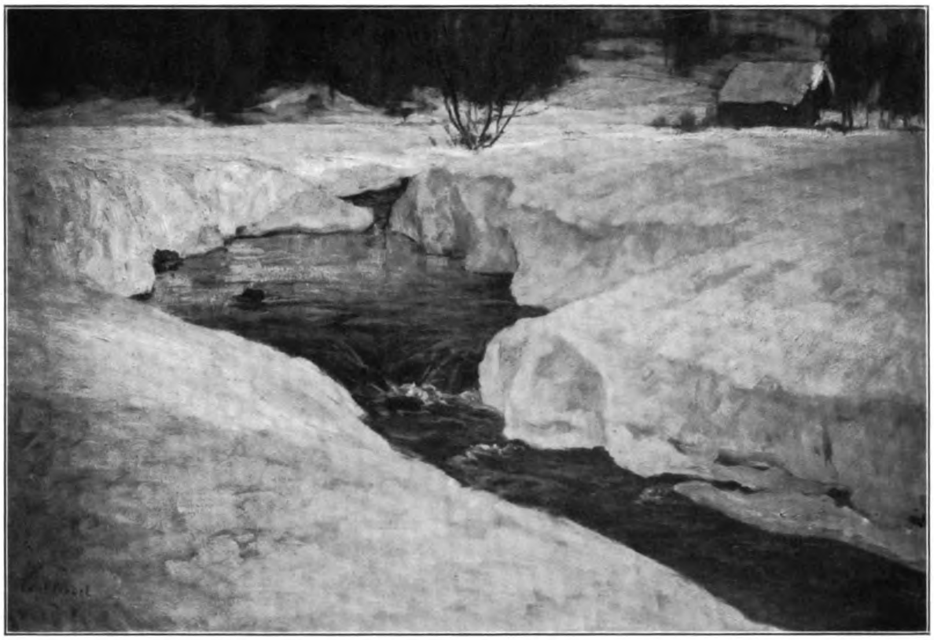
2. Izaac Lüttichhuys, Damenporträt



3. Ludolf de Jongh, Die letzte Nachricht



4. Justus Juncker, Selbstbildnis



1. Paul Crodel, Albulabach im Winter



2. Eugen Bracht, Der Schilfteich

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor E. Neeb, Mainz

Jahrgang XI, 1916, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Mainz 1916, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, Großh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Johann Peter Jäger

Kurmainziſcher Hofſtukkateur und Baurat

1708—1790

von Heinz Krausse d'Avis

Einleitung

Strömungen in der Mainzer Kunst des 18. Jahrhunderts

IN der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts begegnen ſich in Weſtdeutſchland zwei große Kunſtſtrömungen: die franzöſiſche und die öſterreichiſch-italieniſche. Für das Zuſammentreffen dieſer beiden Richtungen findet der Kunſthiſtoriker intereſſante Beiſpiele beſonders in Mainz, das unter der Regierung des Kurfürſten Lothar Franz aus dem bauluſtigen Geſchlechte der Grafen von Schönborn (1695—1729) eine Anzahl hervorragender Bauten erhielt. Vor allem entſtand da das *kurfürſtliche Luſtſchloß Favorite*;[1] es erhob ſich unweit der Stadt auf einer durch landſchaftliche Schönheit ausgezeichneten Anhöhe am Ufer des Rheines gegenüber der Mainmündung. Hier, wo die Berge des Taunus und Rheingaus herübergrüßen, entſtand ein groß angelegter Garten mit Terraſſen, Irrgärten und hohen beſchnittenen Taxuswänden, Teichen mit ſprudelnden Waſſern, Kaskaden und zierlichen Blumenparketts. Erſt im letzten Abſchnitt dieſer Anlagen ſtanden die Baulichkeiten: auf der Höhe das Hauptgebäude; von deſſen Front zogen ſich rechts und links ſechs Pavillons paarweiſe in wachſendem Abſtand von der Mittelachſe auf Terraſſen den Abhang hinab. Sämtliche Bauten waren eingeſchoſſig und trugen oben noch einen Mezzanin mit Ochſenaugenfenſtern. Das Hauptgebäude mit Mittelriſalit und fünffenſtrigen Flügeln zeigte zwiſchen den Fenſtern ſchwere korinthiſche Pilaſter und reichgeſchmückte Fenſterumrahmungen; mit geringen Abweichungen wiederholte ſich dieſe Dekoration bei den Pavillons.

Über die Stellung der Favorite-Anlagen zu andern deutſchen Gärten ſchreibt Griſebach:[2]

„Der Luſtſitz Favorite lehnt ſich in einzelnen Partieen eng an franzöſiſche Muſter. Die Geſtalt des Ganzen zeigt eine eigenwillige Löſung, wozu gewiß die gewählte Situation beigetragen hat: ein dem Ufer parallel geſtrecktes, zum Fluß leicht abfallendes Gelände. Der Eingang von der Stadt an der nördlichen Schmalſeite beſtimmt die Richtung der einleitenden Zufahrt. Sie liegt nicht in der Achſe des Grundſtücks, ſondern ſo, daß oberhalb ein oblonger Platz für eine ihr gleichlaufende, vom übrigen Garten iſolierte Promenade bleibt. Im Gegenſatz zu dieſen beiden Gängen iſt der folgende Parterre-Boskettgarten ſenkrecht auf den Fluß orientiert, eines der Parterrefelder ſchiebt ſich quer vor die Zugangstreppe. In gleicher Richtung ſchließt ſich daneben das Amphitheater der Orangerie an, ein Parallelismus, wofür man in Frankreich ebenſowenig Sinn gehabt hätte, wie für das krude Zuſammenſtoßen des Vorplatzes mit dem erſten Parterre. Das Luſtſchloß endlich, zwar in der Achſe der Zufahrt angeordnet, aber ohne entſcheidende Stellung zu den dazwiſchen liegenden Parterrezonen, iſt in eine tiefliegende Ecke des Grundſtücks gerückt und ohne Einfluß auf die Kompoſition des Ganzen. Die ſechs Pavillons davor ſind eine in Deutſchland auch ſonſt wiederkehrende Nachbildung der Dispoſition in Marly."

Es iſt wunderlich, daß hier an der Weſtgrenze des Reiches, an der Eingangspforte zu Frankreich, zu einer Zeit, in der an deutſchen Fürſtenhöfen bei baukünſtleriſchen Schöpfungen das Beiſpiel von Verſailles bevorzugt wurde, bei der ganzen Anlage des kurfürſtlichen Luſtſchloſſes dieſer franzöſiſche Einfluß nur beſchränkt ſich bemerkbar macht. Im Garten ſehen wir nur in der Anlage ſeiner Hauptteile, daß franzöſiſche Gedanken hineinklingen, der Plan des Ganzen weicht, wie wir geſehen haben, ab von der in Frankreich üblichen Anlage der vom Schloßbau ausgehenden Hauptachſe. Da das Luſtſchloß den Charakter einer Villa suburbana tragen ſollte, kopierte man hier gern die Anlage von Marly mit dem verhältnismäßig kleinen rechteckigen Schloßbau und den davor gruppierten Pavillons, eine Art, die einem ungezwungenen Hofleben auf dem Lande am eheſten angepaßt ſchien. Die Baulichkeiten der Favorite ſelbſt zeigten die reichen Barockformen der fränkiſchen Bauweiſe.

Den künſtleriſchen Schöpfer dieſer in den Jahren 1700—1710 errichteten Anlagen, die der Belagerung vom Jahre 1793 zum Opfer fielen, dürfen wir in *Maximilian von Welſch* erblicken. Dieſer Bamberger und Kurmainzer Baudirektor vertritt in ſeiner Kunſtweiſe den Stil des *öſterreichiſch-italieniſchen* und insbeſondere des *rheiniſch-fränkiſchen Barocks*, als deſſen Hauptweſenszüge uns in der Großgliedrigkeit der Anlage das lebhafte Wechſelſpiel von Licht und Schatten, Bewegtheit der Linien bei Grundriß und Faſſade und ein überraſchender Reichtum von Dekorationsmotiven der Außen- und Innenarchitektur entgegentreten.[3]

Mehr noch als bei der Favorite sehen wir diesen Charakter bei dem etwa zehn Jahre später erbauten Dalberger Hof, dessen Fassade Gurlitt als eine der wildesten in Deutschland bezeichnet. Leider ist der Name des Baumeisters dieses Barockbaues nicht bekannt; die Bauleitung hatte der Hofwerkmeister Herwarthel, dem aber neuerdings auch der Entwurf des Ganzen zugeschrieben wird.[4]

In die gleichen Jahre fällt das Auftreten eines jungen Architekten, der seine künstlerische Erziehung in Paris genossen hatte: des Freiherrn Anselm Franz von Ritter zu Grünstein.[5] In jungen Jahren betrieb Ritter in Paris künstlerische Studien, 1723 traf er dort mit Balthasar Neumann zusammen; für den Fleiß seiner Studien zeugen mehrere sorgfältig ausgeführte Zeichnungen aus dem Palais Petitbourg in Charenton. Ritter wird der bedeutendste Vermittler zwischen der französischen Richtung und der Kunstweise im Rheinland. Das von ihm 1730–1737 errichtete Deutschordenshaus (heute Großherzogliches Palais) zeigt die französische Grundrißanlage des Hauptbaues (corps de logis) mit Ehrenhof (cour d'honneur) und den kleinen Seitenbauten; im Gegensatz zu dem vorher betrachteten Überschwang des fränkischen Barocks zeigt diese Gestaltung besonders in der dem Rhein zugewandten Fassade die vornehme ruhig gegliederte Art der französischen Palais. Diese Formensprache wiederholt sich in weiteren Bauten, deren Urheberschaft wir danach auf Franz Anselm von Ritter zurückführen: dem Bassenheimer Hof und dem Stadioner Hof; den einzigen Schmuck ihrer auf Ornament fast verzichtenden Fassaden bildet der leichtgeschwungene Balkon über dem Eingang in der Mitte des ersten Stockwerks.

In den vierziger Jahren tritt dann der Major Johann Valentin Thoman als Baumeister auf.[6] In der von ihm errichteten Peterskirche[7] und im Osteiner Hof (jetzt Gouvernement) sehen wir im Inneren noch eine reiche Entfaltung des Rokoko. Die Fassade des Osteiner Hofes schließt sich an die Ritterschen an; nur die Schwingung des Mittelrisalits und die Rocaillekartuschen in den Schlußsteinen der Fensterbögen zeigen noch das Festhangen der überlieferten Dekoration. Die Fassade der Peterskirche zeigt eine interessante Verschmelzung von Rokoko und klassizistischen Formen.

Mit der Mitte des Jahrhunderts sind wir in eine Zeit gekommen, da das Rokoko seinem Höhepunkt zustrebt und gleichzeitig der von Westen kommende Geist des Klassizismus energisch Einlaß begehrt. Der Künstler, der diesen Wandel der Zeiten und des Geschmacks in seinem Schaffen zum Ausdruck brachte und dessen Werke hier beschrieben werden sollen, ist Johann Peter Jäger; wir werden sehen, wie er, hervorgegangen aus der französischen Schule Ritters, sich als Stukkateur eine eigene Richtung schuf, die wir als deutsch ansprechen, wie er als Architekt aber Vermittler zwischen der klassizistischen Bauweise Frankreichs und der der Rheinlande wurde.

Jägers Kirchenbau von St. Ignaz, begonnen 1763, ist in Mainz das erste größere klassizistische Bauwerk. Erst nach diesem Jahre kennen wir die Namen von Architekten, die auf dieser Bahn weiter arbeiteten.

Der Baudirektor Jakob Schneider wird seit 1771 Leiter des gesamten kurfürstlichen Bauwesens. Vogts[8] weist ihm eine ganze Anzahl Mainzer Wohnhäuser zu; er ist der Repräsentant des Stiles Louis XVI. Bei seiner nahen Stellung zum Kurfürsten ist anzunehmen, daß die Entwürfe zum Bolongaro-Palast in Höchst sowie der Stadtplan zur Höchster Neustadt Schneider zum Urheber haben. Seine streng klassizistische Richtung zeigt sich am Hochaltar von St. Ignaz und in seinem Turmprojekt zu dieser Kirche; am reinsten erkennt man seine Bauweise an dem Schlößchen Schönbusch bei Aschaffenburg.

In die achtziger Jahre fällt dann die Errichtung der neuen Dompropstei, eines großen Palastes mit Ehrenhof, Seitenflügeln und Säulenportikus, der von seiner Zeit als Meisterwerk des Geschmacks gepriesen wurde; der Bau wurde ebenfalls bei der Belagerung von

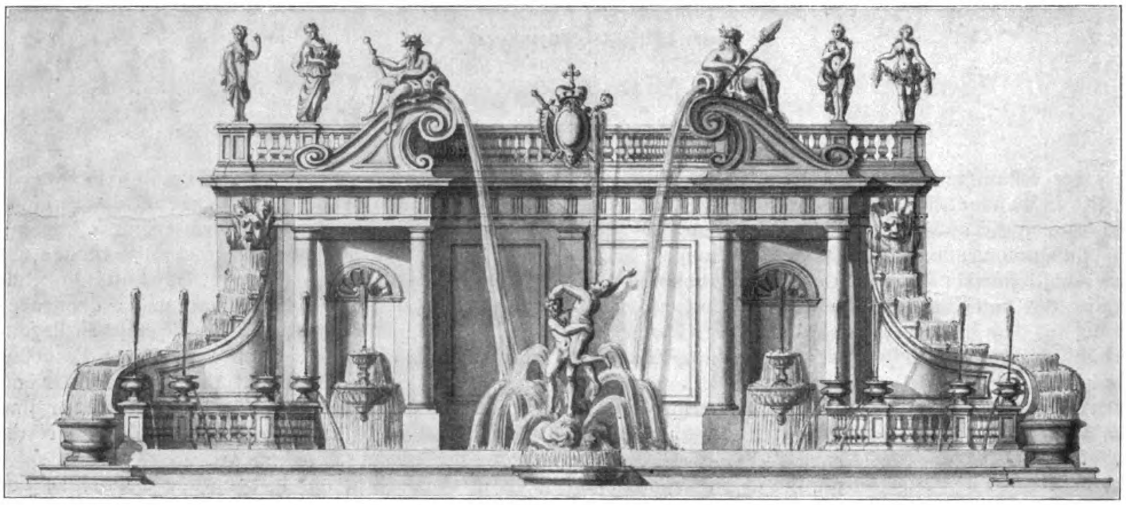


Abb. 1. Prospekt der Fontaine des Pluto und der Proserpina in der kurfürstlichen Favorite zu Mainz.
Bezeichnet: „Elevation d'un Château d'eau à la Favorite de Mayence. Fait par Max. de Welsch."
Tuschzeichnung in der Sammlung Rößler-Heerdt

1793 zerſtört. Sein Architekt war Charles Mangin, ein Meiſter des klaſſiziſtiſchen Bauſtiles, der aus Paris dem Dompropſt Damian Friedrich von der Leyen empfohlen worden war und ſo den Auftrag erhielt.

Die Schwankungen und Gegenſätze der Großkunſt wiederholen ſich auch, wie wir ſehen werden, in den dekorativen Künſten. Jäger iſt nur vorübergehend auf der Höhe ſeines Schaffens in der Architektur tätig geweſen; ſeiner Herkunft nach iſt er Stukkateur, und es iſt für die künſtleriſche Gemeinſamkeit von Handwerk und Kunſt im 18. Jahrhundert bezeichnend, daß dieſe Verbindung in Jäger keine zufällige oder vereinzelte iſt.[9]

I. Jägers Leben und Wirken

A. Als Stukkateur

Die erſte Nachricht über Jäger erhalten wir in einem Dekret vom 5. Juni 1740,[10] wonach ihm ſein Geſuch (ſ. Beilage I) um den Titel eines kurfürſtlichen Hof-Stukkators „in ahnſehung ſeiner Ihre belobt wordenen gute Arbeith und wohlverſtehende Profeßion" bewilligt wurde. Über ſeine Herkunft verlautet dort nichts. Nach der Inſchrift auf ſeiner Grabplatte in der Gruft der St. Ignazkirche zu Mainz (ſ. unten) erblickte er am 1. November 1708 das Licht der Welt. Aus der Eintragung des Mainzer Bürgerbuches vom 4. Auguſt 1749, betreffend die Verleihung des Bürgerrechtes an Johann Peter Jäger, iſt anzunehmen, daß er nach Mainz zugezogen kam. Am 7. Mai 1741 war Jäger Pate bei einem Sohne des Malers Johann Guſtav Hoch und ebenſo am 6. April 1757 bei dem Sohne des W. Chr. Rücker; ſeine Frau Thereſia hob am 22. Juni 1764 die Tochter des Bildhauers Juncker aus der Taufe.[11]

Über Jägers Tätigkeit als Stukkateur haben wir den erſten Bericht in den Bauakten des Palais Keſſelſtatt zu Trier (jetzt im Kgl. Staatsarchiv zu Koblenz) aus dem Jahre 1743 (ſ. unten S. 4 f.), er war damals alſo 35 Jahre alt. Da das Dekret ſeiner Ernennung zum Hofſtukkator von 1740 iſt, ſo kann man annehmen, daß Jäger auch die Jahre vorher ſchon in Mainz, und zwar in kurfürſtlichen Dienſten arbeitete.

In jenen Jahren war Ritter der erſte Baumeiſter am kurfürſtlichen Hofe; ſo liegt die Vermutung nahe, daß er zur Ausführung ſeiner Dekorationsentwürfe den

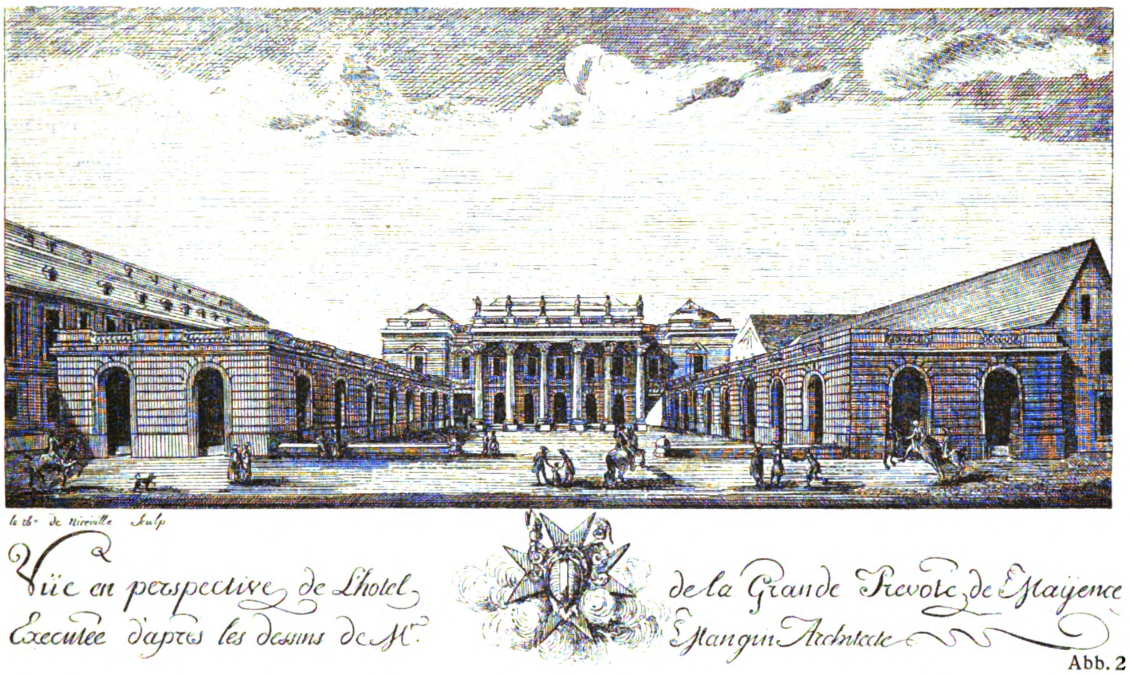


Abb. 2

Stukkateur Jäger verwandte. Jedenfalls iſt die techniſche Ausführung der Stukkaturen im Stadioner Hof und teilweiſe im Ritterſchen Landhauſe zu Kiedrich ſehr verwandt mit ſpäteren beglaubigten Werken Jägers. Dieſe Annahme würde beweiſen, daß Jäger ſich in ſeinen Anfängen völlig dem franzöſiſchen Stil unterordnete. In der Nähe dieſes franzöſiſch geſchulten Architekten wurde Jäger auch mit dem ganzen Phantaſiereichtum der Pariſer Dekorationskünſtler aus dem Zeitalter des Stiles Régence bekannt.

Für die Betrachtung des Werdegangs unſeres Künſtlers iſt es ſehr zu bedauern, daß wir vor dem Jahre 1743, alſo bis zu ſeinem 35. Lebensjahre kein ſelbſtändiges Werk von ihm kennen. In dieſem Jahre tritt uns Jäger, wie ſchon bemerkt, zum erſtenmal als ſelbſtändig ſchaffender Künſtler entgegen, und zwar in Verbindung mit dem Architekten Johann Valentin Thoman. Der Bericht über ſeine Arbeiten findet ſich in den Bauakten des Gräflich Keſſelſtattſchen Palaſtes zu Trier, der von Johann Valentin Thoman gebaut worden iſt.[12] Es galt hier, das Gebäude mit Stukkaturen zu verſehen, und damit bot ſich Jäger eine umfängliche Gelegenheit, ſein Können zu entfalten. Die Grafen von Keſſelſtatt hatten



Abb. 3. Entwurf für einen Wandſpiegel im Palais Keſſelſtatt in Trier. Bleiſtiftzeichnung im Kgl. Staatsarchiv zu Koblenz

Beziehungen zu dem Kurfürſten von Trier wie zu dem in Mainz. Durch die Beziehungen zwiſchen beiden Städten hat der Mainzer Baumeiſter Thoman den Auftrag nach Trier erhalten und ſo auch Jäger direkt oder auf Empfehlung Thomans. Von Jägers Originalentwürfen für die Stukkatur des Palais Keſſelſtatt haben ſich bezeichnete Stücke bei den Bauakten bis jeƷt nicht auffinden laſſen (auch von Thomans Hand ſind keine derartige Entwürfe nachweisbar). Es liegt aber im Koblenzer Staatsarchiv der Entwurf für eines der Trierer Zimmer, das ſogenannte „Porzellan-Kabinet"; er iſt nicht bezeichnet, rührt aber meines Erachtens von Jäger her. Der Duktus der Zeichnung und der Handſchrift ſtimmen mit bezeichneten Entwürfen unſeres Meiſters überein (Abb. 3 u. 5).

Wir drucken hier den mit Jäger geſchloſſenen Vertrag, der ſich auf die Ausſtattung von zwölf Zimmern erſtreckt, nach dem Original aus den Keſſelſtattſchen Bauakten (Beilagen zur Rechnung Nr. 414) im Wortlaut ab:

Heut zu End geſeƷten Dato iſt von Ihro freiherrl. Gnaden von Keßelſtatt mit dem Herrn Jäger Stucador von MayntƷ Folgendes in Dero neuem Gebäude veraccordiret worden:

1. Ein Cabinet Lit. A wie der plafond ausweiſet deßen Camin worinn ein Spiegel kombt, auch all übrige Wänd darin, von der Lamberie an bis an das plafond-geſimbs mit pannaux und Ziehrrathen auf boiſirung-arth zu verfertigen, und den plafond mit doppeler bavillon) ausmachen.*

2. das Schlafzimmer Lit. B den plafond nach dem Riß lit. B den Alcove mit einer ſimbeler quadratur-deck von außen ſambt denen Nichen und fenſterpfeillern mit ſchon erwähnter Boiſirung-arbeith und Ziehrathen zu verſehen, wie auch

3. die Zimmer Lit. C und D, deren plafonds nach dem riß ſambt denen nichen und fenſterpfeillern nach obermelter arth jedoch in allen Zimmern jedesmahl different auszumachen, und dann

4. das Eckzimmer lit. E mit den plafond lit. E. deßen Camin wo ein Spiegel darinnen kombt, wie auch durchaus alle Wänd mit pannaux verſehen, doch dergeſtalten, daß von porcellanen Blättlein Füllungen hinein gemacht werden können, ſo er Stucador ebenmäßig feſt zu machen hat, nicht weniger

5. das Zimmer nach dem Bernards-hof zu, deſſen plafond lit. F und Camin, worinn ein Spiegel kommen ſoll, wie auch übrige Wänd von der Lamberie an bis zu den plafond geſimbs völlig auf boiſirung-arth zu machen, wie oben ſchon angeführt, auch

6. die Zimmer lit. G H I K deren diferirten plafonds, nichen, fenſterpfeillern, und der Camin sub lit. I wo ein Mahlerey hinein kommen ſoll, nach eben derenley arth-arbeith wie oben angeführet sub lit. C etc. zu verfertigen, wie dann

7. das Schlafzimmer lit. L den plafond, alcove, die nichen und Fenſterpfeillern, ut supra lit. B auszumachen, ferner weither

8. Im unteren Stockwerk lit. A das Cabinet deßen plafond mit ſimbeler quadratur, die wänd mit ſimbeler boiſirung ohne Ziehraten, den Camin hiegegen mit Ziehrathen herſtellen,

9. das Schlafzimmer lit. B deßen plafond mit quadratur, alcove und ofen-nichen mit Ziehraten, die Fenſterpfeiller mit glatter quadratur ausmachen, nicht weniger die Zimmer lit. C und D ihre plafonds mit ſimbeler quadratur, das übrige wie in lit. B angeführet, auch

10. das Eckzimmer lit. E der plafond, quadratur ſimble, den Camin mit Ziehratten, die Wänd und fenſterpfeiller mit ſimbeler boiſirung wie oben gemelt.

11. Lit. G und H zwey Zimmer werden verfertiget, wie sub No. 9 allſchon angeführet, dan weithers

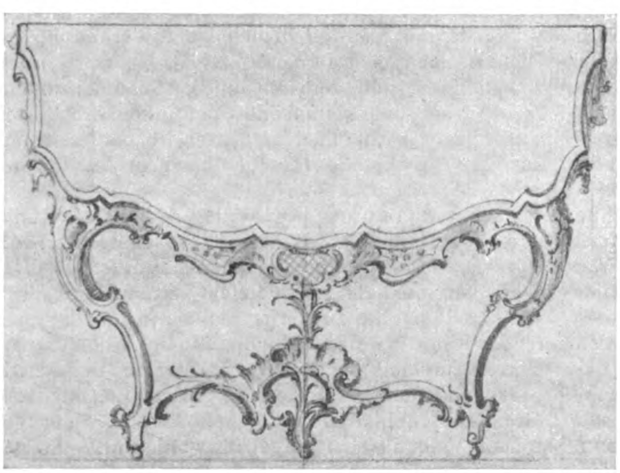


Abb. 4. Entwurf für ein Tiſchkonſol („Tiſch-Fuß von Holz", ſ. u. S. 6) im Biebricher Schloß. Bleiſtiftzeichnung im dortigen Archiv

*) Hängt vielleicht mit den unten bei 12. genannten „pavillon-Bretter" zuſammen (Deckenverſchalung?)

12. das Gartenzimmer wo die Capell hinkombt mit ſimbeler quadratur-Deck, die boiſirung an den Wänden und pfeillern gantʒ ſimble ohne Ziehratten auszuarbeiten, den Camin und altar-niche mit Ziehrathen zu verſehen, zu welcher aller obſpecificirte Arbeith alle Materialien alß: die Weiß, Gibs, ſand, Kalch, Nägel, drath, und rohr wie auch rüſt-borth und übriges erforderlich rüſtungs-gehöltʒ ſambt Anſchlagung durch den Schreiner die pavillon-Bretter unter den plafonds von gnädiger Herrſchafft angeſchafft und geſtellt werden ſolle, hingegen erwähnter Stukador alle dieſe arbeith ohne ferner weiter entgeltlich ſauber, und propper zu weißen dergeſtalten, daß die Nettigkeit der arbeith nicht durch die weiß zugedeckt würde.

Für welche obig angeführte und tüchtig ausgemachte erkante Arbeith ihme Stukadur Jäger zu zahlen veraccodiret worden 1100 rthl. ſchreibe Ein tauſend ein Hundert Reichsthaler zu welcher und mehreren Verſicherung und Feſthaltung zwey gleichlautende accords ausgefertiget und beyderſeits contrahenten eigenhändig unterzeichnet, ſo geſchehen

Trier den 30. May 1743
J. Peter Jäger
Hoffſtuccator zu Mayntʒ.“

Am 20. Juni 1744 beſcheinigt Jäger den Empfang von 1100 Reichstaler. Am gleichen Tage erhält er 800 Reichstaler laut einem zweiten Akkord für die Stukkaturarbeiten im großen Treppenhaus und im Saal, ferner 200 Gulden für das marmorierte Zimmer, „ſo dan noch 30 Gulten auf die ſuborthen consollen und das untere (?) Speiszimmer“.

Über weitere Tätigkeit Jägers findet ſich ein Bericht in den Bauakten des Darmſtädter Schloſſes im Großherzoglichen Staatsarchiv zu Darmſtadt. Am 9. Juni 1745 berichtet da der Baumeiſter des Schloſſes Vormberger, daß er auf höchſten Befehl nach Mainz gefahren und dort auf mündliche Erkundigung hin den Kurfürſtlichen Hofſtukkateur Jäger engagiert habe zwecks Fertigſtellung der Arbeit im großen Saal. Gemeint iſt damit wohl der heutige ſogenannte Kaiſerſaal. Ein Jahr vorher war die Decke in dieſem Saal dem Stukkateur Keuppert in Worms in Arbeit gegeben worden. Über deſſen Weggang heißt es in dem Bericht nur: *„Die Urſach ſeiner peinlichen Abtretung habe ich nicht erfahren und iſt mir übrigens auch ganz ohnwißend, was ihn dazu bewogen hat.“*

Wieweit hier Jäger Eigenes ſchuf oder die Pläne ſeines Vorgängers Keuppert übernahm, läßt ſich daher nicht mehr beurteilen, zumal die noch vorhandenen Reſte der Stukkaturen ſehr ſpärlich ſind.

Ebenſo verhält es ſich mit Jägers Arbeiten im Römer zu Frankfurt. In den im ſtädtiſchen Archiv zu Frankfurt a. Main aufbewahrten Bauamts-Rechnungen[13] finden ſich folgende Eintragungen:

„14. Oktober 1747 dem Stuccador Jäger von Mayntʒ als Abſchlag an der Raths Stuben Arbeit	*65.—*
2. Dezember 1747 dem Stuccador Jäger den Reſt ſeines Accords von der Raths Stube .	*185.—*
denen Geſellen zu Trinkgeld	*4.—*
	189.—“

Von dieſen Arbeiten Jägers iſt heute an Ort und Stelle oder in Abbildungen nichts mehr vorhanden.



Abb. 5. Entwurf für eine Zimmerwandverzierung im Palais Keſſelſtatt. Bleiſtiftzeichnung im Kgl. Staatsarchiv zu Koblenz

Im Jahre 1749 ſollte Jäger auch im Schloſſe zu Biebrich Betätigung finden.[14] Es gilt die Ausſtattung der Galerien, worüber einige Akten vorhanden ſind. In die Wände ſollen Spiegel eingelaſſen werden, und über deren Einfaſſung ſowie über die Einrahmung der über den Türen einzulaſſenden Bilder wird Jägers Gutachten eingeholt. Der Bericht vom 12. Juli 1749 vermeldet, daß der Bauinſpektor Bager ſich zu dem Hofſtukkateur Jäger nach Mainz begeben werde, um mit ihm zu beſprechen, „ob nehmlich ſolche Stukador Arbeit ſowohl über den Türen, als über und neben den Spiegeln gantʒ, oder nur zum Teil müße vergüldet, und dieſer mit vergüldeter Rahm müße beſonders eingefaßt werden, oder ob alles, wie dergleichen Stukador Arbeit gemeiniglich

zu ſeyn pfleget, ganz weiß gelaßen, und welcher geſtalt der Spiegel ohne Rahm könne befeſtiget werden."

Vier Tage darauf meldet Bager, der in Mainz geweſen, er habe mit Jäger die Sache derart beredet, daß dieſer die ſämtliche Arbeit weiß will ſtreichen laſſen. Jäger habe für dieſe Arbeit 136 fl. verlangt; Bager bot

„Nach dem von mir ausgefertigten Ries über Stukador Arbeit in das Fürſtl. Schloß der beiden Gallerihen zu Biebrich,

fordere vor meine Arbeith den Trimo mit ſeinen zierrathen in gips und alles weiß zu verfertigen und in völligen ſtand zu ſtellen auf die wand . 20 fl.

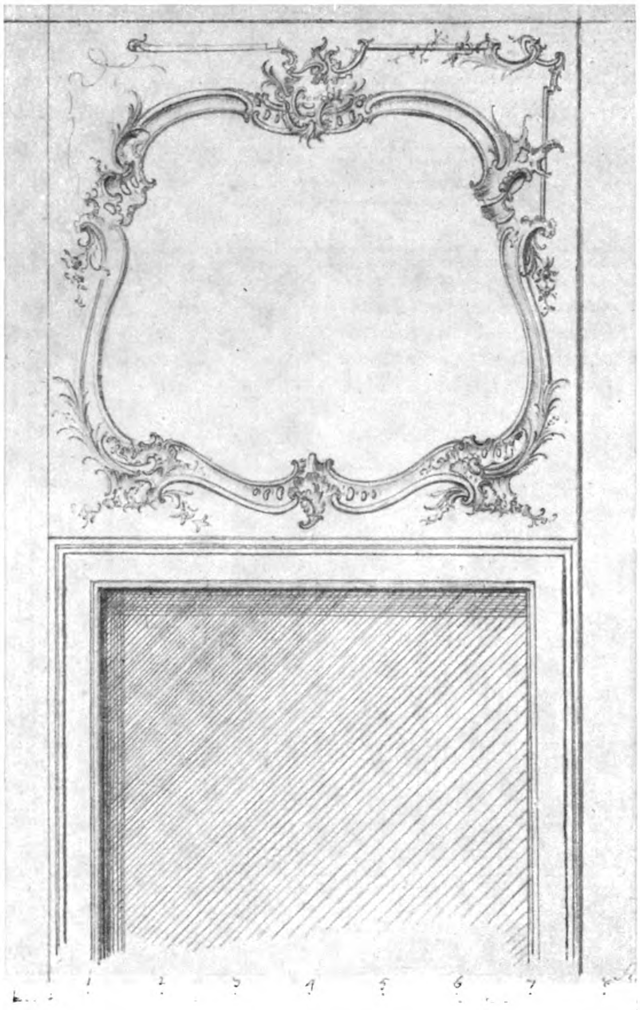


Abb. 6. Entwurf für eine Sopraporte im Kurfürſtl. Schloſſe zu Mainz.
Abb. 6 u. 7 nach Bleiſtiftzeichnungen im Gr. Staatsarchiv zu Darmſtadt

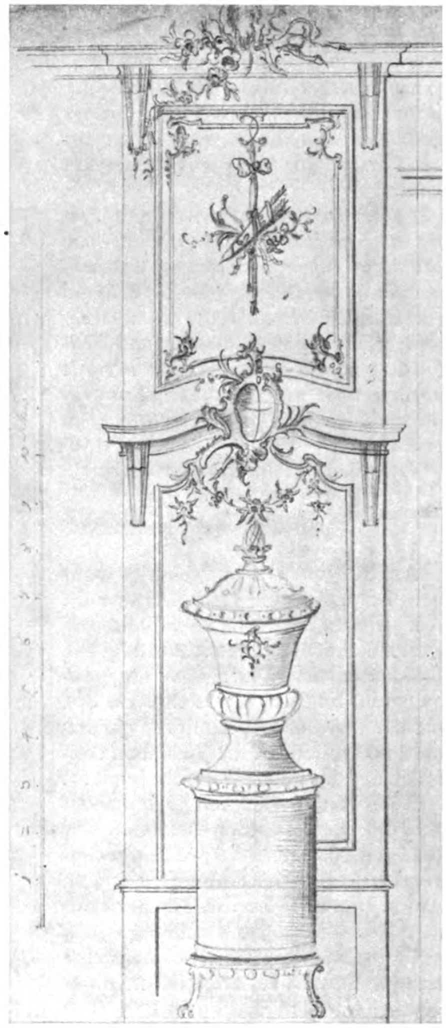


Abb. 7. Entwurf für eine Niſche mit Ofen im Kurfürſtl. Schloſſe zu Mainz

darauf 125 fl., worauf aber Jäger nicht eingehen will, weil ihm früher ſchon jener Preis von ſeiner hochfürſtlichen Durchlaucht dem Fürſten Wilhelm Heinrich von Naſſau-Zweibrücken gezahlt worden ſei. Immerhin einigten ſie ſich auf 130 fl. Es ſolle aber alles nur geweißt werden. Wegen der Vergoldung könne man mit Jäger nächſter Tage noch ſprechen, denn er ſei „ohnedem geſonnen künftigen Sontag nach Wißbaden zu kommen und einige Tage das Waßer zu trinken."

Jägers „Specification" zu dieſer Arbeit, über die Bager ſchreibt, er halte ſie „vor ganz raiſonnable", iſt dieſe:

Die zwey neben ſuborten auf oben gemelte arth zu ferdigen . . . . 20 fl.
Einen Dieſch Fuß von holtz und vom Bildhauer geſchnitten nach ander wartigem mit bey geleg-tem Risgen zu verferdigen und weis gleich obigen mit bilthauer und meiner arbeith . . . 20 fl.
Der nöttige gieps zu vorſtehender arbeith zu beiden ſeiden wird erforderth 6 Centr. a . . 8 fl.

Mayntz, 14. Julii 1749.

Peter Jäger, Hof-Stuccador zu Mayntz."

Dieſe Arbeiten mußten ſpäter dem Geſchmack einer neuen Zeit weichen. Anders ſteht es um die noch vor-

handenen Stukkaturen Jägers im ſogenannten Winterbau. Für dieſen Stengelſchen Erweiterungsbau zum Biebricher Schloß galt bei der Innenausſtattung der Geſchmack des neuen, damals viel bewunderten Schloſſes zu Saarbrücken.

Verwandt mit einem Teil dieſer Arbeiten ſind zwei Decken im Eltzer Hof zu Eltville, die ich daher auch Jäger zuweiſe; der Dompropſt Hugo Franz von Eltz hatte 1745—1750 den Oſtbau dort errichten laſſen.[15]

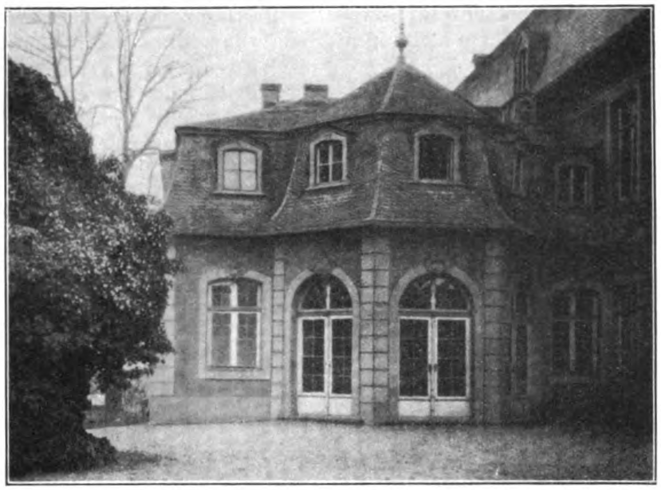


Abb. 8. Gartenſaal im ehemaligen Oſteinſchen Landhauſe zu Geiſenheim

In der Regierungszeit des Kurfürſten von Oſtein (1743—1763) erreicht in Mainz das Rokoko ſeinen Höhepunkt und vollzieht ſeinen Wandel zum Klaſſizismus. J. V. Thoman errichtete hier für den genannten Kurfürſten ein Palais, das im Jahre 1749 unter Dach kam, den ehemaligen Oſteiner Hof, das heutige Gouvernements-Gebäude der Stadt und Feſtung Mainz.[16] Hierin findet ſich noch eine ganze Reihe wohlerhaltener Decken, die mit Sicherheit Joh. Pet. Jäger zugeſchrieben werden dürfen.[17]

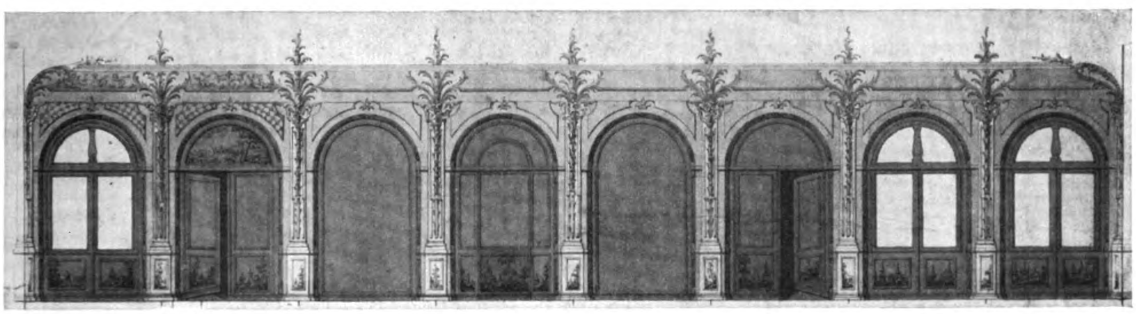


Abb. 9. Aufwickelung der Innenwand des Gartenſaals, deſſen äußere Anſicht Abbildung 8 wiedergibt (nach dem Original in der Mainzer Stadtbibliothek)

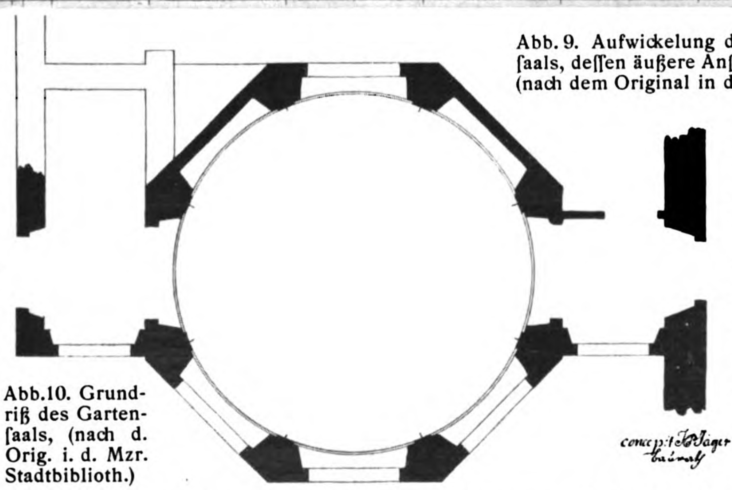


Abb. 10. Grundriß des Gartenſaals, (nach d. Orig. i. d. Mzr. Stadtbiblioth.)

Unter der Leitung des kurfürſtlichen Oberbaudirektors von Ritter wurde von 1750 ab an die kurfürſtliche Reſidenz der heutige Nordflügel des kurfürſtlichen Schloſſes angebaut, ſeine Vollendung fällt in das Jahr 1752. Auch im Innern einzelner Räume des alten Flügels wurden, beſonders auch in der Stukkatur, Veränderungen im neuen Zeitgeſchmack vorgenommen. Auch das Innere dieſes neuen, ſogenannten „Oſtein-Flügels", war jedenfalls mit reichen Stukkaturen von J. P. Jägers Hand geziert. Die Bauakten erwähnen ihn allein als hieran beteiligten Stukkateur; abgeſehen von der Prachtdecke im Eckſaale des erſten Geſchoſſes iſt in dem Neubau kein Reſt von Stukkatur mehr erhalten geblieben.

Über die Fortſchritte dieſer Arbeiten meldet Ritter dem in ſeinem Luſtſchloß Favorite weilenden Kurfürſten im März 1749,[18] daß die Surportes und Niſchen noch nicht fertig ſeien, da Jäger auf des Kurfürſten Befehl den Altar in Dieburg ausführe. *„Dieſe neuen Einrichtungen machen einen ſchönen Effekt"*. Am 3. September wird dem Kurfürſten gemeldet, daß die Stukkaturarbeit im Hauptſaal vollendet ſei; der Stukkateur arbeite jetzt in der erſten Antichambre und werde danach in das Audienzzimmer kommen. Vier Wochen ſpäter heißt es, daß Jäger mit den Plafonds im mittleren Stockwerk in drei Wochen fertig werde.

Drei unbezeichnete Pläne von Jägers Hand im Kgl. Kreisarchiv zu Würzburg, die ich um 1750 anſetze, zeigen vermutlich Dekorationsentwürfe für Räume des Aſchaffenburger Schloſſes. Da dieſe Blätter nichts weſentlich Neues von Jäger weiſen und auch im Schloß ſelbſt nichts mehr davon vorhanden iſt, ſo bleibt nicht viel darüber zu ſagen.

Erſt nach längerer Pauſe treffen wir Jäger, der inzwiſchen in Anerkennung ſeines künſtleriſchen Schaffens 1768 zum Baurat ernannt worden war, wieder bei der Dienſten der Familie Oſtein begegneten, iſt es naheliegend, daß auch die Dekorationen in den oberen Räumen dieſes Schloſſes von ihm herrühren.

* * *

Daß Jäger auch als Mechaniker tätig war, erſehen wir aus urkundlichen Nachrichten über den Bau des Neuen Krahnens zu Mainz.[20] In der Sammlung Rößler-Heerdt befindet ſich ein Kupferſtich dieſes Krahnens im Aufriß mit der Signatur: J. P. Jaeger inv. delin. sculps. et exstruxit (Abb. 11).

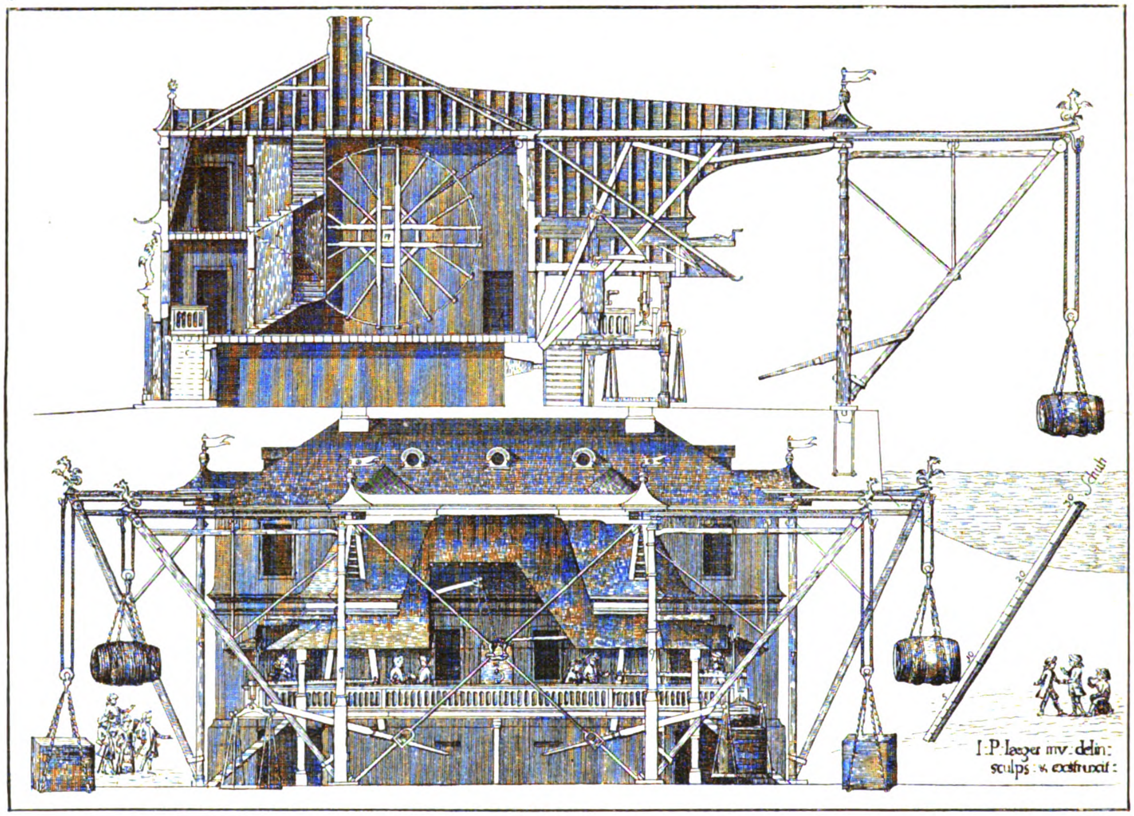


Abb. 11. Der untere Krahnen zu Mainz, nach dem Kupferſtich J. P. Jägers in der Sammlung Rößler-Heerdt

Ausführung von Stukkaturen. In der Mainzer Stadtbibliothek befindet ſich ein Entwurf für einen achteckigen Gartenſaal (ſ. S. 7, Abb. 9 und 10), bezeichnet „concepit J. P. Jäger, Baurath". Die Ausführung dieſes Planes zeigt uns der Gartenſaal im heutigen Landhaus der Familie von Brentano zu Geiſenheim im Rheingau, dem ehemals vielgerühmten Luſtſchloß der Grafen von Oſtein. Vom urſprünglichen Baue ſtehen heute nur noch die Seitenflügel. Der Mittelbau, der das große Treppenhaus, den Marmorſaal und die Spiegelgalerie enthielt, iſt leider abgebrochen worden.[19] Der Jägerſche Plan bezieht ſich auf einen ſpäter angebauten Gartenpavillon; es iſt ein achteckiger, mäßig großer Saal, den ein Vorraum mit zwei Kammern abſchließt. Die eine derſelben iſt als Baderaum eingerichtet, ihre Wände ſind mit Delfter Kacheln verkleidet, deren eine die Jahreszahl 1771 trägt. Da wir Jäger ſchon mehrfach in

Jäger muß den Auftrag hierzu plötzlich bekommen haben, denn er hatte den Riß innerhalb dreier Tage anzufertigen und ſollte nach zwei Tagen ſchon den Koſtenüberſchlag einreichen. Er bemaß dieſen auf 7000 fl.; tatſächlich aber beliefen ſich die Koſten auf 20531 fl. Wegen Überſchreitung dieſer Summe zur Rechenſchaft gezogen, proteſtierte er:[21]

„Ein Krahnenbau iſt ein Kunſtbau und von den anderen ordinairen Arbeiten ſehr vieles verſchieden. Der Baumeiſter muß ſelbſten bei dergleichen Gebauen verſchiedene Verſuche machen; wie nun ſelten der Verſuch gleich an dem Anfang gelinget, ſo müßen notwendig Abänderungen geſchehen, wozu immer ein größerer Aufwand an Materialien als bey ordinairen Bauen erfordert wird."

Die Errichtung des Krahnens fällt in das Jahr 1768; dies erhellt auch aus der Urkunde, die die Ernennung Jägers zum Baurat vermeldet,[22] datiert 19. April 1768.

„Demnach der Hochwürdigste Fürst und Herr, Herr Emmerich Joseph (tot. tit.), unser gnädigster Herr, gnädigst geruhet, dero zeitherig Hofstucator allhier Johann Peter Jäger in mildestem Anbetracht deßen besitzender guten Einsicht und Wissenschaft in Mechanicis und erprobter Erfahrnis im Bauwesen zu dero churfürstl. Baurath mit demselben lebenslänglich gnädigst zugedachten jährlichen Gehalt ad 150 fl. an geld und 12 Malter Korn dergestalten auf- und anzunehmen, daß derselbe über den Ihro churfürstl. Gnaden unterthänigst vorgeschlagenen und von höchst Ihro gnädigst Belieben auch nach dem höchst deroselben vorgezeigten und gnädigst approbirten Modell und Riß neu aufzuführenden Krahnen die Direktion lediglich und allein über sich nehmen und dann zu sonsten Churfürstl. Baugeschäften, wo es dero Churfürstl. Hofkammer für nötig findet, verwendet, anbey jedoch ... Nebenverdienst, ohne daß dero höchster Dienst selbsten darunter leyden möge, gestattet werden solle."

Über seine weitere Tätigkeit als Konstrukteur hören wir von ihm als Erbauer der Mehlwage am neuen Zollhaus in Mainz, deren Errichtung 4478 fl. 33 Kreuzer kostete; auch in Bingen hatte er eine neue Wage errichtet. Doch gehe ich hierauf nicht näher ein, da sie künstlerisch nichts von Interesse bieten.

B. Jägers Altarbauten

Jägers Tätigkeit als Stukkateur haben wir in chronologischer Reihe zusammengestellt; nebenher war er aber auch als Altarbauer tätig. Wir greifen daher zurück auf das Jahr 1749, in welchem der Hofstukkator Jäger im Auftrage des Kurfürsten einen Hochaltar in der Wallfahrtskirche zu Dieburg errichtete; am 7. April dieses Jahres meldet da der Oberbaudirektor von Ritter dem Kurfürsten: der Hofstukkator Jäger ist die vorige Woche von Dieburg zurückgekommen mit der Nachricht, daß er bis auf ein Stück an der unteren Vergoldung mit dem Altar fertig sei; auch würden die zwei noch „abgängigen" Statuen in einigen Wochen beim Bildhauer fertig sein. Wie das vom Gräflich Osteinschen Wappen am Hauptgesims auslaufende Spruchband mit der Aufschrift „ex voto" verkündet, ist der Altar zufolge einem Gelübde des Kurfürsten oder eines Gliedes der Familie von Ostein errichtet worden.



Abb. 12. Entwurf für einen Jägerschen Seitenaltar im Dome zu Worms. Tuschzeichnung in der Stadtbibliothek zu Mainz

Zwei Jahre später errichtete Jäger die beiden Altäre zu den Seiten des Choraufgangs im Dome zu Worms; im Mainzer Stadtarchiv befindet sich eine Zeichnung (Abb. 12), in der man den Entwurf zu diesen Altären sehen darf. In den Mainzer Vizedominats-Protokollen vom 21. Mai 1751 lesen wir die Klage des Hofstukkators Jäger gegen den Steinmetzen Dillmann[23] wegen verzögerter Lieferung des Marmorsteins, „welcher zur Verfertigung seiner zu Wormbs in dem Hohe Dhombstift zu machen veraccordirter Altäre destiniret". Über Jägers Tätigkeit zu Worms sind Bauakten nicht mehr vorhanden. Die Protokolle des Wormser Domkapitels melden nur, daß bereits 1744 die Errichtung von Nebenaltären beschlossen ward. Erst 1747 ist dann wieder die Rede von den Altären, die zu seiten des Choraufgangs errichtet werden sollen. So, wie Jäger diese Altäre geschaffen hat, bilden sie würdige Seitenstücke zu dem prächtigen Hochaltar, den Balthasar Neumann entworfen hat.[24]

Einen größeren Auftrag für Altäre bekam Jäger für die Liebfrauenkirche zu Frankfurt am Main.[25] Schon 1750 hatte Jäger im nördlichen Seitenschiff dieser Kirche den Muttergottes-Altar errichtet; der erste Stein dazu wurde am 4. April gelegt; Jäger hat für diesen von dem damaligen Dechanten von Habermann gestifteten Altar 1000 fl. erhalten.

Im Jahre 1763 sollte die alte Kirche einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen werden. Am 8. Juni kam auf Verlangen des Stiftes „Herr Peter Jäger, Chur-Mayntzischer Architekt und Stuccator, nebst seinem Vetter, H. Peter Mez, auch ein Stuccator von Mayntz", um verschiedene Risse vorzulegen für zwei an den Seiten des Chores zu errichtende Altäre; von den vorgelegten Plänen wurden zwei für „schön und schicklich" erachtet, doch forderte Jäger dafür den Preis von 2000 fl. Das war dem hohen Kapitel aber zu teuer, und nach vielem Hin- und Herreden wurde Jäger gebeten, zum Preis von 1500 fl. einen geringeren Riß anzufertigen und vorzulegen. Ein solcher wurde denn auch am 20. Juni für gut und schön befunden, und Jäger erhielt den Auftrag zur Anfertigung. Zu der bedungenen Summe stiftete der fürstlich Taxissche Kammerrat Johann Baptist Bolz 1000 fl. Jäger versprach die beiden Altäre bis August 1764 hinzustellen. — Am 2. September wurde die erste Messe daran gelesen. Wenige Tage nach Abnahme dieser Altäre wurde vom „Dechant und dem Capitel des Collegiatstiftes unserer lieben Frau auf dem Berg in Frankfurt" mit Jäger ein neuer Kontrakt geschlossen wegen der Errichtung des Hochaltars und zweier Altäre an der Nebenwand. Es heißt darin:

„Erstlich übernehmet Herr Jäger nach Maßgab deren approbirten Riß die altar von dem fudament auf samt denen socle, mit marmorirtem Gibs, wohl geschliffen und dauerhaft, das nötige zu mauern und auf zu richten, alle in denen Riß angezeigte Zierrathen mit feinem Glanzgold guth zu vergolten, die figuren von wohlge-

machter bildhauer arbeith weiß glänzend und das nötige vergoltet zu ſtellen, ſo fort die ganze altar auf ſeine Koſten zugehörigen Materialien, gerüſt etc. . . . . . bis 14. Auguſt 1765 in vollkommen verfertigten Stand zu ſetzen, daß ein Prieſter daran celebrieren kann."

Außerdem verpflichtet Jäger ſich, alle ſpäter nötig werdenden Reparaturen auf ſeine Koſten zu übernehmen. Dafür erhält er 2600 fl. rheiniſcher Währung. Eine Zuſammenſtellung der Einnahmen und Ausgaben für die Renovierung der Liebfrauenkirche geben wir aus den Akten des ſtädtiſchen Archivs zu Frankfurt in Beilage II.

Fleißig wurde nun daran gearbeitet. Nur vom 7. Dezember bis 10. April mußten „die Stuccadorer wegen eingefallener Keld" die Arbeit einſtellen. Am 1. September wurde das erſte Amt am Hochaltar gehalten.

Einige Jahre ſpäter, 1771, erhielt die Kirche eine neue Kanzel, die der Mainzer Stukkateur Peter Mez für 733 fl. lieferte; als feines Rokokowerk bildet ſie ein würdiges Gegenſtück zu Jägers Altären. Die Zeichnung dazu befindet ſich in der Sammlung Rößler-Heerdt auf Schloß Neuweier in Baden. Peter Mez ſtand Jäger ſehr nahe, verwandtſchaftlich wie auch als Schüler und Mitarbeiter.

C. Jäger als Architekt

Einer leichteren Überſichtlichkeit wegen gab ich Jägers Lebensdaten nicht durchaus in chronologiſcher Folge, ſondern innerhalb ſeiner Hauptbetätigungen. Nachdem wir ihn ſo als Stukkateur und Altarbauer kennen gelernt haben, begegnen wir ihm nun als Architekten. Die große Gelegenheit, ſeine Fähigkeiten auch auf dieſem Gebiet zu zeigen, bot ſich ihm bei dem Neubau der St. Ignazkirche zu Mainz.[26]

Die alte Kirche ſtammte in ihren älteſten Teilen aus dem 13. Jahrhundert; ſie war mehrmals reſtauriert worden. Den Zuſtand, in der die Kirche aus dem Mittelalter in die Neuzeit herübergegangen war, zeigen die Stadtanſichten von Maskopp (1575) und Merian (1632). Schon in den erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war die Kirche ſo baufällig geworden, daß wiederholt dringende Eingaben gemacht wurden, die eine gründliche Erneuerung forderten. Bereits 1731 lag dem Kirchenvorſtand ein Abriß zu einem neuen Kirchenbau vor. Aber während die Stadt in den nächſten Jahrzehnten, beſonders unter dem Kurfürſten von Oſtein, eine Reihe anſehnlicher Bauten erhalten hatte, ſo befaßte man ſich doch erſt in den ſechziger Jahren ernſtlich mit einem Neubau dieſer Kirche.

Ein Guttäter der Kirche ſtellte nämlich die anſehnliche Summe von 12 000 fl. zur Verfügung unter der Bedingung, daß ſofort mit dem Kirchenbau begonnen werden ſolle. Zu dieſer Stiftung kamen ſpäter noch 4000 fl. und mehr hinzu. Da aber zu erkennen war, daß dieſe Summe keineswegs ausreichen würde, ſo ergingen auch noch Kollekten in den verſchiedenen Kirchenſprengeln, wie denn überhaupt ſpäterhin zur Beſchaffung der für die Vollendung des Baues nötigen Gelder die eigentümlichſten Mittel angewendet wurden; worüber Näheres bei Neeb, vgl. Anmerkung 26.

Dem bauluſtigen Kurfürſten Johann Friedrich Karl reichte der Kirchenvorſtand drei Grundriſſe für den Neubau ein, einen von Schmitt und zwei neu entworfene, von denen der eine von Zimmermeiſter Riedel, der andere von Hauptmann Eickemeyer herrührte. Von dieſen Plänen fand jedoch keiner den Beifall des hohen Herrn. Dagegen legte in der Sitzung des Kirchenvorſtandes vom 17. April 1760 der Vikariatsaſſeſſor und Siegler Linkenheld, den der Kurfürſt zu ſeinem Kommiſſarius für die über den Neubau zu pflegenden Verhandlungen ernannt hatte, einen Plan des Stukkateurs Johann Peter Jäger vor, der „gnädigſt approbiert" worden war. Zum Schrecken der Juraten übertraf das Jägerſche Projekt an Umfang und Koſtſpieligkeit die anderen ganz bedeutend. Lange gingen die Verhandlungen zwiſchen Regierung und Kirchenvorſtand hin und her. Seine Kurfürſtliche Gnaden erklärten u. a., „ſie wolle keine Bauernkirche in ihrer Reſidenz haben". Endlich einigte man ſich auf den Jägerſchen Entwurf. Schon im Vorjahre war der Abbruch der alten Kirche beſchloſſen worden; doch dauerte der Ausbruch der Fundamente bis zum Frühjahr 1764.

Nachdem der Plan vom Kurfürſten und den Juraten unterzeichnet worden war, wurde am 17. April 1761 Johann Peter Jäger als Baudirektor der neu zu erbauenden Pfarrkirche ernannt und kontraktlich verpflichtet. Für die Bauleitung wird ihm ein Honorar von 1000 fl. verſprochen; dafür ſollte er aber auch den Hauptgrundriß und alle künftig noch erforderlichen Riſſe unentgeltlich liefern, „womit ſich derſelbe auch zufrieden und vergnügt zeigt". Damals rechnete man damit, daß der Bau in vier bis fünf Jahren vollendet ſein würde; tatſächlich aber wurde dreizehn Jahre an der Kirche gebaut. Enttäuſchungen aller Art und Schikanen erſchwerten Jäger, der bisher doch nur als Stukkateur bekannt war und nun als Architekt im Vordergrund des Mainzer Bauweſens ſtand, ſeine Tätigkeit derart, daß er nach acht Jahren ſich genötigt ſah, die Bauleitung niederzulegen. Wiederholt machte er Verſuche, eine Erhöhung ſeines Honorars zu erzielen, mit dem Erfolg, daß die kurfürſtliche Baukommiſſion ihm das Honorar auf 1200 fl. erhöhte.

Die feierliche Grundſteinlegung fand am 5. Dezember 1763 ſtatt.

Die Arbeiten ſchreiten nun außerordentlich langſam vorwärts. Wiederholt bittet Jäger die kurfürſtliche Kommiſſion,[27] es möchte eine Verfügung getroffen werden, „daß das Bauweſen doch einmal ernſtlicher, als bis hiehin geſchehen, betrieben und befördert werde", und bitter beklagt er ſich über die Unpünktlichkeit und ſtändigen Zänkereien der Steinmetzen und Maurer; dies beträfe ihn, den Baumeiſter, am härteſten, „nicht allein wegen der Geſundheit, ſondern auch wegen denen mir zur Belohnung ausgeworfenen zwölfhundert Gulden".

Im Jahre 1770 legte Jäger ſein Amt als Bauleiter nieder. Die Gründe, die ihn dazu bewogen haben mochten, ſind nicht bekannt.[28] Ein Licht fällt auf dieſen Schritt durch das, was in den nächſten Jahren ſich zuträgt; denn mit der Abdankung ſollte die Sache für ihn noch nicht erledigt ſein. Im Jahre 1771 war auch die ſtolze Faſſade fertig errichtet, an der Kirche fehlte nur noch das Gewölbe und der Ausbau des Turmes, der nur bis zum unteren Stockwerk gediehen war. Jetzt erſt, nach Jahren, entdeckt man Mängel an dem Bauwerk, und der Meiſter ſoll zur Rechenſchaft gezogen werden. Die

Kirchenvorsteher von St. Ignaz erheben Klage wider den Architekten Jäger und die Maurermeister Diefendinger und Neurohr wegen rißwidriger Bauart und sonstigen Fehlern an der neuen Kirche. Im August 1771 wird daher eine Kommission zur Untersuchung eingesetzt, in Anbetracht dessen, daß „sotane Kirch in vielen Stücken nicht nach dem approbirten Riß verfertiget, sich auch an dem Bau verschiedene Mängel und beträchtliche Beschädigung, die in der Folg der Zeit noch größer werden könnte".

Der Kirchenvorstand läßt durch „peritos in arte" das ganze Kirchengebäude untersuchen, „nachdem ihnen durch den damaligen Baudirektor Herrn Generalmajor Thoman an dem Kirchenbau und besonders an den Thüren einige namhafte Mängel entdeckt worden". Als Sachverständige waren ernannt: der Steinmetzmeister Dillmann, ein Zimmermeister, ein Maurermeister und — zwei Hufschmiede.

Das Parere vom 28. Mai 1771 besagt nun, daß sich bei der Nachprüfung folgende Mängel ergeben hätten:

Abweichend vom Originalriß sei der Bau „aus einer uns ohnbewußten Ursach abgeändert worden"; an verschiedenen Verkröpfungen und Bögen sei Unfleiß und Irregularität zu bemerken; das um die Kirche herumlaufende schwere Eisenwerk sei unnötig, weil es zur Zusammenhaltung des allenfalls schadhaften Mauerwerks, wann es noch so stark, trotzdem nicht hinlänglich sei; dagegen junges Eichenholz, dessen Faulung der Kirche auch über hundert Jahre nicht den geringsten Schaden zugefügt hätte, wäre zum Einmauern viel nutzbarer gewesen; — die erste Anlage sei drei Fuß zu tief, sodaß ein Kändel angelegt werden müsse, damit das Regenwasser in Röhren abfließen könne; — der „remarquable" Hauptfehler sei, daß das Wasser vom Kirchhof in die Kirche laufe.

Damit wurden allerdings schwere Beschuldigungen gegen Jäger erhoben; doch bekommen sie ein wesentlich anderes Ansehen, wenn man Jägers Verteidigung gegen solche Vorwürfe hört. Zunächst sagt er über die Sachverständigen: „sie wagen es sich in ein ihnen unbekanntes Feld zu erheben und sich als Kunstrichter in einer Wissenschaft aufzuwerfen, von welcher sie nicht einmal die Anfangsgründe wissen, noch die bloße Kunstwörter verstehen; allein sie verraten dadurch die handgreifliche Falsch- und Unwahrheit ihres Angebens selbsten, um so mehr, als sie die angeblichen dicken Gebrechen nimmermehr zu erweisen im Stande sein werden. Überhaupt hätten sie falsch gemessen, und als man ihnen Unfug und kunstwidriges Verfahren vorgehalten, haben sie gutwillig eingestanden und sich damit entschuldigt, *sie hätten ordres*, daß sie es so messen sollten. — Nach langjährigem Bauen gäbe es natürlich viel Schutt, und nach Vollendung müßten eben die umliegenden Höfe und Plätze applaniert werden. — Die eisernen Anker sind von Commissions-wegen bei der beliebten Wegnehmung der Quadersteine genehmigt worden, sie haben ihr rechtes Ziel und Maß, sie liegen auf dem rechten Ort und Platz, und sie sind auch zu rechter Zeit mit Vorwissen der Hohen Kommission behörig gelegt worden, wäre solches an der St. Peterskirche zu Rom oder an dem hiesigen kurfürstlichen Billardsaal geschehen, so wäre nicht nötig gewesen, die Anker zu spät mit Verunstaltung und doppelten Kosten einzuziehen, welches bei der St. Ignatii-Kirche zur rechten Zeit verhütet worden; doch es ist verdrüslich einen unverständigen Tadel zu widerlegen. Die jetzt beanstandeten Abänderungen am Riß seien in wiederholten Kommissionssitzungen unter Beisitz des Oberbaudirektors von Ritter bewilligt worden." Mit Recht wohl erstaunt sich Jäger, daß man das alles nach so vielen Jahren noch kritisiert. „Haben denn die Kirchenvorsteher jetzt erst wahrgenommen, daß die Nebenthüren nicht vorn, sondern auf beiden Seiten stehen? Da, wo sie sind, stehen sie ja schon mehrere Jahre" (s. Beilage III).

So, wie 1762, als zum erstenmale beim Kurfürsten Einwendungen gegen Jägers Riß gemacht wurden (s. unten), der Oberbaudirektor von Ritter für Jäger tatkräftig eingetreten war, so stellte nun dieser dem um das Mainzer Bauwesen verdienten Architekten ein glänzendes Zeugnis aus. „Mein Originalriß ist bei hoher Anwesenheit des weiland Oberbaudirektors Herrn von Ritter sel. Angedenkens (welcher als ein echter Architekt muß bewundert werden), wohl eingesehen und willfahret worden; dieser geschehenen Einsicht und Genehmigung zufolge kann ich mir nur Gerechtigkeit und Ehre versprechen; denn in Wahrheit alles was unter hoher Aufsicht des Freiherrn von Ritter Excellenz hochseligen Angedenkens ist entworfen und gebaut worden, wird keiner von weitem, ohne sich selbst bloß zu stellen, tadeln können."

Großen Eindruck scheint Jägers sehr ausführliche Verteidigungsschrift nicht gemacht zu haben, denn ein Jahr darauf, im März 1772, wird abermals eine Anklage des gleichen Inhaltes gegen ihn eingereicht. Diesmal ist die Klage auch gegen die beiden Maurermeister, die unter Jäger gearbeitet haben, gerichtet. Wie weit deren in großer Empörung hierüber verfaßte Erwiderung Erfolg hatte (sie liegt bei den Prozeßakten im Gr. Staatsarchiv zu Darmstadt), geht aus den vorliegenden Akten nicht hervor.

Die St. Ignazkirche ist nicht so ausgeführt worden, wie der Jägersche Plan ursprünglich vorgesehen hatte. Bereits 1762 war an den Kurfürsten ein anonymes Schreiben ergangen, worin Jägers Entwurf in 16 Punkten scharf kritisiert wurde. Die Sache kam zur Besprechung vor der Kommission, und da wurden folgende Änderungen beschlossen: in dem ersten Plan Jägers, der merkwürdigerweise verschwunden war, hatte man vorgesehen, daß die Lisenen, d. h. die aus der Seitenwand schwach hervorspringenden Pfeiler in Sandsteinquadern sollten ausgeführt werden. Diese massiven Pfeiler sollten gleichsam als Strebepfeiler eine Hauptstütze für das steinerne Gewölbe bilden, wie dies im Risse vorgesehen war. Um 1840 Gulden zu sparen, beschließt nun die Kommission, daß nur der Sockel und das Hauptgesims in Sandsteinquadern ausgeführt würden, alles Übrige — und so auch die Lisenen — sollte nur aus Bruchsteinen aufgemauert werden. Auch wurden die beiden an der Fassade geplanten Nebeneingänge gestrichen. Jäger zog daraus die Folgerungen, und auf seinen Vorschlag wird ein hölzernes Gewölbe beschlossen, zumal hierdurch weitere 15000 Gulden gespart würden. Als nun endlich die Arbeiten im Rohbau soweit gediehen waren, kam es im Jahre 1769 in der Kommission noch einmal zu Erörterungen über die Wölbungsfrage, die mit Jägers Rück-

tritt und Verabſchiedung von der Bauleitung zweifellos in irgendeinem inneren Zuſammenhange ſtehen.[28] Entgegen dem früheren Beſchluß wollte man nun doch wieder ein Steingewölbe haben. Dagegen kehrte ſich Jäger:

„Weilen von einer churf. Hochlöbl. Commiſſion die quater an dem St.Ignatii-Kirchenbau etwa zur Erſparung der Koſten ſind hinweg genommen und ſolche nur in einem bloßen Gemäuer aufzuführen iſt beliebet worden, ſo bleibt es bey meiner coram Eminentißimo et laudabili Commißione allſchon gethanen Ausſag, daß wo die Kraft an dieſem Gebäu hinweggenommen iſt, man auch die Laſt eines ſteinernen .... Gewölbes umſo mehr hinwegnehmen müße als der Abgang der nicht hinlänglichen Widerſtandskraft und Solidität als der erſten Potens in der Baukunſt nicht geſtattet, ein ſteinernes Gewölb ohne Riſiko dieſem Gebäu zu geben, und je bekannter es ohnehin iſt, daß nirgendswo eine Kirch ſtehet, welche ohne neben quater gewölbet ſeye."

Der Kommiſſion lagen zwei Gutachten über ein Steingewölbe vor, das eine von Thoman, das andere von Lingier. Es wurde ein Gewölbe im leichteren Tuffſtein beſchloſſen, deſſen Ausführung Thoman übertragen ward und das 1772 vollendet wurde.

Merkwürdigerweiſe unterblieb der Ausbau des Turmes. Jägers Entwurf hatte einen Turm von mäßiger Höhe hinter dem Chorabſchluß vorgeſehen; auf achteckigem oberen Stockwerk erhebt ſich ein hoher Helm, umgeben von acht dekorativen Türmchen. Von dieſem Entwurf war in den ſpäteren Verhandlungen nicht mehr die Rede, er mochte dem Zeitgeſchmack nicht mehr entſprochen haben.

Nachdem die dem verabſchiedeten Baumeiſter, wie es ſcheint, nicht mehr wohlgeſinnte Baukommiſſion ihre Tätigkeit eingeſtellt hatte, finden wir Jäger im Jahre 1774 wieder für die Ignazkirche beſchäftigt (es iſt dasſelbe Jahr, in dem ſeine Kupferſtichfolge von St. Ignaz erſchienen iſt!). In dieſem Jahre ſoll er den Riß für vier Beichtſtühle anfertigen, die der Mainzer Schreinermeiſter Joh. Michael Keller ausführt. Im Jahre 1775 wird dieſem Meiſter u. a. auch die Kommunionbank „nach dem von Herrn Baurat Jäger entworfenen Modell" übertragen. Daß Jäger auch das Chorgeſtühl entworfen hat, läßt ſich urkundlich zunächſt noch nicht belegen, iſt aber nicht ausgeſchloſſen; angefertigt wurde es nach Ausweis der Rechnungen ebenfalls in Kellers Werkſtatt. Die Vollendung dieſer Arbeiten fällt um die Mitte der ſiebziger Jahre. Die Bezahlung geht langſam, noch im Jahre 1781 hat Meiſter Keller für ſeine Arbeiten eine Reſtforderung von 293 fl. bei der Kirche (Mitteilung von Prof. Neeb, vgl. auch deſſen Baugeſchichte S. 50).

Auch Jäger hatte mit der Auszahlung ſeines Honorars Schwierigkeiten. Am 14. September 1764 „beſcheinet" Jäger, daß er für ſeine Bemühung am Kirchenbau das vierte Mal 300 fl. zu empfangen habe. Auf dieſen Schein hatte Exzellenz von Jungenfeld den Vermerk geſchrieben, daß „obbemeldete" Summe nach und nach von den eingehenden Geldern auszuzahlen ſei. Aber vier Jahre ſpäter beſchwert ſich Jäger, daß ihm die reſtierende Summe trotz vielfacher Bitten immer noch nicht bezahlt ſei; daß der Kirchenbau ſich ſo viele Jahre hinausgezogen habe, ſei doch gewiß nicht ſein Verſchulden geweſen.

Während die Bauarbeiten an St. Ignaz noch im Gange waren, erhielt die Chriſtophskirche in Mainz einen Anbau, die Valentinuskapelle, deren Erbauer ebenfalls Jäger war.[29] In der Mainzer Stadtbibliothek befindet ſich ein Brief Jägers, in dem dieſer ſich darüber beſchwert, daß ihm von beſagter Kirche ſein Lohn für die Errichtung der Valentinuskapelle und den Umbau des Chores vorenthalten würde (freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Otto Schmitt-Mainz).

Ebenfalls in die Zeit der Entſtehung der Ignazkirche muß auch der Entwurf für ein Wachthaus am kurfürſtlichen Schloſſe fallen. Dieſe Zeichnung Jägers befindet ſich im ſtädtiſchen Archiv der Mainzer Stadtbibliothek (Mappe III 185 a). Sie trägt die Bezeichnung: *„grund Riß und aufftrag. Von Vornen und der Seiten: Naebſt provil: zu Einem Wacht haus im Schloß: Nach der Wohlgereimbtheit des Schloßes und des blatzes Eingericht: Concepit Joann Peter Jaeger architect Sanct Ignatii."* Die Entſtehungszeit ergibt ſich aus dem an der Attika des Baues angebrachten Wappen des Kurfürſten Emmerich Joſeph von Breidbach-Bürresheim (1763—1774). Wie ſich aus dem auf der Rückſeite des Blattes gezeichneten Lageplan erſehen läßt, ſollte dieſes Wachthaus mit ſeiner einen Schmalſeite an die große Bleiche ſtoßen, und mit ſeiner Rückwand etwa in die Verlängerung der Mauer fallen, die heute den Hof nach dem Ernſt-Ludwigsplatze hin abſchließt, die Vorderſeite öffnete ſich mit ihrer loggiaartigen Vorhalle nach der heutigen Pumpſtation hin. Ob aber der Bau wirklich zur Ausführung kam, iſt recht fraglich. Die Pläne aus der franzöſiſchen Zeit verzeichnen, ſoweit ſie den aus der kurfürſtlichen Zeit überkommenen Zuſtand der Umgebung des kurfürſtlichen Schloſſes wiedergeben, an der geplanten Stelle kein derartiges Bauwerk. Die Planung eines derartigen Wachthauſes mag im Zuſammenhang ſtehen mit den Veränderungen, die Kurfürſt Emmerich Joſeph in der Umgebung des Schloſſes vornehmen ließ, worüber einige Angaben bei Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz II S. 237 f. zu finden ſind.

Unmittelbar auf die Vollendung der St. Ignazkirche folgt die Errichtung des ſog. Akademieſaals im neuen Flügel des kurfürſtlichen Schloſſes; die Arbeiten fallen in die Jahre 1775—1776. Wenn auch jegliche Urkunden über dieſen Einbau fehlen, ſo dürfen wir doch wohl Jäger auch hier als den entwerfenden und ausführenden Architekten ſehen.[30] Dieſer durch die beiden Obergeſchoſſe gehende große Saal diente zur Abhaltung von Hofkonzerten, den „Akademien".[31]

Schon in das Jahr 1757 fiel die Errichtung einer kurfürſtlichen Akademie der ſchönen Künſte. Der Kurfürſt folgte hier dem von anderen Städten gegebenen Beiſpiel,[32] um den in Mainz anſäſſigen Künſtlern Schutz und Gelegenheit zur künſtleriſchen Fortbildung zu bieten.

Über das Wirken und Gedeihen der Mainzer Kunſtakademie fehlen die weſentlichſten Nachrichten. Jäger wird einmal als Leiter der Bauakademie genannt; wie weit dieſe beiden Anſtalten identiſch ſind, ſteht dahin. Erſt 1783 wird wieder eine Zeichenſchule erwähnt; an dieſer wirkte Jäger als Lehrer der Zivilbauzeichenkunſt; der „Hofdeßinateur" Peter Jung erhält als Adjunkt des Baurats Jäger eine Beſoldung von 550 fl. und wird nach Jägers Tode 1790 ſein Nachfolger bis zum Jahre 1797.

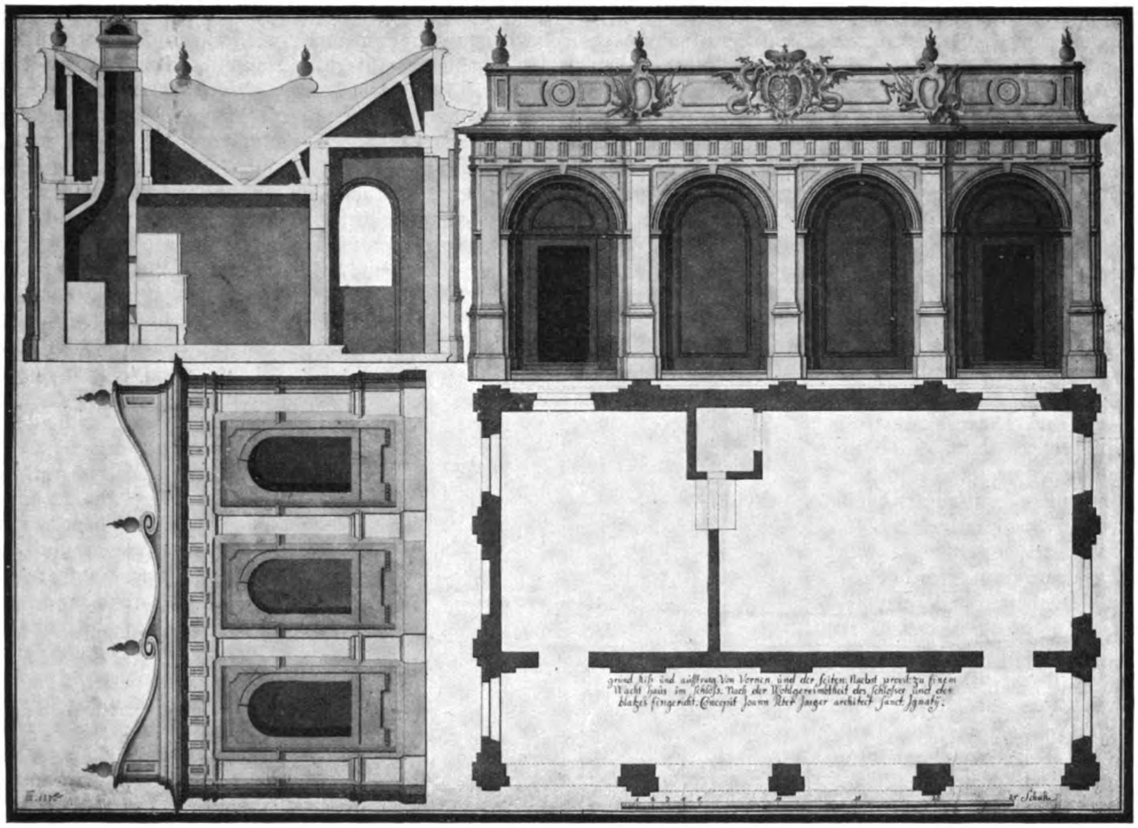


Abb. 13. Jägers Entwurf für ein Wachthaus am kurfürſtlichen Schloß zu Mainz (Mainzer Stadtbibliothek)

Am 17. November 1790 verſchied Jäger, hochbetagt und geehrt von ſeinen Mitbürgern. Er wurde in der Gruft von St. Ignaz beigeſetzt. Seine Grabſchrift lautet:

„Hier ruhet dem Herrn ſelig entſchlafen der wohlgeborne Herr Joann Peter Jäger kurfürſtlich mainziſcher Baurath des errichteten unteren neuen Krahnens und der pfarrkirch St. Ignaz geweſener Baumeiſter. Er kam zur Welt den 11ten im November 1708 und ſtarb den 17ten November 1790. R. I. P.“

Das Totenbuch von St. Ignaz meldet unter dem 18. November 1790: *Dom. Jäger Petrus civis et Conciliarius rei architectonicae Eccl: Paroch: ad S. Ignatium juratus · qui quà architectus Ecclesiam parochialem ad S. Ignatium exstruxit.*

Die Summe der hier angeführten Werke Jägers iſt im Verhältnis zur langen Dauer ſeines Lebens nicht ſehr groß. Sicher aber iſt ein nicht geringer Teil ſeiner Schöpfungen, insbeſondere Stuckdekorationen, im Laufe der Zeiten untergegangen, vieles mag auch noch nicht als ſein Werk wieder entdeckt ſein. Was aber bis jetzt aus dem Schaffensgebiete Johann Peter Jägers mit Sicherheit als ſein Werk feſtgeſtellt werden konnte, läßt ſchon erkennen, daß er ein Mann von ſelten vielſeitiger Begabung und großem künſtleriſchen Können war.

II. Johann Peter Jägers Werke und ihre Stellung in der kunſtgeſchichtlichen Entwickelung

A. Stukkaturen

Der künſtleriſchen Verwendung des Stucks zur ſchmückenden Bekleidung der Wände und der Decke begegnen wir ſchon im hohen Altertum. Von einem Eingehen auf dieſe früheren Zeiten wird hier aus naheliegenden Gründen abgeſehen. Im folgenden ſoll nur ſeine künſtleriſche Verwendung vom Beginne der Neuzeit an betrachtet und an der gegebenen Stelle die Arbeiten Jägers in den Gang der Entwickelung eingereiht werden. Zu großem Anſehen kam der Stuck als Schmuckmittel zunächſt in Italien in den Paläſten und Kirchen der Renaiſſance. Ein der Antike entnommener großer Reichtum von Motiven diente den Künſtlern zu Raffaels Zeitalter als Anregung zu köſtlicher Ausſchmückung der Säle und Gänge. Noch in die Zeit der Hochrenaiſſance fallen die Anfänge der Stuckdekoration an Faſſaden, wie wir ſie am Palazzo Spada in Rom kennen. Die Zeit verlangt Fülle der Dekoration, und Stuck war leichter und billiger herzuſtellen als Ornamente aus ſchwerem Steinmaterial.

Neben der rein ornamentalen Verwendung, wozu die Motive noch der Antike entlehnt ſind, begegnet nun auch eine Verwendung an organiſchen Bauteilen, an Portalen, Fenſter- und Türumrahmungen, die mit vielem

figürlichem Schmuck ausgeführt werden, und mit dieſer Erweiterung haben auch neue Motive Aufnahme gefunden, das ſind in Stein oder Stuck ausgeführte Draperien, Nachahmung von Stoffbehängen, die baldachinartig mit reichem, ſchwerem Faltenwurf eine Bekrönung bilden, umflattert von zierlichen Engelchen und fröhlichen Kindergeſtalten; vornehme Eleganz in der Kompoſition, tadelloſe Technik in der Ausführung, im ganzen wie in Einzelheiten, ſind den Werken dieſer Periode eigentümlich. Um ſeine Wirkung zu heben, wird der Stuck, beſonders in den Kirchen, vielfach vergoldet; in dieſer künſtlichen Betonung zeigt ſich, wie weit ihm der polychrome Stein überlegen iſt. Daher erfährt Stuck auch ſeine höchſte Wertung überall da, wohin ihm der Stein und anderes Material nicht folgen kann, auf Gebieten, wo er ſeine reichſten Wirkungen entfalten kann und wo er allein herrſcht.

Den Höhepunkt in der Stuckdekoration erreicht Bernini. Die beſten und wertvollſten Schöpfungen des Berniniſchen Zeitalters finden wir in Rom; das hat ſeinen natürlichen Grund in dem Reichtum der Stadt und dem tätigen Kunſtſinn der Päpſte und der päpſtlichen Familien. Und Rom war immer der Ort für alle Welt, der die Künſtler herbeizog, und wiederum von Rom zogen die Künſtler aus, um den Ideen der römiſchen Kunſtweiſe weiteren Boden zu ſchaffen. Es iſt hier nicht der Ort, auf dieſe Künſtler näher einzugehen; was ſie in den Paläſten zu Genua, Cremona, Venedig an Dekorationen geſchaffen haben, wetteifert im Reichtum und der Pracht.


Abb. 14. Teilſtück aus der Stuckdecke im Ritterſaal der Feſte Breuberg im Odenwald

Aber ſchon vor Bernini, zur Zeit der Hochrenaiſſance, macht ſich dieſer Einfluß Roms geltend. Als einen Hauptmeiſter des von Rom ausgehenden Dekorationsgeiſtes kennen wir Giulio Romano; dieſer, wohl der bedeutendſte Schüler und Mitarbeiter Raffaels, brachte als erſter den Stil ſeines Meiſters nach Oberitalien und baute ihn kunſtvoll aus in den Stukkaturen des Palazzo del Te in Mantua. Oberitalieniſche Künſtler waren es dann auch, die, im Dienſte deutſcher Fürſten und reicher Klöſter, vermittelten zwiſchen der welſchen Kunſt und den künſtleriſchen Beſtrebungen in den Ländern nördlich der Alpen.

In Deutſchland finden wir den älteſten Stuck an Kapitellen und Reliefdarſtellungen aus der romaniſchen Zeit; Beiſpiele dafür bieten die Kirchen in Gernrode, Hildesheim und Halberſtadt. Ein Vorkommen von Stukkaturen in der Gotik iſt unbekannt, dieſer Stil ſcheint ihrer nicht bedurft zu haben. Erſt in der Renaiſſance begegnen wir dem Stuck wieder. In den Bauten des 16. Jahrhunderts liegt die Hauptſtärke auf dekorativem Gebiet, es zeigen Decken, Wandverkleidungen und Türumrahmungen ganz hervorragende Leiſtungen der Holzbildnerei, und ſo ſind auch dem Stuck wieder neue, reiche Gebiete erſchloſſen. Mit dem Auftreten der Kaſſettendecke, etwa um 1580, wird das Holz, mehr oder minder reich dekoriert, zuweilen durch Stuck erſetzt. Mit Stuckornamenten bedeckt erſcheint auch der obere Teil der Wände und beſonders häufig die Wölbung der Fenſter. Zwei Typen des Dekorationsſtiles walten in dieſem Jahrhundert. Einmal dienen die zahlreichen aus früherer Zeit vielfach angewandten Eiſenbeſchläge an Türen, Truhen und dergleichen als Vorlage; ein mäßig breites Eiſenband iſt flach aufgelegt, in Bogenlinien geführt oder mit ſcharfen Knickungen und an den Enden leicht aufgerollt. Dieſe Muſter ahmt der Stuck getreulich nach, die umgebogenen und eingerollten Einſchnitte des Bandwerks zeigen deutlich die Technik der Eiſenblechbeſchläge; für Kartuſchen und Rahmen wird dieſes Rollwerk faſt ausſchließlich verwandt. Neben dieſem Typ tritt nun noch eine andere Form auf, die mit italieniſchen Motiven arbeitet: groteske Trophäen und beſonders Fruchtſchnüre ſind das übernommene Element, das deutſche Künſtler in ihre Form überſetzten. Von großem Einfluß auf dieſe neue Dekoration war zweifellos auch das auf bedeutender Höhe entwickelte Goldſchmiedehandwerk; der Sinn für das Minutiöſe, für das Zuſammenkomponieren feiner Teile im Kleinen war durch dieſe Kunſt vorgebildet, ſodaß Stuckdecken entſtanden, die in der Zeichnung ausſehen wie köſtliche in Silber getriebene Platten. Geometriſche Felder, durch kräftige Profile betont, weiſen einen entzückenden Reichtum an Motiven ihrer Füllung auf: neben Pflanzen und Fruchtornamenten ſehen wir, oft freiplaſtiſch modelliert, nackte Frauengeſtalten, die unverkennbar dem italieniſchen Einfluß ihr Daſein verdanken.

Aus Mainz ſelbſt liegen für die Zeit der Früh- und Hochrenaiſſance keine Beiſpiele für Stuckdekorationen vor. Daß ſie einſt hier vorhanden waren, darf mit Sicherheit angenommen werden; ſie aber ſind mit den Bauten jener Zeit, von denen ſich, abgeſehen vom kurfürſtlichen Schloſſe, in Mainz merkwürdigerweiſe überhaupt wenige erhalten haben, ſpurlos verſchwunden. Für die weitere Nachbarſchaft kann hier auf die bekannte Stuckdecke

im Schloß Breuberg im Odenwald (Abb. 14) und die ihr verwandte Decke in Seligenſtadt verwieſen werden. Erſt ganz aus der Spätzeit der Renaiſſance beſitzt Mainz ein einziges Beiſpiel: die Stuckdecke in der Torfahrt des Hauſes zum Römiſchen Kaiſer, die um 1664 entſtanden iſt (Abb. 15). Auch dieſe Decke zeigt italieniſche Einflüſſe, wenn ſie nicht geradezu von der Hand italieniſcher Stukkateure herrührt: auf Voluten reitende Putten ſitzen an Stelle der Gewölberippen, breite Akanthusranken mit Kartuſchen und Waſſervögel mit verſchlungenen Hälſen bedecken vollſtändig die Zwickel und Gewölbefelder. Dieſe Decke führt uns aber ſchon in die Zeit hinüber, die wir im folgenden betrachten wollen.

Nach der hemmenden Wirkung des 30jährigen Krieges auf die Entwickelung der Baukunſt in deutſchen Landen erfolgte ein neues Aufblühen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Fürſten und reiche Klöſter waren die Auftraggeber, und die Künſtler ſahen ſich vor die Aufgabe geſtellt, in den Paläſten und Kirchen durch prunkendes Dekor den Reichtum zum Ausdruck zu bringen. Bei der rege entfachten Bauluſt fanden auch viele ausländiſche Künſtler Beſchäftigung; wir hören, daß ſchon hundert Jahre vorher italieniſche Stukkateure aus der Schule von Mantua beim Neubau der Landshuter Reſidenz mitwirkten, wie denn überhaupt mit den großen Stukkaturarbeiten des 17. Jahrhunderts faſt nur italieniſche Künſtlernamen verknüpft ſind.

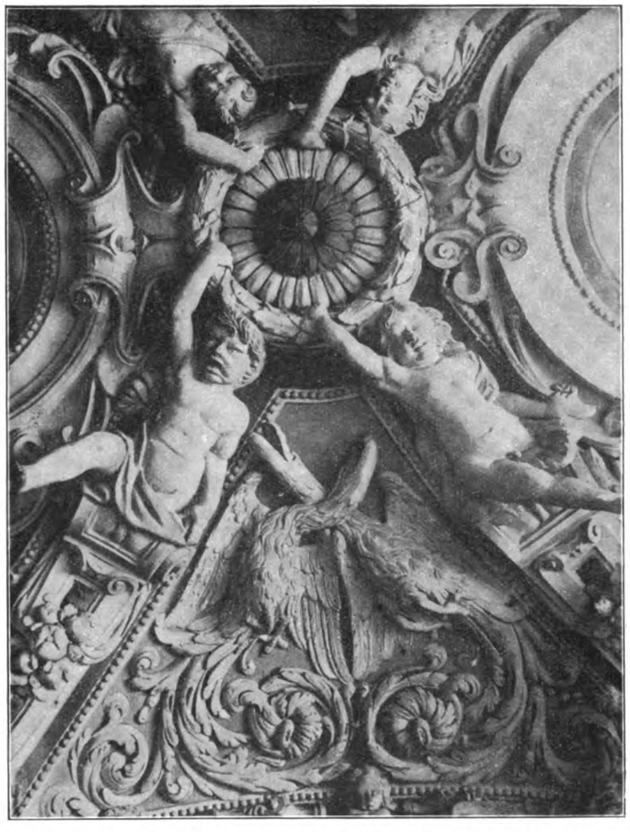


Abb. 15. Teilſtück aus der Stuckdecke in der Torfahrt des Hauſes zum Römiſchen Kaiſer am Liebfrauenplatze zu Mainz

Gegen 1680 wird dann die Dekoration wieder ruhiger und einfacher: ein neues Motiv, ein flach gezogenes, in ſich verlaufendes Band teilt die Fläche in wenige Felder, die mit figürlichem Schmuck reliefartig geziert ſind. Dieſes Band iſt entſtanden aus dem Akanthusſtengel, der, mit knapper Verwendung der auswachſenden Blätter zur Volute gerollt oder ſonſtige Kurven gehend, die neu auftretende Hohlkehle und auch die ganze Fläche der Decke ornamental ausfüllt. Als figürlicher Schmuck erſcheinen an den Kreuzungen der Voluten zierliche Halbfiguren. Beiſpiele hierfür ſehen wir in den Schlöſſern zu Ludwigsburg, Raſtatt, im Großherzoglichen Palais zu Heidelberg, in Speyer u. a. O. m.

In dieſe Zeit fällt das Auftreten einer deutſchen Stukkateurſchule. Von Weſſobrunn aus gingen während zweier Jahrhunderte hervorragende Stukkateure in die Welt;[33] Namen wie Schmutzer, Feichtmayr, Merck, Ybelher und Zimmermann ſind mit der bayeriſchen Kunſtgeſchichte eng verwachſen. Während bei den Italienern die Formen, insbeſondere des Akanthus üppiger und voller, die Licht- und Schattenwirkungen viel geſchickter ausgeführt ſind und das Figürliche eine große Rolle ſpielt, iſt die Ausführung der Deutſchen im einzelnen feiner, detaillierter; neben den alten Formenelementen, wie glatter Leiſte, Eier- und Blattſtäben, arbeiten die Weſſobrunner mehr mit dem kleinblätterigen Akanthus und bevorzugen überhaupt Pflanzenornamente. Im allgemeinen aber ſuchten ſie ſich von der italieniſchen Beeinfluſſung freizumachen und folgten den Vorlagen von Muſterbüchern, die aus Frankreich kamen.

Dieſer franzöſiſche Einfluß zeigt ſich dann auch naturgemäß ſehr ſtark in den Rheinlanden. Auch hier waren noch durch das ganze 18. Jahrhundert italieniſche Künſtler beſchäftigt, daneben aber bildeten ſich auch einheimiſche Künſtler zu namhaften Stukkateuren aus. Da die Fürſten und geiſtlichen Würdenträger als Bauherren ſich nach dem in Paris geltenden Geſchmack richteten, ſo waren auch die Künſtler gehalten, ſich dem franzöſiſchen Stile anzupaſſen. Wenn auch einige wenige Künſtler, zumeiſt im Auftrage ihres fürſtlichen Bauherrn, Studienfahrten nach Paris unternahmen und dort nach den neueſten Schöpfungen zeichneten, ſo brachten doch ſchon die von Pariſer Architekten und Malern entworfenen Muſterbücher einen ſeltenen Reichtum von Dekorationsmotiven nach Deutſchland.

Der Dekorationsſtil in den erſten Jahrzehnten der Regierung des vierzehnten Ludwigs fand ſeine Ausprägung durch Charles Lebrun, der die höchſte Entwickelung der franzöſiſchen Renaiſſance herbeiführte. Mit deſſen noch ſtarren Formen brachen zwei junge Künſtler, Le Pautre und Daniel Marot, die eine freiere Richtung im Ornament herbeiführten und mit ihren ſchweren, wuchtigen, dabei aber im Gegenſatz zu ihrem Vorgänger geſchmeidigeren und eleganteren Formen in den De-

korationsentwürfen dem aufs Höchſte geſteigerten Luxus am Hofe Ludwigs XIV. gerecht zu werden ſuchten.

Dieſen üppigen Elementen mußte bald eine Reaktion folgen; das tritt zutage in den Entwürfen Jean Bérains (1674—1711), der unter ſeinen Zeitgenoſſen die neue Richtung am meiſten zum Ausdruck bringt. Ein Werk, das den Übergangsſtil aus den ſchweren Louis XIV.-Formen in eine leichtere Richtung zum Ausdruck bringt, iſt die von Robert de Cotte (1715—1719) für den Grafen von Toulouse geſchaffene Galerie dorée in dem heutigen Gebäude der Banque de France in Paris. Dieſe berühmte Innendekoration hält noch feſt an der architektoniſchen Gliederung der Wand, über korinthiſchen Pilaſtern führen Konſolenpaare in einer ſteilen Hohlkehle über zur gewölbten Decke. Aber in der Dekoration der Pilaſterfüllungen und Wandflächen zeigt ſich der neue Geiſt in leichten, gelockerten Formen. Iſt auch die Profilierung noch breit und ſtark hervortretend, ſo ſucht ſie doch harte Ecken zu vermeiden, in anmutigen Windungen fügt ſich der Rahmen zu einer einheitlich geſchloſſenen Form; das köſtlich ausgeführte Schnitzwerk zeigt freie Formen, und dieſe Willkür waltet auch in der Anwendung und Verteilung der Kartuſchen und mannigfaltiger neuer Motive. Gegenüber dem ſtrengen Syſtem Lebruns ſind hier alle Teile der Dekoration, die ornamentalen und die ſcheinbar ſtruktiven, auf eine maleriſche Geſamtwirkung hin verbunden.

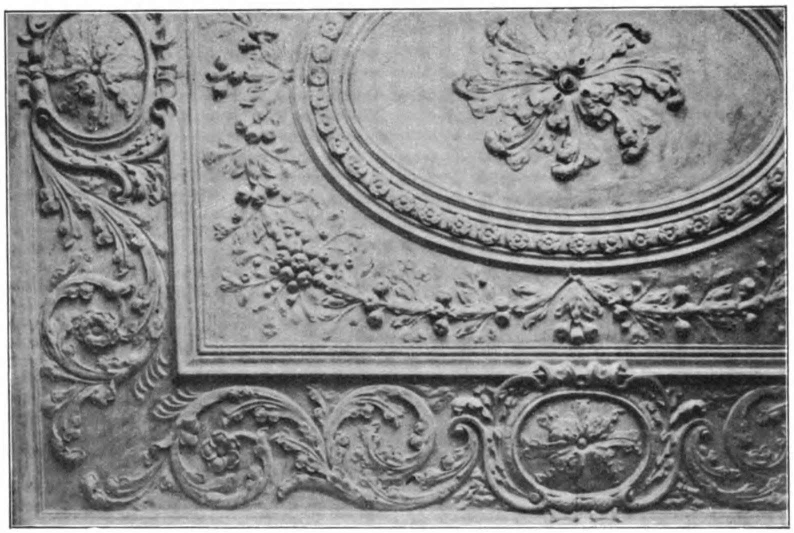


Abb. 16. Teilſtück aus einer Stuckdecke im Hauſe Emmeransgaſſe Nr. 37 zu Mainz

Neben Bérain und de Cotte waren es noch Oppenort und Meiſſonier, die den neuen Stil Louis XV. mit ſeiner erſten Phaſe, dem S t i l d e r R é g e n c e, verkörperten. Für die Behandlung der Wand bildete ſich ein grundlegendes Schema aus: um die Wirkung der Wandhöhe zu ſteigern, wird durch ein kräftiges Profil der untere Teil als Sockel getrennt, deſſen Dekoration ſich aber genau nach der oberen Wandfläche richtet; breite Pilaſter ſchließen Längsfelder ein, die wir Panneaux nennen; einheitlich iſt wiederum die Dekoration dieſer und der Pilaſterflächen, indem eine zierliche Umrahmung in der Mitte ein feines Dekorationsſtück zeigt, zu dem von unten und oben formverwandte Dekorationen hinſtreben; bei niederen Wänden fällt zuweilen das Mittelſtück ganz aus, beſonders in ſpäteren Jahren. Frei ſchalteten die Künſtler mit einem reichen Schatze von Dekorationsmotiven, die durch wohlgeſchulte Kupferſtecher als Ornamentſtiche eine weite Verbreitung fanden. Bérain war es, der Raffaels Grotesken aus den Loggien als Vorlage nahm und die antikiſchen Motive derſelben der franzöſiſchen Art anpaßte. Wie nun die Bezeichnung „Grotesken" ihrer urſprünglichen Bedeutung ganz verluſtig gegangen war, ſo wäre für dieſe Bérainſchen Grotesken das Wort bizarr — Serlio nennt in ſeinem Buch über die Architektur die Dekorationen der antiken Grotten „bizarrie" — eher am Platze. Symmetriſch wird die Fläche bezogen von einem Bandwerk, das ſchon im ſpäten Louis XIV.-Stil auftaucht. Geradlinig ändert das Band plötzlich im rechten Winkel ſeine Richtung, es geht über in einen Viertelkreisbogen, und ſtets ſuchend und irrend ſtrebt es nach neuen Wegen; als Kombination von Kurven mit im Gegenſinn ausſchwingenden Enden entſtehen S-förmige Linien, das in Voluten auslaufende Bandwerk bekommt eine ſchnabel- oder hornähnliche Form (bec de corbin); an dieſes Bandwerk fügen ſich nun noch zahlloſe Motive, wie Akanthus, Blumengewinde, Fruchtſchnüre, Karyatiden, Menſchenleiber, Tiere, Ranken und Girlanden, ja ſelbſt Vaſen, Kannen, Medaillons und kleine Gemälde fügen ſich ein und beleben das Ganze in munterem Treiben.

Die alten Motive werden dann vielfach variiert durch chineſiſchen Einfluß. Durch den holländiſchen Handel mit Indien und China wurden viele chineſiſche Porzellane, Lackarbeiten und bemalte Tapeten eingeführt, und es war Mode geworden, chineſiſche Vaſen, Porzellane, Seidentapeten zu beſitzen. Motive von dieſen Stücken wurden von den franzöſiſchen Künſtlern dankbar aufgegriffen und neu verwertet; ohne die Chinoiſerien iſt die erſte Phaſe des Stils Louis XV kaum denkbar, ja ſie leben noch in der zweiten Phaſe, im Rokoko, weiter. Finden wir doch auch in Deutſchland kein Fürſtenſchloß jener Zeit, in dem nicht wenigſtens ein Kabinett chineſiſche Wandbilder zeigt, wie auch in die erſten Jahrzehnte der Porzellankunſt chineſiſche Motive Eingang fanden. China war Mode im Rokoko.

Entſprechend dieſen leichten, graziöſen Formen ſind auch die Farben lichter geworden. In kleineren Räumen liebte man, die hölzernen Wandverkleidungen unbemalt zu laſſen; dieſe Boiſerien zeigen eine vollendete Stufe techniſchen Könnens. Die zartgetönten Ornamente — ſei es in Holz geſchnitzt oder in Stuck modelliert —

heben ſich von weißem Grunde ab, oder ſie erſcheinen weiß auf blaßfarbiger Fläche: mattes Grün, Hellgelb, Blaßroſa, lichtes Blau oder Lila, die ſogenannten Porzellanfarben werden viel verwandt.

Sehen wir im Régence-Stil die Symmetrie noch möglichſt gewahrt, ſo erſcheint auch dieſe völlig aufgelöſt im Rokoko, der zweiten Phaſe des Louis XV.-Stiles. Willkürlich beherrſchen die Ornamente Wand und Decke, ſelbſt die gerade Linie iſt dieſer Anarchie zum Opfer gefallen. Rahmen und Leiſten verſuchen, auf ihrem Wege ſchon mehrfach unterbrochen, in den Ecken in immer neuen Kurven andere Wege; zu den neuen Motiven, wie Schaukel und Schäferſzenen, iſt das Fels- und Muſchelwerk getreten, das bald alles überwuchert und durch ſeine Herrſchaft dieſer Stilphaſe den Namen gegeben hat. Dekorationsglieder der plaſtiſchen Umrahmung kehren wieder in der bemalten Wandfüllung und umgekehrt. Die Linie wird immer bewegter und verſchnörkelter, die Schnörkel laufen ineinander über, und Amoretten beleben das Ganze. Dazu geſellen ſich Schilf, Palmen und Darſtellung antiker Architekturreſte, und dies alles tobt bald wirr durcheinander.

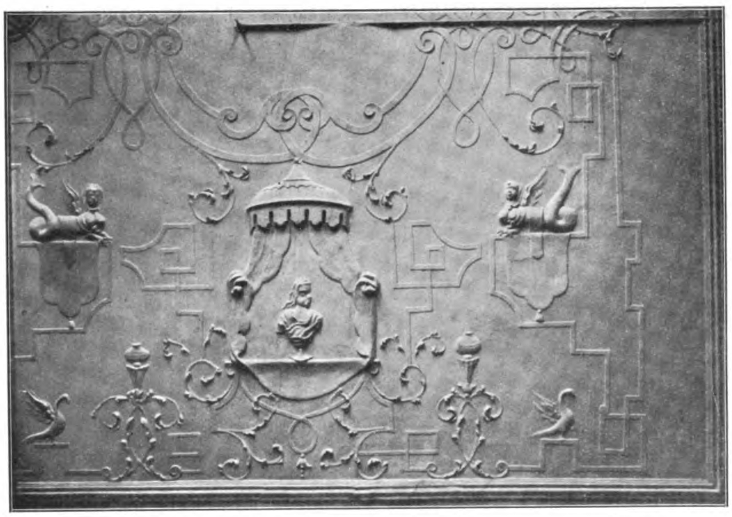


Abb. 17. Teilſtück aus einer Stuckdecke im erſten Stocke des Hauſes zum Römiſchen Kaiſer am Liebfrauenplatze zu Mainz

Daneben hat ſich auch die Konſtruktion der Decke verändert. An Stelle ſteinerner Gewölbe traten aus praktiſchen Gründen, beſonders bei kleineren Räumen, die einfachen Balkendecken. In Nachahmung des antiken Kaſſettenwerkes entwickelten ſich daraus um 1500 in Italien die Kaſſettendecken, deren bauliche Regelmäßigkeiten die Felderdecke zu umgehen ſuchte durch Bildung eines oder mehrerer Mittelfelder. Im 16. Jahrhundert war dies die beliebteſte Form, indem ſie den Künſtlern ein reiches Feld zu ihrer Ausſchmückung bot. Die Holzbalken und hölzernen Füllungen zeigen, meiſt farblos, ein reiches und prächtiges Schnitzwerk. Der warme Ton des unbemalten Holzes ſicherte dem Raum eine behagliche Wirkung, Auftragen von Farbe, beſonders Vergoldung ſehen wir faſt nur in Feſtſälen und Prunkräumen. In Frankreich wurden dieſe Decken „auf italieniſche Manier" nach Plänen Primaticcios, des Lieblingsmalers Franz I., in königlichen Schlöſſern mehrfach hergeſtellt; die großartigſte Decke iſt die in der Salle du trône zu Fontainebleau, wo die Felder, beſonders das Mittelfeld, einen reichen, freiplaſtiſchen Skulpturenſchmuck aufweiſen, einzelne Figuren treten ganz daraus hervor.

In Deutſchland hat die Renaiſſance meiſt einfache Holzdecken, farbloſe und bemalte. Nur wenige heben ſich durch ihre Ausſtattung merklich hervor. Die größte und reichſte iſt die Saaldecke des Fürſtlich Fürſtenbergſchen Schloſſes Heiligenberg (1584); bedeutend iſt die Einteilung in die drei Hauptmittelfelder mit außerordentlich prächtigem Schmuck. Reich geſchnitzte Decken, beſonders in Italien, laſſen oft wegen der Bemalung und Vergoldung nicht erkennen, ob geſchnitztes Holz oder Stuck darunter iſt. Wir wiſſen, daß Jac. Sansovino in der Bibliothek zu Venedig Felder- und Kaſſettendecken ganz in Stuck nachahmte, ſchwere Balken mit feingliederigem Dekor umſchlingen reliefgeſchmückte Felder. Frankreich hat ſolche ſtukkierte Felderdecken in großartigem Maße (Louvre). Größere Felder ſind bedeckt mit Fresken oder eingefügten Gemälden, um die ſich reichgeſchmückte Stuckrahmen fügen. Der Dogenpalaſt, auf deſſen Decken die Werke von P. Veronese prangen, ſei als das bekannteſte Beiſpiel erwähnt.

In Italien hatte man auch zuerſt damit begonnen, Gewölbe unterhalb einer Balkendecke herzuſtellen, indem man ein Gerippe von Hölzern ſchuf, das mit Brettern verſchalt und dann verputzt wurde; dieſe gewölbte Fläche und das flache oder leicht gerundete Mittelfeld erhalten maleriſchen und ſtukkierten Schmuck. Das nach Pracht ſtrebende Barock bemächtigte ſich gierig dieſer neuen Form, die noch ungeahnte Möglichkeiten zum Ausbauen verhieß. Der ganze Reichtum an plaſtiſchen Motiven entfaltete ſich an dieſer künſtlich gewölbten Decke, und die Künſtler — der bedeutendſte Vertreter dieſer Richtung iſt Pietro da Cortona — ſchufen hier Prachtwerke, die nicht mehr überboten werden konnten.

Auch der Übergang von der Wand zur Decke erhält nun ſeine eigenartige Ausgeſtaltung. Die Wände erhalten als oberen Abſchluß einen Fries, — dem unten eine Sockelverkleidung entſpricht, — darauf ein weit vortretendes Geſimſe, hinter dem die Wölbung anſetzt. Stuckfiguren, Laubwerk, Kartuſchen, Pfeilerpilaſter mit Hermen, alles in großen Dimenſionen und freiplaſtiſch modelliert, führen zum Mittelfeld der Decke, wo die Figuren, ohne die ſchweren Bilderumrahmungen zu beachten, unbekümmert ihr Weſen treiben; eine oft überreiche Vergoldung vermehrt noch die feſtliche Wirkung. Wie für Italien der Palazzo Pitti hierin die reichſten Beiſpiele zeigt, ſo ſehen wir in Frankreich im Louvre und im Palais Luxembourg Decken, die dieſen kaum nachſtehen.

Aus dieſen gewölbten Decken entwickelte ſich dann allmählich eine Flachdecke mit Hohlkehlen, und an

Stelle des ſchweren Geſimſes treten gewiſſermaßen als Rudiment Konſolen, meiſt paarweiſe mit Zwiſchenfeldern, die auf verkrümmtem Geſimſe die immer leichter dekorierte Decke tragen; der Deckenſpiegel oder Plafond begrenzt die Hohlkehle durch eine kräftige Leiſte, und bildet nun im 18. Jahrhundert mit ſeinen feinen bänderverſchlungenen, verſchnörkelten Stuckornamenten die *letzte Phaſe der künſtleriſchen Entwicklung der Decke.*

Als Übergang zur Decke des Rokoko mag die Decke im großen Salon des Palais Soubise[34] in Paris gelten; in dem polygonalen Raume trägt über Bogenzwickeln, die mit Gemälden geſchmückt ſind, eine mäßig gehöhlte Kehle den blank verputzten Plafond, von deſſen Mitte aus feingliederige Stuckornamente in die Fläche ragen; dieſe Zentrierung des Plafonds iſt für die folgenden Zeiten beibehalten worden.

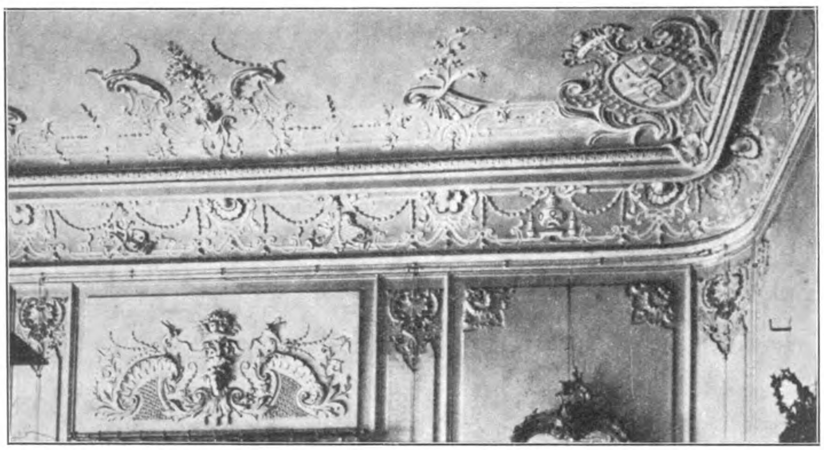


Abb. 18. Ecke im Hauptſaale des Stadioner Hofes, Große Bleiche Nr. 15 zu Mainz

Die Grenzen der einzelnen Stilphaſen vom Régence bis zum Rokoko ſind in ſich keineswegs ſcharf abgegrenzt; ja während vieler Jahre gehen die alten und neuen Formen mit derſelben Beliebtheit nebeneinander her. So ſehen wir ſchon Anfang der vierziger Jahre, als das Rokoko noch lange nicht zu Ende war, wieder eine neue Bewegung einſetzen; es iſt der eindringende *Klaſſizismus*, der Louis XVI.-Stil; nichts erinnert mehr an die lebhafte Bewegung und ausgelaſſene Fröhlichkeit der Rokokoformen, an deren Stelle ſehen wir wieder gerade Linien und eckig gebrochene Profile; nüchternes Lorbeerlaub, nur vereinzelte Blüten, feſtgewickelte, müde herabhängende Girlanden verleihen dem Raum nun ein freudenarmes Dekor, an dem die nächſten Jahrzehnten ſich genügen ließen.

Überſättigt durch den allzureichen Luxus und die Überfülle des gebotenen Reichtums, fühlte man das Bedürfnis nach Einfachheit und Ruhe. So, wie im Renaiſſance-Zeitalter die Kunſt ſich antiker Vorbilder bediente, nahm man jetzt als Muſter die Veröffentlichungen antiker Bauwerke; 1747 fanden in Herkulaneum und einige Jahre ſpäter auch in Pompeji Ausgrabungen ſtatt, die der erſtaunten Welt den Reichtum der Innenausſtattung antiker Bauwerke vor Augen ſtellte; die Publikationen dieſer Funde fanden bald weite Verbreitung und boten den Künſtlern reiche Anregungen.

Wenn die deutſche Kunſt im 17. Jahrhundert ſtark unter wechſelnden fremden Einflüſſen ſtand, — der Süden richtete ſich nach italieniſcher Kunſtweiſe, der Norden war von Holland und das Rheinland von Frankreich beeinflußt, — ſo nahmen ſich ſchließlich die Fürſtenhöfe die Richtung und den Geſchmack, die am Hofe Ludwigs XIV. herrſchten, als Vorbild und ſtrebten ihrerſeits danach, es der Pracht von Verſailles gleichzutun. Weltliche und geiſtliche Fürſten ſchickten die in ihrem Dienſte arbeitenden Künſtler vielfach nach Paris, wo ſie die neueſten Schöpfungen an Ort und Stelle ſtudieren und ſich daran bilden ſollten. Auch wurden franzöſiſche Ornamentſtiche in vielen Auflagen in Deutſchland ſelbſt, in Augsburg und Nürnberg, nachgeſtochen und verlegt; daneben arbeitete aber auch eine ganze Anzahl deutſcher Künſtler, die in eigenen Entwürfen ſehr Tüchtiges ſchufen, das unabhängig von Paris eine eigene Richtung anſtrebte.[35] Dank dieſer Grundlagen und der ſtattlichen Anzahl reicher Fürſtenhöfe war es möglich, daß in Deutſchland Rokoko-Kirchen und -Schlöſſer entſtanden, denen kein anderes Land ein Gleiches in Zahl und künſtleriſcher Pracht gegenüberzuſtellen in der Lage iſt.

Der dreißigjährige Krieg hatte, wie ſchon bemerkt, in Deutſchland eine langſame Entfaltung des Barock unterbunden; was im 17. Jahrhundert in Italien und Frankreich ſich entwickelt hatte, übernahmen wir nun in Deutſchland als fertige Form. Unſere Künſtler bedienten ſich der fremdländiſchen Muſter und verſuchten, ſie deutſchem Weſen anzupaſſen und weiter auszubauen. Deutſche Gründlichkeit im Erſchöpfen der Formen, Studieren, Werten und Ausnutzen aller Teile führten ſo in Deutſchland auch das Rokoko auf ſeinen eigentlichen Höhepunkt. Man konnte ſich nicht mehr genug tun, im Erfinden immer neuer Möglichkeiten den Prunk zu ſteigern, das Geſtern durch das Heute zu überbieten. Mannigfaltig ſind die lokalen Strömungen der Rokoko-Bewegung in Deutſchland. Der katholiſche Süden weiſt zunächſt ſtarke italieniſche Einflüſſe auf, befreit ſich aber bald davon, wie auch der öſterreichiſche Hof von Pariſer Beeinfluſſung ſich ferngehalten hat und ſeine eigenen Wege ging, die ganz Schleſien durchzogen.

In Preußen erſcheint das Rokoko mit Friedrich dem Großen, es konzentriert ſich auf Berlin und Potsdam.

Schon bei der Betrachtung der Formen haben wir geſehen, wie der Weſten mit dem Rheinland am empfänglichſten für Frankreichs Kunſtweiſe war; doch traten ſchon in den erſten Jahrzehnten deutſche Baumeiſter und Dekorationskünſtler auf, die der letzten Phaſe des gewaltigen Barock in rheinfränkiſchen Landen zu ſeiner

höchſten Blüte verhalfen. Es iſt hier nicht möglich, auf die Fülle jener Schöpfungen näher einzugehen, nur einiger der bedeutendſten ſei kurz Erwähnung getan. Im Würzburger Schloß erblicken wir das Genie des großen Meiſters Balthaſar Neumann bis in die kleinſten Details; wie das Rokoko eine eigentliche Salonkunſt iſt, ſo ſuchte hier Neumann das Intime des Salons zu ſteigern durch tiefe leuchtende Farben, auf großen Spiegelwänden ſpielen zierliche Malereien. Dem ähnlich ſehen wir die feinſten Farbennuancen in der Amalienburg bei München; zwei Räume, der eine hellblau, der andere in ſattem Gelb, ſind überzogen von einem dichten Netze ſilberner Dekorationen, die in Feinheit der Kompoſition und Wahl der Motive das Köſtlichſte in bayeriſchen Landen bilden.

Zwei Räume ſind es, beſonders bei herrſchaftlichen Bauten, die vermöge ihrer Beſtimmung zu beſonderer Prachtentfaltung reizen: das Treppenhaus und der Hauptſaal. Gerade die architektoniſche Entwickelung des T r e p p e n h a u ſ e s nimmt im deutſchen Schloßbau gegenüber den franzöſiſchen Bauten dieſer Zeit ihren eigenartigen und glänzenden Aufſchwung. So begegnen wir denn auch in den deutſchen Schlöſſern aus der Barockzeit einer beſonders prunkvollen, in ihren Maßverhältniſſen meiſt ganz außerordentlich mächtigen Ausgeſtaltung dieſes Raumes, und auch hier ſpielt der Stuck als Schmuckmittel wieder eine Hauptrolle. Hier vollzog ſich der erſte und letzte Akt bei höfiſchen Feſten, und der Prunk des prachtheiſchenden Zeremoniells kam hier zu überſichtlicher Entfaltung. Die Treppenaufgänge zu Würzburg, Brühl, Trier und Bruchſal haben nicht ihresgleichen in Frankreich.

Daneben ſtrebte die Dekoration in dem g r o ß e n F e ſ t ſ a a l, das Höchſte an Wirkung zu erreichen. Buntes Steinmaterial, vergoldete und bemalte Stukkaturen, Malereien, alles ſtrebte hier nach dem einen Ziel, in dieſem Raume die ganze Macht des Fürſten ſinnbildlich zu geſtalten. Gewaltige Säulen gliedern die ſpiegelbeſetzten Wände und tragen die mit einem rieſigen Freskogemälde geſchmückte Decke, es iſt ein Funkeln von Lichtern und Farben, ein orgiaſtiſcher Tanz von Ornamenten belebt die hohen Wände.

„Die Prinzipien der Kontraſtwirkung und Unſymmetrie, die Überführung ſtarrer Ornamentformen in pflanzenhaft wachſende Gebilde, die willkürliche Verbindung verſchiedenartiger Stil- und Naturmotive, — das alles haben die deutſchen Rokokokünſtler virtuos gehandhabt und auf Gebiete übertragen, vor denen die klaſſiziſtiſche Raiſon und der von altersher geſchulte Geſchmack der Franzoſen Halt zu machen wußten. Wie die Deutſchen oft des Guten zu viel taten, der Zierluſt allzu willig die Zügel ſchießen ließen, ſo haben ſie ſich auch oft im Maßſtab vergriffen und auf die Faſſaden übertragen, was im Innenbau berechtigter angewendet ſchien. Aber dieſe offenbaren Maßloſigkeiten, Übertreibungen, Unfeinheiten und Abſonderlichkeiten, die beſonders dort auffallen, wo mit geringen, kulturloſen Kräften und geringen Mitteln gearbeitet wurde, dürfen uns über den originellen Wert des deutſchen Rokoko nicht täuſchen. Denn ebenſo oft ſteckt in den prunkvollen Schloß- und Kirchendekorationen ein guter Teil ſelbſtändiger Kraft, die, aller akademiſchen Feſſeln ledig, durchtränkt iſt von geiſtreicher Phantaſie oder anmutiger Empfindung. Und wie im Großen iſt es erſt recht im Kleinen. Der deutſche Goldſchmied und Zinngießer, der Porzellanmodelleur und Doſenmaler wie der Schreiner und Tiſchler, der Stuckarbeiter und Schloſſer: ſie alle haben ſich die ihnen ſympathiſche Formenwelt des Rokoko angeeignet und ſie ſo nach Gutdünken verarbeitet, daß, was aus ihrer Hand hervorgegangen iſt, nicht bloß die Prägung eines internationalen Geſchmacks von weltmänniſch-höfiſchen Allüren aufweiſt, ſondern auch oft und noch beſſer gut deutſchen und individuellen Charakter zeigt." (Graul, Das XVIII. Jahrhundert, Dekoration und Mobiliar. Berlin 1905. S. 141.)

Bei der großen Bauleidenſchaft, die im 18. Jahrhundert waltete, konnten natürlich alle Leiſtungen nicht gleiche Qualitäten aufweiſen. Wo aber wirkliche Künſtler tätig waren, da übertreffen deren Schöpfungen an Geiſt, Geſchmack und Phantaſiereichtum die vornehmere, aber kältere Salonkunſt in Frankreich.

J o h a n n P e t e r J ä g e r tritt uns in ſeinem erſten beglaubigten Werk, der Stukkierung der Räume des K e ſ ſ e l ſ t a t t ſ c h e n P a l a i s z u T r i e r, gleich als fertiger Meiſter entgegen (ſ. oben S. 4 f. Abb. 3 und 5 und Tafel I und II).[36] In dieſen Arbeiten zeigt ſich eine Kunſtform, die trotz manigfacher Verwertung älterer Motive einer freien, individuellen Richtung folgt. Das Bandwerk iſt geſchwunden; dagegen werden Gitterwerk, die Muſchel, Schilf und leichte Blütenzweige harmoniſch verbunden. Gern verwandte Jäger zuweilen das reizende Baldachinmotiv, womit er beſondere Wirkung für Hohlplaſtik erzielt. Daneben treten dann auch figürliche Darſtellungen auf, die eine ganz beſonders liebevolle Modellierung zeigen. Bei einigen Räumen wird deren Beſtimmung durch Embleme angedeutet, z. B. im Muſikzimmer durch Flöte und andere Inſtrumente, die in das Rocaille verflochten ſind oder an Bändern herabhängen. Andern Orts (Palais Oſtein in Geiſenheim, ſ. unten) wird das Zimmer der Dame gekennzeichnet durch die Embleme von Fächer, Schleifen, Puderdoſe mit Quaſte etc. Die Umrahmung eines Kaminbildes zeigt allerhand kletternde Tiere, die Konſolen dienen zur Aufnahme von Porzellanfiguren, womit der damaligen Mode Rechnung getragen wurde. In den meiſten Räumen des Trierer Palais erſtreckt ſich die Dekoration auf die Decke ſowie Kaminecke und Umrahmung der über den Türen eingelaſſenen Bilder. Dieſe Stukkaturen ſind heute alle vergoldet auf weißem Grund: über ihren urſprünglichen Zuſtand läßt ſich nichts ſagen. Das ſchon erwähnte Porzellankabinett zeigt die reichſte Ausſtattung. Hier iſt alles in Weiß gehalten. Die Wände ſind in ſchmale Felder geteilt (Taf. II 5), in deren Füllungen von oben und unten reiche Dekorationen hineinragen. Am intereſſanteſten tritt dies im ſogenannten Gelben Marmorzimmer auf. Wie der Name ſchon beſagt, beſtehen die Wände aus geſchliffenem Marmor, auf den der Stuck aufgetragen iſt. Auch hier die Einteilung in vertikale Felder, in die leicht verwobenes Rocaille mit einem Akanthusmotiv und kleinen Blüten hineinzieht. Eine formverwandte Behandlung des Wandſchmuckes, zwei Stücke aus dem von Ritterſchen Landhauſe zu Kiedrich, zeigen daneben die Wandlung innerhalb zehn Jahre (Abb. 19 und 20). Dort noch ſtreng gebunden an franzöſiſche Vorbilder, hier ein leichter,

freier Geiſt in ungebundener Beweglichkeit. Lediglich die Konſolen als Deckenträger mögen noch an die alte Zeit erinnern.

Auch die Schmuckform der Decke zeigt einen ganz neuen Typus gegen frühere Jahre. Das Bandwerk iſt verſchwunden, an ſeine Stelle iſt das Rocaille getreten. Es verſucht ſich der ganzen Fläche zu bemächtigen, nach allen Seiten wachſen wilde zackige Auswüchſe, für das Auge bleibt das Ganze ein faſt unentwirrbarer Reichtum.



Abb. 19. Unterer Teil einer Wandfüllung im Ritterſchen Landhauſe zu Kiedrich

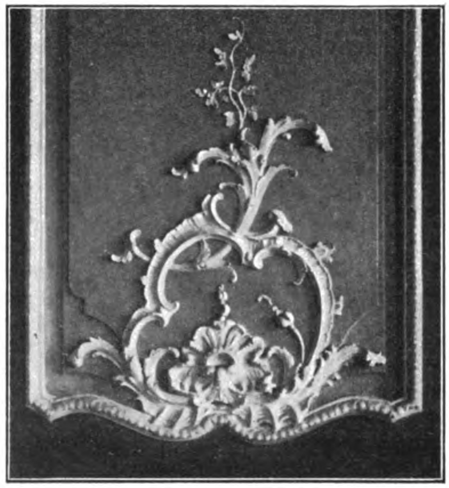


Abb. 20. Unterer Teil einer Wandfüllung im Palais Keſſelſtatt zu Trier (Wandlung zum Rokoko)

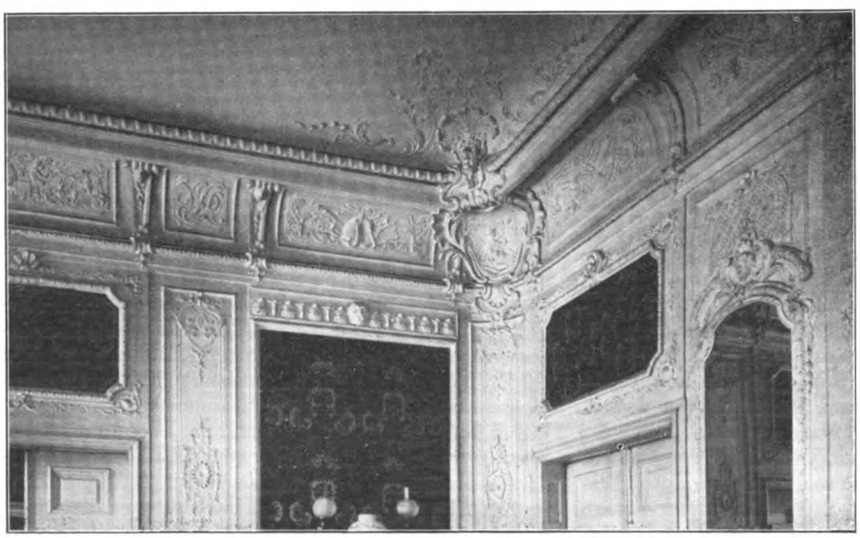


Abb. 21. Ecke im Saale des Ritterſchen Landhauſes zu Kiedrich im Rheingau

Jäger gibt ſeinen Decken zunächſt eine klare Kompoſition. Die Hohlkehle wird beibehalten, ungegliedert oder durch Konſolen abgeteilt, mit mannigfachen Füllungen der Zwiſchenräume. Eine kräftige Leiſte, gewöhnlich als Eierſtab, ſchließt die Hohlkehle nach oben ab; in gemeſſenem Zwiſchenraum läuft dieſer parallel eine Stableiſte, zumeiſt von Blütenranken umwoben. Die reichſte Ausſtattung erfahren die Ecken: je nach der Größe des Raumes werden die Stableiſten einmal oder mehrmals von kräftig komponierten Rocaille- und Muſchelformen unterbrochen, aus denen, zumal in den folgenden Jahren, Schilf oder Akanthus herausſtrebt.

Unter den gleichzeitigen Arbeiten in Deutſchland kann neben den Formen des italieniſchen Barock und des grazilen franzöſiſchen Rokoko die von Jäger eingeſchlagene Richtung als ein **Typus des deutſchen Rokoko** bezeichnet werden.

Die bis jetzt erwähnten Stücke waren nur Innenräumen, oft von mäßiger Größe, entnommen. Es liegt in der Natur der ſubtilen, feinen Rokokokunſt, daß ihre Wirkung am meiſten in geſchloſſenen Räumen zur Geltung kommt; das Rokoko ſchuf den Salon, und in deſſen Schnörkelwerk, zierlich geſchnitzten Möbeln, graziöſen Porzellanfigürchen zeigt ſich am reinſten der hochverfeinerte Geſchmack dieſer leichtlebigen Zeit.

Anders bei den Außenfaſſaden. Auch hier verſuchten einige Künſtler das Unſymmetriſche zu betonen, Muſchel- und Schnörkelwerk anſtelle gerader, führender Linien zu ſetzen. Dies geht nicht ohne Bedenken.

Die (römiſche) Renaiſſance zeigt immerhin am Palazzo Spada und anderen Orts, daß plaſtiſch aufgetragener Schmuck in Stuck ſehr wohl in den Dienſt der Architektur treten kann, ſofern die Motive und die Bewegung des Ornamentes nicht ſtörend auf die ruhige Wirkung des ganzen Aufbaues wirken. Indeſſen iſt das Unruhig-Zappelige im Rokoko-Ornament hierzu am wenigſten geeignet. Wo es dennoch als die Faſſade beherrſchend auftritt, z. B. am Haus zum Falken in Würzburg, iſt die Wirkung nicht die erwartete. Rokokokunſt kommt da zur feinſten Geltung, wo ſie einer intimen Wirkung ſicher iſt; an einer Häuſerfront und aus der Ferne betrachtet, geht die Wirkung der Feinheiten verloren, und die Dekorationen ſehen Zuckerteiggebilden ähnlicher denn Kunſtwerken.

Anders iſt es in Veſtibül und Treppenhaus; in dieſen meiſt ſehr großen, oft Hallen ähnlichen Räumen begegnen ſich Motive der Außenarchitektur mit mannigfachem Kleinornament und vereinigen ſich zu einer guten Geſamtwirkung.

In dem Treppenhaus des Keſſelſtatt-Palais zu Trier macht Jäger hiervon reichen Gebrauch. In gleicher Höhe teilt er die Wände des Treppenaufganges und des ovalen Vorraumes im erſten Stockwerk durch korinthiſche Pilaſter (ſ. Tafel I 2 und Tafel II 4 und 8); die Zwiſchenräume werden von Türen und Fenſtern eingenommen, oder ſie dienen zur Aufnahme von Gemälden und Statuen. Jeweils über den Pilaſtern ſitzen paarweiſe die Konſolen, die, durch zierliche Blumengehänge verbunden, zur Decke überleiten. Auch hier wieder die Hauptbetonung in den Ecken. Der Reichtum an Muſcheldekoration wird ſo groß, daß dieſe übermütig die ſtarken Profile überſpringt, die den Plafond abſchließen ſollen. Der Plafond im Treppenhaus iſt zentriert von einer Strahlenſonne, um die weitere Dekorationen ſich legen. Dieſes Sonnenmotiv, der Régence entnommen, wird in den nächſten Jahren noch einigemal wiederkehren. Am oberen Treppenabſatz bilden aus der Wand hervortretende Karyatiden den Abſchluß zum Vorraum.[37]

Schloß Bekond bei Trier, das ſich im Beſitz der Grafen von Keſſelſtatt befindet, enthält in einigen Räumen Stukkaturen von Jägers Hand, doch enthalten dieſe im weſentlichen keine neuen Züge. In Schloß Föhren, das Deuſer (in „Trieriſche Chronik" VI, Zur Baugeſchichte des Keſſelſtattſchen Palaſtes zu Trier) erwähnt, fand ich keinen Nachweis einer Tätigkeit Jägers.

Sechs Jahre nach den Arbeiten im Keſſelſtattſchen Palais (1749) entſtanden die Stukkaturen im Winterbau des Biebricher Schloſſes. Die nicht mehr vorhandenen reichen Rokokodekorationen Jägers im Hauptbau des Schloſſes hätten uns ein reicheres Bild von Jägers künſtleriſchem Können gegeben als die wenigen Wand- und Deckenſtukkaturen in dem Stengelſchen Bau. Am eigenſten von Jägers Schöpfungen ſind hier zwei noch wohl erhaltene Ofenniſchen; an dieſen (Tafel V 1–4) wie an einigen Decken im unteren Stockwerk und im Treppenhaus fühlt man, wie die Kompoſitionen ruhiger werden; es hat den Anſchein, als ob alles, was überflüſſig ſcheinen könnte, weggelaſſen ſei. Die Rahmeneinteilung wird ſymmetriſcher; von antiken Gemmen entnommene Imperatorenköpfe, mit flachem Rocaille umgeben, bilden den Hauptſchmuck des Plafonds. Die Hohlkehle iſt mit leichten Blütengehängen geziert, in den Ecken gruppieren ſich flach modellierte figürliche Darſtellungen oder gärtneriſche Embleme. Im Speiſeſaal hatte Jäger in die Füllungen der Wände reiche Stuckzierate hineinlaufen laſſen. Dies widerſprach aber dem in Saarbrücken, der Reſidenz des Fürſten, herrſchenden modernen Geſchmack. In einem Bericht vom 7. Juni 1750 heißt es, daß Sereniſſimus fürchtet, die für den Saal beſtimmten Bilder würden „surchargiret" durch die von Jäger angefertigten Stukkaturen oder müßten gar „disproportionirt" ausfallen. Hier hören wir zum erſtenmal den neuen Geiſt, der über das Rokoko hinaus wieder einfache, ruhigere Wege ſucht. Auf Stengels Anordnung kommen daher drei in Saarbrücken beſchäftigte Meiſter, die einen Teil von Jägers Arbeit wieder weghauen müſſen.

Sehr verwandt mit dieſen Arbeiten ſind Jägers Decken im Oſteiner Hof zu Mainz (Tafel IV 3, 4). Die Hohlkehle mit kräftiger Abſchlußleiſte vermittelt auch hier den Übergang von Wand zu Decke; die Konſolen ſind nur noch angedeutet oder ſchon ganz in Wegfall gekommen. Dafür tritt ein neues Motiv in die Erſcheinung: umrahmt von Rocaille und Schilf zeigen ſich flach modellierte Köpfe in Profildarſtellung, die offenbar der Antike entnommen ſind. Die übrigen Dekorationen ſind im Stil derer in Trier, nur noch ein letztes Ausklingen der Bérainſchen Motive.[38]

Wohl die ſchönſten Stuckdecken, die Jäger geſchaffen hat, befinden ſich im kurfürſtlichen Schloß zu Mainz (Tafel III 5–9), in einigen Räumen des erſten Stockwerks. Wir ſehen auch hier noch die Hohlkehle, zum Teil noch mit den Konſolen, oder an deren Stelle Muſchelwerk, das über die Leiſten hinwegklettert. Die Ausſchmückung des Plafonds iſt leichter und graziöſer geworden. Die Form der breiten Muſchel weicht dem zierlichen Stengel- und Blattornament. Von dieſem umrahmt, hält ein Putto das kurfürſtliche Wappen, oder ein ſchwebender Putto ſchüttet Blumen auf das (Mainzer) Rad und den ſpringenden Hund (Oſteinſches Wappentier, Tafel III 6, 7). Neben der ſchon von früher bekannten Eierſtableiſte tritt als neue Form das von einem Band umſchlungene Stabbündel auf, ein Vorbote der kommenden Geſchmacksrichtung.

Das Hauptſtück aber bildet die Decke im Weißen Saal (Tafel VIII 2 und III 5, 8, 9). Es war das erſtemal, daß Jäger vor die Aufgabe geſtellt war, eine ſo große Fläche mit Stukkaturen zu überziehen. Der Saal diente für feierliche Audienzen und feſtliche Konzerte, und was Jäger hier geſchaffen hat, bedeutet wahrhaft eine Glanzleiſtung des deutſchen Rokoko. Auf die Hauptbeſtimmung des Saales anſpielend, zeigt das Mittelſtück der Decke die Allegorien des Geſangs und der Muſik. In den vier Ecken haben die allegoriſchen Darſtellungen der damals bekannten vier Erdteile ihren Platz gefunden (Taf. III 8, 9). In großzügigen Kurven beleben hier Rocaille und Muſchel die weite Fläche, dazwiſchen erſcheinen die mannigfachſten naturaliſtiſchen Motive. Der Künſtler ſchwelgt hier geradezu im Anbringen ſtets neuer Bilder, die maßvoll in Modellierung und Verteilung mit den verwobenen Blumen und Pflanzen eine äußerſt feſtliche Wirkung hervorbringen. Auf den Wandflächen zwiſchen den Fenſtern befinden ſich zwiſchen hohen Pilaſtern mit Rocaillekapitälen Platten von rotem Stuckmarmor, auf deren polierten Flächen Stuckleiſten am Rande laufen, die oben und unten in Verſchnörkelung mit kleiner Blütenranke ausklingen.[39] Mit Vollendung dieſes Saales war der künſtleriſche Höhepunkt dieſer Dekorationsweiſe erreicht.

Bei der Betrachtung dieſer Werke Jägers aus einem Jahrzehnt ſehen wir in der Entwickelung das Losringen von dem franzöſiſchen Einfluß, ein Beherrſchen aller Formen, ein feinſinniges Verſtändnis im Anpaſſen der Dekorationsweiſe an die Beſtimmung des Raumes, ſodaß ein Punkt erreicht wurde, über den es kein Hinaus gab. Was Jäger hier geſchaffen hat, verließ die franzöſiſchen Vorbilder zu einer Zeit, als in der Heimat des Rokoko, in Paris, zerſetzende Einflüſſe ſich bemerkbar machten. Das zarte, ſubtile franzöſiſche

Schnörkelwerk wuchs ſich im Rheinland zu kräftigeren Formen aus; daneben traten die zerbrechlichen und in der Erfindung überreichen Formen bayeriſcher und italieniſcher Stukkateure, die auf ihre Art die Rokokodekoration auf die höchſte Stufe der Vollendung trieben. In Jägers Werken aber zeigt ſich überall trotz des erſtrebten Reichtums eine Schlichtheit und kraftvolle Anordnung, die wir als deutſche Rokokokunſt bezeichnen dürfen.

Schon ganz im Stile Louis XVI. gehalten ſind die Stuckdecken in den oberen Räumen des ehemals Oſteinſchen, jetzt Brentanoſchen Landſitzes in Geiſenheim (ſ. S. 7 Abb. 8–10 und Tafel V 5–10). Muſchel und Schnörkel ſind völlig geſchwunden; Blütenranken und Girlandengewinde ſind wieder regelmäßig, faſt ſymmetriſch gelegt, etwas belebt von lieblichen Kindergeſtalten. Die ganze Strenge des Klaſſizismus und Kälte ſeiner Formen tritt uns im ſogenannten Bibliothekzimmer entgegen. Die Wände ſind hier durch vertikale Stableiſten in Felder geteilt, auf denen in Form von Medaillons die Köpfe griechiſcher Philoſophen nach der Art antiker Gemmen modelliert ſind (Tafel V 8); die Stableiſten ſelbſt ſind wechſelweiſe umflochten von dunkelgetöntem Lorbeerlaub. Wie dieſe ernſte Weiſe dem Zweck des Raumes angepaßt ſein mag, ſo tritt uns ein mehr heiterer Geiſt in dem Gartenſaal entgegen (Tafel V 7, 9, 10). Wandpfeiler und Decke tragen hier flachmodellierte Stukkaturen. Anlehnend an den Genre palmier, deſſen Urſprung im Rom des 17. Jahrhunderts zu ſuchen iſt, ſtreben hier Palmbäume, umwunden von leichtem Rankenwerk, ſchlank und ſteil empor.[40]

Im Plafond der kreisrunden Decke ſchweben zwei Kindergeſtalten; der ſie umgebende Kreis iſt in ein Viereck eingezogen, das von einfach gelegten Akanthusblättern gebildet wird und deſſen ausſtrebende Ecken wieder durch Girlanden, Früchte und Laubgehänge verbunden ſind. Ähnlich die Umrahmung der Decke: auf kleinen Poſtamentchen tummeln ſich wieder Kinder, die eine umlaufende Blütenranke tragen; dazwiſchen läuft Akanthuslaub als Unterbrechung dieſes Ornamentes.

Die übrigen Wandflächen, die Türen, Surportes etc. ſind von dem Frankfurter Maler Schütz mit Landſchaften und Genrebildern in manganvioletter Farbe à la porcelaine geſchmückt.

Im Vorraum iſt die Decke mit Stableiſte, Akanthuslaub und Blütenranke ſtukkiert. Die Wand über dem Kamin zeigt dieſelben Motive (Tafel V 5). Wie dieſe Fläche durch ganz neue Kurven der Akanthusranke belebt iſt und trotz der reichen Füllung ſo klar und einfach in der Anordnung bleibt, ſtellt ſich uns eine ganz bedeutende Leiſtung des Künſtlers dar.[41]

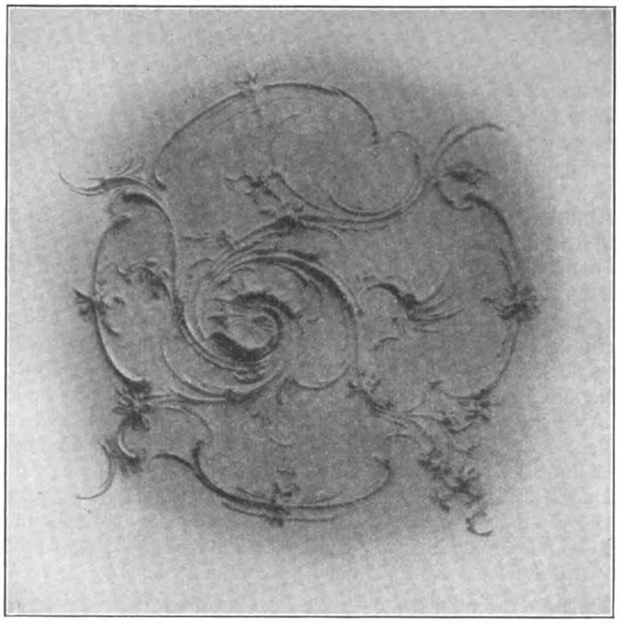


Abb. 22. Mittelſtück der Stuckdecke im Treppenhauſe des ehemaligen Dalberger Hofes, Ballplatz Nr. 1 zu Mainz

Es liegt nahe, daß in vielen Mainzer Adelshöfen und Bürgerhäuſern Jägerſche Stukkaturen angebracht wurden. Neue Kunſtrichtungen, neue Moden konnten nicht eifrig genug das Alte beſeitigen, um ihren Formen Platz zu ſchaffen. Aber es kam dann viel ſpäter eine Zeit, in der eine glatte, geweißte Decke ohne jeden Schmuck ein Ideal für das Auge war. Wieviel da durch Zerſtörung geſündigt wurde, iſt unüberſehbar, geht doch dieſe Neigung zum Herunterſchlagen alter Stukkaturen noch bis in die letzten Jahre hinein! Unter dem, was erhalten geblieben iſt, ſeien in Mainz einige Beiſpiele von Stukkaturen, die Jägers Art naheſtehen, noch erwähnt: Die Decken im Hauſe Sonnengäßchen 3 (Taf. III 1, 2) und die im Dalberger Hof, Ballplatz 1 (Abb. 22 und Tafel III 3, 4), dem heutigen Stift der Engliſchen Fräulein. Vogts (Mzr. Wohnhaus S. 54 u. 114 Anm. 39) glaubt, eine Verwandtſchaft zwiſchen dieſen Decken und jenen im Dalberger Hof zu Mannheim zu ſehen, die von dem Mannheimer Stukkateur Albuzzio ausgeführt ſind. Durch die Art ihrer techniſchen Ausführung ſcheinen mir die Mainzer Decken den Arbeiten im kurfürſtlichen Schloß näher zu ſtehen. Das Ornament iſt hier gelöſter, luftiger; das frühere Schilfmotiv iſt hier zur Linie und Kurve geworden, verwoben mit leichtem Rocaille, und dieſe zarten, regelloſen Gebilde ſind umfaßt von geſchweiften oder aufgelöſten Rahmen und aus Stäben gebildeten Leiſten. Die ganze Anordnung aber iſt überaus reizvoll und übt eine feine, maßvolle Wirkung aus. Hierher gehören auch die Stukkaturen im Bentzelſchen Hof, Mitternachtsgaſſe 1; ſie gehören mit zu den ſchönſten und beſterhaltenen Stücken in Mainz. Der Phantaſiereichtum in dieſen köſtlichen Rokokodecken und die ſorgfältige Ausführung der Dekoration weiſen dieſe Arbeit in Jägers Kreis (ſ. Taf. IV 1, 2).

Zum Schluſſe möge hier noch Carl Neumanns treffliche Charakteriſierung jener Rokokodekorationen ihren Platz finden. Neumann knüpft ſeine Betrachtungen an die Arbeiten im Mannheimer Schloſſe,[42] aber ſie gelten auch ebenſogut für Jägers Arbeiten und weiterhin auch dem Stilwandel in der Mainzer Stukkatur in ihrem Übergange vom Rokoko zum Klaſſizismus.

„Statt der architektoniſchen Gliederungen: Felder in Rahmen, ſtatt der geraden die Herrſchaft der geſchweiften Linie in allen Windungen und Ausbiegungen, ſtatt der Parallelen ein neckiſches Sichfliehen, ſtatt der Ecken ein plötzliches Stillſtehen der Linien und Ausfüllen der Lücken mit allerhand Überraſchung und Schnörkel, ſtatt ſymmetriſcher Teilung Neigung, nichts zu wiederholen und durch geiſtreiches Formenſpiel zu verblüffen. Faſt ebenſo intereſſant wie die formalkünſtleriſche Ausbildung dieſer Stilſtufe, die im gewöhnlichen Sprachgebrauch Rokoko genannt wird, iſt ihr pſychologiſcher Charakter. Das Vermeiden alles Eckigen, das gewandte Sichdrehen und Beugen, das Aufwarten mit immer neuen Pointen und Witzfeuerwerken entſpricht vollſtändig der hochentwickelten Kunſt franzöſiſcher Geſelligkeit, der Eleganz ihrer Anſtandsregeln und dem Geiſt ihrer Konverſation und Cauſerie, wodurch die Salons des alten Frankreich, ja Europas, im 18. Jahrhundert berühmt geweſen ſind. Verfolgt man die Bewegung der Einzelformen, ſo glaubt man ein unerſchöpfliches Ausſchlagen und Knoſpen und Blühen zu ſehen; aus den ſonſt feſten Rahmenteilen verſchwindet jede Empfindung für Material und unbewegt haltbare Leiſte; es iſt, als wenn Wellenkämme ſich aufbäumten und einen feinen Staub zerſpritzten. Statt einfacher Linien iſt alles zuſammengeſetzt, mit Blumen umwunden, auch wohl mit muſchelkammartigen Fortſätzen beſetzt.“ Dies alles ändert ſich mit einem Schlag in dem hereinbrechenden Klaſſizismus. „Der Fanatismus der geraden Linie iſt wiedergekehrt, und man kann nicht leugnen, es wirkt beruhigend nach all den Kurven und Verbeugungen und dem Dienern ſämtlicher Linien; es iſt wie ein Erſtarken des Rückgrates. Der rechte Winkel iſt wieder an die Reihe gekommen, und auch die normalen Ecken ſind da, ohne witzige Gelenkbildungen und Schmuck. Höchſtens, daß die geraden Spiegelumrahmungen noch einen kleinen Aufſatz mit Muſchel und Ranken haben dürfen, daß hier und dort eine Guirlande hängen geblieben iſt als letzter Reſt feſtlicher Improviſation. Überall wieder das antikiſche Ornament, Eierſtab, Perlſtab, Kymation, und an den Konſolen ſitzt ſtatt der kecken Rüſſel- und Muſchelſchalmotive der brave Akanthus, dieſer ewige Jude des Ornaments, der im Übergang vom Stil Ludwigs XIV. zur Régence ſo wohltuend verſchwunden war.“

B. Jägers Altarbauten

Bei kaum einem anderen Bauſtil empfinden wir die Art, ſich einem Bauwerk aus früheren Epochen anzugliedern, ſo aufdringlich wie im Barock; es iſt eben die ihm innewohnende Kraft, die überall das Recht ihrer Exiſtenz ertrotzt, und wunderbarer Weiſe empfinden wir dieſen paraſitiſchen Charakterzug nicht mehr wie frühere Zeiten als verwerflich. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch löſt ſich, wenn wir auf die letzte Phaſe des Barock, das Rokoko, den Höhepunkt der Entwicklung deſſen, was frühere Jahrhunderte erſtrebt, blicken. Häufige Gelegenheit zu Beobachtungen dieſer Art geben die Kirchen; ein gotiſcher Altar in einem romaniſchen Dom oder ein Portal der edelſten Renaiſſance an einem gotiſchen Kirchenbau wirken nicht anders als eben eine fremde Zutat; ſeien die einzelnen Teile künſtleriſch gemeſſen noch ſo einwandsfrei, — das Ganze bleibt ein Gemenge und wird keine Verbindung. Je größer der Abſtand der Jahrhunderte, deſto größer auch wird der Unterſchied der Stile empfunden. Wo aber im 18. Jahrhundert das ſpätere Barock mit dem Rokoko eingezogen iſt, da geht von den neuen Teilen ein Rauſchen und feſtliches Tönen aus, das den ganzen Raum erfüllen möchte und auf die ernſten älteren Teile überklingt. Außer Kapellen-Anbauten ſind es beſonders Altäre, Chorgeſtühle und Kanzeln, die da ſiegreich ihren Einzug hielten.

Ehe wir an die Betrachtung von Jägers Altären herantreten, werfen wir einen kurzen Blick auf die Entwicklung des Altarbaues ſeit der älteren Zeit. Eine überkommene Form aus den erſten Jahrhunderten war der Ciborien-Altar, ſo benannt nach dem Baldachin, der auf vier Säulen zu Ecken des meiſt freiſtehenden Altartiſches ruhte. Möglicherweiſe iſt dieſe Benennung zurückzuführen auf das Ciborium, ein ſilbernes Gefäß, zur Aufbewahrung der konſekrierten Hoſtie beſtimmt, das von dem Baldachin herabhing und ſpäterhin in den Tabernakelbau abſeits des Altars überwieſen wurde. Beſonders reiche Ciborien-Altäre ſind uns aus dem 13. Jahrhundert erhalten: Arnolfo di Cambios Bauten ſind in feingliedrigen Formen und aus koſtbarem Steinmaterial. Weit zahlreicher aber ſind ſchon in dieſer Zeit die Retabelaltäre. Hier fällt der Überbau weg, und an ſeiner Stelle erhält die Menſa ihren Schmuck in Form einer auf ihrer Rückwand errichteten bildneriſchen Darſtellung. In ſüdlichen Ländern waren es gewöhnlich Gemälde oder Reliefs in koſtbarer Umrahmung, im Norden dagegen entſtanden reichgeſchnitzte Schreine, deren Inneres ebenſo wie die ſchweren Flügel, die den Schrein verſchließen konnten, Gemälde oder plaſtiſchen Schmuck enthielten. Damit dieſer Aufſatz zur vollen Geltung gelange, ſaß er nicht unmittelbar auf der Menſa, ſondern wurde erhöht durch ein ebenfalls reichgeziertes Zwiſchenſtück, die Staffel oder Predella.

Spätere Jahrhunderte rückten den Altar an die Wand, wodurch an Stelle der freien Sicht von allen Seiten die Beſchränkung auf nur eine Anſichtsſeite trat. Die Wandfläche hinter der Menſa erhält ein Gemälde, zuweilen auch Relief, und das Ganze bekommt nun einen an die Wand gedrückten architektoniſchen Umbau, je nach Größe der verfügbaren Wandfläche und dem Reichtum der Kirche in mehr oder minder koſtbarer Ausführung. Die Renaiſſance verwendet hierbei ganze Bauglieder ihrer Architektur; Säulen auf hohen Baſen, ſchwere Geſimſe und Giebelaufſätze, ergänzt durch Gemälde und figürlichen Schmuck geben als Ganzes einen impoſanten Altarbau. Gilt es ſehr hohe Wände zu füllen, ſo wird die Rückwand durch Säulenordnungen gar in zwei, drei Geſchoſſe geteilt, die ſich wiederum in einzelne Felder gliedern, in denen Statuenniſchen oder Gemälde Aufnahme finden; Beiſpiele hierfür ſind die großen Altäre in der Hieronymiter-Kirche zu Neapel und in der Kirche St. Nicolas-des-Champs zu Paris; der letztere aus dem Jahre 1590.

Einen Höhepunkt in der Entwicklung des Wandaltars bilden die beiden großen Seitenaltäre im Querſchiff von St. Ignazio zu Rom und der Altar des hl. Ignatius in der Kirche Geſù zu Rom. Wie in der Architektur die Wirkung des Raumes immer mehr in den Vordergrund

trat, ſo folgte auch die Weiterbildung des Wandaltars der Abſicht, durch Vor- und Zurückſtellen einzelner Bauglieder eine mehr plaſtiſche, räumliche Wirkung zu erzielen. Durch ſchräg vorgeſtellte Säulen wird hier die Tiefenwirkung erſtrebt; gebrochene Segmentgiebel, Figuren in lebhafter Bewegung, dazu Farben in harmoniſcher Zuſammenſtellung und reiche Vergoldungen, Malerei neben Plaſtik wetteifern eine rauſchend-bewegte wie prunkende Wirkung zu erreichen. Wo früher die Gewandung der dargeſtellten Heiligen ſtreng und gemeſſen der Haltung angepaßt war, da werden jetzt die Kleider wie von einem Wirbelwind aufgepeitſcht; um das Maß der Bewegung zu ſteigern, ragen die Figuren des Hochreliefs über die Umrahmung hinaus, bis dann die ſilberne Statue des Ignatius auf dem römiſchen Altar als freiplaſtiſches Werk die Altarwand beherrſcht.

Neben dieſer Entwicklung des Wandaltars erſtrebte der Baldachinaltar ähnliche Ziele. Für den freiſtehenden Altar, der von allen Seiten ſichtbar ſein ſoll, war die auf vier Säulen ruhende Bedachung die gegebene Form der Ausſchmückung. Eine Variante hierzu bildete in der neuerbauten Peterskirche der urſprüngliche Altar über dem Grabe des Apoſtelfürſten; an den Ecken der Menſa ſtanden hier eherne Engel, die hohe Stangen trugen als Stützen eines einem Prozeſſionshimmel ähnlichen Baldachins. In dem ungeheuren Kuppelraum mußte aber dieſer dürftig wirkende Altar als ein Proviſorium angeſehen werden.



Abb. 23. Hochaltar der Quintinskirche zu Mainz
(urſprünglicher Zuſtand, aufgenommen um 1890)

So erhielt denn Lorenzo Bernini 1625 den Auftrag, einen der Würdigkeit des Ortes entſprechenden neuen Altarbau auf dieſer Stelle zu errichten.

Auf vier mächtigen Bronzeſäulen mit hohem, weit ausladendem Geſimſe erhebt ſich ein leicht gefügter Aufbau von Bügeln mit Lambrequins behangen; wie die ſchlank in die Höhe gezogenen Kurven der Voluten ſich in der Mitte zuſammenfinden und ſchließen, iſt eine Bekrönung im wahren Sinne des Wortes erreicht. Die ebenſo bewunderten wie vielumſtrittenen gewundenen Säulen ſind als ſolche nicht das Typiſche dieſer Neuſchöpfung; denn ähnliche Säulen ſtanden ſchon in Alt-St. Peter und dienten als Vorbilder zu Raffaels Teppichen. Aber für den großen Aufbau unter der Peterskuppel griff Bernini zu dieſer mehr dekorativ als architektoniſch wirkenden Säulenform, um den Anſchein einer „scatola in scatola" zu vermeiden. Ebenſo wie bei den betrachteten Wandaltären, wirken auch bei dieſem gewaltigen Baldachinaltar reiches Material, Farben und Skulptur gemeinſam zu einer großen prunkvollen Wirkung. Die in dieſer Schöpfung Berninis enthaltenen neuen Gedanken fanden raſche Verbreitung. Selten, daß der Altar ſo frei im Raum ſtand, wie in der Peterskirche. Der Hochaltar hat gewöhnlich ſeinen Platz an der Rückwand des Chores oder an dem Choreingang in der Flucht des Querſchiffs. In dieſem Fall muß ſich dann der gleichmäßig auf vier Säulen ruhende Aufbau der Örtlichkeit anpaſſen. An Stelle des quadratiſchen Grundriſſes des Petersaltars bekommt der Grundriß des nun an die Wand gerückten Baldachinaltars die Segmentkurve eines Kreiſes oder Polygons. Die vier (ſpäter ſechs oder acht) Säulen ſind hinter den Altartiſch getreten und umſchließen ihn wie ein Mantel. Die zwei mittleren Säulen ſchließen das Tabernakel ein und darüber ein Gemälde oder plaſtiſches Kunſtwerk, das als point de vue für den Beſchauer aus dem Kirchenraum den geiſtigen Mittelpunkt des Altars bildet; zwiſchen den anderen Säulen ſtehen Figuren der Heiligen, denen dieſer Altar geweiht iſt, und über dem Ganzen ſchwebt eine leichtgefügte und mit kleinen Engeln und anderen Zieraten belebte Bekrönung. Dies iſt der Typ des römiſchen Altars, wie er in Deutſchland Eingang und ſchnelle Verbreitung fand.

In Deutſchland entſtehen im 17. und 18. Jahrhundert wahre Prunkſtücke von Hochaltären, zumal in den reichen Kirchen der Jeſuiten und Ciſterzienſer. Unbekümmert um den früheren Stil des Gotteshauſes, die ſchwere Wucht der romaniſchen Wände, die himmelanſtrebenden Säulenbündel der gotiſchen Kirchenſchiffe und die ruhig-glatte Tonnenwölbung der Renaiſſance, zieht der Barockaltar mit dem ganzen Reichtum ſeiner Kompoſition das Hauptaugenmerk auf ſich.

Italienische Kunstweise war von wandernden Künstlern nach der Kaiserstadt Wien und nach Bayern gebracht worden, von hier aus wurden die Künste in den Rheinlanden wiederum befruchtet. Das aus dem Welschland Übernommene wurde auf deutsche Art ausgebaut und erweitert, ähnlich wie es bei der Entwicklung der Stukkaturen der Fall war. Während Österreich und Schlesien nach dem Vorbilde Fischer von Erlachs sich noch eng an die Formen Italiens anlehnen, sehen wir in wohlerhaltenen Werken und Zeichnungen der rheinisch-fränkischen Meister Balthasar Neumann und Johannes Seiz ein Hinzufügen der Elemente des französischen Rokoko und das Ganze verquickt und gestaltet zu Kunstformen, die nunmehr auf eigenen Füßen stehend und im eigenen Land konzipiert, uns als Meisterwerke deutschen Barocks erscheinen. Der architektonische Aufbau entspricht vollkommen dem römischen Typ, neu ist aber hier die Ausgestaltung und Belebung des ganzen Werkes; Rocaille-Ornamente quellen überall hervor, das ist ein Sprudeln und Quellen in freudigster und festlichster Bewegung, gehoben durch glänzende Vergoldung; zackig gebauchte Urnen und fröhlich flatternde Engelchen beleben die Umgebung der Heiligenfiguren. Diese Schöpfungen sind aus demselben Geist hervorgegangen, den wir in den Schlössern zu Würzburg, Bruchsal, Trier und anderen walten fühlen.

In Mainz standen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwei große Barockaltäre. Der Hochaltar des ehemaligen Karthäuserklosters, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammend; er wurde 1792 an die Abtei Seligenstadt verkauft, wo er heute in der Pfarrkirche steht. Das bedeutendere Stück aber ist der Hochaltar, den Maximilian von Welsch im Jahre 1737 in der Quintinskirche errichtete (Abb. 23). Auf hohem Unterbau, der sich in leichter Schwingung hinter der Mensa herzieht, tragen vier mächtige Säulen auf ihrem Architrav mit weit ausladendem Gesimse einen reichen Aufbau: entsprechend den Säulen führen reichgezierte Volutenbügel empor zu einer riesigen Krone, über der als Taube der Heilige Geist schwebt. Den Raum zwischen den beiden mittleren Voluten nimmt eine Dreifaltigkeit ein, unter der zwei Engel über einer Kreuzigungsgruppe das Wappen halten. In der Höhe der Säulenbasen führen Verbindungsbogen als Brücken zur Wand, auf denen betende Engel knieen; diese Verbindungsbogen, zurückweisend auf römische Vorbilder (Sta. Maria del Popolo), sind ein besonders häufig wiederkehrendes Motiv bei Altarbauten der Mainzer Schule während der nächsten Jahrzehnte.

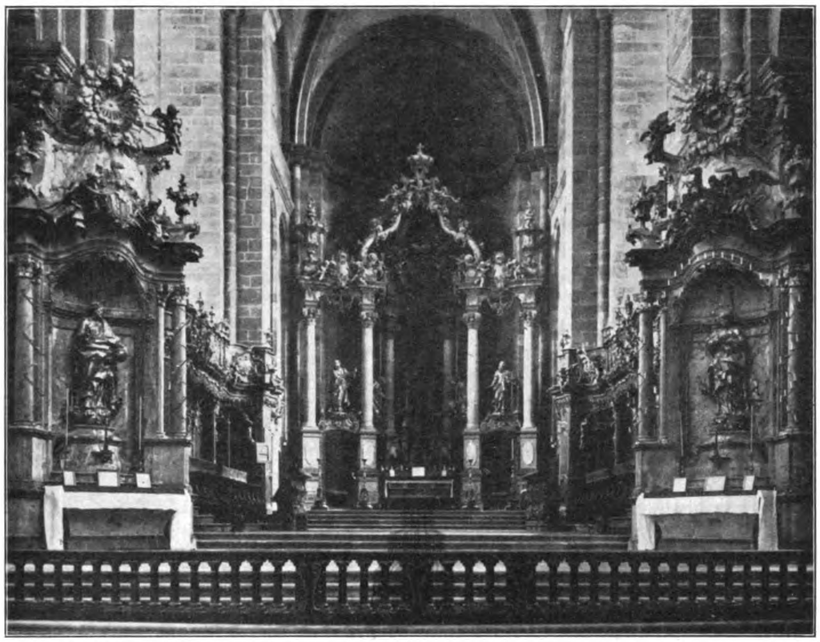


Abb. 24. Hochaltar und Seitenaltäre im Dom zu Worms

Dieses Werk Welschs diente Jäger als Vorbild bei seinem ersten Altarbau in Dieburg, den wir urkundlich von ihm kennen. Der Welschsche Altar, der eine enge Verwandtschaft mit dem Wiener Barock des Fischer von Erlach zeigt, enthält einen Widerspruch in der strengen, völlig schmucklosen Ruhe und Einfachheit des Aufbaues mit der reichbewegten Bekrönung. Hierfür sucht Jäger vermöge seiner Dekorationsweise einen Ausweg zu schaffen, indem er den ganzen Bau vom Sockel bis zur Krone als Werk aus einem Guß gleichmäßig dekoriert (Tafel VI 1).

Um die Mensa mit dem Tabernakelaufsatz schließt sich in geschweifter Linie ein schwarzer Marmorsockel, auf dem Stuckleisten Flächen von rotem poliertem Stuckmarmor umfassen; vier graue Steinsäulen tragen einen hohen schwarzen Architrav, der ebenfalls mit Stuck dekoriert ist; darüber tragen vier Voluten eine Baldachinbekrönung. In der Rückwand umschließt ein vergoldeter Bogen das wundertätige Muttergottesbild. Zu seiten der Säulen stehen auf dem Sockel vier Heiligenstatuen in barocker Verzückung. Die ruhige Wirkung des ganzen Aufbaues wird beeinträchtigt durch in weißem Stuck ausgeführte Putten und Engel im oberen Teile, die als zu helle Flecken in der harmonischen Polychromie der übrigen Teile erscheinen.

Zwei Jahre später sehen wir die beiden Altäre seitlich des Choraufgangs im Wormser Dom entstehen (Taf. VI 2, Abb. 12 u. 24). Ihre Bestimmung als Nebenaltäre erforderte schon eine kleinere Komposition. Eng um die Mensa gefügt, bildet hier die Rückwand eine Nische, in der auf reichem Sockel die Statuen des Salvator mundi, auf dem anderen Altar die der Muttergottes Platz gefunden haben. Die obere Wölbung der

Nifchen ift ftukkiert mit vergoldetem Mufchel- und Schilfwerk. Zu feiten derfelben tragen auf marmoriertem Poftament Säulen, die je einem Pilafter fchräg vorgelagert find, den oberen Aufbau; in fein gefchwungener Linie fügt fich der Architrav der vorfpringenden Nifchenwölbung an und trägt das mit Rocaille-Urnen flankierte und mit Putten belebte Giebelfeld, welches in einer Strahlenglorie von Wolken umgeben das Auge Gottes, am anderen Altar die Taube des heiligen Geiftes zeigt. Auf dem Gefimfe tragen zwei Engel das Wappen der Stifter, der Familien v. Hoheneck, refp. v. Walderdorff.

In der Liebfrauenkirche zu Frankfurt am Main ftehen fechs Altäre, die von Jäger entworfen und erbaut find. Der ältefte davon ift der Muttergottesaltar im nördlichen Seitenfchiff (Taf. VI 4). Auf hohem, zweiteiligem Unterbau erhebt fich die eigentliche Altarwand, fie wird von je zwei Pilaftern und einer vorgefetzten Säule flankiert. Die Stelle des Mittelbildes vertritt hier eine aus dem 15. Jahrhundert ftammende, fpätgotifche Beweinung in Holz in reicher Umrahmung; diefe Gruppe erhält eine Bedachung durch den vorgebogten Oberbau, deffen Giebelfeld das Wappen des Stifters, des Dechanten von Habermann, trägt. Reich ift die Dekoration an dem Altar; in Höhe der Säulenbafen ftehen auf Konfolen die Statuen zweier Heiligen, der Oberbau ift reich mit Mufchel- und Schilfmotiven dekoriert. Als Material kam Marmor und Holz mit Stucküberzug zur Verwendung, das Ganze ift polychromiert.

Von den fpäter ausgeführten beiden Seitenaltären ift der nördliche (Taf. VI 3) Johannes dem Täufer geweiht, der andere dem hl. Johannes Nepomuk; in diefen letzteren wurde ein Altare portabile gelegt, das die Infchrift trägt: *MDCCLXIV die XIV. martii Ego Chistophorus Episcopus Capharun Suffragan. Mogt. consecravi altare hoc portabile et Reliquias S. M. Prosperi, Pii et Victoriae in eo conclusi.* Beide Altäre zeigen den gleichen Aufbau; fie find flach gegen die Wand geftellt und wachfen zu beträchtlicher Höhe empor. In einer Nifche über der Menfa fteht auf einem Sockel die lebensgroße Figur des heiligen Patrons, in Stuck ausgeführt. Zu feiten je zwei Pilafter, denen je eine polierte Marmorfäule vorgelagert ift, wodurch eine wohlberechnete Tiefenwirkung erzielt wird. Darüber ruht auf Kompofitkapitellen ein hoher Architrav, auf deffen Gefimfe zwei Engel das Wappen des Stifters halten. Auf den vorfpringenden Seiten flankieren zierliche Rokoko-Urnen ein flach aufgerichtetes Giebelfeld, welches das Auge Gottes im Wolkenkranz mit Strahlenglorie zeigt. Das Ganze ift in Marmor und marmoriertem Holz ausgeführt, das mit leichten Stuckornamenten gefchmückt ift.

Der vor der Rückwand des Chores ftehende Hochaltar[43] zeigt gegenüber dem Dieburger Hochaltar einen bedeutenden künftlerifchen Fortfchritt. In der Kompofition kommt er dem Mainzer Altar in St. Quintin fehr nahe. Ein bogenförmiger Sockelbau fchließt die Menfa mit dem daraufftehenden Tabernakel rückwärtig ein. Darüber ruht auf vier Säulen eine von vier reichgezierten Voluten gefügte Bekrönung. Die Rückwand hinter dem Altar zeigt zwifchen Pilaftern eine Himmelfahrt Mariä; auf dem Gefimfe darüber ift eine Dreifaltigkeit. In der Höhe der Säulenbafen knieen auf vorfpringenden Voluten Engel in andachtsvoller Verehrung; feitlich zwifchen den Säulen ftehen die lebensgroßen Statuen der Apoftel Petrus und Paulus. Die Rückwand des oberen Baldachinaufbaues war urfprünglich gefchloffen, doch mußte fie fich 1875 eine Änderung gefallen laffen, damit das dahinter liegende Kirchenfenfter beffer zu feiner Wirkung komme. Der Altar zeigt im ganzen einen ruhigen, einheitlichen Aufbau und wirkt, ohne zuviel Beiwerk, überaus prächtig, befonders im oberen Teil, wo Engelchen den Vorhang eines Baldachins zurückraffen und die fchwere Bekrönung in leichter Wolkenbildung ausklingt.

Eigentümlich bei allen diefen Altarbauten Jägers ift die Bildung des Kompofitkapitells; das ftilifierte Akanthusblatt ift aufgelöft zu einem lappenförmigen Gebilde, und da deffen Umrißlinie durch Vergoldung hervorgehoben ift, fo wirkt es nur noch wie ein Bogen; darüber ruht der jonifche Echinus mit den diagonalgeftellten Voluten. Diefe Altäre vertreten neben den anderen Werken ihrer Zeit den gleichen Stil, den Jäger in feinen Stukkaturen zum Ausdruck brachte; auch fie halten fich maßvoll fern von dem überreichen Streben der füddeutfchen Rokokoformen, ohne ihnen dabei an dekorativer Wirkung nachzuftehen.

Weitere beglaubigte Altarbauten von Jägers Hand als die hier befchriebenen find vorerft nicht bekannt. In rheinheffifchen Kirchen weifen alle Altäre jener Zeit auf obenbefchriebene Typen zurück, doch find die meiften infolge mittelmäßiger Ausführung nur Werkftattarbeiten. Hervorheben möchte ich nur drei Altarbauten, bei denen die Urheberfchaft Jägers zwar nicht in Betracht kommt, die aber zu den befferen Leiftungen neben feinen Arbeiten zählen; fie ftammen aus dem Jahre 1768. Von ihnen fteht der Hochaltar in der Pfarrkirche zu Bingen[44] Jägers Altären am nächften.

Von der gleichen Hand wie diefer Altar ift der Hochaltar in der Pfarrkirche zu Unferer Lieben Frau in Afchaffenburg[45], denn beide tragen eine große Zahl übereinftimmender Züge.

Auch der Hochaltar der katholifchen Kirche zu Amorbach zeigt unverkennbar die Mainzer Art und ift vielleicht auf den mutmaßlichen Erbauer der Kirche, J. Valentin Thoman, zurückzuführen.

C. Die St. Ignazkirche zu Mainz und andere Bauten Johann Peter Jägers

Die einzige Großarchitektur, die Jäger gefchaffen, St. Ignaz zu Mainz, legt die Frage nahe, in welchem ftiliftifchen Zufammenhang der allgemeinen Bauüberlieferung diefe Kirche fteht, da Jäger Zeit feines Lebens mehr als dekorativer Künftler tätig war und eine Linie feiner rein baukünftlerifchen Entwicklung nicht gegeben ift.

Faft alle katholifchen Kirchenbauten des 17. und 18. Jahrhunderts fchließen fich im Hauptgedanken an Vignolas für das Barock fo bedeutenden Kirchenbau il Gesù in Rom (begonnen 1568); diefer Kirchentyp betont ein breites und hohes tonnengewölbtes Mittelfchiff, auf das ein mächtiger Kuppelraum folgt. Gleichwohl hat die neue Kuppel die Bedeutung des Zentralbaues der Renaiffance verloren, nunmehr dient fie als architektonifches Schmuckftück, fie fendet reiche Lichtfluten in den aufs prächtigfte mit Zieraten verfehenen Kirchen-

raum. Gegenüber dem mächtigen Hauptschiff sind die Seitenschiffe zu Kapellen verkümmert, so daß der Raum des Langhauses fast als Einheit wirkt. Die Fassade baut sich als Doppelgeschoß auf, sie wird von Halbsäulen und Pilastern gegliedert und von einem Giebel bekrönt. Die Wand wird durch Felder und Nischen belebt. Diese Grundzüge finden bald allgemeine Verbreitung beim Kirchenbau Italiens und Deutschlands. Einzelne Distrikte, wie Österreich-Schlesien, Bayern mit Südschwaben,

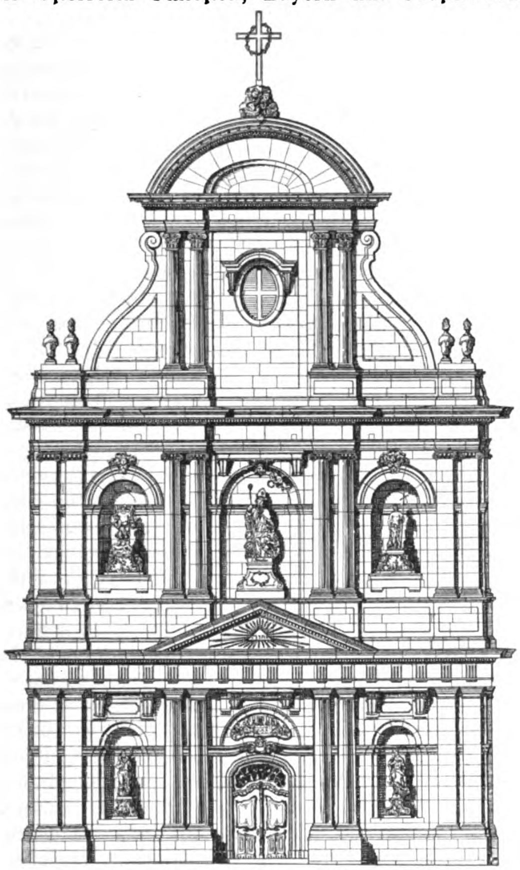


Abb. 25. Fassade der St. Ignazkirche zu Mainz
(nach der Aufnahme für das hessische Kunstdenkmälerwerk Kreis Mainz, Band II 2, kirchliche Bauten)

Franken und das Rheinland lassen wieder geschlossene Bautypen erkennen, alle aber stützen sie sich auf die großen Gedanken des Barock, die auf Einheitlichkeit der Raumwirkung und auf Gefangennahme der Sinne durch üppigste Entfaltung der Kunstformen unter Inanspruchnahme aller Dekorationsmittel hinausgehen. Das Innere der Kirche ist nicht mehr sehr verschieden von einem prächtigen Festsaale, Lichter spielen und fluten, Vergoldungen werfen Reflexe hinein, starkbewegte Heiligenfiguren, gemalt oder in Stein, tragen das ihrige dazu bei, den Raum zu beleben, festlich zu gestalten, omnia ad maiorem Dei gloriam.

Ebenso versuchte die Außengestaltung der großen Kirchen der Bewegtheit und dem Reichtum des Inneren nicht nachzustehen. Der Schwerpunkt liegt auf der Eingangs-Fassade; zahlreiche, oft allzu kühne Verkröpfungen, Vor- und Zurücktreten der ganzen Frontlinie, vorgesetzte Treppenaufgänge vereinigen sich mit einem reichen skulpturalen Schmuck. Derart waren die Bestrebungen deutscher Baumeister bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Anders war die Entwicklung des Kirchenbaues in Frankreich; die Verbindung der gesetzmäßigen Renaissanceformen mit dem malerischen Barock Michelangelos fand hier nur wenig Eingang. Bis in das 17.

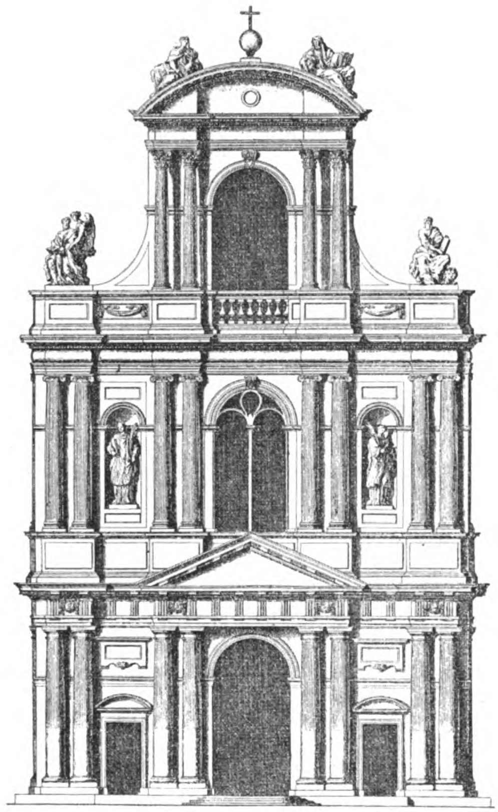


Abb. 26. Fassade von St. Gervais zu Paris
(nach dem Handbuch der Architektur II, 6, 2. H. v. Geymüller, Die Baukunst der Renaissance in Frankreich)

Jahrhundert blühte in Frankreich die Renaissance und schuf da ihre höchsten Leistungen in der Architektur. Den Höhepunkt des Kirchenbaustiles dieser Epoche bezeichnet die Fassade von St. Gervais in Paris (Abb. 26), deren Erbauungszeit in die Jahre 1616—1621 fällt.[46] Ihr Baumeister ist Salomon de Brosse. Schon im Jahre ihrer Vollendung hielt man die Fassade „für die vollkommenste und vollendetste unter den antiken und modernen, sowohl von Frankreich als auch von Italien". Der Wert dieser Fassade beruht auf der Einfachheit der Komposition, der klaren, festen und schönen Gliederung, der Harmonie der Verhältnisse und besonders auf dem Maßstab und der Bildung der Säulenanordnungen. Die Fassade zeigt die ganze Strenge und Durchbildung der Renaissance. Gleichwohl gelangt sie durch ihre starken Profilierungen und reiche Schattenbildung zu einer bis

dahin ganz unerreichten Reliefwirkung; es ist dies ein für französische Verhältnisse weitgehendes Entgegenkommen an den aufkommenden Geschmack des Barock. Die Fassade ist in drei Geschosse gegliedert, von denen jedes seine eigene Säulenordnung hat. Die beiden unteren Geschosse erhalten durch paarweise vorgestellte Säulen wiederum eine Dreiteilung, deren Felder die Eingangstüren ausfüllen, in den oberen Stockwerken Fenster und Nischen mit Statuen. Vom ersten zum zweiten Geschoß vermittelt auf dorischen Säulen ein Triglyphenfries mit Giebelaufsatz; auf einem verkröpften Architrav der jonischen Säulen des zweiten Geschosses steht das schmalere dritte Geschoß, dessen korinthische Säulenordnung von einem figurengeschmückten Segmentgiebel bekrönt ist.

Unter dem Einfluß dieser Fassade sehen wir fast alle Kirchenbauten der nächsten Zeit; ja, ihr Einfluß reichte soweit, daß noch 1791 in Metz die Fassade einfach kopiert wurde.

Im Jahre 1763 begann der Kirchenbau von St. Ignaz in Mainz zu einer Zeit, wo das subtile, unruhig haftende Rokoko in Deutschland seine höchste Ausbildung erfuhr und sein ganzes Wesen den Leuten im Blute lag. Gleichzeitig setzte aber wie ein Sturmwind von Westen her die neue Bewegung des neuerstarkten Klassizismus ein. Es ist offenbar, daß bei dem Entwurf zur Fassade der Ignazkirche Jäger die Pariser St. Gervais-Fassade im Gedächtnis hatte und darnach seinen Plan bildete:[47] Teilung der Fassade durch gekuppelte Säulen und Pilaster in drei Geschosse (Abb. 25 und 26). Die wuchtigen Schäfte der Säulen tragen im unteren Geschosse auf einem Triglyphenfries über dem Hauptportal ein Giebeldreieck, in dessen Mitte das Auge Gottes auf Strahlengrund. Die Zwischenfelder der einzelnen Geschosse enthalten Nischen, in denen Statuen Aufnahme gefunden; der das Ganze bekrönende Segmentgiebel trägt das Kreuz mit der Dornenkrone. Das Innere (Taf. VII und Abb. 28), das durch die Fülle des hereinflutenden Lichtes überrascht, hat die Form eines lateinischen Kreuzes mit abgestumpften verkümmerten Seitenarmen. Während in den Barockkirchen des 17. Jahrhunderts zu seiten des Hauptschiffes an Stelle der Seitenschiffe Fluchten von Kapellen sich hinziehen, ist hier die letzte Erinnerung an den früheren Kirchenbaustil geschwunden, und der einschiffige, durch keinerlei Einbau noch weiter gegliederte Raum wirkt nunmehr durch seine Breite und Höhe wie eine lichte Halle. Die Wände sind gegliedert durch Säulen und Pilaster auf hohem Sockel, ein mehrfach verkröpftes, hohes Gesimse bildet den Abschluß gegen das Gewölbe. Fruchtschnüre und an Bändern hängende Embleme in Stuck zieren die von einfacher Stableiste umfaßten Wandflächen; reiche Stuckornamente umrahmen die Deckengemälde. Ein mächtiges Tonnengewölbe überspannt den Kirchenraum, unterbrochen von einer flachen Kuppel über der Vierung. In das Tonnengewölbe hinein ragen Stichkappen mit ungewöhnlich großen halbkreisförmigen Fenstern. Die Gesamtwirkung des Inneren von St. Ignaz steht auf der Grenze von Barock zum Klassizismus. Die Führung der Hauptlinien ist gerade und streng, das Prunkende ist ausgeschaltet und an seiner Stelle wird die Einfachheit betont; auch die Farbe sucht eine ruhigere Wirkung gegenüber der lauten Sprache der Vergoldungen in Barockkirchen; ursprünglich war das stukkierte Laubwerk grün ausgemalt auf hellgelbem Grunde. Die Architektur, völlig beherrscht durch die strengen Linien der Säulen und der Gewölbebogen, ist völlig klassizistisch; die in den Feldern und besonders an der Decke angebrachten Stuckdekorationen enthalten noch etwas von der Luft und Freudigkeit des Rokoko, und bringen durch ihre belebenden Formen einen warmen, heiteren Ton in die Gesamtwirkung.[48]

Ebenso vertreten die Altäre beide Stilrichtungen; die kühle Strenge des Schneiderschen Hochaltars — vier Säulen tragen einen halbkreisförmigen Architrav, auf dem leichte Bügel eine schwere, zopfige Urne als Bekrönung in der Schwebe halten — kontrastiert mit den vier Seitenaltären, deren teilweise Rokokoformen an frühere Jägersche Altäre anklingen.

Die Stukkaturen im Gartensaale des ehemaligen Osteinschen Landsitzes (s. oben S. 22) zeigten uns schon, wie hier Jäger in seiner Formengebung den Wandel zum Klassizismus mitmacht. Dasselbe gilt auch für das von ihm für die Ignazkirche gefertigte Holzmobiliar (s. o. S. 12).

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Jägersche Turmentwurf für die Ignazkirche (s. o. S. 12 und Abb. 27). Wir kennen ihn jetzt aus der von Neeb in der Mainzer Zeitschrift VIII/IX S. 153 veröffentlichten Kupferstichfolge. Ob er sich mit dem ersten von Jäger vorgelegten Entwurf deckt oder ob er erst nachträglich im Zusammenhang mit der ganzen Kupferstichfolge entstanden ist, können wir heute nicht mehr entscheiden. Mit der Form des Turmhelms greift hier Jäger geradezu auf die Gotik zurück; auch die Art wie die acht fialenartige Türmchen sich rings um den Haupthelm setzen, verrät gotisches Empfinden. Ging doch gerade in jenen Jahren (1773—1774) am Mainzer Dome des jüngeren Neumanns neuer Abschluß des westlichen Vierungsturmes seiner Vollendung entgegen, und hier begegnen wir einem bewußten Anlehnen an gotische Formen, die allerdings von einem künstlerisch selbständig schaffenden Baukünstler ganz im Geiste und im Empfinden seiner Zeit, frei von geistloser Nachahmung, mit reicher Phantasie in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Von Jägers geplantem Turme für die Ignazkirche läßt sich das gerade nicht behaupten — fast möchte man das Ganze für einen Notbehelf ansehen — und so dürfte es sich auch erklären, daß man späterhin, als die Turmfrage wieder aufgerollt wurde, auf Jägers Vorschlag nicht mehr zurückgriff: man wollte eben „etwas Neues, Geschmackvolles und in der Stadt noch nicht Vorhandenes" haben (vgl. Neeb a. O. S. 53).[49]

Zu anderen Kirchen, die Mainz noch im 18. Jahrhundert erhielt, hat St. Ignaz wenig Berührung; lediglich die Stellung des Turmes hinter dem Chor finden wir schon bei der Jesuitenkirche (s. Döbler, J. V. Thoman, S. 20 ff. mit Abbildungen). Die St. Peterskirche, von Thoman 1748—1756 erbaut, ist dreischiffig angelegt, und das Innere strotzt von überreichen Rokokoformen. Die 1768—1776, also etwas später wie St. Ignaz, erbaute Augustinerkirche, ist ein einschiffiger Bau mit langgezogenem Chor; Architektur und Dekoration sind in ihrer Gesamtwirkung noch völlig barock, wenn auch ein Teil der Stukkaturen Louis XVI.-Formen zeigen. Der Baumeister dieser Kirche ist vielleicht der ebenfalls noch unbekannte Erbauer der Pfarrkirche zu Aschaffen-

burg geweſen, was ſich aus der Gleichheit des Grundriſſes und zahlreichen Ähnlichkeiten in der Ausſtattung ſchließen läßt.

Jägers Entwurf für ein Wachthaus am kurfürſtlichen Schloſſe iſt ganz aus dem Geiſte der Faſſade der Ignazkirche heraus entſprungen. Der ebenſo ſtreng klaſſiziſtiſch gehaltene kleine eingeſchoſſige Bau (Abb. 13) zeigt einfache Pilaſtergliederung mit Triglyphenfries. Das Mittelſtück der Attika nimmt das Wappen des Kurfürſten Emmerich Joſef von Breidbach zu Bürresheim ein. Rechts und links davon ruht auf Kriegstrophäen je eine Kartuſche; Bomben mit Flammenbündeln ſetzen ſich, wie die Trophäen den militäriſchen Charakter des Baues andeutend, auf den Rand der Attika und der ſeitlichen Giebel. Die Umrahmung des Wappens und die der ſeitlichen Kartuſchen bewahren noch ganz die Formen des Rokoko. Die merkwürdige Dachlöſung, die ſich aus dem Querſchnitte erkennen läßt, mag darin ihre Begründung haben, daß Jäger hier abſichtlich ein nach außenhin abgewalmtes Satteldach vermeiden wollte; an der Stelle, wo das Wachthaus zu ſtehen kam (oder geplant war), hätten die Linien eines derartigen Daches recht ſtörend im Bilde des kurfürſtlichen Schloſſes von der großen Bleiche aus gewirkt und umgekehrt beim Blicke vom Schloſſe aus ebenſo hart in die Silhouette der Peterskirche eingeſchnitten. Die Stelle, an der das Wachthaus errichtet oder – was wahrſcheinlicher iſt – nur geplant war, zeigt der Lageplan auf der Rückſeite des Entwurfs (ſ. o. S. 12).

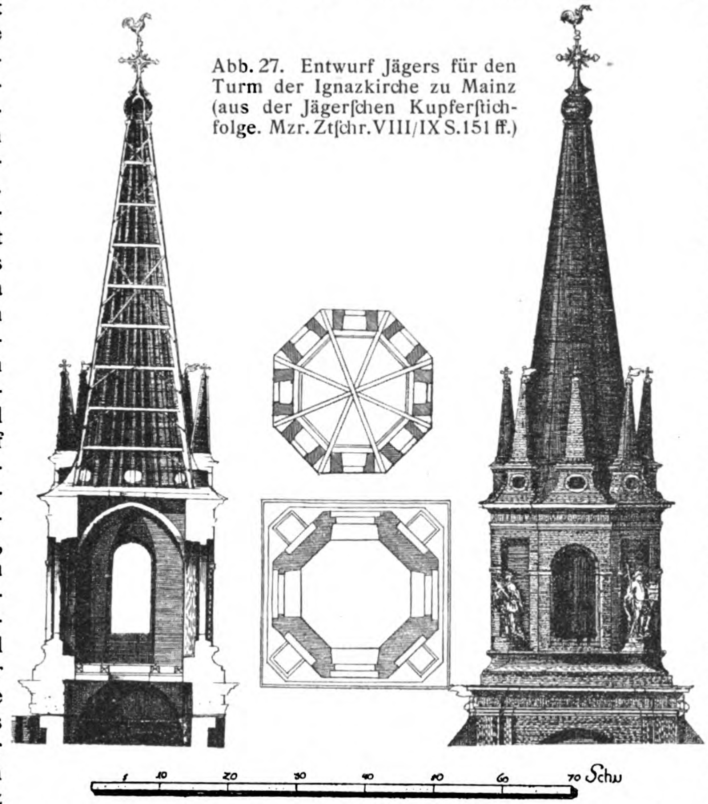


Abb. 27. Entwurf Jägers für den Turm der Ignazkirche zu Mainz (aus der Jägerſchen Kupferſtichfolge. Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 151 ff.)

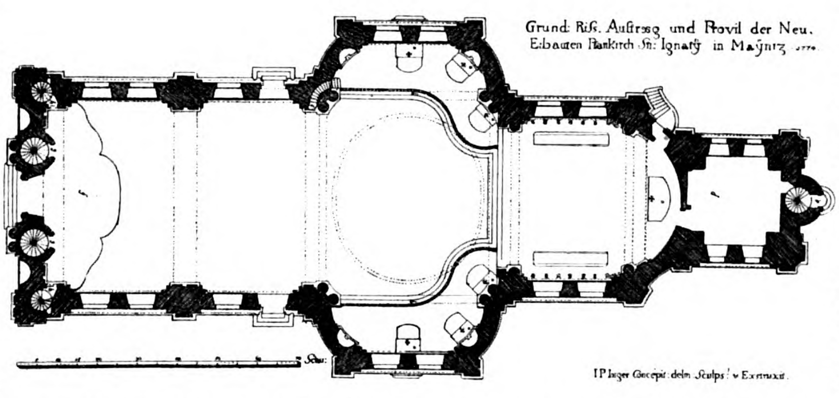


Abb. 28. Grundriß der Ignazkirche zu Mainz (urſpr. Faſſung) a. d. Jägerſchen Kupferſtichfolge

Unmittelbar auf die Vollendung der St. Ignazkirche fällt die Errichtung des Akademieſaales im kurfürſtlichen Schloſſe (Tafel VIII 1). Die dem Inneren der Ignazkirche verwandte Raumwirkung läßt auch hier auf die Urheberſchaft Jägers ſchließen (Schneider, Denkſchrift zur Wiederherſtellung des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes zu Mainz S. 19 f.), zumal aus jenen Jahren kein anderer klaſſiziſtiſch geſchulter Architekt in Mainz hierbei in Frage kommt. Vogts (Wohnhaus S. 91) ſchreibt den Saal Mangin zu wegen der Ähnlichkeit des Hauptſaales in der von Mangin erbauten Dompropſtei; Vogts läßt aber Mangin erſt 1781 nach Mainz kommen (a. a. O. S. 89), während der Akademieſaal nach Schneider zwiſchen 1775–1776 erbaut wurde (vgl. auch Vogts S. 55 und Schaab II S. 240). Schneider ſtützt ſich in ſeiner Zeitangabe auf Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz II S. 236; urkundlich wiſſen wir nichts in betreff der Entſtehungsgeſchichte des Akademieſaales. Das Deckengemälde daſelbſt von Januarius Zick trägt die Bezeichnung 1786; der Saal müßte alſo volle zehn Jahre ohne Deckenſchmuck geſtanden haben. Zweiunddreißig Säulen vom ſchönſten grünlichen, mit weißen Adern durchzogenen glänzenden Gipsmarmor tragen auf weißen, reichvergoldeten Kapitälen eine Galerie des zweiten Stockes, die mit einem eiſernen Geländer um den ganzen Saal herumläuft. Von dieſen zweiunddreißig Säulen ſtehen auf jeder Längsſeite des Saales zehn, auf der ſchmalen Seite ſechs. Zwiſchen dieſen Säulen ſind an jeder der

langen Seiten fünf große Fenster in Rundbögen unter der Galerie, und ebensoviele hinter derselben im oberen Teil des Saales. Die Felder zwischen den Säulen und in den Fensterbrüstungen sind von violett-rotem Gipsmarmor mit gelben Einfassungen. Den Hauptschmuck des Saales bildet der um das Deckengemälde — eine Glanzleistung von Januarius Zick — ziehende prachtvolle breite Stuckfries;[50] zwischen mehrfachen Leisten und zwischen zwei Ketten von Lorbeerblattbüscheln folgen sich große Akanthusvoluten, in denen üppige Früchtegirlanden hängen; jeweils die Mitte der Seiten wird markiert durch Tafeln, an die hochplastisch modellierte Engel sich lehnen. Den Abschluß in den Ecken bilden in kreisrundem Feld die Initialen des Kurfürsten F C mit dem Kurhut, flankiert von mächtigen Adlern. Ähnliches Muster weist auch das bronzierte Geländer der Galerie auf.

Die baugeschichtliche Bedeutung des Saales liegt darin, daß er mit seiner starren, kalten Pracht des Klassizismus in einer Zeit entstand, in der andernorts noch das üppigste Rokoko sich entfaltete. In der St. Ignazkirche sehen wir hier und da noch zahlreiche Reminiszenzen an vergangene Jahrzehnte; hier ist alles Überkommene verworfen worden und die ganze Strenge des neuen Zeitstiles tritt uns hierin entgegen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts entfaltete sich in Mainz ein reiches höfisches Leben; zur Erweiterung des geselligen Lebens am kurfürstlichen Hofe sahen wir die Schloßanlage Favorite entstehen, die nur zur heiteren Lust und Daseinsfreude geschaffen war. Der ganze Reichtum des geistlichen Kurstaates entfaltete sich hier inmitten eines glänzenden, vermögenden Adels, der den Festen im goldenen Mainz erst den rechten Glanz verlieh. Lediglich dem Bedürfnis nach Erweiterung der Feste zu dienen, entstand der Akademiesaal, der gleich der Favorite den Schauplatz der von den Zeitgenossen ebenso gepriesenen, wie kritisch verurteilten rauschenden Feste des letzten Kurfürsten, Friedrich Carl von Erthal, bildete.

Zu Ende des Jahrhunderts brach dann wie ein Sturmwind von Westen der alles vernichtende Geist der französischen Revolution herein; Schloß Favorite verschwand vom Boden und kein Stein erinnert mehr an seine einstige Größe, und im Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses, wo die Pariser Sitten und Lebensgewohnheiten stets als Vorbild galten, tagte nach Pariser Muster der Schreckenskonvent der Revolutionsmänner. Der kurfürstliche Hof war geflohen, das fröhliche, leichtlebige und schönheitsdurstende Rokoko war zu Grabe getragen worden. Noch schlimmere Zeiten sollte der einst von fröhlichem Lachen und erhabener Musik tönende Akademiesaal erleben; 1813, als die Reste der Großen Armee aus Rußland zurückkehrten, lagen in den fensterlosen Räumen die nach Mainz zusammengeströmten Soldaten krank und siech, eingepfercht und ohne Pflege; die da starben, wurden einfach zu den Fenstern hinausgeworfen.

Die Wende des Jahrhunderts bildete den Abschluß einer großen geschichtlichen und künstlerischen Periode. Der Gegensatz des aufs Höchste gesteigerten Luxus und der grauenhaften Ernüchterung durch das Hereinbrechen einer andersgearteten Zeit hat das ganze neue Jahrhundert seitdem in seinen künstlerischen Versuchen nicht zur Ruhe und Reife kommen lassen.

Zum Schluß spreche ich noch meinen tiefgefühlten Dank aus meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Carl Neumann. Ebenso gilt mein Dank Herrn Professor Neeb in Mainz für seine stets bereitwillige Unterstützung und die mühevolle Arbeit bei der Drucklegung und dem Herrichten der Abbildungen.

Für freundliche Ratschläge und Entgegenkommen bin ich ferner verpflichtet Herrn Carl Lohmeyer in Heidelberg, Herrn Professor Dr. Heidenheimer in Mainz, dem Herrn Baron von Ritter zu Grünstein in Kiedrich, Herrn August Rößler auf Schloß Neuweier in Baden, der Frau Baronin von Brentano in Geisenheim sowie Herrn Dr. ing. Ferdinand Döbler in Cassel. Ferner danke ich für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen dem Großh. Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt, dem Kgl. Staatsarchiv zu Koblenz und dem Herzogl. Nassauischen Hausarchiv zu Biebrich.

Beilage I

Jägers Gesuch um Verleihung des Titels Hof-Stukkator

Aus den Mainzer Regierungsakten im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin

„Hochwürdigster Ertzbischof, Gnädigster Churfürst undt Herr Herr!

Es wird Ewer Churfürstlichen Gnaden annoch in ohnentfallenem gnädigst-höchsten ahndencken ruhen, waßgestalten Ich ohnlängst mit einem unterthänigsten Memoriali bey höchstderoselben gehorsambst eingekommen und mit aller Erniedrigung gebotten, mich mit der höchsten Gnad eines hiesigen Hof-Stucadors allermildest zu consoliren;

Gleichwie nun aber bis hiehin mit dem gnädigsten Churfürstlichen resoluto noch nicht begnädiget worden, dahero mich der hohen Gnad bediene, meine allerunterthänigste Wenigkeit abermahlen gehorsambst diesfalls melden zu dürfen;

alßo gelanget an Ewer Churfürstliche Gnaden meine unterthänigste Bitte, mich in hohen Churfürstlichen Huldten undt Gnaden gnädigst anzusehen, undt mich mit der höchsten Gnad hiesigen Hof-Stucadors zu erfreuen, welche höchste Gnad mit meinen Treuest-Eifrigen Diensten undt unwürdigem Gebitt mit denen meinigen allstätts gehorsambst zu demeriren mich bestreben werde.

Euer Churfürstlichen Gnaden
treuest-unterthänigst-gehorsambster Knecht
Peter Jäger."

Beilage II

Zur Renovierung der Liebfrauenkirche zu Frankfurt 1763–1765

Aus den Bauakten der Liebfrauenkirche

Die Abrechnungen ergeben:

Einnahmen:

von Herrn Bolz, hochfürſtl. Taxiſcher Cammerath	1 500.— fl.
vom Dechant	1 050.—
„ Herrn Emucius	300.—
„ „ Atterbauer	202.—
ex neglectio canon.	160.—
ex deposito neuer Consol	41.40
„ „ „ Fenſter	79.30
für die alte Orgel	150.—
für 2 gr. Meſſingleichter	215.—
für 2 kupferne Keſſel	81.—
für alt eyſen & bley	24.12
ex praesentiis	1 085.38
ex Fabrica	3 475.12
	8 363.32 fl.

Ausgaben:

den italieniſchen Weißbindern	441.26 fl.
den hieſigen Weißbindern	48.44
Maurermeiſter	509.07
Zimmermeiſter	394.05
Schloſſermeiſter	204.—
Steinmetzmeiſter	590.48
Schreinermeiſter	281.19
Glaſermeiſter	54.—
Orgelmacher	1 350.—
deſſen Geſellen	15.—
Herrn Mez f. d. Doxal	250.—
Herrn Jäger für 2 neue Altäre	1 500.—
ferner für den hohen Altar und 2 kleine	2 600.—
deſſen Geſellen	33.22
Grund auf der Kirch zu führen	26.—
pro altaribus portabilibus zwey pult	26.40
dem glockner & collector wegen gehabter Beſorgung bey dem ganzen Bau pro discretione	40.21
	8 363.32 fl.

Beilage III

Jägers Antwort auf das Gutachten der zur Generalbaubeſichtigung des Kirchenbaus von St. Ignaz eingeſetzten Kommiſſion (Beilage 51 zum Bauprotokoll von St. Ignaz)[51]

Auf das Mir von Einer Kurf. Hochlöbl. Commiſſion des St. Ignatii Kirchenbau Hochgeneigteſt zugeſandte und unterm 2ten Juni inſinuirte communicatum unterthänig gehorſambſte Beantwortungen

Meines

des Joann Peter Jaeger Kurfürſtl. Maynţiſchen Bauraths (ut. intus).

Auf die mir von einer kurf. hochlöbl. Commiſſion des St. Ignatii Kirchen-Bau gefälligſt zugeſchickten Einwendungen habe die Gnade unterthänigſt gehorſambſt zu repliciren, und zwar auf das Vorgeben

die Kirch habe ſich geſetzt.

Wann die Kirche ſich ſollte geſetz haben, ſo wäre es die Urſach weilen dem Fundament ſeine behörige Stärke nit beygebracht wäre, mithin von unten herauf augenfällig; der 6 Schuhe hohe Sockel aber ſtehet ganz veſt und unverrückt da, mithin iſt es ohnmöglich, daß das darauf ruhende Mauer-Werk ſich geſenket habe; über dieſes: wann es ſich geſetzt hätte, ſo mußten nothfolglich etliche Riſſe in dem Gemäuer als deſſen Urkunden befindlich ſeyn; indeme ſich ein Gemäuer ohne hie und da zu barſten nit ſenken kann; Nun keinerlei iſt an dem Gebäude quaeſt. darthunlich, mithin ſenket ſich vielmehr die Meynung derer welche behaupten wollen, der Kopf liege darnieder, wo doch die Beine und das Tragwerk unbeweglich aufrecht ſtehen.

An unterſchiedenen Orten iſt das Haupt-Geſims zu viel in die Mauer eingelegt und kein ordentlicher Vorſprung im Verſetzen beybehalten worden.

Dieſes iſt ſchon als in des Steinmetzen ſeine Arbeit einſchlagend, bei hoher Commiſſion hinterbracht worden, wo Meiſter Tiefendinger den Auftrag erhilte des Steinmetzen Unfleiß hierinnen zu bemerken, um Ihme dießfals den Abzug machen zu können.

Die Kirch iſt nit nach dem von Sr. Kurfürſtl. Gnaden höchſtſel. Andenkens approbirten, und von ſämbtlichen Pfarr Vorſtehern unterzeichneten Riſſe aufgeführt, und vieles aus ohn bewußten Urſachen geändert worden.

Die Kirche iſt praeciſè nach dem Original-Riße aufgeführt, dasjenige ausgenommen, was eine Kurf. hochlöbl. Kommiſſion ſelbſten in Beyſeyn des Wailand Ober-Bau-Directoris F. H. v. Ritter p. m. vermög extractu protocolli ab, und in andere beliebige Punkte geändert hat.

Das um die Kirch herumlaufende Eißen-Werk iſt unnöthig; Es liege beſſer geſtellt. Ein junges Eichenholtz habe die nämliche Dienſten gethan.

Dieſes Eißenwerk iſt ja von einer Hohen Commiſſion beliebt worden. Daß dasſelbe platt aufliege, hat ſeine

gute Urſache, weilen das daraufgeſetzte Mauerwerk es ſo faſſen kann, daß, wenn es auch zerſprünge, doch nit nachgeben, ſondern von dem darauf liegenden Mauerwerk um ſo viel mehr gehalten wird, als ich, da ich auf dem Eiſenhammer war, in das Eiſen durchaus Grübgen hineinzuſchlagen angegeben, damit die Mauer wohl darein eingreifen könnte.

Wäre es aber geſtellt, ſo würde es ſich im Fall leichter durchziehen können, auch wären die Klampen weit koſtſpieliger und doch nit ſo gut anzubringen geweſen ſeyn. Nach dieſem iſt die hohe Seite dem von neben drückenden pendent-Schiefe wiederſtand zu thuen gerichtet. Von dem jungen Eichenholtz will ich bei derley großen Gebäuden keinen Gebrauch machen.

Die Eiſerne Anker ſind nichts nutz.

Daß die kleine ohngefähr $2\,^1/_2$ und 3 Schuhige Anker, ſo nur vor ein höltzernes Gewölb gelegt ſind, vor ein dergleichen ſteinernes am unrechten Orte und gantz untauglich liegen, habe mehrmalen bei hoher Commiſſion angeregt, mit dieſen Worten: itz ſeind alle dieſe Anker unrecht, und gar nichts nutz gelegt, die Kirche hat unnötige Köſten, wird unnöthig mit der 3 Schuh 9 Zoll hohen weiteren Mauer beſchweret und vergeſtalltet.

Eben da hat Herr Schrantz mit daranſetzung ſeines gantzen Vermögens die Kirche in Stein zu wölben ſich feyerlichſt anheiſchig gemacht. Sohin wurde ich von einer hochlöbl. kurfürſtl. Bau-Commiſſion mit meiner Verwährung im protocoll als Baumeiſter von dieſer Kirche entlaſſen, und Herr Schrantz ſtatt meiner eingeſetzt.

Das Eiſen iſt zu ſprock.

Vermög gnädigem Geheiß von hoher Commiſſion bin ich mit J. Hoener auf den beſten Eiſenhammer gereiſt, wo dieſer wegen der Güte des Eiſens, und ich nur mit Angebung des Maaßes beſchäftigt geweſen.

Die Verkröpfungen ſind nit nach dem Original beybehalten worden.

Die Verkröpfungen ſind alle nach dem Original-Riß richtig angelegt, daß aber die Haupt-Ecken ſollen vermeintlich verſtumpft ſeyn, iſt die Urſache, um mehrere Kröpf zu vermeiden. In bloßen rauen Gemäuer all zu viele Kröpf ſo hoch hinauf zu führen, ein eichen Holtz Geſimms herum zu verkröpfen oder eine die Kirche misſtalltende puppichte Architectur anzulegen, iſt meines dafürhaltens nit allen allerdings ſchön.

Mein Original-Riß iſt bei Hoher Anweſenheit des wailand Ober-Bau-Directoris Hr. v. Ritter p. m. /: welcher gewiß noch nach vielen Jahrhunderten als ein ächter Architect muß bewundert werden:/ wohl eingeſehen und willfahret worden, dieſer beſchehenen Einſicht und Genehmigung zufolge kann ich mir nur Gerechtigkeit und Ehre verſprechen; denn in Wahrheit, alles, was unter Hoher Aufſicht des Freyherrn von Ritter Excellenz Hochſeeligen Andenkens iſt entworfen, und gebaut worden, wird keiner von weitem ohne ſich ſelbſt bloßzugeben, tadtlen können. Dieſem nach verdienet allerdings in Erwehnung gezogen zu werden; Geſetz, aber ein eingeſtandenes Falles mann brächte zur Noth ein ſteinernes Gewölb hinauf, ſo muß ich vorderſambſt deſſen Vorträglichkeiten zergliederen:

Iſt es um der Kirch Anſehen zu machen? Die Pfeiler ſind nit darzu gerichtet, die nöthige Stärke der Quaterſteinen fehlet. — Soll es die Kirch vor einem allenfallſigen Brand gewähren? Nach ſeiner erſten Vorlag iſt dieſes ein ziemlich reitzender Vorzug; ſo ich aber die Sache in etwas näher einſehe, finde ich, daß eben dieſes ſteinerne Gewölb mit eiſernen Schrauben an das Tach befeſtiget werden ſolle, woher es ſofort ſeinen Halt entlehnen muß. Sollte nun das Dach abbrennen, mithin die Haltungs-Kraft verneinet werden, ſo iſt gewiß, daß das alsdann einſtürtzen müſſende ſteinerne Gewölb nach ſeiner Laſt die ganze Kirche, ohne weiteres Unheil zu gedenken mit allen darinnen befindlichen Ornamenten, Beicht- und anderen Stühlen zerſchmettern müſſe; welch ein unverantwortentliche Arbeit und Schade? – Iſt es weniger Köſten? Der Überſchlag der deßwegen, ſchon bey hoher Commiſſion eingebracht wurde, beſaget des breiteren, daß nemblich die Anſtallten und Zurüſtungen zum ſteinwölben dem Preys eines fertig daſtehenden höltzernen Gewölbs ohngefähr gleiche. Entlich, und um dieſen Punkt gäntzlich zu erörtern; bilde ich mir dieſen eintzigen Satz: daß die Kirche ein höltzernes Gewölb trage iſt gewiß: ob ſie aber ein ſteinernes ausſtehe, iſt gleichwohlen zweifelhaft. Jetz fragt ſich, ob das zweifelhafte und ungewiſſe mit Hindanſetzung der Gewißheit vorzuziehen ſeye?

Solcher geſtalten finde ich nicht, warum Herr Schrantz dem Ober-Bau-Directori Herr v. Ritter excellens hochſeligen Andenken ſo ſchnurgerad wiederſpreche, hochwelcher ſchon bei den 3 erſteren Commiſſionen mit Zuziehung vieler verſtändigen Werkleuten aus dahieſiger Reſidenzſtadt die wohlbedachte Überlegung die Kirche in Steine zu wölben gemacht, es hat ſich aber nach rechtſchaffener Unterſuchung diesfalls nichts erprobet, und iſt bei dem mit Holtzwölben ſchlechterdings verblieben, wonach alſo auch das ganze Werk gebaut iſt.

Wäre es der Kirche in etwas nützlicher geweſen, ſo würde dieſe Frage, welche doch nit vor eben viel aufgeworfen wurde, gewiß auch zum Stande gekommen ſein, wenigſtens würde ſie wahrhaftig H. Schrantz zum beantworten nit übergeblieben ſein, welcher doch ohne Maßgabe dem weiland Ober-Baudirektor H. v. Ritter Excellenz in der Architektur noch nit handlangern darf.

Bei ſolcher nach Invention beſtehenden Kirche iſt fürwahr kein Fleiß meines Orts erſpahret geworden, indem ich ſogar, um allem, was ich allenfalls zu befürchten hatte, vorzubeugen, bei erſter Anlage das Fundament habe abſchnüren laſſen, mithin ſo auch einige Zoll von meiner Zeichnung ſollte abgewichen ſeyn, ſo kann dieſes Verſehen der Handwerksleute der Kirche weder Schaden noch einige Mißſtallt bis hieher verurſachen, wie denn dieſes ohnehin ohne meine Schuld beſchehen wäre. Übrigens iſt gewiß, daß man kein Gebäude ganz accurat finden wird, und kann dieſes mit Fug das beſte genennet werden, welches weniger als andere Fehler hat.

Die Kirche iſt 4 Schuh hoch in dem Chor, 2 Schuhe hoch von der Eingangsgaſſe über der Erde angelegt, jeder Schuh gibt 2 Staffeln, jede Staffel 6 Zoll hoch hineinzugehen, mithin zerfallet alles deswegen Vorgegebene von ſelbſten.

Daß die Kirche auf eine Zeit lang ſo tief leer iſt, kömbt daher, weilen die Krüften noch nit gefertiget

ſeyn, bey dieſer Arbeit gibt es behörigen Grund genug zum ausfüllen.

Gleich wie ich nun zuverläſſig hoffe, Eine Kurf. Hochl. Commiſſion des St. Ignatii Kirchenbau werde dieſe meine vorgeſchriebene untertänige Beantwortungen mit denen mir gemachten Einſtreuungen, jede nach ihrem innern Gehalt, hocherleuchtet einſehen, als getröſte mich auch hochdieſelbe geruhe gnädig, mich in Zukunft gegen derlei Vorgeben um da mehr zu ſchützen, als ich nicht nur mündlich ſondern auch ſchriftlich laut beylagen sub litteris A. B. & C. jedesmal in Untertänigkeit erinneret habe, was zum beſten dieſes Kirchenbau oder zu deſſen Nachteil ausſchlagen könne, Es iſt daher auch ohne mein Verſchulden ſothaner Kirchenbau, welcher ohne den gelben Neid in Zeit von vier Jahren meiſterlich würde dageſtanden haben / : als welches Gebäud nun gegen das 12[te] Jahr andauert und mir einen Schaden über 3000 fl. verurſachet : / zugleich mit mir in einen unverantwortlichen Schaden geſetzt worden. Da mir nun kein Teil der Schuld dieſes ſchon ſo lange währenden Aufenthalts zu Laſten kommen kann, um ſo weniger kann ich für fremde Fehler responsable ſeyn, noch mir ſothane in Zukunft aufgebürdet werden.

Ich habe die Gnade mit der wahrhaftigen Ehrerbietung und Ehrfurchtvollſter Hochachtung zeitlebens zu ſein

Einer Kurf. Hochlöbl. Bau-Commiſſion
unterthänig gehorſambſter
Joann Peter Jaeger Kurfürſtl.
Mayntziſcher Baurath.

Mainz den Juni 1771.

Beilage IV

Kurfürſtlich-Maynziſche Verordnung, die Errichtung einer Akademie der ſchönen Künſte in der Stadt Maynz betreffend[52]

Wir Johann Friedrich Carl, Von Gottes Gnaden des Heil. Stuhls zu Maynz etc. etc. Fügen hiermit zu wißen, demnach Wir uns bewogen geſehen, zur Emporbringung der für alle geſchickten Profeßioniſten ſo nöthigen Zeichenkunſt, und damit ſich beſonders die Jugend in Zeiten darinnen üben, und demnächſt den Nutzen davon ſchöpfen könne, denen hieſen Malern, Bildhauern, und was zu dergleichen Künſten gehörig, nach dem Beyſpiel verſchiedener Städten die Errichtung einer Akademie gnädigſt zu geſtatten; ſo haben Wir auf das uns hierüber erſtattete unterthänigſte Gutachten, ſothane Akademie mit hernach ſtehender Ordnung verſehen laßen: Erſtlich wollen Wir, daß alle in unſerer Reſidenzſtadt dahier dermalen befindliche Maler, Bildhauer, Kupferſtecher, Stuckadors und dergleichen, ſich in dieſe Akademie einverleiben und einſchreiben laßen, oder aber es ſollte ihnen nicht erlaubt ſeyn, ihre Kunſt und Profeßion ferner zu treiben, zu welchem Ende Wir die hierüber zu verfertigende namentliche Liſte innerhalb acht Tagen gewärtigen. Wer nun zweytens: von ſelbiger unſerer Bürgerſchaft bereits einverleibt iſt, ſoll zwar jährlichen zu der Akademie nichts bezahlen, jedennoch ſchuldig ſeyn, in die Zahl der Akademie ſich einſchreiben zu laßen, und wann er die Akademie ſeines Nutzens halber hernach frequentiren will, ſo hat er zu denen Unterhaltungskoſten jährlich nicht mehr als einen Gulden beyzutragen. Dahingegen drittens: alle diejenige, welche keine Bürger, und gleichwohlen ihre Profeßion treiben, ſollen alle jährlich, ſie beſuchen die Akademie oder nicht, zu derſelben Unterhaltung ſechs Gulden erlegen. Gleich wie viertens: ein hierzu eigens zu beſtimmendes Mitglied der Akademie alle jährliche Einnahme und Ausgabe getreulich zu beſorgen hat; Als ſolche auch die im Beyſein derer zwey Aelteſten zu Ende des Jahres vorhero ablegte und unterſchriebene Rechnung an uns eingeſchickt, mithin das Eingehende nicht anderſt als zum Nutzen und Beſten der Akademie, keineswegs aber ohnnötig angewendet werden. Fünftens: gegenwärtig unſere gnädigſte Verordnung ſoll nebſt denen Jahresrechnungen wohl verwahrter aufbehalten, davon auch eine Abſchrift; imgleichen die namentliche Liſte nach dem Alphabeth in dem Zimmer affizirt werden; und nachdeme ſchlüßlichen Wir denen der Akademie einverleibten Mitgliedern unſern Landesherrlichen Schutz und Protektion insbeſondere gnädigſt zugedacht, als ſolle auch zu dieſem Ende von unſerer nachgeſetzten Regierung derſelben in allen und jeden Gelegenheiten die hülfreiche Hand geboten werden. In Urkund deßen haben Wir gegenwärtige Ordnung eigenhändig unterſchrieben, und unſer geheimes Canzley-Inſiegel daran hängen laßen.

So geſchehen M a y n tz, den 23. Dezember 1757.

F r i e d r i c h C a r l Kurfürſt mppr.

Beilage V

Kurfürſtlich-Mainziſche Verordnung zur Errichtung einer öffentlichen Bau- und Zeichnungs-Academie[53]

Kurfürſtlich - Mainziſch: Hofraths - Präſident, Großhofmeiſter, Canzler, Canzley-Direktor, geheime Hof- und Regierungs-Räthe.

Unſern Gruß etc. etc. Nachdem das Bauweſen einen Hauptteil allgemeiner Nothwendigkeiten ausmachet, ſomit ein beſonderes Augenmerk und Vorſorge einer hohen Policei erforderet, um die Bauarten, ſowol in Städten als auf dem Lande, ſchicklich und nützlich auf die Zwecke der Wirthſchaft, der Bequemlichkeit, des Dauerhaften und des Angenehmen einzurichten: als haben Höchſt Ihro Kurfürſtliche Gnaden ſich gnädigſt bewogen gefunden, zu Erreichung dieſer landeserſprießlichen Abſichten, und zu mehrerer Erhebung der Baukünſte und Beförderung des Nahrungsſtandes, eine öffentliche Bau- und Zeichnungs-Academie errichten zu laſſen, damit alle, ſich den verſchiedenen Theilen der Baukunſt widmende Zunftgenoſſene, als Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, Tüncher, Schloßer, Glaſer, und Leyendecker, auch andere zu dieſen Künſten Lufttragende Perſonen, ſich darinn nach ächten und gründlichen Reglen und Methoden in einem, oder in allen Theilen, zu üben und zu befähigen, fort ſich zu

nützlichen Bürgern und rechtschaffenen Bauwerkleuten zu bilden, Gelegenheit finden

Solchemnach aber befehlen Wir:

1^mo^ Daß die hiesigen, bei vorbenannten Zünften befindlichen Gesellen und Lehrjungen, so in den Kurmainzischen Landen sich jemalen niederzulassen gedenken, die Bau-Academie (worzu der zu ebener Erde liegende Hörsaal in dem Kurfürstl. Schulhause der PP. Jesuiten noch zur Zeit bestimmet ist, und Anfangs des Julius eröffnet werden wird) fleißig besuchen, und in den bestimmten Lehrstunden ordentlich abwarten sollen, als wozu sich die ersagten Zünfte in einem Ihro Kurfürstl. Gnaden unterthänigst überreichten Memoriale bereits selbsten anheischig gemacht haben.

2^do^ Damit ein jeder diese Bauschule besuchen könne, ohne an seiner Arbeit und täglichem Verdienste Abbruch zu leiden: so sollen die mehresten Lehrstunden auf die Sonn- und Feiertage dergestalten verleget werden, daß jeden Vormittag von 8 bis 9 Uhr und des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, alle zu jeder Profession gehörige Zeichnungen und die ganze bürgerliche Baukunst gründlich darinn abgehandlet und gelehret werde;

3^tio^ Ob zwar Ihro Kurfürstliche Gnaden den zur Bauschule gnädigst ernannten Lehrer aus dem kurfürstlichen Aerario zu salariren geruhen: so sehen Wir jedoch für billig an, und befehlen, daß zu Vermehrung dessen Fleißes, und da derselbe sich mit einem jeden Bauschüler insbesondere zu beschäftigen hat, ein jeder Gesell monatlich 10 Kreutzer, ein jeder Lehrjunge aber monatlich nur 5 Kreutzer, jederzeit zum Voraus demselben verabreichen solle; wobey derselbe zugleich erkläret, diese hieraus resultierende Gelder meistens zum Nutzen der Bauschule, als zu Modeln, neuen Rissen und Büchern zu verwenden.

4^to^ Wollen Ihro Kurfürstliche Gnaden, zu Aufmunterung der Bauschüler, jährlich 4 große Schau- und Denkmünzen von verschiedenem Werthe zum Preise gnädigst aussetzen lassen, wovon, am Ende jedes Jahres, zwo diejenigen Gesellen, und zwo diejenigen Lehrjungen, empfangen sollen, welche die von ihrem Lehrer ertheilten Aufgaben durch richtige und unfehlerhafte Zeichnungen am besten werden aufgelöset und bewiesen haben

5^to^ Wie dann auch diejenigen zween Gesellen, welche die Preise erhalten haben (sie mögen Landes-Kinder oder Ausländer seyn) ohne Verfertigung einiges Meisterstückes, und diesfalls aufgehende Kösten, als Bürger und Meister, bei erreichenden Vacaturen, mit Vorbehalte näherer, jedoch unentgeltlicher Prüfung, angenommen werden sollen, und diesfalls ihnen frey bleibet, in Kurfürstlicher Residenz-Stadt sowol, als sonsten in den Landes-Städten und Orten sich niederzulassen.

6^to^ Sollen auch ihre Probzeichnungen, wodurch sie die ausgesetzten Preise erhalten haben, zu ihrem unvergeßlichen Ruhme und zur Nachahmung anderer Bauschüler in Rahmen gefasset, und in der Academie mit ihren Namen bezeichnet, aufgehänget und beibehalten werden.

7^mo^ Sollen auch diejenigen, so die Bauschule frequentiret, und sich desfalls mit Attestaten des Baulehrers legitimiren, wenn gleich selbige keine Preise empfangen haben, sich gleichwol eines Vorzuges vor jenen, so die Bauschule nicht frequentiret, zu erfreuen haben.

Schließlich befehlen Wir, daß die vorstehende Verordnung, und die darinn begriffene Errichtung der Bauschule, vom Kurfürstlichen Vicedom-Amte den hiesigen Bau-Zünften, und also auch von sämtlichen Aemtern den Zünften auf dem Lande wol bekannt gemacht werden. Und wir etc. etc.

Mainz den 3ten Junii 1769.

Fridrich Carl Freyherr von Ehrthal.

Anmerkungen

1. Salomon Kleiner, Wahrhaffte und eigentliche Abbildung der churfürstl. mayntzischen Favorita. Augsburg 1726. — Da dieses Werk selten vollständig anzutreffen ist, verweise ich auch auf die Abbildungen bei Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. Jena 1914, Band II, S. 229/30; ferner siehe auch Rheinische Chronik in Wort und Bild. Mainz 1894/95 I, Heft 1—3 (Velke, Die ehem. Favorite bei Mainz). — Jung und Schröder, Rheinische Gärten: Gärten und Schmuckplätze der Stadt Mainz. Neudamm 1898. — Wild, Loth. Frz. von Schönborn. Heidelberger Abhandlungen Heft 8. Heidelberg 1904. S. 174 f. Für den im Text abgebildeten Entwurf vgl. auch Kleiner, Tafel Nr. 4, ferner Wasserburg, Historische und architektonische Merkwürdigkeiten von Mainz, Taf. 25 und Fr. Schneider, Darstellung der Stadt Mainz Nr. 540.

2. August Grisebach, Der Garten. Eine Geschichte seiner künstlerischen Gestaltung. Leipzig 1910. S. 45.

3. Über Welschs weitere Tätigkeit siehe Karl Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, Düsseldorf 1911. Welschs Urheberschaft am Zeughaus und an dem Erthaler Hof (heute Regierungsgebäude) zu Mainz ist nicht verbürgt, aber wahrscheinlich durch die Verwandtschaft dieser Bauten mit dem benachbarten Biebricher Schloß, dessen Entwurf von seiner Hand rührt.

4. Literaturnachweise über Herwarthel in Lohmeyer, Johannes Seiz. Heidelberger Kunstgeschichtliche Abhandlungen. Heidelberg 1914. S. 13.

5. Hans Vogts, Das Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert, in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz. Band I, Mainz 1910. Dort auch ausführlichere Angaben über Schneider und Mangin. Über Ritter siehe auch Karl Lohmeyer, Die Briefe Balthasar Neumanns von seiner Pariser Studienreise, Düsseldorf 1911; ferner Döbler, Mainzer Ztschr. X (1915) S. 54 Anm. 207, und über Mangin ebenda S. 53 Anm. 175.

6. F. Döbler, Johann Anton Valentin Thoman. Mainzer Ztschr. X (1915) S. 1 ff.

7. Wofür Döbler den Nachweis zu liefern verspricht. Mainzer Ztschr. X S. 33 Anm.

8. H. Vogts a. O. S. 80 ff.

9. Als einen der bekanntesten Künstler, die als Stukkateure sich auch mit architektonischen Aufgaben befaßten, begegnen wir dem in Prag tätigen Stukkateur Donato Giuseppe Frisoni, der 1709 nach Ludwigsburg berufen worden war, um den vom Baumeister Nette begonnenen Schloßbau nach dessen Tode fortzuführen. Frisoni wurde 1715 Baumeister und zwei Jahre später zum Baudirektor ernannt; von ihm rühren die Fortsetzung der Seitenflügel und der prachtvolle Hofabschluß durch den neuen Hauptbau; des weiteren hören wir von ihm bei der Gestaltung des Marktplatzes in Ludwigsburg und als Erbauer der Klosterkirche in Weingarten; siehe Alfred Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer. Stuttgart 1882; ferner Die architektonische Auslese. Württembergische Fürstensitze. Stuttgart 1913.

10. Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer. Bd. III S. 388 (Zais).

11. Schrohe, Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte, in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz. Mainz 1912. Bd. 2, an verschiedenen Stellen, siehe Register.

12. Siehe Döbler, Mainzer Ztschr. X S. 10 ff.

13. Die gleichen Akten erwähnen ferner als im Römer tätige Stukkateure: 1730 Remola aus Mainz, „er verfertigte in der großen Rathsstuben umb den großen runden Ofen in einer Nischen, Quadratur und Gesimbs mit figuren, einseits

die Justiz, anderseits die Barmherzigkeit, oben mit zweyen Kindlein." — 1732–33 Hennicke, kurmainzischer Baumeister und Stukkator; ferner die Stukkateure Johann Peter Castelli, 1734, Michael Krüger, 1738 und Sebastian Baader, 1748—49.

14. Ausführliche Baugeschichte des Schlosses bei Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, Düsseldorf 1911. Die Akten über den Biebricher Schloßbau befinden sich im Herzoglich Nassauischen Hausarchiv zu Biebrich.

15. Luthmer, Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden I. (Rheingau) S. 71.

16. Döbler a. a. O. S. 28 ff.

17. Im Ritterschen Familienarchiv zu Kiedrich im Rheingau befindet sich eine Reihe von Entwürfen für Stuckdecken, die manche Verwandtschaft mit solchen im Osteiner Hof zeigen; wir haben in diesen Zeichnungen von Jägers Hand erste Entwürfe für diese Stuckdecken zu sehen.

18. Hierfür und für das Folgende siehe auch Zais, Mainzisches Bauwesen, in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer, Bd. III S. 391 ff. Die dort benutzten Archivalien befinden sich jetzt teils im Großh. Staatsarchiv zu Darmstadt, teils im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Den Darmstädter Akten liegen auch Zeichnungen bei, die von Jägers Hand herrühren. Es sind Entwürfe für Stuckarbeiten im kurfürstlichen Schloß. Wie weit sie ausgeführt wurden, können wir heute nicht mehr nachweisen; unter den noch erhaltenen Stukkaturen findet sich wenigstens nichts mehr dieser Art (siehe Abb. 6 u. 7).

19. Vogts a. a. O. S. 54. In den Lebenserinnerungen von M. Belli-Gontard, Frankfurt 1872 S. 179 ff., wird die Lage des Hauses beschrieben. Risbeck in seinen Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland, 1788, erzählt über seinen Aufenthalt in Geisenheim: „Nach unserer Rückkehr besichtigte ich zu Geysenheim den sehr prächtigen Pallast eines Grafen von Ostein, des reichsten Cavaliers von Mainz, der einige von einem damaligen Kurfürsten, seinem Vetter, ererbte Millionen auf Leibrente in Holland liegen hat. Das Gebäude, in modernem Geschmack, ist immer sehenswürdig; allein, der halb französische und halb englische Garten hatte ungleich mehr Reize für mich. . . . ."

20. Vgl. auch die am Ende dieses Abschnitts mitgeteilte Grabschrift Jägers; ferner Schaab, Geschichte der Stadt Mainz. Bd. I S. 416 f. Der Krahnen — es ist der sogenannte „untere", über den oberen s. Schaab a. O. S. 415 f. — stand in der Verlängerung der Karmelitergasse vor dem ehemaligen roten Tore auf dem heutigen Brückenplatze zwischen Stadthallegarten und Distriktseinnehmerei, etwa bei der Stelle, wo die elektrische Bahn nach der Brückenrampe umbiegt. Nach Schaab stand über der Eingangstüre das Chronostichon: pro CeLerI MerCatVrae eXpeDItIone = 1768. Zu Schaabs Zeiten (1840) scheint der Krahnen noch gestanden zu haben, wann er niedergelegt wurde, weiß ich nicht.

21. Die hier benutzten Akten befinden sich im städtischen Archiv zu Mainz. 22. S. Zais a. O. S. 397.

23. Den Steinmetz Dillmann begegnet man häufig in Bauakten, siehe auch Vogts, Mainzer Wohnhaus S. 76 ff. Lohmeyer, Johannes Seiz, Heidelberg 1914. S. 157 und 173.

24. Siehe auch E. Kranzbühler, Der Wormser Dom im 18. Jahrhundert. Studien aus Kunst und Geschichte. Festschrift für Friedrich Schneider. Freiburg 1906. — Kranzbühler läßt die Frage offen, ob die Seitenaltäre von Balthasar Neumann, dem Erbauer des Hochaltars, oder einem anderen Künstler herrühren. Für die Seitenaltäre hatten allerdings Neumannsche Entwürfe vorgelegen; auf diesen waren auch Seitenfiguren für diese Altäre vorgesehen.

25. Die Bauakten hierüber im Städtischen Archiv zu Frankfurt am Main; siehe auch Wolff und Jung, Die Baudenkmäler in Frankfurt. Bd. I S. 126 ff.

26. Das Kirchenarchiv von St. Ignaz zu Mainz besitzt in seltener Vollständigkeit sämtliche Bauakten. Diese sind mir nicht zugängig gewesen; mein wiederholtes Ersuchen darum wurde mir vom Bischöflichen Ordinariat ohne Angabe von Gründen abgeschlagen. Auch den vermittelnden Bemühungen des Herrn Professor Neeb gelang es nicht, Herren, die für ihre wissenschaftlichen Forschungen Einsicht in die Bauakten nehmen wollten, die Akten zugängig zu machen. Ebenso ward mir die Einsichtnahme von Plänen im Besitz des Herrn Lehramtsassessor Metzner nicht gestattet. Meine Angaben beschränken sich daher auf Neeb, Baugeschichte der Ignazkirche, in der kleinen Festschrift „Der heilige Ignatius", Mainz 1907, und auf einzelne Akten im Geheimen Staatsarchiv zu Darmstadt. — Ich halte es für geboten, hier die auf Jäger bezüglichen Daten aus Neeb zu wiederholen, da das Neebsche Buch bereits recht selten geworden ist. Wichtige Ergänzungen dazu bieten auch die Artikel Neebs im Mainzer Tagblatt, 1907, Nr. 24 und 26/27. Neuerdings veröffentlichte Ernst Neeb in der Mainzer Zeitschrift, Jahrgang VIII/IX, 1913 und 1914, eine aufgefundene Kupferstichfolge mit Darstellungen der St. Ignazkirche zu Mainz von Joh. Peter Jäger. — Wenn dereinst einmal die Bauakten von St. Ignaz einer sachverständigen und historisch geschulten Hand zugänglich sein werden — Professor Neeb, der bis jetzt allein sie eingehend durchgearbeitet hat, ist durch andere wissenschaftliche Arbeiten augenblicklich zu stark in Anspruch genommen — und auf Grund dieses offenbar reichen urkundlichen Materials eine ausführliche Baugeschichte der St. Ignazkirche geschrieben wird, dann wird auch das Bild Johann Peter Jägers, besonders nach der Seite des Persönlichen hin, sich um manchen Zug sicherlich bereichern lassen, ganz abgesehen von den anderen reichen Ergebnissen, die die Akten versprechen.

27. Die Bauleitung und das Rechnungswesen lag anfangs in den Händen des Pfarrers und des Kirchenvorstandes (der Juraten) von St. Ignaz. Hier geriet aber der Bau bald ins Stocken. Die Maurermeister legten die Arbeit nieder, ein Teil der Juraten trat von der Mitarbeit zurück, sodaß in der Sitzung vom 5. März 1762 der Pfarrer und die ihm treu gebliebenen Juraten beschließen, den Kurfürsten um die Einsetzung einer Spezialkommission zu bitten, die die ganze Bauleitung in die Hand nehmen soll. Acht Tage später ist auch schon die kurfürstliche Kommission zur Beförderung des St. Ignatii-Kirchenbaues ernannt. Ihre Sitzungsprotokolle mit den zugehörigen Urkunden bilden die wichtigste Quelle für die Geschichte des Baues.

28. Jäger erzählt in einem späteren Rechtfertigungsschreiben über seine Entlassung von der Bauleitung und der Übergabe derselben an den Baumeister Schrantz; die angezogene Stelle lautet: „Ebenda hat Herr Schrantz mit Dransetzung seines ganzen Vermögens die Kirche in Stein zu wölben sich feyerlichst anheischig gemacht. Sohin wurde ich von einer hochlöblichen kurf. Bau-Kommission mit meiner Verwahrung im Protokoll als Baumeister von dieser Kirche entlassen, und Herr Schrantz statt meiner eingesetzt." — Freundliche Mitteilung von Herrn Professor Neeb. Siehe auch Mainzer Tagblatt, 1907, Nr. 24 am Schlusse des (1.) Artikels von Neeb über die Baugeschichte von St. Ignaz und die Beilage III.

29. K. G. Bockenheimer, Die St. Christophskirche zu Mainz. Mainz 1881. S. 6.

30. Siehe Schneider, Denkschrift zur Wiederherstellung des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz. S. 19.

31. Der Bezeichnung „Akademie" begegnen wir zuerst bei der 1669 in Paris gegründeten Academie nationale de musique, einer Gesellschaft, welche die Aufführung von Musikwerken bezweckte. Es fehlt uns die Kunde über Entstehung und Verlauf dieser Akademien in Mainz; aber wir hören von einer vermutlich analogen Entwickelung am kurfürstlichen Hofe zu Mannheim (Walter, Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig 1898). 1778 bildeten sich dort die sogenannten Akademiekonzerte, ursprünglich Liebhaberkonzerte von Mitgliedern der Hofgesellschaft unter Zuziehung von Berufsmusikern; diese Konzerte zeichneten sich durch ihre Qualität aus, der Dilettantismus trat dabei immer mehr zurück. Die großen Akademien im Rittersaal des Mannheimer Schlosses gehörten zum feststehenden Programm aller Hoffestlichkeiten, sie fanden regelmäßig ein- bis zweimal wöchentlich statt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden daraus die „Musikalischen Akademien des Hoftheater-Orchesters". Eine ähnliche Rolle mochten auch die Mainzer Akademien gespielt haben. Im „Auszug aus einem Briefe, Mainz, d. 20. März 79", veröffentlicht im Deutschen Museum, Leipzig 1779, VI S. 567—72, heißt es: „. . . . . Jeden Sonnabend in den Fasten läßt der Kurfürst in einem großen, von ihm neu erbauten Saal, ein Oratorium aufführen. . . . Die Musik war von dem hiesigen Konzertmeister Kreußer. . . . Neulich war Granns Meisterstück, Der Tod Jesu, aufgeführt, so meisterhaft als ich es je gehört

hatte." Bei den Hoffeſten unter Friedrich Carl von Erthal wurde der größte Luxus entfaltet; in dem Mainzer Akademieſaale hatte auch Mozart einſt vor dem feſtlich verſammelten Hofe konzertiert.

32. Die erſte deutſche Akademie ward 1660 in Nürnberg ins Leben gerufen durch Joachim Sandrart, ihr folgte 1694 die Berliner Akademie unter Schlüter, 1705 die Akademie zu Dresden. (Über die Tätigkeit deutſcher Kunſtakademien im 18. Jahrhundert ſiehe Fiorillo, Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden. Hannover 1815—20. Bd. 4 S. 190 ff.) In Nachbarſtädten von Mainz genoß beſonders die Mannheimer Kunſtakademie einen großen Ruf, 1756 gründete Verſchaffelt die Bildhauerakademie, wo zunächſt nur nach Modellen gezeichnet wurde. Mit den Jahren wurden dann auch andere Künſte daran gepflegt. Wer aufgenommen ſein wollte, mußte ein Gemälde oder Modell abliefern, das aufbewahrt wurde. Neben dem Direktor Verſchaffelt waren Profeſſoren angeſtellt, die im Zeichnen und Modellieren unterwieſen (Beringer, Geſchichte der Mannheimer Zeichnungsakademie. Straßburg 1902. Heidelberger Diſſertation). Wie in vielen anderen Reſidenzſtädten war die Mannheimer Akademie eine rein höfiſche Einrichtung, ihre Hörer gehörten nicht den Zünften an, ſondern waren freie Künſtler. Dies mußte natürlich zu Unzuträglichkeiten führen; von den Akademien zu Köln, Leipzig und Wien hören wir, daß ſie in heftigſter Weiſe von den Zunftvorſtänden angefeindet wurden. — Anders verhielt es ſich mit der Mainzer Akademie. In der kurfürſtlichen Verordnung vom Jahre 1757 heißt es, daß alle in Mainz anſäſſigen Kunſthandwerker der Akademie angehören ſollen, und in dem neuen Erlaß des Kurfürſten Friedrich Carl von Erthal aus dem Jahre 1769 (ſ. Beilage IV) ſind die Zünfte namentlich aufgeführt, die zum Verband der Akademie gehören ſollen. Es überraſcht, daß hierbei die Stukkateure nicht genannt werden, die in anderen Städten eigene Zünfte bildeten; vermutlich waren ſie in Mainz einer anderen Zunft angegliedert. Die von Jahrhunderten überkommene Bedeutung der Zünfte war in der Mitte des 18. Jahrhunderts erſchüttert worden; die Nachteile der ſtreng gebundenen künſtleriſchen Ausbildung ſollten durch Privilegien behoben werden. Eine Mainzer Verordnung vom Jahre 1766 (Vizedomamtsprotokoll von 1766 im Mainzer Stadtarchiv) beſagt, daß wahre Künſtler in die Bürgerſchaft ſollten aufgenommen werden als freie Künſtler, „ohne an Zunft im mindeſten gebunden zu ſein". Schon 1780 ſcheinen an der Akademie arge Mißſtände eingeriſſen zu ſein; anfangs zeichnete alles, groß und klein, mit dem größten Eifer; bald meldeten ſich aber auch Auswärtige, die mit zu zeichnen begehrten und denen man für den geringen Preis von 6 bis 8 Gulden die Erlaubnis gab, in Mainz mit Frau und Kindern zu wohnen. Man bemerkte aber bald, daß die Akademie nur Vorwand dazu war und die Abſicht auf Erhaſchung des Lebensunterhaltes in der Stadt ausging; dadurch zogen ſich viele geringe Leute, Pfuſcher und dergleichen hin, ſodaß die angeſeſſenen Künſtler, hierüber aufgebracht, endlich Klage führten; es entſtand Uneinigkeit, und der Geſchmack für die Akademie erkaltete nach und nach, ſodaß niemand mehr hinkam und die Anſtalt einging. — Von dem Kurfürſten Friedrich Carl von Erthal, der ſeit 1774 den Kurſtuhl inne hatte, erwartete man die Errichtung einer neuen Akademie der Künſte, die eine erſprießlichere Tätigkeit zeitigen ſollte (Meuſel, Miscellana artistica XXV 61. Erfurt 1779—87). Dieſer Kurfürſt, der für die Herſtellung der Univerſität ſo vieles getan, pflegte ſehr tätig die Künſte an ſeinem Hofe; junge Künſtler unterſtützte er und ließ ſie reiſen, und von auswärts wurden Künſtler, Muſiker und Gelehrte an ſeinen Hof berufen.

33. G. Hager, Die Bautätigkeit im Kloſter Weſſobrunn und die Weſſobrunner Stukkatoren, im oberbayriſchen Archiv für Vaterländiſche Geſchichte, Bd. 48.

34. Heute iſt in dem Gebäude das Staatsarchiv.

35. Hertel, Engelbrecht und Wolff in Augsburg waren bekannte Verleger. Einige der deutſchen Ornamentiſten führten die franzöſiſchen Fels- und Muſchelmotive zu überſchwänglichen Formen; Franz Xaver Habermann in ſeinen Entwürfen für Konſolen, Leuchter, Ornamenten uſw. erreichte eine nicht mehr zu überbietende Unruhe der Kompoſitionen. Einer der geiſtreichſten Ornamentzeichner iſt Johann Elias Nilſon; außerordentlich graziös und leicht, wie gebrechliches Porzellan, ſind ſeine Rocailleſtücke zuſammengefügt.

36. Über die Baugeſchichte des Hauſes ſ. Döbler, Mainzer Ztſchr. X (1915) S. 10 ff. Dort auch eine Reihe von Anſichten, ſie bilden eine wertvolle Ergänzung zu dem hier Gebotenen.

37. Die in den Niſchen aufgeſtellten Statuen der Ceres und des Bacchus ſind erſt in ſpäteren Jahren angeſchafft worden, wie ſich aus den Rechnungen im Königlichen Staatsarchiv zu Koblenz ergibt.

38. Auch für weitere Abbildungen aus dem Oſteiner Hof ſei hier auf die Döblerſche Arbeit a. a. O. verwieſen.

39. Als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieſen Saal für Sammlungszwecke herrichtete, wurden alle dieſe auf den Stuckmarmor aufgelegten Rokokomuſter abgeſchlagen; der ganze Saal erhielt damals einen eintönigen weißgrauen Anſtrich (daher der bisherige Name „Weißer Saal"). Im Zuſammenhang mit den Wiederherſtellungsarbeiten am kurfürſtlichen Schloſſe wurden vor einigen Jahren auch die Wände dieſes Saales gereinigt; bei dieſer Gelegenheit traten die erwähnten Rokokoverzierungen in ihren Umriſſen auf dem Stuckmarmor meiſt ſo deutlich zu Tage, daß man danach das urſprüngliche Muſter wieder herſtellen konnte.

40. Dieſes Motiv hatte Albuzzio in der Bibliothek des Mannheimer Schloſſes 1756 angewandt; ſchon früher begegnen wir dem Palmbaum, ſogar frei modelliert von Schlüter im Königlichen Schloß zu Berlin. Auch in den Dekorationsentwürfen von Watteau kehrt er öfters wieder.

41. H. Waag („Der Bolongaropalaſt zu Höchſt", Frankfurt a. M. 1904) vermutet, daß die Stukkaturen im Bolongaropalaſt von Jäger ſein könnten. Ich ſehe in dieſen Arbeiten eine größere Ähnlichkeit zu jenem unbekannten Stukkator der Auguſtinerkirche, ſodaß ich ſie eher deſſen Hand zuweiſe. Neben dem gemeinſamen Ornament finden ſich im Bolongaropalaſt hübſche Reliefs von Porträten und Allegorien in der Stuckdekoration an Wand und Decke. Die Genreſtücke über den Türen aus ſpäterer Zeit ſind verwandt mit ähnlichen Stücken im Palais Bretzenheim zu Mannheim und im Mainzer Akademieſaal.

42. Carl Neumann in: Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart. Jubiläumsgabe der Stadt. Bd. III S. 545 ff. Mannheim 1907.

43. Der Hochaltar iſt abgebildet in Wolf und Jung: Die Baudenkmäler der Stadt Frankfurt a. M. Band I Tafel XVII. Für die vorliegende Arbeit konnte ich keine zur Wiedergabe geeignete Photographie erlangen.

44. Im Protokoll einer Kirchenviſitation von 1781 aus den Akten der Pfarrei Bingen im Dom-Archiv zu Mainz heißt es: „Der Hochaltar iſt ganz neu und ex legato ad 6535 fl. des Leonhard Wittmann von Marmor erbaut. Zur Errichtung desſelben hat Regens Wittmann ſein Haus und Güter zu Bingen legirt und wurden aus deren Verſteigerung erlöſt 6535 fl. 26 Kr. Davon erhielt laut Akkord der Steinmetz Dhielmann 4650 fl., der Bildhauer Hencke laut Akkord 1500 fl., in die Kirche wurden verwendet 367 fl. 3 Kr., für die Kirche bleiben übrig 716 fl. 13 Kr." (freundliche Mitteilung des Herrn Domkapitulars Eberhard). — Darnach war der Steinmetz Dhielmann (Dillmann) der Erbauer des Altars; in der Mainzer Kunſtgeſchichte iſt Diehlmann hinreichend bekannt, wir hörten oben ſchon (S. 9), daß er für Jägers Altäre in Worms die Steine lieferte. Hencke war Hofbildhauer in Mainz, er ſtarb 1777. Von andern Mainzer Künſtlern, die ſich als Altarbauer betätigten, kennen wir nachweislich nur den Steinmetzen J. Schrantz, der 1757 den Antoniusaltar für die Minoritenkirche in Bonn lieferte.

45. Urſprünglich ein gotiſcher Kirchenbau; dieſer wurde wegen Baufälligkeit bis auf den Turm niedergeriſſen und an deſſen Stelle ein Neubau errichtet, der 1768 vollendet wurde. Severus, Dioecesis Moguntina Tom. V, Capitula Ruralia: Monthad, Fol. 55 (Mainzer Stadtarchiv) ſchreibt hierüber: „Ecclesia vetus anno hoc 1768 dirui et ex fundamentis nova strui coepit insigni liberalitate eius qui a longo tempore usque nunc eam moderatur Parochi et in spiritualibus Archi-Episcopalis Commissarii. — Turris tamen antiqua perstitit, usque ad summum apicem ex lapide quadrato, mira et firma maltha contra pluvias obfirmata et conglutinata." Der Bau wurde, wie die Inſchrift über dem Eingang

beſagt, beſtritten aus den Mitteln, die der damalige Pfarrer Stadelmann zur Verfügung geſtellt hatte. Leider iſt nicht bekannt, wer der Erbauer dieſer Kirche geweſen iſt. Eine einfache Hallenkirche mit wenig eingeengtem Chor; der Grundriß iſt ſehr ähnlich dem der Auguſtinerkirche zu Mainz.

46. H. v. Geymüller: Die Baukunſt der Renaiſſance in Frankreich; Handbuch der Architektur, II, 6, 2, ein Buch, dem ich vielfache Belehrung verdanke.

47. Die Anlehnung an das Pariſer Vorbild — ob es Jäger aus eigener Anſchauung oder nur aus Kupferſtichen kannte, bleibt dahingeſtellt — muß im urſprünglichen Entwurfe der Faſſade noch enger geweſen ſein als dies in der Ausführung der Fall war. Wie bei St. Gervais hatte auch Jäger in ſeiner Faſſade ſeitliche Eingänge vorgeſehen (ſ. o. S. 27). Aber ſchon in einer der erſten Sitzungen der Baukommiſſion (26. Juni 1762) wird deren Wegfall gebilligt, an ihre Stelle traten dann offenbar die beiden Niſchen (ſ. Neeb, Baugeſchichte S. 40 f.).

48. Die Gemälde an der Decke, von Joh. Bapt. Enderle aus Donauwörth, ſtellen Szenen aus dem Leben des Schutzpatrons der Kirche, des hl. Ignatius, Biſchofs von Antiochia, dar. Wegen der Bildhauerarbeiten an der Faſſade war 1765 mit Jakob Juncker ein Akkord gemacht worden; von ſeiner Hand rühren das Abendmahl über dem Portal, die kleinen Engelsköpfe über den Niſchen, die Kapitelle ſowie die Urnen und die Wolken am Kreuz her. Letzteres iſt aus Eichenholz und mit Kupfer beſchlagen. Die vier großen Niſchenfiguren, Maria Immaculata, der gute Hirt, Erzengel Michael und Johannes der Täufer, fanden erſt 1790 dort Aufſtellung; ſie ſtammen aus dem 1781 aufgehobenen Karthäuſerkloſter. Über dem Portal ſteht eine prachtvolle Statue des hl. Ignatius, errichtet 1772. Das noch vorhandene Modell hierzu ſtammt aus dem Nachlaß des Bildhauers Sebaſtian Pfaff, der 1747 geboren wurde; indeß iſt kaum anzunehmen, daß dieſes reife Werk des Rokoko von der Hand des jungen und bald ganz klaſſiziſtiſch tätigen Künſtlers geſchaffen wurde.

49. Im Pfarrarchiv von St. Ignaz befinden ſich drei Entwürfe vom Jahre 1780, der eine von dem Architekten Charles Mangin, der zweite von dem Landbaumeiſter Süß und der dritte von dem Steinmetzen Steinem, worüber das Nähere bei Neeb, Baugeſchichte von St. Ignaz S. 53 ff.

50. Nach Schaab II S. 240 (darnach Vogts S. 55) eine Arbeit des Hofſtukkateurs Andreas Hencke (Henckel).

51. Die Abſchrift der hier vorliegenden Urkunde ſtellte mir Herr Profeſſor Neeb zur Verfügung. Der Tag iſt im Datum nicht ausgefüllt.

52. Meuſel, Miscell. art. Inh. Heft 22.

53. Mainzer Stadtarchiv, Sammlung der kurf. mainziſchen Verordnungen, 3. Sammlung Nr. 336.

II.

Zur Geschichte der Kanzel in St. Emmeran zu Mainz

von O. Schmitt

IN den ſechziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde die Emmeranskirche zu Mainz nicht nur gründlich wiederhergeſtellt, ſondern auch faſt ganz neu ausgeſtattet. Aus dieſer Zeit ſtammen die Beichtſtühle, das Chorgeſtühl, die Windfänge an den Türen und die Türen ſelbſt, ſchließlich auch die prachtvolle Kanzel, die zu den ſchönſten ihrer Art gehört. Wer die letztere entworfen und ihre architektoniſchen und ornamentalen Teile ausgeführt hat, wiſſen wir nicht, dagegen gibt über den Meiſter des figürlichen Schmuckes ein Vertrag Auskunft, deſſen Original ſich im Pfarrarchiv befindet und mit gütiger Erlaubnis des Herrn Pfarrers Booß hier wörtlich abgedruckt wird. Er lautet:

Kundt und zu wißen ſeye hiermit jedermänniglichen: daß, demnach zwar der hh. Stadt hauptmann und Bau Meiſter fabricae ad Stum Emeranum J. G. Wenglein mit hießigen Burger und Bildthauer Nicolaus Bindtriemen wegen der zu der neuen Cantzel in bemelter Kirche gehörige Bildthauer Arbeit einen accord getroffen, letzterer auch die Arbeith völlig verfertigter zu St. Bartholomaei zu lieferen verſprochen hatte, dießer aber ſein Verſprechen zu halten außer Stande geweſen, mithin von dem getroffenen accordt abgeſtanden, und einem andern die arbeit zu verdingen die Erlaubnuß gegeben; dem zufolge heute zu Ende geſetztem Dato der hh. Bau Meiſter einen neuen accord und contract mit dem hießigen Burger und Bildhauer Henrico Jung folgender geſtalten geſchloßen, und getroffen nemlichen

Erſtlich übernimmt bemelter hh. Henrich Jung die an der neuen Cantzel zu verfertigende Bildhauerarbeith alß die 4 Evangeliſten, 4 Tugendt Kinder, heiligen Geiſt und Gewölke in Summa alle Bildthauerarbeith nach dem Riß und Model herzu ſtellen und zwar von dato biß Michaeli.

Wohingegen Zweytens der hh. Bau Meiſter Nahmens Ihrer Hochgräfl. Excellentz verwittibten Frau Gräfin Von Ohſtein dem bemelten hhn. Jung für die ſambtlichen Riß und Modelmäßig auch authentiſch gute Arbeith 130 fl. zu geben und zwar ſogleich 30 fl. nach halb verfertigter Arbeith aber 50 fl. und dan nach gantz geſtelter Arbeith die übrige 50 fl. baar außzuzahlen verſpricht.

Deme allem zu wahrer Urkunde und ſtäter Veſthaltung haben beyde Theile dieſen wohlbedächtlich getroffenen Contract eigenhändig unterſchrieben.

So geſchehen Mayntz den 1ten Jun. 1761.

J. B. Wenglein p. t. baumeiſter Henrich Jung Bildhauer
ad Stum Emeranum auf hoch.
befehl ihro Hochgr. Excellenz
frau Gräffin von ohſtein.

Es folgen dann noch einige Quittungen und die Nachricht, daß auch noch ein Kruzifix für die Kanzel zum Preiſe von 5 Gulden 30 Kreuzer angefertigt wurde.

Nikolaus Bindtriemen iſt der Bildhauer Binterim, von dem ſich einige Statuen an der Faſſade der Ignazkirche befinden (ſ. Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe S. 89, 90). Heinrich Jung war ſeither nur als Schöpfer des Oſteingrabmals von 1764 im Mainzer Dom bekannt. Nunmehr iſt ihm auch der geſamte Skulpturenſchmuck der Kanzel von St. Emmeran als geſichertes Werk zuzuweiſen. Übrigens erkennt man des Künſtlers Hand leicht wieder, wenn man die oben am Grabmal thronende Figur mit einem der Evangeliſten an der Kanzel (etwa demjenigen ganz links) vergleicht.

III.

Zur Geschichte der heutigen Chorbühnen und des ehemaligen Lettners im Westchor des Mainzer Domes

von E. Neeb

DIE Frage nach dem Aufbaue und nach der Ausſtattung des einſtigen Weſtlettners, d. h. des aus dem Mittelalter ſtammenden urſprünglichen Abſchluſſes des Weſtchores im Mainzer Dome, beſchäftigt ſchon ſeit einigen Jahren eingehend die kunſtgeſchichtliche Forſchung. Hier hat die ſtilkritiſch vergleichende Betrachtung einiger noch im und am Dome vorhandener, ihrer urſprünglichen Herkunft nach aber bisher unbeſtimmter Reſte von Skulpturen und Architekturteilen zu ganz neuen Ergebniſſen geführt. Das eine oder andere der auf dieſem Wege erzielten Ergebniſſe erhält durch die im folgenden aus den Protokollen des Mainzer Domkapitels mitgeteilten archivaliſchen Nachrichten über die Entſtehungsgeſchichte der heutigen ſeitlichen Chorbühnen im Weſtchore, wenn auch nicht die volle Beſtätigung, ſo doch eine weſentliche Stütze ſeiner Wahrſcheinlichkeit.[1]

Auf die ganze Frage der Rekonſtruktion des Weſtlettners, die beſonders durch die Heranziehung des Naumburger Lettners weſentlich gefördert wurde, kann hier nicht näher eingegangen werden; ich verweiſe hierfür auf die ausführlichen Darlegungen Noacks über mittelrheiniſche Lettner des 13. Jahrhunderts im dritten Berichte des deutſchen Vereins für Kunſtwiſſenſchaft über die Arbeiten an den Denkmälern deutſcher Kunſt S. 130 ff. Im Anſchluſſe daran hat Kautzſch im demnächſt erſcheinenden Bande des heſſiſchen Kunſtdenkmälerwerks, Kreis Mainz II 1, Der Dom zu Mainz, S. 147 ff.,[2] die Frage weiter behandelt; an beiden Stellen findet man auch die frühere Literatur verzeichnet.

Über den Lettner, der einſt den Oſtchor des Domes abſchloß, ſind wir ſchon länger unterrichtet geweſen, Reſte von ihm kamen bei den Wiederherſtellungsarbeiten am Oſtbau in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Vorſchein; auch hierüber handeln zuletzt Noack und Kautzſch a. a. O.

Daß auch der Weſtchor einſt ſeinen Lettner gehabt haben muß, war mit Sicherheit anzunehmen, auch wird er im Teſtamente Albrechts von Brandenburg ausdrücklich erwähnt (Albrecht ſtiftet hier zwei Teppiche „an den lettner in den hohen chor". Redlich, Card. Albr. v. Brandenburg S. 168*); über deſſen Entſtehungszeit, ſeine Lage und Ausſehen war man aber bisher im ungewiſſen. Schon die allmähliche Entdeckung der Reſte dieſes Weſtlettners bildet für ſich einen recht feſſelnden Abſchnitt.

Zuerſt war es Fr. Schneider, der in ſeinem Werk über den Mainzer Dom (Sp. 41 Anm. 1) darauf hinwies, daß die beiden Treppentürmchen, die zu den heutigen Chorbühnen am Weſtchore hinaufführen, Beſtandteile älterer Chorſchranken ſein müßten. Dieſe Chorſchranken — von einem eigentlichen Lettner aus frühgotiſcher Zeit ſpricht Schneider noch nicht — ſeien dann den neuen Anlagen dieſer Chorbühnen zum Opfer gefallen, nur die alten Treppentürmchen hätte man abgelegt und an ihrer jetzigen Stelle wieder verwendet. Dann war es Kautzſch, der ſie als Beſtandteile des eigentlichen Weſtlettners, der den Weſtchor nach dem Mittelſchiff hin abſchloß, in Anſpruch nahm, und zwar auf Grund des Naumburger Lettners, wo ebenfalls ſolche Stiegentürmchen angebracht ſind.

Einen weiteren Beſtandteil entdeckte man dann in den beiden Bruchſtücken aus einer Darſtellung des jüngſten Gerichtes, die jetzt, verkehrt zuſammengeſetzt, im Kreuzgang des Mainzer Domes aufgeſtellt ſind. Eine alte Überlieferung läßt die Stücke aus St. Alban in den Garten des Kapuzinerkloſters kommen; von hier wurden ſie in den Kreuzgang des Domes verbracht. Bekanntlich hatten dieſe Reliefs früher eine merkwürdige Deutung über ſich ergehen laſſen müſſen, von der heute noch die Unterſchrift im Kreuzgang Kenntnis gibt. Schon Fr. Schneider erkannte in ihnen je eine Gruppe von Seligen und Verdammten aus einem jüngſten Gerichte, Vöge und Stix wieſen ſie dann einem Lettner zu, und zwar Stix dem der St. Albanskirche, wozu ihn die alte Überlieferung von der Herkunft der Stücke aus St. Alban veranlaßte. Dehio und nach ihm Noack nahmen dann die Stücke als Teile des Weſtlettners im Dome in Anſpruch, und ebenſo Kautzſch in ſeiner Beſprechung des Weſtlettners im Dombande des Kunſtdenkmälerwerks, wo er auch eine Rekonſtruktion nach dem Muſter des Naumburger Lettners verſucht (ſie iſt auch wiedergegeben in der Mzr. Ztſchr. X S. 124). Dort weiſt Kautzſch auch auf eine andere alte Überlieferung hin, wonach das Relief nicht aus St. Alban, ſondern aus dem Kreuzgang der Liebfrauenkirche in den Garten der Kapuziner gekommen ſein könnte. Nimmt man noch weiter eine Notiz hinzu, wonach die Kapuziner ſich im Jahre 1621 zum Baue ihres Kloſters Steine von St. Alban holen dürfen (ſ. Neeb, Mzr. Ztſchr. III S. 87), ſo laſſen die Nachrichten über die Herkunft dieſer Stücke an verwirrender Mannigfaltigkeit nichts zu wünſchen übrig.

Mit dieſen beiden Bruchſtücken von Gruppen Seliger und Verdammter brachte dann zuerſt Stix die Deeſis, d. i. die Darſtellung: Chriſtus als Weltrichter zwiſchen Maria und Johannes, im Tympanon des Südoſtportals des Domes in Verbindung, und zwar als Mittelſtück, an das ſich rechts und links je die Seligen und Verdammten anſchloſſen. Noack und Kautzſch ſetzten dann im entſprechenden Sinne dieſes Stück in ihre Rekonſtruktion des Weſtlettners. Daß die Deeſis im Tympanon des Südoſtportals ſich nicht an ihrem urſprünglichen Platze befindet, ſondern erſt ſpäter hier eingeſetzt wurde, iſt

unzweifelhaft, nur fehlen uns Nachrichten darüber, wann dies geſchehen iſt; es könnte nicht lange nach der Niederlegung des Weſtlettners, alſo bald nach 1682 geſchehen ſein, jedenfalls befindet ſich das Stück ſchon über hundert Jahre an ſeinem jetzigen Platze. Auch in der ganzen Deeſisfrage ſei auf die Arbeiten von Stix, Noack und Kautzſch verwieſen, beſonders die Begründung Noacks für die Zuſammengehörigkeit des Stückes mit den beiden Bruchſtücken von Seligen und Verdammten iſt ſehr ſcharfſinnig und anſprechend.

Zuletzt hat nun Kautzſch im Dombande des Kunſtdenkmälerwerks S. 152 f. dem Weſtlettner noch einige Stücke zugewieſen, von denen wir nur durch die archivaliſche Überlieferung Kunde haben. Von einem davon können wir uns aber mit Hilfe eines ähnlichen Stückes, das heute noch als Schlußſtein am Chorgewölbe der Emmeranskirche vorhanden iſt, ein Bild machen (Abb. 1). Bourdon bemerkt in ſeinem bis jetzt nur handſchriftlich in einer Reihe von Abſchriften vorliegenden Werke:[3] Epitaphia in ecclesia metropolitana Moguntina (1727) am Schluſſe ſeiner Beſchreibung des Weſtchors (den er offenbar bei ſeinem Rundgange durch einen Ausgang nach dem Mittelſchiff hin verläßt):[4] olim in vestibulo et exitu chori supra in fornice visebatur statura humana brachiis pedibusque im modum crucis extenta et satis antiqua tenens in manu dextra... uſw. „Olim“ kann ſich hier nur auf eine Zeit beziehen, in der der alte Lettner noch nicht durch den neuen Abſchluß vom Jahre 1682 erſetzt war, worüber des näheren weiter unten. Vestibulum und exitus (d. h. hier Vorbau und Ausgang) müſſen zuſammengefallen ſein, durch den Vorbau verließ man den hohen Chor. Dieſer Vorbau muß ein Gewölbe gehabt haben, worauf zunächſt ſchon fornix hinweiſt. Daß die Figur in modum crucis extenta war, d. h. Arme und Beine nach Art eines Andreaskreuzes ausſtreckte, läßt weiter darauf ſchließen, daß wir es hier mit dem Schlußſteine eines Kreuzgewölbes zu tun haben. Bourdon bemerkt weiter, daß die Figur in den Händen und unter den Füßen je das Sinnbild einer der vier Kardinaltugenden gehabt habe, alſo genau ſo, wie wir es auf dem Schlußſteine im Chore der Emmeranskirche ſehen, wodurch unſere Annahme eine weitere Stütze erhält. Vor den eigentlichen Abſchluß — die Lettnerwand — ſetzte ſich alſo ein Vorbau mit einem Kreuzgewölbe. Ferner war am Lettner noch angebracht ein Standbild der Synagoge, dem wohl als Gegenſtück eine Ecclesia entſprochen haben wird (ſ. Kautzſch a. a. O.).

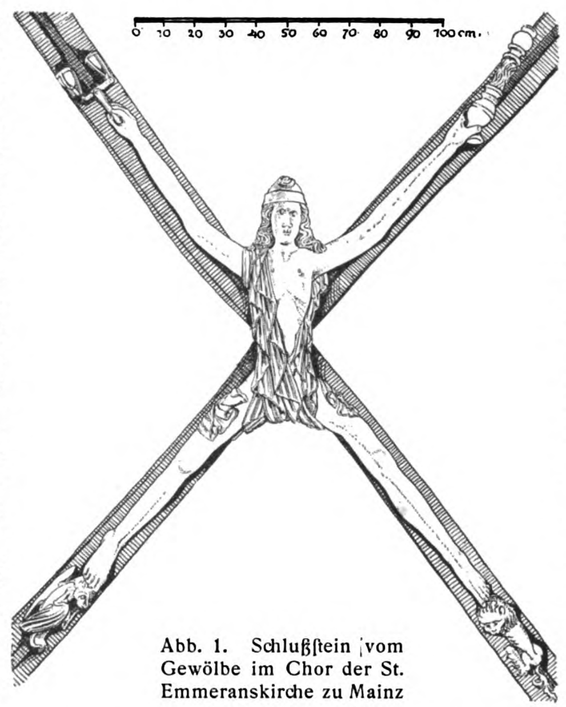


Abb. 1. Schlußſtein vom Gewölbe im Chor der St. Emmeranskirche zu Mainz

Dieſer Weſtlettner ſchloß zwiſchen den beiden öſtlichen der Vierungspfeiler*) den hohen Chor gegen das Mittelſchiff hin ab. Nach den Querhausflügeln hin geſchah dies durch Schranken, an deren nördlicher ſieben Biſchofsſtatuen angebracht waren, wie ſich dies aus Bourdon ergibt (ſ. Kautzſch a. a. O.). Auf dieſe Figuren werden wir ſpäter noch einmal zurückkommen.

Im Laufe der Zeit nun muß unſer Weſtlettner oder wenigſtens ſein Vorbau — es wird von einem „ganz anderen Portal“ geſprochen — baufällig geworden ſein. In der Sitzung des Domkapitels vom 25. Mai 1680 wird nämlich berichtet,[5] der Bildhauermeiſter Arnold (gemeint iſt wohl Arnold Harniſch)[6] ſei mit den neuen marmelinen Säulen unter das Toxal[7] des hohen Chores fertig. Das Gerüſt, wie zu ſehen, auch bereits darunter (unter das Toxal) gemacht. Es ſei aber nunmehr ein Vorſchlag, ein g a n z a n d e r e s P o r t a l, entweder in Marmor oder in Stein, dahin zu machen. Darüber der Abriß vorgezeigt, auch zu der Kirche Decor zu ſein zwar dafür gehalten, weil aber beim Fabrikamt diesmal keine Mittel, gleichwohl andere unvermeidliche Baumängel fürchtend, ſo iſt diesmal obermelte Säule unterziehen zu laſſen beſchloſſen worden. Am 1. Juni 1680 ſind der Steinmetzmeiſter C l e m e n s H i n k[8] und der Maurer Veit Schneider im Kapitel zugegen. Sie berichten, die unter des hohen Chores Lettner gemachten marmornen Säulen ſeien viel zu ſchwach, maßen ſelbige in der Höhe und den Maßen nicht ſtimmen. Man könne zwar abhelfen, aber das werde bei den Fremden, die die Architektur verſtehen, „ſchimpflich fallen“. — Es folgen dann verſchiedene Vorſchläge für die Abänderung. — Zuletzt beſchließt man, d e n L e t t n e r g a n z a b z u h e b e n, weil ſelbiger ohnedem hin und wieder geriſſen, und nur die i n n e r e M a u e r ſtehen zu laſſen, damit der hohe Chor verſchloſſen bleibe, und „mit der Zeit ein Geſims von Marmor oder Sandſtein mit metallenen Säulen dafür machen zu laſſen, wozu in Vorſchlag kommen, das Geld für die ausſtändigen Chorkappen[9] bei meinen gnädigen Herrn Prälaten zu verwenden, inmaßen gnädiger Herr Domdechant für ſeine ſchuldigen zwei Chorkappen hierzu 500 Reichstaler offeriert hat.“

*) Wir gehen hier und im folgenden von der Annahme aus, daß der alte Weſtlettner zwiſchen den beiden ö ſ t l i c h e n Vierungspfeilern lag. Es ſoll hier aber ſchon bemerkt werden, daß man den Weſtlettner auch zwiſchen den beiden w e ſ t l i c h e n Vierungspfeilern ſuchen könnte, er alſo den eigentlichen Weſtchor abſchloß. Dieſe Frage ſoll in einem anderen Zuſammenhange erörtert werden.

Die Säulen, die neu eingeſetzt werden ſollen, müſſen eine größere Laſt tragen, da ausdrücklich bemerkt wird, daß die gelieferten zu ſchwach ſeien, ferner iſt, um ſie einziehen zu können, unter den Lettner ein Gerüſt gemacht worden. Das alles iſt aber am leichteſten verſtändlich, wenn man annimmt, daß die Säulen freiſtanden und beſtimmt waren, ein Gewölbe zu tragen. Ziehen wir nun noch Bourdons vestibulum heran, von dem wir oben angenommen hatten, daß es von einem Kreuzgewölbe überdeckt war, beachten wir ferner, daß zunächſt beim Abbruch des alten Lettners die innere Mauer — weil ſie den Chor abſchließt — ſtehen bleiben ſoll, ſo liegt die Vermutung nahe, daß wir ähnlich wie beim Mainzer Oſtlettner auch beim Weſtlettner an einen ſchmalen gewölbten Einbau zu denken haben, der ſich vor eine maſſive, nur in der Mitte geöffnete Rückwand legte; er beſtand aus einer Reihe von Jochen, die nach dem Mittelſchiff hin auf Säulen ruhten. Einige von dieſen Säulen waren im Laufe der Zeit ſchadhaft geworden und ſollten nun im Jahre 1680 erſetzt werden. Das mittlere Joch (Bourdons vestibulum et exitus) ſprang aus der Flucht der übrigen etwas vor. An ſeinen Außenpfeilern könnten, wie Kautzſch vermutet, die Standbilder der Synagoge und Ecclesia angebracht geweſen ſein. Über dieſen gewölbten Lettnereinbau zog ſich ein ſchmaler, galerie- oder altanartiger Gang hin; zu ihm gelangte man durch die beiden auf der Innen-(Chor-)ſeite ſtehenden Treppentürmchen, die Kautzſch als Beſtandteile des Weſtlettners an dieſer Stelle in Anſpruch nimmt, und deren Werkſtücke dann ſpäter (1683) an den Außenſeiten der beiden Chorbühnen wieder verwendet wurden.

Für den neuen Abſchluß des Weſtchores nach dem Mittelſchiff hin wird bereits am 17. Juni 1680 dem Kapitel von dem Domdechanten Joh. Wilh. Wolf Dieter v. Metternich zur Gracht ein Entwurf vorgelegt. Dieſen „Riß über das fürhabende neue Toxal am hohen Chor" hatte Meiſter Clemens Hink, Steinmetz, verfertigt; er forderte dafür von Sandſtein zu machen ſamt den Steinen 1530 Reichstaler ohne die meſſingenen Säulen, ſo darein kommen, darzu auch bei 10 Centner Meſſing erfordert würden, davon jeder auf 15—16 Reichstaler komme, und fordere der Glockengießer vom Pfund zu arbeiten 10 Albus; ſtünde alſo dahin, ob man damit fortfahren oder noch zuwarten wollte, bis Ihre kurf. Gnaden[10] wieder hierher kommen, ſelbiger möchte ſich vielleicht zu einem erklecklichen Zuſchuß reſolvieren, und alsdann das Werk gar von Marmor gemacht werden könne. Es wird nun beſchloſſen, das Werk von Sandſtein und damit gleich den Anfang machen zu laſſen, dadurch werde viel Zeit gewonnen und merkliche Koſten geſpart. Wenn der Kurfürſt ſich zu einem „Beiſchuß" verſtehen wolle, ſo könne er den hohen Altar unter der Kuppel des hohen Chores transferien und ſelbigen auf die Art wie Romae ad S. Petrum einrichten laſſen. Placuit igitur, dem Steinmetzen 1000 Reichstaler zu bieten und hiernach mit demſelben oder einem anderen zu handeln. Die Stühle — gemeint iſt das Chorgeſtühl[11] — hält man noch für gut, und wären alſo ſelbige nur zu transferieren.

In der hier vorgelegten Form ſcheint aber dieſer Riß nicht zur Ausführung gekommen zu ſein. Die Sache ruht zunächſt beinahe acht Monate lang. Eigentümlich iſt, daß das Domkapitel den Kurfürſten in der Doxalfrage, wenigſtens was den Zuſchuß betrifft, ganz ausſchalten will, man mochte befürchten, daß der hohe Herr zu koſtſpielige Anſprüche ſtelle. Dafür ſoll er den Hochaltar unter die Kuppel rücken laſſen; dieſer ſtand alſo damals noch weiter weſtwärts im eigentlichen Chore. Über den urſprünglichen und die ſpäteren Standorte des Hochaltars im Weſtchor ſ. Anhang.

In der Sitzung vom 10. Februar 1681 zeigt der Domdechant „einen neuen Riß des fürhabenden neuen Toxals am hohen Chor" vor, der auch erſt dem Kurfürſten gezeigt werden ſoll, und in dem Protokoll der Sitzung vom 19. März 1681 heißt es wieder „der Domdekan zeigt auch für einen neuen Riß über das fürhabende neue Toxal am hohen Chor und die Transferierung des hohen Altars, wobei allerhand difficultates." Beſchloſſen wird nun, den Hochaltar und Chor in ſeinem Zuſtande zu laſſen (ſ. oben), an das Doxal aber ſoll „eine neue faciata nach dem jüngſt vorgezeigten Riſſe" gemacht werden. Ob nun der in den beiden letzten Sitzungen vorgezeigte Riß für das Doxal ein und derſelbe war, läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden, jedenfalls war bei dem zweiten Riſſe vom 19. März 1681 auch die Verſetzung des Hochaltars vorgeſehen, und das mag auf Veranlaſſung des Kurfürſten geſchehen ſein; ihm ſollte ja der Riß vom 10. Februar vorgezeigt werden, auch hatte man dieſem ſchon im vorhergehenden Jahre (ſ. oben) dieſe „Transferierung" des hohen Altars nahegelegt. Wie ſich nun aus den folgenden Sitzungsprotokollen ergibt, gelangte der am 19. März vorgelegte Riß für das Toxal zur Ausführung. Hier iſt nun die Rede von einer neuen Faſſade, die an das Toxal gemacht werden ſoll. Mit „Toxal" kann hier nur der alte Lettner gemeint ſein, deſſen Hinterwand, wie wir oben ſchon geſehen haben, zunächſt zur Sicherheit des Chores ſtehen bleiben ſoll. Bei der neuen „Faſſade" kann es ſich alſo nur um einen wandartigen Bau ohne Tiefe handeln, der zwiſchen die beiden Vierungspfeiler unter den Triumphbogen zu ſtehen kommen ſollte und ſich rechts und links an die hier vorgelagerten Halbſäulen anſchloß (ſ. unten).

Ehe wir auf die Grundrißgeſtaltung und den Aufbau dieſes neuen Chorabſchluſſes nach dem Mittelſchiff hin näher eingehen, wollen wir erſt ſeine Baugeſchichte und zugleich das Schickſal des alten Lettners weiter verfolgen. Zehn Tage ſpäter, am 29. März 1681, teilt der Domdekan mit, daß Meiſter Clemens Hink für die fürhabende neue sfacciata im hohen Chor 1000 Reichstaler nebſt einigen Malter Korn und etwas Wein gefordert habe. Weil dies aber etwas viel geſchienen, ſo hätte man „den Steinmetzen zu Miltenberg" darüber vernehmen laſſen, der hätte ſich auf 900 Reichstaler erklärt. Weil aber Meiſter Clemens die Mühe mit den Riſſen gehabt, ſo wollte vermeinen, daß demſelben 1000 Reichstaler, 6 Malter Korn und 2 Ohm Wein zu geben wären. Conclusum: fiat! zum Überfluß könnte gleichwohl auch Meiſter Hans Borel[12] darüber vernommen werden.

Nunmehr muß auch bald mit dem Abbruch des alten Lettners begonnen worden ſein, denn am 2. Auguſt 1681 wird im Kapitel bewilligt: „von den am Toxal im Dhomb abgehobenen Bildern und Steinen iſt

dem Stifte ad St. Albanum das Beſte zu einer Communikantenbank und ſonſten in die neue Kapelle, das Übrige aber Meiſter Clemens Steinmetʒ, ſoviel er von Nöten haben wird, zu dem neuen Toxal abfolgen zu laſſen.“ Es kommen alſo figürliche Darſtellungen vom alten Lettner an St. Alban, damit kommt nun auch in die Überlieferung von der Herkunft des jüngſten Gerichtes im Domkreuzgang Klarheit: die abgehobenen Bilder kommen in die neue Kapelle des Albansſtiftes. Von der alten St. Albanskirche mitſamt ihrem mächtigen gotiſchen Chore ſtand damals kein Stein mehr über dem Boden.[13] Wohl aber hatte im Jahre 1684 der Stiftspropſt von St. Alban, Chriſt. Rudolf v. Stadion, auf dem Albansberge an der Stelle, wo einſt der Altar der alten Kirche geſtanden hatte, eine kleine Kapelle errichten laſſen, die nach der Darſtellung auf einem alten Stiftskalender in der Mzr. Ztſchr. III S. 87 abgebildet iſt; ſie ging erſt bei der Belagerung im Jahre 1793 zugrunde. Aus dieſer Kapelle, nicht aber aus der Albanskirche, mögen dann die Bruchſtücke auf irgendeinem Wege in den Garten der Kapuziner gekommen ſein. Man ging alſo beim Abbruche des alten Lettners nicht pietätlos mit deſſen figürlichen Schmuck um. Auch den merkwürdigen Schlußſtein und ebenſo „Biſchofsſtatuen“ von einem der ſeitlichen Chorabſchlüſſe hob man auf oder ſuchte ſie an anderer Stelle zu verwenden. So können auch Platten vom jüngſten Gerichte in den Kreuzgang des Liebfrauenſtiftes gekommen ſein, die beiden heute noch erhaltenen Platten mit der Darſtellung der Seligen und Verdammten werden nicht die einzigen am alten Lettner geweſen ſein (darauf weiſt ſchon ihre ungleiche Länge hin), es müſſen ſich rechts und links noch weitere angeſchloſſen haben (ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 150). Die Platten ſind 90 cm hoch, eignen ſich alſo recht gut als Schmuck einer Kommunionbank. Gerade dieſer Umſtand mag den Dompropſt v. Stadion bewogen haben, ſich einige davon, d. h. „von den am Toxal abgehobenen Bildern“, für ſeine neue Kapelle auszubitten. Was übrig blieb, mag dann irgendwie in den Kreuzgang der Liebfrauenkirche gekommen ſein.

Am 10. April 1682 berichtet das Domkapitelsprotokoll, daß „das neue Toxal im hohen Chore faſt fertig“ ſei und „die facciata des Toxals auf vorermeldet Conzept gerichtet“ (womit doch nur der in den Sitʒungen vom März 1681 vorgezeigte Riß gemeint ſein kann), „derentwegen dem Meiſter Clemens Hink noch 300 fl. 1 Ohm Wein und etliche Malter Korn weiter zu geben . . .“

Aber auch die alten Chorſchranken, die die Weſtvierung nach den Querſchiffarmen hin abſchloſſen, ſollten nun fallen, ſie werden ebenfalls dem Geſchmacke der Zeit, der nach offenen, weiten Durchblicken verlangte, nicht mehr zugeſagt haben; auch mochte man in der Architektur den Gegenſatʒ zwiſchen dem neuen Barockeinbau nach dem Mittelſchiffe hin und den doch wohl frühgotiſchen Formen der ſeitlichen Schranken als ſtörend empfunden haben.

Im Laufe des Sommers 1681, zwiſchen März und Auguſt, muß der alte Lettner am Mittelſchiffe abgehoben worden ſein, im Herbſte 1681 oder, was wahrſcheinlicher, gleich mit Beginn des Frühjahres 1682 wird man mit dem neuen Einbau begonnen haben, ſodaß er am 10. April als „faſt fertig“ gemeldet werden konnte. Für das Jahr 1683 muß man den Bau des ſeitlichen Abſchluſſes vorgeſehen haben. Am 2. Dezember 1682 zeigt in der Sitʒung der Domdechant ein Modell in Holz vor, wie beide Flügel im hohen Chore, oder beide latera gemacht werden könnten, wofür der Steinmetʒ allein 2200 Reichstaler für Stein und ſeine Arbeit fordere. Conclusum: Mit der Veränderung des hohen Chores ſei der Anfang gemacht, und man ſolle auf ſolche Weiſe zierlich das Werk fortführen. Weil aber keine Mittel weder bei der Fabrik noch auf dem Depoſitariatamt, ſo ſolle kurf. Gnaden der überaus große Ausſtand an Penſionen capituli bei der kurf. Kammer remonſtriert und gebeten werden . . ., daß wenigſtens die laufenden Zinſen zu ſolchem Ende (Zwecke) möchten beſtellt werden.[14]

Noch einmal exhibiert der Domdekan in der Sitʒung vom 18. Februar 1683 ein Modell in Holz (wohl dasſelbe wie das in der Sitʒung vom 2. Dezember 1682 gezeigte), wie die beiden Nebenſeiten im hohen Chore machen zu laſſen in Vorſchlag ſei. Wäre aber ein Bedenken, ob man ſelbige versus ecclesiam (d. h. alſo hier nach den Querhausflügeln hin) offen laſſen oder zumachen ſollte; jenes wäre mehr pro decora und der Architektur gemäßer, dieſes aber für den Prieſter am Altar bequemlicher (alſo könnte damals ſchon der Hochaltar unter die Kuppel gerückt geweſen ſein). Im Beſchluſſe heißt es nun: die erforderlichen Mittel mangeln, maßen der Steinmetʒ bei jeder Seite 1100 Reichstaler fordert; aber es ſei auch ſchimpflich, das Werk alſo ſtehen zu laſſen. Endlich wird es für gut geachtet, das Werk gleichwohl dergeſtalt offen ſtehen zu laſſen, daß es mit eiſernen „Traljen“,[15] auch mit eichenen Läden, welche mit roter Steinfarbe angeſtrichen werden könnten, verſehen werde. Dieſe Läden könnten ordinari (für gewöhnlich) zugehalten werden, bei hoher Feſtivität aber pro concursu populi[16] eröffnet werden. Auch käme in Vorſchlag, ob Eminentissimus dominus, d. h. der Kurfürſt, zu erbitten ſei, daß er die Koſten eines Flügels übernehme, den andern aber fabrica oder praesentia[17] könnte machen laſſen.

Nun beginnt der übliche Handel mit dem Baumeiſter. Cl. Hink hatte für die Flügel 2200 Reichstaler gefordert. Ein anderer Steinmetʒ, der noch ledig und kein Meiſter, ſei erbietig, das Werk um 1700 Reichstaler zu übernehmen. Hink geht auf 1600 Reichstaler herunter, er bedingt ſich jedoch aus, daß er „die alten Steine, ſoviel dienlich dazu brauchen möge“, d. h. daß er das noch brauchbare Abbruchsmaterial der alten Schranken (darunter befand ſich auch ſicherlich das der beiden Treppentürmchen) wieder verwenden könne. Das Kapitel einigt ſich auf Hinks Vorſchlag, „weil er das andere Werk gemacht, Bürger allhier und ſeßhaft iſt“, man will aber doch noch einmal verſuchen, Hinks Forderung auf 1500 Reichstaler zu drücken.

Die Arbeit an den Seitenflügeln muß bald nach dieſen Verhandlungen in Angriff genommen worden ſein, denn am 7. September 1683 beſchwert ſich Meiſter Hink, daß ihm vom Domſcholaſter verboten worden ſei, in der Arbeit im hohen Chore fortzufahren, „wovon er bereits ein Merkliches fertig habe“. Wie dieſer Zwiſchenfall ſich erledigte, erfahren wir nicht.

Die neuen Abſchlüſſe mit ihren vier Türen und ſieben Bogenöffnungen erforderten aber auch noch eine Reihe von Kunſtſchloſſerarbeiten. Schon oben wurde bemerkt, daß die ſechs Bogenöffnungen in den Seitenflügeln mit „Traljen“ verſehen werden ſollten.

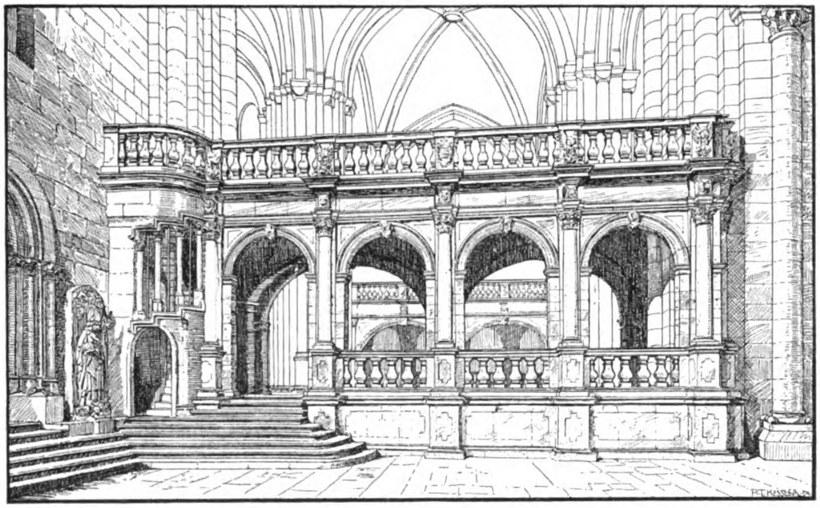


Abb. 2. Die ſüdliche Chorbühne (Rekonſtruktion der urſprünglichen Architektur nach der Abbildung im Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 155) gezeichnet von P. T. Keßler

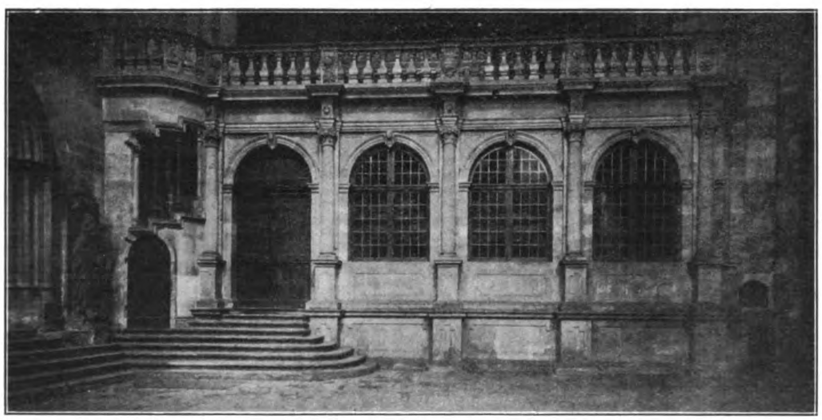


Abb. 3. Die ſüdliche Chorbühne (heutiger Zuſtand)

Von dem nach dem Mittelſchiff zu ſich öffnenden Bogen erfahren wir aus Bourdon, daß er vergittert war. In ſeiner Beſchreibung des Weſtchors erwähnt er nämlich ein ehernes Repoſitorium, das auf vier Säulen ruhte; als ſeinen Platz nennt er die Stelle inter altare maius et cancellos ferreos, qui separant chorum a navi ecclesiae (zwiſchen Hochaltar und dem eiſernen Gitter, das den Chor vom (Mittel-) Schiff der Kirche trennt); dort verzeichnet es auch der Grundriß bei Gudenus (ſ. Abb. 5 und Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 179).

Die Domkapitelsprotokolle melden über dieſe Schmiedeeiſenarbeiten wenig. Am 30. Dezember 1684 iſt beſchloſſen worden, bei einem Schloſſer von Coblenz die Türe im hohen Chor von Eiſen nach dem verfertigten Modell um 7 Petermännchen vom Pfund für Arbeitslohn zu akkordieren, und verſpricht er, gegen Johannis nächſtkünftigen (Jahres) die Lieferung zu tun; aus dem Protokoll der Sitzung vom 16. Januar 1685 erfahren wir aber, daß die Ausführung dem Domſtiftsſchloſſer Georg Raunheimer[18] übertragen wird. Welche Türe hier gemeint iſt, geht aus den Verhandlungen nicht hervor.

Die beiden Seitenflügel ſtehen heute noch, es ſind die die Vierung nach den Querhausflügeln hin abſchließenden Chorbühnen. Auf der Außenſeite ſind ſie jetzt verglaſt. Daß dieſes nicht der urſprüngliche Zuſtand ſein kann, iſt ſchon im Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 154 f. dargelegt; dort iſt auch der Verſuch gemacht, die urſprüngliche Geſtalt der Außenfaſſade des ſüdlichen Flügels (nach dem Querhaus hin) auf Grund von Beobachtungen, die am Baue ſelbſt gemacht wurden,[19] und mit Hilfe des St. Farſchen Grundriſſes im Bilde wiederherzuſtellen (ſ. Abb. 2), wenigſtens ſoweit dieſes die eigentliche Architektur betrifft. Daß die Bogenöffnungen mit ſchmiedeeiſernen Gittern verſehen waren, iſt a. a. O. auch ſchon vermutet worden. Da für ihre Formen jeder Anhaltspunkt fehlte, ſind ſie in unſerer Zeichnung weggelaſſen worden, ebenſo auch der Hochaltar, von dem man im Durchblick noch Teile ſehen müßte. Die hier erwähnten Veränderungen an den Außenfaſſaden der Seitenflügel fallen wahrſcheinlich in die Zeit der Wiederherſtellung des Innern unter Biſchof Colmar oder nicht lange nachher. Was aber eine ſpätere Zeit zu dieſem immerhin recht gewaltſamen Eingriff in den alten Zuſtand veranlaßte, haben wir aus dem Protokoll der Sitzung vom 18. Februar 1683 erfahren. Hier ſah man ſchon die Mißſtände voraus, die eine derartige Öffnung der Vierung nach drei Seiten hin für den hier am Hochaltar zelebrierenden Geiſtlichen mit ſich bringen mußte: Mitten unter der hohen Kuppel des Vierungsturmes „zog es zu ſtark“. Solange noch der alte Lettner und die ſeitlichen Schranken mit ihren geſchloſſenen Wänden geſtanden hatten und der Hochaltar noch nicht vorgerückt worden war, war von dieſer Zugluft nichts zu merken geweſen. Wie man ſich damals ſchon zu helfen ſuchte, haben wir geſehen, nur verſuchte jene Zeit dabei, dem architektoniſchen Empfinden wenigſtens einigermaßen Rechnung zu tragen.

Das, was Kautzſch (Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 148 und 152) über die Wiederverwendung von Steinen der älteren Chorſchranken ausſpricht, findet, wie wir geſehen haben, durch die Angaben des Protokolls ſeine Beſtätigung. Ebenſo auch eine Angabe Bourdons, der von ſieben Biſchofsſtatuen ſpricht, die einſt an der (nördlichen) Chorſchranke angebracht waren (ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 152 f.): „in antiqua chori structura et exitu ante altare S. Annae erant parieti affixae septem statuae episcopales ... Die beiden älteren Grundriſſe (Abb. 4 u. 5B), ebenſo noch der St. Fars (Abb. 6) verzeichnen den St. Anna-Altar unter der nördlichen Chorbühne am nordweſtlichen Vierungspfeiler. Dort ſtand er alſo noch bis zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft, heute iſt er verſchwunden. Der Altar war eine Stiftung des Vikars Joannes Werner vom Jahre 1624, er war von Holz und, wie Bourdon bemerkt, „valde exigui pretii“. Ähnlich ſpricht ſich auch Gudenus II S. 742 aus: er bezeichnet ihn als „altare operis exigui“, bemerkt aber weiter: „prostans intra (olim extra) Chorum maiorem“. Danach müßte alſo der St. Anna-Altar einſt, d. h. vor der Errichtung der heutigen Chorbühnen (die zu Gudenus' Zeit ſchon ſtanden!) außerhalb der älteren ſeitlichen Chorſchranken geſtanden haben: vorausgeſetzt, daß er bei den Veränderungen vom Jahre 1682—1683 an ſeiner alten Stelle blieb (in den Domkapitelsprotokollen habe ich über eine Verſetzung der hier in Frage kommenden beiden Seitenaltäre St. Anna und Hl. Drei Könige nichts gefunden). Stand alſo zu Bourdons Zeiten der St. Anna-Altar noch an ſeinem urſprünglichen Platze, dann muß die Wand der älteren ſeitlichen Chorſchranken etwa in der Richtung der inneren Bogenſtellung der heutigen Chorbühnen gelegen haben und in ihr (weſtwärts) vor dem St. Anna-Altar ein Ausgang nach dem nördlichen Querhausflügel geweſen ſein. Hier waren an der Wand die ſieben Biſchofsſtatuen angebracht (parieti affixae). Wie iſt aber dann Bourdons Angabe „in antiqua chori structura et exitu“ zu verſtehen? Es kann dies doch nur heißen: an dem alten Chorabſchluſſe und am Ausgang (vor dem St. Anna-Altar waren an der Wand angebracht..). Die Statuen müßten alſo weſtwärts vom Ausgang an der Abſchlußwand (ob innen oder außen, ſoll unentſchieden bleiben) und zwar höchſtwahrſcheinlich in einer Reihe angebracht geweſen ſein.[20]

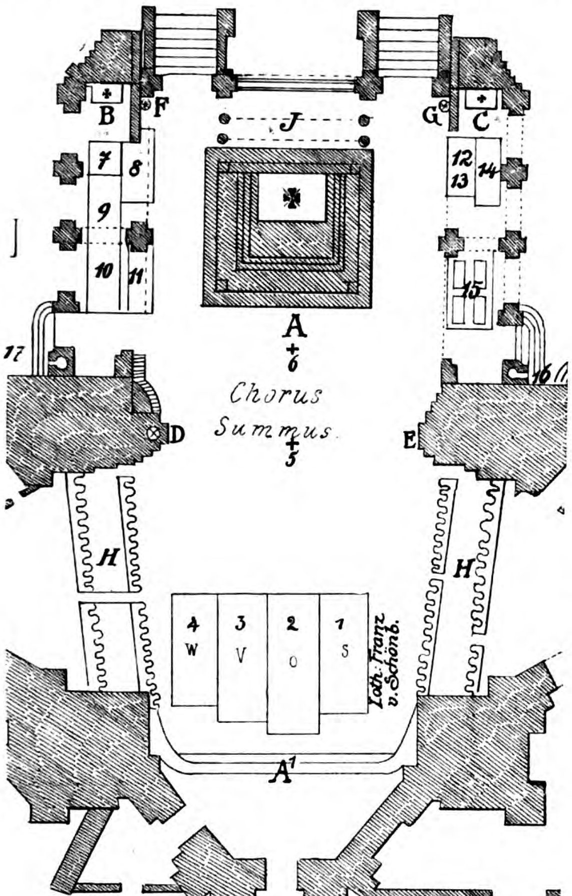


Abb. 5. Grundriß der Vierung und der Weſtapſis nach dem Grundriß bei Gudenus (um 1745)

A Hochaltar. A1 Ehemaliger Platz des Hochaltars (vor 1683). B St. Anna-Altar. C Dreikönigs-Altar. D Sakramentshäuschen. E Muttergottesbild. (D und E sind Stiftungen des Nik. von Oberstein, † 1383 und seiner Gemahlin de Rossiere dicta de Metis.) F Nische mit Melchisedech. G Nische mit Aaron. H Aelteres Chorgestühl. J Repositorium aus Bronze, worauf drei Reliquiare. — 1 Kurfürst Wolfgang von Dalberg (S), daneben Kurfürst Lothar Franz von Schönborn. 2 Kurfürst Albrecht von Brandenburg (O). 3 Kurfürst Anselm Kasimir von Wamboldt (V). 4 Kurfürst Lothar Friederich von Metternich (W). 5 ✚ Herz des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. 6 ✚ Herz des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim. 7 Marsilius Gottfried von der Leyen, Kanonikus, † 1590. 8 Die beiden canonici Johann, † 1452 und Friedrich von Levvenstein gen. Randeck, † 1485. 9 Daniel Adam von Fechenbach, Kanonikus, † 1610. 10 Theodor von Knebel, Kanon., † 1457. 11 Germand Philipp von Schwalbach, Kantor, † 1647. 12 Erzbischof Konrad von Weinsberg, † 1396 (Grabplatte). 13 Andreas von Brauneck, Propst, † 1388. 14 Heinrich Bayer von Boppard, Dekan, † 1377. 15 Wilhelm Graf von Nassau-Beilstein, Propst, † 1430, mit Vater, Wilhelm, † 1412, Mutter, Maria (Katharina?), geb. von Randeroth, und Schwester. 16 Erzbischof Konrad von Weinsberg (Denkmal). 17 Theodor von Knebel (Reste des Denkmals).

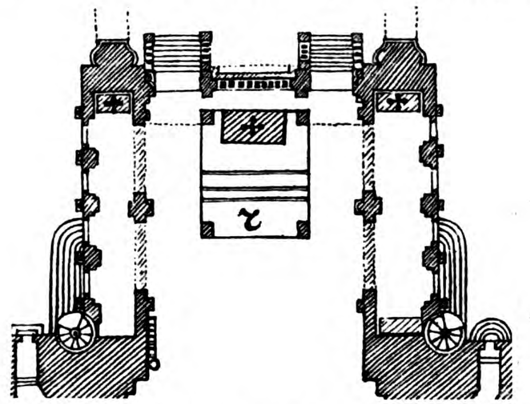


Abb. 4. Grundriß der Vierung mit dem neuen Chorabſchluß (aus dem Grundriß von 1724)

Dieſe ſieben Biſchofsſtatuen ſollen nun auch in oder auf der neuen Kapelle auf dem Albansberge ihre Wiederverwendung finden.

In der Sitzung vom 17. März 1687 zeigt der Domdechant (Chriſtian Rudolf von Stadion) an, „daß er einige biſchöfliche statuas, ſo im Dome geſtanden, durch die Veränderung des hohen Chores aber hinweg getan worden und alſo nunmehr in keinem

Gebrauche mehr wären, zu ſich genommen und auf ſeine neuerbaute Capell in Monte St. Albani ſtellen laſſen wollte", was genehmigt wurde.

Wie ſah nun der nach dem Mittelſchiff hin gelegene, jetzt verſchwundene Teil der neuen Chorabſchlüſſe aus?

Über ſeinen Grundriß geben uns drei ältere Grundrißaufnahmen des Domes Aufſchluß. Der erſte findet ſich in dem von Fr. Schneider (Dom Sp. 41 Anm. 4) angeführten Werke: Histoire ecclesiastique d'Allemagne cont. l'Erection, le Progres, et l'Etat ancien et moderne de ses archevechez et evechez, Tom I. 1724. Brussele chez François Foppens.[21] Er zeigt rechts den Grundriß des Domes etwa im Maßſtabe 1 : 700 mit der in einer Barockkartuſche angebrachten Beiſchrift: Plan de l'Eglise metropolitaine de Mayence; links: eine Anſicht des Weſtbaues mit den Weſttürmen und der Sakriſtei und die Beiſchrift: Elevation de l'Eglise metropolitaine de Mayence du Côté du grand Chœur. J. Harrewyn sculp.; oben rechts und links das kurfürſtliche und domkapitelſche Wappen. Schneider bezeichnet den Grundriß als Skizze, die im weſentlichen mit dem gleich zu nennenden Grundriſſe bei Gudenus übereinſtimme. Hier iſt in Abb. 4 der die weſtlichen Chorabſchlüſſe zeigende Teil in etwa doppelter Vergrößerung wiedergegeben.

Der zweite Grundriß (ebenfalls ein Kupferſtich) iſt beigegeben dem 2. Bande von Gudenus codex diplomaticus bei S. 728 (nach dem Originale verkleinert wiedergegeben im Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 4); er gibt den Zuſtand um das Jahr 1745 (Abb. 5).

Der dritte iſt ein Grundriß des Mittelſchiffs mit den beiden Chören, aufgenommen im Maßſtabe 1 : 100 von St. Far im Jahre 1803/04 (das Nähere darüber ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 3 und S. 154 Anm.). Daraus iſt unſere etwas verkleinerte Abb. 6 entnommen. Wie der Vergleich zeigt, ſtimmen in bezug auf die Chorabſchlüſſe, insbeſondere was den nach dem Mittelſchiff hin liegenden Teil betrifft, die drei Aufnahmen im weſentlichen überein.

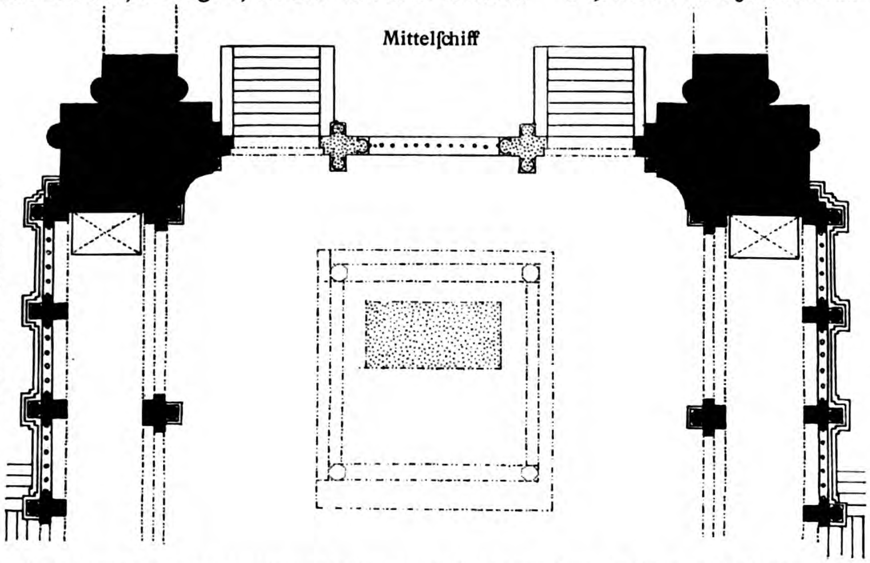


Abb. 6. Grundriß des ehemaligen Abſchluſſes des Weſtchors ſamt der Vierung nach dem Mittelſchiff hin und der beiden Treppenaufgänge; nach der Aufnahme St. Fars 1803/04.

Der Grundriß von 1724 (der älteſte der bis jetzt bekannten Grundriſſe des Domes) zeigt noch nicht die erſt im Jahre 1725 errichteten beiden heute noch ſtehenden Niſchen mit Aaron und Melchiſedech, die einſt die mit Verſtändnis angegliederte Verbindung zwiſchen dem Mittelbau und den Seitenflügeln bildeten (das Nähere ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 157 f.). Am genaueſten iſt ſchon infolge ſeines großen Maßſtabs der St. Farſche Grundriß; alle drei aber geben zweifellos den hier im Weſtchore in den Jahren 1682—83 neugeſchaffenen Zuſtand der Chorabſchlüſſe wieder. Danach legte ſich der mittlere Chorabſchluß in einer Breite von etwa Mauerſtärke (50 cm) — in der Mitte, wo ſich nach beiden Seiten hin Dreiviertelſäulen vorlegen, iſt er etwa 1,30 m tief — zwiſchen die beiden öſtlichen Vierungspfeiler. Darauf, daß wir es nur mit einer mehr wandartigen Bogenſtellung ohne größere Tiefe zu tun haben, weiſt auch die in den Protokollen dafür gebrauchte Bezeichnung als Faſſade (facciata) hin. Rechts und links führte je eine Treppe mit Baluſtergeländer vom Mittelſchiff zum Chore hinauf (ſ. Abb. 4); wir haben alſo im Chorabſchluſſe ſelbſt ſeitliche Türöffnungen von 2,20 m Breite anzunehmen. Die Mitte war in einer Breite von 3,30 m unten mit einer ganz durchlaufenden Baluſter-Brüſtung ohne Zwiſchenpfoſten abgeſchloſſen. Unmittelbar oſtwärts vor dieſer verzeichnet der Grundriß von 1724 und der bei Gudenus noch etwas, das man für ein Gitter halten könnte, vielleicht ſind es die cancelli ferrei Bourdons. Weiter weiſt nun die Mauerſtärke, insbeſondere aber die Spannweite der Öffnungen mit Sicherheit darauf hin, daß dieſe nach oben im Bogen abgeſchloſſen waren, ferner ſehen wir aus dem Grundriſſe, daß die äußere und innere Seite im weſentlichen den gleichen Aufbau gezeigt haben müſſen (vgl. die vorgelagerten Dreiviertelſäulen). Nun haben wir oben geſehen, daß die heute noch ſtehenden ſeitlichen Chorabſchlüſſe in den Sitzungen vom 2. Dezember 1682 und 18. Februar 1683, wo auch ein Modell von ihnen vorgelegt wurde, ausdrücklich als Nebenſeiten, latera oder Flügel bezeichnet werden. Das legt doch die Annahme nahe, daß ſie ſich in der Geſtaltung ihres Aufbaues an die des damals ſchon vollendeten Mittelbaues anſchließen ſollten. War dies der Fall, dann zeigte dieſer in ſeinem mittleren Teil den gleichen oberen Abſchluß wie die Innenſeiten der ſeitlichen Chorbühnen, d. h. den Korbbogen (vgl. Abb. 2), für die Türöffnungen wird deren äußere Bogenſtellung,

d. h. der Halbkreisbogen maßgebend gewesen sein. Über den Bogen lief dann, und zwar in gleicher Höhenlage wie bei den Flügeln, das Hauptgesims, das hier wie dort von vorgelagerten Dreiviertelsäulen getragen wurde.

Hören wir nun noch, was spätere Quellen über diesen Mittelbau berichten. In Betracht kommen: Dahl (geb. 1762 zu Mainz), Werner (geb. 1770 zu Mainz) und Schaab, die hier den ursprünglichen Zustand im Dome noch aus eigener Anschauung kannten.

Dahl berichtet hierüber in seiner Beschreibung des Mainzer Domes:[22] „Vor demselben (dem Hochaltar) nach Osten hin, war eine steinerne Gallerie angebracht, neben welcher mehrere steinerne Stufen nach dem Langhause oder aus diesem zum hohen Chore führten. Geschlossen war hier der Chor durch zwei große eiserne, schön geformte Thüren. Diese sowohl als die messingen Säulen und alle sonstige Zierde des hohen Altars wurden eine Beute der Räuber, und es mußte ein ganz neuer Altar gefertigt werden, nachdem die Kirche dem Gottesdienst wieder zurückgegeben war (1804). Jetzt erhielt der Chor wieder eine ganz andere Gestalt, die steinerne Gallerie wurde ganz weggebrochen, der Chor selbst etwas weiter gegen Osten hin ausgedehnt und der neue ganz offene Chor mit einem niederen eisernen Gitter versehen. Der hohe Altar wurde zurück nach Westen bis vor die Chorstühle gerückt, jedoch so gestellt, daß der Priester sein Gesicht nicht mehr nach dem Volke in der Kirche, sondern nach der Geistlichkeit im Chore richtete."

Bei Werner, Dom von Mainz I S. 247 heißt es: „Die Balustrade, welche den ganzen hohen Chor umschloß, wurde niedergerissen, eine schöne Treppe mit wohlproportionierten Stufen, welche zum Altare führen (im Jahre 1804) errichtet ....", und in der Anmerkung zu dieser Stelle: „Im Jahre 1683 wurde die mit Säulen gezierte Umschließung des Chores errichtet. Zu beiden Seiten existiert sie noch wirklich; jene gegen das Volk wurde 1804 niedergerissen, und so die Aussicht auf den hohen Altar eröffnet." Auch diese Angabe Werners spricht für die Annahme eines arkadenartigen Abschlusses nach dem Mittelschiffe hin. Vor ihrer völligen Beseitigung muß diese Bogenstellung „die Aussicht auf den hohen Altar" vom Mittelschiff aus in der Tat stark beschränkt haben, zumal wo die Öffnungen selbst mit schmiedeeisernen Gittern (bezw. Türen) ausgefüllt waren. Ob beim mittleren Bogen dieses Gitter in diesem selbst angebracht war oder ostwärts vor ihm stand (wie die Grundrisse von 1724 und 1745 vermuten lassen), soll hier unentschieden bleiben.

Schaab, der nach seiner eigenen Angabe (Gesch. d. Stadt Mainz I S. XXVI Anm. 3) mit Dahl im Jahre 1774 in die nach der Aufhebung des Jesuitenordens neu eingerichtete Schule eintrat, berichtet in seiner Gesch. d. Stadt Mainz II S. 75: „Vor ihm (dem Hochaltar) war eine drei Fuß hohe Gallerie von Stein und zu den Seiten führten Treppen aus dem Langhaus in den Chor"; und weiter S. 80 „der .... hohe Chor war bis jetzt (1803) mit einer steinernen Brustwehr gegen das Mittelschiff geschlossen, diese wurde weggerissen ......"

Dahl spricht von einer „Galerie", Schaab gebraucht an der ersten Stelle den Ausdruck „Gallerie", gibt aber als ihre Höhe nur 3 Fuß an, an der zweiten Stelle nennt er den Abschluß eine „Brustwehr". Nach dem Bilde, das wir auf Grund der Domkapitelsprotokolle, wo von einer „Fassade" die Rede ist, und aus dem Grundrisse St. Fars von diesem Aufbau gewonnen haben, ist die Beschreibung Dahls, der das Ganze richtig als „Galerie" bezeichnet, offenbar genauer.

Schaab, der übrigens für seine Dombeschreibung die Dahlschen Manuskripte benutzt hat, scheint es mit den Fachausdrücken nicht ganz genau genommen zu haben. Eine Balustrade war sicher vorhanden, es ist die, die zwischen dem mittleren (Korb-)Bogen sich hinzog und die auch der Grundriß von 1724 und der St. Fars verzeichnen. Ihre von Schaab angegebene Höhe von 3 Fuß stimmt auch genau zu der von Balustern getragenen ehemaligen Brüstung zwischen dem Bogen an der Außenseite der seitlichen Chorbühnen. Möglicherweise war zur Zeit als die Franzosen am Dome alles Eisenwerk ausbrachen und fortschleppten, mit dem Gitter in der mittleren Bogenstellung des westlichen Chorabschlusses diese selbst zu Fall gekommen und nur noch der Sockel mit der Balustrade stehen geblieben; insofern könnte Schaab mit Recht von einer Brustwehr sprechen. Schneiders Angabe (a. a. O.), daß der (mittlere) Abschluß den seitlichen Emporen durchaus entsprach, ist in diesem Zusammenhang aber auch dahin zu berichtigen, daß dieses Entsprechen sich nur auf die Art der Wandgliederung der seitlichen Emporen bezieht, nicht aber auf deren ganze Tiefe. Der Abschluß nach dem Mittelschiff hatte den Charakter einer Bogenstellung, nicht aber den einer Empore oder Bühne. Und hier treten ergänzend Werners Angaben hinzu; er spricht zwar im Texte von einer Balustrade, welche den ganzen hohen Chor umschloß, in der Anmerkung ist aber von einer mit Säulen gezierten Umschließung des Chores die Rede, die zu beiden Seiten noch existiere (die Chorbühnen); danach läßt sich aber annehmen, daß der im Jahre 1804 gänzlich beseitigte mittlere Abschluß ebenfalls mit Säulen geziert war.

Jedenfalls aber widersprechen die Angaben Dahls, Werners und Schaabs keineswegs dem aus den älteren Quellen gewonnenen Bilde des heute verschwundenen mittleren westlichen Chorabschlusses, sondern bieten dazu vielmehr wertvolle Ergänzungen.

Mit den neuen Abschlüssen des Westchors greift zum erstenmal der Barock mit eigentlichen Einbauten in die Innenarchitektur des Mainzer Domes ein. Von einer so weitgehenden Umgestaltung seines Innern, wie sie anderwärts den Kern romanischer Kirche fast bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, ist der Mainzer Dom verschont geblieben. Soweit wir beurteilen können, sind es nur zwei Zeitabschnitte, die hier in Einzelheiten mit Einbauten umgestaltend wirkten: die Regierungszeit des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim, deren Tätigkeit wir hier näher betrachtet haben, und die des Kurfürsten Johann Friedrich Carl von Ostein, die sich auch im wesentlichen auf den Westchor beschränkte und hier das mächtige Chorgestühl schuf. Mag es nun auch in gewissem Sinne zu beklagen sein, daß in jenen Zeiten kunstgeschichtlich Wertvolles aus dem Dom verschwand, immerhin trat aber damals doch an die Stelle des Beseitigten etwas Neues und aus dem künstlerischen Empfinden der eigenen Zeit heraus Geschaffenes.

Anhang

Die Standorte des Hochaltares im Westchore des Mainzer Domes

Die früheſte Quelle, aus der wir bis jetzt Anhaltspunkte über den einſtigen (und wohl auch urſprünglichen) Standort des Hochaltars im Weſtchore des Mainzer Domes gewinnen können, bildet das Teſtament des Erzbiſchofs Albrecht von Brandenburg vom Jahre 1540. Es wird hier in der Veröffentlichung bei Redlich: Kardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle, Mainz 1900, benutzt; darauf beziehen ſich die in Klammern angegebenen Seitenzahlen.

Hier heißt es zunächſt (S. 161*): „Ferners erwelen wir unſer sepulturenn und begrebnus im hohen chore und hinther dem hohen altar unſers dhumſtiffts zu Meintz, wollen und ordnen, des dieſelbig mit einem ebenen ſteyn uff dem grabe und einem andern vor dem chore an denn pfeyler ſampt geburlichen epitaphien uffgericht und . . .“

Ferner wird verordnet (S. 162*) im Zuſammenhange mit den zu leſenden Seelenmeſſen (Kollekten) u. a.: „und wan die (Collekten) geendet, ſol der prieſter über unſer begrebnus alſo angethan gehn und ſprechen den ganzen pſalm De profundis . . . . . . Und ſoll gleich das weichwaſſer uff des grabe als zu dem haupt, mitten uff den corper und letzlich zu den fuſſen geworffen, und die astantes aſpergiert werden.“

Der Pſalm de profundis, die Gebete und Kollekten, die im vorhergehenden aufgeführt ſind, ſollen „uff ein bergamenen tafel geſchrieben und an das eyſern gegitter an den hohen altar gehangen, daß der prieſter dieſelbige gebrauchen möge, dessgleichen der ſilbern weichkeſſel der ort angehefft werden“ (S.163*).

„Item ordnen und wollen wir, daß der groß ſilbern verguld ſark hinder unſer begrebnus uffgeſtellt werden ſoll mit zweyen andern großen vergulten ſergen an der wandt in sanktuario“[23] (S. 167*).

Halten wir aus dieſen Angaben zunächſt feſt: 1) das Grab Albrechts lag hinter dem hohen Altar, d. h. alſo ſo, daß der Prieſter bei der Meſſe ihm das Geſicht zudrehte. 2) An das eiſerne Gitter, das den hohen Altar umgab, ſoll für bequemere Handhabung die Pergamenttafel und der Weihwaſſerkeſſel aufgehängt werden. 3) Muß hinter dem Grabe für die Aufſtellung eines großen „Sarges“ noch Platz vorhanden geweſen ſein.

Die Stelle, an der Albrecht von Brandenburg begraben iſt, kennen wir. Sie gibt auch der Grundriß bei Gudenus an (ſ. Abb. 5), nur ſind hier die Grabplatten in ihrem Verhältnis zum Raume in zu großen Maßen gezeichnet.[24] Dazu kommt noch die Angabe des Serarius (bei Joannis I, 845), Albrecht von Brandenburg wäre beigeſetzt „in aede primaria ad arae summae basin . . . sub rubri marmoris lapide“, d. h. an dem Unterbau (Sockel) des Hochaltars unter einer Grabplatte aus rotem Marmor.[25]

Serarius gibt uns aber auch über die Stellung des Hochaltars ſelbſt wertvolle Nachrichten; er beſchreibt den Zuſtand vor dem Jahre 1604, alſo vor der Verſetzung des Hochaltars in die Vierung unter die Kuppel (1683). Es heißt dort (Serarius bei Joannis I, S. 70 f.): „Est in hoc metropolitano templo altare primum eiusmodi, ut ei adstans sacerdos faciem ad Clerum, ceterumque populum obversum semper habeat neque cum dicit, DOMINVS VOBISCUM, necesse habeat sese convertere. Cancellis cingitur ferreis . . .“

Zum beſſeren Verſtändnis der Stelle ſei vorausgeſchickt: Der Ritus verlangt, daß der Prieſter bei der Meſſe ſein Angeſicht nach Oſten wendet. Überall da, wo der Altar im Oſtchor (oder im öſtlichen Teil) der Kirche ſteht, bringt dies auch die Stellung des Altars von ſelbſt mit ſich; der Gemeinde kehrt der Prieſter den Rücken zu. Nur bei einzelnen Stellen der Meſſe wendet er ſich dem Volke zu und ſpricht mit ausgebreiteten Händen „dominus vobiscum“, worauf die Gemeinde antwortet „et cum spiritu tuo“. Jedem Katholiken iſt dies bekannt. Im Mainzer Dom aber ſtand der Haupt- (Hoch-) Altar im Weſtchor; aber die einmal durch den Ritus gegebene Vorſchrift oder Regel behielt man bei, auch hier ſah bei der Meſſe der Prieſter nach Oſten, und ſo blieb es beim Hochaltar bis 1804, wo er erſt umgedreht wurde und an ſeinen jetzigen (dritten) Platz kam; heute ſieht hier der Prieſter nach Weſten.

Bei der älteſten Aufſtellung, wie ſie noch zur Zeit des Serarius (1604) beſtand, ergab ſich nun eine Eigentümlichkeit, die dieſer glaubt hervorheben zu müſſen, indem er ſagt, es lägen beim Hochaltar im Dome (und hier kann nur der Altar im Weſtchor gemeint ſein, denn hier fand der Stiftsgottesdienſt ſtatt) die Verhältniſſe eigentümlich. Der am Altar ſtehende Prieſter drehe dem Klerus (d. h. dem auf den Chorſtühlen ſitzenden Domkapitel) ſein Angeſicht zu und habe das übrige Volk (die Gemeinde) gegen ſich zugewendet. Deshalb brauche er ſich beim Dominus vobiscum nicht umzudrehen.

Mit dieſer Bemerkung erhalten wir aber auch zugleich Aufſchluß darüber, wo um das Jahr 1604 und auch ſchon 1540 (und wohl von Anfang an) im Weſtchore der Hochaltar ſtand. Ein Blick auf den Grundriß bei Gudenus (Abb. 5) läßt leicht die Stelle finden. Das Geſtühl ſteht hier noch an ſeinem alten Platz und kann ſchon mit Rückſicht auf die zahlenmäßige Stärke des Domkapitels (Prälaten, Kanoniker, Domizellaren, Vikare uſw.) kaum jemals anders geſtanden haben; aber der Hochaltar ſteht hier ſchon an einer neuen (zweiten) Stelle, an die er 1683 verſetzt wurde. Urſprünglich aber muß er nahe am weſtlichen Ende des Weſtchors geſtanden haben, der gegebene Platz iſt hier die weſtliche, mit drei Seiten des Sechsecks ausſpringende Concha. In dieſer oder, was wahrſcheinlicher, an deren öſtlichem Rande haben wir ihn zu ſuchen, etwa bei A1 auf dem Grundriſſe bei Gudenus (ſ. Abb. 5). Nur an dieſer Stelle konnte der die Meſſe leſende Prieſter dem (auf den Chorſtühlen ſitzenden) Klerus das Geſicht zudrehen und das im Mittelſchiff knieende Volk ſich zugewendet (obversum) haben.

Und nun zu den Stellen aus Albrechts Teſtament: Sie finden ihre ungezwungene Deutung nur bei der von uns gefundenen Stellung des Altars aus. Der gegebene Platz für den erzbiſchöflichen Thron iſt der im Weſten des Chors, d. h. weſtwärts vor dem Altare, ſodaß der

Erzbiſchof ſein Domkapitel rechts und links zur Seite hat. Das Hermannſche (heutige) Geſtühl (1759–65) behielt dieſe Anordnung bei. Für Albrecht lag alſo die Stelle, die er ſchon zu ſeinen Lebzeiten ſich für ſein Grab ausgeſucht hatte, hinter dem Hochaltar, da er ſeinen gewohnheitsmäßigen Platz vor dem Hochaltar hat; dort iſt auch noch Platz, um hinter dem Grab, d. h. oſtwärts davon den großen, ſilbervergoldeten Sarg aufzuſtellen. Auf der Rückſeite des Altares hängte man auch, da ſie ſehr häufig gebraucht wurden, die Pergamenttafel und den Weihwaſſerkeſſel auf, und von hier aus beſprengt der Prieſter die im Geſtühle oder unmittelbar beim Grabe ſtehenden (astantes) Andächtigen mit Weihwaſſer.

Anders lagen aber für den am Hochaltar zelebrierenden Prieſter die Verhältniſſe zur Zeit des Joannis (um 1722). Das Chorgeſtühl ſtand damals noch an ſeinem alten Platze. Der Altar aber war (1683) in die Vierung unter die Kuppel verſetzt worden. Jetzt muß ſich der Prieſter beim Dominus vobiscum gegen den Klerus hin umdrehen, denn für dieſen wird doch im Hoch- oder Stiftschor in erſter Linie die Meſſe geleſen. Deshalb bemerkt auch Joannis zu der von uns behandelten Stelle des Serarius ausdrücklich: „Ita quidem fuit, cum auctor (Serarius) hoc scriberet. Nunc altari anno MDCLXXXIII (quo chorus elevatus stilisque lapideis cinctus est) e parte illius extrema in citeriorum transposito, atque ad introitum eiusdem erecto, aliter se habet. Cum enim clerus ad occidentem iam stet, populus vero extra chorum in navi ad partem, orientalem, Sacerdos utique, dum sacris operatur, dicendo, Dominus vobiscum, clerum versus sese convertat, necesse est.“

D. h. ſo war es zwar, als der Verfaſſer (Serarius) dies ſchrieb. Jetzt aber, nachdem im Jahre 1683, wo der Chor erhöht und mit ſteinernen Säulen umgeben wurde, der Altar aus deſſen hinterſtem Teile (Weſtende) in den diesſeitigen (vorderen) Teil verſetzt und am Zugange zu dieſem aufgerichtet worden iſt, verhält es ſich anders. Da nämlich der Klerus nun weſtlich (vom Altar) ſitzt, das Volk aber außerhalb des Chores im Schiffe nach Oſten hin, muß ſich daher der Prieſter bei der heiligen Handlung, wenn er das Dominus vobiscum ſpricht, gegen den Klerus hin umwenden.

Der alte Hochaltar[26] iſt ſpurlos verſchwunden, ihn erſetzte der heutige, der wieder etwas weiter weſtwärts gerückt wurde. Vielleicht iſt er nach einem Entwurfe St. Fars errichtet. Kein Prachtwerk: er zeugt von der Not der Zeit; der kleine tabernakelartige Aufſatz iſt erſt eine Zutat der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Aber immerhin iſt er in ſeinen Maßverhältniſſen mit Verſtändnis in den gewaltigen Raum eingepaßt, und macht ſo mit ſeinen ſchlichten Empireformen doch einen beſſeren Eindruck als ſein ſtilgerechtes Gegenſtück im Oſtchor, das heute wohl niemanden mehr rechte Freude machen dürfte.

Anmerkungen

1. Die Protokolle der hier in Betracht kommenden Sitzungen ſtehen in Band 43 f. Dem Kgl. Kreisarchiv zu Würzburg ſei auch hier für ſeine liebenswürdige Unterſtützung bei dieſer Arbeit herzlichſt gedankt.

2. Die durch den Krieg leider verzögerte Drucklegung dieſes Bandes geht jetzt ihrem Abſchluſſe entgegen.

3. Für die Geſchichte der Denkmäler und der ſonſtigen Innenausſtattung des Domes bildet dieſes Werk eine der wichtigſten, wenn nicht geradezu die wichtigſte Quelle. Daß es bis jetzt immer noch nicht im Drucke erſchienen iſt, muß man geradezu als eine Unterlaſſungsſünde bezeichnen. Eine Herausgabe des Textes von Bourdons „Epitaphia“ iſt übrigens, wie hier mitgeteilt werden ſoll, bereits geplant. Ob eine der noch vorhandenen und leicht zugänglichen Handſchriften das Original iſt, läßt ſich aus der Textvergleichung der Abſchriften leicht feſtſtellen. Nach Schneider, Gräberfunde S. 2 Anm. 2 ſoll ſich die korrekteſte Kopie im Beſitze des Domkapitels befinden; wie mir auf meine Nachfrage von zuſtändiger Stelle mitgeteilt wurde, beſitzt das Domkapitel keine Abſchrift.

4. Am 19. November 1700 wurde Jakob Chriſtoph Bourdon mit einer Domvikarie inveſtiert (M. Domkap-Prot. Nr. 45 S. 1111), freundliche Mitteilung des Kgl. Kreisarchivs zu Würzburg. Er ſtarb am 9. Dezember 1748 und wurde im Domkreuzgang bei oder unter dem Stein Nr. 46 begraben (iuxta capellam St. Nicolai in ambitu), wie in der älteren Bourdonabſchrift des biſchöflichen Seminars zu Mainz eingetragen iſt. Bourdon kann in ſeiner frühen Jugend den alten Lettner noch geſehen haben, ſicherlich konnte er zu ſeiner Zeit von Augenzeugen noch ſichere Kunde darüber erhalten. Den Schlußſtein vom Lettner ſcheint Bourdon noch aus eigener Anſchauung gekannt zu haben. Unſere Abbildung iſt mit Hilfe einer Photographie gezeichnet. Wertvolle Ergänzung bot dabei eine zeichneriſche Aufnahme in der Bildgröße von 45×40 cm im Pfarrarchive der St. Emmeranskirche. Herr Pfarrer Booß von St. Emmeran geſtattete in liebenswürdigſtem Entgegenkommen die Benutzung dieſer Zeichnung, wofür ihm auch hier herzlichſt gedankt wird. Über die ſinnbildliche Darſtellung auf dem Schlußſtein ſiehe auch Bergner, Handb. d. kirchl. Kunſtaltertümer S. 579.

5. Hier und im folgenden iſt jedesmal nur als Quellenhinweis das Datum der Sitzung gegeben. Zugleich ſoll bemerkt werden, daß die Protokolle ſämtlicher Sitzungen in denen über den alten und neuen Lettner (Doxal) verhandelt wird, hier angeführt ſind, und ihr hier in Betracht kommender Inhalt im Auszuge mitgeteilt iſt.

6. Über Arnold Harniſch handelt ausführlich Schrohe in der Mzr. Ztſchr. II S. 91 ff.; Ergänzungen dazu in Schrohe, Auſſ. und Nachweiſe. Als Vermutung ſei hier mitgeteilt, daß auch das Denkmal des Syndikus Adam Lohr im Kreuzgang des Domes ſowie das ebendaſelbſt in zwei getrennten Stücken noch erhaltene kleine Denkmal des Domkapitulars Philipp Adolf von Staffel und eine Reihe von Grabplatten, teils im Dome, teils im Kreuzgang, aus der Werkſtatt Arnold Harniſchs ſtammen (ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 unter Kreuzgang Nr. 9, 40, 51 und 72).

7. Toxal = eigentlich Doxal, mancherorts übliche Benennung des Lettners, weil von ihm aus zuweilen liturgiſche Geſänge (Doxologien = Lobpreiſungen, δόξα) aufgeführt wurden. In den Bauakten der neuen St. Ignazkirche wird auch die Orgelbühne als Doxal bezeichnet.

8. Clemens Hinck, Steinmetz, erwähnt Schrohe, Mzr. Ztſchr. II S. 103 Anm. 18 als Pate eines Sohnes des Bildhauers Arnold Harniſch. Die folgenden Mitteilungen über Hinck (in den Domkap-Prot. Hink und einigemal eigentümlicherweiſe Zink geſchrieben) verdanke ich der altbewährten Liebenswürdigkeit Profeſſor Dr. Heidenheimers.

Mzr. Ratsprot. 1662. 12. Juli S. 119: Clemens Hinckh, Fortifikationsmaurer und Steinhauer begehrt vermöge Memorials und gnädigſten Befehls in die Maurerzunft aufgenommen und als Maurer, zugleich Steinhauer, eingeſchrieben zu werden. Die Zunft beſchwert ſich, weil es wider Herkommen, ihn ſolchergeſtalt (als Maurer und Steinhauer) anzunehmen. Decretum: Die Zunft ſoll acht Tage Bedenkzeit haben, im übrigen ſich an den Kurfürſten wenden.

Erlaß des Kurfürſten Johann Philipp von Schönborn, gegeben Würzburg, Marienberg 9. März 1663 an den Mainzer Vizedom: Der Werkmeiſter Clemens Hinkh erhält wie andere Meiſter, die das Steinhauer- und Maurerhandwerk erlernt haben und wie das auch an mehreren anderen Orten im

deutſchen Reiche gebräuchlich iſt, die Erlaubnis, beide Handwerke nebeneinander in Mainz auszuüben. Der Kurfürſt erklärt ſodann noch, daß er ſolchen Steinhauern und Maurern eine beſondere Ordnung erlaſſen will.

Lehrbrief Hinks, Mainzer Stadtbibliothek, Schneider 23 Nr. 10: Hans Heinrich Hinckh, Bürger, Maurer und Steinhauer der Stadt Säckingen a. Rh. bezeugt ſeinem Vetter Clemens Hinckh, daß er am Oſterdienstag 1646 im Beiſein der Steinhauermeiſter Hans Kenel, Hans Kertzer und der Zimmermeiſter Martin Haberer und Hans Jakob Bansz für 3 Jahre als Lehrling des Maurer- und Steinhauerhandwerks aufgedungen worden iſt, ſich während dieſer Zeit wohl verhalten habe, und Oſterdienstag 1649 im Beiſein des Steinhauermeiſters Joachim Forſter und der Zimmermeiſter Mang Meyer, Bartlin Seyfridt ſel. und Hans Bloſer losgeſprochen wurde. Dat. 16. Dezember 1660 mit Originalſiegel der Stadt Säckingen in Holzkapſel.

9. Cappa = Rauch- oder Chormantel, vgl. aber auch Fr. Schneider, Bodelſchwingh S. 42. Bei der Aufnahme in das Kapitel hatte der Aufzunehmende für die Cappa einen beſtimmten Betrag zu entrichten.

10. Gemeint iſt Kurf. Anſelm Franz v. Ingelheim 1679—95.

11. Die Grundriſſe bei Gudenus und in der Histoire ecclesiastique vom Jahre 1724 (ſ. im Text S. 43) verzeichnen es (wohl noch an ſeinem urſprünglichen Platze).

12. Gemeint iſt der damalige Werkmeiſter des Domes Joh. Bapt. Barella, über ihn ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 154.

13. Neeb, Mzr. Ztſchr. III S. 88.

14. Im Zuſammenhang mit dieſer baulichen Veränderung im Weſtchor ſteht auch der Abbruch der St. Martinskapelle (des St. Martinschörleins) im Mittelſchiff (in medio summi templi), worüber auch in der Sitzung vom 18. Februar 1683 verhandelt wird; ſ. auch Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 162 f.

15. Noch heute in Mainz übliche Bezeichnung für eiſerne Fenſterkörbe oder Fenſtergitter.

16. Mit Rückſicht auf die zahlreichen Kirchenbeſucher.

17. D. h. deſſen Koſten ſollten beſtritten werden entweder aus der Fabrikkaſſe, aus der die Gelder für die Unterhaltung des Baues und die Ausgaben für den Gottesdienſt genommen wurden, oder aus der Präſenzkaſſe, d. h. der eigentlichen Stiftskaſſe.

18. Schrohe, Aufſ. und Nachweiſe S. 196.

19. Bei dieſen Unterſuchungen erfreute ich mich noch der eifrigen Unterſtützung des Dipl.-Ing. Heinrich Groß. Er ſtarb inzwiſchen den Heldentod für das Vaterland. Auch hier ſei ſeiner in dankbarer Erinnerung gedacht.

20. Was dieſe „ſieben biſchöflichen Statuen", die doch höchſtwahrſcheinlich aus der Zeit der Erbauung des Weſtlettners (um 1250) ſtammten, bedeuten ſollten, iſt bis jetzt noch ein Rätſel. Daß wir es bei ihnen mit ſinnbildlichen Darſtellungen zu tun haben könnten, ſei hier nur vermutungsweiſe ausgeſprochen. Auch die Frage, wo wir die ſeitlichen Abſchlußwände des alten Lettners zu ſuchen haben, läßt ſich auf Grund des uns bis jetzt vorliegenden Quellenmaterials nicht mit Sicherheit entſcheiden. Vielleicht ſind aus dem Ordinarius sive Reg. Praesentiarum secundum chorum eccl. Moguntinae (Original-Handſchrift in der Seminarbibliothek, eine Abſchrift aus dem Nachlaſſe Fr. Schneiders beſitzt die Mainzer Stadtbibliothek) Anhaltspunkte zu gewinnen. Jedenfalls befand ſich beim St. Anna-Altar eine Wand, und dieſe kann nur die nördliche Abſchlußwand des Weſtchores nach dem Querſchiff hin geweſen ſein. Wo lag aber dieſe Wand? Haben wir ſie auf der linken oder rechten Seite des St. Anna-Altares zu ſuchen. Dasſelbe gelte dann auch für die Südſeite mit Beziehung auf den Dreikönigs-Altar. Gudenus' Angabe über den St. Anna-Altar (prostans olim extra chorum) könnte aber auch ſo verſtanden werden, daß der Altar ehemals an einem ganz anderen Platze irgendwo im Dome ſelbſt aufgeſtellt war und erſt ſpäter 1624 (in neuer Geſtalt) an den Vierungspfeiler verſetzt wurde. Vielleicht war auch die Vikarie St. Annae mit irgendeinem anderen Altare verbunden und erhielt erſt 1624 ihren eigenen Altar. Im engſten Zuſammenhang mit unſerer Frage ſteht auch die nach dem Alter und dem urſprünglichen Standort des Dreikönigs-Altares und damit ſteht wieder in Verbindung die Frage nach der urſprünglichen Höhenlage des Fußbodens in der Vierung. Der ſpätere Dreikönigs-Altar (Abb. 5c) wurde erſt im Jahre 1610 errichtet und zwar an Stelle eines älteren, der erwähnt wird in der handſchriftlich (Mzr. Stadtbibliothek) vorliegenden Chronik der Mainzer Erzbiſchöfe vom Grafen Wilh. Werner v. Zimmer (1485—1575) Fol. 126. Hier heißt es am Schluſſe der Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Conrad von Weinsberg: dieſer wäre im St. Martinsdome zu Mainz für der heiligen Dreikönige Altar mit großen Ehren zu der Erden beſtattet worden. Die Chronik Zimmers geht bis zum Tode des Erzbiſchofs Sebaſtian von Heuſenſtamm † 1555. Alſo muß ein Dreikönigs-Altar an der hier in Betracht kommenden Stelle ſchon etwa um das Jahr 1555 geſtanden haben, ſ. auch Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 179.

21. Ein Exemplar dieſes Werkes beſitzt die Bibliothek des biſchöflichen Seminars zu Mainz. Ein Exemplar des Kupferſtichs mit dem Grundriß und der Anſicht des Weſtbaues iſt aus dem Nachlaſſe Schneiders in den Beſitz der Mainzer Stadtbibliothek übergegangen (M. II Nr. 2 h).

22. „Neue Beiträge zur Geſchichte und Beſchreibung alter Dom- und anderer Kirchen am Rhein, I. Heft Der Dom zu Mainz" Fol. 23. — Unſer Manuſkript in Folio befindet ſich auf der Mainzer Stadtbibliothek. Schneider, Dom Sp. 40 Anm. 4, benutzt dort für ſeine Angaben ein Manuſkript desſelben Verfaſſers und gleichen Inhalts in Quart (ebenfalls im Beſitz der Mainzer Stadtbibliothek). Die Beſchreibung iſt hier aber weniger klar; hier heißt es: „der g a n z e Chor war mit einer B a l u ſ t r a d e umfaßt und mit zwei eiſernen Thoren verſchloſſen .... Die Baluſtrade gegen die Oſtſeite wurde ſpäterhin ganz abgeriſſen." Schneider wendet ſich hier gegen die Angaben Schaabs, Geſch. d. Stadt Mainz II S. 80, worauf wir auch im Texte noch zurückkommen.

23. Unter dieſen „Särgen" haben wir uns wohl ſarkophagähnliche Reliquienbehälter vorzuſtellen.

24. Dieſe Grabplatten, auch die Albrechts von Brandenburg, ſind jetzt in Rokokoumrahmung an den Pfeilern des Mittelſchiffs angebracht. Das Nähere darüber im Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 266 und 267. Mit dem Steine, der „vor dem Chore" aufgerichtet werden ſoll, iſt das große Denkmal mit Albrechts Standbild gemeint, das, wie im Teſtamente angeordnet, am Vierungspfeiler errichtet wurde. „Epitaphien" bedeutet hier „Grabſchriften oder Inſchriften".

25. Auch aus Schunk, Beyträge zur Mainzer Geſchichte II S. 64, der allerdings die Grabplatte nicht mehr an Ort und Stelle ſah, aber ſicher den Platz noch kannte, ergibt ſich, daß das Grab im hohen Chore lag, „wo man zum Baldachin hinaufſteigt". Mit dem Baldachin iſt hier der erzbiſchöfliche Thron in der Mitte des heutigen (Hermannſchen) Chorgeſtühls gemeint.

26. Bei Joannis, Rer. Mog. I S. 12 findet ſich die Angabe, der Jeſuit Matth. Putzius habe eine Beſchreibung des Hochaltars im Mainzer Dome in Verſen geliefert; er verweiſt dafür auf Alegambe l. d. p. m. 337 (gemeint iſt das Werk: Bibliotheca Scriptorum Societatis Jesu, Post...Catalogum Petri Ribadeneirae ... nouo apparatu librorum ... adornata a Philippo Alegambe... Antuerpiae... Anno MDCXLIII). Es müßte dies eine Beſchreibung ſein, die etwa aus der Zeit um 1593 ſtammen könnte, die alſo den Zuſtand des Hochaltars vor ſeiner Verſetzung in die Vierung ſchildert. Hier ſcheint aber Joannis ein Irrtum unterlaufen zu ſein. An der von Joannis angegebenen Stelle heißt es bei Alegambe „altare templi Moguntini carmine descripsit". Hier meint aber der Verfaſſer offenbar nicht den Hochaltar des Mainzer Domes, ſondern den Altar der Kirche ſ e i n e s d. h. des J e ſ u i t e n o r d e n s. Wie denn auch bei Sommervogel, Bibliotheque de la Compagnie de Jésus T. VI, Sp. 1315 unter „Putz, Mathias" berichtet wird, daß dieſer 1593 im Auftrag des Jeſuitenkollegs ein Encaenisticum dem Weihbiſchof Stephan Weber als Consecrator des „altare Maximum Collegii Moguntini" gewidmet habe (freundliche Mitteilung der Herren Prof. Dr. Heidenheimer und Dr. Schorn der Mainzer Stadtbibliothek). Wir ſind bis jetzt alſo für unſere Kenntnis vom Zuſtande des Hochaltars im Dome immer noch auf das angewieſen, was Bourdon und die Späteren darüber berichten (ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 S. 179), und dieſe Angaben beziehen ſich auf den Zuſtand des Altars nach ſeiner Verſetzung in die Vierung; ob nun bei dieſer Gelegenheit an dem Hochaltare Veränderungen vorgenommen wurden und wie weit ſich dieſe erſtreckten, wiſſen wir bis jetzt nicht.

IV.

Mainzer Fahnen aus der Schwedenzeit in Stockholm[1)]

von T. J. Petrelli

DIE bedeutende Trophäenſammlung des ſchwediſchen Staates, die nach Karls XII. Tod im Jahre 1718 dem Verfalle überlaſſen wurde und nach mehrfachen Umzügen nach verſchiedenen Räumen endlich zur Ausſchmückung der Ridderholmskirche in Stockholm verwandt wurde, die, wie bekannt, als Grabſtätte für das Königshaus und einige vornehme Familien dient, befand ſich im Anfang dieſes Jahrhunderts in betrüblichem Zuſtande. Da griff bis die Frage einer geeigneten und würdigen Unterkunft für dieſe einzig daſtehende große Sammlung gelöſt werden kann. Nach der Überſiedlung in das genannte Muſeum iſt ſie Gegenſtand einer Unterſuchung geweſen. Es verſteht ſich indeſſen von ſelbſt, daß die Frage der Herkunft der einzelnen Stücke oft nicht in Schweden gelöſt werden kann. Dafür iſt Zugang zu den Archiven fremder Länder und geeignete Zuſammenarbeit mit aus-

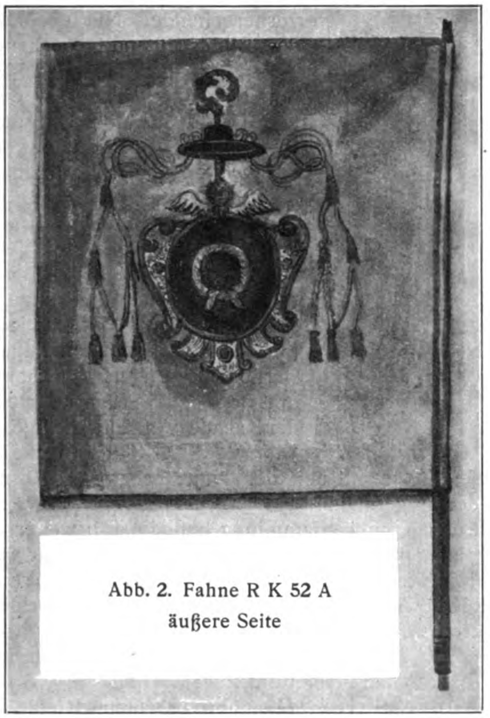


Abb. 2. Fahne R K 52 A
äußere Seite

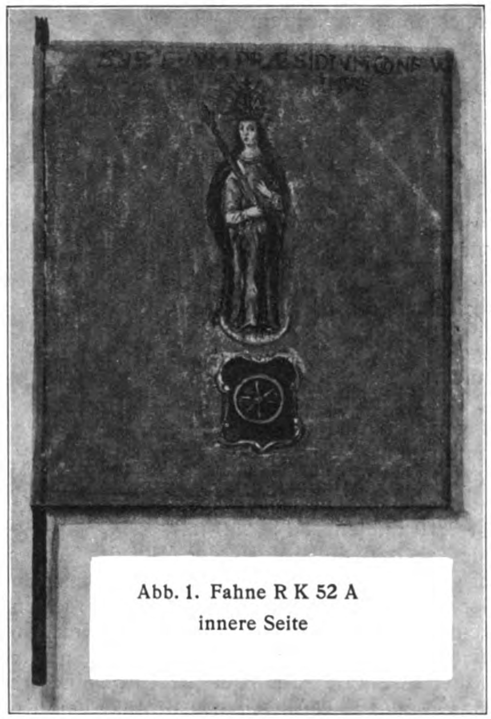


Abb. 1. Fahne R K 52 A
innere Seite

König Oskar II. ein. Selbſt Hiſtoriker und kriegswiſſenſchaftlicher Forſcher, hegte er Intereſſe für dieſe ſtolzen Siegeserinnerungen, und auf ſeinen Befehl wurden ſie deshalb 1906 aus der engen und feuchten Kirche fortgeſchafft, wo ſie ſo ſchlecht aufgehoben waren, und erhielten vorläufig eine Freiſtatt im Nordiſchen Muſeum, ländiſchen Forſchern erforderlich. Ein ſolches Zuſammenarbeiten erſcheint für beide Seiten wünſchenswert, da hierdurch einerſeits Kenntnis von dem verbreitet wird, was ſich hier findet, andererſeits Kenntnis darüber, woher die Trophäen ſtammen.

Im folgenden wird ein Bericht über einige Trophäen mitgeteilt, von welchen man wegen ihrer Verzierung mit einem Rad mutmaßen kann, daß ſie möglicherweiſe aus Mainz ſtammen können, und es wäre von großem Intereſſe für die Sammlung, wenn ſie Gegenſtand einer ſachkundigen Behandlung durch einen Deutſchen würden.

Die Bezeichnung „innere und äußere Seite“ des Fahnentuchs, die in der Beſchreibung angewandt wird, iſt ſo gemeint, daß man ſich die Fahne (Standarte) an der rechten Seite des Trägers getragen denkt, indem das Tuch nach hinten weht. Die Seite des Tuches, die dem Träger zugewandt iſt, wird die innere genannt.

[1)] Den hier vorliegenden Beitrag des Herrn Kriegsarchivars Petrelli verdanken wir der freundlichen Vermittelung des Herrn Profeſſors Jürges in Wiesbaden, der ihn auch ins Deutſche überſetzt hat. Herr Petrelli bezweckt mit ſeinem Berichte in erſter Linie, die deutſche Forſchung zu veranlaſſen, den von ihm hier angeſchnittenen Fragen näher zu treten. Wir verſprechen uns Ergebniſſe für die Geſchichte unſerer Stadt daraus; haben doch auch die auf dem Gebiete der Bibliotheksgeſchichte in Schweden gemachten Entdeckungen recht wertvolle Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz zur Schwedenzeit geliefert. Herr Kriegsarchivar Petrelli, Stockholm, Kgl. Krigsarkivet, iſt auch zu jeder Auskunft über die hier in Frage kommenden Trophäen gerne bereit.
Die Schriftleitung der Mainzer Ztſchr.

In der Reihe von roten Fahnen, die hier aufgeführt werden, ſind die Bemalungen in hohem Grade beſchädigt und kaum unterſcheidbar.

R K 52 A[1]) (Abb. 1 u. 2). Fahne aus blauer Seide. Tuchlänge ſenkrecht 2,10 m, wagerecht ungefähr 1,90 m.

Innere Seite (Abb. 1): Madonna in rotem Kleide, blauem Mantel und mit geſchloſſener goldener Krone auf dem Haupte ſteht auf einem goldenen Halbmond und hält in der rechten Hand einen Zepter, während die linke Hand an der Bruſt gehalten wird. Über dem Bilde in Gold die Inſchrift:

SVB TVVM PRÆSIDIVM CONFVGIMVS.

Unter dem Bilde ein Wappenſchild mit weißem Rad in rotem Feld.

Äußere Seite (Abb. 2): Rotes Wappenſchild, und darin ein weißer Kranz. Über dem Schilde ein goldenes Engelshaupt mit Silberflügeln, und um das Schild ein mit Gold eingefaßtes Silberornament. Hinter dem Schild erhebt ſich ein großer goldener Biſchofsſtab, und dem Schilde am nächſten ein ſchwarzer Hut mit an den Seiten des Schildes niederhängenden Silberſchnüren mit Franſen. Längs dem linken Büſchel von Schnüren, zwiſchen dieſen und der Fahnenſtange erſcheinen ſenkrecht untereinanderſtehend die Buchſtaben: G C P C. Bilder und Inſchriften ſind gemalt. Auf der Stange iſt eingeſchnitten: XVII.



Abb. 3. Fahne R K 164 A

R K 164 A (Abb. 3). Fahne aus roter Seide. Tuchlänge wagerecht 3,10 m, ſenkrecht 2,50 m. Beide Seiten ſind gleich. In der Mitte des Tuches ein dicht geflochtener goldener Kranz, zuſammengehalten in der Mitte der oberen und unteren ſowie rechten und linken Seite durch eine blaue Kugel. Im Kranz unterſcheidet man einen geharniſchten Arm, der ein aufwärts gerichtetes Schwert hält, um deſſen Klinge ein Lorbeerzweig gewunden iſt. Alles iſt gemalt. Über dem Kranze eine ſchwarze Kartuſche, umgeben von goldenen Ornamenten, und in ihr in Gold die Inſchrift:

IDEM PACIS MEDIVSQVE BELLI.

Fahnenſtange aus unbemaltem Buchenholz und verſehen mit vergoldeter Eiſenſpitze, und in dieſer in durchbrochener Arbeit ein Rad.

R K 55 A. Fahne aus roter Seide von derſelben Art, wie vorhergehende. Länge des Tuches ſenkrecht 3,06 m, wagerecht 2,70 m.

Im Kranze ſcheint ein Pfeiler geweſen zu ſein, der oben mit drei großen Ringen verſehen iſt. An den Pfeiler iſt eine Leiter angelehnt. Die Kartuſche hat in Gold die Inſchrift: GRADATIM. Fahnenſtange und Spitze wie die vorhergehende R K 164 A.

R K 65 E. Fahne aus roter Seide von derſelben Art, wie vorhergehende. Tuchlänge ſenkrecht 3,06 m, wagerecht 2,80 m. Spur von einem Kranze, aber das Bild darin iſt vollſtändig zerſtört. In der Kartuſche die goldene Inſchrift: ASSVESCO FVTVRÆ MILITIÆ.

R K 4 Q. Fahne aus roter Seide von derſelben Art, wie vorhergehende, ſehr beſchädigt. Tuchlänge ſenkrecht 3,05 m, die wagerechte Länge kann infolge des Defektes nicht angegeben werden. Die Malerei iſt ſo gut wie zerſtört. Möglicherweiſe iſt im Kranze abgebildet geweſen ein auf dem Boden (neben einem Neſt?) ſtehender ſchwarzer Adler mit goldenen Beinen und Klauen und mit einem Gegenſtand (einem Haſen?) im Schnabel. In der Kartuſche Inſchrift in Gold: PRÆTENTAT VIRES (vgl. Ovid. Metam. VIII 7). Stange wie bei R K 164 A, aber die Spitze fehlt.

R K 4 A. Reſt einer Fahne aus roter Seide von derſelben Art, wie vorhergehende. Nur die Hälfte des Bildes iſt noch vorhanden. Was übrig iſt, zeigt zwei kämpfende ſchwarze Vögel, von denen der eine den andern, auf deſſen Bruſt er ſteht, zu Boden geworfen hat. Zwei Hände ſtrecken ſich nach den Vögeln hin aus. Von der Kartuſche mit Inſchrift ſind nur geringe Reſte zu ſehen. Stange fehlt.

Es iſt außerdem eine Fahne derſelben Art dageweſen, die jedoch ſchon 1680 in ſo üblem Zuſtande war, daß das Bild darin nicht mehr unterſchieden werden konnte. In der Kartuſche in Gold die Inſchrift: VIRTVTIS GLORIAM . . . . Dieſe Fahne iſt bei der Unterſuchung 1910 nicht wieder aufgefunden.

In der Trophäenſammlung befindet ſich weiter eine loſe Fahnenſtange, die zu derſelben Art gehört und wahrſcheinlich zu R K 4 A gehört.

R K 76 A. Standarte von rotem Damaſt. Tuchlänge ſenkrecht 51 cm, wagerecht ungefähr 80 cm. Mit rotweißen Franſen eingefaßt. Spitze verſilbert, darin in durchbrochener Arbeit ein Rad.

Innere Seite: Madonna in rotem Kleide und blauem Mantel, mit einem Heiligenſchein, ſteht auf einem Silber-Halbmond und trägt mit beiden Händen das Chriſtuskind. Alles gemalt. Rund um die Madonna eine Glorie von goldenen Flammen. Unter dem Bild in Gold die Inſchrift: MARIA ORA PRO NOBIS.

Äußere Seite: Ein Lorbeerkranz, oben zuſammengehalten von einer Kaiſerkrone, und in dem Kranz F · II.

⁂

In Ergänzung der Anmerkung des Schriftleiters zu dem Aufſatz des Herrn Petrelli ſeien die Leſer unſerer Zeitſchrift auf eine Anfangs Oktober 1916 in Uppſala erſchienene akademiſche Abhandlung aufmerkſam gemacht, die alle bisher erſchienenen Unterſuchungen über die von ſchwediſchen Königen auf ihren verſchiedenen Kriegszügen mitfortgeführte literariſche Beute zuſammenfaßt und durch eigene Forſchungen vielfach aufs glücklichſte ergänzt (Storhetstidens litterära krigsbyten.

[1]) Hiermit wird, wie entſprechend im folgenden, die Inventar-Nummer bezeichnet.

En kulturhistorisk-bibliografisk studie. I. Akademisk afhandling af O. Walde. Uppsala & Stockholm 1916). Mainz beanſprucht leider in dieſem 350 Seiten umfaſſenden Buche den recht anſehnlichen Raum von 30 Seiten (S. 138—168). Da Waldes Schrift, in ſchwediſcher Sprache abgefaßt, manchem Leſer unzugänglich bleiben wird, der ſich für die Geſchichte der im 17. Jahrhundert von den Schweden geplünderten Mainzer Bibliotheken intereſſieren würde, wird deren Inhalt im nächſten Heft der Mainzer Zeitſchrift, ſoweit er ſich auf die Verſchleppung von Büchern aus Mainzer Bibliotheken bezieht, ausführlich wiedergegeben werden.

G. Binz

V.

Zur Madonna aus der Korbgasse in Mainz

von D. Heubach

WIR haben in den Naſſauiſchen Heimatblättern im 16. Jahrgang, Juli 1912, S. 57 Anm. darauf hingewieſen, daß in der Demminſchen Sammlung zu Wiesbaden ſich ein kleiner Sandſteinkruzifixus (Abb. 1) befinde, der auffallend an die Kruzifixe in der Hand der Madonnen aus der Korbgaſſe (Abb. 2) und aus dem Karmeliterkloſter in Mainz erinnere und nach unſerer Vermutung eben einer ſolchen Figur angehört habe (Kat.Nr. 1398, aus Mainz).[1]) Eine nähere Unterſuchung an den Originalen, die Herr Prof. Neeb vorgenommen hatte, ergab nun, daß der Kruzifixus an der Madonna aus der Korbgaſſe in Gips neu ergänzt iſt und daß die Demminſche Sammlung höchſtwahrſcheinlich den echten Kruzifixus beſitzt, der einſt ausgebrochen wurde und dann in den Kunſthandel gekommen iſt. Es handelt ſich um ein künſtleriſch beſonders merkwürdiges Kruzifix (Wolkenkranz, Engel, Phönix), das Back zu eingehender Betrachtung Anlaß gegeben hat. Wir verweiſen auf ſeine Ausführungen auf S. 24 zu Taf. 14, Fig. 1 ſeines Buches über mittelrheiniſche Kunſt (er datiert um 1415). Unſer Kruzifixus iſt 17 cm lang, grüne Farbſpuren zeigen ſich an der Dornenkrone, an den Wolken auch Reſte von Vergoldung, auf der Rückſeite findet ſich etwas roter Bolusgrund. Dieſer Typus des Gekreuzigten mit dem ſehr weit vorgeneigten Haupt und der ſtarken Ausbiegung der Hüfte nach links läßt ſich in der gleichzeitigen Kunſt häufig nachweiſen: ſo auf der bayeriſchen Kreuzigung bei Burger, Deutſche Malerei S. 207 Abb. 240,

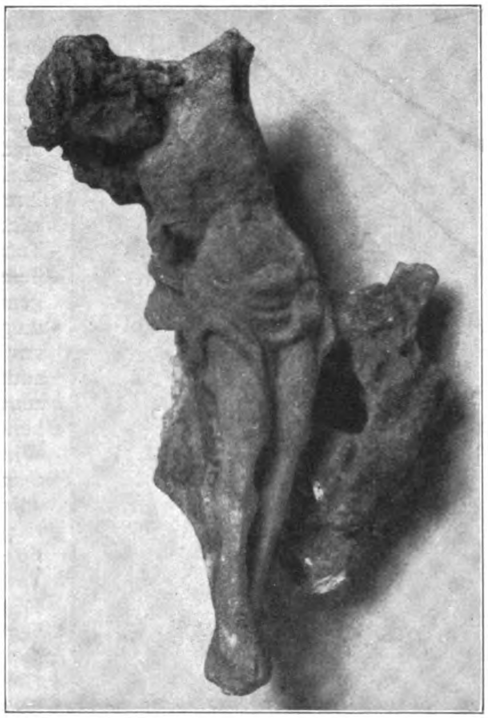


Abb. 1. Kruzifixus von der Madonna aus der Korbgaſſe (Demminſche Sammlung im Muſeum in Wiesbaden)



Abb. 2. Madonna aus der Korbgaſſe (Altertumsmuſeum der Stadt Mainz)

auf dem oberrheiniſchen Bild, das Joſeph Sauer in der Ztſchr. f. chriſtl. Kunſt 1912 Taf. 1 farbig wiedergegeben hat, und auf dem Altar der Lambertikirche zu Hildesheim (Monatsh. f. Kunſtw., 6. Jhrg. 1913, Taf. 86). Auch an den Kruzifixus am Modell zum Grabmal Ludwigs des Gebarteten wäre zu erinnern, deſſen anatomiſche Durchbildung ähnlich iſt (Alwin Schultz, Deutſches Leben im 14. und 15. Jahrh., kl. Ausg., B. 2, Fig. 316). Der Künſtler war nach Back ein Goldſchmied oder Elfenbeinſchnitzer, und in ſeiner handwerklich bedingten Kunſtauffaſſung findet jene Kleinarbeit an dem gegabelten Zweig, mit dem von Engeln umſchwebten Kruzifixus und dem Vogel Phönix ihre Erklärung.

[1]) Die Originale beider Madonnen befinden ſich jetzt im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz. Wir haben ferner in derſelben Zeitſchrift, 19. Jahrgang 1915, Nr. 1 und 2, S. 25 Anm. 2 auf die Mainzer Madonna aufmerkſam gemacht, die ſeit 1870 in Amberg iſt (Kunſtdenkm. des Königreiches Bayern, Oberpfalz und Regensburg XVI. Stadt Amberg S. 77) und ſtiliſtiſch genau den genannten Muttergottesdarſtellungen entſpricht.

VI.

Eine Ton-Madonna zu Hallgarten im Rheingau

von E. Zimmermann-Deissler

AUF dem Hochaltar der Pfarrkirche zu Hallgarten befand sich bis vor kurzem eine Muttergottes-Statue, die infolge ihres hohen und dunklen Standortes wenig bekannt war.[1]) Erst eine bessere Aufstellung und gute Photographien[2]) lassen ihre große Schönheit völlig zur Geltung kommen und ermöglichen es, sie mit den bekannten Werken mittelrheinischer Tonplastik eingehender zu vergleichen. Maria steht etwas nach rechts gewendet auf der nach unten gekehrten Mondsichel. Das lebhaft bewegte Kind, von ihrer Linken gestützt, spielt fröhlich mit einer Weintraube. In der anmutigen Neigung des Kopfes, dem feingefältelten, über die Brust herabreichenden Kopftuch, den schmalen, weichfließenden Falten des Gewandes, den schönen Wellensäumen des an beiden Seiten aufgenommenen Mantels ist die Figur der Louvre-Madonna[3]) überraschend ähnlich. Die eigenartige Krone, deren prachtvolle Laubwerkzacken mit kleinen Querästchen auf dem Reif aufsitzen, kann sogar ergänzend für die halbzerstörte der Pariser Figur eintreten. Andererseits läßt die durchaus gleiche Haltung der ausgestreckten Hand bei der Louvre-Madonna vermuten, daß die ergänzte Rechte der Hallgartnerin in ihrer Bewegung den ursprünglichen Zustand wiedergibt. Geringe Abweichungen im Kopf der Madonna, im Gewande, soweit die Photographie Vergleiche gestattet, veranlassen mich jedoch eine Annahme gleicher in beiden Fällen benutzter Teilformen abzulehnen.[4]) Die starke Verschiedenheit der Kinder würde hierfür nicht ins Gewicht fallen, wenn, wie ich annehmen möchte, auch beim Pariser Werk Kind und linke Hand der Madonna aus einem Stück geformt und besonders gebrannt sind.[5]) Die beiden verwandte Dromersheimer Madonna im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum[6]) weist gleichfalls diese technische Besonderheit auf. Bei ihr und der Hallgartnerin war auch die rechte verloren gegangene Hand eingesetzt. Sehr verwandt sind dieser Gruppe endlich zwei Statuen in Bingen, die Heiligen Barbara und Katharina, im Barbarabau der Pfarrkirche befindlich.[7])



Abb. 1. Madonna in der Pfarrkirche zu Hallgarten

Es sei hier ein Versuch gemacht, die Beziehungen dieser fünf Werke untereinander und ihre Stellung innerhalb der Entwicklung der mittelrheinischen Tonplastik näher zu charakterisieren. Abgesehen von den großen Übereinstimmungen in Haltung und Gewand sind die Pariser und die Hallgartner Madonna auch durch den Vorzug glänzender Qualität miteinander verknüpft. Mochte vielleicht die Wiederholung durch den besonderen Wunsch des Bestellers veranlaßt sein, zu einer schematischen Kopie ist es doch nicht gekommen. Feierlicher, religiöser ist das Thema in Paris gefaßt. Der Segensgebärde des Kindes entspricht der ernste Ausdruck auf den schmalen Zügen der Mutter. Die Hallgartnerin sieht rundlich-freundlich dem kindlichen Spiele zu. In den formalen Einzelheiten sind die Köpfe jedoch so verwandt, daß für beide Werke der gleiche Meister in Anspruch genommen werden muß. Besonders charakteristisch ist die schmale, kräftig vorspringende Nase, der nicht allzu volle, seitlich spitz verlaufende Mund und das energische Kinn. Sehr übereinstimmend sind auch Stirn und Haaransatz. Etwas von jener durchgeistigten Schönheit der Lorcher und Dernburger Marien[8]) scheint die Pariser Madonna zu verklären. Die

[1]) Ch. Rauch, Hessenkunst 1914 S. 6. Nicht erwähnt bei Luthmer, Bau- und Kunstdenkm. im Regierungsbez. Wiesbaden Bd. 1. Eine neue, ungenaue Kopie in der Frankfurter Leonhardskirche.

[2]) Amtsgerichtsrat von Braunmühl in Eltville bin ich für die im Herbst 1916 von mir für meine Studien erbetenen und durch Photograph Brodhag daselbst ausgeführten Aufnahmen zu Dank verpflichtet, ebenso für folgende Mitteilung: Höhe 1,13 m, rechte Hand der Madonna mit dem Gefäß ergänzt, Kind etwas beschädigt, Fassung neu.

[3]) A. Michel, Gazette de Beaux Arts 1903 I S. 371 und Rauch, Hessenkunst 1911 S. 6.

[4]) Ch. Rauch, Hessenkunst 1914 S. 6.

[5]) A. Michel, a. a. O. erwähnt nichts davon.

[6]) W. Vöge, Katalog der deutschen Bildwerke Nr. 74.

[7]) Siehe F. Back, Mittelrhein. Kunst 1910, Tafel 18, 19, 24, 25.

[8]) Ch. Rauch, Hessenkunst 1910 S. 12f.

liebenswürdige Heiterkeit ihrer Hallgartner Schweſter weiſt mehr auf die ſpätere Entwicklung der Tonplaſtik, den Cardener Altar.[1]) Die beiden gemeinſame Gewandanordnung gibt in ihren parallel herabſtrömenden Kurven einen deutlichen Nachklang ähnlicher Tendenzen beim Lorcher Kreuzaltar. Chriſtus iſt hierfür und für die Saumbildung zu vergleichen. Nur was bei ihm noch ſtreng und altertümlich gebunden erſcheint, iſt dort gelöſter, freier. Auch erinnern die Züge des Mantelſaumes am rechten Arme in der Häufung ziemlich flacher Vertikalfalten an die Maria des älteren Werkes. Rechts dagegen iſt das Einzelmotiv größer, ſtärker gerundet. Ungefähr zehn bis fünfzehn Jahre nach dem Lorcher Altar — er iſt 1404 geſtiftet — mögen unſere Madonnen entſtanden ſein. Verwandt iſt beiden in der knappen Bildung der links gehäuften Mantelſäume Katharina. Das ſchmale Oval des Kopfes rückt ſie näher an die Louvre-Madonna heran. Leicht läßt ſich das Motiv der querlaufenden Schüſſelfalten zurück zur Lorcher Maria und vorwärts zum Petrus des Cardener Altares verfolgen. Ein Zuwachs an Volumen iſt dieſen drei Figuren, beſonders der ſchlanken Katharina gegenüber bei der Dromersheimer Madonna zu konſtatieren. Die ſchärfer umknickenden Gewandenden ſind gleichfalls im Sinne eines zeitlichen Fortſchritts zu deuten. Andererſeits wirken die unentwickelten Formen des Geſichtes, der ſtrenge, an die Lorcher Marien erinnernde Umriß links noch altertümlich. Dieſe beiden letzten Werke, die Binger Katharina und die Dromersheimer Madonna, ſind zeitlich kaum von den zuerſt beſprochenen zu trennen. Gewiſſe altertümliche Züge und der Mangel an jener letzten künſtleriſchen Vollendung, die den andern innewohnt, iſt aus einer ſtärkeren Beteiligung von Geſellenhänden zu erklären. Am deutlichſten tritt die großzügig breite Kompoſitionsweiſe der Blütezeit des weichen Stiles bei der Barbara zu Tage. Ihr weitausladender Umriß, ihre vollen Geſichtszüge erinnern ſchon an die Stilſtufe um 1430, die durch den Cardener Altar charakteriſiert wird.



Abb. 2. Kopf der Muttergottes zu Hallgarten

Rauch, der dieſe Gruppe zuerſt zuſammengeſtellt hat, ſchreibt ſie einer Hand zu und vermutet in ihr Jugendwerke des Cardener Meiſters. Ich möchte dieſer Hypotheſe nicht zuſtimmen. Die ſtarke formale Verwandtſchaft, die von Anbeginn der Schule an ſich durch alle Werke hindurchzieht, erſchwert die Verteilung auf einzelne Meiſter. Eine letzte Entſcheidung wird ſchließlich von unwägbaren Dingen, dem ſeeliſchen Gehalt abhängig ſein. In dieſer Hinſicht iſt die Grenze zwiſchen dem Meiſter des Lorcher Altares und ſeinen Nachfolgern leicht zu ziehen. Unter letzteren iſt ſie aber verwiſcht. Werkſtattarbeiten — als ſolche iſt auch die Binger Barbara anzuſehen — erſchweren die Löſung des Problems. Dennoch glaube ich, wird man gut tun, unſere hier erörterte Gruppe von dem Cardener Altar zu trennen. Daß die künſtleriſche Entwicklung eines Meiſters, der von den formal wie ſeeliſch vollendeten Köpfen der Hallgartner und Louvre-Madonna ausgeht, zu dem recht diesſeitigen, ſogar etwas derben Typus der Cardener Maria führen ſollte, iſt ſchwer glaubhaft zu machen.

[1]) Ch. Rauch, Heſſenkunſt 1914 S. 1 f.

N a ch ſ ch r i f t: Während der Drucklegung dieſes Aufſatzes erſchien von Fr. Th. Klingelſchmitt „Unſere liebe Frau von Hallgarten“ bei Heinrich Staadt, Wiesbaden.

Ich möchte zu dieſem Artikel folgendes bemerken. In Fachkreiſen war die Madonna ſeit Ch. Rauchs Aufſatz in der Heſſenkunſt 1914 bekannt, was Fr. Th. Klingelſchmitt auch auf S. 4 zugibt, während er auf S. 3 von der Entdeckung im Jahre 1916 ſpricht.

Mit Recht weiſt Fr. Th. Klingelſchmitt auf die Zuſammenhänge mit der Steinplaſtik hin (ſ. auch F. Back a. a. O. Anm. 46), aber ich ſehe dieſe anders, als er ſie darſtellt. Gerade weil Ton- und Steinplaſtik ſo eng miteinander verknüpft ſind, darf man nicht ſofort bei einigen Übereinſtimmungen an den gleichen Meiſter glauben. Durch ſolche Zuſchreibungen werden die Zuſammenhänge nicht klarer.

Ich bin in meinem Aufſatz auf dieſe Dinge nicht eingegangen, weil ich in einer größeren Arbeit über die Plaſtik des weichen Stiles am Mittelrhein eine eingehende Darſtellung der Entwicklung geben will.

Frankfurt a. M., den 30. Dezember 1916.

VII.

Einige römische Grabdenkmäler, die aus Mainz stammen oder im Altertumsmuseum daselbst aufbewahrt werden von K. Körber

Fortſetzung[1])

II. Die Legionssoldaten

3 **Grabſtein des Cn. Muſius** (Abb. Taf. IX 1). Gef. am 15. April 1831 bei Erweiterung des Friedhofs der Stadt Mainz. — Kalkſtein. H. 215 cm, Br. 94 cm, D. 29 cm. Der Stein iſt unten gebrochen, und dadurch ſind die beiden letzten Zeilen der Inſchrift arg beſchädigt. Bei der früheren Aufſtellung waren ſie aber geſchickt in Gips ergänzt, weshalb die Inſchrift auf den früheren Abbildungen (auch auf Tafel IX) völlig unverletzt erſcheint; ihr wirklicher Zuſtand iſt aus dem S. 56 beigegebenen beſonderen Bild zu erſehen. — Das Denkmal iſt als Nachahmung eines Grabtempels gedacht, aber der Tragbalken des Giebeldreiecks wird durch den muſchelartigen, mit einem Mittelzapfen abſchließenden Baldachin, unter dem der Verſtorbene ſteht, durchbrochen, und darüber liegt noch ein Zierband, das an den Enden und in der Mitte ſchneckenartige Stirnziegel, ſonſt zwei abwärts ſteigende Delphine ſowie Doppelvoluten mit dazwiſchen ſtehenden, wie Pfeile ausſehenden langſtieligen Blättern (ſ. Nr. 15) zeigt. Solche Tiere und Miſchgeſtalten, wie Delphine, Hippokampen, Tritonen uſw., ſollten urſprünglich an die große Reiſe ins Jenſeits erinnern, ſind aber in der römiſchen Provinzialkunſt zum bloßen Schmuck ohne tiefere Bedeutung geworden. Der Giebel ruht auf zwei ſchlanken Säulen, die über der Baſis palmenartig geſchuppt, weiter oben gewunden ſind und ein mit drei Reihen von Akanthusblättern und Schnecken geſchmücktes Kapitäl tragen.

Der Verſtorbene ſelbſt iſt in Vorderanſicht dargeſtellt. Er ſteht mit geſpreizten Beinen da, mit der Rechten den Adler haltend, die Linke auf den Schild legend; dabei iſt der linke Arm ein gutes Stück kürzer als der rechte. Die Augen ſind weit offen, die Ohren, wie auf faſt allen unſeren römiſchen Grabſteinen, ſehr abſtehend, um ſie beſſer ſichtbar zu machen. Aus künſtleriſchen Rückſichten iſt der Kopf unbedeckt, damit der Helm das Geſicht nicht verhüllt. Sonſt aber iſt unſer Adlerträger im Kriegsgewand und vollen Waffenſchmuck dargeſtellt. Über dem wollenen oder leinenen Hemd, der Tunica, die an den Oberarmen und Schenkeln ſichtbar wird, ſieht man den Ringpanzer (lorica hamata) an denſelben Stellen — an den Schenkeln in zwei bogenförmigen Ausſchnitten — zum Vorſchein kommen und darüber erſt den Lederkoller. Dieſer iſt, um die Körperbewegung nicht zu hindern, an den Armen und am Leib in Streifen ausgeſchnitten, und zwar ſind die Ärmelſtreifen nach der Bruſt hin länger als die nach außen hin, damit ſie bei gehobenem Arm die Achſelhöhle und die hier befindliche Schlagader beſſer ſchützen. Auch was am Halſe ſichtbar wird, gehört wohl zu dieſem Waffenrock, nicht, wie Lindenſchmit meinte, zu einem beſonderen zwiſchen Hemd und Ringpanzer getragenen „Wamms von feinem Leder"; eher könnte man es für die Falten der Tunica halten, da man allerdings nicht recht einſieht, warum der Koller am Hals geſchlitzt ſein ſoll, und auch der mittlere Streifen und der übernächſte rechts und links höher liegen als die dazwiſchen befindlichen (an den Ärmeln liegen ſie freilich auch nicht ganz in einer Fläche). Dann müßte das, was wie der oberſte halbrunde Teil des Riemengeflechtes ausſieht, der wulſtige Saum am Halsausſchnitt des Kollers ſein. Die Handwurzel des rechten Armes iſt mit vier offenen, nebeneinanderliegenden Ringſpangen geſchmückt. Die Schultern ſind noch einmal beſonders gedeckt durch Schienen von dickem Leder oder Metall, die ſich bei der Bewegung ineinanderſchieben, wie man das bei mittelalterlichen Rüſtungen ſehen kann. Daß der Lederkoller über dem Ringpanzer getragen wurde, während man doch wegen des dann verringerten Druckes das Gegenteil erwarten ſollte, ſehen wir ganz deutlich auch auf den Bildern König Ludwigs des Bayern und der ſieben Kurfürſten, die an den Zinnen des zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbauten Mainzer Kaufhauſes angebracht ſind (ſ. Abb. Zeitſchr. d. Mzr. Altertumsv. IV (1905) Taf. III und IV). — Von Hoſen iſt keine Spur zu entdecken, wenn man nicht eine freilich ſchwer erklärbare Kante, die oberhalb der Knöchel um das Bein läuft, als ihre untere Begrenzung anſehen will. Auf der anderen Seite ſind ſo lange, eng anliegende Hoſen doch ſehr unwahrſcheinlich. Von der Fußbekleidung iſt nur das Schnürwerk des Lederzeugs zu ſehen, welches die in Wirklichkeit dicke und ſtark benagelte Sohle am Fuß befeſtigte. Es gleicht bis in die Einzelheiten dem Riemenwerk, das mit den zugehörigen Sandalen vielfach in Mainz neben der unter der Emmeransſtraße herlaufenden römiſchen Straße gefunden worden iſt. — Auf dem Waffenrock ſieht man an einem Riemengeflecht befeſtigt die Ehrenzeichen des Verſtorbenen, nämlich drei Reihen von Scheiben mit einem Buckel in der Mitte und aufgetriebenem Rand (*phalerae*) und darüber zwei offene Halsringe mit Knopfenden (*torques*) (vgl. darüber: O. Jahn, Die Lauersforter Phalerae, Bonner Winkelmannsprogramm 1860 und P. Steiner, Die dona militaria, B. J. 114/5 S. 1 ff.). Wie auf unſerem, ſo erſcheinen auf den meiſten anderen

[1]) Von den *Mzr.* Ztſchr. X S. 118 Anm. bezeichneten Grabſteinen werden hier übergangen 1) alle diejenigen, die ſchon früher in den Nachträgen zum Beckerſchen Katalog oder in der *Mainzer* Zeitſchrift mit vollſtändiger Abbildung behandelt worden ſind (aus Nachtr. III Nr. 56, 58, 59, 74, 128, 129 ſowie der jetzt in Bingen befindliche Nr. 57; aus *Mzr.* Ztſchr. Heft II S. 24 Nr. 3 und S. 26 Nr. 4. Heft VI S. 122 Nr. 3, S. 123 Nr. 7, S. 124 Nr. 8. Heft VII S. 17 Nr. 33. Heft VIII/IX S. 18 Nr. 2). 2) alle diejenigen verlorenen Denkmäler, von denen nur die Inſchrift — ohne Abbildung — überliefert iſt. Die Abbildungen zu Nr. 15, 18, 20 ſind nach Photographien, die ich der Güte Gropengießers verdanke, die zu Nr. 3—5, 8—10, 17, 19, 22—30 nach Neebſchen Aufnahmen gemacht, die zu Nr. 3, 6, 7, 10, 12, 14, 18, 26, 27, 30, 37, 39, 41, 43, 45 nach Zeichnungen H. Wallaus.

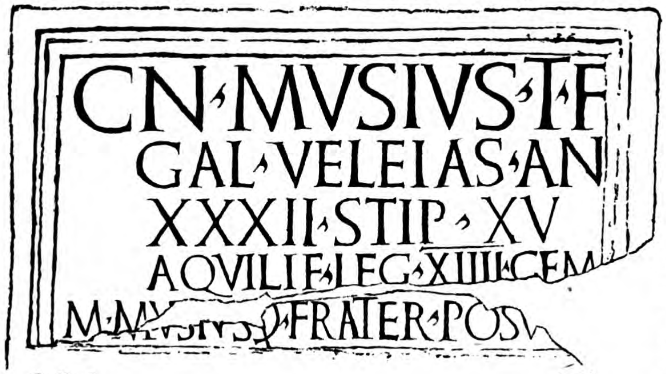
Denkmälern die *phalerae* in der Neunzahl, die *torques* paarweiſe. Sie gehören zu den *dona militaria*, mit denen perſönliche Tapferkeit von Soldaten bis zum Rang des Zenturio hinauf belohnt wurde, und mit deren Verleihung wohl auch eine Erhöhung des Soldes verbunden war. Da nach den Inſchriften die *torques* und *phalerae* ſtets in der Mehrzahl, und zwar mit *armillae* (Armringen) zuſammen verliehen wurden, ſo wird man auch in den Reifen am rechten Arm des Muſius ſolche *praemia virtutis* erkennen müſſen, zumal bei den Römern das Tragen von Armringen bei Männern an ſich nicht Sitte war. Sonſt ſind die *armillae* freilich anders geſtaltet.

Steiner hat die ſehr einleuchtende Vermutung ausgeſprochen, daß dieſe Orden ſich aus der in den Kämpfen gegen die Gallier gemachten Beute entwickelt haben, deren Verteilung dem Feldherrn zuſtand. Der *torquis* iſt ja das bekannte Abzeichen dieſes Volkes, das wir u. a. auch am Halſe des „ſterbenden Galliers" im kapitoliniſchen Muſeum ſehen (während der römiſche Soldat die *torques* bezeichnenderweiſe niemals am Halſe trägt), ebenſo iſt es von den Galliern bekannt, daß ſie Ringe am Ober- und Unterarm tragen. Die als Orden verliehenen *phalerae* aber ſind urſprünglich nichts anderes als die *phalerae* des Pferdegeſchirres, d. h. die meiſt runden Plättchen, die ſeit uralter Zeit die Verbindungs- und Kreuzungsſtellen der Lederriemen in gefälliger Weiſe verdecken (vergl. das Geſchirr auf dem Denkmal des Romanius Taf. X 5). Daß ſolche oft durch Stoff oder Verzierung im Werte geſteigerte Schmuckplatten eine für Reiter ſehr willkommene Ehrengabe waren, liegt auf der Hand, auch erklärt ſich dann ſehr gut, daß ſie immer in ſo großer Zahl zuſammen auftreten. Nun finden wir ſie auf unſeren Steindenkmälern allerdings auch als Orden von Fußgängern abgebildet, für den uns bei Polybius der Ausdruck φιάλη („Schale", bei Dichtern auch „Schild") begegnet. Steiner nimmt nun an, daß urſprünglich den Fußgängern Schild und Lanze (*hasta pura,* ebenfalls als *donum militare* bekannt; Polybius nennt ſie bezeichnenderweiſe mit dem galliſchen Namen γαῖσος), den Reitern aber *phalerae* verliehen wurden. Von dem Schild trug man nur eine kleine Nachbildung als Orden, die dann den *phalerae* ſehr ähnlich ſah und mit dieſen allmählich verſchmolz. Dieſe — wenn unverziert — einer Opferſchale gleichenden Orden wurden dann in der Kaiſerzeit an Fußſoldaten wie an Reiter unter dem Namen *phalerae* verliehen. Auf den Schultern ſieht man zwiſchen dem Riemengeflecht zwei Buckel ſich erheben; ſie dienen zur Befeſtigung desſelben auf dem Waffenrock und ſind auch auf dem Grabſtein des Q. Cornelius (ſ. Mzr. Ztſchr. VII S. 16) zu ſehen. Auch die Löwenköpfe, die man auf dem bekannten Denkmal des in der Schlacht im Teutoburger Walde gefallenen Zenturios M. Caelius von den Schultern des Verſtorbenen herabſchauen ſieht, dienen vielleicht demſelben Zwecke (v. Domaszewski, Fahnen S. 52 Anm. 1 hält ſie für Phalerae). Außer auf unſerem Grabſtein und dem eben genannten des Q. Cornelius ſind Phalerae noch auf einem dritten in Mainz gefundenen Denkmal abgebildet, nämlich dem des L. Refidius Bassus (ſ. Mzr. Ztſchr. IV S. 14; vgl. auch Nr. 9 und 10). Die deutlichſte Anſchauung davon gewährt aber der im Jahre 1858 auf dem Gute Lauersfort zwiſchen Mörs und Krefeld gemachte Fund von neun in einem kupfernen Käſtchen liegenden Phalerae aus Silberblech, die mit Gorgoneien und anderen Köpfen verziert ſind (jetzt im Berliner Muſeum, Nachbildungen im Röm. germ. Zentralmuſeum zu Mainz).

Von Waffen iſt zunächſt das Schwert zu nennen, von dem freilich nur der beſchädigte Griff mit ſeinem dicken Knauf und Bügel (ſ. Nr. 4) am rechten Unterarm ſichtbar iſt; der übrige Teil iſt nach rückwärts gerichtet zu denken. Es hängt an dem breiten, mit Metallplatten beſchlagenen Ledergürtel, an deſſen der Schnalle entgegengeſetztem Ende vier in Metallſpitzen, ſog. Riemenzungen, ausgehende Riemen befeſtigt ſind, von denen einer, den man ſich trotz ſeiner Schmalheit durchlocht denken muß, durch die Schnalle gezogen iſt, während die drei anderen in erſter Linie zum Erſatz bei Beſchädigung des erſten, aber auch zum Schmuck und zum Schutz des Unterleibes dienen. Die Riemenzungen ſollen das Einſchieben der Spitze des Leders in die Schnalle erleichtern. Der Schild ſteht zur Seite; er iſt eirund, alſo nicht ein *scutum,* denn das iſt halbzylindriſch, ſondern die *parma,* welches Wort eigentlich den runden Reiterſchild bedeutet. Er iſt, wohl des knappen Raumes wegen, etwas gar zu ſchmal geraten. Sehr deutlich ſind die zum Schmuck und zur Verſtärkung darauf angebrachten metallenen Beſchläge zu erkennen. In der Mitte ſieht man den den Handgriff im Innern deckenden Schildbuckel mit ſeiner viereckigen Beſchlagplatte, auf der ſogar die acht Stifte, mit denen er auf das Holz aufgenagelt war, ausgearbeitet ſind. Vom Schildbuckel geht nach oben und unten ein ſechsſtrahliger geflügelter Blitz aus; von dem Randbeſchlag iſt kaum noch etwas ſichtbar. Im ſtädtiſchen Altertums-Muſeum zu Mainz iſt außer Randbeſchlägen ein Schildbuckel mit Beſchlagplatte und Blitzſtrahlen erhalten von ſolcher Ähnlichkeit mit dem hier abgebildeten, daß der Schild, von dem dieſe Metallteile ſtammen, als Vorlage gedient haben könnte.

In der rechten Hand hält Muſius das von Marius eingeführte Feldzeichen der römiſchen Legion, den Adler. Die Feldzeichen ſind urſprünglich Lanzen mit einem daran angebrachten Tuch oder dergleichen. Von der Lanze iſt hier nur noch der Schaft mit der Eiſenſpitze vorhanden, mit der man ſie in den Boden einſtoßen konnte. Über der Mitte iſt daran ein Haken angebracht, der wohl weniger zum Herausziehen aus der Erde und zum Schutze der Hand diente — im letzteren Falle dürfte er nicht bloß nach einer Seite ausladen — als, auf die Schulter gelegt, das Tragen des immerhin ſchweren Feldzeichens erleichtern ſollte. Oben ſitzt auf einer kleinen Platte, die mit der runden Stange durch ein weit hinabreichendes vierkantiges Beſchläg verbunden iſt, der Adler mit dem Blitzſtrahl in den Fängen und einer Eichel im Schnabel. Die Flügel ſind emporgerichtet, als wenn er im Begriff ſei aufzufliegen, denn er ſoll wie ein glückverheißendes Augurium der Legion voranſchweben und ihr den Weg zum Siege weiſen. Die Flügel ſind mit einem Lorbeerkranze umwunden, der nach v. Domaszewski (Fahnen S. 34) als *corona muralis* aufzufaſſen iſt, die diejenige Legion erhielt, deren Adler zuerſt die Mauer erſtieg, alſo eine hohe, der ganzen Legion verliehene Auszeichnung. Die *corona muralis* ſieht ſonſt freilich ganz anders aus als ein

Lorbeerkranz: auf den bekannten Münzen des Agrippa gleicht ſie vielmehr einer mit Zinnen gekrönten Feſtungsmauer. Eher möchte ich den Kranz daher für eine *corona aurea* halten, die eine mindere Auszeichnung war. Auf der Trajansſäule ſieht man öfters neben den *phalerae* (meiſt in der Fünfzahl) auch *coronae* an den Feldzeichen angebracht (Steiner, B. J. 114/5 S. 91); vgl. auch Nr. 9 S. 63. — Der Legionsadler hat keine taktiſche Bedeutung wie die Manipelfahnen (ſ. zu Nr. 9 S. 63), ſondern nur eine ſinnbildliche: er iſt der Ausdruck der Zuſammengehörigkeit der Truppe (v. Domaszewski, Fahnen S. 24).



Zu Nr. 3 1 : 10

Der Wortlaut der Inſchrift iſt trotz Beſchädigung der zwei letzten Zeilen geſichert:

Cn(aeus) Musius T(iti) f(ilius) Gal(eria tribu) Veleias an(norum) XXXII stip(endiorum) XV, aquilif(er) leg(ionis) XIIII gem(inae). M(arcus) Musius frater posuit.

„Gnaeus Musius, des Titus Sohn, von der galeriſchen Tribus aus Veleia (in Oberitalien ſüdlich von Placentia), der 32 Jahre alt wurde und davon 15 im Dienſte ſtand, Adlerträger der vierzehnten Legion, der doppelten, iſt hier beſtattet. Das Denkmal ſetzte ſein Bruder Markus Musius."

Sehr auffallend iſt, daß die Heimatangabe bei einem Soldaten, der einer aus Vollbürgern beſtehenden Truppe, wie es die Legion war, angehörte, nicht im Ablativ des Städtenamens, ſondern durch den adjektiviſchen Stammnamen, wie das bei den Hilfstruppen üblich iſt, ausgedrückt iſt. Doch auch ſein Landsmann L. Baebius wird auf einer Kölner Inſchrift (CIL XIII 8286) als *Veleias* bezeichnet. — Der Adlerträger hat in der Legion eine ſehr angeſehene Stellung, er ſteht dem Range nach an der Spitze der *principales* unmittelbar unter dem Zenturio, wenn er auch nur ſelten zum Zenturio befördert wird. — Unſer Denkmal gehört zweifellos der juliſchen Zeit an. Das ergibt ſich daraus, daß die vierzehnte Legion, als deren Adlerträger Musius darauf genannt iſt, ſchon im Jahre 43 von Claudius nach Brittannien verlegt wurde. Sie kehrte allerdings im Jahre 70 an ihren alten Standort wieder zurück, führte aber von da an neben dem alten Beinamen *gemina* noch die zwei inzwiſchen neu erworbenen Ehrennamen *Martia victrix*, die man in den erſten zwanzig Jahren ihres neuen Aufenthaltes in Mainz — und dieſe kommen hier allein in Betracht — gewiß nicht weggelaſſen hätte, wie es ſpäter allerdings öfter geſchah, z. B. auf einem im Lager von Carnuntum gefundenen Stein vom Jahre 205 (Bericht des Vereins Carnuntum für 1899, S. 143). Auf jene frühe Zeit führt auch der Umſtand, daß Musius noch des Beinamens entbehrt, was bei Legionsſoldaten nach dem Jahre 43 nicht mehr vorkommt. Daß der Stein aber nicht etwa in die zwei erſten Jahre des Claudius, ſondern eher in die Zeit des Augustus zu ſetzen iſt, zeigt der Zierſtreifen am Giebel, der faſt nur bei ganz frühen Denkmälern vorzukommen ſcheint (ſ. zu Nr. 1). Auch der noch ſehr an die Grabtempel erinnernde Aufbau ſteht damit im Einklang.

Vgl. Lindenſchmit, A. u. h. V. I 4 Taf. VI 1; Becker, Die römiſchen Inſchriften und Steinſkulpturen des Muſeums der Stadt Mainz, 1875 Nr. 169; Weynand, Form und Dekoration der römiſchen Grabſteine der Rheinlande im 1. Jahrhundert, B. J. 108/9 (1902) S. 185 ff. Nr. 24; CIL XIII 6901.

4 Grabſtein des P. Flavoleius Cordus (Abb. Taf. IX 3). Gef. im Jahre 1851 auf dem fränkiſchen Friedhof zu Klein-Winternheim und zwar nach dem Ankaufsvertrag vom 13. April 1851 „auf dem Acker des Landwirts Adam Schreiber V an der Kaiſerſtraße nach Alzey", zuſammen mit zwei anderen Inſchrift-Steinen: CIL XIII 7258 (ſ. u. Nr. 28) und 7256. Er war (A. u. h. V. I 9 IV 1) als Deckel eines Steinſarges benutzt, der aus dem Denkmal eines römiſchen Reiters (Nr. 28) ausgemeißelt war; daher die gute Erhaltung. — Kalkſtein. H. 236 cm, Br. 72 cm, D 22 cm. — Über der Inſchrift iſt der Verſtorbene in recht gefälliger Haltung mit Unterſcheidung von Standbein und Spielbein in einer oben rund abſchließenden Niſche ſtehend dargeſtellt; in den Zwickeln darüber Löwen als Wächter des Grabes, alſo als Apotropaia dienend. — Flavoleius iſt in halbbürgerlicher Tracht dargeſtellt: er trägt keine Lorica, ſondern nur einen Leibrock (*tunica*) und den Soldatenmantel (*sagum*). Jener iſt am Halſe ſichtbar, und ſeine Ärmel bedecken die Oberarme; über den Hüften wird er durch einen ſeilartigen, geſchlungenen Gürtel zuſammengehalten, der oberhalb vom Schwert- und Dolchgürtel ſichtbar iſt. Der Mantel iſt auf der rechten Schulter durch eine Spange zuſammengeheftet; die eine Hälfte iſt ſo über die linke Schulter zurückgeworfen, daß ſie über der Bruſt bogenförmige Falten bildet, die andere hängt über den Rücken herunter. Bleigewichte in den Enden ermöglichen einen geſchmackvollen Faltenwurf. Von Hoſen iſt keine Spur ſichtbar. Die Füße ſind mit Halbſchuhen bekleidet, die die Zehen frei laſſen; über den Reihen und noch ein Stück das Bein hinauf ſieht man in leidlicher Erhaltung das zugehörige Riemenwerk. Unter den Waffen iſt zunächſt der Wurfſpeer zu nennen, der oben und unten leider gänzlich abgebrochen iſt. Gut erhalten iſt aber die Wurfſchlinge (*amentum*), durch die der Zeigefinger geſchoben iſt. Sie iſt durch zweimaliges Umlegen an dem Schafte befeſtigt und ſollte dem Speer beim Abwerfen eine rotierende Bewegung verleihen, um den Wurf dadurch treffſicher zu machen (man vergleiche die gezogenen Geſchütze unſerer Zeit). Demſelben Zweck diente es, daß die Schlinge nicht in der Mitte, ſondern etwas weiter hinten angebracht iſt, ſodaß der vordere

Teil mit der Spiţe der ſchwerere iſt. Mit Hilfe der Riemenſchlinge warf man den Speer gegen 80 m weit, viermal ſoweit als ohne ſie. Die Kürze desſelben auf unſerem Stein wird durch Raumnot zu erklären ſein. Das Schwert hängt, wie es bei römiſchen Soldaten niederen Grades immer der Fall iſt, auf der rechten, alſo unbeſchildeten Seite, wo es dem Körper gegen einen Seitenhieb einen gewiſſen Schuţ verlieh. Da das römiſche Schwert verhältnismäßig kurz iſt — der Südländer ſticht, der Nordländer haut —, ſo wird durch dieſe Art des Tragens das Herausziehen aus der Scheide nicht gehindert. Es hängt an einem Ledergurt, deſſen Schnalle unter der linken Hand ſichtbar iſt. Das dieſer entgegengeſeţte Ende des Gürtels iſt in vier Streifen geteilt, deren einer durch die Schnalle hindurch gezogen iſt und von ihr herabhängt. An ſeiner Spiţe iſt eine metallene Riemenzunge angebracht, die das Durchſtecken des im Laufe der Zeit ſonſt weich werdenden Riemens erleichtern ſoll. Der Dolch (*pugio*) iſt auf der linken Seite an einem beſonderen, mit viereckigen Metallplättchen beſchlagenem Gürtel angebracht, deſſen Schnalle über der Hand ſichtbar iſt. Die runde Scheibe dicht neben dem Dolch am Gürtel gehört offenbar zu dem Haken, an dem jener aufgehängt iſt. Vom Dolchgürtel hängen über die Mitte des Unterleibes noch ſechs mit runden Metallplättchen und Riemenzungen beſchlagene Lederſtreifen herab, die hier — anders als auf dem Muſius-Denkmal — nur zum Schmuck und allenfalls zum Schuţe des Unterleibes dienen. Im Altertums-Muſeum zu Mainz befinden ſich mehrere römiſche Dolche im Original, die in der Form des Griffes und in den Ringen und Metallbeſchlägen der Lederſcheide dem hier dargeſtellten in allen Einzelheiten gleichen. Ebenſo findet man dort auch Schnallen, Metallbeſchläge, Riemenzungen, Schwertgriffe uſw., die den Künſtler bei Herſtellung unſeres Denkmals zum Muſter gedient haben könnten. In dem Gürtel des Leibrockes ſteckt noch über der Magengrube ein viereckiger Gegenſtand, den wir auch auf den aus Bingerbrück ſtammenden Grabſteinen des Annaius und des Hyperanor (ſ. Lindenſchmit, Tracht und Bewaffnung Taf. V und VI) an dieſer Stelle dargeſtellt ſehen. Es wird ein Schreibtäfelchen ſein, vergleichbar dem Notizbuch des heutigen Feldwebels; denn daß Flavoleius zu den Unteroffizieren (principales) gehörte, iſt bei ſeiner langen Dienſtzeit wohl ſelbſtverſtändlich, troţdem er nur *miles* genannt wird (ſ. zu Nr. 10 S. 63). Die Deutung als Schreibtäfelchen wird dadurch geſichert, daß auf einem Denkmal (Mzr. Ztſchr. II S. 26) der Soldat — ein *imaginifer* — das Täfelchen in der Hand hält. Auf dem des Faltonius (Taf. IX 2) trägt es der eine Sklave. Unſicher iſt auch die Deutung der Rolle, die der Soldat in der linken Hand hält, wie es auch auf anderen Grabſteinen (z. B. dem des Imaginifer Genialis, Mzr. Ztſchr. II S. 24) vorkommt. Wahrſcheinlich iſt es das Teſtament des Verſtorbenen. Der Kopf entbehrt des Helmſchmuckes aus künſtleriſchen Gründen: es ſollte nichts verdeckt werden, wie ja auch auf neuzeitigen Denkmälern Fürſten und Heerführer ohne Kopfbedeckung auf dem Pferde ſiţend dargeſtellt werden, obgleich ſie ſich in der Öffentlichkeit gewiß niemals ſo gezeigt haben. — Auf dem Rücken hängt an einem nicht ſichtbaren Tragband der eirunde Schild, die Parma. Dieſe und die Hasta amentata gelten ſonſt als Waffen der *velites*, nicht der Legionäre. Flavoleius wird ſomit wie der ebenſo ausgerüſtete Soldat, den wir auf einem Säulenſockel (Mzr. Ztſchr. VII S. 6) abgebildet ſehen, zu den *antesignani* der Legion gehört haben. Es ſind das auserleſene Truppen, deren Ausrüſtung mit leichteren Waffen Cäſar einmal (b. c. III 84,3: *electis ad pernicitatem armis*) beſonders hervorhebt (ſ. zu Nr. 9 S. 63). Dieſe Truppengattung, die Cäſar zur Bekämpfung ſeiner an Reiterei und Leichtbewaffneten überlegenen Gegner einführte, hat offenbar wenigſtens in der erſten Kaiſerzeit noch weiter beſtanden.

Die Inſchrift lautet:

P(ublius) Flavoleius P(ublii) f(ilius) Pol(lia tribu) Mutina Cordus, mil(es) leg(ionis) XIIII gem(inae) h(ic) s(itus) e(st) ann(orum) XLIII stip(endiorum) XXIII. C(aius) Vibennius L(ucii) f(ilius) ex t(estamento) fec(it).

„Publius Flavoleius Cordus, des Publius Sohn, von der polliſchen Tribus, gebürtig aus Mutina (jeţt Modena), Soldat der 14. Legion, der doppelten, iſt hier beſtattet, nachdem er 43 Jahre alt geworden und 23 im Dienſte geſtanden. Gajus Vibennius, des Lucius Sohn, ließ auf Grund des Teſtamentes (das Denkmal) anfertigen."

Aus dem oben (zu Nr. 3 S. 56) über die Geſchichte der vierzehnten Legion Geſagten ergibt ſich ſchon, daß unſer Stein vor dem Jahre 43 geſeţt ſein wird. Dies iſt aber auch aus dem Umſtand zu ſchließen, daß der Erbe C. Vibennius, der doch gewiß auch ein Legionär war, des Beinamens noch entbehrte, was nach 43 nicht mehr vorkommt. Auch daß der obere Querſtrich nicht über allen, ſondern nur über einigen Ziffern der Legionsnummer ſteht, iſt ein Zeichen der frühen Kaiſerzeit (ſ. B. J. 111/2 S. 11). — Paläographiſch bemerkenswert iſt die Kürze des Querſtriches bei den meiſten L, die dadurch vielfach, beſonders in der erſten Zeile, dem I faſt ganz gleich werden. Der erſte Buchſtaben der Zeile iſt in der Regel etwas größer als die anderen; auch ſonſt iſt L manchmal, T überall erhöht. Eigentümlich geſtaltet iſt die Buchſtabenverbindung am Anfang der zweiten Zeile: es ſieht ſo aus als wäre einem N ein kleines v beigefügt.

Vgl. Becker Nr. 167; Lindenſchmit, A. u. h. V. I 9 Taf. IV 1; derſelbe, Tracht und Bewaffnung S. 21 und Taf. V 1; Weynand Nr. 25; CIL XIII 7255.

---

5 Zwei Bruchſtücke von dem Grabſtein eines römiſchen Soldaten (Abb. Taf. IX 10). Gef. in Breţenheim, als Geſchenk des Herrn Bauführers Lother daſelbſt im Jahre 1889 ins Muſeum verbracht, zuſammen mit dem Grabſtein des M. Aurelius Metelus (ſ. Körber, Nachtr. III zum Beckerſchen Katalog Nr. 43) und einem (von einem Grabdenkmal ſtammenden?) Löwen. — Kalkſtein. H. 19 und 38 cm, Br. 21 und 30 cm, D. 17 cm. — Erhalten iſt auf dem einen Stück der rechte Unterarm des Soldaten, der eine Lanze in der Hand hatte. Von dieſer ſieht man auf dem anderen Bruchſtück den unteren Teil. Daneben iſt hier noch die Spiţe des Schwertes erhalten; an der Scheide erkennt man einen dreieckigen Beſchlag. Das Schwert muß ziemlich weit vom Körper abgeſtanden haben. Am Rand des Steines eine ein aufgerolltes Band nachahmende Zierleiſte. — Daß es ſich um das Denkmal eines Legionärs handelt, iſt nur wahrſcheinlich.

6 Grabſtein des L. Naevius. Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 112 cm, Br. 58 cm, D. 31 cm. — In einer oben dreieckig abſchließenden Niſche, die einerſeits in das Giebelfeld, andererſeits in die Inſchriftplatte einſchneidet, ſteht das Bruſtbild des Verſtorbenen, der mit weit geöffneten Augen dargeſtellt iſt. Die Verwendung des Bruſtbildes auf Grabdenkmälern wurzelt in der altrömiſchen Sitte, die Wachsmasken der Ahnen im Atrium in kleinen tempelartigen Schränken aufzuhängen. Am Rhein iſt ſie faſt nur in vorclaudiſcher Zeit üblich (doch vgl. Nr. 7, 11 und 12). Giebeldreieck und Inſchriftplatte ſind mit profiliertem Rahmen umgeben, jenes weiſt in den ſeitlichen Ecken je eine Roſe auf. Der Verſtorbene iſt im Zivilanzug dargeſtellt: barhäuptig und mit Tunica und Mantel bekleidet. Letzterer iſt auf der rechten Schulter mit einer Spange zuſammengehalten.



Zu Nr. 6 1 : 10

Die Inſchrift lautet:

L(ucius) Naevius P(ublii) f(ilius) Stel(latina tribu) Tauri(nis) mil(es) leg(ionis) XIIII gem(inae) annor(um) XLV s(t)ip(endiorum) XXIII h(ic) s(itus) e(st). Frater posuit.

„Lucius Naevius, des Publius Sohn, von der ſtellatiniſchen Tribus aus Taurini (jetzt Turin), Soldat der vierzehnten Legion, der doppelten, der 45 Jahre alt wurde und davon 23 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Sein Bruder ließ (den Grabſtein) ſetzen."

Z. 2 *Taurini* iſt eigentlich der Name des keltiſchen Stammes und ſteht hier für ſeinen Hauptort, der, nachdem er (wahrſcheinlich durch Auguſtus) zur römiſchen Kolonie erhoben worden war, den Namen (*Colonia Iulia*) *Augusta Taurinorum* führte; jetzt Turin in Oberitalien. — Der Grabſtein iſt, weil Naevius noch des Beinamens und die vierzehnte Legion der beiden Ehrennamen *Martia victrix* entbehrt (ſ. zu Nr. 3 S. 56) in die juliſche Zeit zu ſetzen. Damals kam es auch am eheſten noch vor, daß infolge mangelnder Einteilung die Steinmetzen genötigt waren, ganze (Z. 3) oder halbe (Z. 4 und 5) Buchſtaben auf den Rand zu ſetzen. Auch die Auslaſſung von T (Z. 4 a. E. SIP ſtatt STIP) hängt damit wohl zuſammen.

Vgl. Becker Nr. 164; Weynand Nr. 23; CIL XIII 6902.

7 Grabſtein des C. Annius Salvius (?). Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 135 cm, Br. 60 cm, D. 13 cm, in der Mitte gebrochen und auch ſonſt im oberen Teil beſchädigt. — Die Mitte des ſpitz zulaufenden Giebels und des oberen Teils der Platte nimmt eine der Giebelſpitze ſich anpaſſende fünfeckige Niſche mit dem Bruſtbild des Verſtorbenen ein. Dieſer ſcheint einen eng anliegenden Waffenrock anzuhaben, der vorn einen Schlitz zeigt. In den Wulſten am Hals iſt nach zahlreichen Analogien der Trajansſäule wahrſcheinlich ein um den Hals geknüpftes Tuch zu erkennen, vielleicht das *humerale* (ſ. Mzr. Ztſchr. II S. 24 Anm.). Der Raum rechts und links von der Niſche iſt mit je drei zum Teil ſtark in die Länge gezogenen ſchneckenartig gewundenen Stirnziegeln gefüllt. Ein beſonderer Schmuck des Grabſteines beſteht in der Verzierung der die Inſchrift umgebenden Randleiſte. Sie war zur Zeit Lehnes (Geſ. Schr. Taf X) und Beckers noch beſſer erhalten, als es jetzt der Fall iſt, namentlich auf der oberen Leiſte. Hier ſah man „zwei runde Schilde mit Buckel und zwei runde Schilde mit erhabenem Rande" und außerdem vier Dolche von verſchiedener Größe. Von letzteren iſt keine ſichere Spur mehr vorhanden, von den zuerſt genannten Schilden nur die Höhlung des Buckels. Links folgt dann von oben nach unten eine Lanze, von der nur noch das untere Schaftende erhalten iſt, zwei gekreuzte Ovalſchilde, ein Rundſchild (*parma*), ein halbzylindriſcher Schild (*scutum*), eine Armſchiene, ein von innen geſehener Schildbuckel mit Handgriff in der Wölbung, zwei ſehr ſchlecht erhaltene, nebeneinanderſtehende Ovalſchilde (?). Unten glaubten Lehne und Becker noch einen „halbmondförmigen, am Halſe getragenen Bruſtſchild" erkennen zu können. Auf der rechten Leiſte folgen ebenfalls von oben nach unten: eine ſchlecht erhaltene Lanze, ein Scutum, zwei Dolche, die Lehne und Becker noch deutlich geſehen haben, Schildbuckel mit Handgriff in der Wölbung, Scutum mit Dolch daneben, drei Lanzen nebeneinander (die äußere jetzt unkenntlich), zwei Ovalſchilde nebeneinander und der „halbmondförmige Bruſtſchild". Die Beſtimmung der Gegenſtände iſt nicht überall geſichert, zum Teil weil der Maßſtab wechſelt. Der „halbmondförmige Bruſtſchild" iſt ſchlecht erhalten, ſoweit man ſehen kann, gleicht er der *pelta lunata,* dem ſog. Amazonenſchild. Die drei Speere auf der unteren Hälfte der rechten Leiſte nennt Becker Pfeile; wahrſcheinlich unrichtig, nur iſt der Schaft ſehr verkürzt und die Lanzenſpitze dadurch verhältnismäßig ſehr breit geraten (nach Steiner, B.J. 114/5 S. 8 Anm. 2). Was ich als Schildbuckel auffaſſe, nennt er „runde Schilde mit Buckel", und vielleicht ſollen ſie das in der Tat auch vorſtellen, da man ſich nicht recht denken kann, daß hier Teile einer Waffe abgebildet ſein ſollen. Und endlich könnten unter dem, was man gewöhnlich Scutum nennt, auch Beinſchienen gemeint ſein, zumal ein Schildbuckel daran nicht ſichtbar iſt. — Was bedeuten nun dieſe Bilder auf den Randleiſten des Grabſteines? Einſtmals wurden bekanntlich dem Verſtorbenen wie anderes Eigentum auch ſeine Waffen mit ins Grab gegeben, damit er ſie in der anderen Welt benützen könne, oder man hat ſie auch wohl als Schmuck oder Weihgeſchenk am Grabmal niedergelegt oder auf-

gehängt. Aber ſpäter ließ man Stellvertretung zu: man dachte, daß der Tote ſich auch mit einer verkleinerten Nachbildung ſeines Eigentums — vielleicht in anderem, minder wertvollem Stoff — und ſchließlich ſogar mit dem gemalten Bilde begnügen werde. Unſere Waffenreliefs ſind alſo ein Nachklang uralter Sitte, dienten aber wohl nur noch zum Schmuck, ohne daß man an die urſprüngliche Bedeutung noch dachte.

Sind nun aber in Wirklichkeit Kriegswaffen dargeſtellt? Gewöhnlich betrachtet man ſie als ausgeſprochene Gladiatorenwaffen, da ja bei Darſtellungen römiſcher Soldaten auf der Trajansſäule und auf rheiniſchen Grabſteinen Beinſchienen niemals vorkommen, ebenſowenig wie Armſchienen. Aber Beinſchienen trägt auch der Zenturio Q. Sertorius Festus aus Verona (Abb. Lindenſchmit, Tracht und Bewaffnung, Taf. I Nr. 6) und auf Grabſteinen der Donauländer erſcheinen ſie, für ſich dargeſtellt, geradezu als ein Abzeichen des Zenturionates (v. Domaszewski, arch. epigr. Mitt. V 206; H. Hofmann, röm. Militärgrabſteine der Donauländer, Fig. 13—18). Getragen wurden Beinſchienen alſo auch im römiſchen Heer, wenn ſchon nicht allgemein. Auf dem Denkmal von Adamkliſſi aber, das freilich wohl nicht der auguſteiſchen Zeit augehört, wie Furtwängler zu beweiſen ſuchte, ſondern wahrſcheinlich der trajaniſchen, alſo einer viel ſpäteren als unſer Grabſtein, finden wir dreimal (Tocilescu, Monument von Adamkliſſi, Metope 13, 20 und 33) römiſche Soldaten mit einer Beinſchiene am linken Unterſchenkel; überall aber ſehen wir hier bei den Fahnenträgern und den mit einem Scutum bewaffneten Legionären in Schlachtſzenen — und nur in dieſen — die Beſchienung des rechten Armes, die man vor Entdeckung dieſes großartigen Denkmals in der Dobrudſcha ausſchließlich für Gladiatorentracht hielt, und für die ſonſtige direkte Zeugniſſe weder in der Literatur noch auf der Trajans- oder der Marcusſäule vorliegen. Nur Cicero (Phil. XI 26) gebraucht einmal den Ausdruck *accipere manicas* (die Armſchienen anziehen = in den Kampf eintreten), wo Antonius nach dem Zuſammenhang kaum mit einem Gladiator verglichen ſein kann. Auch unter den römiſchen Waffen eines unteritaliſchen Trophäenreliefs aus trajaniſcher Zeit erſcheint eine Armſchiene ſowie auch mehrere *peltae lunatae* (Archäol. Zeitſchr. 1859 Nr. 128/9 Taf. 128 und 129). Und endlich haben ſich neuerdings in den römiſchen Waffenhallen von Carnuntum ſogar Originale gefunden (v. Groller, Bericht des Vereins Carnuntum für 1899 S. 115). So wird Tocilescu wohl recht haben, wenn er (a. a. O. S. 77) meint, daß wir durch die Darſtellungen auf dem Denkmal von Adamkliſſi auch über unſeren Grabſtein Aufſchluß erhalten ſowie über den des Sex. Valerius Severus (Becker, Mzr. Inſchr. Nr. 201, CIL XIII 6978), auf dem ebenfalls unter anderen Waffen Beinſchienen auf der Randleiſte dargeſtellt ſind. Daß die Legionäre von Adamkliſſi ſie nur während des Kampfes tragen, erklärt ihr Fehlen auf Grabſteinen, daß ſie auch auf der Trajans- und Marcusſäule nicht vorkommen, iſt freilich auffallend. Immerhin ſind wir nicht genötigt anzunehmen, daß man Gladiatorenwaffen, alſo die Waffen von Sklaven, dazu verwendet habe, den Grabſtein eines römiſchen Bürgers zu ſchmücken, während es andererſeits nicht ausgeſchloſſen iſt, daß neben römiſchen Waffen auch ſolche von Barbaren, gewiſſermaßen als Weihgeſchenke aufgehängt, hier erſcheinen. So gleichen die drei Lanzen auf der rechten Seite ganz den galliſchen Votivlanzen, die man bei Telamon auf dem Schlachtfeld von 225 fand, und auch den auf dem Grabſtein des Vibius Gallus abgebildeten durch Beiſchrift bezeugten *hastae purae*, die ja urſprünglich galliſche Beutelanzen waren (ſ. Steiner, B. J. 114/5 S. 7 f.). Auch die Amazonenſchilde fänden ſo vielleicht ihre Erklärung, ſehen wir ſie doch auch auf dem oben erwähnten unteritaliſchen Trophäenrelief neben römiſchen und galliſchen Waffen abgebildet.



Zu Nr. 7 1:15

Die Inſchrift lautet:

C(aius) Annius, C(ai) filius, Ani(ensi tribu) Salv[i]us, Vercellis, mil(es) leg(ionis XXII pri(migeniae) an(norum) XXXIII sti(pendiorum) XI h(ic) s(itus) e(st); h(eres) f(aciendum) c(uravit).

„Gajus Annius Salvius, des Gajus Sohn, von der anienſiſchen Tribus aus Vercellae (jetzt Vercelli in Oberitalien), Soldat der zweiundzwanzigſten, Primigenia genannten Legion, der 33 Jahre alt wurde und davon 11 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet; ſein Erbe ließ (dieſen Grabſtein) anfertigen."

Z. 2 iſt durch den Bruch der obere Teil des zwiſchen den beiden V ſtehenden Buchſtabens verloren gegangen. Für den Querſtrich eines T iſt, wie unſere ſehr genaue Abbildung zeigt, kaum Platz vorhanden, weshalb denn auch Mommſen (im Corpus) die Vermutung ausſprach, daß *Salvius* zu leſen ſei. Die für einen Beinamen allerdings auffallende Form auf *-ius* veranlaßte wohl die Herausgeber des Corpus — wie die früheren — *Salutus* zu leſen.

Über die Entſtehungszeit der hier genannten zweiundzwanzigſten Legion und ihren anfangs einzigen Beinamen Primigenia ſind die Anſichten der Gelehrten noch geteilt. Daß die aegyptiſche *leg. XXII* (nur nichtamtlich auch *Cyrenaica* genannt) wie die *legio XXI Rapax* von Augustus neugebildet worden ſei, als Rom in der Varusſchlacht drei Legionen (XVII, XVIII und XIX) verloren hatte, nahm man ſeither allgemein an, bis v. Domaszewski neuerdings (Röm. germ. Korrbl. III 30) aus einem aegyptiſchen Papyrus den Schluß zog, daß die zweiundzwanzigſte Legion bereits im Jahre 8 vor Chriſtus, alſo 17 Jahre vor der Varusſchlacht, in Aegypten ſtand. Später wurden gleichzeitig durch Spaltung aus dieſer aegyptiſchen zweiundzwanzigſten Legion und aus der pannoniſchen fünfzehnten Legion noch zwei neue mit derſelben Legionsnummer für Ober- und Nieder-

germanien gebildet, die beide den Beinamen Primigenia erhielten. Diesen übersetzt man dann mit „Die Erstgeborene, Erstentstandene“, weil sie bei jener Spaltung den Hauptstamm und vielleicht auch den Adler der alten Legion erhielt; vielleicht ist aber Weicherts Deutung richtiger, der ihn (W. Z. XXI 130 f.) mit Legionsbeinamen wie Apollinaris, Martia, Minervia vergleicht und wie andere früher schon mit der hochberühmten Fortuna Primigenia von Praeneste in Beziehung setzt. Bestritten ist auch die Zeit jener Spaltung. Seit Grotefend nahm man gewöhnlich an, daß sie unter Claudius im Jahre 43 oder kurz vorher stattgefunden habe, um die Lücken auszufüllen, die in diesem Jahre durch Entsendung von drei Legionen der Rheinarmee nach Brittannien entstanden waren, während Ritterling (Röm. germ. Korrbl. VI S. 3 Anm. 5) nachzuweisen sucht, daß beide jenen Beinamen führenden Legionen schon von Caligula im Jahre 39 neu aufgestellt worden seien, um den weit ausgreifenden Eroberungsplänen dieses Kaisers, die sich zunächst gegen Germanien richteten, zu dienen. Wie dem auch sein mag, nach Mainz kam unsere Legion bald nach ihrer Gründung und stand hier zunächst bis zum Jahre 70; nachdem sie dann kurze Zeit in Carnuntum an der Donau gelegen (Ritterling, Rhein. Mus. LIX 1903 S. 62) und ungefähr zwanzig Jahre in Vetera am Niederrhein, kam sie wahrscheinlich im Jahre 90 (jedenfalls zwischen 89 und 96) nach Mainz, nachdem sie wie alle Truppen, die an der Unterdrückung der im Winter 88/89 ausgebrochenen Empörung des Mainzer Statthalters Antonius Saturninus teilgenommen hatten, die ehrenden Beinamen *pia fidelis* erhalten hatte. In Mainz blieb sie nun bis zum Zusammenbruch der Römerherrschaft am Rhein; zuletzt nachweisbar ist sie hier im Jahre 242, bestanden hat sie aber noch zur Zeit des Carausius (287—293); um 400, wo die Notitia dignitatum, eine Art Staatshandbuch entstand, war sie nicht mehr vorhanden. Unsere Inschrift kann nur aus der Zeit ihres ersten Aufenthaltes stammen, denn in den ersten Jahren des zweiten — eine spätere Zeit kommt nicht in Betracht — hat man die zwei neuerworbenen Ehrennamen gewiß nicht weggelassen.

Vgl. Becker Nr. 198; Weynand Nr. 121; CIL XIII 6953.

8 Grabstein des C. Faltonius Secundus (Abb. Taf. IX 2). Gef. Ende Juni 1886 bei Anlage des Kanals vor dem Hause Flachsmarktstraße 8. — Kalkstein. H. 253 cm (wovon die untersten 95, die im Boden stecken sollten, rauh gelassen sind), Br. 117 cm, D. 30 cm. — Über der Inschrift, von dieser durch keine Leiste getrennt, eine flache Nische; in den oberen Zwickeln Palmetten, die von einem verzierten Knauf in der Mitte ausgehen. In der Nische ist der Verstorbene mit zwei Dienern, Sklaven oder Freigelassenen, dargestellt. Vom künstlerischen Standpunkt ist die Arbeit für unsere Gegend durchaus zu loben, leider sind namentlich die Gesichter arg verstümmelt. Faltonius ist, wenn man von Schwert und Dolch absieht, ohne Waffen in bürgerlicher Tracht abgebildet. Gekleidet ist er in Leibrock *(tunica)* und Mantel *(paenula)*. Jener, dessen gefältelter Bund am Halse sichtbar wird, ist an der Seite so unter dem Gürtel emporgerafft, daß das Mittelstück in runden Falten über den Unterleib herabfällt. Der Mantel ist eine Paenula. Das war ein schwerer Wettermantel, der bei Bürgerlichen, anfangs nur auf Reisen (z. B. von Milo, s. Cic. pro Mil. 54), später auch sonst die Toga allmählich verdrängte, ganz besonders aber bei Soldaten üblich war, und zwar bei Legionären (z. B. Q. Petilius im Museum zu Bonn, Abb. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung, Taf. IV 2) wie bei Bundesgenossen (z. B. Lichius im Museum zu Wiesbaden, Abb. a. a. O. VI 2). Sogar Frauen fanden die Paenula auf Reisen und auf dem Lande bequem. Weil Cicero (Att. XIII 33, 4) einmal den Ausdruck *paenulam scindere* gebraucht, nahm Marquardt (Privatl. II 565 Anm. 9) an, daß sie vorn zugeknöpft und genestelt gewesen sei. Dem scheinen aber die Denkmäler zu widersprechen, und man muß entweder mit Albert Müller (Baumeister, Denkmäler III 1836) annehmen, daß jene Wendung hier nur so viel heiße als „zum Bleiben nötigen“, oder aber, daß die Paenula in der Kaiserzeit — aus dieser stammen die bildlichen Darstellungen — durch das gallische Sagum (s. unten) stark beeinflußt worden sei. Nach den Denkmälern ist sie vor der Brust geschlossen, so daß sie über den Kopf gezogen werden muß wie das Sagum, mit dem sie auch sehr häufig die über den Rücken hängende und vorn durch einen Wulst sich kenntlich machende Kapuze gemein hat, die wir auch bei Faltonius annehmen dürfen. Vor der Brust hängen gewöhnlich zwei breite nach unten schmäler werdende Zipfel, oft bis zu den Knieen, herab (s. Baumeister a. a. O. Abb. 1929 ff.). Diese Zipfel sind auf den Denkmälern meist, damit sie den Gürtel usw. nicht verdecken, über die Schultern zurückgeworfen (vgl. Nr. 40 und Mzr. Ztschr. II 26). Bei Faltonius ist dies nur bei dem rechten der Fall; der andere ist über den linken Unterarm gelegt. Hinten hängt der Mantel in bogenförmigen Falten bis zu den Knöcheln herab. Die rechte Hand ist emporgehoben und greift in das Zeug des zurückgeworfenen Zipfels, die linke ist abgehauen; sie lag auf dem Dolchknauf. Deutlich sichtbar sind die zwei Gürtel, an denen Schwert und Dolch befestigt sind; ob darunter noch ein Gewandgürtel liegt, wie bei Flavoleius (Nr. 4) läßt sich nicht erkennen. Jene sind wie gewöhnlich mit rechteckigen verzierten Metallplättchen besetzt. An dem unteren hängt links der Dolch, dessen Scheide reich verziert ist. An der oberen Kante dieses Gürtels ist auch der, wie es scheint, absichtlich größtenteils zerstörte, mit Metallplatten besetzte Riemenschurz (s. zu Nr. 9) befestigt und fällt dann über den oberen Gürtel herab. An diesem ist rechts, und zwar ungewöhnlich hoch, das Schwert aufgehängt, dessen Scheide ebenfalls verziert war; es ist freilich nicht mehr viel davon übrig.

Der Bildhauer hat den Mann aufgefaßt, wie er, die große Reise ins Jenseits anzutreten, gewissermaßen auf Urlaub geht und ihm daher die zwei Diener beigegeben, die er alter Überlieferung folgend, kleiner darstellte als den Herrn. Sie tragen beide einen, offenbar aus schwerem Winterstoff gefertigten, weiten, bis über das Knie reichenden, allseitig geschlossenen Mantel, der vermittelst eines ausgeschnittenen Loches über den Kopf geworfen werden mußte. Er ist auf überaus vielen gallischen Denkmälern der Moselgegend und des nördlichen Frankreichs zu sehen; bald hat er kurze oder wie hier lange Ärmel,

bald seitliche Schlitze zum Durchstecken der Arme. Meist ist auch eine Regenkappe an ihm befestigt, die, im Rücken hängend oder über den Kopf gezogen, abweichend von dem runden militärischen *cucullus* eine spitze Form hat. Diese Tracht lebt heute noch in der Mönchskutte fort. Der wulstige Saum am Hals unserer beiden Diener deutet wohl eine solche Kapuze an (Hettner scheint in ähnlichen Fällen vielmehr ein Halstuch anzunehmen). Die außerordentlich große Häufigkeit dieses Mantels auf gallischen Denkmälern zeigt, daß es das nationale Kleidungsstück der Gallier gewesen sein muß, das von den alten Schriftstellern vielfach bezeugte Sagum. Turnacum, das heutige Tournay, war Sitz der Fabrikation dieser Gewänder (s. Hettner, Picks Monatsschrift VII S. 4 ff. und Westd. Zeitung II S. 11). Zur Landestracht gehört gewissermaßen auch das große über der linken Schulter des rechts stehenden Mannes gelegte Tuch; es findet sich massenhaft auf den in Betracht kommenden Denkmälern, am deutlichsten wohl auf einer im Museum zu Trier befindlichen Rundfigur, abgebildet u. a. bei Hettner, Römische Steindenkmäler S. 82. Die Diener tragen das Reisegepäck des Herrn; der mit dem Tuch über der Schulter eine, wie es scheint in zwei gleiche Teile zerlegbare, durch Quer- und Längsriemen zusammengehaltene Packtasche. Er hat also das Kleiderwesen unter sich. Der andere trägt nur das Schreibtäfelchen (tabula) und den Griffel (stilus), womit die Buchstaben in das Wachs des Täfelchens gegraben wurden. Er ist also vielleicht als der schreibkundige Sklave des Mannes anzusprechen. An den Füßen sieht man, wo sie erhalten sind, wie namentlich bei dem (vom Beschauer aus) rechts stehenden, das Riemenwerk der Sandalen.

Die Inschrift lautet:

C(aius) Faltonius C(ai) f(ilius) Pom(ptina tribu) Secundus Dertona, mil(es) leg(ionis) XXII Pr(imigeniae) an(norum XLVI stip(endiorum) XXI h(ic) s(itus) e(st).

„Gaius Faltonius Secundus, des Gaius Sohn, von der pomptinischen Tribus aus Dertona (jetzt Tortona in Ligurien), der 46 Jahre alt wurde und 21 im Dienste stand, ist hier bestattet."

Z. 1 ist der Raum auffallend schlecht eingeteilt. — Z. 3 ist I und P verbunden. — Der Stein stammt aus der Zeit zwischen 43 und 70 (s. Nr. 7 S. 60).

Vgl. Keller, Nachtrag II zu dem Beckerschen Katalog (1887) S. 32 ff.; Weynand Nr. 122; CIL XIII 6960.

---

9 Grabstein des Q. Luccius Faustus (Abb. Taf. IX 4). Gef. i. J. 1804 auf dem röm. Friedhof bei Zahlbach. — Kalkstein. H. 185 cm, Br. 66 cm, D. 23 cm. — Über der Inschrift das Bild des Verstorbenen in einer dem dreieckigen Abschluß des Steines angepaßten schmucklosen Nische. Die Arbeit ist überaus roh und zeugt von völliger Unkenntnis der menschlichen Körperverhältnisse — die ganze Figur hat nur $4^1/_2$ Kopflängen, dagegen würden gewissermaßen zum Ersatz für diese Verkürzung die Arme bis an die Waden reichen, und die untere Hälfte des Beines ist dreimal so lang als der Oberschenkel —, aber die Einzelheiten der Kleidung und sonstigen Ausrüstung sind getreu nachgebildet. Kopf, Unterarme und Beine unterhalb des Knies sind nackt, doch sind die Füße mit geschlossenen, bis zum Knöchel reichenden Halbschuhen, die nur die Zehen frei lassen, bedeckt. Von der Kleidung sieht man den ledernen Waffenrock (*lorica*), der am Halse mit einem Wulste gesäumt ist und an den Oberarmen in zwei dachziegelig übereinander liegende Reihen ausgeschnittener Streifen ausgeht, um die Bewegung nicht zu hindern. Deshalb ist er auch an seinem unteren Ende geschlitzt, sodaß er hier in breite, abgerundete Lappen ausgeht (auf der Abbildung nicht sichtbar). Die Schultern sind, weil infolge der oberflächlichen Lage des Gelenkes, der Sehnen und großen Blutgefäße Verwundungen an dieser Stelle besonders gefährlich sind, noch einmal besonders geschützt durch breite, am inneren Rande umgeschlagene und unten ausgeschnittene Platten. Aus welchem Stoff man sich diese zu denken hat, ist zweifelhaft. Originale sind meines Wissens nur aus den Waffenkammern von Carnuntum (s. unten) bekannt, und zwar ist eines aus einem einzigen Eisenblech gefertigt, das übrigens ebenfalls einen nach dem Hals zu aufgestülpten Rand hat (v. Groller, s. unten; die Bezeichnung *humerale* ist wohl unrichtig, s. Mzr. Ztschr. II S. 24 Anm.), zwei andere dagegen sind aus drei bezw. vier Eisenblechschienen zusammengesetzt, die so eingerichtet sind, daß sie sich leicht beim Hochheben des Armes fächerartig zusammenlegen, beim Senken desselben wieder ausbreiten mußten (a. a. O. S. 103). Daß Schulterstücke aus Leder bis jetzt nicht gefunden sind, beweist natürlich nichts gegen ihr ehemaliges Vorhandensein.

Man kann nun fragen, ob die Lorica des Soldaten wirklich nur aus einem Lederkoller bestanden habe, da der Militärschriftsteller Vegetius am Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. ausdrücklich sagt, daß die römischen Fußsoldaten von Roms Gründung an bis auf seine Zeit Schuppenpanzer getragen hätten (I. 20 *ab urbe condita usque ad tempus divi Gratiani et catafractis et galeis muniebatur pedestris exercitus*). Auch auf dem Denkmal von Adamklissi haben die Legionäre ausnahmslos entweder den Schuppenpanzer (lorica squamata) oder den Kettenpanzer (lorica hamata) an (s. Tocilescu, Monument von Adamklissi S. 75 und die Tafeln), während auf der Trajans- und der Antoninussäule sowie auf dem Bogen des Septimius Severus und dem des Constantinus (die betr. Reliefs stammen aber aus der Zeit des Marcus Aurelius, s. Petersen, Athen. Mitt. 1889 S. 317 und 1890 S. 73) die Legionäre den Schienenpanzer tragen, für den die Gelehrten des 16. Jahrhunderts den Namen *lorica segmentata* eingeführt haben. Daß übrigens auch Reiter der Bundesgenossen schon im 1. Jahrhundert Schuppenpanzer trugen, beweisen zwei Reiter-Denkmäler aus Caesarea (jetzt Cherchel in Algier) von Soldaten der coh. VI bezw. VII Delmatarum (CIL VIII Nr. 9377 und 21,040, abgebildet in der Rev. arch. XIV 1857 Taf. 305 bezw. Saglio Dict. Fig. 2741). Ein Schuppenpanzer ist ferner für sich besonders dargestellt auf dem Grabstein des T. Calidius Severus (Abb. Baumeister, Denkmäler III S. 2061). Und Originalbruchstücke von Schuppen- und Ringpanzern sind im Rheine bei Mainz und auch anderwärts gefunden worden (W. Z. XVIII 1899, Taf. 7, 10; Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung, Taf. XII 10—12). Neuerdings kamen in römischen Waffenkammern zu Carnuntum auch Teile

von Schienenpanzern zutage (v. Groller, Bericht des Vereins Carnuntum für das Jahr 1899. Wien 1900 S. 95 ff. und Taf. XVII—XIX) und widerlegten bündig die früher vielfach aufgestellte Behauptung, es habe solche in Wirklichkeit überhaupt nicht gegeben, weil sie von Militärschriftstellern nicht erwähnt und auf Grabsteinen niemals abgebildet werden. Letzteres erklärt sich leicht daraus, daß sie offenbar erst im 2. Jahrhundert aufkamen, als die Sitte, Legionäre in voller Rüstung abzubilden, schon abgekommen war (v. Domaszewski, Arch. epigr. Mitt. V 206, 13). Unsere Militärgrabsteine gehören ja fast ausschließlich dem 1. Jahrhundert an, da die Legionen seit der neuen Aushebungsordnung des Kaisers Hadrian ihren Ersatz nicht mehr aus Italien zu beziehen pflegten. Einen Ringpanzer trägt, wie wir sahen, Musius (s. Nr. 3, Taf. IX 1) sowie auch Pintaius (im Bonner Museum, Abb. Lindenschmit, A. u. h. V. I 11, Taf. VI 1), der aber kein Legionär, sondern Fahnenträger in einer Kohorte der Bundesgenossen ist; einen Schuppenpanzer trägt dagegen nicht e i n Legionär von allen, deren Bildnisse wir auf den Denkmälern der Rhein- und Donaulande finden, nur die beiden aus Verona stammenden Grabsteine des Zenturionen Q. Sertorius Festus und des Adlerträgers L. Sertorius Firmus (Abb. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung, Taf. I 6 und II 2) zeigen ihn.

Wie erklärt sich das gegenüber der Angabe des Vegetius? Vielfach nimmt man an — jetzt auch v. Domaszewski, Sonderschr. d. österr. arch. Instit. V 1905 S. 31 Anm. 85 —, daß der Schuppenbelag überall, wo er auf dem Lederkoller fehlt, durch Bemalung angegeben gewesen sei. Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein, da es doch gar nicht schwer war, ihn plastisch darzustellen; die Steinmetzen haben viel schwierigere Aufgaben zu lösen gewußt. Vielleicht aber trug man den schweren Panzer nur im Kampf oder wenn man dazu ausrückte, während man sich am Standort der Truppe mit dem bequemeren Lederkoller begnügte, sodaß man auf dem Grabstein auch darin abgebildet wurde. Auf der Trajanssäule sehen wir freilich öfter, wie der Soldat selbst bei den schwersten Arbeiten wie Steinbrechen, Bäumefällen, Balkentragen den Panzer trägt, aber „das wird“, meint auch v. Groller a. a. O. S. 98, „wohl nicht allzu genau zu nehmen sein“. Sollten aber spätere Funde doch jene Annahme bestätigen, so müßte man wohl auch bei Musius und Pintaius einen Schuppenpanzer voraussetzen, und ihren scheinbaren Ringpanzer für einen schweren, wollenen Wams halten.

Unter dem Rock kommen die kurzen Hosen zum Vorschein, und zwar in zwei übereinanderliegenden Streifen, die ganz denselben Eindruck machen, wie die am Rockärmel, also ebenfalls aus Leder zu denken sind. Daß sie wirklich zu den Hosen gehören und nicht zum Waffenrock, ergibt ganz sicher der Vergleich mit dem Grabstein des C. Valerius Crispus in Wiesbaden.

Von der Bewaffnung ist zunächst der H e l m bemerkenswert, den der römische Steinmetz nicht auf den Kopf des Kriegers, sondern ebenso wie es der mittelalterliche bei Darstellung vollständig bewaffneter Ritter mit dem Topfhelm zu machen pflegte, über seiner linken Schulter angebracht hat, damit er das Gesicht nicht verdecke. Von diesem würde bei anderer Anordnung allerdings gar nichts zu sehen sein! Nach Vegetius II 16 tragen alle Fahnenträger *galeas ad terrorem hostium ursinis pellibus tectas* „Helme, die um den Feind zu schrecken, mit Bärenhäuten überzogen sind“. Benndorf, Antike Gesichtshelme und Sepulcralmasken, nimmt daher an, daß hier überhaupt nicht ein eigentlicher Helm, sondern ein wirklicher Tierkopf dargestellt sei. Dagegen macht Lindenschmit (A. u. h. V. I 11, Beilage S. 2 f.) geltend, daß das Bonner Denkmal des Pintaius (a. a. O. I 11, Taf. VI 1), wo die Wangenbänder und der Stirnrand des Metallhelms unter dem Tierfell sichtbar sind, beweise, daß dieses niemals das Angesicht des Trägers verdecke, daß also in unserem Fall ein gewöhnlicher, ein Menschenhaupt darstellender Visierhelm vorliege, dessen merkwürdiges Aussehen ebenso wie sein Mißverhältnis zur Größe des Kopfes auf Rechnung der Ungeschicklichkeit des Arbeiters zu stellen seien. Völlig ausgeschlossen aber werde ein Tierhaupt durch das Dreieck über der Stirn, das doch nur ein — allerdings etwas hoch geratener — Stirnschild sein könne, wie er an jedem Legionshelm angebracht ist. Namentlich der letzte Grund spricht allerdings für einen metallenen Visierhelm, aber die Augenschlitze und die weite Öffnung des Mundes und die deutlichen Tierohren, die Lindenschmit nur als eine übertriebene Andeutung der vorragenden, die Ohren deckenden Schutzbänder ansah, dafür, daß der Metallhelm einen Bärenkopf nachahmte, da ja auch sonst der geschlossene Helm nach Lindenschmits eigenen Worten „das Angesicht bis zur Unkenntlichkeit menschlicher Formen entstellt und immer einen abstoßenden Eindruck äußert“. Diese Gestaltung des Helms ist dann natürlich durch die nebenhergehende Bedeckung desselben mit einem Bärenfell veranlaßt. Unserem Künstler ist ja freilich vieles zuzutrauen, aber jene Stelle des Vegetius macht es doch wahrscheinlich, daß man ihm hier unrecht getan hat, da er gar kein Menschenantlitz darstellen wollte. Die Bänder des Helmes, die über die Schulterdecke fallen, sind jedenfalls als Bärentatzen mit Krallen aufzufassen, nicht „unten ausgefranst“, wie Lindenschmit (A. u. h. V. I 4 zu Taf. VI 2) meinte (vgl. Nr. 10 und Mzr. Ztschr. II S. 24).

Während Musius (Nr. 3) nur e i n e n G ü r t e l trägt, sieht man bei unserem Luccius deutlich deren zwei, die ohne sich zu überschneiden nebeneinander liegen. Ihre sehr beschädigten Schnallen kommen gerade untereinander rechts neben dem Schwerte zum Vorschein; besser erhalten sind sie auf dem gleichzeitigen und ganz gleichartigen Grabstein des C. Valerius Secundes (Nr. 10). Das Schwert hängt am unteren Gürtel auf der rechten Seite (s. zu Nr. 4). Zwischen dem dicken Knauf und dem halbkugeligen Parierstück ist durch das Ungeschick des Steinmetzen der eigentliche Handgriff, die Hilze, sehr kurz geraten. An der Scheide sieht man deutlich die Koppelringe. Über dem Schwertgürtel liegt derjenige, an dem auf der linken Seite der Dolch aufgehängt ist, der hier einen ähnlichen Griff hat wie das Schwert. Wie auch sonst in der Regel (z. B. bei Nr. 8) ist am Dolchgürtel, und zwar hier an der oberen Kante, das schurzartige Riemenwerk angebracht, das zum Schutz des Unterleibes und auch zum Schmuck dienen soll. Die Anordnung ist also anders als auf dem Denkmal des Musius, der ja auch nur einen Schwertgürtel trägt. Daß der Schurz an der Innenseite des Gürtels befestigt und dann nach oben ge-

ſchlagen ſei, wie Lindenſchmitt a. a. O. meint, iſt an ſich ſo unwahrſcheinlich, daß man nur durch einen viel unzweideutigeren Befund, als er hier vorliegt, zu dieſer Annahme ſich bekehren könnte. Daß die Riemen bogenförmig über den Gurt herabfallen, erklärt ſich aus der Vorſtellung des linken Beines. Sie ſind mit Metallplättchen und einem halbmondförmigen Endſtück verziert.

Quer über die Bruſt geht ein Riemen, der als Tragband des Schildes anzuſprechen iſt, den die Linke ſo hält, daß die Rückſeite ſichtbar iſt mit der Griffſtange, hinter der ſich die Höhlung des Schildbuckels wölbt. Die deutlich erkennbare Nietplatte des Schildbuckels mit den trapezförmigen Enden gleicht der keltiſchen aus der Spät-La Tènezeit (ſ. Schild aus Aleſia, A. u. h. V. III Heft II 1, 13). Der Schild iſt aus Raumnot zu klein dargeſtellt; er iſt wie der des Muſius (Nr. 3) eirund.

In der Rechten hält Luccius das Feldzeichen (*signum*), das der Künſtler, um die Einzelheiten deutlicher hervortreten zu laſſen, offenbar größer dargeſtellt hat, als es der Wirklichkeit entſprach (vgl. Nr. 10); daher reicht es noch weit in die Inſchriftplatte hinein. In ſeiner Beſchreibung und Erläuterung folge ich in der Hauptſache v. Domaszewski, Fahnen S. 35 ff. und Religion S. 1 ff. — Die Fahnenſtange iſt eine Lanze, die unten in einen Schuh zum Einſtoßen endigt. Eine kurze Querſtange über dem Schuh muß das zu tiefe Einſinken verhindern, denn der metallene Schmuck macht das Feldzeichen recht ſchwer, weshalb es denn auch beim Marſch über die Schulter gelegt und nicht aufrecht getragen wurde. Über dieſem Querholz befinden ſich zwei Quaſten; die freie Stelle zwiſchen dieſen iſt die Handhabe. Auch oben, unmittelbar unter der Lanzenſpitze, iſt wohl ein jetzt beſchädigtes Querholz angebracht, das an ſeinen Enden Bänder trägt, die nach Schriftſtellernachrichten purpurn waren und in ſilberne Epheublätter ausgingen. An dieſer Querſtange war jedenfalls die ſilberne Schriftplatte befeſtigt, auf der der Truppenkörper genannt war (ein Bruchſtück einer ſolchen fand ſich im Kaſtell zu Niederbieber). Den Hauptſchmuck des Feldzeichens bilden ſechs Scheiben, die in der Mitte einen Buckel zeigen, während der Rand wulſtartig aufgebogen iſt. Sie bilden den ſtehenden Schmuck der Signa und da ſie ganz der einfachen Form des uns vom Muſius-Grabſtein bekannten Militärordens, den Phalerae, gleichen und militäriſche Orden, die an ganze Truppenkörper verliehen wurden, wie bei uns, an der Fahne befeſtigt wurden, ſo müſſen wir auch hier in dieſen Scheiben ſolche Auszeichnungen erkennen. Sie waren ohne Zweifel von Silber und wurden mit einem an der Rückſeite befeſtigten breiten Ring über die Stange geſchoben. Was man oberhalb der ſechs Scheiben ſieht, iſt nicht wie v. Domaszewski für möglich hält, eine beſchädigte *phalera*, ſondern eine *corona aurea* (ſ. Nr. 3 S. 56), da man in der Mitte deutlich die dahinter liegende Fahnenſtange erkennt. Wegen einer wohl nur ſcheinbaren Drehung könnte man an einen *torquis* denken, allein dagegen ſpricht die Einzahl (ſ. Nr. 3 S. 55) und der Umſtand, daß nach der Überlieferung die *torques*, wie es ſcheint, nur an Alen, nicht an Kohorten verliehen worden ſind. Auch iſt der Ring durchaus geſchloſſen. Unter den Phalerae iſt noch der Vorderleib eines ziegenartigen Tieres, der auf einer von einem Halbmond umſchloſſenen Kugel ruht, deutlich erkennbar. Es iſt der Steinbock des Tierkreiſes, wie die Münzen des Gallienus und Carauſius zeigen, das Symbol der vierzehnten Legion, wie der Halbmond vermutlich dazu beſtimmt als Apotropaeum zu wirken. Daß der Steinbock gerade das Sinnbild der *legio XIV gemina* iſt, während die Münzen anderer Legionen andere Tierkreiszeichen aufweiſen, hat ſeinen Grund darin, daß Auguſtus dieſer Legion wie anderen von ihm gebildeten, den Steinbock, ſein Nativitätsgeſtirn, als beſonderes Abzeichen verliehen hatte. — Die Signa haben nach v. Domaszewski eine weſentlich andere Bedeutung als der Legionsadler (ſ. Nr. 3 S. 55): durch ihre Bewegung leitet der Feldherr die Truppe, ſeine Befehle ſind zunächſt an die *signiferi* gerichtet, nach ihnen richten ſich dann die Kämpfer, deren Bewegungen darum auch durch Wendungen zum Ausdruck kommen wie *signa convellere* (aufbrechen), *signa movere* (abmarſchieren), *signa inferre* (angreifen) uſw. Da aber zwei Drittel der Kämpfer als antesignani (ſ. Nr. 4 S. 57) vor den Signa ſtehen, ſo können ſie dieſe, ohne ſich umzudrehen, nicht ſehen; darum ſehen wir auf der Trajansſäule in zahlreichen Fällen neben den Signiferi — und nur neben dieſen — Hornbläſer ſtehen, die den Befehl des Feldherrn dem Soldaten auch hörbar machen (v. Domaszewski, Fahnen S. 1 ff.). — In der Legion hat jeder der 30 Manipel ſein *signum*, nicht aber die (Legions-)Kohorte, noch, wenigſtens in der früheren Kaiſerzeit, die Zenturie, die nur eine adminiſtrative Einheit, aber kein taktiſcher Körper war.

Auf der nur rechts und links umrahmten Platte unter dem Bild ſteht die gut erhaltene Inſchrift:

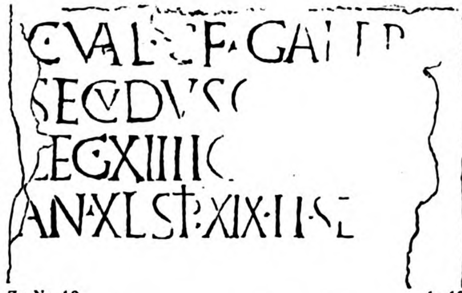
Q(uintus) Luccius Q(uinti) f(ilius) Pollia (tribu) Faustus Polentia, mil(es) leg(ionis) XIIII gem(inae) Mar(tiae) vic(tricis) an(norum) XXXV stip(endiorum) XVII h(ic) s(itus) e(st), heredes f(aciendum) c(uraverunt).

„Quintus Luccius Fauſtus, des Quintus Sohn, von der polliſchen Tribus aus Polentia (jetzt Polenza in Ligurien), Soldat der vierzehnten Legion, der gedoppelten, Martiſchen, ſiegreichen, iſt hier beſtattet. Er wurde 35 Jahre alt, wovon er 17 im Dienſte ſtand. Seine Erben ließen (das Denkmal) machen."

Daß der Verſtorbene *signifer* war, erſieht man nur aus dem Bild. Auch ſonſt pflegt noch im ganzen 1. Jahrhundert der beſondere Dienſtgrad der *principales* auf Grabſteinen nicht angegeben zu werden, freilich gerade mit Ausnahme derjenigen des *aquilifer* und *signifer*, weil zu dieſen Stellungen nur die Tapferſten berufen wurden und ihr Dienſt religiöſe Bedeutung hatte (v. Domaszewski, N. Heidelb. Jahrb. X 1900. S. 224, 2). Die Fahnenträger mußten auch beſonders zuverläſſig ſein, da ſie die Verwaltung der Gelder zu beſorgen hatten (ſ. zu Nr. 3). — Die vierzehnte Legion war, wegen ihrer Tapferkeit mit den zwei neuen Beinamen *Martia victrix* geſchmückt, im Jahre 70 nach faſt dreißigjähriger Abweſenheit aus Brittannien an ihren früheren Standort nach Mainz zurückgekehrt (ſ. zu Nr. 3 S. 56). Da ſie bereits im Jahre 90 nach Pannonien verſetzt wurde und nie wiederkam, ſo muß unſer Denkmal demnach zwiſchen 70 und 90 entſtanden ſein. Um ſo auffallender iſt die große Ungeſchicklichkeit des Steinmetzen in der Darſtellung der menſchlichen Geſtalt.

Vgl. Becker Nr. 176; Lindenſchmit, A. u. h. V. I 4, Taf. VI 2; Weynand Nr. 162; CIL XIII 6898.

10 Grabſtein des C. Valerius Secundus (Abb. Taf. IX 5). Gef. am 25. Juli 1881 bei Kanalbauten in der Roſengaſſe zwiſchen Klaraſtraße und Lotharſtraße. — Kalkſtein. H. 174 cm, Br. 69 cm, D. 30 cm. — Der Stein iſt arg beſchädigt; deutliche Spuren zeigen, daß er eine Zeitlang als Schwellſtein derart in eine Türe eingebaut war, daß die Inſchriftplatte als Schwelle diente — in dem Loch rechts oben drehte ſich die Türangel —, während die Figur in das Mauerwerk hineinragte. Die weitgehende Ähnlichkeit mit dem Denkmal des Q. Luccius Fauſtus (Nr. 9) geſtattet mir, mich bei der Beſchreibung auf diejenigen Punkte zu beſchränken, wo dieſes von dem vorliegenden verſchieden iſt. Der obere Abſchluß des Steines und der Niſche iſt bei unſerem Denkmal rund. Die Figur entſpricht hier womöglich noch weniger als auf dem anderen Stein den wirklichen Körperverhältniſſen und iſt auch im allgemeinen mehr beſchädigt; doch erkennt man deutlicher die beiden Gürtelſchnallen neben dem Schwert und darunter den Schlitz zwiſchen zwei Streifen an der Schürze des Lederkollers. Am Helm ſcheint der dreieckige Kamm zu fehlen. Das Feldzeichen weiſt nicht ſechs, ſondern nur drei große Phalerae auf, über denen ſich unter der Lanzenſpitze noch eine vierte, kleinere zeigt; dieſe Auszeichnungen ſind eben an die einzelnen Manipel nicht gleich oft verliehen worden.



Zu Nr. 10 1 : 10

Die Inſchrift iſt ſchwer beſchädigt; ſie lautet:

C(aius) Val(erius) C(ai) f(ilius) Galer[ia (tribu)] Secu(n)dus . . . . . [mil(es)] leg(ionis) XIIII [gem(inae) Mar(tiae) vic(tricis)] an(norum XL) stip(endiorum) XIX h(ic) s(itus) e(st).

„Gajus Valerius Secundus, des Gajus Sohn, von der Galeriſchen Tribus aus . . ., Soldat der vierzehnten Legion, der doppelten, Martiſchen, ſiegreichen, der 40 Jahre alt geworden iſt und 19 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet . . . .“

Z. 1 iſt V mit dem folgenden A verbunden; das C vor F ſcheint zu Kellers Zeit noch beſſer erhalten geweſen zu ſein; a. E. war der Tribusname vielleicht ausgeſchrieben, dann waren die beiden letzten Buchſtaben kleiner. Z. 2 iſt dem C ein kleines v eingeſchrieben, das N, das darauf hätte folgen ſollen, iſt ausgelaſſen.

Das Denkmal ſtammt offenbar ganz aus derſelben Zeit und von demſelben Steinmetzen wie das des Luccius (Nr. 9).

Vgl. Keller, Nachtr. I 1883. S. 16; CIL XIII 6911.

11 Grabſtein des Tit. Valerius Montanus. Gef. im Jahre 1806 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 95 cm, Br. 43 cm, D. 14 cm. Der Stein war in drei Stücke zerbrochen, von denen eines ganz verloren iſt und die beiden anderen nicht mehr ganz aneinander paſſen. — In der oberen Hälfte des Steines iſt der bärtige Kopf des Verſtorbenen, leider ſehr zerſtört, in einer der Kreisform ſich nähernden Niſche im Relief ausgehauen, offenbar unter dem Einfluß der römiſchen *imagines clipeati*, der Bildniſſe auf „Schilden“. Von der Gewandung iſt nur der obere Teil des Rockes mit ſeinem wulſtigen Saum ſichtbar. Die Niſche war unten, rechts und links, mit einem aus Blättern und Roſen beſtehendem Kranz umgeben. Die Inſchriftplatte iſt außer der gewöhnlichen Leiſte von einer Perlſchnur umgeben. Die auf rheiniſchen Grabſteinen, ganz vereinzelte, in Pannonien und Noricum aber häufige Verwendung des Medaillons und die altklaſſiſche Form der Perlſchnur erklärt H. Hofmann (Jahreshefte des öſterr. arch. Inſtit. XII S. 231 Anm. 27) mit Recht daraus, daß die Heimat des Verſtorbenen, Pannonien, von Italien her weit mehr beeinflußt war als die entlegenen Grenzgarniſonen am Rhein. Hier hielt ſich auch das Bruſtbild auf Grabſteinen bis in das 2. Jahrhundert, während es am Rhein nur ganz vereinzelt auf nachclaudiſchen Denkmälern, wie es das vorliegende iſt, vorkommt.



Zu Nr. 11 1 : 10

Die Inſchrift lautet:

Tit(us) Val(erius) C[la(udia tribu)] Mon[ta]n(us) Savar[i(a)], mil(es) leg(ionis) I adiutr(icis) ann(orum) XXXIII stip(endiorum) XI h(ic) c(onditus) e(st).

„Titus Valerius Montanus von der Tribus Claudia aus Savaria, Soldat der erſten Legion, der helfenden, der 33 Jahre alt und 11 im Dienſte war, iſt hier beſtattet.“

Z. 1 a. E. iſt bei der Reinigung des Steines der Bogen deutlicher geworden und man ſieht jetzt, daß er nur zu einem C (G oder O), nicht zu einem R gehören kann. Der Geſchlechtsname war aber abgekürzt; ob zu VAL oder VALE iſt unſicher; für CLA iſt nur dann Platz, wenn dem L ein kleines A eingeſchrieben war oder A auf dem Rande ſtand; vielleicht war die ſeltenere Abkürzung CL· verwendet. — Z. 3 und 4 ſcheinen Lehne und Brambach von dem T und dem R noch etwas mehr geſehen zu haben als jetzt übrig iſt. — Z. 4—6 vermeidet die Inſchrift die beſchädigten Stellen des Steines; ſie waren alſo ſchon vorhanden, als ſie eingemeißelt wurde, und der Bruch hat dann nach oben weiter um ſich gegriffen. Bei der Säuberung des Steines iſt Z. 6 unmittelbar hinter der Bruchſtelle noch ein zweiter Einer zum Vorſchein gekommen, der Zangemeiſter entgangen

iſt, weil er mit Gips verſchmiert war. Aber ſchon Lehne hatte ihn geſehen. — Auffallend iſt die unſichere Linienführung: die Zeilen ſind nicht wagrecht, die beiden unterſten, vielleicht wegen des Bruches, ſchlecht ausgefüllt. Bemerkenswert iſt auch die ſonderbare Zeilentrennung inmitten von MIL. — Bei M und N iſt der rechte Schrägſtrich oben über den Anſatzpunkt des linken, bezw. der Senkrechten verlängert.

Die *legio I adiutrix* wurde gegen Ende des Jahres 68 von Galba aus Mannſchaften der prätoriſchen Flotte gebildet und ſtand dann von 70 an mehrere Jahre, jedenfalls auch noch nach 83, in Mainz. Die Flottenmannſchaften beſtanden nicht aus römiſchen Bürgern, erhielten aber natürlich, ſobald ſie Legionäre wurden, das Bürgerrecht mit den *tria nomina* und wurden in eine Tribus und eine ſtädtiſche Gemeinde eingeſchrieben, da die Heimatsangabe des römiſchen Bürgerſoldaten immer durch den Ablativ des Namens einer Stadt römiſchen oder latiniſchen Rechtes ausgedrückt wird. So werden die Pannonier, die auf der Flotte gedient hatten, als Legionäre alle der Stadt Savaria zugeteilt; andere Pannonier findet man im 1. Jahrhundert noch kaum in den Legionen. Auch T. Valerius Montanus hatte alſo im Jahre 68 ſchon auf der Flotte gedient, wie lange weiß man freilich nicht, vielleicht faſt ſeine ganze Dienſtzeit, vielleicht nur ein Jahr; er ſtarb alſo zwiſchen 70 und 79 v. Chr. (vgl. Mzr. Ztſchr. VII S. 3).

Vgl. Becker Nr. 135; Weynand Nr. 156; CIL XIII 6832.

---

12 Grabſtein des .... meritianus (?) und ſeiner Angehörigen. Gef. am 19. April 1881 bei Herſtellung des Kanals in der Kaiſer-Friedrich-Straße. — Weißer Sandſtein. H. 65 cm, Br. 50 cm, D. 13 cm. Erhalten iſt nur etwa ein Drittel des Steines und auch das nur in ſehr beſchädigtem Zuſtand und in zwei Teile zerbrochen. — Über der Inſchrift iſt der flache Giebel etwa zur Hälfte erhalten; unter ſeinem Firſt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, dann nach rechts die Bruſtbilder zweier Perſonen, zuerſt, wie es ſcheint, einer weiblichen, dann einer männlichen. Auf der weggebrochenen Hälfte werden zwei weitere Bruſtbilder geweſen ſein. Der Adler ſollte wenigſtens urſprünglich wohl die feindlichen Mächte verſinnbildlichen, die den Toten aus dem Leben hinweggerafft haben. — Die Inſchrift läßt ſich bei ihrer ſchlechten Erhaltung nicht ergänzen. Sie begann mit *D(is) M(anibus)* „Den Manen". Darauf folgte im Dativ der Name des einen Verſtorbenen; ſein Beiname ging vielleicht auf .... *meritianus* aus. Aus der dritten Zeile erſieht man, daß er Soldat oder Veteran der *legio I adiutrix* geweſen. In den folgenden Zeilen ſcheinen dann Verwandte mit demſelben Beinamen (in der Mehrzahl) ... *eritianeis* = *eritianis* genannt geweſen ſein, darunter jedenfalls *filii* „Söhne". Die letzte Zeile iſt zu ergänzen [*he*]*res* oder [*frat*]*res*.

Die *legio I adiutrix* ſtand in den ſiebziger und achtziger Jahren in Mainz (vgl. zu Nr. 11). Es iſt aber ganz ausgeſchloſſen, daß der Stein aus dieſer Zeit ſtamme. Dagegen ſpricht ſchon der ganze Stil der Inſchrift, ſoweit man ihn erkennen kann, ſowie die Verwendung von Sandſtein, die im 1. Jahrhundert noch ganz ungewöhnlich iſt. Auch die Formel *Dis Manibus* wird, wenn ſie auch in flaviſcher Zeit gelegentlich ſchon vorkommt (ſ. Mzr. Ztſchr. VII S. 2 f.), doch namentlich in der Abkürzung *D·M·* erſt im 2. Jahrhundert üblich. Ebenſo kommt der fliegende Adler in Mainz wenigſtens erſt in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts als Schmuck von Grabſteinen vor. In dieſe Zeit oder auch den Anfang des 3. Jahrhunderts müſſen wir alſo unſeren Stein ſetzen; darüber hinauszugehen verbietet der Umſtand, daß es ſich doch um ein Brandgrab handelt. Die *legio I adiutrix* ſtand aber mindeſtens ſeit Trajans Zeit an der Donau, und zwar anfangs in Dacien; dann verlegte ſie Hadrian nach Oberpannonien, Caracalla nach Niederpannonien. Nun nahm man früher zwar an, daß die Legion auch unter Trajan eine kurze Zeitlang in Obergermanien geſtanden habe. Das geſchah auf Grund einer einzigen bei Baden-Baden gefundenen Inſchrift, in der dieſer Kaiſer zuſammen mit unſerer Legion genannt wird. Aber ſeitdem Barthel feſtgeſtellt hat, daß der Name des Kaiſers zum Teil auf Raſur ſteht, und vorher alſo ein anderer Kaiſer, ſicher Domitianus, genannt war (ſ. Ritterling, Röm. germ. Korrbl. VIII S. 27 ff.), liegt zu jener Annahme gar keine Veranlaſſung mehr vor; ohnehin iſt unſere Inſchrift zweifellos ſpäter als Trajan. .... *meritanus* iſt alſo entweder bei Gelegenheit eines zufälligen oder dienſtlichen Aufenthaltes in Mainz geſtorben oder, was wahrſcheinlicher iſt, da er im Schoße ſeiner Familie geſtorben zu ſein ſcheint, er iſt mit dieſer nach beendigter Dienſtzeit an den Rhein gezogen, wo es ihm bei einer früheren Anweſenheit vielleicht gefallen hatte. Seine Herkunft aus den Donauländern aber erklärt auch die Verwendung des Bruſtbildes und im beſonderen des Familienbildes in ſo ſpäter Zeit (ſ. zu Nr. 11).



Zu Nr. 12 1:10

Vgl. Keller, Nachtr. I Nr. 140 a; CIL XIII 6834.

---

13 Grabſtein eines römiſchen Zenturionen, jetzt verloren. Alle unſere Nachrichten darüber gehen auf die Humaniſten Gresmund († 1512) und Accurſius († 1546) zurück. Jener hat den Stein dem Schweizer Brilinger gezeigt, vielleicht auch nur ſeine Abſchriften davon. Letztere haben nach ſeinem frühen Tode, wie v. Domaszewski im Corpus S. 303 ff. nachweiſt, Huttich († 1544) und Peutinger († 1547) in ihren Werken als ihr geiſtiges Eigentum verwendet. Aus den Angaben dieſer Humaniſten ergibt ſich, daß der Stein damals am

Sockel des ſüdweſtlichen, nach dem Garten zu gelegenen Turmes der Albanskirche eingemauert war (*turris maior* nennt den Turm Brilinger wohl darum, weil von dem nördlichen der beiden Weſttürme — ſ. Neeb, Mzr. Ztſchr. IV S. 41 — nach der Zerſtörung im Jahre 1339 nur noch ein Stumpf übrig geblieben war). Nach der letzten Zer-



Zu Nr. 13

ſtörung der Kirche im Jahre 1552 dienten die Ruinen als Steinbruch, ſodaß es nicht zu verwundern iſt, daß nach Accursius niemand mehr aus eigener Anſchauung von unſerem Denkmal ſpricht. Alle Abbildungen gehen auf Huttich, Collectanea antiquitatis (1520) Taf. X zurück; Fuchs hat aus eigenem eine Verbeſſerung angebracht, indem er auch den Raum der nach Huttich fehlenden 6 (eig. 7) Zeilen mitzeichnen ließ. Nach ſeiner Abbildung iſt die unſrige gemacht. — Über dem Hauptteil der Inſchrift ſehen wir den Soldaten in Tunica und Mantel dargeſtellt mit einem Knotenſtock (!) in der einen und ein Buch (?) in der anderen Hand. Daneben ſteht D(*is*) M(*anibus*). Die Stilwidrigkeit des Bildes erregte ſchon den Zorn des Accursius, ſodaß er ſchreibt *imago male picta est* „das Bild iſt ſchlecht gezeichnet", und er fügt hinzu: *similiter male posit(a)e D M* „ebenſo falſch ſind die Buchſtaben D und M geſtellt". Sie haben (nach ſeiner im Corpus wiedergegebenen Skizze) weiter oben, an Stelle der beiden Blumen geſtanden. Im übrigen weicht ſeine offenbar beſſere Abſchrift (nach dem Corpus), abgeſehen von einigen Buchſtaben-Verbindungen, noch in folgenden Punkten von der in der Abbildung vorliegenden ab: Z. 2 BONE MEMORIAE. Z. 3 QVID STAS ET. Z. 10 a. A. SITVS (mehr hat auch er auf dieſer Zeile nicht leſen können). Z. 11 a. E. PROBI. Z. 12 a. E. CI. Z. 15 PRAEFECTORVM. Z. 18 NE · SCV·PINTA (in der Buchſtabenverbindung NI ſieht bei Accursius oft das I wie ein T aus). Z. 22 CONSOBRINVS.

Die Herausgeber des CIL leſen und ergänzen die Inſchrift folgendermaßen:

D(is) M(anibus) et bon(a)e memoriae. Quid stas et . . . . situs, mil(itavit) ann(os) XXIII, probitus hic in leg(ione) VII Cl(audia) lectus in praetor[io] factus eq(ues) promot[us c(enturio)] ex b(ene)f(iciario) praefectorum, natus provincia M[oe]sia superiore re[gio]ne Scupinia (?). Da(r)dan[ia] me genuit, tenuit [Germa]nia colonum C(aius) O . . . . Ser(gia tribu) Valens primus heres et consobrinus [f(aciendum) c(uravit)].

„Den Manen und zum guten Andenken! Was ſtehſt du und . . . . . beſtattet, er diente 34 Jahre nachdem er ſich hier bewährt hatte, in der ſiebenten claudiſchen Legion auserwählt, in der kaiſerlichen Leibwache zum Reiter gemacht, aus einem Benefiziarier der Präfekten zum Zenturio befördert. Geboren in der Provinz Ober-Moesien in der Gegend von Scupi. Dardania gebar mich, Germania umſchloß mich als Siedler. Gaius O . . . Valens von der sergiſchen Tribus, erſter Erbe und Vetter ließ das Denkmal machen."

Mit Z. 3 ſcheinen Verſe begonnen zu haben; angeredet iſt der vorübergehende Wanderer. — Z. 11 *probitus* ſtatt *probatus*, wie anderwärts gelegentlich *vocitus* für *vocatus*. — Die *legio VII Claudia* ſteht ſeit dem Bürgerkrieg des Jahres 69 in Moesien (ſüdlich der unteren Donau), nach der bald nach 85 erfolgten Spaltung dieſer Provinz in Ober-Moesien. Nachdem ſich unſer Soldat in der Legion bewährt und zwar auch in der Befehlgebung — er muß es hier zu einer der drei taktiſch wichtigen Stellungen des *signifer*, *optio* oder *tesserarius* gebracht haben (ſ. v. Domaszewski, Rangordnung S. 24) —, wurde er nach Rom in die kaiſerliche Leibwache verſetzt, die unter Augustus aus 9, ſeit Trajan aber aus 10 Kohorten beſtand und in der neben den Fußgängern auch Reiter dienten. Hier gelangte er zur Würde eines *beneficiarius praefecti praetorio* und gehörte damit zu der offenbar berittenen Stabswache des Befehlshabers der ganzen Leibwache. Von dieſer Stellung aus wurde man nach der Dienſtordnung immer als *evocatus* in eine Legion verſetzt, in der er in die erſte frei werdende Zenturionenſtelle aufrücken ſollte. Die Verteilung dieſer geweſenen Prätorianer über das ganze römiſche Reich ſollte dazu dienen überall ein nationalrömiſches Offizierkorps zu erhalten, ſowie in allen weit zerſtreuten Legionen Gleichmäßigkeit der Ausbildung und Pflege eines echt römiſchen Geiſtes zu gewährleiſten (ſ. Wahle, Mainz und die Römerherrſchaft auf dem rechten Rheinufer S. 317). Im Laufe des 3. Jahrhunderts verloren die evocati dieſe Bedeutung, weshalb die Benefiziarier der Leibwache ſofort zu Zenturionen der Legion vorrückten (ſ. v. Domaszewski, Rangordnung S. 21). — Z. 18 *Dardania* war das Land des illyriſchen Stammes der Dardaner; nach ſeiner

Hauptſtadt Scupi, deſſen Name in dem heutigen Üsküb (ſerbiſch Scoplje) noch erhalten iſt, war unter den Flaviern eine Militärkolonie geführt worden. *Dardania me genuit, tenuit Germania colonum* iſt ein Hexameter, wenn man die beiden Ländernamen dreiſilbig mißt. Der dichteriſche Ausdruck paßt dazu recht gut, Bücheler, Carmina lat. epigr. Nr. 407, vergleicht die in Bedburg gefundene Inſchrift (CIL XIII 8699) eines Kohorten-Befehlshabers *quem tenuit terra Mauretania, p(eregrina) obruit terra.* Das iſt nun freilich kein Vers, und die obige Leſung der Zeilen 17—20 iſt überhaupt unſicher: Mommſen ſchlug vor: *re[gio]ne Scupi n[at(ione)] Da[r]dan[us; rus] me genuit, tenuit G[erma]nia, colonum co[ndit].* — Z. 20 *colonus* iſt urſprünglich der freie Mann, der ſeinen Acker ſelbſt bebaut, dann der Bürger einer Kolonie. Seit Marcus bezeichnet das Wort meiſt den angeſiedelten Barbaren, der als halbfreier Kleinpächter das Land für den Großgrundbeſitzer bebaut. — Z. 22 *heres primus* iſt der an erſter Stelle in Betracht kommende Erbe; für den Fall, daß dieſer die Erbſchaft nicht antreten wollte oder konnte, nannte man in ſeinem Teſtamente wohl noch einen anderen als *heres secundus.*

Die Zeit der Inſchrift ergibt ſich u. a. aus der Beifügung von *bonae memoriae* zu D · M; dergleichen kommt erſt vom Ausgang des 2. Jahrhunderts an auf. Aber über die erſte Hälfte des dritten wird man nicht hinausgehen dürfen, da es ſich doch wohl noch um ein Brandgrab handelt.

Vgl. CIL XIII 6823.

---

14 Bruchſtück vom Grabdenkmal des Flavius Pusinnio. Gef. am 13. April 1881 beim Bau des Kanales in der Kaiſer-Friedrich-Straße in dem Abſchnitt zwiſchen der Großen und Mittleren Bleiche. — Sandſtein. H. 74 cm, Br. 71 cm, D. 14 cm. — Die obere Hälfte iſt abgeſchlagen. Über der Inſchrift war das Bild eines ſtehenden Soldaten angebracht, von dem aber faſt nur die beiden Füße erhalten ſind. Über dem linken erkennt man noch den unteren Rand von etwas Rundem, deſſen Oberfläche gänzlich abgeſplittert iſt, und unter dem rechts etwas Viereckiges zum Vorſchein kommt. Man könnte an einen Soldaten im langen, galliſchen Mantel, der Paenula (ſ. zu Nr. 8 S. 60) denken, aber, da der Mann ruhig ſteht, ſo müßte ſie rechts und links annähernd gleichmäßig herabhängen, auch würde das Viereck unerklärlich ſein. So wird wohl Keller recht haben, wenn er (B. J. LXXII 1882 S. 139) den 1737 in Straßburg gefundenen, 1870 aber vernichteten Grabſtein des Le(p?)ontius (CIL XIII 5980; Gipsabguß im Röm. germ. Zentralmuſeum zu Mainz, Abb. Mzr. Ztſchr. IV, Taf. II 17) zur Erklärung heranzieht. Dieſer hat neben und vor ſich, einen ſehr großen, mit einer Schildſtütze verſehenen Rundſchild, unter dem (ziemlich weit rechts) ein viereckiger Anſatz hervorragt, der nichts anders ſein kann als das Ortband der Schwertſcheide. Auf dem Mainzer Stein iſt dieſe freilich ſtark nach links gerückt, wo auf dem Straßburger die Schildſtütze angebracht iſt. — Auf der Leiſte unterhalb des Bildes ſtehen an den äußerſten Enden links und rechts die drei erſten Buchſtaben der Inſchrift, deren übriger Teil in fortlaufenden Reihen ohne alle Trennungszeichen auf einer etwas eingetieften Platte eingehauen iſt.

Die Inſchrift lautet:

Memoria Fl(avii) Pusinnionis opti(onis) leg(ionis) II Pannonic(a)e qui vixit annos XXXX stupendia XVIII(?) Iu(s?)tinius(?) (h)eres pro pietate posuit MIINAM.

„(Zur) Erinnerung an Flavius Pusinnio, Optio der zweiten pannoniſchen Legion, der 40 Jahre lebte, davon 18 (oder 19?) im Dienſte ſtand. Sein Erbe Justinius (?) ließ ihm aus Liebe (dieſes Denkmal) ſetzen."

Statt *memoria* erwartete man das üblichere *memoriae* und man könnte bei dem Fehlen der Punkte verſucht ſein zu leſen: *memoriae L(ucii) Pusinnionis,* zumal auch Z. 6 das E einem F gleich gebildet iſt, allein die Verbindung des Vornamens mit dem bloßen Beinamen iſt nach Zangenmeiſters Beobachtung (Haug und Sixt, zu Nr. 14) in der ſpäteren Kaiſerzeit, aus der unſer Stein ſtammt, ebenſo ungebräuchlich wie die Verbindung von Vornamen mit Geſchlechtsnamen.



Zu Nr. 14 1:10

Die Stellung des *optio* entſpricht etwa derjenigen des heutigen Unteroffiziers (oder auch des Leutnants oder Fähnrichs); er gehört zu den *principales* und iſt wie der im Rang unter ihm ſtehende *tesserarius* und der im Rang über ihm ſtehende *signifer* zur taktiſchen Leitung der Truppe beſtimmt. — Von dem kleinen o, das nach dem Corpus am Ende der Zeile ſtehen ſoll, kann ich auf dem Stein nichts entdecken. — Z. 3 *Pannonice* ſtatt *Pannonicae.* Solche adjektiviſche, von einem Volksnamen abgeleitete Bezeichnungen haben nichts mit der urſprünglichen Heimat der Truppe zu tun, ſondern ſie ſind entweder als ehrenvolle Erinnerung an militäriſche Vorgänge zu betrachten (ſ. Mommſen, Hermes XIX S. 40) oder beziehen ſich wie hier auf den augenblicklichen Standort der Truppe (Rieſe, Weſtd. Korrbl. XVI S. 153). Gemeint iſt die von Vespasian gegründete *legio II adiutrix.* Sie war nach ganz kurzem Aufenthalt am Rhein ſchon im Jahre 71 nach Brittannien verlegt worden, von wo ſie unter Domitian nach Pannonien kam. Hier iſt ſie lange Zeit geblieben. Wie es kam, daß währenddeſſen ein Soldat der Legion in Mainz ſtarb, läßt ſich nicht ſagen. — Am Ende der Zeile ſcheint dem T ein kleines I vorauszugehen. — Z. 4 a. A. ſteht ſtatt *annos anaios*; der barbariſche Steinmetz hat offen-

bar den Sinn der lateiniſchen Inſchrift nicht verſtanden. Aber auch deren Verfaſſer ſcheint nicht über allzu große Sprachkenntnis verfügt zu haben, ſonſt würde er nicht geſagt haben *vixit . . . stupendia.* Letzteres iſt eine auch ſonſt (z. B. Körber, Nachtr. III 59) vorkommende Nebenform für *stipendia.* — Z. 5 iſt es fraglich, ob die Senkrechte vor V zur vorausgehenden Zahl oder zum folgenden Namen gehört. Da die Namen Utinus und Utinius ſonſt nicht ſicher nachweisbar ſind, ſo wird man wohl mit Hettner (Weſtd. Korrbl. I 34) *Iu(s)tinius* zu leſen haben; N und I ſind verbunden. — *eres* = *heres.* Am Ende iſt die Zeilentrennung P-RO bemerkenswert. — Die letzte Zeile (*menam? mitnam?*) iſt unverſtändlich. Hettner a. a. O. vermutet *mensam* unter Hinweis auf die chriſtlichen Inſchriften Afrikas. — Daß der Stein nicht wie die große Maſſe unſerer Soldaten-Grabſteine dem erſten Jahrhundert angehört, zeigt ſchon die Verwendung des Sandſteines ſowie die Unvollſtändigkeit des Namens, da Vorname, Vatername, Tribus und Heimat nicht angegeben ſind, und die Bezeichnung des Verſtorbenen als *optio* (ſ. zu Nr. 9 S. 63). Aber auch das zweite iſt wohl ausgeſchloſſen, wie ein Blick auf die Buchſtabenform zeigt: man betrachte namentlich die beiden L mit dem ſchrägen Querſtrich und das G, das dem auf frühchriſtlichen Grabſteinen, z. B. Körber, Nachtr. III 222 und 223, vorkommenden ſchon ganz nahe ſteht. So wird man den Stein in die erſte Hälfte des 3. Jahrhunderts ſetzen dürfen, da wir offenbar noch ein Brandgrab vor uns haben, dergleichen nachher kaum nachweisbar ſind. Dieſem Anſatz widerſpricht nur ſcheinbar die Formel *pro pietate posuit,* die zwar vorzugsweiſe der juliſchen Zeit angehört (ſ. Oxé, Weſtd. Korrbl. XXII S. 140), aber, wenn die in das Corpus aufgenommene Ergänzung zu XIII 6825 richtig iſt, auch in der flaviſchen vorkommt. Daß das hier vorliegende nur der Volksſprache angehörende *pro,* das den Grund angibt, aus dieſer keineswegs verſchwunden iſt und alſo auf Inſchriften der ſpäteren Zeit leicht, wie ſo manches andere, wieder auftauchen kann, ergibt ſich aus ſeinem Gebrauch im Altfranzöſiſchen, z. B. in den Straßburger Eiden vom Jahre 842: *pro deo (=dei) amur et pro christian poblo et nostro commun salvament* (ſ. Pirſon S. 283). Auf verhältnismäßige Spätzeit weiſt auch die Formel *memoria(e?)* ſowie das von dem Beinamen Iuſtinus in galliſcher Weiſe abgeleitete *Iustinius.* Der barbariſche Geſchmack, der ſich in der Verteilung des Wortes *memoria* zeigt, und das unverſtändliche MIINAM am Ende ſteht mit dieſer Zeitſtellung im beſten Einvernehmen. Bei der Seltenheit bildlicher Darſtellungen von Kriegern jener Zeit iſt es ſehr bedauerlich, daß der obere Teil des Steines nicht mit gefunden wurde.

Vgl. Keller, Nachtr. I Nr. 141a; CIL XIII 6849.

III. Reiter der Bundesgenossen

15 Grabſtein des Rufus (Abb. Taf. X 1). Nach dem Berichte des älteren Fuchs (bei Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz S. 105 Anm.), der als Artillerie- und Stückhauptmann im Jahre 1750 ſtarb, im Jahre 1731 bei Arbeiten am oberen Weg nach Zahlbach gefunden, nicht weit vom Abhang, da, wo das Kreuz ſtehe, nach Séguier (1703—1784) und Maffei (ungefähr gleichzeitig) an der Joſef-Schanze, die an der nordöſtlichen Ecke des ſtädtiſchen Krankenhauſes lag. Beide Angaben laſſen ſich leicht vereinen. Da die Joſef-Schanze von Kurfürſt Lothar Franz von Schönborn im Jahre 1728 angelegt wurde, ſo werden wohl auch in den nächſten Jahren noch kleinere Arbeiten in der Nähe nötig geweſen ſein, vielleicht unter Leitung von Fuchs, dem übrigens ſein Sohn, der bekannte Verfaſſer der Alten Geſchichte von Mainz, ausdrücklich bezeugt, daß er „von 1722—1735 die meiſten im ſelbigen Jahre ausgegrabenen Steine mit ganz genauer Bemerkung der Plätze abgeſchrieben“ habe. Das Denkmal war offenbar unmittelbar vor dem römiſchen Lager errichtet, in das hier durch ein leider bisher noch nicht feſtgeſtelltes Tor eine Straße mündete. — Jetzt iſt der Stein in Mannheim, wohin er 1766 als Geſchenk des Kurfürſten Joſef Emmerich und des Grafen K. Fr. von Wartensberg gekommen iſt. — Kalkſtein. H. 142 cm, Br. 60 cm, D. 23 cm. — Der Aufbau des Denkmals läßt noch ſehr ſchön erkennen, daß die Nachahmung eines Grabtempels beabſichtigt war (ſ. Mzr. Ztſchr. Heft X S. 118). Auf zwei Pfeilern mit Baſis und Kapitäl liegt ein wagrechter Balken, der Architrav, über dem ſich der Giebel mit ſeinem Geſimſe erhebt. Er iſt mit Akanthusſchmuck gefüllt, der von einem Knopf in der Mitte ausgeht. Über Firſt und Ecken des Giebels erheben ſich ſtiliſierte Palmetten als Stirnziegel (Akroterien), die als ſolche freilich von dem Künſtler nicht mehr verſtanden und daher durch ein eigentümliches Zierband (ſ. unten) miteinander verbunden wurden. In dem viereckigen Raum zwiſchen den Pfeilern ruht eine mit verziertem Mittelzapfen abſchließende Niſche auf beſonderen verkröpften Kapitälen; darunter das Reiterbild, nach der urſprünglichen Idee im Grabtempel aufgeſtellt, in den man zwiſchen den Pfeilern hineinſieht. In den Zwickeln rechts und links je eine Roſe (vgl. den Oberteil eines Reitergrabſteines Mzr. Ztſchr. VI 122). Der barhäuptige Reiter ſelbſt iſt faſt in ägyptiſcher Weiſe ſo dargeſtellt, daß man den Rumpf von vorn, die Beine aber von der Seite ſieht. Von Kleidern erkennt man nur den kurzen Lederkoller (*lorica*), der oben mit einer Spange zuſammengehalten iſt. In der Rechten hält er wagrecht die zum Stoß bereite Lanze, in der Linken den Schild; von einem Schwert iſt nichts zu ſehen, es hing alſo auf der linken Seite. Deutlich iſt auch die Satteldecke mit den Bauchgurten ſowie Schwanz- und Bruſtriemen. Steigbügel waren den Alten unbekannt.



Zu Nr. 15 1 : 10

Unter der bildlichen Darſtellung ſteht auf umrahmter Platte, aber zum Teil über den Rahmen hinausgehend die Inſchrift:

Rufus, Coutusvati f(ilius), natio(ne) (H)elvetius eques ala(e) (h)ispanae sti(pendiorum) XIIX an(n)o(rum) XXXVI her(es) p(osuit) h(ic) s(itus) e(st).

„Rufus, des Coutusvatus Sohn, dem Stamme nach Helvetier, Reiter der ſpaniſchen Ala, der 18 Jahre im Dienſte ſtand und 36 alt geworden iſt — der Erbe ſetzte (den Grabſtein) — liegt hier begraben."

Der Name *Rufus* iſt nach Holder, Alt-celtiſcher Sprachſchatz, vielleicht keltiſch, ſein Vater hat jedenfalls einen echt keltiſchen, ſonſt nicht vorkommenden. Als Nichtbürger hat Rufus bloß einen Einzelnamen, nicht, wie die Römer, Vor- und Geſchlechtsnamen, und nur der von dem ſeinen verſchiedene Vatername wird in uralter Weiſe zur Unterſcheidung im Genetiv hinzugeſetzt. — Bei dem Nichtrömer iſt die politiſche Heimat durch den Stammnamen, nicht einen Stadtnamen ausgedrückt. — Rufus iſt Helvetier, ſtammt alſo aus der nordweſtlichen Schweiz und dient doch ebenſowie ein anderer Helvetier, Licinus (Worms, CIL 6234), in einer ſpaniſchen Ala. Das iſt nicht beſonders auffallend, denn während die Kohorten, alſo das Fußvolk, der Hilfstruppen regelmäßig nach dem urſprünglichen Aushebungsbezirk genannt werden, iſt dies bei der Ala — der Reiterei — nur ausnahmsweiſe der Fall (ſ. Mommſen, Hermes XIX 47, A. 1). *Ala ispana* auf unſerem Stein iſt jedenfalls nur ein bequemerer Ausdruck für *ala I Hispanorum*, die auf zwei Wormſer Grabſteinen (CIL XIII 6233 und 6234) genannt iſt, jedoch iſt ſie auf keinem der erhaltenen Militär-Diplome aus Obergermanien bezeugt, ſie hat alſo offenbar ſchon vor dem Jahre 74, dem Datum des früheſten derſelben, dieſe Provinz verlaſſen. Aber unſer Denkmal iſt viel älter, es gehört zu den älteſten, die in Mainz zutage kamen. Das beweiſt neben der Altertümlichkeit des ganzen Aufbaues und der Unbeholfenheit der bildlichen Darſtellung das aus S-förmigen Zeichen mit dazwiſchen ſtehenden langſtieligen, pfeilförmigen Blättern gebildete Zierband über dem Giebel (ſ. die Denkmäler des Petronius Asellio und des Musius Nr. 1 und 3 ſowie Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 121), das vorzugsweiſe in auguſteiſcher Zeit vorkommt. Damit ſtimmt ſehr gut die unregelmäßige Wortfolge, indem ganz ungewöhnlich die Dienſtjahre (*sti(pendiorum) XIIX*) vor dem Lebensalter (*an(n)o(rum) XXXVI*) angegeben iſt und *her(es) p(osuit)* vor *h(ic) s(itus) e(st)* ſteht. Auch die Abkürzung auf einen Vokal gehört beſonders der Frühzeit an. Ebenſo dürfte es mit der zu Anfang der römiſchen Beſetzung des Landes begreiflichen Ungewandtheit des Steinmetzen zuſammenhängen, daß er Z. 2 das A in NATIO vergeſſen hatte, ſodaß er es nachträglich einflicken mußte; und das tat er noch dazu zuerſt an falſcher Stelle, zwiſchen T und I! — Bemerkenswert iſt ſonſt noch die Weglaſſung des H (Z. 2 und 3), und die Auslaſſung des einen N (Z. 4).

Vgl. Haug, Röm. Denkſteine d. großh. Antiq. in Mannheim Nr. 41; Weynand Nr. 52; CIL XIII 7026; Haug, Feſtnummer der Mannheimer Geſchichtsblätter 1907 S. 192 ff. und Taf. I Nr. 3.

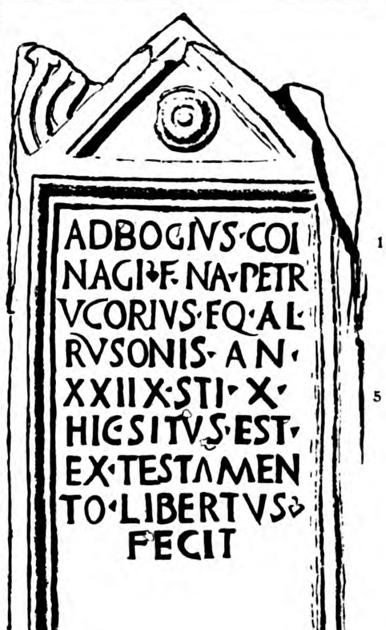
16 **Grabſtein des Adbogius.** Gef. wie der Stein Nr. 15 und wie dieſer ſeit 1766 in Mannheim.— Kalkſtein. H. 144 cm, Br. 54 cm, D. 30 cm. — In dem mit kräftigen Leiſten umrahmten Giebel eine Opferſchale (ſ. zu Nr. 17), an den Seiten des Giebeldreiecks freiſtehende Stirnziegel.

Die Inſchrift lautet:

Adbogius, Coinagi f(ilius), na(tione) Petrucorius, eq(ues) al(ae) Rusonis an(norum) XXIIX sti(pendiorum X, hic situs est; ex testamento libertus fecit.

„Adbogius, des Coinagius Sohn, vom Stamme der Petrucorier, Reiter in der Ala des Ruso, 28 Jahre alt und 10 im Dienſt, iſt hier beſtattet. Nach Vorſchrift ſeines Teſtamentes ließ ſein Freigelaſſener (dieſen Grabſtein) machen."

Adbogius und *Coinagius* ſind keltiſche Namen; über die Einnamigkeit der nichtrömiſchen Soldaten (Peregrinen) und die Bezeichnung ihrer politiſchen Heimat durch den Stammes-, nicht einen Stadtnamen ſ. zu Nr. 15. — Die Petrucòrier wohnten in Aquitanien, wo ihr Name noch heute in dem der Landſchaft Périgord und der Stadt Périgneux fortlebt. — Z. 3 f. Die Abteilungen der Hilfstruppen, beſonders aber die *alae* werden häufig nach einzelnen Männern genannt, vermutlich ſolchen, die ſie errichtet oder zuerſt befehligt hatten, ſei es nach galliſchen, im römiſchen Heeresdienſt ſtehenden Häuptlingen (die lange in Mainz ſtehende *ala Indiana* z. B. nach dem Tac. ann. III 42 genannten Trevirer Julius Indus) oder auch nach römiſchen Heerführern; doch werden in beiden Fällen meiſt Beiwörter auf *ana* gebildet — außer *Indiana* z. B. *Picentiana* (Nr. 29) —, während hier ſtatt deſſen der Name ſelbſt im Genetiv hinzugeſetzt iſt, was auf rheiniſchen Inſchriften ſonſt nicht vorkommt. Haug hält unſeren Ruso für den Tac. ann. VI 30 genannten Legionslegaten Abudius Ruso. Wäre dies richtig, ſo könnte unſere Ala nicht, wie es Ritterling als möglich anzunehmen ſcheint (B. J. 114 S. 183), zu den dreien gehören, die in der Varusſchlacht vernichtet wurden (Vell. II 117). Wahrſcheinlich war ſie, wie faſt alle nach ihren ehemaligen Führern genannten, aus Galliern gebildet; auch Ruso iſt als keltiſcher Name nachgewieſen. — Der Stein gehört, wie die ſieben anderen gleichzeitig gefundenen (ſ. zu Nr. 15) gewiß der juliſchen, wahrſcheinlich der auguſteiſchen Zeit an. Dafür ſpricht neben der



Zu Nr. 16 1:10

Buchſtabenform die Opferſchale im Giebel und die freiſtehenden Stirnziegel, die Abkürzung auf einen Vokal (Z. 2) und das Ausſchreiben der Formeln gegen Ende der Inſchrift. Auch erinnert die Benennung der Ala nach dem Führer vielleicht noch an die Zeit, wo galliſche und ſpaniſche Söldnerreiter im Dienſte Cäsars ſtanden (Ritterling, B. J. 114 S. 182).

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 42; Weynand Nr. 51 und Taf. IV 9; CIL XIII 7031; Haug, Feſtnummer S. 192 ff. und Taf. II Nr. 12.

---

17 Grabſtein des C. Tutius (Abb. Taf. X 2). Gef. in oder bei Mainz; näheres iſt nicht darüber bekannt, doch liegt die Vermutung nahe, daß er um dieſelbe Zeit wie das Denkmal des Rufus (ſ. Nr. 15) und auch nicht weit von ihm zutage kam, jedenfalls wurde er mit ihm zuſammen nach Mannheim geſchenkt, wo er ſich noch befindet. — Kalkſtein. H. 145 cm, Br. 64 cm, D. 28 cm. — Der architektoniſche Aufbau iſt ähnlich wie bei dem Rufus-Stein, nur einfacher. Auch hier haben wir noch eine deutliche Nachbildung des Grabtempels mit ſeitlichen Pfeilern, Architrav und Giebel, aber dieſer iſt nur mit einer Opferſchale (*patera*) geſchmückt. Dieſe hat ihre urſprüngliche Beziehung zur Kultusehre (Peterſen, Röm. Mitt. 1900 XV S. 40) längſt eingebüßt und dient wie die Roſe nur zur Raumfüllung. — Der Reiter ſitzt in ſchlechter Haltung auf dem galoppierenden Pferde wie eine holzgeſchnitzte Figur aus einem billigen Kinderſpielzeug, das linke Bein vorwärts, das rechte rückwärts gelegt. Von ſeiner Kleidung erkennt man deutlich den kurzen Lederkoller mit dem Gürtel, von dieſem hängt das verhältnismäßig kurze und breite Schwert an der rechten Seite herab. Auch der Speer, den er in ganz unmöglicher Weiſe ſchwingt, ſcheint kurz zu ſein. Der Schild mit ſeinem breiten metallbeſchlagenen Rande kommt am Hinterkopf zum Vorſchein. Das Riemenzeug des Pferdes iſt ziemlich einfach. — Die Inſchriftplatte ahmt eine *tabula ansata*, eine Erztafel mit Ohren zum Annageln auf eine Unterlage, nach.

Die Inſchrift lautet:

C(aius) Tutius, Mani f(ilius), Dans(ala) eq(ues) ex co(horte) IIII Trhac(um — ſo!) *an(norum) XXXV st(ipendiorum) X h(ic) s(itus) e(st); posu(it) Bitus Stac(is?) (filius) ex testamento.*

„Gajus Tutius, des Manus Sohn, ein Dansaler, Reiter von der vierten Kohorte der Thraker, der 35 Jahre alt geworden iſt und davon 10 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Es ſetzte (das Denkmal) Bitus, des Stax (oder Stacis?) Sohn, dem Teſtamente gemäß."

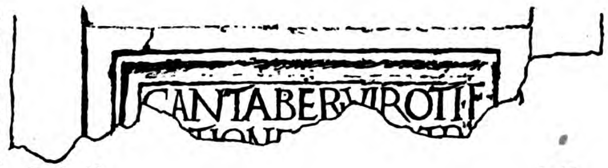
C. Tutius iſt Thraker und dient bei den Hilfstruppen, trotzdem hat er einen römiſch gebildeten Geſchlechtsnamen nebſt Vornamen ſtatt des Einzelnamens (ſ. Nr. 15); das iſt eine Abweichung von dem Gewöhnlichen, und es kommt darin eine Beſſerſtellung zum Ausdruck. Doch darf man darum nicht annehmen, daß er perſönlich, etwa für beſondere Verdienſte, das römiſche Bürgerrecht erhalten hätte, wie das gelegentlich allerdings vorkam (ſ. Nr. 22); denn in dieſem Falle würde die römiſche Tribus, in die er aufgenommen, genannt oder doch wenigſtens die Heimat durch den Namen einer Stadt — nicht eines Stammes — ausgedrückt ſein (ſ. Mommſen, Hermes XIX 26 A. 2 und 27 A. 1). Er war alſo ein Mann latiniſchen Rechtes, während ſein Vater — wie auch der Erbe und deſſen Vater — ſich mit dem barbariſchen Einzelnamen begnügt und alſo peregriniſchen Rechtes iſt: ein Zeichen fortſchreitender Romaniſierung. — *Tutius* oder *Toutius* iſt nach Holder ein gewöhnlicher galliſcher Kurzname, abgeleitet von *touta* (verwandt mit ahd. *diota, diet*) „Volk". Nun war der Mann aber ein Thraker; es ſcheint alſo, daß von dem gleichen Wortſtamm auch im Thrakiſchen, das ja ebenfalls zu den indogermaniſchen Sprachen gehört (ſ. Mzr. Ztſchr. III S. 2), Eigennamen gebildet worden ſind. — Über den Namen *Dansala* vgl. meine Bemerkung zu Mzr. Ztſchr. VIII und IX Nr. 2; beizufügen iſt, daß auch auf der Kölner Inſchrift CIL XIII 8308 der Name ausgeſchrieben iſt. Der Stamm wohnte am oberen Strymon, daher diente Tutius natürlich in einer Thraker-Kohorte (doch vgl. d. Bem. zu Nr. 15), und zwar war er Reiter. Seine Truppenabteilung war alſo eine *cohors equitata*, d. h. es war dem Fußvolk, um eine ſelbſtändige Verwendung der Truppe zu ermöglichen, eine Anzahl von Reitern beigegeben (bei der *coh. milliaria* kamen auf 760 Fußſoldaten 240 Reiter, bei der *coh. quingenaria* auf 360—380 Fußſoldaten 120 Reiter, ſ. Marquardt-v. Domaszewski II 470 f). — Die vierte Thraker-Kohorte wird in keinem der vier erhaltenen obergermaniſchen Militär-Diplome erwähnt, ſie war alſo im Jahre 74 bereits anderswohin verlegt worden. Unſer Denkmal aber iſt wahrſcheinlich dem des Rufus (ſ. Nr. 15) gleichzeitig, jedenfalls vorklaudiſch. Dafür ſpricht der tempelartige Aufbau mit der Opferſchale im Giebel, die nur in juliſcher Zeit nachweisbar iſt (ſ. Weynand, B.J. 108/9 228), ferner die Unbeholfenheit der bildlichen Darſtellung und die Ungeſchicklichkeit, mit der die Inſchrift eingehauen iſt (Z. 1 ſteht das F ganz, Z. 3 und 4 das V halb jenſeits der Umrahmung; Z. 3 ſteht TRHAC ſtatt THRAC); auch das Ausſchreiben der Formel *ex testamento* gehört hierher, da ſich darin zeigt, daß dem, der die Inſchrift verfaßte oder einmeißelte, dergleichen noch nicht geläufig war. — Das T iſt überall außer Z. 6 Anf. überhöht. Von Buchſtaben-Verbindungen findet ſich bloß die von N und T in der erſten Zeile.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 40; Weynand Nr. 42; CIL XIII 7050; Haug, Feſtnummer S. 192 ff. und Taf. I Nr. 1.

---

18 Grabſtein des Cantaber (Abb. Taf. IX 8). Gef. am 26. Juli 1881 bei Kanalarbeiten in der Roſengaſſe, zwiſchen Clara- und Lotharſtraße. — Kalkſtein. H. 90 cm, Br. 87 cm, D. 25 cm. Leider oben und unten verſtümmelt. — Die Reitergruppe über der Inſchrift iſt überaus hölzern und mit erſtaunlicher Vernachläſſigung der wirklichen Verhältniſſe hergeſtellt. Der Oberkörper des Mannes iſt gegenüber den Oberſchenkeln viel zu lang geraten, und andererſeits ſteht doch der Fuß auf dem Boden, das Bein aber iſt ſpindeldürr und ohne Waden. Ähnlich ſteht es mit dem Pferd. Die ganze Gruppe iſt von der Seite geſehen, aber der Rumpf des Reiters von vorn, denn die ſenkrechte Linie auf der Mitte desſelben iſt, wie der Vergleich mit dem Rufus-Denkmal (ſ. Nr. 15) zeigt, vorn auf Bruſt und Bauch zu denken, wo die rechte und linke Hälfte des Kollers

zuſammentreffen und durch eine Spange und den auch auf unſerem Bild ſichtbaren Gürtel zuſammengehalten werden: Der Künſtler hat dargeſtellt, was er kannte, nicht was er an dieſer Stelle ſah (vgl. die Menſchengeſtalt auf ägyptiſchen Reliefs). Von der Hoſe iſt nichts mehr zu erkennen, dagegen ſieht man deutlich am Fuß die Schnürriemen der Sandalen. Vom Pferdegeſchirr unterſcheidet man den Sattel mit Bauchgurt, ferner Vorder- und Hinterzeug, das mit Schmuckplatte und herabhängendem, dreiteiligem Riemenſtück geziert iſt, und von der Kopfzäumung einen Stirnriemen mit zwei Backenſtücken und einem zwiſchen den Augen herablaufenden Mittelſtück. Mit der Rechten ſtößt der Reiter die Lanze nach vorn, links hält er den eckigen Schild; von dem ſcheinbar weit hinten hängenden Schwert ſieht man nicht viel mehr als den Griff mit ſeinem dicken Knauf und Bügel. Das weitaus Bemerkenswerteſte an der ganzen Darſtellung iſt aber der Barbarenkopf (Abb. Mzr. Ztſchr. IV Taf. II 15a und Schumacher, Germanenkatalog[3] S. 20) unter den Vorderfüßen des Pferdes, denn das lange, bis über den Hals herabfallende Haupthaar iſt links oben am Kopf in einen Knoten geſchlungen, der ſeit der Auffindung des Steines zur Erläuterung einer bekannten Tacitusſtelle verwendet wurde. *Insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere* („es iſt bezeichnend für den Stamm, daß ſie das Haar ſeitwärts ſtreichen und zu einem Knoten aufbinden"), ſagt der römiſche Geſchichtsſchreiber in ſeiner Germania (cap. 38), allerdings von den Sueben, während auf unſerem Stein wohl ein Chatte gemeint war. Der übrige Körper wird wohl aufgemalt geweſen ſein, denn daß alle dieſe Grabſteine mit bildlichen Darſtellungen farbig waren, beweiſen die Farbſpuren auf ſehr vielen derſelben, z. B. auf dem des Bluſſus (Nr. 45),



Zu Nr. 18 1 : 10

des Annauſo (Nr. 25) und vor allem des Silius (Nr. 29 und Mzr. Ztſchr. III Taf. III). Durch die nur zum Teile plaſtiſche Darſtellung des Germanen bildet unſer Stein ein Mittelglied zwiſchen den auguſteiſchen oder wenigſtens vorklaudiſchen Grabdenkmälern, auf denen der Reiter mit vorgeſtreckter Lanze nach rechts vorſtürmt, ohne daß ein beſiegter Germane unter ſeinem Pferde liegt (ſ. Nr. 15 und 17), und denen der neroniſchen oder frühflaviſchen Zeit, auf denen der Reiter über den Feind hinwegſprengt (ſ. Nr. 19, 21, 22, 24 und 25).

Von der Inſchrift ſind leider nicht einmal ganz zwei Zeilen erhalten:

Cantaber, Viroti f(ilius), [na]tione . . . tr(?)

„Cantaber, des Virotus Sohn, dem Stamme nach . . ."

Cantaber heißt der Mann nach dem im Nordweſten der Pyrenäen-Halbinſel wohnenden Volk (ähnlich *Turonus*, Mzr. Ztſchr. VI 127, *Biturix*, Röm. germ. Korrbl. VII 56 uſw.). Man darf daraus ſchließen, daß er ein Spanier war, daß er aber in der *ala hispana* gedient habe, iſt damit noch nicht geſagt (ſ. zu Nr. 15). — Der Stein gehört zweifellos zu unſeren früheſten; er wird wohl auguſteiſch ſein, wie die ohne Germanen, denen er in der Ungeſchicklichkeit der Darſtellung ſo nahe ſteht.

Vgl. Keller, Nachtrag zum Beckerſchen Katalog 1883 S. 18; CIL XIII 7033; Schumacher, A. u. h. V. V Taf. 16 und Germanenkatalog Nr. 7.

---

19 Grabſtein des Andes (Abb. Taf. X 3). Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 132 cm, Br. 58 cm, D. 14 cm. — Über der Inſchrift iſt in einer ſchmuckloſen, oben giebelförmig abſchließenden, die ganze Breite des Steines einnehmenden Niſche der Verſtorbene dargeſtellt. Die dabei angewendete Kunſt iſt ſehr gering, aber die Treue, mit der die Ausrüſtung von Menſch und Pferd wiedergegeben iſt, groß und erfreulich. Der im Vergleich zum Pferde viel zu lang ausgefallene Reiter — der rechte Fuß berührt beinahe den Boden, während der linke allerdings viel kürzer iſt und oberhalb der Weichen des Germanen ſichtbar wird — iſt ähnlich gekleidet und bewaffnet wie Romanius (ſ. Nr. 22), nur iſt das untere Ende der anliegenden Hoſen — der urſprünglich zur galliſchen Tracht gehörigen *bracae* — oberhalb der Waden auf unſerem Stein noch deutlicher ſichtbar als dort, und der Schild des Andes iſt ganz eiförmig, nicht, wie der des Romanius, oben und unten geradlinig abgeſchloſſen. Das Riemenzeug des Pferdes iſt auf unſerem Stein noch etwas reicher als dort, und es iſt bemerkenswert, wie der Künſtler ſich nicht geſcheut hat, den beiden linken Pferdebeinen eine unnatürliche Stellung zu geben, damit ſie nur ja nicht etwa verdeckt würden. — Links im Hintergrund ſteht ein Mann mit einem Speer. Bekleidet iſt er mit dem Sagum, dem galliſchen weiten Ärmelmantel, der am Hals den breiten, faltigen Saum der im Rücken hängenden Kapuze (*cucullus*) zeigt (vgl. oben zu Nr. 8, S. 60). Es iſt ein als Waffenträger dienender Sklave; man hat auch an einen nach germaniſchem Brauch dem Reiter beigegebenen Fußſoldaten (Vegetius III 14) gedacht, allein dann müßte man doch mindeſtens einen Helm erwarten, während er hier wie auf den meiſten gleichartigen Denkmälern barhäuptig iſt; daß er auf dem Togitio-Stein (Nr. 20) einmal einen Helm trägt, kommt dagegen nicht in Betracht. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient der am Boden liegende Feind — es iſt natürlich ein Germane —, über den der Reiter hinwegſprengt. Der Künſtler hat ſich bemüht, ihm ein recht wildes, barbariſches Ausſehen (vgl. die große Abb. Mzr. Ztſchr. IV Taf. II 11a und Schumacher, Germanenkatalog[3] S. 39) zu verleihen. Dazu gehört der Schnurrbart und vor allem der lange ſpitze Kinnbart — denn die Römer trugen vor Hadrian keinen Bart — ſowie das zurückgeſtrichene, vielleicht auf dem Scheitel ſelbſt zu einem Schopf zuſammengebundene, jedenfalls aber zum Unterſchied von römiſch-griechiſcher Sitte lange, flatternde Haupthaar. Deutliche Einkerbungen oberhalb des Geſäßes und unterhalb der Waden zeigen, daß der Germane mit eng anliegenden Hoſen bekleidet iſt, wie er ja auch auf dem Grabſtein des Strato (Körber, Nachtr. III Nr. 128) ſicher welche anhat, während er auf dem des Romanius (Nr. 22) ebenſo ſicher unbehoſt iſt. Die Deutlichkeit, mit der die Kerbe zwiſchen den Hinterbacken

angegeben ist, widerspricht dem nur scheinbar: sie beruht auf dem oben schon berührten naiven Streben des Künstlers, alles, was er kennt, auch sichtbar zu machen (s. Nr. 18). Aus demselben Grund findet man (bis in die Gotik hinein) bei Gewandstatuen oft den Nabel angegeben (vgl. z. B. den Mars auf dem Viergötterstein, Mzr. Ztschr. VII Taf. I d und die Viktoria auf der Juppitersäule, a. a. O. Taf. IVe und Körber, Die große Juppitersäule im Altertumsmuseum der Stadt Mainz 1915 S. 17 und Taf. V Nr. e IV). — Zu beachten ist das krumme Messer in der Rechten des Germanen. Man ist versucht, seine Krümmung als eine Anpassung an den vorhandenen Raum zu erklären, da meines Wissens solche Waffen bis jetzt noch nicht aus dieser Zeit im Original vorliegen. Auch M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr., Würzburg 1916, kennt solche nicht (die Darstellung auf unserem Stein hätte er aber doch erwähnen sollen: Gräber- und ähnliche Funde sind doch nicht allein maßgebend!). Indessen verweist Lindenschmit mit Recht auf das freilich etwa 200 Jahre spätere silberne Kohortenzeichen aus dem Kastell von Niederbieber (abgeb. u. a. bei Schumacher, Germanenkatalog Nr. 37), wo unter anderen keltisch-germanischen Waffen und Geräten auch ein ganz ähnliches Messer zu sehen ist; auch der dazwischen hockende, offenbar gefesselte Germane gleicht demjenigen auf unserem Stein insofern, als er einen ganz ähnlichen Schnurr- und Spitzbart trägt. — Neben der Inschrift ist ein Musik-Instrument abgebildet, das schon Lindenschmit als *bucina* auffaßte. Daß er darin recht hatte, hat vor kurzem Behn (Mzr. Ztschr. VII 43 f.) nachgewiesen. So, wie die Trompete dargestellt ist, kann sie zweifellos nicht geblasen werden, also muß sie so eingerichtet sein, daß man den inneren Bügel durch ein Gelenk herausklappen kann (s. Abb. a. a. O.), das durch eine feine Linie oberhalb des Steges auf dem Stein in der Tat angedeutet zu sein scheint. Daß der Steg doppelt ist, läßt mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen „Zug“ wie bei unseren Posaunen schließen (das Wort Posaune führt man durch Vermittelung altfranzösischer Formen auf *bucina* zurück).

Die Inschrift lautet:

Andes Sex(ti) f(ilius) cives Raetinio eq(ues) ala Claud(ia) an(norum) XXX stip(endiorum) V h(ic) s(itus) e(st), h(eres) f(aciendum) c(uravit).

„Andes, des Sextus Sohn, Raetinischer Bürger, Reiter der Claudischen Ala, der 30 Jahre alt wurde und 5 im Dienste stand, liegt hier begraben, sein Erbe ließ (den Grabstein) machen.“

Als Nichtbürger führt Andes nur seinen barbarischen Namen, keinen römischen Geschlechtsnamen. — *Andes* (-ium) ist neben *Andi*(-orum) ein bei Cäsar öfters gebrauchter Kurzname für den gallischen Stamm der *Andecari* oder *Andegari* (wovon die Landschaft Anjon und die Stadt Angers ihren Namen haben); so könnte *Andes* — auch die Form *Andus* kommt vor — soviel heißen als „der Andecarer“ (s. zu Nr. 18). Dem scheint freilich zu widersprechen, daß er ein *cives Raetinio* ist, allein auch der Vatername *Sextus* kann sehr wohl keltisch sein (s. Holder). (Einer der Weihesteine der *equites singulares* in Rom (CIL VI 31 162) ist gesetzt von *cives Batavi sive Thraces, adlecti ex provincia Germania inferiori*, wozu Zangemeister, N. Heidelb. Jahrb. V 1895 S. 50 bemerkt: „danach dürfen wir annehmen, daß auch unter den als Thraces oder als Angehörige einer anderen Völkerschaft bezeichneten Soldaten Germanen sein können, denn die obigen Worte sind wohl mit Henzen S. 276 so zu deuten, daß diese hier Thraces heißen, weil sie in einer nach diesem Volk genannten Truppe Untergermaniens dienten, aber in dieser Provinz ausgehoben und also germanischer Nationalität waren“. Riese, Das rhein. Germanien II zu Nr. 213 faßt dagegen *sive* im Sinne von „und“ wie CIL XIII 1326 sp. u. ö.). — *Raetinio(-onis)* ist ein Stammname im Nominativ, abgeleitet von dem Namen der Stadt Ῥαίτινον in Dalmatien. Bei den Truppenteilen, die aus Nichtbürgern bestehen, wird die politische Heimat regelmäßig nicht durch einen Städtenamen, sondern durch den Stammnamen ausgedrückt (s. Mommsen, Hermes XIX 25 ff.). — Z. 3 *ala*. Die Bezeichnung des Truppenkörpers durch den Ablativ statt des Genetivs gehört der Frühzeit an. — Die *Ala Claudia* ist, wie der Name sagt, von Kaiser Claudius gegründet, ihre Anwesenheit in Obergermanien wird durch das Militär-Diplom vom Jahre 74 bezeugt, im Jahre 82 steht sie bereits in Moesien. Darnach müßte unser Stein zwischen die Jahre 41 und 82 fallen, wahrscheinlich aber stammt er noch aus der Zeit des Claudius. Darauf deutet schon der Ablativ *ala*.

Vgl. Becker Nr. 223; Lindenschmit, A. u. h. V. I, XI Taf. 6, 2; Weynand Nr. 169; CIL XIII 7023; Schumacher, Germanenkatalog Nr. 18.

---

20 Grabstein des Togitio (Abb. Taf. X 4), jetzt in Mannheim. Gef. nach Opitz, Variarum lectionum liber, S. 71, im Jahre 1632 bei Anlage der Festung Gustavsburg. Er sagt (nach CIL XIII S. 306) von diesem und drei weiteren Steinen „*ex adverso urbi ad Moeni amnis ostium, ubi inter magnae antiquitus, ut videbatur, molis rudera nuper effodiebantur*“. Damit stimmt überein das Zeugnis Zeillers bei Merian (Topographia archiepiscopatuum Moguntinensis usw. 1646 S. 8): „Und ist auch an dem Ort, wo der Mayn in den Rhein kom̄t, die neue Vestung Gustavusburg auf gemelten Königs“, Gustav Adolfs, „Befehl zu erbauen angefangen, und daselbst viel alte Gemäuer, von Romanischen Gebäuen und Bildern unter der Erden gefunden, deren etliche Stein an die Pforten daselbsten versetzt worden: Folgends vom Schwedischen Reichs-Cantzler, Axel Oxenstirn, befreyet“, während auf der zugehörigen Tafel u. a. unser Stein abgebildet ist mit der Überschrift: „Abriß der Romischen Antiquiteten und Bildern, so in erbawung der Gustavsburg unter der erden gefunden worden“. Die Herausgeber des Corpus (CIL XIII S. 306) scheinen freilich nicht ganz abgeneigt, anzunehmen, daß die fraglichen Steine in Wirklichkeit vom Abbruch der Albanskirche, also in letzter Linie von dem bis zu dieser sich erstreckenden römischen Friedhof stammen, denn sie setzen eine andere Nachricht Zeillers (a. a. O. S. 6) zwischen die beiden oben ausgeschriebenen: „St. Alban, dessen verbrandter Kirchen Wände nur noch übrig: und an. 1632 durch die Schweden abgebrochen, und die Stein an die Gustavsburg gewendet worden“. Indessen darf man doch wohl

an der ganz bestimmten Angabe der gleichzeitigen Gewährsmänner nicht zweifeln; auch ist durch die Lage der römischen Mainbrücke, die der Mainzer Altertumsverein im Jahre 1906 untersuchte, (s. E. Schmidt, im Limeswerk Kastel bei Mainz S. 15 nebst Karte) gesichert, daß eine römische Straße durch das Gebiet der Gustavsburg führte, und römische Gräber also hier zu erwarten sind; daß aber seit der Schwedenzeit weitere römische Funde dort nicht gemacht worden sind, erklärt sich leicht daraus, daß seitdem dort nicht in die Tiefe gegraben wurde. Auffallend ist es freilich, daß unser Stein einige Jahre später vor der Umfassungsmauer von St. Alban aufgestellt ist (auf Persons Geometrischem Grundriß des Albansberges 1713 ist seine Stelle eingezeichnet mit der Beischrift „Monumentum Togisy", s. Mainzer Ztschr. VIII/IX S. 33 Anm.) und zwar auf einem Altar der Fortuna redux, der nach Fuchs' Angabe (ebenfalls im Jahre 1632) auf dem Albansberge gefunden wurde. Die Möglichkeit eines Irrtums liegt also jedenfalls vor; doch sagt Fuchs selber (I S. 48, wo er von der Auffindung jenes Fortuna-Altares spricht) „Im nämlichen Jahre wurde über dem Rhein bey Erbauung der Gustavsburg ein Grabstein eines alten Alemanniers ausgegraben, herüber gebracht und oben auf diesen Altar gesezet, welches hernach viele Gelehrte irre gemacht hat." Letzteres bezieht sich allerdings nur darauf, daß man die beiden Steine für ein einziges von jeher zusammengehöriges Denkmal hielt, aber immerhin sagten auch s e i n e Quellen, daß der Grabstein von der G u s t a v s b u r g stamme. — Kalkstein. H. 137 cm, Br. 77 cm, D. 27 cm. Oben und unten ist der Stein leider verstümmelt. — Was den Aufbau des Ganzen und die bildliche Darstellung anlangt, so kommt unser Denkmal bis auf das Fehlen des besiegten Germanen so sehr mit denjenigen des Romanius und des Annauso überein, daß man auf Herstellung durch einen Künstler schließen muß. Ich kann mich daher bei der Beschreibung auf das Abweichende beschränken. Das besteht in Bezug auf die Reitergruppe nur darin, daß sie weniger gut in den Raum hineingepaßt ist, sodaß Schwanz und Vorderbeine des Pferdes in der Nische keinen Platz mehr fanden. Die Schmuckplatten am Riemenzeug sind mit Blumen verziert. Der Sklave hat wie auf dem Romaniusstein einen anliegenden Rock an, nicht wie auf dem Annausostein das faltige Sagum, er hat hier einen Helm auf dem Haupte und trägt e i n e Lanze über der r e c h t e n Schulter. Daß der Germane am Boden fehlt, ist schon gesagt, an seiner Stelle sieht man eine Art Säulenstumpf unter dem rechten Fuß; was er bedeuten soll, weiß ich nicht.

Von der Inschrift sind nur zwei Zeilen erhalten, und die zweite ist nicht einmal ganz unbeschädigt.

Togitio Solimari f(ilius) Lin[go?]

„Togitio, des Solimarus Sohn, ein Lingoner."

Über die Namengebung s. zu Nr. 15. *Togitio* und *Solimarus* sind keltische Namen; der letztere kommt auch sonst oft vor; mit dem zweiten Bestandteil vgl. das altgermanische *mērus* in *Segimērus* usw., dessen Bedeutung „groß, herrlich" ist. — Die Lingones waren ein keltischer Stamm an der Saone und oberen Marne; ihre gleichnamige Hauptstadt ist das heutige Langres. Die Ergänzung des Wortes *Lingo* ist nicht ganz, aber doch fast sicher. — Was die Entstehungszeit anlangt, so weist die oben erwähnte Ähnlichkeit mit dem Romaniusstein, die sich auch auf die Schrift erstreckt, auf die neronische Zeit; das Denkmal des Togitio dürfte etwas älter sein als das andere.

Vgl. Haug, Denksteine Nr. 39; CIL XIII 7034; Haug, Festnummer S. 192 ff. und Taf. II 11.

---

21 G r a b s t e i n d e s P e t r o n i u s D i s a c e n t u s (Abb. Taf. X 6). Über die Auffindung schreibt Reuter, Albansgulden oder kurze Geschichte des Ritterstiftes zum heil. Alban bey Mainz, 1790, S. 6: gefunden „als vor wenig Jahren aus dem St. Rochushospitale eine Dohle" (=Wasserleitungsröhre) „durch die Gräfengaß in den Rhein geführt worden", und zwar wurde der Stein nach Lehne in der Grebenstraße selbst gefunden, „nahe am Hause zum Römer" (jetzt Nr. 26). Es muß dies schon vor dem 12. Juli 1778 geschehen sein, denn de Schmidt de Rossau spricht von ihm mit Berufung auf einen Brief Würdtweins in einem Schreiben von diesem Datum an Lamey (cod. tabul. Caroloruh. n. 167). — Kalkstein. H. 142 cm, Br. 85 cm, D. 20 cm. Leider ist der Stein oben arg verstümmelt. — Die bildliche Darstellung ist derjenigen auf den Steinen des Togitio, Romanius und Annauso nahe verwandt. Wie auf dem ersten derselben sind die seitlich angebrachten Schmuckplatten (*phalerae*) des Pferdezeugs mit Blumen geziert, vor der Brust hängt jedoch hier eine *lunula* vom Riemen herab. Sehr deutlich ist am linken Fuß des Reiters der zapfenartige Kamm, der sich durch das Zusammenziehen der einzelnen Riementeile von beiden Seiten auf dem Reihen bildet und auf Grabsteinen manchmal wie hier noch erhalten ist, wenn sonst jede Andeutung von Sandalen oder Halbstiefeln durch Verwitterung längst verloren gegangen ist (Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung, S. 29). Sehr deutlich hebt sich der kurze Koller vom Gesäße ab, der Gürtel ist stark perspektivisch gezeichnet, von dem unteren Rand der Hose sieht man nur noch wenig. — Der Sklave links im Hintergrund trägt anliegenden Rock, dessen unterer Saum zwischen dem Schwanz und den Hinterbeinen des Pferdes sichtbar ist; er hielt einen Speer schräg an die rechte Schulter gelegt, wie auf dem Denkmal des Togitio (auch einen anderen mehr senkrecht an der linken Schulter?), dagegen sehen wir hier zum Unterschied von diesem, aber in Übereinstimmung mit den beiden anderen oben genannten Denkmälern einen besiegten Germanen unter dem Pferde liegen. Er ist wie auf dem Romaniusstein bis auf das kurze Mäntelchen völlig nackt; er denkt nicht mehr an bewaffneten Widerstand, sondern scheint mit der rechten Hand nach dem linken Fuß des Reiters zu greifen.

Die Inschrift ist sehr gut erhalten und feiner eingehauen als auf den meisten anderen Steinen. Sie lautet:

Petronius Disacentus, Dentubrise f(ilius), eq(ues) turma Longini ex c(o)ho(rte) VI Thrac(um) ann(orum) XX stip(endiorum) V h(ic) s(itus) e(st); heres pos(u)it.

„Petronius Disacentus, des Dentubrisa Sohn, Reiter der Turma des Longinus von der sechsten Thraker-Kohorte, der 20 Jahre alt geworden und davon 5 im Dienste stand, ist hier bestattet. Der Erbe setzte (den Grabstein)."

Der ursprüngliche Name des Reiters Disacentus ist durch Hinzufügung des römischen Geschlechtsnamens

Petronius römiſchem Brauche genähert. Unſer Reiter war alſo wohl ein Mann latiniſchen Rechtes, nicht etwa römiſcher Bürger; denn wäre das der Fall geweſen, ſo wäre gewiß die Tribus, der er zugeteilt, oder die Heimat in Form eines Städtenamens oder beides beigeſchrieben worden (ſ. Nr. 17 S. 70). Der Vater begnügt ſich noch mit dem Einzelnamen. — Die ſechſte Thraker-Kohorte war wie die vierte (ſ. zu Nr. 17) eine *cohors equitata*; war es, was wir nicht wiſſen, eine *cohors miliaria equitata*, ſo hatte ſie neben ihren 760 Fußſoldaten noch 240 Reiter, die in *turmae* eingeteilt waren, wahrſcheinlich in 8 (ſ. Mommſen, Eph. ep. V S. 31 und v. Domaszewski, N. Heidelb. Jahrb. IX 146 A. 34; Cichorius, bei Pauly-Wiſſowa unter *cohors*, hält auch 6 für möglich, bei Hyginus c. 27 iſt die Zahl ausgefallen); die *quingenaria* zählte nur die Hälfte. Longinus führte als Befehlshaber einer *turma* den Titel *decurio*. Im Rang ſtand ein ſolcher unter dem *centurio* der Kohorte und natürlich auch dem der Legion. — Auffallend iſt, daß Petronius, wenn nicht ein Schreibfehler vorliegt, ſchon mit 15 Jahren in das Heer eingetreten iſt. — Die ſechſte Thraker-Kohorte ſtand im Jahre 74 nicht mehr in Obergermanien, da ſie auf keinem der erhaltenen Militär-Diplome vorkommt. Vom Rhein war ſie nach Brittannien gekommen, aber ſchon im Jahre 84 taucht ſie in Pannonien auf. Auf frühe Zeit deutet der Ablativ *ala* ſtatt des Genetivs (ſ. zu Nr. 19 S. 72). Ich möchte daher annehmen, daß das Denkmal in neroniſcher Zeit entſtanden ſei; die feine Schrift ſteht damit ſehr gut im Einklang. Das T iſt überall außer auf Z. 3 überhöht. Von Buchſtaben-Verbindungen kommt zweimal (Z. 1 und 2) die von N und T, einmal (Z. 4) die von N und N und einmal (Z. 3) die von I, N und I vor. Die Zahlzeichen XX ſind ineinandergerückt und VS (Z. 1) iſt in ganz kleinen Buchſtaben übergeſchrieben.

Vgl. Becker Nr. 217; CIL XIII 7052.

---

22 Grabſtein des C. Romanius Capito (Abb. Taf. X 5). Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 163 cm, Br. 87 cm, D. 20 cm. — Das Denkmal iſt im allgemeinen ausgezeichnet erhalten. Über der Inſchrift iſt der Verſtorbene in einer flachen, bis auf einen ſchmalen Rand die ganze Breite des Steines einnehmenden Niſche dargeſtellt, wie er hoch zu Roß über einen am Boden liegenden Feind hinwegſprengt. Sein Haupt bedeckt ein Helm, in deſſen Haube zur Verſtärkung ihrer Widerſtandsfähigkeit die Nachbildung von Haarlocken ausgehämmert iſt, während die Wangenklappen mit Blumen verziert ſind. Die Ohren ſind unbedeckt, aber durch den hier vorſpringenden Rand der Helmhaube gegen einen Hieb von oben geſchützt. Da auch der tief herabreichende Nackenſchirm und der diademähnliche Stirnſchild nicht vergeſſen ſind, entſpricht der Helm ganz den aus dem Rhein erhobenen Originalen des Mainzer Muſeums. Die Arme ſind nackt; der anliegende Lederkoller iſt an ſeinem unteren Rande — am Oberſchenkel —, um die Bewegung nicht zu hindern, aufgeſchlitzt und oben durch breite Schulterplatten aus Metall oder dickem Leder verſtärkt. Letztere ſind an ihrer inneren Seite umgeſchlagen, um durch die ſtehenden Ränder die Halsgrube gegen ſeitliche Stöße zu ſchützen; auf der Bruſt werden ſie durch eine Spange zuſammengehalten. Eine feine Einkerbung deutet etwas unterhalb des Knies das Ende der eng anliegenden Hoſen an; ſie waren durch die hier jetzt verſchwundene Farbe deutlich hervorgehoben. Auch von den Sandalen oder Halbſchuhen zeugt infolge einer örtlichen Beſchädigung nur noch ein ſchmaler, der Verſchnürung angehöriger Streifen auf der Reihe des Fußes; die Zehen waren frei gelaſſen (vgl. den mit der Juppiterſäule zuſammen gefundenen Bronzefuß, abgeb. bei Körber, Die große Juppiterſäule, Taf. 1); der linke Fuß kommt unter dem Pferdebauch an der Achſelhöhle des Germanen zum Vorſchein. Der Reiter ſchwingt in der Rechten die Wurflanze, in der Linken führt er einen im ganzen ovalen, aber (oben und) unten geradlinig abgeſchloſſenen, mit einem ſtarken Metallrand beſchlagenen Schild, deſſen Rand vor dem Pferdemaul ſichtbar wird. Offenbar um dies zu ermöglichen, hat ihn der Künſtler ganz unverhältnismäßig lang gebildet. Er war rot bemalt, wie die Spuren noch deutlich zeigen. Am Gürtel hängt auf der rechten Seite das lange Reiterſchwert — das Schwert des Legionsſoldaten iſt kurz — in metallbeſchlagener, ſonſt aber ſchmuckloſer Scheide; deutlich ſichtbar iſt davon der dicke Bügel und der Knauf. — Das Pferdegeſchirr iſt mit derſelben Genauigkeit dargeſtellt. Am Sattel fällt das ſtark aufſtrebende Rückende des Sitzes auf, der Sattelknopf iſt etwas beſchädigt, der Bauchriemen aber deutlich erkennbar. Drei große, mit umſchließenden Kreiſen verſehene Schmuckplatten (*phalerae*), von denen je ein Riemenband herabfällt, ſind am Lederzeug ſichtbar; ſie gleichen ganz den Orden des Lauersforter Fundes (ſ. Nr. 3 S. 54). — Links im Hintergrund ſteht ein Sklave mit zwei Speeren; er trägt einen enganliegenden Ärmelrock, deſſen Rand am Halſe und am Ellenbogen ſichtbar wird. Der am Boden liegende Germane iſt bis auf ein kleines Mäntelchen völlig nackt, was mit Tacitus' Schilderung (Germania 6) ſehr gut übereinſtimmt, daß die germaniſchen Fußgänger „nackt oder von einem kurzen Mantel nicht behindert" (*nudi aut sagulo leves*) zu kämpfen pflegten. Er trägt einen dicken Schnurr- und kurzen Knebelbart, wie man namentlich an den zurückliegenden Teilen erkennt. An dem Steine ſieht man, wie durch das ſorgfältig gekämmte Haupthaar quer zu den Strähnen eine feine Linie hindurchläuft. Schumacher glaubt deshalb, daß das Haar durch einen Reifen oder ein Band zuſammengehalten ſei, aber ſo kurz geſchnittenes Haar bedarf doch gar nicht des Zuſammenhaltens, und ein Band oder Reifen würde durch zwei Linien angedeutet ſein, auch findet man dieſelbe Linie im Haar des Sklaven und ſogar an der wirkliches Haar nachbildenden Helmhaube. Ich halte daher die Deutung für richtig, die ich dem Muſeums-Aſſiſtenten Herrn Keßler verdanke, daß der Künſtler nur zwei Lockenlagen durch jene Linie ſcheiden wollte. Zu vergleichen iſt dabei der am Bettenberg aufgefundene römiſche Viſierhelm (abgeb. A. u. h. V. Bd. V 5 Taf. IV), wo die einzelnen Lagen der Haarſträhne ſehr deutlich geſchieden ſind. — In der erhobenen Rechten zückte der Germane, wie man aus der Vergleichung mit dem ſo überaus ähnlichen Denkmal des Annauso (Taf. X 7) ſchließen darf, ein Meſſer oder Schwert, das aber nur durch Farbe ausgedrückt

geweſen ſein kann (Schumacher meint, daß es unter dem rechten Vorderfuß des Pferdes zum Vorſchein komme, ich kann aber auf dem Stein keine Spur davon entdecken, wie ich auch bei dem Manne ſelbſt von einem Backen- und Kinnbart, die Schumacher für ſicher hält, nichts ſehen kann). — Die Niſche iſt von einem ein Wickelband nachahmenden Saum umgeben; die Zwickel rechts und links ſind mit Akanthusblättern verziert. Der Reiterſpeer reicht bis in dieſe hinein. — Das Vorbild ſolcher Denkmäler, auf denen ein Reiter über einen geſtürzten Feind hinſprengt, iſt auf griechiſchem Boden zu ſuchen. Am bekannteſten iſt der auf dem Dipylon-Friedhof bei Athen gefundene Grabſtein des Dexileos, der im Jahre 394 v. Chr. im Reitergefecht vor Korinth den Heldentod erlitt. Aber während bei den Griechen urſprünglich der Tote ſchon als Heros (ſ. zu Nr. 29 S. 79) beritten dargeſtellt iſt, kommt bei den realiſtiſcher denkenden Römern nur demjenigen ein Pferd zu, der ſich ſeiner im Berufe auch wirklich bediente.

Die Inſchrift ſteht ohne alle Umrahmung unmittelbar unter dem Bild. Sie lautet:

C(aius) Romanius eq(ues) alae Norico(rum) Claud(ia tribu) Capito Celeia an(norum) XL stip(endiorum) XIX h(ic) s(itus) e(st); h(eres) ex t(estamento) f(aciendum) c(uravit).

„Gajus Romanius Capito, Reiter der noriſchen Ala, von der claudiſchen Tribus, gebürtig aus Celeia (jetzt Cilli in Steiermark), der 40 Jahre alt wurde und 19 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Sein Erbe ließ ihm (den Grabſtein) nach Vorſchrift des Teſtamentes machen."

Da Romanius nicht einer Legion, ſondern den Hilfstruppen angehörte, ſo war er bei ſeinem Eintritt in das Heer nicht römiſcher Bürger geweſen; die auf dem Grabſtein erwähnte Zugehörigkeit zu einer Tribus zeigt aber, daß er während ſeiner langen Dienſtzeit perſönlich das Bürgerrecht erhalten hat, womit die Benennung der Heimat durch den Stadtnamen — ſtatt des Stammesnamens — übereinſtimmt; auch den Geſchlechtsnamen Romanius, dem man ja das künſtlich Gemachte anſieht, hat er erſt bei dieſer Gelegenheit erhalten (ſ. Mommſen, Hermes XIX 1884 S. 26 f.). Man darf es wohl als ſelbſtverſtändlich betrachten, daß er nicht als Gemeiner geſtorben iſt, allein die verſchiedenen Grade der Unteroffiziere (principales) werden während des ganzen erſten Jahrhunderts auf Grabſteinen nicht genannt, meiſt abgeſehen von denjenigen der Adler- und Fahnenträger.

Celeia gehörte zur Provinz Noricum; daß Romanius auch in einer noriſchen Ala dient, entſpricht nicht gerade der Regel (ſ. Nr. 15 S. 69). Die *ala Noricorum* wird in den fünf erhaltenen Militär-Diplomen von Auxiliartruppen Obergermaniens nicht genannt, man könnte daher ohne weiteres annehmen, daß ſie in der Zeit von 74 bis 134 n. Chr., über welche ſich dieſe Urkunden erſtrecken, nicht in Obergermanien geſtanden hat, aber ſie taucht in der Tat ſchon im Jahre 78 in Niedergermanien auf, wohin ſie um das Jahr 70 gekommen ſein wird. Da unſer Stein wohl nicht jünger ſein kann als 134, muß er alſo vor das Jahr 74 geſetzt werden. Er wird alſo der neroniſchen Zeit angehören, da eine frühere durch die Ähnlichkeit mit dem der flaviſchen Zeit angehörigen Grabſtein des Annauso (ſ. Taf. X 7) ausgeſchloſſen erſcheint. — Für die Schrift bemerkenswert ſind die Apices, die beſonders an dem M der erſten Zeile auffallen, das hochgeſtellte T in Z. 4 und 5, während es Z. 3, wo mehr Platz war, gewöhnliche Höhe hat, und die Buchſtaben-Verbindungen von A und V (Z. 3) und von I und P (Z. 4); auch das Einſchreiben des kleinen O in C auf Z. 2 iſt hierher zu rechnen. Daß die Abkürzung auf einen Vokal endigt, iſt namentlich in der Frühzeit häufig.

Vgl. Becker Nr. 228; Lindenſchmit, A. u. h. V. III 8 Taf. 4; Weynand Nr. 136; CIL XIII 7029; Schumacher, Mzr. Ztſchr. I (1906) S. 33; derſelbe, Mzr. Ztſchr. IV (1908) Taf. II 14; derſelbe, Germanenkatalog[3] Nr. 17.

---

23 **Bruchſtück von dem Grabſtein eines römiſchen Reiters.** Gef. in Weiſenau, wahrſcheinlich auf dem römiſchen Soldaten-Friedhof an der Weingartenſtraße (früher Radweg), doch iſt Näheres über Zeit und Ort der Auffindung nicht bekannt. — Kalkſtein. H. 38 cm, Br. 30 cm, D. 17 cm. — Erhalten iſt von dem Grabſtein nur die linke obere Ecke, welche zeigt, daß unſer Stein eine reichere Umrahmung hatte als die übrigen ſonſt gleichartigen. Über der wickelbandartigen Einfaſſung der Niſche und dem mit Akanthusſchmuck gefüllten Zwickel lag offenbar noch ein flacher Giebel, neben dem ein neu entſtandener Zwickel mit Akanthusblatt und einem dabeiliegenden Löwen, dem Wächter des Grabes, geſchmückt iſt. — Von dem Reiter iſt der hochgehobene rechte Arm mit dem oberen Teil des Speeres erhalten. Dieſer ragt über die Umrahmung der Niſche bis zum oberen Abſchluß des Steines hinaus. Ferner erkennt man noch die zur Verſtärkung des Kollers dienenden Schulterſtücke und einen kleinen Teil des Helmes. Unter dem Arm kommt der Kopf des barhäuptigen Sklaven zum Vorſchein, der einen Speer über der linken Schulter trägt. — Der Stein gehört zu der neroniſch-veſpaſianiſchen Gruppe, deren Hauptvertreter das Romanius-Denkmal iſt. — Vgl. Becker Nr. 228.



Zu Nr. 23 1 : 6



Zu Nr. 24 ungef. 1:10

24 **Bruchſtück vom Grabſtein eines römiſchen Reiters.** Im Jahre 1858 bei Unterſuchung der römiſchen Brückenpfeiler aus dem Rhein gehoben. — Kalkſtein. H. 103 cm, Br. 78 cm, D. 28 cm. (Die von Schumacher angegebene Höhe iſt nicht die des Originals, ſondern eines von dem unteren Teil des Steines abgenommenen Gipsabguſſes.) — Der ganze obere Teil des Steines (etwa 60 cm) iſt bis zu 25 cm Tiefe durch das Waſſer ausgewaſchen, ſodaß von dem Reiterbilde, das ihn einſt ſchmückte, nur die Bauchlinie des Pferdes nebſt deſſen Beinen und der darunter liegende Germane erhalten ſind. Einzelheiten der Kleidung kann man bei dieſem kaum noch erkennen, doch ſieht man, daß er, das Geſicht nach unten gekehrt, auf dem linken Arme liegt. Schumacher hielt dieſen für den Schild des Gefallenen und findet in unſerem Denkmal eine hübſche Erläuterung zu der bekannten Stelle aus Tacitus (Germ. VI): *scutum reliquisse praecipuum flagitium* „ſeinen Schild zurückzulaſſen, iſt eine außerordentliche Schande“. Aber der Germanenſchild war flach und auf dem Boden liegend hätte er für den ſeitwärts ſtehenden Betrachter nur durch zwei parallele und zwar recht lange Linien angedeutet werden können. Und müßte es nicht auch recht zweifelhaft erſcheinen, daß der römiſche Steinmetz, wenn er jene Anſicht ſeiner germaniſchen Feinde gekannt, ſie auch verherrlichen wollte? In Wirklichkeit ſteht aber der große Schild des Germanen, wie auf Keßlers nebenſtehender Zeichnung deutlich ſichtbar iſt, h i n t e r dem Toten, allerdings nur in Umriſſen angedeutet. Er hat dieſelbe oval-eckige Form wie auf dem Denkmal des Annauso (ſ. Taf. X 7). — Der Stein hat lange unter freiem Himmel am Eiſernen Tor geſtanden, und während dieſer Zeit ſind die letzten Reſte der Inſchrift, die Wittmann im Jahre 1858 noch ſehen zu können glaubte, verſchwunden.

Vgl. Wittmann, Zeitſchr. des Vereins zur Erf. d. rhein. Geſch. u. Altertümer, Bd. II (1859) S. 97; CIL XIII 7035; Schumacher, Mzr. Ztſchr. IV S. 4 und Taf. II 16; Germanenkatalog[3] Nr. 10.

---

25 **Grabſtein des Annauso** (Abb. Taf. X 7). Er war nach Accursius um 1530 „in la parte posteriore del monastero Parfuser“, alſo wohl im Barfüßer- oder Minoritenkloſter (ſ. unten) eingemauert. Im 17. Jahrhundert befindet er ſich anfangs im Vorhauſe der alten Peterskirche (an der Stelle des Hauſes Kaiſerſtraße Nr. 39) und wurde nach deren Zerſtörung im 30jährigen Krieg an dem hinteren Bau des Minoriten- (ſpäter Jeſuiten-) Kloſters verwendet, das, an der Alten Univerſitätsſtraße gelegen, ſich bis zur Schuſtergaſſe erſtreckte. Als auch dieſes abgebrochen wurde, kam er in das Muſeum. — Kalkſtein. H. 128 cm, Br. 75 cm, D. 13 cm. — Die Übereinſtimmung dieſes Denkmals mit dem offenbar aus derſelben Werkſtätte ſtammenden viel beſſer erhaltenen des C. Romanius Capito iſt ſo groß, daß ich im allgemeinen für die Beſchreibung der bildlichen Darſtellung auf dieſes verweiſen kann. Der Reiter iſt, wie die Römer im 1. Jahrhundert immer, unbärtig dargeſtellt; was jetzt wie ein Bart ausſieht, iſt das etwas verwitterte Wangenband. Der links im Hintergrund ſtehende Sklave trägt nicht wie ſonſt meiſtens Lanzen; bekleidet iſt er wie auf dem Denkmal des Andes (Taf. X 3) mit dem galliſchen Sagum und anliegenden Hoſen, deren unteres Ende an beiden Beinen — das rechte iſt auf dem Stein zwiſchen Schwanz und Hinterbeinen des Pferdes ſichtbar — an den Waden deutlich hervortritt. Der am Boden liegende Germane hält in der Linken einen oval-eckigen Schild, der dem des Reiters ähnlich iſt, aber in der Mitte die auf galliſchen Schilden der La Tène-Zeit übliche verdickte Rippe mit dem länglichen gerſtenkornähnlichen Holzbuckel zeigt, der, um die feindlichen Stöße und Hiebe beſſer aufzufangen, mit einem bandförmigen eiſernen Beſchläg — ungenau Schildbuckel genannt — bedeckt iſt (Jahn, Bewaffnung der Germanen, S. 37). In der Hauptſache wohlerhalten fand ſich vor kurzem ein ſolcher Schild in La Tène ſelber am Neuenburger See (Abb. im VIII. Bericht der Röm. germ. Kommiſſion S. 85). Der Form nach ähnliche Schilde tragen auch die Germanen auf den Denkmälern Nr. 24, 25, 27 und Mzr. Ztſchr. VI S. 123 ſowie Annauso ſelbſt und die römiſchen Reiter auf den Steinen Nr. 20—22. Mit der Rechten holt der Germane zum Hieb aus; doch iſt von dem nach unten gekehrten Schwert nur der dicke Knauf ſichtbar. — Von den Farben, mit denen dieſes Denkmal wie alle gleichartigen bemalt war, hat ſich noch Rot am Schild unter dem Pferdemaul ſowie als Farbe des Hintergrundes unter den Vorderbeinen des Pferdes gut erhalten.

Von der Inſchrift iſt leider ein Teil abgebrochen, ſie lautet:

Annauso Sedavonis f(ilius) cives Betasiu[s eq(ues) alae] II Flavia[e gem(inae) h(ic) s(itus) e(st)].

„Annauso, des Sedavo Sohn, Betaſiſcher Bürger, Reiter der zweiten flaviſchen Ala, der doppelten, liegt hier begraben.“

Mit dem doch wohl galliſchen Namen *Annauso* und *Sedavo* ſind zu vergleichen Annausius auf einer Lyoner Inſchrift (CIL XIII 2206) ſowie Haldauvo (CIL XIII 8340 aus Köln) und das davon abgeleitete *Haldauvonius* (CIL XIII 8068 aus Bonn), ferner *Lellauvo* auf einer Inſchrift aus Remagen (CIL XIII 7789). Holder, Alt-celtiſcher Sprach-

ſchatz, führt Annauso nicht an, und für Sedavo, Lellauvo (und Haldauvo?) hält er germaniſchen Urſprung für möglich oder wahrſcheinlich. — *Cives* in Germanien und Gallien ſehr häufig für *civis*. — Die politiſche Heimat iſt durch den Stammnamen ausgedrückt (ſ. zu Nr. 15 S. 69), wobei das Wort *civis* keinen Schluß auf eine ſelbſtändige *civitas* zuläßt, da ſein Gebrauch weitergehend iſt als der des letzteren Wortes. Urſprünglich bildete die Geſamtheit der Germanen die ſechzigſte *civitas* (d. h. Verwaltungsgebiet oder Volksgemeinde), die in Lyon opferte. Als kurz vor 90 die beiden Germanien als Provinzen von Gallien abgetrennt wurden, wurden vier civitates auf germaniſchem Boden neu gegründet: Batavi, Nemetes, Triboci und Vangiones, wozu die vorher zur Belgica gehörigen Rauraci als fünfte kommen. Erſt ſeit Trajan wuchs die Zahl, und es wurde neben vielen anderen, namentlich obergermaniſchen, auch eine *civitas Traianensis* gebildet aus den Cugerni und Baetasi mit der Hauptſtadt Colonia Ulpia Traiana, dem heutigen Xanten (aus Ad sanctos entſtanden. Aus dem heidniſchen Namen Trájana ward Tronege; alſo Siegfried und Hagen aus einer Stadt! Cramer). Auch von jeder Stadtgemeinde kann man civitas gebrauchen (Kornemann, Beiträge zur alten Geſch. I 331 ff.). — Die *ala II Flavia gemina* kommt nur auf den beiden früheſten Militär-Diplomen vor, die wir von den Hilfstruppen des obergermaniſchen Heeres beſitzen, auf denjenigen aus den Jahren 74 und 82; ſchon im Jahre 90 ſcheint ſie nicht mehr an ihrem rheiniſchen Standorte geweſen zu ſein. Später erſcheint ſie in Heidenheim und Aalen am rätiſchen Limes. Da ihr Name auf Gründung in flaviſcher Zeit hinweiſt, ſo muß unſer Stein aus der Zeit zwiſchen 69 und 89 ſtammen, wegen ſeiner Ähnlichkeit mit dem vorflaviſchen Denkmal des Romanius wahrſcheinlich aus der Zeit des Vespasianus (69 bis 79). — Von Buchſtaben-Verbindungen iſt bloß die der beiden N auf Zeile 1 vorhanden; dreimal (Z. 1 und 3) ſind kleine Buchſtaben zwiſchen die größeren geſtellt, um Raum zu ſparen. — Die Ergänzung der letzten Zeile iſt natürlich nicht ſicher, es kann auch eine andere, ähnliche Formel da geſtanden haben.

Vgl. Becker Nr. 221; Körber, Nachtrag III Nr. 60; Weynand Nr. 168; CIL XIII 7025.

---

26 **Bruchſtück von dem Grabſtein des C. Julius Acutus.** Gef. im Jahre 1855 beim Bau des neuen Schulhauſes, jetziger Bürgermeiſterei in Kaſtel, nahe dem letzten Pfeiler der römiſchen Rheinbrücke. — Kalkſtein. H. 45 cm, Br. 62 cm, D. 27 cm. — Nur rechts iſt die alte Begrenzung des Steines erhalten, ſonſt überall Bruchflächen. Ob ein Reiterbild über der Inſchrift war, läßt ſich nicht ſagen. Dieſe lautet, ſoweit erhalten:

C(ai) Iuli(i) Aquti nat(ione) Pictav(i), eques [al(ae)] II [Flav(iae)]?

„(Denkmal des) Gajus Julius Acutus, eines Pictavers dem Stamme nach, Reiters der zweiten (flaviſchen Ala?).“

Der Name des Beſtatteten ſteht im Genetiv, der ſchwerlich von einem vorausgegangenen *D(is) M(anibus)* abhing da dieſe Formel kaum ſo früh auftritt, als die Inſchrift zu ſetzen iſt. AQVII hat Becker als Abkürzung aufgefaßt und alſo geleſen *C(aius Iuli(us) Aquil(inus)*, wobei dann der Nominativ *eques*, der bei obiger Leſung der erſten Zeile für *equitis* ſteht, ſeine Erklärung fände. Zangemeiſter hat es aber mit Recht für unwahrſcheinlich gehalten, daß auf einem Soldaten-Grabſtein des 1. Jahrhunderts der Beiname abgekürzt ſein ſoll — auch iſt von der Wagrechten des angeblichen L keine Spur zu ſehen —, und darum angenommen, daß der Name bis auf den abgebrochenen T-Strich vollſtändig erhalten ſei. QV iſt dann nur eine andere Schreibung für CV, wie auch z. B. auf dem Grabſtein der Rodine (Körber, Nachtrag IV Nr. 6) *qum* für die Präpoſition *cum* und *qura* für *cura* ſteht. Das iſt nicht ſo auffallend, als es ſcheint, denn lateiniſches *qu* wurde keineswegs wie das deutſche *kw* ausgeſprochen, da der zweite Laut dem engliſchen *w* entſprach und lateiniſches *qu* alſo dem *cu* ſehr nahe ſtand. *Acutus* kann ebenſogut keltiſch ſein wie römiſch. — Die *Pictavi* ſind derſelbe galliſche Stamm, der bei Cäsar, Strabo und Plinius *Pictones* heißt. Sonſt kommt jene Form nur in ganz ſpäter Zeit vor (in der Not. gall., der Not. dign. und bei Ammian). Auch in den im ganzen der erſten Kaiſerzeit angehörenden tironiſchen Noten kommt *Pictavus* vor, gehört aber hier nach Zangemeiſter (N. Heidelb. Jahrb. II (1892) S. 31) „offenbar“ einer frühmittelalterlichen Redaktion an, was vielleicht nicht richtig iſt. Sie wohnten ſüdlich der Loire bis zum Meere hin. Ihr Hauptort Limonum erhielt ſpäter, wie ähnliches auch ſonſt vorkam, den Namen des Stammes, und aus Pictavi wurde Poitiers, wie die Stadt jetzt heißt. Daß die Heimat durch den Volksnamen ausgedrückt iſt, nicht durch Nennung von Stadt und Tribus, zeigt, daß Acutus das römiſche Vollbürgerrecht nicht beſaß. Die Namenbezeichnung nach römiſcher Art — Vor-, Geſchlechts- und Beinamen — weiſt auf den Beſitz latiniſchen Rechtes hin (ſ. zu Nr. 17 S. 70). — Über *eques* für *equitis* ſ. oben. — Welcher (Kohorte oder) Ala der Bundesgenoſſen Acutus angehörte, läßt ſich nicht ſagen; da die Ziffer II aber ziemlich ſicher ſteht — denn für eine dritte I iſt neben dem vorauszuſetzenden AL kaum Platz —, ſo könnte man an die *ala II Flavia* denken. Dann würde die Inſchrift zwiſchen die Jahre 69 und 79 fallen (ſ. zu Nr. 25). Die Form der Buchſtaben würde recht gut zu dieſem Anſatz ſtimmen.



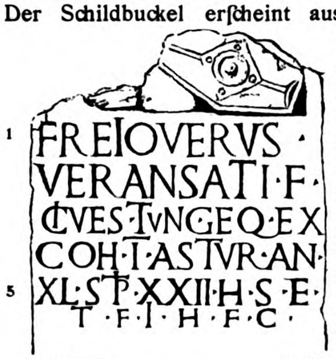
Zu Nr. 26 1:10

Vgl. Becker Nr. 226; CIL XIII 7297.

---

27 **Grabſtein des Freioverus.** Gef. im Jahre 1804 auf dem römiſchen Friedhof bei Zahlbach. — Kalkſtein. H. 77 cm, Br. 43 cm, D. 14 cm. Erhalten iſt von dem Denkmal der untere Teil mit der Inſchrift und von der bildlichen Darſtellung, die ſich darüber befand, der Schild, ein Reſt des Gefäßes und ein Fuß des Germanen. — Der Verſtorbene war als Reiter abgebildet, der über den beſiegten Feind hinſprengt, der großenteils von dem Schild verdeckt geweſen ſein muß. Dieſer gleicht ſehr demjenigen, den die Germanen bei Nr. 24

ſowie Mzr. Ztſchr. VI S. 123 führen, nur geht die eirunde Grundform noch mehr in das Sechseck über. Sehr deutlich ſichtbar ſind die Metallbeſchläge am Rand und in der Mitte mit den zugehörigen Nieten. Der Schildbuckel erſcheint aus techniſchen Gründen etwas eingedrückt: bei der Arbeitsweiſe der Alten, die bei Anfertigung eines Reliefs von der Oberfläche ausgingen, durfte er ſich ja über dieſe nicht erheben, und das ganze Bild würde daher, wenn der Bildhauer ihn ſtark gewölbt hätte, ſehr in die Tiefe gerückt worden ſein.



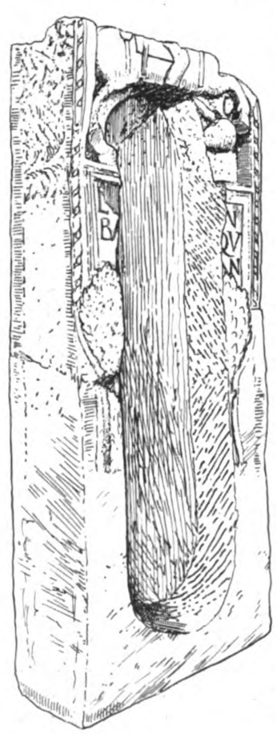
Zu Nr. 27 1:10

Die ohne jede Umrahmung gelaſſene Inſchrift lautet: *Freioverus, Veransati f(ilius), cives Tung(er), eq(ues) ex coh(orte) I Astur(um) an(norum) XL stip(endiorum) XXII h(ic) s(itus) e(st); t(estamento) f(ieri) i(ussit), h(eres) f(aciendum) c(uravit).*

„Freioverus, des Veransatus Sohn, Tungriſcher Bürger, Reiter in der erſten Aſturer-Kohorte, der 40 Jahre alt war und 22 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Durch Teſtament ordnete er (die Errichtung dieſes Denkmals) an, ſein Erbe ließ es anfertigen."

Den Namen Freioverus pflegt man in der Regel als germaniſch aufzufaſſen (vgl. Reeb, Germaniſche Namen auf rhein. Inſchr., Gymnaſial-Progr. 1895 S. 24 f.), namentlich mit Berufung auf die Inſchrift CIL XIII 7916: *Matronis Saitchamimis Primus Freiattonis l. m.*, wo die Widmung an die germaniſchen Matronen-Gottheiten und der Fundort — bei Zülpich, das zum Ubiergebiet gehörte — für germaniſches Volkstum zu ſprechen ſchienen. Indes Tolbiacum lag ganz an der Grenze (Tac. hist. IV 79), wo gewiß noch mehr Kelten als anderswo ſitzen geblieben waren, als die Ubier von Agrippa am linken Rheinufer angeſiedelt wurden. Die Tungri aber, denen unſer Freioverus angehörte, ebenſo wie Freio und Friatto „in einer von Beger publizierten Inſchrift aus dem Lüttichſchen" (Bergh, Zur Geſch. u. Topogr. der Rheinlande S. 123, 2), waren von jeher oder wenigſtens in der Kaiſerzeit Kelten, wenn ſie ſich auch als Germani bezeichneten, was bekanntlich ebenfalls wahrſcheinlich ein keltiſches Wort iſt. So werden wir denn wohl darauf verzichten müſſen, in Freioverus einen der ſehr, ſehr wenigen germaniſchen Namen zu ſehen (doch vgl. auch Nr. 25 S. 77), die auf heidniſch-römiſchen Steinen ſich finden, wenn auch der zweite Beſtandteil des Namens an ſich germaniſch ſein könnte und ſeine Wiederkehr im Namen des Vaters auf einen bekannten Brauch der Germanen ſich zurückführen ließe: das keltiſche Volkstum der Tungrer und der offenbar keltiſche Name ſeines Vaters Veransatus ſprechen zu ſehr dagegen. — Über die Einnamigkeit des Mannes und die Art der Heimatsbezeichnung ſ. zu Nr. 15. — Die Tungrer wohnten an der mittleren Maas; das heutige Tongern, nordweſtlich von Lüttich, verdankt ihnen ſeinen Namen. — Über die Reiter in den Kohorten der Bundesgenoſſen vgl. zu Nr. 17. — Die Aſturer waren ein tapferes Bergvolk im nordweſtlichen Spanien, wo die Landſchaft Aſturia heute noch an ſie erinnert. Sie ſtellten den Römern zahlreiche Hilfstruppen, natürlich zu Fuß; die zugeteilten Reiter wird man von vornherein aus ebeneren Ländern wie dem der Tungrer gewonnen haben, doch ergänzte man überhaupt die Kohorten nicht aus ihrem urſprünglichen Aushebungsbezirke, ſondern aus der Gegend ihres Standortes. Freioverus war bei ſeinem Eintritt in das römiſche Heer ſchon 28 Jahre alt. — Die *cohors I Asturum* iſt für Obergermanien bezeugt durch die Militär-Diplome aus den Jahren 74, 82, 90, (116?) und 134 und durch Ziegelſtempel von Nied. Sie ſtand alſo jedenfalls während der ganzen flaviſchen Zeit und bis Hadrian in Obergermanien, anfangs wohl in der Gegend von Mainz, ſpäter in Walheim und Mainhardt (ſ. Haug und Sixt zu Nr. 416). Die ſtiliſtiſche Übereinſtimmung mit den Denkmälern des Romanius und des Annauso (Taf. X 5 und 7) beweiſt, daß unſer Stein dieſen gleichzeitig iſt. — Z. 1, 3 und 6 iſt I, Z. 2, 3 und 4 iſt T überhöht; Z. 3 iſt V kleiner als die übrigen Buchſtaben, I in C zum Teil eingeſchrieben; Z. 5 ſind I, T und P verbunden; der Punkt iſt einmal (Z. 3) in den runden Buchſtaben geſetzt, in anderen Fällen iſt dies nicht geſchehen.

Vgl. Becker Nr. 215; CIL XIII 7036.



Zu Nr. 28

28 Grabſtein eines römiſchen Reiters. Gef. im Jahre 1851 bei Klein-Winternheim. — Kalkſtein. H. 215 cm, Br. 93 cm, D. 37 cm. — Der Stein iſt in fränkiſcher Zeit zu einem Sarg ausgehöhlt worden, wobei der größte Teil der Inſchrift und der bildlichen Darſtellung zerſtört wurde. Als Deckel verwendete man den Grabſtein des Flavoleius, der dieſem Umſtand ſeine treffliche Erhaltung verdankt (Lindenſchmit, A. u. h. V. zu I 9 Taf. IV 1). — Von der Reiterfigur iſt der Rumpf des Pferdes nebſt deſſen Beinen erhalten; auch die Satteldecke ſieht man mit einem Teil des Riemenzeuges. Vom Reiter ſelbſt aber iſt nur noch der mittlere Teil des rechten Beines vorhanden. Unter dem Pferd lag der beſiegte Germane, von dem nur der Kopf im Umriß erhalten iſt nebſt dem rechten Unterarm. In der geſchloſſenen Fauſt iſt wohl ein Schwert zu denken, deſſen Klinge hinter dem Kopfe liegt. Die bildliche Darſtellung und die Inſchriftplatte iſt von einem ein Wickelband nachahmendem Saum umrahmt. Wo er

unten aufhört, ſieht man rechts und links noch Reſte von Bäumen. Auch die Seitenwand ſcheint in ihrem oberen Teil mit einer bildlichen Darſtellung geſchmückt geweſen zu ſein, wie einige undeutliche Spuren zeigen. Von den drei erſten Zeilen der Inſchrift ſind links und rechts von der 50—60 cm breiten Höhlung nur einzelne Buchſtaben mehr oder minder ganz gerettet, die ſich der Deutung entziehen: Z. 1: L . . . . . N; Z. 2: BA . . . . QV; Z. 3: I . . . . N. — Wegen der Beigabe des Germanen iſt der Stein wohl der aus flaviſcher Zeit ſtammenden Gruppe zuzurechnen.

Vgl. Becker Nr. 227; CIL XIII 7258.

---

28 b Unbeſtimmbares Bruchſtück. Gef. am Dimeſſer Ort, einem im Sommer 1858 abgeſtochenen, am Rheinufer gelegenen Landvorſprung, der ſich am unteren Ende des jetzigen Zoll- und Binnenhafens befand (ſ. Ztſchr. d. Ver. zur Erf. d. rhein. Geſch. u. Altert. II 1859—64 S. 105 und Taf. II); jetzt im Mannheimer Muſeum. — Kalkſtein. H. 27 cm, Br. 29 cm. — Über den Inſchriftreſten ſind noch zwei Tierfüße ſichtbar. Baumann hielt ſie für die Hinterfüße eines nach rechts ſprengenden Pferdes und das Ganze deshalb für das Bruchſtück eines Reiterdenkmals. Mir ſcheinen ſie eher zwei Vorderfüße zu ſein, und vielleicht nicht einmal die eines Pferdes. Daß der Stein von einem Grabdenkmal ſtammt, ſcheint durch die, im übrigen nicht zu ergänzenden, Inſchriftreſte ausgeſchloſſen zu ſein. Ein nach links ſprengender Reiter findet ſich auch noch auf einem aus Caesarea in Mauretanien ſtammenden Grabſtein (jetzt im Muſeum zu Cherchel, Abb. Rev. arch. XIV 1857 Taf. 305).

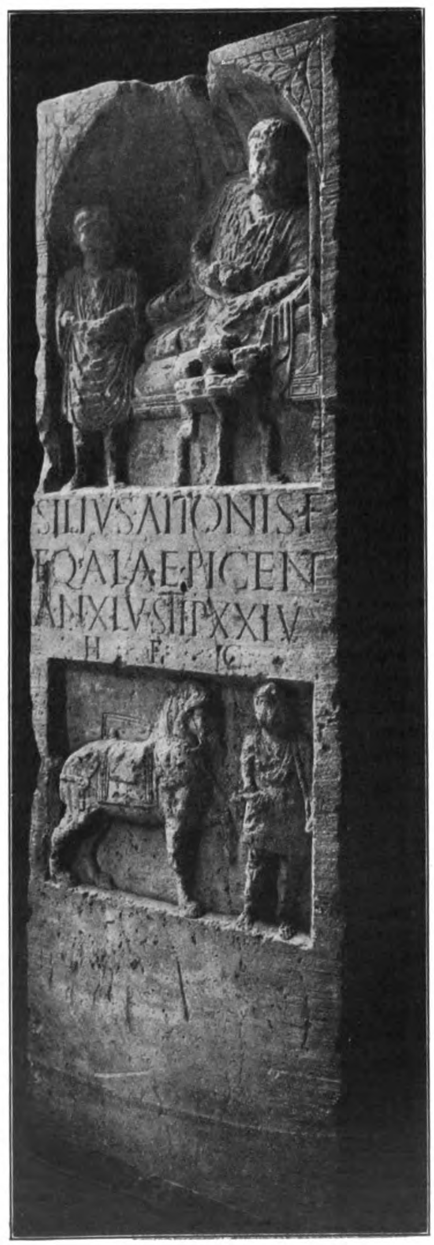


Zu Nr. 28 b 1 : 10

Vgl. Baumann, Röm. Denkſt. u. Inſchr. in Mannheim 1890, Nr. 66; CIL XIII 7157.

---

29 Grabſtein des Silius. Gef. im Februar 1834 zwiſchen Dienheim und Ludwigshöhe in der Gewann „Am Tafelſtein" neben der jetzigen und der römiſchen Straße nach Worms, bis 1855 an der Landſtraße hinter einem Gitter aufgeſtellt, dann als Geſchenk der Gemeinde Dienheim nach Mainz in das Muſeum gebracht. — Kalkſtein. Höhe 245 cm (davon etwa 50 unter dem unteren Bild glatt gelaſſen), Br. 84 cm, D. 32 cm. — Der Stein iſt einer der beachtenswerteſten des Muſeums wegen ſeiner guten Erhaltung, die auch die urſprünglichen Farben an vielen Stellen noch gut erkennen läßt (ſ. die farbige Abbildung Mzr. Ztſchr. III Taf. III). Er gehört zu den ſogenannten Totenmahl-Denkmälern (vgl. darüber Schröder, B. J. 108/9 (1902) S. 47 ff.; Klinkenberg, B. J. 108/9 (1902) S. 93 ff.; Altmann, Röm. Grabaltäre S. 188 ff.), die wie die Reiterdarſtellung (ſ. Nr. 22 S. 75) auf griechiſche Vorbilder zurückgehen; alexandriniſche Reliefs der Art ſind uns noch erhalten. Neben der eigentlichen Götter-Verehrung hatten die Griechen als einen Reſt uralten Glaubens auch eine Art von Ahnenkult, indem ſie an den Gräbern einzelner hochverdienter oder als Ahnherren bedeutſamer Männer deren Geiſtern opferten, die man ſich gleich den unterirdiſchen Göttern und dieſen an Macht ähnlich im Innern der Erde wohnend und ewig lebend dachte. Daraus entwickelte ſich allmählich in römiſcher Zeit ein allgemeiner Unſterblichkeitsglaube und Seelenkult (ſ. Rohde, Pſyche I 146 ff. und II 348 ff.), d. h. man nannte jeden Toten einen Heros und verehrte ihn als ſolchen. Aus dieſem Gedankenkreis erklären ſich die griechiſchen Denkmäler: ſie ſtellen, wie durch Inſchriften feſtſteht, den ſeligen Zuſtand des im Jenſeits ſich am Mahle erfreuenden Toten dar. Aber bei den Römern war man ſich dieſer Vorſtellungen kaum noch bewußt, werden doch häufig noch Lebende mit den Verſtorbenen zugleich abgebildet; das Totenmahl wurde alſo zur Porträt-Darſtellung, wie es jede andere auch war, zu einem Bild aus dem Leben, und ſtellte den Verſtorbenen im friſchen Genuß beim Mahle dar. — In unſerem Falle iſt der Verſtorbene dargeſtellt, wie er in einer oben rund abſchließenden Niſche, deren Zwickel mit Akanthusblättern ausgefüllt ſind, unter muſchelartigem Baldachin auf einem Ruhebett auf den linken Arm gelagert iſt. Er iſt in bürgerlicher Kleidung, in Tunika mit über den Unterkörper geſchlungenem Mantel. In der Rechten hält er den ſehr beſchädigten Becher, in


Zu Nr. 29

der Linken das Mundtuch. Vor ihm steht ein Tischchen ohne Tischdecke — die Sitte, den Tisch zu decken, kommt erst unter Domitian auf (Marquardt-Mau, Privatleben der Römer I 312 f.) — mit drei geschwungenen, in Löwenköpfen endigenden Beinen; darauf steht ein größeres und zwei kleinere Gefäße. Zu Füßen des Mannes steht ein kleiner Diener mit übereinander geschlagenen Händen, des Befehles wartend. Bekleidet ist er mit einer geschürzten Tunika, deren Ärmel sich nach unten erweitern. Er scheint nichts in der Hand zu haben.

Um hervorzuheben, daß der Verstorbene ein Reiter war, ist unter der Inschrift ein zweites Bild in rechteckiger Nische angebracht. Es zeigt sein Pferd gesattelt und gezäumt und von dem Burschen an der Leine geführt. Daß es in der Tat der Bursche (agaso) und nicht der Reiter selbst ist, ist durch das Denkmal des T. Flavius Bassus in Köln erwiesen, denn hier schreitet der Diener im enganliegenden Koller hinter seinem berittenen Herrn her (Klinkenberg a. a. O. S. 102 Anm. 3); daß er auf dem Siliusstein und auch sonst gelegentlich behelmt ist, kommt dagegen nicht in Betracht. Dagegen erklärt sich daraus, daß er meistens — hier nicht — auch dem ledigen Pferde folgt, weil man im Kampfbild den Begleiter hinter seinem Herrn stehend anzubringen gewohnt war (Hofmann, Römische Militärgrabsteine der Donauländer S. 3). Am Sattel fallen die aufragenden Hinterpauschen besonders auf, weniger der beschädigte Sattelknopf; dagegen sind wieder deutlich erkennbar der unter dem Sattel liegende Teppich sowie die Gurte mit ihren *phalerae*.

Besonders wichtig für unsere Kenntnis vom Aussehen der römischen Grabdenkmäler ist unser Stein durch die Erhaltung von Farbspuren. Bei der Auffindung aber waren die Farben, weil er auf der Vorderseite gelegen hatte, noch weit besser erhalten, sodaß Joh. Lindenschmit sich bewogen fühlte, davon eine Aquarellskizze anzufertigen, die in der Großherzoglichen Hofbibliothek aufbewahrt wird; ein zweites, ganz gleiches Exemplar befindet sich im Besitz seines Enkels Ludw. Lindenschmits d. J. Darnach und nach den jetzt noch vorhandenen Spuren ist die Farbentafel Mzr. Ztschr. III hergestellt. Die verwendeten Farben sind rot, gelb, grün und hellblau; im übrigen vergleiche man die genaue Beschreibung Lindenschmits Mzr. Ztschr. III S. 136 f.

Die Inschrift lautet:

Silius, Attonis f(ilius), eq(ues) Alae Picent(ianae) an(norum) XLV, stip(endiorum) XIV h(eres) f(aciendum) c(uravit).

„Silius, des Atto Sohn, Reiter der Picentianischen Ala, der 45 Jahre alt war und 14 im Dienste stand. Sein Erbe ließ (den Grabstein) machen."

Silius kommt zwar als Name eines römischen Plebejer-Geschlechtes bei Cicero und Cäsar vor, das schließt aber nicht aus, daß es auch ein keltischer Name war, und dies ist um so wahrscheinlicher, als auf einer in Rottenburg gefundenen Inschrift (CIL XIII 6372) ein Helvetier dieses Namens vorkommt. *Atto* ist als keltischer — aber auch als germanischer — Kurzname bekannt. Über die Einnamigkeit des Nichtrömers s. zu Nr. 15. — Die *ala Picentiana* ist durch die Militär-Diplome der Jahre 74 und 82 als Teil des obergermanischen Heeres gesichert. Sie gehörte jedoch während des Bataverkrieges im Winter 69/70 noch zum niedergermanischen Heere — sie war damals nach Tac. hist. 62 der 16. Legion beigegeben —, erscheint aber seit 90 auf den obergermanischen Militär-Diplomen nicht mehr. Zwischen 82 und 90 wird sie also verlegt worden sein, und zwar nach Brittannien, wo sie im Jahre 124 auf einem Militär-Diplom genannt wird. *Picentiana* (nicht *Picentina*) ist die offizielle Form des Beinamens der Ala, wie sich namentlich auch aus den Militär-Diplomen ergibt. Sie ist nicht etwa nach der Landschaft Picenum genannt, deren Bewohner ja seit dem Bundesgenossenkriege das römische Bürgerrecht besaßen, sondern nach einem uns sonst nicht bekannten Offizier, der sie errichtet oder einmal befehligt hat (s. zu Nr. 16). — Gesetzt ist unser Denkmal nach den obigen Ausführungen zwischen 70 und 90, also in der flavischen Zeit, vor der keines der zahlreichen anderen Totenmahl-Darstellungen von Soldaten der Rheinheere errichtet ist: die *ala Noricorum* und die *ala Indiana*, die in julisch-claudischer Zeit, wo sie in Obergermanien stehen, Reiter-Denkmäler setzen mit und ohne besiegten Feind (s. das Bruchstück Körber, Nachtr. III Nr. 128, das Denkmal des Romaniusstein Nr. 22 und das des Argiotalus in Worms CIL XIII 6230), haben in Niedergermanien zu flavischer Zeit Totenmahl-Denkmäler errichtet (s. Klinkenberg, B. J. 108/9 S. 100). Es war das ein Zeichen der zunehmenden Üppigkeit im Lager. In den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts — spätestens unter Hadrian — hören sie dann am Rhein, wohin diese Art der Totenehrung wahrscheinlich von Massilia aus verpflanzt worden war, gänzlich auf. In Rom freilich, wo wir sie bei Bürgerlichen — auch Frauen — schon in frühester Kaiserzeit finden, beginnen sie bei Soldaten erst um diese Zeit. Bezeichnenderweise sind es die hauptsächlich aus Germanen bestehenden *equites singulares*, die von Trajan um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts errichtete Leibwache des Kaisers, die hier in Betracht kommen. Auch diese als Krieger verstorbenen Reiter sind übrigens in der Tracht des römischen Bürgers dargestellt.

Vgl. Becker Nr. 222; Weynand Nr. 172; CIL XIII 6277; Lindenschmit, Mzr. Ztschr. IV Taf. III.

---

30 Grabstein des Julius Ingenius. Gef. am 8. Febr. 1898 beim Bau des Hauses Kurfürstenstraße 56 auf einem römischen Friedhof. — Kalkstein. H. 214 cm, Br. 76 cm, D. 20 cm. — Der Stein gehört zu den Totenmahl-Denkmälern, über die im allgemeinen beim Silius-Denkmal (Nr. 29) gesprochen ist. Von diesem unterscheidet er sich hauptsächlich dadurch, daß das untere Bild mit dem Pferd und dem Burschen hier fehlt, vielleicht darum, weil der Verstorbene nicht mehr als Reiter im Dienste war. Das obere Bild ist dagegen ganz ähnlich, nur daß hier einige Einzelheiten etwas deutlicher zu sehen sind. Die Schale, die der auf dem Lager Liegende in den Händen hält, scheint gerippt zu sein; auf dem Tischchen stehen zwei doppelhenkelige Kumpen, neben ihnen eine Kanne mit kleeblattähnlichem Ausguß; der Sklave scheint zwischen den Fingern der rechten Hand den Stiel eines Schöpfgefäßes (simpulum) zu halten, dessen unterer Teil abgebrochen ist.

Die Inſchrift lautet: *Iulius Ingenius Massae f(ilius) cives (h)elvetius miss(us) ex al(a) I Fl(avia) hic sit(us) est, h(eres) f(aciendum) c(uravit).*

„Julius Ingenius, des Massa Sohn, helvetiſcher Bürger, verabſchiedeter Soldat der erſten flaviſchen Ala, iſt hier beſtattet; ſein Erbe ließ (ihm dieſen Grabſtein) fertigen."

Ingenius iſt wohl nur eine ungenaue Schreibung für *Ingenuus*. — Er führt nach römiſcher Art Geſchlechts- und Beinamen, ohne Angabe eines Tribus, hat alſo nur latiniſches Recht beſeſſen (ſ. zu Nr. 17 S. 70), nicht volles römiſches Bürgerrecht. Immerhin zeigt ſich darin gegenüber dem keltiſchen Einzelnamen des Vaters bereits eine fortſchreitende Romaniſierung. — Die erſte flaviſche Ala, die ebenſo wie die zweite auch noch den ehrenden Beinamen *gemina* (die „doppelte", d. h. ſie iſt „ſoviel wert wie zwei") führt, kommt auf ſämtlichen obergermaniſchen Militär-Diplomen (vom Jahre 74, 82, 90 und 116) vor. Wie der Beiname zeigt, von einem Flavier — hier von Vespasian — gegründet, hat ſie alſo während der ganzen Regierungszeit des flaviſchen Hauſes und mindeſtens auch noch während derjenigen des Nerva und Trajan in Obergermanien geſtanden. Unſer Stein ſtammt aber gewiß noch aus der Flavierzeit (69—96); darauf weiſt die dem 1. Jahrhundert angehörige Formel *hic situs est* hin. Auch pflegt auf den jüngeren Totenmahl-Denkmälern (ſie kommen bis Hadrian vor) das Tiſchchen drei g e r a d e Beine zu haben und gedeckt zu ſein; ſeit Domitian wird es nämlich allmählich Sitte, den Tiſch zu decken. — Z. 3 *cives* wie ſo häufig (ſ. Nr. 25) für *civis*, *elvetius* für *helvetius*. — Die Wortbrechung iſt vermieden durch Anwendung kleiner, zum Teil eingeſchriebener Buchſtaben (Z. 1 und 3) und durch Buchſtaben-Verbindungen (Z. 1 I und N = N und I und Z. 3 T und I). Z. 4 iſt das Zahlzeichen I mit der darüberliegenden Wagrechten verſchmolzen und ſo dem Buchſtaben T gleich geworden.

Vgl. Körber, Nachtrag III 129; Weynand Nr. 172; CIL XIII 7024.



Zu Nr. 30

IV. Fussgänger der Bundesgenossen

31 G r a b ſ t e i n d e s C u s e s. Gef. im Jahre 1731 zwiſchen der Joſefſchanze und dem oberen Zahlbacher Weg (ſ. zu Nr. 16), ſeit 1766 in Mannheim. — Kalkſtein. H. 76 cm, Br. 54 cm, D. 16 cm. Unter der Inſchrift iſt der Stein abgebrochen. — In der Mitte des mit kräftigen Leiſten umrahmten Giebels eine Schale (ſ. zu Nr. 17).

Die Inſchrift lautet: *Cuses, Sugent(i* oder *-is* oder *Sugeni?) f(ilius) Regus ex c(o)ho(rte) Raet(orum) et Vin(delicorum), annor(um) XL, stip(endiorum) XX, h(ic) s(itus) e(st).*

„Cuses, des Sugentius(?) Sohn, ein Reger, von der Kohorte der Raeter und Vindeliker, der 40 Jahre alt war und 20 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet."

Cuses und *Sugent(ius?* oder heißt er *Sugenius?)* ſind ſonſt unbekannte keltiſche Namen. *Regus* dagegen, das ſonſt ebenſo wie das zugehörige Femininum *Rega* nicht ſelten als keltiſcher Beiname vorkommt, iſt hier als Stammname aufzufaſſen. Cuses, der in einer aus Raetern und Vindelikern gebildeten Kohorte diente, war in Regensburg geboren, das die Römer, an ihr Wort *regina* denkend, Castra Regina oder Reginum nannten nach dem gegenüber mündenden Fluß Reganus oder Regnus, dem heutigen Regen. Zugrunde liegt das einfache Regus, und der Ort ſelbſt wird wohl einmal Regum und die Bewohner Regi oder Regii geheißen haben (K. Chriſt, B. J. 66 S. 61 Anm.). — Die *cohors Raetorum et Vindelicorum* kommt außer auf unſerem Stein nur noch auf einem in Worms gefundenen (CIL XIII 895) vor. Vielleicht iſt ſie aber auch unter den *Raetorum et Vindelicorum et Gallicae cohortes* mit verſtanden, die Tacitus (ann. II 17) bei Erzählung der Schlacht bei Idisiaviso rühmend erwähnt. — Die ethnographiſche Zugehörigkeit der Raeter iſt noch beſtritten, ſicher waren es aber keine Kelten. Sie wohnten im heutigen Tirol und in der Oſtſchweiz bis zum Gotthard, während die keltiſchen Vindeliker nördlich von ihnen bis zur Donau ſaßen. Beide Völker waren von des Augustus Stiefſöhnen Tiberius und Drusus im Jahre 15 v. Chr. unterworfen und ihre Mannſchaft wahrſcheinlich zwangsweiſe teils als Geiſeln, teils als Hilfstruppen weggeführt worden (Ritterling, B. J. 114 S. 183 f.). Außer der unſrigen haben nicht weniger als acht Raeter- und vier Vindeliker-Kohorten zum rheiniſchen Heere gehört. — Wie die ganze Gruppe, die mit ihm zuſammen gefunden wurde, gehört auch dieſer Stein der auguſteiſchen Zeit an, wie ſchon die einfache Schale im Giebel zeigt.



Zu Nr. 31 1:10

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 53; Weynand Nr. 41; CIL XIII 7048; Haug, Feſtnummer S. 193 ff.

32 Grabſtein des Monimus (Abb. Taf. X 9). Gef. mit vier anderen Grabſteinen im März 1795 bei Anlage des verdeckten Ganges von der Linſenberg-Schanze nach der Zahlbacher- (der ſog. Klubbiſten-) Schanze auf der Anhöhe am Abhange hinter Kloſter Dalheim. So erzählen Schunk († 1814) und Dahl (1762—1833) in den handſchriftl. Zuſätzen zu ihrem Exemplar von Fuchs, Alte Geſch. v. Mz. Bd. II (das des erſteren befindet ſich jetzt in der Bücherei des biſchöflichen Seminars, das andere in der des Neuen Gymnaſiums zu Mainz). Auch die im Jahre 1803 oder ganz kurz nachher abgefaßten Zuſätze, die ein Unbekannter in ſein (jetzt in der ſtädtiſchen Bücherei zu Frankfurt befindliches) Exemplar von Fuchs Bd. II eintrug, beſtätigen dieſe Angaben. Die faſt wörtliche Übereinſtimmung der drei Schriftſteller macht es wahrſcheinlich, daß die beiden anderen von Dahl abhängig ſind, der noch eine Reihe von Einzelheiten über die erſten Schickſale der fünf Steine kennt. Da nun Bodmann († 1820) zwar die vier übrigen Steine ebenfalls bei Zahlbach gefunden ſein läßt, für den unſrigen aber (handſchr. Bem. zu Joannis Bd. III in der Bücherei der Stadt Mainz) über Zeit und Ort der Auffindung angibt: „Erutus auf dem Hauptſtein unfern der Hartenmühle[1]) a. 1795 m. Martio“, ſo liegt doch die Möglichkeit vor, daß Dahl ihn irrtümlich mit den vier anderen gleichzeitig gefundenen vereinigt hat. Unwahrſcheinlich iſt dagegen die Angabe Lehnes (Geſ. Schriften II S. 288), daß er im Jahre 1804 bei Zahlbach gefunden ſei. — Kalkſtein. H. 135 cm, Br. 61 cm, D. 20 cm. — Über der Inſchrift iſt das Halbbild des Verſtorbenen in einer oben muſchelartig abgeſchloſſenen Niſche dargeſtellt. Dieſe befindet ſich zwiſchen zwei Pfeilern und ragt in das Giebeldreieck hinein, welches ſeinerſeits durch Zweige und Stirnziegel mit den Pfeilerkapitälen verbunden iſt. Auch die Giebelſchrägen ſind mit Ranken verziert. — Monimus iſt barhäuptig dargeſtellt, bekleidet mit dem ſchweren Wettermantel, der Paenula (ſ. zu Nr. 8 S. 60), die oben an der Bruſt geſchloſſen iſt und von da in zwei Zipfeln herabhängt. Der dicke Wulſt am Halſe läßt auf das Vorhandenſein einer Kapuze ſchließen. Unter dem Mantel kommt am Hals die Tunica zum Vorſchein. In der Linken hält er den beſpannten Bogen, in der Rechten ein Bündel befiederter Pfeile. Der Bogen iſt 60—70 cm hoch und in der Mitte derart zielwärts gebogen, daß die Sehne das Mittelſtück der Waffe berührt und die Fauſt daher Bügel und Sehne zugleich umſpannt. Aus dem Bildervorrat iſt mir nur ein Beiſpiel bekannt, wo ein gleicher Bogen in gleicher Art getragen wird und zwar bezeichnender Weiſe ebenfalls von einem Semiten aus Syrien. Ich meine die hochintereſſante aus der Zeit des Mittleren Reiches ſtammende Darſtellung aus dem Felſengrab des Chnemhotep in Benihaſan (oft abgebildet, z. B. Lepſius, Denkmäler II 131—133 und darnach Jäger, Geſch. d. Altertums 1887, gegenüber S. 28; Weißer, Bilderatlas V 2). Bulanda, Bogen und Pfeil bei den Völkern des Altertums, S. 49 ſchließt aus dem Umſtand, daß der Bogen dieſer in Ägypten einwandernden Beduinen von der Mitte aus gegen die Enden zu ſich verjüngt und die Bogenarme nicht zielwärts geöffnet ſind, daß es ſich wahrſcheinlich um einen „einfachen“, hölzernen Bogen handle. Das ſcheint mir nicht ſehr beweiskräftig zu ſein, von den Ituräern im römiſchen Heere aber darf man jedenfalls annehmen, daß ſie den ſehr viel weiter tragenden „zuſammengeſetzten“ Bogen führten, der ſeit uralten Zeiten bis vor kurzem in ganz Vorderaſien verbreitet war und heute noch in China gebraucht wird (ſ. Luſchan, Feſtſchr. f. Benndorf S. 189 f.; abgedruckt bei Reichel, Homeriſche Waffen² S. 112). Wenn er geſpannt wird, muß er über die konvexe Seite zurückgebogen werden, wobei er, vermute ich, wenn das Mittelſtück dick und weniger elaſtiſch iſt, hier die Krümmung des unbeſpannten Zuſtandes beibehalten wird; ſie iſt dann zielwärts gerichtet, wie auf unſerem Grabſtein (und in Benihaſan).

Die Inſchrift lautet:

Monimus, Ierombali f(ilius) mil(es) c(o)hor(tis) Ī Ituraeor(um) ann(orum) L stip(endiorum) XVI h(ic) s(itus) est.

„Monimus, des Jerombal Sohn, Soldat der erſten Ituräer-Kohorte, der 50 Jahre alt war und 16 Jahre im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet.“

Monimus hat als Nichtbürger (ſ. zu Nr. 15 S. 69) nur einen Einzelnamen, dieſer iſt offenbar griechiſch (Μόνιμος Standfeſt), während im Namen ſeines Vaters die ſyriſche, alſo ſemitiſche, Herkunft des Mannes deutlich zutage tritt (Baal = Herr, Gott, vgl. Hanni-bal, Hasdru-bal uſw.; der erſte Beſtandteil des Namens klingt wieder griechiſch: ἱερός heilig). — Die Ituräer wohnten zwiſchen Libanon und Hermon im oberſten Jordantale. Als Bogenſchützen ſpielten ſie ſchon während der Bürgerkriege eine Rolle (Lucanus Phars. V 230, Caes. b. Afr. 20; Cic. Phil. II 19 u. 112). Während man es im allgemeinen aus guten Gründen vermied, die im Orient ausgehobenen Legionen und Auxilia in der Weſthälfte des Reiches zu verwenden, ſo machte man doch bei den Bogenſchützen (und der ſchweren Reiterei, den *cataphractarii*) eine Ausnahme: ſie wurden für das ganze Reich vom Oſten, namentlich von Syrien geſtellt (Mommſen, Hermes XIX S. 20 und 212). Die Ausrüſtung des Mannes zeigt aber, daß wir es mit einer *cohors sagittariorum* zu tun haben; doch iſt es nicht die auf Diplom XXXVII (vom Jahre 110) gen. *coh. I Augusta Ituraeorum sagittariorum* (ſ. Nr. 2), da neben dieſer in demſelben Diplom auch unſere bloß *coh. I Ituraeorum* genannte Kohorte vorkommt. Da dieſe auf keinem der bisher bekannt gewordenen Militär-Diplomen als zur Beſatzung der Rheinlande gehörig aufgeführt wird, ſo darf man annehmen, daß der Stein der vorflaviſchen Zeit angehört, wahrſcheinlich ſogar der juliſchen. Dafür ſpricht der ganze Aufbau und die Verwendung der Halbfigur in der Niſche (ſ. zu Nr. 6). — Z. 1 a. E. ſteht F zur Hälfte auf der Randleiſte. Z. 5 a. E. iſt die untere Hälfte der Zahlzeichen abgebrochen; das erſte war zweifellos X, das zweite faßte Zangemeiſter im Corpus ebenfalls als X auf, meiner Anſicht nach kann es nur V geweſen ſein, und

[1]) Bodmann ſchreibt a. a. O. deutlich Hartenmühle, aber in deutſcher Schrift, wo ſein H (die Wiederkehr in dem Worte Hauptſtein beweiſt es) ganz ſo ausſieht wie jetzt ein lateinſchriftliches G gemacht wird. Dieſer Umſtand hat wahrſcheinlich Veranlaſſung gegeben, daß der Franzoſe de Ricci, der die Pariſer Handſchrift der Briefe Bodmanns an Oberlin für Zangemeiſter verglich, fälſchlich berichtete (vgl. Rev. arch. 1901 S. 69), Bodmann habe als Fundort die Gattenmühle genannt, die dadurch, obgleich es eine ſolche bei Mainz weder gibt noch je gegeben hat auch in das Corpus gekommen iſt.

ſo las auch Lehne; dahinter ſoll nach Zangemeiſter und den Früheren ein I auf dem Rand ſtehen, aber davon iſt jetzt nichts zu ſehen; offenbar iſt es beim Zuſammenſetzen der beiden Stücke mit Zement verſchmiert worden. Monimus iſt erſt mit 34 Jahren ins Heer getreten, alſo ungewöhnlich ſpät, was bei Orientalen ebenſo häufig vorkommt wie der ungewöhnlich frühe Eintritt. Übrigens iſt für die Altersangabe, wie ſo oft (vgl. Haug, Feſtnummer S. 200), eine runde Zahl gewählt; die man nicht preſſen darf. Z. 6. a. E. iſt ein Querſtrich des T nicht ſichtbar.

Vgl. Lehne II Taf. VI; Becker Nr. 218; CIL XIII 7041.

---

33 Grabſtein des Sibbaeus (Abb. Taf. X 8). Seit 1766 in Mannheim. Der Stein befindet ſich unter denjenigen, die Séguier im Jahre 1735 in Mainz abgeſchrieben hat; damals war er alſo bereits aufgefunden, und dies geſchah nicht erſt, wie andere melden, im Jahre 1764. Daß der Fundort Zahlbach ſei, wie Behn angibt, iſt ſehr wahrſcheinlich, aber, ſoweit ich ſehe, nicht nachweisbar. — Kalkſtein. H. 148 cm, Br. 56 cm, D. 27 cm. — Das Denkmal gleicht in Bezug auf architektoniſchen Aufbau und Verzierung völlig dem des Monimus (Taf. X 9). Der Verſtorbene iſt barhäuptig dargeſtellt; gekleidet iſt er in eine Tunica, über die er den Mantel derart geworfen hat, daß der rechte Arm frei bleibt, der linke aber, wie die linke Schulter, ganz bedeckt iſt. In der linken Hand hält er ein Muſikinſtrument, daß trotz der ſehr abweichenden Form, weil Sibbaeus *tubicen* ſei, gewöhnlich für eine Tuba gehalten wird, über deren Bedeutung bei den Hilfstruppen v. Domaszewski, W. Z. XIV S. 29 Anm. 124 ſpricht. So ſagt z. B. Harald Hofmann, Römiſche Militärgrabſteine der Donauländer S. 89: „Er hält in der Rechten die in das Schallrohr und das Mundſtück zerlegte Tuba; beide Teile ſtecken nebeneinander in einem kappenförmigen Futteral". Aber Behn hat es (Mzr. Ztſchr. VII 1912 S. 45) in eingehender Beſprechung wohl mit Recht als eine Doppelflöte üblicher Form, zur Gattung der *tibiae impares* gehörig, erklärt. Der obere kegelförmige Teil iſt das -- allerdings etwas klobige — Mundſtück, von ihm gehen zwei ungleiche Rohre aus, auf dem längeren, mit Schallbecher verſehenen, ſind in regelmäßigen Abſtänden vier Grifflöcher erkennbar, die an dem anderen, nicht etwa abgebrochenen, ſondern in urſprünglicher Länge erhaltenen, fehlen. Das Inſtrument iſt dem Doppel-Flageolet ſehr ähnlich. Die Benennung des Sibbaeus als *tubicen* (etwa „Trompetenbläſer") darf dabei nicht irreführen. Die Römer wollten eben für die Spielleute der fremden Hilfsvölker keine neuen Titel einführen. Behn denkt übrigens auch an die Möglichkeit der Verſchreibung für *tibicen* „Flötenſpieler", wie mir ſcheint, ohne Not; als treffendes Beiſpiel für eine ähnliche Erweiterung des Begriffs führt er ſelbſt die heutige Bezeichnung der Militärmuſiker, die Oboiſten heißen, auch wenn ſie nicht die Oboe blaſen.

Die Inſchrift lautet:

Sibbaeus, Eronis f(ilius), tubicen ex cohorte I Ituraeorum miles ann(orum) XXIV stipendiorum VIII h(ic) s(itus) e(st).

„Sibbaeus, des Ero Sohn, Bläſer aus der erſten Ituräer-Kohorte, Soldat von 24 Lebens- und 8 Dienſtjahren, iſt hier beſtattet."

Sibbaeus und Ero gelten als Namen ſemitiſchen Urſprungs, letzterer namentlich als Name ſyriſcher Sklaven. — Über die Ituräer und die *coh. I Ituraeorum* vgl. zu Nr. 32. Bemerkenswert iſt, daß Sibbaeus ſchon mit 16 Jahren ins Heer trat. Bei Orientalen kommt dergleichen auch ſonſt vor. — Unſer Denkmal iſt dem des Monimus (Taf. X 9) ſo ähnlich, daß gleichzeitige Entſtehung in derſelben Werkſtätte angenommen werden muß. Auf die Frühzeit weiſt auch das Ausſchreiben der Wörter *miles* und *stipendiorum* hin.

Vgl. Haug, Denkſteine 1877 Nr. 52; CIL XIII 7042; Haug, Feſtnummer S. 198 ff.

---

34 Grabſtein des Caeus. Gef. nach einer handſchriftlichen Notiz Bodmanns (in einem in der Bücherei der Stadt Mainz befindlichen Exemplar von Joannis Bd. III vor Tafel XXXVII aus Huttich, und in einem Brief an Oberlin) im Jahre 1794 zu Mainz, nach Lehne, Geſ. Schriften II S. 289 zu Zahlbach im Jahre 1804. Wahrſcheinlich iſt Bodmanns Angabe in Bezug auf die Zeit der Auffindung richtig, in Bezug auf den Ort ungenau: er wollte ſagen: zu Zahlbach bei Mainz. So faßt es auch Becker. — Kalkſtein. H. 94 cm, Br. 41 cm, D. 15 cm. — Im dreieckigen Giebel Akanthusblätter, von einer ſchalenartigen Verzierung in der Mitte nach den Ecken verlaufend; rechts und links freiſtehende ſchneckenartige Stirnziegel.

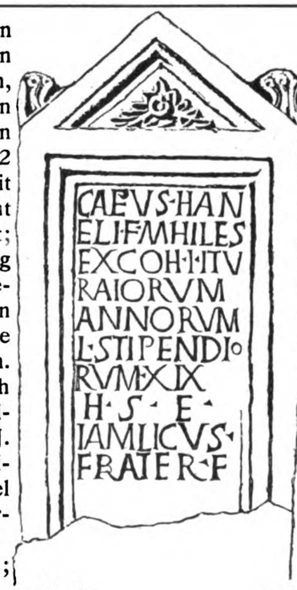
Die Inſchrift lautet:

Caeus, Haneli filius, mhiles (ſo!) *ex coh(orte) I Ituraiorum* (ſo!) *annorum L stipendiorum XIX h(ic) s(itus) e(st), Iamlicus frater f(ecit).*

„Caeus, des Hanelus Sohn, Soldat von der erſten Kohorte der Ituräer, der 50 Jahre alt geworden iſt und davon 19 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Sein Bruder Jamlicus ließ (ihm dieſen Grabſtein) machen."

Über die erſte Kohorte der Ituräer und die runde Zahl der Lebensjahre ſ. Bem. zu Nr. 32. — Was die Zeit anlangt, in der der Stein geſetzt iſt, ſo darf man von vornherein annehmen, daß er wie die anderen Grabſteine der erſten Ituräer-Kohorte (Nr. 32 und 33) der juliſchen Zeit angehört. Dazu ſtimmt ſehr gut die Schrift; auch die Verſchreibung in Z. 2 und das griechiſche *ai* ſtatt *ae* in Z. 4 laſſen auf frühe Entſtehung ſchließen. Ferner finden ſich nach Weynands richtiger Beobachtung (B. J. 108/9 S. 231) freiſtehende Stirnziegel immer nur auf vorclaudiſchen Steinen.

Vgl. Becker Nr. 219; CIL XIII 7040.

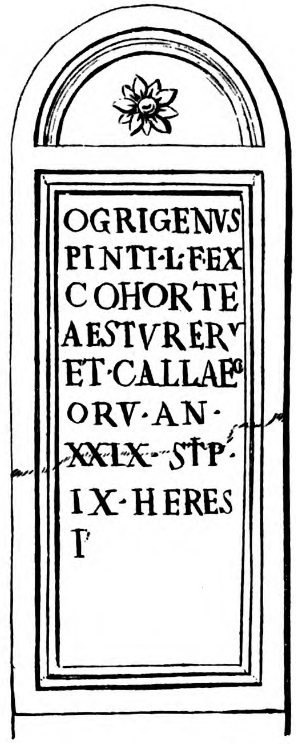


Zu Nr. 34 1:10

35 Grabſtein des Ogrigenus, jetzt verſchwunden. Gef. am 10. Juni 1801, nicht weit von der Klubbiſtenſchanze am Abhang des Berges oberhalb Zahlbach. Lehne ließ ihn in das Bibliothek-Gebäude (damals in der „Alten Burs“, jetzt Große Bleiche 27) bringen, wo er entwendet wurde! — Die Abbildung (nach Lehne II Taf. VI 22) zeigt über der Inſchrift ein halbkreisförmiges Giebelfeld mit einer Blume. — Nach dem Corpus iſt die Inſchrift zu leſen:

Ogrigenus, Pintil(i) f(ilius) ex cohorte Aestureru(m) et Callaecoru(m) an(norum) XXIX stip(endiorum) IX; heres p(osuit).

„Ogrigenus, des Pintilus Sohn, von der Kohorte der Asturer und Callaeker, der 29 Jahre alt wurde und 9 Jahre im Dienſte ſtand; ſein Erbe ſetzte (den Grabſtein).“



Zu Nr. 35

Als Nichtbürger hat der Verſtorbene nur einen Namen, wozu der des Vaters im Genetiv hinzutritt (ſ. Bem. zu Nr. 15 S. 69). Beide ſind keltiſch. Der erſte iſt nach Holder eine Zuſammenſetzung mit *ogro* . . . „kalt“, der zweite wahrſcheinlich eine Ableitung von *pintos* = quintus (vgl. *Quintillus*).

Die *Astures* — das überlieferte *Aestureru(m)* iſt wohl verſchrieben für *Asturorum* und dieſes eine volkstümliche Nebenform für *Asturum* — wohnten im nordweſtlichen Spanien, im Weſten von ihnen bis an das Meer die *Callaeci*. Die heutigen Landſchaften Aſturien und Galizien haben von ihnen ihren Namen. Beides waren tapfere Gebirgsſtämme, die den Römern teils einzeln, teils zuſammen mehrere Kohorten Bundesgenoſſen ſtellten. Das geſchah wohl nicht freiwillig, ſondern wurde von den Römern erzwungen, die durch die Wegführung der jungen Mannſchaft etwa geplante Aufſtände der eben unterworfenen Stämme unmöglich machen wollten (ſ. Ritterling, B. J. 114 S. 183 f.). Die hier genannte Kohorte wird in Germanien nur durch unſeren Stein und durch kein Diplom bezeugt; ſie wird alſo in flaviſcher Zeit nicht mehr zur Rheinarmee gehört haben. Der halbkreisförmige Abſchluß mit der einfachen Blume deutet auf juliſche Zeit. Das Fehlen des M am Ende der beiden Genetive *Aestureru(m)* und Callaecoru(m) iſt wohl auf die ſchwache Ausſprache dieſes Buchſtaben zurückzuführen. Anderes kann hier übergangen werden, weil die Überlieferung nicht ganz ſicher iſt.

Vgl. Lehne II Taf. VI 22; CIL XIII 7037.

---

36 Grabſtein des Attio, jetzt verloren. Nach den Berichten der Humaniſten Huttich und Peutinger ſtand er zu Anfang des 16. Jahrhunderts vor den Toren des Friedhofes von St. Peter (die alte Peterskirche befand ſich an der Stelle, wo jetzt das Haus Kaiſerſtraße Nr. 39 ſteht). Fuchs (Alte Geſch. d. Stadt Mainz I 182) fand in dem Tagebuch eines Freiherrn von Dahlberg, der im Jahre 1632 in Mainz war, der Stein habe vor alters bei Dalen (d. h. Kloſter Dalheim bei Zahlbach) geſtanden und ſei von dem (ſchwediſchen?) Hauptmann Drack an einen Franzoſen verkauft worden. Daß man 100 Jahre nach beiden Humaniſten noch Genaueres als ſie über die Herkunft des Steines gewußt haben ſoll, erſcheint zweifelhaft. Fuchs' Abbildung, die wir hier wiedergeben, iſt eine getreue Wiederholung derjenigen Huttichs. Sie ſtellt den Soldaten als mittelalterlichen Landsknecht dar, der in einer mit zwei Bogen überdeckten Niſche ſteht. Darüber ein Giebel mit Akanthusſchmuck und rechts und links davon zwei Löwen als Wächter des Grabes. Accurſius († 1546) ſagt von dem Bild, es ſei *falsissima* „ganz falſch“ — was wir ihm glauben — und gibt (nach dem Corpus) eine andere Zeichnung davon. Sein handſchriftlicher Nachlaß befindet ſich in der Ambroſiana in Mailand, obige Zeichnung im Codex D 420 inf. fasc. I; in der Kriegszeit konnte natürlich eine Photographie davon nicht beſchafft werden. Dahlberg (bei



Zu Nr. 36

Fuchs) ſagt von dem Bild auf dem „Marmelnen“ Grabſtein: „Der Soldat war in Mannsgröße drauf ausgehauen und ſicht uff die link Hand, mit der halt er 2 lange Spieß, in der Rechte laint er uff den langlig runde Schild, das in der Mitt ein Handhab hat. Er hat das Schwert uff der rechte Seith, und ein ander Gefäß uff der Linke. Unte uff dem Stein war ein Schrift: Attio“ uſw. Über das rechts getragene Schwert vgl. S. 57 zu Nr. 4.

Die Inſchrift lautet nach der Zeilen-Abteilung, wie ſie bei Accursius vorliegt:

Attio L(i?)ani f(ilio) Mo | ntanus annor(um) XLV | mil(es) co(ho)r(tis) Raitorum | stip(endiorum) XIX | h(ic) s(itus) e(st).

„Attio, des Lianius(?) Sohn, ein Montaner, 45 Jahre alt, Soldat der Raeter-Kohorte, iſt hier beſtattet.“

Attio iſt nach Holder ein auch ſonſt nicht ſeltener keltiſcher Name. — Dahinter ſchreibt Accursius L·FANI·F; er hat alſo zwiſchen L und A offenbar noch einen Buchſtaben geſehen, der den anderen entgangen iſt. Da es natürlich ausgeſchloſſen iſt, daß der Raeter einen römiſchen Vornamen gehabt hat, ſo vermuten die Herausgeber des Corpus unter Bezugnahme auf CIL XIII S. 952, wo der Name auf einem Triptychon — allerdings auch nicht geſichert — vorkommt, daß der Mann Lianos geheißen habe. Bei den Leuten, die nicht das römiſche Bürgerrecht hatten und darum in den Kohorten und Alen der Bundesgenoſſen dienten, wird die politiſche Heimat durch den Stamm-, nicht den Stadtnamen bezeichnet. Die Montani müſſen in den Alpen geſeſſen haben, auch ganze *cohortes Montanorum* kommen vor. — Z. 2 hat Accursius nur ANNOR. — Z. 3 *Raitorum* = *Raetorum*; über ſie vgl. die Bemerkung zu Nr. 31. Raeter-Kohorten haben im 1. Jahrhundert mehrere zum oberrheiniſchen Heere gehört; Mainz am nächſten war der Standort der zweiten, die anfangs in Wiesbaden lag und von da nach der Saalburg verſetʒt wurde. — Daß die Inſchrift dem 1. Jahrhundert angehört, ergibt ſich ſchon aus ihrer Faſſung, außerdem aus der Verwendung der Schlußformel H · S · E.

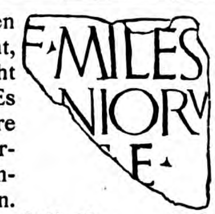
Vgl. CIL XIII 7047.

---

37 Bruchſtück von dem Grabſtein eines Soldaten der erſten Pannonier-Kohorte(?). Gef. zu Mainz, jedenfalls vor 1866. — Kalkſtein. H. 27 cm, Br. 28 cm, D. 8 cm. — Außer auf der rechten Seite überall Bruchränder.

Von der Inſchrift iſt wenig erhalten: *f(ilius?) miles [ex coh(orte) I Panno]? niorum ... ? e.*

Von den Truppenteilen, die am Rhein ſtanden, kommt, ſoweit man ſie kennt, zur Ergänzung des Genetivs ... *niorum* nur die obengenannte Kohorte in Betracht, die drei ſehr frühe Grabſteine in Bingerbrück, wo ſie jedenfalls anfangs ſtand, und einen in Wiesbaden hinterlaſſen hat. Auf den erhaltenen Militär-Diplomen wird ſie nicht unter den am Rheine ſtehenden Bundesgenoſſen-Truppen erwähnt, ſie hat alſo bereits im Jahre 74 nicht mehr in Germanien geſtanden. Es ſcheint, daß ſie während der Jahre 68 bis 69 vorübergehend in Oberitalien war, im 2. und 3. Jahrhundert finden wir ſie in Brittannien. Nach Maßgabe der Schrift ſtammt unſer Stein wohl aus der claudiſchen Zeit. — Z. 3 ſtand vor E ein T, C, G oder S. Eine Ergänzung iſt hier nicht möglich.



Zu Nr. 37 1 : 10

Vgl. Becker Nr. 216; CIL XIII 7046.

---

38 Bruchſtück von dem Grabſtein eines Soldaten der römiſchen Bundesgenoſſen (Abb. Taf. IX 10). Gef. im Sommer 1862 beim Bau des Dr. Menzelſchen Hauſes gegenüber dem Engliſchen Hof in Bingen. Im Jahre 1887 kam es mit der Soherrſchen Erbſchaft als Geſchenk des Herrn J. Weil in das Mainzer Muſeum. — Kalkſtein. H. 70 cm, Br. 65 cm, D. 80 cm. Es fehlt namentlich die obere Hälfte des Kopfes ſowie alles vom Unterleib abwärts, auch die Inſchrift. — Der Mann iſt dargeſtellt in einer über Bruſt und Leib in winkligen Falten herabfallenden, nach militäriſcher Weiſe heraufgenommenen Tunica mit kurzen, nur den Oberarm bedeckenden Ärmeln. Er trägt wie Flavoleus (Taf. IX 3) drei Gürtel, von denen allerdings nur zwei ſichtbar ſind; der dritte, den wir weiter oberhalb vorausſetʒen müſſen, wird durch den Bauſch des unter ihm aufgeſchürzten Gewandes verdeckt. Die beiden anderen liegen ohne ſich zu kreuzen übereinander; ihre Schnallen und die Metallplättchen, mit denen ſie beſchlagen ſind, ſind deutlich erkennbar. Nicht iſt dies der Fall bei der an der rechten Hüfte hängenden Waffe. Keller ſagt, daß ſie einen langen und ſchmalen Griff mit verhältnismäßig dünnem Knauf habe, und daß auch noch ein Reſt des Scheidenwandſtückes erhalten ſei. Von dem allem ſehe ich nichts, wie auch ſchon Major Schmidt, der den Stein gleich nach der Auffindung beſchrieb, nichts davon ſah. Dagegen iſt von der links getragenen Waffe der Griff ſehr ſchön ſichtbar; es iſt ein ausgeſprochener Schwertgriff, zwiſchen deſſen kugeligem Knauf, an dem man ſogar den Nietknopf der Angel ſieht, und dem ſtark gewölbten Bügel die zum Einlegen der Finger mit drei Rippen verſehene Hilze liegt. Für einen Dolchgriff ſcheint er zu maſſig zu ſein; wir müſſen alſo annehmen, daß der Mann, abweichend vom gewöhnlichen Brauch (ſ. zu Nr. 4 S. 57), das Schwert an der Linken trug. Von dem unteren Gürtel fällt neben der langen Riemenzunge in der Mitte ein aus acht nicht mit Metallplättchen beſchlagenen Riemen beſtehender Schurz herunter (ſ. ebenda). Die erhobene rechte Hand umſpannt zwei dicht nebeneinander liegende Lanzen.

Die ganze Ausrüſtung läßt in dem Soldaten einen Leichtbewaffneten erkennen, wie das bei einem Binger Grabſtein ja auch zu erwarten iſt. Denn neben dem Denkmal eines einzigen Legionsſoldaten von der *legio IIII Macedonica* fanden ſich in Bingen und Umgebung ſolche von acht Kriegern verſchiedener Kohorten der Bundesgenoſſen (*coh. IIII Dalmatorum, I Pannoniorum* und *I Sagittariorum*), alle, wie es ſcheint, aus der Zeit des juliſch-claudiſchen Hauſes, da keine dieſer Kohorten noch in dem Militär-Diplom des Jahres 74 oder den ſpäteren als Beſtandteil des obergermaniſchen Heeres aufgeführt wird.

Vgl. Schmidt, B. J. XXXIII/IV S. 283; Keller, Weſtd. Korrbl. VI 1887 S. 274.

39 Grabstein des Reburrus. Gef. im Jahre 1804 auf dem römischen Friedhof oberhalb Zahlbach. — Kalkstein. H. 230 cm, wovon die unteren 55 cm rauh gelassen sind, Br. 122 cm, D. 16 cm. Fast in der Mitte befand sich ein Loch im Stein, das der Steinmetz beim Einhauen der Inschrift umging. — Der Schmuck des Giebels ist außergewöhnlich und reich: in der Mitte ein von Schlangen umzüngeltes Medusenhaupt, von teilweise langgestielten herzförmigen Blättern umgeben, darunter ein Pinienzapfen, neben dem nach außenhin gerichtet zwei etwas mißratene Löwen mit mächtiger Mähne kauern; in die Ecken rechts und links erstrecken sich Akanthusblätter. Unter der von Leisten eingeschlossenen Inschrift eine Girlande, die mittelst zweier Bandschleifen von zwei Ringen herabhängt; in ihrer Mitte eine Blume. Medusenhaupt und Löwen haben apotropäische Bedeutung: sie sollten Grab und Denkmal vor Beschädigung schützen. Auch der Pinienzapfen ist ein auf Grabmälern häufiges Sinnbild; seine Bedeutung ist jedoch bestritten.



Zu Nr. 39 etwa 1 : 13

Die Inschrift lautet:

Reburrus, Coroturetis f(ilius) mil(es) c(o)ho(rtis) Ī Lucensiu(m) Hispanorum, an(norum) LIII sti(pendiorum) XXIIII h(ic) s(itus) e(st); h(eres) ex t(estamento) f(aciendum) c(uravit).

„Reburrus, des Cotures Sohn, Soldat der ersten Kohorte der Lucensischen Spanier, der 53 Jahre alt wurde und davon 24 im Dienste stand, ist hier bestattet. Sein Erbe ließ (das Denkmal) nach Vorschrift des Testamentes machen."

Z. 1 Reburrus ist ein häufiger keltischer Eigenname; das Wort bezeichnet nach Zeuß (bei Holder) einen Mann „mit sich emporsträubendem Haar" (französisch rebours, widerhaarig). Vielleicht ist auch Cotures eine Ableitung von dem keltischen Namen Cotus. Als Nichtbürger muß der Verstorbene sich mit einem Einzelnamen begnügen, wozu der Vatername im Genetiv gesetzt wird. — Die *cohors I Lucensium Hispanorum* ist in Obergermanien sonst nicht nachweisbar, aber mit großer Wahrscheinlichkeit nimmt man an, daß es dieselbe *cohors Lucensium* ist, die auf einem in Holland gefundenen Stein aus Traians Zeit (CIL XIII 8823) vorkommt, obschon die Kohortennummer durch eine Verletzung weggefallen ist. Sie führt hier die ehrenden Beinamen *p(ia) f(idelis)*, gehörte also zu dem niederrheinischen Heere des Norbanus, das im Winter 88/89 den Aufstand des Mainzer Statthalters L. Antonius Saturninus niederwarf (s. Ritterling, W. Z. XII S. 121 ff.). Sie wird bei dem großen Truppenwechsel des Jahres 69/70 von Obergermanien nach Niedergermanien versetzt worden sein und kommt darum auch auf keinem der fünf in die Jahre 74—134 fallenden obergermanischen Militär-Diplomen vor (allerdings auch nicht auf dem einzigen niederrheinischen vom Jahre 78, aber darin wird überhaupt nur eine Kohorte erwähnt). — Die *Lucensenses Hispani* sind der Stamm, der in und um Lucus Augusti im nordwestlichsten Spanien wohnte. Über die Verwendung ihrer Mannschaft im römischen Heeresdienst s. zu Nr. 35. — Bei *Lucensiu(m)* liegt wohl nicht eine durch Raumnot bedingte Abkürzung vor, sondern M ist wegen seiner schwachen Aussprache weggelassen, vgl. Nr. 35. — Z. 5 muß aus dem Zusammenhang geschlossen werden, daß die erste Ziffer ein L ist und nicht ein I. — Erhöhtes I kommt zweimal vor, erstens für das zweifellos kurze *i* in *Roturetis* und zweitens in *sti(pendiorum)*. Ob in letzterem Wort das *i* als lang oder kurz zu betrachten ist, darüber streitet man; wie mir Blase mitteilt, ist es bei Catull 64, 173 zwar lang, aber die Erklärung dieser Länge macht Schwierigkeit, sodaß man sie an jener Stelle auf metrische Gründe zurückführt (vgl. Stolz, Hist. Gr. I S. 643). In *miles* hat das lange *i* die Höhe der anderen Buchstaben. — Die Zeit der Inschrift ist durch die Geschichte der darin genannten Kohorte (s. oben) auf die Jahre vor 69 bestimmt; die Schrift weist auf claudische Zeit.

Vgl. Becker Nr. 214; Weynand Nr. 124; CIL XIII 7045.

40 Bruchſtück vom Grabſtein eines Soldaten der römiſchen Bundesgenoſſen (Abb. Taf. IX 7). Nach Mitteilung Lindenſchmits im Jahre 1887 mit der Soherrſchen Erbſchaft aus Bingen in das Muſeum gekommen. — Kalkſtein. H. 65 cm, Br. 25 cm. Nur der Rumpf erhalten; er war in der Mitte in zwei aneinander paſſende Hälften zerbrochen. — Der Mann iſt mit einer bogenförmig aufgeſchürzten Tunica und einem Mantel bekleidet. Letzterer iſt ein ſchwerer Wettermantel, die Paenula, deren lange Zipfel, wohl damit ſie den Gürtelſchmuck nicht verdecken, über die Schultern zurückgeworfen ſind. Ganz deutlich iſt dies freilich hier ebenſowenig wie auf manchen anderen Denkmälern (vgl. zu Nr. 8). Mit ungewöhnlicher Sorgfalt gearbeitet und, ſoweit überhaupt erhalten, ſehr wenig beſchädigt ſind die über dem Bauch ſich kreuzenden Gürtel. Zu oberſt liegt der Schwertgürtel, deſſen viereckige Zierplättchen mit Blumen geſchmückt ſind; auf dem Dolchgürtel dagegen ſitzen runde Buckelſchildchen. Während das Schwert abgebrochen iſt, iſt der Dolch gut erhalten. Sein Griff gleicht dem auf dem Flavoleus-Denkmal (Taf. IX 3), die Scheide iſt ähnlich verziert wie der Schwertgürtel. Deutlich ſieht man, wie ſie mit dem oberen Ring an einem Metallhäkchen des Gürtels (oder einem Durchzugriemen?) befeſtigt iſt. Am Dolchgürtel hängt auch, durch eine viereckige Platte vermittelt, der Riemenſchurz. Die ſcheinbaren wagrechten Falten über dem Dolchgürtel gehören vielleicht nicht zur Tunica, ſondern ſind der Gewandgürtel (ſ. zu Nr. 4 S. 56). Über Zeitſtellung und Zugehörigkeit zu den Bundesgenoſſen ſ. zu Nr. 38.

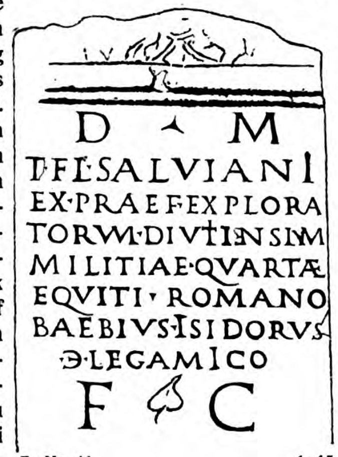
41 Grabſtein des T. Flavius Salvianus. Gef. im Jahre 1854 in einer Kloake in der Grebenſtraße. — Roter Sandſtein. H. 115 cm, Br. 70 cm, D. 18 cm. — Der Stein iſt oben abgebrochen. Von der Verzierung des Giebelfeldes erkennt man noch den Reſt eines Kranzes mit Bandſchleifen.

Die Inſchrift lautet:

D(is) M(anibus) T(iti) Fl(avii) Salviani, ex praef(ecto) exploratorum Divitiensium, militiae quartae, equiti romano Baebius Isidorus c(enturio) leg(ionis) amico f(aciendum) c(uravit).

„Den Manen des Titus Flavius Salvianus, geweſenen Präfekten (Befehlshabers)[1] der *exploratores Divitienses,* römiſchen Ritters, vom vierten (unterſten) Dienſtgrade ritterbürtiger Offiziere, ſeinem Freunde, hat der Zenturio der Legion (dies Denkmal) machen laſſen."

Die *exploratores* waren Späher, die (gegenüber den *speculatores,* den Einzelkundſchaftern) wenigſtens ſeit Septimius Severus in numeri (ſ. zu Nr. 42 S. 88) zuſammengefaßt waren; doch hießen dieſe Abteilungen der Späher auch *explorationes.* Sie wurden zur Aufklärung des Vorgeländes benutzt und hatten demgemäß ihren Standort an der Grenze, was aber natürlich die Anweſenheit einzelner Soldaten im Hauptquartier zu Mainz nicht ausſchloß. Sie waren alle oder wenigſtens meiſtens beritten (Abb. eines berittenen Spekulators des 4. Jahrhunderts aus Heidelberg ſ. Weſtd. Korrbl. XXI S. 7). Ihre Benennung entnehmen dieſe Kundſchaftertruppen nicht wie ſonſt die römiſchen Truppenabteilungen ihrer Heimat, ſondern ihrem urſprünglichen Lagerort; die unſrigen heißen nach *Divitia,* dem heutigen Deutz (Mommſen, Limesblatt S. 7); nachgewieſen ſind ſie bei Roomburg im alten Bataverland; im 4. Jahrhundert ſtanden ſie in Thrakien. Zum Befehlshaber eines *numerus* pflegt ein Zenturio unter dem Titel *praepositus numeri* ernannt zu werden. Erſt im 3. Jahrhundert, als infolge der Maßnahmen des Septimius Severus alle Truppen auf die Stufe der barbariſchen *numeri* zurückſinken, werden an Stelle des ganz allgemeinen und unbeſtimmten Ausdruckes *praepositus* für die Befehlshaber der numeri auch die Titel *praefectus* und *tribunus* üblich. Und von dieſer Stellung treten ſie dann auch in die Stufenleiter der *militia equestris* ein, wie dies in älterer Zeit allmählich ſchon mit dem *praefectus cohortis* geſchehen war; aus den drei *militiae equestres* (ſ. zu Nr. 1, Mzr. Ztſchr. X S. 118) wurden alſo vier, indem der Offizier aus dem Ritterſtande, wie unſere Inſchrift zeigt, ſeine Laufbahn begann mit der Bekleidung der Stelle eines *praefectus numeri.* Dies war demnach von der höchſten ihm offen ſtehenden Stelle, der *praefectura alae,* an gerechnet die vierte, daher der Ausdruck *quartae militiae* auf unſerem Stein. Doch ſcheint ihre Bekleidung nicht erforderlich geweſen zu ſein. Wer alle drei oder vier Stellen bekleidet hatte, führte den (abgekürzten) Titel *a militiis,* der dann unter Gallienus erſtarrte und bald darauf ganz verſchwand (ſ. v. Domaszewski, Rangordnung S. 108 und 130 f.). — Z. 7 der griechiſche Beiname des Baebius *Isidorus* („Geſchenk der Isis") wäre im 1. oder 2. Jahrhundert bei einem Manne des Ritterſtandes kaum denkbar. Der Isiskult war zwar ſchon zur Zeit der Republik in Rom eingedrungen, wurde aber erſt von Caracalla dem altrömiſchen Gottesdienſte völlig gleichgeſtellt, worauf er ſich ſehr bald in den Vordergrund des ganzen religiöſen Lebens in Rom und Italien zu drängen wußte. — Aus dem oben Geſagten ergibt ſich, daß der Stein aus der Zeit nach Septimius Severus (193—211), aber doch wohl noch aus der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts ſtammen muß. Aus dieſer ſpäten Entſtehung erklärt ſich auch die Weglaſſung der Legionsnummer Z. 8, die unſer Stein z. B. mit einem Kölner, ebenfalls ſehr ſpäten Stein (CIL XIII 8296) gemein hat, der auch, worauf ſchon Klinkenberg (B. J. 1902, 108/9 S. 143) hingewieſen hat, die nämliche ſpäte Form des Zenturionenzeichens aufweiſt.

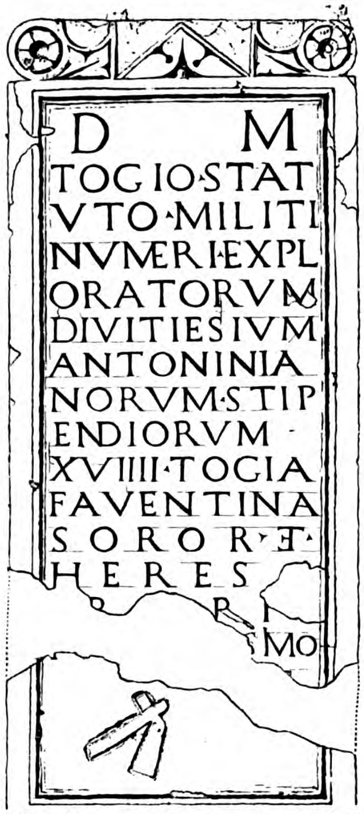


Zu Nr. 41 1 : 15

Vgl. Becker Nr. 212; CIL XIII 6814.

[1]) Der Stein hätte ſchon im vorigen Heft, als von den höheren Offizieren die Rede war, auf S. 121 behandelt werden ſollen.

42 **Grabſtein des Togius Statutus.** Gef. im Jahre 1829 bei Erbauung der Kreuzſchanze — meiſt Fort Heiligkreuz genannt — rechts neben der Landſtraße nach Hechtsheim. In der Nähe kamen auch viele Aſchenurnen zutage. — Kalkſtein. H. 2 m (bei der jetzigen Aufſtellung), Br. 77 cm, D. 28 cm. In zwei Stücke zerbrochen. – Die Bekrönung unſeres Grabſteines gleicht derjenigen einer großen Anzahl von Altären unſeres Muſeums (ſ. z. Körber, Nachtr. IV Nr. 36), d. h. in der Mitte iſt ein kleiner mit Akanthus verzierter Giebel, ganz rechts und links je eine Blume, an die ſich nach der Mitte zu ein Polſter anſchließt, zwiſchen deſſen gradlinigem Abſchluß und dem Giebel ein dreieckiger Raum leer bleibt. — Unter der Inſchrift iſt eine *ascia* eingehauen, die hier nicht als eigentliches Werkzeug für Zimmerleute uſw. aufzufaſſen iſt, ſondern als ein Apotropaeum (ſ. Mzr Ztſchr. VIII/IX S. 23). Nach einer Mitteilung Wiegands wird übrigens heute noch im Orient ein derartiges Werkzeug — auf der einen Seite Hammer, auf der anderen Hacke — gebraucht und mit dem aus dem Altertum ſtammenden Namen σκέπαρνον bezeichnet. Unterhalb der Zeile 15 iſt der Stein gebrochen, und das obere Stück hat, ſoweit man bei der jetzigen Zuſammenſetzung ſehen kann, nirgends Anſchluß an das untere, worauf die *ascia* eingehauen iſt. Der Raum der nach der Abſchrift Lehnes (Geſ. Schriften II S. 329) einſt noch vorhandenen zwei Zeilen 16 und 17 iſt jetzt mit Gips ausgefüllt, aber, wie es ſcheint, nicht richtig: der Stein war wohl etwas höher. — Die Inſchrift lautet:



Zu Nr. 42 1:15

D(is) M(anibus). Togio Statuto, militi numeri exploratorum Divitie(n)sium Antoninianorum, stipendiorum XVIII, Togia Faventina soror et heres [*f*]*r*[*at*]*ri* [*piis?*]-*simo* [*ex tes*]*t*(*amento*) *f*(*aciendum*) [*c*(*uravit*)].

„Den Manen. Dem Togius Statutus, Soldaten des Numerus der *exploratores Divitienses Antoniniani* von 19 Dienſtjahren, ihrem lieben Bruder ließ ſeine Schweſter und Erbin Togia Faventina (dieſes Denkmal) auf Grund des Teſtamentes ſetzen."

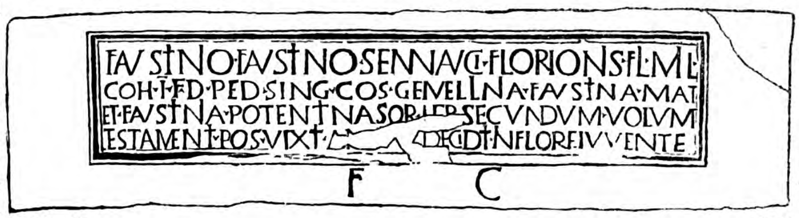
Z. 2. Togius Statutus hat keinen Vornamen. Die Weglaſſung desſelben beginnt um die Mitte des 2. Jahrhunderts, im dritten wird er nur noch ſehr ſelten geſetzt (Weynand, B. J. 108/9 1902 S. 194). Ähnlich ſteht es mit der Angabe von Tribus und Heimat, aber beide fehlen auch ſchon darum, weil ein Soldat eines Numerus nicht wohl ein römiſcher Bürger ſein kann. Togius iſt ein keltiſcher Name; den Beinamen wird er beim Eintritt in das Heer erhalten haben. Aus der römiſchen Form des Namens auf lateiniſches Recht des Beſitzers zu ſchließen (ſ. Bem. zu Nr. 17 und 22), iſt bei einer ſo ſpäten Inſchrift nicht angängig. — Das Wort *numerus* iſt ſeit dem Ende des 1. Jahrhunderts nachweisbar als allgemeine Bezeichnung für jede Truppenabteilung, die unter dem einheitlichen Oberbefehl eines Offiziers ſteht (Mommſen, Hermes XIX S. 220); daraus entwickelt ſich dann ſpäter eine beſondere Bedeutung. Als nämlich Hadrian um 130 (ſ. Lachenmeyer, Württembergiſche Vierteljahrshefte für Landesgeſchichte XV 1906 S. 245 f.) die neue Aushebungsordnung einrichtete, wonach auch die Legionen in der Provinz ausgehoben wurden, in der ihr Standort war, und dadurch die Auxiliar-Kohorten, die urſprünglich als leichte Infanterie den ſchwerbewaffneten Legionen gegenübergeſtanden hatten, dieſen noch mehr als es vorher ſchon jedenfalls geſchehen war, nach Bewaffnung und Verwendung gleichgekommen waren, führte der Kaiſer als Erſatz eine neue leichtbewaffnete Truppengattung ein, die nun den Auxilien gegenüber ungefähr dieſelbe Stellung einnahmen, wie dieſe ſie vorher zu den Legionen gehabt hatten. Das ſind jetzt die *numeri* im beſonderen Sinn. Sie werden vorzugsweiſe aus beſonders kriegeriſchen Völkerſchaften als Fußſoldaten oder Reiter ausgehoben. Sie behalten ihren nationalen Zuſammenhang, werden aber vorſichtiger Weiſe meiſt außerhalb der Provinz verwendet, in der ſie ausgehoben wurden. Die *numeri exploratorum* bilden davon wohl eine Ausnahme; ſie werden in der Nähe der Heimat, wo ſie Ortskenntnis beſaßen, verwendet worden ſein. Die Stärke eines Numerus beträgt 500—900 Mann. — Über die *exploratores Divitienses* vgl. die Bem. zu Nr. 41. — Z. 6 iſt in *Divitie(n)sium* das *n* vor *s* wegen ſeiner ſchwachen Ausſprache unausgedrückt geblieben. — Z. 7 *Antoniniani* heißt die Truppe zu Ehren des regierenden Kaiſers M. Aurelius Antoninus (198—217), der nach dem Namen eines von ihm eingeführten galliſchen Mantels auch mit dem Spitznamen Caracalla genannt wurde und genannt wird. — Die Geſchwiſter haben zwar denſelben Geſchlechtsnamen, aber verſchiedene Beinamen, wie gewöhnlich in dieſer Zeit; ſo iſt in der nicht viel ſpäteren Inſchrift, Körber, Nachtr. III 70, der Beiname des Sohnes nach dem der Mutter, der der Tochter nach dem des Vaters gebildet. — Die Leſung der Zeile 14 iſt durch die erhaltenen Reſte geſichert, die aber bezeichnender Weiſe bisher noch niemand wirklich genau geſehen hat. Von Z. 15 ſind die letzten vier Buchſtaben ganz oder teilweiſe erhalten, während man früher offenbar nur die zwei letzten geſehen hat. Was vorausging iſt unſicher: der erſte Herausgeber F. Haupt (Neue Mzr. Zeitung vom 30. März 1830) ergänzt [*amantissi*]*mo*, während Lehne (ebenda vom 16. April) am Anfang ein P geſehen zu haben ſcheint und darum *p*[*iissi*]*mo*

schreibt; in seinen Gesammelten Schriften (1837 Bd. II S. 329) deutet er durch den Druck an, daß nur MO sicher sei; Zangemeister vermutet (im Corpus) *carissimo.*— Z. 16 ist unter dem M ein Apex erhalten, der zu einem T gehört haben kann, sodaß Lehnes wohl auf bloßer Vermutung beruhende Lesung in den Gesammelten Schriften bestätigt würde. Seine erste „richtige Abschrift" in der Neuen Mainzer Zeitung vom 16. April 1830 kennt diese Zeile noch nicht, so wenig wie es die Abschrift v. Haupts, ebenda 30. März, tut. — Von Z. 17 ist ganz links der Fuß einer Senkrechten, also wohl des F, erhalten. Der Raum zwischen dem unteren und oberen Stück des Steines ist also bei der jetzigen Aufstellung zu klein bemessen. — Die Zeit des Denkmals ist durch den Beinamen der Truppe auf die Jahre der Alleinherrschaft Caracallas 212—217 (s. oben) festgelegt. Damit stimmt es ausgezeichnet, daß seine Verzierung derjenigen der Altäre dieser Zeit (s. Körber, Nachtr. IV zu Nr. 36) offenbar entlehnt ist.

Vgl. Becker Nr. 213; CIL XIII 7054.

---

43 Steinsarg des Faustinius Faustinus. Gef. anfangs März 1824 bei Alsheim in Rheinhessen unweit der römischen Heerstraße, im Jahre 1854 für das städtische Museum angekauft. — Sandstein. H. 62 cm, L. 232 cm, Br. 77 cm. Der Deckel ist nicht mehr vorhanden.



Zu Nr. 43 1:20

Die Inschrift lautet:

Faustinio Faustino, Sennauci Florionis fil(io), mil(iti) coh(ortis) I F(laviae) D(amascenorum), ped(iti) sing(ulari) co(n)s(ularis) Gemellinia Faustina mat(er) et Faustinia Potentina sor(or) her(edes) secundum volum(tatem) testamenti pos(uerunt). Vixit an(nos) [XX]V; decidit in flore iuvent(a)e. F(aciendum) c(uraverunt).

„Dem Faustinius Faustinus, dem Sohne des Sennaucius Florio, Soldaten der ersten flavischen Kohorte der Damascener, gehörig zur Leibwache des Statthalters, haben seine Mutter Gemellinia Faustina und seine Schwester Faustinia Potentina, seine Erben, nach Vorschrift des Testamentes (diesen Steinsarg) machen lassen. Er lebte 25 Jahre, starb in der Blüte der Jugend."

Der (scheinbare) Geschlechtsname des Verstorbenen ließe nach der in der späteren Kaiserzeit sehr verbreiteten, ursprünglich keltischen Art der Namengebung erwarten, daß sein Vater den Beinamen Faustinus führe, statt dessen führt er ihn selbst und seine Mutter heißt Faustina. Offenbar nach dieser heißt er also Faustinius und seine Schwester Faustinia. Der Name seines Vaters Sennaucius ist keltisch; auch Sennaucia kommt auf einem Mainzer Steine (CIL XIII 7072) vor. — Die Kohorte, der Faustinius angehörte, war, wie der Name zeigt, von einem der flavischen Kaiser (69—96) errichtet worden und erscheint als Bestandteil der obergermanischen Truppen auf den Militär-Diplomen der Jahre 90, 116 und 134, während sie auf denjenigen der Jahre 74 und 82 noch fehlt. Sie hat aber offenbar auch noch lange nach 134 in Obergermanien gestanden. Ihr vollständiger Name war *cohors I Flavia Damascenorum milliaria equitata sagittariorum,* wie die Inschrift eines bei Friedberg in Oberhessen gefundenen Altares (CIL. XIII 7395) lehrt. Er beweist, daß ihr ursprüngliches Aushebungs-Gebiet Syrien war, von wo die Bogenschützen meistens herkamen (s. S. 82), z. B. auch der Stifter des Friedberger Altars. Aber der keltische Name des Vaters, Sennaucus, zeigt, daß man sie im 3. Jahrhundert auch anders woher nahm. — Die *singulares* gehörten zu denjenigen *principales* (d. h. Soldaten, die im Rang zwischen den Gemeinen und Zenturionen stehen), die das Officium, den Stab eines Offiziers, hier des Statthalters, bilden. Es sind ausgesuchte Leute, die aus den Auxilia des Provinzialheeres in das Hauptquartier abkommandiert werden (v. Domaszewski, Rangordnung S. 35) und ursprünglich Offizieren verschiedenen Ranges zur Ausführung ihrer Befehle zugeordnet sind und ihnen dann im besonderen auch als Leibwache dienten. Später bildete man aus ihnen zwei *numeri* (s. S. 88) einen der *equites singulares* und einen der *pedites singulares.* Die Singulares sind als Angehörige eines Numerus natürlich Nichtrömer, doch erhielten wenigstens die *equites singulares Augusti,* die kaiserliche Leibwache, latinisches Recht (Mommsen, Hermes XVI 458 ff.), das im Namen der einzelnen zum Ausdruck kommt. Sie gehören überwiegend dem Rhein- und Donaugebiete an, niemals stammen sie aus gallischen Provinzen oder gar aus Italien. Den Italienern traute man so wenig, daß man ihnen seit Vespasian den regelmäßigen Dienst in der Legion, seit Septimius Severus auch die Kaisergarde und damit den Kriegsdienst überhaupt verschloß. Dagegen galten Treue und Tapferkeit als ein den Deutschen eigentümlicher Vorzug. Ähnlich wie bei der Kaisergarde wird es auch bei der Leibwache der Statthalter gewesen sein. Daß auch Sennaucus — und damit sein Sohn — trotz seines keltischen Namens germanischer Abstammung gewesen sein kann, ist bei den damaligen Bevölkerungsverhältnissen der Rheinlande sicher. — Consularis wird der Statthalter, dessen eigentlicher Titel *legatus Augusti pro praetore* war, gern genannt, wenn er vor Bekleidung des Amtes Konsul gewesen war. — Die älteren Berichterstatter, wie z. B. Lehne, wissen noch nichts von der Verletzung in den letzten Zeilen. — Sehr zahlreich sind die Buchstabenverbindungen auf unserem Stein. — Bemerkenswert ist, daß die Erben ihre Tätigkeit für den Toten doppelt ausgedrückt haben: Z. 4 *posuerunt* und Z. 5 *faciendum curaverunt.* Vielleicht stand F·C· schon auf dem beim Todesfall gekauften Sarg und wurde von dem Verfasser der Inschrift bloß nicht beachtet. — *iuvente* steht wie so oft für *iuventae.* — Schon der Stil der Inschrift zeigt, daß sie aus später Zeit, frühstens dem 3. Jahrhundert stammt, außerdem aber der Umstand, daß sie auf einem Sarge steht. Vgl. Becker Nr. 220; CIL XIII 6270.

V. Bürgerliche

44 Grabſtein des Q. Voltius (Abb. Taf. IX 6). Gef. Mitte Juni 1888 bei Erweiterung des Stadtparkes auf dem dortigen römiſchen Friedhof. Der Stein war zuletzt als Deckel eines Steinſarges verwendet, in welchem eine in Gips[1]) gehüllte Leiche lag. — Kalkſtein. H. 275 cm, Br. 75 cm, D. 30 cm. — Von der Höhe kommen 80 cm auf den roh zubehauenen, zum Einſtecken in den Boden beſtimmten Teil (auf der Abb. weggelaſſen); zwiſchen dieſem und dem etwas eingetieften, 51 cm hohen Inſchriftfeld befindet ſich noch ein glatt bearbeitetes Stück von 20 cm Höhe, in das die darüber befindliche Darſtellung hineinragt. Den oberen Abſchluß bildet eine in die rechteckige Platte hineingezogene, daher fünfeckige Niſche, in deren Mitte eine Miſchgeſtalt — Vogel mit Menſchenkopf, alſo Sirene oder Harpye — ſitzt. Solche Weſen deuten wenigſtens urſprünglich auf die aus dem Leben raffende Gewalt des Todes hin. In den Ecken über den Giebelſeiten ſchneckenartige Stirnziegel. Das kindlich-naive Hauptbild führt uns den Verſtorbenen zwiſchen ſeinen Pferden oder Maultieren vor; in der Rechten hält er die Zügel beider Tiere, während die Linke — unter dem Tierhals ſichtbar — die zum Antreiben dienende, nach links-unten gerichtete Gerte faßt. Die Tiere hat der Künſtler aber aus Raumnot im Vergleich zum Manne viel zu klein gemacht; denn obſchon dieſer viel tiefer ſteht als ſie, ſo legt er doch den rechten Arm auf den Rücken des vorderen! Das hängt damit zuſammen, daß man im Altertum gern, was man kannte ſtatt deſſen, was man ſah, zur Darſtellung brachte (ſ. z. B. S. 72 und die Viktoria auf der Juppiterſäule!), und daß darum nichts verdeckt werden ſollte. Um dies zu erreichen, hat der Steinmetz kurzerhand den Mann in der Mitte auseinandergeſchnitten und dann die eine Hälfte über, die andere unter dem Pferdekörper dargeſtellt, ja, um die letztere recht deutlich machen zu können, den Standboden nach unten hin erweitert. Dabei iſt ihm noch das Unglück begegnet, daß er die beiden Hälften nicht genau übereinanderſetzte, ſondern die obere, offenbar durch die Linie des Oberarms verführt, ſtark nach rechts verſchob. Auch die mangelnde Perſpektive — das hintere Tier iſt einfach höher als das vordere geſtellt, um es vollſtändig ſichtbar zu machen — beruht auf jenem kindlichen Streben. Die Kleidung des Mannes iſt infolge von Beſchädigung des Steines, und zum Teil wohl auch des Unvermögens des Steinmetzen, nicht ganz genau zu erkennen. Deutlich ſichtbar iſt über dem rechten Schenkel die Tunica. Darüber trägt er einen Mantel, der an Hals und Bruſt einer Paenula mit über die Schultern geworfenen Zipfeln gleicht, wie wir ſie bei Faltonius, Taf. IX 2, und auf dem Weiſenauer Stein, Mzr. Ztſchr. II S. 26, erblicken, doch ſcheint dem der an der linken Hüfte herabhängende Teil zu widerſprechen (auf der rechten Schulter iſt nicht etwa eine Gewandſpange vorhanden, wie man nach der Abbildung glauben könnte; auch die ſcheinbaren Glotzaugen beruhen nur auf Beſchädigungen des Steines). Die Füße ſind mit Sandalen bekleidet, oder mit Halbſchuhen, die die Zehen frei laſſen; das zu ihrer Befeſtigung dienende Riemengeflecht iſt auf dem Stein (nicht auch auf der Abb.) an der rechten Wade deutlich ſichtbar. An den beiden Tieren läßt ſich außer dem Zaum kein Riemenzeug erkennen.

Die Inſchrift lautet:

Q(uintus) Voltius, Q(uinti) f(ilius) viator an(norum) XVI h(ic) s(itus) e(st). Mater et pater pro pietat(e) posuere.

„Quintus Voltius, des Quintus Sohn, Amtsbote, 16 Jahre alt, iſt hier beſtattet. Mutter und Vater ſetzten ihm aus Liebe (dieſes Denkmal)."

Z. 1 ſteht das F a. E. teilweiſe bereits auf der Randleiſte. — Z. 2 *Viator* iſt wohl mit Zangemeiſter (im Corpus) als Gattungsname aufzufaſſen, nicht als Beiname. Darauf deuten die Pferde; denn die *viatores* waren als Boten von Behörden jedenfalls beritten. — Was die zeitliche Stellung des Steines anlangt, ſo läßt ſich aus dem Umſtand, daß Voltius des Beinamens entbehrt, bei einem *viator*, der doch wahrſcheinlich gar kein römiſcher Vollbürger war, nichts ſchließen. Die Formel *pro pietate* iſt zwar in der Regel vorclaudiſch, kommt aber vereinzelt auch ſpäter vor (vgl. zu Nr. 14). Die Stirnziegel in den Dreiecken neben dem Giebel beweiſen ebenſo wie die Formel *hic situs est*, nur, daß der Stein nicht jünger iſt als die Flavierzeit, aber wegen der Buchſtabenform und der unbehilflichen Darſtellung dürfte nur die juliſche Zeit in Betracht kommen.

Vgl. Körber, Nachtr. III Nr. 65; Weynand Nr. 69; CIL XIII 7123.

[1]) Daß die weiße Maſſe, mit der die Römer die in Särgen beſtatteten Leichen zu übergießen pflegten, wirklich Gips iſt, nicht, wie man vielfach glaubte, abgelöſchter und wieder feſt gewordener Kalk, hat Köhl (Korrbl. des Geſamtvereins d. deutſch. Geſch. u. Altertumsvereine, 1898) in einem zu Dürkheim gehaltenen Vortrag nachgewieſen. Abgeſehen von der chemiſchen Unterſuchung iſt ſchon allein der Umſtand beweiſend, daß ſich in jener Hülle ſehr häufig nicht nur der Abguß einzelner Glieder, ſondern auch von Gewändern erhalten hat. Es ſollte alſo nicht etwa an Stelle der Brandbeſtattung eine chemiſche Verbrennung geſetzt, ſondern eher die Erhaltung der Leiche erzielt werden. Damit ſteht freilich einigermaßen im Widerſpruch, daß das Geſicht frei zu bleiben pflegte und der Kopf nur auf eine beſonders hohe Gipslage, wie ein Kiſſen, gelegt wurde.

---

45 Grabſtein des Blussus. Gef. am 29. Juni 1848 zu Weiſenau „hinter dem erſten Hauſe von Mainz aus, oben auf dem Berge", wie Klein, Abbildungen von Altertümern des Mainzer Muſeums I 1848 S. 1, ſagt, oder beſtimmter „bei der Dampfmühle nächſt Weiſenau" (jetzt Schröderſcher Beſitz, Weiſenau 181), wie es im Geſchenkbuch des Altertumsvereins I S. 49 heißt. Beſtätigt wird dieſe Angabe durch gütige, auf Familien-Überlieferung beruhende Mitteilung der jetzigen Beſitzerin, Frau Schröder geb. Raſch, die noch hinzufügen konnte, daß Herr Bauunternehmer Lothary damals am Abhang hinter dem Haus Steine gebrochen habe. Auf Schumachers Karte, Mzr. Ztſchr. I Taf. I, iſt der Fundort alſo nicht richtig — zu weit nach Mainz hin — eingezeichnet; darnach würde er hinter der Kaſerne liegen, die damals, wie heute, noch zu Mainz, nicht zu Weiſenau gehörte. Der Stein kam als Geſchenk der Herren Lothary und Gebr. Goldſchmidt in den Beſitz des Vereins. — Kalk-

ſtein. H. 146 cm, Br. 92 cm, D. 27 cm. Der Stein endigt oben geradlinig, doch iſt es nicht unmöglich, daß auf einem zweiten, jetzt verlorenen Stein ein runder Niſchenabſchluß geweſen iſt. Auf der Vorderſeite iſt rechts unten ein Stück mit einem Teile der Inſchrift abgebrochen. — Auf der Vorderſeite iſt über der Inſchrift der Verſtorbene mit Frau und Sohn im Hochbild dargeſtellt. Auch die Rückſeite iſt verziert, und zwar mit einem Flachbild, unter dem die Inſchrift der Vorderſeite etwas verkürzt wiederholt iſt. Das Ganze war bemalt. Man erkennt noch jetzt bei genauem Hinſehen rote Farbſpuren auf der Rückſeite in den Buchſtaben, auf dem Rocke der Schiffsleute, beſonders des Steuermannes und in den Girlanden. Noch geringer ſind ſie auf der Vorderſeite, wo ſie von den früheren Beſchreibern gar nicht erwähnt werden, aber doch auf der Bruſt des Bluſſus noch heute ſichtbar ſind. Von dem weißen Grundanſtrich iſt an verſchiedenen Stellen etwas erhalten. Bluſſus und ſeine Frau Menimanii ſind, was ſehr ſelten vorkommt, auf einem gemeinſamen Lehnſeſſel *(biclinium)* ſitzend dargeſtellt; von dieſem iſt links ein gedrechſelter Fuß, rechts ein Kiſſen ſichtbar. Der Sohn Primus ſteht, bis auf Kopf und Bruſt von ihnen verdeckt, zwiſchen den Eltern. Bluſſus hat kurz geſchorenes Haar und iſt mit einem bis auf die Waden reichenden Leibrock bekleidet. Darüber trägt er einen ärmelloſen, allſeitig geſchloſſenen Mantel, der vermittelſt eines ausgeſchnittenen Loches über den Kopf geworfen werden mußte und dem Oberkörper ziemlich dicht anliegt. Er iſt als eine Abart des zur galliſchen Volkstracht gehörigen Sagums (ſ. zu Nr. 8) zu betrachten, von deſſen gewöhnlicher Form er ſich dadurch unterſcheidet, daß er weder Ärmel noch ſeitliche Schlitze zum Durchſtecken der Arme hat, wodurch er der Paenula (ſ. ebenda) nahe ſteht, die aber nicht über den Kopf geworfen, ſondern angezogen und vorn zugeknöpft wurde. Auch die dazu gehörige, mit einem dicken Wulſt um den Hals reichende Kappe, der *cucullus,* weicht inſofern von der gewöhnlichen etwas ab, als ſie, nach rechts und links etwas verlängert, auch den Schultern einen verſtärkten Schutz gegen Regen verleiht. In der Linken hält Bluſſus einen gefüllten Beutel, was nicht auf beſonderen Erwerbsſinn oder Reichtum hindeuten ſoll, da der Beutel eine häufige Beigabe der Männer auf Grabdenkmälern iſt. Da die Tracht der Alten keine Rocktaſchen kannte, ſo bewahrte man Geld und andere kleine Gegenſtände des täglichen Gebrauchs in einem Beutel auf. Immerhin werden wir hier nicht das Bild eines einfachen Schiffers, ſondern, wie der reiche Schmuck ſeiner Frau beweiſt, das eines Reeders vor uns haben, der durch den Handel und Verkehr auf dem Rhein emporgekommen iſt. Eine Fußbekleidung iſt nicht angedeutet; ſie muß aus einem geſchloſſenen Schuh beſtanden haben, da ſonſt wohl die Zehen ſichtbar wären. Als einzigen Schmuck trägt Bluſſus einen Ring am kleinen Finger der linken Hand. Um ſo reicher iſt die Frau ausgeſtattet. Dieſe, Menimanii mit Namen, ſitzt wie gewöhnlich zur Rechten ihres Mannes. Ihr Haar iſt, wie bei ſo vielen Darſtellungen der keltiſchen Muttergöttinnen, rings um das Geſicht zu einem ſcheibenförmigen Wulſt aufgebauſcht, und die der Kopfbildung nicht entſprechende Erhöhung dahinter ſowie das neben dem rechten Ohr herabhängende Band laſſen auf das Vorhandenſein einer Haube oder eines Kopfnetzes ſchließen. Die Bekleidung beſteht, ſoweit man erkennen kann, aus drei Gewändern, unter denen als viertes Klein und Becker noch ein nicht ſichtbares Hemd annehmen. Wir haben hier offenbar die einheimiſche Tracht vor uns, bei der römiſche Namen wie Tunica, Palla, Stola anzuwenden, verkehrt wäre; keltiſche Namen für beſtimmte Frauenkleider ſind aber nicht bekannt. An Bruſt und Armen ſehen wir zunächſt ein enganliegendes Untergewand, das oben, wo es den Hals umgibt, ſich erweitert und in Falten gelegt iſt, an der Handwurzel aber glatte, aufgeſchlitzte Umſchläge, gleich unſeren Manſchetten, hat. Darüber fällt ein bis auf die Knöchel herabgehendes, faltenreiches Kleid ohne Ärmel, das an beiden Seiten offen und mit zwei Spangen geheftet und geſchmückt iſt. Über dieſes endlich iſt ein kürzerer Überwurf gelegt, der, unter dem linken und



Zu Nr. 45

wohl auch unter dem rechten Arme durchgezogen, über der rechten Schulter mit einer Spange feſtgehalten iſt. Der über den Rücken herabfallende Teil wird neben dem Fuß der Sitzbank ſichtbar. Ein bis auf den Boden herabfallender Zipfel iſt mit einem eingenähten Gewichte beſchwert. Das mittlere Gewand iſt von der linken Schulter herabgeglitten und auch das obere läßt die halbe Bruſt frei. Offenbar iſt dieſe Anordnung getroffen, um allen Schmuck ſichtbar zu machen. Die Fußbekleidung muß wie bei Blussus aus einem geſchloſſenen Schuh beſtanden haben. — Ungewöhnlich reich iſt der Schmuck der Frau. Den unteren Teil des Halſes ziert ein offener Halsring, den wir uns aus Gold oder Silber gefertigt zu denken haben. Zwiſchen ſeinen Schlußknöpfen ſieht man ein großes rundes Schmuckſtück, das vielleicht an den Halsring angehängt war, darunter ein kleineres ſpangenförmiges, das querlaufend angeſteckt iſt. Jenes wird von Gold oder Silber geweſen ſein, vielleicht durch Einſätze von Halbedelſteinen und farbigem Glas verziert. Das kleinere, in den rheiniſchen Sammlungen nicht häufig vorkommende, war jedenfalls aus goldglänzender Bronze, vielleicht ebenfalls mit farbigen Einſätzen verziert. Ihm ganz ähnlich ſind die drei Spangen, mit denen das über die Schulter herabfallende Kleid und der Mantel geheftet ſind. Ihre Form iſt aus der frühen Diſtel- (oder Militär-) Fibel entwickelt. Der rechte Oberarm iſt mit einem flachen Armband mit erhabenen Randreifen geſchmückt; um die beiden Handgelenke liegen glatte, runde, mit einem Knopf verzierte Ringe. Außerdem trägt Menimanii am Ringfinger der linken Hand einen Fingerring, während der ſcheinbare Ring am Vordergliede des Zeigefingers offenbar der zum Zweck der Verdeutlichung viel zu dick dargeſtellte Faden iſt, an dem die Spindel hängt. Außer dieſer hält die Frau in jeder Hand einen ballförmigen Gegenſtand; man darf annehmen, daß damit der Rocken und das geſponnene und von der Spindel abgewickelte Garn dargeſtellt ſind (nach anderen ſollen es Früchte ſein); auch um die Spindel iſt noch Garn gewickelt, das freilich aus Unvermögen des Künſtlers bandartig geſtaltet iſt. Auf dem Schoß hat die Frau ein Hündchen, deſſen Kopf jetzt abgeſchlagen iſt; es trägt um den Hals an einem Band eine kleine Schelle. Auf griechiſchen Grabdenkmälern gehört der Hund zu den Sinnbildern des Totenreiches, auf römiſchen hat er dieſe Bedeutung völlig verloren. — Zwiſchen den beiden Ehegatten ſieht man



Zu Nr. 45 1 : 10

im Hintergrund einen Knaben ſtehen; es iſt, wie die Inſchrift zeigt, ihr Sohn Primus. Er trägt einen einfachen Leibrock, der auf der Bruſt mit einer *bulla* geſchmückt iſt, einer goldenen (oder auch ledernen), um den Hals gehängten Kapſel, in der zur Abwehr des „böſen Blickes" ein Amulett verſchloſſen war; übrigens war auch das Gold allein ſchon gegen Zauber wirkſam. Bei den Römern trug der Knabe dieſe Bulla regelmäßig bis zur Annahme der *toga virilis,* alſo bis zum vollendeten ſiebzehnten Jahre. Sie findet ſich häufig auf Denkmälern dargeſtellt und mehrere Stücke ſind aus Grabfunden in die Muſeen gelangt. Die Annahme der römiſchen Sitte iſt hier um ſo weniger auffallend, als Primus ja auch zum Unterſchied von ſeinen Eltern ſchon einen römiſchen Namen trägt. — Auch die Rückſeite iſt, wie oben ſchon erwähnt, mit Bild und Inſchrift ausgeſtattet. Zu oberſt ſieht man eine Girlande aus Blättern, Blumen und Bändern. Von den Nägeln, mit denen ſie an der Wand befeſtigt iſt, hängen an langen Bändern Blumen herunter, noch reicher geſtaltete Blumen ſchmücken den leeren Raum oberhalb der Girlande. Darunter ein Schifflein, bei deſſen Beſchreibung ich der trefflichen Erläuterung Behns (A. u. h. V. V S. 418) folge. Darnach iſt es von vier Männern beſetzt, von denen je zwei Steuer und Remen (Ruder) handhaben. Das Schiff trägt einen Maſt, der jedoch zur Aufnahme eines Segels zu niedrig iſt und wohl eher zur Befeſtigung des Schleppſeils (der Treidelleine) diente (vielleicht iſt er aber auch nur aus Raumnot ſo kurz geraten). Der Aufbau zwiſchen dem Maſt und dem vorderſten Ruderer iſt das ſogenannte Lukſüll, d. h. der, wie es ſcheint, oben gerundete Oberbau über der in den Raum führenden Luke. Nautiſch von Wichtigkeit ſind Form und Platz der beiden Steuerruder. Für Fahrzeuge, die wie das Flußboot des Blussus vorzugsweiſe in engen Gewäſſern verkehrten, mußte die Anwendung einer Steuervorrichtung an beiden Enden von Nutzen ſein, um, ohne das Schiff wenden zu müſſen, nach beiden Seiten fahren zu können (vgl. z. B. Tac. ann. II 6, hist. III 47, Germ. 44). Auffallend und ſonſt wohl nirgends vorkommend iſt es, daß bei dem Schiff des Blussus die an beiden Enden angebrachten Steuer zu gleicher Zeit im Gebrauch ſind. Die Annahme, daß dieſe Darſtellung auf Rechnung des Künſtlers zu ſetzen ſei, der alles zur Wiedergabe bringen wollte, hält Behn angeſichts des ſtrengen Realismus der provinzial-römiſchen

Skulpturen kaum für haltbar. Für die Anbringung des Steuerruders findet er Parallelen bei den ägyptischen, nicht aber bei den griechisch-römischen Schiffen, da bei diesen die Pinne des Ruders (d. h. das Holz, womit dieses bewegt wird) stets aufrecht stehe, während in Ägypten mit der sechsten Dynastie das Steuer mit hängender Pinne aufkomme. Auch daß am Hinterschiff des Blussus nur e i n Steuerruder vorhanden ist (am Backbord, d. h. auf der linken Seite vom Steuer aus gesehen), führt Behn, wenn ich ihn recht verstehe, auf ägyptischen Einfluß zurück: der Gebrauch eines einzigen Steuerruders am Hinterschiff, also an Backbord o d e r an Steuerbord, sei ungriechisch (und darum wohl auch unrömisch?).

Die I n s c h r i f t ist auf der Vorderseite des Steines stark verstümmelt, da sie aber auf der Rückseite bis auf die Auslassung weniger Worte wiederholt ist, läßt sie sich in der Hauptsache sicher ergänzen:

Blussus, Atusiri f(ilius), nauta an(norum) LXXV h(ic) s(itus) e(st). Me[nimanii Brigio]nis f(ilia) an(norum) uxso[r viva sibi fecit], Satto vern[a an(norum . . . h(ic) s(itus) e(st), Primus] f(ilius) parentibus pro pietate pos(u)it.

„Blussus, des Atusirus Sohn, Schiffer, 75 Jahre alt, ist hier bestattet; seine Gattin Menimanii, des Brigio Tochter, Jahre alt, ließ sich bei Lebzeiten (dieses Denkmal) machen; der Hausklave Satto, . . . Jahre alt, ist hier bestattet; (des Blussus) Sohn Primus setzte (dieses Denkmal) seinen Eltern aus Liebe."

Unter der Inschrift auf der Rückseite sind mehrere zum Teil buchstabenähnliche Kritzeleien: der Steinmetz hat eine glatte Stelle des sonst hier rauh gelassenen Steines zu allerlei Vorversuchen für seine Schrift benutzt; so stimmen die gerundeten Linien zum Teil genau überein mit der Rundung der vorkommenden O.

Die Namen des Blussus und seiner Frau sind nach Holder keltisch, aber sonst nicht nachweisbar, in dem der letzteren setzt er aber II = E und liest Menimane und erklärt ihn als einen e-Stamm von der Wurzel *man*, *men* (in lat. *mens* Sinn, ahd. *minna* Liebe). Das klingt an sich sehr annehmbar, aber auf dem Stein steht nicht *Menimane*, sondern *Menimanii,* und man müßte annehmen, daß der Steinmetz in seiner Vorlage das kursive II = e mißverstanden und für zwei i gehalten habe. Leider bin ich nicht in der Lage, die Möglichkeit einer altkeltischen Nominativ-Form *Menimanii* beurteilen zu können. Auch *Brigio* ist ein keltischer Name, von ihm kommen mehrere Nebenformen sowie Ableitungen und namentlich auch Zusammensetzungen (z. B. Brigodunon, Brigomagos u. a.) mit dem zugrunde liegenden *brigo* = „Tapferkeit, Ehre" vor. *Satto* ist ebenfalls ein häufiger keltischer Name, bei dem Sohne *Primus* ist dagegen die Romanisierung bereits durchgedrungen. — Z. 3 steht *uxsor*, wie so häufig, für *uxor*. — Z. 4 *verna* bezeichnet den im Haus geborenen Sklaven, der der Familie naturgemäß näher stand als andere; daher ist es begreiflich, daß er in dem Familiengrab, das wir uns auf dem eigenen Grund und Boden des Blussus denken müssen, beigesetzt wurde (Becker ergänzte freilich: *Satto verna faciendum curavit,* doch scheint mir Zangemeisters im Corpus gegebene Ergänzung passender zu sein, da jene in einem gewissen Widerspruch steht zu den Schlußworten *Primus pos(u)it*). — Z. 5 *pro* zur Bezeichnung des Grundes gehört der Volkssprache an. Auf der Rückseite ist die Erwähnung des Satto weggelassen, sonst waren die Inschriften inhaltlich gleich, nur in Bezug auf die Buchstabenverbindungen weichen sie voneinander ab. Das T ist überall überhöht, ebenso das lange I in Z. 1 und 3 der Rückseite. Auf dieser steht am Ende wie so häufig *posit* statt *posuit*; bemerkenswert ist dabei der große Zwischenraum zwischen I und T.

Nach Weynand (S. 223) verweist die Verwendung einzelner Blumen als Schmuck dies Denkmal in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts, und nach Behn (a. a. O.) ist es auch durch die vier Fibeln der Menimanii auf diese Zeit datiert. Das wird richtig sein, obwohl die Beweise nicht ganz ausreichen. Denn einzelne Blumen wurden auch noch später als Schmuck verwendet, z. B. auf dem Grabstein des Epigonus (Körber, Nachtr. IV Nr. 12), und was die Fibeln anlangt, so ist die hier vorliegende Form (nach Riese, Mitteilungen über röm. Funde aus Heddernheim II S. 32) allerdings mit Münzen aus der Zeit des Augustus und Tiberius zusammen gefunden worden, aber wie mir Schumacher mitteilt, hat sie sich längere Zeit gehalten und kommt auch noch nach der Mitte des Jahrhunderts vor (in den augusteischen Schichten von Haltern und den claudischen von Hofheim ist sie nach Ritterlings Veröffentlichungen bisher nicht aufgetreten). Ebenso ist das Hineinschieben des Kindes zwischen die Eltern zwar schon in augusteischer Zeit nachweisbar (Galleria lap. Amelung 39 a und 80 a), aber natürlich auch später; über das vornehmlich der julischen Zeit angehörige *pro pietate* vgl. zu Nr. 14. Sicher ist nur, daß die Formel *hic situs est* sich nach 90 auf rheinischen Grabsteinen nicht mehr findet.

Immerhin wird man, da so vieles im allgemeinen auf frühe Zeit hinweist, jedoch wegen der Buchstabenform wenigstens die augusteische ausgeschlossen zu sein scheint, die der Claudier als die wahrscheinlichste Entstehungszeit annehmen dürfen. Man erkennt hier deutlich den in den letzten Jahrzehnten in diesen Dingen gemachten Fortschritt: der ältere Lindenschmit dachte noch gegen Ende der siebziger Jahre an das 3. Jahrhundert!

Vgl. Klein, Abbildungen von Altertümern des Mainzer Museums I 1848; Becker Nr. 232; Lindenschmit, A. u. h. V. III 9 Taf. III; Weynand Nr. 71; CIL XIII 7067.

Anhang: Drei Fälschungen

46 G r a b s t e i n d e s C. V i n i c a r (ius?). Vorhanden ist nur eine Zeichnung Bodmanns in einem seiner Briefe an Oberlin, die in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt werden (Correspondance d'Oberlin tom. I et II = Manuscripts du fonds allemand tom. 192 et 193, neuerdings zum Teil wieder abgedruckt von Seymour de Ricci in der Revue arch. XXXVIII 1901 S. 59). Die Zeichnung unseres Steines findet sich im ersten Band auf S. 132 der Pariser Handschrift bezw. in der Rev. arch. a. a. O. S. 70. Darnach unser Bild. Über den Fund-

ort des Steines ſagt Bodmann nichts, er bemerkt nur, daß er 1764 von Mainz nach Mannheim gebracht worden ſei, wo man aber von ihm nichts weiß. Im zweiten Band der Handſchrift findet ſich ein in Minuskelſchrift und nach Zangemeiſters Vermutung (CIL XIII S. 311) von franzöſiſcher Hand geſchriebener, nach de Ricci von Oberlin ſelbſt herrührender Bericht „Inscriptions romaines découvertes récemment à Mayence", wo es auf S. 115 heißt: „Deux pierres découvertes en 1764 et transportées à Mannheim, dont l'une, consacrée à la mémoire de C. A. Vinicarius représente le buste d'un jeune homme tenant un bouclier; l'autre (ſ. oben Nr. 33) la figure d'un trompette." Trotzdem hier auch die Zeit der Auffindung genannt iſt, ſcheint mir dieſe Nachricht ganz auf Bodmanns Brief und Zeichnung begründet zu ſein. Nach letzterer handelt es ſich um einen altarartig geſtalteten Grabſtein mit Sockel und halbkreisförmigem oberen Abſchluß über der Mitte. In einer weit in den viereckigen Teil hineinreichenden Niſche ſieht man zwiſchen zwei herunterhängenden Zapfen (Weynand meint „Säulchen?") das Bruſtbild des Verſtorbenen. Er iſt barhäuptig dargeſtellt mit lockigem Kopf und enganliegendem Gewand. Vor ihm ragt ein runder Gegenſtand



Zu Nr. 46

herauf, der in der franzöſiſchen Beſchreibung als Schild aufgefaßt iſt; die rechte Hand ſcheint ihn zu halten.

Die Inſchrift lautet:

Ca(ius) Vinicar(ius?) L(ucii) f(ilius) Coh(ortis) I Yturaiorum annor(um) XXXVII stip(endiorum) IIII; L(ucius) Vinicar(ius?) fra(ter) fa(ciendum) cu(ravit).

„Gajus Vinicar(ius?), des Lucius Sohn, (Soldat) der erſten Ituräer-Kohorte, der 37 Jahre alt wurde und davon 4 im Dienſte ſtand. Sein Bruder Lucius Vinicar(ius?) ließ (das Denkmal) machen."

Die Abkürzungen CA (Z. 1), FA und CV (Z. 6) ſind recht ungewöhnlich; auffallend iſt, daß die Brüder als Nichtbürger nicht nur ſelbſt Vornamen haben (ſ. zu Nr. 17 S. 70), ſondern auch von einem Vater abſtammen, der einen ſolchen ſchon beſaß, auch die Schreibung *Yturaiorum* für *Ituraeorum* kommt ſonſt auf Grabſteinen nicht vor, und daß ein Soldat erſt mit 33 Jahren ins Heer trat, iſt wenigſtens ſelten (Nr. 32). Das unrömiſche Ausſehen des Bruſtbildes mag man auf Bodmanns Rechnung ſetzen, aber auch hinſichtlich der Form des Grabſteines ſteht unſer Denkmal unter den einfachen Soldaten-Grabſteinen des 1. Jahrhunderts ganz vereinzelt da. Dazu kommt, daß alle anderen Mainzer Inſchriftſteine, die jetzt in Mannheim aufbewahrt werden, auch der nach der zweiten Stelle mitgefundene des Sibbaeus (Nr. 33), erſt im Jahre 1766 als Geſchenke des Kurfürſten Emmerich Joſef und des Grafen von Wartensleben dorthin kamen, und daß gerade nur der unſrige verloren ſein ſoll, ohne daß ihn außer Bodmann irgend jemand geſehen zu haben ſcheint, während doch von dem angeblich mit ihm zuſammen gefundenen Denkmal des Sibbaeus wiederholt die Rede iſt (Lamey ſah es z. B. eben im Jahre 1764). Faßt man all das zuſammen, ſo muß man den ſchon von de Ricci ausgeſprochenen Verdacht der Unechtheit als berechtigt anerkennen. Daß man Bodmann eine ſolche Fälſchung zutrauen kann, iſt unbeſtreitbar, wie aus dem Folgenden ſich ergibt.

Vgl. Weynand Nr. 46; CIL XIII 7043.



Zu Nr. 47

47 Grabſtein des Andilbraht? Bodmann berichtet in einem jetzt in der Pariſer Nationalbibliothek aufbewahrten Briefe (F. 116 ſ. oben zu Nr. 46), daß bei Anlage des jetzigen Friedhofs am 10. Mai 1805 ein merkwürdiges Denkmal althochdeutſcher Sprache (mit lateiniſchem Schluß) „saeculo VIII vel IX" gefunden worden ſei, und er fügt dieſer Mitteilung auch eine Skizze des Steines hinzu, die Seymour de Ricci in der Revue archéologique Bd. XXXVIII 1901 S. 64 wiedergibt. Darnach unſere Abbildung. Bedenkt man, daß ſeither überhaupt nur eine althochdeutſche Steininſchrift bekannt geworden iſt (die des Diederih, ſ. Körber, Nachtr. IV S. 67 ff.), ſo läßt ſich leicht ermeſſen, wie wichtig die neu hinzugekommene wäre, wenn — ſie echt wäre. Das iſt leider nicht der Fall. Schon Zangemeiſter und Paul haben ſie, ohne ſich weiter auf die Gründe einzulaſſen, mit aller Beſtimmtheit für eine Fälſchung erklärt. Um ſo auffallender iſt, daß ein ſonſt ernſt zu nehmender Gelehrter wie de Ricci auf Grund von „preuves morales" (ſonſtige Zuverläſſigkeit Bodmanns, Mangel eines Muſters, Tadelloſigkeit der Inſchrift vom Standpunkt der Archäologie und Paläographie) für ihre Echtheit einzutreten wagt, ohne irgendwelche Kenntnis von althochdeutſcher Sprache zu beſitzen. Letzteres ergibt ſich ſchon daraus, daß er *he frono* mit *„la femme"* überſetzt, obgleich ihm Fröhner geſchrieben hatte, daß *Andilbraht* wohl ein Schreibfehler für *Angilbraht* ſei; das ſei aber ein Mannesname! In Wirklichkeit iſt *frônô* ein zum beſitzanzeigenden, zunächſt undeklinierbaren Eigenſchaftswort gewordener Genetiv von *frô* „Herr", heißt alſo eigentlich „der Herren". Unter letzteren aber ſind zunächſt die Perſonen der Dreieinigkeit zu verſtehen, oder die Schutzheiligen eines Stiftes, dann auch Chriſtus allein (vgl. „Fronleichnam"). Später gewinnt das Wort *frôn* noch im Althochdeutſchen adjektiviſche Flexion und, von der Verwaltung geiſtlicher Güter her, die Bedeu-

tung „herrſchaftlich" (vgl. „Frondienſt"), ſchließlich auch die Bedeutung „herrlich", „edel". Die letztere könnte ja hier paſſend erſcheinen; ob das Wort aber in dieſem Sinn von Perſonen gebraucht werden kann, wenigſtens in der Frühzeit, in die wir die Inſchrift ſetzen müßten, iſt mir wegen ſeiner Grundbedeutung mehr als unwahrſcheinlich. Jedenfalls aber heißt es weder „Herr", wie offenbar der Fälſcher, noch „Frau", wie de Ricci meinte. *Andilbraht* iſt jedenfalls ein auffälliger Name.

Ebenſo iſt *Megonzon* eine auffallende Form; de Ricci wußte gar nichts damit anzufangen. Es ſoll offenbar in irgendeinem Kaſus „Mainz" bedeuten, aber die bisher bekannten althochdeutſchen Formen des Namens ſind (nach Graff, althochdeutſcher Sprachſchatz II 656) *Magenza*, *Maginza* und *Magenz;* immerhin wäre es ja bei dem ſeltenen Vorkommen des Namens in deutſchen Sprachquellen möglich, daß es auch ein *Megonza* gegeben haben könnte, obgleich der Umlaut kaum erklärbar wäre. Im übrigen hatte Behaghel die Güte, mir folgendes Gutachten zu überſenden: „Die Unechtheit der Inſchrift wird bewieſen durch eine Reihe von ſprachlichen Unmöglichkeiten. Unmöglich iſt das zweimalige *en* für *in*, der Gen. Pl. *allan* für *allero*, *nuomen* für *namen*. Undeutlich iſt, was ſich der Verfaſſer unter Z. 3 gedacht hat; hat er noch *on* aus der folgenden Zeile hinzugezogen, alſo einen Dativ bilden wollen, dann iſt *dizon* unmöglich wegen des *z* und wegen der Endung (es müßte *desero* oder *dirro* lauten); er kann aber auch *on* zum folgenden genommen und in Z. 3 einen Akkuſativ beabſichtigt haben, dann iſt *gruof* unmöglich nach Lautgeſtalt und Geſchlecht; *seizithe* oder *onseizithe* ſoll offenbar Präteritum von *setzen* ſein, und es iſt dabei an *beisetzen* gedacht, es fehlt aber das Subjekt dazu (ſollte am Ende bei *on* das franzöſiſche *on* = *man* vorgeſchwebt haben)?" Letzteres glaube ich nun nicht; *en dizon gruofon* ſollte wohl heißen „in dieſer Grube", „in dieſem Grabe".

Solchen Beweiſen gegenüber fallen de Riccis „preuves morales" wenig ins Gewicht, und es geht auch nicht an, die Schuld an jenen Unmöglichkeiten, wie er es, ſie vorausahnend, tut, auf einen ungebildeten Verfaſſer zu ſchieben, der es verſuchte, deutſchen Wörtern, deren er ſich bediente, eine lateiniſche Form zu geben. Aber Bodmann hat bekanntlich auch ſonſt mancherlei auf dem Kerbholz. So fällt F. W. C. Roth in ſeinem Aufſatz: F. J. Bodmann, ein Fälſcher der Mainzer und Rheingauer Landesgeſchichte (Deutſche Geſchichtsblätter X 1909) ein geradezu vernichtendes Urteil über ihn, das ausklingt in die Worte: „Bodmann war demnach Fälſcher, kritikloſer Phantaſt und Plagiator". Allerdings ſoll das nur für die Zeit nach 1812 gelten, indes gilt es offenbar, wenn ſchon in beſchränkterem Maße, auch für frühere Jahre. Daher ſchien es mir ein nützlicher Beitrag zur Naturgeſchichte dieſes für die Ortsgeſchichte von Mainz nicht unwichtigen Mannes zu ſein, dieſe in Deutſchland meines Wiſſens noch nicht veröffentlichte Fälſchung ans Licht zu ziehen. Daß ſie ſo überaus plump ausfiel, darf nicht wundernehmen. Das letzte Jahr, das in Bodmanns Briefen an Oberlin erwähnt wird, iſt 1805, und im folgenden Jahre ſtarb Oberlin. Damals ſteckte aber die deutſche Sprachkunde noch in ihren Kinderſchuhen: Jakob Grimms Deutſche Grammatik erſchien erſt im Jahre 1819.



Zu Nr. 48

48 „Drusus-Denkmal". Bodmann erwähnt an derſelben Stelle (F 116 f. zu Nr. 47) noch einen anderen Stein, der in Mainz im Jahre 1805 entdeckt worden ſei, und deſſen bildliche Darſtellung — es iſt die Vorderſeite eines Viergötterſteines, die Minerva darſtellend — zwar echt, deſſen Inſchrift IN · MEMORIAM · DRVSI · GERMAN · aber ebenſo falſch iſt, wie die von Nr. 47. In dieſem Falle iſt Bodmann allerdings an der Fälſchung unſchuldig. Der Stein iſt bereits von dem Humaniſten Accursius († 1546) geſehen und ſeine Inſchrift für unecht erklärt worden, war aber dann, als die Bockspforte, in die er vermauert geweſen, 1688 von den Franzoſen zerſtört wurde, eine Zeitlang verſchwunden, bis er zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder auftauchte. Über Stein und Inſchrift habe ich im dritten Nachtrag zum Beckerſchen Inſchriften-Katalog unter Nr. 238 bereits berichtet unter Beifügung einer Abbildung, die den jetzigen Zuſtand darſtellt. Wie man den Stein aber bei ſeiner Wiederauffindung ſah, und was ein Kupferſtecher, W. C. Rücker nennt er ſich, daraus machte, zeigt die Abbildung, die Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I Taf. IX, davon gibt, und die wir etwas verkleinert wiederholen. (Von Rücker rühren auch die ſtilwidrigen Abbildungen zu Nr. 13 und 36 her; in anderen Fällen, wo es ſich nur um ornamentale Zeichnungen handelt, iſt er durchaus zuverläſſig. Erſtaunlich

ist aber, daß noch im Jahre 1842 Wagner in seinem „Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Altertümer aus heidnischer Zeit“ diese Abbildung als „eins der schönsten Denkmäler aus Römerzeit und als das im VIII. Jahrh. n. Chr. dem Drusus gestiftete Bildnis“ wiedergibt.) Auch Bodmann hielt die Darstellung auf dem Stein in einem anderen Briefe an Oberlin, den Helmschmuck arg mißverstehend, für ein Bildnis des Drusus mit „Eselsohren, welche recht förmlich ausgehöhlet sind“. Daß dieser Brief (F. 82 f. zu Nr. 47) schon am 10. Juli 1804 geschrieben ist, und Bodmann auch auf einem Blatte der in der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten Bodmann-Mappe Nr III neben der Zeichnung des Steines die Bemerkung macht „Repertus Mogunt. 1804, während er ihn in dem oben erwähnten doch spätestens in Oberlins Todesjahr 1806 geschriebenen Briefe erst im Jahre 1805 und Külb (zu Lehne III S.143) ihn im Jahre 1808 wieder entdeckt werden läßt, zeigt die Unzuverlässigkeit der Fundangaben jener Zeit. Auch nach Lehne stimmt übrigens die Darstellung auf dem Stein ganz mit der Fuchs'schen Zeichnung überein mit Ausnahme der Setzung der Inschrift, die bei Fuchs auf vier statt auf drei Seiten stehe!

Vgl. Körber, Nachtr. III Nr. 238; CIL XIII p. II 1 Falsae S. 27 Nr. 1272.

Berichtigungen

S. 56 Nr. 3 muß es bei Wiedergabe der Inschrift heißen: „*M(arcus) Musius c(enturio) frater posu[it]*“ und in der Übersetzung: „setzte sein Bruder, der Zenturio Markus Musius“.

Zu Nr. 14 S. 67. Neuerdings hat Forrer, worauf mich Schumacher aufmerksam macht, im Anzeiger für elsässische Altertumskunde Jahrgang VIII 1916 S. 761, das Straßburger Lepontius-Denkmal für einen Weihestein an den auch sonst dort verehrten Mars Loucetius erklärt (ähnlich früher schon Straub), weil der Stein inmitten des Kastells gefunden wurde, und die Überschrift eher einer Altarwidmung als einer Grabschrift gleicht. Forrer ergänzt: (*Marti Loucetio*) *Lepontius* [*v. s. l. l. m.*]. Der Hahn wäre dann nicht Signum, sondern Attribut. Die Deutung ist jedenfalls beachtenswert, doch ist die Ergänzung schwer mit den Resten zu vereinen, und der Stein könnte verschleppt sein.

Durch ein Versehen hat sich im vorigen Hefte der Mainzer Zeitschrift S. 116 bei Nr. 1 ein Irrtum eingeschlichen: der Stein ist nicht in Bodenheim, sondern in Nierstein gefunden und befindet sich auch jetzt noch dort.

VIII.

Ein karolingisches Kapitäl aus dem Kloster Eberbach

von W. F. Volbach

VOR dem Kapitelsaal des Klosters Eberbach ist von der preußischen Domänenverwaltung aus Architekturbruchstücken eine „romantische“ Gruppe geschaffen. Unter diesen Trümmern, dazu noch verdeckt von Farnkräutern, fand ich, auf dem Kopf stehend, das abgebildete Kompositkapitäl. Leider ist ein Herausnehmen des wichtigen Stückes nicht möglich, sodaß eine den wissenschaftlichen Zwecken völlig entsprechende Photographie nicht angefertigt werden konnte. Das Material ist deutscher, grobkörniger Marmor, wie wir ihn bei verschiedenen Kapitälen der Ingelheimer Kaiserpfalz[1]) wiederfinden, die sich jetzt im Mainzer Altertumsmuseum befinden. Der größte Durchmesser beträgt 48 cm, die Höhe ca. 40 cm. Der untere Teil ist stark beschädigt, ebenso sind die diagonal gestellten Voluten abgebrochen. Der Boden zeigt eine runde Ausarbeitung, in der wahrscheinlich der Säulenschaft saß. Zwischen den Spitzen der fünfteiligen Akanthusblätter haben sich die Rosetten gut erhalten. Die Blätter zeigen ähnliche lappige Behandlung wie eines der oben erwähnten Mainzer Kapitäle aus Ingelheim. Zwischen den abgebrochenen Voluten befindet sich ein Perl- und Eierstab (Höhe ca. 13 cm). Der obere Abschluß ist nicht mehr klar zu erkennen. Auch die technische Ausführung ist ähnlich dem oben genannten Ingelheimer Kapitäl. Beachten wir ferner, daß ein Säulenschaft aus Ingelheim in Wiesbaden (Clemen S. 79) ebenfalls aus Kloster Eberbach stammt, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß auch dieses Kapitäl aus der Kaiserpfalz in das naheliegende Kloster verschleppt wurde.



Karolingisches Kapitäl aus Kloster Eberbach

[1]) Clemen, Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim. Westdeutsche Zeitschrift 1890 S. 82 ff.

IX.

Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Altertumsmuseums der Stadt Mainz vom 1. April 1915 bis 1. April 1916

I. Arbeiten in den Sammlungen

DER Zeitverhältniſſe wegen war die Tätigkeit auch in dieſem Jahre nach außen hin beſchränkt, ſodaß in den Sammlungen, die des Umbaues wegen zum Teil ſtark zuſammengerückt ſind, manche Arbeiten als Vorbereitung für die kommende Neuaufſtellung vorgenommen werden konnten.

Für Reinigung und Konſervierung neuerer Zugänge und alter Beſtände gebührt dem Röm.-Germ. Centralmuſeum wiederum großer Dank. Darunter befanden ſich allein etwa 800 Eiſengegenſtände (Beile, Äxte, Hämmer, Hacken, Streitbeile u. a. Werkzeuge und Waffen), die 1882 beim Wegräumen der römiſchen Brückenpfeiler zur Fundamentierung der Pfeiler der neuen Straßenbrücke im Rhein gefunden wurden. Zugleich wurden von dieſem Geſamtfund genaue Aufnahmen der Einzelſtücke in etwa 200 Zeichnungen angefertigt.

In den Sammlungen wurden eine ganze Anzahl Pulte und Schränke durch Tieferlegen feſter Böden, Einlegen von Glasplattenreihen für die Aufnahme einer größeren Anzahl bis dahin nichtausgeſtellter Funde und die Aufſtellung von Grabfundgruppen abgeändert. Hauptſächlich gewann dadurch die Sammlung der fränkiſchen Funde an Platz, es wurde möglich, die reichen Grabfunde von Ober-Olm, Freilaubersheim, Oſt- und Weſthofen, Bingen, Nierſtein wieder ſo aufzuſtellen, daß die Ton- und Bronzegefäße ſowie die Gläſer mit den dabei aufgefundenen Kleinſachen nun vereinigt ſind.

Dank der Fürſorge des Aſſiſtenten Herrn Dr. Behrens am Röm.-Germ. Centralmuſeum, wurden die Sammlungen der vorrömiſchen Altertümer, die zurzeit in wenigen Schränken eng zuſammengeſtellt werden mußten, innerhalb des zur Verfügung ſtehenden Platzes möglichſt klar zeitlich und geographiſch getrennt geordnet.

Eine Gruppe der römiſchen Lagerfunde aus den letzten Jahren fand in einem großen freiſtehenden Schranke Aufſtellung, ſodaß auch nun ein Teil dieſer wichtigen Stücke der großen Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten zu werden braucht.

II. Ergebniſſe von Ausgrabungen und der Überwachung von Erdarbeiten

Beim Anlegen von Schützengräben auf dem neuen Artillerie-Übungsplatz bei Fort Marienborn nächſt Zahlbach ſtießen die Soldaten, wie dies auch in früheren Jahren bei ähnlichen Arbeiten hier ſchon der Fall war, auf römiſche Brandgräber, die zu dem hinter der Weſtſeite des römiſchen Lagers gelegenen Friedhof gehörten. Dieſe Begräbnisſtätte war ſchon zu Anfang des 19. Jahrhunderts beim Feſtungsbau bekannt geworden. Neben einer Reihe von damals aufgefundenen Grabſteinen aus der frühen Kaiſerzeit (ſ. Becker, Inſchriften des Mainzer Muſeums, Fundort: Zahlbach) ſtammen vom gleichen Ort der Grabſtein des Trophimus (ſ. Körber, Inſchriften, IV. Nachtrag, 5), ein Brandgrab aus der erſten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr., gefunden im Garten des Herrn D. Reiſing (Mzr. Ztſchr. I S. 79), die Beigaben aus mehreren zerſtörten Brandgräbern des 1. Jahrhunderts (Mzr. Ztſchr. VI S. 144), der Grabſtein des Val. Criſpus (Mzr. Ztſchr. VII S. 2, Nr. 5) aus der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. und ein Brandgrab, in unmittelbarer Nähe dieſes Steines aufgedeckt (Mzr. Ztſchr. VII. S. 57), ſowie ein Brandgrab aus gleicher Zeit (Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 55).

Die jetzt gefundenen Grabſtellen waren zum Teil durch die neugezogenen Gräben zerſtört worden. Die Bruchſtücke einer Urne, zwei Krüge, die Reſte von kleineren Krügen und eine ſchwarzbemalte, rottonige Fußſchale wurden von der Militärbehörde dem Muſeum überſandt und eine Unterſuchung der offenſtehenden Gräben geſtattet. Es fanden ſich noch zwei Brandgräber vor, deren Umriſſe in den Erdwänden erkennbar waren. Das eine war ſchon angeſchnitten, es enthielt nur noch einige Bruchſtücke der Urne und Aſchenreſte. Das zweite Grab beſtand aus einer Urne mit Deckel und enthielt außer der Aſche einer erwachſenen Perſon ein kleines Lämpchen und eine Bronze-Münze (ME: des Nero).

Im Hofe der Eisgrubekaſerne wurden im Auguſt 1915 beim Anlegen eines Entwäſſerungskanals mehrere Räume eines größeren römiſchen Wohnhauſes angeſchnitten. Da in dem angeſchütteten Gelände gegen den Hang nach Nordoſten hin Erdbewegungen zu befürchten waren, konnten umfänglichere Ausgrabungen nicht vorgenommen werden. Die Unterſuchungen fanden mit Erlaubnis des Militärbauamtes ſtatt, das auch das Altertumsmuſeum ſofort von dem Anſchneiden der Mauerreſte in Kenntnis geſetzt hatte; für ſeine entgegenkommende Unterſtützung ſei ihm auch hier verbindlichſt gedankt. Die Lage des Baues iſt aus dem hier einſtweilen beigegebenen Lageplan des römiſchen Theaters (S. 99 Abb. 3 unter *A*) erſichtlich.[1]) Die unterſuchten Teile (mit punktierten Linien umriſſen) zeigt Abb. 1.

Die freigelegten Mauern lagen mit ihrer Oberkante etwa bis zu 2 m unter der Oberfläche des heutigen Bodens. Feſtgeſtellt wurden drei Räume des Baues, es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß ſich nach Oſten hin noch weitere an dieſe anſchloſſen. Das 60—90 cm ſtarke zutagegehende Mauerwerk des Raumes A zeigte auf der Außenſeite gerichtete kleine Quadern, der Kern beſtand aus Gußmauerwerk. Die Weſtwand war ausgebrochen. Der hier durch den Graben angeſchnittene Fußboden

[1]) Der Bericht über die Ausgrabungen im Gebiete des römiſchen Theaters erſcheint im nächſten Jahrgange der Mainzer Zeitſchrift, ihm wird auch der hier wiedergegebene Lageplan in größerem Maßſtabe beigefügt werden.

zeigt die Richtung der Mauer. Der Fußboden ſelbſt beſtand aus vier Schichten (ſ. Abb. 1), die unterſte bildete aufgefüllte und dann geſtampfte Erde; hierauf

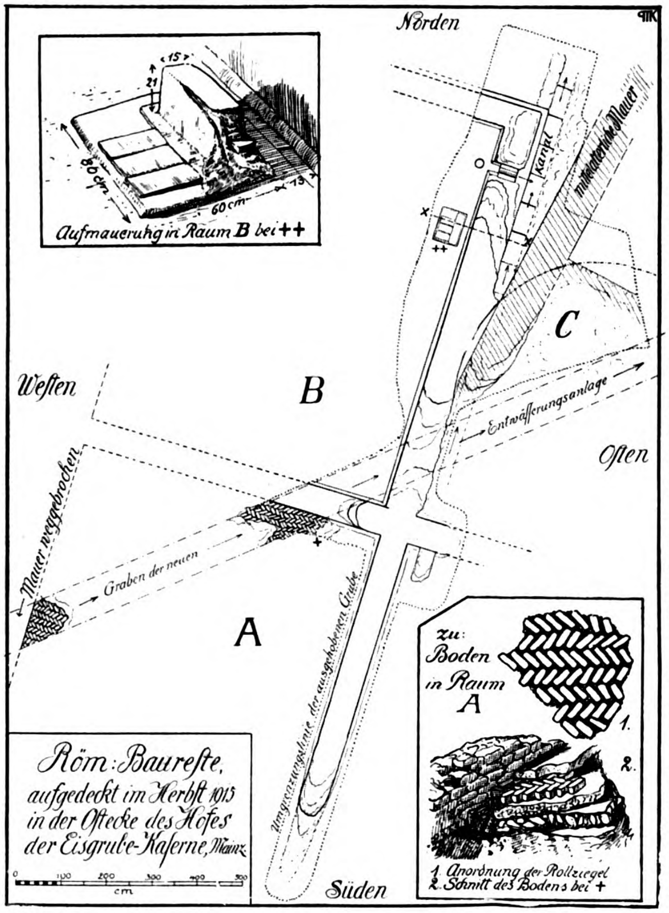


Abb. 1

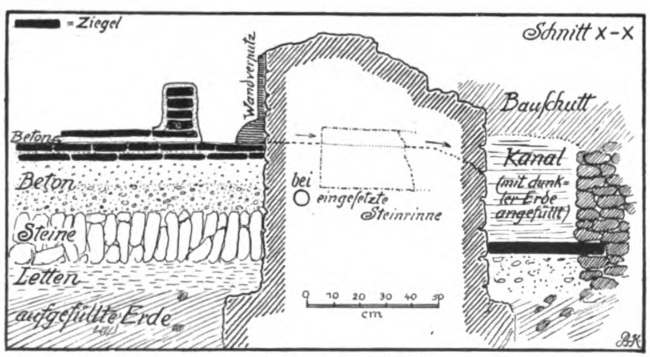


Abb. 2. Schnitt x—x durch die Oſtmauer des Raumes B

folgte eine Stückung aus hochkant geſtellten Flußſteinen und Steinbrocken, dann folgt eine Schicht groben Betons (Kalk, Ziegelklein und Steinbrocken); auf die geglättete Oberfläche dieſer Schicht ſetzte ſich in fiſchgrätenartigem Muſter, aber nicht regelmäßig durchgeführt, eine Lage aus hochkant geſtellten kleinen Ziegeln (durchſchnittlich 12:8:3 cm, ſ. Abb. 1), das Ganze überdeckte dann eine 14 cm ſtarke Schicht feinen Betons.

Raum B, von etwa gleicher Mauerſtärke wie A, hat einen Fußboden, deſſen unterſte Schicht aus eingefülltem Letten beſtand (ſ. Abb. 2), hierauf eine Schicht hochkant geſtellter Steine, darauf eine Lage groben Betons, hierauf wieder feinerer Beton, die Oberfläche bildeten zwei in Beton gebettete Ziegellagen, das Ganze etwa 60 cm ſtark. Der Raum diente offenbar als Baderaum. In ſeiner Nordoſt-Ecke hatte er eine Ausflußrinne, die in einen Abzugskanal mündete (über dieſen Kanal ſ. unten). Vor der Nordoſt-Ecke bei + + erhoben ſich Reſte einer ſchmalen Aufmauerung, die als Stütze einer Bank oder Holztreppe gedient haben mag.

Der dritte Raum C hatte einen halbkreisförmigen Abſchluß (Apſis), von dem aber nur ein kleiner Teil freigelegt werden konnte. Hier war auch das Mauerwerk ſtark ausgebrochen. Längs der Zwiſchenmauer der Räume B und C lief ein geplätteter Kanal, deſſen Decke zerſtört war. Die Ziegel ſeines Bodens tragen die hier wiedergegebenen Stempel (ſ. Abb. 2a). Der Kanal wäſſerte nach Norden, d. h. in der Richtung nach dem heutigen Eisgrubweg hin ab. Sonſtige in und bei dem Baue gefundene Ziegelſtempel und Handmarken ſ. auch Abb. 2a.

Über den Raum C zog ſich nach Nordoſten eine 90 cm ſtarke mittelalterliche Mauer, an die innerhalb der Apſis ſenkrecht eine ſpätere Mauer ſich anſetzte. Dies legte anfangs die Vermutung nahe, daß man es hier mit den Grundmauern eines Stückes jenes gedeckten Wehrgangs zu tun haben könnte, der auf einer Bogenſtellung ruhend vom Neudeckerturm der äußeren Stadtmauer ſich nach dem ehemals zur Ummauerung des Jakobsberger Kloſters gehörenden Neidhartsturme hinzog (ſ. Abb. 3 *A* und *B*). Durch die Anlage der Schweikardsburg und ſpäterhin der Zitadelle war die Verbindung des zuletzt genannten Turmes mit dem Kloſter unterbrochen worden. Der im dritten Bande der Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz veröffentlichte Maskoppſche Stadtplan und der ebendaſelbſt wiedergegebene „wahrhafftige geometriſche Grundriß“ Merians vom Jahre 1637 (nur dieſer, nicht ſpäter Plattenzuſtände dieſes Kupferſtichs!) und die Stadtanſichten von Wenzel Hollar geben im Bilde noch dieſen älteren Zuſtand; auch auf dem Perſonſchen Stadtplane und den Plänen, die dem Waldenburgiſchen Berichte über die Erbauung der Schweikardsburg beigegeben ſind (beide im Beſitze der Mainzer Stadtbibliothek), iſt er noch feſtgehalten, während auf den jüngeren Stadtanſichten, auch auf der Merianiſchen von 1633 die Verbindung mit dem Jakobsberger Kloſter ſchon getrennt iſt.

Auf unſerem Lageplane iſt nun verſucht worden, dieſen Verbindungsgang auf Grund der maßſtäblich gezeichneten Pläne Perſons, Waldenburgs ſowie des Spallaſchen Feſtungsplanes in das heutige Gelände einzutragen,

ebenſo auch den Lauf, den die mittelalterliche Stadtmauer in der dortigen Gegend nimmt. Dabei ergab ſich aber, daß dieſer Verbindungsgang von unſerem römiſchen Bau etwa 8—10 m weiter nach Weſten hin gelegen haben müßte. Allerdings muß hier bemerkt werden, daß der Maßſtab dieſer älteren Pläne verhältnismäßig ſehr klein iſt, ſie außerdem auch nicht mit der Genauigkeit unſerer heutigen Stadtpläne aufgenommen ſind (das gilt beſonders vom Perſonſchen Plane); bei der Übertragung in das heutige Gelände iſt daher ein Unterſchied von einigen Metern immerhin möglich. Jedenfalls aber lag der gedeckte Verbindungsgang in unmittelbarer Nähe des römiſchen Baues. Reſte des Neudecker Turmes ſtecken ſicherlich im ſogenannten Windmühlenberg, dem erhöhten Ausſichtspunkte am Eisgrubweg, auf dem früher eine Windmühle ſtand (Anſicht von Keſſelſtatt in der ſtädtiſchen Gemäldegalerie Nr. 382a).

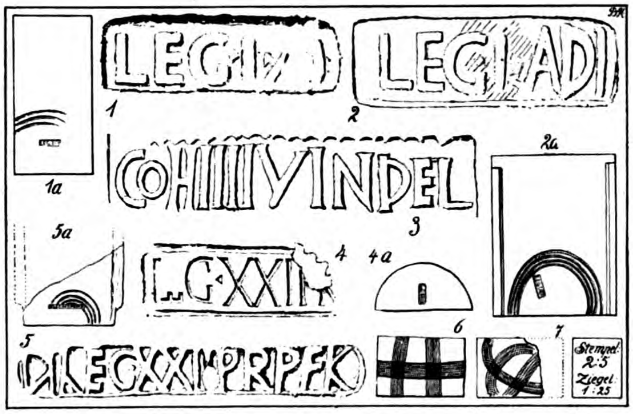


Abb. 2a. Stempel und Handmarken auf den Ziegeln
1 (1a) = Kanalboden; 2 (2a), 3, 4, 4a, 5 (5a) = aus dem Bauſchutt; 6, 7 = Bodenbelag im Raume B

Auf dem Liebfrauenplatze wurde im Februar 1916 beim Ausheben der Fundamentgrube für die Mainzer Kriegsſäule in einer Tiefe von etwa 1 m unter der heutigen Bodenoberfläche eine 1,58 cm ſtarke, ſehr feſte Mauer angeſchnitten und auf etwa 4 m Länge freigelegt (ſ. Abb. 4, 9). Sie war aus Kalk-Bruchſteinen aufgeführt, konnte aber nicht bis zu größerer Tiefe unterſucht werden; es konnte deshalb auch ein ſicheres Urteil darüber, ob ſie römiſchen oder mittelalterlichen Urſprungs, nicht gewonnen werden. In ihrer Verlängerung nach Weſten hin läuft ſie annähernd in der Richtung der Mittelachſe des nördlichen Seitenſchiffs des Domes. Das eigentliche Kriegswahrzeichen — die mittlere Säule — ſteht mit ſeiner Mittelachſe auf der Mittelachſe der Mauer. Hier beträgt deren ſenkrechter Abſtand von der verlängerten Mittelachſe des nördlichen Seitenſchiffs des Domes in nördlicher Richtung 3,46 m; von der Oſtwand des Domes iſt dieſer Punkt 20,14 m entfernt. In ihrer Verlängerung nach Weſten hin ſchien ſie mit der nördlichen Seitenſchiffmauer der ehemaligen Liebfrauenkirche zuſammenzufallen. Herr Baurat Gelius ließ deshalb die hier in Frage kommende Stelle unterſuchen. In 31 m Entfernung von der Oſtwand des Domes und 33 m Entfernung von der nordweſtlichen Ecke der Hauptwache traf man ſowohl auf die geſuchte Südweſtecke der Liebfrauenkirche als auch wieder auf die Fortſetzung der angeſchnittenen Mauer, die hier unter der Seitenſchiffmauer der Liebfrauenkirche zu verſchwinden ſchien. In der Fundamentgrube für das Kriegswahrzeichen ſtießen ohne Verband auf unſere Mauer ſchwächere Mauerzüge, die wohl von den Bauten herrührten, die zum Teil noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein an dieſer Stelle längs der heutigen Straße lagen (u. a. ſtand dort auch die ehemalige kurfürſtliche Hauptwache, ſ. Kunſtdenkm. Kr. Mainz II 1 Taf. 1). Bei Grein, Zur Baugeſchichte des Mainzer Domes, Taf. 8, wird unter der Nordarkade des Mittelſchiffs des Domes eine von Pfahlroſten begleitete Mauer von etwa 1,2 m Stärke verzeichnet, und zwar als römiſchen Urſprungs. Dieſe Mauer weicht nach Oſten hin von der Mittelachſe der Nordarkade auch in nördlicher Richtung ſchwach ab;

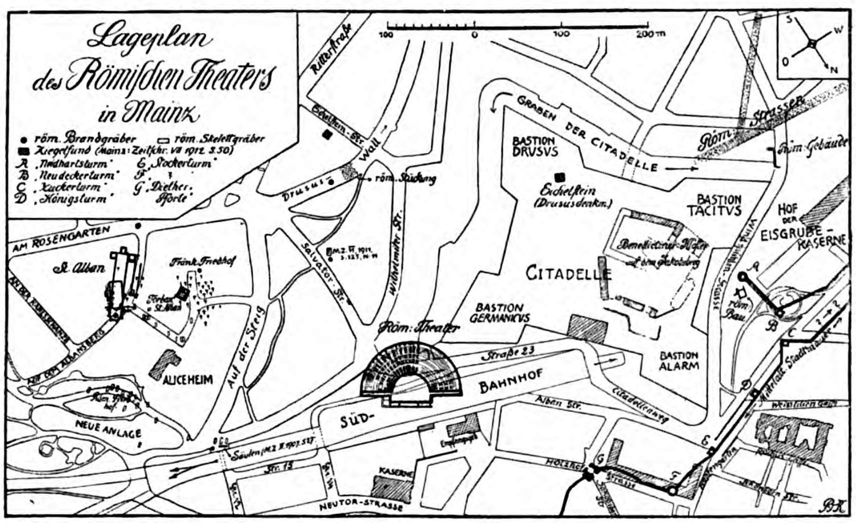


Abb. 3

ob ſie mit dem beim Kriegswahrzeichen gefundenen Mauerzuge in irgendeiner Verbindung ſteht, muß ſpäteren Unterſuchungen vorbehalten bleiben. Hier ſollen zunächſt nur die im Jahre 1916 gemachten Beobachtungen für eine ſpätere wiſſenſchaftliche Verwertung feſtgelegt werden. Die oben mitgeteilten Angaben und Maße ſtellte Herr Baurat Gelius vom ſtädtiſchen Hochbauamte uns gütigſt zur Verfügung, wofür ihm hier verbindlichſt gedankt wird.

Der hier beigegebene Lageplan, Abbildung 4, iſt auf Grund der St. Farſchen Pläne ſowie der Planauf-

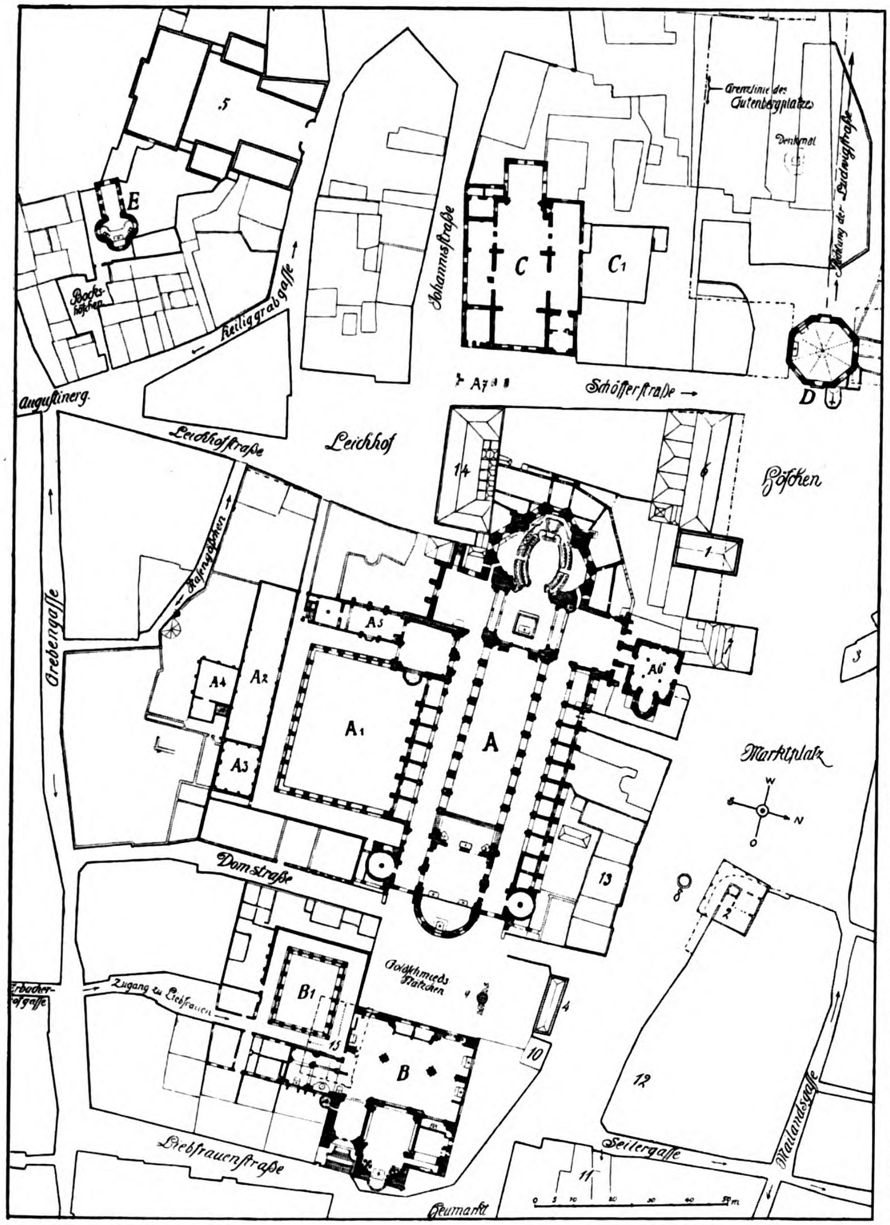


Abb. 4. Lageplan des Domes, der Liebfrauenkirche, Johanniskirche, Sebaſtianskapelle u. a. Bauten

A Dom. A1 Kreuzgang des Domes. A2—A4 Kapitelhaus und anstossende Räume. A5 Nikolauskapelle. A6 Gothardkapelle. A7 Richtung und Grundmauern des ehemaligen Paradieses, vgl. 14. B Liebfrauenkirche. B1 Kreuzgang der Liebfrauenkirche. C Johanniskirche. C1 Kreuzgang der Johanniskirche. D Sebastianskapelle. E Heilige Grabkapelle. 1 Das Stadtgerichtsgebäude. 2 Alte Münze (Rathaus). 3 Haus zur Nähkiste. 4 Die kurfürstliche Hauptwache. 5 Johanniterkommende zum Heiligen Grab. 6 Kesselstattsches Haus. 7 Ehemal. Halenzasches Haus. 8 Marktbrunnen. 9 Kriegssäule und älterer Mauerzug. 10 Das ehemal. Krämersche Haus. 11 Hof zum König von England. 12 Zum Silberberg. 13 Domhäuser Markt Nr. 18—26. 14 Die Neumannschen Häuser am Leichhof, auf den Grundmauern des ehemaligen Paradieses errichtet. 15 Heutige Hauptwache. -·-·-·- Heutige Strassenfluchten.

nahmen der Liebfrauenkirche (Mainzer Stadtbibliothek) hergeſtellt. Er veranſchaulicht den Zuſtand kurz vor Beginn der erſten franzöſiſchen Beſetzung der Stadt, d. h. den Zuſtand etwa um das Jahr 1790.

Auch im vorliegenden Falle, wo es galt, die Lage der Liebfrauenkirche genau feſtzuſtellen, machte ſich wieder, wie ſchon ſo oft, der Mangel einer Topographie der Stadt im Mittelalter und der neueren Zeit empfindlich bemerkbar, insbeſondere der einer gründlichen Verarbeitung des immerhin reichlich vorhandenen Planmaterials. Die älteren Bearbeitungen (Lehne und andere) geben dankenswerte Anhaltspunkte, aber auch nicht mehr als dies. Wo ſich bisher die Gelegenheit bot, iſt in dieſer Zeitſchrift ſchon der Verſuch gemacht, ältere Bauten im heutigen Stadtplane feſtzulegen (vgl. St. Gangolf und Umgebung des Deutſchordenshauſes, St. Alban, die mittelalterliche Gautorbefeſtigung, Jeſuitenkirche u. a. m.; im nächſten Hefte ſoll die Dompropſtei, Dominikanerkirche u. a. folgen). Der Maskoppſche Stadtplan iſt jetzt veröffentlicht, die des Perſonſchen Planes (Original und jüngere Kopie im Beſitze der Stadtbibliothek) wird ſich hoffentlich bald anſchließen können, beide halten immerhin noch den Zuſtand des ausgehenden Mittelalters feſt. Die Planaufnahmen St. Fars (Stadtbibliothek und ſtädtiſches Hochbauamt) können als Grundlage für die Darſtellung des Zuſtandes am Ende der kurfürſtlichen Zeit (um 1790) dienen, zugleich bilden dieſe franzöſiſchen Pläne mit ihren kühnen, ſtädtebaukünſtleriſchen Eingriffen in das damals immer noch ſtark mittelalterliche Stadtbild — ſie kamen allerdings nur zum kleinſten Teile zur Durchführung — den Übergang zum neuen Mainz. Zu unſerem Lageplane ſei noch bemerkt, daß die Parzellierung innerhalb der einzelnen Baublöcke nur ſoweit wiedergegeben iſt, als ſie ſich bei St. Far verzeichnet findet. Nr. 2 iſt nach den Bauakten der Bürgermeiſterei eingezeichnet.

III. Einzelerwerbungen und Geschenke

1) Vorgeschichtliches

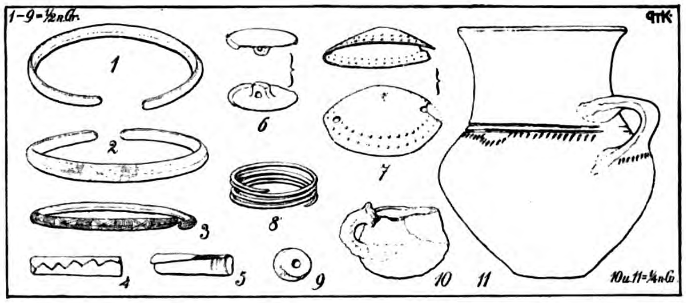


Abb. 5. Grabfund bei Trebur aus der Hügelgräber-Bronzezeit

Der Hügelgräber-Bronzezeit gehören Grabfunde an, die Herr Sanitätsrat Dr. Pahl (Ginsheim) in einer Sandgrube „am kalten Böhl" bei Trebur (Kreis Groß-Gerau, Starkenburg) entdeckte und dem Altertumsmuseum zum Geschenke machte. Die Funde bildeten die Beigaben mehrerer Skelettgräber — eines der Skelette lag mit angezogenen Unterschenkeln —, es sind: zwei offene Armringe, Durchmesser 5,5 cm, vierkantig (Abb. 5, 1 und 2); ein offener Armring, Durchmesser 5,3 cm, graviert (Abb. 5, 3); zwei flachkonische Tutuli, Durchmesser 3,5 cm, mit je zwei Durchbohrungen am Rande (Abb. 5, 7); eine Scheibe mit Öse auf der Rückseite, Durchmesser 2,2 cm (Abb. 5, 6); Blechröhrchen, Länge 2,6 cm, Rand gezackt (Abb. 5, 4 und 5); eine Fingerspirale, Durchmesser 2,7 cm (Abb. 5, 8); ein Spiralröhrchen; Drahtbruchstücke; eine Bernsteinperle, Durchmesser 1 cm (Abb. 5, 9), flachkugelig?; ein Henkelkrug, Höhe 15,5 cm, mit Strichelband auf der Schulter; der Henkel ist an den Ansatzstellen stark verbreitert (Abb. 5, 11); eine Henkeltasse, Höhe noch 4,5 cm (Abb. 5, 10); der Rand ist nicht erhalten (s. auch Behrens, Katalog Nr. 6 des Röm.-Germ. Centralmuseums S. 197 Nr. 471).

Der mittleren Bronzezeit gehört an eine schlichte, 14 cm lange Nadel mit geschwollenem Halse und Spuren einfacher Strichverzierung. Sie wurde angeblich vor einigen Jahren im Maine bei Frankfurt gefunden.

Aus der spätesten Bronzezeit stammen zwei wohlerhaltene Schwerter (Abb. 6); angeblich wurden sie im Maine bei Klein-Auheim, Kreis Offenbach, gefunden. Schwert 1, Länge 89 cm, mit verbreiteter Klinge, zeigt reiche Gravierung an deren oberen Ende und auf den Schmalseiten der Griffzunge. Schwert 2 hat die gleiche Form, nur ist es etwas kürzer, Länge 86 cm; die Griffzunge ist verbogen (s. auch Behrens a.O. S. 259). Ein ähnliches Schwert wurde früher bei Mainz aus dem Rheine gebaggert; es befindet sich jetzt im Museum Worms (s. Westd. Ztschr. 8 (1889) Taf. 4, 2).

2) Römisches

Aus dem Gebiete der Stadt Mainz stammen mehrere Münzen; aus Mainz-Kastel eine vierschnauzige Lampe, Bruchstücke von Terra sigillata-Gefäßen mit den Stempeln: ALBINUS·F·, SILVANI·, OF·PRIMI und ein Tassenboden mit dem Graffito AVITI. Ferner zwei Bronzefibeln, mehrere Mittelerze und eine verbogene Bronzenadel.

In der Gemarkung Mainz-Kostheim fand beim Ausheben einer Grube der Landwirt Wann aus Kostheim auf seinem Acker unweit der Quellfassung des Weidenbrünnchens nahe bei der Stelle, wo die Feldwege sich trennen, die Bruchstücke eines steinernen Tisches (Abb. 7) aus weißem Sandstein. Gestalt und Aufbau veranschaulicht die umstehende Abbildung 7. Der Fuß setzt sich als Aufsatz über der Tischplatte fort; die Bekrönung des Aufsatzes ist abgebrochen und verschwunden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auf den die untere Tischplatte überragenden Sockel unmittelbar über dem Profil noch eine zweite wahrscheinlich etwas kleinere Tischplatte legte. Der eigentliche Fuß wurde beim Herausnehmen aus der Grube unverständiger Weise zerschlagen. Die Tischplatte selbst war — wohl schon in römischer Zeit — zerbrochen und mit vierkantigen Eisendübeln,

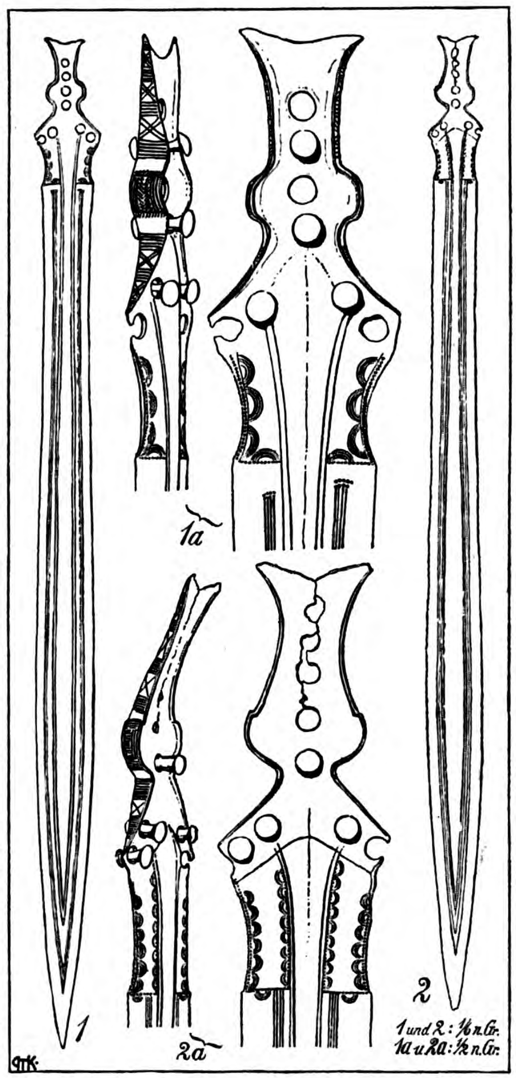


Abb. 6. Bronzeschwerter aus dem Maine

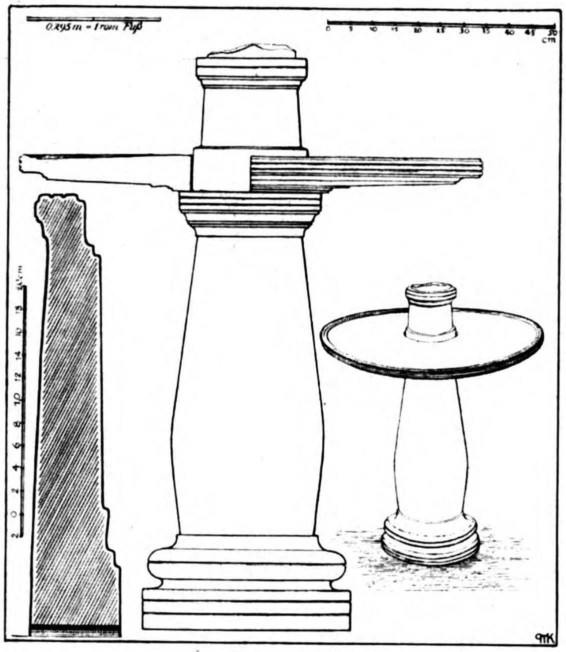


Abb. 7. Römiſcher Tiſch: Aufriß, Anſicht und Schnitt durch die Tiſchplatte

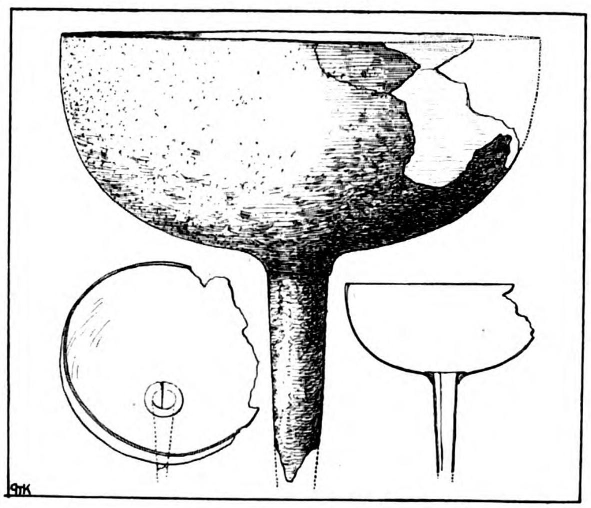


Abb. 8. Römiſcher Bronzetrichter aus Weiſenau

deren Löcher zum Teil noch ſichtbar ſind, wieder zuſammengeflickt worden. In der Grube fand ſich bei den Reſten des Tiſches noch Mauerſchutt, Bruchſtücke von Ziegelplatten, Hohlziegeln und Heizkacheln, außerdem auch Scherben von Urnen und Krügen. Auf das einſtige Vorhandenſein eines zweiten, wohl ähnlichen Tiſches könnte das ebenfalls in der Grube gefundene Bruchſtück einer zweiten Tiſchplatte aus rotem Sandſtein ſchließen laſſen; es zeigt eine ähnliche Profilierung wie die der erſten Tiſchplatte, vielleicht iſt es auch nur ein Reſt der oben erwähnten zweiten (kleineren) Platte, ſ. auch Mzr. Ztſchr. X S. 114 Nr. 5.

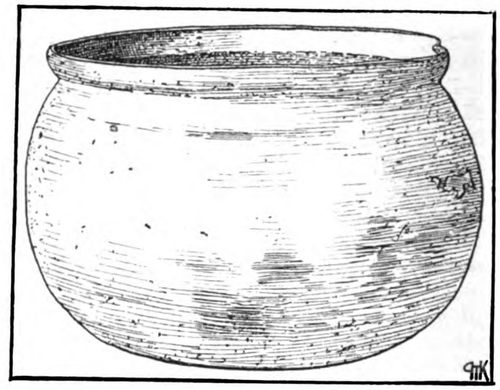


Abb. 9. Römiſcher Bronzekeſſel aus Weiſenau

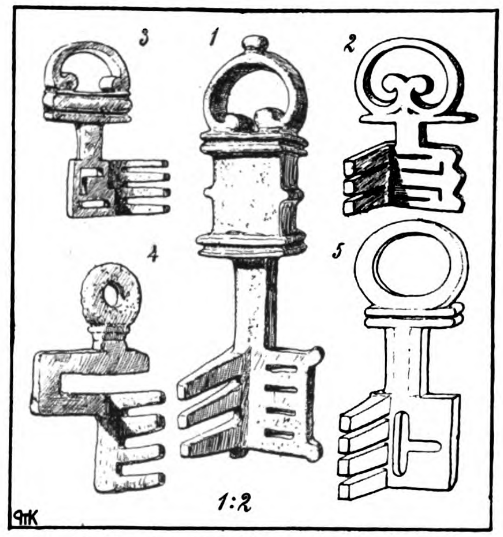


Abb. 10. Römiſche Schlüſſel im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz

Weiſenau. Vom römiſchen Grabfelde am Radweg bei Weiſenau (ſ. Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 37 ff.) ſtammen: eine mit Zone verzierte **Urne**, Geſchenk des Herrn Dr. Otto Schmitt, Mainz, und ein kleines weißes **Krüglein**, Geſchenk des Herrn Willigis Sautier, Weiſenau.

Im Steinbruche der Portland-Zementwerke konnten dank des Entgegenkommens der Direktion wiederum aus den in den Löß eingeſchnittenen römiſchen Gruben und Bauſtellen eine Reihe wichtiger Fundſtücke geborgen werden. Zwiſchen den Fundamentreſten eines zerſtörten Baues fanden ſich Wandſtücke und Doppelhenkel von hohen Amphoren, Krugſcherben, außerdem Lehmbewurf mit fiſchgrätenartiger Verzierung. In unmittelbarer Nähe dieſes Baues kamen zutage: die Stücke der ſchon von Körber, Mzr. Ztſchr. X S. 113, Nr. 2 veröffentlichten Inſchrift; ferner ein großer **Bronzetrichter**, Höhe 37,5 cm, Durchmeſſer 42,8 cm (Abb. 8) und ein **Bronzekeſſel** (Abb. 9).

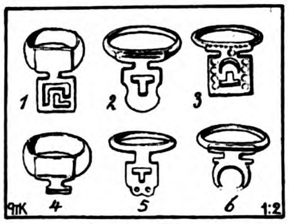


Abb. 11. Römische Fingerringschlüssel im Altertumsmuseum der Stadt Mainz

Diese Kesselform ist bis jetzt noch nicht im Altertumsmuseum vertreten. Er ist 18,3 cm hoch, der Durchmesser beträgt am oberen Rande 26,5 cm. Ansätze von Griffen sind nicht vorhanden, wahrscheinlich lag um den oberen Rand ein Eisenring mit Henkelösen. — Von den übrigen Funden seien erwähnt: eine Anzahl Metallgeräte, darunter ein sehr gut erhaltener Drehriegelschlüssel aus Bronze, Länge 12,5 cm (Abb. 10, 1), ein Fingerringschlüssel aus Bronze, Höhe 2,1 cm (Abb. 11, 1), eine Beinbüchse mit Einsatz, Höhe 7,8 cm, deren innere Einrichtung aus Abb. 12 ersichtlich ist; über ihren Zweck kann zunächst keine Erklärung gegeben werden. Ferner der Griff eines Gladius, Länge 8,6 cm. Außerdem Scherben der verschiedensten Gefäße, darunter ein Amphorenhals mit aufgemalter Inschrift und Stempel, bereits veröffentlicht von Körber in der Mzr. Ztschr. X S. 113 f., Nr. 3. Eine zerbrochene Gesichtsurne mit drei (?) Ausgußröhren unter dem umgeschlagenen Rande; erhalten ist nur die rechts vom Gesicht sitzende Öffnung eines Ausgusses, Höhe 25,8 cm. Ein Dolium, dessen Hals und Henkel fehlen; am Boden trägt es die vor dem Brande eingeritzte Marke M. Eine zweihenkelige bemalte Schale mit Seiher (Abb. 13); die Ausgußröhre ist auf Abb. 13, b nach einem im Gebiete des Mainzer Legionslagers aufgefundenen Stücke ergänzt (s. Mzr. Ztschr. VI S. 94 Abb. 20 A, 3 und 3 a).

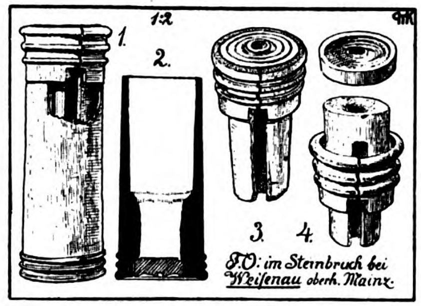


Abb. 12. Beinbüchse aus Weisenau

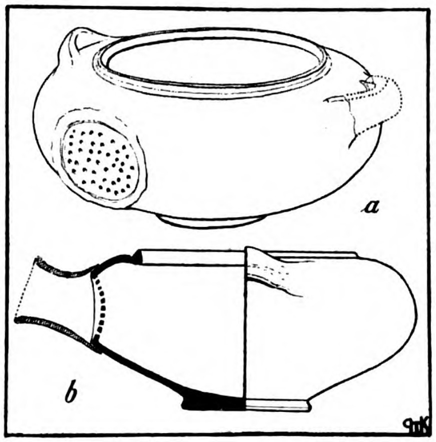


Abb. 13. Schale mit Seiher aus Weisenau

Bretzenheim. Ein sogenannter belgischer Teller mit Stempel FIDELISFE; er wurde in der Gewann „am Mühlrech" gefunden und von Herrn Professor Dr. Schrohe, Mainz, dem Altertumsmuseum überwiesen.

In Mainz-Zahlbach wurde in einem Garten ein Schlüsselgriff aus Bronze, einen liegenden Löwen darstellend, gefunden (Abb. 14, 1).

Schlüssel und Schlüsselgriffe: Unsere Abb. 10, 11 und 14 vereinigen je verwandte Stücke, die zumeist aus Mainzer Gebiet stammen und sich fast alle im Altertumsmuseum befinden. Abb. 1 zeigt jedesmal das in diesem Berichte erwähnte Stück.

Drehriegelschlüssel: Abb. 10, 2 Fundort ebenfalls Weisenauer Steinbruch (s. Westd. Ztschr. XXII, 1903, Taf. 7, 16). Abb. 10, 3 und 4 Fundort nicht bekannt. Abb. 10, 5 Fundort Dimesser Ort bei Mainz, jetzt im Museum Mannheim (?).

Fingerringschlüssel für Schiebeschlösser: Abb. 11, 2 Fundort nicht bekannt. Abb. 11, 3 Fundort Marktplatz in Mainz. Abb. 11, 4, 6 Fundort Dimesser Ort bei Mainz. Abb. 11, 5 Fundort Gebiet des Legionslagers (s. Mzr. Ztschr. VI S. 109 Abb. 26, 54).

Schlüsselgriffe: Abb. 14, 2 und 3 beide Fundort Mainz. Abb. 2 zeigt Spuren von Vergoldung. Vielleicht hat man es bei dieser Art Schlüssel mit irgendeiner Art von Amtsschlüsseln oder zu Kultzwecken dienenden Schlüsseln zu tun. Abb. 14 x gibt das Bild eines vollständigen Schlüssels dieser Art; der Schlüssel selbst ist von Eisen (nach einem Fund von Rosenauberg, jetzt im Museum Augsburg).

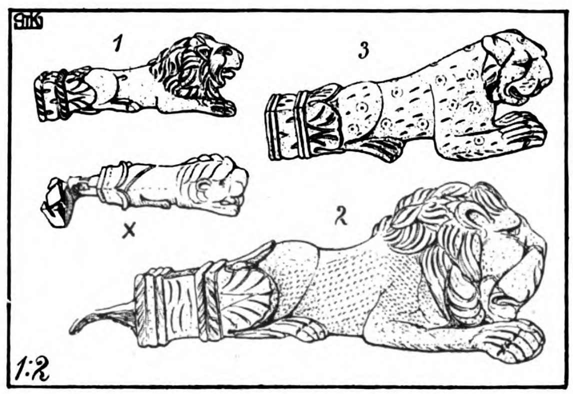


Abb. 14. Römische Schlüsselgriffe im Altertumsmuseum der Stadt Mainz

3) Späteres Mittelalter und Neuzeit

Von *Porzellan* und *Fayencen* wurden erworben:

Höchster Fabrikat. Ein Kaffeegeschirr (Po 251), s. Tafel XI, 2, bestehend aus einer Kaffeekanne, Höhe 15,8 cm, Marke blaues Rad und eingeprägt PL, einer Milchkanne, Höhe 11,6 cm, Marke blaues Rad und eingeprägt PL, einer Schwenkschale, Höhe 9,2 cm, Durchmesser 17 cm, Marke blaues Rad und auf der Innenseite des Fußes eingeprägt P, ferner sechs Tassen mit Untertassen, die Tassen tragen blaue Marke mit eingeprägtem K, die Untertassen (ohne Radmarke) mit eingeprägtem PL. Die Kannen und Schwenkschale sind mit einem Kornblumenmuster bemalt; in das Gewinde, das sich um den oberen Rand legt, ist jeweils seitlich in der Mitte eine Rose eingeflochten. Die im Winkel gebrochenen Henkel der Kannen und die Deckelgriffe sind mit nachgeahmten Schrauben befestigt. Tassen und Untertassen sind mit einem Vergißmeinnichtmuster bemalt, die Henkel der Tassen sind geschweift. Tassen und Untertassen scheinen zu einem anderen Geschirr bestimmt. Die auf Tafel XI, 2 mit abge-

bildete Milchkanne mit gebogenem Henkel, ebenfalls Höchſter Fabrikat, iſt eine frühere Erwerbung.

Ein Teegeſchirr (Po 253), ſ. Taf. XI, 1, beſtehend aus einem Teekännchen mit blauer, bekrönter Radmarke, Höhe 9,5 cm, einer Teebüchſe mit gleicher Marke und eingeritztem I N, Höhe 14,4 cm, einer Schwenkſchale mit gleicher Marke, eingeritzt: S C, Höhe 6,3 cm, Durchmeſſer 14,5 cm, fünf Taſſen, Höhe 6,7 cm, wovon drei die vorerwähnte Marke und die eingeritzten Buchſtaben I N tragen, die zwei anderen ein blaues Rad und eingeritzt: P L, fünf Untertaſſen, Durchmeſſer 12,7 cm, mit blauem Rad, bei einer iſt eingeritzt: M. Die Bemalung zeigt bei allen Gefäßen Fruchtſtücke, bei der zuletzt erwähnten Untertaſſe befindet ſich das Fruchtſtück auf der Mitte des Bodens, während es bei den andern ſeitlich nach dem Rande zu liegt.

Ein weißer Teller (Po 252) mit durchbrochenem Flechtwerkrand, blauer Radmarke, eingeritzt I N, Durchmeſſer 25,5 cm, wurde von Herrn Juſtizrat Dr. Sigmund Levi-Mainz dem Muſeum geſchenkt.

Flörsheimer Fabrikat. Ein Körbchen mit durchbrochenem Rand, achtſeitiger Grundfläche und der bekannten Marke (Po 248). Die zwei geflochtenen, fünfdrähtigen Henkel ſind leider weggebrochen.

Aus der Mainzer Fayencefabrik entſtammt ein Kaffeegeſchirr (Po 256) Taf. XI, 3, deſſen Einzelteile mit Kornblumenkranz und den Buchſtaben *G* u. *L* in Blumenſchrift geziert ſind. Alle tragen eingeprägt die Marke: Mainz. Die Kaffeekanne hat eine Höhe von 21 cm; die Teekanne, Höhe 15 cm, führt außer der Marke die Nr. 4, ihr Henkel iſt in Meſſing ergänzt, das Deckelchen iſt neuer Zutat; die Milchkanne iſt bezeichnet mit 3, Höhe 16 cm; die Zuckerdoſe iſt 15,7 cm hoch; von den in ihrer Form bemerkenswerten Taſſen iſt nur eine erhalten, Höhe 10,2 cm. — Ferner konnte eine weiße Vaſe (Po 257) mit Mainzer Stempel erworben werden, die ihrer Form nach wohl als Fidibusbehälter diente, Höhe 20,4 cm (ſ. Tafel XI, 3).

Außerdem gelangten in unſere Sammlungen: Ein großer Fayenceteller (Po 249), in der Mitte bemalt mit einer Vaſe auf Ornament, auf dem Rand mit Blumen- und Lorbeergehängen, ohne Marke, Durchmeſſer 34,2 cm; eine ovale Suppenſchüſſel mit Platte und Deckel, Höhe 15 cm, Durchmeſſer 32/22,7 cm, Platte, Durchmeſſer 38,7/31,6 cm, trägt eingeprägt das Zeichen *G* (Po 255).

Steinzeug: Bruchſtück eines Siegburger Trichterbechers mit einem wohlerhaltenem Wappen in geſchloſſenem Kranz: durch Querbalken geteilter Schild, im oberen Feld zwei, im unteren Feld eine Henkelkanne mit Ausgußröhre (Zinnkannenform); außerhalb des Renaiſſance-Wappens trägt das Stück die Jahreszahl 15|67, über dem Wappen die Buchſtaben W*S*L; erhalten ſind ein ganzes und die Hälfte eines zweiten, gleichen Wappens. Geſchenk der Frau Henger-Mainz.

Kacheln: Beim Umbau Gasapparat und Gußwerk in der Dagobertſtraße kam ein Kachelfuß zutage, der mit dem Wappen des Kurfürſten Dan. Brendel von Homburg und der Jahreszahl 1557 verziert iſt. Das Stück iſt ein Geſchenk des Herrn Direktors Kommerzienrat A. Zimmermann (K 67 c).

Der Sammlung von *Backformen* wurden die Ausdrücke von drei doppelſeitigen Kuchenformen einverleibt. Die Originale ſind Eigentum des Muſeums in Friedberg in Heſſen, deren Direktor, Prof. Dr. Helmke, das Ausgießen der Formen für unſer Muſeum freundlichſt geſtattete. Die erſte Form (BF 132 a—b) zeigt ein Ehepaar in der Kleidung des 16. Jahrhunderts, der Hintergrund iſt mit Blütenzweigen beſtreut, um das Bild liegt ein Kranz; die Rückſeite bringt auf gleichgeſtaltetem Hintergrund einen Reiter in reicher Tracht (Durchmeſſer 13,3 cm). Das zweite Stück (BF 133 a—b) hat vorn zwei taubentragende Männer, hinten den doppelköpfigen Adler (16. Jahrhundert), Durchmeſſer 12,2 + 12,7 cm. Das dritte Stück (BF 134 a—b) bringt vorn einen Reiter und die Jahreszahl 1559, hinten ein ſich umarmendes Ehepaar in reicher Kleidung und die Inſchrift: HENE · VN (Bild) · ELSE · 1559 · (Durchmeſſer 11,5 cm).

Ein Werkzeug zum Aderlaßſchlagen, ſogenannter „Schnepper“, ſowie vier gläſerne Schröpfköpfe wurden als Geſchenk der Gemeinde Ensheim, Kreis Oppenheim, von dem dortigen Bürgermeiſter überwieſen.

Von Herrn Luzian Webel, hier, wurde eine Sonnentaſchenuhr mit eingelaſſenem Kompaß aus dem 18. Jahrhundert, ein Kaffeeröſter in Kugelform und eine Zuckerzange mit Kaſten aus dem 19. Jahrhundert, alle Stücke aus ſeinem Familienbeſitz, dem Muſeum zum Geſchenk gemacht.

Ebenfalls aus altem Familienbeſitz ſtammt ein mit Perlſtickerei verziertes Notizbuch (Mitte des 19. Jahrhunderts), Geſchenk der Familie Struve, Mainz.

Herr Kommerzienrat Julius Ganz ſchenkte ein kleines Holzkäſtchen in Truhenform zum auseinanderklappen; der Lederbezug zeigt eingepunzte Figuren und Arabesken, die Bänder und der Tragkenkel ſind von Eiſen, im Innern ſind Reſte von gepreßtem Goldpapierüberzug vorhanden. — Außerdem übergab er geſchenkweiſe zwei indiſche Gewänder in der Form der ſogenannten Ruſſenkittel, eines für einen Erwachſenen, das zweite für ein Kind. Beide machen mit dem farbenprächtigen Muſter einen reichen Eindruck.

Die Abteilung von *Zunftgegenſtänden* erhielt Zuwachs durch einen Metzgerzunftgürtel, ſogenannte „Leibgurte“ mit Zierbeſchlägen (Altmainzer Beſitz).

Ferner ſind eingegangen: eine kleine Handlaterne für Ölflamme aus Meſſing mit Brennglas-Deckel, Höhe 8 cm, eine Brille aus der Biedermeierzeit, drei Siegelabdrücke (Geſchenk des Herrn Bürgermeiſters von Bechtolsheim): Siegel der Zünfte von Bechtolsheim, der Ganerbſchaft von Bechtolsheim und des Abtes von St. Jakob in Mainz: Ildephons. Die beiden erſtgenannten Stempel ſind im Beſitz der Gemeinde Bechtolsheim, Kreis Oppenheim, der letztere in Verwahr der dortigen Bürgermeiſterei.

Von *Möbeln* ſind zu nennen eine Kinderwiege aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und ein großer eichener Schrank mit Eiſenbändern und reichverziertem Schloß aus dem 17. Jahrhundert.

Allen Geſchenkgebern ſei auch hier der herzlichſte Dank des Altertumsmuſeums ausgeſprochen.

Neeb.

X.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz für das Rechnungsjahr vom 1. April 1915 bis 1. April 1916

I. Zur Geschichte der Anstalt

DAS zweite Kriegsjahr hat die Schwierigkeiten einer geordneten und zielbewußten Museumstätigkeit begreiflicherweise noch wesentlich vermehrt. Außer dem Direktorial-Assistenten Dr. F. Behn wurde auch der Sekretär F. W. Wagner im August zum Heeresdienst einberufen. Der freiwillige Hilfsarbeiter Dr. F. Volbach, der vorübergehend gleichfalls eingezogen, aber wegen Erkrankung bald wieder entlassen wurde, fand seit 1. Januar 1916 am Landesmuseum in Wiesbaden Verwendung bei Neuaufstellung einer Sammlungsabteilung, sodaß zuletzt der Direktor nur noch durch den wissenschaftlichen Assistenten Dr. G. Behrens unterstützt war. Infolge geringerer Verkäufe von Nachbildungen und des Ausbleibens der Beiträge einiger Vereine, Städte und Mitglieder sind auch die Einnahmen etwas zurückgegangen, doch haben vor allem Reich, Hessen und Stadt Mainz ihren vollen Zuschuß aufrecht erhalten und dadamit die museale und wissenschaftliche Arbeit wie den Werkstätten-Betrieb fast im ganzen bisherigen Umfange ermöglicht. Mit warmem Dank und berechtigtem Stolze verzeichnen wir diese Tatsache inmitten der schweren Kriegsanforderungen. Auch die Vermehrung an Originalen, namentlich durch Geschenke deutscher Museen, war recht günstig. Herr Oberstleutnant Mathes in Bitsch, der inzwischen leider seiner Verwundung erlegen ist, hat auch den Rest seiner Sammlung, namentlich Münzen und ethnographische Gegenstände, der Anstalt vermacht, die für eine zweckentsprechende und würdige Veröffentlichung Sorge tragen wird. Die Inanspruchnahme des Centralmuseums durch die deutschen Provinzial- und Lokalmuseen stand kaum hinter derjenigen der letzten Jahre zurück, da der Krieg allenthalben ein tieferes Interesse für die Vergangenheit und die Kultur unserer germanischen Vorfahren und für die Heimat überhaupt erweckt hat.

Für das städtische Museum in Mainz wurde ein Massenfund von zirka 800 Eisenwerkzeugen römischer, karolingischer und späterer Zeit gereinigt, welche vor Jahren bei der römischen Rheinbrücke zum Vorschein kamen und in ihrer Reichhaltigkeit und historischen Entwicklungsreihe geradezu einzigartig in Deutschland dastehen.

Auch der Besuch des Museums gestaltete sich ziemlich lebhaft, namentlich durch Offiziere und Soldaten und deren Angehörige, für die, wie auch für die Verwundeten, einige Führungen stattfanden.

Die Frühjahrssitzung des Gesamtvorstandes fiel mit Genehmigung der Reichs- und hessischen Regierung auch dieses Jahr aus, indem die notwendigen Geschäfte der Rechenschaftsablage und der Aufstellung des Voranschlags schriftlich erledigt wurden.

Von den Mitgliedern des Gesamtvorstandes ist Geheimer Regierungsrat Dr. G. Löschcke - Berlin gestorben, welcher unstreitig große Verdienste auch um die Organisation der deutschen Altertumsforschung namentlich in Zusammenarbeit mit der klassischen hatte.

II. Vermehrung der Sammlung durch Kopien und Originale

Die Gesamtzahl der jetzt im Museum vereinigten Nachbildungen antiker Fundgegenstände beträgt 27 256 Stück, die der Originale 8839, von ersteren kamen 563 Stück, von letzteren 513 im Verlaufe des Jahres hinzu. Zu den Nachbildungen sind auch die Modelle gerechnet, welche, wie die ersteren, größtenteils in den eigenen Werkstätten hergestellt wurden und viel Zeit in Anspruch nahmen. Da ein ganz gleichmäßiger und wissenschaftlicher Ausbau aller Sammlungsabteilungen aus räumlichen und anderen Gründen selten möglich ist, wurden im verflossenen Geschäftsjahr einige Abteilungen bevorzugt, die in den letzten Jahren etwas zu kurz gekommen waren.

A. Nachbildungen. In der paläolithischen Periode wurde eine empfindliche Lücke durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Geheimen Medizinalrats Dr. L. Pfeiffer in Weimar ausgefüllt, der uns eine größere Anzahl von Nachbildungen und Originalen von dem bekannten Fundort Ehringsdorf bei Weimar schenkte (s. unten). Erwähnt sei auch ein neuer Abguß des Neanderthal-Schädels vom Provinzialmuseum in Bonn. Von dem interessanten Grabfund der Magdalénien-Periode von Obercassel bei Bonn konnten bis jetzt nur Zeichnungen ausgestellt werden (Korrbl. f. Anthr., 1915 S. 66).

In der neolithischen Abteilung wurde diesmal besonders Norddeutschland berücksichtigt. Zwei Vorratsgefäße von Ellerbeck und Wilstermarsch und zwei flache Schalen von Ellerbeck (Museum Kiel) führen die früheste Keramik der Kjökkenmöddinger-Stufe vor Augen, die vielfach an die der Pfahlbauten und des Michelsberger Typus erinnert, wenn auch der Zusammenhang noch etwas zweifelhaft ist. Mehrere reichornamentierte „Backteller“ aus dem Packwerkbau Flintholm (Museum Kiel) gleichen einem Exemplar aus dem Denghoogh auf Sylt, begegnen aber ähnlich auch im Michelsberger Typus.

Eine mit schönem Flechtmuster verzierte Kugelamphora aus Breitenburg deutet auf die noch umstrittene Entstehungsweise dieser Gefäßform hin, augenscheinlich aus der Flechttechnik, während eine halbkugelige Schüssel auf vier Füßchen von Aasbüttel eher von Holzgefäßen abzuleiten ist (beide im Museum Kiel), wie solche aus Gräbern der Schnurkeramik noch erhalten sind (Museum Halle). Weiterbildungen dieser nordwestdeutschen Megalith- (Tiefstich-) Keramik aus dem Elbgebiet vom Molkenberger Stil (zehn Gefäße von Molkenberg selbst), ebenso wie einiger anderen verwandten Stilarten sind dem Provinzialmuseum zu Halle zu verdanken. Die Kultur der Kugelamphoren wird vergegenwärtigt durch einen umfänglichen Grabfund von Börtewitz (Museum Leipzig) und eine große Urne aus Barby (Museum Halle); die Vorstufe der Schnurkeramik

(Mansfelder oder Haller Typus) namentlich durch Gefäße von Dederſtedt, Polleben und Lochau, die Schnurkeramik durch mehrere Funde von Cämmeritz, Mötzlich, Nautſchütz, Obereſperſtedt uſw. (Muſeum Halle), welche zum Teil unter Hinkelſtein- und Rößener Einfluß ſtehen, und aus der Gegend von Bautzen (Bautzen ſelbſt, Burk, Oberuhna, Strehla uſw., Muſeum Bautzen), die wieder etwas anderen Charakter haben. Die Hinkelſtein-Kultur iſt durch eine bisher wenig beachtete Gruppe von Schöningsberg in Pommern vertreten (dabei auch Spondylus-Muſchel), die mit der Stichkeramik des „böhmiſchen" Hinkelſtein-Typus zuſammenhängt. Die Plaidter Gattung illuſtrieren zahlreiche Nachbildungen von Plaidt ſelbſt (Muſeum Bonn), aus der Umgebung von Halberſtadt (Muſeum Halberſtadt) und Halle (Muſeum Halle), die eine auch in Böhmen und Mähren begegnende Miſchung der „böhmiſchen" Stich- und der Spiralkeramik darſtellen und meines Erachtens älter als der Flomborner Stil ſind. Für die Steinbeile des Plaidter Typus, der auch durch neue Wohnſtättenfunde der Wormſer Gattung von Wachenheim in Rheinheſſen und der Wetterauer Art durch ſehr ſchön verzierte Gefäße von Bad Nauheim ergänzt wurde, iſt charakteriſtiſch die häufige Schräge der unteren Schneidfläche. Mittel- und ſüddeutſche Abarten des Rößener, Nierſteiner Stils uſw. kamen von Mühlheim (Muſeum Koblenz), Steeden a. d. Lahn, dem Rochusberg bei Bingen (Muſeum Wiesbaden) und Bretzenheim a. d. Nahe (Muſeum Kreuznach) zur Abformung, ferner ein intereſſanter, ſchon älterer Hinkelſtein-Grabfund von Wiesbaden (Muſeum Wiesbaden) und zahlreiche Gefäße des Michelsberger Typus von Urmitz und Mayen (Muſeum Bonn, Koblenz und Mayen), welche aber unter Megalith-Rößener Einfluß gegenüber dem eigentlichen Michelsberger Typus manche Abweichungen verraten. Auch aus Bayern liegen bedeutſame neolithiſche Neufunde vor; Gefäße von Oberpöring und Wallersdorf zeigen intereſſante Weiterbildung des Rößener-Typus, andere ſtärkeren „böhmiſchen" Hinkelſtein-Einfluß uſw. (Muſeum Freiſing und Generalkonſervatorium München); zum neuen Altheimer Typus vgl. unten Originale.

Aus der Glockenbecherſtufe und der Schnurzonen-Keramik bezw. unter deren Einfluß ſind Gefäße von Güby und Meſcheide (Muſeum Kiel und Halle) und von Groß-Gerau (Muſeum Darmſtadt) zu nennen. Aus dem Mansfelder Seekreis ſtammt ein Glockenbecher mit Henkel (Muſeum Halle), in dieſem Gebiete eine ſeltenere Erſcheinung, häufiger in Bayern, Böhmen und Mähren.

Auch für die Bronze- und Hallſtatt-Zeit trat diesmal Norddeutſchland mehr in den Vordergrund. Beſonders hervorzuheben ſind Funde der Aunjetitzer Kultur von Wegeleben, Nienhagen, Klein-Quenſtedt uſw. (Muſeum Halberſtadt), ein wenig bekannter Depotfund von Ihlsmoore, der eine größere Anzahl unter ſich etwas verſchiedener Abſatzbeile, aber auch ein Randbeil und eine durchlochte Hammeraxt enthält (Arch. Inſtitut Göttingen), ferner der bekannte Goldfund vom Meſſingwerk Eberswalde (Völkermuſeum Berlin, galvanoplaſtiſche Nachbildungen der württembergiſchen Metallwarenfabrik Geislingen) und einige ſelteneren Formen der älteren Lauſitzer Kultur (Muſeum Bautzen).

Aus Süddeutſchland: Funde der Adlerberg- und Straubinger-Stufe (= Aunjetitzer-Stufe) von Wiesoppenheim (zylindriſches Deckelgefäß aus einem Hockergrab wie von Mundenheim mit roten Farbſpuren, Muſeum Worms) und von Kelheim (Muſeum Kelheim), der Kerbſchnittkeramik von Trebur (Skelettgrab mit Beigaben, Städtiſches Muſeum Mainz), einige hervorragende Stücke aus Urnenfeldern uſw.

Aus der Hallſtatt-Periode Norddeutſchlands ſind vor allem zu erwähnen drei prächtige große Urnen von Jevenſtedt und Güennes (Muſeum Kiel), die ſchwarz und rot aufgemalte Zonenbänder mit Dreiecken oder Kreiſen zeigen und drei nicht bemalte Deckelurnen von Sandfeldkrug bei Eutin (ebenfalls im Kieler Muſeum), die an die Mützen- und Deckelurnen Oſt- und Weſtpreußens erinnern. Die bemalten Gefäße ſind ſchwerlich lokalen oder nordiſchen Urſprungs (vgl. die bemalte Hausurne von Schonen!), ſondern gehen zum mindeſten in der Anregung auf Vorbilder der ſüdlichen Hallſtatt-Kultur zurück, welche längs des Rheins und der Lippe ſehr weit gegen Nordoſten vordrang. Von der Billendorfer Kultur des Oſtens wurden ſehr charakteriſtiſche Grabfunde, Nachbildungen und Originale, durch das Muſeum in Bautzen gewonnen. Von Hallſtatt-Funden des Südens mögen ſolche von Mayen (Muſeum Mayen), ſeltenere Gefäßformen von Eberſtadt (Muſeum Gießen) und eine galvanoplaſtiſche Nachbildung der bekannten Situla von Kuffarn (Muſeum Wien) genannt ſein.

Die Abteilung der La Tène- und römiſchen Altertümer hatte im vergangenen Geſchäftsjahre eine ſehr ſtarke Vermehrung erfahren; ſie mußte deshalb dieſes Jahr etwas zurückſtehen. Eine Früh-La Tène-Flaſche von Ramſtein (Muſeum Speyer), eine ſehr ſchöne Vogelkopffibel vom Trieb bei Gießen (Muſeum Gießen), zwei verzierte Tongefäße aus den Schützengräben bei Reims (Muſeum Karlsruhe), ein Spät-La Tène-Grabfund von Oſthofen (Muſeum Worms), reich bemalte galliſche Spät-La Tène-Gefäße von der Gasfabrik bei Baſel (Muſeum Baſel), techniſch intereſſante Funde aus Schlackenhalden bei Kelheim (Muſeum Kelheim), andererſeits römiſche Skulpturen von der Kapersburg (Muſeum Saalburg und Friedberg), ſeltenere keramiſche und Fibelformen von Weiſenau, Bingen, Bingerbrück, Kreuznach (Reibſchale mit Stempel Clemes fecit Borm(itomagi = Worms), Friedberg u. a. bildeten immerhin einen erfreulichen Zuwachs.

Die germaniſche Kultur römiſcher Zeit wurde zur Darſtellung gebracht durch Gräberfunde der Suebi Nicretes von Groß-Gerau (Muſeum Darmſtadt), der Mattiaci vom Zugmantelkaſtell (Geſchenk des Saalburgmuſeums), vor allem aber durch ſehr zahlreiche und wichtige Grabfunde von Litten (Muſeum Bautzen), welche dem 3.—4. Jahrhundert n. Chr. angehören und nach R. Needon (Jahresh. der Geſ. f. Anthr. u. Urgeſch. d. Oberlauſitz III. H. 1) von einem burgundiſchen oder langobardiſchen Stamm herrühren. Gefäße wie Fibeln zeigen manche Beziehungen mit den bekannten Funden von Sackrau bei Breslau.

Weitaus die umfänglichſte und bedeutſamſte Bereicherung erhielt aber die Sammlung merowingiſcher und karolingiſcher Zeit im Zuſammenhang mit dem von Dr. F. Volbach verfaßten Katalog der Elfenbeinarbeiten. Es ſind jetzt vorhanden über ein Dutzend Konſular- und Beamten-Diptychen, welche ſowohl die

römische wie die byzantinische Stilentwicklung des 5. und 6. Jahrhunderts in geschlossener Reihe darstellen und etwa ebensoviele profane und kirchliche Diptychen derselben und späteren Zeit, ebensoviele Pyxiden spätrömischer, byzantinischer, syrischer usw. Arbeit, eine größere Anzahl von Buchdeckeln, Spiegelkapseln, Reliquienkästchen, Bechern, Kämmen, Hifthörnern, Brettsteinen usw. von der spätrömischen bis zur romanischen Periode, welche einerseits das Weiterleben der Antike, andererseits das Aufkommen neuer Richtungen und das Verhältnis zu anderen Denkmälergattungen, namentlich der Buchmalerei (Ada- und Liuthard-Gruppe usw.), vor Augen führen sollen, vielfach in Hinsicht auf das grundlegende Buch von A. Goldschmidt, Elfenbeinskulpturen aus der Zeit karolingischer und sächsischer Kaiser, 1914.

Auch die Abteilung koptischer Altertümer hatte durch Nachbildungen und Originale einigen Zugang, namentlich durch Funde aus der Stadt des Heiligen Menas bei Alexandria (Städelsches Museum Frankfurt am Main).

Aus Deutschland sind vor allem prächtig tauschierte alemannische Grabfunde (namentlich Pferdegeschirr, Sporen, Goldkreuz usw. von Hintschingen, Museum Karlsruhe), mehrere Gefäße aus slavischen Brandgräbern (?) vom Trieb bei Gießen (Museum Gießen), drei slavische Tongefäße aus der Umgebung von Halle (Museum Halle) und zwei Runensteine von Oddum und Gottorp (Museum Kiel) hervorzuheben.

Von den kulturgeschichtlichen Gruppen erhielt die des Hausbaus Vermehrung durch sechs Modelle von neolithischen Grubenwohnungen der verschiedenen Stufen, zum Teil nach Vorbildern des Wormser Museums (Monsheim, Ost- und Westhofen, Wachenheim), ebenso erfuhr die der Votive, Musikinstrumente und Gallierdarstellungen einige Ergänzung.

Modelle wurden hergestellt von neolithischen Waffen und Geräten: fünf Beilschäftungen, Stoß- und Wurflanze, Bogen, Dolch, Pflug, von siedelungsgeschichtlich interessanten Objekten die karolingische curtis Altschieder und die Wittekindsburg bei Rulle, die sächsische Herrenburg „Pipinsburg“ bei Geestemünde und der slavische Ringwall bei Fergitz im Oberuckersee.

Aquarelle wurden erworben: ein Hünengrab in Frankreich von Müller-Tenckhoff-Mainz, das Ausgrabungsfeld von Priene, hergestellt von dem Sekretär F. W. Wagner, ein Blatt der Adahandschrift und ein romanisches Weihwasserbecken vom Kloster Hirsau, letztere beide gemalt und geschenkt von Herrn Ingenieur L. Kraemer-Mainz.

B. Originale. Wiederum sind wir einer großen Anzahl deutscher Museen für Überlassung von Originalen zu Dank verpflichtet, die sie dem Centralmuseum aus ihren Dubletten-Beständen teils als Geschenke, teils als Gegengabe abgetreten haben. Außerdem bricht sich allmählich immer mehr die Anschauung durch, daß Lokalmuseen sich am besten auf Sammlung von Funden ihrer Gegend beschränken und namentlich außerdeutsche Funde an das Centralmuseum abgeben, welches ihnen Nachbildungen fehlender Lokaltypen liefert, wodurch beiden genützt ist. Über mehrere solcher Fälle schweben Unterhandlungen.

a) aus Deutschland:

Paläolithisches und Neolithisches:

1. Von Ehringsdorf bei Weimar, das ähnliches, aber reicheres Material als Taubach geliefert hat, mehrere Proben der verschiedenen Schichten mit Kohle, Asche, Knochen, Feuersteinsplittern usw. Zähne und Knochen vom Pferd und Rhinozeros, Schneckenhäuschen, Spitzen, Schaber, Splitter von Feuerstein und Porphyrit. Geschenk des Geheimen Medizinalrats Dr. L. Pfeiffer-Weimar.

2. Zwei Silex-Nuclei aus der oberen Klausennische bei Neuessing (Solutré-Stufe?) vom Museum in Kelheim a. d. Donau im Austausch (vgl. Btr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns 19 (1915) S. 126 f., F. Birkner).

3. Drei Messer und ein Schaber aus Flint von Burg Poel (Mecklenburg), geschenkt von Oberlehrer K. Hensan-Rostock. Scheinbar noch paläolithisch, aber doch wohl schon frühneolithisch.

4. Feuerstein-Nucleus mit teilweise künstlicher (?) Durchlochung, gefunden bei Cuxhaven, geschenkt von Gymnasiast Laury-Mainz.

5. Verschiedene neolithische Steingeräte von der Insel Rügen, West- und Ostpreußen. Stiftung Mathes.

6. Scherben, namentlich von Backtellern aus der neolithischen Festung bei Mayen, durch das Museum in Mayen (Konservator P. Hörter).

7. Scherben von der Siedelung des Michelsberger Typus bei Groß-Umstadt, vom Landesmuseum in Darmstadt (Geheimrat Dr. F. Back).

8. Charakteristische Kollektion von Scherben aus der Festung bei Altheim, vom Museum in Landshut (durch Vermittelung von Dr. P. Reinecke; vgl. dessen Mitteilung Röm.-germ. Korrbl. VIII (1915) S. 9 f.).

Bronze-, Hallstatt-, La Tène-Zeit:

9. Scherben aus bronzezeitlichen Wohnstellen beim Kloster Weltenburg, durch das Museum in Kelheim im Austausch.

10. Scherben der Früh-Hallstatt-Zeit von Insheim, geschenkt vom Museum zu Speyer (Dr. F. Sprater).

11. Sechs Gefäße der Hallstatt- und späteren Zeit aus Jütland, Gegengabe des Museums Kiel (Professor Dr. Knorr).

12. Große Urne der Hallstatt-Zeit von Walsleben, vom Museum in Stendal (Professor Dr. Kupka).

13. Henkelkrug aus der Mark Brandenburg, geschenkt von Sanitätsrat Dr. C. Köhl-Worms.

14. Zwei Tongefäße des Lausitzer Typus aus Schlesien, geschenkt von Weinhändler H. Kallmann-Mainz.

15. Geschlossener Grabfund von fünfzehn zum Teil verzierten Gefäßen des Billendorfer Typus aus Niederkaina, sieben weitere Gefäße verschiedenen Fundorts. Gegengabe des Museums in Bautzen (durch Studienrat Naumann und Oberlehrer Wilhelm).

16. Spät-La Tène-Scherben vom Mitterfeld und Eisenschlacken vom Essinger Forst bei Kelheim. Gegengabe des Museums Kelheim (Oberlehrer Rieger).

Römische und nachrömische Periode:

17. Kollektion römischer, byzantinischer und mittelalterlicher Münzen, Stiftung Mathes.

18. Spätrömische Scherben aus einem Burgus bei Postsaal (Mündung des Feckinger Baches), durch das Museum Kelheim.

19. Römischer Henkelkrug aus einer Töpferei bei Mayen, Gegengabe des Museums Mayen.

20. Proben aus der neuentdeckten Sigillata-Töpferei bei Sinzig durch das Museum in Remagen (Apotheker Funck in Remagen), Bruchstücke von Formschüsseln, fertige gestempelte Ware usw.

21. Germanische Mäanderurne vom „linken Oderufer", Gegengabe des Museums Wiesbaden (Professor Dr. Ritterling).

22. Zwei germanische verzierte Aschenurnen von Westerwanna (Provinz Hannover), geschenkt von Dr. W. Wilbrand-Darmstadt.

23. Eine Aschenurne von Buchholz (an der Bahn Hamburg-Bremen), geschenkt von Dr. W. Wilbrand-Darmstadt.

24. Slavische Grabfunde vom Lorenzberg (Kreis Kulm), Stiftung Mathes.

b) aus Österreich-Ungarn:

1. Zwei neolithische bemalte „Pilsgefäße" aus dem Komitat Tolna.

2. Mehrere geschlossene Grabfunde der frühen Bronzezeit von „Dunapentele".

3. Bronzeschwert, schön verziert, wohl aus Ungarn.

c) aus der Schweiz:

Kollektion neolithischer und bronzezeitlicher Altertümer aus den Pfahlbaustationen Wollishofen und dem großen Hafner bei Zürich. Aus einer süddeutschen Privatsammlung.

d) aus Italien:

1. Verzierte Scherben aus der bekannten Siedelung bei Matera, Provinz Potenza, geschenkt von Professor Dr. E. Anthes-Darmstadt.

2. Eine Anzahl spätetruskischer Bronzevotivstatuetten, Fibeln und unteritalische Waffen.

3. Skyphos der Gnathia-Gattung.

4. Römisches Bronzefigürchen: Eros mit Fackel (?).

e) aus Frankreich:

1. Tauschierte fränkische Schnalle, geschenkt von Leutnant Dr. W. Bremer, zurzeit im Feld.

2. Zwei mittelalterliche Tongefäße, geschenkt von Sanitätsrat Dr. C. Köhl-Worms.

f) aus Griechenland und Kleinasien:

1. Eine größere Anzahl Steinbeile vom Gygessee bei Sardes, vom Museum in Karlsruhe (Exc. Geheimrat Dr. E. Wagner).

2. Verschiedene Anticaglien der Stiftung Mathes.

3. Eine Anzahl kleine Glas- und Smaltvotive usw. aus Gräbern Syriens.

4. Ein syrisches Glas mit christlichen Emblemen.

5. Ein Krug der Rakka-Gattung.

g) aus Ägypten:

1. Koptische Figürchen, Lichthäuschen, Lampen, Pilgerflaschen usw. aus den Ausgrabungen des Monsignore Karl Maria Kaufmann in der Stadt des heiligen Menas südwestlich von Alexandria (Bumna), vom Städelschen Museum in Frankfurt am Main (Prof. Dr. Swarzenski), teilweise Leihgabe.

2. Einige kleine Smaltfigürchen usw., aus dem Kunsthandel.

III. Arbeiten der Werkstätten für fremde Museen

Wiederherstellungsarbeiten von Altertümern erfolgten für 35 Museen und Private, besonders zeitraubende für die Museen von Basel, Bautzen, Bingen, Darmstadt, Friedberg, Gießen, Kiel, Bad Nauheim, das städtische Museum in Mainz, Wiesbaden, Worms. Modelle und Abgüsse wurden für 21 Museen, Lehranstalten und Private hergestellt, umfänglichere für die Museen Donaueschingen, Kelheim, Landshut. Von der Figur des großen römischen Legionärs und des großen Franken wurden je zwei kolorierte Exemplare für die Museen Speyer und Wiesbaden geliefert.

Von den Figuren des kleinen Römers, Franken und Sueben ist eine größere Anzahl auf Vorrat zum Verkauf fertiggestellt, ebenso von den Waffenmodellen.

IV. Die Bibliothek, Photographien- und Lichtbildersammlung

haben durch Kauf und Schenkung zwar manchen nützlichen Zuwachs erhalten, doch blieb die Vermehrung gegenüber sonstigen Jahren aus begreiflichen Gründen etwas zurück. Zu besonderem Danke sind wir Professor Dr. A. Goldschmidt-Berlin verpflichtet, der uns eine Reihe von Tafeln aus seinem oben genannten Werke für Ausstellungszwecke überlassen hat. Eine Anzahl Druckstöcke, Photographien und Schriften wurde für die Liller Kriegszeitung und Vorträge an der Westfront zur Verfügung gestellt.

V. Der Besuch und die Benutzung des Museums

waren in Anbetracht der Kriegszeit recht zufriedenstellend, namentlich von seiten des Militärs. Von auswärtigen Forschern haben sich über 130 bei der Direktion mit der Bitte um Führung oder Unterstützung in ihren Studien gemeldet. Auch die allgemeinen Führungen und Vorträge haben wie sonst stattgefunden: für Gruppen von Offizieren und Soldaten, das Wiesbadener Offiziersgenesungsheim, hiesige und auswärtige Mittelschulklassen, die Baugewerkschule in Bingen, Studierende der Universität Heidelberg, den Mainzer Volksbildungsverein, den hessischen Landeslehrerverband u. a. m.

VI. Literarische Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitschrift, dem gemeinsamen Unternehmen des Centralmuseums und des Mainzer Altertumsvereins, ist Heft X (1915) erschienen, trotz des Krieges infolge privater Zuschüsse in stattlichem Umfang und in reicher Ausstattung. Von den wissenschaftlichen Einzelkatalogen des Centralmuseums ist Nr. 6 (süddeutsche Bronzezeit von G. Behrens) im Druck fast vollendet und wird in nächster Zeit ausgegeben werden. Katalog Nr. 7 (Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters von F. Volbach) liegt im Manuskript fertig vor.

VII. Reisen

Abgesehen von kleineren, für die Vermehrung der Sammlungen und den Werkstättenbetrieb unumgänglich nötigen Dienstreisen wurden wegen des Krieges keine weiteren Reisen für Studienzwecke unternommen.

VIII. Zusammenstellung der für das Jahr 1915 bis 1916 dem Museum von Fürstlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleisteten Zuschüsse

Bewilligung des Deutschen Kaisers	Mk.	600.—
„ „ Königs von Sachsen	„	450.—
Zuschuß des Reiches	„	40 000.—
„ „ Königreichs Württemberg	„	200.—
„ „ Großherzogtums Hessen	„	12 000.—
„ „ „ Baden	„	200.—
„ der Stadt Mainz	„	4 000.—
„ „ „ Berlin	„	500.—
„ „ „ Frankfurt am Main	„	300.—
„ „ „ Darmstadt	„	200.—
„ „ „ Aachen	„	30.—
„ „ „ Braunschweig	„	50.—
„ „ „ Karlsruhe	„	50.—
„ „ „ Koblenz	„	30.—
„ „ „ Dortmund	„	50.—
„ „ „ Fürth	„	25.—
„ „ „ Halle	„	100.—
„ „ „ Hamborn	„	10.—
„ „ „ Heidelberg	„	50.—
„ „ „ Offenbach	„	40.—
„ „ „ Pforzheim	„	50.—
„ „ „ Wiesbaden	„	100.—
	Mk.	59 035.—

Beiträge von Vereinen:

Bautzen, Verein für Anthropologie	Mk.	20.—
Bromberg, Hist. Gesellsch. f. d. Netzedistrikt	„	10.—
Cassel, Ver. f. Hess. Gesch. u. Landeskunde	„	20.—
Koblenz, Koblenzer Museumsverein	„	10.—
Übertrag:	Mk.	60.—
Übertrag:	Mk.	60.—
Dillingen, Historischer Verein	„	10.—
Duisburg, Museumsverein	„	10.—
Elbing, Elbinger Altertumsverein	„	8.—
Friedberg, Geschichts- u. Altertumsverein	„	10.—
Gießen, Oberhess. Geschichtsverein	„	20.—
Hall, Histor. Verein f. d. württemb. Franken	„	10.—
Heilbronn, Historischer Verein	„	10.—
Homburg v. d. Höhe, Verein für Gesch. und Altertumskunde	„	20.—
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50.—
Kreuznach, Antiqu.-historisch. Verein für Nahe und Hunsrück	„	10.—
Landshut, Hist. Verein f. Niederbayern	„	10.—
Mannheim, Altertumsverein	„	50.—
München, Hist. Verein f. Oberbayern	„	20.—
Regensburg, Hist. Verein für Oberpfalz und Regensburg	„	20.—
Saarbrücken, Hist. Verein f. d. Saargegend	„	30.—
Stade, Verein f. Geschichte und Altertümer	„	10.—
Stendal, Altmärkischer Museumsverein	„	10.—
Thorn, Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst	„	10.—
Tübingen, Schwäbischer Albverein	„	10.—
Worms, Altertumsverein	„	30.—
	Mk.	418.—
Jährl. Beitrag von Mitgliedern	Mk.	1 040.40
Gesamtbetrag des jährl. Zuschusses	„	60 493.40

Die Leistung der Stadt Mainz besteht außer dem oben erwähnten Beitrag von Mk. 4000 in der kostenlosen Überlassung der Museumsräume (jährlicher Mietwert veranschlagt zu Mk. 50 000) und in der Übernahme der Kosten für Heizung, Beleuchtung, Versicherung und Aufsicht. K. Schumacher.

✕ ✕ ✕

Der Jahresbericht über die Vermehrung der städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung vom 1. April 1915 bis 1. April 1916 erscheint gemeinschaftlich mit dem für die Zeit vom 1. April 1916 bis 1. April 1917 im nächsten Jahrgange dieser Zeitschrift.

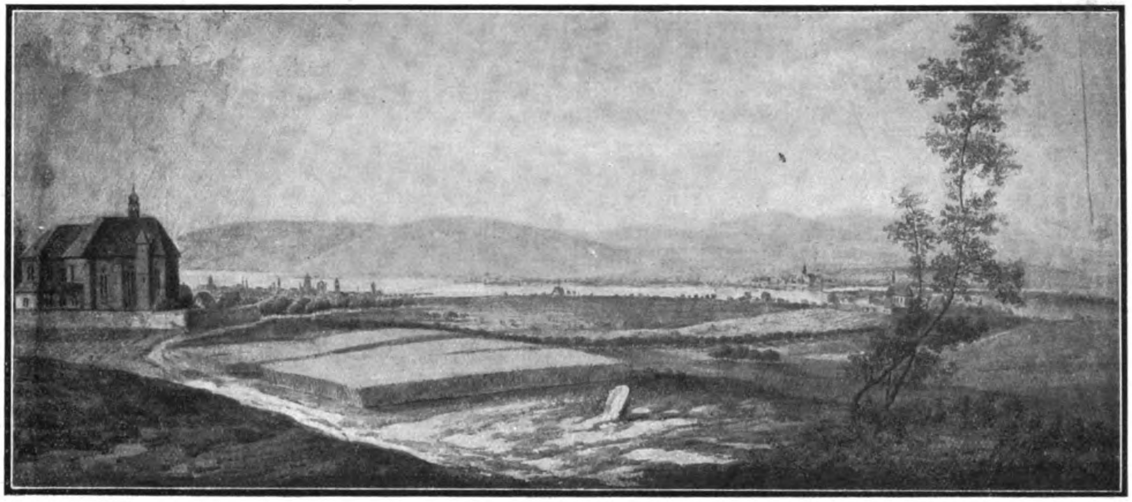


Abb. 1. Anſicht der Heiligkreuzkirche gegen Norden geſehen. Nach einem Aquarell im Beſitze Profeſſor L. Lindenſchmits

XI.

Ein Votivbild in der Kirche des ehemal. Heiligkreuzstifts bei Mainz

nach Aufzeichnungen und Mitteilungen L. Lindenschmits d. J.[1]

ZWEI Kilometer ſüdlich von Mainz auf der linken Seite (öſtlich) der heutigen Hechtsheimer Landſtraße lag einſt das Kollegiatſtift zu St. Maria im Felde oder Heiligkreuz. Heute liegt auf dem Kloſtergebiete eine Ziegelei; dort ſtieß man auch vor einigen Jahren bei Erdabtragungen auf die Fundamente der Kirche. Das Stift ſoll im Jahre 1011 von Erzbiſchof Erkenbold gegründet, die ſpätere gotiſche Kirche ſoll von Erzbiſchof Peter Aſpelt im Jahre 1320 erbaut worden ſein. Kirche und Kloſtergebäude wurden während der Belagerung im Jahre 1793 bei einem Ausfalle der Franzoſen verbrannt. Heute iſt jede Spur des Stiftes vom Erdboden verſchwunden. Näheres über das Stift ſ. bei Falk, Hl. Mainz S. 3ff. und bei Wagner-Schneider, Geiſtl. Stifte II S. 362ff.; ferner ſei hingewieſen auf die während der Drucklegung in der Feierſtunde, Beilage zum Mainzer Journal, 1917 Nr. 97ff. erſcheinende Aufſatzfolge von Schrohe, Die Bittgänge nach Heiligkreuz während des 17. und 18. Jahrhunderts.[2]

Abgeſehen von dem bekannten, viel verehrten Gnadenkreuze, dem das Stift ſeinen Namen verdanken ſoll, befand ſich in der Kirche des Stiftes noch ein großes Votivbild, das im 18. Jahrhundert wohl gerade im Zuſammhenhang mit der Verehrung des Gnadenkreuzes eine gewiſſe Berühmtheit erlangt haben muß.

Die erſte und bis jetzt einzige quellenmäßige Erwähnung dieſes Bildes findet ſich in einer Diſſertation der Mainzer Univerſität vom Jahre 1779, ſie führt den Titel „de probatione per picturas". Ihr Verfaſſer iſt der damalige Dekan der juriſtiſchen Fakultät und bekannte Mainzer Gelehrte, Hofrat Profeſſor Dr. Franz Anton Dürr. In dieſer Schrift wird unter Heranziehung zahlreicher Beiſpiele die Frage behandelt, inwieweit bildliche Darſtellungen aus älteren Zeiten — in dieſem Sinne will der Verfaſſer „per picturas" verſtanden wiſſen — als Beweismittel für die Wahrheit oder Echtheit kirchlicher Lehren oder beſtimmter Ereigniſſe aus der Kirchengeſchichte dienen könnten. Gelegentlich kommt Dürr auch auf Darſtellungen in Mainzer Kirchen zu reden. Auf dieſe Weiſe erhalten wir auch Kunde von einigen jetzt verſchwundenen Mainzer Kunſtdenkmälern. Im Zuſammenhange mit der Frage, ob und welche Beweiskraft wiederhergeſtellten älteren Bildern zukomme, erwähnt er auch als Beiſpiel zwei Mainzer Gemälde[3]; Seite 38 ſagt er hierüber: *„Et quidem duo nobis hic Moguntiae picturarum restitutarum se offerunt exempla: primum extat in Ecclesia s. Crucis in Campis, ubi magna quaedam pictura ex latere sinsitro prope chorum legionem caesaream, quae tempore belli tricennalis in vicinia fuerat lustrata, suamque exhibuerat*

[1]) Schon vor einer Reihe von Jahren beabſichtigte Herr Profeſſor L. Lindenſchmit die hier wiedergegebenen Bilder aus ſeinem Privatbeſitze in der Mainzer Zeitſchrift zu veröffentlichen. Infolge ſeiner Erkrankung kam die Sache leider in Vergeſſenheit. Auf die Anregung der Schriftleitung hin hat Profeſſor Lindenſchmit in Gemeinſchaft mit ihr ſein Material zu dem hier folgenden Beitrage verarbeitet.
Die Schriftleitung.

[2]) Die bildlichen Darſtellungen des Heiligkreuzſtiftes, aufgenommen teils vor, teils nach der Zerſtörung, ſind verzeichnet bei Schneider, Darſtellungen der Stadt Mainz, Ausſtellung 1879. Unſere Abbildung 1 iſt hergeſtellt nach einem Aquarell im Beſitze Profeſſor Lindenſchmits. Dieſe Anſicht ſtimmt mit dem Aquarelle von Georg Schneider (Gemäldegalerie der Stadt Mainz Nr. 288a) überein, iſt aber in ihren Maßen größer als das Bild der Gemäldegalerie. Ein lohnender Verſuch wäre es, auf Grund der vorhandenen Zeichnungen den Grundriß der Kirche feſtzuſtellen.

[3]) In der neueren Literatur hat zum erſtenmal auf dieſe Stelle hingewieſen Falk in dem Schriftchen, Das Gnadenkreuz in der St. Chriſtophskirche zu Mainz. Mainz 1868. S. 17.

S. Cruci devotionem, repraesentat. Pictura haec secundum Prototypon instaurata fuit cura Emi. Archiepisc. & Electoris Caroli Philippi, ibique legitur inscriptio: Anno 1630 hat das auf Schweyckartsburg unterhaltene Freyfähnlein[1]*) zu Ehren Gottes und seiner Heil. Mutter gegenwärtige Tafel auf ihre Kosten verfertigen, un hieher setzen lassen. Carl Philipp damals regierender Kurfürst zu Mainz hat dieses von dem alten copieren lassen.*" d. h. Und zwar bieten ſich in Mainz zwei Beiſpiele ſolcher (wiederhergeſtellter und doch noch beweiskräftiger) Gemälde religiöſen Inhaltes. Das erſte befindet ſich in der Heiligkreuzkirche im Felde, wo ein großes Gemälde auf der linken Seite nahe beim Chor ein kaiſerliches Regiment zeigt, das zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in der Nachbarſchaft geſtreift und dem heiligen Kreuze ſeine Ehrfurcht erwieſen hatte. Dieſes Bild wurde nach dem Originale wieder hergeſtellt auf Veranlaſſung des Hochw. Erzbiſchofs und Kurfürſten Carl Philipp (von Eltz), dabei iſt zu leſen die Inſchrift: Anno 1630 hat das uſw. Das zweite Bild befand ſich an der Stadtmauer zwiſchen Bockstor und Holztor. Für uns kommt es hier nicht in Betracht. Ausführlicher handelt darüber Falk, Hl. Mainz S. 3 ff.

Offenbar betrachtete Dürr dieſe beiden von ihm angeführten Bilder als Beweismittel dafür, daß die Verehrung des heiligen Kreuzes im Heiligkreuzſtift ſchon ſehr alt ſein müſſe. Wir werden auf dieſe Frage noch einmal zurückkommen.

Von dieſem Bilde nun hat Profeſſor Lindenſchmits Großvater, Johann Lindenſchmit, in ſeinen jungen Jahren noch vor der Zerſtörung des Stiftes eine Zeichnung angefertigt. Sie iſt als getuſchte Federzeichnung ausgeführt und hat die Bildgröße von 17,5 : 12,5 cm. Das Blatt trägt die Beiſchrift: *„16 Fuß langes Bild verbrant zu H. Kreutz 1793"* (Abb. 2).

Auf unſerem Bilde kniet in einer hügeligen Landſchaft, bei der man etwa an die Umgebung von Heiligkreuz denken könnte, das Freifähnlein mit ſeinen Führern vor einem ſogenannten Heiligenhäuschen, das von Gebüſch umrahmt wird. In ſeinem Innern birgt es eine Pietà. Darüber ſchwebt als Wundererſcheinung auf Wolken die Muttergottes, hier dargeſtellt als Himmelskönigin in der Glorie. Auf dem linken Arme trägt ſie das Jeſuskind, in der rechten Hand hält ſie mit deutender Gebärde, ſo könnte man die Bewegung auffaſſen, das Zepter. Tracht und Ausrüſtung der Landsknechte weiſen auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Das Bild muß eine ſtattliche Größe gehabt haben. Ob Lindenſchmit bei ſeiner Angabe des Längenmaßes den Rahmen mit einſchließt, wiſſen wir nicht, immerhin muß die Bildfläche mindeſtens über 4 Meter lang und etwa 3 Meter hoch geweſen ſein.

In der Familie Profeſſor Lindenſchmits hat ſich nun folgende Überlieferung erhalten: Eine Truppe ſpaniſcher Soldaten (Spaniolen) hatte ſich auf einem Streifzuge verirrt. Vor einem Gnadenbilde beteten ſie zur heiligen Jungfrau, ihnen den rechten Weg zu zeigen. Da erſchien die Jungfrau Maria über dem Gnadenbild und wies ſie mit ihrem Zepter auf den rechten Weg.

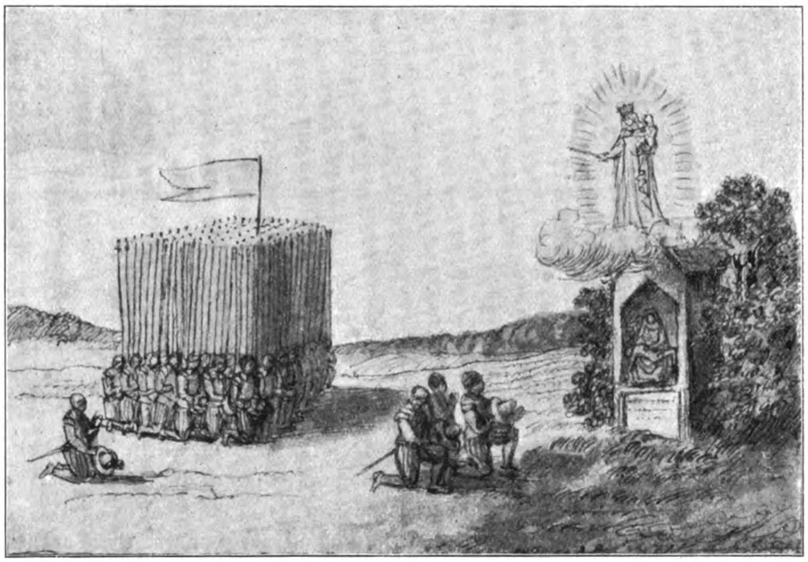


Abb. 2. Das Votivbild in der Heiligkreuzkirche. Nach einer Zeichnung Joh. Lindenſchmits

Bringen wir nun dieſe Überlieferung mit den Angaben Dürrs in Verbindung, ſo ergibt ſich als geſchichtlicher Kern etwa das Folgende: Ein Freifähnlein (ſpaniſcher) Soldaten, das im Jahre 1630 auf der Schweikardsburg lag, hatte ſich auf einem Streifzuge verirrt (oder war verſprengt worden). In ſeiner Not betete es vor einem Gnadenbilde, an dem es vorüberkam, und legte dabei ein Gelübde ab, das es im Jahre 1630 in der Heiligkreuzkirche mit dieſem Bilde löſte; oder es widmete unſer Bild zum Danke für die wunderbare Rettung aus irgendeiner Gefahr. Das Gemälde war im Laufe der Zeit ſchadhaft geworden; Kurfürſt Philipp Karl von Eltz ließ danach eine Kopie anfertigen, die, wie mit Sicherheit anzunehmen iſt, an der Stelle des alten Bildes aufgehängt wurde. Was jedoch den Kurfürſten Philipp Karl von Eltz veranlaßte, das Bild kopieren zu laſſen, wiſſen wir bis jetzt nicht; möglicherweiſe war einer ſeiner Vorfahren der Führer des Freifähnleins. Aus der Beiſchrift, die von einem Tafelbilde ſpricht und aus den Maßangaben Lindenſchmits, daß es 16 Fuß lang war und 1793 verbrannte, darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß es ein Gemälde auf Leinwand war. Über ſeinen künſtleriſchen

[1]) Freifähnlein hießen Fähnlein, die nicht im Regimentsverbande ſtanden, vor Einführung des Bataillonsverbands, als ſich die Regimenter aus Fähnlein zuſammenſetzten. Handbuch für Heer und Flotte, hg. von Alten, Bd. III S. 852 (freundliche Mitteilung von Profeſſor Dr. Heidenheimer).

Wert läßt sich nach der flüchtigen Skizze Lindenschmits kein Urteil fällen.

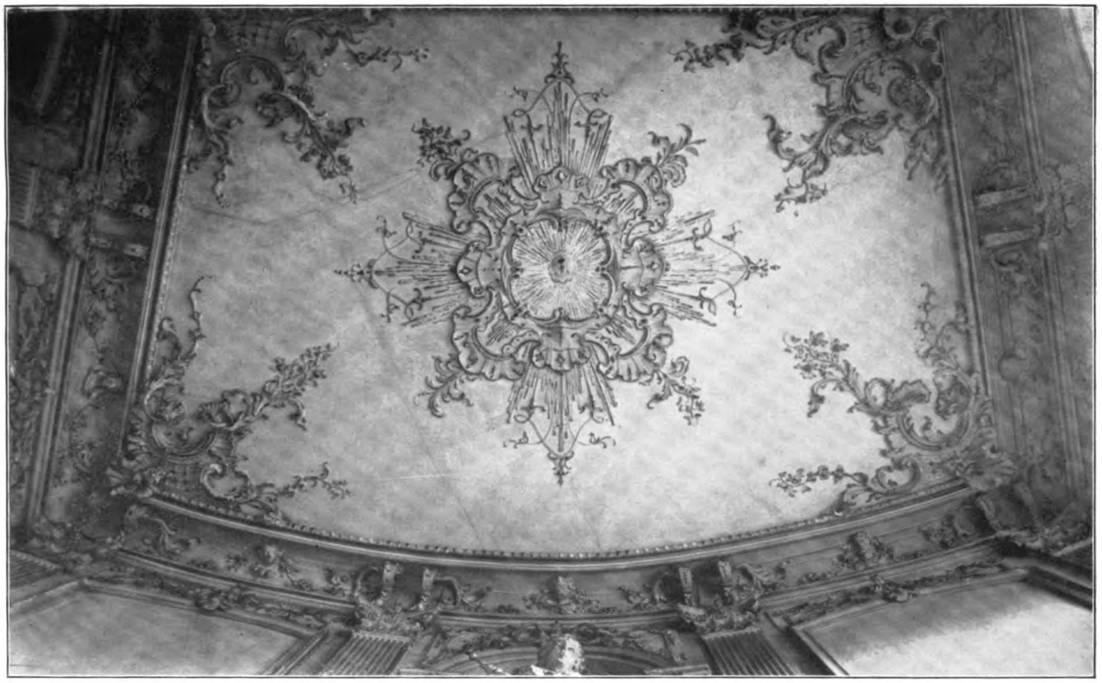
In der Darstellung auf unserem Bilde sieht Dürr einen Beweis für die besondere Verehrung des heiligen Kreuzes in dem danach späterhin benannten Heiligkreuzstifte. Nun aber kniet hier das Fähnlein gar nicht vor einem Kruzifixe, sondern vor einem Bilde der schmerzhaften Muttergottes (Pietà, Vesperbild), und darüber erscheint als Wunder die Muttergottes den betenden Landsknechten. Das im Jahre 1011 gegründete Stift aber, in dessen Kirche das Fähnlein das Votivbild aufhängen ließ, war der Muttergottes geweiht und führte ursprünglich den Namen Sanctae Mariae in campis, d. h. zu St. Marien im Felde; den Namen Kreuzstift soll es von einem Wunderkreuze erhalten haben, das erst im Anfange des 14. Jahrhunderts dort aufgehängt wurde (s. oben). Diese Überlieferung verleitete Dürr zu seiner falschen Deutung des Bildes. Es ist vielmehr ein Weihgeschenk für die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin des Stiftes, die, wie die Überlieferung meldet, unser Fähnlein einstmals aus der Not rettete. Das Nähere über das „Freifähnlein" und seine Schicksale zu ermitteln, soll diese kleine Veröffentlichung die Anregung geben.

Am 28. April 1917 verschied nach kurzer Krankheit im 63. Lebensjahre unser treuer und hochverdienter Mitarbeiter

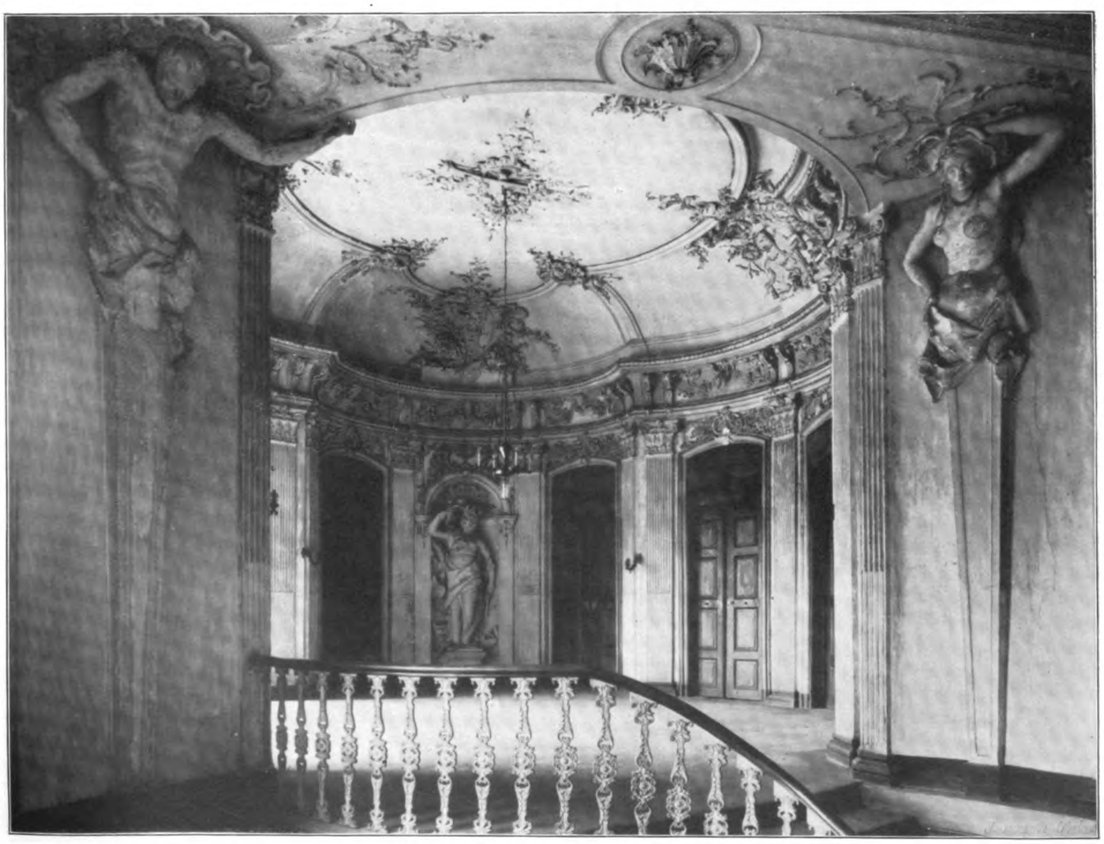
Herr Professor Dr. Karl Körber,

Oberlehrer am Grossh. Neuen Gymnasium zu Mainz.

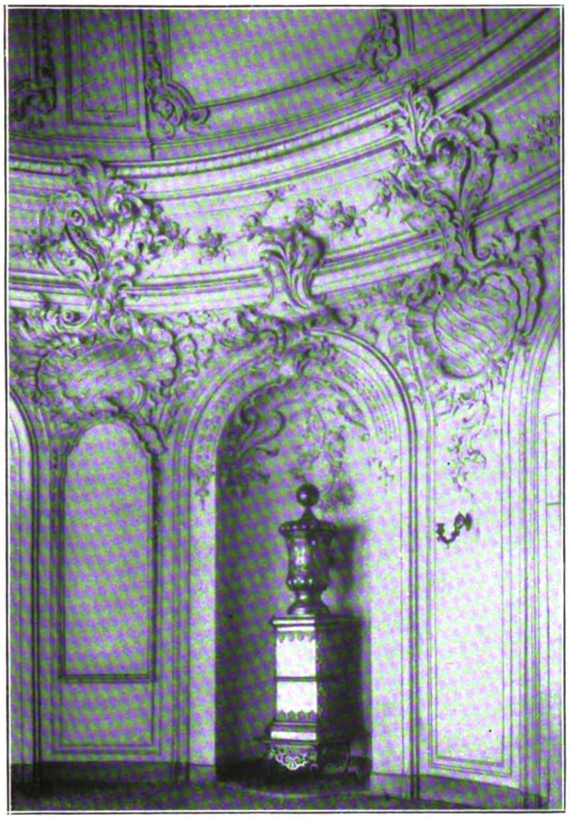
Über ein Menschenalter stellte er seine unermüdliche Arbeitskraft und tiefgründige Gelehrsamkeit in den Dienst der Altertumswissenschaft; nahezu ein Vierteljahrhundert leitete er den Mainzer Altertumsverein als erster Vorsitzender und gehörte dem Vorstande des Römisch-germanischen Zentral-Museums an. Auf zahlreichen archäologischen Forschungsreisen in allen Mittelmeerländern ging er den Spuren griechisch-römischer Kultur nach und brachte manche Fundstücke für die heimischen Museen mit. Seine hervorragende Kenntnis der Altertümer verschaffte ihm allseitige Anerkennung; das deutsche archäologische Institut in Rom ernannte ihn zum korrespondierenden Mitgliede. Persönlich gewann er die Herzen durch seine schlichte Bescheidenheit, die stets nur der Sache zu dienen suchte, und sein offenes und gerades Wesen, das jeglicher Verstellung abhold unbeirrt nur die Wahrheit erstrebte. Durch die mustergültige Veröffentlichung und vorbildliche Verwertung der Mainzer Inschriften, durch die treffliche Beschreibung und Würdigung der großen Mainzer Jupitersäule hat er sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Gabe allgemein verständlicher Darstellung machte seine Schriften auch in weitesten Kreisen beliebt; die Schärfe des Urteils und die streng wissenschaftliche Genauigkeit sicherte ihnen die Bewunderung der Kenner. Bei allen Freunden der Altertumsforschung wird der Name und das Gedächtnis Karl Körbers unvergessen sein.



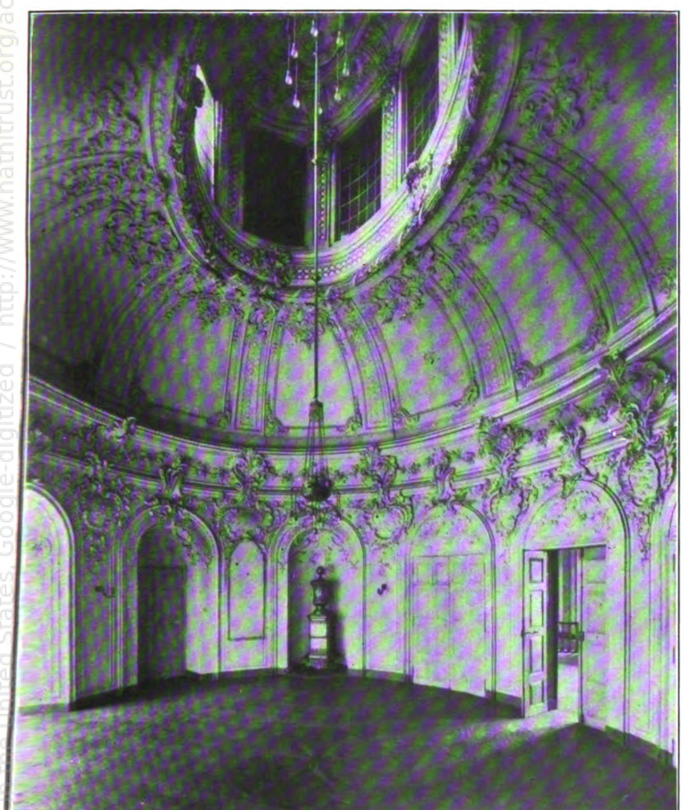
1. Decke im Kesselstattschen Palais zu Trier



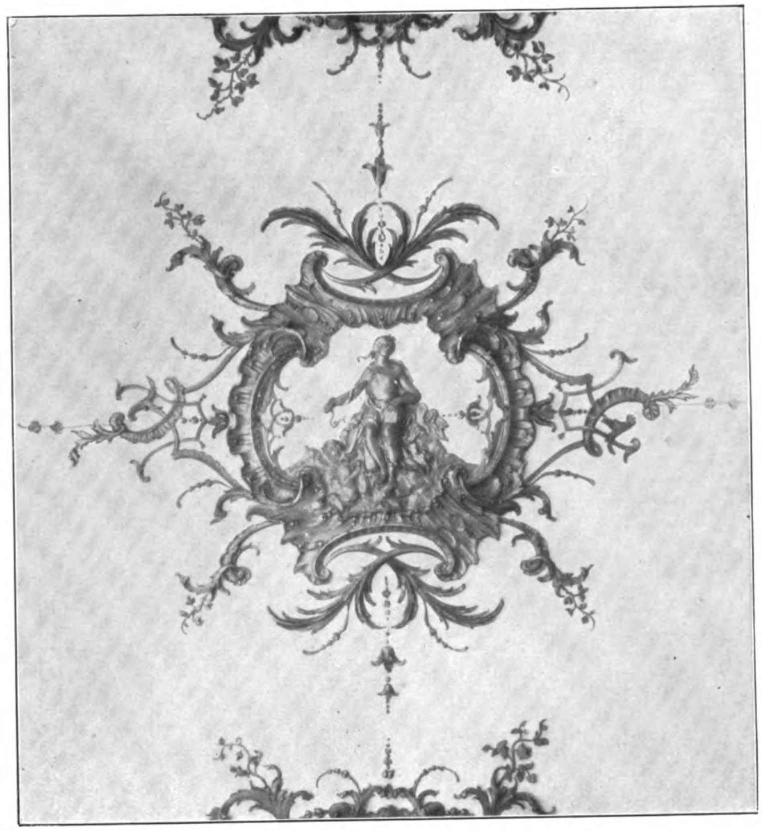
2. Vorraum im ersten Stocke des Kesselstattschen Palais zu Trier



4



8



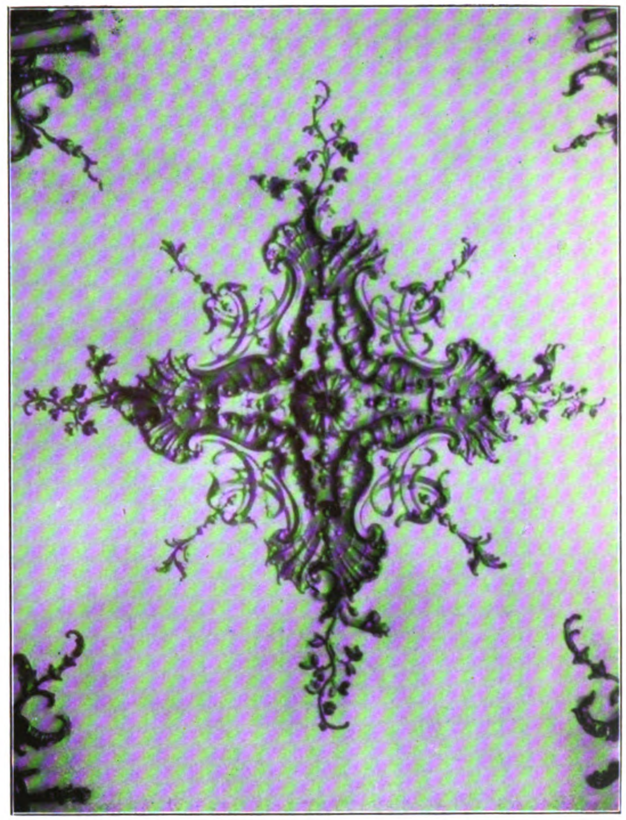
3



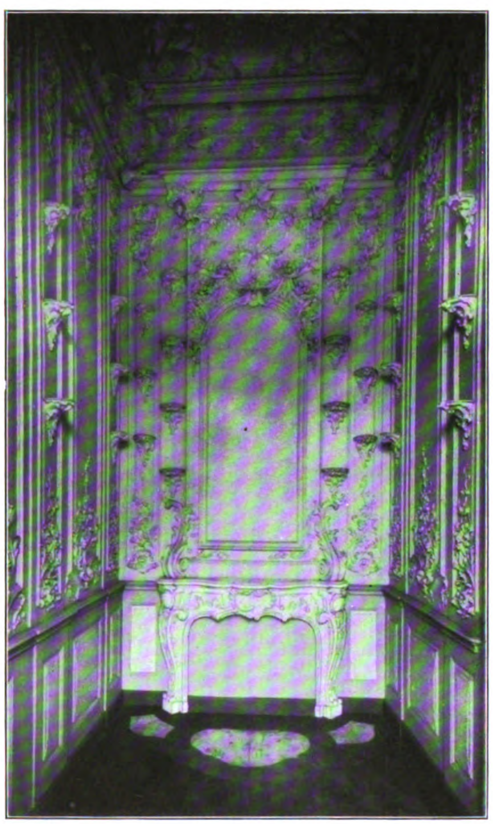
7



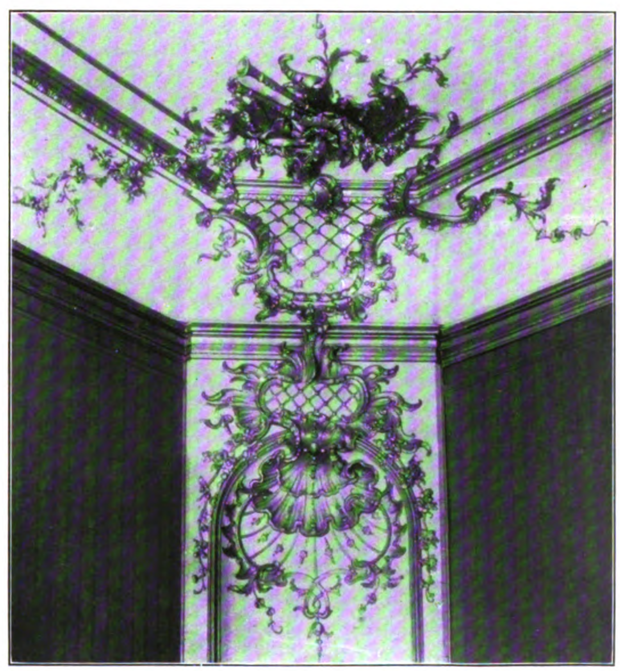
1



2



5



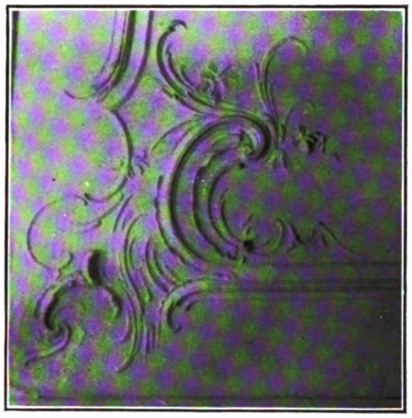
6

Innenansichten und Stuckdecken aus dem
Palais Kesselstatt zu Trier

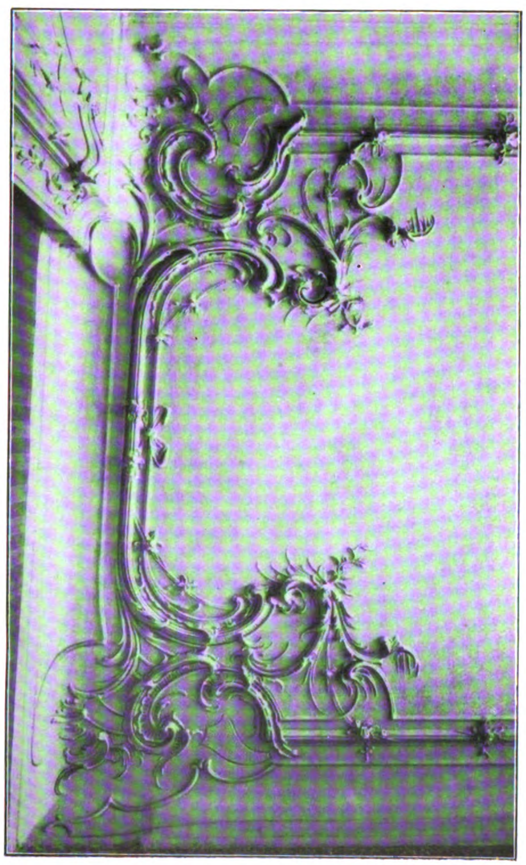
Stuckdecken in Mainz



4



3



1

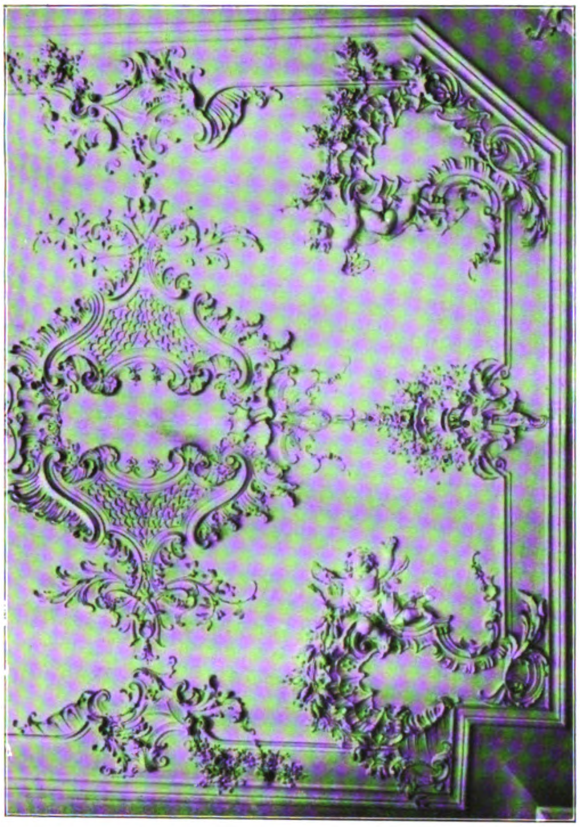


9



8

1—2 Sonnengäßchen No. 3, 3—4 Ballplatz No. 1, 5—9 Kurfürstliches Schloß



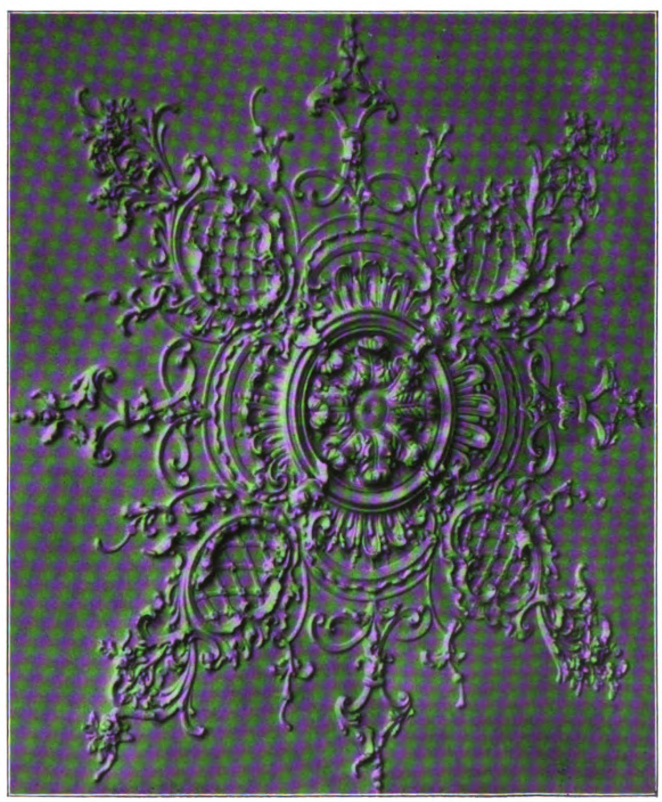
2



4

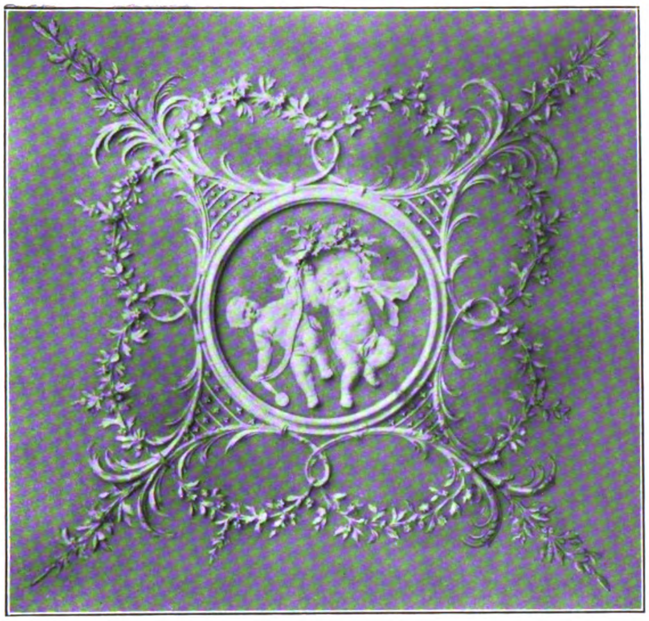


1

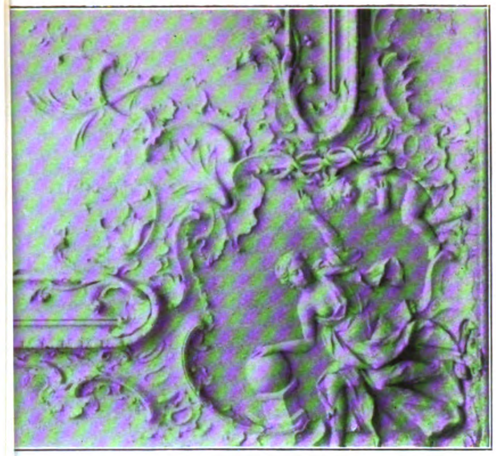


3

1—2 Stuckdecken im Bentzelschen Hof, 3—4 im Osteiner Hof zu Mainz



7



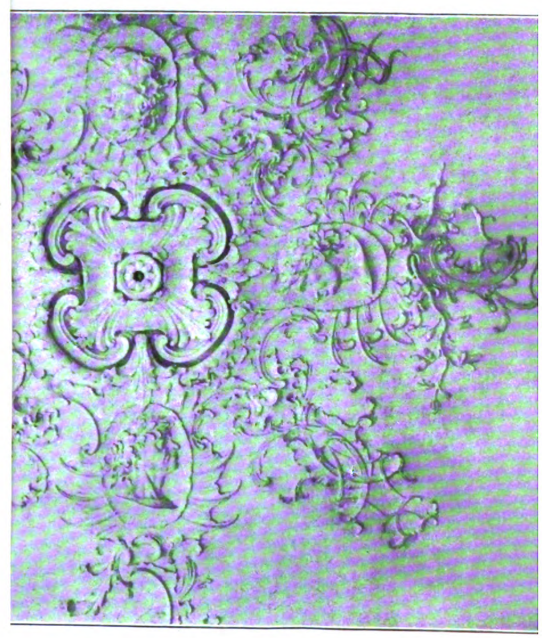
2



3

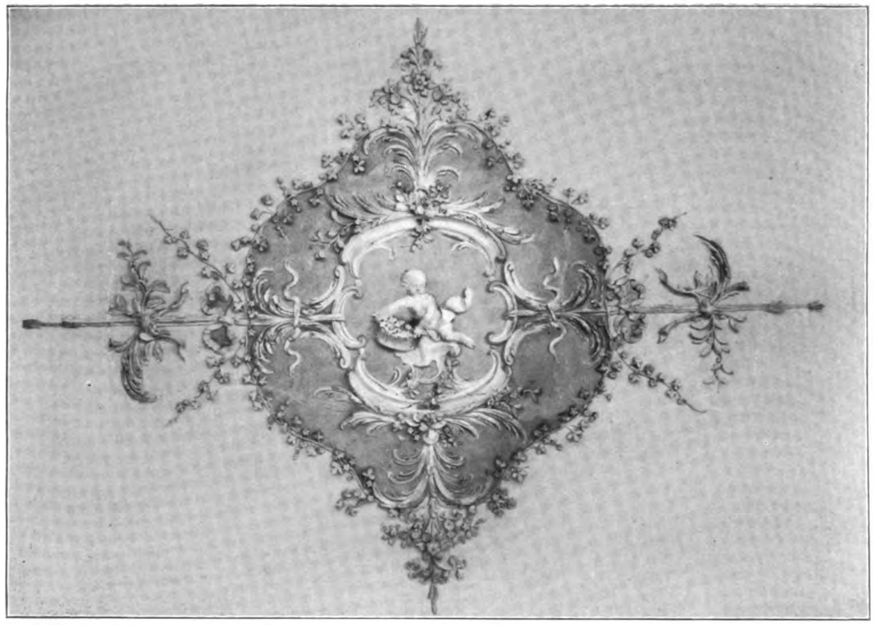


10

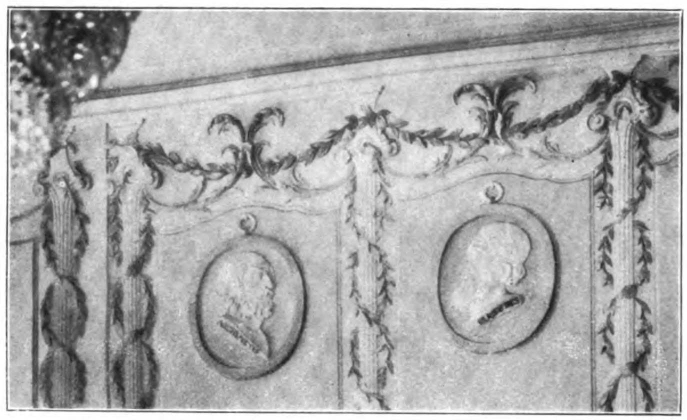


4

1–4 Stuckaturen im Schloß



6

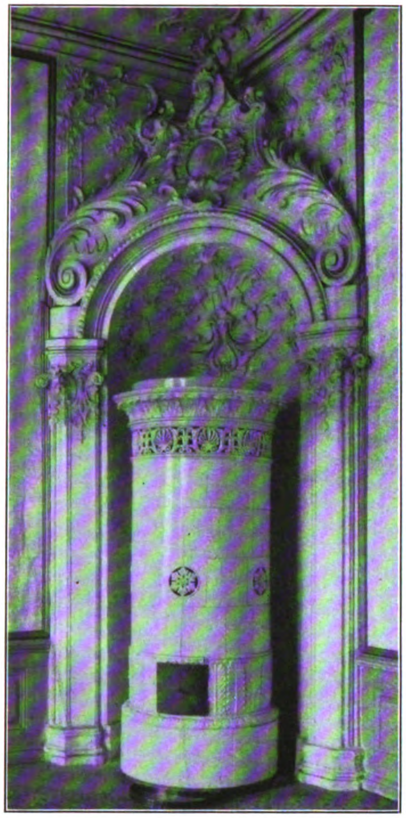


8

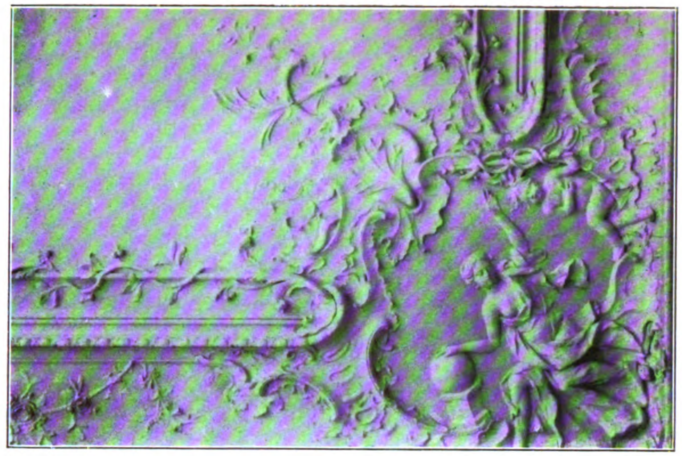


9

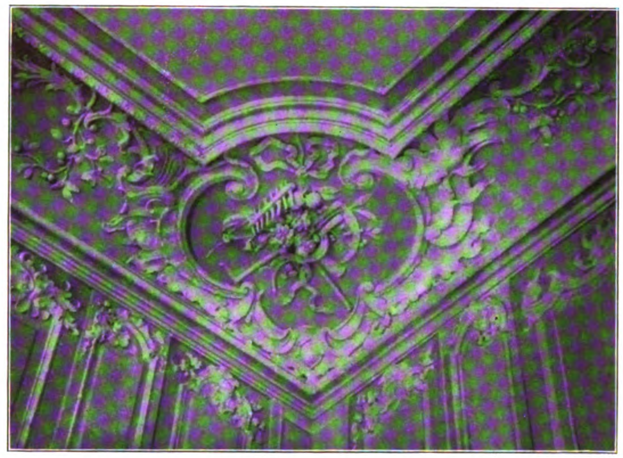
Biebrich, 5—10 in dem Brentanoschen Landhaus zu Geisenheim



1



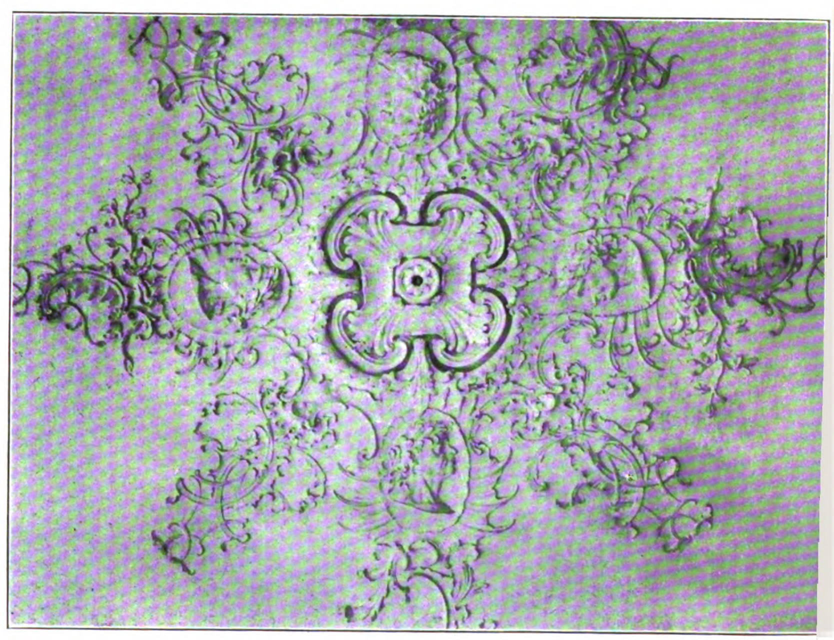
2



3



5



4

1—4 Stuckaturen im Schloß



1. Altar in der Wallfahrtskirche zu Dieburg



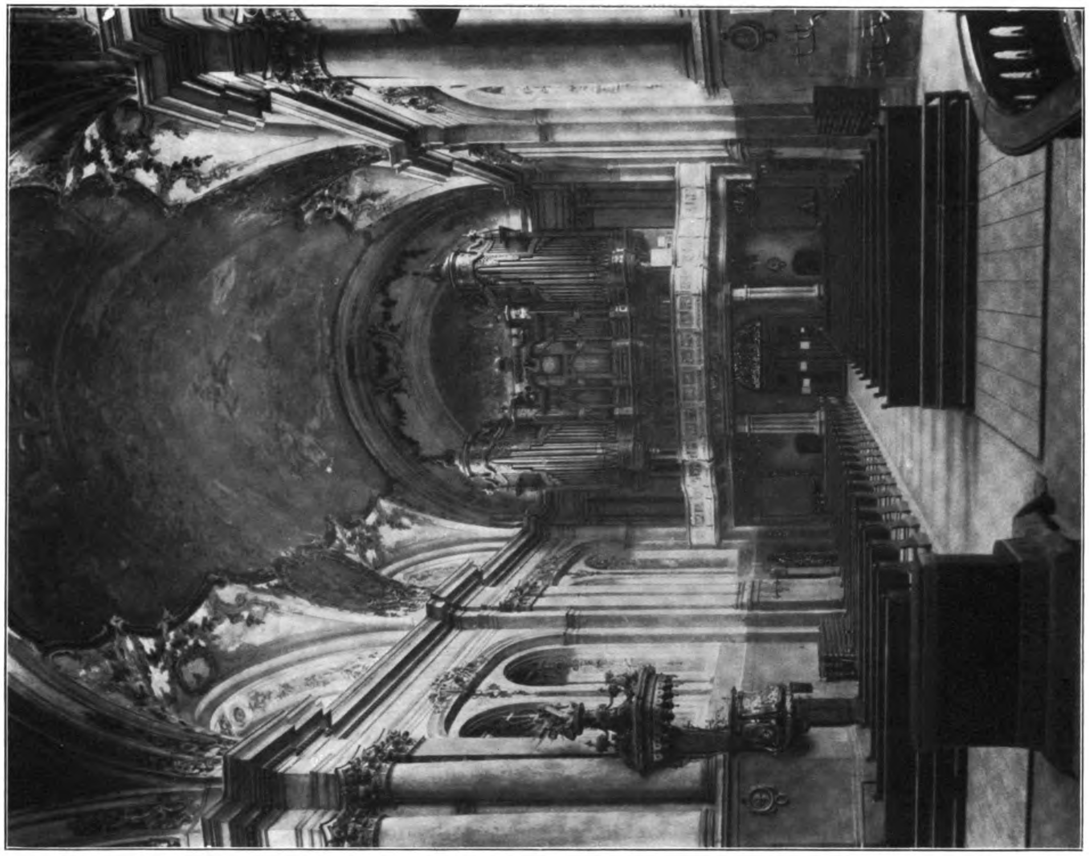
2. Seitenaltar im Dom zu Worms



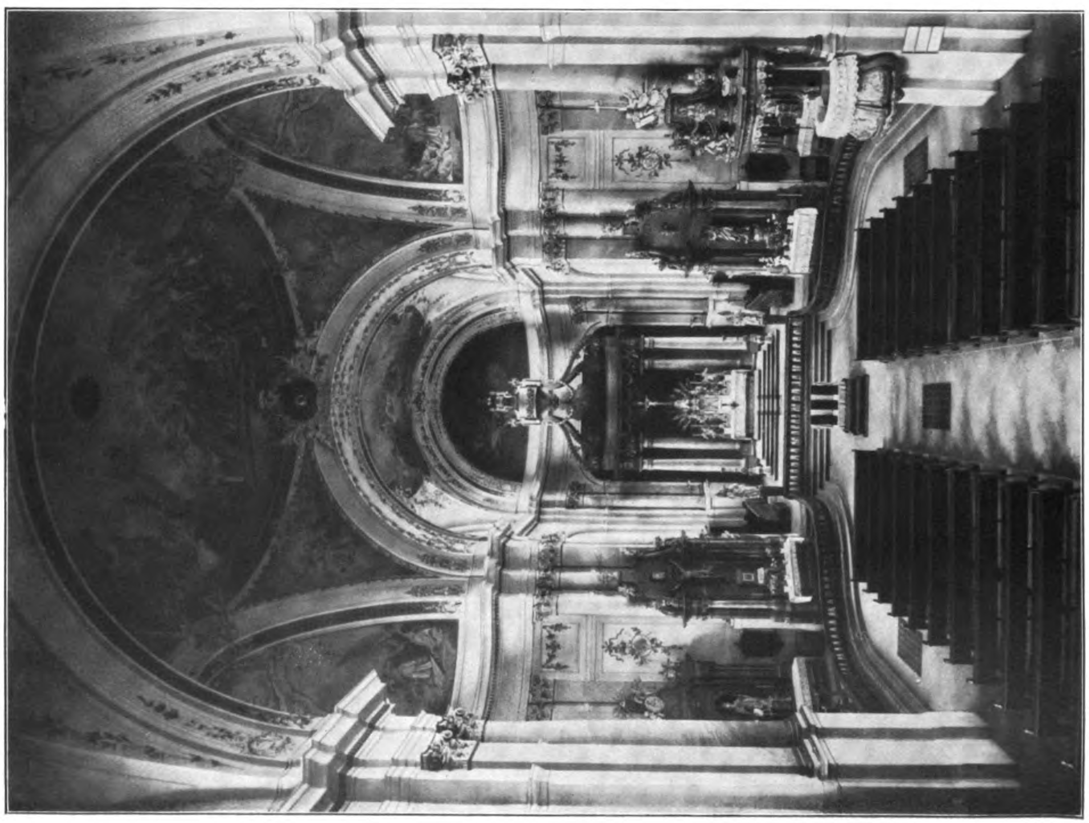
3. Johannisaltar der Liebfrauenkirche
zu Frankfurt a. M.



4. Marienaltar der Liebfrauenkirche
zu Frankfurt a. M.



2

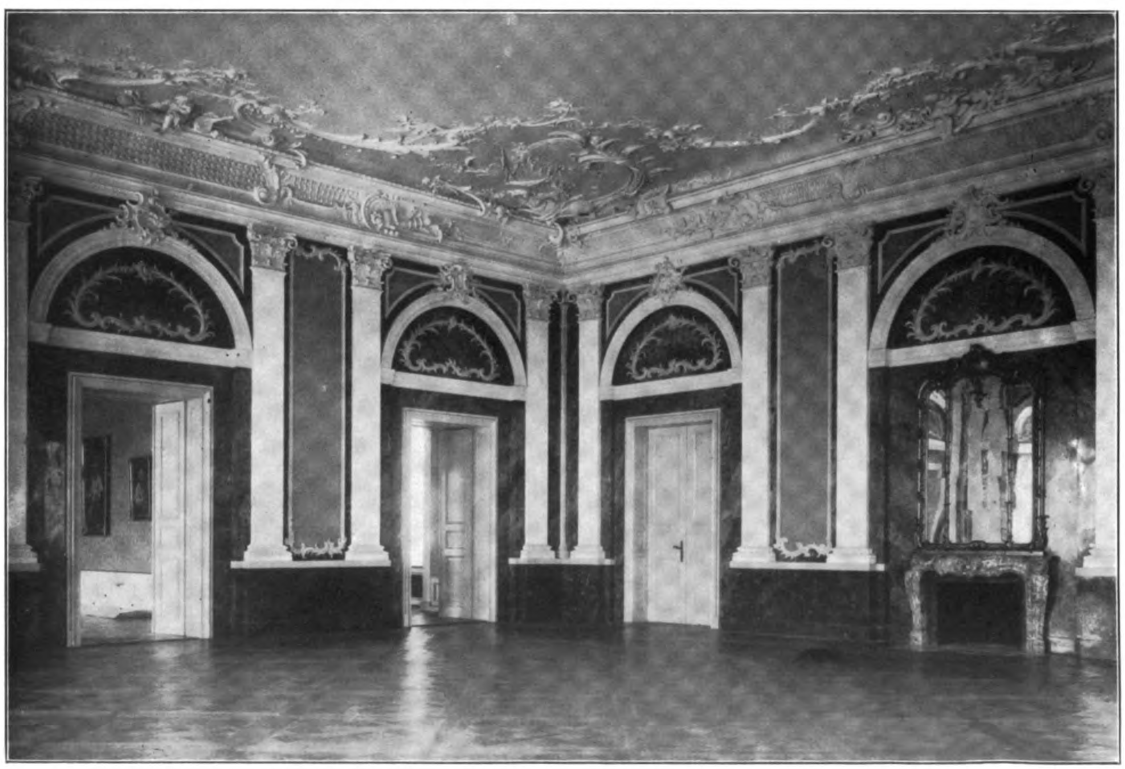


1

Innenansichten der St. Ignazkirche zu Mainz.



1. Der Akademiesaal im kurfürstlichen Schloß zu Mainz.



2. Der ehem. Konzertsaal im kurfürstlichen Schloß zu Mainz.









10 (zu Nr. 38) Fußsoldat der Hilfstruppen



9 (zu Nr. 18) Cantaber



8 (zu Nr. 5) vom Grabmal eines Legionärs (?)



9 (zu Nr. 32) Monimus



8 (zu Nr. 33) Sibbaeus



7 (zu Nr. 25) Annauso



1. Höchster Porzellan



2. Höchster Porzellan



3. Mainzer Fayencen

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor E. Neeb, Mainz

Jahrgang XII · XIII, 1917 und 1918, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Mainz 1918, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, Großh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Der Germanen-Sarkophag Ludovisi

im Römisch-Germanischen Central-Museum zu Mainz

von H. Sitte, F. v. Duhn, K. Schumacher

A. Der Masken-Sarkophag Ludovisi

von H. Sitte

DURCH die großmütige Spende eines freundlichen Gönners gelangte das Römiſch-Germaniſche Central-Muſeum kürzlich in den Beſitz eines kunſthiſtoriſch ſehr beachtenswerten antiken Denkmales. Herr Kommerzienrat Karl Opel in Rüſſelsheim-Frankfurt a. M. hat dem reichen Mainzer Antikenbeſtand ein neues koſtbares Stück hinzugefügt: den größten Teil der Vorderwand eines prächtig ſkulpierten ſpätrömiſchen Sarkophages. Damit hat ſich der Spender jedoch nicht allein um das Gedeihen des Römiſch-Germaniſchen Central-Muſeums verdient gemacht; die geſamte Altertumsforſchung wird es mit Freuden begrüßen, daß eine ungewöhnliche Schöpfung ſpätantiker dekorativer Plaſtik nach, wie wir erfahren werden, jahrzehntelangen Irrfahrten und nach Erduldung vielfach ganz merkwürdiger Geſchicke ſchließlich doch in den ſicheren Hort eines großen öffentlichen Muſeums gebracht und damit endgültig der Kunſtgeſchichte wiedergeſchenkt wurde. Zu ganz beſonderer Freude gereicht es mir perſönlich, daß ich dank der freundlichen Vermittlung Dragendorffs von der Redaktion der Mainzer Zeitſchrift in liebenswürdigſtem Entgegenkommen die Ermächtigung erhielt, an dieſer Stelle einen Beitrag zur Würdigung des ſo eigenartigen Denkmals vorzulegen, das ich zwar nicht aus eigener Anſchauung kenne, das mir aber auf meinem Studiengange zufällig mehrmals begegnete.

Um Weihnachten 1908 zeigte mir der Wiener Aquarelliſt Ludwig Hans Fiſcher die Photographie der Vorderwand eines römiſchen Sarkophages, der ihm zum Kauf angeboten worden war. Das Bild war ſehr klein und ſichtlich in einem Garten aufgenommen, da die rechte Hälfte des Reliefs von Baumſchatten faſt ganz verdeckt erſchien; dennoch ließ ſich ſchon aus dieſer kleinen Aufnahme ſicher erkennen, daß das Denkmal echt ſei, daß einzig ſein linkes Ende modern ergänzt ſei, aber ohne jede Abſicht einer Fälſchung, ſondern lediglich zu dem Zweck, um den rein äußerlichen dekorativen Eindruck des Ganzen für ein nur oberflächlich betrachtendes Auge wenigſtens annähernd wieder zu vervollſtändigen. Freilich ließ die kleine Aufnahme auch ſchon deutlich wahrnehmen, daß der antike Teil des Sarkophagfragmentes dem Stil der ganzen Arbeit nach in ſpätrömiſche Zeit gehöre, daß ferner merkwürdig verlaufende, lange Sprünge das Relief etwas entſtellen. Da überdies das große Stück zu den übrigen meiſt kleinen Antiken im Beſitz Ludwig Hans Fiſchers gar nicht gepaßt hätte, ſah der Künſtler damals davon ab, das Denkmal für ſeine Sammlung zu erwerben.[1])

So blieb das Relief zunächſt weiter an ſeinem damaligen Aufſtellungsort, wie ich ſpäter erfuhr, in Fiume; ich hörte längere Zeit nichts von dem Denkmal und war auch damals zu ſehr mit anderen Arbeiten beſchäftigt, um dieſes Bildwerk gleich weiter zu verfolgen.

Im Sommer-Semeſter 1915 las ich dann in Innsbruck als einleitendes Kolleg in die griechiſche Kunſtgeſchichte wieder einmal „Geſchichte der Archäologie“ und griff damals die für die Entwicklung unſerer Wiſſenſchaft ſo bezeichnende Geſtalt Montfaucons beſonders heraus. Aus verſchiedenen biographiſchen Lexiken ſtellte ich mir die wenigen verſtreuten Notizen über das lange, anfangs ſo reich bewegte Leben dieſes merkwürdigen Mannes zuſammen,[2]) ich ließ mir die mächtigen Folianten ſeiner „Antiquité expliquée“ kommen, um einmal Blatt für Blatt nachzuſehen, was auf ſeinen „1120 Tafeln mit 30—40000 Figuren“ alles abgebildet ſei; kurz vor Beginn der ihn ſpeziell behandelnden Vorleſungen fand ich in den an alten Werken ziemlich reichen Beſtänden der Innsbrucker Univerſitäts-Bibliothek auch ſein „Diarium Italicum“ von 1702: Montfaucons „Italieniſche Reiſe“.

Über drei Jahre dehnte ſie ſich aus, vom 18. Mai 1698 bis zum 11. Juni 1701 und ſchon 1702, wie geſagt, erſchien darüber das, wie jede „Italieniſche Reiſe“ aus jenen Jahren, beſonders anmutende Buch, „additis schematibus ac figuris“, „mit beigefügten Bildern und Figuren“, wie es auf dem Titel heißt. Dieſe Abbildungen waren nun freilich meiſt recht beſcheiden, ja manche geradezu nur in Vignettenformat gehalten; aber beim erſten Durchblättern ſchon bemerkte ich auf Seite 221 eine größere in Kupferdruck hergeſtellte Tafel zuſammengebogen eingeklebt, und, als ich ſie auseinanderfaltete, ſtand der Masken-Sarkophag vor mir, deſſen winzige Aufnahme mir Ludwig Hans Fiſcher vor ſieben Jahren gezeigt hatte (Taf. I Abb. 1).

[1]) Die bedeutende Sammlung ſpätrömiſcher Emaille des im Frühjahr 1915 verſtorbenen Malers (ſ. Öſterreichiſche Kunſttopographie II S. 274 ff.) war noch bei Lebzeiten L. H. Fiſchers in den Beſitz des Öſterreichiſchen Muſeums in Wien übergegangen; über den Verbleib der anderen Antiken Fiſchers konnte ich keine genaue Nachricht erhalten.

[2]) Broglie's zweibändiges Werk über „Bernard de Montfaucon et les Bernardins“ (Paris 1891) gibt eine großzügige, aber an Tatſächlichem leider ganz arme Schilderung ſeiner Umgebung, ſeines Zeitalters.

Die eigenartige Form des Denkmales hatte ſich meinem Gedächtniſſe ſo eingeprägt, daß ich das Bildwerk ſofort wiedererkannte; unter dem bezeichnenden Schlagwort „anaglyphum singulare“ war es von Montfaucon im XV. Kapitel ſeines „Diarium Italicum“, in der „Nona Dies“ ſeines ſpeziell Rom betreffenden Berichtes angeführt; ſofort las ich mit teilnehmendſtem Intereſſe ſeine von dem damals noch vollſtändig erhaltenen Relief gegebene Beſchreibung: „Ad portam, sublime visitur, anaglyphum muro adfixum. Imperator in suggestu sedens, ab altera, anaglyphi parte conspicitur, dexteram extendens, adstantibus militibus cum signo militari: vir togatus pueros binos ducit, qui a prefecto praetorii, ut quidem aestimatur, baculum manu tenente, imperatori offeruntur; ab altera anaglyphi parte, genii duo extensum velum manibus diducunt: in velo, Augustae icon manu baculum gestans. In medio marmoreae tabulae, inter imperatorem et Augustam, ceu tabella quaedam erigitur, quasi sculpendae inscriptioni, quae tamen non comparet. Sub tabella tropaeum, et pueri quatuor, captivorum ac dolentium more, quorum duo stantes, duoque, capite in cubitum nixo, sedentes. Quia in sublimioribus ostii majoris partibus anaglyphum eminet, non ita facile est vultus internoscere. Verum, expensa figurarum omnium atque typorum ratione, non video ad alium quam M. Aurelium philosophum posse haec omnia spectare, cum maxime Augusta in velo ab altera anaglyphi parte, Faustinam juniorem referat, eo capitis et capillitii cultu, qui in aliquot ejus numismatibus observatur; ut norunt enim rei numariae periti, non pari semper ornatu in nummis conspicitur. Pueri, qui imperatori in suggestu sedenti offeruntur, videntur esse Commodus et Annius Verus fratres, quando ut Caesarum titulo insignirentur, ante militares turmas producti sunt. Neque desunt qui aestiment, anticam esse partem exsectam urnae sepulchralis Faustinae aut Annii Veri. Sed haec conjecturae sunt. Schema, singularitatis ergo, hic apponitur.“

In ſeinem großen Werk „L'Antiquité expliquée“ (1719) hat Montfaucon dann das Denkmal mit Benützung der gleichen Platte auf Tafel XCII des V. Bandes Seite 100 neuerdings veröffentlicht. Der lateiniſche Text beginnt hier mit den pathetiſchen Worten: „en pulcherrimi sarcophagi faciem“. Der franzöſiſche Text, inhaltlich gleichlautend mit dem lateiniſchen und auch mit der Beſchreibung des Denkmals im „Diarium Italicum“, ſpricht wieder ausdrücklich von der für die Beurteilung des Werkes beſonders ungünſtigen Höhe der Aufſtellung über dem Hauptportal und ſchließt: „on pourroit parler plus positivement sur tout cela si l'on voioit de près les figures; mais comme elles sont sur un portail d'où on ne les peut voir que de loin sans échelle, je laisse à ceux qui la verront de plus près à examiner si ma conjecture est bonne“.

Um 1700 war alſo die abgeſägte Vorderwand des Mainzer Masken-Sarkophages noch vollkommen erhalten und befand ſich hoch eingemauert über dem Haupteingang der Villa Ludovisi in Rom. Montfaucon ſucht ſich, wie geſagt, mehrmals mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit näherer Betrachtung des Denkmales für etwaige Irrtümer in ſeiner Erklärung zu entſchuldigen. Niemand wird heute ſeine unrichtige Auffaſſung der Supplikationsſzene, ſeinen Verſuch, das Werk nach ikonographiſchen Indizien datieren zu wollen, peinlich nachprüfen; das hat damals ſchon Ficoroni in ſeinem 1709 erſchienenen Buch über die von Montfaucon im „Diarium Italicum“ behandelten Antiken Roms getan. Wir ſtaunen heute vielmehr und freuen uns über ſein ſo richtiges Gefühl für die Echtheit und den eigenartigen Kunſtwert des Denkmals, über ſein „en pulcherrimi sarcophagi faciem“, über ſein „anaglyphum singulare“, und beſonders über das „schema, singularitatis ergo, hic apponitur“! Dieſes, wenn auch noch ſo beſcheidene, unter ungünſtigen Verhältniſſen von unten her gezeichnete „schema“ ließ uns ja die verlorene Spur des intereſſanten Bildwerkes wiederfinden; durch Schreibers erſt 1880 erſchienenes, aber ohne Abbildungen herausgegebenes Buch über „die antiken Bildwerke der Villa Ludovisi in Rom“ hätten wir dieſen Weg wohl kaum ſo bald wiederentdeckt, der uns wie durch ein Wunder in die Zauberwelt der Villenromantik Winkelmanns eintreten läßt.

Wie Schreiber a. a. O. S. 21 erwähnt, hatte Braun die Abſicht, die Bildwerke der Villa Ludovisi zu veröffentlichen, wofür Riepenhauſen das meiſte zeichnete; ſein Plan wurde jedoch nicht ausgeführt und die Zeichnungen gelangten in den Beſitz der römiſchen Abteilung des Deutſchen Archäologiſchen Inſtitutes; es wäre alſo wohl möglich, daß auch Braun und Riepenhauſen das „anaglyphum singulare“ beachteten und ſich noch eine weitere Zeichnung des Sarkophagfragmentes einmal vorfindet.

Die Villa Ludovisi war von dem im Jahre 1632 im jugendlichen Alter von 37 Jahren verſtorbenen Neffen des Papſtes Gregor XV., dem Kardinal Lodovico Ludovisi, gegründet worden; ſie kam dann in den Beſitz der Familie Buoncompagni und wurde erſt in unſeren Tagen durch die Bautätigkeit der ſich erweiternden Hauptſtadt in ſtädtebaulich leider recht unglücklicher Einteilung gänzlich verbaut. Die Antikenſammlungen gelangten erſt 1900 durch Kauf in Staatsbeſitz und wurden als Museo Buoncompagni-Ludovisi dem Museo Nazionale einverleibt. Unſer Sarkophag wird, nach den Angaben bei Schreiber in ſeinem oben genannten Katalog unter Nr. 338 auf Seite 261, zum erſtenmal um 1640 etwa durch Cassiano dal Pozzo erwähnt. Um 1700 war er, wie wir durch Montfaucon erfuhren, über dem Hauptportal der Villa eingemauert. Vielleicht wollte man bald nach 1700 dem von Montfaucon geäußerten Verlangen entſprechen und das durch ſeine Werke und durch die Bemerkungen Ficoronis berühmt gewordene Denkmal von der Stelle, an der es lediglich dekorativ verwendet war, herabnehmen, um es an einen günſtigeren Platz zu bringen; darüber haben wir keine authentiſchen Nachrichten. Man kann nur vermuten, daß das Relief beim Herabnehmen durch die Ungeſchicklichkeit der Arbeiter — man denkt an Morosinis am Parthenon-Weſtgiebel ſo verhängnisvoll tätige Leute — zu Fall kam und ſo kläglich zerſchellte; es wurde daraufhin in eines der Magazine unter der Statuengalerie gebracht, wo es Schreiber noch Ende der 70er Jahre in allen ſeinen Fragmenten, und ſtellenweiſe beſſer erhalten, vorfand. Wann das Denkmal dann den Weg ins Ausland fand, wird ſich wohl kaum je feſtſtellen laſſen; gewiß wurde

ihm der Weg dahin erleichtert durch ſeinen fragmentierten Zuſtand und wohl beſonders noch dadurch, daß nicht alle membra disjecta gemeinſam verkauft wurden. Die eine Maske und die linke obere Ecke der Supplikationsſzene verſchwanden zunächſt völlig; der Kopf der auf dem Suggestus thronenden Figur wurde abgeſtoßen; der Reſt gelangte nach Fiume, wo er wieder, wie wir ſahen, in einem Privatgarten zur Aufſtellung gelangte.

Seit einer längeren Reihe von Jahren wurden dann wiederholt Verſuche unternommen, das anſcheinend zu einem ziemlich hohen Preis erworbene Fragment wieder weiter abzugeben; es wurden an verſchiedene Sammlungen und Sammler in Wien zunächſt nur jene kleinen Bilder verſchickt, deren eines ich durch Ludwig Hans Fiſcher kennen gelernt hatte.

Als im Jahre 1913 in Wien die Adria-Ausſtellung veranſtaltet wurde, ſollte das Sarkophagfragment dort öffentlich in der archäologiſchen Abteilung zur Schau geſtellt werden; es verblieb jedoch in einem Magazin.

1914 wurde das Bildwerk, wie ich erfuhr, weiter ab und zu von Sammlern, Künſtlern und Gelehrten eingehend beſichtigt; einen dauernden Platz konnte jedoch der trotz der wiederholten Veröffentlichung durch Montfaucon, Ficoroni und Schreiber noch immer unerkannte Fremdling aus der Villa Ludovisi dort nicht finden.

Als ich im Herbſt 1915 Erkundigungen über das mich nunmehr lebhaft intereſſierende Stück einholte, war es ſchon aus Wien verkauft worden. Nach längerem Suchen erkundete ich ſeinen neuen Aufenthaltsort und erhielt um Weihnachten 1915 von ſeinem damaligen Beſitzer aus Frankfurt a. M. eine größere Photographie zugeſchickt, welche das Fragment mit der ſchon erwähnten Ergänzung des linken Endes zeigt (Taf. I Abb. 3). Dann hörte ich wieder durch faſt ein Jahr nichts über den Verbleib des Bildwerkes, bis ich endlich im Sommer 1916 die Nachricht bekam, daß nunmehr das Römiſch-Germaniſche Central-Muſeum in Mainz in den Beſitz dieſes größten Teiles des Masken-Sarkophags Ludovisi gelangt ſei. Es kann nur der berechtigten Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß es einmal gelingen werde, alle vor kurzem noch vorhandenen Glieder des Ganzen wieder vereinigt zu ſehen. Zunächſt iſt der größte Teil des Bildwerkes der wiſſenſchaftlichen Forſchung endgiltig wiedergeſchenkt und kann nun neuerdings „de plus près“ und vielleicht auch „plus positivement“ beurteilt werden.

Als Fundort des Sarkophages wird wohl nur Rom und deſſen nähere Umgebung angenommen werden können; das eigenartige, durch ſeine formale Durchbildung und ſeine damals vollkommene Erhaltung auffallende Denkmal wird kaum lange vor ſeiner erſten Erwähnung durch Cassiano dal Pozzo, alſo etwa Anfang des 17. Jahrhunderts gefunden worden ſein. Als Material wird von Schreiber italiſcher Marmor angegeben.

Die Vorderwand des Sarkophages wurde dann wohl bald abgeſägt, um dekorativ als Wandſchmuck verwendet werden zu können; ſo kommen alſo jetzt nur noch die Maße der vorderen Fläche in Betracht: die urſprüngliche Länge betrug 2,76 m, jetzt mißt das Fragment unten 2,35 m, oben nur 1,92 m; die Höhe wird neuerdings mit 76,5 cm angegeben. Ein Sarkophag alſo von rund 75 cm Höhe und 2,75 m Breite, faſt viermal ſo lang als hoch, gewiß auffallende Dimenſionen! Wenn uns auch einmal das geſamte Sarkophagmaterial archäologiſch formal gut geſichtet vorliegen wird, dürften dieſe Abmeſſungen ziemlich vereinzelt bleiben; ſie haben gewiß, vielleicht unbewußt, am meiſten zu dem merkwürdigen Eindruck beigetragen, den Montfaucon ſo richtig mit „singularitas“, mit „anaglyphum singulare“ bezeichnete, ein Eindruck, der manchem unter den neueren Betrachtern des Denkmals nicht das rechte Vertrauen zu ſeiner Echtheit finden ließ.

Mit dieſen ſeltenen Maßverhältniſſen hängt vielleicht auch der merkwürdigſte Teil der ganzen Dekoration unſeres Sarkophages zuſammen, nach welchem ich ihn denn auch benannt habe: die beiden koloſſalen Masken. So geläufig uns ſolche Masken an den Ecken und Enden der Sarkophagdeckel ſind, ſo vereinzelt und darum vielleicht auch wieder für manchen neueren Betrachter unbewußt befremdend erſcheinen ſie uns an einer Sarkophagwand.

Die uns jetzt allein erhaltene prächtige Maske des rechten Endes zeigt in vorzüglicher Erhaltung die virtuoſe Arbeit unſeres Steinmetzen: das Haar iſt reich mit dem Bohrer herausgelockt, ſorgfältig ſind überall kleine Stege zwiſchen den einzelnen Locken ſtehen gelaſſen; Ohr, Mund und Naſe ſind ſcharf umriſſen, Stirne, Wangen und Augenlider gut durchmodelliert, Augapfel, Iris, Pupille und das Glanzlicht auf dem Auge genau plaſtiſch angegeben. Auch Schreiber nannte die Arbeit „verhältnismäßig ſehr gut und ſorgfältig“.

Wahrſcheinlich wurde der Bildhauer durch die ungewöhnlichen Maße des ihm zufällig ſo zur Verfügung ſtehenden Marmorblockes veranlaßt, eine ſonſt nur für die langgeſtreckten Sarkophagdeckel geläufige Dekoration hier beim Schmuck der Vorderwand eines Sarkophagkaſtens anzuwenden.

Aber auch für die Geſamtdispoſition des ganzen Reliefs bietet die nächſte Parallele der Schmuck der Deckelleiſte des einen Sarkophages von St. Medard-d'Eyran bei Bordeaux im Louvre[1]): rechts und links zwei bacchiſche Masken, beide am Hinterhaupt von der parallel mit dem Schädelumriß verlaufenden Randleiſte umfaßt, ſodaß beidemale der auch an unſerem Relief ſo merkwürdige Eckzwickel oben gegen die Sarkophagmitte zu entſteht. Die Mitte der Deckelleiſte bildet dann eine Inſchrifttafel, im langgeſtreckten linken Felde iſt eine bacchiſche Darſtellung, rechts, wie bei unſerem Sarkophagrelief, vor einem von „Genien“ gehaltenen Parapetasma ein weibliches Bruſtbild mit einer Schriftrolle in der Linken vorgearbeitet; neben den beiden „Genien“ ſind dort dann noch, um das langgeſtreckte Feld zu füllen, entſprechend dem ganzen Inhalt der Reliefe jenes Dionyſosſarkophages, links ein Satyr, rechts ein Pan angeordnet. Mit der Verwendung des Maskenmotives am Sarkophagkaſten ſelbſt wird aber wohl unſer Denkmal immer vereinzelt, immer ein „anaglyphum singulare“ bleiben.

Der erſte allgemeine Eindruck weiſt den Masken-Sarkophag in den Anfang des 3. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung: die faſt durchaus ſehr ſtarke Unterarbeitung, beſonders aber an dem ganz herausgearbeiteten Klappſtuhl auf dem Suggestus der Supplikationsſzene ſpricht

[1]) Reinach, R. St. I 26. Gute Aufnahme bei Alinari Nr. 22709.

zunächſt für dieſe Datierung. An dem ſorgfältig ausgeführten Frauenporträt erkennt man ferner ſofort deutlich die „helmnackenſchirmartige“ [1]) Friſur der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts.

In dieſe Zeit weiſt auch der allgemeine Typus der Römerköpfe in der Supplikationsſzene links. Sie zeigen, wenn bärtig, einen kurzgeſchnittenen, das Geſicht knapp umrahmenden Halsbart. Schreiber hat uns ferner den ſeither abgebrochenen Kopf des Thronenden durch ſeine Schilderung erhalten; er ſagt: „In dem Kopfe ſind deutlich Porträtzüge eines noch jugendlichen Mannes mit kurz verſchnittenem Vollbart, Stumpfnaſe und anliegendem, ſchlicht zur Stirn herabgeſtrichenem Haupthaar zu erkennen.“ Dieſer „kurz verſchnittene“ Vollbart der anderen Römer ließ wohl auch den Zeichner des von Montfaucon veröffentlichten Stiches den Helmriemen der neben dem Suggestus ſtehenden Figur „de loin sans échelle“ für einen Vollbart halten. In dieſer hochgewachſenen, durch eine eigene Standplatte, durch Helm und Schild ausgezeichneten glattwangigen Figur möchte ich, wie ich nebenbei bemerke, nicht mit Schreiber einen jugendlichen Krieger, ſondern vielmehr die Virtus erkennen. Außerdem zeigen aber mehrere Römerköpfe unſeres Reliefs noch einen merkwürdigen, ſchwärmeriſchen Ausdruck. Dieſer Ausdruck findet ſich, wie geſagt, bei mehreren Köpfen unſeres Sarkophages in einer dem Bildhauer ſcheinbar beſonders geläufigen Art wiederholt; am deutlichſten iſt er wohl in dem Antlitʒ des die gefangenen Barbaren förmlich fürbittend an den Suggestus herangeleitenden Offiziers ausgeprägt.

Das naiv ergreifendſte Glied der ganzen Dekoration des Mainzer Masken-Sarkophages bildet aber wohl die mit faſt auffallend geſuchter Symmetrie um das kreuzförmige Tropaeum unter der Inſchriftplatte angeordnete Gefangenengruppe. Man erkennt ganz deutlich eine Familie gefangener Barbaren: links am Fuße des die Mitte des Bildchens markierenden Tropaeums ſitʒt das Weib auf einer Bodenerhebung, im Typus der trauernden Dienerinnen, mit reicher, gut disponierter Gewandung, Arm- und Kopfhaltung treffend motiviert, mit offenem, lang herabwallendem Haupthaar, der Ausdruck des Geſichtes ruhig ergeben; gegenüber ſitʒt der Mann ſtreng ſymmetriſch durchkomponiert, bärtig, am Oberkörper nackt, nur mit Hoſen und einem Mantel bekleidet; hinter Vater und Mutter ſtehen beiderſeits, wieder ganz ſymmetriſch angeordnet, je ein Knabe, die jugendlichen Söhne des Paares. Mit einer ganz merkwürdigen Stimmung umgibt dieſes geſonderte Bildchen, dieſes feine Kabinettſtück unſeres Sarkophages das Kreuztropaeum; eine lange nachwirkende Anordnung ſcheint ſich hier ſchematiſch vorzubereiten.

Eine figurenreiche hiſtoriſche Szene ohne beſonders markante Linienkompoſition; eine kleine mit geſuchter Symmetrie förmlich architektoniſch gegliederte Tropaeumgruppe; ein großes Bruſtbild — loſe Einzelglieder, nur loſe eingefaßt durch zwei mächtige Masken, nur loſe eingeteilt durch eine Inſchrifttafel — ein wahres „anaglyphum singulare“, das durch ſeine problematiſche Erſcheinung zu mancherlei Gedanken anregt, ſogar, wie erwähnt, in unſeren Tagen erſt zu der merkwürdigen Meinung, daß eine Fälſchung vorliegen könne. Dieſes bedauerliche Bedenken iſt durch den Hinweis auf neuere und ältere Erwähnungen in der archäologiſchen Fachliteratur von Schreiber über Montfaucon zurück bis Pozzo erledigt. Das Mainzer Central-Muſeum kann ſich mit gutem Rechte freuen über den ihm glücklich zugewendeten Beſitʒ eines bedeutſamen Stückes der verſchwundenen Villa Ludovisi.

30. September 1916.

[1]) Hekler, Die Bildniskunſt der Griechen und Römer, Taf. 300—350 a, S. XLVI.



Abb. 1. Photographie des Reliefs in ſeinem jetʒigen Zuſtand

B. Einige Bemerkungen zum Mainzer Sarkophag-Relief

von F. v. Duhn

1) Zur Geſchichte des Reliefs

DIE Identität des Reliefs mit dem von Schreiber, Die antiken Bildwerke der Villa Ludovisi in Rom, 1880, unter Nr. 338 als „Vorderſeite eines Sarkophags" beſchriebenen Stück iſt durch Sitte zweifellos dargetan. Nicht nur hat Schreiber gegen Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts es dort noch geſehen und ſorgfältig beſchrieben, ſondern auch Ernſt Eichler um die Mitte jenes Jahrzehnts es in dem Magazin unter dem damaligen Casino delle statue für das Sarkophagkorpus gezeichnet. Dieſe ſtark von oben genommene und rechts nur angelegte, nicht in allem genaue Zeichnung (Taf. I 2) gibt das Relief in demſelben Umfang wieder wie Montfaucon, der es über dem Eingang zur Villa eingemauert ſah, gegen Ende des 17. Jahrhunderts (ſ. oben S. 2). Ebendort ſah es Cassiano dal Pozzo und trug eine freilich von Sehfehlern nicht freie Beſchreibung ein in ſein von Schreiber, Ber. d. ſächſ. Geſ. d. Wiſſenſch. 1885, veröffentlichtes Memoriale cod. Neap. V E, Io, worin er u. a. eine ziemlich umfangreiche Sammlung von „Notizie di diverse anticaglie" zuſammenſtellte, augenſcheinlich mit der Abſicht, die ihm intereſſanteſten derſelben zeichnen zu laſſen für ſein namentlich die Realien des antiken Lebens umfaſſendes „Museo cartaceo", jenen großen Apparat von Handzeichnungen, den 1714 Alessandro Albani erwarb (Lumbroso, Notizie sulla vita di Cassiano dal Pozzo, 1875, 42—46), welchen u. a. Winkelmann ſo oft dankbar benutzte und von dem einiges mit der für Preußen erworbenen Bibliothek vor Civitavecchia im Meere liegen mag, das meiſte in Windsor Castle, einſt bei A. W. Franks bezw. jetzt British Museum und Sammlung Hamilton ſteckt (Matz, Gött. Nachr. 1872, 62—68; Lumbroso a. a. O.; Matz-Duhn III S. 290—94; Michaelis, Anc. Marbl. in Great Britain 433, 718—20; Robert, Ant. Sarkophage II, XI—XII).

Cassiano dal Pozzos Beſchreibung (bei Schreiber a. a. O. S. 31) lautet:

„Alla Vigna de' Lodovisij. Nella Porta principale d'essa è un Pilo sopra la medesima, che ha da lati un Mascherone per parte, alto un braccio, et è lo spatio del Pilo diviso in due; in una vi sono due figure di giovanetti che mostrano in un panno che stendono con le mani un ritratto di un giovane, come se stendessero un tappeto e lo tenessero sospeso ciascuno d'essi con una mano. Sotto questo è un Trofeo, al quale assistono duo figurette, che sedenti e curvate sui bracci che tengono piegati sui gomiti mostrano di piagnere. L'altra parte comprende un Imperatore o Personaggio, che sta sopra un suggesto, a piè del quale stanno 2 soldati armati, da alcuni de' quali vengono a quello presentati tre fanciulletti. E soggetto assai nuovo" (nach meiner 1877 genommenen Abſchrift). Daß gerade dieſes Stück von Cassiano zur Aufnahme in ſeine Sammlung von Zeichnungen beſtimmt war, ergibt ſich aus einer Notiz in Originalnachträgen in jener Handſchrift, die Schreiber nicht abgedruckt hat, auch nicht erwähnt, welche beſondere Anweiſungen für den Zeichner geben. Da verlangt er die Zeichnungen: „Alla Vigna dei Lodovisij il bassorilievo sopra la Porta e quello del capo della lumaca d'un Cupido che va carico d'una faretra"; (Schreiber, Villa Ludovisi 165). Nach Lumbrosos Feſtſtellung (C. d. P. 32) iſt das früheſte Datum im Cod. Neap. das Jahr 1631, das ſpäteſte 1655; in eben dieſem Jahre begannen bei Cassiano drückende Altersbeſchwerden, die 1657 zum Tode führten (Lumbroso 17). Sollte auch Roberts (Pasiphaeſarkophag, 14. Hall. W.-Prog. 12—13; Ant. Sark. II, XII), von Michaelis (DLZ. 1891, 1651) gebilligte Vermutung richtig ſein, daß der Codex Windsor XVIII bereits aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ſtamme und von Cassiano ſelbſt als jungem Manne herrühre, in Verbindung mit der Entſtehung des Skulpturenſchmucks der Villa Borghese, ſo iſt doch kaum ein Zweifel möglich, daß jene Notizen im Cod. Neap. tatſächlich erſt aus der Zeit zwiſchen 1631 und 1655 herrühren und ſich auf Denkmäler beziehen, die im weſentlichen erſt damals in Cassianos Geſichtskreis traten. Und damit könnte übereinſtimmen, daß das von Schreiber, Villa Ludovisi S. 28—38, abgedruckte Inventar Ludovisi, aufgeſtellt nach dem am 28. November 1632 in Bologna erfolgten Tode (Brief Tassonis bei Lumbroso C. d. P. 92) des Kardinals Ludovisi, revidiert am 28. Januar 1633, trotz ſeiner großen Sorgſamkeit — es zählt über 380 Marmorwerke auf, Schreibers Katalog nur 339 — das Relief nicht nennt. Alſo wäre es erſt nach 1633 in die Villa gekommen und als Portalſchmuck verwertet? Freilich nicht ſehr wahrſcheinlich, da Kardinal Ludovico der einzige Ludovisi war, der der Bildung und Vermehrung der Antikenſammlung Intereſſe entgegenbrachte und die Sammlung mit ſeinem Tode abgeſchloſſen war (ſ. Schreibers Villa Ludovisi, Einleitung S. 15—20). Die etwa durch Anfall einiger Nachbarvillen herbeigeführte Vermehrung des Antikenbeſtandes Ludovisi hat für unſere Frage keine Bedeutung mehr, da ſolche Vereinigungen erſt, nachdem dal Pozzo das Relief bereits an ſeinem Platze geſehen hatte, erfolgt ſind (Schreiber a. a. O. S. 16—20). Somit bleibt das Wahrſcheinlichſte, daß das Stück bereits durch Kardinal Ludovisi erworben und an ſeinem hohen Platz zur Aufſtellung gebracht iſt. Seine Nichterwähnung im Inventar von 1633 erklärt ſich dann entweder durch Unachtſamkeit, wahrſcheinlicher jedoch eben durch die Art ſeiner Einfügung in ein architektoniſches Bauglied der Villa, wo es mehr wie ein feſt verbundenes Stück Friesſchmuck gewirkt haben mag, wie als ſelbſtändiges, der Inventariſierung und eventuellen Veräußerung unterworfenes Kunſtwerk. Wir werden demnach annehmen dürfen, daß das Relief zwiſchen 1622, dem Jahr der Erwerbung des größeren Teils des Grund und Bodens der Villa durch Kardinal Ludovisi und dem eigentlichen Beginn ſeiner Kunſtſammlungen und 1632 in ſeinen Beſitz gelangt iſt. Woher, wiſſen wir nicht, da es in Beſtandsverzeichniſſen früherer Sammlungen, die wie z. B. große Teile der Sammlung Cesi in Ludoviſiſchen Beſitz übergingen, bis jetzt nicht feſtzuſtellen

ist. Hätte man zu Lebzeiten des Kardinals oder Cassiano dal Pozzos etwas über die Herkunft gewußt, so würde dal Pozzo sicher nicht unterlassen haben, das in seinem Memoriale zu vermerken. Man beachte z. B. nur, mit wie eingehendem Interesse er die Herkunftsangaben über den großen Schlachtsarkophag Ludovisi (Schreiber 188 = Helbig, Führer II³ 1320) verzeichnet: Lumbroso 48; Schreiber S. B. 40. Auch Montfaucon konnte begreiflicherweise nichts mehr darüber erfahren, also ist die neuerdings aufgetauchte Behauptung, er stamme von der Via Appia, sicher leeres Gerede.

Wann das Relief seinen Platz über dem Eingangstor zur Villa Ludovisi hat verlassen müssen und in jene kellerartigen Magazinräume wanderte, wo es Eichler und Schreiber zuletzt in dem früheren Umfang vor Augen hatten, wissen wir nicht, möglicherweise erst bei jenen um 1840 durchgeführten Veränderungen, die Schreiber, V. L. 22 schildert. Daß die „Beschreibung Roms" in ihrem 1838 ausgegebenen Bande III 2, wo V. L. 577—91 dargestellt ist, das Relief nicht nennt, wäre bei der raschen Art, mit der die Villa dort behandelt ist, nicht zu verwundern. Bei dieser Überführung in die Magazine ist noch alles gut gegangen, weil Eichler und Schreiber das Monument noch so gesehen haben, wie es in der Zeichnung bei Montfaucon erscheint. Erst die so wenig fachmännisch beaufsichtigte, pietätlose und stürmische Aufräumung der gesamten Villa Ludovisi, als das Schicksal sie zum Opfer der Bodenspekulation der terza Roma verurteilt hatte, ließ so manches wertvolle Stück alter Kunst, daß nicht gerade in den neuen Palazzo Piombino gerettet wurde und von dort später in das Thermenmuseum überging, sich „seitwärts verlieren" (Goethe über herkulanische oder pompejanische Kandelaber bei Hamilton, Ital. Reise 26. Mai 1786). Damals verschwand auch unser Relief, leider nicht ohne durch den Verlust der linken Ecke der Darstellung und des Gesichtes des Feldherrn eine recht empfindliche Einbuße zu erleiden. Während die Ecke, durch früheren Sprung, den auch Eichlers Zeichnung anzudeuten scheint, vielleicht bereits abgetrennt, durch Unachtsamkeit verloren gehen konnte, wird man angesichts des Platzes, welchen der Feldherrnkopf in der Reliefflläche hat und des oben so tief zurückliegenden Beginns der Absplitterung den üblen Verdacht nicht los, daß der Kunsthändler, der das Stück ergatterte, das Antlitz absichtlich beseitigt habe, um einem Käufer den Handel verlockender zu machen durch die Vorspiegelung einer interessanten geschichtlichen Begebenheit, bei der etwa ein römischer Kaiser in Person die Hauptrolle gespielt habe, also auch der einstige Grabherr gewesen sei. Denn das Porträt, wie es in der Eichlerschen Zeichnung sich darstellt, hat auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Kaiser oder einer sonst bekannten Persönlichkeit aus der Zeit, in welche das Denkmal seiner deutlich ausgeprägten Kunstart nach gewiesen werden muß. Eine in jüngster Zeit eingetretene Zufallsverletzung gerade bei diesem und nur bei diesem Kopf ist nicht gerade wahrscheinlich. Absichtliche Beseitigung eines höherer Geldbewertung hinderlichen Zeugnisses wäre dagegen in den Praktiken des niederen italienischen Kunsthandels nichts Ungewöhnliches. Da Schreiber ausdrücklich bezeugt, das Relief sei „wenig bestoßen und ohne Ergänzungen. Die Platte ist mehrfach gebrochen, die Stücke jetzt getrennt", ist Verlust des Eckstückes beim Wegschaffen aus der Villa durchaus verständlich, Abfallen eines früher etwa ergänzt gewesenen Gesichtes jedoch nicht anzunehmen. Hätte selbst Schreiber sich geirrt, wäre das Gesicht ergänzt gewesen, so müßte man Spuren der Befestigung einer Ergänzung, ob nun aus Marmor, bei solchem dazu im Freien aufgestelltem Stück das Wahrscheinlichere, oder nur aus Gips, am Bruch wahrnehmen, wenigstens eines jener kleinen Dübellöcher, die an antiken Marmorwerken so regelmäßig einstige antike oder neuere Ergänzung verraten. So beweist ein solches auf der Halsfläche des rechts vom einstigen Vexillum stehenden Römers für dessen seit Eichlers Zeichnung ebenfalls verlorenen Kopf seine einstige Ergänzung.

2) Die einstige Gestalt des Reliefs

Als das Relief in den Besitz des Kardinals Ludovisi kam, war es links vollständiger als jetzt. Trotz Schreibers Versicherung, es sei nichts ergänzt, muß ich die Herkulesmaske, welche das Relief, als es für Mainz erworben wurde, zur Linken abschloß, für eine mit fast ängstlicher Treue von einem geschickten neueren Bildhauer hergestellte Wiederholung derjenigen zur Rechten halten. Die Marmorarbeit wirkt weniger original, der Stein selbst sieht nicht so aus, als wäre er jemals unter der Erde gewesen, ist auch heller im Ton. Die tiefen Laufbohrerrillen, dem Künstler der Maske zur Rechten völlig vertraute flotte Technik, sind dem Kopisten mühsam. Er stellt sie durch sorgfältiges Nebeneinandersetzen von Spitzbohrerlöchern her, sodaß nicht nur die zahlreichen kleinen verbindenden Stege, sondern auch die Intervalle zwischen den Bohrspitzen vielfach deutlicher stehen blieben, als dies die Mache der anderen Maske und im allgemeinen derjenigen antiken Arbeiten dieser Art ist, die wirklich ganz zu Ende geführt sind. Gerade die peinliche Genauigkeit, mit der jede Locke der rechten Maske auch von der anderen wiedergegeben wird, verrät den abhängigen, unselbständigen Arbeiter, selbst kleine Zufälligkeiten der Linienführung werden versucht, ängstlich nachzubilden, aber ohne den freien Schwung, ohne den Duktus der Originalmaske zu treffen, sodaß die Formen wohl etwas plumper herauskommen. Bei einem selbständig vom gleichen Künstler ausgeführten Werk wäre derartig sklavische Nachahmung unverständlich und sinnlos. Die energischere freiere Tiefenführung der Linien verleiht der rechten Maske ganz andere Tiefe als der linken, bessere Reliefwirkung; die Locken der linken scheinen vielfach wie zu kleben. Auch das Nackte stellt sich bei der linken Maske lebloser, flacher dar: man vergleiche nur die Stirnbildung! Eine unbewußte Konzession schließlich an die Abneigung der italienischen Spätrenaissanceskulptur — bekannte Ausnahmen bestätigen die Regel —, die Augenbrauen plastisch anzugeben, mag in der Verschiedenheit erkannt werden, die auffälligerweise in diesem Punkt zwischen beiden Masken besteht. Über eine andere, die Bildung des Auges selbst, s. unten.

Ich habe geglaubt, mich so ausführlich über den späteren Ursprung dieser Maske auslassen zu müssen, weil Schreibers Versicherung einer Widerlegung be-

dürftig iſt für den Fall, daß die für Mainz miterworbene, wenn auch von der Muſeumsdirektion ſogleich nicht mit zur Aufſtellung gebrachte Maske identiſch ſein ſollte mit derjenigen, welche Montfaucon und Eichler als linken Abſchluß des Reliefs geſehen und gezeichnet haben. Freilich iſt auch das nicht ſicher. Nicht nur wurde vom Vorbeſitzer erklärt, die Maske ſei zuſammen mit dem anſtoßenden Stück flachen Grund, der die verloren gegangene Ecke erſetzen ſollte, erſt neuerdings hergeſtellt; auf ſolche beim Verkauf nicht aus erſter Hand gemachte Erklärungen iſt erfahrungsgemäß nicht immer Verlaß; ſondern ſie iſt anſcheinend auch aus dem gleichen weißbläulichen Marmor gearbeitet, aus dem das neue Eckſtück beſteht, welches ja zweifellos erſt an Stelle der beim Wegtransport aus Villa Ludovisi oder nachher abhanden gekommenen Ecke der figürlichen Darſtellung getreten iſt. Es iſt zwar merkwürdig, daß Maske und das glatte Füllſtück daneben nicht aus demſelben Stück Marmor hergeſtellt wurden, ſondern loſe nebeneinander gerückt ſind; doch war ſolches Stückungsverfahren handwerklich gewiß einfacher und erforderte weniger Material. Alſo könnte die von Montfaucon und Eichler gezeichnete Maske echt geweſen und nur, wie die linke Ecke der figürlichen Darſtellung, bei oder nach dem Verlaſſen der Villa Ludovisi verloren gegangen ſein. Es iſt bedauerlich, daß ſomit nicht feſtzuſtellen iſt, ob der Sarkophagdeckel urſprünglich wirklich ſchon unmittelbar zur Linken der figürlichen Darſtellung mit der Maske abgeſchloſſen war oder ob etwa auch die verlorene Maske eine Ergänzung war und wir berechtigt wären, den Sarkophagdeckel uns nach links verlängert zu denken. Auch hätte jene Maske alt ſein und trotzdem ein Stück zwiſchen ihr und der erhaltenen Reliefflάche fehlen können, wenn nämlich die Brüchigkeit des linken Schlußſtücks, die ſich ſchon aus dem Verluſt der Ecke des Bildfeldes entnehmen läßt, bereits in die Zeit vor Erwerbung des Reliefs für Villa Ludovisi hinaufreichen ſollte, ſodaß Unvollſtändigkeit angenommen werden könnte, ſchon ehe es für die Anbringung über dem Portal der Villa zurechtgemacht wurde. Doch ſind das alles nur Möglichkeiten, über die nachzuſinnen uns die Sonderbarkeiten der Kompoſition als ſolcher veranlaſſen müſſen.

Bevor wir jedoch auf dieſe eingehen, bedarf der Zuſtand des Erhaltenen noch näherer Erwägung. Ein Blick auf die photographiſche Wiedergabe zeigt, daß ein Bruch durch den ganzen unterſten Teil der Reliefplatte geht. Augenſcheinlich iſt einmal die ganze Deckelplatte, die ſich frei vor dem Satteldach eines Sarkophags erhob, durch einen ſtark von oben und hinten wirkenden Druck da abgebrochen, wo ſie nicht mehr durch jenes Dach geſchützt war, vielleicht beim Einſturz einer Decke des Grabraums. Eine weitere Folge ſolchen Einſturzes war ſodann das Auseinanderbrechen des zunächſt ſtehengebliebenen Streifens in eine Reihe kleinerer Stücke, weil entweder der untere Teil des Satteldachs oder wahrſcheinlicher die unten anſtoßende Vorderſeite des Sarkophagkörpers ſelbſt zerbrach und ſomit auch die damit in Verdübelung ſtehenden Teile der Deckelvorderſeite zerriſſen wurden. Abb. 2 gibt ein Bild des Ausſehens von Unterſeite und Bruchfläche (letztere nur von links ausgehend bis zum unter dem Tropaion ſitzenden Gefangenen). Der Architekt, der die Aufnahme vor der jetzigen Aufſtellung genommen hat, bemerkt dazu: „Die Klammer A im unteren Lager iſt noch gut erhalten. Die Klammer B nur noch zur Hälfte. C und C 1 ſind abgebrochene Dollen. Klammern und Dollen ſind aus Eiſen, mit Blei eingegoſſen und verſtemmt. Die Klammern ſind in den Marmor eingelaſſen. Deutlich iſt zu erkennen, daß die Bleiſtellen mit einem runden Werkzeug verſtemmt worden ſind. Dem Ausſehen nach dürften die Klammern und Dollen aus alter und gleicher Zeit ſein. D iſt ein altes Dollenloch, das man bei der Aufſtellung unbenützt gelaſſen hat. Die Dollenlöcher E ſind neuerer Zeit und wohl in der Abſicht vorgeſehen, die vielen Bruchſtücke zuſammenzuſetzen.“ Wir werden ſomit die Klammern A und B und die Dollen C und C 1 für alt halten, und zwar iſt der Dollen C für die Befeſtigung des Deckels auf dem Sarkophagkörper angewandt und abgebrochen bei jener Kataſtrophe, die den Längsbruch des Ganzen und die Vertikalbrüche des unteren Streifens hervorrief, die Klammern dagegen für die, wie ich meine, antike Reparatur, der noch im Altertum der Sarkophagdeckel, wie ehedem, jedenfalls auch der jetzt verlorene Sarkophag unterworfen wurden. Auffällig iſt, daß Klammer B nur zur linken Hälfte erhalten iſt und daß das anſtoßende Stück keine Bettung für die rechte Hälfte zeigt. Dazu kommt, daß dies Stück und das größere rechts davon, beide mit etwas anderer Abfaſung, aus anderem gelblichen, wie mir ſcheint, pariſchen Marmor eingeſetzt iſt, der von dem übrigen grau-weißen italiſchen Marmor ſich durch Struktur und Farbe ſcharf ſcheidet. Die beiden pariſchen Stücke ſind nicht durch Bruch, ſondern in geraden Linien geſchieden, d. h. die Reparatur aus zwei getrennten Stücken vorgenommen, die ſorgſam aneinander gepaßt wurden. Der geſchilderte Klammerzuſtand ſcheint zu beweiſen, daß hier eine zweite Ausbeſſerung vorliegt, die alſo vielleicht erſt vor Einfügung des Reliefs über dem Portal der Villa Ludovisi ausgeführt wurde; denn weder der griechiſche Marmor, den man aus den antiken Beſtänden auch in der Renaiſſance in Rom immer zur Verfügung hatte, noch die Art der Arbeit zwingen dazu, auch dieſe Ergänzung noch in das ſpätere Altertum zu ſetzen. Bei ſolchem Erhaltungszuſtand des Reliefs wäre es ſomit nicht verwunderlich, wie ſich beim Transport aus dem Keller der Villa Ludovisi die linke Maske und das Eckſtück der geſchicht-

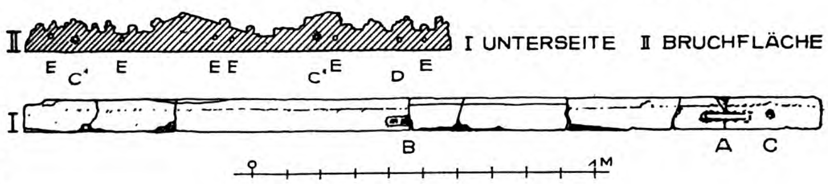


Abb. 2. Zeichnung der Klammer- und Dübellöcher

lichen Darſtellung verloren habe, wenn etwa, ſchon bevor das Stück in Ludovisiſchen Beſitz kam, nicht nur jene beiden aus pariſchem Marmor erſetzten Stücke abhanden gekommen wären, ſondern auch weitere Stücke zur Linken, zwiſchen der durch Montfaucon und Eichler bezeugten linken Maske und der geſchichtlichen Szene. Wäre dieſe Annahme berechtigt, ſo würde es ohne Schwierigkeit möglich ſein, die Sonderbarkeit der Verteilung der Darſtellungen auf der Platte durch an ſich wahrſcheinliche Vermutungen über zu ergänzende Vervollſtändigungen zur Linken zu beheben. Die Frau, deren Oberkörper vor dem von zwei hochgeſchürzten Mädchen gehaltenen Vorhang gebildet iſt, blickt nach halblinks. Man ſollte denken, daß ſie mit Notwendigkeit das gleichartige Bruſtbild eines Mannes vorausſetzt, der auf der verlorenen linken Seite nach halbrechts ſchaute und von der Mittelſzene ebenfalls durch eine in ſo eigenartigem Hochformat gehaltene Tafel getrennt war. Auf den Lebenslauf dieſes Mannes bezog ſich dann natürlich die figürliche Hauptſzene in der Mitte des ganzen Reliefs, ebenſo wie die Szene der Klagenden am Tropaion unter der erhaltenen Tafel, der eine ähnliche unter der dem Manne geltenden Tafel entſprochen haben müßte. Der Vorhang hinter ſeinem Bruſtbild wäre dann etwa durch zwei Virtusgeſtalten gehalten geweſen, denen zu Liebe man der Frau die nicht recht bezeichnenden und bezeichneten wie Virtus, Victoria, Nymphen charakteriſierten Mädchen zugeteilt haben würde. Die verlorene Inſchrifttafel würde dann eine auf den der Frau im Tode vorangegangenen Mann bezügliche Inſchrift enthalten haben, dem die Frau den Sarkophag, den ſie auch für ſich als einſtige Ruheſtätte beſtimmte, viva posuit. Daher ihre noch leere Tafel, die, was öfters vorkommt, wenn ſorgende Erben fehlten, unbeſchrieben blieb. Auch die Maße würden einer ſolchen Ergänzung nicht im Wege ſtehen. Die Maße des erhaltenen Stücks betragen Länge 2,35 m (nach Schreibers Meſſung fälſchlich 2,07 m), Höhe 0,75 m. Fügen wir zwiſchen der linken Eckmaske und der figürlichen Mittelſzene die Breite der verlorenen Inſchrifttafel mit dem Mannesporträt vor ſeinem Vorhang hinzu, ſo kämen wir auf eine Geſamtlänge von etwa 3,25 m. Das ergäbe ein wohlproportioniertes und von den Verhältniſſen ähnlich großer Sarkophage mit Eckmaskendeckeln nicht allzu ſehr abweichendes Verhältnis zwiſchen Höhe und Länge des Geſamtſarkophags: etwa $1:5^1/_4$. So hat z. B. der Leukippidenſarkophag bei Robert, Ant. Sarkophage III 2, 182: 1 : 6, der Endymionſarkophag III 1, 72: $1:6^1/_2$. War doch die Zeit zwiſchen Kaiſer Marcus und Severus Alexander durch die gerade damals für Aufſtellung in großen Grabſälen der Vornehmen üblichen mächtigen Sarkophage mit lebensgroßen Deckelfiguren noch an ganz andere Verhältniſſe, $1:2^1/_2$—3, zwiſchen Kaſten und Deckel gewöhnt, z. B. Ant. Sarkophage II 21, 25, 69; III 1, 83, 126. Nicht nur Länge und Höhe des Sarkophagdeckels ſtänden ſo vervollſtändigt untereinander und zum vorauszuſetzenden Geſamtſarkophag in guter Harmonie, ſondern auch die Eckmasken würden erſt bei Annahme größerer Breite der Vorderſeite erfreulich wirken, während ſie bei Feſthalten an der von Montfaucon und Eichler gezeichneten Größe der Analogie unter den zahlreichen erhaltenen Sarkophagen mit derartig großen Eckmasken, ſoweit ich hier feſtſtellen kann und meiner Erinnerung trauen darf, entbehren.

Doch iſt die Beweiskraft derartiger äſthetiſcher Erwägungen allein nicht durchſchlagend. Schon an ſich ſind die Mainzer Masken, verglichen mit den Deckelmasken an Sarkophagen etwa zwiſchen 180 und 250 n. Chr., ganz beſonders hoch und maſſig. Das gleiche in die Höhe Streben zeigt das große Bruſtbild und beſonders die Tafel, welche ſtatt der ſonſt üblichen Hauptausdehnung in wagrechter Richtung die ſeltene Form des ſtehenden Rechtecks angenommen hat. Dieſe Tendenz muß wohl ihren Grund gehabt haben in einer gleichfalls vom Gewöhnlichen abweichenden Höhe des Sarkophagkörpers ſelbſt. Seine Darſtellung wird vermutlich einem großen Schlachtbilde gegolten haben, etwa wie der Sarkophag des Thermenmuſeums, Helbig, Führer II³ 1317 = Bienkowski, Gallier Taf VIa oder Giustiniani M-D II 3331 = Bull. comun. 1904 Tav. IV, deſſen Schlußakkord die erhaltenen Kompoſitionen auf dem Deckel bildeten, ebenſo wie auf Sarkophagen mit Amazonenkämpfen (z. B. im Kapitol, Helbig, Führer I³ 865), mit einer Gallierſchlacht (z. B. Kapitol, Helbig I³ 772) oder mit der Niobidentötung (z. B. Vatikan, Helbig I³ 382) die Getöteten auf der Vorderſeite des Deckels zu ernſten Gruppen vereinigt ſind. Die kriegeriſche Laufbahn eines höheren Offiziers, welche ihn mit den nordiſchen gefürchteten Gegnern Roms in Berührung brachte, mochte der Witwe den Wunſch nahelegen, dieſe Höhepunkte ſeines Lebens in der damals üblichen und oft ähnlich, wenn auch ſelten in ſo aktuellen Wirklichkeitsformen wiederkehrenden Weiſe auf dem Sarkophag zum Ausdruck bringen zu laſſen.

So ergänzt, ſchien ſich alles gut zu fügen. Dennoch ſtellt eine andere Wahrnehmung die als möglich vorgeſchlagene Vervollſtändigung ſehr in Frage. Rechts vom Frauenbildnis geht der trennende und das Mittelbild gegen die Eckmaske abſchließende Stab mit hohlkehlenartiger Krümmung in die Grundfläche über, und von einem gleichartigen Abſchluß am linken Ende der hiſtoriſchen Szene iſt ganz unten neben dem vorgeſetzten Fuß des Barbaren noch ein kleines, aber zweifelloſes Stückchen antik erhalten. Dadurch werden die Szene links, die Tafel und das Bruſtbild zu einer Einheit zuſammengeſchloſſen. Tatſächlich iſt die Breite der hiſtoriſchen Szene genau die gleiche mit derjenigen des Bruſtbildabſchnittes, ſodaß die Tafel die genaue Mitte einnimmt zwiſchen den Stababgrenzungen links und rechts. Will man alſo nicht etwa annehmen, daß wir gerade die Hälfte eines in der Mitte durch einen Stab geteilten und dann freilich ganz außerordentlich großen Deckels haben, deſſen andere Hälfte zunächſt noch eine figürliche Szene, dann Tafel mit ähnlicher Tropaionſzene, alsdann ein männliches Bruſtbild, ſchließlich die linke Eckmaske gezeigt hätte, ſo ſind wir in der Tat genötigt, das kurze und alsdann ſehr hohe Verhältnis des Reliefs in der Ausdehnung, wie es über dem Portal der Villa Ludovisi eingemauert war und von Montfaucon und Eichler gezeichnet wurde, uns gefallen zu laſſen, vielleicht ſogar noch eine antike Stückung am linken Ende, da die Außenſeite jenes kleinen Stabreſtes in alter Zeit abgeſchnitten erſcheint,

„etwas rauh wie auch am rechten Ende, nach der Technik und Verwitterung ganz gleichartig. Eine Stückung ſo nahe dem Ende wird eben durch die Beſchaffenheit des Marmorblockes veranlaßt geweſen ſein, wenn ſie zunächſt auch auffällt" (Schumacher); allerdings in hohem Grade auffällig, mir aus keinem antiken zweiten Beiſpiel bekannt. So möchte ich doch zu der Anſicht neigen, daß die Abglättung dieſes winzigen Stückes erſt erfolgt iſt, als die Ergänzung des Eckſtückes und der linken Maske eine gewiſſe Bearbeitung dieſes durch Bruch gewiß auch angegriffenen Eckchens notwendig machte. Bleibt doch noch anderes ſonderbar genug: Das Porträt der Frau neben ausſchließlich männlichen Taten, ihre Halblinkswendung, der Mangel einer künſtleriſch genügenden Reſponſion zum Frauenbilde angeſichts des hohen künſtleriſchen Anſpruchs, den das Bild der Frau mit Recht macht, und der vorauszuſetzenden erſten Beſtimmung des Sarkophags, ſchließlich die leergelaſſene Inſchrifttafel auf einem Sarkophag, den doch die Frau zweifellos zuerſt für den Träger jener kriegeriſchen Handlungen, erſt in zweiter Linie für ſich ſelbſt beſtimmte und der ſicher ſo geräumig war, daß er auch geeignet ſein konnte, nach ihrem Tode ſie mit ihrem Gatten zu vereinigen. Aſymmetriſche Kompoſition ſolcher Bruſtbilderſarkophage gehört zu den größten Seltenheiten, was mir auch Hülſen noch beſonders die Freundlichkeit gehabt hat zu beſtätigen. Und findet ſie ſich, dann erſt beträchtlich ſpät: ſo z. B. auf einem jüdiſch-chriſtlichen Sarkophag bei Reinach, Rép. d. rel. III 209: in der Mitte eine Tafel, rechts eine große Frauenbüſte vor Vorhang, den zwei Jahreszeitenknaben halten, links Weinleſe, auf noch einigen chriſtlichen Sarkophagen, wie Garrucci 394, 7, 8 oder auf einem Kufenſarkophag aus Oſtia, mit kleinen Feldern am Deckel, daher weniger auffällig (Robert, Ant. Sark. III 1, 83). Mit all dieſen Sonderbarkeiten gilt es, ſich abzufinden, wenn es nicht gelingt, eine andere Erklärung für das kleine Anzeichen des Abſchluſſes zur Linken zu finden.

3) Einiges über Zeit und künſtleriſche Art des Reliefs

Die künſtleriſch bedeutendſte Wirkung auf den heutigen Beſchauer des Sarkophagdeckelbruchſtückes übt das Frauenbildnis aus. Ruhig hebt ſich das nicht mehr ganz jugendliche, aber noch anmutige, wenn auch vornehmen kühle Antlitz heraus, zunächſt aus dem Rahmen des gewellten Haares, alsdann von der in flotter, aber kalter Technik ausgeführten Gewandung und dem baldachinartig geſpannten Tuch, welches im Verein mit den dienenden Idealmädchen der Herrin noch eine beſondere Folie verleiht. Die am Original urſprünglich ſelbſtverſtändlich vorauszuſetzende differenzierende Färbung der verſchiedenen Stoffe löſte dieſelben voneinander, half auch wohl hinweg über die mangelnde Wiedergabe jeder Textur und infolge der tiefen Laufbohrerfalten harte, wenig modellierte Oberflächenbehandlung, wie ſie dieſer Zeit nun einmal eigentümlich geworden war. Auch die gänzlich verſagende Modellierung des weiblichen Körpers unter dem Gewand mochte durch die Farbe weniger empfindlich wirken. Zwei Jahrhunderte Kaiſertum hatten der Scheidung der ſozialen Schichten bis zur monarchiſchen Spitze hinauf allmählich auch äußerlich immer ſchärferen Ausdruck gegeben. In der Kaiſertracht war die Kleidung des einfachen Römers immer mehr der „Uniform", der vornehmeren Heerestracht gewichen, die „Statuae Achilleae", welche in ihrer Nacktheit noch griechiſches Empfinden atmeten und ſtatt der Betonung des perſönlichen Ranges einen Vorzug über die übrige Menſchheit durch Angleichung an die edlen Heroen alter hoher Zeiten auszudrücken ſuchten, traten mehr zurück und damit eine Nötigung für die Künſtler, der Wiedergabe des nackten Körpers ſorgſames Studium zuzuwenden und die Bildwerke früherer Geſchlechter ſich zueigen zu machen, um zu gleicher Vorzüglichkeit zu gelangen. Wenn ausnahmsweiſe noch einmal Commodus ſich als Herakles, Alexander Severus ſich nicht nur in Achilleusgeſtalt (z. B. Mus. Torlonia Tav. XC 365) als neuer Alexander, ſondern auch als Herakles und daher nackt darſtellen ließ, ſo empfindet man in ſeiner Zeit das ſchon als eine ſubjektive und daher als unangenehme Eitelkeit wirkende vereinzelte Lächerlichkeit. Und ſo wohl auch die Zeitgenoſſen. Und wie die Männer, ſo die Frauen. Das freudige Verſtändnis für künſtleriſche Wiedergabe der Körperform, wie ſie ohne Unterſchied des Standes jedem guten Modell eigen ſein kann, wich dem Beſtreben, Porträt, modiſche Tracht von Gewand und Haar, vornehmen ſtandesgemäßen Habitus zu möglichſt deutlichem Ausdruck zu bringen, immer mehr ſich langſam auf jener Linie vorwärts bewegend, welche ſchließlich zu den byzantiniſchen Koſtümbildern führte, bei denen der Körper völlig unter den äußeren Nebendingen verſchwindet. Unſer Künſtler empfindet noch die Notwendigkeit, die Hände zu zeigen und zu beſchäftigen und damit der Lebloſigkeit des Körpers entgegenzuarbeiten. Die aus dem Gewand hervortauchenden Hände waren koloriſtiſch jedenfalls ein guter Gegenſatz zum toten Gewand, wenn auch ihre typiſche Handlung nichts beſonders Individuelles zeigt und die Ausführung vernachläſſigt iſt: die eine Hand hält die Schriftrolle, das Zeugnis der Rechtshandlung, welche die Witwe mit Errichtung des gemeinſamen Grabmals ausführt, an ihrem unteren Ende, während die zwei erſten Finger der Rechten ſie oben berühren: dies die auf Werken dieſer Zeit übliche Art, wie Frauen ſolche Rollen halten, die der Mann kraftvoll mit einer Hand, bald der rechten, bald der linken, in der Mitte zu faſſen pflegt. Erſt ſpätere Zeiten übertragen die Rollenhaltung der Frau auch gern auf den Mann, ſo vielfach chriſtliche Sarkophage. Das Antlitz iſt fein und ſorgſam durchgearbeitet, mit vollem Verſtändnis für die Wirkung des Knochenbaues auf die Oberflächengeſtaltung und weicher, durchaus auf Wiedergabe des Perſönlichen ausgehender Charakteriſierung der Epidermis und der ſich hier und da ſchon leiſe in ſie ſenkenden Falten. Unter den plaſtiſch angegebenen, auch auf Detaillierung durch die Farbe berechneten Brauen ſchauen die Augen mit klarem Verſtandesblick hervor, weit geöffnet, ruhig und vornehm dem Künſtler und dem Beſchauer ſtandhaltend. Sie zeigen durch leichte Ritzung den Rand der Pupille an, während der Augenſtern, dem oberen Lidrand nahe, wie es in dieſer Zeit üblich iſt, angegeben wird durch eine einfach gebohrte längliche Vertiefung, in welche ein kleiner Stachel von oben hereinragt: alſo genau wie

bei der echten Maske zur Rechten und den kleinen Köpfen, während die moderne linke Maske eine andere Bezeichnung der Pupille zeigt. Das Haar ist in nur leicht gehobenen Wellenlinien angeordnet und rechnet stark auf Mitwirkung der Farbe; es reicht an den Seiten bis etwas über den unteren Ohrrand herab, das Ohr verdeckend, bis zum oberen Nackenansatz heran. Die Stellung des Kopfes läßt die dann wieder von unten auf den Hinterkopf emporgenommene Masse des Haares mehr ahnen als wirklich sehen.

Schon die eben beschriebene Anordnung des Haares gestattet recht genaue zeitliche Bestimmung des ganzen Reliefs. Mit der jüngeren Faustina, des Kaisers Marcus Gemahlin, Mutter des Commodus und der Lucilla, beginnt die gewellte Tracht des Haares sich der auf unserem Relief dargestellten Form zu nähern, ohne sie jedoch schon genau wiederzugeben. Eine der beiden Frisuren, mit denen Lucilla oder ein ihr nahe verwandter Kopf sich oftmals zeigt, rückt ihr noch näher, weiche Wellen legen sich an den Schädel, allerdings noch den untersten Teil der Ohrmuschel, auch nur das Ohrläppchen oder den hängenden Ohrschmuck noch eben zeigend (s. z. B. Bernoulli, Röm. Ikonogr. II 2 Taf. LII; Ponton d' Amécourt, Monn. Rom. d'or pl. XIII 348 u. ö.). Mit Titiana, der Gemahlin des Pertinax, Manlia Scantilla, Gemahlin des Didius Iulianus, beide im gleichen Jahr 193 Kaiserinnen, verschwindet auch der Rest des Ohres vollständig (Stückelberg, Die Bildnisse röm. Kaiser u. i. Angeh. Taf. 61, 64). Neben anderen Frisuren, z. B. der Melonenfrisur, die Plautilla lieber trägt, hält sich die von uns besprochene, bald in mehr freinatürlicher Art, bald, z. B. bei der Iulia Domna, Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, stärkere Anwendung der Brennscheere verratend (Bernoulli II 3; Hekler, Bildniskunst Taf. 288; Ponton d'Amécourt pl. XV—XVI 399—409 Taf. XV—XVIII; Stückelberg Taf. 69) bis in die Zeit Elagabals, dessen Mutter Iulia, Domnas Nichte Soaemias (Stückelberg Taf. 76) ebenso wie Iulia, Domnas Schwester Iulia Maesa (Stückelberg Taf. 77), auch noch dieser Tracht huldigen. Aber der Maesa Tochter und der Soaemias Schwester Iulia Mamaea, die Mutter des Alexander Severus, empfindet schon jene gänzliche Verhüllung des Ohrs unangenehm, die Frisur bleibt in ihren Grundzügen die gleiche, aber das Haar wird hinter den völlig frei gelassenen Ohren herabgeführt. Auch die drei Frauen des Elagabal, Paula, Aquilia und Faustina III, nehmen die gleiche Haartracht an, die von da ab bis in die Mitte des Jahrhunderts, ja noch länger, die herrschende blieb (z. B. Bernoulli II 3 Taf. XXXII a, b; Delbrück, Bildn. röm. Kaiser Taf. XXIX; Stückelberg Taf. 78—80, 83), seitdem auch Orbiana, die Gemahlin des Alexander Severus, sie zu der ihrigen gemacht hatte (z. B. Stückelberg Taf. 82). Erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts verstecken sich gelegentlich die Ohren wieder, z. B. Museo Torlonia Tav. CLX 614, 615. Daß in jener späten, überdies durch anderes völlig ausgeschlossenen Zeit ein Porträt derartig fein und lebensvoll ausgeführt wäre, ist undenkbar. Dagegen fehlen durchaus nicht zahlreiche Kunstwerke gerade auf dem Gebiet der Bildniskunst, die von dem noch hohen Können und feinem Empfinden der Zeit kurz vor und kurz nach 200 rühmliches Zeugnis ablegen. Ein besonders glänzendes Beispiel ist die Büste einer jungen Frau in Kopenhagen: Bernoulli II 3 Taf. VI; Hekler, Bildniskunst Taf. 287.

Die somit durch das Frauenbildnis gegebene Zeitbestimmung in die Epoche um 200 wird bestätigt durch prüfende Blicke auf die Szene links, wo dem siegreichen Feldherrn ein Knabe und ein Mädchen vorgeführt werden, trotz ihrer römischen Tracht doch wohl gedacht als erbeutete Kinder eines germanischen Vornehmen, vielleicht dessen, der hinter ihnen steht und sich ebenso scheut, von ihnen die Hand zu lassen, wie das zu ihm aufschauende Mädchen in gut beobachteter Kindlichkeit wenigstens den Zeigefinger seiner rechten Hand nicht loslassen möchte, um vor dem gefürchteten fremden Mann des ihm vertrauten Schutzes nicht verlustig zu gehen (Eichlers Zeichnung ungenau). Der Offizier, welcher die Übernahme der Kinder in den römischen Schutz, welchen er dem Sieger empfiehlt, durch Handauflegung symbolisch ausdrückt, entspricht in Stellung, Kleidung und Charakterisierung namentlich des Kopfes durchaus den Gestalten der gleichen Zeit. Der Kopf findet ein schlagendes Gegenstück z. B. im Elagabal des Kapitol: Delbrück, Ant. Porträts Taf. 51; Stückelberg Taf. 75; Haar- und Bartschnitt sind identisch, auch die Art, wie das Auge im Schädel liegt, der nach oben gerichtete und ebenso bezeichnete Augenstern, die leichte Öffnung des Mundes, überhaupt das Bestreben, durch Wendung und Haltung des Kopfes bewußte Lebens- und Willensäußerung zu betonen, wie wir sie aus den Caracallaköpfen gleicher Zeit so gut kennen. Auch der Caracallatyp fordert zum Vergleich heraus, z. B. Amelung, Vatikan II Taf. 81, 20; ebenso Getaköpfe, z. B. Bernoulli II 3 Taf. XXII a, b = Amelung, Vatikan I Taf. 20 (Eichlers Zeichnung gibt die so bezeichnende Hebung des Kopfes und im besonderen des Blicks der Augen nicht richtig wieder, wie das Original lehrt). Mit dem letzten Medaillon auf S. 162 bei Fröhner, das Geta mit dem britannischen Kriegsbart zeigt, geprägt um oder kurz vor 209, berührt sich andererseits der Kopf des sitzenden Feldherrn, falls Eichlers Zeichnung ihn getreu wiedergibt, in außerordentlich naher Weise: zwar keine Gleichheit des Bildnisses, wohl aber der Tracht und künstlerischen Auffassung. Das Wenige, was von Kopf noch da ist, namentlich die ganz andere länglich hohe Schädelform stimmt freilich der Zeichnung gegenüber bedenklich.

Also auch die historische Darstellung stimmt völlig zu dem Zeitansatz, den wir dem Frauenbildnis entnehmen durften. Ebenso ihr Platz in der Typologie ähnlicher Darstellungen. Alles ist nüchterner wie auf früheren ähnlichen Szenen, z. B. auf dem noch in die Zeit M. Aurels gehörenden Sarkophag des Belvedere Mus. P-Cl. V Taf. 31 = Amelung, Vat. II Taf. 10, 39, wo statt des ruhig neben dem Suggestus stehenden Trabanten Victoria dem auf schönem Marmorsessel sitzenden Feldherrn den Kranz übers Haupt hält, wie dem Triumphator auf dem Zuge zum Kapitol, wo die Empfehlungsszene noch zurücktritt gegenüber den gefesselten und sich dem Sieger unterwerfenden Barbaren, die noch unmittelbar dem niedriger sitzenden Sieger nahen dürfen, ebenso auf dem schönen Sarkophag der Via Collatina, aus gleicher Zeit, wo der römische Sieger, trotz

ſeiner Porträthaftigkeit nackt als über die Inder ſieghafter Dionyſos die Unterwerfung entgegennimmt (Not. d. scavi 1908, 234—41), während auf dem Mainzer Sarkophagdeckel ein ganzer Stab von militäriſchen Würdenträgern, unter denen im Hintergrunde auch Lictoren, Vexilliferi und Aquiliferi, den Feldherrn umgibt und iſoliert, und die Vorſtellung der dazu in römiſches Gewand gehüllten Barbarenkinder nur durch römiſche Vermittlung geſchehen darf. Wie vertrauensvoll nähern ſich noch die Barbaren mit Frau und Kind dem von der Virtus als Signifer begleiteten Feldherrn auf der vielleicht noch in die antoniniſche Zeit reichenden Sarkophagreihe mit dem ſtehenden Siegertypus (Wiener Vorlegeblätter 1888 Taf. IX)! Trotz Schreibers Verſicherung, nichts ſei ergänzt, möchte ich übrigens bemerken, daß an den Feldzeichen einiges ſingulär iſt: weniger noch, daß das Fahnentuch des Vexillum nicht nach Standartenart in ſeiner Mitte von der Tragſtange geführt wird (ſ. v. Domaszewski, Fahnen S. 78, 79), ſondern nach Fahnenart auf der Seite, als das ganz ſonderbare und formloſe Traggeſtell des Adlers, zuſammengeſchlagene Holzlatten ſtatt jenes trapezförmigen Gliedes, das wir auf der Traiansſäule und ſonſt ſehen (v. Domaszewski, Fahnen S. 33, 41); am meiſten nähert ſich unſere Form noch dem Auxilienſignum bei v. Domaszewski S. 74. Auch mein Kollege v. Domaszewski ſelbſt wußte keinen Vergleich zu nennen. Da Montfaucon, wenn auch ſtark von unten geſehen, und Eichler, umgekehrt von oben, die Form gleichartig geben, kann nicht wohl Zeichnerverſehen angenommen werden. Der vorhin genannte vatikaniſche Sarkophag folgt noch dem alten Kompoſitionsgeſetz der Frieſe und verteilt die Figuren möglichſt gleichmäßig auf der Platte. Das Mainzer Relief lockert die Kompoſition in der beträchtlich größeren rechten Seite zugunſten des Feldherrn und ſeiner Umgebung, während das untergeordnete fremde Volk zur Linken zuſammengedrängt und in mehreren Reihen hintereinander, mit geſchickter Benutzung der Kinder im Vordergrund durch kleinere Größenverhältniſſe Raum für ſeine Exiſtenz gewinnen muß, eine Erſcheinung, die bekanntlich in der Kunſt des 3. bis 5. Jahrhunderts — man denke an die chriſtlichen Sarkophage und Rotuli — ganz allgemein wird.

Im Gegenſatz zu der eben geſchilderten Art ſteht das kleine Bild unter der Inſchrifttafel der Frau. Streng ſymmetriſch baut ſich die Gruppe der vier Beſiegten unter dem der Kompoſition zu Liebe ganz ungewöhnlich in die Breite gezogenen Tropaion auf, eine Symmetrie, die ſogar etwas ärmlich wirkt, da dasſelbe Motiv der Armhaltung viermal wiederholt wird. Das Tropaion ſelbſt und die ganze Gruppe ſoll gewiſſermaßen architektoniſch tätig ſein und eine nicht nur optiſch, ſondern faſt ſtatiſch wirkende Unterſtützung der ſonſt im Raum ſchwebenden Inſchrifttafel darſtellen. Man mochte die Notwendigkeit einer derartigen Füllung des Raumes unter der Tafel als beſonders erwünſcht empfinden neben den Mädchengeſtalten, welche den Vorhang hinter der Grabherrin ſo ſorgſam emporhalten.

C. Die Germanendarstellung des Mainzer Sarkophag-Reliefs

von K. Schumacher

WIE in allen bisherigen Schilderungen des prächtigen Marmorreliefs, ſo ſind auch in der erſten der beiden vorausgehenden Abhandlungen die Gefangenen der zwei Bildgruppen kurzweg als Barbaren bezeichnet, ohne Unterſcheidung einer beſonderen Nationalität, hauptſächlich infolge der mehr ſchematiſchen Auffaſſung der Darſtellung. Trotz der nicht zu leugnenden typiſchen Ausdrucksweiſe der beiden Szenen ſcheinen mir aber auch einige individuelle Züge vorhanden zu ſein, welche geſtatten, die Barbaren mit Sicherheit als Germanen zu deuten und den Bildſchmuck des auch an Größe hervorragenden Sarkophags vielleicht mit einem hiſtoriſchen Vorgang in Verbindung zu ſetzen.[1])

Gehen wir von der Tropaeum-Szene aus (vgl. Abb. 3). Es iſt ein auf den verſchiedenſten Denkmälern begegnendes Schema, deſſen Entwicklung K. Wölcke, B. J. 120 (1911) beſonders S. 127 f., 171 f., 177 vortrefflich verfolgt hat. Einige Bildwerke, und zwar namentlich die ſpäteren Sarkophage, geben tatſächlich nur „Barbaren“ wieder, keine im einzelnen charakteriſierten Völkerſchaften, wie z. B. der Sarkophag in der Kathedrale zu Cortona, welcher auf dem Hauptteil den Dionyſoskampf gegen die Amazonen, auf dem Maskendeckel beiderſeits des Medaillons zwei Tropaeum-Gruppen enthält.[2]) Dagegen zeigen die öffentlichen Denkmäler, wie die Triumphbögen, Denkſteine, Münzen, nicht ſelten Gefangene, die durch beſondere Attribute als Angehörige beſtimmter Volksſtämme erkennbar ſind. Doch fehlt es auch nicht an Sarkophagen — wenn ſie auch ſeltener ſind —, welche durch Monumente letzterer Art beeinflußt wurden, wie der Sarkophag Ammendola mit ſeinen torquesgeſchmückten Galliern.[3])

Die Frau unſeres Reliefs im bekannten Penelope-Typus iſt ethnologiſch nicht näher gekennzeichnet, auch kaum durch das lange, ſträhnige Haar, wenn ſie auch an die Germanin aus dem Mainzer Kaſtell erinnert.[4]) Dagegen hat der ihr gegenüberſitzende jüngere Mann mit langen, engen Hoſen, nacktem Oberkörper und über den Rücken herabfallendem Mantel, der nach Tracht und Körpergeſtaltung als Gallier oder Germane aufgefaßt werden müßte, an der linken Schläfe eine deutlich hervortretende Haarwulſt, die ihn als Sueben oder Germanen charakteriſieren ſoll (Tacitus Germania 38: insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere . . . . . in aliis gentibus, seu cognatione aliqua Sueborum seu quod saepe accidit imitatione, rarum et intra iuventae spatium apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur ac saepe in ipso (solo) vertice religunt; principes et ornatiorem habent). Dieſe Haarwulſt iſt den Betrachtern unſeres

[1]) Vgl. auch meinen vorläufigen Bericht im Korreſpondenzblatt der Röm.-germ. Kommiſſion des Kaiſ. arch. Inſtituts I (1917) S. 12 f.

[2]) S. Reinach, répertoire de reliefs grecs et romains, III (1912) S. 21 n. 1—3. Vgl. auch den Sarkophag aus Rom, notizie degli scavi 1908 S. 235.

[3]) Katalog d. Röm.-germ. Central-Muſeums Nr. 3 (Gallier-Darſtellungen) 1911 S. 51 f. (K. Schumacher).

[4]) A. u. h. V. Taf. 16 n. 288 S. 82 f.

Denkmals bisher weniger aufgefallen, weil der Kopf (wie mehrere andere) durch den Bohrer ſtark herausgearbeitete kleinere Lockenringel zeigt, ſie iſt aber nicht nur viel größer als dieſe, ſondern überragt ſie auch weſentlich und kann nicht ohne Bedeutung ſein.

Dieſer germaniſche Haarknoten iſt allerdings mehr auf Denkmälern des 1.—2. Jahrhunderts zu beobachten, ich erinnere nur an die Metopen von Adamkliſſi, die Mainzer Reiter-Grabſteine,[1]) die Bonner Terrakottenbüſte,[2]) zahlreiche Bronzefigürchen[3]) und an die charakteriſtiſche Wiedergabe auf der Trajansſäule, während die Marcusſäule kein ſicheres Beiſpiel enthält.[4]) Doch läßt er ſich auch noch im 3. Jahrhundert und noch ſpäter nachweiſen, wie auf der Signumſcheibe von Nieder-

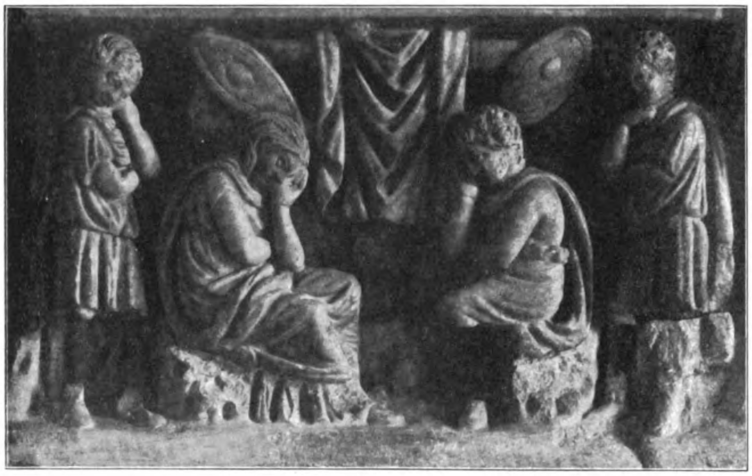


Abb. 3. Tropaeum-Gruppe

bieber, einem Trierer Marmorkopf und durch die Nachrichten bei Ammianus Marcellinus und Apollinaris Sidonius über den Alamannenfürſten Chnodomar und den Gotenkönig Theoderich.[5]) Die Haarwulſt unſeres Marmorreliefs gleicht am meiſten derjenigen der (wohl unter Alexander Severus anzuſetzenden) Signumſcheibe. Die Form des Haarknotens und der Wulſt wird natürlich nach Stammes-, Standes- und Altersunterſchieden ſich mehrfach geändert haben.

In der größeren Gruppe mit der Gerichtsſzene entſpricht dieſem Germanen der links ſtehende kräftige Mann mit langem Barte, nacktem Oberkörper, Mantel, enganliegenden Hoſen mit wulſtartigem, umgekrempten Rande, Schuhen. Leider iſt der obere Teil des Geſichts und das Kopfhaar nicht erhalten, auch nicht auf der Eichler'ſchen Zeichnung, ſodaß ſich nicht feſtſtellen läßt, ob er die gleiche Haarwulſt trug. Die Abbildung bei Montfaucon zeigt zwar eine ſtarke Schläfenlocke, doch iſt ſie in den Einzelheiten wenig verläßlich. Immerhin ſtimmt die Geſtalt nach Tracht und Körperbau nicht nur mit dem Germanen der Tropaeumsgruppe, ſondern auch den Germanen-Darſtellungen der Trajans- und Marcusſäule derartig überein, daß wir ſie wohl mit ziemlicher Sicherheit als Germanen bezeichnen dürfen. Dies gilt dann aber ebenſo für den alten Mann neben ihm, der, wie öfters alte Leute, den Mantel angezogen hat und ängſtlich und bekümmert dreinſchaut, und wohl auch für die jugendliche Perſon im Hintergrund, die jetzt fehlt und bei Eichler unbärtig, bei Montfaucon wohl verſehentlich bärtig dargeſtellt iſt. Beide laſſen zwar den Haarknoten vermiſſen, indeſſen haben ihn auch auf der Trajansſäule nicht alle Germanen derſelben Gruppe, ſondern meiſt nur die Führer. Ob die beiden Kinder in römiſcher Toga und Tunica germaniſche oder etwa geraubte und befreite römiſche ſind, muß einſtweilen dahingeſtellt bleiben.

Für die Beurteilung des Ganzen iſt eine kurze Würdigung dieſer und ähnlicher Gerichts- und Huldigungsſzenen unerläßlich.[6]) Der Imperator oder Kaiſer ſitzt auf einem einfachen Klapp- oder Feldſtuhl, iſt alſo im Feld oder Lager, umgeben von Lictoren[7]) und Truppen, Offizieren, Fahnenträgern uſw. Ein höherer Offizier ſtellt ihm die Gefangenen vor, augenſcheinlich eine Edelingfamilie, und empfiehlt ſie dem kaiſerlichen Wohlwollen, wie die Auflegung der Hand auf das Haupt des einen Kindes verrät. Es iſt ein jedem Römer geläufiges Schema, welches ſich an öffentlichen wie privaten Denkmälern durch die ganze römiſche Kaiſerzeit verfolgen läßt.

An erſter Stelle zu nennen iſt der bekannte Silberbecher von Boscoreale, jetzt im Louvre zu Paris, der eine Gerichts- und Huldigungsſzene unterworfener Germanen oder Hiſpanier vor Auguſtus darſtellt.[8]) Der Kaiſer, auf einem Feldſtuhl über einer Eſtrade ſitzend, zeigt ganz die Haltung wie auf unſerem Relief, mit der Rechten die Huldigenden begrüßend, in der Linken

[1]) Germanenkatalog (Nr. 1, 1912)[3] S. 20 n. 7 (den Kopf ſehe ich übrigens jetzt auch für einen abgeſchlagenen an), S. 39 n. 18.

[2]) Germanenkatalog S. 26 n. 11 a.

[3]) Ebenda S. 87 n. 20, 21; vgl. S. 130 und H. Fiſcher, Philologus 50 S. 379, Ztſchr. f. deutſches Altert. LIII (1911) S. 183 f.

[4]) Doch kommt mehrfach ein eigentümlicher Strich des Stirnhaares aufwärts vor, welcher an die „Haarhörnchen" der Baſtarner des Denkmals von Adamkliſſi erinnert (E. Peterſen, Die Marcus-Säule 1896 S. 49).

[5]) Germanenkotalog[3] S. 11/12, 52 n. 33a, 57 n. 37.

[6]) Vgl. auch meine Ausführung im Korreſpondenzblatt der Röm.-germ. Kommiſſion I (1917) S. 14 f.

[7]) Bei dem einen iſt das Stabbündel wie auf dem Becher von Boscoreale deutlich angegeben, bei den anderen könnten es auch Lanzenſchäfte ſein.

[8]) Fondation Piot, Monuments et memoires V (1899—1902) Taf. XXXIII 2, Text S. 134 f. — S. Reinach, rép. de reliefs grecs et romains I (1909) S. 94. — H. Willers, Geſch. d. röm. Kupferprägung 1909 S. 178 f. — A. v. Domaszewski, Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wiſſ. 1910 Taf. I. — F. Köpp, Die Römer in Deutſchland[2] 1912 S. 3 Abb. 2, Text S. 8. Weitere Literatur Germanenkatalog[3] 1912 S. 85. — Das Bedenken v. Domaszewskis, die reichbekleideten „Barbaren" als Germanen aufzufaſſen, iſt nicht ohne weiteres abzuweiſen, wenn man z. B. die Germanengeſtalten der gemma Auguſtea, Tiberiana uſw. vergleicht, doch zeigen die Bodenfunde dieſer Zeit an Rhein und Donau, daß auch die Germanen keineswegs ſo ganz kulturlos waren, jedenfalls nicht ihre Edlen, um die es ſich doch auf dem Becher von Boscoreale handelt. Es dürfte eine völlig ſichere Entſcheidung zurzeit kaum möglich ſein, ob Hiſpanier oder Germanen gemeint ſind.

mit einer Rolle. Im Hintergrund Lictoren und Leibwächter. Neben ihm ſteht ein jugendlicher Offizier, nach v. Domaszewski der kaiſerliche Prinz Marcellus, hinter ihm Tiberius.[1]) Von einem höheren Offizier (Agrippa?) werden dem Kaiſer drei reichbekleidete langbärtige Barbaren mit ihren Söhnen zugeführt, nach v. Domaszewski die Vertreter dreier ſpaniſcher Völkerſchaften. Andere Forſcher, wie H. Willers und F. Köpp, beziehen die Szene auf den germaniſchen Triumphzug des Tiberius vom Jahre 8/7 v. Chr., bezw. auf die Unterwerfung der Sugambrer 16 v. Chr. Als Vorlage denkt ſich v. Domaszewski den Wagenſchmuck der Quadriga des Augustus als Triumphator auf dem forum Augustum in Rom. Die Darſtellung iſt als Ausfluß der helleniſtiſch-auguſteiſchen Metallkunſt natürlich viel lebhafter und plaſtiſcher als die unſrige.

Eine weitere Entwicklungsſtufe unſeres Schemas führen Szenen der Trajans-[2]) und Marcusſäule vor Augen, welche die Aburteilung oder Unterwerfung dakiſcher, ſarmatiſcher und germaniſcher Stämme darſtellen. Vor dem Kaiſer Trajan, der inmitten von Offizieren, Soldaten und Fahnenträgern über einem ſteingemauerten Tribunal auf einfachem Feldſtuhl ſitzt (wohl ohne Rolle), knieen drei Dakerfürſten, um Schonung flehend, dahinter eine lange Reihe ſtehender und knieender Daker, am Schluſſe Frauen. Die Daker ſind in Tracht, Körpergeſtaltung, Geſichtsausdruck uſw. recht charakteriſtiſch wiedergegeben und unterſcheiden ſich ſcharf von den Germanengeſtalten, die ja auch mehrfach auf der Säule vorkommen. Die ganze eindrucksvolle Darſtellung läßt noch etwas vom griechiſchen Geiſte ihres Baumeiſters Apollodor verſpüren, wenn ſie auch von italiſcher Realiſtik durchdrungen iſt, und dürfte als Vorbild mancher ähnlichen Kompoſition der nächſten Zeit zu betrachten ſein.

Ganz ähnlich ſind die zwei Darſtellungen der Marcusſäule,[3]) wo Kaiſer Marc Aurel in ähnlicher Haltung inmitten ſeiner Garden ſitzt, die Rechte wie zu einem Befehle leicht erhebend. Links von ihm ſteht ein bärtiger Barbar, nach E. Peterſen wohl ein Germane in Mantel, Leibrock und langen Hoſen, in ruhiger Haltung die Hände am Mantel auf den Kaiſer einredend. Davor zwei römiſche Soldaten mit abgeſchlagenen Germanenhäuptern in den Händen, und ein dritter, welcher einen noch lebenden Edlen an den Haaren herbeiſchleppt. Die andere Szene vom Ende des Sarmatenfeldzugs iſt ſehr ſchlecht erhalten und iſt in dem genannten Werke folgendermaßen beſchrieben: „römiſche Soldaten, Garden und Legionare ſtehen und ſchauen unzweifelhaft zu ihrem auf dem Tribunal ſtehenden Imperator hinauf, zu dem von rechts eine Schaar vollbekleideter Barbaren unterwürfig ſich drängen, mehrfach mit noch kenntlichem langem Kinnbart.“ An künſtleriſcher und realiſtiſcher Kraft ſtehen die beiden Gruppen den ähnlichen der Trajansſäule weſentlich nach und laſſen den Beginn allmählich ſich ſteigernder Schematiſierung erkennen, was noch durch den Spruchbandcharakter der Säule begünſtigt war. Daß daneben aber auch noch künſtleriſch bedeutſame Arbeiten geſchaffen wurden, zeigt z. B. ein Marmorrelief im Konſervatorenpalaſt zu Rom,[4]) welches nach v. Bienkowskis Nachweis vom Triumphbogen Marc Aurels in Rom ſtammen ſoll und den Kaiſer zu Pferd inmitten ſeines Heeres und vor ihm zwei knieende Germanenfürſten vorführt.

Das Typiſche dieſer Gerichts- und Huldigungsſzene verraten am deutlichſten die Münzen. Der bekannte Numismatiker Juſtizrat J. Haeberlin in Frankfurt hatte die Freundlichkeit, mir hierüber folgende Zuſammenſtellung zu machen:

„Es laſſen ſich zwei Hauptgruppen ſolcher Darſtellungen unterſcheiden, eine militäriſche und eine zivile. In der erſteren nimmt der Kaiſer eine Huldigung oder eine Unterwerfung („acceptio in dicionem“) entgegen; in der letzteren ſpendet er Gaben oder erteilt Gnadenbeweiſe.

Die älteſte Darſtellung dieſer Art iſt die Szene, in der Sulla die Huldigung des Bocchus entgegennimmt (106 v. Chr.), dahinter der gefeſſelte Iugurtha (Babelon I S. 421). Dieſe Darſtellung war plaſtiſch vorhanden, nämlich in einem von Bocchus, nachdem er zum Freunde Roms erklärt worden war, auf dem Kapitol aufgeſtellten goldenen Weihgeſchenk (Mommſen, Geſch. d. röm. Münzweſens S. 624). Der Denar iſt von Sullas Sohn Faustus etwa 63 v. Chr., d. h. zirka 1 1/2 Jahrzehnt nach Sullas Tod geprägt und zeigt noch eine große Einfachheit der Darſtellung; immerhin läßt er bereits erkennen, daß der Seſſel, auf dem Sulla ſitzt, auf einer Eſtrade ſteht. Dieſer Seſſel wird im Gegenſatz zur zivilen sella curulis in der militäriſchen Sprache sella castrensis genannt.

Zum zweitenmal findet ſich auf Münzen Augustus in dieſer thronenden Stellung wiedergegeben, und zwar ſowohl in militäriſcher wie auch in ziviler Funktion:

a) militäriſch:

1. Augustus auf der auf hoher Eſtrade ſtehenden sella castrensis ſitzend, die Huldigung zweier Soldaten empfangend, die Lorbeerzweige zu ihm emporheben (einmal auch nur ein einzelner Soldat); aurei und Denare, ſämtlich mit IMP · X = c. 15 v. Chr., gute Abbildungen bei Gruber, Catalogue of the Roman Coins in the British Museum, Bd. III Taf. CVII Nr. 9—12.

2. Augustus in gleicher Haltung; ein Gallier oder Germane, vor ihm ſtehend, reicht ihm ein Kind dar, nach dem der Kaiſer die Hand ausſtreckt; darunter IMP XIIII, alſo etwa 8 v. Chr. — Dieſe Darſtellung verdient inſofern ganz beſonders der Erwähnung, als hier ſchon die vertrauensvolle Überweiſung eines Kindes in den kaiſerlichen Schutz genau ſo wie auf dem Relief gewiſſermaßen ſymboliſch die Ausſöhnung der Unterworfenen mit der ſiegreichen römiſchen Macht zum Ausdruck bringt. — Gruber, l. cit. Tafel CIX Nr. 9 und 10 (1 aureus, 1 Denar). Der das Kind emporhebende Barbar iſt bärtig, ein ihm bis zu den Knieen reichender Mantel hängt ihm über die linke Schulter herab, zugleich Bruſt und Leib bedeckend; im übrigen

[1]) Vgl. auf unſerem Relief den jugendlichen Offizier auf niederem Poſtament neben dem Kaiſer, von H. Sitte als Virtus erklärt.

[2]) W. Fröhner, La colonne Trajane. Paris 1872—74 pl. 102 (pl. XIV), vgl. aber auch pl. 70 (Belohnung), 137 und die zahlreichen Darſtellungen der allocutio, des Gefangenenverhörs uſw.

[3]) E. Peterſen, A. v. Domaszewski, G. Calderini, Die Marcus-Säule auf der piazza colonna in Rom 1896 (S. 75 und 94), Taf. 75 (LXVI) und 124 (CXIV).

[4]) Vgl. die Literatur Germanenkatalog[3] 1912 S. 83/84.

ſcheint mir die von dem Mantel unbedeckte rechte Körperſeite nackt zu ſein, wenigſtens vermag ich Spuren von Bekleidung (ſpeziell Hoſen) daran nicht zu erkennen.

b) zivile Szene:

Aureus des L. Mescinius, Münzmeiſters um 16 v. Chr. Auguſtus auf sella bezw. Eſtrade ſitʒend, vor ihm zwei Männer in Toga, denen er Gaben ſpendet. Aufſchrift LVD(i) S(aeculares); — AVG(ustus) S(uffimenta) P(opulo) [dat]. Babelon Bd. II S. 221.

Viel vollſtändiger als auf den bisher erwähnten aurei und Denaren ſind die Darſtellungen auf den Großbronzen der folgenden Kaiſerzeit; ich zitiere einige Beiſpiele nach der erſten Ausgabe von Cohens Médailles impériales.

a) militäriſche Szenen:

1. Trajan auf ſehr hoher Eſtrade thronend, hinter ihm der praefectus praetorio, vor ihm der „REX PARTHVS“ in flehender Haltung, eine Gruppe römiſcher Soldaten mit hastae und Feldzeichen, nächſt der Eſtrade ein Mann mit phrygiſcher Müʒe. A° 116 n. Chr. — Cohen Bd. II, Pl. I Nr. 375.

2. L. Verus in gleicher Haltung, hinter ihm der praefectus praetorio; vor ihm, von ihm abgewandt und, wie es ſcheint, abgewieſen, der „REX ARMEN“(iae), ſich an die Stirn faſſend; auf der Eſtrade noch zwei Männer, davon einer mit hasta. A° 164 n. Chr. — Cohen Bd. III, Pl. I Nr. 169.

b) zivile Szenen:

1. Domitian auf Eſtrade thronend, eine patera in der ausgeſtreckten Rechten, vor ihm zwei Togati, der eine gleichfalls mit patera; COS · XIIII · LVD · SAEC · APOP · FRVG · AG · S · C. A° 88 n. Chr. — Cohen Bd. I, Pl. XVII Nr. 307.

2. Maximinus in gleicher Haltung, ein Mann in toga, eine Treppe zu ihm emporſteigend; die ſonſt Dargeſtellten umſtehen den Kaiſer auf der Eſtrade, darunter der praefectus praetorio, Soldaten mit Lanzen, aber auch eine allegoriſche Geſtalt mit Tessera und Füllhorn, die Liberalitas (laut Umſchrift: LIBERALITAS AVG.); auf der Front der Eſtrade ein Mann mit einem Kinde an der Hand, zwiſchen (beiderſeits) zwei Lanzenträgern. A° 235 n. Chr. — Cohen Bd. IV, Nr. 45 auf Pl. III.

3. Ähnliche Liberalitätsſzene, wobei die drei Kaiſer Balbin, Pupien und der Gordian III. ſämtlich auf sellae auf der Eſtrade ſitʒen; hinter ihnen wieder der praefectus praetorio, vor ihnen die Liberalitas mit Tessera und Füllhorn. Umſchrift: LIBERALITAS AVGVSTORVM. A° 238 n. Chr. — Cohen Bd. IV, Pl. V Nr. 22.

Dieſe Beiſpiele, die ſich unſchwer noch vermehren ließen, finden ihr noch reicher ausgeſtaltetes Pendant in dem Marmorrelief; auch hier wird vermutlich der praefectus praetorio herauszufinden ſein. Insbeſondere fragt es ſich, wer die hochragende Geſtalt mit Schild und Lanze vor der Eſtrade iſt? Iſt es ein Kaiſerſohn, iſt es eine Virtus? Beide Vermutungen wurden geäußert; ich neige mehr dazu, eine Ehrenwache in dem hier Dargeſtellten zu erblicken, etwa einen Offizier der Cohors Praetorianorum. Eine genau ebenſo bewaffnete Geſtalt (mit ſechseckigem Schild und Lanze) findet ſich unter der Truppe, an die Galba eine allocutio richtet (68 n. Chr.). — Cohen Bd. I, Pl. XIII Nr. 100. Allerdings wird auch Virtus ſo dargeſtellt; ein frappantes Beiſpiel fand ich in Wiesbaden in der Sammlung des Grafen Schmiſſing auf einer Großbronze des älteren Gordianus Africanus: Virtus ſtehend nach links mit Schild und Lanze, Umſchrift: VIRTVS AVGG.; eine Abbildung dieſer Münze bei Cohen Bd. IV, Pl. V Nr. 14; ähnlich auf einer Großbronze des jüngeren Gordianus Africanus, Hirſch, München, Auktionskatalog XXX, 1911, Taf. XXXVI Nr. 1155. Ich habe aber von dem Mainzer Relief den Eindruck, daß wir es bei ihm durchaus und bezüglich aller Geſtalten mit einer Wirklichkeitsdarſtellung zu tun haben, in die Allegorien nicht hineinpaſſen. Findet ſich eine allegoriſche Geſtalt in der oben erwähnten Liberalitas (b, Nr. 2, 3), ſo findet dies darin ſeinen Grund, daß es ſich dort um eine Verherrlichung der Freigiebigkeit der Herrſcher handelt, die in dieſer Perſonifikation verſinnbildlicht wird; bei dem Kaiſer jedoch durch die Allegorie der Virtus noch beſonders betonen zu wollen, daß ihm auch die Tapferkeit eigen, bedünkt mich faſt wie ein ſeiner Ehre gar zu nahetretendes Superfluum.“ Soweit Haeberlin.



Abb. 4. Schaumünze von Lyon

Eine der ſpäteſten Darſtellungen enthält das bekannte Bleimedaillon aus der Saône bei Lyon,[1]) welches unten die Rheinbrücke zwiſchen Mogontiacum und Castellum und im oberen Abſchnitt nach der gewöhnlichen Annahme die thronenden Kaiſer Diocletian und Maximian vor Augen führt, wie ſie, umgeben von Truppen, eine Anzahl um Schonung flehender Germanen empfangen. Gerade die letʒtere Gruppe iſt recht umfänglich und noch ziemlich lebhaft geſtaltet, wenn auch künſtleriſch auf geringerer Höhe. Die Köpfe der Kaiſer, welche eine Rolle in der Linken halten, ſind bereits mit dem Nimbus

[1]) Literatur: Germanenkatalog ² S. 59/60 Nr. 39. Jeʒt auch abgeb. O. R. L. Nr. 30 (Kaſtel bei Mainz) S. 1 Taf. III 3 (E. Schmidt) und in den Vorlegeblättern des archäologiſchen Kurſus in Trier 1913 Blatt 13, wo als „Darſtellung der largitio zweier Kaiſer“ erklärt, was übrigens auch nicht ganz ausgeſchloſſen iſt. Das Original in der Bibliothèque Nationale in Paris.

umgeben.[1]) Die Charakterisierung der „Germanen" ist durch die schlechte Erhaltung der Schaumünze beeinträchtigt. Auch hier führt ein Offizier Männer, Frauen und Kinder dem Kaiser vor, der ihnen die Rechte entgegenstreckt. Unmittelbar vor dem Kaiser Maximian kniet ein Kind, hinter ihm steht seine Mutter; rechts davon ein Mann mit einem Kind auf dem Arm und einem an der Hand, im Hintergrund ein Mann wohl mit einem Kind auf der Schulter, wie z. B. auf dem Becher von Boscoreale. W. Fröhners Erklärung, les médaillons de l'empire Romain 1878 S. 259, „les plaignants sont, sans nul doute, les colons romains de la Germanie qui ont vu leur fortune anéantie à la suite d'une incursion des barbares", widerlegt sich durch die vorgeführte Entwicklung des Schemas und Mißverständnisse in der Zeichnung mancher Figuren, während die Annahme, daß das auf der Brücke vorauseilende „Kind" ein von den Alamannen geraubtes und befreites römisches sei, nicht ohne weiteres abzuweisen ist, wie denn der Frauen- und Kinderraub in diesen späteren römischen Grenzkriegen eine große Rolle spielte.[2]) Bei der Wichtigkeit dieser Medaille und ihrem großen Interesse gerade für Mainz wäre eine neue Umzeichnung derselben nach dem Original sehr wünschenswert, wobei die angegebenen Huldigungsszenen und u. a. eine Münze des Alexander Severus vom Jahre 235 zu berücksichtigen sind,[3]) welche die siegreiche Rückkehr des Kaisers an der Spitze des Heeres über die Rheinbrücke darstellt, von einer kranzhaltenden Victoria geleitet. Auch auf der Lyoner Schaumünze schmückt die zweite Victoria den siegreichen Kaiser mit einem Kranz, die vordere hält einen Palmzweig (wie z. B. Fröhner a. o. S. 309, 316, 319). An der Umzeichnung bei Fröhner sind der behelmte Soldat hinter Maximian, das knieende Kind, Kleidung und Haartracht der danebenstehenden Frau, die zwei Köpfe im Hintergrund zweifelsohne unrichtig wiedergegeben, bei der Limespublikation fehlen viele Einzelheiten, die entweder am Bleioriginal für Fröhner deutlicher als auf dem Abguß zu erkennen oder früher besser als jetzt erhalten waren, falls nicht die Fröhner'sche Zeichnung überhaupt ziemlich frei gehalten ist.

Daß diese Darstellungen der öffentlichen Denkmäler gelegentlich auch auf den Sarkophagschmuck eingewirkt haben, ließe sich an einer Reihe von Beispielen nachweisen, würde aber hier zu weit führen. Erinnert sei nur an den sogenannten Sarkophag der heiligen Helena mit seinen „Barbaren", der auch bestimmte Völkerschaften im Auge hat.[4])

Die Vermutung liegt nahe, daß, wie bei jener Schaumünze, die beiden Szenen unseres Marmorreliefs in Zusammenhang stehen und erst die Gefangennahme und dann die Freisprechung durch den Kaiser geschildert ist, wobei der höhere Offizier und die beiden Kinder vielleicht eine besondere Rolle gespielt haben. Die Kinder können römisch erzogene germanische, aber auch geraubte und befreite römische sein, die vielleicht in irgendeinem Verhältnis zu jener Frau stunden. Die Gesichtszüge der letzteren zeigen manche Merkmale nichtrömischer Rasse, in welchem Sinn auch die (Bürger-?) Rolle gedeutet werden könnte, obwohl diese bei spätrömischen Sarkophagen typisch ist. Doch kann es sich auch um eine stark ausgeprägte Individualität handeln.

Wenn sich der Vorgang bis jetzt auch noch nicht näher aufklären läßt, so müssen wir meines Erachtens doch damit rechnen, daß nicht nur eine allgemeinere schematische Darstellung wie auf manchen Sarkophagen vorliegt, sondern daß eine Begebenheit der Markomannen-, Sueben- oder Alamannen-Kriege gemeint ist, da der gut gekennzeichnete Typus der Germanen auf diese Völker hinweist. Jedenfalls aber ist es mit großer Freude und Genugtuung zu begrüßen, daß gerade die Germanenbildnisse erhalten geblieben sind und daß das wichtige Relief durch die Liberalität des Herrn Kommerzienrats Karl Opel im Römisch-Germanischen Centralmuseum mit seiner bekannten Germanen-Abteilung eine dauernde Heimstätte gefunden hat.

[1]) Vgl. auch die Münzen Coh. IV S. 414 n. 118 (Alexander Severus) und S. 508 n. 26 (Maximin) und andere Liberalitas-Darstellungen.

[2]) Vgl. z. B. Libanius ἐπιτάφιος ἐπ' Ἰουλιανῷ p. 533 f. A. Riese, Das rhein. Germanien S. 247); χρήματα δὲ ἤγετο καὶ γυναῖκες καὶ παῖδες (Constantius — Magnentius).

[3]) Cohen, Médailles imperiales IV (1884) S. 483 n. 16 (Riese a. o. S. 195 n. 38). F. Gnecchi, Monete Romane 1896 S. 93 Fig. 42 u. f. Auch auf der Münze Fröhner a. o. S. 324 bringt die Victoria ein befreites Kind oder wahrscheinlicher einen Gefangenen, ihm die Hand auf das Haupt legend.

[4]) Vgl. Germanenkatalog^{3} S. 93 Ph. 27a.

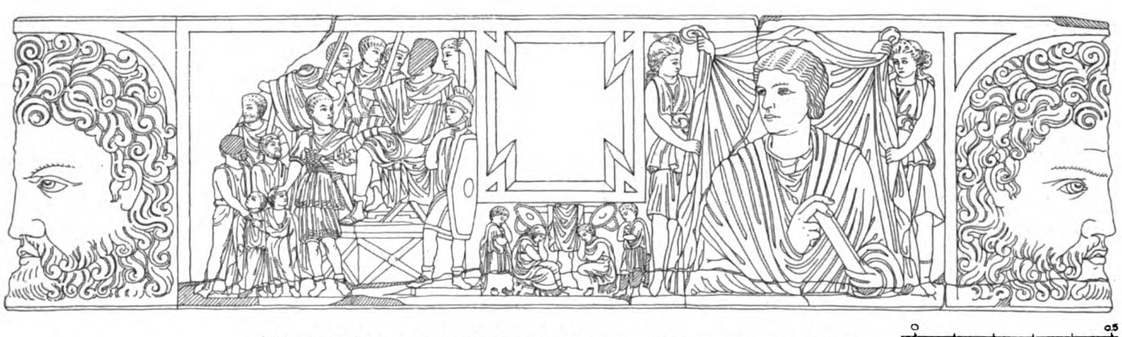


Abb. 5. Zeichnung des jetzigen Zustandes mit der ergänzten Maske

II.

Loculi aus einer römischen Bronzewerkstatt in Mainz

von K. Woelcke

AM 6. November 1912 kamen bei den Ausgrabungen im Gebiet von Nida-Heddernheim (Acker Köhler, Parzelle 857) die Reſte des bedeutungsvollen Gegenſtandes,[1]) über den ich hier erſtmalig berichten darf, zutage (Abb. 1. und 2). Es war ein ſtark mit Bronzeoxyd durchſetzter Eiſenroſtklumpen, der noch einen



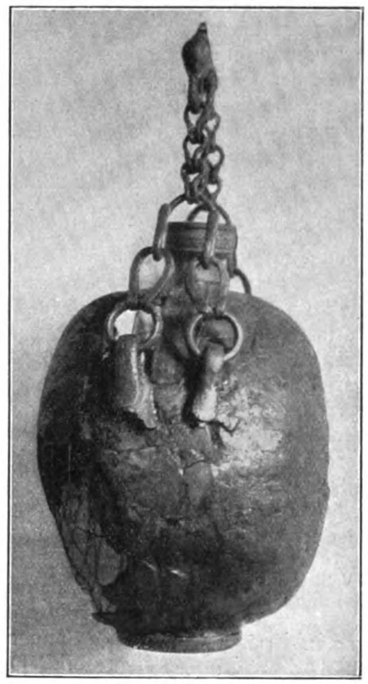


Abb. 1 Vorderanſicht Loculi aus Heddernheim Seitenanſicht Abb. 2

kugeligen Gegenſtand mit Bronzebeſchlägen, einen Bronzegriff, und Glieder einer Kette, die gänzlich mit dem Eiſen zuſammenoxydiert waren, erkennen ließ. Dabei lag ein Bronzeſchloß, über deſſen Zugehörigkeit ſeine Trennung von dem Roſtklumpen nichts vermuten ließ. Dieſe Reſte brachte ich durch eine glückliche Erinnerung ſofort in Zuſammenhang mit der bisher einzigartigen eiſernen Büchſe aus dem dritten Mithreum von Nida, die in dem römiſchen Saal unſeres Städtiſchen Hiſtoriſchen Muſeums in Frankfurt a. M.[2]) ſeit Jahren ausgeſtellt iſt (Abb. 6). Wie richtig dieſe Kombination war, erwies die Konſervierung, eine ſehr geſchickte Leiſtung des techniſchen Hilfsarbeiters am Städtiſchen Hiſtoriſchen Muſeum in Frankfurt a. M., W. Huth. Der Erhaltungszuſtand verbot jedwelche übliche Behandlung, um ſo mehr als durch Transport und Reinigung von der anhaftenden Erde ſchon eine ſtarke Veränderung der Bruchflächen, die leicht abbröckelten, vor ſich gegangen war. Den einzigen Anhalt für die urſprüngliche Geſtalt des Stückes ergab die Rundung der größeren Roſtſtücke, die auf eine ſeitlich abgeflachte Kugel ſchließen ließ. Zunächſt wurden alle Bruchſtücke auf einer Blechplatte über Gas ſtark erhitzt, um durch die unter dem Einfluß der Hitze entſtandene Dehnung eine Trennung der zuſammenoxydierten Brocken zu erreichen. Die Teile der Bronzekette und des Griffes, die noch einen feſten Metallkern aufwieſen, wurden dann zuerſt der elektrolytiſchen Behandlung unterzogen. Durch Zuſammenſetzen und Ergänzen der fehlenden unbedeutenden Stückchen an Kettengliedern und Hakenenden in andersgefärbtem Metall wurde ohne Mühe das Traggehänge wiedergewonnen. Die Eiſenroſtſtücke — ein Kern war nirgends mehr vorhanden — wurden dann einzeln mit Hilfe einer elektriſchen Bohrmaſchine, wie ſie die Zahnärzte gebrauchen, durch Bohren, Fräſen und Schleifen von allen Roſtwucherungen befreit und bis auf die urſprüngliche Dicke gebracht. Dieſe urſprüngliche Wandungsſtärke von 2—2$^1/_2$ mm gaben uns, indem die innere Wölbung überall feſtgehalten wurde, die aufgelöteten Bronzebeſchläge, deren Gravierungen und Punzungen dabei zum Vorſchein kamen. Jeder Tag brachte bei dieſer äußerſt ſchwierigen Arbeit neue, freudig begrüßte, Entdeckungen. Die größte Überraſchung war, als die Reſte der einſt vorhandenen Zierſcheibe mit ihrer Umſchrift zum Vorſchein kamen. Nach dieſer langwierigen Bearbeitung der einzelnen Roſtbrocken wurde alles noch vorhandene ein paar Tage ausgelaugt und dann in Paraffin gekocht. Es waren:

1) Der Bronzegriff mit dem Kettengehänge, das in vier Ringen unten endigte (Abb. 1 und 2 und Abb. 3 oben).

2) Die Bronzeſcheibe (Abb. 5) mit innen ſtarker Höhlung und außen eingedrehten konzentriſchen Rillen.

3) Das Bronzeſchloß (Abb. 1 und 2).

4) Vier Entenſchnabelhaken aus Bronze mit breitgehämmerten Befeſtigungsflächen, allerdings nur in Bruchſtücken, die gepunzte und gravierte Verzierungen aufwieſen (Abb. 3).

[1]) Frankfurt a. M. Städt. Hiſtoriſches Muſeum Inv. α 2042.

[2]) Inv. x 8908. Hammeran: Weſtd. Korrbl. VI 1887 Sp. 48 Nr. 23. — G. Wolff: Weſtd. Ztſchr. XIII 1894 S. 67. — F. Cumont: Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra 1896 II S. 380 m.

5) Zwei Bronzebänder (Abb. 2, 3 und 5) — deren eines nur zur Hälfte — mit außen eingefeilten Längsrillen. Beide gebogen.

6) Die Reſte der Zierſcheibe aus Bronze mit den Reſten der Fabrikanteninſchrift (Abb. 4).

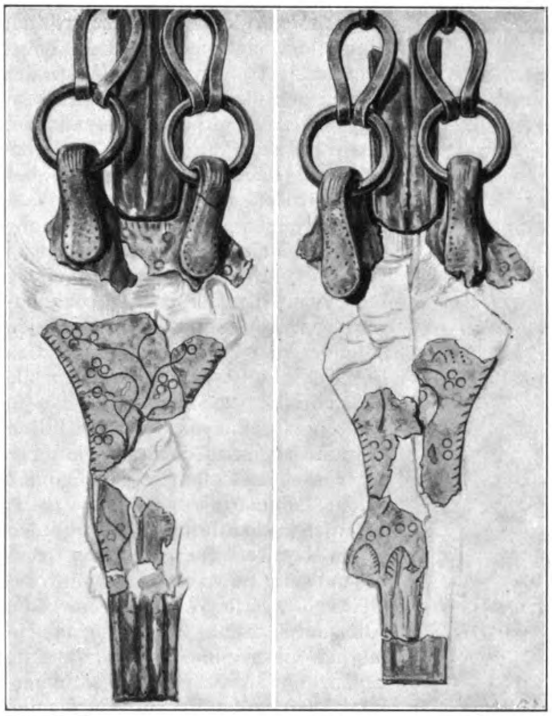


Abb. 3. Bronzebeſchlag und Traggehänge der Loculi

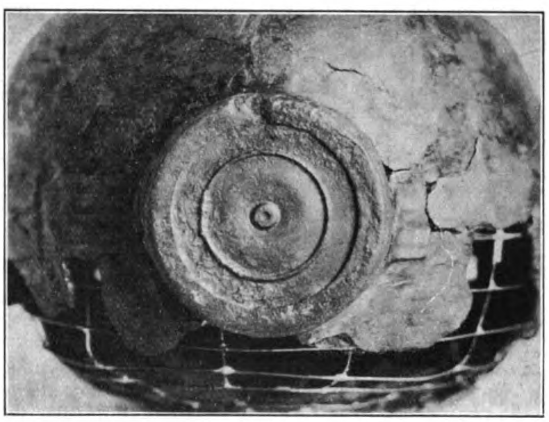


Abb. 5. Bronzeſcheibe als Standfläche der Loculi

7) Ungefähr 200 Stücke der Gefäßwand aus Eiſen, die jedoch nur mehr aus Roſt beſtanden. Die Form war, wie ſchon geſagt, durch die Rundung der größten Stücke, die unberührt bei der Konſervierung feſtgehalten wurde, annähernd gegeben.

Die Zuſammenſetzung dieſer Teile war bei weitem die ſchwierigſte Aufgabe. Nur der Platz der Bronzeſcheibe (2 ſ. Abb. 5) war noch an einzelnen Roſtſtücken genau erkennbar. Bei ihrem Zuſammenſtellen ergab ſich dann, daß die Kapſel aus zwei Hälften beſtand, deren Stoß genau über die Mitte der Zierſcheibe ging. Zum Glück ließ ſich erweiſen, daß dieſer Stoß der Hälften vertikal, nicht horizontal war, woraus folgt, daß die Bronzeſcheibe als Standfläche gedient hat. Damit war auch die Stelle des Kettengehänges gegenüber gegeben. Die Verbindung zwiſchen beiden ſtellten die mit Rankenornamenten ſchön geſchmückten Bronzebleche mit den vier Entenſchnäbeln (4), in denen die vier Endringe der Kette hingen, her. Dabei ſtellte ſich heraus, daß dieſe Bronzebeſchläge nur auf einer der beiden Halbſeiten aufgelötet waren, während ſie über die andere frei übergriffen. Die Zugehörigkeit des Schloſſes wurde dadurch geſichert, daß ſeine untere Rundung genau einpaßte in das mondſichelförmig ausgeſchnittene Ende des ganz erhaltenen Bronzebands (5), das nach oben zu den Stoß der Eiſenkörper deckte. Nach dieſer mühſam erſchloſſenen Anordnung der Bronzeteile folgte alles andere von ſelbſt. Denn, bei der durch die Rundung der Roſtſtücke an der Fußſcheibe gegebenen Form des Eiſenkörpers, war nur auf der Mitte der beiden Halbkörper noch Raum für das Inſchriftrund (6), mit dem verlorenen Mittelſtück. Ihm entſprach gegenüber ein ähnliches Rund, wie auch dort die Lötmaſſe bei der Zuſammenſetzung zeigte. An dieſe konnte jetzt erſt gedacht werden. Entſprechend der Rundung der Roſtſtücke, wurde aus dünnem Meſſingdraht ein Netz konſtruiert, das die Form des Körpers hatte, und als Unterlage dienen ſollte. Auf dieſem Netzwerk wurden die Roſtſtücke in Paraffin gebettet, ebenſo wie ſie untereinander mit Paraffin verbunden wurden. So gelang, was faſt unmöglich ſchien, die völlige Zuſammenſetzung aller Teile ohne fremde, nicht gefundene Zutaten, einfach durch die Bindung durch Paraffin. Dieſes ſchützt aber zugleich die Reſte vor weiterem Zerfall. Auch bietet das Verfahren die Möglichkeit, jederzeit den Gegenſtand wieder in ſeine Teile zu zerlegen, ſodaß die Richtigkeit unſerer Zuſammenſetzung der Kritik nicht entzogen iſt. Dieſen Vorteilen gegenüber hat die erreichte Zuſammenſetzung freilich den Mangel, daß beide Halbkörper feſt aneinanderſitzen und das Öffnen der Kapſel, auf der doch ihre praktiſche Verwendbarkeit beruht, unmöglich iſt. Aber bei dem Erhaltungszuſtand war leider mit unſerem Können nicht mehr zu erreichen.



Abb. 4. Zierſcheibe mit den Reſten der Fabrikanteninſchrift

Das Ergebnis zeigen die Abbildungen 1 und 2. Wir haben somit einen Behälter gewonnen, der aus zwei abgeplatteten halbkugeligen, völlig gleichen Hälften aus Eisen besteht.[1]) Der Stoß war verdeckt durch den Bronzebeschlag, an dem das Traggehänge in den Entenschnäbeln hing. Die geschmackvolle Verzierung zeigen

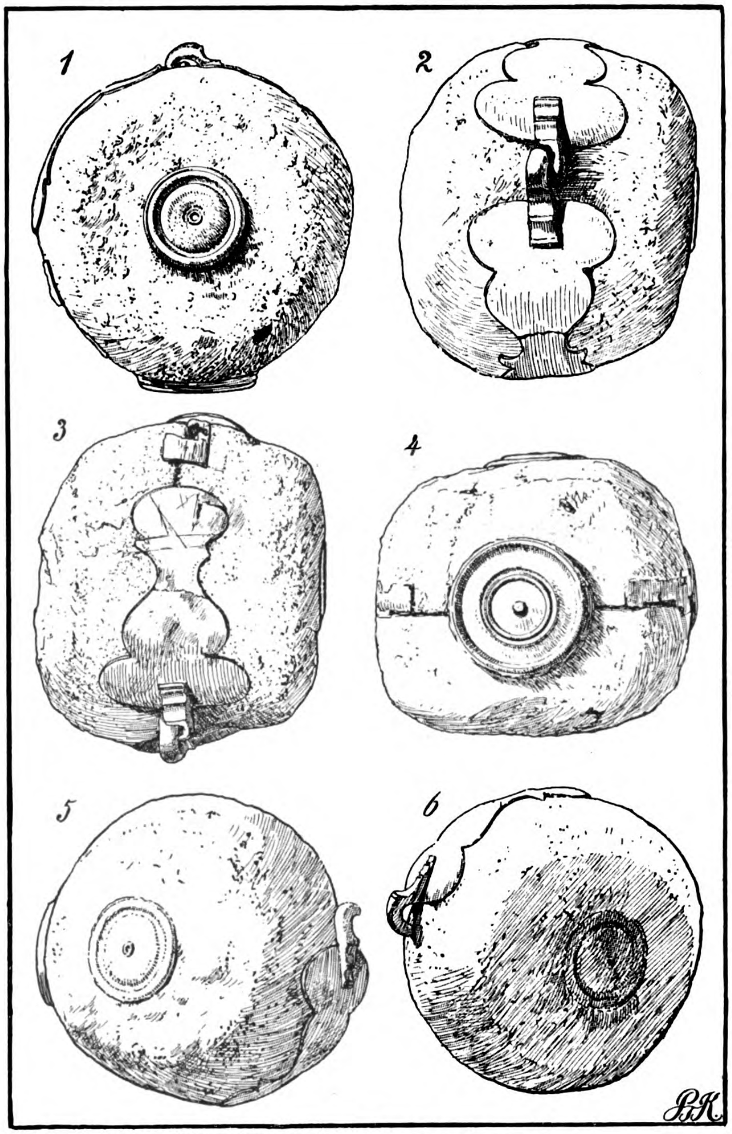


Abb. 6. Bulla aus dem dritten Mithreum in Nida-Heddernheim

die Zeichnungen[2]) Abb. 3. Der Behälter ruhte auf der Bronzescheibe als Standfläche (Abb. 5). Die beiden Schalen waren durch kein Scharnier, durch keinen Haken miteinander verbunden. Das Schloß oben und die Bodenscheibe unten hielten beide durch Gegendruck fest aneinander, unterstützt durch den Bronzebeschlag, der also nicht nur Schmuck und Halter des Traggehänges war.

Diesem einzigartigen Fundstück verleiht noch eine besondere Bedeutung die Inschrift, die um das verlorene Emblem auf der Vorderseite herumläuft (Abb. 1 und 4). Sie besteht aus Bronze in erhabenen Buchstaben zwischen zwei gleichen konzentrischen Linien, und lautet: . . . . . · Fecit · Mogont[i]ac [i . . . . .]. Wer in Mainz der Verfertiger dieser Bulla gewesen ist, läßt sich leider nicht mehr entziffern. Man ist ja versucht, an den anularius L. Bittius Paulinus[3]) zu denken, aber die Reste lassen ebensogut jeden anderen Namen zu. (Die Zeichnung gibt den genauen Zustand.) Zudem ist wahrscheinlich, daß die Ringschmiede sich vom allgemeinen Bronzehandwerk auch im rheinischen Germanien absonderten.[4]) In der sprachlichen Form ist zu unserer Inschrift allein die Fabrikmarke des Bronzeschmieds L. Cusseius Ocellio aus Nyon, die sich in Mochenwangen fand, zu vergleichen: L. Cusseius Ocellio fecit Col(onia). Jul(ia). Eq(uestri).[5])

Unser Inschriftrest gibt uns also den ersten Nachweis von römischem Bronzehandwerk in Mainz und damit zugleich das erste Zeugnis aus dem Altertum für seine Ausübung im römischen Germanien. Eine erwünschte Ergänzung zu des Plinius[6]) Bemerkung, daß in der Provinz Germanien Galmei, das zur Kupferlegierung verwendet wird, und so die Vorbedingung für eine Bronzeindustrie ist, gefunden sein soll. Bei Wiesloch in der Nähe von Heidelberg wurde nach Galmei geschürft. Außerdem hat H. Willers[7]) römische Galmeigewinnung bei Gressenich nachgewiesen und gezeigt, daß sich auf diese die Bemerkung des Plinius bezieht. Und scharfsinnig hat er dort, bei Gressenich, die Fabrikation der Eimer vom Hemmoorer Typus erschlossen. Für die Spätzeit ist eine auf der Aurelianischen Brücke bei Coblenz betriebene Bronzewerkstätte durch Funde belegt.[8]) Zu diesen beiden Orten im Rheinland tritt durch einen glücklichen Fund, der allein durch sorgfältige Behandlung erst zu

[1]) Höhe mit Schloß 17 cm, Höhe mit Kette, wie Abb. 1, 24,5 cm.

[2]) Sie sind ebenso wie Abb. 4 von A. Gloyr im Städtischen Historischen Museum gemacht.

[3]) CIL XIII 7249. — Riese, Das rhein. Germanien in d. antik. Inschr. 2141.

[4]) Vgl. F. Henkel, Die römischen Fingerringe der Rheinlande S. 275 zu Anm. 2, S. 301 zu Anm. 3, S. 328.

[5]) Haug-Sixt² S. 34 Nr. 5a.

[6]) Nat. Hist. 34, 2.

[7]) Willers, Neue Untersuchungen zur Bronzeindustrie von Capua und Niedergermanien S. 37—45. — Schumacher, Germanen-Katalog³ S. 107. — Schumacher, Materialien zur Besiedelungsgeschichte Deutschlands S. 206.

[8]) F. Henkel, Die römischen Fingerringe S. 329.

dem wertvollen Zeugnis wurde, nun, unzweifelhaft belegt, Mainz als Stätte einer Bronzeſchmiede.

Aber nicht genug mit der einen Inſchrift. Noch von einer zweiten hat unſer Fundſtück geringe Reſte bewahrt. Der ſchlechter erhaltene Bronzebeſchlag (Abb. 3, es iſt die auf Abb. 2 nicht ſichtbare Seite) zeigt eingepunzt noch folgende Zeichen ILV, die möglicherweiſe von einer Beſitzerinſchrift noch übrig ſind.

Die Fabrikanteninſchrift (Abb. 4) lief um ein rundes Emblem, das, wie die erhaltene Lötmaſſe beweiſt, ebenfalls aus Metall war. Mehr läßt der Befund nicht mehr erkennen. Herr Profeſſor Schumacher weiſt mich darauf hin, daß vielleicht Emailſchmuck hier angebracht war, da gerade in Mainz Emailfabrikation nachgewieſen iſt. Ob aber dieſe Vermutung richtig iſt, oder ob etwa plaſtiſche Metallembleme oder einfache Scheiben, wie bei Abb. 6, 1, 5 und 6, die Mitten der Eiſenhälften geſchmückt haben, wiſſen wir nicht. Ebenſo iſt bei dem Befund nicht mehr zu erweiſen, ob die Buchſtaben der Inſchrift urſprünglich ſo hoch erhaben zwiſchen den ſie begrenzenden Bronzekreislinien ſtanden, wie heute, oder ob etwa die Vertiefungen durch Niellierung gefüllt waren. Dadurch wäre noch ein beſonderer farbiger Effekt erzielt worden, was zu dem koſtbaren Gegenſtand gut paſſen würde, auch hätte die Inſchrift mehr als Ornament, und nicht ſo aufdringlich als Künſtler- und Geſchäftsreklame gewirkt.

Über die Konſtruktion des Schloſſes ließ ſich nichts mehr ermitteln.

Beim erſten Anblick hält man unſere tragbare Eiſenbüchſe mit ihren Bronzebeſchlägen für ein Holzgerät. Durch die braune Farbe des Roſtes wird dieſer Eindruck noch verſtärkt. Daß tatſächlich ein Holzvorbild nachgeahmt iſt, dafür werden wir unten noch den Beweis bringen können.

Was war nun die Beſtimmung des Gerätes? Wie ſchon geſagt, war die Abb. 6 abgebildete Bulla aus dem dritten Mithreum in Nida-Heddernheim [1]) für mich die erſte Verwandte des neuen Fundes, und der Anſtoß, mich mit der Roſtmaſſe eingehender zu befaſſen. Sie beſteht ebenfalls aus zwei Eiſenhälften von abgeplattet halbkugeliger Form, deren Stoß genau über die Mitte einer ähnlichen Bronzeſcheibe geht, die auch hier als Standfläche gedient hat (Abb. 6, 4 und 1). Die Seitenmitten ſind mit runden Bronzeplättchen geziert. Über die derben Bronzebeſchläge geben die Abbildungen 6,2 und 3 die nötige Aufklärung. Ihre Dekoration beſteht in ſpärlichen, einfachen Ritzlinien (Abb. 6,3). Der Verſchluß oben wird nicht durch ein Schloß, ſondern durch Haken und Öſe (Abb. 6, 2) gebildet, die an den Eiſenhälften — der Haken an der einen, die Öſe an der anderen Schale — mit ihren Beſchlägen befeſtigt ſind. Das Stück iſt ſtark, im weſentlichen wohl richtig, ergänzt. Im Innern ſitzen an der Wandung Reſte geſchmolzenen Silbers. Die Höhe beträgt 14 cm, die Breite 11 cm. — In Mainz, im Altertumsmuſeum der Stadt, Inv. 5963 [2]) (Abb. 7), befindet ſich ein nicht nur der Form, ſondern auch der ſchlechten Technik nach ähnlicher Beſchlag, wie an dem vorgenannten Behälter. Er fand ſich im November 1882 bei den Pfeilerreſten der Rheinbrücke. Daß er zu einem runden Gegenſtand gehört, der, wie die Lötreſte noch zeigen, ebenfalls aus Eiſen beſtand, iſt klar. Durch unſeren neuen Fund iſt ſeine Verwendung erklärt. Er ſtammt ohne Zweifel von einem Behälter gleicher Art und iſt der letzte Reſt des den Stoß der Halbkörper verdeckenden Bronzebandes. Von dem Mithreumsſtück ſcheidet ihn der Henkel und das Schloß, das ich nach Analogie unſeres neuen Fundes in der Büchſe unter dem ſchlichten Henkel anbringe.

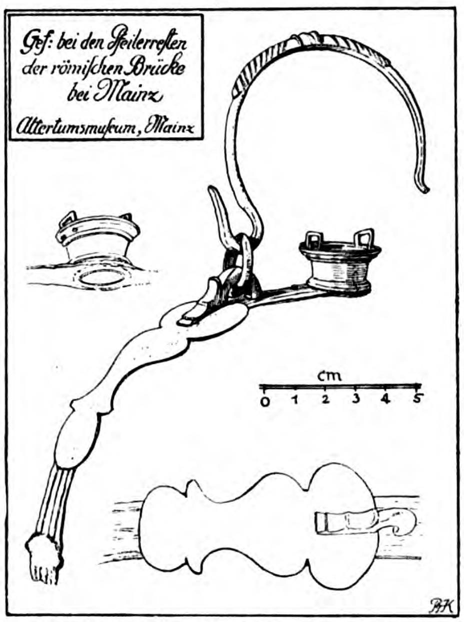


Abb. 7. Beſchläge eines eiſernen Behälters

Außer dieſen drei Stücken, für die alle wir heute Herſtellung in Mainz mit gutem Grunde annehmen dürfen, ſind mir nur noch zwei ähnliche an Ketten getragene Behältniſſe aus der Völkerwanderungszeit bekannt. Es ſind die beiden Holzbüchſen mit Bronzebeſchlägen aus den Gräbern XIII und XXXIV des Gräberfelds von Mezöbánd, das ins 5.—7. Jahrhundert datiert wird.[3]) Abgeſehen vom Material, Holz ſtatt Eiſen, entſprechen ſie unſerem Fund im großen und ganzen. Sie geben uns alſo den Beweis, daß der Heddernheimer Eiſenbehälter wirklich auf Holzvorbilder zurückgeht, wie die Form es verlangt, und ſie laſſen vermuten, daß die Metallimitationen ganz in der Minderheit waren. Denn

[1]) S. Seite 18 Anmerkung 2.

[2]) Den Hinweis auf dieſes Stück verdanke ich Herrn Dr. Behrens. Für Photographie und die Publikationserlaubnis bin ich Herrn Profeſſor E. Neeb zu Dank verpflichtet.

[3]) Kovács: Dolgozatok IV 1913 S. 300 Fig. 22 und S. 316 Fig. 35. — S. 403 „. . . la petite boîte, montrée sous fig. 22 dans ses fragments et dans sa forme reconstruite. La base, comme aussi le couvercle sont faits sur le tour. Le couvercle s'ajustait sur le bord extérieur du revers de la base. Le paroi de la boite est relativement mince et à cause de cela on a essayé de la rendre plus ferme par de cerceau de bronze, ainsi qu'elle fut en même temps ornée. Sur le bord de la base et du couvercle des cerceaux en bronze vont tout autour et ils étaient serrés au paroi de la boîte par des rivets en bronze. Outre ceux-ci des petites plaques en bronze de forme quadrangulaire se trouvent sur le couvercle et sur la base. Les quatre rivets, qui ont servi à attacher la petite plaque en bronze sur le couvercle sont encore conservés. La boîte a été attachée à une courroie pour pouvoir être portée.“ S. 408. „. . . une petite boîte comme celle de la sépulture XIII. Elle est aussi faite sur le tour avec des cercles en bronze aux bords et des disques sphériques en bronze sur le couvercle et en bas . . . . . La boîte s'ouvrait par des coins de cuir et fut fermée avec une serrure faite d'une plaque en bronze; probablement elle a été attachée à la ceinture . . . .“

ſonſt hätten ſich mehrere[1]) erhalten müſſen, da die Beliebtheit und der dauernde Gebrauch des Gegenſtandes durch dieſe ſpäten Grabfunde belegt iſt. Vielleicht war die Nachbildung dieſes tragbaren Holzbehälters mit Bronzebeſchlägen in Eiſen aber nur auf einen engbegrenzten Bezirk beſchränkt; möglicherweiſe wurde ſie nur in der Werkſtatt unſeres Mainzer Fabrikanten hergeſtellt.

Wozu die ungariſchen Holzbüchſen gedient haben, iſt unbekannt. Eine enthielt nur ganz feinen Staub. Die Bulla aus dem dritten Mithreum in Nida enthält aber noch heute Reſte zerſchmolzenen Silbers, ſo daß ſchon Hammeran[2]) ſie, wenn auch zweifelnd, als Tempelkaſſe bei der Auffindung anſprach. Und damit haben wir wohl im weſentlichen die Beſtimmung aller getroffen. Es ſind Geldbehälter. Den Beweis dafür gibt uns ein Elfenbeinkäſtchen, das H. Graeven, Arch. Jahrb. XVI 1901 S. 188 Fig. 33, zuerſt bekannt gemacht hat. Auf dem Schiebedeckel des halbzylindriſchen, mit einem Schloß verſehenen Käſtchens finden wir in der rechten Hand eines Putto einen Gegenſtand, „der aus zwei miteinander verbundenen Schalen beſteht". „Man bemerkt das Charnier, das die beiden Schalen verbindet, und an dem gegenüberliegenden Rande einen runden Bügel, der beim Zuſammenklappen der Schalen in die Öſe greifen mußte, die der Putto mit den Fingern gefaßt hat." Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dem dargeſtellten Gegenſtand ein Behälter wie unſere gemeint iſt. Wir haben alſo zu der damals ganz vereinzelten Darſtellung die wirklichen Gebrauchsgeräte gefunden. Und wenn Graeven richtig ſchloß, daß er einen Geldbehälter vor ſich hatte, ſo ſind unſere Büchſen eben auch nichts anderes. Das hat uns ja auch das Stück aus dem dritten Mithreum gelehrt. Aber weiter hat Graeven überzeugend dargetan, daß ſein Geldbehälter von der Art iſt, welche die Römer loculi[3]) nannten. Dieſe werden in ſchärfſten Gegenſatz zu den arca, die unſeren Kaſſenſchränken entſprechen, geſetzt. Die loculi waren tragbare Geldbehälter. Aus Holz waren die meiſten, nur einige koſtbare für Gold aus Elfenbein. Das iſt auch der Grund, weshalb keine Originale bisher bekannt waren. Graeven erklärte die Pluralbezeichnung loculi, entgegen der üblichen Annahme, daß es Käſtchen mit mehreren Gefachen ſeien, durch die beiden Hälften des auf dem Elfenbeinkäſtchen abgebildeten Behälters. Jede Schale war eben ein loculus. So verſteht ſich der Plural loculi von ſelbſt für den aus zwei Schalen beſtehenden Körper. Gegen dieſen einleuchtenden Schluß kann nichts angeführt werden. Wir folgern alſo, daß das Heddernheimer Fundſtück, das uns die Mainzer Bronzewerkſtatt inſchriftlich nachgewieſen hat, auch der erſte originale Geldbehälter iſt, der mit römiſchem Namen loculi heißt, der erſte wenigſtens, der als ſolcher erkannt wurde. Er iſt zugleich auch der älteſte der hier zuſammengeſtellten loculi. Den Fundumſtänden nach, die natürlich nur den terminus ante quem für ſeine Fabrikation geben, gehört er in die Mitte des 2. Jahrhunderts.

Die großen Maße ſind bei einer ſolchen Börſe, die Graeven dem heutigen Muſchelportemonnaie gleichſetzte, gewiß auffallend. Doch kann ſich in ihnen ja die Mode widerſpiegeln. Man braucht nur an die großen ledernen und ſilbernen Taſchen, die kleinen Koffern gleichen, zu denken, die unſere Frauen jetzt auf ihren Spaziergängen über die Straße tragen. Aber ſind denn wirklich die loculi als Börſe zu verſtehen? Sie werden in der Überlieferung ſcharf geſchieden von den Kaſſenſchränken, den arca. Die Börſe iſt der sacculus. Demnach können die loculi, da ſie für Sammelbehälter, Opferſtöcke wie Sparbüchſen nicht in Betracht kommen, nur die Haushaltungs- und kleinen Geſchäftskaſſen für den täglichen Gebrauch ſein.[4]) Dazu ſtimmen die Maße unſerer Stücke. Dafür kann auch der Fundort des älteren Heddernheimer Fundes in einem Mithrastempel angeführt werden. Es war eben die Kaſſe zur Beſtreitung der laufenden Ausgaben, die auch als ſolche wohl zum Überbringen größerer Geldmengen von einem Ort zum andern diente.

[1]) Ob die im Jahrbuch für Altertumskunde III S. 8 Fig. 13 abgebildeten Holzreſte mit Bronzebeſchlägen aus dem römiſchen Uranje, auf die mich Dr. Drexel aufmerkſam macht, hierher gehören können, wage ich nach den Zeichnungen nicht zu entſcheiden. Jedenfalls ſcheint die Fig. 12 gegebene Ergänzung nicht von überzeugender Gewißheit.

[2]) Weſtd. Korrbl. VI 1887 S. 48 Nr. 23.

[3]) Daremberg-Saglio III 1292 s. v. loculus. — Blümner, Röm. Privataltert. 1911 S. 130.

[4]) Vgl. Blümner a. a. O. Anm. 9.

Linker Fuß einer überlebensgroßen Bronzeſtatue
Siehe unten Seite 32



Gefunden im Gebiete des Legionslagers unterhalb der Mathildenterraſſe

III.

Neue und ältere Funde aus dem Legionskastell Mainz

4. Kastellbericht

(Fortſeßung zu Mainzer Zeitſchrift VI 1911 S. 53 ff., VII 1912 S. 82 ff., VIII/IX 1913/14 S. 65 ff.)

von G. Behrens

I. Topographisches

DA eine ſyſtematiſche Unterſuchung des Mainzer Legionslagers in die Wege geleitet iſt und hoffentlich bald in Angriff genommen werden kann, erſcheint es angebracht, alle ſeit dem letzten Bericht (Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 65 ff.) neu hinzugekommenen Funde vorher aufzuarbeiten. Aus dem gleichen Grunde ſind einige ältere Funde mitaufgenommen, die es verdienen, beachtet zu werden. Die fortſchreitende Anlegung neuer Straßenzüge und ihre Kanaliſierung ſowie die Fundamentarbeiten für neue Häuſer haben wiederum mannigfache Funde zutage gefördert, leider meiſt ſo, daß die topographiſche Beobachtung zu kurz kam. Was an Ergebniſſen dieſer Art zu erwähnen iſt, ſei hier der Beſchreibung der zahlreichen Einzelfunde vorangeſtellt.

Für die Umgrenzung und Einteilung des Lagers ſind nur äußerſt dürftige Anhaltspunkte neu hinzugekommen:

1. Am Linſenberg, gegenüber Baſtion Alexander, beobachtete Herr Profeſſor Schumacher an der Seitenwand einer tief eingeſchnittenen Straße eine Böſchung, die, da ſie in der Lage und Richtung paßt, vielleicht der Reſt eines Kaſtellgrabens geweſen iſt.

2. Von gleicher Seite werde ich auf eine ungewöhnlich dicke Mauer aufmerkſam gemacht, die am Linſenberg bei Kanaliſationsarbeiten vor dem Haus Schmahl geſchnitten wurde. Leider konnte in dem engen Graben die genaue Fluchtlinie nicht feſtgeſtellt werden.

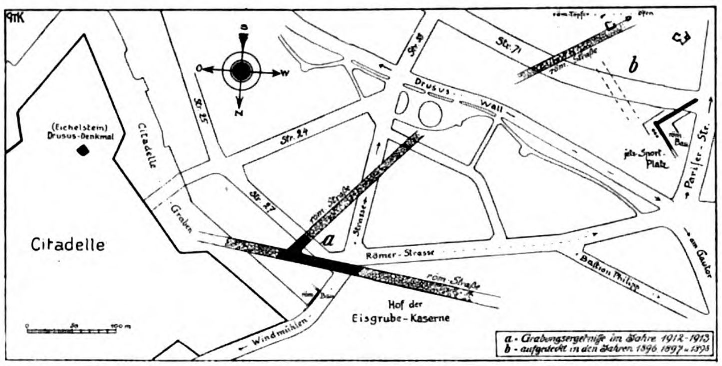


Abb. 1. Lageplan der römiſchen Straßen an der Zitadelle (= Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 132 Abb. 11)

3. Römiſche Straße am Linſenberg. Bei Anlegung der den Nordweſthang des Kaſtellgebietes ſich hinaufziehenden Straße 108 („Am Linſenberg") wurde eine mächtige, mehrfach aufgehöhte römiſche Straße geſchnitten, deren genaue Richtung leider nicht feſtzuſtellen war, da ſie nur an der bergaufwärts liegenden Straßenkante beobachtet werden konnte. Man kann immerhin ſagen, daß ſie in weſtlicher oder nordweſtlicher Richtung den Kaſtellhang hinablief. Ihren genauen Verlauf feſtzuſtellen wäre ſehr wichtig, da es offenbar eine vom nordweſtlichen Kaſtelltore ausgehende Hauptſtraße war. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie in weſtlicher Richtung über Finthen nach Bingen führte. Ihre Verfolgung nach Oſten würde uns alſo auf die Stelle eines Seitentores, wohl der Porta sinistra führen.

4. Querſchnitt durch eine römiſche Straße weſtlich der Zitadelle. Die in Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 52/3 und S. 131/2 (dazu Abb. 11) beſchriebene Unterſuchung römiſcher Straßen an der Zitadelle (Abb. 1 daraus hier wiederholt), ermöglichte es, mehrere Querſchnitte zu machen.

Schnitt der Straße II

Am klarſten iſt der Schnitt durch die von Nordoſt nach Südweſt ziehende Straße (II), da er (Abb. 2) zu-

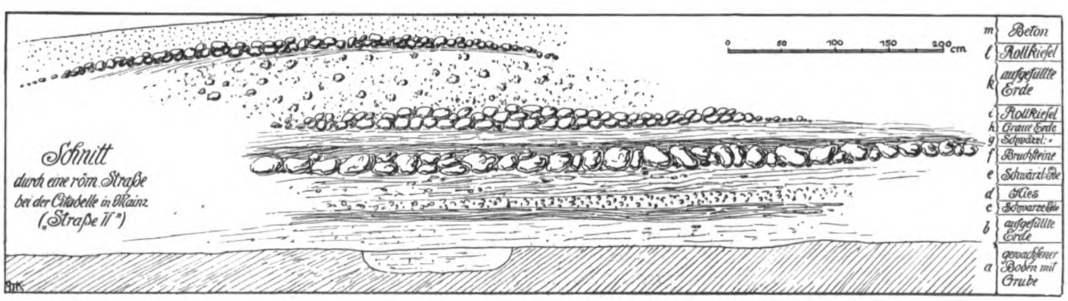


Abb. 2. Schnitt durch eine römiſche Straße bei der Zitadelle („Straße II")

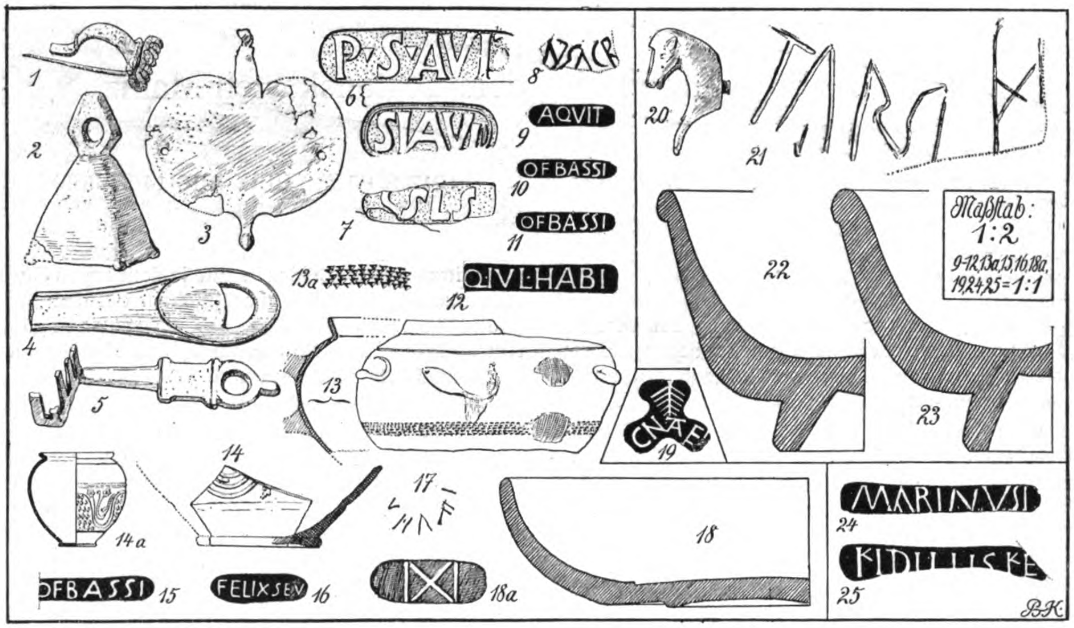


Abb. 3. Funde aus den Straßenschnitten

fällig fast genau rechtwinklig durch die Straße gelegt wurde; so sind die Breitenmaße der einzelnen Straßenaufschüttungen unmittelbar abzulesen. Über einer mehrfach überhöhten Kulturschicht von etwa 70 cm Dicke liegt die erste regelrechte Straßenstückung von 30 cm Dicke, aus dicken Kalk-Bruchsteinen bestehend. Die ursprünglich darübergelegte Kiesschicht fehlte, statt dessen lagerte darüber eine bis zu 15 cm dicke Schlammschicht. Die Breite der Stückung beträgt nicht ganz 7 m. Die darüberliegende zweite Stückung ist in der Mittelaxe etwas seitlich verschoben und weniger breit (noch nicht 5 m). Sie besteht aus weniger großen Kieselsteinen und ist in der Mitte bis zu 30 cm dick. Zwischen dieser zweiten und der nächsten Straße, deren seitliche Verschiebung bedeutend größer ist, liegt eine dickere Schuttschicht, über die sich die dritte Straße von etwa 5 m Breite legt. Sie besteht aus einer Stückung von Kieselsteinen mit darüberliegendem, betonartig festgestampftem Kleinschlag.

Funde beim Schnitt der Straße II

Die Funde aus der tiefsten Stelle, einer G r u b e im gewachsenen Boden, sind folgende (22. X und 3. XI): Bruchstücke einer hellgrünen Glas-Ampulle, von Relief-Sigillata der Form Drag. 29, von Nigra-Urnen mit Schrägrand und Gurtbandverzierung, von früher Firnisware und -Lämpchen. Zurechtgeschlagener Sigillata-Tassenboden mit Stempel Abb 3, 19: CN · ATEI. — Die Mehrzahl der Funde stammt aus der über der Grube liegenden Kulturschicht („unterste Schlammschicht") unterhalb der ersten eigentlichen Stückung. Drei Mittelerze: Tiberius mit Lyoner Altar (23. X), Nero, Cohen 302? (25. X), Vespasian, cos. III, also 71 n. Chr., Cohen 464 (23. X). Abb. 3, 1: Bronze-Spiralfibel (18. X). Abb. 3, 3: Bronze-Anhänger (20. X). Abb. 3, 2: Bronzeschelle (20. X). Abb. 3, 4: Bronze-Pfannengriff (23. X). Abb. 3, 5: Bronzeschiebeschlüssel (25. X). Hellgrüner Glashenkel (20. X), Randstück einer hellgrünen Rippenschale (21. X), Bruchstück einer hellgrünen Kugelflasche (21. X), hellgrünes Fensterscheibenbruchstück (23. X). Bruchstücke von Relief-Sigillata der Form Drag. 29 und 30; von Sigillata-Tassen der Form Drag. 24 und 27 Tassenböden mit den Stempeln Abb. 3, 9: AQVIT (23. X) = CIL XIII 10010, 157. Abb. 3, 10 und 11: OF BASSI zweimal (23. X und 31. X) = CIL XIII 10010, 276; Bruchstücke von Sigillata-Tellern der Form Drag. 18 und 17. Tellerboden mit Stempel Abb. 3, 12: Q · IVL · HABI (23. X) = CIL XIII 10010, 1069 und 13. Bodenstück mit Graffito Abb. 3, 8: · · · N SACR · · · Nigra-Tellerrand mit Viertelrundstab (31. X). Rand einer Nigra-Schüssel der Form Hofheim 109 (21. X). Bruchstücke von früher Firnisware: halbkugelige Tassen (Hofheim Typ 22), Griesbecher, Urnen mit Barbotineschmuck, Randstück eines Henkelkrugs mit Kleeblattmündung, Hofheim Typ 86 (21. X). Kugelamphorenhals mit Rundstabhenkeln, auf einem die beiden Stempel Abb. 3, 6: P·S· AVI und SVÂVI (20. X) = CIL XII 5683, 252; vgl. XIII 10002, 434. Henkel einer gleichen Amphore mit Stempel Abb. 3, 7: LSLS? (31. X).

Die aufgezählten Funde aus der „untersten Schlammschicht" zeigen durch ihre Form und Stempel schlagend die Gleichzeitigkeit mit den zwischen 40 und 80 anzusetzenden Hofheimer Typen. (Aquitanus und Bassus sind oft in Hofheim belegt, Quintus Julius Habitus kehrt mit bloßen Cognomen in Hofheim wieder: Nass. Ann. 40 S. 236 Nr. 267 = Abb. 53, 267.)

Auch die „Grube" ist in die Hofheimer Zeit zu setzen, da die Sigillata-Scherbe mit dem Ateius-Stempel aus einem Tassenboden besteht, der offenbar absichtlich so zurechtgeschlagen ist.

Die jüngste Keramik, die bei diesem Straßenschnitt zutage trat, lag „seitlich der obersten Straße": es sind drei Sigillata-Tassen des 3. Jahrhunderts mit ungewöhnlich dicker Wand und Boden, Abb. 3, 22 und 23. (Durch

das Vorkommen in Niederbieber — Typ 15 — ſind ſie datiert. Im 4. Jahrhundert fehlen ſie ſchon, wie Kaſtell Alzey lehrt.) Dabei lag eine Amphorenwandſcherbe mit dem Graffito Abb. 3, 21: TARSI · · ·, deſſen Zeitſtellung unbekannt iſt. Der Vollſtändigkeit wegen ſei noch ein eiſerner Schiebeſchlüſſel (23. X) erwähnt, der „in der oberſten Schicht" lag. Aus unbeſtimmter Schicht ſtammt Abb. 3, 20: Bronzepferdchen, Vorderteil.

Schnitt der Straße I

Der Schnitt der Straße I war weſentlich ungünſtiger als der vorgenannte. Auch hier ließen ſich mindeſtens drei Stückungen übereinander nachweiſen. Im einzelnen iſt das Bild nicht klar, da der Schnitt gerade in die Straßengabelung fällt. So konnte nur auf einer Seite die Kante feſtgeſtellt werden. In einiger Entfernung von ihr — in dem Schnitt betrug ſie 3.25 m — wurden Mauerreſte feſtgeſtellt, alſo wohl das der Straße zunächſtliegende Haus. Die Breite der Straße konnte an anderer Stelle feſtgeſtellt werden: an der Ecke Windmühlen- und Römerſtraße, neben der Kaſernenhofmauer der Gautorkaſerne ergab ein Schnitt durch die noch erhaltenen unterſten Schichten die Breite von 6.90 m. Im Kaſernenhof ſelber, der weſentlich höher liegt, maß man 8.30 m Breite, was wohl als Geſamtbreite der verſchiedenen, ſeitlich verſchobenen Überhöhungen zu gelten hat. — Die Richtung dieſer Straße iſt: Gautor-Weiſenau und zeigt am Druſusſtein vorbei (nach der Karte Abb. 1: auf der Rheinſeite). Zur Zeit der erſten Anlage der Straße beſtand das Gautor als Stadttor noch nicht, wohl aber iſt nicht allzuweit davon das rheinſeitige Kaſtelltor anzuſetzen, dem dieſe Straße offenbar zuſtrebte.

Funde beim Schnitt der Straße I

Münzen: a) Mittelerz mit Lyoner Altar und Nachſtempel „dicht beim Straßenkörper"; b) Mittelerz des Germanicus, Cohen 1 ff. „unter der unterſten Straßenſtückung"; c) drei unleſerliche Mittelerze.

Stein: Kugel (Kalkſtein), Dm. 6,8 „bei der unterſten Schicht, ſeitlich".

Glas: Bruchſtück einer hellgrünen Rippenſchale „in der ſchwarzen Schicht unter der unterſten Stückung".

Reliefſigillata: Form Dragendorff 29 (= Hofheim 17 B) in mehreren Bruchſtücken „bei der unterſten Schicht, ſeitlich". Ebenda: Dragendorff 37 (frühe Form) = Hofheim 19, ferner Abb. 3, 14: Scherbe der Form Hofheim 21, ſämtlich in kleinen Bruchſtücken.

Glatte Sigillata: Bruchſtücke von Taſſen der Form Dragendorff 24 (= Hofheim 6) und 27 (= Hofheim 7); von letzteren eine mit Stempel Abb. 3, 16: FELIXSSEV (= CIL XIII 10 010, 890) und Graffito Abb. 3, 17 „bei der unterſten Schicht, ſeitlich". Ebendaher Teller der einfachen Form Dragendorff 18 (= Hofheim 2) — einer mit Stempel Abb. 3, 15: OF BASSI (= CIL XIII 10 010, 276 b[1]), gefunden „bei der Sohle der Straße" — und der Form mit Viertelrundſtab Drag. 17 (= Hofheim 4).

Belgiſche Ware: Ein faſt ganz erhaltener Nigra-Teller, Abb. 3, 18, mit einfachem Rand (Form Hofheim 99), Dm. 18, mit geometriſchem Rechteckſtempel (Abb. 3, 18a).

Firnisware: Abb. 3, 13: Randſtück eines gedrückten Bechers, hellbraun, mit Barbotine-Verzierung, gefunden „bei Straße I".

Sonſtige Keramik: Henkelkrug-Ausguß aus dem 1. Jahrhundert und halbkugelige Schüſſel mit wagerechtem Rand (eine Form, die ſchon in Hofheim beginnt), beide gefunden „bei der unterſten Schicht, ſeitlich".

Unter den angeführten Funden iſt kein Stück des 2. oder eines ſpäteren Jahrhunderts. Aber auch kein ganz frühes, etwa Halterner Zeit. Unbedingt beweiſend aber ſind ein paar Scherben, die „in der ſchwarzen Schicht unter der unterſten Stückung" gefunden wurden. Es ſind dies außer dem ſchon erwähnten Randſtück einer hellgrünen Rippenſchale ein Stückchen einer Sigillata-Taſſe der Form Dragendorff 27 (= Hofheim 7) und ein Stück vom Standring eines großen Sigillata-Tellers wie Hofheim 4 B. Damit iſt erwieſen, daß die älteſte Straßenanlage nicht vor der Mitte des 1. Jahrhunderts anzuſetzen iſt. Die verſchiedenen Überhöhungen ſind im einzelnen nicht zu datieren. Wahrſcheinlich liegt gar nicht viel Zeitraum dazwiſchen, da die Funde ziemlich einheitlichen Charakter haben, ſoweit ſie in unmittelbarer Nähe der Straßenpackung lagen. Jüngere Funde lagen nur über der Straße, nahe der Oberfläche. Es ſind Bruchſtücke einer Sigillata-Taſſe der Form Dragendorff 33 mit Stempel Abb. 3, 24: MARINVS (= CIL XIII 10 010, 1274) und ein Tellerboden mit Stempel Abb. 3, 25: FIDELISFE (= CIL XIII 10 010, 896 h). — Ebenfalls aus den Schichten über der Straße ſtammt ein Mittelerz des Trajan (25. X), Rückſeite mit zwei Tropaia und der Umſchrift: [Senatus po]pulusque Roma[nus] SC. — Ferner drei unleſerliche: ein halbiertes Großerz und zwei halbierte Mittelerze.

5. Gebäudereſte bei Straße 104. Als die gegenüber Baſtion Alexander auslaufende Straße 104 angelegt wurde (Ende 1913), wurde in der ſüdlichen Böſchung dieſer Straße eine 75 cm dicke Mauer freigelegt, deren Fluchtlinie von Südweſt nach Nordoſt verläuft und die an einer Stelle noch 1 m hoch erhalten war. Auf der Südoſtſeite ſchloß ſich ein Betonboden an. Hier lagen viele Ziegel, darunter zwei ganz erhaltene Hypokauſtplatten: Größe 20 × 20, Dicke 6,5. Ihre Stempel ſind unten auf Abb. 39, 6 und 14 wiedergegeben. Es ſind beides Stempel der 22. Legion, der erſtere gehört der erſten Hälfte des 2. Jahrhunderts an. Ob ein dabei gefundenes Tubulusſtück mit Stempelbruchſtück der gleichen Legion (Abb. 41) zum Bau gehört, muß dahingeſtellt bleiben, da im Schutt noch weitere Stempel ſich fanden: der 22. Legion von ihrem erſten Aufenthalt in Mainz (Abb. 37, 1) und der erſten Legion (Abb. 38, 2). Daß gerade dieſe beiden Legionen auf Ziegelſtempel hier am Nordende des Kaſtells vertreten ſind, iſt eine erneute Beſtätigung der in Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 76 aufgeſtellten Verteilung der Legionen.

6. Gebäudereſte am Linſenberg, bei Haus Schmahl. Bei den Fundamentierungsarbeiten für den Neubau des Hauſes Schmahl am Linſenberg mußten römiſche Mauern und ein Betonboden ausgebrochen werden, die zu einem Gebäude mit Hypokauſteinrichtung gehörten. Leider konnte nicht rechtzeitig eine genauere Beobachtung einſetzen, die die Größe und Orientierung des Gebäudes hätte feſtſtellen und datierende Funde beobachten müſſen.

7. „Grube" in der Straße „Am Linſenberg". Wie ſchon in Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14

S. 130/1 angegeben wurde, handelte es ſich um keine eigentliche Grube, ſondern die Ausgrabung ſtellte feſt, daß es eine tief eingeſchnittene Waſſerrinne war, die vollkommen mit Schutt rein römiſchen Urſprungs ausgefüllt war. Ja, an Hand der Funde läßt ſich noch Genaueres über die Zeit ſagen: dieſer Abraum des Kaſtells enthielt (abgeſehen von einem wahrſcheinlich oberflächlich gefundenen Kleinerz konſtantiniſcher Zeit) nur Funde bis in den Beginn des 3. Jahrhunderts. Die Münzen gehen bis Caracalla und Julia Domna, die Fibeln (Abb. 7) ſind ſämtlich Typen, die aus der Limeszeit bekannt ſind. Auch die im dritten Kaſtellbericht Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 67 Abb. 1, 8 abgebildete prächtige Emaillefibel ſtammt von dieſer Fundſtelle. Die Fibel mit dem dreigeteilten Bügel (Abb. 7,4 und 5) iſt z. B. aus dem Kaſtell Niederbieber (190—260) bekannt: Bonner Jahrb. 120 S. 275 Fig. 3, 11.

8. Haus im Hof der Eisgrube-Kaſernen. In der öſtlichen Ecke des Hofes der Eisgrube-Kaſernen (nicht weit von dem in älteren Berichten über die Kaſtellmauer oft erwähnten Windmühlenberg) wurde römiſches Mauerwerk freigelegt, das kein Geſamtbild ergab, ſondern nur einen als Waſſerbaſſin (Bad) dienenden Raum erkennen ließ. Die vermauerten Ziegel gehören verſchiedenen Verbänden an, der Legio XXII Primigenia, der Legio I Adjutrix, der Legio XXII Primigenia Pia Fidelis und der Coh. IIII Vindelicorum. Näheres darüber ſiehe Mzr. Ztſchr. XI 1916 S. 97 ff.

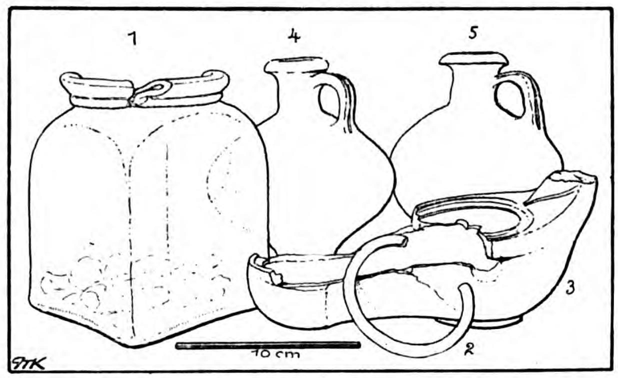


Abb. 4. Grabfund (= Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 130 Abb. 8)

9. Turmanlage in der Martinsſtraße ſiehe Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 131 Abb. 10; die dabei gefundenen Ziegelſtempel S. 86 Abb. 24.

10. Mauerwerk ähnlicher Art am Pulverturm ebenda S. 53 Abb. 4—6; S. 131 Abb. 10.

11. Brandgrab hinter der Görzſtiftung (Lindenſchmitſtraße) ebenda S. 130 Abb. 8 (hier wiederholt). Die Aſche (eines Kindes) war in einer vierkantigen hellgrünen Glas-Urne, Abb. 4,1, H. 15, geſammelt. Dabei ſtanden zwei Henkelkrüge, Abb. 4,4 und 5, H. 15,5, ferner eine große rotbemalte Lampe, Abb. 4,3, L. 22,5, deren hochgehender Griff und Spiegel fehlen. Form und Farbe ſind von Metall-Lampen übernommen. Ein elfenbeinerner Armring, Abb. 4,2, Dm. 6,8, lag daneben. Zeit des Grabfundes: 2. Jahrhundert.

Um eine Übereinſtimmung zwiſchen früher angewandten Bezeichnungen und inzwiſchen erfolgten Neubenennungen zu ermöglichen, ſei hier eine Liſte der in und bei dem Kaſtellgebiet auftretenden neuen Straßennamen angefügt:

Straßen 92, 96, 100 und 116: „Auguſtusſtraße", Straße 108: „Am Linſenberg", Straße 118: „Auguſtusplatz", Straßen 122, 120 und 98 (bis zur Kreuzung mit Straße 123): „Virchowſtraße", Straßen 123 und 123 b: „Germanicusſtraße", Straße 123 a: „Trajanſtraße", Straße 124: Robert Kochſtraße", Straße 126: „Hochgeſandſtraße", Straße 130: „Lindenſchmitſtraße", Straße 133: „Am Römerlager", Straße 137: „Langenbeckſtraße", Straße 147: „Weidmannſtraße".

II. Einzelfunde

Münzen

Aduatuker-Münzen (Bronze): 2 Stück; Fundort Linſenberg, Ten. Clairf. Av. nicht erkennbar. Rv. mit Quadrupedum wie Mzr. Ztſchr. VII S. 109 Abb. 21,5 und 6; vgl. auch Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 65.

Republikaniſche Münzen: Denar der Gens Carisia (48 v. Chr.); Fundort bei Pav. 2 (Babelon I S. 314 Nr. 2 oder 3). — Denar der Gens Poſtumia (74 v. Chr.), Rand gekerbt; Fundort Wald vor Pav. 23 (Babelon II S. 381 Nr. 8).

Denar des Auguſtus: Fundort Linſenberg (Cohen 145; geprägt 12 v. Chr.).

Auguſtus, mit Münzmeiſternamen: Mittelerz des C. Gallius Lupercus: Fundort Linſenberg; mit Nachſtempel CAESAR als Monogramm wie Willers Taf. XVIII 4 (Willers 155; Cohen 436). — Mittelerz des P. Lurius Agrippa: Fundort Ten. Clairf.; mit Nachſtempel [T]IB IM (Willers 210; Cohen 445). — Mittelerz des M. Maecilius Tullus: Fundort Linſenberg (Willers 212; Cohen 448). — Desgl. Fundort Ten. Clairf.; mit Nachſtempel IMP AVG. — Mittelerz des C · Λ · · · · · ·: Fundort Ten. Clairf. Av.: AVGVST TRIBVNI POTEST im Kranz; wohl Nachprägung. — 4 Mittelerze mit unleſerlichen Münzmeiſternamen: Fundort Ten Clairf. a) mit den Nachſtempeln TIB im Kreis und IMP AVG; b) mit Nachſtempel IMP AVG; c) desgl.; d) ohne Nachſtempel. — Mittelerz mit unleſerlichem Münzmeiſternamen: Fundort Alexanderſtraße; 2 Nachſtempel: TIB und unleſerlicher rechteckiger.

Mittelerz des Auguſtus, in Syrien geſchlagen: Fundort Ten. Clairf. (Cohen 34; Rv. AVGVSTVS in einer Zeile).

Mittelerz des Auguſtus mit DIVVS AVGVSTVS SC: Fundort rechts vor Gautor (Cohen 87; unter Tiberius geſchlagen).

4 Mittelerze mit DIVVS AVGVSTVS PATER und PROVIDENT: Fundort Linſenberg (2mal), Ten. Clairf., rechts vor Gautor (Cohen 228; unter Tiberius geſchlagen).

Mittelerze mit DIVVS AVGVSTVS PATER und ſitzender Livia, 2 Stück: Fundort Linſenberg und Ten. Clairf. (Cohen 244; unter Tiberius geſchlagen).

Nemauſus-Münzen, 5 Mittelerze: a) Fundort Ten. Clairf., ohne Nachſtempel; b und c) Fundort Linſenberg und Ten. Clairf., mit unleſerlichem Nachſtempel; d) Fundort Ten. Clairf., mit 2 Nachſtempeln: IMP und IMP, darüber ∼, im Kreiſe; e) Fundort Ten. Clairf., mit 2 Nachſtempeln: IMP (?) im Kreiſe und unleſerlicher rechteckiger.

Lyoner Altarmünzen (Mittelerze des Auguſtus oder Tiberius): a—d) Fundort Linſenberg, 4 Stück ohne

Nachſtempel; e—h) Fundort Ten. Clairf., 4 Stück ohne Nachſtempel; i) Fundort Ten. Clairf., mit 2 Nachſtempeln: TIB und AVG; k) Fundort Robert Kochſtraße, mit Nachſtempel AVG; l) Fundort Ten. Clairf., mit Nachſtempel A/ (?); m) halbiert, Fundort Linſenberg, mit Teil eines unleſerlichen Nachſtempels; n) keltiſche Nachprägung, Fundort Ten. Clairf.; o) halbiert, Fundort bei Ten. Clairf., mit Nachſtempel TIB IM.

Tiberius: Großerz: TI C · · · · · · · ERATOR VII, Rv. unerkennbar, Fundort Ten. Clairf.

Germanicus (geprägt unter Caligula): Mittelerze: a) Cohen 1, Fundort bei Ten. Clairf.; b) Cohen 1, mit Nachſtempel RN (?), Fundort Entenpfuhl; c) Cohen 1 ff., Fundort links vor Gautor; d) Nachprägung nach dem vorhergehenden Typus, Fundort OZW. beim Sonnenbad.

Claudius: Großerz mit Triumphbogen (Cohen 48, geprägt 41 n. Chr.), Fundort Ten. Clairf. — Mittelerz, Barbariſche Nachprägung des Typus Cohen 84, Fundort Linſenberg.

Agrippa: 2 Mittelerze (Cohen 3) mit unleſerlichen Nachſtempeln, Fundort links vor Gautor und hinter Görzſtiftung.

Nero: Mittelerz mit Victoria (Cohen 337 ff.), Fundort Linſenberg.

Vespasian: Mittelerz des Jahres 74 (Cohen 602), Fundort Ten. Clairf. — Mittelerz des Jahres 71 (Cohen 396), Fundort links vor Gautor. — Mittelerz mit ſtehender Fortuna aus dem Jahre 72/3 (Cohen 194), Fundort Linſenberg.

Domitian: Denar (Kupfer mit Silberbelag): Rv. Pallas mit Schild und Lanze, nach rechts ſchreitend, IMP XXI · · · · · (Cohen 255 ff.), Fundort Ten. Clairf. — Mittelerz des Jahres 76 n. Chr. (Cohen 454), Fundort Linſenberg. — Mittelerz mit Pallas (Cohen 442), geprägt 80/81, Fundort am Gautor, rechts. — Mittelerz: unleſerlich, Fundort hinter Görzſtiftung.

Nerva: Denar: Rv. LIBERT[AS] PVBILICA (sic!) (vgl. Cohen 106 ff.), Fundort Ten. Clairf. — Mittelerz: Rv. LIBERTAS · · · (Cohen 108 ff.), Fundort Ten. Clairf.

Trajan: Denar: Av. IMP CAESAR TRAIAN · · · · · · Rv. P M TR P COS II; im Abſchnitt: CONCORD(ia), Fundort Martinſtraße, Bau Wenner. — Großerz: Rv. mit Tempelfront (Cohen 552?), Fundort Eisgrubekaſerne-Zitadelle. — Mittelerze: a) mit Victoria (Cohen 641), geprägt 101/2, Fundort Linſenberg; b) mit ſitzender Figur, aus dem gleichen Jahre, Fundort Ten. Clairf.; c—e) 3 Stück mit unerkennbarer Rückſeite, Fundort Linſenberg, Ten. Clairf., Robert Kochſtraße.

Hadrian: Aureus: ADVENTVI AVG ITALIAE (Cohen 42), Fundort beim Eingang des Krankenhauſes (erwähnt Mzr. Ztſchr. X 1915 S. 79). — Großerz: unleſerlich, Kopf nach rechts, Fundort „Spital“.

Antoninus Pius: Großerz: Rv. mit ASIA (Cohen 64), geprägt 139 n. Chr., Fundort vor Pav. 3 und 24.

Faustina d. Ält.: Großerz: Av. DIVA AVG FAVSTINA, Rv. AETERNITAS SC (Cohen 20), Fundort links vor Gautor.

Marc Aurel: Großerz mit ſitzender Figur nach rechts, mit Lanze (Virtus?), Fundort Ten. Clairf. — 3 Mittelerze: a) SALVTI AVG (Cohen 545 oder 549), Fundort Ten. Clairf.; b) mit Aequitas, ſitzend; Av. · · · · · PARTH · MAX, Fundort Ten. Clairf.; c) mit Aequitas, ſtehend, Fundort Eisgrubekaſerne-Zitadelle.

Faustina d. Jüng.: Denar: Rv. AVGVSTI PII FIL (Cohen 15 ff.), Fundort Ten. Clairf. — Großerz: Rv. Cybele, ſitzend zwiſchen zwei Löwen (Cohen 168 ff.), Fundort Eisgrubekaſerne-Zitadelle.

Septimius Severus: Denar: Av. SEVERVS PIVS AVG, Rv. INDVLGENTIA AVGG IN CARTH (Cohen 219 ff.), Fundort Ten. Clairf.

Alexander Severus: 2 Denare: a) aus dem Jahre 223 n. Chr. (Cohen 236), Fundort Ten. Clairf.; b) mit PIETAS MILITVM (Cohen 200), Fundort Linſenberg.

Julia Mammaea: Denar: unleſerlich, Fundort Linſenberg.

Gallien: Bronze mit DEO MARTI (Cohen 149), Fundort beim Alexanderturm. — Desgl. mit MARTI PACIFER (Cohen 617), Fundort links vor Gautor.

Victorinus: Kleinerz mit [PROVID]ENTIA AVG (Cohen 101), Fundort Ten. Clairf. — Desgl. mit SAL[VS · · ·], Fundort Ten. Clairf.

Tetricus Vater: Kleinerz mit PAX AVG (Cohen 95 ff.), Fundort Ten. Clairf.

Claudius II.: Bronze mit PROVIDENT AVG (Cohen 230), Fundort Ten. Clairf. — Desgl. mit DIANAE CONS AVG (Cohen 66), Fundort Ten. Clairf. — Desgl. mit FORTVN · · · · (Cohen 97 ff.), Fundort Ten. Clairf.

Constantin d. Gr.: 3 Kleinerze mit SOLI INVICTO COMITI (Cohen 511 ff.), Fundort Ten. Clairf., rechts vor Gautor, Spital. — Kleinerz mit Standarte zwiſchen zwei Gefangenen, VIRTV · · · · ·, Fundort Linſenberg. — Desgl. mit PRO · · · · ·, Tor mit zwei Kugeln, dazwiſchen Stern (Cohen 462?), Fundort Ten. Clairf.

Constantinopolis: Kleinerz, Fundort Ten. Clairf.

Crispus: Kleinerz, Av. FL IVL CRISPVS NOB CAES, Rv. PROVIDENTIAE CAESS und Tor (vgl. Cohen 115), Fundort Ten. Clairf. — Desgl. (Cohen 52), Fundort rechts vor Gautor.

Constantin II.: Kleinerz (Cohen 122), Fundort links vor Gautor.

Constans: Kleinerz mit M auf der Standarte (Cohen 65), Fundort rechts vor Gautor. — Desgl. (Cohen 176), Fundort links vor Gautor.

Constantius II.: Mittelerz (Cohen 46) mit A hinter dem Kopf, Fundort Auguſtusſtraße. — Desgl. (Cohen 176), Fundort am Pulverturm.

Magnentius: Mittelerz (Cohen 31), Fundort Auguſtusſtraße.

Valentinian I.: Kleinerz (Cohen 12), Fundort Linſenberg. — Desgl. (Cohen 37), Fundort bei Pav. 4 u. 8.

Münzen aus der „Grube“ am Linſenberg

Denar der Gens Volteia (88 v. Chr.), ſtark abgerieben (Babelon 3).

Mittelerze mit Divus Augustus Pater: 3 Stück (Cohen 228).

Lyoner Altarmünzen: 2 Mittelerze: a) Schrift unleſerlich; b) TI CAESAR AVGVST F IMPE · · · · (Cohen 28 ff.); Rückſeite mit Nachſtempel TIB IM.

Claudius: Mittelerz mit ſtehender Figur und SC (vielleicht Cohen 14).

Vespasian: Großerz: Schrift unleſerlich. — Mittelerz mit AEQVITAS AVGVSTI (Cohen 19).



Abb. 5. Bronzemedaille des Caracalla (in Perinth geprägt)

Domitian: 2 Mittelerze: a) mit MONETA AVGVST (Cohen 323ff.); b) mit COS XV, alſo aus dem Jahre 90/91.

Trajan: Großerz: · · · · RAIAN AVG · · · ·, ſonſt unleſerlich. — 2 Mittelerze: a) mit Tropaeum (Cohen 573ff.); b) mit Victoria, nach links ſchreitend (Cohen 614 ff.).

Hadrian: 2 Mittelerze: a) mit COS III; b) mit ſitzender Fortuna.

Faustina d. Ält.: Mittelerz mit Altar (Cohen 256ff.).

Marc Aurel: 2 Mittelerze: a) Mars mit Tropaeum und SC (vgl. Cohen 579); b) ſtehende Figur mit Füllhorn (?).

Septimius Severus: Denar.

Julia Domna: Denar mit VENERI VICTR (Cohen 194).

Caracalla, Bronzemedaille (Abb. 5): Dm. 4—4,1; Av.: Α · · · Κ · Μ · ΑΥΡ · CΕΟΥΗΡ · ΑΝΤΩΝΙΝΟC · ΑΥΓ; Rv.: ΠΕΡ · · ΝΘΙΩΝ ΝΕΩΚΟΡΩΝ.

Unleſerliche Münzen: 1 Großerz, ganz abgerieben; die Kopfform paßt am eheſten auf Trajan. — 6 unleſerliche Mittelerze des 1. oder 2. Jahrhunderts, von denen 3 in der Kopfform an Hadrian erinnern. — 1 halbiertes Mittelerz. — 1 unleſerliches Kleinerz. — 1 Kleinerz konſtantiniſcher Zeit (von einem der Nachfolger Konſtantins d. Gr.).

Ältere Funde:

Geſamtfund von 53 Denaren, geborgen in einem Tongefäß, das verloren iſt. Gefunden Mathildenterraſſe 19, Kupferberg. Körber, Korrbl. d. Weſtd. Zeitſchr. XIX S. 209, XX S. 99. Die jüngſten Münzen ſind 2 Denare des Tiberius (Cohen 16) vom Jahre 15 n. Chr., ferner 11 Denare des Augustus, die übrigen 40 republikaniſche Denare. (Mit Ausnahme eines Stückes der Gens Julia — Cohen 49 —, das in Privatbeſitz kam, befindet ſich der Fund im ſtädtiſchen Münzkabinett in Mainz.)

Bronze-Fibeln

Spiralfibeln mit Sehnenhaken

1. Abb. 6, 1: Mit geknicktem Bügel, Fuß und Nadel fehlen, Spirale mit breitem Sehnenhaken, Bügel mit Punktreihe auf der Mitte; Fundort bei Ten. Clairf. — 2. Abb. 6, 2: Nadel und halbe Spirale fehlen, L. 6, breiter Bügel; Fundort bei Ten. Clairf. — 3. Nadel fehlt, L. 5,2, flacher unverzierter Bügel; Fundort bei Ten. Clairf. — 4. Nadel und halbe Spirale fehlen, L. 4,7, ähnlich voriger; Fundort bei Ten. Clairf. — 5. Abb. 6, 3: Nadel fehlt, L. 5, dreikantiger, flachgebogener Bügel mit feiner Wellenlinie auf dem Mittelgrat; Fundort bei Ten. Clairf.

Andere Spiralfibeln

6. Abb. 6, 5: Geſtreckter Bügel, vierkantig, L. 6, Spirale und Nadel fehlen; Fundort Linſenberg. — 7. Abb. 6, 4: Sog. Drahtfibel, Fuß und Nadelſpitze fehlen, Bügel und Spirale aus flachem Bronzeband; Fundort Linſenberg. — 8. Abb. 6, 6: Fibel mit halbrunder Deckplatte über der Spirale, Nadel fehlt, L. 3,9, Bügel ſtark geſchwollen, hoher Fuß; Fundort bei Ten. Clairf. — 9. Abb. 6, 7: Fibel mit untergeſchlagener Sehne, Nadel und Fuß fehlen, flacher, ſchmaler Bügel, breite, dünne Spirale; Fundort bei Ten. Clairf.

Scharnierfibeln vom Aucissatypus

a) mit flachem, profilierten Bügel:

10. Abb. 6, 13: Nadel fehlt, L. 5,6, Kopf reich verziert, in der Mitte zwei ſtehende Vaſen; Fundort Straße am Römerwall. — 11. Nadel und Fuß fehlen, ähnlich voriger, aber mit zwei Tannenbäumchen; Fundort Ten. Clairf. — 12. Nadel fehlt, L. 4,9, einfacher profiliert; Fundort Ten. Clairf. — 13. Nadel und Scharnier fehlen, L. 4,7, ähnlich voriger; Fundort bei Pav. 2 und 4. — 14. Fuß abgebrochen, ähnlich voriger; Fundort Ecke Römerwall - Auguſtusſtraße. — 15. Bruchſtück, verbogen; Fundort Linſenberg.

b) mit Rundſtabbügel:

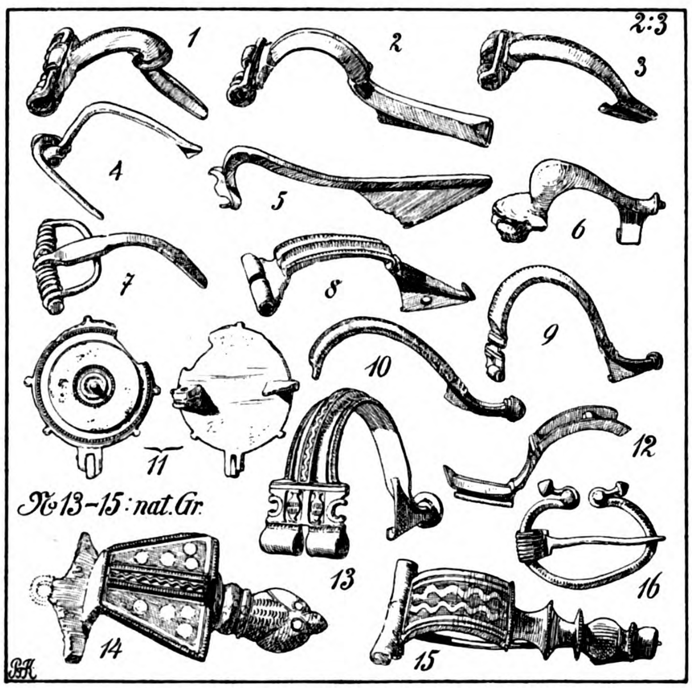


Abb. 6. Bronzefibeln von verſchiedenen Stellen des Kaſtellgebietes

16. Abb. 6, 9: Nadel fehlt, L. 4,5, über dem Bügel läuft ein Perlſtäbchen; Fundort

Ten. Clairf. — 17. Abb. 6, 10: Nadel und Kopf fehlen, L. 5, auf dem Bügel und beiderſeits je eine Punktreihe; Fundort Ten. Clairf.

Sonſtige Scharnierfibeln

18. Abb. 6, 8: Mit flachem, geſtreckten Bügel, L. 5,4, Nadel fehlt, Bügel mit 2 Furchen, Fuß mit runder Durchbohrung; Fundort bei Pav. 2 und 4. — 19. Abb. 6, 14: Emaillefibel mit Tierkopf, L. 4,2, Nadel fehlt, dreieckige Bügelplatte mit Emailleeinlage, Tierkopf mit eingeſetzten Augen, Fuß mit 2 runden Durchbohrungen; Fundort vor Pav. 3 und 24. — 20. Abb. 6, 15: Verſilberte Fibel, L. 4,1, rechteckige Bügelplatte mit eingelegten Wellenlinien, Fuß durchbohrt; Fundort bei Baſtion Alexander. — 21. Abb. 6, 11: Runde Scheibenfibel, Dm. 3,1, Oberſeite reich profiliert, an der Peripherie ſind 2 größere und 6 kleinere Anſätze; Fundort Straße am Römerwall.

Bruchſtücke

22. Abb. 6, 12: Verſilberte Fibel, nur Fuß und halber Bügel erhalten, letzterer ausgehöhlt für (Emaille-?) Einlage; Fundort Straße am Römerwall.

Omega-Fibel (Schnallenfibel)

23. Abb. 6, 16: Dm. etwa 3, verbogen, verſilbert oder verzinnt, vierkantiger Bügel; Fundort Straße am Römerwall.

Fibeln aus der „Grube" in der Straße „Am Linſenberg"

24. Abb. 7, 1: Drahtfibel mit geknicktem Bügel, L. 5,5; Bügel in der Mitte wenig verbreitert. Vgl. ORL 8: Zugmantel, Taf. IX 14. — 25. Vier Bruchſtücke von ähnlichen Fibeln, 1 mit bandförmigem, die übrigen mit Rundſtab-Bügel. — 26. Abb. 7, 3: Fibel mit Spiralhülſe; der längsgerippte Bügel nur zur Hälfte erhalten. — 27. Abb. 7, 2: Spiralfibel mit rechteckiger Bügelplatte; Nadel fehlt, L. 6,1, langer, röhrenförmiger Fuß, Bügelplatte mit hochſtehendem Rand zur Aufnahme einer Einlage. — 28. Abb. 7, 4: Röhrenförmiger Fuß einer Fibel mit durchbrochenem Bügel. — 29. Abb. 7, 5: Kopf einer gleichen Fibel mit Spirale und Nadel. Vollſtändige Exemplare dieſer Art z. B. ORL 8: Zugmantel Taf. IX 48, 49, 54, 55. — 30. Abb. 7, 6: Spiralfibel mit halbkreisförmiger Kopfplatte; Spirale, Nadel und Fuß fehlen, verzinnt, L. 2,6. — 31. Abb. 7, 7: Kleine Armbruſtfibel; längsgerillter Bügel, hoher Fuß, breite dünne Spirale, L. 2,8. — 32. Abb. 7, 8: Scharnierfibel mit querprofiliertem Bügel; Nadel fehlt, Fuß durchbohrt, L. 3,8. — 33. Abb. 7, 9: Scharnierfibel mit flachem Bügel; Fuß und Nadel fehlen, über die Mitte des Bügels läuft ein Band feiner Rauten, L. noch 3,5. — 34. Abb. 7, 10: Scharnierfibel mit vierkantigem Bügel, der feine Längsprofilierung zeigt; Fuß unvollſtändig, L. noch 2,9. — 35. Abb. 7, 11: Kleine Scheibenfibel, L. 2,3; Rundſcheibe mit 4 Fortſätzen, Nadel fehlt, Fuß beſchädigt. — 36. Abb. 7, 12: Scharnierfibel mit Einlage, L. 2; das rechteckige Mittelſtück trägt weiße Einlage, in die 9 ſchwarze Punkte eingelaſſen ſind. Vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. II, X Taf. 1, 9. — 37. Abb. 7, 13: Emaillefibel, L. 3,3; Nadel aus dem Scharnier gebrochen,

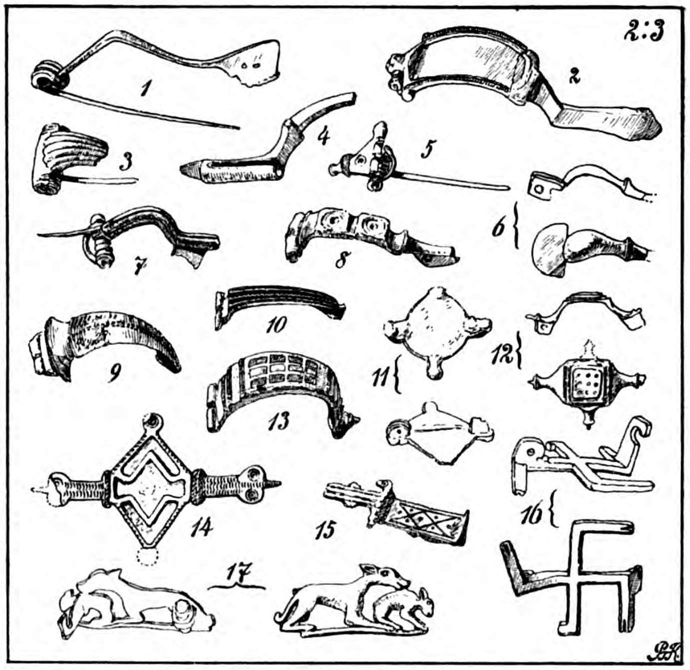


Abb. 7. Bronzefibeln aus der „Grube" in der Straße „Am Linſenberg"

Fuß beſchädigt; der breite bandförmige Bügel trägt 3 Reihen Emailleeinlage, in der Mitte 4 blaugrünliche, beiderſeits je 4 gelbliche Rechtecke. — 38. Abb. 7, 14: Emaillefibel, L. 5; Rautenförmiges Mittelſtück mit grüner Mitte und roten Außenfeldern; beiderſeits tierkopfähnliche Fortſätze, Nadel fehlt, Scharnier beſchädigt. Vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. II, X Taf. 1, 5. — 39. Abb. 7, 16: Hakenkreuzfibel, L. 2,5; verzinnt, die Enden eingekerbt, Nadel fehlt. Vgl. ORL 8: Zugmantel Taf. X 17 und 27, dazu S. 84 und 85. — 40. Abb. 7, 17: Tierfibel, L. 3,6, verſilbert; Hund, einen Haſen verfolgend, Nadel fehlt. (Ein ganz erhaltenes Stück ohne Fundortsangabe im Muſeum Caſſel, Bieber, Skulpturen Taf. 56, 478.) — 41. Abb. 7, 15: Bruchſtück; durchbrochener Bügel, breite Fußplatte.

Ältere Funde:

42. Bronzefibel [K 5704] mit geknicktem Bügel und Sehnenhaken; Fundort Gautor, beim Umbau 1897. — 43. Desgleichen [20. X. 96] mit Emailleeinlage; Fundort Gautor. — 44. Desgleichen [K 2846], L. 3,5, ſternförmig, mit rotem, grünem und blauem Emaille; Fundort Linſenberg. — 45. Desgleichen [K 3083], L. 5,8; Fundort Linſenberg. — 46. Das Landesmuſeum Darmſtadt hat (nach Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 41) eine „Bronzefibel" mit der Fundortsangabe: Kaſtell Mainz.

Sonstige Bronzen

1. Abb. 8, 1: Schnalle, Br. 4; reichgegliederter Bügel und Dorn; Fundort Linſenberg. Ähnliche Stücke aus dem Erdlager Hofheim; Naſſ. Ann. 40 Taf. XI 14 und 20. — 2. Abb. 8, 5: Desgleichen, Br. 3,2; einfach; Fundort bei Pav. 2 und 4. Ähnliche Stücke aus dem Erdlager Hofheim; Naſſ. Ann. 40 Taf. XI 26. — 3. Abb. 8, 7: Haken, in Scharnier hängend; Öſen ausgebrochen,

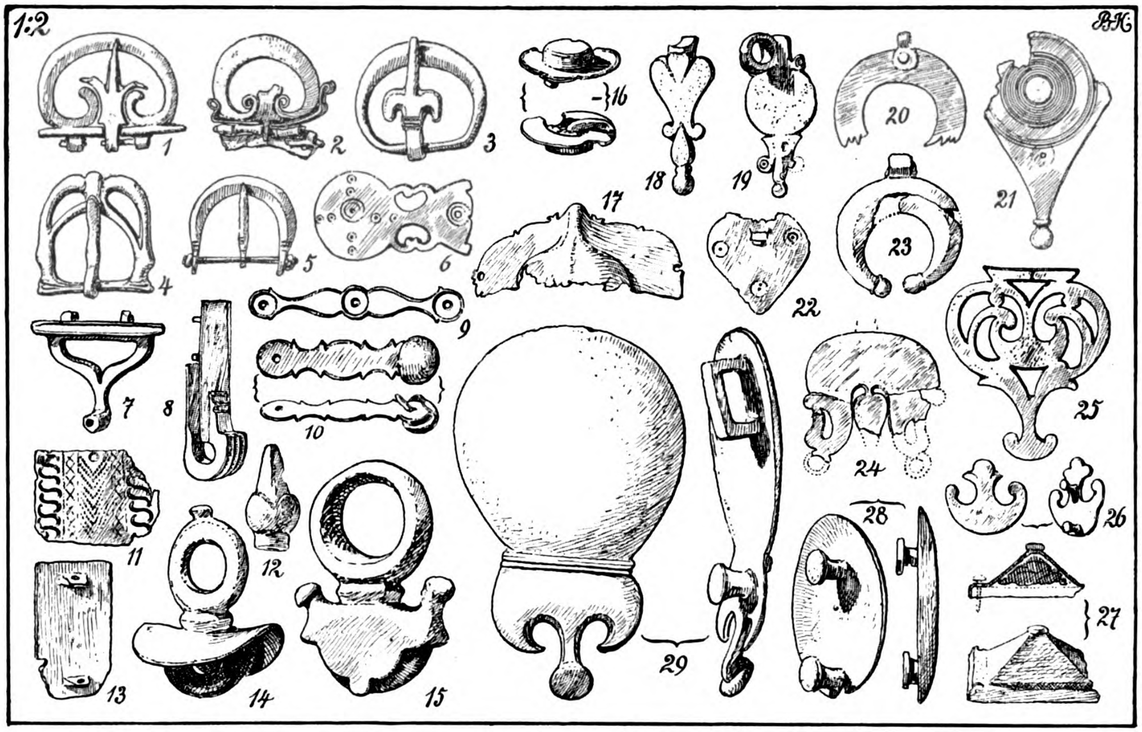


Abb. 8. Bronzegegenstände von der Soldatenausrüstung, vom Pferdegeschirr u. a.

Endkopf mit Durchbohrung zum Einstecken eines breiten Kopfes; Fundort Linsenberg. — 4. Abb. 8,8: Desgleichen vom Gürtel, L. 5,5; mit 2 Nieten befestigt, der gebogene Teil mit 3 tiefen Längsfurchen; Fundort Linsenberg. Ähnliche Stücke aus dem Erdlager Hofheim; Nass. Ann. 40 Taf. XIII 34; sie zeigen die Verwendung am Pferdegeschirr deutlich. — 5. Abb. 9,1: Unfertiger Haken mit Gußnaht und Gußzapfen, L. 5; in einer zweiteiligen Form gegossen, der scheibenförmige Endkopf wird erst später um 90° gedreht, sodaß er parallel zur Fläche des Mittelteils zu stehen kommt. Ebenso sollte erst nachträglich, nach Entfernung des Gußzapfens, das Scharnierglied durchbohrt werden; Fundort bei Ten. Clairf. Wie ein fertiges Stück aussieht, zeigt die daneben wiedergegebene Abb. 9,2 (wiederholt aus Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 S. 68 Abb. 2,5). Hier ist auch das im Scharnier hängende Anschlußstück erhalten. In diesem Falle greifen 2 und 3 Ösen ineinander. Der beweglich hängende Teil ist durchbrochen; bei dem unfertigen Stück sollte diese Verzierung wohl auch noch angebracht werden.

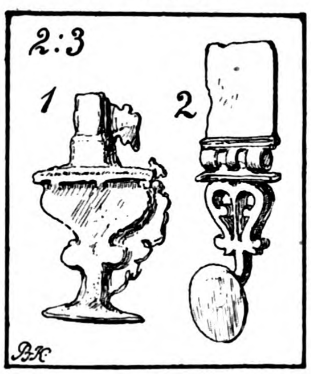


Abb. 9. Bronzehaken

Unfertige Bronzestücke wie das vorliegende beweisen (was wir auch aus anderer Quelle wußten), daß Metallarbeiter in oder bei den Kastellen zum mindesten einen Teil des Bedarfes der Soldaten herstellten. Bei diesem Haken, der zur Ausrüstung des Soldaten selbst gehört hat, nimmt uns das am wenigsten Wunder. Aber auch andere Stücke, nicht militärischen Charakters, sind in den Rheinlanden hergestellt worden, z. B. Bronzeschlüssel in Kreuznach (Museum Kreuznach), abgebildet 11. Jahresbericht des antiqu.-histor. Vereins 1871 Taf. I 3. Bronze-Fingerring mit Gußnähten im Museum Wiesbaden (Inv. 8065). Den schlagendsten Beleg für die römische Bronzeindustrie in Germanien geben die nicht seltenen Gußformen; ich erwähne, was mir gerade zur Hand ist: Weisenau: Mzr. Ztschr. VII 1912 S. 49 Abb. 5,6: für 2 durchbrochene, kreisförmige Scheiben, vielleicht Fibeln. Mainz, Kleine Weißgasse: Westd. Ztschr. XII 1893 Taf. VI 6; bei diesem reichen Emaillefund lag ein Stück einer Gußform für einen reichprofilierten Reif unbekannter Verwendung. Museum Mainz (Fundort unbekannt): vielleicht für Scheibenfibel mit symmetrischen Ansätzen. Zugmantel: ORL 8 Taf. XXI 52: für Anhänger. Oberflorstadt: ORL 19 Taf. II 3: für Radkreuz. Faimingen: ORL 66c Taf. IX 14: für Löffel mit kreisrunder Schaufel. Heddernheim (Slg. Haeberlin): für durchbrochenes Bronzestück in tempelartigem Aufbau. Speyer: für Bronzelampe. Xanten: für Kannenhenkel mit reichem Relief (Houben-Fiedler, Denkmäler Taf. XXXVII 1 und 2). So gut wie Gußformen belegen auch Schmelztiegel die Metallindustrie des betreffenden Punktes: Wiesbaden: ORL 31 S. 122 Abb. 18. Heftrich: ORL 9 Taf. II 36. Saalburg:

Jacobi S. 428. Typiſche Werkzeuge ſind verhältnismäßig ſelten: Coblenz, Pfahlroſt der römiſchen Moſelbrücke, gef. 1894; vgl. Henkel, Römiſche Fingerringe S. 306 Taf. 73, 19—29.

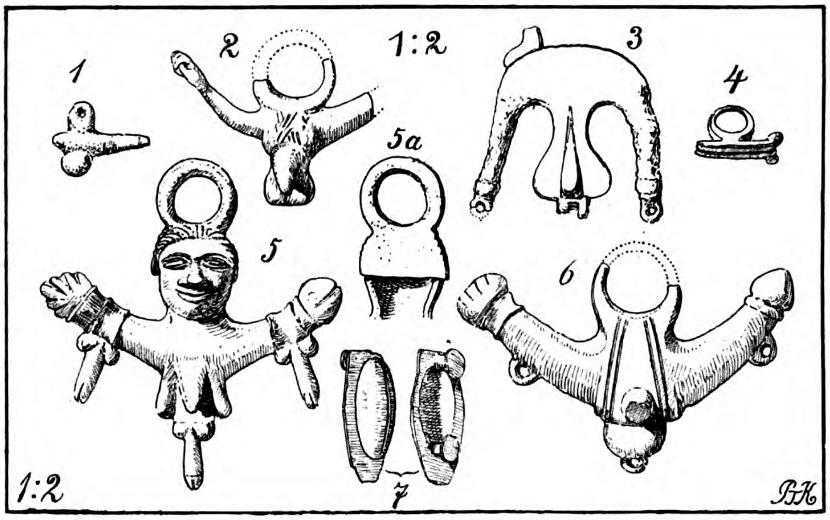


Abb. 10. Phalliſche Amulette aus Bronze (2—7) und Eiſen (1)

6. Abb. 8, 10: Beſchlagſtück, L. 5,2; beiderſeits mit Durchbohrungen, in einer ſteckt noch die großkopfige Niete; Fundort bei Ten. Clairf. — 7. Abb. 8, 9: Desgleichen, L. 6,1; mit 3 Durchbohrungen; Fundort wie voriges. Ähnliche Stücke aus dem Erdlager Hofheim; Naſſ. Ann. 40 Taf. XIII 17 u. a. — 8. Abb. 8, 27: Desgleichen, quadratiſch 3,7 × 3,7; flache Pyramide mit Knopf auf der Spitze, an den 4 Ecken durchbohrt, innen mit Blei ausgegoſſen; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 9. Abb. 8, 12: Knopf, H. 2,9; kegelförmig, von einem ſtiliſierten Kelch umgeben, dreieckiges Loch; Fundort wie voriges. Gehört vielleicht zum Helm, zur Befeſtigung der Verſtärkungsbänder auf der Haube. — 10. Schuppe vom Panzer, L. 1,9; in der Breite unvollſtändig, am oberen Rande beiderſeits 2 Durchbohrungen; Fundort wie voriges. — 11. Abb. 8, 11: Zierſcheibe, Br. 3,5; rechteckig, mit Nielloeinlage; Fundort wie voriges. — 12. Abb. 8, 13: Scheibe, L. 3,8; Vorderſeite unverziert, Rückſeite mit 2 Öſen; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 13. Abb. 8, 17: Beſchlagſtück, Br. 6,5; Rand ſcharf ausgeſchnitten; Fundort wie voriges. — 14. Abb. 8, 18: Anhänger, Öſe abgebrochen, L. noch 4,6; Fundort Linſenberg. Zwei ähnliche, vollſtändiger erhaltene Stücke ſind abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. II, X Taf. 4, 7 und 9. — 15. Abb. 8, 19: Desgleichen, L. 4,6; mit großer, auf der Vorderſeite aufgeſetzten Öſe; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 16. Abb. 8, 22: Desgleichen, herzförmig, L. 3; beiderſeits 3 eingravierte Kreiſe mit Mittelpunkt; Fundort wie voriges. — 17. Abb. 11, 5: Desgleichen, oval; Vorderſeite mit eingravierten Punkten, Öſe fehlt, L. noch 2; Fundort wie voriges. — 18. Abb. 10, 6: Phalliſcher Anhänger, Br. 9,8; Aufhängeöſe nur zur Hälfte erhalten; 3 kleinere Öſen zum Einhängen weiterer Hängezierate; Fundort Straße am Römerwall. — 19. Abb. 10, 3: Desgleichen, Br. 5,9; oben urſprünglich 2 große, unten 3 kleinere Öſen; Fundort wie voriges. Ein ähnliches Stück im Erdlager Hofheim gefunden; Naſſ. Ann. 40 Taf. XIV 1, dazu Text S. 177 und 178. — 20. Abb. 10, 4: Desgleichen, Br. noch 2,6; Spitze abgebrochen, Öſe ſehr ausgerieben; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 21. Abb. 11, 18: Schreibgriffel, L. 11,2; Kopf facettiert; Fundort hinter Görzſtiftung; Form wie Altert. u. h. Vorz. V Taf. 53, 981. — 22. Abb. 11, 19: Desgleichen, L. 14,2; lange Spitze, ſchmaler Kopf: Fundort bei Ten. Clairf. Ähnliche von der Saalburg: Jacobi, Saalburg Taf. LXX 5, 6, 10. — 23. Abb. 13, 2: Schiebeſchlüſſel, verbogen, mit 5 Zähnen, Ring am Ende abgebrochen; Fundort Linſenberg. — 24. Abb. 13, 4: Riegel von Schiebeſchloß, L. 6; mit 5 Durchbohrungen; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 25. Abb. 13, 5: Desgleichen, unvollſtändig, noch 8 Durchbohrungen erhalten; Fundort wie voriges. — 26. Abb. 11, 13: Schloß-Schlempe, L. 5; Scharnieröſe abgebrochen, etwas verbogen; Fundort vor Pav. 23. — 27. Abb. 11, 10: Kaſtenbeſchläge, L. der Arme 5 und 3,5 bezw. 5,5 und 4,3; Fundort „Grube" am Linſenberg. Ähnlich: Jacobi, Saalburg Taf. 57, 20—23. — 28. Abb. 11, 25: Ringſchlüſſel, Dm. 2; Bart mit T-förmiger Durchbohrung; Fundort Ecke Römerwall-Auguſtusſtraße. — 29. Abb. 11, 24: Lampenhaken, L. 7,5; flachkantig, daran hängend Reſte der Kette; Fundort Linſenberg. — 30. Abb. 11, 21: Gabel einer Wage, L. 4,5; verbogen; Fundort Linſenberg. — 31. Abb. 11, 20: Haken einer Schnellwage, L. 7,5; bandförmig, mit hochgeſtellten Kanten; Fundort bei Ten. Clairf. — 32. Abb. 11, 23: Griff, L. 5; durch die Mitte geht ein Eiſenſtab, die Oberfläche imitiert einen Baumſtamm mit vielen Aſtſtümpfen. Dieſe ſind mit einem Silberplättchen belegt. Beide Enden ſind ſauber abgedreht zum Einfügen der Anſatzſtücke; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 33. Abb. 11, 22: Meſſergriff, Klinge fehlt, L. noch 5,1; Ende ſpatelförmig; Fundort vor Pav. 2 und 4. Ähnliche Stücke: ORL 8: Zugmantel Taf. XI Fig 44 und 64; Jacobi, Saalburg Taf. 60, 8 und Taf. 67, 2; Saalburg-Jahrbuch III 1912 Taf. XIII 17: Zugmantel. — 34. Abb. 11, 7: Pinzette, L. noch 11,1; Spitzen beſchädigt, Kopfende als Sonde ausgebildet; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 35. Abb. 11, 16: Sonde, L. 11,8; Hals reich profiliert; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 36. Abb. 11, 17: Desgleichen, L. 13; Schaft roh graviert; Fundort Römerwall. — 37. Abb. 11, 8: Desgleichen, L. noch 12,9; Schaft facettiert, Mitte verdickt; Fundort „Grube" am Linſenberg. — 38. Desgleichen, L. noch 13,5; dünner Schaft ohne Verzierung; Fundort Linſen-

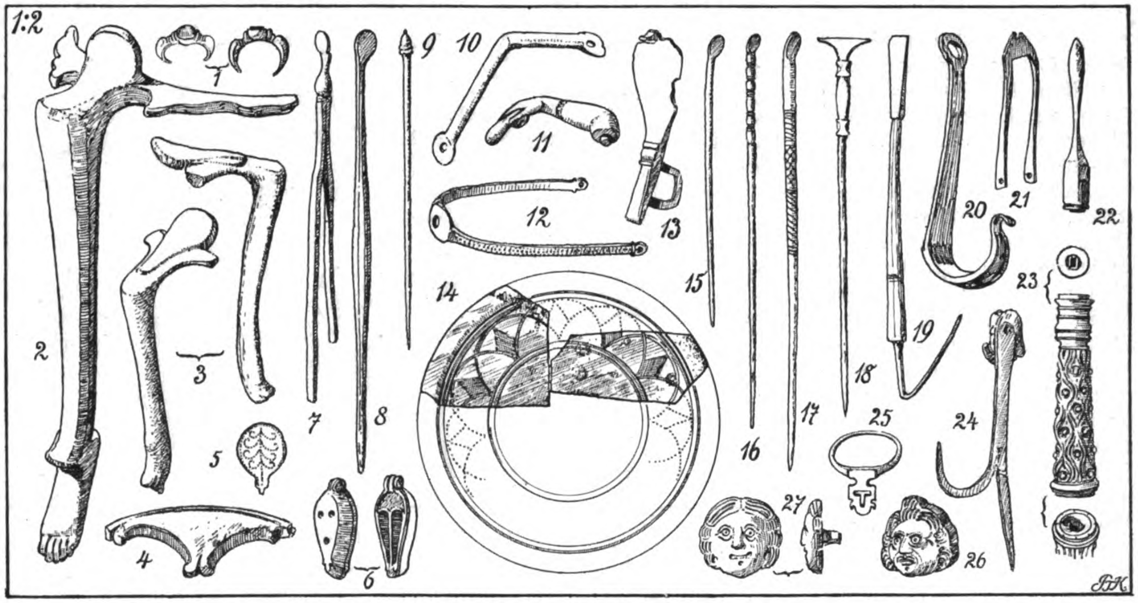


Abb. 11. Bronzegeräte verſchiedener Beſtimmung

berg. — 39. Abb. 11, 15: Desgleichen, L. noch 8,6; wie voriges; Fundort Linſenberg. — 40. Stift, L. 9,5; einerſeits Kugelkopf, andererſeits Öſe; Fundort rechts vor Gautor. — 41. Abb. 11, 14: 2 Spiegel-Bruchſtücke, Dm. ca. 9; Rückſeite graviert; Fundort „Grube“ am Linſenberg. — 42. 2 Strigilis-Bruchſtücke, L. noch 8,5 und 3,7; Fundort wie voriges. — 43. Löffel, Stiel abgebrochen, L. der ovalen Schaufel 4,3; Fundort wie voriges. — 44. Abb. 11, 9: Nadel, L. 9,2; kleiner rundlicher Kopf, darunter 2 plaſtiſche Ringe; Fundort wie voriges. — 45. Desgleichen, L. 9,1; am Kopfende 5 umlaufende Rillen; Fundort wie voriges. — 46. Abb. 11, 1: Fingerring, Dm. 1,7; mit blauem Schmelz; Fundort wie voriges. Ähnliche Form: Henkel, Röm. Fingerringe der Rheinlande Taf. XLIII 1079. — 47. Abb. 11, 6: Sog. Siegelkapſel, L. 2,9; der im Scharnier hängende Deckel trägt Emailleeinlage; Fundort wie voriges. Vgl. über dieſe auch als Riechbüchschen erklärten Stücke zuletzt ORL 8: Zugmantel S. 91. — 48. Desgleichen, L. 2,1; nur Deckel erhalten; Fundort wie voriges. — 49. Abb. 11, 2: Kannenhenkel, H. 18; unten in einen menſchlichen Fuß endigend, oben die etwa 8,5 cm weite Gefäßmündung zu einem Drittel umſpannend; Fundort Linſenberg. — 50. Abb. 11, 3: Desgleichen, H. noch 9; unten abgebrochen; Fundort „Grube“ am Linſenberg. — 51. Abb. 11, 4: Eimer-Fuß, L. 5,5; die Kanten beiderſeits von einer feinen Rille begleitet; Fundort Linſenberg. — 52. Abb. 12: Dreifuß-Aufſatz, H. 5,3; hohl, zur Aufnahme eines vierkantigen

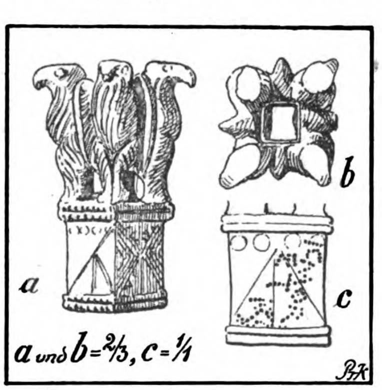


Abb. 12. Dreifuß-Aufſatz aus Bronze

Stabes; oben in 4 Adler endigend, deren Köpfe durch den aufgelegten Teller ſtark abgerieben ſind. Auf einer der 4 Seiten ſteht eine punktierte Inſchrift (die Herr P. T. Keßler entdeckte, als er das Stück für dieſen Bericht zeichnete). Ihre Leſung iſt mir nicht gelungen. Fundort Linſenberg. Ein ſehr ähnliches Stück iſt im erſten Bericht (Mzr. Ztſchr. VI 1911) S. 113 und Abb. 26, 190 behandelt. Zwei weitere Exemplare beſitzt das Altertumsmuſeum in Mainz ſeit längerer Zeit. — 53. Abb. 11, 12: U-förmiger Beſchlag, L. 6,1; an beiden Enden und in der verbreiterten Mitte durchbohrt; Fundort vor Pav. 2 und 4. — 54. Abb. 11, 26: Reliefköpfchen, H. 2,2; hohlgegoſſen, Geſicht mit reicher Haarumrahmung; Fundort rechts vom Gautor (Ecke der Straßen Am Gautor und Baſtion Martin). — 55. Abb. 11, 27: Desgleichen, H. 2,2; Rückſeite mit Stift; Fundort „Römerwall“. — 56. Abb. 11, 11: Unterarm, L. 3,7; erhalten der rechte Unterarm bis etwas über dem Ellenbogen, hier glatt abgeſchnitten, in der Mitte der Schnittfläche kleiner Dübel zum Anſetzen an den Körper. In der Hand ein länglicher Gegenſtand unklarer Bedeutung, um das Handgelenk iſt ein flacher Armring aus Eiſen gelegt. Fundort bei Ten. Clairf.

Ältere Waffenfunde aus Bronze, Eiſen und Bein

1. Bronze-Schildbuckel [1. VI. 98], Dm. 20,5; ſtark beſchädigt, runde Form, Rand ausgebogt, ſodaß 8 Zacken entſtehen, ſauber abgedreht; Fundort Glacisweg, zwiſchen Gautor und Linſenberg (vgl. Weſtd. Ztſchr. XVII 1898 S. 372 Taf. 6, 1). — 2. Eiſerner Schildbuckel

[23. V. 98], Dm. 17; runde Form, mit 5 Nägeln auf dem Rand; Fundort Glacisweg, zwiſchen Gautor und Linſenberg. — 3. Eiſerner Dolch [14. VII. 97], L. 33,5; mit Griffzunge und kreisrundem Bein-Ortband, Dm. 5,5; Fundort Rennbahn (vgl. Weſtd. Ztſchr. XVI 1897 S. 344 Taf. 18, 3). — 4. Das Landesmuſeum Darmſtadt beſitzt (nach Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 65) einen eiſernen Dolch mit Parierſtange und Ortband aus Bronze, als deſſen Fundort das Mainzer „Castrum" [11. II. 1866] angegeben wird. — 5. Bronzebeſchlag einer Dolchſcheide [K 2034], Br. 4,4; durchbrochen; abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. I, X Taf. 6, 1 und II, IV Taf. 3, 9; Fundort Käſtrich. — 6. Desgleichen [K 2035], Br. 5; mit Inſchriftreſt: • • • • VSF; abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. III, V Taf. 5, 7; Körber, Inſchriften III. Nachtrag S. 105 Nr. 162 (= Alte Mzr. Ztſchr. IV 2 1900 S. 257; zuſammengeſtellt mit einem oberen Teil eines ſolchen Beſchlags ohne beſtimmten Fundort); Fundort Alter Käſtrich. — 7. Desgleichen [Original früher in Privatbeſitz in Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 8759 im Centralmuſeum Mainz], L. noch 7; Fundort Linſenberg. — 8. Bronze-Ortband [K 2043], L. 5,3; faſt rechteckig, mit Fortſätzen an jeder Schmalſeite und 2 halbmondförmigen Ausſchnitten; Fundort Linſenberg. — 9. Desgleichen [Original früher in Privatbeſitz in Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 3038 im Centralmuſeum Mainz], Br. 6; mit 2 halbmondförmigen Durchbohrungen; Fundort Käſtrich. — 10. Bein-Ortband [K 2517], L. 6,3; mit 2 halbmondförmigen Ausſchnitten; Fundort Käſtrich. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. II, IV Taf. 3, 11. — 11. Desgleichen [9. X. 96]; Fundort Gautor. — 12. Desgleichen [31. I. 98], Bruchſtück; Fundort Ampts Garten. — 13. Eiſerne Lanzenſpitze, L. 27,6; Fundort Rennbahn (vgl. Weſtd. Ztſchr. XVI 1897 S. 344 Taf. 18, 4). — 14. Desgleichen [K 2620], L. 14; vierkantiges Blatt; Fundort Alter Käſtrich. — 15. Eiſerne Signum(?)-Spitze [K 612], L. 14; Fundort Käſtrich. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. I, XII Taf. 4, 7. — 16. Eiſerne Tülle [K 2658], L. noch 14,4; in Spitze übergehend; wohl eher Teil eines leichten Pilums als Lanzenſchuh; Fundort Käſtrich.

Ob die in Altert. unſ. heidn. Vorz. I, XI Taf. 4 abgebildeten eiſernen Speer- und Pfeilſpitzen, von denen ein Teil vom Käſtrich und Linſenberg ſtammt, wirklich ſämtlich der römiſchen Zeit angehören, möchte ich nicht bei jedem Stück mit voller Sicherheit behaupten. Ebenſo verhält es ſich mit der dreikantigen eiſernen Pfeilſpitze, Altert. unſ. heidn. Vorz. II, VIII Taf. 4, 12, Fundort Käſtrich, und dem eiſernen Sporn [K 2099] vom Linſenberg: Altert. unſ. heidn. Vorz. II, I Taf. 7, 6.

Ältere Funde, die zur Ausrüſtung gehören

1. Abb. 8, 2: Bronzeſchnalle [Original früher in Privatbeſitz in Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 4222 im Centralmuſeum Mainz], Br. 3,8; Fundort Alter Käſtrich. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. II, VI Taf. 5, 13. — 2. Abb. 8, 3: Desgleichen [Original wie voriges, Abguß 4165], Br. 3,9; Fundort Alter Käſtrich. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. II, VI Taf. 5, 8. — 3. Abb. 8, 4: Desgleichen [Original wie voriges, Abguß 4164], Br. 3,6; Fundort Alter Käſtrich. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. II, VI Taf. 5, 9. — 4. Abb. 8, 6: Riemenzunge aus Bronze [K 2032], L. 4,6; mit Kreisverzierung und reichgegliederter Kontur; Fundort Käſtrich. — 5. Scheidenbeſchlag eines Pionierwerkzeuges, L. 8,8; Fundort Linſenberg. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 10, 169. — 6. Abb. 10, 5 und 5a: Phalliſcher Bronze-Anhänger [K 1195], H. 9,7, Br. 9; die Öſe iſt beſonders gearbeitet und war auf der Rückſeite des Kopfes befeſtigt (jetzt loſe); Fundort Linſenberg (Doffleins Garten) 1851. — 7. Abb. 10, 2: Desgleichen [K 1208], H. urſprünglich etwa 5; Fundort Käſtrich, Kupferberg 1856. — 8. Das Landesmuſeum Darmſtadt beſitzt (nach Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 41) einen reichgegliederten phalliſchen Bronze-Anhänger mit der Fundortsangabe Caſtrum in Mainz. — 9. Abb. 10, 1: Phalliſcher Anhänger aus Eiſen [K 1212], L. 2,8; Fundort Linſenberg (Garten Jehring) 1848. — 10. Abb. 10, 7: Bronzebeſchlag mit fica [K 1203], H. 4; 2 Nieten auf der Rückſeite dienten zur Befeſtigung auf einer Unterlage, vielleicht einem Lederriemen; Fundort Linſenberg. — 11. Abb. 8, 21: Bronze-Anhänger [1896], L. noch 6,5; mit feinen konzentriſchen Rillen, darunter Durchbohrung, aus der die Füllung herausgefallen iſt; Fundort Gautor. — 12. Abb. 8, 23: Desgleichen [1896], H. 4,5; halbmondförmig, Rückſeite etwas ausgehöhlt, darin Reſte von Stroh. Der Anhänger gehörte alſo wohl auch zum Pferdegeſchirr; Fundort Gautor. — 13. Abb. 8, 24: Desgleichen [K 1254], L. noch 4; obere Öſe abgebrochen; Fundort Linſenberg. — 14. Abb. 8, 25: Desgleichen [K 1249], L 4,8; reiche durchbrochene Arbeit; abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. I, X Taf. 6, 6; Fundort Käſtrich. — 15. Abb. 8, 20: Anhänger aus Weißmetall [K 1234], Br. 3,9; halbmondförmig, mit gezähnten Enden, Öſe angenietet; Fundort Linſenberg. — 16. Abb. 8, 29: Bronzebeſchlag [K 1767], L. 10,9; mit einer Hafte und einer Niete; Fundort Käſtrich. — 17. Abb. 8, 28: Bronzeſcheibe mit 2 Nieten, Dm. 5,4; leicht gewölbt; Fundort Gautor. — 18. Abb. 8, 26: Bronzebeſchlag [K 2036], Br. 3; mit 2 Nieten; Fundort Rennbahn (24. VI. 97). — 19. Abb. 8, 16: Bronzeknopf, hutförmig, mit umgebogenem Nagel, Br. 3; Fundort Linſenberg. — 20. Das Muſeum Wiesbaden hat ein fibelähnliches durchbrochenes Bronzebeſchlagſtück vom Linſenberg, das Altert. unſ. heidn. Vorz. III, VII Taf. 5, 6 abgebildet und als deſſen Fundort dort irrtümlicherweiſe „Dorsheim" angegeben iſt. — 21. Abb. 8, 14: Zügelring, H. 5,6; Fundort Ampts Garten, Wohnraum 2 (1. X. 97). — 22. Abb. 8, 15: Desgleichen, H. 6,5; verbogen, oberer Ring mit antiker Flickung; Fundort Rennbahn. — 23. Bronze-Strigilis [Original früher Privatbeſitz Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 2983 im Centralmuſeum Mainz], L. 22; auf dem breiten Griff Stempel AGATO und kleiner Amor eingeſchlagen; Fundort Käſtrich. Abgebildet A. u. h. V. II, IX Taf. 4, 6. — 24. Desgleichen [Land.-Muſ. Darmſtadt], L. 17; Griff mit Nielloeinlage in Form eines ſtiliſierten Baumes; Fundort Käſtrich (nach Adamy, „Bad des Caſtrums 1861"). Abgebildet A. u. h. V. II, IX Taf. 4, 5; vgl. Adamy, Die archäologiſchen Sammlungen S. 51. — 25. Eiſerne Strigilis(?), das in Altert. unſ. heidn. Vorz. II, IX Taf. 4, 7 abgebildete Bruchſtück dürfte ſchwerlich eine Strigilis ſein; Fundort wie voriges.

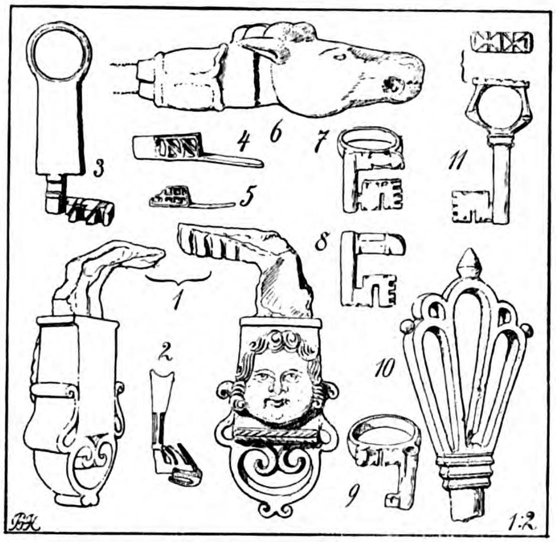


Abb. 13. Bronzeſchlüſſel und -Riegel

Sonſtige ältere Funde aus Bronze

1. Abb. 13, 1: Schiebeſchlüſſel, Griff aus Bronze, Bart aus Eiſen [K 1429], L. 8,7; mit Meduſenkopf; Fundort Käſtrich. Abbildungen Mainzer Altertümer Heft VI S. 21 Fig. 3. — 2. Abb. 13, 6: Drehſchlüſſel, Griff als Pferdekopf gebildet, eiſerner Bart abgebrochen, L. 8,5; Fundort Rennbahn. — 3. Abb. 13, 3: Schiebeſchlüſſel aus Bronze, L. 6,1; Fundort Gautor (20. X. 96). — 4. Abb. 13, 11: Drehſchlüſſel aus Bronze, L. 5,4; eckiger Schlußring; Fundort Rennbahn (24. VI. 97). — 5. Abb. 13, 10: Desgleichen [K 1390], nur Griff erhalten, L. noch 8,1; Griff reich durchbrochen; Fundort Käſtrich. — 6. Bronze-Drehſchlüſſel in Geſtalt von Fingerringen: a) Abb. 13, 7 [K 1435]: Dm. 2,1; Fundort Linſenberg (Garten Jehring, 27. I. 49); b) Abb. 13, 9: Dm. 2,3; Fundort OZW. (9. VII. 1900); c) Abb. 13, 8: L. 2,3; Fundort Rennbahn. — 7. Bronze-Schloßbeſchlag [K 1471], Br. 4,6; mit 2 Schiebern; Fundort Linſenberg (Garten Jehring).

Ältere Funde aus Eiſen

1. Schiebeſchlüſſel, L. 20; ſog. lakoniſche Form, Ende zu Öſe umgebogen; Fundort Rennbahn. — 2. Desgleichen [K 1898], L. 20; mit 4 Zähnen, flacher Griff; Fundort Ten. Clairf. — 3. Desgleichen, L. 21; mit breitem Bart und 3 Zähnen; Fundort Rennbahn. — 4. Desgleichen [K 1349], L. 7; mit Ring am Ende; Fundort Käſtrich. — 5. Desgleichen [K 3817], L. 10,5; mit Endöſe; Fundort Gautor 1897. — 6. Desgleichen [K 3816], L. 10; Durchbohrung im flachen Griff; Fundort Gautor 1897. — 7. Desgleichen [K 1345], L. 8,8; Form wie voriges; Fundort Käſtrich. — 8. Desgleichen [K 1343], L. 8,5; Fundort Linſenberg (Garten Jehring). — 9. Ähnliche Stücke vom Gautor 1897 [K 3820], Ampts Garten (2) Rennbahn, Gautor-Umbau (22. X. 96). — 10. Großer Riegel; Fundort Gautor 1897. — 11. Schloßbeſchlag [K 1350], Br. 7; Fundort Käſtrich.

Ältere Funde: Figürliches

1. Linker Fuß einer überlebensgroßen Bronzeſtatue [K 5969], L. noch 21; nur die vordere Hälfte erhalten; Fundort unterhalb der Mathildenterraſſe in einer Ziſterne. Vgl. Abbildungen von Mainzer Altertümern VI S. 24 Abb. 9. — 2. Bronzeſtatuette des Mars [K 3683], H. 6,4; Fundort Linſenberg. Vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 63, 6. — 3. Bronzeſtatuette der Venus [K 5973], H. 12,5; Füße und Arme abgebrochen, Augen mit Silber ausgelegt; Fundort Linſenberg (Doffleins Garten) Dez. 1845 (oder Zahlbach). — 4. Bronzeſtatuette mit phrygiſcher Mütze [Original früher in Privatbeſitz in Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 2687 im Centralmuſeum Mainz], H. 16; linker Arm erhoben, Hand abgebrochen; Fundort Käſtrich, Haus Kraus. — 5. Juppiter-Büſte aus Bronze [Original früher in Privatbeſitz in Mainz, jetzt verſchollen, Abguß 2688 im Centralmuſeum Mainz], H. 9,8; den unteren Abſchluß bildet ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; Fundort Käſtrich, Haus Kraus. Abgebildet Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 15, 5. — 6. Bronze-Relief [wie voriges, Abguß 2994], quadratiſche Platte von 4,6 Seitenlänge; Wölfin mit Romulus und Remus, darüber 2 kleinere Tiere, das Ganze in Perlkranz; Fundort Käſtrich. — 7. Desgleichen [wie voriges, Abguß 4476], Bruchſtück; phantaſtiſches Tier mit großem Flügel; Fundort Käſtrich. — 8. Das Landesmuſeum in Darmſtadt beſitzt noch 3 figürliche Bronzen, die (nach Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 23 und 77) aus dem Mainzer Kaſtell ſtammen ſollen: a) Köpfchen eines Faun, H. 3,8; mit langem Bart und Spitzohren, über der Stirn links und rechts je ein Blatt an vorſtehenden Knoten; Fundort Kaſtell in Mainz 1865; b) Vorderteil eines liegenden Fuchſes, L. 6,8; Fundort wie voriges 1862; c) Bronzeknopf in Geſtalt eines ſitzenden Panthers; Fundort Caſtrum in Mainz.

Ältere Funde: Fingerringe

(Vgl. Henkel, Die römiſchen Fingerringe der Rheinlande, Berlin 1913; für einige Ringe haben ſich inzwiſchen aus einem alten Verzeichnis genauere Fundorte ergeben.) 1. Goldring mit Onyx, blaue Gemme, geflügelter Genius auf umgekehrte Fackel geſtützt; Fundort Käſtrich. Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 5, 1; Henkel, a. a. O. S. 32 Nr. 216. — 2. Silberdrahtring [18. VIII. 99] aus 2 flachgeſchlagenen Drähten zuſammengedreht, hellblaue flache Glasperle auf Platte; Fundort Käſtrich. Henkel, a. a. O. S. 47 Nr. 332. — 3. Bronzering [21. IV. 98] mit Gemme; Darſtellung unkenntlich; Fundort Käſtrich. — 4. Bronzering [XI. 96] mit Platte; Fundort Gautor, links. — 5. Bronzering [22. VI. 97]; Fundort Rennbahn. — 6. Eiſenring [K 6030] mit Carneol, darauf 2 Schweine dargeſtellt; Fundort Linſenberg. Henkel, a. a. O. S. 134 Nr. 1449 Taf. 77, 255. — 7. Desgleichen [K 6031] mit Onyx, darauf Vaſe mit Kornähren; Fundort Linſenberg. Henkel, a. a. O. S. 135 Nr. 1462 Taf. 77, 298. — 8. Desgleichen [K 6032] mit Granat, darauf Fortuna; Fundort Linſenberg. Henkel, a. a. O. S. 137 Nr. 1487. — 9. Desgleichen [K 6034] mit Carneol, darauf Fortuna und Victoria; Fundort Linſenberg. Henkel, a. a. O. S. 138/9 Nr. 1507 Taf. 75, 118. — 10. Gemme [K 6043], Carneol mit Frauenköpfchen; Fundort Linſenberg.

Eisen

1. Abb. 14, 1: Lanzenſpitze, L. 13,3; flaches Blatt; Fundort „Grube“ am Linſenberg. — 2. Abb. 14,7: Meſſer, L. 11; ſchmale Klinge, kurzer Griffdorn; Fundort wie voriges. — 3. Abb. 14,8: Desgleichen, L. 26; geſchwungene Klinge, Griffbelag aus Knochen; Fundort Linſenberg. — 4. Abb. 14,11: Meſſergriff, L. noch 8,2; Endöſe, einerſeits noch mit Knochen belegt; Fundort bei Ten. Clairf. — 5. Abb. 14,9: Meſſerverſchalung, L. 5,5; Bein, mit eingravierten Kreiſen und Linien; Fundort wie voriges. — 6. Abb. 14, 10: Meſſer, Spitze abgebrochen, L. noch 10; eine Knochenröhre dient als Griff; Fundort bei Ten. Clairf. — Einen beſonders reich ausgebildeten Meſſergriff aus dem Mainzer Kaſtell beſitzt das Muſeum in Darmſtadt: Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 23: Phantaſtiſches Tier aus Elfenbein geſchnitzt, als Heft eines Klappmeſſers; Fundort Kaſtell in Mainz 1865. — 7. Abb. 14,2: Meſſer, L. 12,3; kurze, breite Klinge; Fundort bei Ten. Clairf. — 8. Abb. 14,5: Beilhammer, L. 12; ovales Stielloch; Fundort „Grube“ am Linſenberg. — 9. Abb. 14,6: Hammer, L. 15,5; rundes Stielloch; Fundort Linſenberg. — 10. Abb. 14,4: Spatel, L. 12; gewundener Schaft, diente wohl den Maurern zum Ausſtreichen der Mauerfugen; Fundort vor Pav. 2. — 11. Abb. 14, 3: Radnagel, L. 11; vierkantiger Schaft; Fundort „Grube“ am Linſenberg.

Bein

1. Abb. 15, 1: Möbelbeſchlag, L. 13, Br. 4,3; diente als Verſchalung eines Möbelteiles; Relief: reichgeſchnitzte Ranke, die Tiefen ausgebohrt; Fundort am Römerwall. — 2. Abb. 15, 2: Phalliſcher Anhänger, Dm. 6; aus der Krone eines Hirſchgeweihes geſchnitzt, am Rande 2 große Durchbohrungen zum Aufhängen; Vorderſeite mit 2 Phalloi, Rückſeite roh abgeſägt; Fundort am Römerwall. Ein ähnliches Stück aus dem Erdlager Hofheim: Naſſ. Ann. 40 Taf. XIV 17, dazu Text S. 179. — 3. Abb. 15, 3: Hirſchkrone, Dm. 5,3 bis 6,3; durch die Mitte gehen 2 verſchieden große Durchbohrungen; Fundort Robert Kochſtraße. Ein ähnliches Stück aus dem Erdlager Hofheim, a. a. O. Taf. XIV 24. — 4. Ebenfalls aus dem Gebiet des Mainzer Kaſtells ſollen 2 Hirſchkronen im Landesmuſeum Darmſtadt ſtammen, eine mit Meduſenhaupt (Fundort Caſtrum in Mainz), die andere mit konzentriſchen Ringen (Fundort Linſenberg); vgl. Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 42. — 5. Abb. 15, 4: Zierſtück, L. 8,9; S-förmig, mit Fortſätzen an den Enden; auf beiden Seiten profiliert; Fundort am Römerwall. — Meſſergriffe aus Bein ſ. unter Eiſen. — 6. Knebel, L. 18,5; aus Hirſchgeweih-Sproſſe; breites

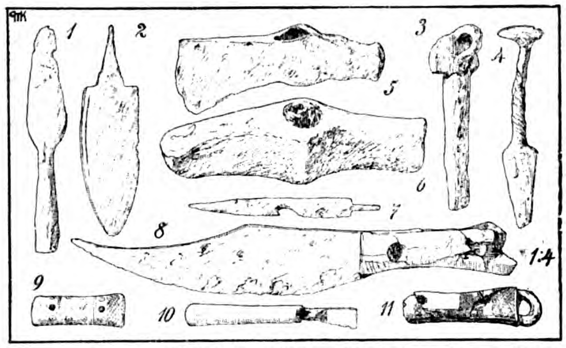


Abb. 14. Waffen und Werkzeuge aus Eiſen

Ende abgeſägt und von der Seite durchbohrt, ſonſt mit grobem Inſtrument geglättet; Fundort am Linſenberg. — 7. Abb. 15, 5: Löffelchen, L. noch 6,2; Stiel abgebrochen; runde, flache Schaufel, auf deren Unterſeite der Stiel ſich als flache Rippe bis zum andern Ende fortſetzt; Fundort bei Ten. Clairf. Form wie Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 72 Abb. 6, 19. — 8. Abb. 15, 6: Spindel, L. 13,7; Fundort am Linſenberg. Form ähnlich wie Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 72 Abb. 6, 7. — 9. Abb. 15, 7: Desgleichen, L. noch 12,8; Spitze fehlt, Kopf reicher profiliert; Fundort Robert Kochſtraße. — 2 Nadeln mit Öhr, L. 10,6 bezw. 8,6; beiderſeits zugeſpitzt; Fundort Spital. — 10. Abb. 15, 8—14: Nadeln mit verſchieden profilierten Köpfen; Fundort Görzſtiftung, Ten. Clairf., Robert Kochſtraße. (Zu 14 vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. II, XI Taf. 4, 12.) — Nadeln mit Kugel-

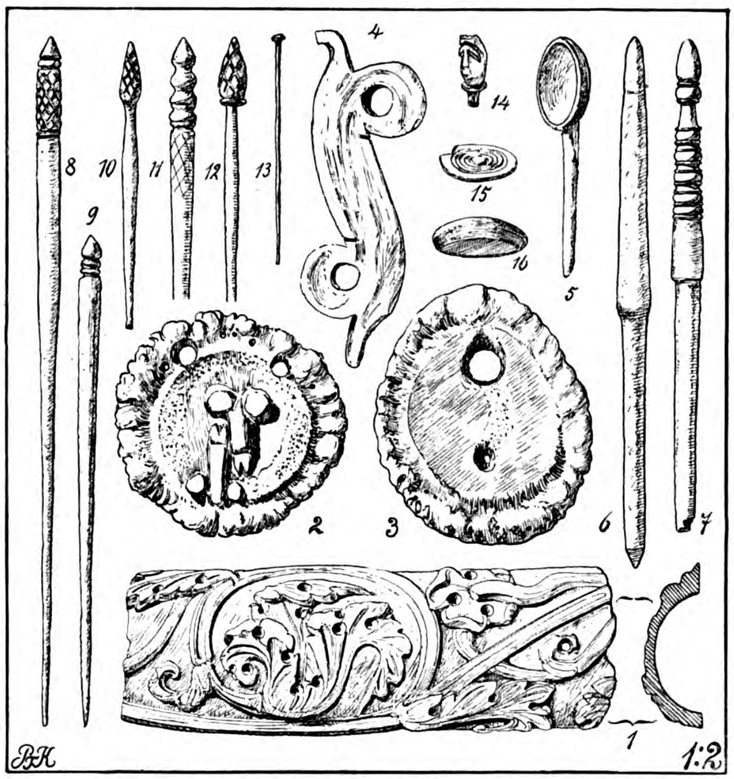


Abb. 15. Gegenſtände aus Knochen und Hirſchhorn

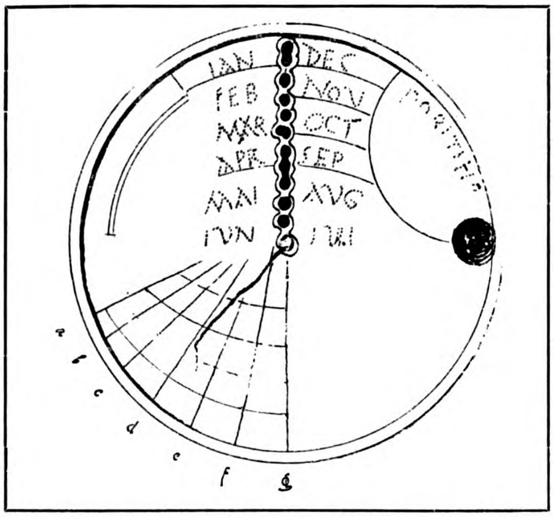


Abb. 16. Sonnenuhr (= Körber, 3. Nachtrag S. 119 Nr. 202)

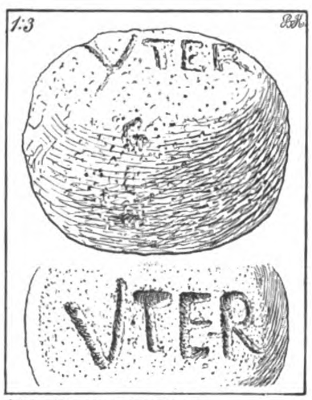


Abb. 17. Gewichtſtein

kopf, halbkugeligem oder kleinem Scheibenkopf, von verſchiedenen Stellen. — 11. Abb. 15, 15—16: Runde Scheibchen, abgedreht, als Spielſteine benutzt, von verſchiedenen Stellen. — 12. Hirſchkrone, ſchräg abgeſchnitten; Fundort Römerwall. — 13. Rehgeweihſtange, flüchtig abgeſägt; Fundort bei Ten. Clairf.

Ältere Funde aus Bein

Abb. 16: Sonnenuhr aus Elfenbein [K 2321], Dm. 6,8, Dicke 0,7; Fundort Linſenberg. Die Monatsnamen ſind abgekürzt beigeſchrieben: IAN FEB MAR APR MAI IVN IVL AVG SEP OCT NOV DEC. Eine ſeitlich davon angebrachte Inſchrift hat A. Rieſe, Das rheiniſche Germanien in den antiken Inſchriften 1914 S. 229 Nr. 2066 entziffert: FORI TIBER (ii), für dieſe Stadt (nach Ptolemaeus 2, 9, 10 in Helvetien) war alſo die Uhr gearbeitet. Eine Anweiſung zum Gebrauch hat Körber a. a. O. ausführlich gegeben. Vgl. Becker, Inſchriften S. 116 J. 1; Naſſ. Ann. XX S. 316 ff., XXI S. 118 ff.; Körber, Inſchriften, Nachtrag III S. 119 ff. Nr. 202 (darnach die Abbildung hier wiederholt). — Eine Vergleichung mit den ähnlichen Exemplaren vom Herapel, im Wiener Muſeum, von Aquileja gibt Schlieben, Römiſche Reiſeuhren, Naſſ. Ann. 23 S. 115 ff. Taf. VI. Die Bronze-Uhr vom Herapel iſt auch abgebildet: Lothring. Jahrb. XXII 1910 S. 524 Taf. X 88/89. Eine bei Schlieben wiedergegebene, aus einer zerſchnittenen Medaille des Antoninus Pius hergeſtellte Uhr hat auch Kubitſchek, Ausgew. röm. Medaillons der Kaiſ. Münzenſammlung in Wien 1909 S. 4 Abb. 28. Hier iſt auf Mitt. d. K. K. Zentralkommiſſion N. F. VI 1880, 19; CIL X 8071, 23 und XV 7203 verwieſen.



Abb. 18. Brotſtempel aus Kalkſtein

Stein

1. Altärchen, H. 24,5, Br. 15, D. 14; Kalkſtein, ohne Inſchrift; flüchtige Profilierung, oben rechteckige Vertiefung; Fundort Robert Kochſtraße vor Pav. 2. — 2. Abb. 17: Gewichtſtein, flachkugelig, Dm. 12×8,5; rötliches, ſehr poröſes Muſchelkonglomerat, darauf Inſchrift: VTER. Gewicht des Steines 1690 Gramm (ungefähr 5 römiſche Pfund). Die Erklärung der Inſchrift dürfte dieſe ſein: V iſt die Gewichtsangabe, das in kleineren Buchſtaben geſchriebene TER Anweiſung für den Benutzer beim Abwiegen irgend eines Stoffes; Fundort Robert Kochſtraße vor Pav. 2. — 3. Bruchſtück eines Steintellers, H. 3,5; rötlicher Marmor(?); die Außenſeite des ſteilen Randes und des Bodens imitieren Korbgeflecht; Fundort bei Ten. Clairf.

Ältere Funde aus Stein

1. Abb. 18: Brotſtempel einer Centurie der 14. Legion, vierſeitige Säule von 11 cm Länge und 5—5,5 cm Dicke; Kalkſtein. (Nach Unterſuchungen von Bergrat Steuer-Darmſtadt iſt es derſelbe Stein wie die Juppiter-Säule.) Fundort Rennbahn [29. VI. 97]. Vgl. Weſtd. Ztſchr. XVI 1897 S. 344 Taf. 17, 3. Die Erklärung gibt (nach Mitteilung Zangemeiſters) Körber, Mainzer Inſchriften, III. Nachtrag S. 60 Nr. 85. Die Inſchriften lauten: *L(egio) XIIII G(emina) M(artia) V(ictrix); 〉 Caecili V Sabinei; 〉 Caecili V Musenti adiut(oris); 〉 Caecili V Metoni.* (Rieſe, Das rheiniſche Germanien in den antiken Inſchriften, erklärt zu Nr. 921 das V vermutungsweiſe als Nummer der Legionsbäckerei.) — 2. Augenarztſtempel [K 2412], Größe 34×29 mm, Dicke 7 mm; grüner Speckſtein; Fundort OZW., Turnplatz der Mainzer Turngeſellſchaft [4. VI. 80]. Die Inſchriften lauten: *Q. P. Diodoti diasmyrnes* | *Q. P. Diodoti ad epifora[s]* | *Q. P. Diodoti diasmyrnes* | *Q. P. Diodoti isocrysum.* Auf der einen Breitſeite iſt ein Q und D als Gravierprobe eingekratzt. Vgl. CIL XIII 10 021, 150; Keller, Inſchriften, Nachtrag I S. 24 Nr. VII B a; Körber, Inſchriften, IV. Nachtrag S. 62 Nr. 88. — 3. Desgleichen [K 6084], Größe 32×22 mm, Dicke 5 mm; grüner Speckſtein; Fundort bei den Ausgrabungen am Glacisweg zwiſchen Gautor und Bingertor am 3. April 1903. Die Inſchriften lauten: je 2 mal Q O M bezw. Q Oli Mar.

Vgl. Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 S. 417 Taf. 7, 1; Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 S. 169; Körber, Inſchriften, IV. Nachtrag S. 65 Nr. 91.

Glas

1. Bruchſtück einer Rippentaſſe (Form wie Mzr. Ztſchr. VIII/IX Taf. VI 8), violett und weiß marmoriert; Fundort bei Ten. Clairf. — 2. Hellgrüne Taſſe (Form wie Naſſ. Ann. XXXX Taf. XXXVIII 1 B), H. 6,7; um den abgeſchliffenen Rand und die weiteſte Ausbauchung Linien eingeſchliffen; Fundort in Pav. 1. — 3. Bruchſtücke von viereckigen und anderen Henkelkannen aus hellgrünem Naturglas; Fundort am Linſenberg. — 4. Ausguß eines kugeligen Balſamariums mit zwei Öſenhenkeln; Fundort Römerwall. — 5. Melonenperlen in hellgrün und hellblau von verſchiedenen Stellen. — 6. Spielſteine aus weißem, gelbem und marmoriertem Glas von verſchiedenen Stellen.

Ton

Sigillata

Die Funde gehören, wie auch in den früheren Berichten zutage trat, ſehr verſchiedener Zeit an, die Mehrzahl natürlich dem 1. und 2. Jahrhundert. Ein gutes Bild der bunten Zuſammenſetzung gibt die unten folgende Stempelliſte, in der italiſche, galliſche und germaniſche Fabriken vertreten ſind. Von ungeſtempelter Ware ſeien noch ein paar bemerkenswerte Bruchſtücke genannt:

a) Kleines Bruchſtück, Gefäßform nicht mehr erkennbar, außen mit weißen Barbotine-Punkten der Buchſtabe A aufgeſetzt; Fundort am Linſenberg. — b) Randſtück eines Bechers mit ſenkrechten Kerbſchnittrillen (entlehnt von der Glasſchlifftechnik); Fundort am Linſenberg. — c) Ausguß eines Henkelkruges mit koniſcher Mündung, daran der ungeſchickt geformte Rundſtabhenkel; Fundort bei Ten. Clairf.

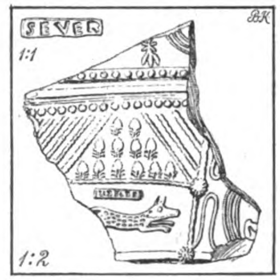


Abb. 19. Sigillata-Scherbe mit Stempel

Sigillata-Stempel

A. Gefäße mit Relief aus der Form:

1. Außenſtempel auf Form Dragendorff 29:

Abb. 19: SEVER Pav. 11—14

2. Innenſtempel auf Form Dragendorff 29:

ALBVS FE *C 86.* Ten. Clairf.
Aq⟨VITA͡NI *C 157.* bei Pav. 5—9
OF · AQ⟨ vor Pav. 2
OF BASSI · CO *C 277.* Wald bei Pav. 11
MEΘILLVS *C 1324.* bei Pav. 11
OF N/////RI *C 1428.* Spital
OF PAƧƧEN *C 1494.* hinter Görzſtiftg.
OF PATRICI *C 1511.* bei Pav. 20
OF PRIMI *C 1569.* bei Pav. 20
SENOM *C 1786.* bei Pav. 11
Se⟨V͡ERI *C 1800.* Pav. 11—14
SILVI PAT͡RICI *C 1818.* Linſenberg

3. Außenſtempel auf Form Dragendorff 37:

ΛV⟨itus rückläufig Ten. Clairf.
Lat⟨INNI *C 10011, 219.* Ten. Clairf.
· · · · · VVSIᴷ Ten. Clairf.

B. Innen-Stempel auf glatter Ware:

AET////NIM *C 52.* Te Ten. Clairf.
OF A͡LBA͡NI *C 77.* Ta Behn 261 OZW.
⟨A͡LBA͡NI *C 77.* Ta Linſenberg
ΛMΛNDVS ꟼIICIT *C 100u*[1]. Te Behn 190 Ten. Clairf.
AN͡TIO CHVS } *C 10009, 32.* Ta Ecke Römerwall-Auguſtusſtraße
OF AQVITA͡N *C 157.* Te Linſenberg
OF AQVIT *C 157.* Ta Ten. Clairf.
CN · A\ CRES } *C 10009, 44.* Ta Linſenberg
CN A͡TEI HILA͡RI } *C 10009, 49.* Ta Linſenberg
ATTI *C 209.* Ta Pav. 11—14 darauf Graffito Abb. 21, 11
ΛVII *C 225.* Ta Ten. Clairf.
BASSIC *C 277.* Ta bei Fort Joſef
BITVNVS *C 322.* Ta OZW.
CALVI *C 412.* Ta hinter Görzſtiftung
OF CALVI *C 412.* Ta OZW.
OF CΛLVI *C 412.* Ta OZW.
OF CΛLVI *C 412.* Te Behn 197 Ten. Clairf.
OFI ƆALVI *C 412.* Ta vor Pav. 1 darauf Graffito Abb. 21, 1
OFI ƆALVI *C 412.* Ta Behn 261 Spital
CΛLVINI *C 409.* Ta Behn 261 Ten. Clairf.
CΛLVN Ta Behn 261 Spital
OFIC · CA͡NTI *C 438.* Ta OZW.
CΛSSIVSF *C 475.* Ta Behn 261 Görzſtiftung
CΛSSIVS *C 475.* Ta bei Pav. 14—20
CΛSTVSF *C 478.* Te Ten. Clairf.
CELSINVSF *C 521.* Te Behn 198 Ten. Clairf.
CENSORI *C 536 oder 537.* Ta bei Pav. 20
OF CEN͡T *C 539.* Te Ten. Clairf.
CERIALIS · F *C 544.* Te Linſenberg
OF CH͡RESTI *C 552.* Ta vor Pav. 2 darauf Graffito Abb. 21, 4
OF COELI *C 604.* Ta Linſenberg
COS RVF *C 655.* Ta Behn 261 Linſenberg
OF ¦¦¦¦ COS V⟨ *C 656/7.* Te hinter Görzſtiftung
C⟨OSIKVSF *C 653.* Te Behn 198 Linſenberg
COSSIKVS Te Behn 198 Ten. Clairf.
OF CRES *C 698.* Ta Behn 261 Linſenberg
OF · CRES *C 698.* Te Behn 197 Linſenberg
CREST⟨ *C 698.* Te Linſenberg
CVPITVS *C 726.* Ta bei Fort Joſef
DVBIꓕVꓕVƧ *C 826.* Te Behn 190 Ten. Clairf.
EVHOD rückläufig *C 10009, 118.* Ta Linſenberg
OF FELIC *C 889.* Ta bei Pav. 20
I'IISTVS N *C 892.* Te Ten. Clairf.
FIRMO *C 900.* Ta hinter Görzſtiftung
FIRMO *C 900.* Ta Spital
I' IRMVS Rundſtempel *C 901.* Ta Ten. Clairf.
OF F͡L GE͡R *C 906.* Ta bei Pav. 10
OF F͡L CE *C 906.* Ta Behn 284 Linſenberg
FLORIDVS FE *C 915.* Te Ten. Clairf. darauf Graffito Abb. 21, 3
FORTVNATVS *C 917.* Te Ten. Clairf.
GATVSF rückläufig *C 945.* Te Behn 198 Ten. Clairf.
GERM͡AN *C 963.* Te Pav. 11—14
ICOE(?) Ta Wald
INGENVI *C 1032.* Ta Ten. Clairf.
INGENVI *C 1032.* Ta OZW.
IO FECI Ta Behn 261 Spital
IOIENI Ta Behn 261 Linſenberg
OF · IVCV͡N *C 1061.* Te Behn 197 hinter Görzſtiftung
OF.LABIO *C 1104.* Te Behn 196 hinter Görzſtiftung
LICNVS *C 1145.* Ta bei Pav. 14

OF·LICN *C 1145.* Ta bei Pav. 9
ⱩI·ⱩVS·FEC *C 1146.* Ta Behn 284 bei Pav. 13
LOCIRNV *C 1152.* Te Ten. Clairf. darauf Graffito Abb. 21, 9
LOLLIVS·F *C 1153.* Ta Behn 261 Ten. Clairf.
LVCIVS F *C 1173.* Ta Behn 284 bei Fort Joſef
OF·LVCVN Ta Behn 284 Linſenberg
OF M͡ABIO Ta vor Pav. 2
M͡ACCARVS F *C 1196.* Te Ten. Clairf.
OF·M͡ACC *C 1196?.* Ta bei Pav. 10
M͡AE *C 10009, 159.* Te bei Pav. 4
MAINIVS FE *C 1238.* Ta Behn 284 OZW. darauf Graffito Abb. 21, 12
MAIΘR·F *C 1242.* Te Ten. Clairf.
MARCVS F *C 1270.* Te Ten. Clairf.
MⱯRTIⱯⱩIS rückläufig *C 1282.* Ta Behn 284 Entenpfuhl
[MARTI]AFE *C 1282.* Te Spital
MA⟨rtialis *C 1282.* Te Ten. Clairf.
⟨MATER *C 1307.* Te Behn 198 hinter Görzſtiftg. darauf Graffito Abb. 21, 5
MEMORISM *C 1340.* Ta Behn 261 OZW.
MEMORISM *C 1340.* Te Görzſtiftung
MMORM *C 1340.* Ta Ten. Clairf.
MMORM *C 1340.* Ta Pav. 14—20
⟨MORM *C 1340.* Ta Behn 261 Ten. Clairf.
⟨MERG *C 1344?* Te Behn 197 Ten. Clairf.
MERGVSⱯ *C 1347.* Te Ten. Clairf.
MICCIO *C 1355.* Ta Behn 284 bei Pav. 20
MICCIO *C 1355.* Ta Behn 284 bei Fort Joſef
OMOM *C 1374.* Ta Pav. 4—8
MOM *C 1374.* Ta bei Pav. 1
MONTANV *C 1382.* Te Behn 198 vor Pav. 1 darauf Graffito Abb. 21, 2
MOXSIVS F *C 1391.* Te Ten. Clairf.
OF·MVR⟨ *C 1394.* Te Ten. Clairf.
OF·M͡VR *C 1394.* Ta Ten. Clairf.
OF·C·N·CEL *C 1400.* Te Ten. Clairf.
NASSO·T·S·F *C 1410.* Ta bei Pav. 20
[N]ASSO F *C 1409.* Te Behn 198 Linſenberg
NATALIS F *C 1413.* Ta Behn 284 Ten. Clairf.
OF NGR *C 1428.* Ta hinter Görzſtiftg. darauf Graffito Abb. 21, 7
OF PAT͡RC *C 1511.* Ta Linſenberg
OF PAT͡RC *C 1511.* Ta Behn 261 Ten. Clairf. darauf Graffito Abb. 21, 10
PATRICI *C 1511.* Ta Ten. Clairf.
PATRIC *C 1511.* Ta Ten. Clairf.
PAV͡LLINVSF *C 1519.* Te vor Pav. 2
[P]ECVLIAFE *C 1521.* Ta Behn 261 Ten. Clairf.
PETRV⟨ *C 1530.* Ta vor Pav. 1
OI' PONTI *C 1545.* Ta OZW.
OF PONT *C 1545.* Ta Linſenberg
PRMI *C 1569.* Ta Behn 268 Ten. Clairf.
OF·PRM *C 1569.* Ta bei Pav. 20
OFI·PRII *C 1569?* Ta bei Pav. 11
QVIN͡TANI *C 1600.* Ta bei Pav. 20
QVIN *C 1607.* Ta Behn 268 Ten. Clairf.
REGALIS *C 1616.* Ta Ten. Clairf.
OF RVFIN *C 1659.* Ta Behn 261 Ten. Clairf.
OF RVFI *C 1662.* Te Behn 197 Ten. Clairf.
OF RVF⟨ Ta Behn 261 Linſenberg
OF RVF *C 1662.* Ta Behn 261 bei Pav. 12
OFS *C 1672.* Ta Pav. 11—14
ISABINII *C 1682.* Ta bei Pav. 20
SACIANT F *C 1686.* Ta Behn 284 Linſenberg
SCO⟨ Ta Spital
SECVN͡D M͡A Ta Behn 261 bei Pav. 11
SECVN *C 1764.* Ta vor Pav. 1
SIIV·VO FEC rückläufig *C 1803.* Te Ten. Clairf.
SILV͡A *C 1813.* Ta Ten. Clairf.
SILVINII *C 1814.* Te Linſenberg
SILVIN *C 1814.* Te Linſenberg
STATVTVS F *C 1842.* Te Linſenberg
SVCCES *C 1849.* Ta hinter Görzſtiftg.
T͡ERTIV *C 1902.* Ta Behn 261 bei Fort Joſef (Straße 128)
L T͡HY͡RSI *C 10009, 273.* Ta Ecke Römerwall-Auguſtusſtraße
TILLVS⟨ Ta Behn 284 Ten. Clairf.
TOCCA F *C 1921.* Te Behn 198 Ten. Clairf.
TOCCIVS *C 1923.* Ta bei Pav. 5
TRITV⟨ *C 1941.* Ta Behn 261 bei Block 51
VASTI Ta Behn 261 Linſenberg
VÊRECVN͡DV⟨ *C 2010.* Te Behn 198 Linſenberg
VERVS FEC *C 2020.* Te Ten. Clairf.
[VIC]TOR *C 2036.* Te Behn 198 Ten. Clairf.
VICTORINVS FE⟨ *C 2037.* Te Linſenberg
VICTORINVS F *C 2037.* Te Kaſernenhof vor Gautor. Darüber und darunter: Fiſch Abb. 20
VIRILISII *C 2055.* Te Ten. Clairf.
OF VIRI⟨ Ta Behn 261 Ten. Clairf.
VIRT͡HVS FE⟨ *C 2059.* Te Linſenberg
OF.VITALIS·I *C 2062.* Te vor Pav. 2
OF VITALI *C 2062.* Te Behn 197 Ten. Clairf.
OF VITA *C 2062.* Ta Linſenberg
OF VITA *C 2062.* Ta bei Pav. 20
OF·VITA· *C 2062.* Te Ten. Clairf.
VITA *C 2062.* Ta Ten. Clairf.
VITA *C 2062.* Ta Ten. Clairf.
ZOE *C 10009, 319.* Ta Ten. Clairf.
⊛ Ta Ten. Clairf.
Kreis mit Punkten Ta Ten. Clairf.
⚘ Ta vor Pav. 2



Abb. 20. Stempel auf Sigillata-Teller

Abb. 20: 2 Fiſche (und VICTORINVS F) ähnlich wie Ludowici, Rheinzabern IV S. 73: M 37 (aber einige Millimeter größer). Damit iſt dieſer oft allein vorkommende Fiſch als Fabrikmarke des Victorinus von Rheinzabern erwieſen.

OARDN(?) Ta Linſenberg
⟨COM Te Behn 197 Pav. 11—14
⟨CVN Te Behn 197 Ten. Clairf.
⟨ECVS Ta Ten. Clairf.
⟨NSF Te Behn 198 Linſenberg darauf Graffito Abb. 21, 13
⟨ꟻINVS Te Ten. Clairf.
⟨SIVSFE Ta Linſenberg
⟨SSI Ta Behn 261 Ten. Clairf.
⟨TVS Ta Linſenberg

Graffiti auf Sigillata

Abb. 21, 1: Ɐ auf Taſſenboden mit Stempel OFI ƆALVI. — Abb. 21, 2: ⱯⱩⱩO auf Tellerboden mit Stempel MONTANV. — Abb. 21, 3: ΛP auf Tellerboden mit Stempel FLORIDVSFE. — Abb. 21, 4: AT auf Taſſenboden mit Stempel OF CH͡REST. — Abb. 21, 5: BASSI auf Tellerboden mit Stempel ⟨MATER. — Abb. 21, 6: MIITTIF(?) auf Taſſenboden ohne Stempel. — Abb. 21, 7: NIC .... I auf Taſſe mit Stempel OFNGR. — Abb. 21, 8: PLⱯ auf Relief-Schüſſel-Scherbe der Form Drag. 37. — Abb. 21, 9: SEC auf Tellerboden mit Stempel LOCIRNV. — Abb. 21, 10: TITVNVS(?) auf Taſſenboden mit Stempel OF PAT͡RC. — Abb. 21, 11: VR auf Taſſenboden mit Stempel ATTI. — Abb. 21, 12: EMⱯI(?) auf Taſſenboden mit Stempel MAINIVS FE. — Abb. 21, 13: ⟨SIVS(?) auf Tellerboden mit Stempel ⟨NSF.

Ältere Funde

Unter den älteren Funden an Keramik aus dem Gebiet des Mainzer Kaſtells ſind an die Spitze zu ſtellen die beiden Sigillata-Kelchgefäße, die ausführ-

lich beſprochen ſind: Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 28, Text S. 151 ff. Sie ſind uns doppelt willkommen, da ſie keine Einzelfunde ſind, ſondern jedes in eine Gruppe von gleichzeitigen Gefäßen der verſchiedenſten Formen gehört. Der ſchönſte von ihnen, der „Kranichkelch", ſtammt aus einer Abfallgrube mit reichem Inhalt, die gelegentlich der Ausgrabung des Bades 1901 ausgehoben wurde. Er ſoll unten zuſammen mit dieſem Ausgrabungsbericht beſprochen werden. Der zweite Kelch [K 5639] wurde gefunden bei Anlegung eines Kellers in der Kupferbergſchen Champagnerfabrik, Mathildenterraſſe 19 (vgl. Weſtd. Ztſchr. XX 1901 S. 347).

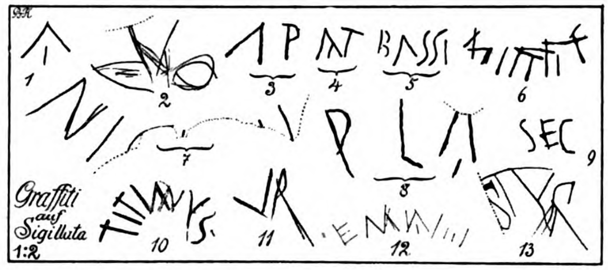


Abb. 21. Graffiti (meiſt Eigentümernamen) auf Sigillatagefäßen

Er lag hier zerbrochen in einer größeren Abfallgrube, die außer dieſen Scherben nur wenige Reſte von Gefäßen, dagegen zahlreiche Auſternſchalen und beſonders viele Knochen von Rind und Schwein enthielt. Der Kelch (Abb. 22) trägt den zweizeiligen Innenſtempel: CN · ATEI · XANTHI. Außen im Reliefſries mit vertieften Buchſtaben: XANTHI. In derſelben Grube lag eine ſteilwandige Sigillata-Taſſe [K 5640] mit dem zweizeiligen Stempel: FORTVNATI. In der Nähe ein großer Teller [K 5636], D. 57,5, mit ſchrägem unprofilierten Rand, ſowie eine Amphore [K 5637] der Form Haltern 67 (unteres Drittel fehlt). Abbildungen dieſer Gefäße: Weſtd. Ztſchr. XX 1901 Taf. 15, 7: Kelchgefäß. Taf. 15, 6: Taſſe. Taf. 17, 11: Teller. Taf. 17, 12: Amphore. Kelchgefäß und Taſſe wiederholt bei: Geißner, Gefäße der auguſteiſchen Zeit, Mainz 1902 Taf. V, 7 und 6; die Innenſtempel der beiden: Taf. 1, 51 und Taf. 2, 88. Die Reliefzone des in Abb. 22 wiedergegebenen Kelchgefäßes iſt ungewöhnlich ſchmal und wird gebildet durch eine fortlaufende Wellenranke, zwiſchen deren Blätter und Blüten verſchiedene Tiere geſetzt ſind. Dieſe Tiere, Blüten und Blätter ſind eingeſtempelt, während die eigentliche Ranke freihändig gezogen iſt. Eine genaue Beſchreibung iſt gegeben: Altert. unſ. heidn. Vorz. V S. 155. Außer dem Stempel Xanthi ſind folgende Matrizen verwendet (Abb. 23): Sitzender Vogel nach rechts, ſitzende Heuſchrecke nach links, Eidechſe, Biene, fliegendes Inſekt, verſchiedene Blätter, Blütenkelch, roſettenartige Blüte. Dazu kommt noch der Eierſtab. — Die Parallelen dieſer Dekoration ſind beſprochen von: Behn, Röm. Keramik S. 148 zu Nr. 1034 (wo weitere Literatur angeführt) und von: Hähnle, Weſtfäl. Mitteil. VI S. 89.

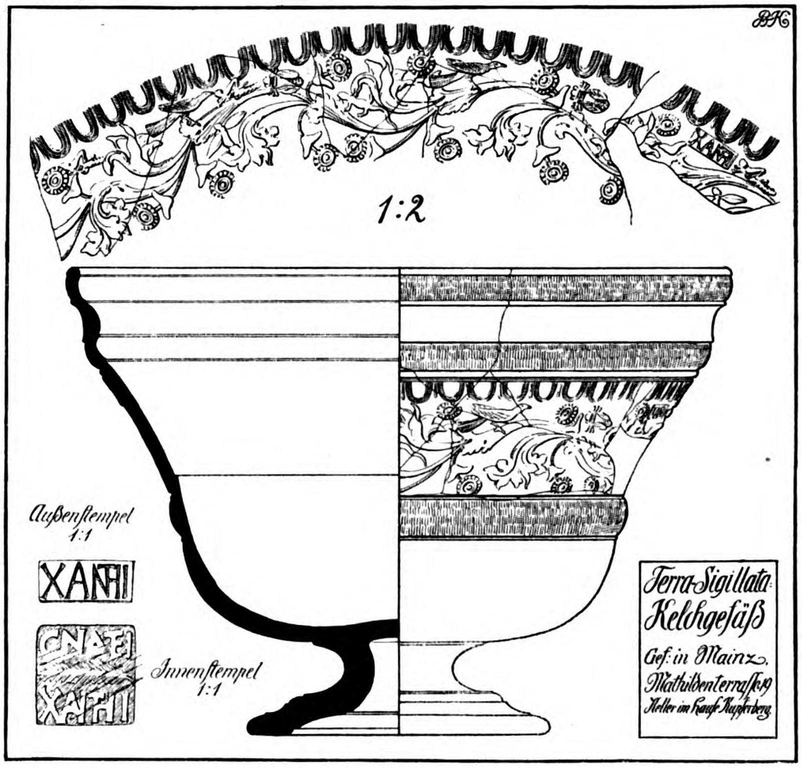


Abb. 22. Sigillata-Kelchgefäß, darüber abgewickelter Reliefſries

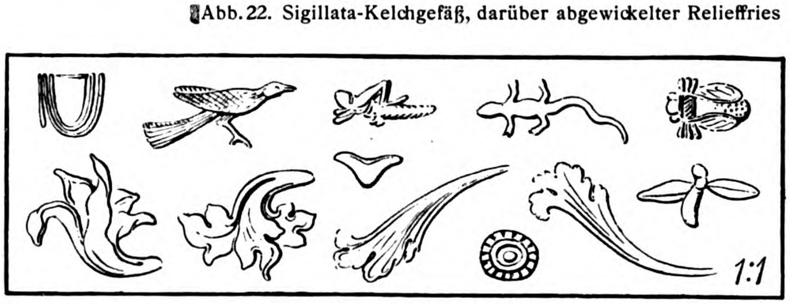


Abb. 23. Einzelmotive des Reliefſrieſes von Sigillata-Kelch Abb. 22

Sigillata aus vorklaudiſcher Zeit iſt im Kaſtellgebiet nicht

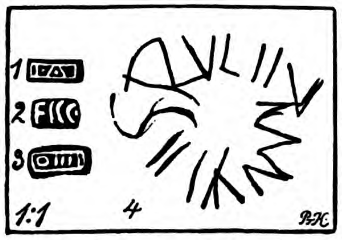


Abb. 24. Stempel und Graffito auf belgiſcher Ware

ganz ſelten. Ich erwähne nur die bei Geißner, Gefäße der auguſteiſchen Zeit, Mainz 1902, aufgezählten Stempel: Nr. 8: Anni. Nr. 44: Atei (abgebildet Taf. V 14, nicht 12 wie dort angegeben). Nr. 47: Atei (eines der genannten Kelchgefäße; es fehlt die Angabe des Fundortes Linſenberg 3. VI. 01). Nr. 73: Cn. Atei Xanthi (das zweite Kelchgefäß; Fundort Mathildenterraſſe 27. III. 01, fehlt). Nr. 81: P. Atti (Fundort Linſenberg, nicht Mainz). Nr. 83: Atti (Fundort Linſenberg, fehlt). Nr. 103: Criſpini (Fundort Linſenberg, fehlt; Datum: 12. VI. 01, nicht 12. V. 01). Nr. 122: Fortunati. [Nr. 131: Julliinus iſt nicht aus vorklaudiſcher Zeit.] Nr. 152a: Protus. Nr. 153: Raſini. Nr. 154: Raſini. Nr. 166: Ruſticus (vorklaudiſch?). Nr. 167: Sav. Pub. Nr. 173: Senti. Nr. 191: L. Thur. Nr. 199: L. Titi (Fundort Linſenberg, fehlt). Nr. 199a: Anter. Titi. Nr. 201: Aneachus Tulli (nicht Antiochus!). Nr. 208: Hospes L. Umbr. Nr. 209: Icarus L. Umbr. Nr. 214: Xanthi. Nr. 223: Xanthi. Nr. 233: Xanthus fec. Nr. 240: Vac. Sigillata der ſpäteren Zeit iſt natürlich viel häufiger. Die bis 1907 gefundenen Stempel ſind verzeichnet bei Geißner, Sigillata-Gefäße der nachauguſteiſchen Zeit, Mainz 1904 und 1. Nachtrag 1907. Es ſind 90 Stück. Darunter der Außenſtempel CENSOR auf Bilderſchüſſel Drag. 37. Dazu kommt noch ein Stempel auf einer Sigillata-Reibſchale: CERIAL{, gef. 19. VI. 97 auf der „Rennbahn“. Wohl das intereſſanteſte Stück aus Sigillata iſt der Kinderkopf: A. u. h. V. V Taf. 66, 1211.

Stempel auf „belgiſcher Ware“

1. Abb. 24, 2: Roter Taſſenboden mit Stempel FICC· und Graffito, ſ. unten; Fundort Alexanderſtraße.— 2. Abb. 24, 3: Desgleichen mit Stempel OIIII; Fundort bei Ten. Clairf. — 3. Abb. 24, 1: Roter Teller mit Radialſtempel I·I·I·; Fundort Straße am Linſenberg.

Graffiti auf „belgiſcher Ware“

Abb. 24, 4: RVLIDANVI II S (?) auf rotem Taſſenboden mit Stempel FICC· (ſ. oben Nr. 1). Auch unter den älteren Funden aus dem Kaſtellgebiet iſt die belgiſche Ware ſpärlich vertreten. Geißner, Gefäße der auguſteiſchen Zeit, Mainz 1902, verzeichnet nur einen einzigen: Nr. 332, den er zweifelnd als Tano lieſt.

Rotbemalte Ware

1. Abb. 25, 5: Griff einer Kaſſerolle; Fundort Ten. Clairf.; Oberſeite mit ſtiliſierten Blättern und Ranken in Barbotine-Technik, Br. 5,3. — 2. Abb. 25, 2: Teller; Fundort Straße 104, am Linſenberg; Dm. 16,5; Rand nach außen umgelegt, oben mit 2 umlaufenden Rillen. — 3. Zahlreiche Bruchſtücke von Taſſen und Tellern, auch von Deckelchen, deren Profile ſchon in früheren Berichten abgebildet ſind. Und zwar iſt ſowohl die feine dünnwandige Ware vertreten, als auch die dicken Teller, die nur auf der Innenſeite den roten Farbüberzug zeigen. Unklar iſt die Verwendung des Bruchſtückes (Abb. 25, 1), das entfernt an einen Lampendeckel mit Eingußloch erinnert. Doch könnte man auch an den loſe aufgeſetzten Deckel eines Tintenfaſſes denken. Dm. 8,4; Fundort Linſenberg.

Gefirniſte Ware

Von der frühen Firnisware ſind nur wenige Proben gefunden worden, vor allem Scherben von Kugelurnen mit Schrägrand und aufgeſetzten Schuppen, der Überzug iſt gelbbraun oder metalliſch gefleckt. Von einer ähnlichen Form mag das Randſtück (Abb. 25, 4) herrühren, das an Stelle der Schuppen eingetiefte hängende Halbbögen zeigt; Fundort Linſenberg. Die Schwarzfirnisware des 2. und 3. Jahrhunderts iſt noch ſeltener im Kaſtellgebiet. Diesmal liegen aber 2 typiſche Stücke vor: a) Stück eines Faltenbechers mit weißer Barbotine (Punkte und Spirale erkennbar), innen und außen metallglänzend; Fundort Linſenberg. — b) Scherbe einer kugeligen Urne, ſchwarzgefirniſt, reicher Barbotineſchmuck in Trierer Manier (vgl. Oelmann, Keramik von Niederbieber S. 35ff. Abb. 12 und 14), gelblich weißer Tonſchlamm in Punktreihen, Zickzackband und ſtiliſierten Ranken; Fundort wie voriges.

Tongrundige Ware

1. Abb. 25, 6: Vexierkrug, nur Ausguß erhalten, H. noch 10; weißgelber Ton, Bandhenkel abgebrochen, die ins Innere ragende Röhre unten unvollſtändig; Fundort Linſenberg. Über Vexierkrüge vgl. Lehner, Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XIV 1895 S. 35; Behn, Röm. Keramik S. 197 Nr. 1314; Pagenſtecher, Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 21 Abb. 1. —

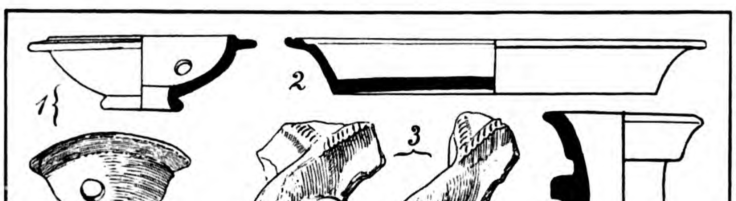


Abb. 25. Tongefäße und Bruchſtücke von ſolchen

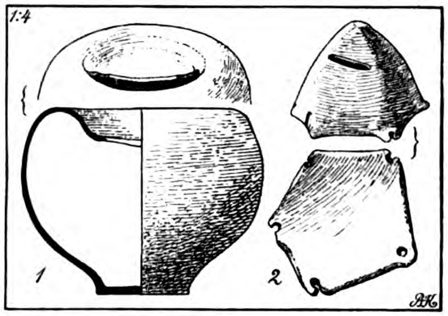


Abb. 26. Sparbüchsen aus Ton



Abb. 27. Stempel auf Reibschalen

2. Abb. 26, 1: Sparbüchse, H. 11; rötlicher Ton; in alter Zeit durch Erweitern des Schlitzes geöffnet; Fundort am Linsenberg. Über antike Sparbüchsen vgl. Graeven, Die tönerne Sparbüchse im Altertum (Archäolog. Jahrb. XV 1901) S. 160 ff. bes. S. 175 Fig. 16 und 17: aus Worms und Mainz. Eine dort als Fig. 19 wiedergegebene Sparbüchse eigenartiger Form, gefunden auf dem Kästrich, Original verschollen, Abguß 2691 des Centralmuseums, ist hier wiederholt: Abb. 26,2, H. 6,7; roter Ton, Form spitzkugelig, mit 5 schwach angedeuteten Pyramidenseiten. Die 5 Ecken der Standfläche sind durchbohrte Zipfel, zum Aufnageln auf eine Unterlage; wagrechter Schlitz, Boden durchschlagen. — 3. Abb. 25,3: Gesichtsurne, erhalten die ungewöhnlich gut modellierte 3,5 cm lange Nase und die quergerippten Augenbrauen; braunroter, glimmerhaltiger Ton; Fundort Linsenberg. — 4. Abb. 25,7: Randstück eines Gefäßes mit verdicktem Rand und aufgesetztem Gesicht; hellrot, glatte Oberfläche; Fundort Linsenberg. — 5. Abb. 25, 8: Kasserollengriff, L. 6,7; Rundstab mit Petschaftende, blaugrauer, grober Ton; Fundort am Linsenberg.

Reibschalen

1. Ganz erhaltene Schüssel, H. 9,5, oberer Dm. 29; gelber Ton, steiler Rand mit beginnendem Kragen; flacher, nicht abgedrehter Standboden; Fundort vor Pav. 23 (Ecke der Straßen 126 und 128). — 2. Abb. 27, Mitte: Ausguß einer Reibschale; hellroter Ton, gelber Überzug; einerseits neben dem Ausguß Stempel: BERVCA; Fundort Straße am Linsenberg.

Ältere Funde

3. Abb. 27, rechts: Desgleichen, hellrot; Stempel: COSSVS··· (*CIL 10006, 28*); Fundort Gautor links, Ausgrabung Nov. 1896. — 4. Abb. 27, links: Desgleichen, weißtonig; Stempel MCI····(*CIL 10006,120*); Fundort Ampts Garten 14. X. 1897.

Amphorenstempel

sämtlich auf den Rundstabhenkeln von Kugelamphoren.

1. Abb. 28, 1: LFCCVFCA rückläufig *C XIII 17 XV 2588/9*; Fundort bei Ten. Clairf. — 2. Abb. 28, 2: |||||| CC |||||| rückläufig; Fundort am Linsenberg. — 3. Abb. 28, 3: OCI; Fundort am Linsenberg. — 4. Rechteckiger, unleserlicher Stempel, Größe 3,2×0,5; Fundort am Linsenberg.

Ältere Funde

5. Abb. 28, 4: [S]AXOFER rückläufig *C XIII 46 XV 3167*; Fundort Gautorplatz 13.VII.1901. — 6. Abb. 28,5: L · AE · I · *C XIII 82 XV 2683*; Fundort Rennbahn 3. VII. 1897. Vgl. Körber, Korrbl. d. Westd. Ztschr. 1898 S. 8. —



Abb. 28. Amphorenstempel

7. Abb. 28, 6: C ANTONI QVEI *C 104n XV 2703*; Fundort Rennbahn 10.VII. 1897. Vgl. Körber, ebenda. — 8. Abb. 28, 7: ALFO *C XIII 301 XV 2971*; Fundort Gautor 9. I. 1899. — 9. Abb. 28, 8: A · P · G *C XIII 381*; Fundort Gautor 14. XII. 1898. — 10. Abb. 28, 9: L · Q · S · rückläufig *C XIII 414 XV 3109*; Fundort Gautor 12. XII. 1898. — 11. Abb. 28, 10: OF GARLVC *C XIII 425 XV 3125*; Fundort Kästrich, Kupferberg 19. X. 1900.

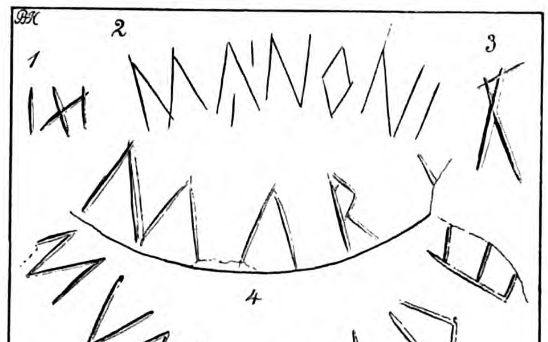


Abb. 29. Graffiti auf Amphoren

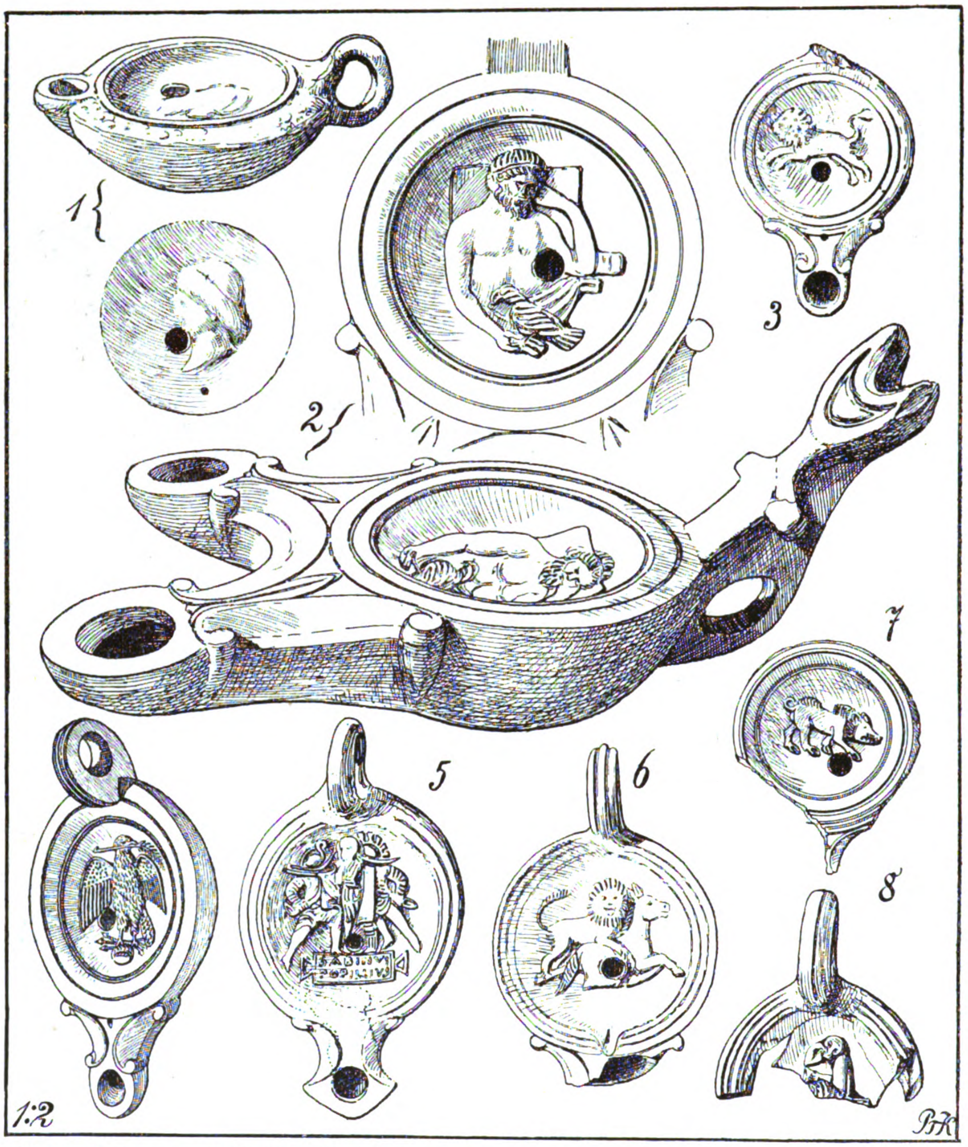


Abb. 30. Tonlampen mit Relief auf dem Spiegel

Graffiti auf Amphoren

1. Abb. 29, 2: MANONI (?) auf dem Rundſtabhenkel einer Kugelamphore; Fundort Pav. 11/14. — 2. Abb. 29, 4: MARI auf dem wagerechten Rand einer Kugelamphore; Fundort Pav. 11/14.

Ältere Funde

3. Abb. 29, 5: M VAL PVDE auf dem wagerechten Rand einer Kugelamphore; Fundort Ampts Garten 1897. — 4. Abb. 29, 1: IXI (?) auf Rundſtabhenkel einer Kugelamphore; Fundort Rennbahn 4. VII. 97. — 5. Abb. 29, 3: Λ (?) auf Rundſtabhenkel einer Kugelamphore; Fundort Rennbahn 17. VII. 97.

Lampen

1. Abb. 30, 6: Volutenlampe mit Griff, Schnauze fehlt, L. noch 9,5; grünlichgrauer Ton, Reſte ſchwarzen Überzuges; Spiegel mit Relief: Löwe, der ein Pferd niederreißt. Unterſeite mit erhabenem I; Fundort bei Ten. Clairf. (jetzige Häuſerblocks 95 bis 98). — 2. Desgleichen, Griff und Schnauze beſchädigt, L. noch 8; gelber Ton, rotbrauner Überzug; Spiegel ohne Relief, in der Mitte Eingußloch; F.-O. Alexanderſtr. — 3. Abb. 33, 1: Lampe mit kurzer Schnauze, L. 9,8; breiter Bandhenkel mit 2 Längsrillen, Spiegel ausgebrochen; gelber Ton mit rotbraunem Überzug; Fundort Straße am Linſenberg. — 4. Abb. 32, 3: Rotbemalte Lampe, L. 10; Form der „Firmalampen“, Spiegel ausgebrochen; offener Kanal, hoher Behälter; F.-O. hinter der Görzſtiftung. — 5. Bruchſtück der Schnauze einer großen rotbemalten Lampe; Fundort Straße am Linſenberg. — 6. Abb. 32, 5: Großes Blatt vom Griff einer großen rotbemalten Lampe, die Rippen ſind mit freier Hand ſehr ſcharfkantig geſchnitten. H. 9,5, Br. 10,3; braunroter Überzug; Fundort wie voriges. — 7. Original-Firmalampe ohne Griff, Schnauze abgebrochen, L. noch 5,5; ziegelroter Ton; ſcharf ausgeprägter Stempel (Abb. 33, 5a): FORTIS [C 136]; F.-O. hinter der Görzſtiftung. — 8. Firmalampe mit Griff, L. 10; Schnauze beſchädigt; gelber Ton, hellbrauner Überzug; Stempel: EVCARPI [C 122]; Fundort wie voriges. — 9. Desgleichen, Bruchſtück mit Griff; fleckigbrauner Überzug; Stempel: FORTI⟨ [C 136]; Fundort wie voriges. — 10. Abb. 33, 4: Desgleichen ohne Griff, L. 8,8; ſchwärzlichbraun (verbrannt?); Stempel (Abb. 33, 4a): QGC [C 141]; Fundort bei Ten. Clairf. (jetzige Häuſer-

blocks 95—98). — 11. Desgleichen, Bruchſtück; roter Ton; Stempel (Abb. 33, 8a): PRIIPO; Fundort „Spital“. — 12. „Firmalampe“ ohne Stempel; Griff abgebrochen, L. noch 8,4; gelber Ton, fleckigbrauner Überzug; Spiegel ausgebrochen; Fundort hinter Görzſtiftung. — 13. Desgleichen mit Griff, L. 6,6; Stempel ganz verwaſchen; grauweißer Ton, braun-ſchwarzer Überzug; Fundort Robert Kochſtraße. — 14. Abb. 33, 9: Desgleichen, L. 7,2; ähnlich wie vorige; Boden mit 2 konzentriſchen Kreiſen und vertieftem Mittelpunkt; Fundort vor Pav. 2. — 15. Desgleichen, L. 9,8; graugelber Ton, flüchtige Arbeit, großer Griff mit enger Durchbohrung; Fundort Straße am Linſenberg. — 16. Desgleichen, L. 9,7; gelber Ton; Spiegel ausgebrochen, Boden glatt; Fundort „Spital“. — 17. 2 Bruchſtücke roher Lampen aus gelbem bezw. ſchwarzgrauem Ton; Fundort bei Ten. Clairf. — 18. Offene Lampe, Bruchſtück, ∞ förmig, blaugrauer Ton; Fundort vor Pav. 2. — 19. Abb. 33, 10: Desgleichen, runde Form mit Schnuröſe; gelber Ton; Fundort Straße am Linſenberg.

Ältere Funde

20. Abb. 30, 2: Zweiſchnauzige Lampe mit Lunula-Griff [K 4694], L. 21; Relief: Sitzender Juppiter (nur Oberkörper) mit Adler auf der rechten Hand, die linke ſtützt den Kopf. Grauer Ton, fleckigbrauner Überzug; Spitze der einen Schnauze ergänzt. Typus: Haltern 36, Loeſchcke, Weſtfäl. Mitt. V S. 209, VI Taf. 13, 9. Fundort angeblich Linſenberg, Garten Jehring 1849. Abgebildet: Lindenſchmit, Das Centralmuſeum 1889 Taf. 26, 3. — 21. Abb. 30, 4: Volutenlämpchen mit runder Schnauze und Griff [K 4666], L. 11,9; italiſche Originallampe mit ungemein ſcharfen Profilen und ſcharfem Relief. Griff vierkantig, längsgerillt; Schnauze beſchädigt. Relief: Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf Kugel mit Blitzbündel ſitzend, im Schnabel einen Palmzweig haltend. Gelber Ton, gelber, ſehr dünner Firnis; Fundort Mathildenterraſſe. Abgebildet: Abbildungen von Mainzer Altertümern VI 1885 S. 21 Abb. 5a und b; Lindenſchmit, Das Centralmuſeum 1889 Taf. 26, 4. — 22. Abb. 30, 5: Desgleichen [K 4220], L. 11,7; hochſtehender Rundſtabgriff, eckige Volutenſchnauze, fleckig ſchwarzbrauner Überzug. Relief: 2 kämpfende Gladiatoren, dazwiſchen der lanista, darunter Inſchrift auf Tafel: SABINVS POPILLIVS in 2 Zeilen (vgl. CIL 18). Fundort Käſtrich (?). — 23. Abb. 31: Desgleichen [19. X. 09], L. noch 7,9; Schnauze beſchädigt. Relief: 4 Eroten bemühen ſich die Keule des Herkules aufzurichten, ein fünfter trinkt aus ſeinem Becher. Dabei die Inſchrift: ADIVATE SODALES (vgl. CIL 11) Adju(v)ate sodales: „Helft, Kameraden“. Schmutzig gelbbrauner Firnis; Fundort vor dem Gautor bei Kanalarbeiten am 19. X. 09. Beſprochen und abgebildet: Mzr. Ztſchr. VI S. 133 Nr. 38 (Körber), wo weitere Belege für die Darſtellung und Inſchrift gegeben

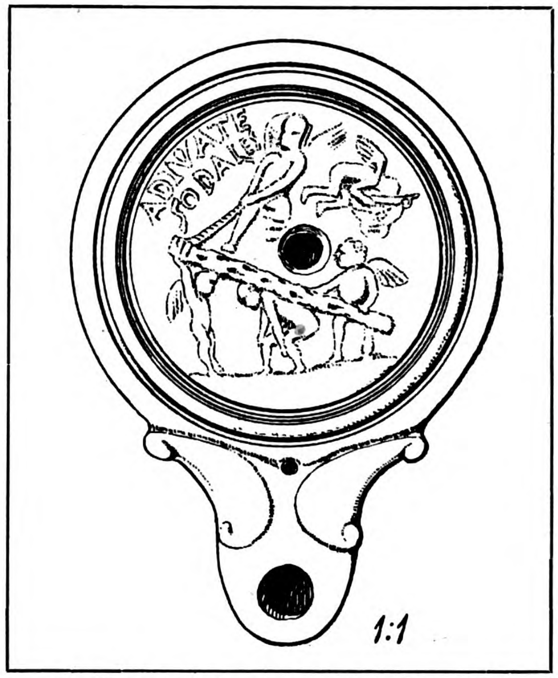


Abb. 31. Tonlämpchen (= Mzr. Ztſchr. VI S. 133 Nr. 38)

ſind. Das dort erwähnte Stück aus Hofheim iſt inzwiſchen erwähnt und abgebildet: Naſſ. Ann. 40 S. 265 Taf. XXX 13. — 24. Abb. 30, 3: Desgleichen [K 4625], L. noch 8,2; Griff abgebrochen; Relief: Löwe, nach links ſpringend. Gelber Ton, ſchmutziggbrauner Überzug; Fundort Käſtrich (im Jahre 1858). — 25. Abb. 30, 7: Desgleichen, Bruchſtück [22. XII. 08], L. noch 7,2; Behälter und Schnauze fehlen. Relief: Eber, nach rechts ſchreitend; ſcharf ausgeprägt. Gelber

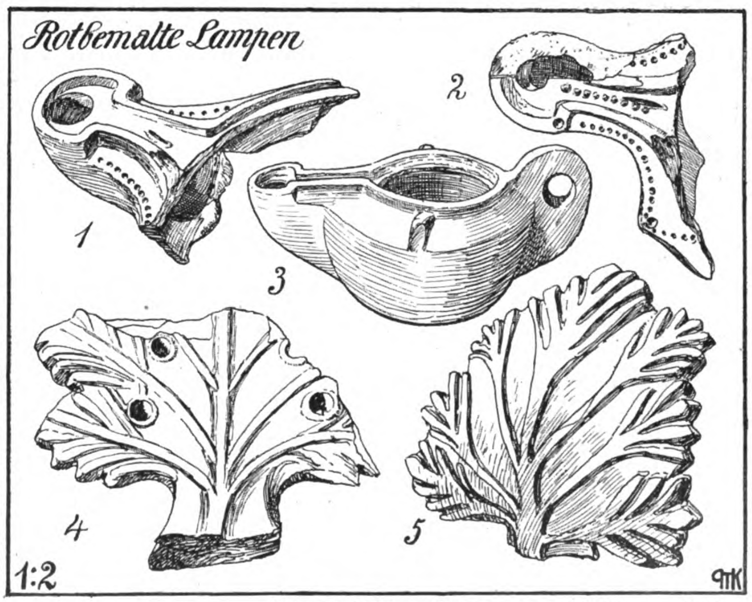


Abb. 32. Rotbemalte Lampen und Teile von ſolchen

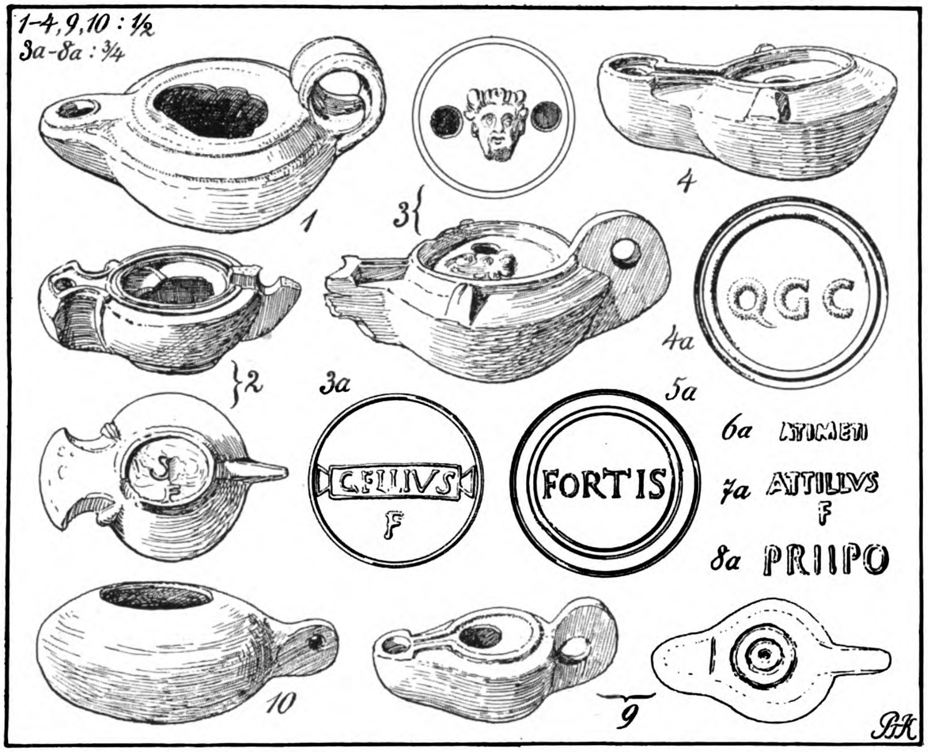


Abb. 33. Tonlämpchen verſchiedener Form

Ton, dunkelbrauner Firnis; Fundort rechts vor Gautor. — 26. Abb. 30, 8: Desgleichen, Bruchſtück [K 5645], vordere Hälfte fehlt. Relief: Siţende, nach links blickende männliche Figur mit aufgeſtüţtem Arm. Gelber Ton, dunkelbrauner Firnis; Fundort Käſtrich, Kupferberg. — 27. Das Landesmuſeum Darmſtadt hat aus dem „Kaſtell Mainz" eine Tonlampe mit Relief: Springender Stier (Adamy, Die archäolog. Sammlungen S. 29). — 28. Die bei Lindenſchmit, Das Centralmuſeum in bildlichen Darſtellungen Taf. XXVI 5 abgebildete Volutenlampe [K 4695] mit Juppiterbüſte über Adler mit ausgebreiteten Flügeln iſt nicht, wie dort angegeben, auf dem Käſtrich gefunden, ſondern in Weiſenau, und zwar, wie Herr P. T. Keßler feſtgeſtellt hat, 1844 im Weinberg des Geſchenkgebers Notar Bruch, in dem Gebiet der jeţigen Rheiniſchen Bierbrauerei. — 29. Ferner iſt die a. a. O. Taf. XXVI 14 abgebildete Fußlampe mit gleichem Fundort von zweifelhafter Echtheit. — 30. Abb. 30, 1: Lämpchen mit kurzer Schnauze ohne Hals [K 4764], L. mit Griff 10,2; Relief: Sehr verwaſchener weiblicher Kopf nach links. Weißer Ton, brauner Überzug; Fundort Käſtrich, Haus F. H. Mayer, 7. XI. 65. — 31. Abb. 32, 4: Blattgriff einer großen rotbemalten Lampe [K 5642; 30. III. 01]. Vorderſeite aus der Form; urſprüngliche Breite 12 cm; Fundort Käſtrich, Kupferberg. — 32. Abb. 32, 1: Schnauze einer rotbemalten, ringförmigen Lampe [K 5643], L. noch 6; der ringförmige Körper iſt auf der Töpferſcheibe gedreht, die Schnauzen ſind freihändig angeſeţt. Um den Rand herum durch Punktreihe verziert. Rötlicher Ton, ſattroter Überzug; Fundort Käſtrich, Kupferberg. — 33. Abb. 32, 2: Desgleichen [K 5644] ähnlich voriger, aber mit mehr Punktverzierung und ſeitlichen Zapfen; Überzug fleckig rot; Fundort wie vorige. — 34. Abb. 33, 2: Volutenlampe [28. I. 99], L. 7,5; Griff beſchädigt, Spiegel ausgebrochen. Ovaler Standring, darin der urſprüngliche, erhabene Name (Viator? erhalten F) getilgt und dafür C eingetieft (vgl. darüber Mzr. Ztſchr. VI S. 101). Hellroter, feingeſchlemmter Ton ohne Überzug; Fundort links vor Gautor. Gleiche Lampen: 1. und 2. Muſeum Wiesbaden Inv. 6289 und 6226, beide mit Gelius-Stempel (erſtere aus Flonheim: Emele Taf. 31, 9); 3. Dorow I S. 37 Taf. XV 2 (= CIL 331 e) mit Viator-Stempel; 4. aus Nied: Privatbeſiţ Suchier-Höchſt; 5. Muſeum Mainz, Inv. 4731, mit Gelius-Stempel; 6. Heddernh. Mitt. IV S. 24 Taf. II 16 mit Gelius-Stempel und ſpringendem Tier auf dem Spiegel (aus Grab mit Hadriansmünze). — 35. Abb. 33, 3: Firmalampe [K 4645; 9. VII. 97], L. noch 10,3; Schnauze beſchädigt; gelber Ton ohne Überzug. Unterſeite mit erhabenem Stempel (Abb. 33, 3a): GELLIVS F (zweizeilig, erſte Zeile auf tabula ansata. Fundort Rennbahn. — 36. Desgleichen [K 4777], L. noch 7,5; Griff und Schnauze unvollſtändig; roter Ton, metalliſch glänzender Überzug. Stempel (Abb. 33, 7a): ATTILLVS F in 2 Zeilen. Fundort Rennbahn 12. VII. 97. — 37. Desgleichen [21. VII. 97], L. noch 5; Griff unvollſtändig, Schnauze abgebrochen; roter Ton, metallfarbener Überzug. Stempel (Abb. 33, 6a): ATIMETI. Fundort Rennbahn. — 38. Drei Firmalämpchen [K 4822, 4834, 4838]; Fundort Gautor und Ampts Garten.

Terrakotten

1. Abb. 34, 5: Siţende weibliche Figur („Matrone"), H. noch 14; Kopf fehlt, Gewand mit reichem Faltenwurf, die rechte Hand hält einen Teller, die linke ruht auf einem rundlichen, nicht erkennbaren Gegenſtand; Rückſeite und Seitenflächen glatt, weißer Ton; die Fuge der aus 2 Hälften zuſammengeſeţten Figur läuft über die Seitenflächen; Fundort „Am Linſenberg" (Straße 108) in einem mit nur römiſchem Abfall gefüllten Waſſergraben. — 2. Abb. 34, 6: Stehende männliche Figur, H. noch 7; Kopf und Schultern fehlen;

vom roh behandelten Gewand ſind zu erkennen: kurzer Leibrock mit langen Ärmeln, Stiefel(?) mit verdicktem (umgeſchlagenen?) oberen Rand; die linke Hand trägt einen Hahn, die rechte einen länglichen Gegenſtand unklarer Form. Gelber Ton, Vorderſeite, mit Ausnahme der Beine und der rundlichen Baſis, weiß bemalt; Fundort wie voriges. — Ähnliche Figuren: Hettner, Drei Tempelbezirke Taf. 13, 28; ORL 10: Feldberg Taf. V 23.

Ältere Funde

3. Abb. 34, 1: Merkur-Statuette [K 5884; 14. X. 97], H. noch 8,5; oben und unten unvollſtändig, erhalten der größere Teil der runden Baſis, die Figur bis zum Knie. Beide Füße zeigen die Reſte der Flügelſchuhe, ſodaß die Bezeichnung als Merkurſtatuette geſichert iſt. Weißer Ton. Auf der Rückſeite läuft auf einem Pfeiler neben dem linken Bein die Töpferſignatur herab: ··· ERVAN [S]ervan(dus). Der Töpfer arbeitete in Cöln (ſchon der feine weiße Ton hätte das Stück als niederrheiniſches Fabrikat gekennzeichnet) und zwar nach der Mitte des 2. Jahrhunderts (über die Zeit des Servandus haben geſchrieben: Klein, Bonn. Jahrb. 79 S. 192 ff.; Rieſe, Feſtſchrift des Frankfurter Muſeums 1903 S. 81; Lehner, Bonn. Jahrb. 110 S. 188 ff.; Schumacher, Altert. unſ. heidn. Vorz. V S. 379); Fundort Pariſer Straße, im Amptſchen Garten. Veröffentlicht von Körber, Korr.-Bl. d. Weſtd. Ztſchr. XXI S. 35 und Inſchriften, IV. Nachtrag S. 53 Nr. 74 (mit Abb.). — 4. Abb. 34, 2: Venus-Statuette [K 5881], H. 18,2; ganz erhalten. Auf viereckiger, vorn rautenförmig verzierter Baſis ſteht Venus, vollkommen nackt, die rechte Hand greift in das auf die Schulter herabfallende Haar. Der linke herabhängende Arm trägt am Oberarm und Handgelenk einen Ring, ebenſo das rechte Handgelenk. Neben ihr ſteht Amor, ſich auf einen undeutlichen Gegenſtand (Fackel?) ſtützend. Auf der anderen Seite iſt der Hintergrund ſchräg geſtrichelt. Die ganze untere Körperhälfte iſt als Relief gebildet, deſſen Rückſeite flache, leicht geſchwungene Rillen zeigt, die wohl das herabgeglittene Gewand andeuten ſollen, das die linke Hand noch hochhält. Gelber Ton; Fundort Linſenberg, Baumſchule 1856. — 5. Abb. 34, 3: Desgleichen, Bruchſtück [K 5885; 23. XII. 97], H. noch 8,8; Kopf und Unterkörper fehlen. Der nackte Körper iſt verhältnismäßig gut modelliert. Das Gewand zieht ſich über das rechte Handgelenk hinter dem Unterkörper vorbei und wird von der linken Hand gefaßt. Die rechte hält einen rundlichen Gegenſtand, wohl einen Apfel. Weißer Ton; Fundort wie Nr. 3. — 6. Abb. 34, 4: Fortuna-Statuette [K 5633; 11. VII. 01], H. noch 15,4; Kopf fehlt, ebenſo die rechte Hand, die auf dem Steuerruder liegt, während die linke das Füllhorn ſchultert. Gewand mit reichem Faltenwurf auf Vorder- und Rückſeite. Weißer Ton. In den Vertiefungen liegt hie und da ein gelber Überzug, von dem es zweifelhaft iſt, ob er der Reſt der urſprünglichen Bemalung iſt oder ſich im Lauf der Zeit erſt angeſetzt hat. Das hohle Innere des Körpers war mit dem des Kopfes durch 3 oder 4 feine Kanäle verbunden, um beim Brennen ein Zerſpringen des

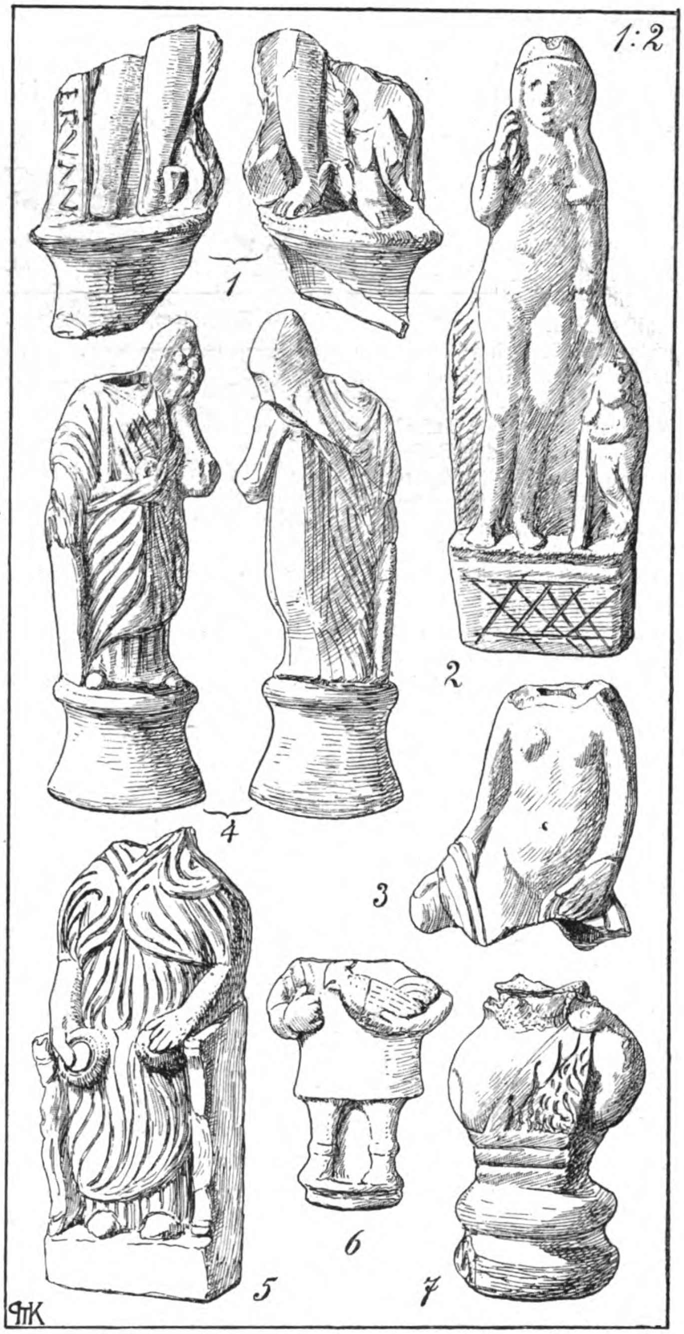


Abb. 34. Terrakotten ½

letzteren zu vermeiden; Fundort auf dem Gautorplatz, zuſammen mit zwei Steinaltärchen.— 7. Abb. 34, 7: Bacchus-Büſte [K 5913; 22. X. 96], H. noch 9,6; Kopf fehlt; über die linke Schulter iſt ein Fell geſchlungen (ähnlich wie bei dem auf reicherem Sockel ſtehenden Stück: Feſtſchrift des Frankfurter Muſeums 1903 S. 68 Taf. IV 7); zwiſchen der runden Baſis und der Büſte bilden 3 wagerechte Rippen das Verbindungsglied. Gelber Ton, um die Baſis laufen 2 weinrote Farbſtreifen; Fundort Gautor, beim Umbau.

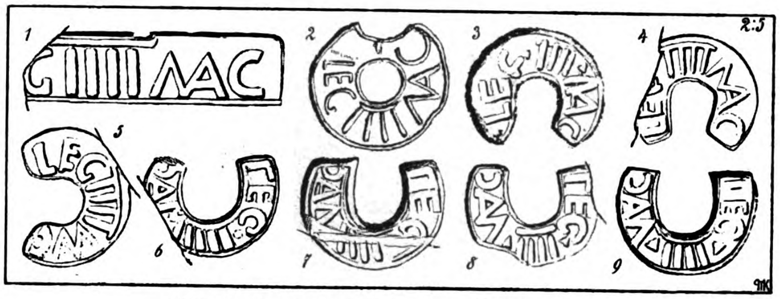


Abb. 36. Ziegelſtempel der legio IIII Macedonica

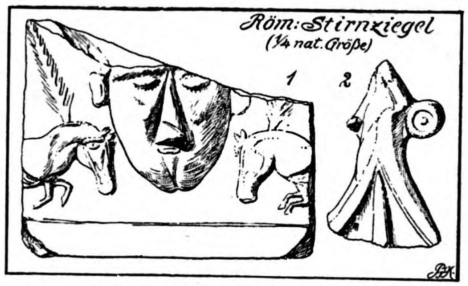


Abb. 35. Stirnziegel-Bruchſtücke

Stirnziegel

Da die Stirnziegel nur ſelten eine Inſchrift tragen (ein Stück mit LEG XIIII GMV aus Nied: Suchier, Naſſauiſche Mitt. 1905/06 S. 15/16, wo zwei weitere angeführt ſind: LEG XXII PRPF aus Mainz im Muſeum Wiesbaden (Naſſ. Ann. II 3 Taf. VI 1) und LEG XX aus Cheſter in Nordwales), iſt die Zuteilung zu einer Legion meiſt nicht möglich. Formen von Stirnziegeln ſind z. B. in Rheinzabern gefunden worden: Ludowici IV S. 212/13 Abb. 217. — Kopf mit Strahlenkranz, oben beſchädigt, H. noch 13, Br. 17,5; gelber Ton, Vorderſeite mit weißem Kalküberzug (ähnlich: Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 93 Abb. 30, 1—3); Fundort hinter Görzſtiftung. — Abb. 35, 1: Kopf mit Palmblatt und Pferdekopf beiderſeits, oben unvollſtändig, H. noch 13,5, Br. 18; roter Ton; Palmblatt ſehr flach, unter der Bruſt des Pferdes hängen 2 verkümmerte Vorderbeine. Fundort Alexanderſtraße. Ein ähnliches, aber nicht gleiches Stück ſtammt aus Baden-Baden, abgebildet: Stanislaus Kah, Verzeichnis der röm. Altertümer 1913 S. 10. — Abb. 35, 2: Spitze eines Stirnziegels, H. noch 11; hellroter Ton; Fundort Straße am Linſenberg.

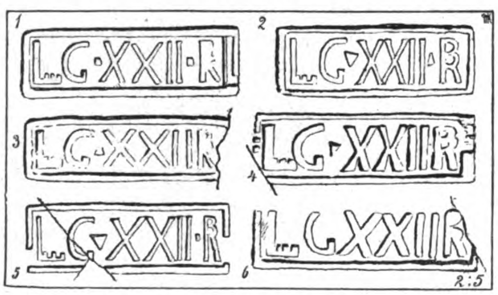


Abb. 37. Ziegelſtempel der legio XXII primigenia



Abb. 38. Ziegelſtempel der legio I adiutrix und legio XIIII G M V

Ziegelſtempel

Abb. 36, 1: ⦃G IIII MAC: Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2,8; hellrot; vgl. Ludowici IV Nr. 9; Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 87 Abb. 25, 3. — Abb. 36, 2: LEG IIII MAC, Hufeiſenſtempel; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2,6; hellrot; vgl. Mzr. Zeitſchrift VIII/IX S. 87 Abb. 25, 5. — Abb. 36, 3: LEG IIII MAC, Hufeiſenſtempel; Fundort Linſenberg; Teg., D. 2,3; rot. — Abb. 36, 4: LEG IIII MAC, Hufeiſenſtempel; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2; hellrot. — Abb. 36, 5: LEG IIII MAC, letztes Wort rückläufig, Hufeiſenſtempel; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2—2,5; hellrot. — Abb. 36, 6: LEG IIII MAC, rückläufig, Hufeiſenſtempel; Fundort hinter Görzſtiftg.; Teg., D. 2,5; hellrot. — Abb. 36, 7: LEG IIII · MAC, rückläufig, Hufeiſenſtempel; Fundort hinter Görzſtiftg.; Teg., D. 2,3; hellrot. — Abb. 36, 8: LEG · IIII · MAC, rückläufig, Hufeiſenſtempel; Fundort hinter Görzſtiftung; Teg., D. 2,2; hellrot. — Abb. 36, 9: ····· IIII MAC, rückläufig, Hufeiſenſtempel; Fundort vor Pav. 2; Teg., D. 2; hellrot. — Abb. 37, 1: LEG · XXII · PRI; Fundort Linſenberg, gegenüber Baſtion Alexander; Teg., D. 2,5; hellrot; vgl. Rheinzabern IV S. 122 Nr. 31. — Abb. 37, 2: LEG · XXII · PR; Fundort bei Fort Joſef; Teg., D. 2,5; hellrot. — Abb. 37, 3: LEG · XXII PR; Fundort bei Ten. Clairf.; Teg., D. 2,8; hellrot. — Abb. 37, 4: LEG · XXII · PR; Fundort bei Fort Joſef; Teg., D. 2,5; hellrot. — Abb. 37, 5: LEG · XXII · PR; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2,7; rot. — Abb. 37, 6: LEG XXII PR; Fundort Linſenberg; Imbr.; hellrot. — Abb. 38, 1: LEG I AD ⦄; Fundort bei Fort Joſef; Teg., D. 2,5; hellrot; vgl. Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 88 Abb. 27, 7; Rheinzabern IV S. 107 Nr. 1.

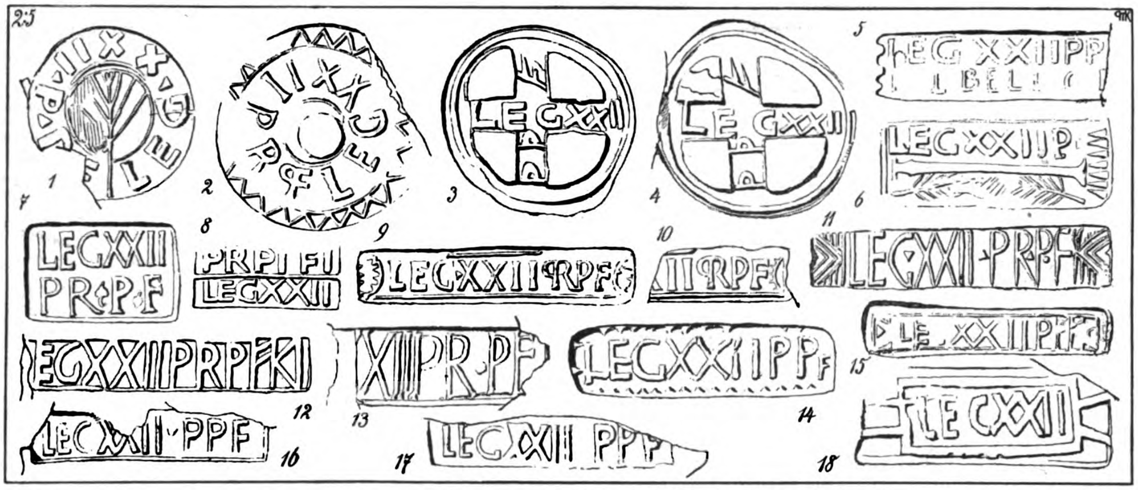


Abb. 39. Ziegelstempel der legio XXII Pr. P. F.

Abb. 38, 2: ⟨EG I AD; Fundort Linsenberg, gegenüber Bastion Alexander; Bruchstück, D. 2,4; hellrot; vgl. Mzr. Ztschr. VIII/IX S. 88 Abb. 27, 1; Rheinzabern IV S. 107 Nr. 2. — Abb. 38, 3: LEG T····; Fundort Linsenberg; Teg., D. 2,8; gelb; vgl. Rheinzabern IV S. 112 Nr. 54. — Abb. 38, 4: L · XIIII G; Fundort Linsenberg; Pl., D. 6,5; hellrot. — Abb. 38, 5: ⟨XIIII G; Fundort Linsenberg; Pl., D. 3,2; gelb. — Abb. 38, 6: ⟨XIIII G M V; Fundort vor Pav. 2; Teg., D. 2; rot; vgl. Wolff Nr. 38. — Abb. 39, 1: LEG · XXII · P · P · F, Rundstempel, innen Palmzweig; Fundort Linsenberg; Teg.-Bruchstück; rot; Mzr. Ztschr. VI 1911 Abb. 17,9; VIII/IX 1913/14 Abb. 22,9. — Abb. 39, 2: LEG XXII PR PF, Rundstempel, innen Halbmond; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 3; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14; Abb. 29,6. — Abb. 39,3: LEG XXII P P F Kreuzstempel im Kreis; Fundort Ten. Clairf.; Pl., D. 4,8; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 Abb. 29,7. — Abb. 39, 4: LEG XXII P P F Kreuzstempel im Kreis; Fundort Ten. Clairf.; Pl., Br. 14,2, D. 3—3,5; rot; Stempel gleich vorigem. — Abb. 39, 5: LEG XXII P P⟩ IVL BELLIC F⟩ Fundort Linsenberg; Teg., D. 2,7; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 Abb. 29, 19. — Abb. 39, 6: LEG XXII P, Monogramm; Fundort Linsenberg, Haus gegenüber Bastion Alexander; Pl., Gr. 20×20, D. 6,3; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14; Abb. 29,24. — Abb. 39, 7: LEG XXII PR · P · F Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 2,8; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 Abb. 29,28. — Abb. 39,8: PR PI FI LEG XXII Fundort Ten. Clairf.; Imbr., hellrot; Mzr. Ztschr. VI 1911 Abb. 17,34. — Abb. 39, 9: LEG · XXII PR P F; Fundort Ten. Clairf.; Pl., D. 6,5; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 Abb. 22,27. — Abb. 39,10: ⟨II PR P F; Fundort Linsenberg; Bruchstück; rot; Stempel gleich vorigem. — Abb. 39,11: LEG · XXII · PR · P · F; Fundort Ten. Clairf.; Pl., Gr. 20×21, D. 4,5; rot; Mzr. Ztschr. VIII/IX 1913/14 Abb. 29, 40. — Abb. 39, 12: ⟨EG XXII PR P F; Fundort Linsenberg; Bruchstück; rot. — Abb. 39, 13: ⟨XXII PR · P F; Fundort bei Fort Josef; Bruchstück; hellrot. — Abb. 39, 14: LEG XXII P P F; Fundort Linsenberg, Haus gegenüber Bastion Alexander; Pl., Größe 21×20,5, D. 7; rot. — Abb. 39, 15: LEG XXII P P F; Fundort Ten. Clairf.; Imbr.; gelb. — Abb. 39, 16: LEG XXII P P F; Fundort Ten. Clairf.; Imbr.; rot. — Abb. 39, 17: LEG XXII P P F; Fundort Linsenberg; Imbr.; rot. — Abb. 39, 18: LEG XXII; Fundort Ten. Clairf.; Teg., D. 3; gelb. — ··· / / ··· rechteckig; Fundort vor Pav. 2; Teg., D. 3; hellrot; Zugehörigkeit unbestimmt. — Abb. 40, 1: LEG XXE P(?); Fundort bei Ten. Clairf.; Imbr.; rot; Zugehörigkeit unbestimmt. - Abb. 40, 2: ⟨II AVG; Fundort vor Pav. 2; Imbr.; rot. Ziegel der 8. Legion. Aus Straßburg, vgl. Anz. f. elsäß. Altert. Nr. 17/18 (April 1913) Taf. XXVIII 127. — Abb. 41: ⟨G · XXII····; Fundort Linsenberg, Haus gegenüber Bastion Alexander; Tub., Bruchstück; rot.

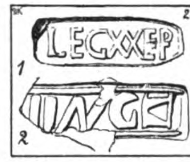


Abb. 40. Ziegelstempel

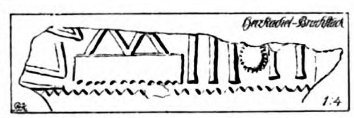


Abb. 41. Ziegelstempel der legio XXII Pr. P. F. auf Heizkachel

Ältere Funde

Die früher gefundenen Ziegelstempel sind so zahlreich, daß sie hier nicht mitangeführt werden können. Nur noch zwei Graffiti auf Ziegeln mögen angeschlossen werden: 1. Auf dem schmalen Rand eines Dachziegels (tegula), Fundort Glacisweg 25. V. 98, sind vor dem Brand mit einem sehr spitzen Instrument, wahrscheinlich

einem Stilus, Buchſtaben eingekratzt, deren Leſung noch nicht gelungen iſt. Abb. 42 gibt das Erkennbare in natürlicher Größe.

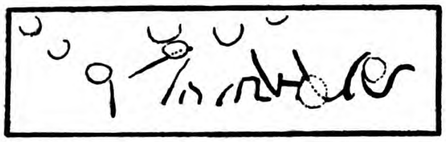


Abb. 42. Graffito auf Ziegel

2. Auf der Ziegelplatte einer Brunnenfaſſung iſt eingekratzt: XIII K MAIAS; (Abb. 43), das iſt: [ante diem] XIII K[alendas] Maias (=19. April). Der Brunnen lag auf der heutigen Mathildenterraſſe. Näheres darüber: Abbildungen von Mainzer Altertümern Heft VI S. 22 Fig. 6; Becker, Inſchriften S. 99 Nr. XIII; Körber, Inſchriften, 4. Nachtrag S. 56 ff. Nr. 79, mit Abbildung (hier wiederholt). —



Abb. 43. Graffito auf einer Brunnenfaſſung aus Ziegelſteinen (= Körber, 4. Nachtrag S. 56 Nr. 79)

Anhangsweiſe ſei noch eine Beobachtung an römiſchen Ziegeln mitgeteilt, die in dem vorliegenden Aufſatz leider nicht mehr ausgenutzt werden konnte. Sie betrifft die „Handmarken" der Ziegel. An ganz erhaltenen Ziegeln mit Stempel und Handmarke läßt ſich feſtſtellen, daß zu jedem Stempel eine beſtimmte Handmarke gehört (ganz vereinzelte Ausnahmen habe ich bisher nur da gefunden, wo bei gleichem Stempel die Ziegelformate ſehr abweichend ſind). Beiſpiele hierfür geben die zahlreichen Ziegel, die der unten folgende Aufſatz über die Ausgrabung des Kaſtellbades bringen wird. Darnach wird es ſich empfehlen, bei künftigen Ziegelſtempelveröffentlichungen ſtets die Form des Ziegels und die Handmarke mit abzubilden. Denn bei ſchlechter Erhaltung oder Verſtümmelung des Stempels könnte gegebenenfalls die Form der Handmarke beweiſend ſein. Für das Format der Abbildung ſollte man ſich auf eine Größe einigen, etwa 1:2 für den Stempel und 1:20 für den ganzen Ziegel mit der Handmarke (in dieſen Berichten iſt 2:5 bezw. 1:25 angewendet worden, weil der erſte Bericht, Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 75 ff., einmal den Maßſtab 2:5 eingeführt hatte, und die Mainzer Ziegelſtempel vielleicht einmal geſammelt herausgegeben werden, wozu die vorhandenen Kliſchees verwendet werden können, wenn ſie einheitlichen Maßſtab haben).

IV.

Ausgrabung römischer Gebäude im Kastellgebiet in den Jahren 1901 und 1903

von G. Behrens

DER Mainzer Altertumsverein hat in den Jahren 1901 und 1903 im Gebiet des Legionslagers umfängliche Ausgrabungen vorgenommen — ſie dauerten von Januar bis Auguſt 1901 und von Januar bis April 1903, die Leitung lag allein in den Händen von Profeſſor L. Lindenſchmit — und darüber die kurzen Berichte in der Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. XX 1901 S. 349 und XXII 1903 S. 417 erſcheinen laſſen. Vor allem iſt ein vollſtändiger Grundriß der ausgedehnten Baulichkeiten und eine Einzelbeſchreibung der Räume nie veröffentlicht worden.[1]) Das ſoll hier nachgeholt werden. Es ſei aber vorausgeſchickt, daß der Bericht nur eine Zuſammenfaſſung des vorliegenden Materials ſein kann, das im einzelnen manche Frage offen läßt und ſich ſo zuſammenſetzt: 1. Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. (ſ. oben); 2. handſchriftliche Beſchreibung der ausgegrabenen Gebäude (von Profeſſor L. Lindenſchmit); 3. Aufzählung der eingegangenen Einzelfunde im Zugangsbuch des ſtädtiſchen Altertums-Muſeums; 4. geometriſche Grundrißaufnahmen, Maßſtab 1:100, zum Teil mit vielen Randbemerkungen von Profeſſor L. Lindenſchmit; 5. photographiſche Aufnahme einzelner Gebäudeteile, von Profeſſor E. Neeb.

Die wichtigeren Einzelfunde ſind natürlich an dieſer oder jener Stelle veröffentlicht worden: der prächtige Sigillata-Kelch (ſamt den zugehörigen Gefäßen): Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 28, 502, Text S. 151 ff.; die Sigillata-Stempel bei: Geißner, Gefäße der auguſteiſchen Zeit 1902, Gefäße der nachauguſteiſchen Zeit 1904 (Beil. z. Progr. d. Realgymn. Mainz). Eine weitere Inſchrift von: Körber, Neue Inſchriften, 4. Nachtrag 1905 S. 65 Nr. 91. Ein paar Stücke (teilweiſe dieſelben wie die vorgenannten) Weſtd. Ztſchr. XX 1901 Taf. 15, 8—14, Taf. 16, 14—18; Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 Taf. 7, 1—5, Taf. 6, 1. Von den zahlreich gefundenen Ziegelſtempeln, die meiſt im Bauſchutt, zum Teil aber noch in situ gefunden wurden, iſt noch keiner abgebildet oder beſtimmt worden.

Abb. 1 gibt den Lageplan der Baulichkeiten, die in den genannten beiden Jahren aufgedeckt worden ſind.

I. Ausgrabung 1901

Das bei dieſer Grabung zutage getretene umfängliche Gebäude (Abb. 2) konnte nach Nordoſt und Südoſt bis zu den Abſchlußmauern freigelegt werden; nach Nordweſt und Südweſt fehlt noch der Abſchluß.

[1]) Mainzer Zeitungen brachten am 4. Juni 1901 einen Plan des Gebäudes vor Beendigung der Ausgrabung, um weiteres Intereſſe für die Grabung zu erwecken. In ihm fehlt natürlich alles ſpäter Gefundene.

Die Deutung als B a d wurde ſchon in der Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. XX 1901 S. 349 gegeben und dürfte zutreffen. (Das beſte Beiſpiel für ein Kaſtellbad im Innern der Umfaſſungsmauern iſt Niederbieber, darüber zuletzt: Bonner Jahrb. 120 S. 274.) Die Datierung des Gebäudes hängt nicht von den Einzelfunden, etwa den Scherben ab, die in großer Menge gefunden wurden und bis in auguſteiſche Zeit hinaufreichen, ſondern nur die geſtempelten Ziegel in primärer Verwendung können Anhaltspunkte geben. Vermauert gefunden wurden nur Stempel der Legio XXII P P F, abgeſehen von e i n e r Stelle, wo ſolche der Legio XIIII G M V mit frühen Typen jener Legion zuſammen verwendet waren. Das zeigt, daß dieſer Teil im letzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts gebaut worden iſt. Unter ihm zieht ſich aber älteres, ſehr maſſives Mauerwerk hin, für deſſen zeitliche Anſetzung ſich keine Anhaltspunkte ergaben, die nur in ihrer Anlage — es ſind Rundbauten, wie wir ſie von Sudatorien kennen — zeigen, daß es vorher auch ſchon ein Badegebäude war. Seit wann, läßt ſich nicht ſagen, denn die vor der Südoſtecke des Gebäudes liegende Abfallgrube auguſteiſcher Zeit (Kelchgefäß uſw.) beweiſt nur, daß auch in dieſer Frühzeit der Mittelpunkt des Lagers nicht weit entfernt war (ſind doch die ſchönen Kelchgefäße von Haltern auch beim Praetorium bezw. beim „Haus des Legaten“ gefunden worden; vgl. Weſtfäl. Mitteil. VI S. 31/2).

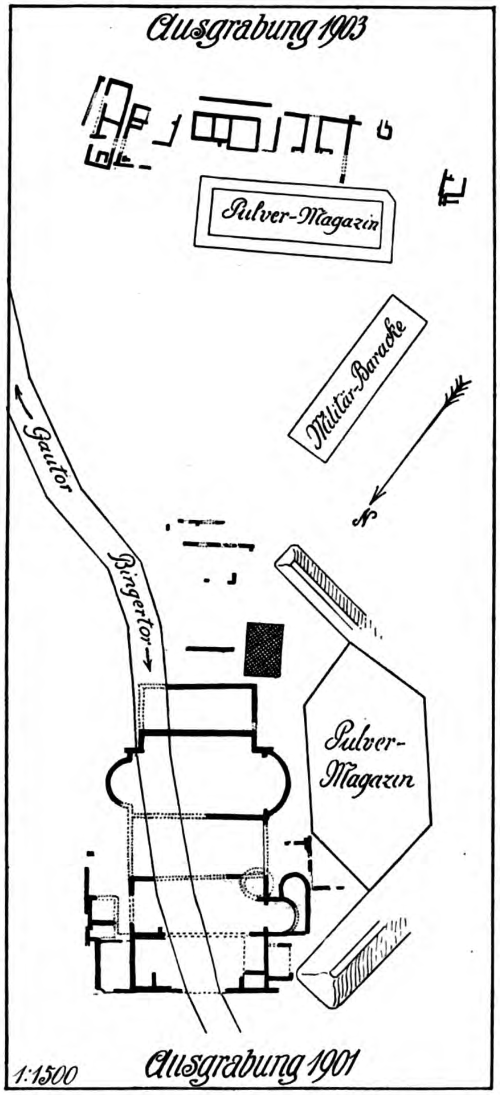


Abb. 1. Lageplan der Ausgrabungen von 1901 und 1903

Eine Beſtimmung aller einzelnen Räume des Gebäudes zu geben, iſt ſehr gewagt, da der in der Chauſſee liegende Teil nicht unterſucht werden konnte und der Ausgrabungsbericht bei der oft ſchlechten Erhaltung des Innern nicht immer genügend Anhaltspunkte bietet, zumal damit gerechnet werden muß, daß bei den mehrfach feſtgeſtellten Umbauten dieſer oder jener Raum einer anderen Beſtimmung zugeführt worden iſt. Von dem älteſten Stadium ſind nur drei kreisförmige Anlagen unter Raum III/IV, V und XVIII zutage getreten, deren Analogien als Sudatorien angeſprochen worden ſind. In kleinerem Umfang finden wir ſie beim Kaſtell Hofheim, ORL 29 Taf. IV 4: Raum A² (dazu S. 12); ähnlich im Kaſtell Würzberg, ORL 49 Taf. II 1: Raum A² (dazu S. 6). Vergleichen kann man auch Kaſtell Marienfels, wo ein kreisrunder Raum in einem quadratiſchen Mauerblock liegt: ORL 5a, Taf. I 2 (dazu S. 5). In der Geſamtanlage gleicht der Gebäudekomplex einem vor der Saalburg liegenden Bau, deſſen Deutung als Bad allerdings ſtark bezweifelt wird. Vgl. darüber z. B. E. Pfretzſchner, Die Grundrißentwicklung der römiſchen Thermen 1909 S. 42. Der Verfaſſer reiht es der als „Kunſttyp“ bezeichneten Reihe an. Und hierher gehört auch unſer Bau, deſſen Beſtimmung als Bad die gemauerten Baſſins, der Abzugskanal und manches andere beweiſen. In kleinerem Maßſtab gibt einen ähnlichen Typ das Bad beim Feldbergkaſtell.

Die Benennung der Räume iſt ſelbſt für das letzte Stadium des Baues im Einzelfall nicht immer geſichert oder ganz unmöglich. Mit Beſtimmtheit oder großer Wahrſcheinlichkeit kann angenommen werden, daß Raum XX das Caldarium war. Ferner ſcheinen Raum IV und XIV Sudatorien, Raum XIX das Tepidarium, Raum XI und ſicher noch andere (I?) Kaltwaſſerbaſſins geweſen zu ſein. Auch Apodyterien waren es wohl mehrere: XXI? und VIa?

Die Front des Gebäudes iſt die Nordweſtſeite, vor der alſo eine Straße zu ſuchen wäre.

Im folgenden gebe ich den handſchriftlich mir vorliegenden Ausgrabungsbericht von Profeſſor L. Lindenſchmit faſt wörtlich wieder. Nur kleine formale Änderungen erſchienen angebracht, da wo der Text zu notizenhaft war. Ferner ſind als Ergänzungen eingefügt die Randbemerkungen des Handexemplars des Grundriſſes. Alles dies iſt mit Anführungszeichen verſehen worden.

B e ſ c h r e i b u n g d e s G e b ä u d e s

Raum I

„Boden mit Ziegelplatten belegt, deren Größe 41 cm im Quadrat iſt, darunter roter Mörtelboden. Gegen das öſtliche Ende des Raumes iſt der Boden höher, und zwar liegt hier eine doppelte Schicht von Ziegeln über dem Mörtelboden, die oberen Ziegel meſſen 36 × 36 cm, davon einer mit R u n d ſ t e m p e l d e r 22. L e g i o n (bez. 20.VI.01), A b b. 3, 1, die unteren 41 × 41 cm. Im nördlichen Teile des Raumes nur der rote Mörtelboden, der

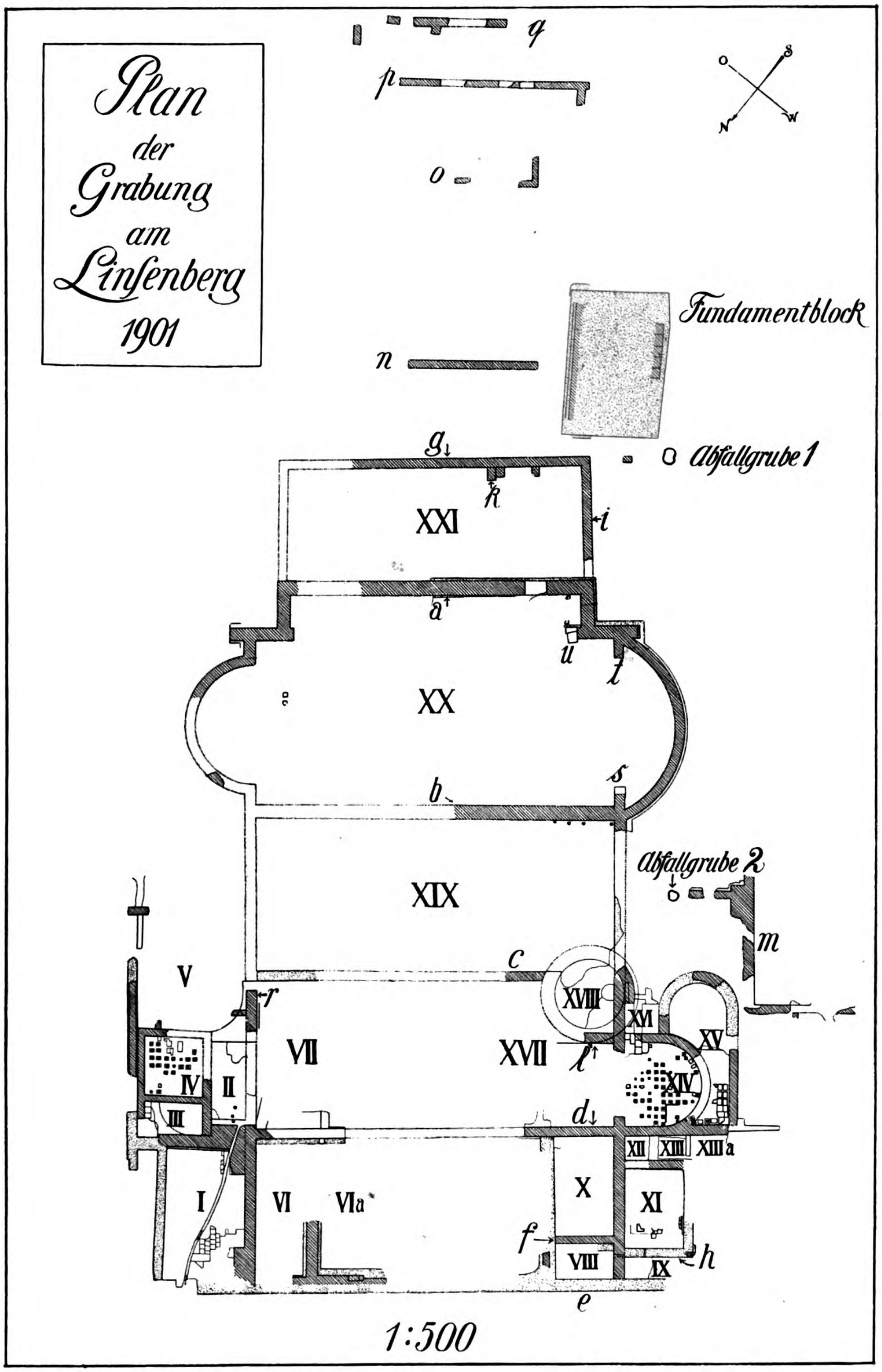


Abb. 2. Grundriß des Kastellbades (Ausgrabung 1901)

Ziegelplattenbelag iſt ausgebrochen. Quer durch den Raum (etwa von Süd nach Nord) zieht ein Waſſerkanal mit Gefälle nach Nord. Der Winkel zwiſchen Wand und Boden iſt an der Südweſtwand (alſo urſprünglich wohl ringsum) durch einen Mörtelwulſt in Form eines Viertelrundſtabes ausgefüllt. Die Mauern, ſoweit ſie im Aufgehenden erhalten waren, beſtehen aus Kalkſteinen in gußartigem Verband. In der Süd- und der Oſtecke des Raumes je ein rechteckiger Mauervorſprung (aus Kalkſteingußmauerwerk), vielleicht der Unterbau einer Treppe. An dem Zweitgenannten ſchließt ſich ein kleines Ziegelbänkchen an, um das ebenfalls der oben beſchriebene Wulſt läuft. In der Nordecke ein Senkloch."

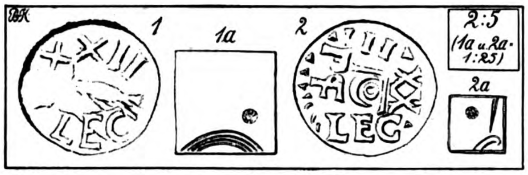


Abb. 3. Ziegel aus Raum I

A b b. 3, 1 und 1 a: Platte 36 × 37 cm; gefunden 20. VI. 01 als Plattenbelag in situ am öſtlichen Ende des Raumes (ſ. oben). Gelber Ton, mit Rundſtempel: LEG XXII, in der Mitte unerkennbares Tier.

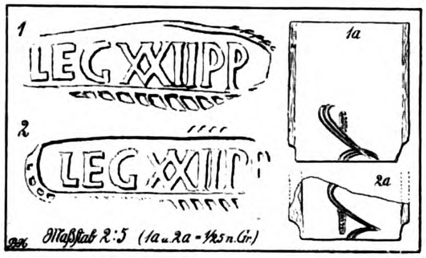


Abb. 4. Ziegel aus Raum III

A b b. 3, 2 und 2 a: Platte 21 × 21 cm; gefunden 7. V. 01 an nicht mehr genauer zu beſtimmender Stelle in Raum 1. Roter Ton, mit Rundſtempel LEG · XXII P P̂F, in der Mitte Halbmond und Kreis.

Raum II

„Mauerwerk aus Schichtſteinen, nicht im Verband ſtehend mit dem Gußmauerwerk des vorigen Raumes (alſo wohl nicht gleichzeitig). Weißer Mörtelboden, darauf noch Reſte von drei Hypokauſtpfeilern aus Ziegelplatten mit R u n d ſt e m p e l n d e r 2 2. L e g i o n." Welche Ziegelſtempel aus Raum II ſtammen, iſt nicht mehr nachzuweiſen.

Raum III

„Betonboden zwiſchen aufgehendem Kalkſteinmauerwerk, mit Ziegelplatten (Größe 51 × 45 cm) belegt, die alle auf der unteren Seite mit Stempeln der L e g i o X X I I P R (bez. 1.VII. 01) verſehen waren." Die A b b. 4 gibt die beiden, wohl gleichen Sohlenſtempel; das zeigt nicht nur die Form und Inſchrift, ſondern auch die gleiche Handmarke der beiden Ziegeln (tegulae), deren Randleiſten abgeſchlagen ſind, zwecks Verwendung als Bodenbelag; gefunden 1. VII. 01. Größe 44,5 × 52 cm. „Die erhaltenen Mauern zeigen Schichtmauerwerk aus Kalkſteinen. Nach Durchſchlagung des ca. 40 cm dicken Betons aus Mörtel und Ziegelbrocken zeigte ſich das Fundament einer Apſis. An die Innenſeite des Bogens ſchließt ſich ein glatter Boden an. Auf der Außenſeite tritt ein Mauerblock vor wie eine Art von Strebe (ſ. A b b. 4 a), er iſt mit dem Fundament der Apſis gebunden. Das aufgehende Kalkſteinmauerwerk gehört einer ſpäteren Periode (als die Apſis) an."



Abb. 4a. Oſtecke des Raumes III

Raum IV

„Die Schichtmauer an der Nordoſtſeite, zum größten Teil ausgebrochen, begrenzt den Mörtelboden (mit Kieſelſteinen), auf dem die Hypokauſtſäulchen ſtehen, einige noch in urſprünglicher Höhe (ſ. T a f. V 1). Die Unterlagplatten der Säulchen ohne Stempel, die oberen haben teilweiſe S t e m p e l d e r L e g i o X X I I. Auf dem Mörtelboden feſtgemauert ein Sandſteinblock, 94 cm lang, 36 breit, 25 hoch; ein anderer ſeitlich, ebenſo ein dritter; wahrſcheinlich dienten ſie als Säulchen. Längs der Nordoſtſeite des Raumes läuft außerhalb eine „Verſtärkungsmauer", bis weit über die Oſtecke hinaus. Die Mauern dieſes Raumes ſtoßen nicht rechtwinklig aufeinander."

„In dem Heizraum"

Unter dieſer Fundortsangabe liegt eine größere Anzahl Ziegelſtempel vor, die 9. III. 01 bezeichnet ſind. Sie ſtammen wahrſcheinlich aus Raum IV, dem erſten freigelegten Heizraum. Es ſind folgende:

Quadratiſche Platten: 1. A b b. 5, 1: Größe 42 × 42 cm; mit Stempel LEG X[X]II PRPF. — 2. A b b. 5, 2: Größe 20 × ? (wohl auch 20 cm); mit Stempel LEG · XXII · · · · — 3. A b b. 5, 3: Größe 20 × 20 cm; mit Stempel LEG XXII · · · = ORL 27: Heddernheim, Taf. VII 93. — 4. und 5. A b b. 5, 4: Zwei Exemplare, Größe 20 × 20 cm; mit Stempel LEG · XXII · PPF = Wolff 132 a.

Plattenbruchſtücke mit Stempeln: 6. A b b. 5, 5: LEG · XXII · PR P. — 7. A b b. 5, 6: wie voriger. — 8. A b b. 5, 7: [LE]G XXII

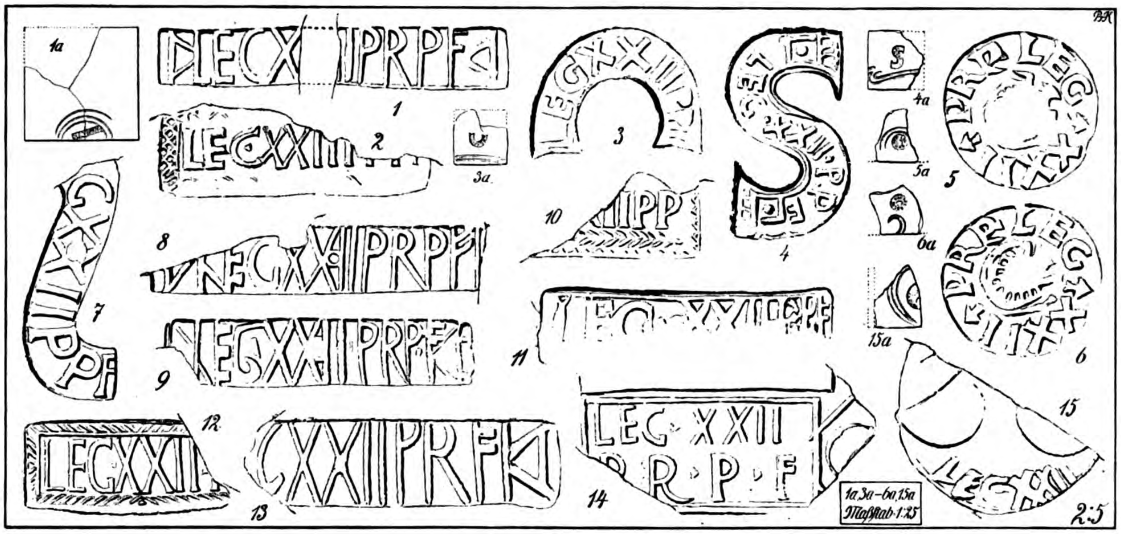


Abb. 5. Ziegelstempel aus dem „Heizraum“

PPF. — 9. Abb. 5, 8: LEG XXII PR PF. — 10. Abb. 5, 10: ······ XII PP = Wolff 67. — 11. Abb. 5, 13: [LE]G · XXII · PR · F. — 12. Abb. 5, 14: LEG XXII PR · P · F.

Andere Ziegelstempel aus dem Heizraum: 13. Abb. 5, 9: Bruchstück einer Tegula mit Stempel LEG · XXII · PR P · F = Wolff 77. — 14. wie Abb. 18, 6: Tegula-Bruchstück mit Stempel ···· XXII PPF ··· PEC · FE = Wolff S. 316 Nr. 29. — 15. Abb. 5, 11: Bruchstück mit Stempel LEG XXII PPF. — 16. Abb. 5, 12: Bruchstück eines gelbtonigen Hohlziegels (imbrex) mit Stempel LEG · XXII ····· — 17. Abb. 5, 15: Bruchstück einer Tegula mit Stempel LEG XXII ····· = Wolff 114. — 18. Abb. 29, 1: Bruchstück einer Heizkachel mit Stempel LEG ·····

Raum V

„An die Südostwand (Schichtmauerwerk) des Raumes IV stößt ein kleines Stück Kalksteinmauerwerk an. Dabei eine Menge von Holzasche (also vielleicht das Praefurnium von Raum IV; so würden sich auch die großen Sandsteinblöcke des Hypokaustes erklären, die gerade dem „Praefurnium“ gegenüberliegen). Östlich liegt ein Stück Mörtelboden (Kalkstein mit Ziegelbrocken untermischt). Daneben ein beiderseits abgebrochener kurzer Mauerzug: Schichtmauerwerk aus Kalkstein. Diese Mauerreste ruhen auf gestampftem Lehm. Zum „Praefurnium“ gehört vielleicht auch ein Mauerfortsatz im Westteil des Raumes; es entstände durch Verbindung beider ein Raum von etwa 1.30 m Breite und 7 m Länge.“

Raum VIa (und VI)

„Die Nordwestmauer dieses Raumes (und gleichzeitig des ganzen Baues) ist auf der Innenseite zum Teil glatt mit drei charrierten Quadern (35 cm lang, 30 cm hoch; 95 cm lang, 30 cm hoch; 90 cm lang, 30 cm hoch). Dann folgt, 25 cm zurücktretend, rohes Mauerwerk. Es hat den Anschein, als seien die Blender ausgebrochen. Der untere Quader ruht auf roten Ziegeln. Dieses Mauerwerk besteht überhaupt aus Kalksteinen und roten Ziegeln gemischt. Die im rechten Winkel auf diese Außenmauer stoßende Quermauer (Trennungsmauer gegen Raum VI) zeigt im aufgehenden Teil Ziegel und Kalkstein. Beiderseits von ihr gewachsener Boden (kein Beton), trotzdem am Fundament $^1/_2$ m heruntergegangen wurde. Die weitere Verfolgung dieser Quermauer bis zur Verbindung mit der Parallelmauer (Trennungsmauer von Raum VII) war wegen der Bäume nicht möglich. Diese letztgenannte Mauer besteht aus zwei aneinanderstoßenden, aber jede für sich aufgeführten Mauern von 50 bezw. 75 cm Dicke. Der auf der 50 cm starken Mauer (zu Raum VIa gehörig) sitzende Quader aus Kalkstein ist 30 cm hoch, 42 cm lang, 50 cm tief. An dem Südwestende dieser Mauer scheint der Abschluß gewollt zu sein (Türöffnung ?). Daran schließen sich unregelmäßige Kalksteinplatten, wie von einem Boden.“

Raum VII

„Die zu Raum VII gehörige Hälfte der Doppelmauer (gegen Raum VI und VIa) besteht aus aufgehendem Schichtsteinmauerwerk aus Kalkstein, und zwar sowohl auf der Innenseite als auf der Seite gegen die dünnere Parallelmauer hin. Der Boden liegt 25 cm tiefer als der in Raum II und ist weißer Mörtelboden. Von der genannten Doppelmauer geht im rechten Winkel ein Mauerstück ab, das aus Schichtsteinen besteht. Die Nordostmauer des Raumes VII (gegen Raum II) stößt rechtwinklig auf die obige Doppelmauer und zeigt einfachen, rötlichen Mörtelverputz über den Schichtsteinen. Die Südostmauer des Raumes ist größtenteils nicht mehr sichtbar, sie besteht aus Schichtmauerwerk von Kalksteinen und Ziegeln. Längs der Südostseite zerstörter roter Mörtelboden. In der Ostecke des Raumes Durchgang zu Raum V. Die Nordostmauer endigt in einen treppenförmigen Mauerkopf (Abb. 2, r) aus Ziegeln mit dicker Verputzschicht darüber. Jene tragen Stempel der 14. und 22. Legion“ (bez. 22. VI. 01). Die völlig

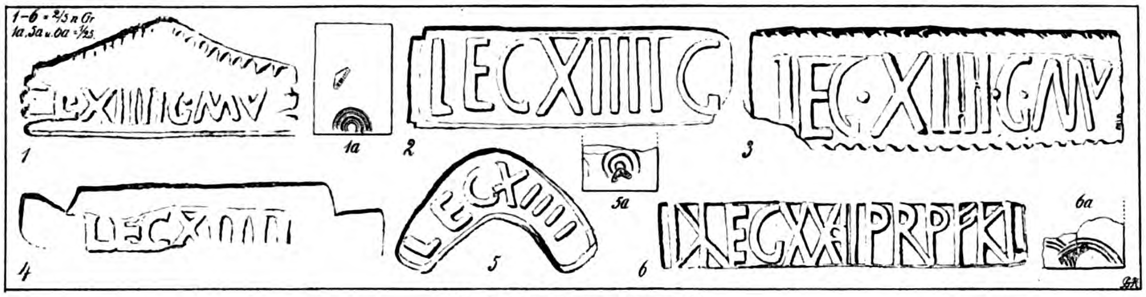


Abb. 6. Ziegel aus Raum VII

geſicherte Zuſammengehörigkeit der beiden Stempelgruppen eröffnet uns nicht nur die Tatſache, daß die Stempel der 14. Legion die ſpäteſten, die der 22. die früheſten dieſer Legion ſind, ſondern datiert auch dieſen Teil des Baues in das letzte Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts. Sie ſtehen ſämtlich auf Platten und weiſen folgende Typen auf:

1. Abb. 6, 5: Hufeiſenſtempel: LEG XIIII (weſentlich größer als der häufigere Kontrollſtempel: Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 89 Abb. 28, 3); Plattengröße 28 × ? (42 cm). — 2. Abb. 6, 1: Dachförmiger Stempel: LEG XIIII GMV; Plattengröße 29 × 42 cm. — 3. Abb. 6, 3: Rechteckſtempel: LEG XIIII · G · M^{V}; Rand gezahnt, Plattengröße 28,5 × ? (ſicher 42 cm). — 4. Abb. 6, 2: Rechteckſtempel mit kurzen, breiten Schwalbenſchwänzen: LEG XIIII G; Plattengröße 29 × ? (ſicher 42 cm). — 5. Abb. 6, 4: Rechteckſtempel mit langen Schwalbenſchwänzen: LEG XIIII; Plattengröße 29 × 42,5 cm. — 6. Abb. 6, 6: Rechteckſtempel: ⱢEG XXII PR P Ɏ; Plattengröße? (mindeſtens 35, vielleicht 42 cm). — 7. Gleicher Stempel auf Plattenbruchſtück.

Raum VIII

„Raum VIII ſchließt an die ſog. Grenzmauer an, kein Boden, mit Geröll gefüllt. — Vor Raum VIII lagen in einer Grube zuſammen: Abb. 26, 4: Bronzehohlſchlüſſel (5. VII. 01) und Großerz des Antoninus Pius."

Raum IX

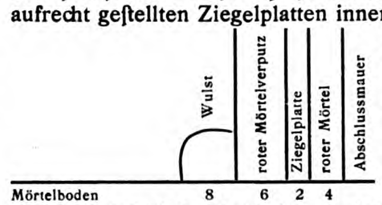
„Raum IX ſchließt an die Grenzmauer und an die Mauern von Raum VIII und XI an. Der Boden beſteht aus unregelmäßigen Kalkſteinen, Sandſteinen, gemauert mit Mörtel. Die Mauer zwiſchen Raum VIII und IX iſt Schichtmauerwerk aus Kalkſtein und Ziegeln; letztere regelmäßig verwendet, zwei durchgehende Schichten. Mauer zwiſchen Raum IX und XI iſt nur als Fundamentmauer erhalten, an der weſtlichen Ecke ein Stück aufgehendes Mauerwerk: Schichtmauer aus Kalkſtein und Ziegel, mit ſockelartigem Abſatz. In der öſtlichen Ecke des Raumes IX eine Senkgrube."

Raum X

„Gegen Südweſt, Nordweſt und Südoſt abgeſchloſſen durch aufgehendes Mauerwerk. Roter Mörtelboden, der nach Südoſt um rund 20 cm fällt. Gegen Nordoſt ſchließt der Raum durch Fundamentmauerwerk ab."

Raum XI

„Roter Mörtelboden, noch bedeckt mit einzelnen Ziegelplatten, von welchen zwei Stempel der 22. Legion tragen, bezeichnet 8. VII. 01." Die Größe der Platten iſt nicht genau zu beſtimmen, ſie betrug etwa 50 cm. Die Stempel ſind je zweimal über Kreuz eingedrückt: Abb. 7, 1: LEG XXII. „Zwiſchen Mörtelboden und Fundamentmauerwerk läuft eine aus gebranntem Ton hergeſtellte Rinne, 12 × 13 cm Außenmaß, im Lichten 7 cm, welche nach dem Raum IX und von da wahrſcheinlich in die Senkgrube führte. Am ſüdweſtlichen und ſüdöſtlichen Abſchluß iſt die Kalkſteinmauer mit aufrecht geſtellten Ziegelplatten innen bekleidet:



Der rote Mörtelverputz iſt mit weißem Niederſchlag bedeckt. Der Raum war alſo ein Baſſin. An der Außenſeite zeigt ſich als Reſt der Verkleidung mit hochkantſtehenden Ziegeln noch ein Ziegel. Vor dieſem zeigt ſich als Abſchluß eine Schicht aus rotem Mörtel, gedeckt mit Ziegelplatten, die in der bekannten Weiſe gerippt ſind. Stempel der Legio I. Adj. hinter der Mauer *h*, tiefer als das Hypokauſtſäulchen im Schutt. Die Nordweſtmauer des Raumes, mit *h* bezeichnet, gleichzeitig Abſchlußmauer gegen Raum IX, beſteht in ihrem aufgehenden Teil aus Kalkſtein, Sandſtein und Ziegel, unregelmäßig verwendet. Vorſpringender Sockel."

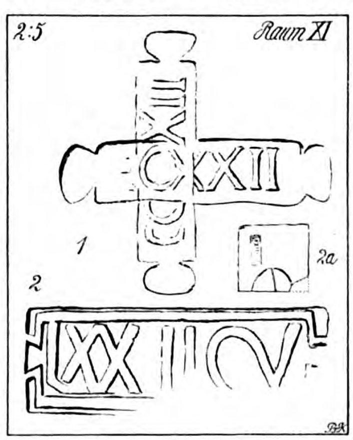


Abb. 7. Stempel aus Raum XI

Aus Raum XI, ohne genauere Angaben ſtammt ferner: Plattenziegel Abb. 7, 2: Größe 26 × ? cm (jetzt ebenfalls 26, urſprünglich länger); mit Stempel: L XXII CV.

Raum XII, XIII und XIII a

„Südöſtlich an Raum XI ſchließen ſich zwei kleine Räume, XIII und XII, an. Sie zeigen roten Mörtelboden, der ſich (ohne Wulſt) an das aufgehende Mauerwerk anſchließt. In Raum XIII a zeigt die Wand gegen Raum XV roten Wandverputz.

In Raum XIII nach Südoſt Schichtmauerwerk (Grenzmauer gegen Raum XIV) mit eigentümlichem Vorſprung. Im rechten Winkel anſtoßend zwiſchen Raum XIII und XIIIa in der Richtung Südweſt eine Mörtelwand, beſtehend aus Ziegelbrocken, Kieſelſteinen und Mörtel; dieſe Mörtelwand ſcheint Reſt eines Betons zu ſein, der noch 75 cm dick iſt, darunter Holzkohle gemiſcht im unteren Teil des Betons. Unter dem Beton geſtampfter Lehm. In gleicher Richtung anſtoßend eine Fundamentmauer aus Kalkſtein (zwiſchen Raum XIII und XII). An der Mörtelwand zwiſchen Raum XIIIa und XIII iſt gegen erſteren zu ein niederer Abſatz von Beton ſichtbar, auf welchem ein 22 cm dickes und 55 cm hohes Backſteinmäuerchen ſtand. An dieſes ſchließt ſich ein Boden mit Ziegelplatten, die verſchwunden ſind und nur Abdrücke hinterlaſſen haben. Das Schichtmauerwerk nach Südoſt (gegen Raum XIV) trug roten Verputz. Die Parallelmauer hierzu (gegen Raum XI) beſteht aus aufgehendem Schichtmauerwerk aus Kalkſteinen und iſt auf der Seite des Raumes XI mit rotem Ziegelverputz verſehen, unten mit Wulſt abſchließend, Dicke 13 cm. Hieran ſchließt ſich ein roter Ziegelboden, ſoweit ſichtbar 50 cm.“

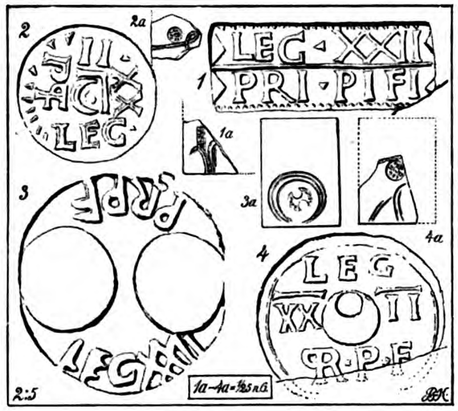


Abb. 8. Ziegel aus Raum XIV

Raum XIV

„Halbkreisförmige Apſis, aufgehendes Schichtmauerwerk aus ziemlich regelmäßigen Kalkſteinquadern, der Boden iſt roter, mit Kieſelſteinen vermiſchter Mörtel, darauf Hypokauſtſäulchen bis zu 60 cm Höhe. In Raum XIV kommt der S-förmige Stempel vor und die Deckplattenfragmente mit Stempeln. Der halbkreisförmige Abſchluß zeigt, wo der Boden von XV abgebrochen iſt, Kalkſteinſchichtmauer mit etwas vorſpringendem Fundament. Die Hypokauſtſäulchen in der Südweſtſeite des Hauſes ſind aus Ziegeln der Legio XXII PR · P · F gebildet. Die beſterhaltenen Hypokauſtſäulchen beſtehen aus ſechs quadratiſchen Ziegeln mit großer Unterplatte. Daneben fanden ſich aufrechtſtehende Dachziegel mit Stempeln der Legio XXII PR · P · F (ſ. Taf. V 2).“ Dieſe ſenkrechtſtehenden Tegulae ſind offenbar gleichzeitig mit den wagerechtliegenden Tegulae in Raum XV eingebaut. Aus Raum XIV ſtammen folgende Stempel (12. VII. 01) auf Platten, die man für die Hypokauſteinrichtung dieſes Raumes in Anſpruch nehmen darf:

1. Abb. 8, 1: Zweizeiliger Rechteckſtempel: LEG · XXII / PRI · PIFI Typus Wolff 104. Plattengröße unbeſtimmt. — 2. und 3. Abb. 8, 2: Rundſtempel: LEG $\overline{\text{XXII}}$ P P̂F, in der Mitte Halbmond, Zahlſtrich über XXII. Zwei Plattenbruchſtücke unbeſtimmter Größe. — 4. Abb. 8, 3: Rundſtempel: LEG XXII PR PF. Typus Wolff 114. Platte 29,5 × 40 cm. — 5. und 6. Abb. 8, 4: Dreizeiliger Rundſtempel: LEG $\overline{\text{XXII}}$ P̂R · P · F. Zwei Plattenbruchſtücke, deren urſprüngliche Größe offenbar 29 × 40 cm war. Im Schutt dieſes Raumes lagen ein Stempel der 4. Legion (auf Tegula-Bruchſtück), zwei Stempel der 22. Legion auf Imbrex-Bruchſtücken (12. VII. 01). Ein Gagat-Fingerring (22. IV. 01) aus Raum XIV iſt abgebildet: Weſtd. Ztſchr. XX 1901 Taf. 18, 5.

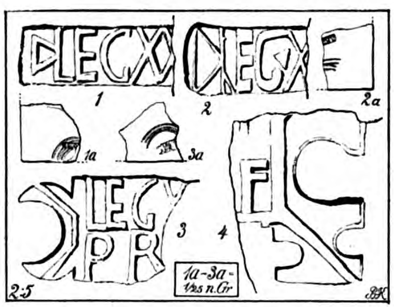


Abb. 9. Ziegel aus Raum XIV

Aus dem zweiten Hypokauſt (d. i. Raum XIV) ſtammen 4 Bruchſtücke von Platten (23. IV. 01):

7. Abb. 9, 1: LEG XX ······ Breite etwa 45 bis 50 cm. — 8. Abb. 9, 2: LEG · X ···· — 9. Abb. 9, 3: Zweizeilig: LEG ···· / PR ···· Plattenbreite wohl 50 cm. — 10. Abb. 9, 4: Zweizeilig: ······ / ······ F Eine ſeltene Stempelform von ungewöhnlicher Größe, wie ein beſſer erhaltenes Exemplar des Mainzer Muſeums es zeigt (Abb. 10).

Raum XV

„Der der Apſis (Raum XIV) vorgelagerte Raum XV liegt 26 cm höher als der Boden von XIV, beſteht aus Mörtel mit Ziegel und Kalkſteinbrocken vermiſcht, belegt mit Falzziegeln (Tegulae), von welchen einige mit den Falzen nach oben liegen (ſ. Taf. V 2), einer zeigt den Rundſtempel der 22. Legion mit den Beinamen PR P F. In Raum XV die Hypokauſtplatten mit Stempel verſehen: Rundſtempel der 22. Legion mit den Beinamen PR P F. Hier fanden ſich Reſte des Belages des zweiten Bodens: 60 cm □. Der Abſchluß von Raum XV nach Südweſten iſt aufgehendes Schichtmauerwerk, woran ſich nach Südoſten ein kreisförmiges, minderwertiges Fundamentmauerwerk anſchließt. An zwei Stellen zeigt ſich noch aufgehendes, ebenfalls geringwertiges Mauerwerk aus Kalkſtein. An der Weſtecke des Raumes iſt noch der Reſt einer

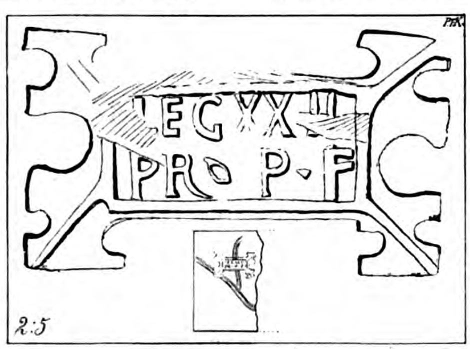


Abb. 10. Stempel wie Abb. 9, 4

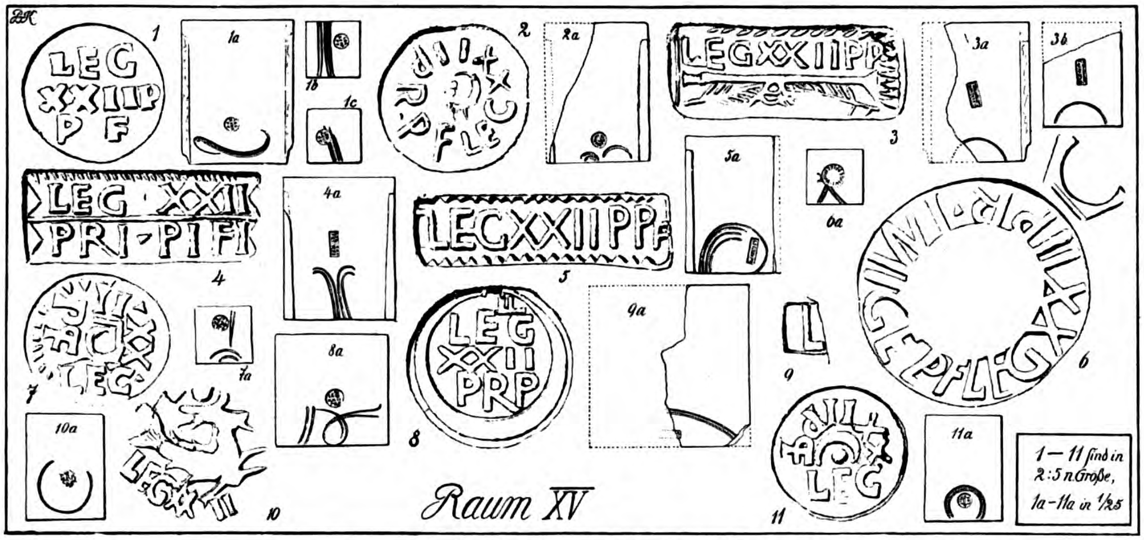


Abb. 11. Ziegelſtempel aus Raum XV

Mauer aus Mörtel mit Ziegel und Kalkſteinbrocken, die vielleicht ein Höfchen einſchloß. Der halbkreisförmige Abſchluß von Raum XV iſt ohne Verband von außen an die Apſis des Raumes XIV angeſtoßen. Das Mauerwerk iſt ganz loſe, ſodaß es obenher mit der Hand zerſtört werden kann."

Ziegelſtempel aus Raum XV. Die Platten haben verſchiedene Größe, entſprechend der Verwendung, die ſie beim Hypokauſt fanden: Der untere Boden beſtand aus rechteckigen von normaler Größe, die Pfeiler waren aus kleinen quadratiſchen aufgemauert (die unterſte hat meiſt etwas größeres rechteckiges Format), der darauf liegende zweite Boden aus großen quadratiſchen. Aber durch mannigfache Umbauten und Erneuerungen iſt dieſes Normalbild oft geſtört. Ja man ſcheute ſich nicht, Tegulae als Platten zu verwenden, als Bodenbelag und gleichzeitig als Unterlage der Hypokauſtpfeiler. Sie lagen mit den Falzen nach oben, oft waren die letzteren abgeſchlagen, in der Mitte zeigen ſie die Mörtelreſte der daraufgemauerten Pfeiler. Sowohl die Platten wie die Tegulae ſind größtenteils geſtempelt. Da nun nicht glaublich iſt, daß die Tegulae ſchon in der urſprünglichen Anlage verwendet worden ſind, müſſen beide Gruppen getrennt werden. Zunächſt die Tegulae. Alle, deren Maße genommen werden können, gehören jenem großen Format an, das in dem reichen Fund von der Eichelſteinſtraße, Haus Geier (Röm.-Germ. Korrbl. IV 1911 S. 65 ff.) ſo gut vertreten iſt. Die Länge ſchwankt zwiſchen 51 und 53, die Breite zwiſchen 41 und 42 cm. Sie tragen außer den Stempeln ſämtlich die in dem eben erwähnten Bericht beſprochenen Handmarken, und zwar gehört zu jedem Stempeltyp eine beſondere Marke, ſodaß man unter ganz günſtigen Umſtänden aus der Handmarke den abgebrochenen Stempel erſchließen könnte.

Die vorkommenden Stempeltypen auf Tegulae ſind dieſe:

1. Abb. 11, 1: Rundſtempel mit 3 Zeilen: LEG XXIIP PF (erwähnt bei Wolff, Ziegeleien von Nied S. 292 Mitte); vgl. Mzr. Ztſchr. VI S. 80 Abb. 17, 10; VIII/IX S. 84 Abb. 22, 8. Größe des Ziegels 53 × 41,5 cm. — 2. und 3. Abb. 11, 2: Rundſtempel mit Schrift im Kreiſe: LEG XXII PR P F; in der Mitte ein undeutlicher rundlicher Gegenſtand. Größe eines der beiden Ziegel 52 × 41 cm. — 4. und 5. Abb. 11, 3: Rechteckiger Stempel mit „Monogramm", Wolff 98. Länge des einen Ziegels 51 cm. — 6. bis 8. Abb. 11, 4: Zweizeiliger Rechteckſtempel, Wolff 104. Größe eines Stückes 53 × 42, Länge eines anderen 53 cm. — 9. und 10. Abb. 11, 5: Rechteckſtempel mit kleinem F am Schluß; wohl gleich Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 90 Abb. 29, 39. Länge des einen Ziegels 51 cm.

Auf quadratiſchen Platten mit einer Seitenlänge von 20,5 bis 21 cm kommen die Stempel vor:

11. und 12. Abb. 11, 1b und 1c: Rundſtempel wie Nr. 1. Größe der Platten 20,5 × 20,5 bezw. 21 × 20,5 cm. — 13. Abb. 11, 6: Rundſtempel: LEG XXII PRIMIGE P F. Der ſchwalbenſchwanzähnliche Eindruck neben dem Rundſtempel iſt nicht zugehörig und ſcheint von einem zweizeiligen Stempel mit ſeitlichen Fortſätzen herzurühren. Größe des Ziegels 21 × 21 cm. — 14. Abb. 11, 7: Rundſtempel: LEG XXII P P F, mit Lunula in der Mitte und Zahlſtrich über XXII. Größe des Ziegels 21 × 20,5 cm.

Eine quadratiſche Platte mit 42 cm Seitenlänge trägt den Stempel:

15. Abb. 11, 8: Rundſtempel: LEG XXII PR P F, Wolff 161.

Platte von 58,5 cm Länge und wohl gleicher Breite:

16. Abb. 11, 9: Rechteckſtempel, nur Anfang erhalten: L {

Rechteckige Platten von der Größe 29 bis 29,5 × 39 bis 40 cm:

17. Abb. 11, 10: Rundſtempel mit Capricorn, Wolff 118. Größe des Ziegels 29 × 39 cm. — 18. Abb. 11, 11: Rundſtempel mit Lunula, Wolff 110. Größe der Platte 29,5 × 40 cm. — 19. Abb. 11, 3b: Rechteck mit Monogramm wie Nr. 4 und 5. Größe des Ziegels 29,5 × ? (über 35, alſo offenbar 40) cm.

Raum XVI

„An die Oſtecke des Raumes XIV ſchließt ſich das Praefurnium an (ſ. Taf. V 3); an der Nordoſtwand rechts Ziegelmauerwerk, das an die nordöſtliche Mauer aus Kalkſteinſchichten ſich anſchließt. Darunter das kreisförmige Mauerwerk (des Raumes XVIII), feſte, gute Kalkſteine mit eiſenhartem Mörtelverband. Der Boden iſt aus Mörtel und Ziegelſtückchen in einer Dicke von 3 cm hergeſtellt und wird begrenzt von der Abſchlußmauer des Raumes XVII und XV. Unter dieſem Mörtelboden befindet ſich ein 20 cm ſtarkes Fundament aus Kalkſtein, welches über einer Schuttſchicht aufgeführt iſt. Unter dieſer Schuttſchicht liegt nach Raum XVII hin ein kreisförmiges Fundament, beſtehend aus Kalkſteinen und wenigen roten Sandſteinen. Die darüberziehende Abſchlußmauer von Raum XVII beſteht aus gutem Schichtmauerwerk (Kalkſteinen).“

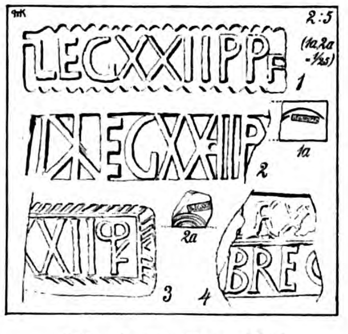


Abb. 12. Aus Raum XVI

„Aus der Feuerung [Raum XVI] gegenüber dem Pulver-Magazin“ (bez. 19. IV. 01):

1. Abb. 12, 1: Platte, Größe 14×? (über 18) cm. Stempel: LEG XXII PPF. — 2. Abb. 12, 2: Bruchſtück mit Stempel: LEG XXII P··· — 3. Abb. 12, 4: Bruchſtück mit zweizeiligem Stempel: LEG X···· / BREQ··· (Wolff S. 316 Nr. 30; Röm.-Germ. Korrbl. IV 1911 S. 65 Abb. 40, 9). — 4. Abb. 12, 3: Imbrex-Bruchſtück, gelber Ton, Stempel: ··· XXII PPF (= Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 80 Abb. 17, 36). — Nr. 3 und 4 brauchen nach den Fundverhältniſſen nicht als gleichzeitig mit Nr. 1 angenommen zu werden, auch bei Nr. 2 iſt es nicht ganz ſicher.

Raum XVII

„Boden gleichhoch wie in Raum XIV. Dicke des Bodens 60 cm. An der Wand *l*, die aus glattgefügten Kalkſteinen mit einzelnen Ziegelſtücken beſteht und verputʒt iſt, ein Hypokauſt(?)-ſäulchen. In der Nähe der Mauer *d* ein Moſaikbrocken.“

Raum XVII a

„An Raum XVII (II. Periode) ſchließt ſich der Raum XVII a mit Mörtelboden (20 cm höher) an. Auf dem Boden zwei Hypokauſtſäulchen ſichtbar. Die beiden Räume waren nicht durch Mauer getrennt, obwohl die Bodenhöhen verſchieden ſind; vielleicht nur durch eine Stufe. Der Raum XIII a iſt vom Raum XV durch eine noch vorhandene Mauer ſcharf abgegrenzt. Im Schutt lagen: Eiſenſchnalle, Moſaikbrocken, Heizkachelreſte.“

Raum XVIII

„Bei dem kreisrunden Fundament lag innerhalb des Kreiſes in 2,5 m Tiefe ein Stück von einer granitnen Reibſchale.

Die ſüdöſtliche Abſchlußmauer von Raum XVII liegt über dem Fundament des kreisförmigen Raumes (ſ. Taf. V 4), ſie ſteht nicht in Verband mit der rechtwinklig anſtoßenden (der „Baſis“ der Apſis) und beſteht aus glattgefügtem Schichtmauerwerk aus Kalkſteinen auf beiden Seiten; das Innere der Mauer beſteht aus kleineren Kalkſteinen, hier und da mit Ziegelſtückchen vermiſcht.

Auf der gegen den Raum XVII gerichteten Seite iſt die Mauer mit Kalkmörtel verputʒt. Über dem kreisförmigen Fundament, ca. 1,35 m unter dem Gras, eine ca. 30 cm ſtarke Schicht von Ziegelfragmenten, Hohl- und Falzziegeln.“

„I. Periode: Raum kreisförmig, innerer Dm. 5,68 m, äußerer 8 m. Die äußere kreisförmige Mauer iſt feſtes Fundamentmauerwerk aus Kalkſteinen, 1,30 m tief. Der Innenraum iſt ca. 70 cm unter der jeʒigen Oberfläche des kreisförmigen Fundaments mit Kies (natürliche Kiesbank?) ausgefüllt, darüber liegt eine 5 cm dicke Schicht Lehm, dann war Schutt aufgefüllt in einer Stärke von 80 cm. Auf der ſüdweſtlichen Seite des kreisförmigen Fundamentmauerwerks iſt auf eine Länge von 3,30 m noch aufgehendes Mauerwerk erhalten, welches von der Außenkante des Fundamentes 30 cm zurückſpringt und noch 30 cm hoch aufgehend vorhanden iſt.

II. Periode: Die in Raum XIV beſchriebene Mauer ſeʒt ſich auf das kreisförmige Fundamentmauerwerk und bildet in der zweiten Periode den Abſchluß nach Raum XVII. In nordweſtlicher Richtung ſchließt ſich aufgehendes Schichtmauerwerk ohne Verband im rechten Winkel an. Der Innenraum war anſcheinend durch eine Mittelmauer in zwei ungleiche Hälften getrennt, welche von der ſüdweſtlichen Abſchlußmauer nach der nordöſtlichen Seite lief. Von dieſer Mauer iſt nur noch die Verzahnung an der ſüdöſtlichen Abſchlußmauer erhalten. Daß ſie aber vorhanden war, geht aus der verſchiedenen Höhe des Mörtelbodens hervor. Der auf der nordweſtlichen Hälfte befindliche Mörtelboden liegt 37 cm tiefer als der noch vorhandene Teil auf der ſüdöſtlichen Seite. Dieſer höherliegende Boden geht nach Südoſten über das kreisförmige Fundament weg und zieht ſich nach dem ſüdöſtlichen Nebenraum.“

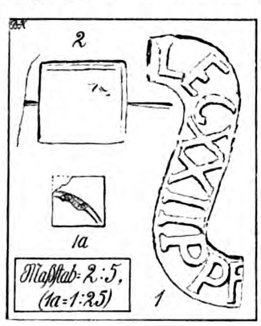


Abb. 13. Aus Raum XIX

Raum XIX

„Auf der Südweſtſeite Reſte von Fundamentmauerwerk; Mörtelboden mit Ziegelſtückchen; nach Südoſt (gegen Raum XX) aufgehendes Mauerwerk, längs dem noch vier Hypokauſtpfeiler ſtehen (erhalten nur die unteren Platten). Nur der in der Südecke ſtehende mit Stempel: S-förmiger und kleiner viereckiger der 22. Legion (bez. 20. VI. 01).“

Abb. 13, 1: Platte, Größe 19×19 cm, darauf S-Stempel: LEG XXII PPF. — Abb. 13, 2: Platte, Größe 24,5×? (wohl auch 24,5) cm, mit faſt quadratiſchem Stempel (mit ſeitlichen Fortſäʒen) ohne erkennbare Schrift.

In der Weſtecke liegt unter dem Mörtelboden das kreisförmige Fundament.

Raum XX

„Nach Nordweſt von Raum XIX getrennt durch eine 1,20 m dicke Mauer, nach Südoſt durch eine gleich dicke, nach Südweſt durch ein halbrundes gut erhaltenes (aufgehendes) Mauerwerk abgeſchloſſen, das nach innen mit weißem 3 cm ſtarkem Verputz verſehen iſt (ſ. Taf. V 5 und 6).

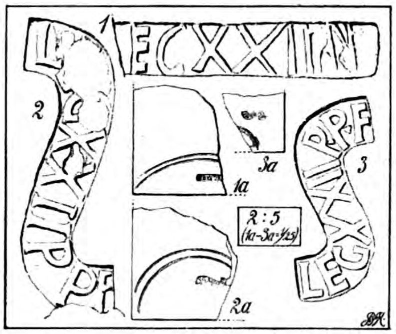


Abb. 14. Aus Raum XX (Öſtliche Apſis)

Der Raum zeigt durchgehend gut erhaltenen Mörtelboden mit Ziegelſteinchen und Kieſeln, Dicke 6 cm. An der vorſpringenden Mauerecke *s* (Weſtecke des Raumes) liegt auf dem Mörtelboden eine etwa 80 cm große Sandſteinplatte, ſeitlich davon zeigen ſich noch an vier Stellen Spuren von Mörtel, auf welchem Hypokauſtſäulchen ſaßen. An der Stelle *t* der Apſis iſt die Mauer abgebrochen und auch der Mörtelboden zum Teil zerſtört. An der Stelle *u* ſitzen vor der aus Kalkſteinquadern beſtehenden Mauerecke zwei große Sandſteinquader, Dicke 45 cm; dieſe Quader ſitzen auf andern Quadern. Sie liegen alle unter dem Niveau des Mörtelbodens, der an dieſer Stelle ausgebrochen iſt, rühren alſo wohl von einem älteren Bau her. Seitlich ſchließt ſich eine dünne Backſteinmauer ohne Verband an die Kalkſteinmauer an. Zwiſchen der Backſteinmauer und der Südecke des Raumes ſind noch die Unterlagplatten von zwei Hypokauſtſäulchen erhalten.

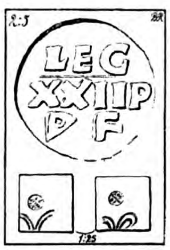


Abb. 15. Raum XX auf dem Podeſt

In der Grenzmauer nach Raum XXI befindet ſich eine Lücke von 1,80 m Breite; die Eckquader ſind noch zu erkennen. In der Mitte des Raumes iſt der Mörtelboden ausgebrochen, kommt dann aber wieder zum Vorſchein."

Funde aus der „Öſtlichen Apſis" (= Raum XX). „Drei große Ziegelplattenſtücke (27. IV. 01), davon zwei mit Stempeln der 22. Legion, eins mit Sohlenabdruck eines benagelten Schuhes." 1. Abb. 14, 1: Platte, Größe?, vielleicht 58×58 cm mit Stempel: [L]EG XXII PR (letzte beiden Buchſtaben kopfſtehend). — 2. Abb. 14, 2: Platte, Größe unbeſtimmt, mit Stempel: LEG XXII P P F. — 3. Abb. 14, 3: Platte unbeſtimmter Größe, mit Stempel: LEG XXII P·P·F. Der gleiche Stempel auf mehreren Plattenbruchſtücken, ſowie dreimal eingeprägt auf eine Platte von 19,5 cm Länge und wohl gleicher Breite.

„Öſtliche Apſis, auf dem Podeſt." Abb. 15: Zwei Platten (27. IV. 01), Größe 20,5×20,5 bezw. 20×20 cm, mit dem gleichen Stempel: LEG $\overline{\text{XXII}}$ P P F.



Abb. 16. Raum XX Mauer *a*

„Bei der Verlängerung der Mauer a zwiſchen Glacisweg und Chauſſee" (27. VI. 01). 1. Abb. 16, 1: Platte, Größe 36×? (wohl auch 36 cm) mit Rechteckſtempel: LEG XXII PR P F, Typ Wolff 87 oder 76?. — 2. Abb. 16, 2: Plattenbruchſtück mit unvollſtändigem Rechteckſtempel: [LEG XX]II PR P F.

Loſe Bruchſtücke aus Raum XX: 1. Abb. 28, 13: Bruchſtück (bez. 1. V. 01) mit Rechteckſtempel: [LE]G $\overline{\text{XXII}}$ [P]R [P] F; in der Mitte Löwe und zweihenkliges Gefäß; vgl. Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 84 Abb. 22, 3. — 2. Abb. 28, 24: Bruchſtück (bez. 1. V. 01) mit S-Stempel: [LEG] XXII P P F; vgl. Röm.-Germ. Korrbl. IV 1911 S. 65 Abb. 40, 4. — 3. Abb. 28, 16: Quadratiſche Platte (bez. 1. VII. 01), Größe 25×25 cm, mit Fußſohlenſtempel, rückläufig: LEG XXII P P F.

„Neben dem 3. Hypokauſt." „Zwei quadratiſche Ziegel mit Rund-Stempeln, ein Bruchſtück mit unvollſtändigem S-Stempel und Nägelabdrücke einer Sohle" (7. V. 01):

1. Abb. 17, 1: Platte, Größe 20,5×20,5 cm, mit Stempel: LEG $\overline{\text{XXII}}$ P P F. — 2. Abb. 17, 2: Platte der Größe 20,5×21 cm, mit Stempel: LEG $\overline{\text{XXII}}$ P $\overline{\text{PF}}$. — 3. Abb. 17, 3: Platte unbeſtimmter Größe mit S-Stempel: LEG XXII · · · · ·

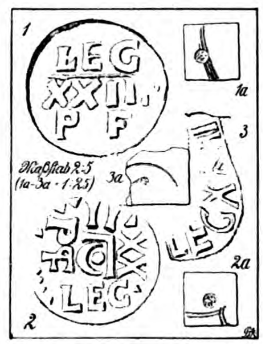


Abb. 17. Neben Raum XX

Raum XXI

„Gegen Südoſten durch gutes aufgehendes Schichtmauerwerk aus Kalkſteinen abgegrenzt, ebenſo gegen Südweſten.

Auf der Innenſeite der ſüdöſtlichen Mauer iſt eine rechtwinklig anſetzende Mauer ſichtbar, welche in Mauerverband ſteht und den Raum ſcheinbar teilte. Obwohl die Richtung bis nach Raum XX verfolgt wurde, zeigten ſich doch keine Spuren von Mauerwerk mehr, ſodaß man annehmen muß, ſie ſei ausgebrochen. Nur Mörtelſpur vorhanden.

An die ſüdöſtliche Abſchlußmauer ſind zwei kleine Pfeiler aus Ziegelſteinen angelehnt, Höhe 50 cm, Oberfläche 80×70 cm. Zwiſchen dieſen Pfeilern lagen Eiſenſchlackenſtücke bis zu $1\frac{1}{2}$ Zentner Gewicht. Im ſüdweſtlichen Pfeiler Ziegel mit S t e m p e l d e r L e g i o XXII PR P F.

Die Südoſtmauer ruht auf dem roten Mörtelboden des Raumes XXI, hat alſo kein Fundament. Sie beſteht aus ungleichen Kalkſteinbrocken, vermiſcht mit Ziegelbruchſtücken."

Die in Mäuerchen *g* vermauerten P l a t t e n (17. VIII. 01) tragen die auf S. 56 Abb. 18 wiedergegebenen Stempel:



Abb. 18. Ziegelstempel aus Raum XXI

1. Abb. 18, 1: LEG XXII P · P · F / C · C · SECVN F Typus Wolff 142 (S. 296 Nr. 2) = ORL 51: Schloßau Taf. III 11. ORL 31: Wiesbaden S. 124 Abb. 19, 54; vgl. ORL 27: Heddernheim S. 82 Typ. 99. Plattenbruchstück (Br. 37? cm). — 2. Abb. 18, 2: LEG · XXII PRPF / M · DEVAT F Typus Wolff 145 (S. 302 Nr. 5). Plattengröße 29,5×? (wahrscheinlich 40 cm). — 3. Abb. 18, 3: LEG XXII PRPF / · · DIDIVS · FE Typus Wolff 147 b (S. 302 Nr. 7); vgl. ORL 27: Heddernheim S. 82 Typ. 101. Plattenbruchstück (Br. 37? cm). — 4. Abb. 18, 4: L XXII PR · P F / I MART AER F Typus Wolff 159 (S. 310 Nr. 19) = ORL 56: Böckingen Taf. IV 9; vgl. ORL 27: Heddernheim S. 83 Typ. 110. Plattenbruchstück. — 5. Abb. 18, 5: LEG XXII PPF / HELVIVS MONTANS F anderer Typus als Wolff 160 (S. 311 Nr. 20) = ORL 5a: Marienfels Taf. III 27; vgl. ORL 27: Heddernheim S. 82 Typ. 104. Platte 22×22 cm. — 6. und 7. Abb. 18, 6: LEG XXII P · P · F / L · CO · PEC · FE Typus Wolff S. 316 Nr. 29 = ORL 56: Böckingen Taf. IV 6; vgl. ORL 27: Heddernheim S. 82 Typ. 100. Zwei Plattenbruchstücke (Br. 37? cm). — 8. Abb. 18, 7: LEG XXII PR PF. Platte, Größe 29×? (wohl 40 cm).

Ziegelplatten (5. VIII. 01), eingemauert im Backsteinmäuerchen an Mauer *k*:

1. Abb. 19, 1: LEG XXII P · P · F / L · CO · PEC · FE Typus Wolff S. 316 Nr. 29. Platte, Größe 37×37 cm. — 2. Abb. 19, 2: LEG XXII P P F Typus Wolff 94. Platte, Größe 14×? (über 24 cm). — 3. Abb. 19, 3: LEG · XXII · PR P F. Platte, Größe etwa 50×? (wohl auch ca. 50 cm). — 4. Abb. 19, 4: LEG XXII PR P F. Platte, Größe 29×29 cm.

„Denkmal"

„An der Südseite des Gebäudes rückt ein Gußmauerblock von länglich viereckiger Gestalt, 8×12 m messend, bis auf die geringe Entfernung von 1.70 m heran. Derselbe hat nicht die Orientierung des zwischen Nordwest und Südost gelegenen Gebäudes, sondern reicht mit seiner mehr nach Südnord gerichteten Längenaxe merklich von demselben ab. Von der Außenkante dieses Fundaments etwas zurücktretend, sind auf der einen Langseite noch 5 schwere Quader aus grauem Sandstein in ihrer Lage erhalten (s. Abb. 19a); sie bildeten den unteren Teil eines Sockels. Auf der gegenüberliegenden Seite zeigt das Gußmauerwerk einen zweimaligen stufenartigen Absatz (s. Abb. 19b). Das Ganze bildet eine kompakte Masse, in welcher sich kein Hohlraum befindet; höchstwahrscheinlich hat man in diesem Steinblock den Unterbau eines Monuments zu sehen. Daß dasselbe errichtet wurde, als das Bad bereits verschwunden oder nur noch zum Teil vorhanden war, darf mit Sicherheit angenommen werden, da es die Grundmauern des letzteren fast berührt und über einer zweiten Abfallgrube, welche zu dem Bade gehört haben muß [?], errichtet ist. Als man an der Seite des Gußmauerblocks in die Tiefe grub, um das Fundament zu untersuchen, fand man im Lettenboden einzelne Scherben und stieß, indem man diesen Spuren nachging, bald auf die Grube (s. unten). Die vereinzelten Scherben, welche bei und über der Fundamentsohle des Gußmauerblocks zum Vorschein kamen, gehören im allgemeinen einer weit

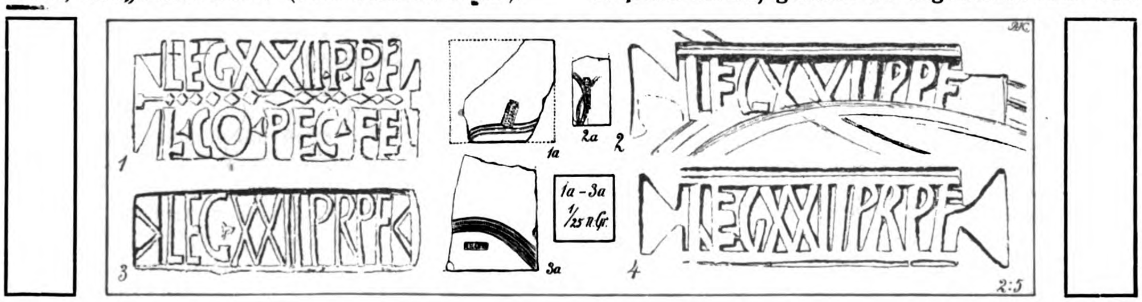


Abb. 19. Raum XXI „an Mauer *k*"

ſpäteren Zeit, dem 2. und 3. Jahrhundert, an. Einige in gleicher Schicht vorkommende ältere Fragmente mögen bei Anlage der Grundmauern nach oben gekommen ſein.“

Ziegelſtempel, gefunden „vor dem Gußmauer-Fundament, Tiefe 1.60 m“. So lautet die Fundortsangabe für ſieben Ziegel (bez. 8. VII. 01) mit Stempeln, deren zeitliche Zuſammengehörigkeit höchſtwahrſcheinlich iſt. Es ſind dieſe: 1. Abb. 20, 1: Platte, 29×29 cm groß, mit Stempel LEG XIIII. — 2. Abb. 20, 2: Plattenbruchſtück mit Stempel L · XIIII · · · · — 3. Abb. 20, 3: Plattenbruchſtück mit Stempel LEG XIIII · · · ·; wohl = Wolff, Nied Typ. 40 b. — 4. Abb. 20, 4: Plattenbruchſtück mit Stempel · · · III GMV. — 5. Abb. 20, 5: Plattenbruchſtück mit Stempel · · · GMV. — 6. Abb. 20, 6: Platte, 29×29 cm groß, mit unleſerlichem Stempel, deſſen Form aber mit größter Wahrſcheinlichkeit auf die 14. Legion weiſt. — 7. Abb. 20, 7: Plattenbruchſtück mit unleſerlichem Stempel. Dabei lag u. a. Bruchſtück eines Stirnziegels mit Palmette.



Abb. 19a. Denkmal

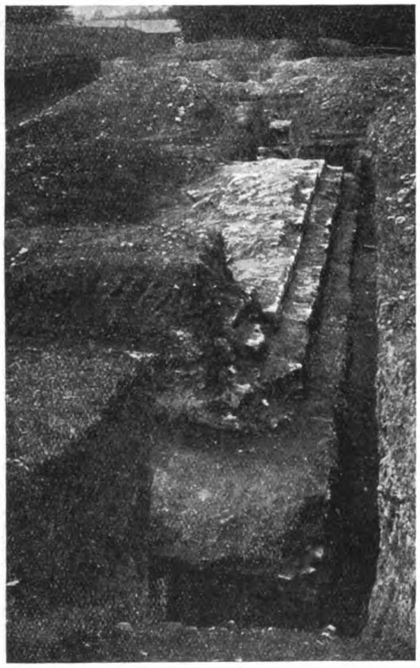


Abb. 19b. Denkmal

„Auf dem Gußmauer-Fundament“. In einer Tiefe von 40 cm lag ein Ziegelſtempel (11. VI. 01) der 14. Legion. Erhalten: LEG XIIII G⟨

„Abfallgrube unter dem Denkmal“ (11. VII. 01). Münzen: Halbes Mittelerz, Nemausus-Prägung. — Sigillata: Taſſe, Form Loeſchcke, Haltern 8, H. 4,9 cm, Dm. 8,5 cm; Stempel: Xantus fec (zweizeilig), (Geißner Nr. 233). — Desgl.: Form ähnlich Loeſchcke, Haltern 10, H. 6,5 cm, Dm. 13 cm; Stempel: Atei (Geißner Nr. 44). — Desgl.: Ohne Boden; Volutenlämpchen, Gefäßſcherben, bearbeitetes Stück vom Hirſchgeweih, ein Stückchen Glasſcheibe, Eiſenbruchſtücke u. a.

Abfallgrube „g“

(3. VI. 01, 4. VI. 01) an der ſüdöſtlichen Ecke des Gebäudes, 6 m von der Außenmauer entfernt, Tiefe 1,30 m, oberer Durchmeſſer 1 m, oberer Rand etwa 1 m unter der heutigen Oberfläche.

Sigillata: 1. Abb. 21: Kelchgefäß, Form Dragendorff 11, H. 14,2 cm, oberer Dm. 18 cm (genaue Beſchreibung: Altert. unſ. heidn. Vorz. V S. 151 ff.). Innenſtempel: ATEI (Geißner Nr. 47). Die bei dieſem Kelch verwandten Matrizen (Kraniche, Sumpfvogel, kleiner Vogel nach links, Heuſchrecken, Libelle, großes Akanthusblatt, Blüten, Rispe u. a.) ſind ſehr zahlreich: Abb. 22 gibt ſie in natürlicher Größe. Freihändig gezogen ſind die Blütenſtengel. Über die Dekoration und ihre Parallelen vgl. Behn, Röm. Keramik S. 145 und 146 zu Nr. 1028 und 1029 (wo weitere Literatur angeführt); zuletzt: Hähnle, Weſtfäl. Mitteil. VI. S. 89. — 2. Abb. 23, 2: Taſſe, Form Loeſchcke, Haltern 7, H. 4,7 cm, oberer Dm. 9,3 cm; quadratiſcher Stempel: SAV PVB zweizeilig (Geißner Nr. 167). — 3. Abb. 23, 3: Desgl., Form Loeſchcke, Haltern 8, H. 4,9 cm, oberer Dm. 8,3 cm; Rundſtempel: ANEACHVS TVLLI dreizeilig (Geißner Nr. 201). — 4. Abb. 23, 1: Desgl., gleiche Form, aber ohne Strichelrand, H. 5,8 cm, oberer Dm. 12,6 cm, marmoriert; abgebildet: Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 45, 765. Rechteckiger Stempel: ATTI (Geißner Nr. 83). — 5. Abb. 23, 5: Becher, zylindriſch, Form Loeſchcke, Haltern 16, H. 11,7 cm, oberer Dm. 9,4 cm, marmoriert, ohne Stempel; abgebildet: Altert. unſ. heidn. Vorz. V

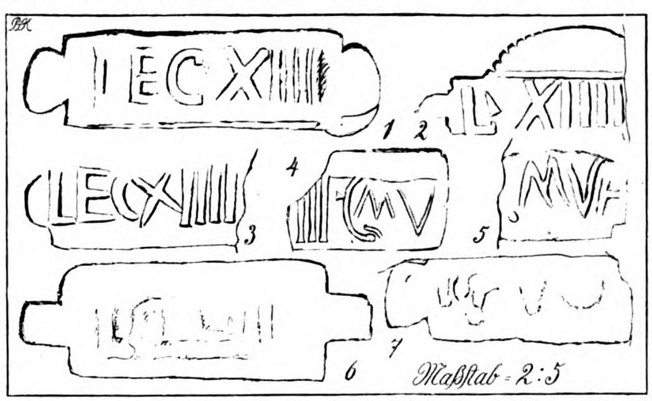


Abb. 20. Ziegelſtempel aus der Nähe des Fundamentblocks

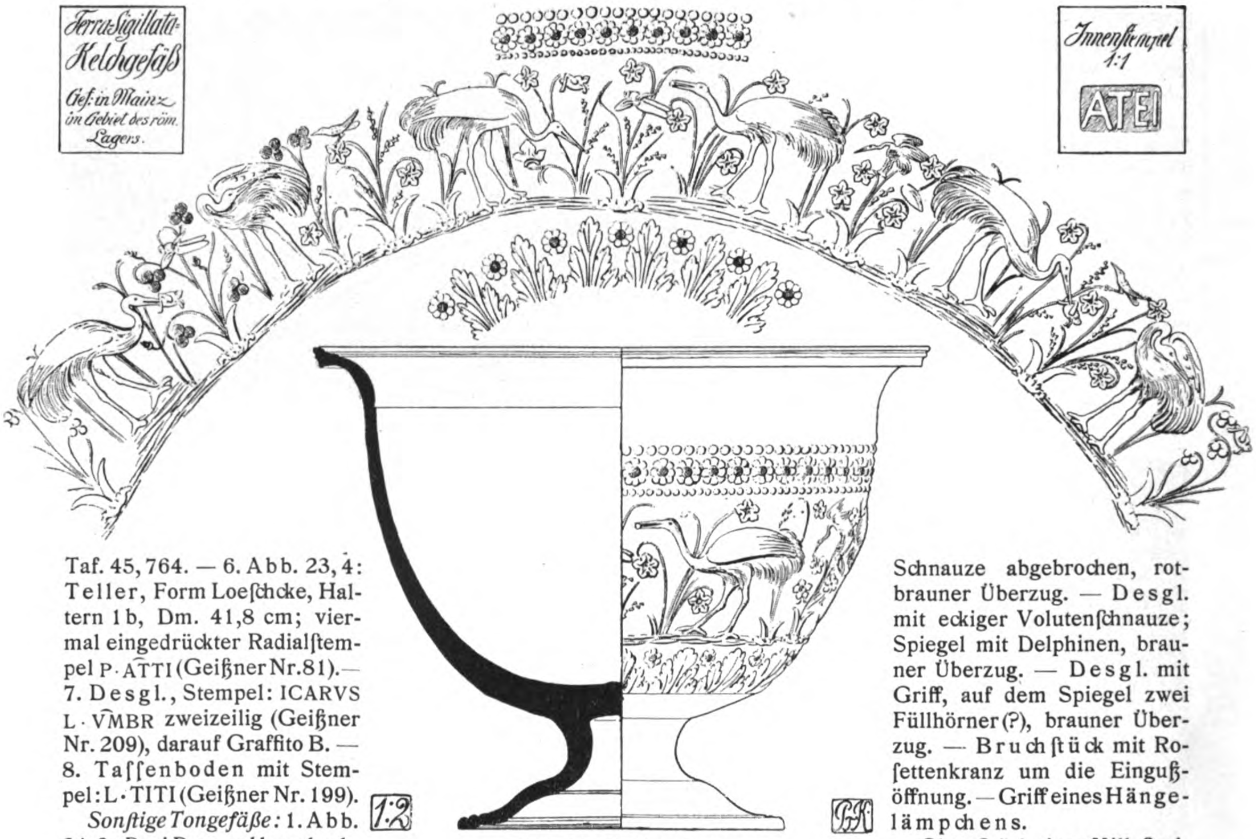


Abb. 21. Sigillata-Kelch

Taf. 45,764. — 6. Abb. 23, 4: Teller, Form Loeschcke, Haltern 1 b, Dm. 41,8 cm; viermal eingedrückter Radialstempel P·ATTI (Geißner Nr. 81). — 7. Desgl., Stempel: ICARVS L·VMBR zweizeilig (Geißner Nr. 209), darauf Graffito B. — 8. Tassenboden mit Stempel: L·TITI (Geißner Nr. 199).

Sonstige Tongefäße: 1. Abb. 24,3: Drei Doppelhenkelkrüge, H. 18 cm, feiner weißer Ton, Bandhenkel mit einer Rille. — 2. Abb. 24, 1: Becher, H. 11,4 cm, rauher Ton ohne Überzug. — 3. Abb. 24, 2: Tasse, H. 5,5 cm, tongrundig, feingeschlemmt. 4. Abb. 24, 4: Napf, H. 4,9 cm, rauher Ton ohne Überzug. — 5. Balsamarium, Form Loeschcke, Haltern 30, nur untere Hälfte erhalten, H. noch 11 cm.

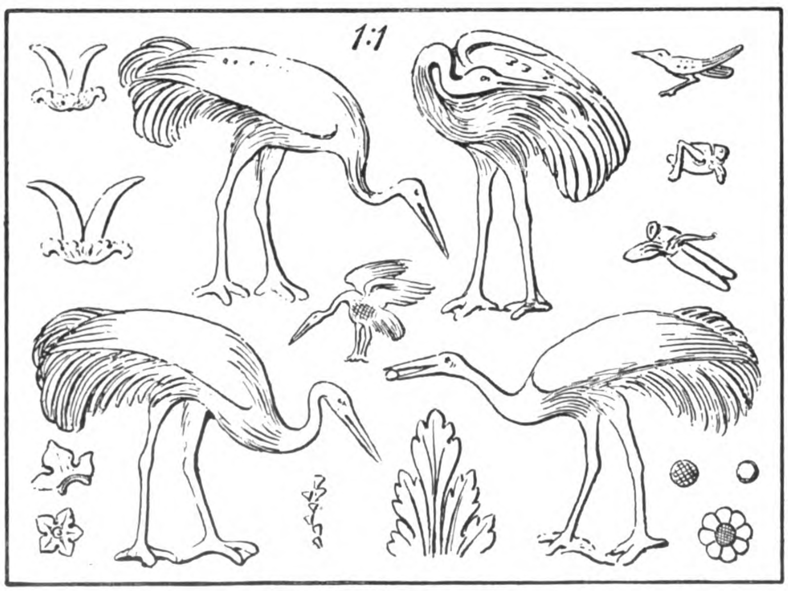


Abb. 22. Einzelmotive des Relieffrieses von Sigillata-Kelch Abb. 21

Ton-Lampen: Volutenlampe mit Gladiator nach links; Griff und Schnauze abgebrochen, gelber Ton, fleckig brauner Überzug. — Desgl. mit Tier nach links; Griff und Schnauze abgebrochen, rotbrauner Überzug. — Desgl. mit eckiger Volutenschnauze; Spiegel mit Delphinen, brauner Überzug. — Desgl. mit Griff, auf dem Spiegel zwei Füllhörner (?), brauner Überzug. — Bruchstück mit Rosettenkranz um die Eingußöffnung. — Griff eines Hängelämpchens.

Glas: Stück einer Millefiori-Schale. — Stück eines gelben Fläschchens. — Stück eines opak-weißen Fläschchens. — Bruchstücke von hellgrünen Fensterscheiben.

Ziegel: Wohl aus den oberen Schichten der Grube stammen zwei Ziegelstempel: der Legio XXII Pr P F und der Legio VIII Aug.

„Grube g"

(30. V. 01, 1. VI. 01). Aus den vorhandenen Plänen ist nicht ersichtlich, wo die Grube lag.

1. Abb. 25, 1: Platte, 22 × ? cm (wohl auch 22 cm groß), mit zweizeiligem Stempel: LEG XXII PP F C · C · SECVN F Typus Wolff 142.

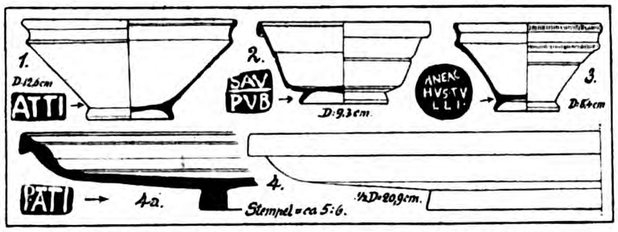


Abb. 23 (= Altert. uns. heidn. Vorz. V S. 154 Abb. 3)

2. Abb. 25, 2: Platte, Größe unbestimmt (vielleicht 40 × ? cm), mit zweizeiligem Stempel: LEG···· PR····· — 3. Abb. 25, 3: Platte von unbestimmter Größe (vielleicht 29 × 40 cm) mit S-Stempel: LEG·XXII·P·P·F·Q·F. — 4. Abb. 25, 4: Platte, Größe 29,5 × ? cm (wohl 40 cm), mit Stempel: LEG XXII PR. Typus Wolff 59. — 5. Drei Bruchstücke von Tubuli mit Teilen desselben Stempels; das größte hat: ····G XXII PRPF (Abb. 29, 2). — Die Gleichzeitigkeit der Ziegelstempel ist, da es sich um eine Grube handelt, keineswegs bewiesen, zumal auch ein Stempel der Legio I Adjutrix sich dabei fand (s. unten Abb. 27, 1). Außerdem ist noch zu nennen: Firmalämpchen, verkümmert, mit erhabenem T auf dem Boden und drei Kreisstempeln auf der Unterseite der Schnauze.

„Abfallgrube zwischen den beiden Apsiden (Raum XIV und XX)"

Kreisrundes Loch, Dm. 0,85 m, Tiefe 2,20 m. Darin (15. VII. 01): Halbiertes Mittelerz, Lyoner Altar-Münze. — Volutenlämpchen mit Viergespann. — Desgl. mit zwei Füllhörnern. — Desgl. (halb) mit menschlicher Figur. — Dabei sollen gefunden sein: Vier Ziegelstempel (15. VII. 01), von denen drei sicher, der vierte wahrscheinlich der Legio XXII PPF angehören.

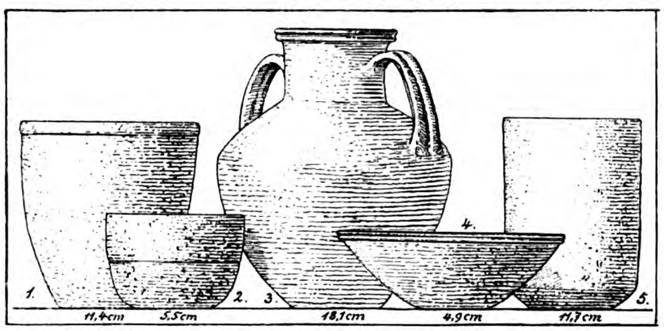


Abb. 24 (= Altert. uns. heidn. Vorz. V S. 155 Abb. 4)

„Grube b"

So sind am 4. IV. 01 gehobene Gegenstände bezeichnet, deren genaue Fundstelle nicht mehr festzustellen ist, die aber auch nicht den Eindruck der Zusammengehörigkeit machen. Es sind: Münze konstantinischer Zeit, ein Ziegelstempel der Legio I Ad., acht Ziegelstempel der Legio XXII PPF u. a. Diese sind unten bei den Einzelfunden genauer beschrieben.

Einzelfunde aus dem Ausgrabungsgebiet 1901

Münzen

Republik: Denar des C. Marcius Censorinus (9. III. 01); geprägt 84 v. Chr. Rv. zwei Reiter. — Augustus: Denar Babelon 163. — Lyoner Altarmünzen: Halbiertes Mittelerz; Abfallgrube zwischen den Apsiden. — Mittelerz; „Im Schutt über der östlichen Apsis". — Agrippa: Mittelerz mit Neptun; „gefunden im Schutt über der östlichen Apsis". — Nemausus-Münzen: Mittelerz (1. IV. 01); „jenseits des Reitwegs im Schutt bei Mauer *c*". Mit Nachstempel IMP. — Halbiertes Mittelerz; gefunden in der Abfallgrube unter dem „Denkmal" (12. VIII. 01). — Caligula: Mittelerz mit VESTA und SC auf der Rückseite; „aus der Grube, welche den sogenannten Eingang an der Ostseite des Gebäudes freilegte, fast auf dem Mörtelboden". — Domitian: Mittelerz „aus dem Hypokaust" (9. III. 01). — Hadrian: Großerz; gefunden wie die Caligula-Münze. — Antoninus Pius: Großerz (9. III. 01). — Faustina maior: Mittelerz; gefunden wie die Caligula-Münze. — Konstantin II: Kleinerz; gefunden oberflächlich (14. III. 01). — Konstantinische Zeit: Kleinerz; gefunden „bei Mauer *m*, oberflächlich" (17. VIII. 01). — Urbs Roma: Kleinerz; „aus dem Schutt über der östlichen Apsis". — Unleserliches Mittelerz; aus der Grube, welche den sogenannten Eingang an der Ostseite des Gebäudes freilegte, fast auf dem Mörtelboden.

Bronze

1. Abb. 26, 1: Spiralfibel (12. VIII. 01); L. noch 6,5 cm; Fuß und Nadel abgebrochen. Gefunden im Schutt des Raumes XI. Typus des 1. Jahrhunderts; vgl. „Hofheim" (Nass. Ann. 40) S. 118 Taf. VII 1 bis 19. — 2. Desgl. (13. VIII. 01); gefunden „vor dem Fundament des Monuments". — 3. Abb. 26, 2: Stirnkamm eines Bronzehelmes (9. III. 01); L. noch 4,8 cm; gefunden „Im Hypokaust". — 4. Abb. 26, 3: Ringschnalle (4. IV. 01); L. 5,2 cm; gefunden „in Grube *b*". Ein ähnliches Stück stammt aus dem Quellenfund von Pyrmont (Museum Mainz). — 5. Abb 26, 4: Hohlschlüssel (5. VII. 01); L. 4,1 cm; gefunden „In einer Grube vor Raum VIII (zusammen mit einem Großerz des Antoninus Pius)". — 6. Abb. 26, 5: Armring, die Enden verschlungen (9. III. 01); Dm. 7,8 cm; gefunden „Im Hypokaust". — 7. Abb. 26, 6: Löffelsonde, Bruchstück (1. VI. 01); L. noch 6,4 cm; gefunden „Abfallgrube bei *g*".

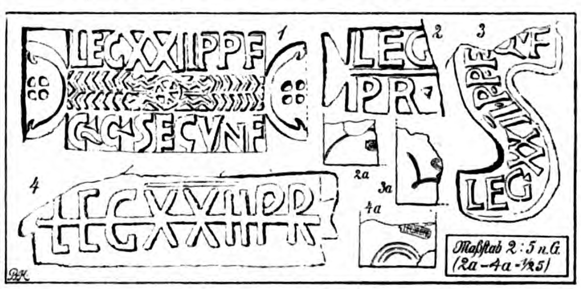


Abb 25. Ziegelstempel aus „Grube g"

Eiſen

1. Lanze (16. IV. 01); „aus dem zweiten Hypokauſt [das iſt Raum XIV], in der ſüdweſtlichen Ecke“. — 2. Ringſchnalle, römiſch? (1. IV. 01); Dm. 4,9 cm; Bügel leicht vierkantig, Dorn flach. — 3. Schnallenbügel (29. V. 01); „Raum *h*“. — 4. Meſſer (5. VIII. 01); L. noch 18,5 cm; Spitze und Griffangel unvollſtändig; gefunden „Raum XXI, bei Backſteinmauer *k*“. — 5. Schlüſſel (19. IV. 01); aus der Feuerung [Raum XVI] gegenüber dem Magazin“. — 6. Niete (16. IV. 01); mit breitem gewölbtem Kopf; L. 4,5 cm; Breite des Kopfes 5,2 cm; „zweites Hypokauſt“. — 7. T-Nägel und andere Nägel in großer Zahl an verſchiedenen Stellen des Gebäudes.

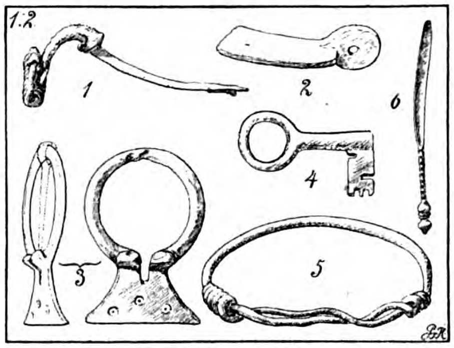


Abb. 26. Bronzefunde

Stein

1. Bruchſtück einer Granitſchale (23. VII. 01) mit Griffen; Dicke der Wand 4 cm; gefunden „Turmgraben“. — 2. Reibſtein (13. VI. 01); L. 7,8, Br. 4,7 cm; ſchwarzer Schiefer; gefunden „bei *k*“. — 3. Moſaikbrocken an verſchiedenen Stellen.

Gagat

Fingerring (22. IV. 01); Dm. 2,6 cm; reich profiliert; gefunden Raum XIV („weſtliches Hypokauſt“). Abgebildet: Weſtd. Ztſchr. XX 1901 Taf. 18, 5; Henkel, Die römiſchen Fingerringe der Rheinlande S. 150 Taf. LXI 1656.

Bein

1. Dreieckiger Schaber (15. V. 01); Br. noch 8,2 cm; beide Enden leicht beſchädigt; gefunden „Grube *b*“. — 2. Profiliertes Stäbchen (12. VIII. 01); L. 6,4 cm; kolbenförmig; gefunden „Raum XI, im Schutt“.

Glas

Bruchſtücke von hellgrünen Fenſterſcheiben an verſchiedenen Stellen. — Kleine Scherben von Millefiori, hellgrünen und weißlichen Glasgefäßen.

Sigillata-Stempel (Innenſtempel):

Auch die Kleinfunde aus Ton ſind ſpärlich, wenn wir von dem Inhalt der oben beſchriebenen Kelchgefäßgrube abſehen. Bei der hier folgenden Liſte der Sigillata-Stempel ſind dieſe Abkürzungen angewandt: Geißner = G., die im Mainzer Muſeum befindlichen feineren Gefäße der auguſteiſchen Zeit und ihre Stempel, Programmbeilage 1902. — C = Corpus Inscriptionum Latinarum XIII, III, I, 10010; C 10009 = Corp. Inscr. Lat. XIII, III, I 10009.

ANEACHVS TVLLI auf Taſſe, Abb. 23, 3 (ſ. oben S. 57). — Stempel, abgebildet Geißner Taf. III 144. — ATEI auf Kelchgefäß, Abb. 21 (ſ. oben S. 57). — C 10009, 43. — AT̂EI auf Taſſe, Geißner Taf. V. 12 (ſ. oben S. 57). — C 10009, 43, abgebildet Geißner Taf. I 40. — ATTI auf Taſſe, Abb. 23, 1 (ſ. oben S. 57). — Stempel, abgebildet Geißner Taf. I 58. — P · ÂTTI auf Teller, Abb. 23, 4 (ſ. oben S. 58). — C 10009, 56, abgebildet Geißner Taf. I 56. — CLA auf Boden; gefunden „bei *g*“. — C 10009, 89. — OF CRESTI auf Schüſſelboden der Form Drag. 29; gefunden im Schutt des Raumes XI. — C 698. — CRISPINI auf Taſſenboden; gefunden „bei *k*“ (Raum XXI). — C 10009, 100, abgebildet Geißner Taf. II 71. — DONTOIIIC auf Taſſenboden; gefunden im Schutt des Raumes XI. — C 813. — ICARVS L · V̂MBR auf Teller (ſ. oben S. 58). — OF LA⟨ auf Tellerboden; gefunden im Schutt des Raumes XI. — LVCIVS F auf Taſſenboden; genaue Fundſtelle nicht bekannt. — C 1173. — · NCI · auf Taſſenboden; gefunden im Schutt des Raumes XI. — C 1424? — NIVAL⟨ auf Taſſenboden der Form Drag. 33; näherer Fundort nicht genannt. — C 1434. — OF P⟨ auf Taſſenboden der Form Drag. 27; gefunden im Schutt des Raumes XI. — PRITΛΛI auf Teller; gefunden wie voriger. — C 1577. — RASINI Rundſtempel auf marmoriertem Taſſenboden; gefunden „bei *k*“ (Raum XXI). — C 10009, 212, abgebildet Geißner Taf. II 109. — SAV PVB auf Taſſe, Abb. 23, 2 (ſ. oben S. 57). — Stempel, abgebildet Geißner Taf. III 123. — L·TITI auf Taſſenboden (ſ. oben S. 58). — C 10009, 264, abgebildet Geißner Taf. III 142. — XANTVS FEC auf Taſſe, Geißner Taf. V 13 (ſ. oben S. 57). — C 10009, 317, abgebildet Geißner Taf. III 169. — ZOLII auf Tellerboden; gefunden im Schutt des Raumes XI. — C 10009, 320.

Sonſtige Keramik

Von den übrigen Gefäßen bezw. Gefäßbruchſtücken, die bei der Grabung zutage traten, iſt außer denen der Kelchgefäßgrube nicht viel zu erwähnen. Mit zu den jüngſten Stücken gehört ein Ausguß eines Doppelhenkelkruges mit roter Bemalung, wie er aus Niederbieber oft belegt iſt. Er fand ſich im zweiten Hypokauſt (Raum XIV).

Lampen bezw. Bruchſtücke ſind nicht ſelten, beſonders Volutenlampen mit ſehr verwaſchenem Relief. Von Firmalampen ſind zu nennen: Unterteil mit Stempel FORTIS, darunter Kranz (12. VIII. 01), gefunden im Schutt des Raumes XI; verkümmertes Lämpchen mit erhabenem T auf dem Boden (30. V. 01), gefunden im „Schlitz G.“

Ziegelſtempel der Legio IIII Mac.

LEG IIII · · · · rückläufiger Hufeiſenſtempel (12. VII. 01) aus Raum XII.

Ziegelſtempel der Legio I Ad.

1. Abb. 27, 1: LEG · Ī · ADI⟨ (30. V. 01), Plattenbruchſtück; aus „Grube *g*“. Typus Rheinzabern Nr. 56a und b. — 2. Abb. 27, 2: · · · · GĪAD (4. IV. 01), Imbrex; aus „Grube *b*“. Wahrſcheinlich Typus Rheinzabern Nr. 5.

Ziegelſtempel der Legio XIIII G · M · V.

1. Abb. 27, 3: · · · · XIIII (20. III. 01), Bruchſtück; aus „Zangenwerk“, Typus Wolff 44. — 2. Abb. 27, 4: · · · · IIII

G M (20. III. 01), Plattenbruchstück; aus „Zangenwerk“, Typus Wolff 36. — 3. Abb. 27, 5: L XIIII G···· rückläufig (14. V. 01), Bruchstück; aus „Grube *c*“. — 4. Abb. 27, 6: L XII····, darunter Kontrollstempel LEG XIIII (17. V. 01), Bruchstück; aus „Grube *f*“. (Über Kontrollstempel vgl. Gg. Wolff, Röm.-Germ. Korrbl. VIII 1915 S. 73 ff.)

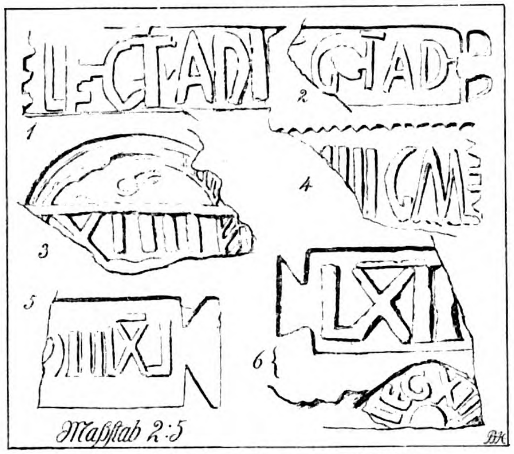


Abb. 27. Ziegelstempel der 1. und 14. Legion

Ziegelstempel der Legio XXII Pr. P. F.

1. Abb. 28, 1: LEG XXII PR·· (letzte beiden Buchstaben kopfstehend) (20. IV. 01) auf großem Plattenbruchstück; Typus Wolff, Nied 56 und ORL 31: Wiesbaden Taf. XVII 43. — 2. Abb. 28, 2: LEG XXII PPF (9. III. 01) auf Imbrex; Typus wie erster Bericht Abb. 17, 45. — 3. Abb. 28, 3: LEG···· (9. III. 01) auf Plattenbruchstück. — 4. Abb. 28, 4: LG XXII···· (12. VII. 01) auf Imbrex; aus Raum XII; Typus wie erster Bericht Abb. 17, 50. — 5. Abb. 28, 5: LEG XXII PPF (3. VI. 01) auf Imbrex; „aus der Abfallgrube“. — 6. Abb. 28, 6: LEG XXII PPF (4. IV. 01) auf Plattenbruchstück aus „Grube *b*“. — 7. Abb. 28, 7: ···XXII PP·· (20. III. 01), Bruchstück; „Zangenwerk“. — 8. Abb. 28, 8: ···G XXII PPF (4. IV. 01), Bruchstück; aus „Grube *b*“. — 9. Abb. 28, 9: ······· PF (6. VI. 01), Platte 37×? cm; gefunden „bei den Fundamenten *g*“; Typus Wolff 136. — 10. Abb. 28, 10: LEG XXII PPF (4. IV. 01), Plattenbruchstück aus „Grube *b*“. — 11. Abb. 28, 16: LEG XXII PPF rückläufig (1. VII. 01), Platte 25×25 cm; aus Raum XX. — 12. Abb. 28, 15: ···· XXII PP (22. III. 01), Bruchstück, Fußsohlenstempel. — 13. Abb. 28, 11: LEG X····· C · I····· (4. IV. 01), Plattenbruchstück, aus „Grube *b*“. — 14. Abb. 28, 12: ···· XII, sonst unleserlich (4. IV. 01), Plattenbruchstück, aus „Grube *g*“; Typus Wolff 151 (S. 310/11). — 15. Abb. 28, 13: ··· G XXII ·· R ·· F (1. V. 01), Bruchstück, aus Raum XX; Typus wie dritter Bericht Abb. 22, 3. — 16. Abb. 28, 14: LEG XXII PPF (25. III. 01), zu einem Spielstein zurechtgeschlagen; Typus wie dritter Bericht Abb. 29, 3. — 17. Abb. 28, 17: LEG XXII PPF (9. III. 01), Platte 37,5×38 cm; gefunden „noch in der ursprünglichen Lage als Bodenbelag rechts vom Verschönerungsweg vom Bingertor nach dem Gautor“; Typus Wolff 118. — 18. Abb. 28, 18: ··· XXII ··· (20. III. 01), Bruchstück; aus „Zangenwerk“. — 19. Abb. 28, 19: LE···· P (22. III. 01), Bruchstück. — 20. Abb. 28, 20: LEG XXII···· (6. VI. 01), Platte 35,5×? cm; gefunden „bei den Fundamenten *g*“; Typus Wolff 117. — 21. Abb. 28, 21: LEG · XXII · PR · P · F· (20. III. 01) auf Plattenbruchstück; Typus wie erster Bericht Abb. 17, 5 und 6. — 22. Abb. 28, 22: ··· XXII ··· (4. IV. 01), Plattenbruchstück; aus „Grube *b*“. — 23. Abb. 28, 23: ···· SEM···· (20. III. 01), Bruchstück; aus „Zangenwerk“; Typus Wolff 144. — 24. Abb. 28, 24: ···· XXII · PPF (1. V. 01), Bruchstück; aus Raum XX; Typus Wolff 132.

Heizkacheln (tubuli) der 22. Legion

1. Abb. 29, 1: LEG···· (9. III. 01), „aus dem Heizraum“ (wahrscheinlich Raum IV). — 2. Abb. 29, 2: [LE]G XXII PR PF (30. V. 01), „Grube *g*“. — 3. Zwei Bruchstücke desselben Stempels (30. V. 01) von gleichem

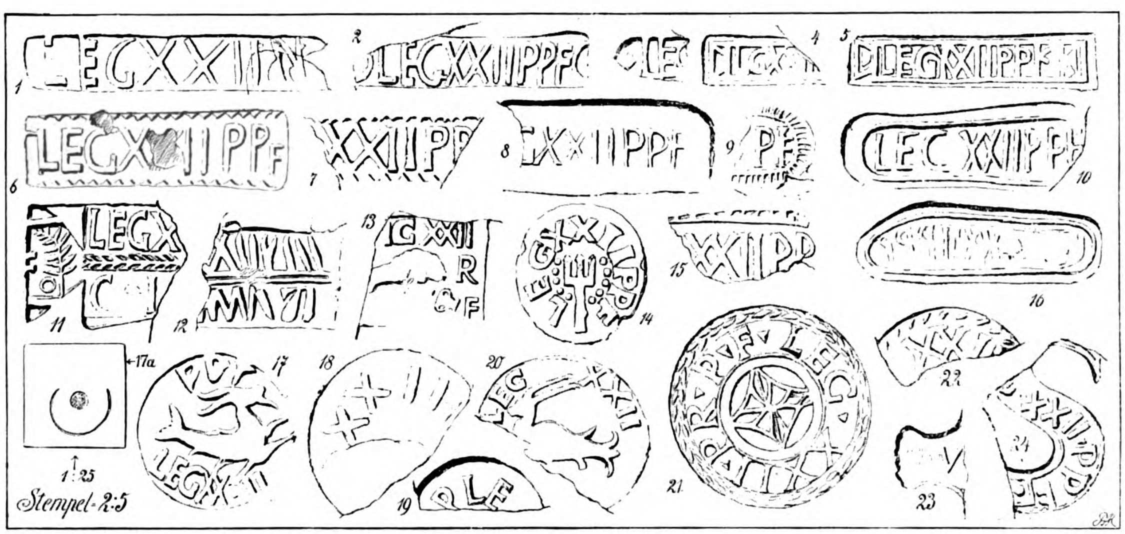


Abb. 28. Ziegelstempel der 22. Legion

Fundort. — 4. Abb. 29, 3: ····NF(30.V.01, „aus Grube *h*".

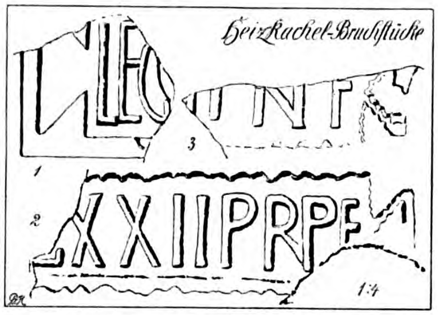


Abb. 29. Heizkacheln der 22. Legion

Ziegelſtempel der Leg. VIII Aug.

(Vgl. darüber: Gg. Wolff, Zur Chronologie der Ziegelſtempel der VIII. Legion, Röm.-Germ. Korrbl. VIII 1915 S. 33 ff. IX 1916 S. 65 ff.).



Abb. 30. Ziegelſtempel

Abb. 30, 1: LEG VIII AVG (3. VI. 01), auf Imbrex.

Unleſerlicher Ziegelſtempel

Abb. 30, 2: ···II GOX···? (12. VII. 01), aus Raum XII.

II. Ausgrabung 1903

Die Ausgrabung des Jahres 1903 (Abb. 31) legte eine Reihe kleinerer Gebäude frei, die meiſt ohne Hypokauſteinrichtung waren (Raum IX iſt über einem älteren zugeſchütteten Hypokauſt errichtet), nur in Raum VII iſt nachträglich eine primitive Heizeinrichtung eingebaut. Dafür ſind in anderen (urſprünglich wohl in allen) Räumen kleine gemauerte Herde[1]) angebracht, die die Deutung der Baulichkeiten als Mannſchaftsbaracken[2]) zur Gewißheit machen. Auch die Größe ſtimmt gut dazu. Der beſterhaltene Doppel-Raum I/II mißt 20 m in der Länge und 6 m in der Breite. Er und der nächſte ſind auf der Nordſeite durch eine über 2 m breite, nachträglich eingebrochene Rinne unterbrochen, die die Räume V, VIII—XII ebenfalls teilweiſe zerſtört hat. Zwiſchen Raum XI und XII läuft eine $2^1/_2$ m breite Unterbrechung, alſo wohl eine Querſtraße zwiſchen Barackenreihen. Die ganze Anlage macht in ihrem Grundriß einen ſehr unregelmäßigen Eindruck, was unter anderem durch Umbauten verurſacht ſein mag. In einzelnen Räumen ſind dieſe bei der Ausgrabung deutlich zutage getreten. Die Zeit der jüngſten Anlage dürfte kurz vor Aufgabe des Kaſtells, alſo zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts ſein, wozu die Münze des Philippus aus Raum VI und das faſt vollſtändige Fehlen von Ziegelſtempeln gut ſtimmt. Die zutage gekommene Sigillata gehört in der überwiegenden Mehrzahl dem 3. Jahrhundert an (ſ. unten unter „Sigillata").

Beſchreibung der Gebäude

Raum I und II

„Gegen Südoſten und Nordoſten durch aufgehendes Mauerwerk begrenzt. Gegen Südoſt ein vorſpringender Sockel. Das ſich daran anſchließende Mauerwerk mit Kalk- und Ziegelſteinen hergeſtellt, aber mit Verputzſchicht bedeckt, auf der regelmäßige Steinfugen eingeriſſen ſind. Innen rauh. An die Nordoſtſeite dieſes Raumes iſt innerhalb ein ſchmales Mäuerchen aus Kalkſteinen ohne Verband angeſtoßen und auf ca. 1 m Länge abgebrochen. Eine Fortſetzung desſelben nicht mehr auffindbar. Die Nordoſtſeite ſetzt ſich im Fundament fort, das aus Kieſelquader, loſe angehäuft, beſteht, und endigt bei der nordweſtlich gerichteten Ecke des Raumes II nach nochmaliger Unterbrechung. Die Nordweſtecke ſpringt auf der Außenſeite etwas vor. Die Schmalſeite nach Nordweſten geringes Mauerwerk aus Kalkſtein und Kieſelquader, darunter auch Ziegelſtücke. Aus gleichem Material die nach Südweſten gerichtete Langſeite des Raumes. Auf der nach Nordweſten gerichteten Schmalſeite von I/II (II) eine gegen die Innenſeite der Abſchlußmauer offene, aus Kalkſteinen und großen Kieſelgeröllen aufgeführte Zelle, bezeichnet IIa. An der Nordoſtſeite des Raumes I/II eine der Umfaſſungsmauer dicht angeſchloſſene zweite Mauer, die ſich in der Länge von 11 m verfolgen läßt und an ihrem Nordende in einem Winkel nach Südweſten abſpringt. Eine Fortſetzung dieſer Quermauer zur anderen Langſeite des Raumes I/II iſt nicht nachweisbar. Eine zweite Quermauer und Grenzmauer zwiſchen Raum I und II aus dem Material wie oben, mit Verband in der ſüdweſtlichen Langmauer und der nordöſtlichen Doppelmauer (Parallelmauer). Ungefähr parallel mit der nordöſtlichen Längsmauer die Ecke und Fundamentreſte einer Mauer aus Kalkſteinen, bezeichnet *a*."

Im Schutt bei Raum I/II (Südweſtſeite) ein Augenarztſtempel (3. IV. 03), ſ. unten.

In der Oſtecke des Raumes I lag ein Armring (2. II. 03) aus ſchwarzem Glas, ſ. unten.

Abfallgrube zwiſchen Raum II und III (20. I. 03)

Großerz des Vespasian: ······AES VESPASIAN AVG PM TR······ — Mittelerz des Vespasian: ·······AR VESPASIAN AVG COS.— Bronzenagel mit breitem Kopf von 3,2 cm Dm. — Bruchſtücke einer Glastaſſe, dünn, weiß. — Boden einer Glasampulle, hellgrün. — Hellgrüne Melonenperle. — Sigillata-Taſſe, Form Dragendorff 27, mit Stempel OFRVS{. — Taſſenboden mit unleſerlichem Stempel. — Sigillata-Taſſe mit Barbotinerand, H. 3,7, Dm. 9,3 cm. — Bruchſtück einer braungefirniſten Schuppenurne. — Seemuſchel, Stücke Holzkohle.

Raum III

„Raum III iſt nach Nordoſten und Nordweſten durch aufgehendes Mauerwerk, das aber an zwei Stellen durch Lücken unterbrochen iſt, begrenzt. Die Mauer beſteht aus Kalkſteinen mit Kieſelquadern vermiſcht. In der einen ſpitzen Winkel bildenden nordweſtlichen Ecke ſteht, noch aufgehend, der Reſt einer Mauerecke aus Kalkſteinen und Kieſelwacken. Die Fronten der Ecke ſind nach Nordweſten bezw. Nordoſten gerichtet. Nach Nordoſten unten ein ſockelartiger Vorſprung."

[1]) Vgl. Kaſtell Niederbieber, Bonner Jahrb. 120 S. 271 Fig. 2; ORL 31: Wiesbaden S. 39.

[2]) Gemauerte Mannſchaftsbaracken ſind nicht gerade häufig erhalten: ORL 19: Oberflorſtadt S. 5 Taf. II; ORL 31: Wiesbaden S. 37 ff. Taf. II.

Raum IV und IVa

„An das nach Südoſten gerichtete Ende der Abſchlußmauer des Raumes III ſchließt ſich ein viereckiger Raum (IV) von aufgehendem Mauerwerk begrenzt. Nach Südoſten und Nordoſten beſteht dasſelbe aus Kalkſteinen; nach der nach Nordweſten gerichteten Öffnung (Schürloch?) zu beſteht die Mauer aus Kalk- und Ziegelſteinen. Die rechte Seite weiſt einen Ziegel (19. II. 03) mit Stempel der XXII. Legion mit Beinamen auf, noch in der Lage. Der Boden des Raumes IV beſteht, ſoweit er erhalten iſt, aus Beton, Mörtel mit Ziegelbrocken. Auf einen Teil desſelben eine Schicht aus Diluvialkies, die feſt zuſammengebacken iſt. In der nordweſtlichen Innenſeite des Raumes IV links vom Schürloch, weißer Wandverputz. Im Schürloch der Boden Beton. Dem Schürloch vorgelagert iſt der Raum IVa, eine aus Kalkſtein und Kieſelwacken, auch Ziegelſteinen aufgemauerte kleine Zelle, nur angeſtoßen an den Raum IV. Der Boden Erde.“

Raum V

„Begrenzt nach Nordweſten durch eine leichte Mauer, beſtehend aus Kalkſteinen und Kieſelquadern, darin Niſche mit Ziegelfütterung. Nach Südweſten ſtärkere Kalkſtein-Kieſel und Ziegelmauer; Verputz nach innen mit Steinfugen. Darin Niſche mit Ziegel gefüttert, auf zwei Nebenſeiten die Ziegel noch erhalten.“

Aus Raum V ſtammen: Pfaufigürchen (5. II. 03); durchbrochener Schlüſſelgriff (5. II. 03); Säulenkapitäl (5. II. 03), ſ. unten.

Raum VI

„Nach vier Seiten durch aufgehendes Mauerwerk begrenzt. Die Mauern beſtehen im weſentlichen aus Kalkſteinen, darunter Kieſelgeröll, Sandſteingeröll und Ziegel (wenig). Wandverputz noch an allen vier Seiten, wenigſtens teilweiſe erhalten. Nordoſtſeite der Verputz rötlich, ebenſo Südoſtſeite, an den anderen Seiten ging die Farbe durch Verwitterung verloren und erſcheint grau. Auf der Nordweſtſeite wahrſcheinlich ein ehemaliger Eingang. In der Nordecke eine einen dreiviertel Kreis bildende, ca. 65 cm hohe Bank, aus Ziegelſteinen und Lehm aufgemauert und mit Ziegelplatten bedeckt, nach der Mitte zu eingeſenkt (ſ. Taf. VI 1). Auf der Südweſtſeite ein Schürloch mit zwei aus Ziegeln aufgemauerten Backen. In dem Feuerungsloch lag eine kreisrund zugeſchlagene Schieferplatte. Vor dem Schürloch am Boden Ziegelplattenbelag“ (ſ. Taf. VI 2). Aus Raum VI ſtammen: Kleinerz des Philippus (16. II. 03), Bronze-Tierkopf als Schlüſſelgriff (16. II. 03), Amphorenhenkel mit Stempel und Graffito (16. II. 03), ſ. unten.

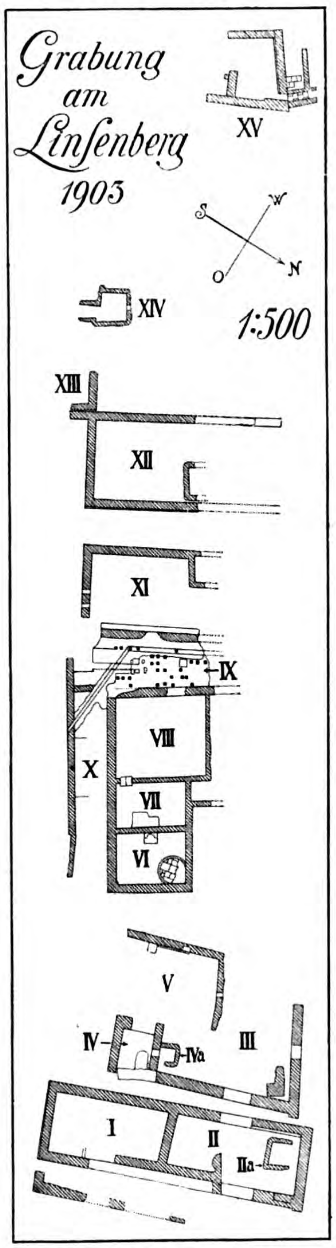


Abb. 31. Ausgrabung 1903

Raum VII

„Dieſelbe Himmelsrichtung wie Raum VI. Von vier Seiten von aufgehendem Mauerwerk begrenzt (ſ. Taf. VI 2 und 3). Die Mauern aus gleichem Material wie bei Raum VI. An allen vier Seiten roter Verputz mit Mörtel und kleinen Ziegelſtückchen. An der Nordoſtſeite direkt hinter dem Schürloch des Raumes VI Reſt des Betonbodens, darunter eine Schicht von viereckigen Heizkacheln (zwei verſchiedene Sorten), die rechts und links auf einer Bank von je drei übereinandergelegten Ziegelplatten ruhen. Die Verbindung zwiſchen dieſen und den Heizkacheln und den letzteren unter ſich iſt durch Mörtel hergeſtellt (ſ. Abb. 31 a). Auf dem Verputz der Wände ſind, von der Höhe des Bodens an aufwärts, noch die Spuren der in den Mörtel eingedrückten Heizkacheln deutlich ſichtbar (ſ. Abb. 31 b). Unter dem rohen Verputz, auf welchem die Kacheln hafteten, iſt feiner glatter Verputz von unbeſtimmter Farbe an verſchiedenen Stellen erhalten. An der Südweſtſeite iſt unter dem rauhen Verputz ein Verputz mit Steinfugen erhalten. Es hat den Anſchein, als habe der Raum vorher anderen Zwecken gedient, oder er ſei mehrmals anders hergerichtet worden. Dafür ſpricht auch eine an der Nordweſtſeite des Raumes befindliche vermauerte Stelle, die urſprünglich Eingang war. Die Vermauerung iſt deutlich ſichtbar: an einer Stelle geht der Wandverputz hinter der eingemauerten Stelle durch. An derſelben Mauerſeite wurden die noch im Mörtel zuſammenhängenden Kacheln, welche die Wand bedeckten, noch in situ, aber von der Mauer abgelöſt, gefunden. Der untere Boden des Raumes beſteht aus Mörtel mit kleinen Ziegelſtückchen. Unter dem Boden Unterſuchung (ſ. Zugangsbuch). Die ſüdweſtliche Abſchlußmauer des Raumes VII tritt vor die nordweſtliche Flucht vor und dieſem Vorſprung parallel ſetzt ſich im rechten Winkel der nordweſtlichen Abſchlußmauer eine zweite Mauer an, welche den ehemaligen Eingang zu flankieren ſcheinen und noch mit glattem, jetzt grauen oder farbloſen Wandverputz verſehen ſind. An der ſüdöſtlichen Ecke des Raumes VII befindet ſich ein Eingang, mit zwei großen

Ziegelplatten belegt. Das Gewände des Eingangs iſt auf der nach Südoſten gewendeten Seite noch mit glattem Wandverputz bedeckt."

Raum VIII

„Nach drei Seiten aufgehendes Mauerwerk (ſ. Taf. VI 5), nach der vierten (ſüdweſtlichen) Seite teilweiſe Fundament. An der nordöſtlichen Mauer auf der ganzen Länge weißgrauer (urſprünglich blauer?) Wandverputz. Der Boden durch zwei übereinanderliegende Betonſchichten bezeichnet; jede Schicht ca. 7 cm ſtark. Der untere Boden war ſehr glatt aus Mörtel und Ziegelſtückchen mit einem Strich. Der dicht darüber liegende, rauh ohne glatten Überzug, aus Mörtel mit größeren Ziegelbrocken hergeſtellt."



Abb. 31 a. Aus Raum VII

Raum IX

„Gegen Nordoſten und Südweſten begrenzt durch teils aufgehendes, teils Fundamentmauerwerk. Entlang dem noch aufgehenden Teil der nordöſtlichen Abſchlußmauer zog ſich eine dicke Schicht von Kieſelgeröll. An Teilen des Mauerwerks gegen Nordoſten noch rötlicher Wandverputz, 6 cm ſtark. Der untere Boden, Mörtel mit Ziegelſteinchen, zeigt noch Pfeilerreſte von Hypokauſtanlage bis zu 45 cm Höhe (8 Ziegelplatten). Der obere Boden iſt nur an der Südoſtecke in kleinen Teilen erhalten, doch der Zwiſchenraum mit Schutt ausgefüllt. An der Südweſtſeite läuft eine aus Kalkſteinen gemauerte Rinne auf Teilen des oberen Bodens, welche ſich in einem ſtumpfen Winkel nach Oſten wendet und in der ſüdöſtlichen Abſchlußmauer des Raumes X endet. Die ſüdweſtliche Seite des Raumes wird gebildet durch einen 6 cm ſtarken, rötlichen Wandverputz. Daneben wurde ein Bleirohr von einer Leitung erhoben. An beiden Enden war die gemauerte Rinne durch eine Kalkſteinplatte von 8 cm Stärke, 70 × 100 cm Größe, bedeckt; der Innenraum mit Erde ausgefüllt. An das Nordweſtende des Kanals anſtoßend eine Ziegelbank aus ſechs Schichten kleinerer und größerer Ziegel (ſ. Taf. VI 4, 5, 6). An der Südoſtſeite des Raumes IX ein Schürloch, welches unter der gemauerten Rinne durchläuft und in den ehemaligen Hohlraum (Pfeilerreſte) mündet. Rechts und links von der Öffnung nach außen Ziegelbänke, auf der rechten Seite (ſüdöſtlich) Plättung bis an die Raum IX und X gegen Südoſten begrenzende Mauer. Die im rechten Winkel an dieſe Mauer anſtoßende ſchwache Mauer aus Kalkſteinbrocken zeigt weißlichen Verputz."



Abb. 31 b. Aus Raum VII

Raum X

„Auf drei Seiten begrenzt durch die Mauer *A*, durch die ſüdöſtliche Mauer der Räume VI, VII und VIII und durch eine nach Südoſten liegende Parallelmauer (Kalkſtein) der genannten. In dieſer Parallelmauer endigt die oben (bei Raum IX) beſchriebene Rinne. Am einen Ende, gegenüber der Trennungsmauer zwiſchen Raum VI und VII, weicht dieſe Mauer von ihrer geraden Richtung etwas ab nach Oſten, und wird bedeutend ſchwächer. Zwiſchen den beiden parallelaufenden Mauern befindet ſich noch Mörtelboden, anſchließend an die äußere Mauer, der Boden liegt in ziemlich gleicher Höhe mit dem Mörtelboden des Raumes VIII."

Aus Raum X: Bronzeringſchlüſſel (1. IV. 03), ſ. u.

Raum XI

„Nach drei Seiten begrenzt, nur nach Nordoſten offen, wenn nicht die ſüdöſtliche Abſchlußmauer von IX als Grenzmauer angenommen werden kann. Die Mauern ſind nicht abgebrochen, ſondern zeigen oben eine ganz ebene Fläche. Die ſüdöſtliche Mauer zeigt an zwei Stellen ſchartenartige Einſchnitte zwecks eventueller Auflagerung von Balken. An der Nordweſtſeite ſteht im Verband mit der Langſeite, aber im ſtumpfen Winkel angeſchloſſen, der Reſt eines zellenartigen Anbaus."

Raum XII

„Von drei Seiten durch Mauerwerk begrenzt von gleicher Art wie Raum XI, aber mit ſockelartigem Vorſprung an der nordöſtlichen Mauer. An drei Stellen der ſüdöſtlichen Mauer ſchartenartige Einſchnitte (zur Auflagerung von Balken?). An der nordweſtlichen Seite ein Einbau aus ſchwächerem Kalkſteinmauerwerk, welcher nach der nordweſtlichen Seite offen iſt. Die ſüdweſtliche Seite des Raumes verlängert ſich in der Richtung nach Südoſten über den Anſchlußpunkt hinaus ca 1 m lang. Nach Nordweſten iſt die gleiche Mauer

auf eine Länge von ca. 4 m ausgebrochen und kommt dann in gleicher Stärke wieder zum Vorſchein."

Raum XIII

„An die Verlängerung der ſüdweſtlichen Abſchlußmauer des Raumes XII ſtößt mit geringem Zwiſchenraum ein weiterer Raum (XIII) an, von welchem nur ein Winkel erhalten iſt."

Raum XIV

„Von drei Seiten mit Mauern eingeſchloſſen, auf der vierten, nach Südoſten gerichteten Seite offen mit einem von zwei Mauerbacken eingefaßten Eingang. Auf der Nordweſtſeite eine Öffnung von 40 cm im Quadrat. Die Mauern beſtehen aus Kalkſtein, zum Teil, namentlich innen, regelmäßig behauene Steine."

Funde aus Raum XIV: Reiterhelm aus Eiſen, H. 26,0 cm. — Zwei kreuzweiſe vernietete Eiſenſtäbe, wohl als Fenſtergitter verwendet. — Zwei Teile eines Hirſchgeweihes mit abgeſägten Stümpfen. — Bruchſtücke von Sigillata-Gefäßen der Form Niederbieber 9, 15, 17, 21 b, 22, ferner 6b ohne Barbotineſchmuck. — Dazu zwei zurechtgeſchlagene Böden von Bilderſchüſſeln, ein ſolcher von großem Teller (des 1. Jahrhunderts) mit Stempel TIN · · · INI (CIL 1910a: TINNTINI). — Schwarzfirnisurne, Rand fehlt.

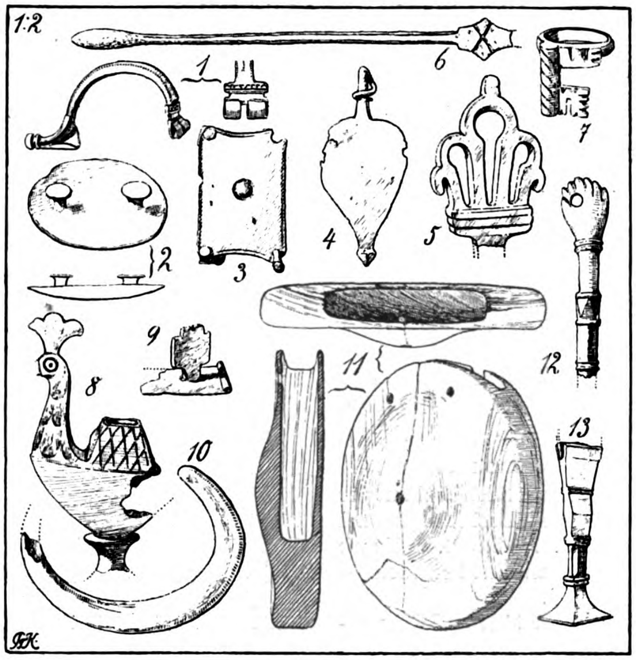


Abb. 32. Einzelfunde aus Bronze, Glas und Bein

Die Funde aus Raum XIV genügen, um den Reiterhelm, das wertvollſte Stück der ganzen Grabung von 1903 zeitlich feſtzulegen: er gehört ins 3. Jahrhundert, die letzte Kaſtellzeit. Der Bericht bezeichnet ihn als angeſchmolzen, er wird alſo wohl bei einem Schadenfeuer (infolge eines Germaneneinfalls?) zugrunde gegangen ſein. Die Deutung der ganzen Baulichkeiten als Mannſchaftsbaracken erhält durch dieſen Fund eine weſentliche Stütze.

Raum XV

Über dieſen Raum liegt kein Ausgrabungsbericht vor.

Einzelfunde

Münzen

Denar: (18. III. 03); gefunden im Beton des Raumes III. — Tiberius: (1903); TI CAESAR AVGVST F IMPERAT · · · II Rückſeite: ROM ET AVG (Lyoner Altarmünze); oberflächlich im Schutt gefunden.— Vespasian: a) Großerz (20. I. 03): · · · · ESPASIAN AVG PM TR · · · ·, Rückſeite unkenntlich; gefunden in der Abfallgrube zwiſchen Raum II und III; b) Mittelerz (20. I. 03): IMP CAESAR VESPASIAN AVG COS IIII, Rückſeite: Adler und SC; gefunden wie vorige. — Domitian: Großerz (7. III. 03): IMP CAE · · · · · MIT AVG GERM · · · · ·, Rückſeite unleſerlich; gefunden im Schutt des Raumes V. — Trajan: Mittelerz (6. I. 03); gefunden im „2. Querſchnitt". — Hadrian: Großerz (19. II. 03); Schrift beiderſeits unleſerlich, nur an der Kopfform zu erkennen; gefunden im Schutt des Raumes III. — Philippus: Kleinerz (16. II. 03); gefunden im „Praefurnium VI". — Gallienus: Kleinerz (1903) · · · · NVS AVG, Rückſeite: DIANAE CO · · · ·; oberflächlich im Schutt gefunden.

Bronze

1. Abb. 32, 1: Scharnier-Fibel (10. I. 03), L. 4,9 cm; Nadel fehlt; Auciſſa-Typ mit Rundſtabbügel. — 2. Abb. 32, 3: Beſchlag (5. II. 03), rechteckig, mit eingezogenen Schmalſeiten, Größe 3,3 × 2,6 cm; mit 5 Nieten. — 3. Abb. 32, 2: Desgl. (29. I. 03), kreisrund, Dm. 4,2 cm; leicht gewölbt, mit 2 Nieten. — 4. Abb. 32, 4: Anhänger (14. I. 03), L. 6 cm; blattförmig, Stiel geknotet. — 5. Abb. 32, 7: Ringſchlüſſel (1. IV. 03), L. 2,2 cm; mit gewundenem Hals; aus Raum X; abgebildet Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 Taf. 7, 5. — 6. Schlüſſelgriff (16. II. 03), L. noch 6,1 cm; in Geſtalt eines Tierkopfes; abgebildet ebenda Taf. 7, 4. — 7. Abb. 32, 5: Schlüſſelgriff (5. II. 03), L. noch 5,1 cm; durchbrochen. — 8. Lampenhaken (14. I. 03), Bruchſtück. — 9. Abb. 32, 6: Sonde (29. I. 03), L. noch 13 cm; Schaufel abgebrochen. — 10. Abb. 32, 9: Deckel (14. I. 03), rechteckig, mit aufrechtſtehendem Griff. — 11. Abb. 32, 8: Pfauenfigürchen (5. II. 03), H. 7,7 cm; abgebildet Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 Taf. 7, 3.

Eiſen

1. Meſſer (20. I. 03). — 2. Reiterhelm, H. 26 cm; abgebildet Weſtd. Ztſchr. XXII 1903 Taf. 6, 1. In der Form entſpricht er den Helmen aus Kaſtell Niederbieber und Kaſtell Oſterburken.

Stein

1. Säulenkapitäl (5. II. 03). — 2. Stein mit Zierleiſte (20. I. 03). — 3. Augenarztſtempel (3. IV. 03), Größe 3,2 × 2,2, Dicke 0,5 cm; abgebildet

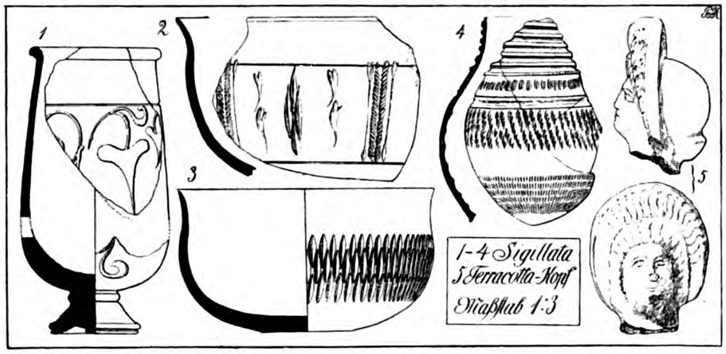


Abb. 33. Einzelfunde aus Ton

Westd. Ztschr. XXII 1903 Taf. 7, 1 und Körber, Inschriften, 4. Nachtrag S. 65 Nr. 91; erwähnt: Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXII S. 169.

Bein

1. Vier Spielsteine aus Knochen (5. II. 03; 7. III. 03), kreisrund; Dm. 3,4, 2,7, 2,3 cm. — 2. Knochennadeln (5. II. 03; 16. II. 03; 7. III. 03).

Glas

1. Bruchstücke von Millefiori (6. I. 03; 14. I. 03), an mehreren Stellen. — 2. Bruchstück einer hellgrünen Rippenschale. — 3. Bruchstücke von hellgrünen Fensterscheiben. — 4. Abb. 32, 10: Schwarzer Glasarmring (2. II. 03), Dm. 6,6 cm; abgebildet Westd. Ztschr. XXII 1903 Taf. 7, 2.

Sigillata-Stempel

OF CALVI (14. I. 03) auf Tassenboden. — OF CRESTI (6. I. 03). — DISETVS F (14. I. 03) auf Teller Drag. 31. — OF. P⟨ (14. I. 03) auf Tellerboden. — OF PATRC (7. III. 03) auf Tassenboden. — OF PATRICI (14. I. 03) auf Tellerboden. — ·/VITA? (7. III. 03) auf Tassenboden.

Sigillata-Gefäss-Formen

1. Abb. 33, 2 und 3: Tassen mit Kerbschnittmuster (2. IV. 03). — 2. Reibschalen mit Barbotineschmuck auf dem hängenden Rand. — 3. Abb. 33, 4: Urne (2. IV. 03), Rand gerippt, Körper mit Strichelzonen. — 4. Krüge mit konischem Ausguß.

Mit Ausnahme einiger wenigen älteren Stücke gehört die Sigillata ins 2. und meist 3. Jahrhundert. Von den in Niederbieber vorkommenden Typen (vgl. Oelmann, Keramik von Niederbieber Taf. I) sind folgende vertreten: 1, 4, 9, 10, 12, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 24, 27.

Sonstige Keramik

1. Nigra-Teller (13. I. 03) mit Stempel SOLIOS. — 2. Abb. 34, 1: Amphorenhenkel (16. II. 03) mit zweizeiligem Stempel, zweite Zeile: MEL····I, also: Melissi, wie CIL XIII 10002, 160: II CAMILI MELISSI. — 3. Abb. 34, 2: Desgl. (16. II. 03) mit Graffito DVMMI··· — 4. Räucherschale, Bruchstück (5. II. 03), roter Ton, innen und außen weiß bemalt. — 5. Deckel (7. III. 03), Dm. 14,5 cm; in Form einer Fußschale; Rand schwarz bemalt. — 6. Firmalämpchen (14. I. 03) mit zweizeiligem Stempel (ST)ROBILI / F. — 7. Offenes Lämpchen (5. II. 03), kreisrund, Griff abgebrochen; Dm. 5,7 cm. — 8. Abb. 33, 5: Terrakotta: Kopf einer Matrone (2. IV. 03), H. noch 7 cm; hoher kranzförmiger Haarputz; hellroter Ton, weiß bemalt.

Ziegel

Entsprechend der Spätzeit der Gebäude sind die Ziegelstempel nur spärlich vertreten und fast ausnahmslos als Bruchstücke im Schutt. Nur in der gegen Raum III grenzenden Mauer des Raumes IV war ein Ziegel mit Stempel der 22. Legion vermauert (19. II. 03), Abb. 34, 3: LEG XXII····· rückläufig.

Zerstreut im Schutt lagen folgende Ziegelstempel: zwei von der 14. Legion (6. I. 03), einer von der 22. Legion (10. I. 03), ein unvollständiger (7. III. 03).

Ergänzungsgrabung 1904

Im Jahre 1904 wurde noch eine Untersuchung des Geländes zwischen den beiden Baukomplexen von 1901 und 1903 vorgenommen. Hierüber schreibt Professor L. Lindenschmit in der Westd. Ztschr. XXIII 1904 S. 361: „Zwei lange, diagonal verlaufende Schnitte, die durch den an den Glacisweg grenzenden Exerzierplatz gezogen wurden, erreichten erst bei einer Tiefe von 4 m die römische Schicht, sodaß es den Anschein gewinnt, als habe sich an Stelle des jetzt ebenen Platzes eine tiefe Mulde befunden. Die ringsum diese Stelle im Lauf der letzten Jahre aufgedeckten römischen Gebäudereste liegen verhältnismäßig nahe der jetzigen Oberfläche, oft dicht unter ihr."

Erfolgreicher waren kleinere Nachgrabungen an den in den Vorjahren aufgedeckten Gebäuden. Sie ergaben folgende Einzelfunde: 1. Abb. 32, 11: Elfenbein-Ortband einer Schwertscheide (27. II. 04), Dm. 8,5 cm; abgebildet Westd. Ztschr. XXIII 1904 Taf. 3, 1. — 2. Eiserne Lanzenspitze (26. II. 04). — 3. Bronzelöffel (27. II. 04); abgebildet a. a. O. Taf. 6, 4. — 4. Abb. 32, 12: Bronzegriff (27. II. 04), L. 5,7 cm; reich profiliert, in tatzenähnliche Hand endigend; abgebildet a. a. O. Taf. 6, 3. — 5. Abb. 32, 13: Desgl. (27. II. 04), L. 5,4 cm; mit Petschaftende, andererseits Schlitz mit Rest einer eisernen Klinge. 6. Büchschen aus Bein (27. II. 04). — 7. Sigillata-Stempel: MMORM und PLACIDVS auf Tassenböden der Form Drag. 27. — 8. Abb. 33, 1: Sigillata-Becher (26. II. 04) mit Barbotineschmuck. — 9. Offenes Lämpchen (22. I. 04).

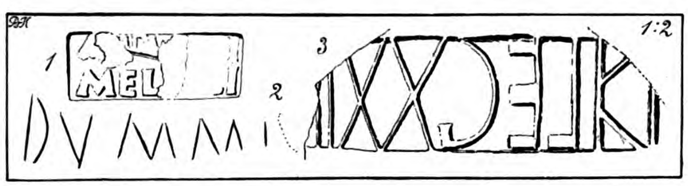


Abb. 34. Inschriften auf Ton

V.

Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Altertumsmuseums der Stadt Mainz vom 1. April 1916 bis 1. April 1917

(Jahresbericht des Altertumsmuſeums der Stadt Mainz)

I. Arbeiten in den Sammlungen

IN der Sammlung römiſcher Altertümer ſind die Funde, die bis jeṭt im Gebiet von Mainz-Kaſtel gemacht worden waren, gemeinſam aufgeſtellt worden; neuaufgeſeṭt wurden die Wagen und Gewichte. Die Formſchüſſeln aus den terra ſigillata-Töpfereien ſind jeṭt in einem eignen Fenſterpult untergebracht. Die fränkiſchen Altertümer wurden einer weiteren Durchſicht unterzogen: ſo das Gräberfeld von Eichloch (1896), die älteren Funde von Udenheim, Viernheim, Koſtheim und Großwinternheim. Neuaufgeſtellt, nach Ausgrabungen und Gräbern geordnet, ſind die reichen Funde von Dietersheim aus den Jahren 1878, 1885, 1905 und 1907, desgleichen die Ergebniſſe der Grabungen zu Selzen (1845 und 1846) und zu Wörrſtadt (1852, 1893 und 1905).

Für weitere Veröffentlichungen von Mainzer römiſchen Inſchriften wurden wieder einige jeṭt im Mannheimer Hofantiquarium befindliche Grabſteine abgeklatſcht und die Abklatſche ausgemalt.

Die Arbeiten an dem wiſſenſchaftlichen Fachkatalog für die Plaſtik wurden fortgeſeṭt und zu dieſem Zwecke eine Anzahl photographiſcher Aufnahmen gemacht. Ebenſo wurden ſämtliche Porzellane für den Fachkatalog beſchrieben und photographiſch aufgenommen. Die Negative ſämtlicher Aufnahmen ſind in die Sammlung der Negative des Altertumsmuſeums aufgenommen worden.

II. Ergebnisse der Ausgrabungen und der Überwachung von Erdarbeiten

1) Vorgeſchichtliches

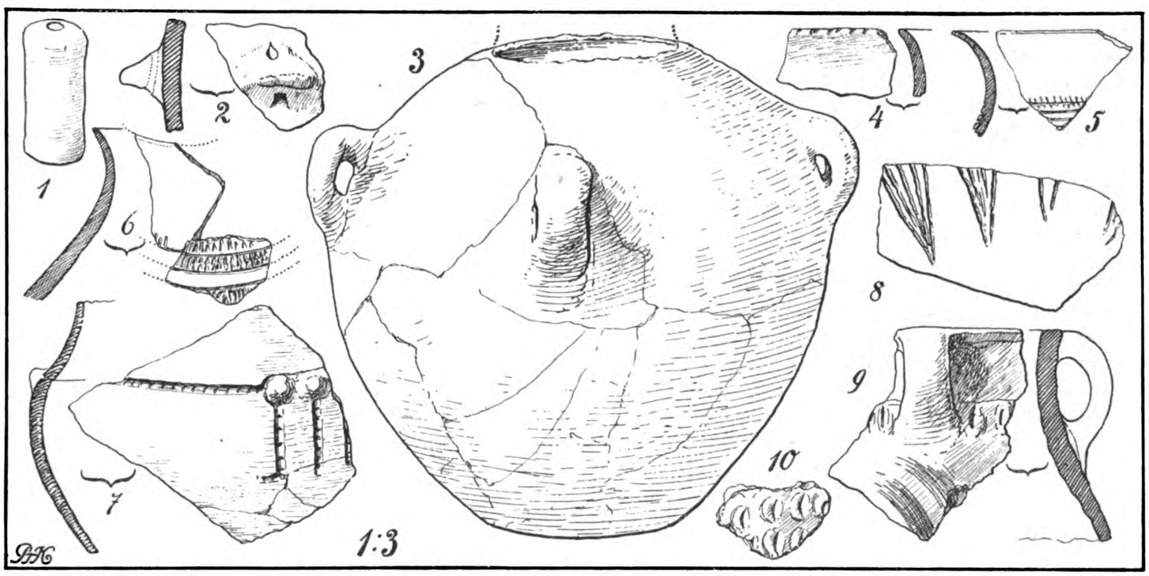


Abb. 1. Aus vorgeſchichtlichen Gruben auf dem „Endberg“, Gemarkung Zornheim, Kreis Mainz, Rheinheſſen

Bei Erdarbeiten auf dem „Endberg“ zwiſchen Mommenheim und Zornheim wurde eine Anzahl Wohngruben der vorgeſchichtlichen Zeit angeſchnitten. Eine eingehende Unterſuchung der Gruben, deren Umriſſe im Löß noch deutlich erkennbar waren, ergab das Vorhandenſein von neun Stätten, deren Inhalt mehr oder weniger gut erhalten war (Inventar 16/54—60). Vier Gruben (1, 2, 3, 6) gehörten der Nierſtein-Röſſener Stufe an, eine größere Wohnanlage der La Tène-Zeit (7), zwei Gruben (4, 5) bargen nur wenige, unbedeutende Scherben und zwei weitere, ausgeräumte (8, 9), waren nur noch im Schnitt erkennbar. Über die zeitliche Stellung dieſer leṭtgenannten Stätten läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen; da ſie in gleicher Tiefenlage wie die vier erſtgenannten aufgedeckt wurden, ſind ſie der gleichen Stufe wohl zuzurechnen.

Die Unterſuchung ſeitens des Muſeumsaſſiſtenten Keßler ergab folgendes:

Grube 1 war ſackförmig in den Löß eingeſchnitten (unterer Durchmeſſer 1,35 m, Höhe 1,00 m) und lag

etwa 0,60 m tief. Auf dem Boden der bis zum vierten Teil zerſtörten Grube fand ſich ein Belag aus kleinen, glatten Sandſteinen, unter denen der Löß bis zu 0,15 m Tiefe verbrannt war. In der dunkelgrauen Einfüllerde lagen drei walzenförmige Tonſtücke mit runder Durchbohrung, Länge 6,7, 6,1, 4,1 cm, kleine verzierte und unverzierte Scherben (Abb. 1, 1).

Grube 2 (in gleicher Tiefe wie 1) war durch einen Graben zerſtört. Aus dem erhaltenen Reſt wurden neben unverzierten Scherben ein Randſtück eines größeren Gefäßes mit engem Hals und einige Knochen aufgeleſen.

Grube 3, nur zur Hälfte erhalten (Durchmeſſer etwa 1,50 m, Höhe 1,00 m), war ſackförmig, ſich nach unten erweiternd, angelegt. Eine beſonders geglättete Herdſtelle (?) war über dem 0,15—0,20 m tief verbrannten Löß nicht mehr erkennbar; die Brandſchicht bedeckte den ganzen Boden. Aus dem Scherbenmaterial konnte ein vierhenkeliges, außen geglättetes, gelbliches Gefäß von 21,5 cm Höhe mit Brandſpuren (2 Henkelöſen erhalten, Rand weggebrochen), zuſammengeſetzt werden (Abb. 1, 3). Bemerkenswert ſind noch: Reſte von drei Gefäßen mit weißen Einlageverzierungen (Abb. 1, 5, 6). Bruchſtücke mit eingeprägten Linien und Tonknöpfchen (Abb. 1, 7), Hals eines dünnwandigen geglätteten Gefäßes, Scherbe mit Knopf und Zierlinien, die Spuren weißer Einlagen aufweiſen, Randſtücke mit Einkerbungen (Abb. 1, 4), Schalenränder, eine Scherbe mit Warze und Scherben mit tiefeingeriſſenen Dreieckverzierungen. Auch in dieſer Grube fehlten die Tierknochen nicht.

Grube 4. In gleicher Tiefe wie 1, nur ein kleiner Teil in der Lößwand kenntlich. In der grauſchwarzen Einfüllerde fanden ſich einige unverzierte Scherben von verſchiedenen Töpfen, außerdem Knochen.

Grube 5. Reſt mit dunkelgrauer Einfüllerde, darin Randſtück eines dünnwandigen Gefäßes und Knochen.

Grube 6. Reſt einer unregelmäßig im Grundriß erſcheinenden Höhlung, etwa 1,40—1,50 m lang, mit wellig verlaufendem Boden, der keine Brandſpuren zeigte. In der dunkelgrauen Füllerde lagen u. a. Scherbenbruchſtücke von zwei Töpfen mit langgezogenen Dreiecksverzierungen, die Spuren von weißer Einlage aufwieſen (Abb. 1, 8).

Grube 7 ſtellte den Reſt einer größeren Wohnanlage neben der Grube 6 dar; der Schnitt konnte nur auf eine Länge von 20 m unterſucht werden, da Einſturz der Böſchung drohte. Der unregelmäßig verlaufende, nicht überall ſich klar vom Löß abhebende Boden erreichte an verſchiedenen Stellen eine Tiefe von 1,50 bis 3,00 m unter der heutigen Ackerkrume. Da die Wände der Anlage an verſchiedenen Stellen nur 0,20 bis 0,80 m tief in die Böſchung reichten, iſt anzunehmen, daß der größere Teil der Wohnſtätte bei den Erdarbeiten abgehoben worden war. Als Funde konnten geborgen werden: eine Scherbe mit Rand und Henkel, um den Gefäßhals Fingereindrücke und auf der Wandung die bekannte Beſenſtrichverzierung (Abb. 1, 9), verſchiedene Scherben mit Henkelanſatz oder Warzen und gekerbter Leiſte um den Hals, Scherben mit Fingereindrücken (Abb. 1, 10), Randſtücke, Scherbe mit eingeriſſener Strichzone, Henkel, Öſen (Abb. 1, 2). Neben vielen unverzierten Scherben traten auch hier Tierknochen auf.

Die Gruben 8 und 9 waren nur in Reſten an der Lößwand erkennbar, Scherben und Knochen fanden ſich in der ſpärlichen Einfüllerde nicht vor.

An dem gleichen Abhang des Endberg, nordweſtlich von Mommenheim waren ſchon vor mehreren Jahren Siedelungsſtätten verſchiedener vorrömiſcher Zeitabſchnitte beobachtet worden (ſ. auch Mzr. Ztſchr. III, Schumacher, Archäolog. Karte der Umgebung von Mainz, S. 30 und 31).

2) Römiſches

Das römiſche Bühnentheater beim Südbahnhof[1])

Schon bei der Abfaſſung des Berichtes über die Ergebniſſe der Überwachung von Erdarbeiten in den Jahren 1914/15 (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 75 ff.) war die Vermutung aufgetaucht, daß man es bei dem Mauerwerk, das im Jahre 1884 bei der Anlegung des heutigen Bahnhofs Mainz-Süd (Neutorbahnhof) aufgedeckt wurde, mit dem Bühnengebäude des römiſchen Theaters zu tun haben könnte. Die von Fr. Falk im 2. Jahrgange (1907) S. 38 f. der Mainzer Zeitſchrift veröffentlichten Notizen aus der Passio S. S. Aurei et Justinae, wonach man das Theater des römiſchen Mainz im ſogenannten Heiligentale (dem Zahlbacher Tale), etwa im Gebiete des ehemaligen Dalheimer Kloſters in der Nähe der römiſchen Waſſerleitung zu ſuchen hätte, geboten zunächſt etwas Vorſicht. Dazu kam noch eine früher ſchon geäußerte Vermutung, die dieſe im Jahre 1884 freigelegten Mauerreſte mit dem ſogenannten Dagobertspalaſte in Verbindung bringen wollte (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 77 Sp. 2). Weiter unten ſoll auf dieſe Fragen noch einmal zurückgekommen werden. Daß die im Jahre 1914 bei der Kanaliſierung der Straße 23 angeſchnittenen Mauerreſte mit den im Jahre 1884 entdeckten und, wie die im Sommer 1916 unternommenen Ausgrabungen gezeigt haben, von Bezirks-Ingenieur Peisker mit größter Genauigkeit aufgenommenen im Zuſammenhange ſtanden, war zweifellos. Jedenfalls ſchien es an der Zeit, endlich einmal die Peiskerſchen Aufnahmen zugleich mit ſeinem handſchriftlichen Berichte und die im Jahre 1914 gemachten Beobachtungen zu veröffentlichen. Dies geſchah bereits im Jahrgange X (1915) S. 75 ff. der Mainzer Zeitſchrift. Um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, ſei hier auf dieſen einleitenden Bericht ausdrücklich verwieſen. Am Schluſſe heißt es dort aus den oben angegebenen Gründen: „Über die Entſtehungszeit und den Zweck des Baues jetzt ſchon weitgehende Vermutungen auszuſprechen, dürfte verfrüht ſein; es gilt zunächſt, die Ergebniſſe weiterer Grabungen, ſoweit dieſe in dem noch freien Gelände angeſtellt werden können, abzuwarten. Hoffentlich können dieſe recht bald und in friedlicheren Zeiten vorgenommen werden."

[1]) Vorberichte über dieſe Ergebniſſe erſchienen am 26. Juli 1916 in den Mainzer Tagesblättern; ferner in der Denkmalpflege 19. Jahrgang (1917) Nr. 1, im Korreſpondenzblatt der Röm.-Germ. Kommiſſion 1917, Heft 2 und in der neudeutſchen Bauzeitung 13. Jahrgang (1917) Heft 31/32.

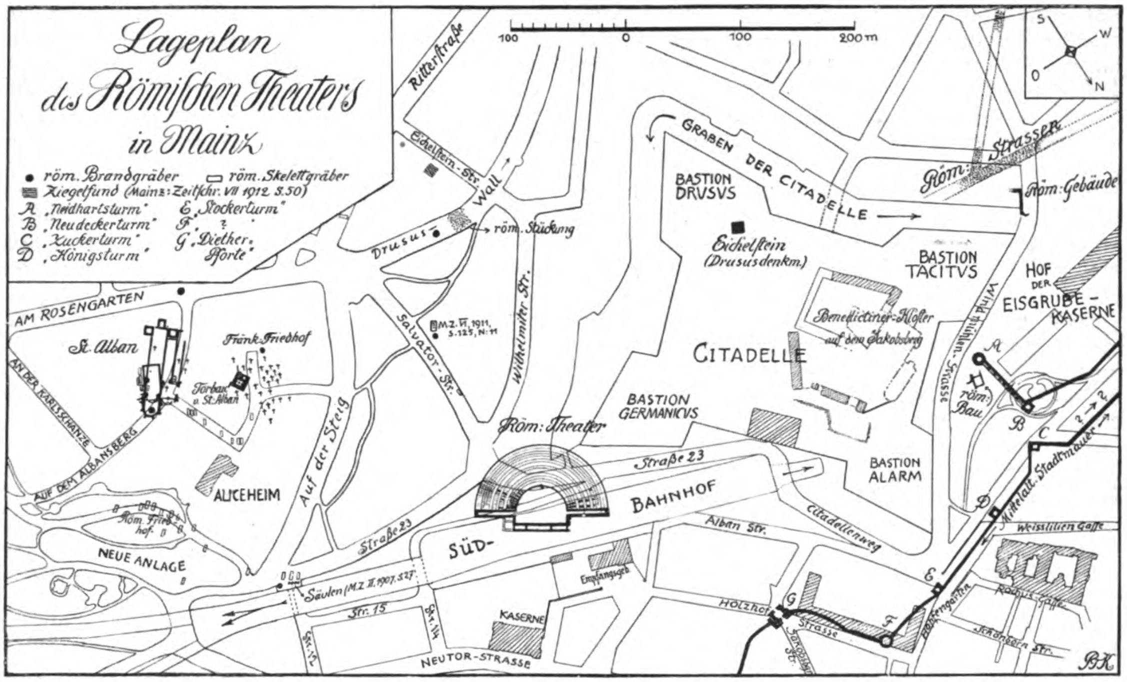


Abb. 2. Lageplan des römiſchen Theaters und der benachbarten römiſchen Bauwerke, Straßen und Friedhöfe ſowie der mittelalterlichen Bauten

Die Veröffentlichung der bisher gemachten Entdeckungen trug gleich ihre Früchte. Unabhängig von unſerer Vermutung ſprach mir Herr Dr. Drexel auf Grund des Berichtes in der Mainzer Zeitſchrift in einem Schreiben vom 2. Dezember 1915 die Anſicht aus, daß die bisher gefundenen Reſte kaum etwas anderes ſein könnten als die des römiſchen Theaters, und verwies dabei auf Augſt, Avenches und Lillebonne, um Beiſpiele aus Mittelſtädten anzuführen. Auch hier ſei ihm für ſeine Mitteilung herzlichſt gedankt.

Es galt nun durch eine vorläufige Unterſuchung im Boden ſelbſt weitere Anhaltspunkte für die Richtigkeit der bis jetzt ausgeſprochenen Vermutungen und Anſichten zu finden. Umfängliche Ausgrabungen geſtatteten weder die Zeitverhältniſſe noch die zu Gebote ſtehenden Geldmittel; auch iſt überhaupt das für dieſe Grabungen verfügbare freie Gelände nur noch in verhältnismäßig geringer Ausdehnung vorhanden. Immerhin konnte mit den Grabungen im Sommer 1916 begonnen werden. Sie hatten den gewünſchten Erfolg: Lage, Größenverhältniſſe und Grundrißgeſtaltung des römiſchen Bühnentheaters zu Mainz ſind im weſentlichen feſtgeſtellt (ſ. Abb. 2, 3 und 5).

Ehe wir zur Einzelbetrachtung übergehen, ſeien hier über die Geländeverhältniſſe kurz einige Bemerkungen vorausgeſchickt: das römiſche Theater liegt am Nordabhange der Hochfläche, auf deren Nordrande ſich heute die Zitadelle erhebt. Dieſer Abhang dachte ſich urſprünglich in mäßiger Neigung bis in die Gegend der heutigen Neutorkaſerne und Holzhofſtraße ab. Die Neutorkaſerne liegt auf + 7 m des Mainzer Pegels, der Bahnkörper des Südbahnhofs auf + 13,25, der Graben der Zitadelle in der Höhe des Druſusdenkmals auf + 30,40, der Fuß des Druſusdenkmals, ſoweit dies bis jetzt auf der Nordſeite freigelegt iſt (ſ. Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 132 f.), auf + 34,70 m Mainzer Pegel; die urſprüngliche (römiſche) Bodenoberfläche liegt hier noch etwas tiefer. Die wagrechte Entfernung des Druſusdenkmals vom Bahnſteig des Südbahnhofs beträgt rund 340 m. Etwa in der Gegend des heutigen Südbahnhofs und vor der Spitze der Baſtion Germanikus der Zitadelle biegt der Abhang in flachem Winkel rheinwärts (d. h. nach Oſten hin) um. Mit geſchickter Ausnutzung des Geländes hatte man in dieſe flache Einbuchtung den Zuſchauerraum des römiſchen Theaters eingebaut.

Der ganze Abhang, auf dem heute die Zitadelle liegt, führt den Namen Jakobsberg; in mittelalterlichen Quellen findet ſich dafür auch die Bezeichnung „mons speciosus", ob hierin vielleicht der urſprüngliche (latiniſierte) deutſche Name des Berges ſteckt, ſoll hier nicht unterſucht werden. Die ſich oſtwärts anſchließende Höhe heißt der Albansberg (in mittelalterlichen Quellen taucht auch hierfür ein anderer Name, „mons Martis" und „mons martyrum", auf). Getrennt werden der Albans- und Jakobsberg durch die Senke „auf der Steige" (ſ. Lageplan Abb. 2).

Schon im Mittelalter (1328) legte man zur Befeſtigung des Jakobsbergs einen breiten Graben an — im Jahre 1528 wurde er noch erweitert —, der etwa in der Gegend des heutigen Südbahnhofs begann, von hier in ſüdweſtlicher Richtung den Abhang hinauflief und in der Nähe des Druſusdenkmals nach Nordweſten umbog. Bei der Anlage der Schweikardsburg (1620—1629) und ſpäterhin bei der Anlage der heutigen Zitadelle (1655—1661) wurde dieſer Graben wieder benutzt.

Das Nähere hierüber siehe bei Neeb, Zur Geschichte des Klosters und der Zitadelle auf dem Jakobsberg, Mzr. Journ. Feierstunde 1907 Nr. 156 ff. (auch als Sonderdr.) und Zentralblatt der Bauverwaltung. Jahrg. XXVII (1907) Nr. 65 S. 430 ff. (Neeb, Die Zitadelle der Festung Mainz und ihre Erhaltung). Die dort auf Abbildung 6 gegebene Ansicht veranschaulicht im Zusammenhange mit unserem Lageplan (Abb. 2) besonders deutlich die heutigen Geländeverhältnisse und zugleich auch die Lage des römischen Theaters. Als dann im Anschluß an die Schönbornschen Befestigungswerke die Bastione Albani und Salvator angelegt wurden, führte man den südöstlichen Zitadellengraben zwischen diesen beiden Bastionen nach Nordosten (rheinwärts) hin weiter durch. Lage der Bastione Albani und Salvator und die Richtung des Grabens ergibt sich aus Mzr. Ztschr. X S. 75 Abb. 1, Profil A-B und E-D. Dieser Graben, vielleicht auch schon der erste (mittelalterliche), durchschnitt das Bühnengebäude, die Orchestra und den Zuschauerraum, und zerstörte die in sein Gebiet fallenden Teile des Theaters.

Im Gebiete des Theaters erbauten sich im Mittelalter die Wilhelmiter ihr Kloster (s. Mzr. Ztschr. X S. 77 Anm. 1). Auch der Wilhelmiterturm, durch den aus der Stadt von der Dietherpforte her der Weg nach dem St. Albanskloster führte, muß noch innerhalb des Theaters gelegen haben. Auf unserem Lageplane ist nur die Dietherpforte eingezeichnet. Wilhelmiterkloster und -Turm wurden wahrscheinlich bei der Anlage der Schönbornschen Befestigungswerke abgebrochen (vielleicht auch schon vorher im Zusammenhang mit der Erbauung der Schweikardsburg). Bei der letzten Grabung wurde der von ihrem Abbruche herrührende Bauschutt an verschiedenen Stellen durchschnitten. Durch die Anlage der Schweikardsburg und späterhin der Zitadelle, besonders aber durch die Wallanschüttungen und Gräben der Bastione Albani und Salvator hatten sich schon bis zum 17. Jahrhundert die Geländeverhältnisse um das römische Theater stark verändert. Dann wechselte wieder das Bild des Abhangs, als im Jahre 1884 die beiden Bastione wieder abgetragen (Albani wenigstens zum größten Teil, Salvator vollständig) und in deren Gebiete der Bahnhof Mainz-Süd angelegt wurde. Die letzte Veränderung trat vor etwa einem Jahrzehnt im Zusammenhang mit der Auflassung der Festungswerke und der Anlage der Straße 23 ein. Das ursprüngliche Bild des Abhanges, in den das römische Theater eingebaut war, ist heute, ganz besonders in bezug auf die Böschungsverhältnisse, vollständig umgestaltet.

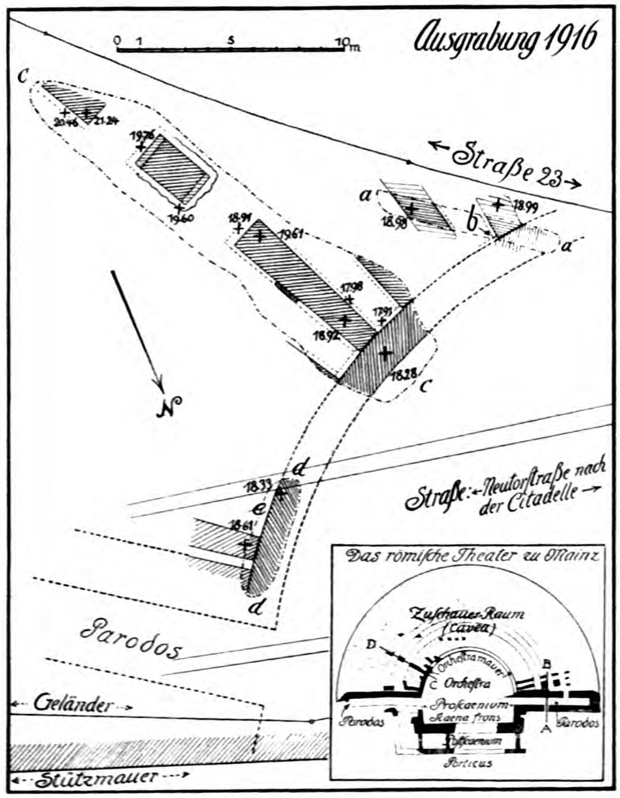


Abb. 3. Ergebnisse der Ausgrabungen im Jahre 1916.
Im Nebenbilde die Richtung der Schnitte auf Abb. 6

Nun zu den Ausgrabungen selbst: Im Jahre 1884 hatte man schon das Bühnengebäude mit den seitlichen Zugängen (parodoi) und ein kleines Stück der Orchestra und des Zuschauerraumes (cavea) freigelegt. Sie wurden von Peisker sehr zuverlässig aufgenommen; diese Aufnahmen sind zugleich mit Peiskers Bericht in der Mzr. Ztschr. X S. 75 ff. zum erstenmal veröffentlicht worden. Die Bedeutung des ganzen Baues hatte man damals nicht erkannt.

Im Jahre 1914 wurde bei der Kanalisierung der Straße 23 der Zuschauerraum quer durchschnitten; hierbei stieß man auf Teile der strahlenförmig von der Orchestramauer aus nach dem oberen Rande des Zuschauerraumes hinlaufenden Stützmauern, wir nennen sie im folgenden „Keilmauern“; der antike Fachausdruck dafür ist mir bis jetzt nicht bekannt. Auf der rechten (West-) Seite waren diese zum Teil durch die oben erwähnte Grabenanlage beseitigt worden. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind ebenfalls in der Mzr. Ztschr. a. O., und zwar in Verbindung mit den Peiskerschen Aufnahmen, veröffentlicht.

Die Grabungen im Jahre 1916 sollten nun den endgiltigen Beweis dafür bringen, daß der Bau das Bühnentheater des römischen Mainz sei.

Zunächst wurde versucht dem Zuschauerraum von außen her beizukommen, weil man hier voraussichtlich mit den geringsten Tiefen zu rechnen hatte. Zu diesem Zwecke wurde im Zitadellengraben ein längerer Einschnitt bis zu 2,5—3 m Tiefe gemacht; es zeigten sich hier aber keine Mauerreste; ebenso ergebnislos war ein Einschnitt in der Nähe des östlichen Endes der Straße 23.

Nun wurde der umgekehrte Weg eingeschlagen, d. h. es galt an einer Stelle die Umfassungsmauer der Orchestra, von der 1884 schon ein kleines Stück auf

ihrer Oſtſeite freigelegt ſein mußte, zu treffen. Dicht bei der Straße 23[1]) (ſ. Abb. 3 bei a) wurde deshalb ein 9 m langer und 1 m breiter Verſuchsgraben gezogen. In etwa 1,5 m Tiefe ſtieß man hier auf eine bis zu $^3/_4$ m ſtarke Schicht von Bauſchutt, dabei fanden ſich einige mittelalterliche Scherben und die eine Hälfte einer Gußform; offenbar durchſchnitt man hier den Bauſchutt, der vom Abbruche des Wilhelmiterkloſters oder der Wilhelmiterpforte herrührte. Endlich kamen in etwa $3^1/_2$ m Tiefe die erſten römiſchen Mauerreſte zum Vorſchein: ein im ſpitzen Winkel den Verſuchsgraben ſchneidender Mauerzug; er zeigte genau dieſelbe Mauertechnik wie die im Jahre 1914 angeſchnittenen. Die äußere Aufmauerung war regelmäßig geſchichtet, wechſelnd etwa 3—4 Lagen Quaderſteine und zwei Lagen Ziegeldurchſchuß; der Mauerkern beſtand aus Gußmauerwerk. In der weſtlichen Fortſetzung des Grabens, d. h. in der Richtung auf die geſuchte Orcheſtramauer hin, trat dann in größerer Tiefe ein bedeutend ſtärkerer, zunächſt rätſelhafter Mauerklotz zutage, der ſich nach rechts und links unter der Grabenwand fortzuſetzen ſchien (ſ. Abb. 3 bei b). Auf der Seite, die nach der Orcheſtra hin liegen mußte, war er wild abgebrochen, die andere Seite, die dem zuerſt angeſchnittenen Mauerzug etwa parallel zu laufen ſchien, zeigte dieſelbe Art der Aufmauerung wie dieſer. Bei genauer Unterſuchung dieſes Mauerblocks, wobei auf den Seiten vorſichtig[2]) noch etwas in die Grabenwand eingeſchürft wurde, zeigte ſich auf der rechten Seite, dicht hinter dem Grabenrand, an der aufgemauerten Außenwand eine eigentümliche Fuge.

Vorſichtig wurde einer der an dieſe Fuge anſtoßenden Quaderſteine ausgebrochen, dabei zeigte es ſich, daß die Fuge ſich in den Mauerkern hinein fortſetzte; ſie wurde dann durch weiteres Ausbrechen nach dem Innern des Mauerklotzes hin weiterverfolgt, und nun zeigte ſich deutlich: hier ſtießen zwei Mauern ohne Verband im annähernd rechten Winkel aufeinander. Die eine Mauer konnte nur eine der Keilmauern, die andere ein Stück der Orcheſtramauer ſein. Von hier ab nun gleich die Orcheſtramauer weiter zu verfolgen, verbot ſich aus den in der Anmerkung angegebenen Gründen.

Nun galt es eine dieſer Keilmauern in ihrer Längsrichtung bis an die Orcheſtramauer zu verfolgen. In einiger Entfernung vom erſten Graben (ſ. Abb. 3 bei c) wurde nun mit einem zweiten begonnen, und zwar an der Stelle, wo ſchon die Peiskerſche Aufnahme dicht bei der Straße 23 Reſte von Mauerwerk verzeichnete. Der Sicherheit halber wurde hier der Graben zunächſt gleich in einer Breite von 2,50 m angelegt. Schon bei etwa 1 m Tiefe ſtieß man auf römiſches Mauerwerk. Wie ſich aber bald zeigen ſollte, hatte man es hier nicht mit einem Stück der Keilmauer ſelbſt, ſondern mit einem loſe auf dieſer liegenden großen Mauerklotz aus Gußmauerwerk zu tun; erſt in größerer Tiefe ſtieß man unmittelbar unter dieſem Mauerklotz auf die eigentliche Keilmauer. Der zuerſt angeſchnittene Mauerklotz ragt noch mit einem Stück unter die Straße 23, konnte alſo dort nicht näher unterſucht werden. Der freigelegte Teil war von ganz unregelmäßiger Geſtalt; er hatte eine Höhe von über $^1/_2$ m und war in der größten Breite über 1,5 m ſtark. Im Mauerkerne zeigten ſich feine Haarriſſe, wie ſie beim Sprengen von beſonders feſtem Mauerwerk aufzutreten pflegen. Ich vermute, daß dieſer Mauerklotz bei einer Sprengung irgendwo losgeriſſen und hierher auf die Keilmauer geſchleudert worden iſt; man hatte ihn dann, da er weiter

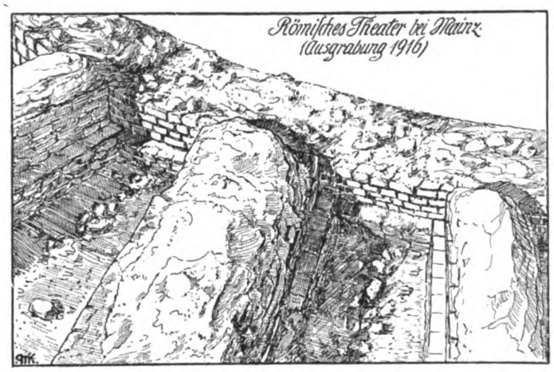


Abb. 4. Blick auf das untere Ende dreier Keilmauern des Zuſchauerraumes und auf ein Stück der Umfaſſungsmauer der Orcheſtra

nicht mehr ſtörte, ruhig liegen laſſen; ob dieſe Sprengung ſchon bei der Anlegung der Baſtion Albani oder erſt bei der des Südbahnhofs vorgenommen worden war, ſoll dahingeſtellt bleiben; jedenfalls gehörte er urſprünglich zum Mauerwerk des Theaterbaues.

Unmittelbar unter dieſem losgeriſſenen Mauerbruchſtück kam nun, wie ſchon bemerkt, auch die geſuchte Keilmauer mit zutage gehendem Mauerwerk zum Vorſchein, damit war auch die Richtung gegeben, in der weiterhin bis zur Orcheſtra der Graben geführt werden mußte; auch hier mußte, je näher man der Orcheſtramauer kam, in deſto größere Tiefe gegangen werden; zugleich wurde auch nach und nach der Graben bis zu 4 m Breite erweitert. Der Graben konnte jedoch mit Rückſicht auf die geringe Feſtigkeit des Bodens (ſ. oben) nicht in einem Stücke durchgeführt werden. In Abſtänden von etwa je 4 m blieb jedesmal von Grabenwand zu Grabenwand ein etwa 1 m breiter Steg des Erdreichs ſtehen, der als Verſtrebung für die Grabenwände dienen ſollte. Infolgedeſſen war es leider nicht möglich, ein photographiſches oder zeichneriſches Bild einer ſolchen Keilmauer in ihrer ganzen Länge und mit ihren einzelnen Teilen, von der Orcheſtra her geſehen, hier wiederzugeben.

Die in dieſem zweiten Verſuchsgraben gewonnenen Ergebniſſe hoben nun jeden noch etwa auftretenden

[1]) Im Herbſte des Jahres 1917 wurde die Röhrenleitung des ſogenannten Kapuzinerbrünnchens (ſ. unten S. 75) umgelegt. Bei dieſer Gelegenheit ſtieß man nördlich vor der Spitze der Baſtion Germanicus, zwiſchen dieſer und der Straße 23 etwa in 1 m Tiefe auf die äußeren Enden von zwei der Keilmauern; bei nächſter Gelegenheit ſollen an dieſer Stelle genauere Unterſuchen vorgenommen werden.

[2]) Der nur 1 m breite Graben war an dieſer Stelle bis faſt zu 7 m Tiefe getrieben worden. Trotz der Einſchalung drohten bei dem aufgeſchütteten Erdreich fortwährend Rutſchungen, wozu beſonders die ſtarke Schicht des mittelalterlichen Mauerſchutts, ferner auch die fortwährende Erſchütterung durch die in nächſter Nähe vorbeifahrenden Eiſenbahnzüge weſentlich beitrug.

Zweifel. Genau an der geſuchten Stelle kam die Orcheſtramauer zum Vorſchein, wieder ſtießen die Keilmauern — der breite Graben hatte hier auch nach rechts und links die benachbarten Keilmauern ſchwach angeſchnitten — ohne Verband an die Orcheſtramauer. Unſere Abbildung 4 zeigt das Ergebnis; ſie iſt auf Grund einer photographiſchen Aufnahme hergeſtellt; der Anſchaulichkeit halber iſt auf unſerer Zeichnung das Mauerwerk der anſtoßenden Keilmauern nach außen hin ergänzt. Ferner zeigte es ſich, daß dieſe Keilmauer von der Orcheſtra-Mauer bis zum äußeren Rande des Zuſchauerraumes nicht in einem Stück durchgeführt war. Zunächſt ſtieß an die Orcheſtra eine 7,40 m lange Zunge; dann folgte im Abſtande von 3 m (10 röm. F.) ein rechteckiges, pfeilerartiges Stück von 2,90 m Länge; dann wieder im Abſtande von 3 m (10 r. F.) eine Zunge; ob dieſe nun bis zur äußeren Umfaſſungsmauer hin durchläuft, oder noch einmal abſetzt, muß ſpäter feſtgeſtellt werden. Dieſe Teilung in Pfeiler und längere Zungen ſcheint auch für die anderen Keilmauern zu gelten; die Ecke eines der pfeilerartigen Stücke wurde auch 1914 in der Straße 23 angeſchnitten; ebenſo kehrt ſie bei der rechten (weſtlichen) Parodos der Peiskerſchen Aufnahme wieder (ſ. den Grundriß auf Abb. 5 und Abb. 8).

Nun noch eine letzte Unterſuchung; ſie mußte zeigen: 1. ob die Peiskerſche Planaufnahme vollkommen zuverläſſig iſt; 2. ob ſie auf unſerem Plane (Mzr. Ztſchr. X S. 75) richtig in das heutige Gelände eingetragen worden war.

Wie aus unſerem Lageplan zu erſehen iſt, biegt in der Weſthälfte des Zuſchauerraumes von Straße 23 im ſpitzen Winkel eine ſchmälere Straße ab, die ein Stück neben dem Südbahnhof herläuft und dann unter dieſem durch nach der Neutorſtraße führt. Hier mußte die ſchon 1884 freigelegte und bereits von Peisker verzeichnete Ecke liegen, wo die Orcheſtramauer mit der einen Mauer der öſtlichen Parodos zuſammenſtieß. Unmittelbar unter der Straßenſtückung, die hier, nebenbei bemerkt, zum größten Teil aus Abbruchsmaterial des Theaterbaues beſtand, ſtieß man auch ſchon in 20 bis 30 cm Tiefe auf die Orcheſtramauer, von der zu der Ecke in ihrer ganzen Breite ein Stück von 5 m Länge freigelegt wurde (ſ. Abb. 3 bei d). Die Peiskerſche Aufnahme iſt peinlich genau: genau in einem Abſtand von 40 cm von der Südmauer der öſtlichen Parodos ſtößt, wie es Peisker verzeichnete, die erſte Keilmauer-Zunge auf die Orcheſtra-Mauer, auch nimmt dieſe ſelbſt, wie ebenfalls Peisker angibt, in nächſter Nähe der Ecke an Breite etwas ab. Auch unſere erſte Einzeichnung ins heutige Gelände wich von dem tatſächlichen Zuſtand nur um etwa 50 cm ab.[1])

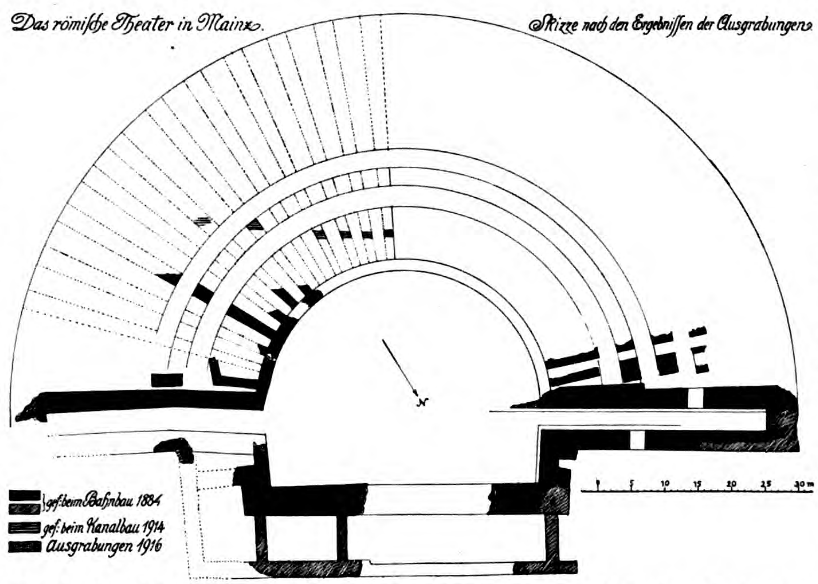


Abb. 5. Grundrißſkizze des Theaters nach den Ergebniſſen der bisherigen Grabungen

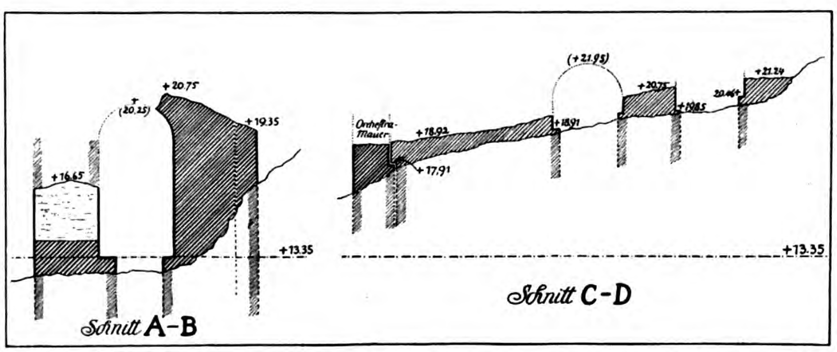


Abb. 6. Schnitt A-B Querſchnitt durch die weſtliche Parodos; Schnitt C-D Längenſchnitt durch eine Keilmauer und Querſchnitt durch Orcheſtramauer (ſ. Abb. 3 Nebenbild)

Die Lage des römiſchen Theaters iſt aus dem hier beigegebenen Lageplan (Abb. 2) deutlich zu erſehen. Es lag außerhalb der römiſchen Bürgerſtadt; deren Gebiet erſtreckte ſich bis zur mittelalterlichen Stadtmauer, die höchſtwahrſcheinlich auch hier auf der Oſtſeite der Stadt, wie auf deren Südſeite (am Käſtrich), ſich auf die römiſche Stadtmauer auffetzte.

[1]) Nur das (eiſerne) Geländer, das die Böſchung oberhalb des Südbahnhofs begleitet, iſt auf unſerem Plane, Mzr. Ztſchr. X S. 75 Abb. 1, in ſeiner Richtung nicht ganz genau eingezeichnet; es läuft nicht in gerader Linie.

Unſere Skizze des Grundriſſes (Abb. 5) iſt nach den Ergebniſſen der bisherigen Unterſuchungen gezeichnet. Auf die nahe Verwandtſchaft mit den Grundriſſen der Theater zu Arles und Orange ſei hier nur hingewieſen; ſ. Formigé, Remarques diverses sur les théâtres romains à propos ceux d'Arles et d'Orange (extrait des mémoires présentés à l'academie des inscriptions et belles-lettres, Tome XII) Paris 1914. Jetzt ſchon näher auf alle die ſich aufdrängenden Fragen über die Grundrißanlage und den Aufbau einzugehen, ſoll noch vermieden werden; hier gilt es, die Ergebniſſe ſpäter vorzunehmender Unterſuchungen abzuwarten.

Nun zur Beſchreibung der Einzelheiten: Ausdrücklich ſei hier nochmals bemerkt, daß die im Jahre 1916 unternommenen Grabungen nur als Vorunterſuchungen anzuſehen ſind. Ihr Zweck war in erſter Linie die ganze Frage nach dem Theater des römiſchen Mainz auf ſichere Grundlagen zu ſtellen, und womöglich Lage und Umfang des ganzen Baues feſtzuſtellen. Dieſe Grabungen erſtreckten ſich in der Tiefe nur bis etwa zur Oberfläche des Geländes in römiſcher Zeit. Was 1914 und beſonders 1916 freigelegt wurde, war im weſentlichen ſchon zutage gehendes Mauerwerk, die eigentlichen Grundmauern konnten nicht eingehender unterſucht werden; gerade hier aber dürften, beſonders was die Entſtehungszeit des Baues betrifft, noch wertvolle Ergebniſſe zu erwarten ſein. Dieſe Unterſuchungen können aber im nötigen Umfange und ohne größere Schwierigkeiten nur im Zuſammenhange mit einer planmäßigen Abtragung des Geländes angeſtellt werden. Dies iſt aber nur noch in größerem Umfange möglich bei dem ſchmalen Spittel zwiſchen Straße 23 und der von ihr abzweigenden und tiefer liegenden Straße, die längs der Oſthälfte des Südbahnhofs herführt. Wir kommen unten auf dieſes Stück noch einmal zurück. Gerade die Unterbringung der ausgehobenen Erdmaſſen, die bei der Tiefe der hier nötigen Gräben nach und nach gewaltig anwuchſen, machte, ganz abgeſehen von Gründen der Sicherheit, bei den Grabungen im Jahre 1916 viel Schwierigkeiten und gebot mancherlei Einſchränkung.


Abb. 7. Blick in die weſtliche Parodos von der Bühne aus; nach dem Aquarelle Peiskers

Die Hauptmaße des Baues ſind: Breite der Bühne: 41,25 m (= 140 römiſche Fuß), Tiefe bis zur Parodos: 7,75 m (= 26 römiſche Fuß), bis zur Orcheſtra: 11,25 m (= 40 römiſche Fuß), an der Rückwand gemeſſen beträgt die Breite der Bühne 40 m. Durchmeſſer der Orcheſtra: 41,25 m (= 140 römiſche Fuß), Durchmeſſer des Zuſchauerraumes bis zum äußeren Ende der Parodoi gemeſſen: 116,25 m (= 400 römiſche Fuß). Soweit das aufgehende Mauerwerk noch erhalten iſt, ſchwankt deſſen Höhe zwiſchen etwa 0,50—1,20 m. Faſt durchgehends iſt es noch ſehr gut erhalten.

Die einzelnen Bauteile: Im Jahre 1884 waren, wie ſchon bemerkt, zutage getreten:

1) Das Bühnengebäude, beſtehend aus der eigentlichen Bühne (proscaenium), der scaenae frons (Hinterwand der Bühne) und dem postscaenium mit den Ankleideräumen für die Schauſpieler (beim Mainzer Theater ſcheint er dreiteilig geweſen zu ſein). Vor das postscaenium legte ſich nach der Straße hin der porticus.

2) Die ſeitlichen Zugänge zur Orcheſtra und zum Zuſchauerraum (die parodoi); ferner auf der linken Seite ein kleines Stück der Orcheſtramauer mit anſtoßender Stützmauer des Zuſchauerraums, rechts ebenfalls einige dieſer Stützmauern.

Hier ſoll nun gleich auf eine wichtige Frage hingewieſen werden: Die beiden langen, gangartigen Räume, die von rechts und links zur Orcheſtra führen, bezeichnen wir als parodoi, weil ſie ihrer Lage nach dieſem Teile der römiſchen Theateranlage entſprechen. Ihre Höhenlage aber macht es fraglich, ob dieſe Gänge wirklich die eigentlichen Zugänge bildeten, durch die man zur Orcheſtra und durch ſeitliche Treppenanlagen in den Zuſchauerraum gelangte, oder ob ſie nicht vielmehr nach der Außenſeite hin abgeſchloſſene Gänge waren, die unterhalb der eigentlichen Parodos lagen und zu Bühnenzwecken (Bedienung des Vorhangs, der Kuliſſen u. ä.) dienten. Dafür könnte die Höhenlage ihres Fußbodens ſprechen. Dieſer liegt nämlich nach der Peiskerſchen Aufnahme auf + 13,35 m, die Oberkante der Orcheſtramauer muß aber zum mindeſten auf etwa + 20 m gelegen haben, wie ſich aus der noch feſtſtellbaren Scheitelhöhe der die einzelnen Teile der Keilmauern verbindenden Bogenwölbung ergibt (vgl. Abb. 6 und Abb. 8). Auf ihrer Innenſeite müßte dann die Orcheſtrawand zum mindeſten etwa 6,65 m hoch geweſen ſein, wenn wir annehmen, daß der Boden der Orcheſtra in gleicher Höhe wie der in den ſeitlichen Gängen von Peisker gemeſſene (13,35 m) lag. Dieſes Höhenmaß dürfte aber für die Orcheſtrawand, nach dem was wir aus anderen römiſchen Theateranlagen erſehen, zu hoch gegriffen ſein: Der Fußboden der Orcheſtra und damit auch der der eigentlichen parodoi muß höher gelegen haben, die Entſcheidung über dieſe Frage ſei zunächſt aber den Sachkennern und ſpäteren Unterſuchungen vorbehalten. Die Bezeichnung als parodoi für dieſe Gänge ſei hier aber der Einfachheit halber zunächſt aus dem oben angegebenen Grunde beibehalten.

Das eine der Peiskerſchen Aquarelle, die wir hier noch einmal wiedergeben, zeigt (Abb. 7) den Blick in die rechte (weſtliche) Parodos, etwa von der Bühne aus geſehen. Durch die Türe links, zu der wohl eine Holztreppe hinaufführte, gelangte man in den Zuſchauerraum oder in die darunter liegenden Gewölbe, was nach dem eben Bemerkten wahrſcheinlicher iſt. Die rechte, etwas niedriger gelegene Türe führte zu einem oder mehreren Räumen, die ſich ſeitlich an die Bühne anſchloſſen. Der Gang ſelbſt war überwölbt, wie unſer Bild zeigt und auch Peisker ausdrücklich angibt. Seine Höhe betrug im Lichten bis zum Scheitelpunkte des Gewölbes etwa 6—7 m, die Breite 3,2 m = 12 römiſche Fuß. Über die Zuſammenſetzung des Mauerwerks ſiehe unten.

Das zweite der Peiskerſchen Aquarelle (Abb. 8) gibt den Blick auf die Stützmauern des Zuſchauerraums oberhalb der weſtlichen (rechten) Parodos; im Hintergrunde ſieht man über nicht abgetragenem Erdreich den oberen Teil der einen Parodosmauer. Der Standpunkt für dieſe Aufnahme liegt in der Weſthälfte des Zuſchauerraumes nach der Orcheſtra hin. Auf unſerer Abbildung 8 ſieht man auch deutlich, daß ſich in der Richtung auf die Orcheſtra hin von Pfeiler zu Pfeiler Bogen ſpannten, über deren Aufmauerung Peisker, Mzr. Ztſchr. X S. 77 Sp. 1, näher berichtet.



Abb. 8. Blick auf eine Reihe der Stützmauern des Zuſchauerraumes gegen die weſtliche Parodos geſehen; nach dem Aquarelle Peiskers

Unter der Bahnſteiganlage des Südbahnhofs verſchwunden ſind: Das ganze Bühnengebäude und die weſtliche Parodos; ferner zum größten Teil die Außenmauer der öſtlichen Parodos, und die erſte Stützmauerreihe auf der Weſtſeite des Zuſchauerraumes (vgl. den Lageplan Mzr. Ztſchr. X S. 75). Fundamentreſte ſind aber hier ſicher noch im Boden erhalten, wie ſich im Jahre 1916 zeigte. Gerade zu der Zeit, als oberhalb des Bahnhofs unſere Grabungen im Gange waren, wurde im Bahnſteiggebiet ein ſchmaler Kanal für eine Gas- oder Waſſerleitung ausgehoben, dabei wurde auch ein Stück einer der Quermauern des postscaeniums angeſchnitten.

Die O r ch e ſt r a m a u e r konnte, wie ſchon bemerkt, bei der letzten Grabung auf größere Stücke hin freigelegt werden: Auf ihrer nach dem Zuſchauerraume hin liegenden Außenſeite iſt das aufgehende Mauerwerk noch wohl erhalten. Es beſteht aus ſauber gerichteten kleinen Quadern in regelmäßiger Schichtung, wie ſie ſich allenthalben bei römiſchen Bauten zeigt. Auf der Innenſeite iſt an allen Stellen das Mauerwerk der Orcheſtra wild abgebrochen. Ich vermute, daß hier nach der Orcheſtra hin die Wand mit Platten oder größeren Quadern verblendet war. Bekanntlich dienten vom frühen Mittelalter an alle dieſe römiſchen Bauten als Steinbrüche. Gerade die großen, wohl behauenen Platten und Quadern ihrer äußeren Bekleidung boten ein willkommenes und verhältnismäßig leicht auszubrechendes Baumaterial. Und ſo mag ſchon manches Stück des römiſchen Theaters im Mauerwerk der benachbarten Klöſter auf dem Albans- und Jakobsberg, um nur dieſe zu nennen, verſchwunden ſein. Sicher noch bis ins 17. Jahrhundert müſſen Reſte des Theaters über dem Erdboden geſtanden haben (vgl. den Bericht Peiskers Mzr. Ztſchr. X S. 77 Sp. 1). Damals noch wird bei der Anlage der neuen Befeſtigungen (ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 77 Anm. 2) Abbruchsmaterial des Theaters in die Eskarpenmauern der benachbarten Baſtione gewandert ſein.

Die ganze Stärke der Orcheſtramauer ließ ſich aus dem eben angegebenen Grunde nicht genau feſtſtellen. Gemeſſen wurde bei der letzten Grabung als Breite bis zu 1,60 m.

Eigentümlicherweiſe nimmt auf der linken Seite, nahe bei der Parodosmauer, die Breite der Orcheſtramauer etwas ab. Den Grund dafür vermag ich nicht anzugeben, wie ſich denn überhaupt auf dieſer Seite noch andere Eigentümlichkeiten zeigen: ſo die ſchwache Einknickung der Parodos, die von der auf der rechten Seite abweichende Anlage der unmittelbar anſtoßenden Stützmauern des Zuſchauerraumes, auch muß hier der Abſtand zwiſchen der zweiten und dritten (noch nicht freigelegten) Mauerzunge (von der Parodosmauer an gezählt) größer ſein als bei den übrigen (ſ. Abb. 3 bei e).

Offenbar wurde zuerſt die Umfaſſungsmauer der Orcheſtra für ſich aufgeführt, dann erſt die Stützmauern für den Zuſchauerraum; wie ſchon bemerkt, ſtoßen dieſe überall, wo ſie unterſucht werden konnten, ohne Verband auf die Orcheſtramauer, deren ſaubere Quaderung durch die Stoßfuge weiterläuft.

Die S t ü t z m a u e r n d e s Z u ſ ch a u e r r a u m e s (Keilmauern). Schon 1884 war ein Teil von ihnen auf der rechten Seite bei der Parodosmauer freigelegt worden, ſie zeigt das Peiskerſche Aquarell (Abb. 8), das, wie ſchon geſagt, den Blick gegen Norden gibt und vom Zuſchauerraume aus aufgenommen iſt. Im Hintergrunde zieht ſich die innere Mauer der rechten Parodos; die kleine Einſenkung in ihrer Mitte iſt die ſchon oben erwähnte Türe. Hier ſehen wir nun, daß die einzelnen Teile der Keilmauer, ſicher wenigſtens die drei letzten nach der Orcheſtramauer hin, durch Bogen verbunden waren. Bei den 1916 freigelegten haben ſich von dieſen Bogen keine Spuren gezeigt, was aber nicht ausſchließt, daß ſie auch hier urſprünglich vorhanden waren. Ob und wie nun die einzelnen Teilſtücke der Keilmauern ſelbſt auch ſeitlich unter ſich wieder durch eine Wölbung verbunden waren — man könnte ſie ſich als Tonnengewölbe denken —, dafür fehlen bis jetzt die Anhaltspunkte. Über dieſen Keilmauern liefen in konzentriſchen Kreiſen von Parodos zu Parodos die Sitzreihen des Zu-

ſchauerraumes. Dieſer Umſtand läßt eben darauf ſchließen, daß auch eine ſeitliche Überwölbung vorhanden geweſen ſein muß; ſpätere Unterſuchungen ergeben hier vielleicht noch ſicherere Anhaltspunkte. Wie es mit dieſer Überwölbung bei den noch beſſer erhaltenen römiſchen Theaterbauten ſteht, weiß ich nicht.

Die einzelnen Keilmauern laufen nach der Orcheſtramauer hin koniſch zu. Soweit ſie 1916 freigelegt wurden, ſind folgende Maße zu verzeichnen. Das an die Orcheſtramauer ſtoßende Stück iſt an ſeinem unteren Ende durchſchnittlich 1,18 m = 4 römiſche Fuß, am oberen 1,54 m breit, das nächſte entſprechend 1,63 m und 1,75 m = 6 römiſche Fuß. Die Breite des nächſten, nur in ſeinem unteren Teile freigelegten, konnte nicht feſtgeſtellt werden. Der Abſtand zwiſchen dem erſten und zweiten Stück beträgt 3 m, zwiſchen dem zweiten und dritten 3 m (alſo je rund 10 römiſche Fuß).

Die Fundamente ſcheinen in der Weiſe aufgeführt zu ſein, daß man die etwas breiter angelegte Grube mit Gußmauerwerk ausfüllte. Ob man dabei die Wände einzelner Gruben zuerſt mit Holz verſchalte, wie dies beim vorkarolingiſchen Bau von St. Alban der Fall war (ſ. Mzr. Ztſchr. IV S. 35 Sp. 2 und Tafel V, Schnitt N-O), muß noch unterſucht werden. Um eine ebene Unterlage für das zutage gehende Mauerwerk zu haben, legte man auf dieſes Gußmauerwerk eine oder zwei Lagen Ziegel, und führte auf dieſen dann zunächſt ſtückweiſe die äußere Ummauerung in kleinen Quadern oder Bruchſteinen und Ziegeldurchſchuß auf. Den Kern bildete auch hier Gußmauerwerk.

Die Art der Aufmauerung mit dem bekannten Wechſel von Bruchſteinen oder Quadern und Ziegeldurchſchuß zeigen die Peiskerſchen Aquarelle; bei den Grabungen in den Jahren 1914 und 1916 wurde ſie genau ſo beobachtet.

Die im folgenden mitgeteilten Höhenmaße (+ Mainzer Pegel) beziehen ſich jedesmal auf den Fußpunkt des aufgehenden Mauerwerks: Inneres der rechten Parodos + 13,35 m; ob damit auch die Bodenhöhe der Orcheſtra gegeben iſt, bleibt zunächſt noch fraglich (ſ. o. S. 73). Fußpunkt der Orcheſtramauer auf der Außenſeite + 17,90 m; auf gleicher Höhe auch der Fußpunkt der anſtoßenden Keilmauer, am oberen Ende liegt dieſer auf + 18,96 m; das zweite Stück entſprechend unten auf + 19,60, oben auf + 19,76 m; das dritte Stück unten auf + 20,46 m, ſein oberes Ende konnte nicht freigelegt werden (ſ. Abb. 6, Schnitt C-D).

Einzelfunde: Die im Jahre 1884 in oder bei dem Mauerwerk unſeres Baues gefundenen Inſchriften hat Keller im 2. Nachtrage zum Beckerſchen Kataloge veröffentlicht. Wie weit ſie etwa zur Datierung des Baues herangezogen werden können, bleibt noch feſtzuſtellen. Weder 1884 noch bei den letzten Grabungen kam ein Ziegel mit Stempel zutage. Ebenſowenig fand ſich bei den letzten Grabungen in den maßgebenden Schichten irgendwelches römiſches Scherbenmaterial, aus dem Anhaltspunkte für die Datierung zu gewinnen wären. Die im Jahre 1884 im Mauerwerk gefundene Münze Kaiſer Konſtantins (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 77 Sp. 1) kann ebenſogut bei einem ſpäteren Umbau oder inneren Ausbeſſerung dorthin gekommen ſein. Dasſelbe könnte auch gelten von den drei Säulen und zwei Gewändeſtücken mit Halbſäulen, die offenbar zuſammen ein Architekturglied bildeten. Gefunden wurden ſie 200 m öſtlich vom Bühnengebäude, auf unſerem Lageplan iſt der Fundort angegeben; ſie ſind von Körber in der Mzr. Ztſchr. II S. 27 veröffentlicht. Die Nähe des Fundorts könnte dafür ſprechen, daß ſie vom Theater, vielleicht vom Bühnengebäude, ſtammten. (Über eine mittelalterliche Gießform aus der mittelalterlichen Bodenſchicht ſ. unten bei Einzelerwerbungen.)

Über die Entſtehungszeit des römiſchen Theaters wiſſen wir alſo bis jetzt nichts.

Der Platz, den man für den Theaterbau gewählt hatte, war der denkbar günſtigſte. Der nicht allzu ſteil abfallende Abhang geſtattete die weitgehendſte Ausnützung des Geländes. Von dem Legionslager und der Bürgerſtadt war er nicht allzu weit entfernt. Der Zuſchauerraum öffnete ſich, wie die alte Baulehre vorſchrieb, nach Norden; der Zuſchauer hatte alſo die Sonne im Rücken. An dem heute noch quellenreichen Abhange fehlte es auch nicht an dem nötigen Waſſer.[1])

Von den Straßen, die zum römiſchen Theater führten, können wir bis jetzt wenigſtens eine mit Sicherheit nachweiſen. Sie führte von der oberen Stadt und dem Legionslager her am Druſusdenkmal vorbei (ſ. den Lageplan rechts oben und Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 132, ferner oben S. 21 f.). Von der unteren Stadt her vermittelte den Zugang wahrſcheinlich eine Straße, die von der mittelalterlichen Dieterpforte (Lageplan bei G, ob ſchon römiſches Stadttor?) ihren Ausgang nahm und beim Bühnengebäude vorbei nach dem römiſchen Friedhof am Albansberge und von hier aus wohl weiter nach der römiſchen Siedelung bei Weiſenau führte.

Merkwürdigerweiſe findet ſich, ſoweit wenigſtens bis jetzt feſtgeſtellt werden konnte, weder in den mittelalterlichen Quellen noch auch in der ſpäteren Literatur, beſonders der der Renaiſſancezeit, die ſich doch eingehend mit den Denkmälern des römiſchen Mainz beſchäftigte, irgendwo eine Erwähnung der Ruinen unſeres Theaters. Auch der Maßkoppſche Plan von 1575 verzeichnet an der entſprechenden Stelle nichts derartiges. Vielleicht waren ſchon frühzeitig die noch über dem Erdboden ſtehenden Reſte in das Wilhelmiterkloſter oder in den Wilhelmiterturm verbaut. Die Überlieferung, daß in der dortigen Gegend der merovingiſche König Dagobert einen Palaſt gehabt haben ſoll, mag ſich damit erklären, daß das damals noch erhaltene Bühnengebäude von dem Könige als Palatium benutzt wurde. Was Falk, Mzr. Ztſchr. II S. 39, aus Siegehards Passio S. S. Aurei et Justinae anführt, bezieht ſich auf das römiſche Amphitheater, das, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, an einem ganz anderen Platze zu ſuchen iſt.

Leider mußten aus Rückſichten auf die Sicherheit des Verkehrs die im Jahre 1916 aufgedeckten Reſte wieder zugeſchüttet werden. Doch ſie ſollen nicht für alle Zeiten begraben bleiben.

[1]) Die Quellenleitung, die das ſogenannte Kapuzinerbrünnchen beim ehemaligen Neutor ſpeiſt (jetzt Ecke der Neutor- und Dagobertſtraße), läuft durch das Theater; ſie wurde bei der Ausgrabung 1916 angeſchnitten. Die Quelle ſelbſt liegt im Zitadellengraben zwiſchen Baſtion Druſus und Germanikus. Näheres darüber bei Wagner-Schneider, Geiſtl. Stifte II S. 233 und bei Schaab, Geſch. d. Stadt Mainz I S. 11.

Von ſeiten des Altertumsmuſeums ſind bereits Schritte unternommen worden um im Zuſammenhang mit einer gründlichen Unterſuchung ſpäterhin einen Teil des Zuſchauerraumes, ſoweit dieſes im Gelände noch möglich iſt, vollſtändig freizulegen und ihn in Verbindung mit einer gärtneriſchen Anlage zu einer Sehenswürdigkeit zu geſtalten. Teile, die in die Straßenanlagen fallen, könnten dabei in ihrer Grundrißgeſtaltung durch verſchiedenfarbige Pflaſterung kenntlich gemacht werden. Das für dieſe Freilegung in Betracht kommende Geländeſtück iſt im Beſitze der Reichskommiſſion für das Mainz-Kaſteler Feſtungsgelände. Nach der ganzen Beſchaffenheit der Untergrundverhältniſſe eignet es ſich nur zu gärtneriſcher Anlage, für eine eigentliche Bebauung iſt es, wie aus dem oben Dargelegten leicht zu erſehen iſt, vollſtändig unbrauchbar. Hoffentlich finden bei der Bedeutung, die die Entdeckung des römiſchen Theaters in Mainz allein ſchon für die einheimiſche Geſchichte hat, dieſe Bemühungen auch bei den in Betracht kommenden Stellen ein verſtändnisvolles Entgegenkommen.

Auch bei den Grabungen im Jahre 1916 beſorgte das ſtädtiſche Tiefbauamt die Planaufnahmen; ihm ſei auch hier für ſeine Unterſtützung verbindlichſt gedankt; ebenſo auch der Reichskommiſſion für den Verkauf des Mainz-Kaſteler Feſtungsgeländes, die in entgegenkommender Weiſe die Ausgrabungen auf dem verfügbaren Gelände geſtattete. Den Lageplan, die Grundrißſkizze und die Vorlage für Abb. 4 und 6 zeichnete Muſeumsaſſiſtent P. T. Keßler. Die Ausgrabungen leitete der Unterzeichnete.

III. Einzelerwerbungen und Geſchenke

1) Vorgeſchichtliches

Aus dem Rhein bei Mainz ſtammen ein bronzezeitlicher Angelhaken von 10,5 cm Länge [16,48] und ein unverzierter La Tène-Armring mit Pufferenden [16,47], Bronze, Durchmeſſer 8,7 cm. Ein urnenartiges, dickwandiges La Tène-Gefäß von grobem Ton, 11,1 cm hoch, fand ſich zerbrochen unter den frührömiſchen Scherben aus dem Weiſenauer Steinbruch [16,78].

2) Römiſches

Als Geſchenk wurden von Frau Johanna Schmitt aus Oppenheim aus dem Nachlaſſe ihres Bruders Willigis Sautier dem Muſeum vier Gefäße vom Grabfeld am Radweg zu Weiſenau überwieſen [16,35–38]: eine 14,5 cm hohe Aſchenurne gleicht in Form und Verzierung der Urne aus Grab 13 vom gleichen Grabfeld (ſ. auch Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 41, Gr. 13, 1), eine zweite Urne (20,3 cm hoch) gleicht der aus Grab 37a (ſ. a. a. O. S. 46, Gr. 37a, 1), ein rottoniger Krug ohne Ausguß und Henkel zeigt Spuren von weißer Bemalung und ein zweiter Henkelkrug (19,7 cm hoch) entſpricht jenem aus Grab 34 (ſ. S. 45, Gr. 34, 2).

Von gleichem Fundorte ſtammt auch der von Herrn Mertens jr. aus Weiſenau geſchenkte Henkelkrug [16,66] von 17 cm Höhe (Form ſ. a. a. O. S. 39, Gr. 1, 4).

Die Direktion der Portland-Zementwerke in Weiſenau überließ in dankenswerter Weiſe die im Steinbruch gefundenen zwei Bruchſtücke einer Juppiter- oder Gigantenſäule [16,67. 68] (ſ. u. S. 79), außerdem einige Scherben und Geweihſtücke [16,69. 77. 79. 87].

Über die römiſchen Inſchriften und Steindenkmäler ſiehe den folgenden Beitrag von Körber.

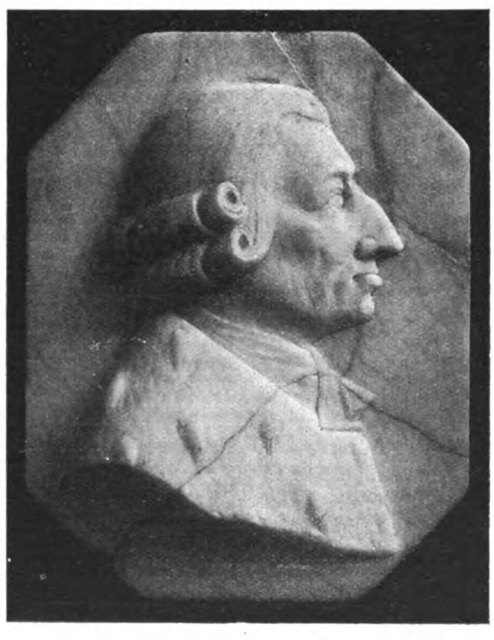


Abb. 9. Kurfürſt Friedrich Karl von Erthal

3) Fränkiſches

Die fränkiſchen Abteilungen haben auch in dieſem Jahre nur ſpärlichen Zuwachs erhalten. Zu erwähnen ſind: ein Skramaſax von 54,7 cm Länge, der nach Mitteilungen des Geſchenkgebers, Herrn Dr. Fr. Volbach-Berlin, vom Wörrſtädter Grabfeld ſtammen ſoll [16,71]. Ein weiterer Skramaſax vom Grabfeld bei Selzen, Kreis Oppenheim, wurde im Kunſthandel erworben [16,86].

4) Späteres Mittelalter und Neuzeit

Plaſtik: Durch Vermittelung des Herrn Dr. Volbach konnte ein Gipsabguß nach dem Kruzifixus von der Madonna aus der Korbgaſſe, der aus der Mainzer Figur ausgebrochen war und ſich jetzt im Muſeum zu Wiesbaden befindet (Sammlung Demin), für unſere Sammlung hergeſtellt werden. (Über die Figur handelt Heubach, Mzr. Ztſchr. XI S. 51.)

Reliefporträt des Kurfürſten Friedr. Karl Joſ. von Erthal aus Alabaſter, rechteckige Platte mit abgeſtumpften Ecken, Höhe 9,2 cm, Breite 7,2 cm. Auf der Rückſeite in viereckigem Rahmen: FRID: CARL / JOSEPH / FREIH: v. u. z. / ERTHAL / GEB: 3. JAN: / 1719 / GEST: 25. JUL: / 1802. Gute Arbeit (Abb. 9).

Eine Wachsboſſierung, Porträt des Maire Macké, rötlich getönt, Bildhöhe 7,7 cm, unter Glas auf ſchwarzem Samt. Geſchenk des Herrn Ingenieurs Heinrich Probſt aus deſſen Familienbeſitz.

Herr Probſt ſchenkte ferner einen Galanteriedegen mit ſilbernem Griff. Griffplatte aus Perlmutter eingelegt, Empireform, auf dem Stichblatte der franzöſiſche Adler. Dreikantige Klinge, gebläut, mit eingeätzten Waffenſtücken und Blumen. Auf goldenem Grunde oben

die Buchſtaben I. S. B. Der Degen wurde bei feſtlichen Gelegenheiten von dem Adjunkten Frz. W. Probſt in den Jahren 1807—14 getragen. Auf der Parierſtange und dem Korb finden ſich: die Marke $\frac{\mathrm{JJ}}{\mathrm{D}}$; ferner Frauenkopf, Hahn- und Pferdekopf (wohl als Feingehaltszeichen) und die Stempelbureaumarke (Rechteck mit Henkel). Die Lederſcheide hat verſilbertes Mundſtück und Ortband.

Von *Porzellan* und *Fayencen* wurden erworben: Flörsheimer Fabrikat: ein Tintenfaß in Herzform (Po 259), blaue Marke, weiß, Breite 14 cm. Tintenbehälter und Sandfaß ſind ſpätere Zutat.

Mainzer Fabrikat: Kleiner Kumpen mit zwei verzierten Griffen, Deckel (Po 260) weiß, 20 cm hoch, Marke Mainz II eingeprägt.

Backformen: 5 doppelſeitige Backformen (Bf. 135—139), 18. Jahrhundert, ſauber geſchnittene Arbeit, darſtellend: Tiere, Vögel, Blumen, Früchte, Koſtümfiguren, Reiter, Gefäße und andere Gerätſchaften.

Achtzehn Metallhohlformen (BF 140, 1—18) aus Zinn zum Formen von Eisfrüchten (Äpfel, Birnen, Apfelſinen, Zitronen, geöffneter Pfirſich uſw.), zweiteilig, mit Charnieren verbunden. 19. Jahrhundert.

Die eine Hälfte der Gußform für ein Kreuzchen, aus feinkörnigem Kalkſtein. Höhe 11, Breite 6,5 cm, noch 1,2 cm dick. Die Form fand ſich bei der Ausgrabung des römiſchen Theaters im Graben bei der Straße 23 in der mittelalterlichen Bauſchuttſchicht.

Eine Kerzengußform aus Zinn, 27,4 cm lang, Kerzenſtärke unten 2 cm. Außen mit erhöhter Schrift: IOHANES DILMANN / FORMEN-GÜSSER / IN MAYNTZ. / Auf der anderen Seite 17—56.

Die Fahne der Mainzer Bildhauervereinigung vom Jahre 1862 überwies Frau Bildhauer J. Müller Wwe.-Mainz, im Einvernehmen mit Herrn Bildhauermeiſter Georg Erwein, aus dem Beſitz der Mainzer Bildhauervereinigung, dabei auch die Urkunde über die Stiftung und Benutzung der Bildhauerfahne.

Ferner ſchenkte Frau J. Müller aus ihrem Familienbeſitze die Familienbibel des Bildhauers Joh. Seb. Pfaff (ſ. Mzr. Ztſchr. II S. 59 Sp. 2), in der ſich eine Reihe von Familiennachrichten eingetragen finden; außerdem auf dem Vorſatzblatt zum Neuen Teſtament eine Skizze „Madonna in Umrahmung", wohl für einen Altar beſtimmt (von der Hand Pfaffs?). Die Bibel ſelbſt iſt ein Druck von Arnold Quental, Köln 1607, mit Holzſchnitten.

Eine Seidenſtickerei: Holländiſche Winterlandſchaft, Eisvergnügen. Im Vordergrunde wird ein mit Heu beladener Schlitten über das Eis gezogen. Die Darſtellung ſelbſt iſt mit ſehr feinen ſchwarzen und weißen Kreppfäden ganz in der Art des Radierſtrichs auf weißem Seidengrund geſtickt. Auf der Rückſeite auf einem aufgeklebtem Zettel im Auszug die Abſchrift des Berichtes aus den monatlich erſchienenen kurzen Berichten des Vereins der Freunde für Literatur und Kunſt im September 1826 Nr. 11 über dieſe damals ausgeſtellt geweſene Arbeit. Die Stelle in dem Berichte lautet: („Den 25. September. Ausſtellung") ..... „4) Eine mit Kreppfäden geſtickte Winter-Landſchaft nach Weirotter, mit Schlittſchuhläufern und andern Figuren ſtaffiert, von Martha Hemmerlein („Hämmerlein von Mainz" in der Abſchrift). Wir bewundern nicht allein die Geduld, welche dies Werk Monate lang in Anſpruch nahm, ſondern auch die leichte künſtleriſche Freiheit, womit die Radiernadel hier wieder gegeben iſt, und die Zeichnung, welche in den Figuren herrſcht." Eine zweite Arbeit dieſer Künſtlerin in gleicher Art und ebenfalls nach Weirotter ausgeführt, war im Kunſtverein im April 1827 (Nr. 6) ausgeſtellt. Hier wird als Vorname Luiſe angegeben. Über das Stück ſelbſt iſt bis jetzt nichts Näheres bekannt.

Als Geſchenk des Herrn Geh. Kommerzienrats Joſ. Harth iſt zu verzeichnen ein Sonnenſchirmchen mit zuſammenlegbarem Stiele aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Für die Sammlung von Kriegserinnerungen wurden geſtiftet von Herrn Martin Rückert die bei ihm hergeſtellte Plakette zur Erinnerung an die Einweihung der Mainzer Kriegsſäule. Von Herrn Unteroffizier Lerch ein Blumenſträußchen, gepflückt im Schützengraben im Weſten, mit ſelbſtgefertigtem Rähmchen. Von Herrn Ingenieur Joſ. Lipp ein Stück vom Flugzeug, mit dem Boelke abſtürzte. Neeb

---

Nachtrag: Im Zuſammenhang mit einer größeren Arbeit Dr. Quillings über die Mainzer Juppiterſäule wurden auf deſſen Veranlaſſung die einzelnen Teile dieſes Denkmals, insbeſondere die Säulentrommeln nochmals eingehend unterſucht. Beſtimmte Beobachtungen, die bei der Lage der Eingußkanäle für die Bleiverdollung der einzelnen Trommeln gemacht wurden, ſowie auch eine Anzahl von Verſatzmarken, die Muſeumsaſſiſtent P. T. Keßler bei dieſer Gelegenheit auf den Rändern einiger Trommeln entdeckte, ergaben ſichere Anhaltspunkte für die Löſung der bisher vielumſtrittenen Frage nach der Drehung der einzelnen Trommeln und damit zugleich der Aufeinanderfolge der einzelnen Figuren in ſenkrechter Richtung. Gleichzeitig wurde durch Herrn Bergrat Steuer noch einmal das Steinmaterial der Säule auf ſeine Herkunft hin unterſucht. Auch hierbei kam man zu neuen Ergebniſſen. Durch Beobachtung gewiſſer Verwitterungserſcheinungen am Geſteinsmaterial und deren wiſſenſchaftliche Verwertung wurden für die Frage nach der Zeit, in die die gewaltſame Zerſtörung des Denkmals zu ſetzen ſein dürfte, ebenfalls ſichere Anhaltspunkte gewonnen.

Die Veröffentlichung Dr. Quillings: „Die Juppiterſäule des Samus und Severus, Das Denkmal in Mainz und ſeine Nachbildung auf der Saalburg", 4°, 240 Seiten mit 1 Farben-Tafel und etwa 150 Abbildungen wird im Frühjahr 1918 im Verlage von W. Engelmann (Leipzig) erſcheinen.

VI.

Die im Jahre 1916 gefundenen römischen Inschriften und Bildwerke im Altertumsmuseum der Stadt Mainz[1]

von K. Körber †

1 Rechte Hälfte eines Soldaten-Grabſteines, gef. als anfangs Juni 1916 an der Salvatorſtraße der Grund für den Buſſeſchen Neubau ausgehoben wurde. Der Stein war in der äußeren Brüſtungsmauer des vor der Baſtion Albani neben der Zitadelle herlaufenden Grabens verbaut geweſen. — Kalkſtein. H. 48 cm, Br. 38 cm, D. 15 cm; überall Bruchflächen, doch iſt von der Inſchrift wohl nur links etwas verloren gegangen. Von der Giebelverzierung iſt nichts mehr kenntlich.

Obgleich nur die Hälfte erhalten iſt, läßt ſich die Inſchrift doch bis auf den Namen des Verſtorbenen mit ziemlicher Sicherheit ergänzen. In der letzten Zeile ſtand H · S · E, und zwar offenbar gut auf die Zeile verteilt, ſo daß das S, von dem noch ein Reſt zu ſehen iſt, in der Mitte ſtand. Daraus ergibt ſich, daß die eigentliche Inſchriftfläche etwa 56 cm breit war, wovon bei den vorausgehenden Zeilen 23, 25, 24 und 27 cm erhalten ſind. Auf Z. 2 ging dem MIL die Heimatbezeichnung, ein Stadtname auf ANA, voraus. Es iſt kaum zweifelhaft, daß es Viana war, das heutige Vienne an der Rhone, aus dem auch mehrere andere in Mainz beſtattete römiſche Soldaten ſtammten. Viana gehörte zur Tribus Voltinia. Die Zeile lautete alſo: VOL · VI]ANA · MIL, für einen Beinamen iſt kein Raum. Da die Heimatangabe durch einen Stadtnamen ausgedrückt war, kann der Soldat kein Peregrine geweſen ſein, er muß alſo in einer Legion gedient haben. Da er noch keinen Beinamen hatte, muß er vor 43 geſtorben ſein. Es kommt dann nur die *leg. XVI* in Betracht, da die anderen Legionen, die bis zu dieſem Jahr in Mainz ſtanden, alle einen Beinamen haben, für den hier kein Platz iſt. Auch die allerdings nicht ganz ſichere Senkrechte am Anfang der Zeile ſtimmt zu jener Annahme. Da der Mann fünfzehn Dienſtjahre hatte, wird er etwa 35 Jahre alt geweſen ſein. Die Inſchrift lautete alſo: . . . . *i]us M(arci) f(ilius)* [*Vol(tinia tribu) Vi*]*ana mil(es) leg(ionis) XV*]*I anno(rum)* [*XXXV?* *s*]*tip(endiorum) XV* [*h(ic)*] *s(itus) e(st).*



Zu Nr. 1 1 : 10

Die recht unbehilfliche Buchſtabenform und die Abkürzung auf einen Vokal (Z. 3 a. E.) ſtimmt zu der frühen Anſetzung; die erſtere macht ſogar die Entſtehung in juliſcher Zeit, vielleicht unter Auguſtus, wahrſcheinlich.

Vgl. Körber, Röm.-germ. Korrbl. IX 1916 S. 58.

[1]) Kurz vor ſeinem Tode hatte Profeſſor Körber noch die im Jahre 1916 gefundenen Inſchriften bearbeitet. Das Manuſkript fand ſich in ſeinem Nachlaſſe. Wir drucken es unverändert ab. Hinzugefügt iſt Nr. 5. Die Schriftleitung.

2 Linkes Drittel einer Grabſtein-Bekrönung, gef. wie Nr. 1. — Kalkſtein. H. 27 cm, Br. 35 cm, D. 18 cm. Die untere Fläche iſt ganz glatt behauen, wahrſcheinlich erſt nachträglich zum Zweck einer zweiten Verwendung. Doch könnte die Bekrönung auch für ſich gearbeitet und dem eigentlichen Inſchriftſtein nur aufgelegt geweſen ſein, was allerdings bei unſeren Soldatengrabſteinen ſonſt nicht vorkommt; auch würde dann die Leiſte, die den Giebel von der Inſchriftplatte trennte, nach rechts etwas breiter geworden ſein. — Der Giebel war mit Palmetten gefüllt, die wohl von einem Knopf in der Mitte ausgingen; über den Schrägen ſind drei ſchneckenförmige Stirnziegel und eine Roſe noch erhalten. — Das Denkmal entſtand wohl in juliſch-claudiſcher Zeit.



Zu Nr. 2 1 : 10

Vgl. Körber, Röm.-germ. Korrbl. IX 1916 S. 58.

3 Bruchſtück von einem Grabſtein, gef. wie Nr. 1. — Kalkſtein. H. 22 cm, Br. 25 cm, D. 18 cm. Nur links iſt die Rahmenleiſte erhalten, ſonſt überall Bruchflächen. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſes Stück von demſelben Denkmal ſtammt wie Nr. 2. — Von der Inſchrift ſcheinen die Anfänge der drei erſten Zeilen erhalten zu ſein.



Zu Nr. 3 1 : 10

Vgl. Körber, Röm.-germ. Korrbl. IX 1916 S. 58.

4 Bruchſtück von einer großen öffentlichen Inſchrift, gef. am 12. Oktober 1916 an derſelben Stelle wie Nr. 1. — Kalkſtein. H. 56 cm, Br. 40 cm, D. 17 cm. Buchſtabenhöhe in der erſten Zeile: 10 cm. Überall Bruchflächen. — Leider iſt zu wenig von der Inſchrift erhalten, um ſie ergänzen zu können. Bei Z. 2 ließe ſich an [*po*]*rticu*[*m*] denken, alſo an eine Säulenhalle, die mit dem in nächſter Nähe der Fundſtelle jüngſt feſtgeſtellten römiſchen Theater in Beziehung geſtanden haben könnte. In Z. 3 wäre dann vielleicht der Stifter genannt, ein Paulus oder Paulinus. Unter den Männern ſenatoriſchen und ritterlichen Ranges, die ſo hießen, nennt die Proſopogr. imp. rom. den Pompeius Paulinus und bezeichnet ihn als „*legatus Germ. sup. a. 56*", womit *legatus exercitus germanici superioris* gemeint iſt, da es eine Germania superior damals noch nicht gab (ſ. Rieſe, W. Korrbl. XIV 1895 S. 146 ff.). Als Beleg wird ein Aufſatz Barnabeis in den Notizie degli scavi 1887 S. 221 ff. angeführt, worin dieſer über Inſchriften berichtet, die ſich auf kurz vorher bei Cremona gefundenen Bronzeblechen finden. Dieſe waren Beſchläge von Legionskaſſen und haben auch für Mainz

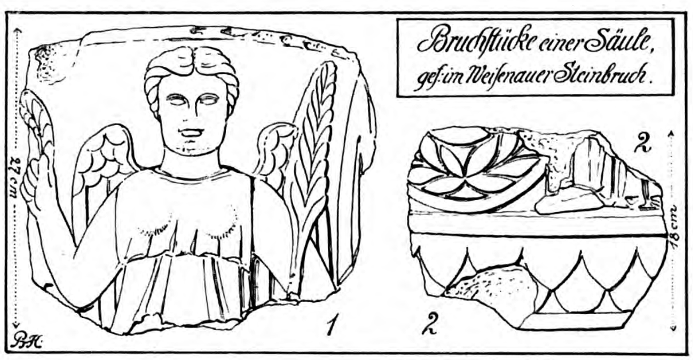
eine beſondere Bedeutung. Am 1. Januar 69 war hier unter den oberrheiniſchen Legionen eine Empörung gegen Galba ausgebrochen, der ſich das niederrheiniſche Heer alsbald anſchloß. Beide waren, um den Schlemmer Vitellius auf den Thron zu ſetzen, jenes unter Aulus Caecina, dieſes unter Fabius Valeus, über die Alpen gezogen, hatten bei Betriacum (öſtlich von Cremona) das Heer Othos, der inzwiſchen zur Herrſchaft gelangt war, geſchlagen, waren aber im Herbſte des Jahres in einer zweiten Schlacht in derſelben Gegend den Legionen des Vespasian, den die Heere des Oſtens auf den Schild erhoben hatten, erlegen. Unter den oberrheiniſchen Legionen hatte ſich auch die *leg. IV Mac.* befunden und von ihrer nach der Schlacht offenbar von den ſiegreichen Feinden geplünderten Kaſſe ſtammte das eine und zwar das beſſer erhaltene Beſchläg (Abb. bei v. Domaszewski, Abh. zur röm. Rel. S. 4). Nach ſeiner Inſchrift war der Kaſten, zu dem es gehörte, ſchon im Jahre 45 angefertigt worden, wahrſcheinlich eine Mainzer Arbeit. Als legatus Augusti pro praetore, alſo Befehlshaber des obergermaniſchen Heeres, wird darauf genannt C. Vibius Rufinus, der dieſes Amt, wie eine Mainzer Inſchrift (Abb. Körber, Nachtr. III Nr. 117) zeigt, auch ſchon im Jahre 43 bekleidet hatte. Von dem zweiten gleichartigen Beſchläg iſt leider nur ein kleines Stück erhalten, doch laſſen ſich von der Inſchrift die Konſulnamen des Jahres 56 ergänzen, ſowie der Name des damaligen Legaten, des Pompeius Paulinus. Dieſer war nun nach Tac. ann. XIII 53 im Jahre 58 Legat am Niederrhein geweſen, und es ſchien ſehr auffallend, daß er zwei Jahre ſpäter dasſelbe Amt am Oberrhein bekleidet haben ſollte. Das iſt gewiß nicht der Fall geweſen und Barnabei ſagt es auch nicht; wahrſcheinlich handelt es ſich in der Prosopographie um einen Druckfehler, indem *superioris* ſtatt *inferioris* ſteht. Außer den oberrheiniſchen Legionen waren ja auch die vier niederrheiniſchen nach Italien gezogen, und einer von ihnen gehörte jedenfalls der zweite Kaſten (ſ. Mommſen, Weſtd. Korrbl. VII 1888 S. 55 ff.). Hätte Pompeius Paulinus um 56 eine ſo hohe Stellung wie die des Befehlshabers des obergermaniſchen Heeres in Mainz bekleidet, ſo hätte man wohl denken können, daß er hier irgendeinen Bau mit einem Porticus errichtet hätte, die Buchſtabenform würde dieſem Zeitanſatz nicht widerſprechen. So aber müſſen wir vorläufig auf eine Ergänzung verzichten, bis vielleicht ſpäter einmal noch weitere Stücke der Inſchrift zutage kommen.



Zu Nr. 4 1:10

5 Zwei Bruchſtücke einer Juppiterſäule, gef. im Oktober 1916 im Steinbruch zu Weiſenau. Geſchenk der Direktion der Portland-Zementwerke. — Kalkſtein. Das größere Bruchſtück iſt 27 cm hoch und 35 cm breit, das kleinere 18 cm hoch, 26 cm breit, beide gehören ſicher zu derſelben Säule. Auf dem größeren Bruchſtück (Abb. bei 1) iſt dargeſtellt Viktoria; in der hochgehobenen Rechten hält ſie den Siegerkranz, in der Linken die Palme; bekleidet iſt ſie mit ärmelloſem Chiton, der unter der Bruſt gegürtet iſt. Zur Linken der Figur erſcheint der Reſt eines Gewandſtückes, das der Nachbarfigur angehörte. Es macht den Eindruck, als wäre es ein Stück des über das Haupt gezogenen Schleiers, der mit der rechten Hand hochgehoben wird. Man könnte an Juno denken. Offenbar beſtand die Säule, zu der das Bruchſtück gehörte, aus mehreren Trommeln; auf der Trommel, zu der unſer Bruchſtück gehörte, müſſen dann, ähnlich wie bei der großen Mainzer Juppiterſäule, vier Figuren dargeſtellt geweſen ſein, was nach der Breite der Viktoria gut möglich iſt. Am oberen Rand ſchließt die Trommel ein glattes Geſimsband ab. Das zweite kleinere Bruchſtück (Abb. bei 2) zeigt am unteren Ende den von zwei Bändern eingefaßten geſchuppten Schaftring, wie er auch ſonſt bei Gigantenſäulen vorzukommen pflegt. Darüber iſt noch zu erkennen der rechte Fuß einer ſtehenden Figur, die mit langem Gewand bekleidet geweſen ſein muß. Rechts von ihr ſieht man den unteren Teil eines Schildes, um deſſen Rand ſich ein breiter Lorbeerkranz legte. Es fragt ſich nun, ob dieſes kleinere Stück zu der Viktoria gehörte; möglich iſt es, denn der Schild kann zu der rechts von der Viktoria zu denkenden Figur, hier einem Mars, gehören (vgl. die ähnliche Anordnung auf der großen Juppiterſäule).

Aus dem größeren Bruchſtück läßt ſich der Durchmeſſer der Säule feſtſtellen; er beträgt 37—38 cm, die Höhe der Trommel mit der Viktoria läßt ſich mit etwa



Zu Nr. 5

50—60 cm annehmen. Legen wir die Maßverhältniſſe der großen Juppiterſäule zu Grunde, ſo ergäbe ſich für die Säule eine Schafthöhe von etwa 3 m. Nehmen wir noch Sockel, Kapitäl und bekrönende Figur hinzu, ſo haben wir es hier mit einem recht ſtattlichen Denkmal zu tun. Ob nun alle Trommeln der Säule oder nur ein Teil davon figürlichen Schmuck aufzuweiſen hatte, ſoll zunächſt eine offene Frage bleiben. [Neeb]

VII.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz
für das Rechnungsjahr vom 1. April 1916 bis 1. April 1917

I. Zur Geschichte der Anstalt

GEGENÜBER den Erſchwerungen und Hemmniſſen, welche das dritte Kriegsjahr ſelbſtverſtändlich in noch geſteigertem Maße im Gefolge hatte, kann mit großer Befriedigung feſtgeſtellt werden, daß Reich, Heſſen und Stadt Mainz ihre finanzielle Unterſtützung in vollem Umfang aufrecht erhielten und auch die deutſchen Einzelſtaaten, Städte und Altertumsvereine zum größten Teile ihre üblichen Beiträge leiſteten. Der Fortgang der wiſſenſchaftlichen wie techniſchen Arbeiten des Muſeums, der Vermehrung und Verwaltung waren damit geſichert, wenn auch an die verminderten Arbeitskräfte erhöhte Anforderungen geſtellt werden mußten. Die Ausgabe zweier wiſſenſchaftlicher Kataloge, von Heft XI der Mainzer Zeitſchrift, die rege Mitarbeit an den Berichten und Katalogen der Frankfurter Röm.-germ. Kommiſſion, die Beteiligung an der Redaktion der Prähiſtoriſchen Zeitſchrift und des neuen Röm.-germ. Korreſpondenz-Blattes, zahlreiche Beiträge in verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften bezeichnen das Ergebnis der literariſchen Jahresleiſtung, während die Vermehrung der Sammlung namentlich durch den Erwerb einiger hervorragender Originale gefördert werden konnte. Vor allem iſt der hochherzigen Stiftung des Herrn Kommerzienrats Karl Opel in Rüſſelsheim-Frankfurt zu gedenken, der ein künſtleriſch und wiſſenſchaftlich ſehr wertvolles Sarkophagrelief aus Marmor ſchenkte, welches ſich früher in der Villa Ludovisi in Rom, ſpäter in öſterreichiſchem und Frankfurter Privatbeſitz befand. Mit ſeiner intereſſanten Germanendarſtellung bildet es den Glanzpunkt der Germanenabteilung des Centralmuſeums und wird in Heft XII der Mainzer Zeitſchrift eine eingehende Würdigung erfahren. Auch vielen deutſchen Muſeen wurde wieder durch wiſſenſchaftliche Beratung, Wiederherſtellung von Altertümern und Lieferung von Nachbildungen und Modellen geholfen in einem Umfange, daß die Arbeiten für die eigene Anſtalt zeitweiſe etwas zurücktreten mußten.

Von den Beamten des Muſeums ſteht der Direktorial-Aſſiſtent Dr. F. Behn noch im Feld, ebenſo der frühere Volontär Dr. W. Bremer; auch der Sekretär F. Wagner iſt noch einberufen. Der Volontär Dr. F. Volbach trat am 1. Januar an das Kaiſer Friedrich-Muſeum in Berlin über. Von den Mitgliedern des Geſamtvorſtandes iſt Geh. Hofrat Profeſſor Dr. J. Ranke in München geſtorben, welcher ſeit 1883 dem Vorſtande des Centralmuſeums angehörte.

Die Frühjahrsvorſtandsſitzung fiel mit Genehmigung des Kaiſerl. Reichsamts des Innern und des Großh. Heſſiſchen Miniſteriums wiederum aus. Rechenſchaftsablage und Aufſtellung des neuen Voranſchlags wurden ſchriftlich erledigt.

II. Die Vermehrung der Sammlung durch Nachbildungen und Originale

Die Geſamtzahl der Nachbildungen beträgt jetzt 27 583 Stück, der Originale 9168, was einen Zuwachs von 325 bezw. 329 Nummern bedeutet. Einige Nummern umfaſſen ganze Gruppen von Gegenſtänden. Bei den Originalen ſind einige älteren Schenkungen und die Virchow-Stiftung (zuſammen 553 Nummern) und die ganze Numantia-Sammlung nicht mitgerechnet.

A. Nachbildungen. Paläolithik: Tierknochen und Quarzitabſpliſſe aus ſpätpaläolithiſchen Lößſtationen in der Umgebung von Kreuznach, welche neuerdings von Gymnaſiallehrer K. Geib in Kreuznach entdeckt wurden. Funde von Achenheim, Andernach, Cannſtadt, Thaingen, vom Bockſtein und Sirgenſtein, der Ofnet und Schuſſenquelle (durch das Provinzialmuſeum zu Halle). Aus Frankreich eine Anzahl Skulpturen aus Knochen und Bein. Siedelungsfunde (und Grabbeigaben?) von der Bereſina (Rußland), darunter ein Knochenſtück mit Mammutzeichnung, Stein- und Knochenwerkzeuge (Originale in Privatbeſitz).

Neolithik: Steinbeile, Knochenwerkzeuge, Scherben aus Wohngruben bei Kottenheim (Muſeum Mayen), welche an die Funde des „Michelsberger" Typus aus den Feſtungen bei Urmitz und Mayen erinnern, aber wie dieſe einen fremden, noch nicht genau feſtgeſtellten Einfluß verraten (VIII. Ber. d. Röm.-germ. Kommiſſion S. 40). Einige Funde aus den neuentdeckten Wohnplätzen bei Waldalgesheim, Sarmsheim, Laubenheim, Bretzenheim, Rüdesheim bei Kreuznach (Röſſen-Nierſteiner und Bandkeramik). Kugeliges Vorratsgefäß mit vier Öſenhenkeln von Mommenheim (Rheinheſſen, Städtiſches Muſeum Mainz) aus einer Wohngrube der Röſſener Kultur. Modell und Gefäße einer Wohngrube des Plaidter Typus von Wachenheim (Rheinheſſen). Modell einer Hütte derſelben Kultur am Frauenberg bei Marburg (Korrbl. der Röm.-germ. Komm. I 1917 S. 21). Steinbeile und Scherben von einer Höhenſtation auf dem Galgenberg bei Neubamberg (Rheinheſſen, Privatbeſitz). Spondylusmuſchelſchmuck aus ſpiralkeramiſchen Gräbern von Oſthofen und Hönheim im Elſaß (Muſeum Straßburg), deſſen Rohmaterial nach Forrer aus dem Mainzer Becken ſtammt (Anz. f. elſ. Altk. 1916 S. 715). Aus Bayern mehrere Gefäße des Münchhöfer Typus, den Reinecke mit Recht neuerdings in engeren Zuſammenhang mit der Bandkeramik gebracht hat (Präh. Ztſchr. VII S. 215), von Münchhöfen ſelbſt (Muſeum Regensburg), der Räuberhöhle bei Kelheim und Eichendorf (Staatsſammlung München). Aus einem Grab bei Gießen ein Becher der „Zonenkeramik". Modell einer Hacke der Band- und eines Beils der Zonenkeramik. Steinbeil aus Granit aus Ägypten (Geſch. des Pelizaeus-Muſeums in Hildesheim).

Bronzezeit: Frühbronzezeitliche Gefäße aus Bayern (Schulerloch bei Kelheim, Kleinprüfening in der Oberpfalz, Staatsſammlung München); mehrere ſeltenere Bronzenadelformen von Worms und in Erlanger Privatbeſitz; Keramik und Bronzen aus einem Urnenfeld bei Schwalheim (Muſeum Fried-

berg i. d. W.). Prächtiges „geſchnitztes“ Gefäß aus Frankreich (Muſeum Wiesbaden, Korrbl. der Röm.-germ. Komm. I S. 27).

Hallſtatt- und La Tène-Periode: Modell eines Blockhauſes bei Hallſtatt. Gefäße aus einem Grabhügel im Miltacher Holz B.-A. Freiſing (Staatsſammlung München).

Beſonderes Gewicht wurde bei den diesjährigen Nachbildungen auf den Ausbau der Übergänge der Späthallſtatt- zur Früh-La Tène-Zeit gelegt, da dieſe Periode im Muſeum noch wenig vertreten und überhaupt nicht genügend aufgeklärt iſt. Es handelt ſich vor allem um die eigenartige Späthallſtatt- und Früh-La Tène-Kultur in Eifel und Hunsrück, Weſterwald und Taunus, welche ihre Anfänge in Oſtfrankreich und Lothringen, ihre Ausläufer in Mitteldeutſchland hat (Präh. Ztſchr. VIII S. 139). Späthallſtattfunde von Kottenheim (Wohngruben), Welling, Mayen in der Eifel (Skelettgräber, Sammlung Mayen), Gondershauſen und Waldlaubersheim (Skelettgräber, Muſeum Wiesbaden), Rödelhauſen (Sammlung in Simmern) im Hunsrück zeigen dieſe ſcharfausgeprägte von Weſten nach Oſten vordringende Späthallſtatt-Kultur mit ihren „Wendelringen“ (ſogenannte Totenkränze, gewundene Halsringe, feintordierte Bruſtringe, die auch zum Eindrücken der Gefäßornamente verwendet wurden), während Brandgräber dieſer Zeit von Mayen (Muſeum Mayen), vom Coblenzer Stadtwald, Waldeſch (Muſeum Coblenz), Walderbach (Muſeum Kreuznach) von der rheiniſchen hallſtättiſchen Urnenfelder-Kultur beeinflußt ſind. Ausgeſprocheneren Übergang zur Früh-La Tène-Kultur verraten Grabfunde von Mayen (Muſeum Mayen), Mörſchbach (Doppel-Tierkopffibel, Muſeum Bonn), Langenlonsheim (Muſeum Kreuznach), Neuwied, Oberlahnſtein, Braubach (Muſeum Oberlahnſtein), im allgemeinen Skelettgräber, wenn auch die Brandſitte ſich gelegentlich noch gehalten hat. Öſtlich des Rheins erſcheint jene Späthallſtatt-Kultur der Eifel und des Hunsrücks in völlig gleicher Weiſe, auch in Skelettgräbern, namentlich bei Neuhäuſel im Weſterwald (Muſeum Wiesbaden), wo ſie die anſäſſige Bevölkerung mit Brandritus verdrängte, und ebenſo im weſtlichen Taunus (Kammerforſt uſw., Muſeum Wiesbaden). Im Weſterwald ſind ihre Spuren noch im Ringwall von Rittershauſen (Muſeum Wiesbaden) feſtzuſtellen, wenn auch ſchon im Übergange zu Früh-La Tène, ein Ringwall, welcher wohl wie der von Stein-Wingert die Grenzen dieſes Volkes gegen die im Siegtal wohnenden Urnenfelderleute und ſpäter die germaniſchen Siedler ſchützen ſollte. Die bisherigen Funde von Stein-Wingert (Muſeum Wiesbaden) ſtammen allerdings in der Hauptſache aus der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit. Eine Urne vom (Früh-?) La Tène-Typus vom Petersberg bei Königswinter (Muſeum Bonn) bedarf noch der näheren Aufklärung inbezug auf Kulturzugehörigkeit. Auch die Ringwall- (und Grabhügel)funde von der Lorley und der Lipporner Schanze, ebenſo wie ein Grabinventar von Holzhauſen a. d. H. (ſämtliche im Muſeum Wiesbaden) ſind Niederſchläge jener Hunsrücker Späthallſtatt-Kultur, die in Gräbern bei Weißenturm bei Presberg (Muſeum Wiesbaden, ſchön verzierte Flaſche) bereits das Früh-La Tène-Stadium bekundet. Im allgemeinen reichen die Skelettgräber der Hunsrücker Späthallſtatt-Kultur nur bis zu dem Aareinſchnitt, öſtlich desſelben, namentlich um das Limburger Becken und den goldenen Grund, hat ſich die verbrennende rheiniſche Bevölkerung länger gehalten. Reiche Grabhügelinventare von Bärbach, Fachingen, Heringen (Muſeum Wiesbaden) verraten zum größeren Teile die alteinheimiſche Hallſtattbevölkerung mit Leichenbrand, doch ſind auch einige Skelettbeſtattungen mit jener weſtlichen Kultur vorhanden, wenn auch zum Teil in etwas jüngerer Ausprägung. Auch Austauſch und Beeinfluſſung der beiderſeitigen Formen laſſen ſich im Schmuck und in den Gefäßen beobachten.

Von Hochſtetten am Kaiſerſtuhl, wo von K. Gutman eine große galliſche Spät-La Tène-Siedelung wie bei Zarten (Tarodunum?) weiter unterſucht wurde, eine Anzahl Scherben und Amphorenſtücke, welche letztere wie bei Baſel, Mont Beuvray uſw. noch aus vorrömiſcher Zeit herrühren könnten. Modell des germaniſchen Spät-La Tène-Ringwalls auf dem Dünsberg bei Gießen. Aus der Falkenſteiner Höhle auf der ſchwäbiſchen Alb eine Bronzefibel des Nauheimer Typus, ähnlich der aus der Bettelmannshöhle, aus welcher Zeit in Württemberg erſt wenige Funde vorliegen.

Römiſche Zeit. Funde aus mehreren frührömiſchen Gräbern mit Beilchen bei Waldalgesheim (Muſeum Kreuznach), von Rheingönheim (Muſeum Speyer), der Gegend von Bingen, zwei kleine Geſichtsürnchen aus Weinheim bei Bingen (Privatbeſitz), aus der neuentdeckten Sigillata-Töpferei bei Sinzig (Muſeum Remagen) Formſchüſſeln, „Töpferſcheibe“ uſw. Lichthäuschen aus einer villa rustica bei Burgweinting (Muſeum Regensburg), mehrere Terrakottenfigürchen aus Straßburg (Muſeum Straßburg), ſpätrömiſche Rädchen-Sigillata aus Coblenz (Muſeum Coblenz). Die Beneficiarier-Inſchrift von Altrip (Muſeum Speyer). Bronzefigürchen (lanternarius) als Ölgefäß, wohl einen Germanen darſtellend, gefunden bei Trier (Antiquarium Berlin, Geſchenk von Prof. Dr. R. Zahn). Mächtige, ſchön verzierte Votiv-Lanze, gefunden wohl bei Ehl (Muſeum Wiesbaden), vielleicht aus einem sacellum eines Beneficiarierpoſtens (?). Pferdegeſchirrbeſchläg (Leitriemenring) von Rüſſelsheim (Heimatmuſeum Rüſſelsheim) und Pferdeamulett aus einer villa rustica in Holland (Muſeum Leiden). Gefäße aus Schützengräben in Serbien (Muſeum Eſſen). Modell des Moſelſchiffes von Neumagen (Muſeum Trier). Perlenſchnur aus einem germaniſchen Grab bei Dobra (Muſ. Bautzen).

Merovingiſch-Karolingiſche Periode. Bronzeleuchter von St. Alban in Mainz (Privatbeſitz, Mittelalter?), ſeltener figürlich verzierter Grabſtein von Moſelkern (Muſeum Bonn), langobardiſches Käſtchenbeſchläg mit Maria und Jeſuskind und den drei Weiſen aus dem Morgenland (Kaiſer Friedrich-Muſeum Berlin), ſlaviſche Grabfunde von Novogrodek (Muſeum Karlsruhe) und von der Bereſina (Privatbeſitz). Modell eines ſlaviſchen Töpferofens in einem Ringwall der Lauſitz durch das Muſeum Bautzen. Grundriß von Wikinger-Häuſern aus Südſchweden. Frühmittelalterliche Funde von der Schauenburg in Baden (Privatbeſitz).

B. Originale.

a) aus Deutschland:

1. Von Kottenheim neolithische Scherben und Steinbeilbruchstücke aus Wohngruben; dabei auch Spät-Hallstatt-Scherben (durch das Museum in Mayen).

2. Von Bruckberg (B. A. Freising) aus einer Ansiedlung Scherben der Hinkelstein- und Spiralkeramik (Museum in Freising).

3. Von Burgweinting (Oberpfalz) Scherben aus spätbronzezeitlichen Wohngruben (Museum Regensburg). Vgl. Röm.-germ. Korrbl. IX 1916 S. 54.

4. Von Gering ein geschlossener Grabfund der älteren Hallstatt-Zeit, Brandgrab mit sechs Tongefäßen (Museum Mayen).

5. Von Mayen-Kottenheim ein sogenannter Napoleonshut und zwei Steinschlägel, ersterer an Ort und Stelle hergestellt, letztere in dem Basaltbruch der Hallstatt-Zeit verwendet (Museum Mayen).

6. Aus Schlesien eine Urne des späteren Lausitzer Typus (Sammlung der naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg).

7. Vom frühgermanischen Gräberfeld bei Ettringen zwei Tongefäße der Spät-La Tène-Zeit (Museum Mayen).

8. Von Westerndorf in Bayern sechs verzierte römische Glasgemmen, geschenkt von Geh. Rat L. Gerlach in Erlangen.

9. Aus den Rheinlanden eine Anzahl römischer Münzen und einige Sigillata-Gefäße durch den Kunsthandel.

10. Von Mayen mehrere römische Gefäße aus Töpferöfen und Gräbern (Museum Mayen).

11. Von Bingen eine Anzahl Sigillata-Scherben (Museum Bingen).

12. Aus Hessen (Rheinhessen?) zwei fränkische Scramasaxe, geschenkt von Dr. F. Volbach-Mainz.

13) Von Mayen fränkischer Grabfund, Tonkrug und Eisenmesser (Museum Mayen).

14. Von Amberg (Oberpfalz) ein Eisenkuchen (Museum Amberg). Vgl. Korrbl. der Röm.-germ. Kommission I S. 33 (P. Reinecke).

b) aus Österreich-Ungarn:

1. Von Polepp bei Leitmeritz (Böhmen) zwei Tongefäße der Spiralkeramik durch Dr. F. Wagner-München.

2. Aus Ungarn eine Anzahl bronzezeitlicher und spätrömischer Gefäße.

3. Aus Böhmen und Ungarn mehrere Votivfigürchen aus Bronze, Menschen und Tiere.

c) aus Italien:

1. Schöne Bronzegruppe zweier Krieger als Kandelaber-Bekrönung, etruskisch, 5. Jahrhundert.

2. Eine Anzahl Votivfigürchen aus Bronze, italisch, etruskisch und römisch (Todi, Sardinien usw.).

3. Kollektion unteritalischer Tongefäße, geometrische und hellenistische, letztere zum Teil im Austausch von dem Museum Wiesbaden.

4. Zwei Bronzelaren mit Inschrift (Korrbl. der Röm.-germ. Komm. I S. 68 f.).

5. Relief eines römischen Sarkophags mit Germanen-Darstellung, geschenkt von Kommerzienrat Karl Opel-Rüsselsheim-Frankfurt (Korrbl. der Röm.-germ. Komm. I S. 12 f.).

6. Arretinische und gallische Sigillata aus Ostia usw.

d) aus Frankreich:

1. Paläolithische und neolithische Steinartefacte von der Marne, geschenkt von Dr. W. Bremer.

2. Neolithische und hallstattzeitliche Scherben vom Camp des Romains zwischen Laon und Reims, ausgegraben durch Museumsdirektor Professor Dr. P. Gößler-Stuttgart.

3. Bilderschüssel des Advocisus aus der Dordogne (Kunsthandel).

4. Inhalt eines römischen Brandgrabes bei Soissons (durch Museum Mayen).

5. Sigillata-Proben aus den Töpferöfen bei Avocourt (Museum Straßburg).

6. Fränkische Gräberfunde von der Aisne, geschenkt von Dr. W. Bremer.

7. Fränkischer Grabfund von Brabant bei Verdun, Geschenk von Hauptmann Meiler-München.

e) aus Griechenland, Kleinasien, Ägypten:

1. Steinbeile und Bronzestier aus Palästina, geschenkt von Maler V. Roman-Karlsruhe.

2. Archaische Terrakotten von Cypern.

3. Griechische Bronzefibeln aus Kleinasien (von Dr. F. Wagner-München).

4. Mehrere spätrömische „Sigillata"-Teller mit seltener Darstellung und Verzierung aus Ägypten.

5. Koptische Altertümer aus Ägypten vom Museum Kreuznach, Gefäße, Terrakotten, Bronzen.

f) aus Rußland:

Aus der Gegend von Mlawa (Stupok) römische Augenfibel von Bronze, Geschenk d. Lt. d. Ref. Boland-Mainz.

III. Arbeiten der Werkstätten für fremde Museen

Wiederherstellung trümmerhaft ausgegrabener Altertümer erfolgte für 32 Museen und Private, umfänglichere für die Museen in Bingen, Friedberg i. d. W., das städtische Museum in Mainz, Mayen, München, Regensburg, Wiesbaden und einen Privaten. Abgüsse und Modelle wurden an 23 Museen und Lehranstalten geliefert, in größerer Zahl an die prähistorische Staatssammlung in München und das Landesmuseum in Wiesbaden.

Von den kleinen Figuren des Römers, Franken und Sueben wurde wieder eine größere Anzahl auf Vorrat zum Verkauf fertiggestellt.

Durch Tod eines älteren Werkstattarbeiters und militärische Einberufung eines jüngeren, gegen Ende des Winters auch durch mehrwöchentlichen Schluß der Werkstätten wegen Kohlenmangels ist die Zahl der Nachbildungen für das eigene Museum in diesem Jahr gegen sonst etwas zurückgeblieben.

IV. Bibliothek, Photographien- und Lichtbildersammlung

haben durch Kauf und Geschenke Vermehrung erfahren. Besonders zu Dank sind wir Herrn Ingenieur L. Kraemer-Mainz verpflichtet, der uns mehrere Aquarell-Kopien nach karolingischen Handschriften herstellte, und Herrn Professor Wenzl-Freising für ein Aquarell der Krypta in Freising.

V. Der Besuch und die Benutzung des Museums

war trotʒ der Kriegszeit ziemlich lebhaft, namentlich ſeitens des Militärs. Von auswärtigen Forſchern nahmen 164 die Hilfe der Direktion im Muſeum in Anſpruch. Auch haben wie ſonſt zahlreiche Führungen ſtattgefunden, für den Mainzer Volksbildungsverein, hieſige und auswärtige Schulen, Gruppen von Offizieren uſw. Vom 2. Februar ab war das Muſeum wegen Kohlenmangels geſchloſſen, ebenſo die Bibliothek; die Verwaltung wurde in das Baubüro im Hofe verlegt.

VI. Literarische Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitſchrift, die gemeinſam vom Centralmuſeum und Mainzer Altertumsverein herausgegeben wird, iſt Heft XI (1916) erſchienen, ſo umfänglich und reich illuſtriert wie je, infolge privater Zuſchüſſe. Von den wiſſenſchaftlichen Einzelkatalogen iſt Nr. 6 (Bronzezeit Süddeutſchlands von G. Behrens) und Nr. 7 (Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters von F. Volbach) ausgegeben. Nr. 8 (Geſamtführer durch die Sammlungen des Central-Muſeums) iſt im Manuſkript und mit Abbildungsmaterial vollendet und ſoll ſobald als möglich in Druck gegeben werden; er iſt handbuchartig gehalten und wird von einem kurzen volkstümlichen Auszug (Wegweiſer) gefolgt ſein. Über andere literariſche Arbeiten iſt bereits oben berichtet.

VII. Zusammenstellung der für das Jahr 1916/17 dem Museum von Fürstlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleisteten Zuschüsse

Bewilligung des Deutſchen Kaiſers	Mk.	600.—
„ „ Königs von Sachſen	„	450.—
Zuſchuß des Reichs	„	40 000.—
„ „ Königreichs Württemberg	„	200.—
„ „ Großherzogtums Heſſen	„	12 000.—
„ „ „ Baden	„	200.—
„ der Stadt Mainz	„	4 000.—
„ „ „ Berlin	„	500.—
„ „ „ Frankfurt a. M.	„	300.—
„ „ „ Aachen	„	30.—
„ „ „ Karlsruhe	„	50.—
„ „ „ Coblenz	„	30.—
„ „ „ Dortmund	„	50.—
Übertrag	Mk.	58 410.—

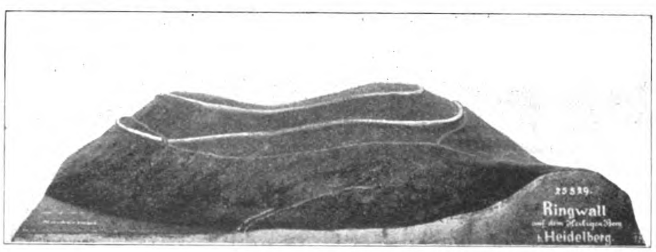
Übertrag	Mk.	58 410.—
Zuſchuß der Stadt Fürth	„	25.—
„ „ „ Halle	„	100.—
„ „ „ Hamborn	„	10.—
„ „ „ Heidelberg	„	50.—
„ „ „ Offenbach	„	40.—
„ „ „ Pforzheim	„	50.—
„ „ „ Wiesbaden	„	100.—
	Mk.	58 785.—

Beiträge von Vereinen:

Bautʒen, Geſellſch. f. Anthropol. u. Urgeſch.	Mk.	20.—
Bromberg, Hiſt. Geſellſch. f. d. Netʒediſtrikt	„	10.—
Caſſel, Ver. f. Heſſ. Geſch. u. Landeskunde	„	20.—
Coblenz, Coblenzer Muſeumsverein	„	10.—
Dillingen, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Duisburg, Muſeumsverein	„	10.—
Elbing, Elbinger Altertumsverein	„	8.—
Friedberg, Geſchichts- u. Altertumsverein	„	10.—
Gießen, Oberheſſiſcher Geſchichtsverein	„	20.—
Hall, Hiſtor. Verein f. d. württemb. Franken	„	10.—
Heilbronn, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Homburg v. d. Höhe, Verein für Geſch. und Altertumskunde	„	20.—
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50.—
Kreuznach, Antiqu.-hiſtoriſch. Verein für Nahe und Hunsrück	„	10.—
Landshut, Hiſt. Verein f. Niederbayern	„	10.—
Mannheim, Altertumsverein	„	50.—
München, Hiſt. Verein f. Oberbayern	„	20.—
Regensburg, Hiſt. Verein für Oberpfalz und Regensburg	„	20.—
Saarbrücken, Hiſt. Verein f. d. Saargegend	„	30.—
Stade, Verein f. Geſchichte und Altertümer	„	10.—
Stendal, Altmärkiſcher Muſeumsverein	„	10.—
Thorn, Coppernicus-Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt	„	10.—
Tübingen, Schwäbiſcher Albverein	„	10.—
Worms, Altertumsverein	„	30.—
	Mk.	418.—

Jährl. Beitrag von Mitgliedern	Mk.	1 040.40
Geſamtbetrag des jährl. Zuſchuſſes	„	60 243.40

Die Leiſtung der Stadt Mainz beſteht außer dem oben erwähnten Beitrag von Mk. 4000 in der koſtenloſen Überlaſſung der Muſeumsräume (jährlicher Mietwert veranſchlagt zu Mk. 50 000) und in der Übernahme der Koſten für Heizung, Beleuchtung, Verſicherung und Aufſicht. K. Schumacher



Modell des Ringwalls auf dem Heiligenberg bei Heidelberg
(Katalog 5 des Röm.-Germ. Central-Muſeums Taf. III 3)

VIII.

Bericht über die Vermehrung der städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung vom 1. April 1915 bis 1. April 1917

A. Gemäldegalerie

1915

Von größeren Erwerbungen wurde mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse abgesehen. Angekauft wurden zwei Aquarelle des Mainzer Künstlers:

Karl August Freiherrn v. Klein: 1) Ansicht von Bingen von der Burg Klopp aus rheinabwärts (Abb. 1).

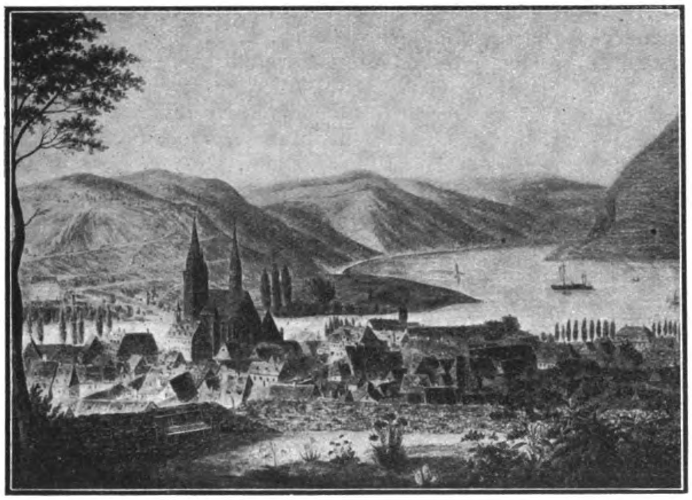


Abb. 1. K. A. v. Klein, Ansicht von Bingen



Abb. 2. K. A. v. Klein, Kloster Mariental

H. 52 cm, Br. 70,5 cm; bezeichnet links unten: K. A. v. Klein; das Bild stammt wahrscheinlich aus den zwanziger oder dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts.

2) Waldtal mit kleiner Kirche und Klostergebäuden (Abb. 2), vermutlich das Kloster Mariental im Rheingau. H. 50 cm, Br. 70,5 cm; bezeichnet links unten: K. A. v. Klein; wohl aus der gleichen Zeit wie das vorhergehende. Über Karl August Freiherr von Klein finden sich nähere Nachrichten bei Scriba, Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen . . . ., 2. Abteilung. Darmstadt 1843. S. 382ff. Über seine reichen Sammlungen berichtet H. Püttmann, Kunstschätze und Baudenkmäler am Rhein. Mainz 1843. „Mainzer Privatsammlungen". Aus einer Stadtaufnahme im Mainzer städtischen Archive ergibt sich, daß v. Klein im Jahre 1833 38 Jahre alt, ledig, katholisch und Privatmann war und daß er in Mannheim geboren war; das Mainzer Adreßbuch vom Jahre 1860 führt ihn noch an, das von 1865 kennt ihn nicht mehr; nach (Schneider) Darstellungen der Stadt Mainz ist v. Klein 1870 in Aßmannshausen gestorben (freundliche Mitteilungen von Herrn Professor Dr. Heidenheimer). Eine Darstellung des Wirkens dieses vielseitigen Mainzer Künstlers — außer in der Malerei war er auch musikalisch und schriftstellerisch tätig — wäre eine dankbare Aufgabe. Zu seinen bekanntesten Arbeiten gehören das dreiteilige Panorama der Stadt Mainz vom Stephansturm aus gesehen und ein Panorama der Stadt vom Drususdenkmal aus.

1916

Vermächtnis Stephan Karl Michel: Herr Geheimer Kommerzienrat Stephan Karl Michel, Ehrenbürger der Stadt Mainz († 1906) vermachte in seinem Testamente vom 13. März 1905 der Stadt Mainz: a) ein Bild, „das mit Boursse bezeichnet, aber von Geheimrat Bode und Dr. Bredius, den ersten lebenden Kennern der niederländischen Malerei, dem Jan Mienze Molenaer zugeschrieben wird; b) das Bild Rüdisühli: Der Wald im Herbst; c) das Bild von Enfield: Marine; d—g) die vier Bilder: Rheinlandschaften des Mainzer Malers Schneider."

Das unter dem Namen Boursse gehende Bild (Öl auf Leinwand), H. 67 cm, Br. 52 cm, wurde im Jahre 1888 aus dem Besitze des Landrats von Niesewand in Mühlhausen bei Köln durch Bredius angekauft und kam von hier aus in den Besitz des Erblassers.

Über den „Haarlemer Maler Johannes Molenaer in Amsterdam" und im Zusammenhange damit über unser Bild handeln ausführlich Bode und Bredius im Jahrbuch der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen XI S. 65f. be-

ſonders S. 70f.; dabei auch eine gute Wiedergabe des Bildes in Lichtdruck. Hier wird auch die Streitfrage, ob Boursse oder Molenaer der Meiſter unſeres Bildes, eingehend behandelt und zu Gunſten Molenaers entſchieden. Die Bezeichnung E. BOVRSE 1620 ſoll mit teilweiſer Benutzung der alten Inſchrift I MROLENAER auf das Bild aufgeſetzt worden ſein.

Wie auch im Teſtamente angedeutet, herrſchten über den Meiſter des Bildes verſchiedene Anſichten. Das Bild ſelbſt trägt auf dem Brette in der Armlehne des Stuhles, der rechts dicht am Rande ſteht, eine Bezeichnung, die ſehr undeutlich geworden iſt. Zu erkennen iſt etwa, was hier wiedergegeben iſt (Abb. 3); die Jahreszahl 1620 könnte auch als 1629 geleſen werden. Bei Wurzbach, Niederländiſches Künſtlerlexikon Bd. 3 S. 35 (unter Boursse) wird bemerkt, daß das Bild nach anderer Anſicht von J. Mienze Molenaer (geb. nach 1605, † 1668) gemalt und die Bezeichnung 1629 gefälſcht ſei; fraglich bleibt, ob Wurzbachs Angabe ſich nur auf die Jahreszahl oder auch auf den Namen bezieht. Wie bei eingehenderer Unterſuchung feſtgeſtellt werden konnte, ſitzt dieſe angeblich gefälſchte Bezeichnung recht tief, ſie müßte alſo zum mindeſten eine ſehr frühe Fälſchung ſein; wenn aber die Jahreszahl nicht echt iſt, dann gilt das Gleiche auch von dem Künſtlernamen. Jedenfalls kann unſer Bild, wenn die Jahreszahl echt iſt, nicht von Eſaias Boursse herſtammen, da dieſer erſt 1631

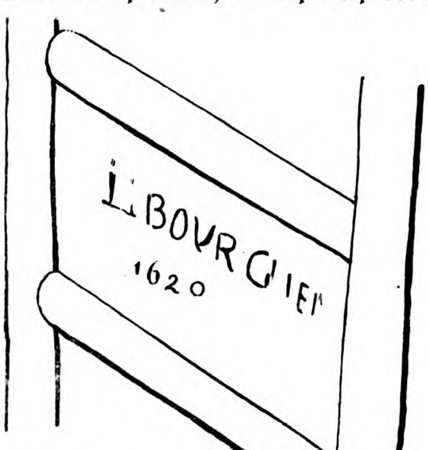


Abb. 3. Bezeichnung des Bildes Boursse (Molenaer)

geboren wurde. Im Nachtrage (Bd. 3 S. 35) bemerkt aber Wurzbach, daß zwei Maler des Namens Boursse exiſtiert zu haben ſcheinen, von denen der eine den Vornamen L führte. Von dieſem Meiſter ſcheinen die Bilder der Koll. Wallace, Weſendonck und der Galerie in Straßburg herzurühren.

Eigentümlicherweiſe findet ſich weder in dem Brief-



Abb. 4. Boursse (Molenaer), Heimkehr des Sohnes

wechſel über den Ankauf des Bildes noch auch bei Wurzbach eine nähere Bezeichnung für die auf dem Bilde dargeſtellte Szene; bei Bode und Bredius iſt das Bild als „Familienſzene“ bezeichnet. Wir nennen ſie hier „Heimkehr des Sohnes“, ohne beanſpruchen zu wollen, damit das Richtige getroffen zu haben (Abb. 4).

Das Bild verſetzt uns in eine geräumige, einfach ausgeſtattete bürgerliche Stube. Den Mittelpunkt der Handlung bildet der behaglich auf ſeinem Stuhle ſitzende, offenbar eben erſt heimgekehrte jugendliche Sohn. Das linke, verwundete (?) Bein, das bis an das Knie mit einem blauen zerfetzten Lappen umwickelt iſt, ſtellt er auf einen ihm als Schemel dienenden Pfeifenſtänder, in der Linken hält er die Tonpfeife, in der Rechten einen braunen Deckelkrug. Die zerriſſene Hoſe und der offene Koller ſind olivenfarben, der Hut grau. Er ſieht freundlich lächelnd auf die ihm gegenüberſitzende ältere Frau, wohl ſeine Mutter. Dieſe legt dem Sohne die linke Hand auf den Arm, mit der rechten hält ſie ein leinenes Kleidungsſtück (Hemd?); ſie ſieht nach links auf die eben vor der halbgeöffneten Türe erſcheinenden Beſucher oder Bekannten, einen jüngeren Mann in rotem Hemde, darüber eine ärmelloſe Weſte, hinter ihm eine alte Frau. Die Mutter iſt bekleidet mit dunkelbraunem Rocke, ſchwarzer Jacke, weißem Spitzenkragen und weißem Häubchen. Die Gruppe rechts bilden der im langen, dunkeloliven Mantel am Kamine ſitzende Großvater, der in ſich gekehrt ſeine Tonpfeife raucht. Vor ihm die Geſchwiſter des Heimgekehrten: die ältere Schweſter beim Kindertiſchchen ſitzend, mit roter Jacke, grauen Ärmelſchonern, dunkelblauem Rocke, weißer Schürze und weißem Häubchen. Sie hält die Händchen der vor ihr ſtehenden kleinen

Schwester, die lauschend nach dem erzählenden großen Bruder hinsieht. Das Kind trägt rotes Häubchen mit weißem Spitzenrand, hellviolettes Jäckchen, hellbraunem Rock und roten Unterrock.

Im ganzen ist das Bild gut erhalten, nur hat an einigen Stellen, besonders nach den helleren Teilen hin, durch eine Reinigung mit zu scharfen Mitteln die Farbe etwas notgelitten. In einer früheren Zeit wurde das Bild auch rentoiliert, dabei leider etwas schief wieder auf den Rahmen gespannt.

Die vier Gemälde von Georg Schneider, Öl auf Leinwand, stellen dar: 1) Blick von Hochheim auf Kostheim und Mainz, rechts die Hochheimer Kirche; bezeichnet rechts unten G. Schneider; H. 56 cm, Br. 92 cm. 2) Blick von Eltville rheinabwärts über Erbach und Reinhartshausen hin; H. 56 cm, Br. 92 cm. 3) Blick vom Niederwald auf Rüdesheim und rheinäufwärts; bezeichnet G. Schneider 1784; H. 56 cm, Br. 91 cm. 4) Blick auf Bingen und ins Nahetal von der Rossel aus; bezeichnet links unten am Baumstamm G. Schneider 1799; H. 57 cm, Br. 92 cm.

Das Gemälde von Traugott Hermann Rüdisühli (geb. 1864) „Wald im Herbst", bezeichnet Hermann Rüdisühli 1898, H. 95 cm, Br. 149 cm, stellt eine Lichtung im Walde dar mit zwei mächtigen Eichen im Mittelgrunde, in der für den Meister bezeichnenden und bekannten feuerigroten Abendbeleuchtung.

Das Seestück von Henry Enfield (geb. 1849), H. 85 cm, Br. 129 cm, zeigt auf leicht bewegter See vier Fischerboote bei Sonnenaufgang; bezeichnet H. Enfield.

Angekauft wurde von dem Mainzer Maler Rolf C.W. Balsam das Bild „Rheinhessische Dorfprozession" (Öl auf Leinwand).

Aus den Beständen des Vermächtnisses Laske (1903) wurden in die Gemäldegalerie eingereiht: Th. Verhas († 1872), Ansicht des Heidelberger Schlosses, Öl auf Leinwand und Pappe; oval, 15,5 × 19,5 cm; bezeichnet mit dem Monogramm TV, und die Ölstudie von Ferd. Fr. Wilh. Weiß († 1874), Brustbild des Mainzer Malers Heinrich Kempf († 1852), Leinwand auf Pappe; H. 19,5 cm, Br. 14,15 cm; bezeichnet links H. Kempf aet. 21. und rechts F. Weiß, Dssdrf. a. R. Novbr. [18]36. Heinrich Kempf ist hier mehrfach vertreten, unter anderem besitzt die Gemäldegalerie von seiner Hand die beiden bekannten Ansichten des Mainzer Fischturmes.

B. Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen

1915

Wilhelm Altheim († 1914), sechs Radierungen: 1) „Samariter", H. 9,5 cm, Br. 14 cm; 2) „Hl. Joseph", H. 24 cm, Br. 29,5 cm; 3) „Kleines Männchen", H. 5,5 cm, Br. 4,5 cm; 4) „Streit", H. 24 cm, Br. 18 cm; 5) „Ach bleib bei mir", Breitformat, H. 17,5 cm, Br. 24 cm; 6) „Kiwi", H. 8,5 cm, Br. 5,7 cm. Die Maße sind die der Platte.

Ernst Graeser (geb. 1884), „Um 1914", H. 24 cm, Br. 17,7 cm (Platte). Handschriftlich bezeichnet „Ernst Graeser 1915". Inneres einer Kirche, rechts Altar, vor dem ein großer Kruzifixus steht. Um den Altar wälzen sich Drachen und andere Ungeheuer, am Fuße des Altares Waffen.

Hans Lietzmann, „Aus der Offenbarung Johannis", fünf Originalholzschnitte in Mappe mit Text.

Von älteren Mainzer Meistern wurden erworben:

Johann Peter Rücker(t) (geb. 1757, Näheres über ihn bei Schrohe, Auff. und Nachweise S. 159 und 174; vgl. auch Nagler, Künstlerlexikon Bd. 15 S. 402), zwei Radierungen: 1) Ansicht von Hochheim nach Mainz, gemalt von C. Schneider, gestochen von P. Rücker; Platte, H. 24,8 cm, Br. 32,7 cm. 2) Ansicht von Mainz nach Hochheim, Bezeichnung und Größe wie das vorherige. Diese beiden Blätter gehören vielleicht zu der von Nagler a. O. erwähnten Folge von „Sechs Rheingegenden", die in den Jahren 1792—94 erschienen sind.

Dr. K. Dillenius, „Ansicht von der Zitadelle aus", getuschte Zeichnung, Blattgröße H. 47 cm, Br. 58 cm; gibt den Blick etwa von der Bastion Germanikus aus auf die nächsten Straßen, die Neutorbrücke und weiterhin auf den Rhein und die Mainmündung, etwa um 1820. Das Blatt verzeichnet noch die ehemalige Bockspforte. Es ist bezeichnet: „Ansicht von der Zitadelle aus. Dillenius."

Die Stadtbibliothek überwies der Sammlung:

1) Ein Skizzenbuch von Dr. K. Dillenius mit 49 Blatt (Folio) Federzeichnungen und aquarellierten Federzeichnungen: Landschaften (meist Rheingegenden), Baumstudien und Figürliches; nach einer Notiz auf dem ersten Blatte gezeichnet im Jahre 1816 von Dr. Dillenius, auf der Innenseite des Deckels das Ex libris Fr. Schneiders.

2) Ein Sammelband von Georg Schneider mit 55 Blatt (Folio) getuschte Federzeichnungen; auf dem Umschlage die Notiz: „55 nach der Natur abgezeichnete Gegenden von Georg Schneider 1792 und 1793"; enthält besonders zahlreiche Motive aus der Umgegend von Kreuznach (Winterburg und Ansichten von Kreuznach); ferner Mainlandschaften (Aschaffenburg, Ruine Gamberg); Rheinlandschaften (Oppenheim, Rüdesheim, Bonn u. a.; Hartemühl bei Mainz, Favorite u. a. m.); Bergstraße, Odenwald (Otzberg, Michelstadt); die meisten Blätter mit Bezeichnung und Jahreszahl. Auf der Innenseite des Umschlags, wahrscheinlich von Kesselstatts eigener Hand, „Franz Graf v. Keßelstatt".

3) Skizzenbuch von Georg Schneider (Quart), 80 Blatt Feder- und Bleistiftzeichnungen und getuschte Federzeichnungen; auf dem ersten Blatte die Angabe „Gegenden so nach der Natur gezeichnet von Georg Schneider 1793". Meist Rheinlandschaften, zum Teil nur flüchtige Skizzen, zuletzt auch Figürliches.

4) Skizzenbuch von Georg Schneider mit 90 Blatt (Folio) Bleistift-, Feder-, Sepia- und Tuschzeichnungen, zumeist Rheinlandschaften, Baumstudien und Figürliches.

Über die zwei Skizzenbücher und den Sammelband von Georg Schneider siehe auch Mainzer Journal 1890 Nr. 155 und 157 und 1891 Nr. 160/161.

5) 780 Blätter aus altem Bestande: Stiche und Radierungen deutscher, niederländischer, französischer, englischer, italienischer und unbekannter Meister.

Ferner wurden angekauft vier Aquarelle von Stephan Schmitt: der Marktplatʒ in Mainz, der Geſchirrmarkt in Mainz, Anſicht von Mainz von der Eiſenbahnbrücke aus, Anſicht des Binger Tores; alle aufgenommen um 1915.

Von Sammelwerken wurden angeſchafft: die Handzeichnungen alter Meiſter aus der Albertina u. a. Sammlungen, hg. von Schönbrunner und Meder; ferner die Handzeichnungen alter Meiſter im Städelſchen Inſtitut zu Frankfurt a. M. (Schluß).

1916

Ferd. Dörr, Karlsruhe, 5 Blatt Radierungen: 1) Parkbild, 2) Dorfſtraße, 3) Gundelsheim am Neckar, 4) Wimpfen am Neckar, 5) Burg Homberg am Neckar.

Hans Lietʒmann, Das Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti; ſieben Originalholzſchnitte, den Brüdern, die im großen Krieg für uns gelitten haben und geſtorben ſind, gewidmet. A. D. 1916. Groß Folio in Mappe.

Von Profeſſor Peter Halm wurden zur Vervollſtändigung ſeines Werkes in unſerer Kupferſtichſammlung drei weitere Reihen ſeiner Arbeiten erworben. I. Reihe: 1) Aus der Fiſcherei in Bamberg. 2) Motiv von Füſſen. 3) Brotmarkt in Füſſen. 4) Brücke in Dachau. 5) Rathaus in Marktbreit. 6) Bei Weßling. 7) Kanal in Brügge. 8) Maler im Kahn. 9) Ölmühle auf der Reichenau. 10) Sturm auf der Reichenau. 11) Schäferhütte in Erding. 12) Motiv von Oberzell. 13) (Anſicht von) Fieſole. 14) S. Emmeram in Regensburg. 15) Hof in Füſſen. 16) Bauernhof in Runkel. 17) Schädelſtudie.

II. Reihe: 1) Bamberg, Fiſcherhäuſer. 2) Am Lech in Füſſen. 3) Aus Mering. 4) Fiſcherſchlößchen auf der Reichenau. 5) Partie in Mittelzell auf der Reichenau. 6) Birken in Haſpelmoor. 7) Blick auf Füſſen. 8) Kirchhof in Mering. 9) Meersburg am Bodenſee. 10) Leutſtetten. 11) Schiffswerkſtätte. 12) Friedhofsarkaden in Reutte. 13) Straße in Füſſen. 14) Motiv bei Weßling. 15) Bauernhof in Merching. 16) An der Stadtmauer in Füſſen (dazu ein Probedruck). 17) Hof bei Weßling. 18) Kreuzgang der Stiftskirche in Berchtesgaden. 19) Bauernhof auf der Reichenau. 20) Motiv bei Laubenheim. 21) Ponte vecchio Florenz (dazu ein Probedruck). 22) Verona. 23) Palazzo Darius (dazu ein Probedruck). 24) Kleiner Kanal in Venedig. 25) Kanal und Brücke in Venedig. 26) Abbazzia, S. Gregorio. 27) Kanal in Venedig. 28) Casa Desdemona. 29) Porta della Corta (dazu ein Probedruck). 30) Pollajuolo, David (Stich, dazu zwei Probedrucke). 31) Porträt meiner Mutter (Stich).

III. Reihe: 1) van Eyck, Porträt in Hermannſtadt (Stich). 2) Guardi, Konzert (dazu ein Probedruck). 3) Schmiede bei Traunſtein. 4) Sturm bei Füſſen. 5) van Eyck, Kardinal von Sante Croce (Stich, dazu ein Probedruck). 6) Motiv bei Aubing (Schabkunſtblatt). 7) Porträt meines Vaters (auf weichem Grund radiert). 8) Willibaldsburg bei Eichſtätt (Schabkunſtblatt). 9) Weiden mit Kahn (Reichenau). 10) Fiſcherhäuſer in Bamberg. 11) Porträts meiner Buben (dazu ein Probedruck). 12) Brügge (Kanal). 13) Ca d'oro Venedig (dazu ein Probedruck). 14) Blick auf Florenz.

Die 10 Probedrucke ſind Geſchenke des Künſtlers.

Herr Profeſſor Dr. Heidenheimer in Mainz ſchenkte vier Landſchaften von Kaſpar Schneider, Feder-, Tuſch- und Sepiazeichnungen.

Für die Sammlung der Anſichten von Alt-Mainz wurden erworben eine Federzeichnung von P. T. Keßler, Anſicht der Holzgaſſe mit dem Holzturm um 1850.

Von den Veröffentlichungen der Preſtelgeſellſchaft in Frankfurt a. M. wurden angeſchafft: 1) Zeichnungen alter Meiſter im Kupferſtichkabinet des Großherzoglichen Muſeums zu Weimar. 1. und 2. Serie, herausgegeben von Hans von der Gabelenʒ, Frankfurt a. M. 1912/1913.

2) Zeichnungen alter Meiſter in der Kunſthalle zu Bremen, herausgegeben von Guſtav Pauli, 1.—3. Teil, Frankfurt a. M. 1914—1916. Neeb

⁂

Die städtische Kupferstichsammlung[1]

Eine Überſicht über die Beſtände der ſtädtiſchen Kupferſtichſammlung iſt zurzeit nicht leicht zu erlangen.

Die große, über 20 000 Blätter zählende Sammlung iſt infolge der Umbauſchwierigkeiten im Kurfürſtlichen Schloſſe in Schränken dreier Räume zuſammengedrängt, deren Hauptraum als Atelier ſehr ſtark in Anſpruch genommen wird, und es iſt ſo eine Beſichtigung und Prüfung außerordentlich erſchwert.

Den Grundſtock der Sammlung bildet ein alter Beſtand an Stichen, Holzſchnitten und Handzeichnungen, an dem ſchon ſeit 1804 durch die Bibliothek geſammelt wurde und der wahrſcheinlich auch noch manches aus kurfürſtlicher Zeit enthält.

In dieſem alten Beſtand ſind von altdeutſchen Meiſtern ſehr ſchöne Blätter von Hans Sebald Beham, Virgil Solis und Aldegrever hervorzuheben, von Dürer „Der Spaziergang" (Adam Bartſch Katalog Nr. 94), „Das Wappen des Todes" (B. 101), „Apoll und Diana" (B. 60), „Der hl. Georg zu Pferde" (B. 54), „Die Kanone" (B. 99); von Holzſchnitten ſchöne Blätter aus der Johannes-Paſſion und aus der großen Paſſion, aus Dürers Werkſtatt das ſehr ſeltene Buchzeichen des Hektor Pönner (B. 163), von den zahlreichen Kopien ein ganz wunderſchöner Abdruck von „Adam und Eva" (B. 1) von Wierix.

Einem alten Klebeband der Stadtbibliothek ſind ſehr intereſſante Handzeichnungen holländiſcher Meiſter des 17. Jahrhunderts entnommen. Von dieſen darf das „Bildnis eines Greiſes in ſitʒender Stellung" vielleicht mit Recht Rembrandt zugeſchrieben werden.

Zu dieſem alten Beſtande kommen nun mannigfaltige Ankäufe der Stadtbibliothek und ſpäter der Gemäldegalerie, ſowie Vermächtniſſe und Geſchenke.

Im Jahre 1841 floſſen durch das Teſtament des Kunſthändlers M. v. Metʒler in Baden-Baden, dem die Stadt Mainz ja auch 200 zum Teil ſehr gute Gemälde verdankt, der Sammlung eine Reihe von Handzeichnungen zu, darunter Rubens (?) Chriſtus am Kreuz, Blätter von Boucher, Caracci, Palamedes und Watteau.

[1] Hier angeſchloſſen ſei eine der Schriftleitung zugegangene Überſicht über unſere Sammlung, ſie enthält auch ſehr beherzigenswerte Wünſche für ihre zukünftige Aufſtellung.

1853 überwieſen die Erben des Malers J. A. Ackermann 75 Aquarelle.

Angekauft wurden 1885, 1886 und 1887 der Nachlaß der Mainzer Maler G. A. Laſinsky, G. Canton und Dr. Kaſpar Dillenius, enthaltend viele, namentlich eigene Handzeichnungen und Aquarelle.

Das erſte große Vermächtnis erhielt unſere Sammlung durch Oberbürgermeiſter Dr. Dumont im Jahre 1885 mit wertvollen deutſchen Stichen von Bauſe, Georg Friedrich Schmidt und der Künſtlerfamilie Preſtel, ſehr ſeltenen franzöſiſchen Porträts von Nanteuil, Drevet und Maſſon, guten Blättern des Engländers Strange und der Italiener Giovanni Volpato, Raffaello Morghen und Salvator Roſa.

Mit dieſem Legat wurde 1885 im Akademieſaale die erſte Kupferſtichausſtellung veranſtaltet.

Der Vermittelung des Prälaten Dr. Friedrich Schneider, der für Mainz ſo Vieles gewirkt, gelang es im Jahre 1890 den beſonders wertvollen Nachlaß von Philipp Veit († zu Mainz 1877) der Sammlung zuzuführen. Dieſer beſteht aus ungefähr 700 Blatt meiſt eigener Handzeichnungen, darunter ſehr intereſſante Karikaturen. Auch Ölſtudien des Meiſters ſind vorhanden und manch gute Zeichnung befreundeter Zeitgenoſſen.

Mit dem Jahre 1896 begann Profeſſor Lindenſchmit, der auch den Nachlaß des Mainzer Malers Settegaſt mit 400 Handzeichnungen erwerben konnte, mit Käufen moderner Blätter.

Seiner Tätigkeit verdanken wir die Anlage einer prachtvollen, durch Profeſſor Neeb erfolgreich fortgeſetzten Sammlung der Graphik unſeres Landsmanns Profeſſor Peter Halm. Das Kupferſtichkabinet weiſt gegenwärtig 461 graphiſche Blätter und 74 Handzeichnungen des Meiſters auf. Durch Lindenſchmit und Neeb ſind ferner ſehr ſchöne Radierungen von Köpping, Käthe Kollwitz und Georg Jahn erworben worden. Von Max Liebermann beſitzen wir „Die badenden Knaben“, von Karl Stauffer den weiblichen Akt, die beiden Bildniſſe Peter Halms und das ſeiner Schweſter, von Klinger, neben einigen Blättern aus den beiden Zyklen „Vom Tode“ und dem „befreiten Prometheus“ aus der „Brahms-Phantaſie“, die Blattfolgen: „Amor und Pſyche“, die „Intermezzi“, die „Rettung ovidiſcher Opfer“ und den ganz herrlichen Zyklus „Eine Liebe“.

Einen außerordentlich reichen Zuwachs von ungefähr vierzehntauſend Blättern nebſt einer ſchönen kunſtwiſſenſchaftlichen Bibliothek erfuhr unſere Sammlung im Jahre 1903 durch das hochherzige Vermächtnis des Juſtizrates Adolf Laske in Frankfurt a. M., dem Sohne des früheren Mainzer Stadtbaumeiſters. Alle Richtungen der deutſchen Kupferſtichſchulen ſind ſehr gut vertreten. Von Chodowiecki ſind, nur um Beiſpiele anzuführen, beinahe 200 Blätter vorhanden, von Dietrich über 100, von Johann Adam Klein über 400. Schöne Blätter liefert Schmidt, und der in Mannheim wirkende Fratrel. Erwähnenswert ſind ſieben, wohl ziemlich unbekannt gebliebene Aquarelle Kaſpar Schneiders.

Von Spaniern finden wir gute Radierungen von Goya, von Italienern Blätter von Caſtiglione, Londonio und Della Bella, von Engländern John Raphael Smith, Earlom, Houſton, viele Blätter von Thomas Worlidge, Bartolozzi, von denen auch ſchon ein ſchöner älterer Beſtand vorhanden war, und 60 Blatt des bekannten Nachahmers und begeiſterten Verehrers Rembrandts W. Baillie (1720—1810). Was den Meiſter Rembrandt ſelbſt anlangt, ſo iſt aus dem Legat Laske im Verein mit allen früheren alten Beſtänden und Geſchenken eine Rembrandt-Mappe mit über 100 Radierungen gebildet, bei denen allerdings Originale und Kopien noch fachmänniſcher Sichtung bedürfen.

Als gute Blätter ſeien daraus erwähnt: Der Engel vor der Familie des Tobias verſchwindend (B. 43), Die Flucht nach Ägypten, Nachtſtück (B. 53), Maria mit dem Kinde in Wolken (B. 61), Der heilige Hieronymus im Zimmer (B. 105), Die Synagoge (B. 126), Der Zeichner nach dem Modell (Pygmalion) (B. 192), Ein ausgezeichneter Abdruck des „Fauſt“ (B. 270), Clement de Jonghe (B. 272), Der erſte Orientalenkopf (B. 238). Auch Adriaen van Oſtade und Potter ſind gut vertreten.

Die größte Überraſchung des Laskeſchen Legats iſt aber eine mehrere tauſend Nummern umfaſſende, geradezu wunderſchöne Sammlung von franzöſiſchen Stichen, Radierungen und Lithographien, namentlich ſolcher aus der Wende des 18. Jahrhunderts und dem ganzen 19. Jahrhundert, insbeſondere aus deſſen Mitte. Eine Sammlung von gleicher Reichhaltigkeit wird ſelbſt in ſehr großen Kabinetten nicht zu finden ſein, da dieſes Sammelgebiet in Deutſchland bisher wenig gepflegt wird.

Von älteren Meiſtern verweiſen wir auf Sebaſtian Bourdon, auf Léonard Gaultier (alias Leonhard Galter, geboren zu Mainz um 1552, berühmter Kupferſtecher in Paris unter Heinrich III, deſſen Anfängen in ſeiner Geburtsſtadt nachzugehen wohl intereſſant wäre) und auf ſchöne Blätter von Alix und Janinet.

Von Künſtlern des 19. Jahrhunderts ſeien kurz erwähnt: Henri Boutet (68 Blatt), 50 Blätter des ausgezeichneten Felix Bracquemond, Daubigny, Delâtre, Jean Dupleſſi-Bertaux (45 Blatt), 142 Blatt von Charles Jacque, Jacquemart, Maxime Lalanne (43 Blatt), Lepic, Martial, 77 Blatt von Jean Pierre Norblin uſw.

Sehr Schönes verdankt endlich unſere Sammlung dem Vermächtnis Joſef Schicks im Jahre 1906. Wir finden Raphael Morghen, Piraneſi, Anderloni, den Schweizer Freudeberg und den berühmten franzöſiſchen Stecher Jean Michel Moreau le jeune mit leider nicht unverſehrten Blättern aus dem „monument du coſtume“.

Mit den vorſtehenden Aufzeichnungen konnte natürlich nur ein ganz oberflächlicher Überblick über die Beſtände der, namentlich auch durch die Handzeichnungen, ſehr wertvollen Sammlung gegeben werden, die nach der geſchilderten Art ihrer Entſtehung ſelbſtverſtändlich auch große Lücken aufweiſt. Nötig iſt für unſere Sammlung ein Doppeltes:

Die Durcharbeitung des geſamten Materials durch eine geeignete von der Stadt, wenn auch nur vorübergehend, einzuſtellende fachwiſſenſchaftliche Hilfskraft und die Schaffung geeigneter Räume zur Aufbewahrung der Sammlung, zur Benutzung durch Intereſſenten und Studierende, ſowie für wechſelnde Ausſtellungen hervorragend vertretener Meiſter. Erſt dann wird auch die Mainzer Sammlung eine Bildungsſtätte werden, wie ſie die Kabinette anderer Städte längſt geworden ſind. Dr. S. L.

IX.

Charles Mangin und seine Bauten in den Trierer und Mainzer Landen (1779—1793)

von Friedrich Dorst

I. Teil

Charles Mangins Leben

1. Mangins Leben bis zu ſeinem Aufenthalte in Deutſchland (1721—79)

FÜR die kurze einleitende Darſtellung von Charles Mangins Leben und künſtleriſcher Tätigkeit vor ſeinem Aufenthalte in Deutſchland ſind nur literariſche Quellen benutzt worden.[1] Eigentümlicherweiſe übergehen dieſe gerade den Aufenthalt Mangins in Deutſchland und insbeſondere ſein Wirken als Architekt in Trier und Mainz mit Stillſchweigen. Gerade mit dieſem Abſchnitte ſoll die hier vorliegende Arbeit ſich in erſter Linie beſchäftigen. Hierfür ſind deshalb auch die archivaliſchen Quellen herangezogen worden, die zum Teil wertvolle Abbildungen Manginſcher Bauten lieferten.

Charles Mangin wurde im Jahre 1721 in Mitry bei Meaux geboren, als Sproß einer Familie, deren Mitglieder im 17. und 18. Jahrhundert als Organiſten und Orgelbauer in der Landſchaft Brie einen hohen Ruf genoſſen.[2] An der Kirche in Mitry wirkten als Organiſten Charles Mangin und Pierre Mangin, der Vater des Künſtlers. Anfänglich widmete ſich der junge Charles den Wiſſenſchaften; ſpäter ließ ihn ein Onkel im Zeichnen unterrichten, und von dieſer Zeit an wählte er die Architektur zum Hauptfache. Er ſiedelte nach Paris über und errang ſich dort bald eine geachtete Stellung, die ihm eine Reihe ehrenvoller Aufträge eintrug. So baute er die Kirche des heiligen Bartholomäus und das Heilige Geiſt-Seminar. Bald nach dem Tode Boffrands begann er die teilweiſe Ausführung von deſſen großartigem Projekt zu dem Ehrenplatz für Ludwig XV. Unaufgeklärt iſt bis jetzt noch ſein Anteil an der Wiederherſtellung der Kirche St. Sulpice. Es handelt ſich hierbei um den Ausbau des Nordturmes, der Taufkapelle, des Portals und des Orgelgehäuſes, Arbeiten, die nach 1752 begonnen und bis zum Jahre 1777 vollendet wurden. Bald wird Charles Mangin, bald Jean François Thérèse Chalgrin als der Leiter genannt. In Wahrheit werden ſich beide wohl in die Ausführung geteilt haben. Ob er in nähere Beziehungen zu Jacques Ange Gabriel getreten iſt, vielleicht als ſein Schüler, ließ ſich nicht nachweiſen. Die Ähnlichkeit mancher Bauten Gabriels, wie Klein Trianon oder der Palaſt der Ehrenlegion, mit Werken Mangins macht es wahrſcheinlich. Außerhalb von Paris baute er zwei Landhäuſer für einen Herrn von Rioli in Pont-à-Mousson. Karl Borrom. Seiz, der kurtrieriſche Baudirektor, erwähnt ſie in ſeinen Tagebüchern:[3] „30. November 1790. Um $9^{1}/_{2}$ Uhr ritt ich aus Metz und kam 12 Uhr in Pont-à-Mousson an, wo ich mein Pferd im Gaſthof Au Palais royal einſtellte und die Häuſer beſah, die Herr Mangin für Herrn von Rioli gebaut hat. An beiden fand ich nichts beſonders ſchönes, doch iſt noch immer von beiden Boulluard, welches Madame von Rioli bewohnt, das beſte. Dieſes hat ein mit vier Säulen geziertes avantcorps von drei Fenſtern, und die arrièrecorps haben beiderſeits nur zwei Fenſter, welches recht gut für ein Landhaus geht. Die Verzierungen aber übrigens ſind beſonders der Brüſtung zu ſchwer. Von dieſen ging ich dann gleich wieder in meinen Gaſthof, wo ich etwas zu Mittag ſpeiſte, mit Herrn Bourdan de la Montagne lange mich über Herrn Mangin unterhielt, mich dann auf mein Pferd wieder ſetzte und nach Nancy ritt.“ Aus einer beigegebenen kleinen Skizze erſieht man, daß das Landhaus der Frau von Rioli zweiſtöckig in 5 Achſen mit einem vierſäuligen Portikus und drei rundbogig geſchloſſenen Eingängen angelegt war, alſo ganz der Typus von Monaise, nur daß die Säulen der geringeren Gebäudehöhe entſprechend bis zum Erdboden reichen. Bei Ausbruch des Krieges 1914 ſtand das Haus noch; es lag rue des Potiers 34 und gehörte einer Frau Gélinet.[4]

Die Stadt, in der Mangin vor ſeiner Überſiedlung nach Mainz wirkte, nennt Schaab im 2. Bande Seite 190 ſeiner Geſchichte der Stadt Mainz: „Der Hofkammerrat Guiolet hatte in Paris einen geſchickten Baumeiſter aus Metz namens Mangin kennen gelernt und dem Dompropſt empfohlen.“ Doch beruht dieſe Notiz wahrſcheinlich auf einem Irrtum und iſt wohl daraus entſtanden, daß Mangin ſich zur Leitung ſeiner Bauten in Pont-à-Mousson dort oder in Metz zeitweiſe aufhielt. Einen Metzer Architekten Mangin hat es nie gegeben.

Ungeklärt iſt noch die Frage nach dem Vornamen. Die Biographien nennen ihn übereinſtimmend Charles. In den vorhandenen Akten wird er nur einmal angedeutet; der Vermerk eines Aktenfaſzikels in den Einzelakten des Mainzer Archivs (M vom 12. VII. 1788) lautet: Architekt Ch. Mangins Geſuch . . . . . . Die eigene Schreibweiſe ſeines Namens gibt keine Aufklärung



Abb. 1. Fakſimile der Namensunterſchrift Mangins

(Abb. 1). Vielleicht bezeichnet der erſte der beiden vorgeſetzten Buchſtaben ein S (signé).

Die Akten und zeitgenöſſiſchen Reiſebeſchreibungen, die ſeine Bauten in Trier, Mainz und Wörrſtadt anführen, nennen ihn den „berühmten franzöſiſchen Architekten“.

2. Mangin in Trier

Das Schloß Monaiſe (1779—83)

Im Jahre 1779 kaufte der Trierer Domdechant Philipp Franz Wilderich Nepomuk Graf von Walderdorf zu Molsberg und Iſenburg (1739—1809) das oberhalb Trier unmittelbar am linken Moſelufer gegenüber Karthaus gelegene Hofgut Niederkerig für 10 000 Reichstaler von der Abtei Echternach. Er ließ ſofort die alten Gebäude niederreißen und beauftragte Mangin, ihm an ihrer Stelle einen Sommerſitz zu erbauen.

Die Nachrichten über den Bau ſind dürftig. Im Archiv der von Schorlemerſchen Verwaltung in Trier liegt eine kurze Geſchichte des Schloſſes von Domkapitular Marx. Anfragen beim Grafen von Walderdorf auf Schloß Molsberg im Weſterwald blieben unbeantwortet.

Unbekannt iſt, aus welchen Gründen Graf von Walderdorf gerade Mangin zu ſeinem Baumeiſter wählte. Vielleicht hatte er ihn auf ſeiner franzöſiſchen Reiſe 1762—63 in Paris kennen gelernt und hielt ihn für befähigt, ihm ein Luſtſchloß nach der damals in Mode kommenden klaſſiziſtiſchen Bauweiſe zu errichten.

Mangin baute das Schloß von Grund auf neu, alte Fundamentreſte zeigen ſich an keiner Stelle. Ende 1779 ſcheint man ſchon in einiger Höhe über dem Erdboden geweſen zu ſein. Das Trieriſche Wochenblättchen ſchreibt nämlich (1779, Nr. 50): „Jüngſt verfloſſenen Sonntag iſt in dem neuen Bau zu mon Aiſe das Seil eines Flaſchenzuges mit den kupfernen Rollen diebiſcherweiſe entwendet worden; wer eine beſtimmte Nachricht davon geben wird oder den Täter herausbringen kann, hat ſolches in der Domdechanei zu Trier anzuzeigen, wo ihm nebſt Verſchweigung ſeines Namens eine Caroline Trinkgeld wird gegeben werden." Fertig war der Bau 1783; in der Oſterwoche wurde auf dem Kuppeldach ein kunſtvoller Blitzableiter, der erſte in den Trierer Landen, angebracht, der ſchon zwei Monate ſpäter ſeine erſte Probe gut beſtand.[5]

Nach der Vertreibung des Grafen von Walderdorf durch die Franzoſen wechſelte Monaiſe mehrfach den Beſitzer, bis es durch Erbſchaft an den jetzigen Beſitzer, den früheren preußiſchen Landwirtſchaftsminiſter von Schorlemer-Lieſer, fiel.[6]

3. Mangin in Mainz

a) Die Dompropſtei (1781—91)

Während Mangin in Trier noch mit dem Baue von Monaiſe beſchäftigt war, ging ihm von Mainz aus ein neuer Auftrag zu. Am 24. September 1781 war Graf Damian Friedrich von der Leyen, der auch im Trierer Domſtift Kapitular war, in die Würde des Dompropſtes im Mainzer Erzſtifte eingerückt. Schon gleich nach ſeinem Amtsantritte trug er ſich mit dem Plane, eine neue Dompropſtei zu erbauen. Der kurfürſtliche Amtmann Jakob Guiolet empfahl ihm als Architekten, ſo berichtet Schaab (II S. 190), einen geſchickten Baumeiſter aus Metz, mit Namen Mangin, den er zu Paris kennen gelernt hatte (ſ. oben S. 89). Zweifellos iſt dies unſer Charles Mangin. Die Angabe Schaabs können wir zwar auf ihre Richtigkeit hin nicht mehr nachprüfen, doch liegt kein Grund vor, an ihr zu zweifeln. Bei den engen perſönlichen Beziehungen zwiſchen dem Mainzer und Trierer Domkapitel — der neue Dompropſt war ja ſelbſt in Trier bepfründet — iſt es auch nicht ausgeſchloſſen, daß Damian Friedrich v. d. Leyen den damals ſicher ſchon in weiteren Kreiſen bekannten Architekten in Trier geſehen hatte.

Die neue Dompropſtei, deren Koſten 150 000 Gulden betrugen, lag unmittelbar ſüdweſtlich der Stelle, auf der jetzt das Stadttheater ſteht, damals eine eng und winkelig gebaute Gegend, in die nur die kleine Straßenerweiterung vor der Dompropſtei, der Dompropſteiplatz, etwas Licht und Luft brachte (Abb. 2).

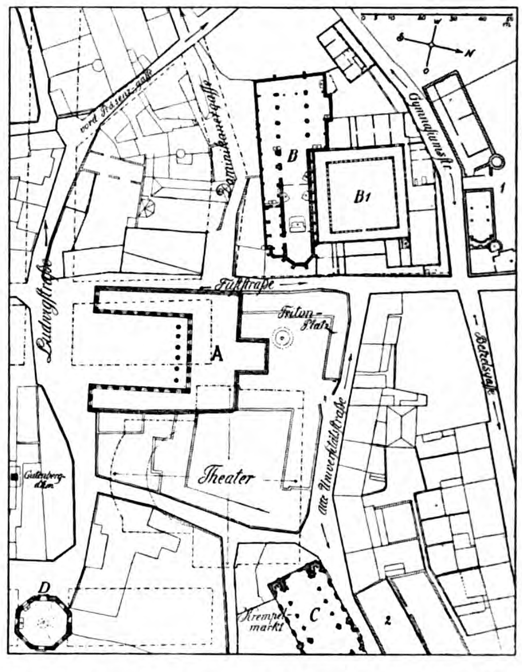


Abb. 2. Lageplan der Dompropſtei, gez. v. P. T. Keßler

A Dompropſtei. B Kirche des Dominikanerkloſters. B1 Kreuzgang. C Jeſuitenkirche. D Sebaſtianskapelle. 1 Cronberger Hof (altes Gymnaſium). 2 Ehemaliges Univerſitätsgebäude

Die neue Dompropſtei war nicht der erſte derartige Bau an dieſer Stelle. Schon der bauluſtige Dompropſt Chriſtian Rudolf von Stadion (1695—1700) hatte hier eine Kurie „von Grund auf neu gebaut". Eine Abbildung des Baues bringt Perſon.[7] Ihre Fundamente ſcheint man bei dem Bau der beiden folgenden Propſteien wieder verwendet zu haben, wenn eine Notiz Schaabs (ſ. unten), 1793 ſeien auch die Stadionſchen Gewölbe zerſtört worden, richtig iſt.

Eine zweite Propſtei errichtete der Dompropſt Karl Emmerich von Breidbach-Bürresheim. Von ihr ſchreibt Schaab (II S. 189): „Die alte Dompropſtei war in neuerem franzöſiſchem Bauſtil 1738—43 vom damaligen Dompropſten und Stadtgerichts-Kämmerer Karl Emmerich von Breidenbach als zweiſtöckiges großes Gebäude erbaut. Sie bildete einen Winkel, deſſen eine Seite gegen die Domdechanei, die andere gegen das Dominikanerkloſter gerichtet waren. Der kleine Platz zwiſchen Domdechanei und Dompropſtei war der Dompropſteiplatz.

Dem Eingang des Dominikanerkloſters gegenüber hatte die Dompropſtei eine der heiligen Dreifaltigkeit geweihte Kapelle. Auch über dem Eingangstor war die heilige Dreifaltigkeit in Stein abgebildet".[8]

Befremdlich könnte die Sucht erſcheinen, ein kaum vierzig Jahre altes Gebäude niederzureißen und durch ein neues zu erſetzen. Sie iſt nur erklärlich durch die Prachtliebe des hohen Herrn, denn die Koſten des Baues, der nicht einmal ſein Eigentum wurde, trug der Dompropſt. Eine Notiz in den D. K. P.*) ſagt hierzu:[9] „Da ein zeitlicher Herr Dompropſt vermöge des abgelegten Eides ſchuldig und gehalten iſt, die Praepositur-Curie nicht allein in Dach und Fach auf ſeine alleinige Koſten zu unterhalten, ſondern auch, dafern ſie aus Altertum nicht mehr zu reparieren iſt, ganz neu zu erbauen, womit auch das Herkommen übereinſtimmt, ..." Allerdings waren die Einkünfte der hohen Geiſtlichkeit in Mainz ſehr hoch, der Dompropſt bezog jährlich 40 000 Gulden, die Domherren ſelten unter 10 000 Gulden.

Über den Fortſchritt des Neubaues unterrichten nur wenige ſpärliche Nachrichten. Mehrere D. K. P.[10] melden von den Gerätſchaften, die das Domfabrikamt zum Bau der neuen Propſtei abgegeben hat. Januar 1788 ſucht der Schreinergeſelle Johann Dinkler um Aufnahme in die Schreinerzunft nach, da er noch mindeſtens drei Jahre für die Dompropſtei, an der er ſchon ſechs Jahre tätig ſei, zu arbeiten habe.[11] Ein Jahr ſpäter erneuert er laut V. D. P. vom 18. März 1789 ſein Geſuch mit der Begründung, „er habe noch zwei Jahre in der Dompropſtei zu tun". 1786 ſcheint der Bau ſo ziemlich fertig geweſen zu ſein. In einem Schreiben[12] beſcheinigt Mangin dem Schreiner Peter Brandt, daß er vier Jahre zu ſeiner Zufriedenheit für ihn gearbeitet habe. Das Schreiben iſt unterſchrieben: „fait a la grande prevotée de Maience le 15. aout 1786 . . . Mangin, Architecte." Im Mai 1784 bittet der Schloſſermeiſter Niklas Gatter um Aufnahme in die Mainzer Schloſſerzunft, weil er die Schloſſerarbeiten in der Dompropſtei übernehmen ſolle.[13] Den Figurenſchmuck führte der bekannte und vielbeſchäftigte Mainzer Bildhauer Johann Sebaſtian Barnabas Pfaff aus.

Man darf alſo annehmen, daß der Bau ſeit September 1781 geplant war, 1782 begonnen wurde, 1786 bewohnbar war und bis 1791 in ſeiner Inneneinrichtung fertiggeſtellt wurde.

Nur kurze Zeit durfte ſich der Dompropſt an ſeinem neuen Stadtſchloß erfreuen. Als die Franzoſen am 21. Oktober 1792 Mainz beſetzten, nahm General Custine mit ſeinem Generalſtab in ihm Wohnung. Während der Belagerung 1793 ſtarb darin der General Meunier an ſeiner bei Koſtheim erhaltenen Kniewunde und der General Bloue (Debloue) wurde im Hof von einer Haubitzenkugel getötet. Da die Alliierten wußten, welche vornehmen Gäſte dieſer Palaſt beherbergte, wurde während der Beſchießung der Stadt täglich das ſtärkſte Feuer auf ihn gerichtet, und er ging dadurch wirklich in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1793 mit den ſtadionſchen Gewölben in Feuer auf.

*) D. K. P. = Mainzer Domkapitelsprotokolle im Kreisarchiv zu Würzburg. V. D. P. = Vizedomamtsprotokolle im Mainzer Stadtarchiv. Einzelakten: M = Ein Faſzikel im Mainzer Stadtarchiv mit Akten über Perſonen, deren Name mit M beginnt.

Die Trümmer verkamen allmählich. 1797 drohte eine der noch ſtehenden Mauern einzuſtürzen.[14] Im Thermidor des 13. Jahres der Republik (Juli-Auguſt 1805) gab Auguſtin Wetter ein Gutachten über den Zuſtand der Baureſte ab (Faſzikel Mainzer Bauweſen im Stadtarchiv Mainz). Am 1. Oktober 1804 erließ Napoleon I. ein Dekret, das die Anlage des Gutenbergplatzes und den Neubau eines Theaters nach Plänen von St. Far befahl. Die ſechs Säulen der Dompropſtei mit den Kapitälen und den Statuen Pfaffs ſollten den Portikus bilden. Mit den Arbeiten wurde März 1809 begonnen, die Säulen zum Teil aufgerichtet, als der neu ausbrechende Krieg die Fortſetzung des Baues hinderte; die Säulen verkamen, die Statuen und einige Säulenkapitäle der Vorhalle ſtehen noch heute im Hofe des kurfürſtlichen Schloſſes und in dem des Eiſernen Turmes in Mainz.[15] Die Arkaden der beiden Flügelbauten wurden in dem von St. Far 1805 erbauten Hauſe Gutenbergplatz 1 nachgebildet. Das Nähere über den napoleoniſchen Theaterbau findet ſich bei Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz II S. 191 ff., vgl. auch die St. Farſchen Entwürfe für den Gutenbergplatz im Beſitze der Mainzer Stadtbibliothek.

Daß Mangins Bau bei den Zeitgenoſſen Aufſehen, ja zum größten Teil Bewunderung erregte, geht aus den Schilderungen hervor, in denen ſie ihn erwähnen und ſeinen Verluſt beklagen. Nur zwei Urteile mögen hier wiedergegeben werden.[16]

N. Vogt, Anſichten des Rheins, S. 12: „Das ſchönſte und in ſeiner Art einzige Gebäude der Stadt, die Dompropſtei, wurde bei der Belagerung ein Raub der Flammen. Der letzte Dompropſt, ein Graf von der Leyen, hatte ſie größtenteils auf eigene Koſten nach dem Plan und unter der Leitung des trefflichen Baumeiſters Mangin aufführen laſſen. – Dieſem Palaſte fehlte bloß eine angemeſſene Umgebung, ſonſt aber war er in jeder Hinſicht ein Meiſterwerk zierlicher und edler Kunſt."

J. W. von Goethe, Belagerung von Mainz 1793: „Aus alter Liebe eilte ich zur Dechanei (Goethe verwechſelt Dechanei mit Propſtei), die mir noch immer als ein kleines architektoniſches Paradies vorſchwebte; zwar ſtand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingeſtürzten ſchöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die ſonſt netzweiſe von oben erleuchtende Fenſter ſchützten; hie und da war noch ein Reſt alter Pracht und Zierlichkeit zu ſehen. Und ſo lag denn auch dieſe Muſterwohnung für immer zerſtört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasſelbige Schickſal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieſer Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete."

b) Das Guiollettiſche Wohnhaus am Münſterplatz (1784—87)

Gleich nach der Vollendung der neuen Dompropſtei finden wir Mangin für ſeinen Gönner Jakob Guiollett mit dem Entwurfe für ein Wohnhaus beſchäftigt, daß ſich der bauluſtige Hofkammerrat am Münſterplatze erbauen wollte.

Die erſte Nachricht von dem Beſitze Jakob Guiolletts (in dieſer Weiſe ſchreibt er ſeinen Namen ſelbſt) am Münſterplatz gibt ein D. K. P. vom 7. Januar 1784: „Der gräfl. von Ingelheimiſche Amtmann Guiollett

ſtellet unthg. vor: Bekanntlich habe der verſtorbene Kurfürſt Emmerich Joſeph den Übergang des auf dem alten Münſterrempart (auf dem Wall an dem alten Münſtertor) gelegenen Gartens, den er vom Staatsrat von Deel gekauft, genehmigt; ebenſo der jetzige Kurfürſt. Er bitte das Kapitel, den Kauf ebenſo zu beſtätigen.

Conclusum: Es wird dem Geſuch ſtattgegeben dergeſtalt, daß Guiollett den Garten ebenſo benutzen und genießen könne, wie vorher Deel."

Da der Kurfürſt Emmerich Joſeph 1774 ſtarb, beſaß Guiollett den Garten alſo ſeit mindeſtens 11 Jahren.

Die weiteren Schickſale des Grundſtücks und des ſpäteren Hausbaues ſind ziemlich lückenlos aus den noch vorhandenen Akten im Mainzer Stadtarchiv zu erſehen. Das Weſentliche ſei hier im Auszuge wiedergegeben:

Extractus Protocolli Camerae Electoralis Aulicae ddo Mainz den 1. Juny 1786. Conclusum: „Dem Kurfürſtl. Hofkammerrath und Gefällverweſer Eſcherig wird bedeutet, Seine Kurfürſtl. Gnaden hätte dem Kurfürſtl. Hofkammerrath Guiollett gnädigſt erlaubt, an dem Münſterthore neben des Zöllners Wohnung ein Haus nach den vorgelegten Riſſen unter folgenden Bedingniſſen zu erbauen:

1) Hätte der Hofkammerrath Guiollett die Auffahrt auf den Wall in einer Breite von 15 franzöſiſchen Schuhen durch eine ſteinerne Mauer unterſtützet, bis in die Straße hinter ſeinem Hauſe herabzuführen, längſt der Auffahrt hin Barrieres, ſo wie auf der Chauſſée zu Citadelle, zu ſetzen, alles dieſes auf ſeine Köſten vollkommen in Stand zu ſtellen und für die Zukunft beſtändig und gut zu unterhalten.

2) Müſſe das Floß, welches längſt der ſteinernen Treppe hinab aus der Münſterthor Kaſernen zieht, ſeinen ungehemmten, auf Köſten des Hofkammerrath Guiollett zu verfertigenden und zu unterhaltenden Lauf ohne allen Widerſpruch durch deſſen Haus behalten.

3) Sei die zeitherige Kommunikation auf die Münſterthor Kaſernen bis zur zweiten ſteinernen Treppe auszufüllen, auszuebnen, mit dem Wege hinter dem Hauſe wohl zu verbinden und auf Köſten des Hofkammerrathes Guiollett ganz hinzuſtellen.

4) Hat der Hofkammerrath Guiollett die Dachkehle, welche durch ſeinen Anbau am Zollhauſe entſteht, ganz in Blei zu legen und ſo zu unterhalten, daß das Herrſchaftliche Gebäude nie den mindeſten Schaden dadurch leide.

5) Zahlt der Hofkammerrath Guiollett 5 fl. jährlich an Grundzinſen von dieſem Platze und dies von dem Augenblicke an, wo ihm derſelbe überlaſſen worden.

6) Hat der Hofkammerrath Guiollett darauf Rückſicht zu nehmen, daß die Eiche nicht allzuſehr eingeſchwänket, ſondern auf ſeine Köſten wieder ſo eingerichtet werde, daß keine Klagen darüber entſtehen."

V. D. P. vom 9. Juni 1786: „Guiollett zeigt an, daß er auf dem Platze am Münſtertor zwiſchen dem Zoll, dem Hauſe der Kupferſchmiedin Hochenauer, dem Wall, der Anatomie und der Brandmühle ein Haus bauen wolle und bittet um bauamtliche Beſichtigung des Platzes.

Die Beſichtigung findet ſtatt.

Bei der folgenden Beſichtigung ſind anweſend: Namens der K. Hofkammer der Hofkammerrath Molitor, der Stadtbaudirektor Lingier, der Maurermeiſter Johann Lothari, der Zimmermeiſter Opfermann."

V. D. P. vom 9. Juni 1786: „Guiollett will die Gaſſe zum Mühlbach 13 Schuh breit machen, ſo daß für ſein Haus 45 1/2 deutſche Schuh übrigbleiben. An ſeine Hausecke will er eine Kugel ſetzen. Der Hausplatz ſelbſt ſoll 90 deutſche Schuh tief werden. Mit den Bedingungen vom 1. Juni 1786 erklärt er ſich einverſtanden."

Beſchwerde vom 17. Juni 1786: „Die verwittwete Beſtänderin der Brandmühle, Maria Anna Oeſterling, beklagt ſich, daß durch den Guiollettiſchen Hausbau die Gaſſe zum Mühlbach und zur Faßeiche verbaut werde."

V. D. P. vom 23. Juni 1786: „Die beiden Zunftmeiſter der Faßbinder erklären, ſie hätten ihren Eichplatz am Rhein; die Eiche am Münſtertor diene nur als Notbehelf, und ſei der Platz und die Zufahrt auch nach Aufführung des Guiollettiſchen Hauſes noch genügend groß genug."

V. D. P. vom 4. Juli 1786: „Guiollett wird angewieſen, das Gewölbe über dem Brandmühlenbach dauerhaft zu machen und auf ſeine Koſten zu unterhalten."

Verfügung der Kurfürſtlichen Landesregierung vom 14. September 1786: „Da zu dem vom Kurfl. Hofkammerrath Guiollett am Münſtertore neu zu erbauenden Hauſe dermalen bereits die Fundamente liegen und die Quaderſteine auf die anfangs bewilligte Größe des Hauſes ſchon behauen ſeien, ſo ſei es dermalen nicht mehr tunlich, hierin eine Änderung zu treffen und die Straße 16 Schuhe breit zu machen. Jedoch werde Guiollett aufgegeben, ſtatt der mehreren Raum erfordernden ſteinernen Kugeln die Ecke des Hauſes mit einer ſteinernen Platte zu verwahren."

Außerdem beſitzt das Mainzer Stadtarchiv zwei Blatt Zeichnungen von Mangins Hand vom 19. März 1786 und vom 8. April 1786. Sie waren wahrſcheinlich urſprünglich dem Baugeſuche beigefügt.

1) Die Hauptanſicht des Hauſes (ſ. unten S. 109 Abb. 19) mit der Unterſchrift:

„Façade d'une Maison projetée pour Monsieur Guiolet conseiller de la Chambre des Finances de S. A. Sieur Electorale de Maience. le 19 Mars 1786. Mangin."

2) Die Aufteilung des Grundſtückes vor und nach dem zu errichtenden Hauſe.

Soweit die Akten. Man erſieht aus ihnen, daß das Haus im März 1786 entworfen war, im Juni mit dem Bau begonnen wurde und im September die Fundamente lagen. Es war alſo in der zweiten Hälfte des Jahres 1787 etwa vollendet.

Seine weiteren Schickſale bieten nichts Bemerkenswertes: Der Guide de Mayence 1801 vermerkt „Münſterplatz. E. 192 1/2 Jeannette Guiollet, rentière". 1868—78 war es im Beſitze des Herrn Hauswald. Es wurde dann abgebrochen und machte dem Neubau des Pfälzer Hofes Platz.

c) Der Entwurf zum Turme der St. Ignazkirche (1786—92)

Vor eine Aufgabe eigener Art und ſpäterhin auch in den Wettbewerb mit anderen Mainzer Architekten ſtellte Mangin der Auftrag zu einem Entwurfe für den Ausbau des bis dahin noch unvollendeten Turmes der St. Ignazkirche zu Mainz.[17]

Die Ignazkirche von Johann Peter Jäger (1763 begonnen) iſt die erſte große Leiſtung des Klaſſizismus in Mainz. Sie war 1774 bis auf den Turm vollendet. Von dieſem hatte man nur das untere Geſchoß bis zur Höhe des Hauptgeſimſes der Kirche nach dem Jägerſchen Entwurfe aufgeführt und es dann, als der Weiterbau aus Geldmangel unterbrochen wurde, überdacht; in dieſem unvollendeten Zuſtand ſteht er heute noch. Erſt 1786 konnte man dem Gedanken an die Wiederaufnahme der Arbeiten nähertreten. Der am 6. Juli 1786 geſtorbene Domkapitelſche Wappenmaler Georg Joſeph Melber hatte die Kirche mit einem beträchlichen Vermögen von ca. 15000 Gulden eingeſetzt, um die Pfarrkirche davon vollends auszubauen und zur Ehre Gottes auszuzieren. Das Legat wurde für den Ausbau des Turmes beſtimmt.

Der Pfarrer Ernſt Turin ſetzte ſich daraufhin mit Mangin in Verbindung, um ihm die Ausarbeitung eines Entwurfes für den Turm zu übertragen. Was den Pfarrer zu dem Schritt veranlaßte, gerade Mangin zu wählen, läßt ſich aus den vorliegenden Akten nicht erſehen. Vermutlich leitete ihn die Erwägung, daß Mangin als der befähigſte unter den Mainzer Architekten, der eben erſt durch den Neubau der Dompropſtei ſeine Eignung erwieſen hatte, am eheſten ſeinen hochfliegenden, im beſten Sinne modernen Plänen Geſtalt verleihen könnte. Denn der Entwurf Jägers vom Jahre 1761, zudem ein ziemlich mäßiges Gebilde,[18] konnte dem inzwiſchen veränderten Geſchmacke nicht mehr genügen. Der Kirchenvorſtand billigte das Vorgehen ſeines Pfarrers: „In der Juratenſitzung vom 27. Auguſt 1786 teilt Pfarrer Turin mit, daß Mangin ſich erboten habe, für 5 Carolin (1 Caroline = 11 Gulden) einen Riß zum Turm zu verfertigen. Concluſum. Herr Hofrat hätte mit Herrn Pfarrer beſagten Baumeiſter Mangin gegen die Belohnung von 5 Carolin die Fertigung ſolchen Riſſes ohne Anſtand aufzutragen und unter mehreren Riſſen alsdann den beſten auszuwählen."

Durch unbekannte Urſachen wurde die weitere Verfolgung des Planes um anderthalb Jahre verzögert. Am 19. November 1786 teilt nämlich Turin den Juraten mit, „daß ſich der neue Turmbau aus verſchiedentlichen erheblichen Urſachen vielleicht noch einige Jahre verzögern dürfte." Doch beſchließt man ausdrücklich, die 15 000 Gulden für den Turmbau zurückzulegen.

1788 kommt dann die Angelegenheit wieder zur Sprache, und zwar in der Sitzung vom 9. März. In ihr teilt der Pfarrer mit, daß drei Turmentwürfe eingelaufen ſeien, und zwar von Charles Mangin, vom Landbaumeiſter Johann Georg Süß und vom Domkapitelſchen Steinmetzmeiſter Heinrich Steinem. Er äußert „er hoffe, die ſämtlichen Juraten würden mit ihm einverſtanden ſein, den von allen Pfarrkindern ſo lange gewünſchten Turmbau ſobald als nur immer tunlich zu bewerkſtelligen, um dadurch die fromme Willensmeinung des Herrn Melber ſel. zu vollziehen, der ſein Vermögen zur baldigen Vollendung der Pfarrkirche zu St. Ignaz vermacht, und der dem Pfarrer dieſes auf ſeinem Todesbette öfters empfohlen habe. Auch das Publikum erwarte ſolches, und durch längere Verzögerung könne ſich die Pfarrkirche den Verdacht zuziehen, als ſuche ſie dieſes Legat zu etwas anderem zu verwenden." Turin hält den Entwurf Mangins bei weitem für den prächtigſten und meiſterhafteſten, „indem ſolcher ohne überflüſſige, geſchmackloſe Zieraten durch die ſimple, herrliche und antike Architektur majeſtätiſch in die Augen falle. Allein die Kräfte der Kirche ſeien zur Ausführung desſelben ſchlechterdings nicht hinreichend; dem erſten Überſchlag des Herrn Mangin nach würden dazu über 20000 Gulden erfordert, bei der wirklichen Ausführung möchte auch vielleicht ein mehreres erfordert werden, und die Kirche könne dazu nicht mehr als 15 000 Gulden verwenden. Der Süßſche Riß ſei eine augenfällige magere Nachahmung des Manginſchen und ſei es ihm (dem Pfarrer) gleichgültig, welcher unter den beiden gewählt werde. Jeder hätte ſein Gutes und kämen beide vielleicht nicht über 12 000 Gulden zu ſtehen. Die Forderung des Herrn Süß, welche mit einem genau ſpezifizierten ſchriftlichen Akkord vorgelegt würde, belaufe ſich nicht über 15800 Gulden, wovon noch ein merkliches ohne Zweifel könne abgezogen werden. Was die Faſſon des Turmes überhaupt betreffe, ſo ſei er ein Feind von unnützen Helmen und Kuppeln. Alle ganz neu erbauten Kirchen würden jetzt mit glatten Türmen aufgeführt. Die Schönheit und Feierlichkeit ſolcher Gebäude laſſe ſich nicht demonſtrieren, es komme hier auf den Geſchmack an.

Der Vorſtand beſchließt: 1) Es ſolle ſofort zum Turmbau geſchritten werden; 2) Der Süßſche Riß wird gewählt, und der Pfarrer ſolle die nötige Anzeige beſorgen und die höchſte Genehmigung einholen. Wegen des zu ſchließenden Akkordes mit Süß ſoll dann eine neue Sitzung ſtattfinden, ſowie ſoll ein Kunſtſachverſtändiger zur Begutachtung dieſes Riſſes herangezogen werden."

Der Pfarrer verfährt dem Wunſche des Kirchenvorſtandes gemäß. Über den Erfolg berichtet er dann in der Juratenſitzung vom 2. Juni 1789: „Der Pfarrer zeigt an, daß er die drei Turmriſſe dem erzbiſchöflichen Ordinariat vorgelegt und um die Genehmigung gebeten habe, nach dem Wunſche der ſämtlichen Kirchenvorſtände nach dem Riß des Baumeiſters Süß den Pfarrturm bauen zu dürfen. Darauf ſei auf Befehl des Kurfürſten die Sache dem Herrn Baudirektor und Oberſtleutnant Schneider zum Gutachten übergeben worden." Dieſer hat zwar den Entwurf Mangins verworfen, den Süßſchen dagegen mit einigen Einſchränkungen und Verbeſſerungen, die er angegeben, für ſchicklicher erklärt, zugleich aber „einen Riß von ſeiner eigenen Erfindung mit einer ſogenannten Kuppel" eingereicht. „Sodann habe das erzbiſchöfliche Ordinariat ein concluſum vom 22. Mai 1789 dem Kirchenvorſtand zugehen laſſen, worin befohlen wird, daß ſich Pfarrer und Juraten über den Schneiderſchen Riß eheſtens zu erklären hätten. Der Pfarrer ſei nach reiflicher Überlegung der Meinung, daß man bei der gefaßten Entſchließung beharren und bittlich wiederholen ſolle, den Turm nach dem Süßſchen verbeſſerten Riß aufführen zu dürfen, indem ſeiner Einſicht nach der Schneiderſche Riß mit dem Kirchenportal nicht harmoniere, und eine hölzerne Kuppel, wegen der Gefahr vom Blitz angezündet zu werden, ſowohl ein unrätlicher als heutigen Tags dem neuen Geſchmack der Kirchenarchitektur gar nicht angemeſſener Bau ſei, da alle neuen Kirchen mit Türmen in der Form des

Manginſchen oder Süßſchen Riſſes aufgeführt würden. Nachdem Herr Baudirektor Schneider die Gutheit gehabt und einen eigenen Riß verfertiget, folglich als ein unparteiiſcher Richter über fremde Riſſe dermalen nicht mehr angeſehen werden könne, ſo müſſe man das erzbiſchöfliche Ordinariat auch um einen neuen Architekten bitten, in dieſer Sache ſein unparteiiſches Gutachten, wenn ſolches für nötig befunden werden ſollte, zu erteilen. Man ſchlage den Maior und Profeſſor Eickenmayer, der in der Pfarre St. Ignaz wohne, vor; allenfalls könne man auch einen auswärtigen Architekten nehmen."

Soweit der Pfarrer. Seine Ausführungen verdichten ſich zu einem Beſchluß des Kirchenvorſtandes, der hochbedeutſam iſt und deſſen Geiſt dem Weitblick und dem Verſtändnis des Pfarrers und der Juraten das beſte Zeugnis ausſtellt. Der Beſchluß lautet: „Da man bei dem Bau eines neuen Turmes die patriotiſche Abſicht hege, zur Verſchönerung der dahieſigen Reſidenz, ſoviel in den geringen Kräften der Pfarrkirche St. Ignaz beſtehe, etwas beizutragen, und dieſes gewißlich dadurch erreicht werde, wenn etwas Neues, Geſchmackvolles und in der Stadt noch nicht Vorhandenes aufgeführt werde, Türme mit Kuppeln oder ſpitzen Helmen etwas ganz Gemeines ſeien und überall geſehen würden, ſo wünſche man gar ſehr, daß der von Herrn Baumeiſter Süß entworfene und nach der Kritik des Herrn Baudirektors Schneider verbeſſerte, von ſämtlichen Kirchenvorſtandsmitgliedern bereits angenommene Turmriß auch höchſten Orts möge approbiert werden. Soviel die in dem ſchriftlichen Gutachten des Herrn Baudirektors Schneider geäußerte Bedenklichkeit betrifft, daß eine Plattform im Winter wegen Ausſchöpfung des Schnees Unkoſten verurſache und unſerem Klima nicht angemeſſen ſei, ſo glaube man dieſer Schwierigkeit gar leicht dadurch vorzubeugen, wie ſchon wirklich nach eingeholten Gutachten verſchiedener Bauverſtändigen in convocatione verabredet worden, daß ein ganz niedriges Dach innerhalb der Galerie über dem oberſten Gewölbe geführt und dadurch der Schnee beſeitigt werde. Man bitte daher, den Turm baldmöglichſt aufführen zu dürfen."

Es blieb bei der Bitte. Die Franzoſenzeit mit ihren Umwälzungen kam, und als endlich wieder geordnete Zuſtände in Mainz herrſchten, waren die 15000 Gulden verſchwunden und mit ihnen die Möglichkeit, endlich den Turm der St. Ignazkirche ſeiner Vollendung zuzuführen. Vielleicht findet unſere Zeit Gelegenheit, den Turmbau in demſelben fortſchrittlichen Geiſte, wie ihn Pfarrer Turin beſaß, wieder aufzunehmen, nicht nach den Plänen der alten Zeit, die unwiderruflich der Vergangenheit angehören, ſondern nach neuen Riſſen, die ſich bei aller Harmonie mit den Teilen der alten Kirche doch als ein vollgültiger Ausdruck der neuen Zeit darſtellen.

d) Das Schloß zu Wörrſtadt (1787—88)

Der erſte Bau, den Mangin während ſeines Aufenthaltes in Mainz außerhalb des Stadtbannes errichtete, iſt das Rheingräflich Grumbachſche Schloß zu Wörrſtadt.

Nachrichten über den Bau ſind nur ſpärlich erhalten. Im Mainzer Stadtarchiv liegt ein Faſzikel „Chronik von Wörrſtadt", das weiter unten mitgeteilt iſt; im Pfarrarchiv zu Wörrſtadt haben ſich einige kurze Notizen über die Zerſtörung des Schloſſes gefunden. Im rheingräflichen Familienarchiv zu Anholt, deſſen Vereinigung im Gange iſt, wie mir Herr Generaldirektor Profeſſor Dr. Renſing mitteilte, ſind keine Akten oder Zeichnungen, die über die Ausgeſtaltung des Schloſſes Kunde geben könnten.

Die im zweiten Teile wiedergegebene Abbildung iſt eine Zeichnung, die Herr Stadtbaurat Metzler in Worms nach einem alten mangelhaften Ölbilde, das ſich im Beſitz des verſtorbenen Pfarrers Wehſarg in Wendelsheim befand, angefertigt hat.[19] In dem Mainzer Faſzikel liegt eine weitere, ganz ſchlechte Abbildung, die in ihren Verhältniſſen völlig verzeichnet iſt. Sie hat nur inſofern einigen Wert, als auf ihr der Gebäudeteil unter dem Giebel, der auf der Metzlerſchen Zeichnung unrichtig wiedergegeben iſt, richtig erſcheint.

Die erwähnte Chronik meldet von der Entſtehung des Schloſſes: „Dieſe unſere Hoch Wild und Rhein Gräfliche Burg iſt im Jahre 1787—88 von Carl Ludwig Theodor Rhein Grafen deſſen Hohe Gemahlin Erbaut worden der erſte Baumeiſter nahmens Tickeiſen hatte zwahr den Grund Satz gelegt doch aber wurde hernach ein anderer Baumeiſter darzu erfordert welcher dieſes herrliche Gebäude vollentz aufgeführet und verfertiget hat, der letzte Baumeiſter nahmens Mache warr alſo auß Frankreich gebürtig hatte aber in Mayntz ſeinen Aufenthalt, allwo er auch ſehr viele ſchöne Gebäude erbauet wieſelbſten er ſich auch ein ſchönes Hauß gebaut, es liegt alſo dieſe Pläſante Burg oder Luſtſchloß an einer ſehr luſtigen Anhöh wo unſerr Gnädigſte Herrſchaft eine ſchöne Ausſicht hat und wo ſich dann auch gleich unten der Graben befindet da unſerr Gnädigſte Herrſchaft die allerbeſte Pläſant hat."

Karl Ludwig Theodor (1729—1799) war der letzte regierende Rheingraf. Er hatte ſeine Reſidenz von Grumbach (Kreis St. Wendel) nach Flonheim bei Wörrſtadt verlegt. Das Wörrſtädter Schloß ließ er für ſeine erſte Gemahlin Eliſabeth Chriſtine Marianne von Leiningen-Hartenburg (1754—1792) errichten, die für den rheingräflichen Marktflecken Wörrſtadt eine große Vorliebe hegte.

Das Schloß war weniger als prunkvolle Reſidenz, ſondern mehr als Luſtſchloß, als Sommerſitz der Gräfin und ihrer drei Töchter gedacht. Es lag auf der Anhöhe, die ſüdlich von Wörrſtadt aufſteigt und die noch jetzt der Schloßberg heißt. Eine kleine Vertiefung gleich links neben dem alten Spiesheimerweg iſt das einzige, was noch an die Lage des Gebäudes erinnert. Die Stelle war ſo recht geſchaffen für einen Sommerſitz. Auf einem der höchſten Punkte Rheinheſſens gelegen, bot ſich von dort eine weite Ausſicht auf das Vorland bis hin zur Rheinebene.

Mangin leitete alſo nicht den Bau von Anfang an, ſondern wurde erſt herangezogen, als die Fundamente ſchon lagen. Es ſei denn, daß die Chronik ſo zu verſtehen wäre, daß Tickeiſen nur im Auftrage Mangins handelte, der ſelbſt erſt die örtliche Leitung übernahm, als der Aufbau über dem Erdboden begann, der Teil des Baues, der mehr künſtleriſche Befähigung verlangte. Vollendet war das Schloß im Herbſt 1788.

Lange konnte ſich die Rheingräfin ihres neuen Sitzes nicht freuen. Nach dem Einzuge der Franzoſen 1792, die Wörrſtadt zur Kantonshauptſtadt im Bezirk Mainz des Departements Donnersberg machten, mußten alle Bürger der Republik den Treueid ſchwören. Wer ſich weigerte, deſſen Beſitz wurde für Staatseigentum erklärt. Da die gräfliche Familie geflohen war, zogen die Franzoſen in das Schloß ein, raubten es aus und verſteigerten es dann auf Abbruch (Herbſt 1792).

e) Das Gartengrundſtück an der Rheinallee (1788—91) und Mangins Wohnhaus im ehemaligen Gartenfeld bei Mainz (1789—92)

Mangin als Mainzer Bürger (1788—93)

Als Mangin im Jahre 1781 zum Bau der Dompropſtei nach Mainz berufen wurde, hatte er vermutlich die Abſicht, nur ſo lange dort zu bleiben, bis der Bau fertiggeſtellt war. Denn er machte in den Jahren 1781—87 keinerlei Verſuch, durch Erlangung des Bürgerrechtes ſeinen vorübergehenden Aufenthalt in einen dauernden umzuwandeln. Erſt Mitte des Jahres 1788 überreichte er dem Vorſitzenden des Vizedomamtes, Freiherrn von Bibra, ein Schreiben (V. D. P. vom 12. VII. 1788) mit der Bitte, ihm die Erlaubnis zum Ankauf des Gräflich von Sickingenſchen Gartens in der Rheinallee zu erteilen, da ihm das kurfürſtliche Kammer- und Stadtgericht nicht eher dieſen Acker, der ungefähr $3^1/_2$ Morgen groß ſei, und den er zu einem Garten umgeſtalten wolle, gerichtlich überſchreiben wolle, bevor er die Erlaubnis hierzu ausgewirkt habe. Das Schreiben iſt im Faſzikel Einzelakten M noch vorhanden und lautet:

„Architekt Ch. Mangin geſuch um Ankaufung des gräfl. v. Sickingenſchen Ackers an der Rheinallee zu Anlegung eines Gebäudes daſelbſt.

Hochgebohrner Reichsfreiherr, Gnädig und hochgebietender Herr Vizedom!

Ich habe das gräflich Sickinginſche in mainzer Gemarkung an der Rheinallee gelegene Stück Ackerfeld vor ungefähr einem halben Jahre durch einen rechtmäßigen mit des Herrn Grafen von Sickingen bevollmächtigten Hohen Beamten getroffenen und in forma entworfenen Kaufkontrakt an mich gebracht zu dem Ende bei einem wohllöblichen Stadtgerichte dafür um die Beſtätigung des Kaufes ſowohl, als wegen noch nicht gänzlich abgeführtem Kaufſchilling zu mehrerer Sicherheit des verkaufenden Theils um Ausfertigung einer Sicherheitsverſchreibung nachgeſucht.

Allein da ſich gedachtes wohllöbliche Stadtgericht dieſem Geſchäfte ehr und bevor ich als kaufender Theil einen desfalls ausgewirkten landesherrlichen Konſenz produzire, zu unterziehen bedenken findet, mir jedoch daran gelegen iſt, daß ich in Benutzung dieſes Ackers von dem verkaufenden Theile nicht etwa geſtört werde, als gelanget an Euer Reichsfreiherrliche Exzellenz mein untertänig gehorſamſtes Bitten, Hochdieſelbe geruhen wollen, mir nicht nur dieſen von Seiten des wohllöblichen Stadtgerichts anverlangten Konſenz zu Ankaufung obgedachten Stück Ackerfelds in Gnaden zu ertheilen, ſondern mich auch gegen fernere Weitläufigkeiten hochgeneigteſt ſicher zu ſtellen.

Mich gnädiger Willfahrung getröſtend harre in tiefeſter Ehrfurcht

Euer Reichsfreiherrlichen Exzellenz
Untertänig gehorſamſter
12. Julius 1788.“ Mangin.

Das Vizedomamt lehnte das Geſuch mit der Begründung ab, daß der Acker, der an den ſogenannten Lindenbäumen liege, mit Schatzung belegt ſei. Infolgedeſſen müſſe Mangin ſich um das Bürgerrecht bewerben, oder im andern Falle es geſchehen laſſen, daß dieſer Ackerankauf von dem kurfürſtlichen Kammeramt und Stadtgericht während 6 Monate der Bürgerſchaft zum allenfallſigen Abtrieb bekannt gemacht werde. Die Angelegenheit ruhte dann über ein halbes Jahr, bis das Vizedomamt auf eine Beſchwerde des Burgbanns-Deputatus Stadtrat Dahl hin Mangin mitteilte (V. D. P. vom 28. II. 1789 und vom 11. III. 1789), daß man den Verkauf ſeiner neu gekauften Güter beantragen werde, wenn er ſich nicht binnen 14 Tage zur Erlangung des Bürgerrechts melde.

Das wirkte. Mangin verfaßte eine neue Bittſchrift, diesmal an das Vizedomamt, die er am 27. März 1789 einſandte und in der er nicht um das einfache Bürgerrecht, ſondern ohne weiteres um die Aufnahme als civis honorarius unter Befreiung von allen Perſonallaſten einkam.

Das Vizedomamt war anfangs überraſcht und verhielt ſich ablehnend (V. D. P. vom 1. IV. 1789), ſchlug dann aber ſchließlich ſelbſt vor (V. D. P. vom 9. V. 1789), Mangin als Künſtler, der zur Verſchönerung der Stadt tätig ſei, unter Befreiung von den perſönlichen und jährlichen Laſten, jedoch unter Zahlung der Rezeptionsgelder als ordentlichen civis honorarius aufzunehmen.[20]

Dieſer Vorſchlag und Bericht des Vizedomamtes wurden der Kurfürſtlichen Landesregierung vorgelegt (V. D. P. vom 30. VII. 1789), worauf dieſe am 16. Februar 1791 endlich verfügte: „Dem K. Vicedomamt wird auf ſeinen wegen dem Geſuch des Architekts Mangin um die Aufnahme als Ehrenbürger dahier erſtatteten Bericht ohnverhalten daß derſelbe als ein civis honorarius anzunehmen und zu Ablegung des gewöhnlichen Bürgereids ſowohl, als der Entrichtung der gewöhnlichen Aufnahmsgebühren anzuhalten, ohne jedoch, ſolange er keine bürgerliche Nahrung treibt, die übrigen bürgerlichen perſönlichen Laſten zu tragen.“

Ein Vizedomamtsprotokoll meldet dann bald untertänigſt (ad I. quart. 1791): „Mangin wurde im Hauſe Se. Exzellenz des Herrn Vicedoms Freiherrn von Bibra wegen Haus und Güter verpflichtet.“ Die Bezeichnung „Haus“ bezieht ſich auf das Wohnhaus im Gartenfelde, das er mittlerweile auf dem im Jahre 1788 erworbenen Grundſtücke begonnen hatte.

Noch ehe alſo die Verhandlungen wegen Erteilung des Bürgerrechtes zum Abſchluß gekommen waren, hatte Mangin mit dem Hausbaue einen weiteren Schritt zur dauernden Anſiedlung in Mainz unternommen. Die früheſte Nachricht hierüber findet ſich in dem ſchon oben erwähnten Vizedomamtsprotokoll vom 1. April 1789. Es heißt dort, daß Mangin zur Verſchönerung des Gartenfeldes in der ſchönſten Gegend der großen Rheinallee bereits eine koſtſpielige Unternehmung begonnen habe, womit offenbar die Errichtung ſeines

Wohnhauſes gemeint iſt. In dem Bericht, den im März 1789 der Stadtrat Dahl erſtattete (V. D. P. vom 11. III. 1789), und in dem er diejenigen aufzählte, die, ohne Bürger zu ſein, in den letzten Jahren im Gartenfeld Gärten erworben hatten, fehlt zwar Mangin, was ſich aber dadurch erklärt, daß Dahl in ſeiner Eigenſchaft als Kläger den Kauf als noch nicht rechtsgiltig betrachtete.

Genaueres über die Lage des Platzes erfahren wir aus Schaab, der im II. Bande S. 430 ſchreibt: „Die St. Albanskapelle im Gartenfeld ſtand neben dem ſogenannten Mittelweg, der von dem ehemaligen Wendelinskapellchen rechts hinunterläuft und die Felder der Mittelgewann von denen der ärmlichen Gewann ſcheidet, auf einem der letzteren Äcker der Mittelgewann, den jetzt der Stadtrat Krätzer beſitzt. Sie wurde zum Andenken und zu Ehren des heiligen Albans auf die Stelle erbaut, welche die Tradition als den Marterplatz (Locus martyrii) dieſes Heiligen bezeichnet. Wann dies geſchehen und wann ſie wieder zu Grund gegangen, iſt unbekannt. Vermutlich geſchah es bei einem der vielen ſchweren Eisgänge des nahen Rheins. Auf den Platz ſetzte man ein aufgemauertes viereckiges Denkmal von 8 bis 9 Fuß Höhe und 3 bis 4 Fuß Breite, worauf der heilige Alban in knieender Stellung abgemalt war, wie er den Märtyrertod empfing, welches ebenfalls der große Eisgang im März 1784 zerſtörte. Im Jahre 1789 wurde der Acker Eigentum des franzöſiſchen Baumeiſters Mangins, welcher darauf ein Wohnhaus und nahe an der Stelle, wo das Denkmal geſtanden, ein Schlößchen mit einer Kolonnade erbaute, das einige Zeit der aus Frankreich geflüchtete Graf Dorſey bewohnte und das im Jahre 1793 zerſtört wurde.“

Leider war es mir bis jetzt nicht möglich, die Lage des Denkmals und des Ackers feſtzuſtellen. Nach einer im Würzburger Kgl. Kreisarchiv befindlichen ſehr genauen Karte des Gartenfeldes (Fach XV Nr. 172) begann die Rheinallee am Raimunditor und zog ſich ſchnurgerade 300 Ruthen weit hin bis zu der ſteinernen Brücke über den Wildgraben. Ihre Entfernung vom Rhein war ſtets gleichbleibend etwa 10 Ruthen. Die Albanskapelle iſt auf dem Plane nicht eingezeichnet, ebenſowenig iſt der Mittelweg als ſolcher genannt. Der Plan ſtammt aus dem 18. Jahrhundert. Vielleicht befinden ſich im Mainzer oder Darmſtädter Archiv noch Pläne, die mir entgangen ſind und auf denen der Platz eingezeichnet iſt.

Wie ſich dann im einzelnen die Bauausführung geſtaltete, iſt aus den vorhandenen Akten nicht zu erſehen. Die nächſte Erwähnung des Hauſes geſchieht erſt drei Jahre ſpäter, im April 1792.

Mangin hatte die Schreinerarbeit in ſeinem Hauſe unter Umgehung der Mainzer Zunftordnung dem Meiſter Zeil aus Mombach übertragen. Die Schreinerzunft in Mainz führte darüber Klage beim Vizedomamt (V. D. P. vom 11. IV. 1792), und es entwickelt ſich nun ein Streit, der ein bezeichnendes Licht auf die traurigen und engherzigen Verhältniſſe im Zunftweſen der Stadt Mainz wirft. Steifnackig widerſetzten ſich die Zünfte den neuen Ideen im wirtſchaftlichen Leben und den Fortſchritten im Bauweſen. Der Zunftzwang hatte ſich innerlich überlebt und war zum Hemmnis für alle geworden, deren Fähigkeiten das Durchſchnittsmaß überragten.

Die Schreinerzunft ſtützte ſich bei ihrem Vorgehen auf eine kurz vorher erlaſſene Regierungsverfügung (2. III. 1790), die beſtimmte: „Außer der Meßzeit in hieſige Stadt eingehende fremde Schreinerarbeit wird ohne Rückſicht auf allenfallſige Beſtellung und ohne Unterſchied als konfisziert angeſehen, verkauft und von dem gelöſten Gelde die Hälfte der Schreinerzunft zur Rechnung und zur Verwendung zu deren Beſten zugewendet; die andere Hälfte aber zur weiteren Beſtimmung bei der K. H. Regierung aufbewahrt und der Wache hiervon eine Belohnung gegeben.“

Den Streit im einzelnen hier auszuführen, iſt zwecklos; es genügt, ſeine Hauptdaten anzugeben.

Mangin war auf die Beſchwerde der Zunft hin zu einem Vergleich bereit. Er wurde jedoch abgelehnt. Die Zunft beantragte vielmehr die Aufnahme (V. D. P. vom 18. IV. 1792) und gleichzeitig Konfiszierung (V. D. P. vom 9. V. 1792) der Arbeit. Schließlich einigte man ſich auf Zahlung von 22 Florin (Schreinerzunftakten vom 5. VI. 1792), die Mangin erlegte (V. D. P. vom 6. VI. 1792).

Die von der Zunft geforderte Aufnahme hat ſich erhalten (Schreinerzunftakten vom 9. V. 1792), und ihr Verzeichnis iſt inſofern wertvoll, als es das einzige vorhandene Aktenſtück iſt, das einige magere Schlüſſe über den Fortgang der Bauarbeiten zuläßt.

„Verzeichnis der fremden Schreinerarbeit, die Herr Baumeiſter Mangin in ſeinem in dem Gartenfeld ſtehenden Hauſe durch den Mombacher Schreinermeiſter Zeil hat machen laſſen.

1) 35 Stück Stühle aus Nußbaumholz mit durchbrochener Rücklehne. 2) 12 Stück Seſſel aus Nußbaumholz mit Armlehnen. 3) 2 Stück Kanape aus Nußbaumholz. 4) 5 Stück Bankette aus Nußbaumholz, die die Schreinerzunft in ihrem Beſitz hat. 5) 6 Stück doppelte Türen im kleinen Haus. 6) 12 Stück Fenſterläden. 7) 18—20 Stück einfache Fußtafeln.

Außerdem hat Meiſter Zeil mit zwei Geſellen etliche Wochen im Tagelohn verſchiedene Arbeit gemacht.

Mainz, den 4. Mai 1792. Joſeph Müller, Brudermeiſter der Schreinerzunft.“

Mangin beſtätigte die Richtigkeit dieſes Verzeichniſſes mit der Einſchränkung, daß die Arbeiten unter 5—7 ſchon vor drei Jahren gemacht worden ſeien, dagegen ſei das andere erſt kürzlich verfertigt worden.

Das erſte Stadium des inneren Ausbaues (Einſetzen der Türen und Fenſter) war alſo Ende 1789 beendet. Warum dann die lange Pauſe in den Bauarbeiten eintrat, iſt nicht erſichtlich. Fertig und beziehbar wurde das Haus erſt Mitte April 1792, wie aus Mangins Bemerkung zu dem Verzeichnis und aus drei weiteren Vizedomamtsprotokollen hervorgeht. Die Tüncherzunft führte nämlich gegen Mangin Klage (V. D. P. vom 12. IV. 1792), daß er dem als unordentlich berüchtigten Meiſter Stößler ein Maß Wein wöchentlich verſprochen habe, wenn dieſer die Arbeit in ſeinem Hauſe unter ſeiner Protektion nehme. Stößler habe abgelehnt, und nun laſſe Mangin die Arbeit ohne einen Meiſter und vorgeblich unter dem Namen der Tüncherswitwe Seger machen. Die Beſchwerde wurde abgelehnt (V. D. P. vom 14. IV. 1792). Endlich beklagen ſich fünf Bürger (V. D. P. vom 25. IV. 1792), daß Mangin Tauben in ſeinem Hauſe

halte, die den Saaten großen Schaden zufügten, und daß er beim Einfahren in ſein Haus ihre Äcker aufwühle. Das Haus war demnach anſcheinend Ende April ſo weit fertig, daß Mangin es beziehen konnte, ſicherlich froh, nach alle dem Ärger und den Unannehmlichkeiten des letzten Monats endlich ein eigenes Haus zu beſitzen, in dem er ruhig ſein Leben beſchließen konnte.

Er ſah ſich getäuſcht. Die Belagerung der Stadt im folgenden Jahre durch die verbündeten Preußen und Öſterreicher zerſtörte neben ſo vielen anderen unerſetzlichen Kunſtwerken auch das Haus im Gartenfeld. Sein Verluſt iſt doppelt beklagenswert, denn in ihm hatte ſein Beſitzer unbehindert durch fremde Wünſche das Beſte ſeiner feinſinnigen, für Mainz ſowohl wie für das ganze Rheinland ſo eigenartigen Kunſt geben können.

f) Das Schlößchen im Gartenfeld bei Mainz (etwa 1790)

Die einzige Quelle, die eine Nachricht über einen zweiten Bau Mangins im Gartenfelde gibt, iſt die bereits oben S. 96 angeführte Stelle Schaabs im II. Bande S. 430. Das Schlößchen muß danach etwa 1790 begonnen und ſpäteſtens 1792 vollendet worden ſein, da in dieſem Jahre die franzöſiſchen Emigranten nach Mainz kamen, die Mangin, wie aus einem Vizedomamtsprotokoll vom 3. Auguſt 1792 hervorgeht, in ſeinen Gebäulichkeiten im Gartenfeld beherbergte.

Grundriß und Aufriß des Schlößchens bringt Stieglitz auf den Tafeln 43 und 44 ſeines Werkes: Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt (ſ. unten S. 113 Abb. 24 und 25), worauf im zweiten Teil ausführlicher zurückzukommen iſt. Zerſtört wurde der Bau ebenfalls bei der Belagerung von Mainz 1793.

4. Mangins auswärtige Tätigkeit während ſeines Aufenthaltes in Mainz

a) Mangins Arbeiten in Koblenz, Blieskaſtel und Frankfurt a. M.

Auch außerhalb der näheren Umgebung von Mainz ſcheint Mangin während ſeines Mainzer Aufenthaltes zeitweiſe beſchäftigt geweſen zu ſein.

Bei ſeinen oben ſchon ausführlicher behandelten Auseinanderſetzungen mit der Mainzer Schreinerzunft ſagt Mangin u. a. auch aus (Schreinerzunftakten vom 5. V. 1792), daß er ſeit ſeinem Aufenthalte in Mainz ſchon für mehr als 5—6000 Gulden Arbeiten von Mainzer Handwerkern habe verfertigen laſſen, die alle beſtimmt geweſen wären für Trier, Koblenz, Blieskaſtel, Wörrſtadt uſw. Das Aktenſtück deutet alſo eine ziemlich umfangreiche Tätigkeit Mangins außerhalb Mainz an, über die bis jetzt zum Teil noch nähere Nachrichten fehlen. Mit Trier und Wörrſtadt ſind jedenfalls Monaiſe und das rheingräfliche Schlößchen gemeint.

Ueber Mangins Tätigkeit in Koblenz erhalte ich während der Drucklegung dieſer Arbeit von Herrn Dr. K. Lohmeyer in Heidelberg eine Reihe wertvoller Mitteilungen, die der Vollſtändigkeit halber hier eingereiht werden ſollen. Herr Dr. Lohmeyer, dem ich auch hier für ſeine liebenswürdige Unterſtützung danke, hat ſich die ausführlichere Veröffentlichung der Ergebniſſe ſeiner Forſchungen für eine Arbeit über das Koblenzer Schloß vorbehalten.

Zunächſt verdanke ich dem genannten Herrn den Hinweis auf die hier (Abb. 3) wiedergegebene Anſicht eines Tempels für den Park des kurf. Schloſſes Kärlich bei Koblenz. Kärlich war ein heute völlig zerſtörter Landluſtſitz der Kurfürſten von Trier, ſodaß jetzt überhaupt kaum mehr feſtgeſtellt werden kann, ob dieſer Bau auch ausgeführt wurde.[21] Der Plan ſelbſt liegt im Kgl. Staatsarchiv in Koblenz und iſt der erſte einer Folge von Riſſen, die ſich noch nicht wiedergefunden haben. Er trägt Mangins eigenhändige Unterſchrift und iſt datiert: a Mayence le 4 Mars 1787. Das kleine Gebäude iſt kreisrund und mit einer flachen Kuppel geſchloſſen. Vier je vierſäulige Portiken legen ſich vor. Die Ausführung war in Sandſtein gedacht, mit Ausnahme der aus gebogenen Hölzern konſtruierten Kuppel. Als Bedachung ſollten Glaſurſteine dienen.

Auch bei der Innenausſtattung des Koblenzer Schloſſes war Mangin, wie Dr. Lohmeyer kürzlich aus den Akten des Kgl. Staatsarchivs in Koblenz feſtgeſtellt hat, weitgehend beſchäftigt. In einem Faſzikel „Acta betr. Accorde mit den Bildhauern und Vergoldern wegen der Möbelverzierungen im kurfürſtlichen Schloß und Reiſe und Zeichnungen desſelben 1786 p“ finden ſich zahlreiche Zeichnungen Mangins als Vorlagen für die Bildhauer, für Möbel uſw., die vielfach vom Februar 1786 aus Koblenz datiert ſind und die uns zeigen, wie ſehr er bei der Innenausſtattung dieſes Baues beteiligt war. Bei ſeiner Tätigkeit für Clemens Wenzeslaus von Trier, den Oheim des franzöſiſchen Königs, hatte hier Mangin die erſten Pariſer Kräfte als Mitarbeiter, gewiß recht ſchmeichelhaft für den Mainzer Baumeiſter. Ein Brief Mangins aus Mainz vom 16. Juni 1786 und weitere Taxationen über gemachte Arbeiten, Vergoldungen uſw. aus September, Oktober des Jahres datiert liegen gleichfalls vor. Vom 30. September liegt eine Frachtberechnung vor, „für einen Verſchlag mit Modellen und Zeichnungen, welche der Baumeiſter Mangin zur Taxierung der Vergolderarbeit bekommen und zurückgeſchickt hat“. Eine Plafondſkizze zu Stuckarbeiten vom Mai 1786 liegt bei den Akten.

Auch bei Arbeiten in den Leyenſchen Bauten in Koblenz und Blieskaſtel mag Mangin zugezogen worden ſein. Wenigſtens hat dieſe Vermutung bei den Beziehungen, die Mangin durch den Bau der Mainzer Dompropſtei zu der Familie von der Leyen hatte, die meiſte Wahrſcheinlichkeit für ſich. In Koblenz wurden im 18. Jahrhundert Umbauten an dem Leyenſchen Hof am Kaſtorplatz (dem jetzigen Generalkommando) ausgeführt. Unter anderen arbeitete hier 1725 Johann Georg Seiz, deſſen Sohn von Koblenz aus in regem Briefwechſel mit Mangin ſtand. Leider war dieſer Briefwechſel, der ſich früher im Staatsarchiv zu Koblenz befand, dort nicht mehr zu finden.

In Blieskaſtel herrſchte in den Jahren 1780—90 eine lebhafte Bautätigkeit. Noch jetzt ſtehen die meiſten der damals errichteten Bürgerhäuſer einzeln oder in Gruppen bis zu fünf Häuſern nebeneinander. Irgendwelche Spuren Manginſcher Kunſt laſſen ſich dagegen nicht auffinden. Die verhältnismäßig ſtattlichen zwei-

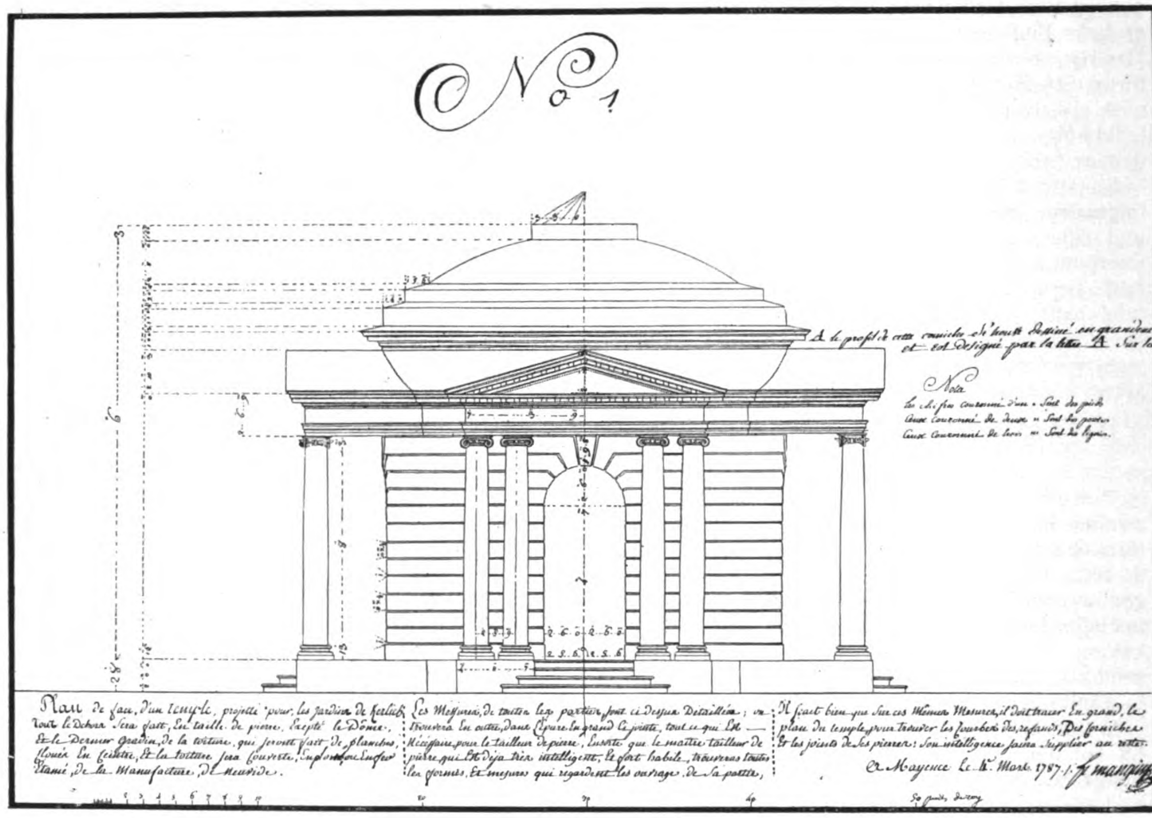


Abb. 3. Mangins Entwurf für einen Tempel in Kärlich nach dem Originale im Kgl. Staatsarchiv zu Koblenz

geſchoſſigen Bauten mit drei bis fünf Achſen zeigen den Stilcharakter des Barock in den lang erprobten Proportionen. Lediglich die Einzelheiten ſind klaſſiziſtiſch, in einer derben ländlichen Art. Bezeichnet iſt nur ein Haus; es trägt die Jahreszahl 1789. Das dortige großartige Schloß der Grafen von Leyen erfuhr nach dem teilweiſen Einſturz von 1749 einen erneuten Ausbau ſeit 1761, doch ſind die erhaltenen Reſte zu gering, als daß ſie eine ſichere kritiſche Würdigung erlaubten, zumal ſich irgendwelche Akten, die Aufſchluß über die Tätigkeit Mangins geben könnten, ebenſowenig im Kreisarchiv in Speyer noch im von der Leyenſchen Familienarchiv auf Schloß Waal bei Augsburg erhalten haben. Vielleicht beſchränkte ſich Mangins Tätigkeit auch hier für dieſe baulichen Unternehmungen auf die Arbeiten für den inneren Ausbau und für die Möbel.

Nach Frankfurt wurde Mangin ebenfalls, wenn auch nur zu einem vorübergehenden Werke berufen. Karl Klein bemerkt nämlich in ſeinem Buche Georg Forſter in Mainz 1788—93, Gotha 1863, im Anſchluß an den Briefwechſel Forſters mit General Custine wegen des Überfalles des jungen Mangin auf das Gut des Regierungsrates Mieg in Guntersblum auf Seite 289: „Mangin war eigentlich ein Franzoſe, ſein Vater, Baumeiſter in Mainz, hatte bei Leopolds Krönung am 9. Oktober 1790 den Dom in Frankfurt dekoriert."

Zeitgenöſſiſche Quellen bieten über dieſe Tätigkeit Mangins in Frankfurt noch einige Angaben, die hier kurz mitgeteilt werden ſollen.[22] In den „Briefen über die Kaiſerwahl während derſelben aus Frankfurt geſchrieben", Leipzig bei Georg Joachim Göſchen 1791, findet ſich auf S. 117 die Notiz: „Eingerichtet und dekoriert zu dieſem Tage (der Kaiſerwahl) war die Kirche (die St. Bartholomäus-Kirche) durch den Mainziſchen Baumeiſter Mangin. Sie war mit vortrefflichen Haute-Lice Tapeten behangen, die freilich ſehr heterogene Sujets, wie z. B. den Sieg Eugens bei Belgrad, vorſtellten, aber für dieſe Beleidigung des Koſtüms durch ihren Kunſtwert entſchädigten." Für die Krönungsfeier lag vor ein „Plan des Architekts Mangin in betreff der zur Plazierung einer größeren Anzahl Zuſchauer bei der kaiſerlichen Krönung in der Hauptkirche zu errichtenden Gerüſten". Dieſer Plan „wird der Prüfung des Reichsmarſchallamts und der allſeitigen Geſandtſchaftsmarſchällen mit Zuziehung eines Baurats unterworfen. Mangin will für 4100 Gulden „ſeinen Plan bewerkſtelligen"; er wird aber nach Umfrage und Abſtimmung abgelehnt. Das Nähere findet ſich in „Äechtes vollſtändiges Protokoll des kurf. hohen Wahlkonvents zu Frankfurt im Jahre 1790" I. Band Frankfurt-Leipzig 1791, S. 12 f., 378 und 387 f. Mangins Plan ſelbſt iſt in dieſem Werke nicht wiedergegeben, er liegt vielleicht im reichskanzlerſchen Archiv in Wien.

b) Die Aufnahme des Schloſſes Königſtein (1790—91)

Neben der Architektur ſcheint ſich Mangin in Mainz auch mit dem Militäringenieurweſen beſchäftigt zu haben. Im Landesmuſeum Naſſauiſcher Altertümer in Wiesbaden befinden ſich elf Blätter einer ſehr ſorgfältigen geometriſchen Aufnahme der kurmainziſchen Feſtung Königſtein im Taunus. Die Zeichnungen wurden 1791 angefertigt, alſo fünf Jahre vor der Zerſtörung der Feſtung durch die Franzoſen (1796).

Die Blätter, von denen fünf bei Luthmer, Die Bau- und Kunſtdenkmäler des öſtlichen Taunus (Seite 72, Abb. 80—82 und 84—85) abgebildet ſind, ſind fortlaufend numeriert; eins und drei bis elf bilden zuſammen eine Serie, im Original mit I bis X bezeichnet, während zwei einzeln hinzugekauft iſt. Das Format iſt 40/65 cm.

Drei dieſer Blätter, nämlich drei, neun und zehn (II, VIII und IX) ſind bezeichnet mit „Mainz den 25ten Xbre 1791. Mangin. Jng. Ober. lieut.

Der Zeichner der übrigen Blätter wird nicht genannt. Sicher aber handelt es ſich, wie aus der Schrift hervorgeht, um den alten Mangin, nicht etwa um ſeinen Sohn, der ſich ſpäter dem Militärweſen zuwandte und als Anführer in der franzöſiſchen Rheinarmee mitkämpfte.

Unaufgeklärt bleibt nur, wer Mangin den Titel eines Ingenieuroberleutnants verliehen hat. In dem jährlich erſcheinenden Mainzer Hofkalender iſt er während der Jahre 1779—93 nicht aufgeführt, ebenſowenig findet ſich ſonſt an irgendeiner Stelle der militäriſche Rang erwähnt. Andrerſeits muß er jedoch im Auftrage des Kurfürſten gehandelt haben, denn die Feſtung Königſtein war kurmainziſch. Vielleicht führte er lediglich den Titel eines Ingenieuroberleutnants ohne in den Truppenverband der Mainzer Streitkräfte aufgenommen zu ſein.

5. Mangins Stellung in Mainz und ſeine Flucht im Jahre 1793

Während der Zeit ſeines Aufenthaltes in Mainz wohnte Mangin in dem großen mehrſtöckigen Hauſe des Stadtgerichtsaſſeſſors Julius Wolfgang Merckel. Das Haus lag an der großen Bleiche,[23] am Alexisſpital,[24] alſo etwa an der Straßenkreuzung Umbach-Große Bleiche. Die Wohnung hielt Mangin ſelbſt dann noch bei, als ſein eigenes Haus im Gartenfeld ſchon fertig war.[25] Er legte jedenfalls Wert darauf, bei der Stellung, die er in Mainz einnahm, auch in der Stadt über eine Wohnung zu verfügen. Denn ſeine Stellung war ziemlich angeſehen. In der Dompropſtei hatte er das ſchönſte und bedeutendſte Gebäude des damaligen Mainz errichtet; er war der ſtändige Architekt eines der erſten und reichſten Bürger, Jacob Guiolletts; die Stadt hatte ihm die Rechte eines civis honorarius verliehen. Mit auswärtigen hochſtehenden Männern ſtand er in dauerndem Verkehr und empfing ihre Beſuche. So 1789 den des Kurtrierer Oberbaudirektors Karl Borr. Seiz.[26] Seiz traf am 24. April in Mainz ein und machte in den beiden nächſten Wochen Beſuche bei Mitgliedern des kurfürſtlichen Hofſtaates und bei Privatleuten. Am 10. Mai lautet der Eintrag in das Tagebuch: „bey beyden H. Mangen die ich aber nicht antrafe". Zur kurfürſtlichen Regierung ſcheint Mangin dagegen nicht in Beziehungen getreten zu ſein, denn in den Domkapitelsprotokollen und den Beſtellungsdekreten der Jahre 1780—93 wird er nicht erwähnt.

Leider entſprach dieſer glänzenden äußeren Stellung nicht ſeine ſittlich ſtrenge Auffaſſung der Pflichten gegen das Gemeinweſen, in dem er lebte. Er war, was ja nicht anders zu erwarten ſtand, Franzoſe geblieben. In ruhigen Zeiten hätte das weiter keine Folgen gehabt. Nicht ſo bei den Stürmen und Kriegen, die Europa als Folge der franzöſiſchen Revolution durchtobten. Es mußte bald der Augenblick kommen, der ihn vor die Wahl zwiſchen dem Mainzer Bürger und dem Franzoſen ſtellte. Mangin entſchied ſich für ſein Volk und legte damit den Grund zu der Zwietracht mit den kurfürſtlichen Behörden.

Seit 1792 überſchwemmten die franzöſiſchen Emigranten in wachſender Zahl die Länder am Rhein. Zweimal ſchon hatte die kurfürſtliche Regierung in Mainz, veranlaßt durch das rückſichtsloſe und anmaßende Auftreten der Fremden, ſich gegen deren Aufnahme ausgeſprochen, wie dies aus dem V. D. P. vom 10. III. 1792 und dem D. K. P. vom 16. VIII. 1792 hervorgeht.

Mangin hielt ſich an dieſe Verordnungen nicht gebunden. In ſeinen beiden Häuſern im Gartenfeld nahm er die geflüchteten Landsleute bereitwillig auf. Der bereits erwähnte Graf Dorsey zählte jedenfalls zu ihnen; andere ſcheinen aus dem Gefolge des Prinzen Condé geweſen zu ſein, wenigſtens wird im D. K. P. vom 18. V. 1792 ein Emigrantentrupp unter dem Vicomte de Wassi erwähnt, der ſich in Mombach niederließ.

Mangins Haus lag an der Grenze gegen Mombach, und daß er kurz nach dem Geſuch des Vicomte de Wassi heimlich Emigranten bei ſich aufnahm, beweiſt eine Verfügung der kurfürſtlichen Regierung (V. D. P. vom 3. VIII. 1792 Nr. 2291):

„Die von dem Architekt Mangin bisher verordnungs- und befehlswidrig unterlaſſene Anzeige und Verzeichnis der in ſeinem Hauſe und Gebäulichkeiten im Gartenfelde einlogierten vielen emigrierten Franzoſen betr.

Conclusum. Da eine kurfürſtliche Verordnung beſteht, daß jeder Inwohner, der Fremde beherbergt, ſogleich Anzeige machen ſoll, Mangin ſich dem aber nicht fügt und keine Anzeige erſtattet, ja ſogar die ihm vom Vizedom Frhr. von Bibra am 30. Juli gegebene mündliche Mahnung und Erinnerung, das Verzeichnis längſtens am nächſten Morgen einzuſenden, unterlaſſen hat, ſo erteilt man ihm einen Verweis und fordert ihn auf, das Verzeichnis aller in ſeinen Häuſern wohnenden Fremden binnen drei Stunden einzuſenden, widrigenfalls er eine Strafe von 10 Reichstalern zu gewärtigen habe."

Ob Mangin der Aufforderung nachkam, erfahren wir nicht, Eindruck machte das Vorgehen des Vizedomamts auf ihn jedenfalls nicht, denn ein halbes Jahr ſpäter ſagt der Klubbiſt Hettersdorf in ſeiner Verteidigungsſchrift aus:[27] „Bey den Arriſtocraten habe er ſich amuſiret. Die arriſtocratiſche Plame (?) bey Manche habe er weder arriſtocratiſch noch democratiſch ſondern nach eignem Syſtem behandlet."

Dem „Klub der Freunde der Freiheit und Gleichheit" gehörte Mangin ebenfalls an, ein Zeichen, daß er vor

allem die Förderung des Franzoſentums anſtrebte. Georg Forſter und manche bekannte Mainzer Bürger waren zwar auch Klubbiſten, Forſter ſogar lange Zeit Führer des Klubs, aber ſie waren es aus reinem Idealismus; ſie glaubten feſt an die Ideen der franzöſiſchen Revolution und ihre Ausführbarkeit. Jedoch gleichzeitig Beſchützer der Emigranten und Klubbiſt, alſo Förderer zweier Geſellſchaftsſchichten, die ſich ſchroff und erbittert gegenüberſtanden, konnte man nur ſein, wenn die Beweggründe der eigenen Stellungnahme ſich nicht ausſchließlich mit dem zur Schau getragenen Verhalten deckten. Vermutlich neigte Mangin doch mehr den Ariſtokraten zu. Sein Alter und ſeine Stellung machten es auch erklärlich. Denn er wird unter den rührigen Klubbiſten nicht erwähnt. So nennt Chuquet, der rund 120 Klubbiſten namhaft macht (Mayence 1792–93, S. 10), ihn nicht. Ebenſowenig iſt er unter den 38 Entflohenen, die in Paris die Société des patriotes mayençais gründeten. Das im Mai 1793 herausgegebene „Getreue Namensverzeichnis der 454 Klubbiſten in Mainz" nennt ihn unter M: „Mangin, Baumeiſter". In dem im gleichen Jahre herausgegebenen „Mainzer rothem Buch oder Verzeichnis der Mitglieder des Jakobinerklubs in Mainz" fehlt er jedoch. Ein Glück für ihn war es jedenfalls, daß er ſich der Feſtnahme durch die verbündeten Deutſchen und Öſterreicher nach deren Einmarſch in Mainz durch die Flucht entzog. Viele Klubbiſten, deren man habhaft wurde, ſteckte man ins Gefängnis. Chuquet zählt allein 82 namentlich auf, von denen 47 in Königſtein und 35 in Erfurt bis zum 9. Februar 1795 gefangen ſaßen. Wie es ihnen dort erging, berichtet Ch. Eickemeyer, wenn auch gefärbt vom Standpunkt des Klubbiſten.[28]

Erſcheint ſo der alte Mangin in ſeinem Tun wenig aufrichtig, ſein Sohn machte bald in noch verwerflicherer Weiſe von ſich reden. Unter dem Decknamen eines franzöſiſchen Offiziers, als Capitain der Rheinarmee, preßte er die Bauern rückſichtslos aus, ja, er ſchreckte nicht vor offenem Straßenraub zurück. Zwei D. K. P. vom 28. XII. 1792 und vom 22. I. 1793 beleuchten ſein Treiben.

In Guntersblum bei Worms führte er alle Lebensmittel- und Futtervorräte vom Gute des Regierungsrates Mieg in Heidelberg mit Gewalt weg.[29]

In Winnweiler benahm er ſich als Führer der Emiſſaire, die von den Klubbiſten geſchickt worden waren, den Eid der dortigen Bauern für Freiheit und Gleichheit entgegenzunehmen, ſehr unbeſonnen. „Die Emiſſaire wurden in Winnweiler von den Bauern übel empfangen. Die Emiſſaire verteidigten ſich in einem Aufſatz und ſchoben die Schuld auf einen andern, Mangé."[30]

Weit ſchlimmer war der Überfall auf das rheingräfliche Schloß des Prinzen Moritz von Salm-Kyrburg in Wendelsheim; er war offener Straßenraub. Vier Schreiben, aus denen auch die geraubten Stücke zu erſehen ſind, geben uns eingehende Nachricht über die Tat und ihre Folgen.[31]

Der Prinz forderte ſein Eigentum zurück, doch erwies ſich dieſe Hoffnung als trügeriſch. Der junge Mangin beſaß nichts. Und als der Prinz ſich an das Vermögen des alten Mangin halten wollte, zeigte es ſich, daß dieſer vollkommen überſchuldet war und ſich ſeinen Verpflichtungen durch die Flucht aus Mainz entzogen hatte. Er muß ſofort nach dem Einzug der Verbündeten in Mainz am 22. Juli 1793 geflohen ſein, denn ſchon am 30. Juli läßt der Jude Löb Lorch das zurückgelaſſene Eigentum des Entwichenen mit Beſchlag belegen:

„Der Sohn des Juden Lorch zeigte an, daß er eine Forderung an den entwichenen Mangin habe, mit der Bitte, die in dem Hauſe des Stadtgerichtsaſſeſſors Merckel befindlichen Effekten obſignieren zu laſſen. Conclusum. Es wären dieſe Effekten ſogleich zu obſignieren und in ſichere Verwahrung zu bringen" (Klubbiſten-Akten § 82 vom 30. VII. 1793).

„Der Schutzjude Löb Lorch zeigte an, daß er eine ſtarke Wechſelforderung an den alten Mangin habe; er bäte daher, deſſen Vermögen, vorzüglich aber deſſen bei Stadtgerichtsaſſeſſor Merckel befindlichen Effekten, obſignieren zu laſſen. Conclusum. Fiat obsignatio" (Klubbiſten-Akten § 223 vom 7. VIII. 1793).

Bei der Aufnahme fand man die Wohnung Mangins mit Hausrat vollgepropft. Wahrſcheinlich hatte dieſer die Einrichtung der beiden Häuſer im Gartenfeld in die Stadtwohnung in Sicherheit gebracht. Der Bericht über die Aufnahme läßt ſich eingehend über alle vorhandenen Möbelſtücke aus (Klubbiſten-Akten, Faſzikel Mangin):

„Mainz, den 8. Auguſt 1793.

In des von hier abweſenden Baumeiſters Mangin Wohnung bei Herrn Stadtgerichtsaſſeſſor Merckel wurden der Magd von jenem namens Anna Maria Grönínerin, von hier gebürtig, Handtreu an Eidesſtatt abgenommen, daß ſämtliche Vermögen von ihrem Herrn nach ihrem beſten Wiſſen getreu anzugeben, und zunächſt durch den Stadtgerichtspedellen Peter Köhler die gerichtlichen Sigillen auf die zwei Türen von den beiden vorderen Zimmern des erſten Stockwerks zur rechten Seite beim Eingang, und zwar auf die eine Tür von innen, auf die andere hingegen von außen nach dem Zimmer neben der Küche zu, aufgedruckt. Von wegen Abgang der Behälter ſehr vieles Holzwerks, beſtehend aus Türen aus Tannen und Mahagoni, Holzeimern, Badebütten, Läden, Schränken etc., wie auch marmornen Kaminen, vier eiſernen Öfen, einer Chaiſe und ſonſtigen Sachen, welche wegen der Menge nicht beſonders verzeichnet werden konnten, teils im Hof, teils im Hausgange und in der anderen Küche vom erſten Stockwerk, wodurch die Mägde von dem Hauſe nach ihrem Zimmer gehen müſſen, gelaſſen werden müſſen, ſo ließ man die Magd von Mangin mittels Handtreu eingeloben und ſchärfte ihr nachdrücklichſt ein, alle Sorge zu tragen, damit nichts davon entkommen möchte, auch ſelbſten nichts zu beſeitigen. Zum notwendigen Gebrauch wurden derſelben unter der nämlichen aufgelegten Verbindlichkeit überlaſſen: 1 Küchenſchrank, 1 Damentiſchchen, 1 Anrichte, 2 Brandradel, 2 Dreifüße, 1 Schüppe, 1 Kohlenſchrank, 2 Roſte, 1 Hackmeſſer, 2 Bettladen, 3 Kiſſen, 1 Unterbett, 1 Pülfen, 1 Matratze, 1 Strohpülfen, 1 Damenſchrank, 1 Damentiſch, 1 Stuhl mit Rohrgeflecht. Endlich wurde die Magd von Mangin eindringlich ermahnt, für die unverletzte Erhaltung der aufgedruckten Sigillen möglichſt zu ſorgen. In fidem J. Danzinger jun."

Fremde Möbel waren anſcheinend auch unter den Beſtänden in Mangins Wohnung. Eine Notiz in den Klubbiſten-Akten § 499 vom 24. VIII. 1793 ſagt hierüber:

„Es wurde angezeigt, daß bei dem Aſſeſſor Merckel noch verſchiedene Effekten des entwichenen Mangin vorhanden ſeien, darunter Effekten der Franzöſin de Riault. Conclusum. Stadtgerichtsaſſeſſor Pauli ſolle ſofort in Gegenwart der de Riault eine Unterſuchung vornehmen.“

Sofort, nachdem die Beſchlagnahme von Mangins Vermögen ausgeſprochen war, wurden die ganzen Beſtände verſteigert. Der Erlös betrug 5000 Gulden, eine Summe, die die Höhe der Schuldforderungen nicht erreichte. Drei Aktenſtücke in den Klubbiſten-Akten berichten über den Verlauf des Verfahrens und ſein Ergebnis:

„K. Kammeramt und Stadtgericht, um einen Bericht zu erſtatten, auf weſſen Veranlaſſung die Sachen des Mangin verſteigert, und wohin die Steigerungsgelder verwendet worden ſind. Mainz, den 28. September 1793.“

„Kurfürſtlicher gnädigſt angeordneter Criminalſenat! Auf die uns communicierte Vorſtellung von dem Sekretär Vola berichten wir, daß auf Anſtehen von dem Fürſtlich-Salm-Kyrburgiſchen Kammerdiener Böttig und von den zahlreichen Gläubigern des entwichenen Baumeiſters Mangin deſſen ſämtlich hinterlaſſenes Vermögen gleich nach der Übergabe von der Stadt mit Arreſt belegt und in der Folge bis auf die Grundſtücke nach ausgebrochenem Konkurs dem Antrag des von Amts wegen beſtellten Curatoris absentis gemäß, welchem Curator Masho adhorierte, verſteigert wurde. Die Steigerungsgelder hat Curator Masho bei uns deponiert, und nach geendigtem Konkursprozeß werden ſie an die Gläubiger bezahlt werden. Kaum dürfen ſie aber hinreichen, nur den Creditorem Hypothecarium mit ſeiner Forderung zu beinahe 5000 Gulden zu befriedigen. Übrigens müſſen wir bemerken, daß unter den zurückgelaſſenen Sachen des Mangin ſich gar nichts vorfand, ſo ſeinem Sohn, gegen welchen des Sekretärs Vola Entſchädigungsvorſtellung gerichtet iſt, zugehört hätte. Mainz, den 3. Oktober 1793.

Kurfürſtliches Kammeramt und Stadtgericht dahier.“

„Kurfürſtliches Kammeramt und Stadtgericht berichtet, die Effekten des Baumeiſters Mangin ſeien auf Anſtehen der Gläubiger verſteigert worden, welche aber noch zurzeit nicht befriedigt werden könnten. Von dem jungen Mangin ſeien keine Effekten vorhanden, daher dem Anſuchen des Salm-Kyrburgiſchen Sekretärs Vola wegen geraubten fürſtlichen Gewehren und Reitzeug nicht geholfen werden könne. — Conclusum. Ad acta und wäre dem Sekretär Vola auf ſein Anſuchen Einſicht zu geſtatten.“

Der Einfluß der Kunſt Mangins in Mainz erloſch mit der Belagerung von 1793. Nur unter Napoleon ſuchte noch einmal Eustache de St. Far die erloſchene Art ſeines Landsmannes wieder aufleben zu laſſen. Er entwarf einen großzügigen Plan zur Neubebauung der inneren Stadt, der jedoch nicht ausgeführt wurde. Lediglich die Bogenhallen des Hauſes Gutenbergplatz 1 kamen zur Ausführung auf dem Platze der zerſtörten Dompropſtei und in Anlehnung an dieſe.

6. Das Leben Mangins von ſeiner Flucht aus Mainz bis zu ſeinem Tode (1793—1807)

Mangin floh aus Mainz wahrſcheinlich ſofort nach Paris. Er verbrachte ſein Leben dort ſtill und zurückgezogen. Nur einmal noch trat er hervor. Im 18. Jahrhundert war Frankreich als der Erbe Italiens das führende Land in der Kunſt des Städtebaues geworden. Damals entſtanden dort jene ſchönen, regelmäßigen Straßen- und Platzanlagen, die ihren Höhepunkt und leider auch ihr Ende in dem Pariſer Bebauungsplan vom Jahre 1793 fanden, den die vom Konvent eingeſetzte „Commission dite des Artistes pour l'embellissement et l'assainissement de la Commune de Paris“ entworfen hatte. Jedenfalls im Anſchluß an dieſen Plan, der bindend für die Folgezeit war, legte nun Mangin im Jahre 1795 einen Plan zur Verſchönerung der Stadt Paris vor. Aber man hatte andere, dringendere Sorgen. Die Akademie begnügte ſich, Mangin mit einer ehrenvollen Erwähnung und einer Medaille zu belohnen. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſiedelte Mangin nach Nantes über und ſtarb dort am 4. Februar 1807 in dem hohen Alter von 86 Jahren. Seine Todesurkunde ſpricht von ihm als ehemaligen Architekten, der in Mitry im Departement der Seine geboren wurde. Er hinterließ eine bis jetzt noch nicht veröffentlichte und in ihrem Original verſchwundene Sammlung architektoniſcher Entwürfe unter dem Titel „Recueil de Modèles d'architecture“. In Nantes leben noch Nachkommen Mangins, deſſen Söhne dort lange Zeit eine Zeitung herausgaben. Von dem nachgelaſſenen Sammelwerke Mangins weiß man aber in Nantes ebenſowenig etwas wie in Paris in der Nationalbibliothek. Sonſtiger Nachlaß war ebenfalls weder in Nantes noch in Paris zu finden.

II. Teil

Mangins Bauten in Deutschland

1. Schloß Monaise bei Trier

Baubeſchreibung. Der Hauptbau des Schloſſes (Abb. 4—16) liegt auf einer 38,7 : 44,6 m großen und 1,6 m hohen Terraſſe. Quadratiſche, gedrungene Pavillons ſchmücken die vier Ecken. Von der Terraſſe ſteigt man auf einer breiten Freitreppe zu dem ehemals wohl ſtreng ſymmetriſch angelegten, heute in ſeiner Verwilderung kaum mehr zu erkennenden Parterre hinab.

Die Grundfläche des eigentlichen Wohnbaues iſt beſcheiden: ſie iſt 20 m breit und 10,6 m tief.

Der verhältnismäßig hohe Aufbau iſt dreigeſchoſſig und gliedert ſich an den Breitſeiten in je ſieben, an den Schmalſeiten in je drei Achſen. Die Stockwerkshöhen betragen von Oberkante Fußboden bis Oberkante Fußboden gemeſſen: Erdgeſchoß 3,97 m, Hauptgeſchoß 4,35 m, Obergeſchoß 2,72 m, Attika 2,21 m, zuſammen 13,25 m.

Über einem ſonſt glatten, ganz als Sockel ausgebildeten Untergeſchoß, deſſen drei Portale allein in einer Ruſtika-Architektur liegen, erhebt ſich der einheitlich

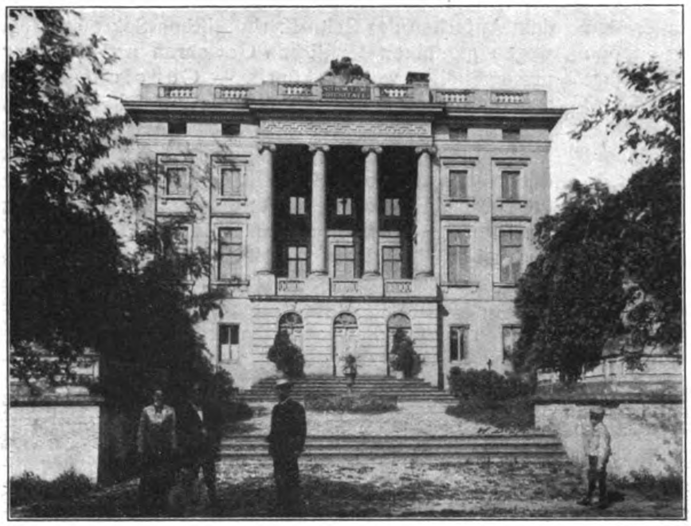


Abb. 4. Schloß Monaise bei Trier. Heutiger Zuſtand. Phot. Prof. Deuſer

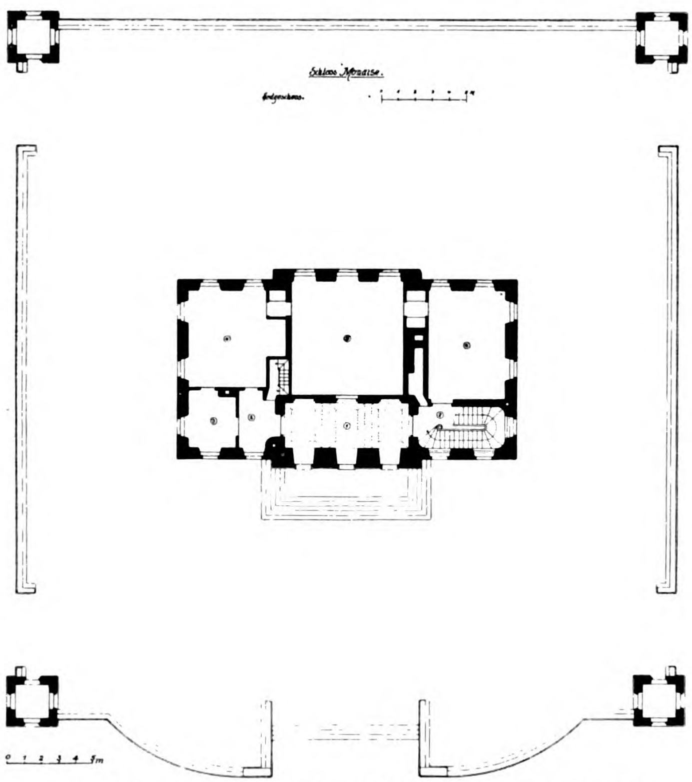


Abb. 5. Schloß Monaise bei Trier. Grundriß der Geſamtanlage

behandelte obere Teil. Alle Achſen ſind gleich: zwiſchen ſchmalen hochſtrebenden Liſenen liegen die beiden reich umrahmten Fenſter, das untere hoch und licht, das obere kleiner und gedrückter, beide vortrefflich zueinander in Verhältnis geſetzt und gut die Art der Räume andeutend, die ſie erleuchten (Abb. 12 und 13). In der Mitte der nach Nordoſten, nach dem Park und nach Trier hin, gerichteten Hauptſeite ſpringt der obere Teil zurück, und läßt Raum zu einer tiefen, mit vier joniſchen Säulen geſchmückten Loggia. Den Abſchluß bildet ein breites, auf der griechiſch-joniſchen Ordnung fußendes Hauptgeſims mit Baluſtrade und niedrigem Dach (Abb. 11). Das alte Wort „Otium cum dignitate“, das unter dem Wappen des Erbauers ſteht, läßt an das „Sanssouci“ Friedrichs des Großen denken.

Einen freundlicheren Charakter als das Äußere, das für einen Landſitz zu ernſt iſt, hat das Innere. Die Räume ſind durchweg in lichten Tönen gehalten, die Beleuchtung iſt ſehr reichlich, die Höhe bedeutend.

Das Gebäude hat zwei Keller untereinander, deren einzelne Räume im allgemeinen der Zimmereinteilung des Erdgeſchoſſes entſprechen. Der untere Keller iſt durchgängig gewölbt, zum Teil in mächtiger Ausführung. So zeigt der dem Raum 5 entſprechende Keller eine einzige flache Längstonne.

Der obere Keller hat eine wagerechte Decke und wird durch Kellerfenſter erleuchtet. Lediglich der Keller unter der Vorhalle iſt mit einer Längstonne eingewölbt.

Einfach, in ihrer Dekoration zurückhaltend, ſind die Zimmer des Erdgeſchoſſes, wenige dünne Leiſten bilden den einzigen Schmuck. Mit etwas mehr Aufwand iſt die mit Steinfließen belegte Vorhalle behandelt, die noch die urſprünglichen Eingangstüren beſitzt. Die Türen zeigen die typiſche Zeitform: jede iſt doppelflügelig mit zwei Feldern und einem hohen, dem Sockel des Mittelriſalits entſprechenden Sockel. Das untere Feld iſt groß, mit erhöhtem Rand und einem Eierſtab, das obere niedrig, vertieft und mit einer Girlande geſchmückt. Die drei inneren Türen haben eine ähnliche, nur einfachere Form, ohne Eierſtab und Girlande. Sie ſind ebenſo wie die zwei Blindtüren in Niſchen, die bis zur Decke reichen, eingelaſſen. Die Decke ſelbſt wird durch zwei Unterzüge in drei Felder geteilt, die vertiefte Kaſſetten bilden.

In der rechten Ecke des Schloſſes liegt die ganz in Stein meiſterhaft konſtruierte Haupttreppe. Ihre dreieckigen Podeſte werden von reich und elegant ſkulptierten Konſolen, die von den Ecken ausgehen und ſich mit ihren Stirnflächen faſt berühren, getragen.

Vom linken Vorraum geht eine kleine, mit großem Geſchick verſteckte und bis zum Obergeſchoß reichende Dienertreppe aus. Das ganze Treppenhäuschen iſt nur 1,05 m breit.

Reich iſt das Hauptgeſchoß gehalten, „le bel étage“. Von der Treppe tritt man gleich in die Halle

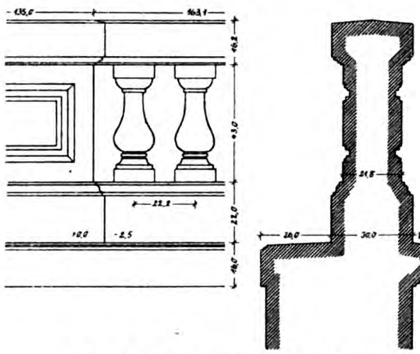


Abb. 6. Schloß Monaiſe bei Trier.
Einzelheiten der Baluſtrade

(Abb. 8). Vier ſchlanke Säulen zieren ſie, die nach ihrer Form und ihrem Kapitäl joniſch ſind, jedoch als Eigentümlichkeit ſcharfe Grate zwiſchen den 20 Kanneluren haben. Ihr unterer Durchmeſſer beträgt 0,705 m, ihre Höhe 6,68 m. Zwei Unterzüge, die ebenſo wie die zwiſchen den Säulen auf ihrer Unterſicht mit einem zarten Flechtband verziert ſind, teilen die Decke in drei mit ineinander geſetzten rechteckigen und achteckigen Füllungen geſchmückte Felder. Den Abſchluß nach vorn bilden die Säulenſockel und 0,81 m hohe durchbrochene Steinbrüſtungen. Alle Architekturglieder haben einen gelblichgrauen, die Felder und Wände einen dunkelroten Ton.

Von der Halle gelangt man durch ein ziemlich ſchmuckloſes Dienerzimmer in das geräumige Schlafzimmer, dem künſtleriſch höchſtſtehenden Raum des Schloſſes. Er iſt wie alle Haupträume durchaus ſymmetriſch geſtaltet, Türen und Fenſter liegen in den gleichen Achſen. Den Zugang vermitteln zweiflügelige Türen mit je drei Feldern, umrahmt von einem einfachen Profil; ſchmale Konſolen tragen ein ſtark vorſpringendes Abſchlußgeſims. Ausgezeichnet durch Schönheit und Eleganz iſt das Geſims, das die Decke trägt; aufgebaut auf der Baſis des joniſchen Gebälks gibt es dieſes leicht verändert wieder. An Stelle des Klötzchenfrieſes iſt ein Karnies mit einer Folge von weißen Akanthusblättern auf hellrotem Grund getreten, am Fuße gefaßt von einem Perlſtab. Die begleitenden Profile ſind weiß, der durch ſenkrechte Rillen belebte Fries hellrot. Die Mitte der Decke ziert eine runde, aus ſtark unterſchnittenen Akanthusblättern gebildete Roſette. Der ganze Raum iſt in lichten hellgrauen und grünlichgrauen Tönen gehalten.

Verbunden mit ihm iſt ein kleines kreisrundes Kabinett, das einfache und intime Ankleidezimmer. Der einzige Schmuck iſt ein dünnes kreisrundes Profil in der Decke und ein weißer, braungeflammter Marmorkamin (Abb. 16) mit darüber eingelaſſenem Spiegel. Der Raum hat ebenſo wie der anſtoßende Vorraum nur halbe Geſchoßhöhe, ein Dienerzimmer, das von der Nebentreppe aus zugänglich iſt, iſt darüber eingebaut.

Den Mittelteil des Hauptgeſchoſſes nimmt der reiche, faſt überreiche Saal ein (Abb. 14). Stuckembleme der Jagd und Muſik zieren die Wände; das Abſchlußgeſims iſt im Gegenſatz zu dem zarten, dem Charakter des Raumes angepaßten Geſims im Schlafzimmer, in dieſem Raum prunkend und ſchwer. Die Türen ſind die gleichen, nur treten an Stelle der einfachen Profile hier ſtark ſchattende Blattwellen und Akanthusranken; ihre Umrahmung, die Konſolen und das Abſchlußgeſims ſind obendrein durch die hellbraune Färbung gegenüber der hellgrünen der Türen- und Wandflächen hervorgehoben. Der Kamin iſt aus weißem, ſchwarzgeflammtem Marmor: Zwei ſich nach unten verjüngende Pilaſter tragen einen doriſchen Triglyphen- und Metopenfries (Abb. 15). Der Raum hat ebenſo wie die drei an-

Abb. 7—9. Schloß Monaiſe bei Trier

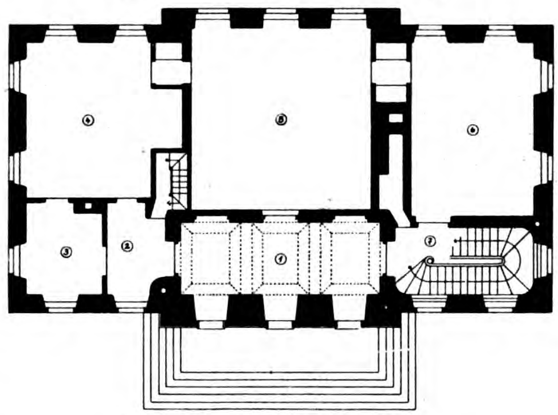


Abb. 7. Grundriß des Erdgeſchoſſes

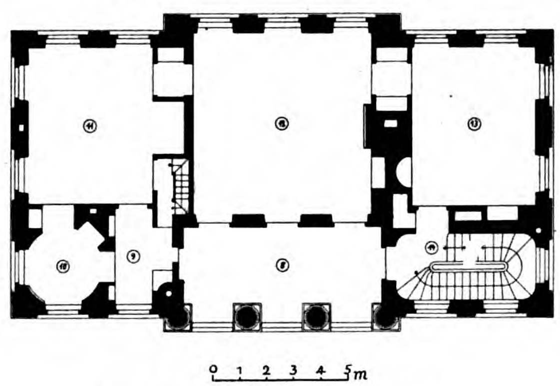


Abb. 8. Grundriß des Hauptgeſchoſſes

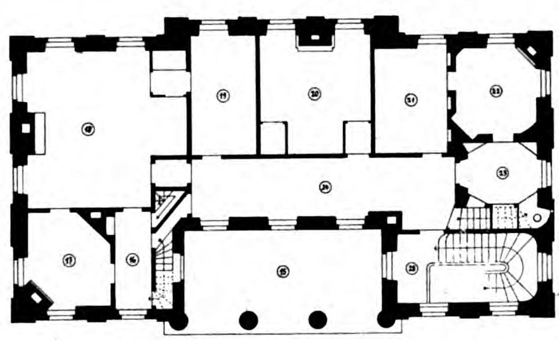


Abb. 9. Grundriß des Obergeſchoſſes

ſchließenden Räume Parkettboden in einem immer wiederkehrenden rechteckigen Muſter.

Die Ecke zwiſchen Saal und Treppe nimmt das Empfangszimmer ein. Wandaufteilung und Türen ſind die gleichen wie im Schlafzimmer, nur das Hauptgeſims iſt anders; es beſteht aus einer Folge von großen aufrecht ſtehenden Akanthusblättern zwiſchen einer Blattwelle unten und einem Perlſtab oben, die je von zwei dünnen Plättchen begleitet ſind. Eine einfache runde Roſette ziert die Decke. Die Farbe des Raumes iſt blaßroſa mit einigen ſchmalen hellgrünen und goldenen Streifen an den Felderumrah-

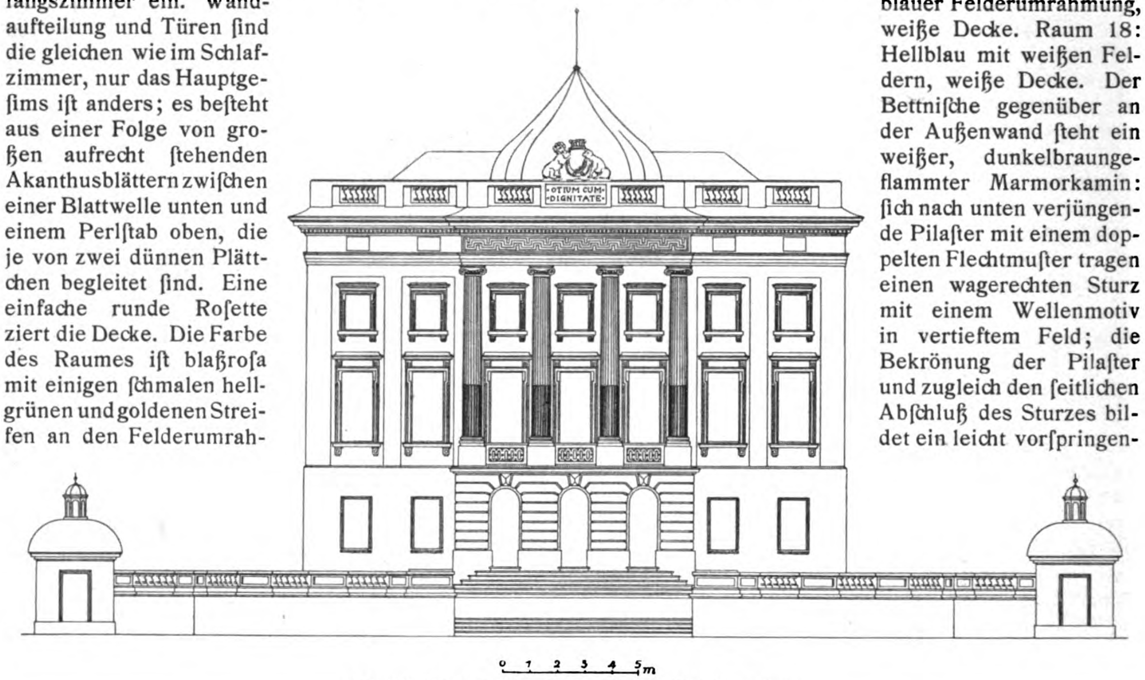


Abb. 10. Schloß Monaiſe bei Trier. Vorderanſicht

mungen. Neben der Eingangstür hängt das einzige Stück, das im Schloſſe verblieben iſt, ein zeitgenöſſiſches Bild des „Philipp Franz Wilderich Nepomuk Graf von

Abb. 11. Hauptgeſims

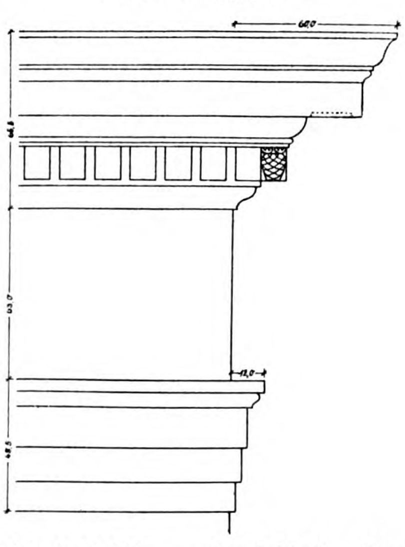
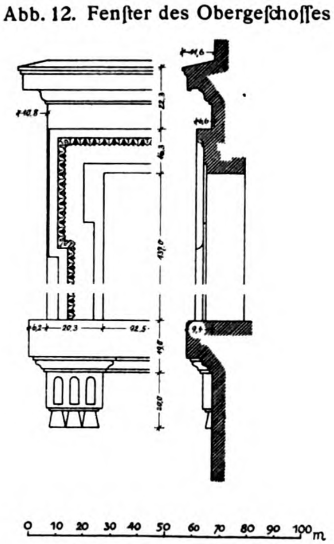


Abb. 12. Fenſter des Obergeſchoſſes



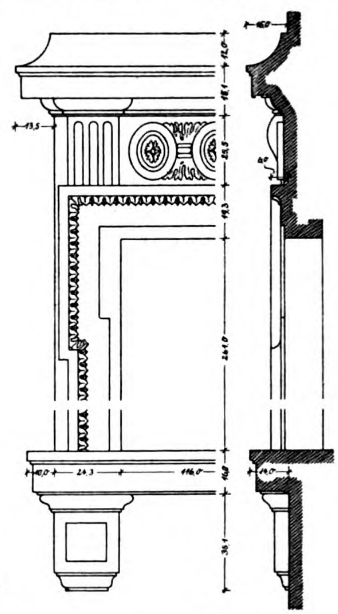


Abb. 13. Fenſter des Hauptgeſchoſſes

Walderdorf, Erbauer des Schloſſes Monaiſe (1779)“.

Das Obergeſchoß birgt die Wohn- und Schlafzimmer für die Angehörigen und Gäſte. Sie ſind teils einfach und ſchmucklos wie die Räume 21—23, teils aufwendiger wie die Räume 17—20, die alle die gleiche Feldereinteilung der Wände mit reich profilierten Umrahmungen beſitzen (Abb. 9); lediglich die Farbe iſt verſchieden. Raum 17: Orange mit weißer und blauer Felderumrahmung, weiße Decke. Raum 18: Hellblau mit weißen Feldern, weiße Decke. Der Bettniſche gegenüber an der Außenwand ſteht ein weißer, dunkelbraungeflammter Marmorkamin: ſich nach unten verjüngende Pilaſter mit einem doppelten Flechtmuſter tragen einen wagerechten Sturz mit einem Wellenmotiv in vertieftem Feld; die Bekrönung der Pilaſter und zugleich den ſeitlichen Abſchluß des Sturzes bildet ein leicht vorſpringendes Quadrat mit quadratiſcher Roſette in der Mitte. Raum 19: Braungelb mit weißer Felderumrahmung, weiße Decke. Raum 20: Hellgrün mit weißen Feldern, weiße Decke. Ein einfacher Sandſteinkamin ſteht zwiſchen den Fenſtern. Die Räume 17—23 haben Parkettboden mit demſelben Muſter wie im Hauptgeſchoß.

In der A t t i k a ſind ſechs völlig ſchmuckloſe Zimmer für Dienerſchaft und Speicher untergebracht.

Techniſche Ausführung. Der Bau iſt techniſch ſehr ſorgfältig ausgeführt. „Kalk wurde durchaus zum Mauerweſen gebraucht und aus- und inwendig ſtark vergypſet, daher die Mauern ob zwar ſehr dünn und hoch ausgeführt ſehr ſolid ſind“ ſagt Domkapitular Marx. Wo ſich ſchadhafte Stellen zeigen, wie an den Außenecken der Räume 18 und 22 und der darüberliegenden Räume oder an der Decke der Halle, ſind ſie die Folge der Vernachläſſigung des Daches.

Die Architekturteile des Äußeren ſind in einem feinkörnigen hellgelben Sandſtein ausgeführt; die Flächen ſind verputzt und bräunlichgelb geſtrichen. Der Erhaltungszuſtand iſt gut.

Im Innern ſind die Wände und Verzierungen der beſſeren Räume

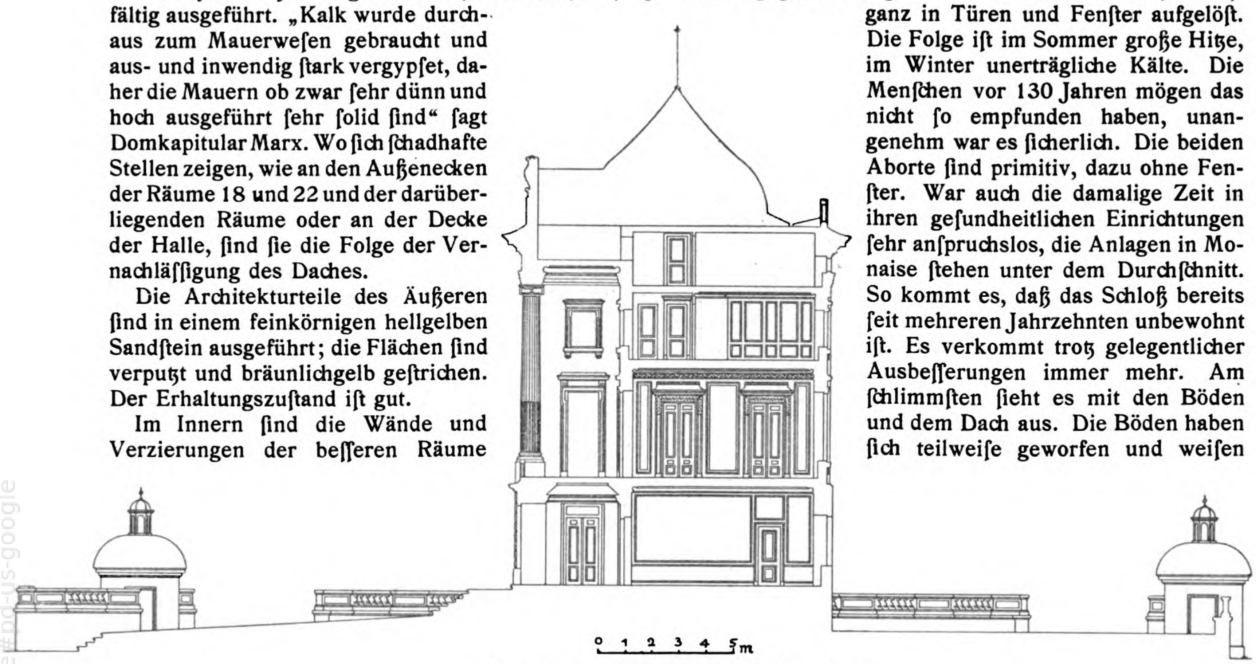


Abb. 14. Schloß Monaise bei Trier. Schnitt

des Haupt- und Obergeſchoſſes mit einem vorzüglichen harten und dichten Stuckgips überzogen.

Einen geſchickten und tüchtigen Schreinermeiſter hatte Mangin zur Verfügung. Die Eichenholztüren haben äußerſt geringe Holzſtärken, und trotzdem das Holz-

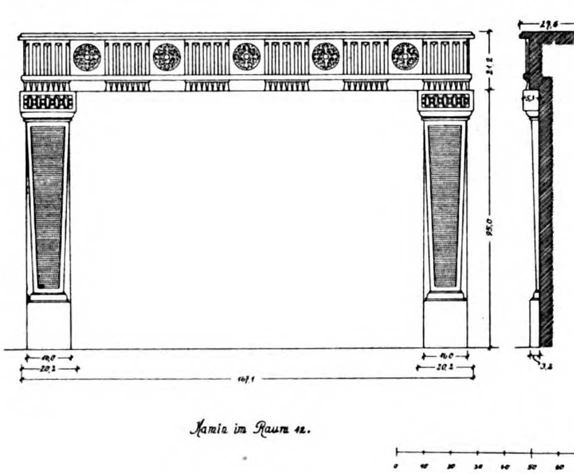


Abb. 15. Kamin in Raum 12

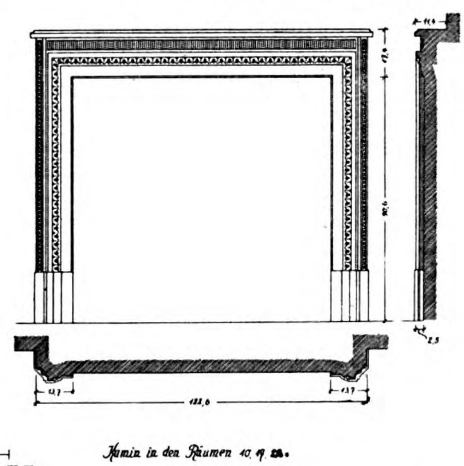


Abb. 16. Kamin in den Räumen 10, 17, 22

werk ſchon 135 Jahre alt iſt und ſeit langer Zeit allen Witterungseinflüſſen ſchutzlos preisgegeben iſt, zeigt es keinerlei Riſſe oder lockere Stellen, ſein Gefüge iſt feſt geblieben.

Heutiger Zuſtand. Der heutige Zuſtand des Schloſſes iſt beklagenswert. Er iſt eine Folge der Nachteile des Baues, die wegen der geſteigerten Bedürfniſſe der heutigen Zeit ein Wiederbewohnen ausſchließen. Zwei gegenüberliegende Wände des Saales ſind faſt ganz in Türen und Fenſter aufgelöſt. Die Folge iſt im Sommer große Hitze, im Winter unerträgliche Kälte. Die Menſchen vor 130 Jahren mögen das nicht ſo empfunden haben, unangenehm war es ſicherlich. Die beiden Aborte ſind primitiv, dazu ohne Fenſter. War auch die damalige Zeit in ihren geſundheitlichen Einrichtungen ſehr anſpruchslos, die Anlagen in Monaise ſtehen unter dem Durchſchnitt. So kommt es, daß das Schloß bereits ſeit mehreren Jahrzehnten unbewohnt iſt. Es verkommt trotz gelegentlicher Ausbeſſerungen immer mehr. Am ſchlimmſten ſieht es mit den Böden und dem Dach aus. Die Böden haben ſich teilweiſe geworfen und weiſen klaffende Fugen auf, das Dachwerk iſt angefault, die Dachhaut vernachläſſigt. Eine Wiederherſtellung iſt nur mit unverhältnismäßig hohen Koſten möglich.

Die A u ß e n a n l a g e n ſind völlig verwildert. Die Pavillons werden zu Schweineſtällen und Schuppen benutzt, Blumenparterre und Luſtgarten ſind zu Wieſen und Obſtbaumpflanzungen umgewandelt, die kleine Baumanlage an der Moſel läßt ihren urſprünglichen Zweck kaum mehr ahnen, ſo ſehr iſt ſie von Geſträuch und Geſtrüpp überwuchert. So geht auch Mangins einzig in Deutſchland erhaltener Bau dem Untergang entgegen.

Künſtleriſche Wirkung. Das Schloß wirkt trotʒ ſeines einfachen Umriſſes durch die gute Aufteilung der Flächen, die echt franzöſiſche Zurückhaltung in der Dekoration und die geiſtreiche Behandlung der Einzelheiten ſehr günſtig. Das Hauptgeſchoß iſt mit ſeinen hohen Fenſtern und Türen und ſeinen hellen Farben licht und freundlich. Aus einzelnen Teilen weht noch die feine Eleganz des ancien regime und beweiſt, wie gut ſich dieſer Geiſt auch mit den Formen des Klaſſizismus vertrug, wenn eine feinfühlige Hand ſie meiſterte. Die Ausſicht von der Halle auf das Vorgelände, die Moſel und die am Horizont auftauchende, an beiden Seiten von Bergen umkränzte Stadt Trier, deren Türme ſich ſcharf vom Himmel abheben, ergibt ein äußerſt anziehendes Bild, ganz in dem Sinne der Zeit der Erbauung, die für ſolche Blicke ſchwärmte. Die Räume 17, 18 und 20 des Obergeſchoſſes machen in ihrer ſtreng ſymmetriſchen Anlage, ihrer ruhigen Farbengebung, ihrer Aufteilung der Wandflächen in Quadrate und Rechtecke einen harmoniſchen und wohnlichen Eindruck, der wirkſam durch den Kamin und ſeinen Auffatʒ unterſtütʒt wird. Mit großem Geſchick hat Mangin es verſtanden, ihn jeweils zum Mittelpunkt der Dekoration zu machen und den ganzen Raum unauffällig zu ihm in Beziehung zu ſetʒen.

Den Beſchluß möge das treffende Urteil bilden, das G. Dehio in ſeinem Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler (IV, 439) über Monaiſe gefällt hat: „Das Ganze, Inneres und Äußeres, höchſt bezeichnend für die kurze Epoche zwiſchen dem Rokoko und dem härteren Klaſſizismus des Empire. Dieſe etwas zimperlich graziöſe Schlichtheit, obgleich im Grunde voll Raffinement, galt jenem Geſchlecht als Rückkehr zugleich zur Antike und zur Natürlichkeit."

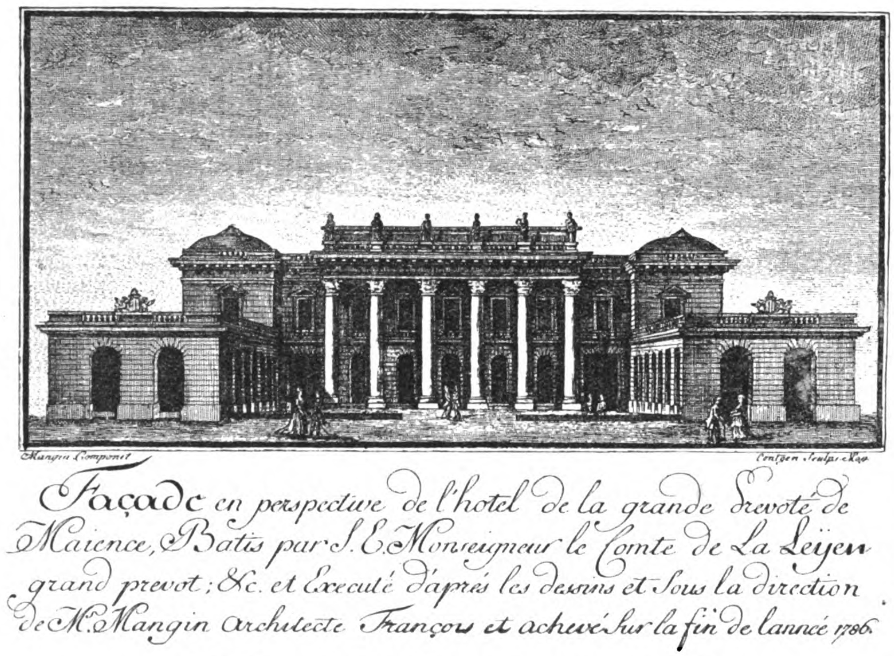


Abb. 17. Die Dompropſtei zu Mainz nach dem Kupferſtich von Cöntgen

2. Die Dompropſtei in Mainz

Beſchreibung des Baues. Der Beſchreibung des Äußern iſt der hier (Abb. 17) wiedergegebene Kupferſtich von Cöntgen zugrunde gelegt. Eine andere Anſicht nach dem Kupferſtich des Herrn de Nicéville (ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 3 Abb. 2) iſt weniger gut.

Die äußere Anlage der Mainzer Dompropſtei*) gliederte ſich in einen zweiſtöckigen bis zur Oberkante der Baluſtrade 13,5 m hohen und 43,7 m breiten Mittelbau und zwei einſtöckige in ſieben Achſen nach vorn gezogene Flügelbauten. Der ſo gebildete 28,5 m breite und 38,2 m tiefe Hof war durch ein prunkvolles 1784 von Nikolaus Gatter verfertigtes eiſernes Gitter mit eiſernem Gittertor gegen die Straße hin abgeſchloſſen. Der Mittelbau lag gegen Nordweſt und enthielt die Wohnung des Dompropſtes, der rechte Flügelbau war für die Dienerſchaft, der linke für die Remiſen und Pferdeſtälle beſtimmt. Die Front ſchmückten ſechs, mit Baſis und Kapitäl 10,6 m hohe korinthiſche Säulen, die ein Gebälk mit Attika und ſechs allegoriſchen weiblichen Figuren trugen. Die Figuren auf der Attika hatte der Bildhauer Pfaff entworfen, ſie ſtellten in der Reihenfolge von rechts nach links wahrſcheinlich dar: die Gartenbaukunſt, den Geſang (oder die Muſik), die dritte Figur iſt verloren, die Baukunſt, die Malerei, die Bildhauerkunſt. Die Öffnungen des Erdgeſchoſſes waren alle bis zum Sockel heruntergezogen und rundbogig geſchloſſen, die Fenſter des Obergeſchoſſes hatten wagerechten Sturz, durchbrochene Baluſtraden und ein ſchmales profiliertes Gewände, das einen Dreieckgiebel trug. Zwei breite ſcheitrecht geſchloſſene Tore führten rechts und links von der Säulenhalle in das Gebäude. Eine niedrige, abwechſelnd durchbrochene und glatte Baluſtrade krönte ſowohl das Hauptgeſims des Mittelbaues wie das der beiden Flügel.

Eigenartig iſt das Dach der Dompropſtei. Die auffällige Zergliederung und Teilung in mehrere Dächer entſprach allerdings der franzöſiſchen Auffaſſung. Manches mag daneben eine Folge der Anordnung von Oberlichtern geweſen ſein.

*) Unter dem Schnitt durch den Saal (Taf. IV) iſt ein Maßſtab angegeben, doch iſt nicht zu erkennen, ob es ſich um rheiniſche (31,385 cm) oder franzöſiſche (32,484 cm) Fuß handelt. Den im Text vorkommenden Metermaßen iſt der rheiniſche Fuß zugrunde gelegt.

Vom Innern hat ſich nur der von Mangin ſelbſt gezeichnete Schnitt durch den Hauptſaal erhalten (Taf. IV). Er trägt die Bezeichnung: „Coupe de la gallorie de la grande prevoté de Maience. Ainsi qu'elle est Executé. Maience le 1. Fev. 1790. Mangin.“ Der Saal wurde von 36 Säulen gegliedert (Abb. 18), die ein Gebälk mit Attika und einem hohen und weiten Tonnengewölbe trugen; zwei Apſiden an den Schmalſeiten erweiterten ihn. Fünf hohe Fenſter führten ihm ein reichliches Licht zu, während die gewölbte Decke durch ein langes ſchmales Oberlicht erhellt wurde, deſſen Glas ein Drahtnetz ſchützte. Die beiden Apſiden erhielten ihr Licht durch ein kleines Fenſter im Gewölbeſcheitel, eine ebenſo geiſtreiche wie ſtimmungsvolle Anlage. Die Abmeſſungen des Saales waren bedeutend; ſie betrugen: ganze Länge = 87,7 Fuß = 27,52 m, ganze Breite = 28,5 Fuß = 8,95 m, Länge des Mittelteils = 55,4 Fuß = 17,39 m, Breite des Mittelteils = 23,6 Fuß = 7,41 m, Achſenabſtand der Fenſter = 12,0 Fuß = 3,77 m, Höhe bis zum Scheitel der Tonne = 32,1 Fuß = 10,07 m, Höhe bis zum Fuß der Tonne = 19,4 Fuß = 6,09 m, größter Durchmeſſer der Säulen = 1,5 Fuß = 0,47 m, ganze Höhe der Säulen = 14,40 Fuß = 4,39 m.

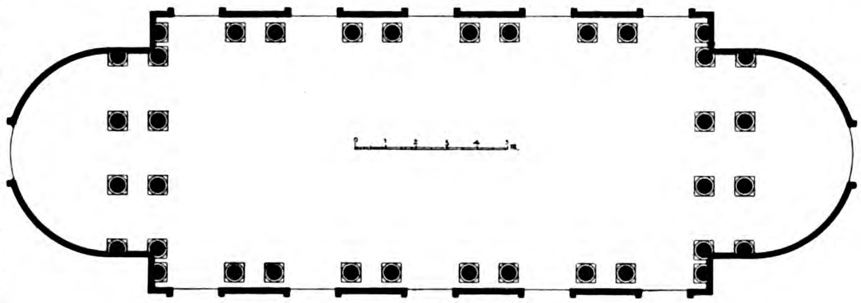


Abb. 18. Grundriß des Hauptſaals der Dompropſtei

Der Grundgedanke für die Anlage dieſes Haupt- oder Feſtſaales geht ohne Zweifel auf den Akademieſaal im Mainzer Schloß zurück. Er hat dieſelbe Säulenſtellung, hier bedingt durch die Breite der Wandfläche zwiſchen den Fenſtern, die gleiche Sockelbildung; das gleiche Profil ziert die Wand und umzieht die Fenſterbögen. Nur iſt bei Mangin, der nicht an einen ſchon vorhandenen Raum gebunden war, alles ſchlanker und ſtraffer. Der Saal fällt ſofort auf durch die mächtige Tonne, die ihn überſpannt, und deren ſchwere Wirkung durch das Oberlicht und die Stukkaturen in der Art der Grotesken ſicher nur wenig gemildert wurde. Ihre Anwendung iſt erklärlich, ſie war das Gewölbe des Klaſſizismus, und in der Tat iſt ja auch keine Gewölbeform ſo geeignet, die Grundforderungen des Klaſſizismus, Ruhe und Großzügigkeit, reſtlos zu erfüllen, wie gerade die Tonne. Nur ſchade, daß Mangin durch das Oberlicht ihre Schönheit weſentlich beeinträchtigte. Es ließ ſich allerdings kaum vermeiden. Die fünf Fenſter waren für den Raum zu klein, zudem lagen ſie hinter der Säulenreihe, und die beiden Stirnflächen konnten wegen der vorgelegten Apſiden zur Beleuchtung auch nicht herangezogen werden. Immerhin verſtand Mangin es, das Oberlicht ſo gut wie es bei der Lage der Dinge möglich war, mit dem Gewölbe zu verbinden.

Eine eingehende Schilderung der Dompropſtei, die einzige, die ſich erhalten hat, gibt J. G. Lang in ſeiner Reiſe auf dem Rhein 1789, Seite 40 ff.: *„Ich würde von Mainz nichts geſagt haben, wenn ich die neuerbaute Domprobſtei nicht berührte. Dieß in ſeiner Art einzige Gebäude hat der izzige Domprobſt, ein Graf von der Leyen, mit ſehr ſchweren Köſten, jedoch durch Beitrag des Domkapitels, im feinſten Geſchmack aufführen laſſen. Alles, was das Aug nur reizen kann, iſt aufs reichſte hier angebracht. Man weiß nicht, was man zuerſt ſehen, was man zuerſt bewundern ſoll. Ich weiß wohl, daß dieſer Pallaſt vom größern Haufen den ihm gebührenden Beifall nicht erhält; aber wo iſt das Gebäude, welches nicht einer Kritik ausgeſetzt, von dieſen beſchnarcht, von andern belobt wird? Muß denn alles über eine Leiſte geſchnizzelt werden; und müſſen große Herren hie und da nicht etwas mehr thun, um das Talent eines Künſtlers, das ſonſt vergraben bliebe, zu entwickeln?*

Mangin, der der Baumeiſter dieſes Götterſizzes iſt, und ſeinen Namen ſchon durch das, den Grafen von Walderdorf zuſtändige, nah bei Trier gelegene Luſtſchloß Monaiſe, merkwürdig gemacht hat, verdient allerdings in die Reihe der erſten Baumeiſter dieſes Jahrhunderts geſetzt zu werden. Schade, daß es ſo verſteckt in einem ganz unbedeutenden Winkel liegt, wie viel würde es nicht an ſeinem Äußern gewinnen, wenn man dazu einen regelmäßigern offenern und etwas erhabenern Plaz gewählt hätte.

Froh und auffallend, fühlbar und herzerquikkend muß es jedem Fremden ſeyn, der aus den engen und winklichten Gaſſen hervorkömmt, und ohne das geringſte vermuthet zu haben durch deſſen Anblick überraſcht wird.

Die Faſade des Hauptgebäudes, an welches zu beiden Seiten kleinere Nebengebäude anſtoßen, die zugleich einen Vorhof mit einem ſoliden, aber doch leicht gearbeiteten Gitter ſchließen, hat ſechs Korintiſche Säulen, auf welchen die Gallerie, und eben ſoviel, vom Bildhauer Paf fleißig bearbeitete Genien, ſo die Künſten vorſtellen, ruhen. Alles dieß gibt von Außen ein vortrefliches Anſehen.

Das Vorhaus, welches zugleich ein Wartezimmer der Bedienten ſeyn ſoll, iſt ſehr geräumig, und der in allen Angaben ſehr fertige Baumeiſter wußte ſehr geſchikt, um nicht von der Regelmäſigkeit auch im geringſten abzuweichen, die Öfen in die in den Ekken befindlichen Säulen zu verſtekken.

Aus dieſem Vorzimmer ſteigt man eine breite, helle und ſehr gemächliche Treppe hinauf, die ſich oben in zween Gänge theilet, welche zum Saale und den daran ſtoßenden Kabinettern führen. Schön iſt es zu ſehen, wie jedes ſo wohl geordnet, wie vollkommen ſich eins

mit dem andern verbindet. Hier muß auch die holländiſche Reinlichkeit weichen, und Kunſt und Geſchmak haben ſich ſchweſterlich umhalſet.

Der Saal, deſſen Dekke von ſechs und dreiſig Säulen geſtüzt iſt, ſchimmert von der an allen Verzierungen häufig angebrachten Vergoldung; zwiſchen jedem Paar Säulen ſteht enweder ein vier Schuh hoch vergoldeter Genius, der einen zu Armleuchtern beſtimmten Gueridon trägt;[32] *oder man ſieht wechſelweiß von Mahagoniholz ſchön bearbeitete Armſeſſel, die aufs reicheſte mit vergoldetem Bronze garnirt ſind.*

Von da kömmt man in das zum Kaffeeſchenken beſtimmte Rondel, und dann in das damit zugleich verbundene gewöhnliche Speiſezimmer, welches im Ganzen einfach, aber doch ſchön und eine von J. Zick wohlgemalte Dekke hat, ſo das Vergnügen der Götter in den ſieben Planeten vorſtellt. An Statt der Tapete, ſieht man von einem Franzoſen im Geſchmack des Tiſchbein, vier kecke, aber doch fleißig ausgeführte Gemälde; nur müßten die Gedanken für ein Speiſezimmer munterer und angenehmer gewählt ſeyn. Ein jedes iſt traurig und abſchrekkend: im erſten ſtraft Jupiter die Juno; im andern ſieht man den Sturz des Phaeton; im dritten die Sündfluth und im vierten den Sturz der Giganten.

Mehrere Zimmer, die alle in einem Zirkel liegen, und daher zu aller Bequemlichkeit eine genaue Verbindung haben, erhalten ihr Licht von oben, und eben dieß iſt es, was ſo vielen nicht gefällt. Dieſe Art von Zimmerbau hat freilich wohl beim erſten Anblik eine ungewöhnliche und daher widrige Wirkung auf das Gemüth, und ich muß geſtehen, daß ich dieſe Art für meine Wohnzimmer nicht wünſchte; auch mag ſie bei häufigem und lang anhaltendem Schnee ihre Beſchwerde haben; dennoch iſt dieſe Einrichtung nicht ganz zu verwerfen, und ließ ſich zu Studierzimmern, Bibliotheken, Gemäldekabinettern, u. d. gl., wo man ohnehin den Raum durch angebrachte Seitenfenſter nicht gern vermißt, auf eine ſehr vortheilhafte Art benuzzen.

Ein ſchäzbares Gemälde vom alten Frank, noch ſehr rein und wohl erhalten, welches den Zug des Heilandes nach dem Kalvariberg vorſtellt, hieng in einem dieſer köſtlichen Zimmer; die Menge des Volks, die Grauſamkeit der Schergen, das Trauren der Weiber, die Sanftmuth des Erlöſers; alles, alles war vollkommener Ausdruck. Ich konnte mich von dieſem unſchäzbaren Stück nicht abwenden, ohne im Innern ganz zu fühlen, wie wichtig, wie erhaben das Werk der Erlöſung für das Menſchengeſchlecht ſey.

Rechterhand im Seitenflügel, wo Kunſt und Pracht nicht weniger als im Hauptgebäude wetteifern, ſah ich noch zwei Gemälde, die wegen ihrer Güte und Schönheit hier berührt zu werden verdienen. Erſteres von Peter von Kortona, der auch unter dem Namen Beretini oft vorkömmt, ſtellt ein Opfer vor; das ganze iſt unvergleichlich angeordnet, kek bearbeitet und im Ausdruk ganz Seele. Der izzige Domprobſt erhielt es in einer Steigerung für einige Karolinen, wo man das Schöne davon, obſchon ſich Kenner genug einfanden, wegen Alter und Schmuz nicht ſogleich einſah, es ſchien, als ſollte es für dieſen ergözlichen Pallast einzig beſtimmt ſeyn; und obgleich man izt ſchon eine Summe von Drei tauſend Gulden dafür both; ſo wäre es doch Schade, wenn es den izzigen ganz paſſenden Plaz verließ. Das andere von Lazarini, in nemlicher Höhe und Breite iſt die Erſchaffung unſerer erſten Stammältern; man glaubt dem Adam den Dank im Geſichte zu leſen, den er dem in den Wolken ſchwebenden Schöpfer für die ihm an die Seite gelegte ſchöne Gehilfin zollt; ſchöner kann man ſich keine Wölbung des Fleiſches denken, als in dieſem überaus anmuthvollen Gemälde; ſo glaubt man, die Figuren hebten ſich von der Leinwand hinweg, und die Kunſt hätte ſich mit der lebenden Natur vereinigt. Ich verließ dieß Gebäude des Vergnügens ungern; dankte dem gefälligen Auffeher bei dem Fortgehen für ſeine mit mir gehabte Geduld, lohnte ihn, ſah noch einmal vergnügt zurück, und wünſchte dem erhabenen, würdigen Erbauer Heil und Segen, Freude und Genuß bis zum ſpäteſten Alter.“

Da ſich von Zeichnungen, die die Verteilung und Ausſtattung der Räume im Innern der Dompropſtei darſtellen könnten, nur der Schnitt durch den Feſtſaal erhalten hat, muß ſich die künſtleriſche Würdigung auf ihn beſchränken. Neben der Tonne iſt die eigenartige Säulenſtellung das Merkmal dieſes Saales. Die Abtrennung der Apſiden bot Gelegenheit zu feſſelnden Durchblicken. Zugleich wurden zwei ruhige Winkel gewonnen, von denen aus bei Feſtlichkeiten das Getriebe im Saal ſich ungeſtört genießen ließ. Ungeklärt iſt die Verwendung der Empore über den Säulen. Sollte ſie der Muſik dienen?

Eigenartig ſcheint, nach der Beſchreibung bei Lang zu ſchließen, die Anlage der Bibliothek geweſen zu ſein, wenn man die Beſtimmung der Zimmer, die in einem Zirkel lagen und durch Oberlicht erleuchtet waren, ſo deuten darf. An ſich wird die Anwendung des Oberlichtes bei der Dompropſtei aus dem Zwang entſtanden ſein, den der beengte Bauplatʒ dem ſicher ſehr weitgehenden Bauprogramm auferlegte. Vielleicht wollte man auch nicht von den rückwärtigen Zimmern den unſchönen Blick auf die naheliegenden Jeſuitenbauten freigeben.

Die Verwendung des Oberlichtes zur Beleuchtung der Räume führte der Klaſſizismus wieder neu in die Architektur ein. Das ruhige verſtreute Licht unterſtütʒte wirkſam die Stimmung, die in den klaſſiziſtiſchen Räumen herrſchte. Troʒdem wurde nicht allzu oft von dem Mittel Gebrauch gemacht. Das Treppenhaus des Theaters in Bordeaux, das Pantheon und die Madelaine in Paris, die Ludwigskirche in Darmſtadt ſind einige der wenigen Bauten. Etwas ähnliches wie in der Dompropſtei hat ſich in Mainz in dem kleinen achteckigen Gartenhaus auf der Ingelheimer Aue erhalten. Dort wird ein achteckiger, nur indirekt beleuchteter Saal von kleinen Gemächern mit Alkoven und Kammern in den acht Zwickeln umgeben.

Kunſtgeſchichtliche Stellung. Seit etwa 1775 wandelt ſich der Louis XVI-Stil in Mainz zum Klaſſizismus, der in Frankreich und England ja ſchon ſeit einer Reihe von Jahren der alleinherrſchende Ausdruck des Zeitgeiſtes war. Viel trug zu ſeiner Verbreitung die am 3. Juni 1769 gegründete „Neu Bau- und Zeichenſchule“ bei, wie überhaupt die Zeichenſchulen die eifrigſten Förderer der neuen Bewegung in der Baukunſt waren. Ihre tüchtigſten Lehrer, Johann Peter Jäger (1783—90) und Peter

Jung (ſeit 1786), waren ſelbſt eifrige Vorkämpfer der neuen Ideen.

Charles Mangin fand alſo in Mainz den Boden für ſeine Anſchauungen über die Baukunſt durchaus gut vorbereitet. Trotzdem wirkte der Bau, wenn er auch viel bewundert wurde, als ein Fremdling. Die dreiflügelige Anlage, die durchgehende Verwendung der Ruſtika waren in Deutſchland weniger gebräuchlich; noch auffälliger jedoch iſt die an der Dompropſtei geübte Art des Klaſſizismus, die Formen der vergangenen klaſſiſchen Stile, der Antike und der Renaiſſance, um ihrer ſelbſt willen, rein dekorativ anzuwenden. Man braucht nur Monaise mit der Dompropſtei zu vergleichen, um ſich ſofort klar zu werden, daß letztere trotz weit größeren Aufwandes innerlich leerer wirkt; der für die Zukunft ſo verhängnisvolle Schritt, das Äußere vom Innern des Gebäudes zu trennen, iſt getan.

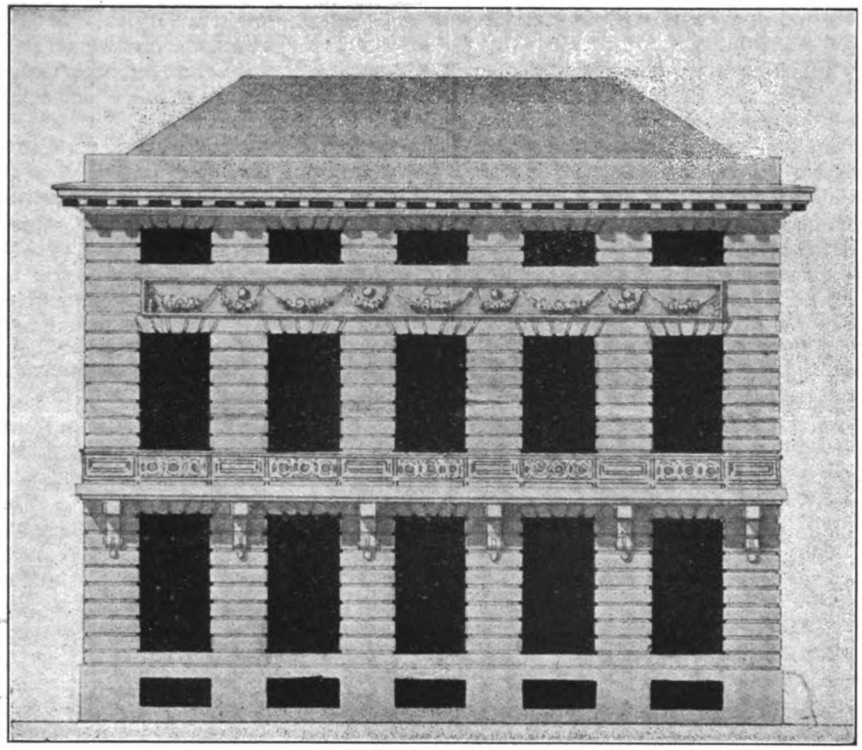


Abb. 19. Das Guiollettſche Haus am Münſterplatz, nach dem Originalentwurfe Mangins

3. Das Guiollettſche Wohnhaus am Münſterplatz

Auch dieſer Bau iſt leider vom Erdboden verſchwunden. Glücklicherweiſe haben ſich bei den Bauakten Anſicht (Abb. 19) und Lageplan, von Mangin ſelbſt gezeichnet, erhalten. Das Haus lag am Münſterplatz, an der Stelle des jetzigen Hotels „Pfälzer Hof“.

Baubeſchreibung. Die ganze Baugruppe zerfiel in vier Einzelgebäude, die um einen Hof gruppiert lagen, und zwar das Wohnhaus (I), das Küchenhaus (II), die Remiſe (III) und den Stall mit der Kutſcherwohnung (IV) (Abb. 20). Die Gartenanlagen mit ihren beiden Terraſſen, deren obere etwa 4,00 m über der Straßenhöhe lag, und unter der der Brandmühlbach in einem Gewölbe abfloß, ſind jünger; in dem Plane Mangins vom 8. April 1786 laſſen ſie ſich nicht unterbringen. Vielleicht war auch das eine oder andere der Nebengebäude urſprünglich nicht vorgeſehen.

Die Abmeſſungen waren für ein ſtädtiſches Wohnhaus recht bedeutend, es betrug: die Breite des Bauplatzes $58^1/_2$ Fuß = 18,40 m, die Breite des Hauſes $45^1/_2$ Fuß = 14,30 m, die Höhe bis zur Oberkante der Attika = 11,50 m.

Der Eingang in das Wohnhaus lag an der ſchmalen Durchfahrt; ein Balkon, der vom Vorplatz des Hauptgeſchoſſes aus zugänglich war, überdeckte ihn. Das Erdgeſchoß enthielt vier Zimmer (Nr. 2—5), ein Dienerzimmer (Nr. 6) und das geräumige Treppenhaus (Nr. 1), das als Halle durch beide Geſchoſſe durchging und mit ſeinen freitragenden roten Sandſteinſtufen und dem durchbrochenen ſchmiedeeiſernen Geländer weit und licht wirkte. Im Hauptgeſchoß lagen der etwa 8,0/5,0 m große dreiachſige Saal, zwei Zimmer und die Nebentreppe zum Obergeſchoß, das wiederum fünf einfache Räume enthielt. Die Stockwerkshöhen betrugen von Oberkante bis Oberkante Fußboden gemeſſen: Erdgeſchoß 3,65 m, Hauptgeſchoß 3,85 m, Obergeſchoß 2,30 m, zuſammen 9,80 m.

Die Innenausſtattung war einfach gehalten, doch machte das Ganze durch die keineswegs ſparſame Ausnutzung von Platz und Raum einen vornehmen, wohnlichen Eindruck.[33]

Die Küche lag in dem einſtöckigen Küchenhaus, ihr Zutritt erfolgte vom erſten Podeſt der Haupttreppe aus.

Weit bemerkenswerter als das Innere iſt die Anſicht des Hauſes (Abb. 19). Sie iſt ihrem Weſen nach äußerſt einfach; eine Wand, die nur in wagerechte Ruſtika aufgeteilt iſt und die bei drei Geſchoſſen fünf gleiche Achſen hat, beleben lediglich zwei Motive, ein Balkon in Höhe des Hauptgeſchoſſes und ein ornamentiertes Band über dieſem Geſchoß. Als Abſchluß dient ein Geſims ohne Architrav und mit einem attikaähnlichen Maueraufſatz. Beim einfachen Bürgerhaus war dieſe architravloſe Art ſchon lange üblich geweſen, beim Hauſe eines reichen Mannes hatte man ein unvollſtändiges Geſims bisher ängſtlich vermieden; ſo haben in Mainz die ſchönen Louis XVI-Häuſer Rheinſtraße 91 und Emmeranſtraße 30 beide Geſims, Fries und Architrav. Die Rückſicht auf die Geſamtausbildung

der Ansicht, die ein breites Gesims nicht vertragen würde, hat jedenfalls Mangin zu seinem Verzicht bewogen.

Einen im Hinblick auf die verflossene Zeit unverhältnismäßig großen Raum nehmen in der Gesamtfläche der Ansicht die Fenster ein. Die Freude an Licht und Luft, und das Bestreben, das Hauptgeschoß möglichst hoch erscheinen zu lassen, ließ sie immer weiter werden und führte seit Mitte des Jahrhunderts dazu, sie fast bis zum Boden herunterzuziehen und an Stelle der Brüstung ein eisernes Gitter zum Schutze anzubringen. Letzten Endes führt sich die Sitte wohl auf Frankreich zurück. Tiefherabgezogenen Fenstern begegnet man

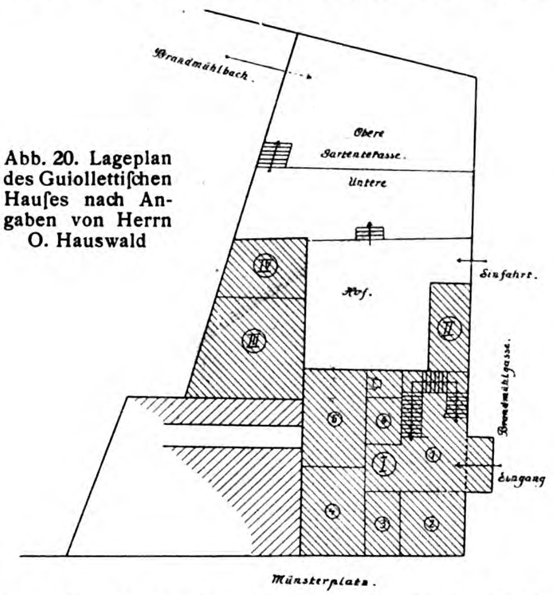


Abb. 20. Lageplan des Guiollettischen Hauses nach Angaben von Herrn O. Hauswald

dort schon in der Renaissance, so am Hof des Hôtels Carnavalet in Paris. Ihre Herkunft aus Frankreich erhellt vor allem die Tatsache, daß man sie nur im Westen, nicht in Mittel- und Ostdeutschland findet.

Die Zimmerverteilung in dem Hause am Münsterplatz und die Lage des Saales im Hauptgeschoß entspricht durchaus der üblichen. Befremdend wirkt nur, wie wenig die zwingende und geschickte Art, die sonst Mangin auszeichnet, erreicht ist. Ob Guiollett die Hauptschuld zuzumessen ist?

Kunstgeschichtliche Stellung. Wie beim Schloßbau wurde zur Zeit des Barock bei den Bürgerhäusern das Erdgeschoß gerne in wagerecht geteilte Rustika gekleidet und zu geschäftlichen oder hauswirtschaftlichen Zwecken benutzt. Die Obergeschosse erschienen dabei als einheitlich behandelter, durch Lisenen oder Pilaster gegliederter Baukörper. Mainz ist noch außerordentlich reich an solchen Häusern, die zum Teil auf einer hohen künstlerischen Stufe stehen, nur haben sie die Besonderheit, daß die Trennung der Fenster durch Pilaster im Gegensatz zu den Städten der Maingegend allein während der Herrschaft des Louis XVI-Stiles gebräuchlich war. Das für J. Guiollett 1778 als seine erste Mainzer Wohnung von einem unbekannten Meister erbaute Haus Emmeranstraße 30[34] zeigt den Typus am besten. Im Laufe der Entwickelung schwanden die Lisenen und Pilaster von der Front der Gebäude. Die Schmuckfreudigkeit litt darunter zwar einigen Schaden, gewonnen wurde aber die Erkenntnis von der Bedeutung der Harmonie von Fläche und Öffnung und dem Werte des einfachen Profils.

In der Art seiner Fassadenteilung und der Ausbildung seines Schmuckes ist das Haus am Münsterplatz das älteste in Westdeutschland, das erste Beispiel eines Typus, der in der Folgezeit eine weite Verbreitung fand. Die gleichzeitige Mainzer Baukunst hatte ihm nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. Erst wenige Jahre zuvor, vornehmlich seit Gründung der Bauschule, zeigte sich ein allmählicher Umschwung. Doch äußerte sich der Louis XVI-Stil in Mainz lediglich in neuen Schmuckformen, der äußere Organismus der Häuser blieb derselbe; das Eigentümliche des klassizistischen Stils, seine bei aller Nüchternheit vornehme Feinheit und Eleganz, hatten die Mainzer Baumeister noch nicht begriffen. Eine einschneidendere Wandlung kam erst gegen 1790. Aber auch dann sind es nicht die Baugedanken Mangins, denen man nachstrebt. Wohl zeigt sich in der zarten und geschmackvollen Detaillierung der Einfluß Mangins und des Klassizismus, für die Bewältigung der Fassade als Gesamtkomposition findet man keinen einheitlichen Ausdruck. So vertreten die zwei besten, die Häuser Große Bleiche 31 (1789 von P. Jung) und Weihergarten 20 (1789—92 von E. J. D'Hericoyen) beide in ansprechender Weise den Klassizismus, Ähnlichkeit besitzen sie nur in wenigen untergeordneten Einzelheiten. Und vergleicht man sie erst mit den andern gleichzeitigen Wohnhäusern, wie Weihergarten 11 und 16 (1789—92 von E. J. D'Hericoyen), Inselstraße 3 (1790) und Löwenhofstraße 5 (1793), so erkennt man sofort, daß auch der Klassizismus in Mainz die alte liebgewonnene Barockform nicht ganz zu unterdrücken vermochte. Die starke Betonung des Hauptgeschosses, die Ausbildung des Erdgeschosses in Rustika mit wagerechten Fugen und die Teilung der Flächen in einfache Felder beweist es.

Der Bau ist zweifelsohne die reifste Leistung Mangins. In seiner Zurückhaltung wirkt das Ganze als die große Tat eines feinen und geläuterten Geschmackes. Seine edle Einfachheit, der sorgsame Aufbau und die glückliche Teilung und zugleich Belebung durch den Balkon ist ein beredtes Zeugnis des strengen Formgefühles seines Erbauers.

Das Verschwinden des Baues riß eine unausfüllbare Lücke in den Mainzer Denkmälerbestand, die doppelt beklagenswert ist, weil das Rheinland an guten Bürgerhäusern der klassizistischen Zeit arm ist. Das schönste der in diesen Kreis gehörenden Gebäude, das Haus am Markt in Trier, wurde zwar nach dem Abbruch in möglichst schonender Weise wieder aufgebaut, aber die feineren Partien gingen dabei verloren.[35]

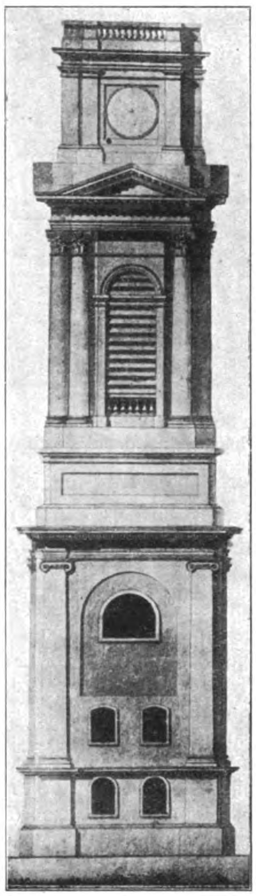
4. Der Entwurf zum Turm der St. Ignazkirche

Die auf Seite 93 erwähnten vier Entwürfe von Mangin, Süß, Steinem und Schneider für den Ausbau des Turmes der St. Ignazkirche in Mainz sind noch heute im Pfarrarchiv von St. Ignaz vorhanden. Außerdem liegt dort ein fünfter Entwurf ohne Unterschrift. Von diesen Ent-

würfen kommt für uns zunächſt nur der Mangins in Betracht. Er liegt in zwei Blättern mit Aufriß und Schnitt (Abb. 21 und 22) vor.

Die Abmeſſungen des Turmes betragen 20,7 m (nach Jägers Entwurf aufgeführtes Sockelgeſchoß, ſ. oben S. 93) + 23,0 m (Glockengeſchoß) + 9,0 m (Uhrgeſchoß). Die Geſamthöhe iſt alſo 52,7 m.

Die Umriſſe ſind einfach gehalten. Auf das alte Sockelgeſchoß folgt ein niedriger Bauteil mit einer breiten Blende und wenig abgeſchrägten Ecken als Träger des Glockengeſchoſſes. Das Glockengeſchoß hat im Grundriß Kreuzgeſtalt, im Aufriß zeigt es eine hohe Schallöffnung, eingefaßt von zwei korinthiſchen Säulen, die ein Gebälk mit weitausladendem Geſims und einem niedrigen Dreiecksgiebel tragen. Das Uhrgeſchoß hat ebenfalls Kreuzgeſtalt; ſeine acht Ecken nehmen doriſche Pilaſter, die Flächen zwiſchen ihnen quadratiſche Blenden für die Uhr ein. Als Abſchluß dient eine Plattform mit einer durchbrochenen Baluſtrade.



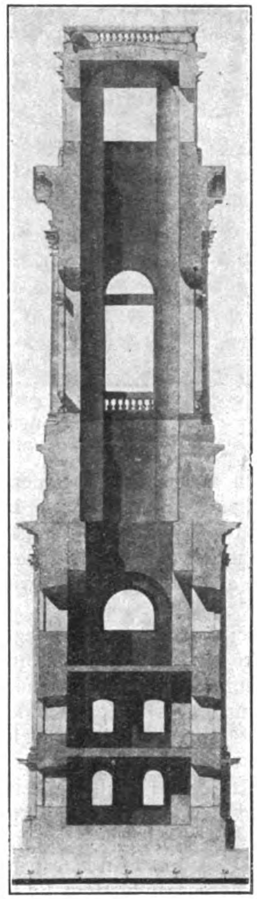


Abb. 21. Anſicht Abb. 22. Schnitt
Mangins Entwurf für den Turm der Ignazkirche zu Mainz

Wägt man die künſtleriſchen Vorzüge der einzelnen Entwürfe gegeneinander ab, ſo muß man dem Urteil des Pfarrers Turin beipflichten. Der Turm Mangins iſt troẜ einzelner Mängel bei weitem der beſte. Seine Umrißlinie iſt gefällig und intereſſant, die Gliederung ſtraff und überſichtlich, die Höhe der einzelnen Teile vortrefflich zueinander abgewogen, die Detaillierung geiſtreich und lebendig. Beſonders glücklich wirkt der Gedanke, auf den Unterbau nur noch eine einheitliche Maſſe zu ſeẜen; bei allen andern Entwürfen türmen ſich noch zwei getrennte Geſchoſſe auf.

Eine eigenartige perſönliche Note verleiht dem Turm die ſtarke Auflöſung des Glockengeſchoſſes. Unvermittelt ſteht es auf einem gelagerten flächigen Sockel, ein zweiter flächiger Bauteil krönt es, beide erhöhen ſo die Wirkung des Mittelteils. Durch acht in ihren Verhältniſſen vortrefflich abgewogene Säulen und vier hohe weite Fenſter, alſo lediglich durch rein tektoniſche, nicht durch dekorative Mittel, bringt Mangin im Gegenſaẜ zu ſeinen Mitbewerbern das Leichte und Schattenreiche ſeines Turmes hervor. Mangin war ſich bewußt, daß ein Turm, der in ſeiner ganzen Höhe gegen die Luft ſteht, nur durch große Motive einen leichten und doch feſten Charakter erhalten könne. Störend ſind allein die ſchweren Flächen über den Schallöffnungen, zumal die Gewände dieſer Öffnungen äußerſt ſchmal ausgefallen ſind.

In enge Beziehung bringt Mangin die Säulen zu dem Kreuzgrundriß des bekrönenden Teiles. Folgerichtig vermindert er mit ſteigender Höhe die Maſſe des Turmes. Auf das vorhandene viereckige Untergeſchoß folgt ein niedriger Sockel, deſſen Kanten wenig abgeſchrägt ſind, als Träger des achteckigen Hauptteils. Die entſtehenden ungünſtigen Zwickel füllt er geſchickt mit je zwei vermittelnden Säulen, die auf die Kreuzform des Uhrgeſchoſſes vorbereiten, aus. Zugleich gewinnt er mit der ſtärkeren Schattenwirkung dieſes Kreuzgrundriſſes eine geſteigerte Leichtigkeit des Geſamteindruckes.

Das Vorbild zu Mangins Glockengeſchoß finden wir zweifelsohne an der Kirche St. Euſtache in Paris (1754 von Charles Moreau). Der gedrückte Sockel mit der Blende, die rundbogige Schallöffnung, die korinthiſchen Säulen, das Geſims mit dem hier ſpiẜen, dort runden Giebel, dies alles iſt bei beiden gleich. Mangin erweitert nur inſofern ſein Vorbild, als er ihm noch das Uhrgeſchoß hinzufügt; Moreau legt ſofort über die vier Giebel eine Plattform mit durchbrochener Brüſtung. An künſtleriſchem Wert ſteht der Turm Mangins ungleich höher, er iſt ſchlanker und weit einheitlicher in ſeinem Aufbau als Moreaus Turm.

5. Das Schloß zu Wörrſtadt

Baubeſchreibung. Das Äußere des kleinen elfachſigen Gebäudes war einfach, einſtöckig und ganz in Ruſtika gehalten (Abb. 23). Die Mitte zierte ein vierſäuliger korinthiſcher Portikus mit einem klaſſiſchen Giebel. Ein hohes Geſims mit Baluſtrade, hinter der das Dach ganz verſchwand, bildete den Abſchluß. Im Innern war das Schlößchen, wie der Wörrſtadter Lehrer Ferber in ſeiner Abhandlung [19] ſagt, zweiſtöckig; die Decke zog ſich mitten durch die hohen Fenſter. Wie die dadurch entſtandenen Räume des Obergeſchoſſes beleuchtet wurden, iſt aus der Abbildung nicht zu erkennen; vielleicht bediente ſich Mangin auch hier wieder der Oberlichter, wie bei der Dompropſtei, denn das wenige Licht,

das durch die oberen Felder der Fenſter einfallen konnte, reichte bei weitem nicht aus. Ungenau gibt anſcheinend die Zeichnung die Stellung der drei Rundfenſter unter dem Giebel an. In der Abbildung in der Chronik liegen ſie in der Zone der Baluſtrade über dem Hauptgeſims, das auch unter dem Giebel durchgeht. Dieſe Stelle hat aus äſthetiſchen und praktiſchen Gründen ſicher die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich. Um das Schloß zog ſich eine kleine Gartenanlage, durch die ein breiter, mit Steinplatten belegter Treppengang von der Säulenhalle nach dem nahen ſog. Spaziergraben und von da nach der evangeliſchen Kirche führte.

Im Äußern ſtellt das kleine Gebäude ſich als vollkommen franzöſiſch dar; der klaſſiſche Giebel, das flache Dach, und vor allem die hohen, ſchmalen, rundbogig geſchloſſenen Fenſter ſind bis dahin in Deutſchland faſt unbekannt. Vornehmlich die ſchlanke Form der Fenſter war in Deutſchland wenig beliebt, ihr Vorkommen beſchränkt ſich auf wenige Bauten, wie das Schloß Friedrichskron (1755—69).

Eine dem Wörrſtädter Schlößchen ähnliche Anlage bringt Blondel in ſeinem Werke De la distribution etc. (Plan B, Seite 91), die er Bâtiment nommé Trianon nennt. Das Gebäude liegt in einem großen Schloßpark; es hat einen breiten Mittelbau mit einem rundbogig geſchloſſenen Tor, das von zwei breiten Pilaſtern eingefaßt wird. Daran ſchließen ſich je drei Achſen, die in ihrem niedrigen Sockel, ihren Fenſtern, der Ruſtika, dem Geſims und der Baluſtrade genau den beiden Flügeln des Manginſchen Werkes gleichen. An ſich iſt ja eine ſolche Übereinſtimmung gerade in dieſem Falle nicht weiter verwunderlich. Das Achſenſyſtem hatte ſich bei den Flügeln der Dreiflügelbauten ſowie bei den Arkadenanlagen bewährt, und da es ſich für die kleinen Landſitze geeignet erwies, wurde es in etwas ſchlankerer Weiſe übernommen. In der beigegebenen kritiſchen Würdigung ſagt Blondel: das Gebäude diene als Abſchluß eines tiefer gelegenen Gartenteils mit Waſſerbecken und Springbrunnen; es ſei ſo niedrig gehalten, damit es mit den ſeitlichen Bäumen und Gebüſchen und kleinen Springbrunnen eine angenehme Gruppe bilde. Alſo auch hier der Gedanke, das Bauwerk mit ſeiner Umgebung verwachſen zu laſſen.

In der Abbildung in der Chronik iſt die letzte Gebäudeachſe auf jeder Seite durch eine Linie von dem übrigen Teil geſchieden, gleich als wenn dieſe Achſe riſalitartig etwas vorgezogen ſei. Der Gedanke wäre an ſich nicht ungewöhnlich. Man findet mehrfach Bauwerke aus der Zeit Mangins, die eine lange Faſſade haben, einen Portikus in der Mitte, und deren beide letzten Achſen um ein geringes nach vorne gerückt ſind, ohne beſonders durch eine reichere Architektur betont zu werden. Beim Schloß zu Wörrſtadt wird das Motiv wohl gefehlt haben; die ruhige, breitgelagerte Faſſade hätte durch ſeine Anwendung nur an Wirkung verloren.

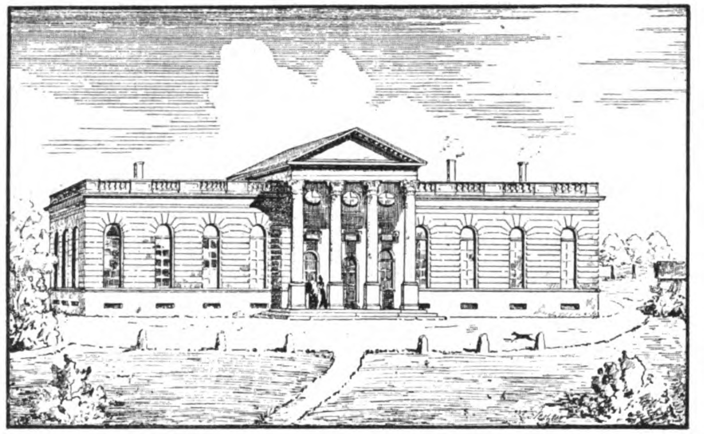


Abb. 23. Das Rheingräfliche Schloß zu Wörrſtadt
nach einer Zeichnung von Stadtbaurat Metzler in Worms

Erhalten hat ſich von dem Schloßbau nichts. Nur der Name „Schloßberg“, den heute noch der kleine Hügel trägt, auf dem einſt der luftige Sommerſitz der Rheingrafen ſich erhob, zeugt von vergangener Herrlichkeit. Die Angabe Ferbers, eine Säule ſtehe noch in der Hofreite E. Michel am Hermannstor, iſt irrtümlich. Die Säule und der Sockel paſſen nicht zueinander, das Kapitäl iſt neu. Auch ſind die Maße der Säule ſelbſt (ſie iſt 2,12 m hoch) viel zu gering.

6. Das Schlößchen im Gartenfeld bei Mainz

Zwei Abbildungen des Bauwerks, Grundriß und Aufriß, haben ſich in dem Werke von Stieglitz Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt erhalten. Die beiden Zeichnungen geben zweifelsohne den Bau Mangins wieder. Schon ihre Erklärung „Das Landhaus der Platte 43, das ein Franzoſe nahe bei Mainz erbaut hat“, kann ſich nur auf Mangin beziehen, der der einzige franzöſiſche Architekt in Mainz war, zumal das Gebäude in ſeiner Auffaſſung ſo ganz der Art Mangins entſpricht. Offen läßt Stieglitz die Frage, welchen der beiden Bauten Mangins im Gartenfeld er meint. Die ausdrückliche Unterſcheidung Schaabs zwiſchen dem Wohnhaus Mangins und dem Schlößchen mit einer Kolonnade machen es wahrſcheinlich, daß ſich die beiden Pläne auf das letztere beziehen.

Baubeſchreibung. Das G e b ä u d e (Abb. 24 und 25) hatte die Form eines griechiſchen Tempels. Auf einem 1,65 m hohen Sockel erhob ſich ein ſechsſäuliger breiter doriſch-toskaniſcher Portikus mit Gebälk und niedrigem Giebel, deſſen Feld als einziger Schmuck eine Maske mit Strahlenkranz zierte. Die Vorderwand des eigentlichen Wohnbaues trat um 4,55 m hinter den Portikus zurück und gewährte ſo Raum für eine Halle, von der ſich ein prachtvoller Blick auf den Rhein, den Rheingau und die im fernen Dunſt verſchwindenden Berge des Taunus bot. Zehn Fenſter, die unteren ſchlank und hoch, die oberen niedrig und gedrückt, ſpendeten den Räumen Licht. Der Großzügigkeit des Äußeren entſprach das Innere. Man betrat zuerſt den weiträumigen, 6,70 : 9,40 m großen Vorſaal (A) und von dort durch eine kleine Säulenſtellung den Saal (B), der die gleichen Abmeſſungen aufwies. An den Saal

ſchloſſen ſich rechts die Bibliothek (C) und die Haupttreppe (D), links eine Flucht von drei Zimmern, enthaltend die Nebentreppe (K), das Schlafzimmer (G), das Ankleidezimmer (H) und ein kleines Boudoir (J). Zu ſeiten des Vorſaales lagen rechts ein längliches achteckiges Wohnzimmer (E) und links ein rundes Kabinett (F). Die Abmeſſungen des Baues waren bedeutend. So betrug: die ganze Grundfläche = 18,95×28,65 m = 542,5 qm; die Fläche des Wohnbaues: 18,70×18,70 m = 350 qm; die Fläche des Saales (B) = (6,70×9,40) + (3,60×3,60) = 76 qm; die Breite des Haupttreppenhauſes (D) = 3,30 m; die Höhe des Sockels = 1,65 m; die Höhe der Säulen und des Gebälks = 9 m; die Höhe des Giebels = 2,85 m; die Höhe des ganzen Gebäudes = 13,50 m; die Höhe der Säulen = 7,50 m; der mittlere Durchmeſſer der Säulen = 0,85 m.

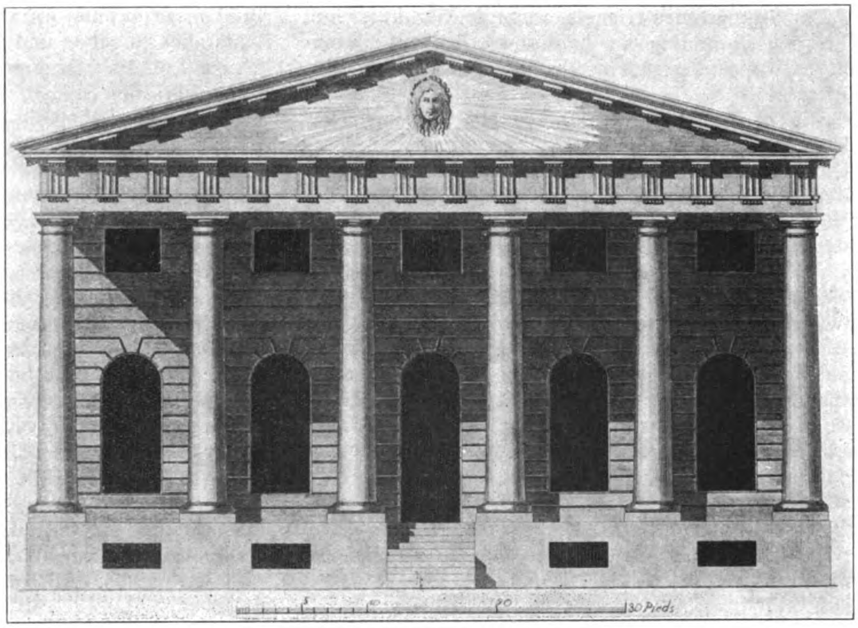


Abb. 24. Das Schlößchen im Gartenfeld nach Stieglitz, Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt

Kunſtgeſchichtliche Stellung. Das Schlößchen im Gartenfeld iſt unſtreitig der Bau, der den Ideengehalt der Manginſchen Kunſt am klarſten wiederſpiegelt. An künſtleriſcher Einheit erreicht es nicht ganz das Haus am Münſterplatz, übertrifft dagegen in der innigen Verbindung von Säulenportikus und Hauskörper weit die Dompropſtei und das Schloß zu Wörrſtadt. Es iſt, als ob Mangin noch einmal ſich aufraffte, um ein Werk zu ſchaffen, das klar ſein künſtleriſches Weſen ausſtrahlen ſollte. Und es iſt bedeutſam für die damalige Zeit, daß er dies am beſten erreichen zu können glaubte, wenn er zu der Bauform zurückkehrte, die am Anfang der ganzen abendländiſchen Baukunſt ſteht, zum griechiſchen Tempel.

Noch mehr als das Schloß Wörrſtadt ſpiegelt das kleine Schlößchen im Gartenfeld als Gartenhaus das Ideal des Klaſſizismus wieder, der verlangte: „Ein Landhaus muß von einem Stadthaus unterſchieden ſein. Das Landhaus muß zwar auch ein gefälliges, daneben aber auch ein zierliches Anſehen haben, das Anmut und Reiz atmet. Die Dächer müſſen niedriger ſein, da hohe Dächer zu ſchwerfällig wirken.“ [36] Es lag nahe, den griechiſchen Tempel zu benutzen, um dieſe Ideen zu verwirklichen. Zwar verlieh er den Gartenhäuſern einen Anflug von Ernſt, der nicht ſo recht mit dem Zweck der Anlagen harmonieren wollte und der ganz in Gegenſatz zu dem Geſchmack der verfloſſenen Zeit ſtand. Aber das wollte ja gerade der Klaſſizismus; Strenge und Zurückhaltung auch bei den Bauten, die eher Leichtigkeit und Zierlichkeit verlangen. Die faſt ausſchließliche Verwendung der doriſch-toskaniſchen Säulenordnung verſtärkte noch mehr den Eindruck der Ruhe. Man liebte vornehmlich die vierſäuligen und ſechsſäuligen Anlagen mit breiter Freitreppe, weitem Säulenabſtand und der Eingangstür in der Mitte.

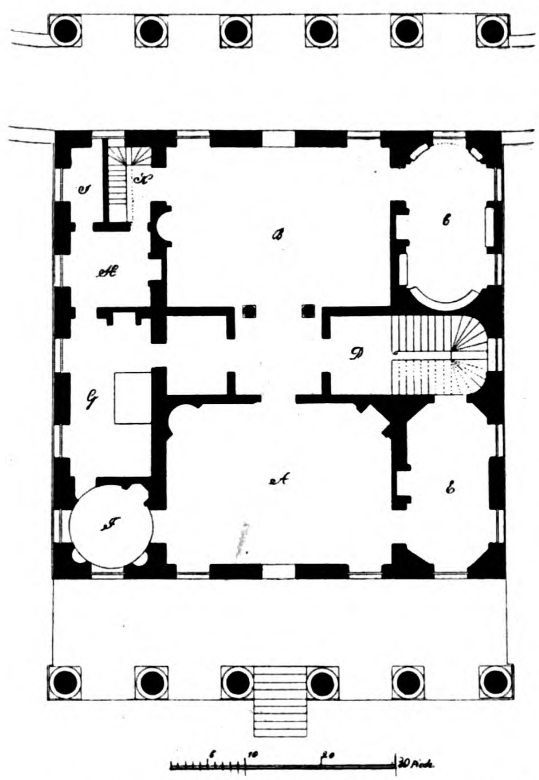


Abb. 25. Grundriß des Schlößchens im Gartenfeld nach Stieglitz, Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt

Der Schmuck des Giebels, wenn ſolcher überhaupt für nötig erachtet wurde, beſchränkte ſich auf ein einfaches Wappen, ein kleines Rundfenſter oder ein ähnliches Motiv.

Mit der Anlage des Schlößchens im Gartenfeld vor den Toren der Stadt entſprach Mangin ganz den Wünſchen der Mainzer Bürgerſchaft. Die Mainzer liebten ſehr die Gartenpavillons und die Gartenhäuſer vor der Stadt. Im Gartenfeld, auf dem Käſtrich, am Stephansberg mitten in den Weinbergen baute man ſich an und genoß die wundervolle Ausſicht auf die Stadt, die Rheinebene und den Taunus. Man vereinte ſich in dieſer Freude am Wohnen in der freien Natur mit den Bürgern der benachbarten Städte. Bekannt iſt aus Goethes Dichtung und Wahrheit die Vorliebe des alten Rats Goethe für ſein Gartenhaus und ſeine Blumenzucht.

Noch in einer anderen Beziehung eröffnet das Schlößchen im Gartenfeld erfreuliche Ausblicke. Der Grundriß iſt ausgezeichnet. Auf verhältnismäßig beſchränktem Raum alles zu geben und mit Geſchick unterzubringen iſt eine Tat, die klar beweiſt, daß die Baukunſt trotz aller hiſtoriſchen Studien befähigt geblieben war, die Anſprüche des Lebens in jeder Weiſe zu erfüllen.

Baumeiſter wie Charles Mangin hat es in Deutſchland und Frankreich noch manche gegeben, deren Werke in ihrer ruhigen beſtimmten Art ein klares Bild ihres Schöpfers geben. Mögen uns ihre Bauten im einzelnen nicht ſoviel Feſſelndes bieten wie die Werke der Großen. Der Geiſt und das Werden der Zeit ſpiegelt ſich in ihnen ebenſo klar wieder wie in denen der Führenden, die ihnen erſt Anregung und Halt gaben. Bedauerlich bleibt, daß ſich außer Monaise kein Werk Mangins erhalten hat. Mainz verlor dadurch gerade diejenigen Bauten, die als krönender Abſchluß der langen Entwickelungsreihe im Werden des ſtädtiſchen Adelsſitzes und des Bürgerhauſes daſtehen.

Anmerkungen

1. Nouvelle Biographie générale, publiée par Firmin-Didot Frères. Tome 33 (1860), Seite 203. G. K. Nagler. Neues allgemeines Künſtlerlexikon. Band 8. München 1839.

2. Robert Eitner. Lexikon der Muſiker und Muſikgelehrten. Leipzig 1900—1904.

3. Karl Borrom. Seiz. 19 Tagebücher der Reiſe nach Süddeutſchland und Paris, 10. Buch. Staatsarchiv in Koblenz, vgl. Lohmeyer, Joh. Seiz S. 32f.

4. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Bürgermeiſters von Pont-à-Mousson.

5. Trieriſches Wochenblättchen, 1783. Nr. 29, 30 und 31.

6. Peter Marx, Schloß Monaise. Jahrgang 3, Heft 2 der Mitteilungen des Rheiniſchen Vereins für Denkmalpflege und Heimatſchutz.

7. N. Perſon. Novum architecturae speculum. Mainz zwiſchen 1705 und 1710 1. und 2. Tafel.

8. Dieſes Relief hat ſich noch erhalten. Es iſt jetzt an der Hofſeite des Hauſes Fuſtſtraße Nr. 11 angebracht. S. Neeb, Verzeichnis der Kunſtdenkmäler der Stadt Mainz I S. 44. Die Wappen an dieſem Relief ſind B r e i d b a ch - B ü r r e s h e i m und v. d. L e y e n, wonach die Angabe bei Neeb a.O. zu berichtigen iſt. (Freundliche Mitteilung von Profeſſor Neeb, der im nächſten Hefte der Mzr. Ztſchr. ausführlicher darüber berichten wird.) Die Breidbachſche Dompropſtei verzeichnet der Schickſche Stadtplan von 1753, Mainzer Stadtbibliothek.

9. D. K. P. von 1791, p. 1527; vom 26. I. 1791; vom 25. V. 1791.

10. D. K. P. vom 7. IV. 1784; vom 5. V. 1784; von 1787, p. 161 Nr. 117 und p. 205 ad Nr. 117. In den Kapitelsprotokollen von 1784 ff. befindet ſich auch eine Notiz über das Archiv der Dompropſtei und deſſen Vereinigung mit Domkapitelsſachen.

11. Schreinerzunftakten vom 11. II. 1788.

12. Faſzikel Einzelakten M (Stadtbibliothek Mainz).

13. Schloſſerzunftakten vom Mai 1784; V. D. P. vom 31. I. 1784; vom 8. V. 1784; vom 12. V. 1784.

14. Bauamtsprotokoll vom April 1797. Vid. prot. Spec. im Bunde D, pr. 20.

15. Neeb, Mzr. Ztſchr. II S. 64.

16. S. auch J. N. Becker, Beſchreibung meiner Reiſe in den Departementern vom Donnersberg uſw. 1799; und A. Klebe, Reiſe auf dem Rhein 1800. Die ausführliche Beſchreibung von Lang ſ. im 2. Teile dieſer Abhandluug S. 19.

17. S. Neeb, Baugeſchichte der St. Ignazkirche (Der hl. Märtyrer Ignatius, Feſtſchrift zur 1800jährigen Gedenkfeier ſeines Todes. Mainz 1907) S. 53 ff. Für die Darſtellung der Verhandlungen über den Turmbau hatte mir außerdem Profeſſor Neeb ſeine Auszüge aus dem Kirchenprotokoll von St. Ignaz zur Verfügung geſtellt.

18. S. Neeb, Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 151 ff. Die im folgenden in Anführungszeichen geſetzten Stellen ſind aus den Auszügen entnommen, die mir Herr Profeſſor Neeb aus den Bauakten von St. Ignaz hergeſtellt hat. Über den Turm ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 29.

19. S. Ferber, Das Rheingräflich-Grumbachſche Schloß zu Wörrſtadt im Kreiſe Oppenheim, Sonderabdruck aus „Vom Rhein“, Monatsſchrift des Wormſer Altertumsvereins.

20. In dieſem Aktenſtück (V. D. P. vom 9. V. 1789) finden ſich wertvolle Erläuterungen über das Mainzer Ehrenbürgerrecht und die Grundſätze für ſeine Verleihung.

21. Näheres über Kärlich ſ. Lohmeyer, Joh. Seiz S. 171 ff.

22. Dieſe Angaben verdanke ich Herrn Profeſſor Dr. Heidenheimer in Mainz.

23. Baubeſcheide, Faſzikel Große Bleiche vom 16. IV. 1792.

24. Faſzikel Alexisſpital vom 3. IV. 1792.

25. Klubbiſtenakten, Faſzikel Mangin vom 8. VIII. 1793.

26. K. Seiz, 19 Tagebücher der Reiſe nach Süddeutſchland und Paris. 1. Buch, vom 23. April bis zum 23. Juli 1789.

27. Sitzungsprotokoll des Klubs der Freunde der Freiheit und Gleichheit vom 1. II. 1793.

28. Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer S. 156 ff.

29. Johann Georg Forſters Briefwechſel, I. Teil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1829, S. 92—97 und Georg Forſters ſämtliche Schriften, 8. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1843, S. 311—314.

30. Sitzungsprotokoll des Klubs der Freunde der Freiheit und Gleichheit vom 2. III. 1793.

31. Klubbiſtenakten, Faſzikel Mangin. Die Schreiben ſind vom 30. I. 1792, 10. VIII. 1793, 30. VIII. 1793 und 19. IX. 1793.

32. Die Modelle zu dieſen Guéridons aus dem Nachlaſſe des Bildhauers Pfaff beſitzt das Altertumsmuſeum der Stadt Mainz. S. Neeb, Mzr. Ztſchr. II S. 64 Sp. 2 und Tafel I, 7.

33. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Hans Vogts und des Sohnes des letzten Beſitzers, Herrn Architekt Oskar Hauswald in Mainz.

34. S. Vogts, Mainzer Wohnhaus im 18. Jahrhundert S. 30 und Abb. 22 und S. 84.

35. Gute Aufnahmen des früheren und des jetzigen Zuſtandes des Hauſes befinden ſich in den Heften „Trier“ (3. Jahrgang, Heft 2 S. 115) und „Muſeen, Ladenbauten“ (7. Jahrgang, Heft 2 S. 169) des Rheiniſchen Vereins für Denkmalpflege und Heimatſchutz.

36. Stieglitz, Zeichnungen aus der ſchönen Baukunſt S. 11.

X.

Das Südportal des Wormser Domes

Ein Beitrag zur Geschichte der rheinischen Plastik im ausgehenden 13. und frühen 14. Jahrhundert von Otto Schmitt

DIE Blüte und höchſte Leiſtungsfähigkeit der Wormſer Kunſt fällt in die erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nichts kann dies beſſer beleuchten als die Tatſache, daß von den ſieben aus dem Mittelalter auf uns gekommenen Kirchen der Stadt ſechs, wenigſtens ihren Hauptteilen nach, ſpätromaniſch ſind.[1] In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts trat zunächſt eine Erlahmung des Baueifers ein, deren Urſache zum Teil darin zu ſuchen iſt, daß überhaupt kein Bedürfnis nach Neubauten mehr beſtand, zum Teil aber auch ſicher in der Erſchöpfung der Geldmittel. Daß — neben dem ewigen Hader zwiſchen Biſchof und Stadt — auch das Interregnum, unter dem gerade Worms ſchwer zu leiden hatte, hemmend auf die Kunſttätigkeit einwirkte, iſt ſelbſtverſtändlich. Man ſcheint die Rückkehr geordneter Zuſtände mit einem Gefühle der Befreiung begrüßt und mit friſchem Mute der Zukunft entgegengeſehen zu haben. Kaum war Rudolf von Habsburg zum König gewählt und damit den ſchlimmſten Wirren ein Ende gemacht, da raffte man ſich in Worms zu zwei Bauunternehmungen größeren Umfangs auf: 1276/77 iſt der Neubau der Liebfrauenkirche, 1289 die Errichtung der Südkapellen am Dom im Gang. Wenn man freilich hier faſt ein Jahrhundert, dort beinahe die doppelte Zeit bis zur Vollendung brauchte, ſo tragen daran gewiß in erſter Linie ungünſtige Geldverhältniſſe die Schuld. Daher kommt es auch zweifellos, daß keine ſehr großen plaſtiſchen Aufträge geſtellt, und vor allem, daß die geſtellten nicht an Meiſter erſten Ranges vergeben wurden. Trotzdem ſind die beiden einzigen größeren Zyklen, das Südportal des Domes und das Weſtportal der Liebfrauenkirche, intereſſant und wichtig genug, um eine eigene Arbeit zu rechtfertigen. Im Mittelpunkt unſerer Unterſuchung ſteht das Domportal, das an Reichtum und Güte des plaſtiſchen Schmuckes und an Vollſtändigkeit der Erhaltung dasjenige der Liebfrauenkirche weit übertrifft.[2]

I. Das Südportal des Domes; Verhältnis zur Architektur, Entstehungszeit, Aufbau.

Das Südportal des Domes (Abb. 1) ſitzt im vierten Joch der romaniſchen Seitenſchiffwand und wird begrenzt im Oſten durch die Annenkapelle, im Weſten durch die Nikolauskapelle, genauer durch ihren polygonalen Chor.[3] Beide Kapellen ſpringen weit über die Seitenſchiffflucht des Domes vor, ſodaß das Portal in eine tiefe Bucht eingeſchloſſen iſt. Eine mehrſtufige Treppe, die auf eine Terraſſe von der Tiefe der Annenkapelle mündet, führt zu ihm empor. Während das Portalgewände von der Annenkapelle durch eine glatte Fuge ſcharf getrennt iſt, hängt es mit dem Chörlein der Nikolauskapelle aufs engſte zuſammen: die Ecke zwiſchen der Portalleibung und der anſtoßenden Chorſeite wird unten durch fünf gemeinſame, ſtumpfwinkelig zugeſchnittene Steine gebildet.[4] Weiter oben, ungefähr in Bruſthöhe der Evangeliſten Lukas (links unten) und Markus (links oben) ſitzen zwei Steine, die auf der einen Seite das Profil der Chorfenſterwange, auf der anderen die äußerſte Portalkehle bilden; ſchließlich ſind auch die Anſätze der Wimperge dieſes Fenſters und des Portals aus einem Stück, nämlich dem Stein über dem halbzerſtörten Scheinwaſſerſpeier in Kämpferhöhe, gearbeitet. Eine ſo enge techniſche Verbindung läßt ſich nur durch die Annahme des gleichzeitigen Aufbaus erklären. Über die Entſtehungszeit der Nikolauskapelle ſind wir nun einigermaßen unterrichtet. In einer Urkunde vom Jahre 1289[5] ſpricht Biſchof Simon von Worms von der „fabrica capelle s. confessoris Nicolai civitatis wormat. magnifice inchoata opere sumptuoso etc.“ und fordert nachdrücklich zur Unterſtützung des Baues auf. Trotzdem war die Kapelle 1315 noch nicht vollendet. Damals verlieh nämlich der Titularbiſchof Hartung von Macre[6] allen, die ...... seu

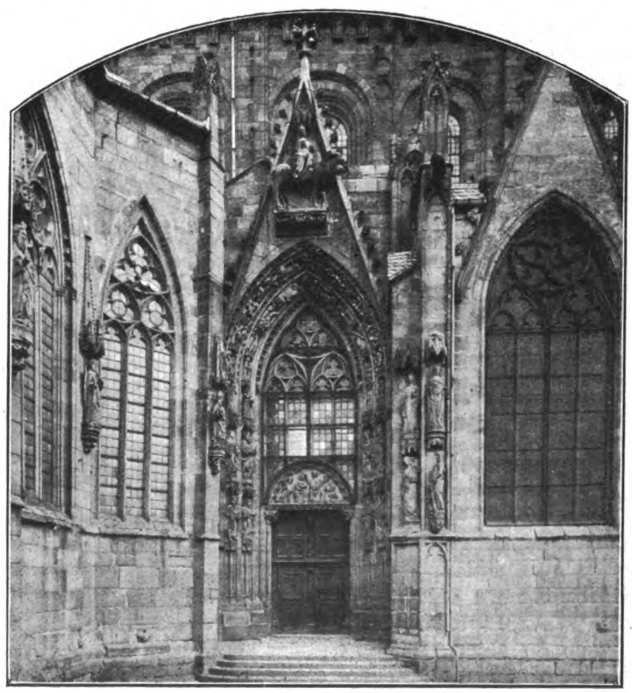


Abb. 1. Südportal des Wormſer Domes
(Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Füller, Worms)

ad capellam gloriosi confessoris Nicholai pontificis ibidem.... devote oraturi accesserint seu Manus adiutrices porrexerint..... einen Ablaß von vierzig Tagen. Da in diesem Schreiben neben der Nikolauskapelle noch eine ganze Reihe anderer Kapellen und der Dom selbst genannt werden, ist es nicht ohne weiteres klar, ob sich auf die Nikolauskapelle nun das „devote oraturi accedere“ oder das „manus adiutrices porrigere“ bezieht. Zu Hilfe kommt uns dabei die Tatsache, daß bei all den und nur den damals ganz sicher schon vollendeten Gebäuden (dem romanischen Dom, der romanischen Johanneskapelle und der romanischen Stephanskapelle) ausdrücklich auch der Hintritt zu den Altären (necnon ad altaria ibidem . . .) verlangt wird, daß hingegen bei der Nikolauskapelle und den anderen, sicher erst später ausgebauten Kapellen von einem Altar nicht die Rede ist. Die Nikolauskapelle — sie ist die größte des Domes — hatte also damals jedenfalls noch keinen Altar, woraus mit Sicherheit geschlossen werden darf, daß sie 1315 noch nicht vollendet war.

Versuchen wir nun, die hier gegebenen Daten mit dem baulichen Zustand der Kapelle in Einklang zu bringen. Die ganze Westwand und der anstoßende Teil der Südwand scheiden dabei von vornherein hier aus der Untersuchung aus, da sie, nach den Steinmetzzeichen zu schließen, offenbar schon bei der Errichtung des Kreuzgangs (1484 ff.) und der Kapitelhäuser tiefgreifend umgestaltet worden waren. Bei der Beseitigung des Kreuzgangs im 19. Jahrhundert wurde dann die Westmauer fast vollständig niedergelegt und mit einer erheblichen inneren Verstärkung (zur Aufnahme der neuerdings wieder herausgenommenen großen Kreuzgangsreliefs, siehe den Grundriß in Kdm. Fig. 75) unter weitgehender Verwendung des alten Materials wieder aufgebaut; ein kleines gotisches Portal mit der Legende des heiligen Nikolaus, das sich jedenfalls schon früher an dieser Stelle befand, jetzt aber durch die innere Wandverstärkung zugemauert ist, und ein großes, offenbar spätgotisches Fenster mit neuem Maßwerk wurden dabei wieder eingesetzt.[7] Unberührt auf uns gekommen ist nur die Ostpartie und die östliche Hälfte der Südfront, aber auch hier lassen sich starke Verschiedenheiten, die eine einheitliche Entstehung ausschließen, feststellen. Den ältesten Teil bildet die Südostecke (Kdm. Fig. 84); ihre beiden schönen vierteiligen Fenster mit dem aus drei runden Fünfpässen bestehenden Maßwerk, den Säulchen vor den Pfosten und der ringsum ziehenden, vom Kämpfer ab mit Blattwerk ausgelegten Kehle gehören sicher noch ins 13. Jahrhundert. Ob sie aber vor 1289 entstanden sind oder im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, gewissermaßen als Ergebnis des Ablaßbriefes Bischof Simons, das läßt sich schwer entscheiden und ist auch von untergeordneter Bedeutung, da nur ein sehr kleiner Spielraum in Betracht kommt. Von dieser Südostecke unterscheiden sich die dreiteiligen Fenster der Apsis mit ihrem nur aus Bogendreiecken bestehenden Maßwerk ebensosehr, wie sie sich (figürlich, nicht dem Querschnitt der Stäbe nach) dem großen Fenster des Portales nähern.

Diese Zäsur kommt auch in der Aufstellung der fünf Statuen außen an der Kapelle zum Ausdruck. Sie sind zweifellos von einem der am Portal beschäftigten Bildhauer, dem Gewändemeister, wie wir ihn nennen, weil sechs von den acht großen Gewändestatuen von seiner Hand herrühren. Bei der Erbauung der Südostecke waren sie noch nicht vorgesehen. Während nämlich die Konsolen der an den Strebepfeilern des Schiffes aufgestellten Figuren (Maria, Katharina, Johannes der Täufer) offenkundig erst nachträglich eingelassen wurden, ist die des Bischofs am Chor organisch in den laufenden Stein eingebunden und greift sogar auf der einen Seite durch den Pfeiler hindurch noch in die Apsismauer über; sie wurde also jedenfalls schon während der Aufführung der Mauer eingefügt. Besonders lehrreich ist der Posaunenengel, der auf der Grenze von Schiff und Chor steht. Seine Konsole hält im Gegensatz zu den drei erstgenannten, aber entsprechend der des Bischofs, die Schichthöhe der Südostecke ein und sitzt in durchaus sauberem Verband (Kdm. Fig. 84). Für den zugehörigen Baldachin aber wurden auf der linken Seite, d. h. nach dem älteren Teile zu, die Bogensteine des großen Ostfensters glatt abgearbeitet, um ihm Platz zu schaffen, dagegen nimmt er auf das rechts unmittelbar anschließende Apsisfenster Rücksicht. An dieser Stelle muß also die bauliche Unterbrechung stattgefunden haben. Die Konsole konnte man unmittelbar an das schon stehende Ostfenster anschieben; für den großen Baldachin jedoch mußte links Raum geschafft werden, rechts wurde er, so gut es ging, mit dem gleichzeitig hochgeführten Chorfenster in Verband gebracht. In der Tat läßt sich denn auch die Fuge zwischen dem älteren und jüngeren Teil der Ostpartie ganz gut verfolgen: sie läuft wenig links von der Ecke, die Schiff und Chor der Kapelle bilden, und ist an dem häufigen Schichtwechsel leicht zu erkennen.[8] Da auch die Steinmetzzeichen der beiden Teile ganz voneinander abweichen, muß man annehmen, daß zwischen dem Bau der Südostecke und der Errichtung der Apsis (und damit auch des Portals) einige Jahre verflossen sind.

Die Maßwerkformen des Chörleins weisen mit Bestimmtheit auf das 14. Jahrhundert hin. Ihr Hauptbestandteil, das Bogendreieck, läßt sich zwar auch schon im ausgehenden 13. Jahrhundert nachweisen, aber dann in der Regel nur als Flächendekoration; so sieht man es beispielsweise an einem Sockel im Gewände des rechten Seitenportals der Straßburger Westfassade. Als Maßwerkform, sozusagen als konstruktives Element, tritt es nirgends vor 1300 auf, am Mittelrhein sogar in der Regel nicht vor dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts;[9] ja viele Bauhütten haben sich noch länger gegen seine Aufnahme gewehrt. Liebfrauen, St. Stephan und die Domkapellen in Mainz kennen es noch nicht; dagegen finden wir es am östlichen Langhausfenster in Oppenheim, das noch vor 1317, wenn auch vermutlich nur kurz, entstanden sein muß,[10] und an einigen Südkapellen der Klosterkirche in Eberbach aus der Zeit nach 1313.[11] Auch in Worms wird man frühestens an das zweite Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts denken dürfen. Wir erinnern uns dabei der Tatsache, daß die Nikolauskapelle im Jahre 1315 noch nicht vollendet war, vor allem, daß sie noch keinen Altar, vermutlich also auch noch keinen Chor hatte. Daß aber auch eine spätere Zeit für die Errichtung des Chors nicht in Betracht

kommt, läßt ſich mit Hilfe eines (unten noch eingehender zu behandelnden) Grabmals im Kloſter Himmelskron, jetzt katholiſche Kirche in Hochheim bei Worms beweiſen. Dieſer Stein, der einer im Jahre 1319 geſtorbenen Äbtiſſin geſetzt wurde, zeigt mit den Skulpturen des Wormſer Gewändemeiſters weitgehende Verwandtſchaft, ſodaß von einem größeren zeitlichen Abſtand nicht die Rede ſein kann; ſoweit die ſchlechte Erhaltung des Grabſteines ein Urteil erlaubt, iſt er eher etwas ſpäter als die Skulpturen des Gewändemeiſters entſtanden. Die Sockel der Chorſtatuen ſind ebenſo wie die Figuren ſelbſt von der Hand des Gewändemeiſters und abſolut gleichzeitig mit dieſen. Da ſie, wie wir oben gezeigt haben, gleich während des Baues verſetzt und jedenfalls auch nicht früher angefertigt wurden, wird man unter Hinweis auf die vorhergehenden Ausführungen die Erbauung des Chors und damit auch die Aufrichtung des Südportals in das zweite Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts ſetzen müſſen, vermutlich in die Zeit gleich nach 1315. — Engſte Verwandtſchaft mit den Fenſtern des Chors zeigt das zweite Fenſter der Südwand. Wenn auch die Maßwerkfiguren andere ſind, ſo ſtimmen doch die Profile der Pfoſten und des Gewändes in auffälliger Weiſe überein. Man ſcheint alſo in jener Zeit wie in öſtlicher ſo auch in weſtlicher Richtung weitergebaut zu haben, um die längſt begonnene Kapelle endlich zur Vollendung zu bringen. Für die heute völlig umgeſtaltete Weſtwand kommt als Datierungsmittel noch das kleine Weſtportal in Betracht; ſein Tympanon mit der Legende des heiligen Nikolaus ſetzt, wie hier vorweggenommen werden mag, auch die letzten Portalſkulpturen voraus und iſt früheſtens um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entſtanden.

Mit dieſen Feſtſtellungen ſind nicht alle Probleme gelöſt, die ſich an die Baugeſchichte der Nikolauskapelle und des Südportales knüpfen. Vor allem müſſen wir mit einigen Worten der vorgotiſchen Kapellen- und Portalanlage gedenken, da ſich hieraus wertvolle Schlüſſe für die Entſtehungsgeſchichte des gotiſchen Neubaus ergeben. Das älteſte mit dem Dom in Verbindung ſtehende Oratorium des heiligen Nikolaus wurde laut einer Inſchrift auf dem noch erhaltenen Grundſtein im Jahre 1058 von Biſchof Arnold eingeweiht (Kdm. S. 157). Es fiel, wie es ſcheint, dem ſpätromaniſchen Geſamtumbau des Domes zum Opfer, der auch eine neue Nikolauskapelle errichtete. Dieſer Neubau läßt ſich ſeiner Lage und Ausdehnung nach genau beſtimmen. Wie nämlich die in der Seitenſchiffwand des Domes noch erkennbare Firſtlinie des Daches beweiſt, ſchloß er ſich mit ſeiner Weſtwand unmittelbar an den alten romaniſchen Kreuzgang an und erſtreckte ſich über das achte und, da bei einem Kultbau dieſer Größe eine Apſis anzunehmen iſt, wohl auch noch über das ganze ſiebente Seitenſchiffjoch von Oſten. Durch eine jetzt ins Freie führende Tür im achten Joch war die Kapelle mit dem Dom verbunden. Damals befand ſich der ſüdliche Haupteingang des Domes nicht wie heute im vierten, ſondern im fünften Joch, wo man innen auf der einen Seite noch die ſchräge innere Leibung und unten den Anſatz der Schwelle erkennen kann. Das Tympanon dieſes romaniſchen Portals mit einer Reliefdarſtellung der Deeſis iſt noch vorhanden:[12] es wurde — nach innen gedreht und an den oberen Rändern abgearbeitet — an das gotiſche Portal übernommen und auf ſeiner Außenſeite mit der Krönung Mariä geſchmückt. — Als man ſich im ſpäten 13. Jahrhundert zur Errichtung einer neuen, größeren und weiter öſtlich gelegenen Nikolauskapelle entſchloß, ging das alte Südportal verloren, und man mußte darauf bedacht ſein, Erſatz zu ſchaffen. Aller Wahrſcheinlichkeit beabſichtigte man ſchon damals eine ſo großartige Portalanlage, wie ſie ſpäter tatſächlich zuſtande kam. Denn man begann den Neubau der Kapelle nicht, wie es aus techniſchen Gründen nähergelegen hätte, in unmittelbarem Anſchluß an das Domſchiff, ſondern mit der freiſtehenden Südoſtecke, die wir ja als älteſten Beſtandteil der Kapelle erkannt haben.[13] Den Chor gedachte man, um ſich eine möglichſt große Bewegungsfreiheit zu wahren, erſt mit dem anſtoßenden Portal zuſammen aufzuführen; dieſes bedurfte aber ſeinerſeits langwieriger Vorarbeiten, da in der Gotik bekanntlich alle Steinmetz- und Bildhauerarbeiten vor dem Verſatz des Werkſtückes ſtattfanden. In der Tat müſſen auch umfangreiche Teile des Portals, die ganzen Archivolten, dem Stil der Skulpturen nach längere Zeit vor der Aufrichtung, nämlich um die Jahrhundertwende ausgeführt worden ſein.

Die Baugeſchichte der Nikolauskapelle dürfte ſich alſo folgendermaßen darſtellen: Kurz vor 1289 wurde mit der Südoſtecke begonnen. Wie weit dieſe in dem genannten Jahre ſchon gediehen war, läßt ſich nicht feſtſtellen. Das magnifice und opere sumptuoso inchoata des Ablaßbriefes zwingt nicht, eine weitgehende Vollendung anzunehmen, da dieſe Ausdrücke formelhaft wiederkehren und nicht wörtlich ernſt zu nehmen ſind. Die Einkünfte aus der Indulgenz von 1289 mögen den Bau eine Zeitlang mächtig gefördert haben; man vollendete die begonnene Ecke, war auch, wie ſich feſtſtellen läßt, noch weiter an der Kapelle tätig und machte ſich vor allem eifrig an die Vorarbeiten für das Portal. Dann trat eine Stockung ein. Im zweiten Jahrzehnt, beſonders nach dem Ablaß von 1315 widmete man ſich dann wieder energiſch dem Bau, errichtete Chor und Portal und förderte auch die weſtlichen Teile der Kapelle, die vermutlich bald vollendet wurde. Damals waren auch, wie der Ablaßbrief von 1315 zu beweiſen ſcheint, ſchon die öſtlich an das Portal anſtoßenden Kapellen im Bau.[14]

In weit höherem Maße als bei den Kapellen mußte die architektoniſche Geſtaltung des Portals durch die Verbindung mit dem romaniſchen Dombau berührt werden. Jene wurden an die ältere Architektur angelehnt, nach der ſie ſich allenfalls in der Höhe einigermaßen zu richten hatten, dieſes mußte in das vorhandene Seitenſchiff eingefügt werden und nicht nur in der Höhe, ſondern auch der Breite nach auf die romaniſche Architektur Rückſicht nehmen, da man keinen der romaniſchen Wandpfeiler beſeitigen konnte, ohne die Bauſicherheit der Gewölbe ernſtlich zu gefährden. Dieſer doppelte Zwang war zum einen Teil entſcheidend für die recht ungewöhnliche Kompoſition des Portalaufbaus, zum anderen war es der Wunſch nach reicher Ausſtattung und wirkungsvollen Dimenſionen, der ſeinerſeits mit der ungünſtigen Lage des Portals aufs

engste zusammenhängt: eingepreßt zwischen zwei hohe und weit vorspringende Kapellen, von denen die eine bereits weit fortgeschritten, die andere mindestens schon geplant war, sollte das Portal dennoch inmitten dieser mächtigen Umgebung eine achtungsvolle, ja beherrschende Stellung einnehmen. Dies war nur möglich, wenn man den verfügbaren Raum — die Außenwand eines Seitenschiffjoches — aufs sorgfältigste ausnützte und die Höhenentwicklung wenn möglich noch über die schon bis zum romanischen Dachgesims reichenden oder geplanten Kapellen hinaus steigerte.

Dem Schöpfer des Wormser Domportals, als den wir in allem Wesentlichen den Archivoltenmeister betrachten dürfen (s. unten S. 120), schwebte bei seinem Entwurf eine jener erweiterten Portalanlagen vor, wie wir sie im ausgehenden 13. und im 14. Jahrhundert bei fast allen größeren Kirchenbauten finden, wenn nicht die Zufügung einer Vorhalle eine ganz andere Lösung bedingte.[15] Als Beispiele mögen Köln, Wimpfen, Straßburg, Kolmar und vor allem die unweit gelegene ehemalige Mainzer Liebfrauenkirche genannt werden. Dieser Portal-Fenstertyp, wie man ihn nennen könnte, besteht zunächst aus dem eigentlichen Portal, dessen nach innen konvergierende, das spitzbogige Tympanon umschließende Leibung beträchtlich vor die Wandflucht vorspringt, ferner aus einem mehr oder weniger hohen, von Fialen flankierten Wimperg, der freistehend den Portalvorsprung bekrönt, und schließlich aus einem Prachtfenster, das in der Wand selbst über dem Portal sitzt und die Folie für den Wimperg abgibt. Mit die wichtigste Rolle spielt dabei der Wimperg, der die Aufgabe hat, Portal und Fenster zu einer einheitlichen Architektur zusammenzuschließen. Diese häufig und meist mit gutem Erfolg verwendete Komposition ließ sich nun in Worms nicht durchführen, weil für eine auch nur einigermaßen bemerkenswerte Höhenentwicklung die romanische Seitenschiffwand nicht ausreichte. Ein über dem Portal sitzendes Prachtfenster von normalen Verhältnissen hätte bei noch so geringer Höhe des Eingangs — niedriger als der heutige von 4,40 m Höhe kann er in dieser Umgebung nicht gedacht werden — das romanische Seitenschiffgewölbe durchschnitten, was natürlich aus bautechnischen Gründen undenkbar ist. Daher nahm der Meister, bei dem sich der Wunsch, das übliche Prachtfenster beizubehalten, mit dem Streben nach möglichst weitgehender Höhenausdehnung verband, eine Umstellung der einzelnen zum Portal-Fenstertyp gehörigen Bestandteile vor. Er ging aus von dem Fenster, schob seine Spitze fast bis zum Scheitel des inneren Gewölbeschildbogens empor und gab ihm die volle Breite der zur Verfügung stehenden Jochwand.[16] Eine Mindestausdehnung des Fensters nach unten ergab sich damit von selbst. Tatsächlich beschränkte er sich auf das Verhältnis von 1:2 zwischen Breite und Höhe gegenüber dem normaleren von 2:5 bei den Fenstern der Südostecke. Trotzdem blieb für das eigentliche Portal nur mehr so wenig Raum übrig, daß es nicht im geringsten zur Geltung gekommen wäre und vor allen Dingen — worauf offenbar großer Wert gelegt wurde — keinen hinreichenden Platz zur Entfaltung eines umfangreicheren plastischen Schmuckes geboten hätte. Und so entschloß sich der Meister, die Archivolten statt um das Tympanon, um das Fenster zu legen. Diese so weit hinaufgezogene Portalleibung konnte er dann noch mit einem mächtigen Wimperg bekrönen und damit eine Höhe erreichen, die tatsächlich diejenige der anstoßenden Kapellen noch übertrifft und dem Portal zu einer dominierenden Stellung innerhalb seiner Umgebung verhilft.[17] Neben dem Wimperg fanden dann auch die üblichen Fialen, hier in trotzig-untersetzter Gestalt, ihre Aufstellung. Auch auf ein Tympanon hat der Meister nicht verzichtet, obwohl es bei einer so veränderten Anordnung der einzelnen Portalglieder eigentlich überflüssig war. Es war wohl neben dem Streben nach einer gewissen „Vollständigkeit“ der Portalarchitektur in erster Linie der Wunsch, Raum zu schaffen für die beliebte und im plastischen Kathedralprogramm unentbehrliche Darstellung der Krönung Mariä, was ihn veranlaßte, ein kleines Bogenfeld einzufügen.[18]

So finden wir denn folgenden architektonischen Tatbestand. Die Außenwand des vierten Seitenschiffjoches ist von unten bis oben in ihrer vollen Breite und Höhe ausgebrochen, sodaß nur die lisenenförmigen Wandpfeiler mit ihren halbrunden Vorlagen und der Schildbogen des Gewölbes stehen blieben.[19] In diese Öffnung wurde, als innere Leibung des Portals, ein fast bis zum romanischen Gewölbe reichender Spitzbogen mit schräger Wandung eingesetzt und der noch verbleibende Raum über ihm bis zum Schildbogen neu ausgemauert (Kdm. Fig. 77). Die innere Kante des Spitzbogens liegt in einer Flucht mit den Wandlisenen, ist also der alten romanischen Wand gegenüber vorgezogen, sodaß der Schildbogen nur noch wenig vor die Ausmauerung vorspringt. An den schiefwandigen Spitzbogen schließt sich nach außen, aber ebenfalls noch innerhalb der romanischen Wand liegend, der geradwandige Mittelteil, die Scheide des Portals an, die vom Boden bis zu 4,40 m Höhe bedeutend verstärkt und profiliert ist und dann auf reichgeschmückten Konsolen das spitzbogige Tympanon aufnimmt (Kdm. Fig. 88). Über diesem sitzt das große Prachtfenster, das durch einen kräftigen Mittelpfosten zunächst in zwei spitzbogige Lichter unterteilt wird, die einen großen, drei kleinere Figuren der gleichen Art umfassenden Dreipaß tragen. Die Hauptlichter sind noch einmal durch zwei Spitzbogen und einen Dreipaß unterteilt. Von diesem Fenster wird noch weiter unten die Rede sein. — Das schräge äußere Gewände, der Hauptteil des Portals, ist mit seiner ganzen Tiefe von 1,65 m vor die romanische Seitenschiffwand gesetzt[20] und wird von einem schlanken Wimperg bekrönt, dessen profilierte und mit Krabben besetzte Randleisten über Scheinwasserspeiern einsetzen und in einer stattlichen Kreuzblume endigen. Der Wimperg steht nur in seinem oberen Drittel ganz frei, unten wird er durch eine zwischen die beiden viereckigen Fialen eingespannte Futtermauer gestützt; neuerdings wurde auch der obere Teil versteift. — Die Gesamthöhe des Portals beträgt (nach einer im Besitze des Dombauamtes befindlichen zeichnerischen Aufnahme von H. von Schmidt aus dem Jahre 1892) 11,50 m. Als Material für die Architekturstücke (und auch für die Skulpturen) kam fast durchweg ein feinkörniger, fester, gelber Sandstein, wie er im südlichen Rheinhessen (bei Flonheim) und am Haardt

noch heute gebrochen wird, zur Verwendung. Sockel, Fialen und die Stützmauer des Wimpergs ſind aus gröberem rotem Sandſtein.

Der Gliederung ſeines Gewändes nach gehört das Südportal zu jener Gruppe von Niſchenportalen, die mit der Schöpfung des Jean de Chelles an der Südſaſſade der Pariſer Kathedrale einſetzt, ſich raſch verbreitet und bald alle anderen Syſteme verdrängt.[15] Die konſtruktiven Funktionen werden bei dieſen Portalen erfüllt durch eine Reihe vom Sockel bis zum Scheitel durchlaufender Gurtbögen, zwiſchen denen in Niſchen die Skulpturen, unten Freiſtatuen, oben Reliefs, angebracht ſind. Ihr hoher künſtleriſcher Wert beſteht darin, daß ſie trotz energiſcher Betonung und klarer Durchbildung des Konſtruktiven dem plaſtiſchen Schmuck weitgehende Freiheit gewähren. Wie in Straßburg, Freiburg, Wimpfen und an vielen anderen Orten, ſo griff man auch in Worms zu dieſem Schema, nur mit der Abweichung von der ſonſt üblichen Regel, daß man an Stelle einzelner Scheidbögen doppelte mit dazwiſchenliegenden Kehlen ſetzte. So ſteigen denn aus der Schräge des nur wenig vorſpringenden glatten Sockels (Höhe 1,35 m) miteinander abwechſelnd zwei tiefe Niſchen und drei flache Kehlen auf, denen ſich hinten noch eine vierte, etwas tiefere Kehle anreiht. In den Niſchen ſtehen 1,60 m hohe, aus dem Sechseck entwickelte Sockel, deren freie Seiten mit Maßwerkformen verziert ſind. Sie tragen große Statuen, die von den nächſtfolgenden gleichgroßen durch Baldachine getrennt ſind. Es folgt in Kämpferhöhe je eine kleinere Figur bezw. Gruppe, die der Größe und dem Inhalt nach ſchon zu den Archivolten gehört, aber noch rundplaſtiſch iſt, und dann die bunte Reihe der Archivoltenſzenen, Hochreliefs, die mit den architektoniſchen Gliedern aus einem Stück gefertigt ſind. Alle dieſe Gruppen ſind durch Baldachine voneinander getrennt, die den einen als Dach, den anderen als Konſole dienen. Die oberen ſind doppelſeitig gebildet.[21] Die Kehlen werden in der Höhe der großen Baldachine, alſo über den Gewändeſtatuen, von Spitzbogen mit durchbrochenen Wimpergen überſpannt und ſind mit Ausnahme der zweitinnerſten von der unterſten Reliefſzene bis zur Bogenſpitze mit Laubwerk ausgelegt.[22] Im Scheitel der letzten Kehle ſitzt eine Maske, auch in den oberen Spalt der Doppelbaldachine ſind Masken eingeſchoben.

Die erwähnte Beſonderheit, daß an Stelle einfacher Scheidbögen flache, von Stäben eingefaßte Kehlen treten, teilt unſer Portal außer mit einer ganzen Anzahl ſpäterer Beiſpiele vor allem mit dem wenig jüngeren Weſtportal der Wormſer (Kdm. Fig. 111) und dem ebenfalls ſpäteren, jetzt zerſtörten Hauptportal der Mainzer Liebfrauenkirche. Das erſtere iſt ſicher vom Domportal abhängig (ſ. unten) und deshalb ohne Bedeutung für die Frage nach der Herkunft der erwähnten Eigentümlichkeit. Wichtiger iſt in dieſer Hinſicht das Mainzer Portal, das auch noch einige weitere Übereinſtimmungen mit dem Wormſer aufweiſt.[23] Zeitlich ſtehen ſich beide Portale ſehr nahe, doch ſprechen ſowohl das architektoniſche Detail wie der Stil der Skulpturen mit Beſtimmtheit dafür, daß das Mainzer Portal etwas, wenn auch nicht viel, jünger iſt. Als Vorbild für Worms kommt es jedenfalls nicht in Betracht. Auch anderswo iſt ein ſolches nicht nachweisbar, ſodaß man das Wormſer Portal vielleicht für das erſte dieſer Art anſehen darf. Möglicherweiſe haben wir im mittleren Weſtportal des Straßburger Münſters, wo jedes Trennungsſäulchen von einer ſchmalen, mit Laubwerk gefüllten Kehle begleitet iſt, eine Vorſtufe zu ſehen.

Die Betrachtung der Scheidbögen am Wormſer Portal führt noch zu einem für ſeine Entſtehungsgeſchichte wichtigen Reſultat. Während ſie nämlich oben in den Archivolten birnſtabförmigen Querſchnitt haben, ſind ſie unten am Gewände von viereckig-ſcharfkantiger Geſtalt. Der Wechſel vollzieht ſich nicht genau in Kämpferhöhe des Fenſters, ſondern etwas unterhalb, da wo die bibliſchen Szenen beginnen.[24] Ein ſo jäher Wechſel iſt nicht ohne tiefere Urſache: hier muß mindeſtens ein Meiſterwechſel, möglicherweiſe aber auch eine zeitliche Unterbrechung vorliegen. Aber es bleibt nicht bei dem Profilwechſel der Stäbe. Auch der Querſchnitt der Niſchen ändert ſich, und zwar an derſelben Stelle. War er oben halbkreisförmig, ſo wird er unten von drei Seiten eines regelmäßigen Sechsecks gebildet, alſo polygonal. Gleichzeitig werden die Kehlen (mit Ausnahme der letzten) bedeutend flacher. Weniger wichtig ſind kleinere, überdies nicht konſequent auftretende Unterſchiede in der Konſtruktion der Baldachine, dagegen mag ſchon hier auf die tiefe ſtiliſtiſche Kluft zwiſchen der Archivoltenplaſtik und den großen Statuen des Gewändes hingewieſen ſein. Jedenfalls muß mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß die Ausführung des Portals nicht einheitlich und ohne Unterbrechung von ſtatten ging, ſondern daß zwiſchen der Bearbeitung der oberen und unteren Hälfte eine zeitliche Differenz vorliegt. Und zwar ſind die Archivolten der ältere Teil. Das beweiſt die Bildung der Einzelglieder (Profil der Stäbe, Querſchnitt der Niſchen), dafür ſpricht auch die Überlegung, daß die Archivolten, bei denen ja die Skulptur mit der Architektur organiſch verbunden iſt, ſehr viel mehr Zeit und Arbeit beanſpruchen als das einfache Gewände, in das die Statuen nachträglich eingeſtellt werden, und deshalb früher in Angriff zu nehmen ſind. Die Aufrichtungszeit ſelbſt kann man ſich hier, wo es ſich nur um ein Portal, nicht um eine ganze Kirchenfaſſade handelt, ſehr kurz denken.

Der Gegenſatz zwiſchen rundem und kantigem Stabprofil begegnet uns in Zuſammenhang mit dem Südportal noch einmal und iſt auch da wieder für die engere Chronologie bedeutſam. Die oben bemerkte Ähnlichkeit zwiſchen dem großen Portalfenſter und den Chorfenſtern beſchränkt ſich auf die Verwendung gleicher Maßwerkfiguren (Bogendreiecke). Im Querſchnitt der Stangen zeigt ſich hingegen der angedeutete Unterſchied: während den Stäben des Portalmaßwerks ein Rundſäulchen vorgelegt iſt, ſind ſie an den Chorfenſtern von kantiger Bildung; alſo im Prinzip der gleiche Wechſel wie zwiſchen oberer und unterer Portalhälfte. Sollte hier nicht nur prinzipiell, ſondern auch faktiſch derſelbe Wechſel, die gleiche Unterbrechung zum Ausdruck kommen? Das Portalfenſter iſt wohl, zum mindeſten im Entwurf, dem Archivoltenmeiſter zuzuweiſen, in deſſen Konzeption es eine führende Rolle ſpielte. Der Meiſter, der am Gewände die Birnſtäbe durch kantige Pfoſten erſetzte, hätte wohl auch am Fenſter die

eckigen Formen bevorzugt, wenn ihm die Wahl noch freigeſtanden hätte. So aber hatte vermutlich der ältere Meiſter ſeine Dispoſition ſchon getroffen, ja mit der Ausführung bereits begonnen.[25] Wie er für das Portalfenſter, ſo wird für die Chorfenſter der jüngere Portalmeiſter verantwortlich ſein. Denn es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß die Fertigſtellung des Portals (alſo die Bearbeitung der unteren Hälfte) und die Aufrichtung des Ganzen ſich unmittelbar folgten. Der Aufbau des Portals fällt aber, wie eingangs bewieſen wurde, mit der Errichtung des Chörleins zuſammen. Was liegt näher, als die an ſich durchaus identiſchen Unterſchiede zwiſchen Archivolten und Gewände und zwiſchen Chor und Portalfenſter (= obere Portalhälfte) zuſammenzuziehen und durch e i n e n Wechſel des leitenden Meiſters zu erklären? Ja man darf wohl noch weitergehen, darf Bildhauer und Architekten als e i n e Perſon betrachten, wie es in dieſer Zeit häufig der Fall geweſen zu ſein ſcheint.[26] Auffällig iſt es jedenfalls, daß da, wo die neuen Architekturformen auftreten, nämlich am Portalgewände und am Chor, auch gleich der neue plaſtiſche Stil und darüber hinaus die gleiche Hand ſich bemerkbar machen. — Unter dieſer Vorausſetzung ergibt ſich für die Geneſis des Portals folgender Gang: Der Archivoltenmeiſter begann das Portal mit ſeinen am meiſten Zeit raubenden Teilen, den ſkulpierten Archivolten, wurde jedoch an der Vollendung durch eine nicht nachweisbare Urſache verhindert. Sein Nachfolger ſtellte das Gewände fertig, richtete das Portal zugleich mit dem Chörlein der Nikolauskapelle auf und ſtattete beide mit Figuren aus: der Gewändemeiſter. Wie lange die beiden Meiſter zeitlich auseinanderliegen, davon wird noch zu reden ſein. Daß wirklich ein zeitlicher Abſtand, eine Bauunterbrechung, und nicht nur ein Meiſterwechſel vorliegt, das dürfte nach unſeren Bemerkungen über die ſtiliſtiſchen Differenzen, die ſowohl in der Architektur wie in der Plaſtik zwiſchen dem Anteil des Archivoltenmeiſters und des Gewändemeiſters, herrſchen, als ausgemachte Sache gelten.[27] Auch das Verhältnis des jüngeren zum älteren Meiſter und der Zuſammenhang des letzteren mit dem Bau der Südoſtecke läßt ſich noch genauer faſſen. Hier iſt zunächſt nur noch ein Wort über die Geſamtlage zu ſagen.

Wenn auch nicht von e i n e r Hand ausgeführt, ſo iſt das Südportal doch als Ganzes der Entwurf e i n e s Geiſtes. Es iſt die Schöpfung des Archivoltenmeiſters, der nicht nur die Dispoſition im ganzen feſtlegte, ſondern auch durch die eigenhändige Ausführung wichtiger Skulpturen beſtimmte Anhaltspunkte für den Ausbau hinterließ. Ihm verdanken wir nämlich nicht nur die Ausführung der Archivoltengruppen, von ſeiner Hand ſtammt auch die große Figur der Ecclesia triumphans, die nur für ihre heutige Anbringung an einem Giebel gedacht ſein kann; er ſchuf ſchließlich auch die reich geſchmückten Konſolen, auf denen das Tympanon ruht. Damit war alles wichtige feſtgelegt, und nur noch in Einzelheiten konnten die Nachfolger eigene Wege gehen. Sicher gehört die Wormſer Portalanlage nicht zu den glücklichſten Löſungen ihrer Art; ſie leidet ſchwer an dem Schickſal, ein Einbau zu ſein. Es fehlt ihr die organiſche Eingliederung in den Baukörper, die nur ein vollſtändiger Neubau zu geben vermag. Aber dies alles fällt nicht unſerem Meiſter zur Laſt. Ihm gebührt vielmehr das große Verdienſt, ſich anſtändig und klug mit der beſonderen Ungunſt des Ortes abgefunden zu haben. Ja, darüber hinaus hat er es verſtanden, ſeinem Werk und ſich ſelbſt ein vernehmliches Wort im gewaltigen Chor der romaniſchen Umgebung zu ſichern. Wer von Süden her, durch das Andreastor die Stadt betretend, auf den Dom zu ſchreitet, den grüßt ſchon aus weiter Ferne die kühne Figur der triumphierenden Kirche am ſchlanken Wimperg, einem Siegeszeichen gleich hoch emporgereckt. Das bedeutendſte an der Wirkung in die Ferne ging freilich durch die Niederlegung der Stiftsgebäude und der Johanneskapelle verloren. Großartig und geradezu überwältigend muß der Anblick geweſen ſein, als dieſe zu beiden Seiten des Portals tief nach Süden ſich ausdehnenden Gebäude das Auge des Herankommenden ſchon in weitem Abſtand einfingen, wie in einen Rahmen faßten und mit unwiderſtehlicher Kraft durch eine ſchmale, gerade Gaſſe auf das ſtattliche Portal hinriſſen. Erſt wenn man ſich dieſe alte Umgebung klarmacht, verſteht man die ſich über alle gebräuchlichen Proportionen hinwegſetzende endloſe Höhenausdehnung, die heute, dank der unbegreiflichen „Domfreiheit“, ſo peinlich wirkt. Nur eine ganz ſchwache Vorſtellung des früheren packenden Eindrucks vermag das kleine rekonſtruierte Modell im nördlichen Querſchiffarm des Domes zu geben. In der Würdigung des Archivoltenmeiſters aber gehört dieſe über das Gewöhnliche hinausgehende platzarchitektoniſche Leiſtung mit an erſte Stelle.

II. Verteilung und Inhalt des Skulpturenschmucks

Dem oben beſchriebenen architektoniſchen Rahmen iſt ein großer Zyklus von Skulpturen eingefügt, der zur leichteren Orientierung zunächſt kurz beſchrieben werden ſoll.

In den Niſchen des Gewändes ſtehen, paarweiſe übereinander, die Statuen der vier Evangeliſten und der vier großen Propheten (Höhe ca. 1,60 m). Es ſind ſämtlich Freifiguren, die erſt nach der baulichen Vollendung des Portals aufgeſtellt wurden und zum Teil etwas zu breit waren, ſodaß man ſtellenweiſe kleinere Stücke aus dem Gewände herausſchlagen mußte, um ſie überhaupt in die Niſchen einſchieben zu können. Die Evangeliſten ſind in der üblichen Weiſe durch ihre Symbole gekennzeichnet, die hier auf den niedrigen Sockeln, vor und über den Füßen ihrer Begleiter, Platz gefunden haben, und außerdem mit Büchern und Spruchbändern ausgeſtattet. Nur Spruchbänder tragen die Propheten, die (wie die Evangeliſten) durch Alter, Kleidung und Barttracht unterſchieden, aber nicht unzweideutig charakteriſiert ſind. Doch wird man annehmen dürfen, daß, wie auch bei anderen Gegenüberſtellungen mit den Evangeliſten, die großen Propheten: Jeſaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel gemeint ſind.[28] Vielleicht iſt in dem Bartloſen rechts unten der jugendliche Daniel zu ſehen (Taf. III b).

Die typologiſche Gegenüberſtellung von alt- und neuteſtamentlichen Figuren iſt auch der Leitgedanke für die Ausſtattung der Archivolten geweſen, wenn-

schon die Vergleichspunkte manchmal recht äußerlicher Natur sind. Wir finden zehn Geschichten aus dem alten Testament im inneren, zwölf des neuen im größeren äußeren Lauf, beide links unten beginnend. Dem folgenden Plan der Anordnung wird wegen der großen Schwierigkeit, am Original die kleinen und sehr hochsitzenden Gruppen bequem zu betrachten und um spätere Beschreibungen zu vermeiden, eine kurze Skizzierung des Wesentlichen der einzelnen Darstellungen beigefügt.

Linke Seite

Innere Archivolte

1. Erschaffung der Welt: Gottvater, stehend, segnet mit der Rechten die Weltkugel, die er in der Linken hält.

2. Erschaffung der Eva: Gottvater, links stehend, nimmt die kleine Eva aus der Seite des rechts am Boden liegenden Adam.

3. Vertreibung aus dem Paradies: Adam vor Eva nach rechts schreitend, beide gefolgt vom Engel mit dem Schwert. Hinten ein Baum mit Äpfeln (Taf. II, a).

4. Brudermord: Kain, nach rechts gewandt, faßt den ihm den Rücken kehrenden Abel beim Haar und holt mit der Keule zum Schlag aus. Am Boden Fruchtgarbe und Lamm, über Abels Kopf die Hand Gottes (Taf. II, a).

5. Die Arche Noah: Aus einer Decklucke des sorgfältigst gefügten Schiffes schaut Noah heraus; auf der anderen Hälfte des Verdecks die Taube mit dem Ölzweig. Vorn am Ufer totes Rind, an dem ein Rabe pickt.

Äußere Archivolte

1. Verkündigung Christi: Links der Engel, rechts Maria; beide stehend und mit großen Spruchbändern.

2. Geburt Christi: Links auf ein Lager ausgestreckt Maria, rechts auf einer Konsole die Krippe mit dem Kind, darüber Ochs und Esel, darunter der schlafende Josef.

3. Darbringung im Tempel: Auf einem konsolförmigen Tisch steht der Jesusknabe, zu seinen Füßen die Tauben. Rechts Maria, links Simeon (Taf. II, a).

4. Flucht nach Ägypten: Auf dem nach links schreitenden Esel Maria mit dem gewickelten Kind. Der Esel von Josef geführt, der über der rechten Schulter eine Last am Stock trägt (Taf. II, a).

5. Bethlehemitischer Kindermord: Links auf erhöhtem Thron Herodes, rechts steht ein gewappneter Kriegsknecht, der ein Kind durchsticht; am Boden sitzend eine jammernde Frau, ihr totes Kind auf dem Schoß.

6. Taufe Christi: Rechts Johannes im Pelzgewand, links im Wasser Christus (bekleidet und mit Nimbus); über ihm die Taube.

Rechte Seite

6. Opferung Isaaks: Abraham faßt den links geduckt auf dem Altar stehenden gefesselten Knaben am Schopf und erhebt die Rechte, die ein über Isaaks Kopf erscheinender Engel festhält. Vor dem Altar der Widder im Busch.

7. Eherne Schlange: In der Mitte die Schlange am Stab, links Moses, rechts drei Juden mit spitzen Hüten, die alle zur Schlange emporschauen (Taf. II, c).

8. Jonas, der in der rechten Hand ein Schriftband hält, schaut aus dem Rachen des Fisches; im Hintergrund Stadt mit Mauern und Türmen (Niniveh) (Taf. II, b).

9. Himmelfahrt des Elias: Der Prophet sitzt in einem vierrädrigen Wagen, den ein Engel in die Höhe zieht. Rechts vorn am Boden Elisa, im Begriff den zurückgelassenen Mantel seines Vorgängers überzuwerfen (Taf. II, b).

10. Vision des Ezechiel: Der Prophet hält in der Linken ein Schriftband und weist mit der Rechten auf einen Totenschädel und einen mit Fleisch und Haar bewachsenen Menschenkopf, die neben zwei Schenkelknochen zu seinen Füßen liegen (nach Ezechiel Kap. 37).[30]

7. Geißelung Christi: In der Mitte Christus, der mit Händen und Füßen an die vor ihm stehende Geißelsäule gebunden ist; links und rechts je ein zum Schlag ausholender Henker.

8. Christus am Kreuz: Unter dem Baumkreuz Adamsschädel. Links Ekklesia mit Kelch, rechts Synagoge mit verbundenen Augen, Bocksschädel und zerbrochener Lanze[29] (Taf. II, d).

9. Christus als Gärtner: Rechts Christus mit Kreuznimbus, mit der Linken auf den Spaten gestützt; links kniet, zu ihm emporschauend, Maria Magdalena, die ein Salbgefäß in der Linken hält. Im Hintergrund ein Baum (Taf. II, e).

10. Die Frauen am Grabe: Vorn der Sarkophag, davor ein Löwe (Symbol der Auferstehung); hinten die drei Marien, alle mit Salbgefäßen; rechts Engel (Taf. II, b).

11. Himmelfahrt Christi: Christus schwebend, in der Linken die Erdkugel, neben ihm Engel mit Spruchbändern, darunter Petrus und Paulus, ganz unten die in die Höhe gerichteten Köpfe der übrigen Apostel (Taf. II, b).

12. Jüngstes Gericht: Christus thronend; beide Hände erhoben. Gewand über der Seitenwunde geschlitzt. Zu seinen Füßen Särge, aus denen die Köpfe von Auferstehenden hervorschauen.

Mit Ausnahme der untersten Szene jeder Archivolte sind alle Hochreliefs und in die Architektur organisch eingebunden; jede Gruppe ist mit dem Baldachin der nächstfolgenden darunter aus einem Stück. Die durchschnittliche Höhe beträgt 85 cm. Die vier übrigen Darstellungen sind vollplastische Freifiguren und lose in die Rundnische eingestellt.

Das Tympanon zeigt die Darstellung der Krönung Mariä in der zu jener Zeit üblichen Form, links Maria, sich zu Christus hinüberbeugend, der ihr die Krone aufs Haupt setzt; außerdem aber noch zwei Kniefiguren in gleicher Größe, rechts den heiligen Petrus mit Buch und Schlüssel, den Patron der Stadt und des Domes, links einen Bischof mit Mitra, Pedum und Buch, in dem wir wohl den Erbauer der Portalanlage sehen dürfen.[31] Interessant dekoriert sind auch die beiden Konsolen des Tympanons: links ein Jüngling zu Pferd, auf dessen Hand ein Falke mit ausgebreiteten Flügeln zurückkehrt, rechts ein durchgehendes Pferd, das seinen nackten Reiter abzuwerfen droht. Mit Recht hat man sie als Darstellungen des Gehorsams und der Zügellosigkeit erklärt.[32]

Den äußeren Abschluß (und inneren Höhepunkt) des Portalzyklus bildet jenes eigenartige Reiterbild, das hoch oben am Wimperg auf breiter, laubgeschmückter Konsole steht: die triumphierende Kirche. Auf dem Tetramporph, dem visionären Fabeltier Ezechiels (I, 10 und Joh. Off. IV, 6) mit vier verschiedenen, den Evangelistensymbolen entsprechenden Köpfen und Beinen, sitzt eine jugendliche gekrönte Frau in langem gegürtetem Kleid und lose übergeworfenem Mantel Taf. II, a).[33] Beide Unterarme sind abgebrochen, doch besteht wohl kein Zweifel, daß die linke Hand die Kreuzesfahne, die rechte einen Kelch hielt.[34] So finden wir die Kirche öfters auf Miniaturen in Zusammenhang mit der Kreuzigung Christi und als Gegenstück zu der auf einem Esel reitenden Synagoge;[35] innerhalb der mittelalterlichen Monumentalplastik ist sie jedoch eine

ganz einzigartige Erscheinung. Die Wormser Statue, aus einem großen Block gehauen, ist vollrund ausgebildet und ohne Verbindung vor den Wimperg gesetzt. Unter dem Bauch des Tieres blieb hinten eine breite Stütze stehen, von der sich der linke Hinterfuß hochreliefartig abhebt. Jetzt ist auch der freie Raum zwischen dem Rücken der Ekklesia und der Wand durch eine Zementschicht ausgefüllt.

Soweit die eigentliche Portalplastik. Das skulpturale Programm wurde jedoch während der Errichtung des Portals erweitert und setzt sich nun auch noch an den beiderseits anstoßenden Kapellen fort. Obwohl mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß diese Annexe nicht im ursprünglichen Plane lagen,[36] sollen sie doch an dieser Stelle kurz aufgezählt werden, da sie nicht nur zeitlich und stilistisch dem Portalschmuck sehr nahe stehen, sondern das Programm nach einer bestimmten Seite vervollständigen und erweitern. Die fünf Statuen der Nikolauskapelle wurden bereits erwähnt. Es sind, wenn wir beim Portal beginnen: ein Bischof mit polygonalem Kirchenmodell in der Linken, ein Posaunenengel mit dem Spruchband: SVRGIT - MORT - AD - IUDIC -, Johannes der Täufer im Pelzgewand mit dem Gotteslamm, die heilige Katharina von Alexandrien mit Schwert und Rad[37] und schließlich die Madonna mit dem Jesuskind. Alle sind mehr oder weniger beschädigt. Durchschnittliche Höhe 1,50 m. Die Statuen der Madonna und der im späteren Mittelalter außerordentlich eifrig verehrten Katharina bedürfen keiner Erklärung. Johannes und der Posaunenengel können als Ergänzung zu dem Christus des jüngsten Gerichtes in den Archivolten betrachtet werden. Doch kann man in ihnen mit Kranzbühler auch Hinweise auf die ehemals gegenüberliegende Johanneskirche und den zugehörigen Friedhof sehen.[38] Der Bischof endlich wird nach wie vor als Burkard von Worms anzusprechen sein; dieser hat, obgleich niemals kanonisiert, als Erbauer des ersten großen Domes in Worms immer höchste Verehrung genossen, sodaß seine monumentale Darstellung an einem Kultbau nicht zu überraschen braucht.[39]

Über die vier allegorischen Statuen an der Südwestecke der Annenkapelle wollen wir uns (im Gegensatz zu allen Vorgängern) kurz fassen. Wenn das Südportal des Wormser Domes zu keiner Zeit ganz vergessen und übersehen worden ist, so verdankt es das neben der triumphierenden Kirche am Wimperg (die sich freilich gelegentlich, wie z. B. von Fiorillo, die Deutung als babylonische Buhlerin gefallen lassen mußte) in erster Linie diesen vier Bildwerken, die immer wieder zu neuen Erklärungsversuchen aufforderten. Diese setzen schon mit einer Abhandlung des Humanisten Georg Wicel vom Jahre 1555 ein und reichen bis in die Gegenwart; doch dürfte die von Wörner im Kunstdenkmälerwerk gegebene Deutung im wesentlichen das Richtige treffen.[40] Die Frau links oben mit einem Salbgefäß, die zwei Armen ein Kleidungsstück reicht, ist die Barmherzigkeit (Nächstenliebe, im weiteren Sinn das Prinzip des Guten). Neben ihr die Kirche (der wahre Glaube), die ehedem in der Rechten einen Pfeil, in der Linken Kelch oder Buch hielt. Unten links die Synagoge, eine Frau mit verbundenen Augen, zerbrochener Kreuzesfahne und einem Böckchen, dem sie das (abgebrochene) Messer in den Leib stößt. Rechts die Frau Welt (Laster, in weiterem Sinn das Prinzip des Weltlichen und Bösen) mit von Würmern zerfressenem Rücken; zu ihren Füßen ein Ritter, dem sie Schild und Lanze (diese nicht mehr vorhanden) reicht. Hier also eine wesentlich engere Anlehnung an die Dichtung des Konrad von Würzburg als in Straßburg, Freiburg und Basel. E. Grill schlägt (vgl. Anm. 40) mit Recht eine Umstellung der Figuren vor und verlangt, daß Ekklesia und Synagoge links und rechts oben, Barmherzigkeit und Frau Welt unten zu stehen kommen. Der Platz der letzteren ist durch die weit vorspringende Konsole, die auch den Anblick des entstellten Rückens ermöglichen sollte, festgelegt;[41] an dieser Konsole ein traubenfressender Ziegenbock.[42]

Betrachtet man, unter Hintansetzung der erst nachträglich in das plastische Programm aufgenommenen Statuen der Nikolaus- und Annenkapelle, den Portalzyklus als Ganzes, so erweist er sich inhaltlich als eine jener theologischen Summen, wie sie so oft an französischen Kathedralen, in Deutschland zuerst und am umfangreichsten an der Westfassade des Straßburger Münsters dargestellt wurden. „Der weltgeschichtliche Verlauf der göttlichen Heilsordnung in ihrer vor- und nachchristlichen Hälfte" ist das Thema, das in den Statuen des Gewändes und den Gruppen der Archivolten zur Vorführung kommt.[43] Darüber hinaus erhält aber das Wormser Portal eine ganz eigene Note durch die Verherrlichung der Kirche, des göttlichen Heilsinstituts auf Erden, das die Resultante jener an den Leibungen gezeigten historischen Faktoren ist. Mahnung und Verheißung zugleich schwebt sie, alles überragend, hoch oben am Wimperg, und das Tympanon zeigt uns unter dem Symbol der Krönung Mariä ihre unlösliche Vereinigung mit Christus.[44] Dieser tritt gegenüber der Kirche stark zurück; für seine Tätigkeit als Weltenrichter war nur ein kleiner Raum in den Archivolten übrig. Die Kirche hingegen hat sich selbst in der Kreuzigung das vernehmlichste Wort gesichert. Johannes und Maria, die niemals fehlenden Zeugen des großen Augenblicks, mußten weichen, um den im Erlösertod Christi wurzelnden Triumph der Kirche über das Judentum zu zeigen. Und gerade als ob man befürchtet habe, diese kleine, dem Auge des Betrachters weit entrückte Gruppe könne übersehen werden, wird an der Annenkapelle wenige Jahre später die Sieghaftigkeit der Kirche noch einmal dargestellt. So ist denn die Ekklesia triumphans des Portalschmucks eigentliche Leitidee, hinter der jeder andere Gedanke zurücktreten muß.[45] Ganz untergeordnet erscheint das moralisierende Element, das in Straßburg und Freiburg eine so große Rolle spielt. Nur die beiden Konsolfigürchen des Tympanons, Gehorsam und Ungehorsam, dienen dieser Absicht, obwohl auch hier die Ideenverknüpfung mit dem Kirchengedanken unverkennbar ist, namentlich wenn man ihre Anbringung unmittelbar am Eingang in das Gotteshaus, das monumentale Symbol der Kirchengemeinschaft, in Betracht zieht. Nachdrücklicher kamen dann moralisierende Tendenzen später in den Statuen der Barmherzigkeit und Weltlust zur Darstellung. Die Figuren der Nikolauskapelle verdanken jedoch anscheinend in erster Linie lokaler Verehrung ihr Entstehen.

III. Der Meister der Archivolten, sein Stil und seine Werke

Die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert bildet in der Geſchichte der deutſchen Bildhauerkunſt einen Markſtein von hervorragender Bedeutung. Das 13. Jahrhundert iſt eine Zeit des Körpers und der Körperlichkeit, eine Hochblüte der vollen, tiefſchürfenden plaſtiſchen Form. Ob man die Straßburger Ekkleſia betrachtet (wo der Körper durch das Anſchmiegen des dünnen und weichen Gewandes noch hervorgehoben wird) oder die Statuen von Ekkehard und Uta in Naumburg (wo die Fülle der tiefgegliederten Stoffe die maſſige Erſcheinung der Körper noch erhöht), überall das gleiche Streben: „Körper um jeden Preis" (Pinder). Mit wachſendem Erfolg ſtudieren die Künſtler die Struktur des Knochengerüſtes, den Organismus der Glieder und die Funktion der Gelenke. Die Statuen ſtehen feſt und recken ſich auf in ſelbſtbewußter Kraft und Fülle. Ihre Bewegungen erhalten etwas ſicheres und beſtimmtes; ſie greifen mächtig aus in dramatiſcher Großartigkeit. Ganz neu und einzigartig iſt es, wie alle dieſe Bewegungen konſequent zu Ende gedacht werden. Die Stellung der Beine insbeſondere hallt in der ganzen Figur wieder. Der Löſung des Spielbeins folgt eine Ausbiegung der Hüfte, eine Verſchiebung der Schultern, und zwar nicht nur nach der Seite, ſondern auch in die Tiefe: der Kontrapoſt iſt ausgeſprochen dreidimenſional. Das Intereſſe an plaſtiſcher Geſtaltung zeigt ſich auch in der Modellierung des Einzelnen, in der „Zerklüftung" der Köpfe, dem ſcharfen Abſetzen der Geſichtsteile gegeneinander, in der Lockerung des Haars und der ſtarken Ausbäulung des Gewandes, das ſorgfältig nach der Natur drapiert und durchgebildet wird. Nie wieder in der geſamten Entwicklung der deutſchen Plaſtik des Mittelalters iſt der kubiſche Gehalt der Figur von ähnlicher Größe, ihre Haltung ſo ſtark ſtatuariſch, ihr Eindruck ſo überzeugend monumental geweſen.

Gerade entgegengeſetzt fühlt und ſchafft das 14. Jahrhundert, vor allem ſeine erſte Hälfte. Es iſt faſt nicht zu glauben, wie raſch und allgemein die großen Errungenſchaften des dreizehnten aufgegeben werden. Man intereſſiert ſich nicht mehr für Körper und körperlichen Organismus, für volle, runde Formen; man verzichtet auf räumliche Tiefe und plaſtiſche Gegenſätze. Die Figur büßt an Volumen ein, lebt ſich in der Fläche aus und bewegt ſich in groß ſtiliſierten Kurven. Der Eigenwert des Körpers tritt zurück hinter ſeiner Bedeutung als Träger des Gewandes, das zum Hauptakzent im Bildganzen wird. Reſtlos gliedern ſich bald Körper und Gewand dem einen großen Linienſchwung ein. Wie der Kontraſt von Körper und Gewand, ſo wird auch die Differenzierung der einzelnen Kleidungsſtücke zugunſten der Hauptbewegung und des linearen Effektes beſeitigt oder doch vermindert. Auch im Detail äußert ſich dieſe Freude an „kalligraphiſcher" Stiliſierung, im Fluß der Gewandfalten, der Bewegung der Säume, den großen, einheitlich durchlaufenden Linien der Geſichtsteile und Hände, im ſchematiſchen Gelock des Haars. Mit der kontraſtreichen Modellierung der Geſichter geht ein guter Teil von der Prägnanz der alten Individualiſierung verloren; typiſchere Formen treten an ihre Stelle. Die gegenſätzliche Belaſtung der Beine wird nicht aufgehoben, aber in ihrer räumlichen Wirkung abgeſtumpft, der Kontrapoſt wird ausgedrückt, nur ſoweit er ſich zweidimenſional umſchreiben läßt, und hier in der Regel weit über das Notwendige hinaus übertrieben. Die Geſetze der Natur, im 13. Jahrhundert die Grundlage des künſtleriſchen Schaffens, ſcheinen nicht mehr zu exiſtieren.

Dieſen hier nur in ſeinen Extremen angedeuteten Verlauf der Entwicklung hat zuerſt und in vorbildlicher Weiſe Wilhelm Pinder an Hand des Würzburger Materials gezeigt.[46] Was ſich aber für Würzburg als genetiſcher Leitgedanke ergeben hat, gilt in gleichem Maße für die geſamte deutſche Plaſtik.[47] Am Mittelrhein braucht man nur auf die beiden im Mainzer Dom gegenüberſtehenden Grabdenkmäler Siegfrieds III und Peter Aſpelts zu verweiſen, und weiterhin iſt es intereſſant, an einem einzigen, nicht einmal ſehr großen Objekt, wie es das Wormſer Domportal iſt, in kurzer Zeit die gleiche Wandlung des plaſtiſchen Empfindens zu beobachten.

Die Betrachtung der Wormſer Archivoltenplaſtik lehrt, daß der Meiſter dieſer älteſten Skulpturen eine Übergangserſcheinung zwiſchen den beiden geſchilderten Stadien iſt. Seiner künſtleriſchen Abſtammung nach zweifellos noch ein Kind des 13. Jahrhunderts, geht er doch zugleich in vielen Punkten deutlich über die alten Ideale hinaus, ohne ſich freilich auch nur annähernd zum Endziel der neuen Richtung durchzuringen. Vielmehr bleibt er auf halbem Wege ſtehen; unvermittelt berührt ſich altes und neues in ſeinem Werk. Intereſſant, daß er ſich auch architektoniſch und in allem, was das Verhältnis von Architektur und Plaſtik angeht, von den Gepflogenheiten der älteren Kunſt entfernt. Er überſchreitet ohne Zögern die ſtrengen ſtruktiven Geſetze der klaſſiſchen Gotik. Dahin gehört es, wenn er, wie oben geſchildert, an Stelle der tragenden Gurten zwiſchen die Figurenläufe Kehlen legt. Das iſt ein ausgeſprochen maleriſcher Zug. Der Eindruck von laſtenden und tragenden Teilen geht zwar nicht ganz verloren, wird aber leiſe verwiſcht; die einzelnen Läufe werden in ihrer Bedeutung nicht mehr klar differenziert, ſondern einander angeglichen. Hellere und dunklere Streifen gliedern das Gewände. Um jeden ſchroffen Kontraſt zu vermeiden, werden die Kehlen noch mit Laubwerk gefüllt, das luſtig über die Ränder hinausklettert. Weiterhin bedeutet aber auch ſchon die Anbringung von vielfigurigen Gruppen in den Archivolten überhaupt eine Lockerung der architektoniſchen Disziplin. Die franzöſiſche Früh- und Hochgotik bleibt, von ganz wenigen durch ikonographiſche Beſonderheiten notwendig gemachten Ausnahmen abgeſehen, ſtets bei der Einzelſtatuette, die ſchlank und ſo dicht gereiht iſt, daß das Auge unwillkürlich die Rohform des Blockes ergänzt und damit einen ſtreng konſtruktiven Eindruck empfängt. Erſt ſehr ſpät entſchließt man ſich, Gruppen und vielfigurige Szenen an dieſer Stelle zuzulaſſen, womit die alte, einem durch und durch architektoniſchen Grundgedanken entſpringende Norm zugunſten eines freieren, unruhigeren und maleriſchen Eindrucks aufgegeben wird. In Deutſchland iſt das

mittlere Westportal des Straßburger Münsters das erste Beispiel dieser Art.

Mit der Gestaltung der Architektur hängt es zusammen, wenn auch die Skulpturen der Wormser Archivolten im ganzen ein malerisches Gepräge tragen. Die Nischen, in denen die Figurengruppen stehen, sind so stark ausgemuldet, daß ein Raum von zwar nicht großer Breite, aber verhältnismäßig bedeutender Tiefe entsteht. Nach vorn wird die Bühne dadurch noch erweitert, daß die Baldachine, die die Bodenfläche der Szene bilden, erheblich über die Nischen vortreten. Infolgedessen ragen die Figuren mit ihren vorderen Teilen als helle Lichter aus dunklen Schattenbuchten heraus, nach hinten allmählich an Schärfe des Konturs und Klarheit der Form verlierend. So ergibt sich ein durchaus malerischer Gesamteindruck, obwohl die einzelnen Figuren vollständig rund, als Statuetten, ausgebildet und behandelt sind.[48] Für ihre Verteilung war im einzelnen der Wunsch maßgebend, auch bei der in Worms das übliche Maß überschreitenden Höhe des Portals möglichst deutlich auf den Beschauer zu wirken. Feine Ökonomie des Raumes, stärkste Plastizität der einzelnen Figur und geschickte Gruppierung sind die Hauptmittel, deren sich der Künstler zu diesem Zweck bediente. Zunächst wird die Personenzahl jeder Szene möglichst beschränkt; so wird das jüngste Gericht auf eine einzige Figur, den thronenden Christus, reduziert. Wo Gegenstand und ikonographische Gepflogenheit eine größere Personenmenge unerläßlich machen, gibt der Meister gelegentlich statt des ganzen Körpers nur die Hälfte oder einen Kopf, gestaltet diese aber so groß und rund wie möglich. So sind von den zwölf Aposteln der Himmelfahrt die Oberkörper von Petrus und Paulus wagrecht aus dem Hintergrund herausragend dargestellt; die übrigen werden durch sechs gen Himmel gerichtete Köpfe vertreten. Ähnliches beim Josef der Geburt. Mit Vorliebe werden der deutlichen Fernwirkung halber die Gegenstände übereinander gerückt und liegende Figuren steil in die Höhe gerichtet. So steht die Maria der Geburt und der Adam daneben fast senkrecht, die Arche Noah ist heruntergeklappt, um das Verdeck zu zeigen. Die Wiege des Kindes, der Thron des Herodes sind in die Höhe gerückt, um anderen Figuren Platz zu machen. Mögen sich dadurch auch gewisse Absonderlichkeiten ergeben, im ganzen ist der Gesamteindruck der einzelnen Szenen immer klar und fein, die Komposition übersichtlich und wohl abgewogen. Es steht außer Zweifel, daß der Archivoltenmeister hierin mit das beste geleistet hat, dessen er überhaupt fähig war. Man kann sich, um nur dies eine Beispiel zu nennen, kaum etwas reizvolleres denken als die Gruppe von Christus und Magdalena im Garten (Taf. II, e); die beiden Figuren sind nicht auf einem Plan nebeneinander gestellt, sondern Magdalena kniet, hell beleuchtet und im Profil gesehen, ganz vorn und erhebt den Kopf zu Christus, der aus dem Dunkel der Nische heraus, langsam auf sie zutritt. Ähnlich glückliche Gruppierungen kann man öfters finden; im Grunde verrät sich hier dasselbe feine Empfinden für räumliche Wirkung und klare Ansicht, das wir schon bei der Betrachtung der Portalanlage im Rahmen der Gesamtarchitektur zu bewundern Gelegenheit hatten.

Wir wenden uns nunmehr der einzelnen Figur zu. Zweifellos zeigt sich hier der Zusammenhang mit der hochplastischen Art des 13. Jahrhunderts noch am deutlichsten, wenngleich die Anzeichen einer neuen Zeit mit einer weniger körperlich empfindenden Kunst nicht zu verkennen sind. Als Beispiel einer aufrecht und ruhig stehenden Figur kann der Gottvater der Weltschöpfung genannt werden. Das Körpergewicht ruht auf dem linken Bein, an dem das Gewand fast senkrecht herabfällt. Der rechte Fuß ist zur Seite und auch etwas zurückgesetzt; das Gewand legt sich am Schenkel und Knie leicht an, sodaß die Körperform leidlich klar hindurchtritt; jedenfalls kann über Lage und Ansatz der Glieder kein ernsthafter Zweifel herrschen. Die linke Schulter ist entsprechend der Stellung der Beine nach vorn geschoben; der ganze Körper dreht sich in den Hüften, mithin ein vollkommen dreidimensionaler Kontrapost. Ihm folgt auch das Gewand. Eine starke Röhrenfalte, von mehreren Parallelen begleitet, führt in kräftigem Schwung von der Brust über den Leib nach vorn und zur Spitze des rechten Fußes zurück. Eine verwandte Ponderation bei den gleichen einfachen Gewandverhältnissen zeigen die Figuren der Ekklesia und Synagoge in der Kreuzigung (Taf. II, d). An kubischem Wert übertreffen sie den Gottvater noch. Der Künstler begnügt sich nicht damit, die eine Schulter energisch zurückzunehmen, er biegt den Leib und die Schenkel so stark heraus, daß sich das Gewand in trichterförmig zusammenfließenden Falten zwischen den Beinen sammelt und straff um die Knie legt. Nicht ohne Übertreibung, dabei weniger klar, ist der Kontrapost bei dem Ezechiel; die linke Schulter ist heftig hoch und zurückgerissen, der Kopf in voller Gegensätzlichkeit nach rechts bewegt, weit wölbt sich der Leib hervor. Ungleich ruhiger und vornehmer, fast klassisch im Sinn des 13. Jahrhunderts, ist die Haltung der Maria im Tempel, die sich eben aus der Frontal- in die Profilansicht gewendet zu haben scheint (Taf. II, a). Die Bewegung klingt im aufschleifenden Leibgewand nach. Derartig große und vollkörperliche Bewegungsmotive, die noch an die hohe Gotik erinnern, sind am Portal nicht häufig; sie lassen sich, wie noch zu zeigen sein wird, von Fall zu Fall auf bestimmte Vorbilder zurückführen. Bei der Mehrzahl der Figuren aber macht sich der Wandel der plastischen Gesinnung, mehr als man schätzen mag, bemerkbar. Freilich, von der flächigen S-Schwingung, wie sie im 14. Jahrhundert üblich wird, ist noch nichts zu sehen, man trifft vielmehr allenthalben jenes unglückliche Zwischenstadium, das, rein negativ, die formalen Prinzipien des 13. Jahrhunderts aufgibt und verkümmern läßt, ohne etwas positiv Neues an ihre Stelle zu setzen.[49] Die Figuren werden steif, ihr Stehen leblos, das Gewand unklar und undurchdringlich. Häufig findet eine Ponderation im alten Sinne überhaupt nicht mehr statt; die Füße stehen gleichmäßig und ohne die Last des Körpers irgendwie zum Ausdruck zu bringen, nebeneinander (Abraham, Paradiesengel). In anderen Fällen ist das eine Bein wohl noch zur Seite gesetzt, aber der Körper reagiert nicht mehr auf diese Verschiebung des Gleichgewichtes, oder seine Reaktion tritt unter dem dicken und unorganisch drapierten Kleid gar nicht oder nur oberflächlich in Erscheinung. Bei dem Moses der ehernen Schlange z. B. (Taf. II, c) fühlt man wohl die Lage

des rechten Knies, aber alles übrige iſt ſo ſtark verhüllt, daß man von der Stellung der Beine keine klare Vorſtellung mehr erhält. Was von Gang und Stand geſagt wurde, trifft für den ganzen Körper zu. Das Gewand wird nicht mehr zur Steigerung der körperlichen Erſcheinung und der Intenſität der Bewegung benutzt; es führt ein Sonderdaſein ohne die alte innige Verbindung mit der Figur. Nur einige Rudimente der früheren, durchaus naturgeſetzlichen Drapierung leben fort, aber ſie werden gedankenlos nachgeahmt und verrohen zuſehends. Man beachte folgendes: Durch das Beiſeiteſetzen des Spielbeins bildet ſich am Leib eine Gewandfalte, die von der Hüfte ſchräg über das Bein nach innen herabführt. Man kann ſie bei dem Gottvater der Weltſchöpfung beobachten; ganz ähnlich kehrt ſie in der Erſchaffung der Eva wieder, obwohl hier die andere Haltung — der Oberkörper iſt vorgebeugt — andere Gewandformen erwarten ließe. Dieſe Falte wird immer ſtereotyper und zugleich linienhafter, ſchließlich tritt ſie ſogar in der Himmelfahrt auf, obwohl hier überhaupt kein Stehen, ſondern ein Schweben ohne Ponderation dargeſtellt iſt.[50] Auch in anderen Motiven, ja im Gewand überhaupt finden wir eine zunehmende Manieriertheit und Verwilderung. So ſchön geworfene Draperien wie bei der Maria der Darbringung und einigen anderen Figuren laſſen ſich unmittelbar und an beſtimmte Vorbilder des 13. Jahrhunderts anknüpfen; aber auch dann vermag der Archivoltenmeiſter, wie ſich zeigen wird, den Originalen nicht gleichzukommen. Wo er vollends ganz aus eigenem ſchöpft, wird er entweder nüchtern und arm, wie bei den meiſten ſtehenden Figuren, die nur mit einem Leibrock bekleidet ſind, oder überladen und unklar, wie bei dem Verkündigungsengel oder dem Moſes der ehernen Schlange (Taf. II, c); da drängen ſich auch ſchon die Säume in bewegtem Spiele vor. Eine wirklich organiſch durchdachte, auch im einzelnen klar durchgeführte Drapierung findet man nirgends. Der Stoff wird ſpröde und hart, ſteht unnötig weit vom Körper ab, ohne doch wieder durch tiefe Falten gegliedert zu ſein; an deren Stelle treten mehr oder weniger flache, oft hart gegeneinander abſetzende Kehlen.[51] Kurz, auch hierin iſt der Zuſammenhang mit dem 13. Jahrhundert wohl noch vorhanden, aber recht äußerlich geworden. Am eheſten kann in der Gewandbehandlung die durchgehende Scharfſchnittigkeit der Falten als altertümlich bezeichnet werden. In anderen Dingen ſteht der Archivoltenmeiſter bald mehr der älteren, bald mehr der jüngeren Kunſt nahe. Die Proportionen ſind in der Regel von jener maßvollen Schlankheit, wie ſie am Ausgang des 13. Jahrhunderts üblich wird. Weder die breitſchultrigen Naumburger Geſtalten, noch die überſchlanken Kölner Chorapoſtel laſſen ſich unmittelbar vergleichen. Am nächſten kommen die früheren Statuen am rechten Seitenportal der Straßburger Weſtfaſſade. Wiederum nur durch eine gute, alte Tradition läßt ſich die für unſere Zeit erſtaunliche Friſche in der Darſtellung des Nackten erklären. Wenn man freilich die beiden Statuetten von Adam und Eva in der Vorhölle des Straßburger Mitteltympanons vergleicht, ſo wird man recht erhebliche Unterſchiede, beſonders in der Qualität feſtſtellen. Wie nah ſie ſich trotzdem ſtehen, kann der Vergleich mit irgendeiner ſpäteren Darſtellung, beiſpielsweiſe ſchon der am Freiburger Hauptportal zeigen. Auch in den Köpfen iſt der Nachklang des 13. Jahrhunderts noch deutlich; die Einzelheiten der Geſichts- und Haarbildung dagegen ſind ſchon mehr im Sinn einer ſpäteren Zeit, die Augenhöhlen werden flacher, das Haar ballt ſich zuſammen und legt ſich feſter auf, die Modellierung der Ohren wird ſehr ſummariſch uſw. Doch herrſcht auch hier im Gegenſatz zum eigentlichen 14. Jahrhundert eine bemerkenswerte Freude am energiſchen, ſcharfen Schnitt. Übrigens findet man ältere und jüngere Gepflogenheiten dicht nebeneinander; ſo kommt neben der im 14. Jahrhundert üblichen bandartig-breiten Haarbehandlung vereinzelt auch die ältere drahtige, die einzelnen Strähnen als runde Schnüren darſtellende Manier vor, freilich nicht mehr in jener reinen Form wie ſie etwa die Straßburger Lettnerapoſtel zeigen, ſondern der ſpäteren Art ſchon angenähert. Im einzelnen ſoll jedoch hier die Formenſprache des Meiſters nicht weiter geſchildert werden; die Zuſammenſtellung ſeines Oeuvres und die Unterſuchung über die Quellen ſeiner Kunſt bietet Gelegenheit genug, von den Beſonderheiten ſeiner künſtleriſchen Handſchrift zu reden. Nur auf einen Punkt wollen wir hier, wo es ſich um die Stellung des Meiſters in der großen Kunſtentwicklung handelt, noch hinweiſen, das iſt das Geiſtige in ſeiner Kunſt. Unſtreitig rühren wir damit an ſeine ſchwächſte Seite. Nirgends in den Archivolten kommt es zu einer Darſtellung, die tieferen ſeeliſchen Anteil des Künſtlers verriete oder beim Beſchauer auslöſte. Alle dieſe Szenen ſind mehr oder weniger äußerlich empfunden, es fehlt ihnen der Odem des Lebens und damit jede überzeugende Wirkung. Auch in der einzelnen Figur tritt das Pſychologiſche zurück. Stilles Lächeln oder ruhiger Ernſt liegt, ſoweit man überhaupt von Ausdruck reden kann, über ihren Geſichtern. Wo ſtärkere Affekte verſucht werden, wie in der Geißelung, dem Brudermord oder dem Kindermord, kommt die Grimaſſe; in keinem einzigen Fall geht der Künſtler über die geläufigen ſtereotypen Äußerungen des Pſychiſchen hinaus, meiſt bleibt er weit hinter dem Durchſchnitt des 13. ſowohl wie auch des vollen 14. Jahrhunderts zurück. Von dramatiſchem Schwung iſt auch in den ihrem Thema nach gerade dazu herausfordernden Szenen nichts zu finden. Alles ſpielt ſich ruhig und mit einer gewiſſen Müdigkeit ab. Auch der einzelne Kopf iſt unintereſſant. Von Individualiſierung keine Spur. Überall dieſelben, mit ganz geringen Abweichungen ſich wiederholenden Typen.

Faſſen wir zuſammen. Der Archivoltenmeiſter ſteht, wie chronologiſch, ſo auch ſtiliſtiſch auf der Grenze zweier Jahrhunderte. Die Grundlage ſeiner Kunſt bildet der große Stil des dreizehnten, von dem er ſich aber zugleich entſprechend der allgemeinen Entwicklung beträchtlich entfernt. Trotzdem kommt er nicht zu einer neuen Löſung, zum Stil des 14. Jahrhunderts; er bleibt auf halbem Wege ſtehen, und ſo empfinden wir in erſter Linie nur das Negative, das ihn von der älteren Kunſt trennt. Zu einer völligen Umgeſtaltung der Plaſtik nach dem Sinn der neuen Ideale fehlt ihm die Kraft. Er war ein Künſtler zweiten Ranges, intereſſant nur durch ſeine Beziehungen zu einer vergangenen Kunſt.

Verſuchen wir nun, uns von dem Umfang ſeiner Tätigkeit ein genaueres Bild zu machen. Zwar läßt die Unmöglichkeit, alle Archivoltenſzenen aus der Nähe zu betrachten, ein letztes Urteil nicht zu, aber daß ſie im großen und ganzen das Werk eines einzigen Meiſters ſind, ſcheint außer Zweifel. Kleine Unterſchiede in der Einzelbehandlung (etwa der Augen und des Haars), könnten auf die Mitarbeit eines Geſellen ſchließen laſſen, der Stil iſt aber überall der gleiche.[52] Da es uns weniger auf die Scheidung der einzelnen Hände als auf die Feſtſtellung des Gemeinſamen in der Entwicklung des Stiles ankommt, bleiben wir dabei, die Kunſt dieſes älteſten Portalateliers unter dem Namen des Archivoltenmeiſters zuſammenzufaſſen.

Schon oben wurde bemerkt, daß ſechs der großen Gewändeſtatuen von einem zweiten, dem Archivoltenmeiſter weder ſtiliſtiſch noch qualitativ naheſtehenden Bildhauer herrühren. Wiederum von einer ganz anderen Hand, dem unten näher zu beſprechenden Johannesmeiſter, ſtammen die beiden übrigen Leibungsfiguren. Auch das Tympanon und ſämtliche Kapellenſtatuen haben mit dem Archivoltenmeiſter direkt nichts zu tun. Dagegen ſind die beiden Konſolen unter dem Bogenfeld ſicher von ſeiner Hand. Gewand und Schwertgehänge des linken, bekleideten, Reiters ſtimmen weitgehend mit dem des Kriegsknechtes im Kindermord überein. Auch hier iſt der Waffenrock ſeitlich geſchlitzt und beiderſeits in Form eines hohen, ſchlanken Dreiecks nach außen umgeſchlagen; der Umſchlag legt ſich feſt auf. Der Ärmel iſt hinten kielförmig geplättet wie bei der Maria im Tempel oder der Magdalena im Garten. Mit der Maria der Flucht mag man die gekehlten, mondſichelförmigen Falten über dem Gurt vergleichen; auch die drahtige Haarbehandlung, der Schnitt der Augen ſind in den Archivolten häufig. Von der gleichen Hand iſt, wie ſchon die Bildung des Pferdes zeigt, der linke, nackte Reiter. Seinen Körper mit dem ſtark vortretenden Leib findet man bei Adam und Eva wieder, wo auch der gleiche Kopftyp vorkommt. Schließlich beachte man auch die identiſche Form des Laubwerks an den Konſolen und in den Archivoltenkehlen und vergleiche den Falken des linken Reiters mit den Vögeln der Arche Noah.

Mit aller Beſtimmtheit glauben wir, die Hand des Archivoltenmeiſters in der triumphierenden Kirche am Wimperg wieder zu erkennen.[53] Zunächſt entſpricht der runde Kopftyp ganz dem in den Archivolten für Frauen üblichen. Man vergleiche beſonders die Eva, dann aber auch die Marien und die Frauen am Grab. Hier die ſchmalgeſchlitzten, ſcharfgeſchnittenen Augen mit wagrechtem Unterlid, dem in der Mitte vorquellenden, in den Winkeln locker zurückſitzenden Augapfel, das bandartig breite, ſtark gewellte, dem Kopfkontur und Hals dicht folgende Haar (ſiehe Eva). Die rundlichen Schüſſelfalten von der rechten Hüfte zum Knie ſind denen der Maria auf der Flucht ſehr ähnlich. Nur im Reichtum und der Flüſſigkeit des Gewandes und Saumſpiels unterſcheidet ſich die Ekkleſia von dieſer ſonſt zum Vergleich ſo geeigneten Figur gründlich; dort verläuft der Saum ganz gerade und ſchlicht. Dieſer einzige Unterſchied kann uns aber in unſerer Zuſchreibung nicht irre machen. Einmal iſt die Gewandung der triumphierenden Kirche viel länger und von ausgeſuchter Üppigkeit; des andern konnten wir ja auch in den Archivolten (Verkündigungsengel, Moſes) eine Vermehrung und Komplizierung der Saumfiguren vereinzelt beobachten. Da ſonſt die Giebelfigur im Bau, den Proportionen und der Bewegung und, wie wir zeigten, auch in den Einzelheiten des Geſichts, Haar- und Gewandbehandlung den Archivolten ganz nahe ſteht, wird man alſo doch den gleichen Meiſter annehmen müſſen. Dieſer wollte in der Hauptfigur des Portals ſein beſtes geben und ſtattete ſie deshalb reicher aus als die übrigen; möglicherweiſe iſt ſie auch an den Schluß ſeiner Tätigkeit zu ſetzen, wodurch ſich eine Vermehrung der Saumformen, wie ſie im Sinne der Zeit lag, zwanglos erklären würde.[54]

Sichere Werke des Archivoltenmeiſters ſind dann weiter zwei Waſſerſpeier in der unmittelbaren Nähe des Portals, nämlich ein nur mit einer Hoſe bekleideter Mann am Eckſtrebepfeiler der Annenkapelle und ein nackter, auf einem Schwein reitender Jude am öſtlichen Strebepfeiler der Nikolauskapelle über der Statue des Täufers. Wenngleich ſtark verwittert, erkennt man ohne weiteres den Meiſter der Figuren von Adam und Eva wieder. Höchſtwahrſcheinlich ſtammen auch die beiden übrigen Waſſerſpeier der Südoſtecke, zugleich mit dem genannten die einzigen an der ganzen Kapelle, vom Archivoltenmeiſter; es ſind ein Löwe und ein Hund. Man kann daraus ſchließen, daß die Vollendung dieſes Trakts in ſeinen Händen lag. Weiterhin iſt für die Baugeſchichte die Nikolauskapelle intereſſant, daß auch die ſchöne Konſole im Innern an der Nordwand, die den Gurtbogen des weſtlichen und mittleren Joches und die zugehörigen Rippen trägt, beſtimmt vom Archivoltenmeiſter herrührt. Dargeſtellt iſt der Pelikan, der die Bruſt für ſeine Jungen öffnet, und ein Raubvogel, der zwei kleinere Vögel (Tauben?) in den Krallen hält, leicht faßliche Symbole der Liebe und des Haſſes, des Guten und des Böſen.[55] Die Bildung des Blattwerks, das die beiden Gruppen umgibt, und der Vögel entſpricht ſo vollkommen den in den Archivolten vorkommenden, daß unbedingt die gleiche Hand anzunehmen iſt. Übrigens laſſen auch andere, nur mit Laubwerk geſchmückte Konſolen, Kapitäle und Schlußſteine der Kapelle an den Archivoltenmeiſter denken. Auch das Blattwerk in den Kehlen der beiden Südoſtfenſter ſteht ihm ſehr nahe, doch wird man hier kaum an ihn ſelbſt denken dürfen, da die beiden Masken in den Scheiteln einen anderen, möglicherweiſe wenig älteren Stil zeigen. Groß kann der zeitliche Unterſchied aber keinenfalls ſein; da das Blattwerk von dem des Portals kaum zu unterſcheiden iſt.

So geſtattet auch der Vergleich des architektoniſchen Beiwerks mit den Archivolten noch einen Einblick in die Baugeſchichte der Nikolauskapelle. Unverkennbar ſteht der Bildhauer der Archivolten mit ihrer Errichtung in Verbindung. Er ſchließt an die etwas ältere Südoſtecke unmittelbar an, fördert ihren Bau, wenigſtens im Innern, nach Weſt und beginnt, ohne zunächſt den Chor aufzurichten, mit der Ausführung des Südportals. Wohl fertigte er den Entwurf fürs Ganze, führte auch weſentliche Teile aus, aber die Vollendung war ihm nicht vergönnt; andere, geringere Kräfte traten an ſeine Stelle.

IV. Herkunft der Archivoltenkunst; Verhältnis zu Frankreich, zur Wormser Lokaltradition und zum Mittelrhein. Der Zusammenhang mit Strassburg

Die deutſche gotiſche Plaſtik des 13. Jahrhunderts hängt unmittelbar und in ſtärkſtem Maße von Frankreich ab; ſie iſt undenkbar ohne die Vorausſetzung einer ſeit etwa 100 Jahren im Norden Frankreichs ſtattgehabten ſtaunenswerten Entwicklung. Alle bedeutenden Bildhauer Deutſchlands, die Meiſter von Straßburg, Bamberg und Naumburg haben an franzöſiſchen Kathedralen ſtudiert und dort den größten Teil ihrer formalen Ausbildung empfangen. Am engſten war der Zuſammenhang mit dem Weſten in den beiden mittleren Vierteln des Jahrhunderts. Dann trat eine Entfremdung ein. Waren die erſten Meiſter der Straßburger Weſtfaſſade ſicher noch in Frankreich geſchult, ſo iſt ſchon bei dem Wimpfener Bildhauer (1269 ff.) mit guten Gründen der direkt-franzöſiſche Urſprung ſeiner Kunſt beſtritten worden.[56] Am Jahrhundertende iſt der Konnex ſo loſe geworden, daß in keinem Fall eine beſtimmte Filiation mehr möglich iſt. Mehrere Urſachen bewirkten dieſen Umſchwung. Falſch wäre es, zu ſagen, die deutſchen Bildhauer des ausgehenden 13. Jahrhunderts hätten der weſtlichen Anregungen nicht mehr bedurft; die deutſche Plaſtik habe in der Zwiſchenzeit eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Reife erlangt gehabt. In Wirklichkeit war kaum noch eine Baſis geſchaffen, die ein fruchtbares Weiterarbeiten ermöglichen konnte. Eine Entwicklung im eigentlichen Sinn hatte im 13. Jahrhundert auf deutſchem Boden überhaupt nicht ſtattgefunden, vielmehr war nur eine örtlich und zeitlich zuſammenhangloſe Reihe von Rezeptionen ganz verſchiedener Stilſtufen und Richtungen erfolgt. Zur Bildung einer Schule kam es, mit einer einzigen Ausnahme, überhaupt nicht; im beſten Falle arbeitete die Werkſtatt des führenden Meiſters noch eine Zeitlang weiter. Die Folgezeit, das frühe 14. Jahrhundert, mußte ſo gut wie von vorn anfangen, da eine Tradition fehlte. Alſo die beſondere Reife der deutſchen Bildhauer kann nicht der Grund für die Abwendung von Frankreich geweſen ſein. Wir haben dieſen vielmehr in erſter Linie darin zu ſehen, daß die franzöſiſche Kathedralplaſtik ſelbſt ſeit etwa 1270/80 einen auffälligen Niedergang erlebt. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte ſie ihre höchſte Blüte erreicht. Ihr folgte ein unvermittelter und allgemeiner Abſturz nicht nur in der Qualität, ſondern vor allem auch in der Menge der produzierten Bildwerke.[57] Die bedeutendſten Werkhütten der Ile de France und der Champagne, der bis dahin wichtigſten Lehrſtätten für die deutſchen Bildhauer, löſen ſich auf. Nur an einigen ganz zerſtreuten Punkten folgt um 1300 eine kurze Nachblüte. In Rouen, Auxerre, Bordeaux, um nur die wichtigeren Beiſpiele zu nennen, konſtituierten ſich bald und ohne lebensfähige Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen wieder erlöſchende Ateliers. Damit erreicht die gothiſche Kathedralplaſtik ihr Ende. Fortan vollzieht ſich die Entwicklung in der Grabſkulptur und Einzelſtatuarik. Die Gründe für dieſe tiefgehende Umwälzung zu unterſuchen, iſt hier nicht der Ort. Soziale — Erlahmen der bis zum äußerſten angeſtrengten wirtſchaftlichen Kräfte —, religiöſe — Nachlaſſen des alten Eifers — und rein künſtleriſche — Abkehr von dem monumentalen Ideal der früheren Gotik und Hinwendung zu neuen, mehr realiſtiſchen Intereſſen, Freude an der Wirkung der Einzelfigur ſtatt am großen Zyklus — mögen zuſammentreffen. Kurzum, es fehlt der franzöſiſchen Bildhauerkunſt um 1300 die erſte Vorausſetzung einer expanſiven Wirkung: eigne Kraft und Blüte. Daher ſtellen die deutſchen Künſtler ihre Studienreiſen nach Frankreich ein.

Unter dieſen Umſtänden iſt es nicht erſtaunlich, wenn wir bei dem Wormſer Archivoltenmeiſter nicht die geringſte Spur eines unmittelbaren Zuſammenhangs mit Frankreich finden; was ſo gedeutet werden könnte, erklärt ſich reſtlos und in jedem Fall durch die gemeinſame Abſtammung von der früh- und hochgotiſchen franzöſiſchen Kathedralplaſtik. Damit ergibt ſich die Notwendigkeit, in Deutſchland ſelbſt nach einer Werkſtatt Umſchau zu halten, aus der unſer Meiſter hervorgegangen ſein oder der er wenigſtens entſcheidende Anregungen verdanken könnte. Zunächſt empfiehlt es ſich, in Worms, der einzig nachweisbaren Stätte ſeiner Wirkſamkeit, nach Verwandtem und Vorbildlichem zu ſuchen.

Daß es in Worms zu Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine ganze Anzahl von Bildhauern gab, ſteht außer Zweifel. Oſt- und Weſtchor des Domes und die Türme bergen eine Fülle von dekorativen Skulpturen, wie wir ſie ſelbſt in dieſer Spätzeit des romaniſchen Stils nicht zu ſehen gewohnt ſind; alles tüchtige Steinmetzenarbeiten, die ſich aber keineswegs über das Niveau der ſonſtigen ſpätromaniſchen Bauplaſtik erheben.[58] Von ihnen den Weg zur Bildhauerkunſt der Gotik zu finden, erſcheint unmöglich. Gegen die Jahrhundertmitte mögen die letzten dieſer Skulpturen entſtanden ſein. Dann folgt eine Pauſe von mindeſtens zwei Jahrzehnten. In dieſer Zeit beſchränkte man ſich darauf, die zahlreichen in ſpätromaniſcher Zeit begonnenen Kirchen zu vollenden; zu einer reicheren Ausſtattung kam es jedoch nirgends. Mittlerweile hielt aber auch in Worms, wenngleich hier ſpäter als im übrigen Weſtdeutſchland, die Gotik ihren Einzug, und die erſte große Bauunternehmung rief auch Bildhauer des neuen Stils auf den Plan. Um 1270 oder wenig ſpäter ſcheint man mit dem gotiſchen Neubau der alten in der Mainzer Vorſtadt gelegenen Liebfrauenkirche begonnen zu haben, und hier fand auch die Plaſtik ein freilich zunächſt nicht ſehr umfangreiches Feld der Betätigung. Durch Schannat ſind wir über die Geſchichte der Kirche einigermaßen unterrichtet.[59] Er erwähnt drei Ablaßbriefe, die in den Jahren 1276 und 77 ad inchoatam tunc novi aedificii molem erlaſſen wurden, und fügt hinzu, dank eifriger Unterſtützung durch die Gläubigen habe ſich eine neue, prächtige Kirche erhoben, die im Jahre 1298 Biſchof Emicho von Worms mit einem Collegio Canonicorum ausſtattete. Der Wortlaut läßt darauf ſchließen, daß der Neubau damals im weſentlichen vollendet war. Weiterhin berichtet aber Schannat auch von vier Ablaßbriefen, die im Jahre 1310 zugunſten der Liebfrauenkirche ausgeſtellt wurden und bemerkt dann, inzwiſchen (das kann nur heißen:

zwiſchen 1298 und 1310) ſei der Zuſtrom des Volkes ſo ſtark gewachſen, das man „diruta priori, ingentem ab imis fundamentis .... Basilicam, opus multorum annorum“ errichtet habe. Mit dieſem Bau müſſen nach Schannats Bericht die Indulgenzen von 1310 zuſammenhängen. Schannat iſt ein durchaus zuverläſſiger Schriftſteller, dem eine Fülle uns heute verlorenen Urkundenmaterials zur Verfügung ſtand. Der Abbruch einer eben erſt vollendeten Kirche — war ſie es wirklich ganz? — und die Errichtung einer neuen iſt in Zeiten religiöſer Begeiſterung durchaus nichts erſtaunliches, namentlich wenn es ſich, wie in unſerem Fall, um eine vielbeſuchte Wallfahrtskirche handelt.[60] Auch vollzog ſich der Abbruch des alten Baus nicht auf einmal, ſondern man benutzte ihn ſo lange als möglich weiter und legte jeweils nur ſo viel nieder, als man in abſehbarer Zeit wieder aufrichten konnte. So erklärt ſich auch Schannats Angabe, der Neubau ſei ein opus multorum annorum geweſen; nur dazu paßt auch der architektoniſche Befund der heutigen Kirche, den Dehio (Handbuch der deutſchen Kunſtdenkmäler IV, 463) treffend in die Worte zuſammenfaßt: „Das Ganze ſtellt ſich als einheitliche Anlage in langſamer Bauführung dar.“ Die Schlußweihe fand 1465 ſtatt; ſie ſcheint ſich auf die Vollendung des Querhauſes und vielleicht auch der oberen Teile der übrigen Kirche zu beziehen.[61] Die Jahreszahl 1381 im Chorumgang könnte einen Endtermin für die Oſtteile bieten. Begonnen wurde der Bau von 1310 im Weſten, wo ſich die älteſten Architekturteile finden; durchaus begreiflich, daß man den Chor, in dem die Kanoniker ihren Gottesdienſt abhielten, zunächſt ſtehen ließ.

Während die Geſamtdispoſition der Kirche und die überwiegende Menge des architektoniſchen Details ganz den Charakter des 14. Jahrhunderts trägt, hat ſich im zweiten Joch des ſüdlichen Seitenſchiffs ein Portal erhalten, deſſen Formen auf eine frühere Entſtehungszeit hinweiſen.[62] Zweifellos handelt es ſich um die Wiederverwendung eines Teiles von dem älteren, um 1276 begonnenen und gegen 1298 vollendeten Baus.[63] An dieſem Portal, und zwar an den Stirnſeiten der Wangen, ſtehen auf mit Blattmasken geſchmückten Konſolen zwei wenig unterlebensgroße Statuen, eine Mutter Anna und ein König (Kdm. Fig. 109). Die Heilige (ſ. Abb. 2) trägt den Kopfputz der Matrone, Stirnreif, Kopftuch und Gebände; auf dem linken Arm hält ſie die gekrönte kleine Maria, deren beide Arme vorwärts geſtreckt, aber oberhalb der Handwurzeln abgebrochen ſind; vermutlich hielten ſie ein Buch.[64] Die Figur gegenüber kann nur als König gedeutet werden.



Abb. 2. Heilige Anna am Südportal der Wormſer Liebfrauenkirche

Der Kopf iſt zwar alt, aber nicht zugehörig oder vollkommen überarbeitet; von dem urſprünglichen haben ſich auf den Schultern noch die Endigungen des halblangen Haupthaars erhalten. Die halbzerſtörte Linke hielt, wie die Bruchſtelle erkennen läßt, einen dünnen Stab, alſo wohl ein Szepter. Der über doppelten Untergewändern getragene Mantel wird an der rechten Schulter von einer ehemals beſonders eingeſetzten, jetzt verlorenen Agraffe zuſammengehalten und iſt mit einem Hermelinkragen geſchmückt. Material (gelber Sandſtein) und Maße (ca. 1,50 m) der beiden Statuen entſprechen ſich vollkommen; in der Bildung der Hände (vgl. beſonders die linke der Anna mit der rechten des Königs) und im Spiel der Säume (vgl. das Kopftuch der Anna mit dem linken Mantelzipfel des Königs) verrät ſich ein ſo verwandtes Stilgefühl, daß man mindeſtens Gleichzeitigkeit der Entſtehung annehmen muß. Ob darüber hinaus an eine Hand zu denken iſt, läßt ſich bei dem ſchlechten Erhaltungszuſtand der einen Figur ſchwer entſcheiden. Uns intereſſiert in erſter Linie die beſſer erhaltene heilige Anna. Sie iſt auch das künſtleriſch höher ſtehende Werk und von einer nicht gewöhnlichen Feinheit. Das ruhige Sinnen in zwei lieblichen Frauenköpfen, die ein und derſelbe Gedanke beſeelt, iſt in jener Zeit ſelten mit größerer Innigkeit bei ſo vollendeter Vornehmheit der Haltung dargeſtellt worden.

Leider läßt ſich die Datierung des Portals nicht ohne weiteres auf die beiden Statuen übertragen. Dieſe ſind zweifellos nachträglich an dieſer Stelle aufgeſtellt worden. Die Konſolen ſind nicht nur ſpäter eingebunden, ſondern paſſen auch nicht recht für die etwas größeren Plinthen der Figuren; die des Königs mußte unten etwas abgearbeitet werden, um richtig auf ihren Sockel zu paſſen, wobei anſcheinend auch die unteren Saumfalten des Gewandes beſeitigt wurden. Für die heilige Anna, deren linke Schulter ſtark zurückgebogen iſt, mußte ſogar die Wand beträchtlich ausgehöhlt werden, um ſie auf ihrer ſchmalen Konſole aufſtellen zu können. Sind alſo die beiden Skulpturen urſprünglich ſicher nicht für dieſen Platz beſtimmt geweſen, ſo iſt es aus zeitlichen Gründen doch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie wie das Portal von dem älteren Bau ſtammen. Eine derartige Übertragung würde auch die ikonographiſch etwas ſeltſame Gegenüberſtellung der heiligen Anna und eines Königs erklären. Man verwendete die Figuren, weil ſie nun einmal vorhanden waren, und ohne dem Gegenſtand einen beſonderen Wert beizumeſſen. Möglich, daß es ſich um Fragmente eines größer geplanten Skulpturenzyklus handelt.[65]

Auf das vollentwickelte 13. Jahrhundert weiſt vor allem der ſtarke Kontrapoſt der heiligen Anna hin. Das ſtarke Beiſeiteſetzen des Spielbeins, das Herumreißen der gegenüberliegenden Schulter, der große Wurf der Gewänder und nicht zuletzt der monumentale Geiſt, der die ganze hohe Figur erfüllt, ſind Eigentümlichkeiten beſonders der deutſchen Plaſtik der 70er Jahre. Die beiden Wimpfener Madonnen, die Friedberger Lettnerfigur, vor allem aber die früheſten Statuen am rechten Weſtportal in Straßburg können zum Vergleich herangezogen werden. In der lockeren Drapierung des Mantels über dem Kleid, in dem Gleichklang der Aufwärtsbewegung und leichten Ineinandergleiten der Gewänder ſteht die heilige Anna zwiſchen den Wimpfener Madonnen, der etwas älteren am Südportal, der jüngeren im Chor.[66] Die vorgeſchlagene Datierung wird unterſtützt durch den Vergleich mit einem in Worms entſtandenen Skulpturwerk, dem Taufbecken im Würzburger Dom, das laut einer ausführlichen Inſchrift Meiſter Eckehard von Worms im Jahre 1279 gegoſſen hat.[67] Dies Bronzewerk iſt mit acht bibliſchen Szenen in Hochrelief geſchmückt, die ſich trotz ihrer handwerklichen Derbheit recht gut mit den Wimpfener und Wormſer Skulpturen vergleichen laſſen. Einige der Figuren zeigen jene Vorliebe für weitvorſpringende, dreieckige und ſcharfbrüchige Falten, wie ſie in Wimpfen üblich ſind (vgl. beſonders die Würzburger Kreuzigung); leicht möglich, daß hier auch ein Zuſammenhang beſteht; am verwandteſten iſt die jüngere Gruppe der Stiftskirchenſkulpturen. Neben dieſer Manier begegnen am Taufbecken aber auch weichere, mehr gerundete und nicht ſo ſtark plaſtiſche Formen, die mit denen der heiligen Anna große Ähnlichkeit haben. In Betracht kommt beſonders die Verkündigungsgruppe (Abb. 3). Der Engel zeigt ſogar mehr als eine allgemeine Verwandtſchaft. Zunächſt iſt ſchon die Stellung und ſtarke Drehung des Körpers, weiter auch das Gewandmotiv ſehr ähnlich. Dann aber beachte man, wie ſich das Kleid am Boden ſtaut und breit nach vorn auflegt, das Umſchmiegen des rechten Beins durch den Mantel und das Durchtreten des Unterſchenkels, die in faſt gerader Linie vom rechten Fuß zur linken Hüfte führenden Falten des Mantels, die ſchon enge Fühlung mit den leicht geſchwungenen Röhren des Kleides genommen haben, die wenig ausladenden, ſchlaffen, rundlichen Schüſſelfalten über dem Spielbein. Selbſt im Geſicht kehren verwandte Züge wieder, das ſpitze Kinn, der von einer Faltengrube umrahmte lächelnde Mund. Allerdings iſt der Bronzeplaſtiker in jeder Hinſicht derber und ungelenker; auch das Material mit ſeinen ganz andersartigen techniſchen Bedingungen verurſachte manche Unterſchiede. Gewiſſe Einzelheiten des Verkündigungsengels, Übertreibungen und Unklarheiten, laſſen aber erkennen, daß Meiſter Eckehard die Statue der heiligen Anna gekannt haben muß. Auf der rechten Seite der Anna wird die Manteldraperie hinten durch eine faſt ſenkrechte, kräftig herausmodellierte Steilfalte abgeſchloſſen, die bei dem Engel in der gleichen Funktion, aber vervielfacht wiederkehrt. Der Meiſter des Taufbeckens hat ſich nicht die Mühe gemacht, bei ſeiner viel ſtärker ins Profil gerückten Figur die Gewanddrapierung entſprechend weiter nach hinten durchzuführen, ſondern begnügt ſich mit der Einſchaltung einiger durchaus willkürlicher Verlegenheitsfalten. Noch einer anderen ganz engen Anlehnung ſei gedacht. Bei der Wormſer Statue führt eine ſteile, in ſpitzem Winkel endigende Dreiecksfalte, die ziemlich wenig plaſtiſch gebildet iſt, von den Schenkeln am Knie vorbei bis zur halben Wade des Spielbeins herab; in dem von ihr eingefaßten Feld läuft eine ebenfalls nur ſchwach modellierte einzelne Strichfalte außen am Schenkel herab und endigt wenig unterhalb des Knies mit einer leichten Biegung. Eine weitere, kürzere Einzelfalte dahinter iſt überhaupt nur eingeritzt. Ganz das gleiche Motiv iſt an derſelben Stelle bei dem Engel wiederverwandt, nur daß das Ganze näher zuſammengerückt iſt. Auch die ſich darüber anſchließenden Falten ſind ganz ähnlich. Daraus läßt ſich mit Beſtimmtheit ſchließen, daß Eckehard die Figur der heiligen Anna kannte und als Vorbild benutzte. Für dieſe ergibt ſich damit als ſpäteſter Termin das Jahr 1279. Da wir aber auch wegen der feſtgeſtellten zeitſtiliſtiſchen Verwandtſchaft mit Wimpfen und Straßburg nicht weſentlich zurückgehen dürfen, kommen wir genau in jene Zeit, für die uns durch die Ablaßbriefe von 1276/77 eine eifrige Bautätigkeit an der Liebfrauenkirche bezeugt iſt.


Abb. 3. Verkündigung am Taufbecken im Würzburger Dom

Auch für den Kunſtkreis, dem die Annenſtatue angehört, dürften die für die Datierung herangezogenen Skulpturen von Wimpfen und Straßburg den Weg weiſen: an den Oberrhein. In der Tat läßt ſich von deutſchen Skulpturen der Zeit nichts ſo gut vergleichen wie die früheſten Statuen der Straßburger Weſtfaſſade.

Bei der klugen Jungfrau neben dem Chriſtus des rechten Portals, bei der törichten außen an der Stirnwand (dem Eingang zunächſt), finden wir jene hohe, ſchlanke Figur, das energiſche Herausſetzen des Spielbeins, den ſtarken Kontrapoſt, das loſe Übereinandergleiten der Gewänder, die runden und weichen Schüſſelfalten des Mantels. Hier kehren die wundervollen, langen und ſchmalen Hände wieder, die flach geſchwungenen Brauen und die ſchmalgeſchlitzten Augen mit der Fortführung der Lidſpalte durch feine Linien nach der Schläfe zu (vgl. den Chriſtus). Die mannigfachen Unterſchiede, die dennoch beſtehen, fallen wohl zumeiſt dem geringeren formalen Vermögen des Wormſers zur Laſt. Verglichen mit den beſten der Straßburger Jungfrauen hat die heilige Anna in ihrer Bewegung etwas Stockendes, Gezwungenes; die Falten verkümmern und werden trocken, die Saumlinien kleinlich, hart und ſaftlos: Provinz.[68]

Eine gewiſſe Schwierigkeit verurſacht bei dieſer Ableitung der Kunſt des Archivoltenmeiſters die Chronologie. Straßburg und Worms rücken ſich zeitlich ſehr nahe, da man mit den Straßburger Skulpturen nicht über das Jahr 1275, den Beginn der Weſtfaſſade, zurückgehen kann.[69] Zweifellos haben die plaſtiſchen Arbeiten aber ſofort begonnen, und da gerade die früheſten Straßburger Statuen die engſte Verwandtſchaft mit der heiligen Anna zeigen, mag man die Schwierigkeit für nicht unlösbar halten. Es bleibt überdies der Ausweg, daß auch vor Beginn der Straßburger Weſtfaſſade Skulpturen in der Stilrichtung der früheſten Portalſtatuen entſtanden und exiſtierten. Aber es iſt wohl richtiger, die heilige Anna möglichſt an das Jahr 1279 herunterzurücken.

Für unſere Unterſuchung über die Herkunft des Archivoltenmeiſters iſt es wichtig, feſtzuſtellen, daß bereits vor dem Beginn des Domportals in Worms gotiſche Monumentalplaſtik exiſtierte, und es erhebt ſich nunmehr die Frage, in welchem Verhältnis der erſte am Portal tätige Bildhauer, der Archivoltenmeiſter, zu dem Meiſter der heiligen Anna ſteht. Von einer Identität der beiden kann zunächſt einmal ſicher nicht die Rede ſein. Unſtreitig führt der Meiſter der heiligen Anna den feineren Meißel. Keine der Figuren des Archivoltenmeiſters beſitzt die erhabene Größe und feine Geiſtigkeit der Liebfrauenſtatue, die doch noch ganz den großen Stil des 13. Jahrhunderts atmet. Und doch fühlt man bei der einen oder anderen der Archivoltenſtatuetten — der Maria der Darbringung, der Gartenſzene, bei Ekkleſia und Synagoge — eine Artverwandtſchaft, hinter der ſich ein hiſtoriſcher Zuſammenhang verbergen könnte. Im einzelnen wird der Vergleich erſchwert durch die Verſchiedenheit der Objekte und den Mangel an Vergleichsmaterial auf der einen Seite: zwei große Statuen ſtehen einer Fülle vielfiguriger, kleiner Reliefs gegenüber. Mag eine Betrachtung des weiblichen Kopftypus die Ähnlichkeiten und Verſchiedenheiten zeigen. Im ganzen iſt die Kopfform, namentlich wenn man nicht nur die ſtark verhüllte heilige Anna, ſondern auch die kleine Maria mit den Archivolten vergleicht, ſehr ähnlich, vielleicht ſind hier die Stirnen etwas ſchmäler, höher und ſtärker gewölbt. Hier wie dort findet man die ſcharfkantigen Augenbrauen und ſchmalen Naſen. Das ſpitzgeſcheitelte, ſchlicht zurückgekämmte und bandartig breite Haar, wie es die kleine Maria zeigt, kommt ganz ähnlich bei der Eva der Vertreibung vor, hier auch dieſelbe gedrückte, ſpitzoval auslaufende Form des Ohrs, deſſen Rand das Haupthaar feſt anliegend folgt. Das Auge iſt beidemale ſchmal geſchlitzt. Häufig begegnet die Einbettung des Mundes in eine Faltengrube, das kurze, rundliche Kinn, wie wirs bei der kleinen Maria finden. Die Proportionen der Figuren ſtimmen im ganzen überein, dagegen ſind die Hände am Dom ſteifer und ungeſchlachter, die Beine etwas länger, der Kontrapoſt weniger ſtürmiſch. Das Gewand iſt am Dom feſter in der Struktur und ſchärfer im Schnitt. Niemals legt es ſich am Boden in linienreichem Saumſpiel um. Neben mancherlei Verſchiedenheiten alſo zahlreiche Übereinſtimmungen, die für einen perſönlichen Zuſammenhang der beiden Künſtler ſprechen könnten. Ob ſie aber die Annahme eines Schulverhältniſſes rechtfertigen, in dem Sinne, daß die Kunſt des Archivoltenmeiſters ganz und einzig aus der des Meiſters der heiligen Anna reſultiert, das ſcheint uns doch ſehr zweifelhaft. Ja, man wird mit Recht fragen: Kann ein Bildhauer, der die Ausführung des großen Südportals übernahm, überhaupt in Worms ſeine volle Ausbildung erhalten haben? In einer Stadt, die bis dahin nur ganz ſpärliche plaſtiſche Aufträge vergeben hatte, die keine Schule, kein Hinterland, keine Tradition beſaß? Die Aufgabe, einen Portalzyklus von bibliſchen Geſchichten auszuführen, war für die ganze Gegend etwas Neues. In Worms konnte ſich ein Künſtler die für ein ſolches Unternehmen notwendigen Kenntniſſe techniſcher, künſtleriſcher und ikonographiſcher Art keinesfalls erwerben. Dies ſchließt natürlich nicht aus, daß der Archivoltenmeiſter in Worms beheimatet war und hier (bei dem Annenmeiſter) ſeine erſte Schulung genoß — und dafür könnten die geſchilderten Ähnlichkeiten ſehr wohl ſprechen —, aber dann muß er ſpäter an anderem Ort noch gründlich gelernt und nachhaltige Einflüſſe empfangen haben. Wir müſſen den Blick nach den großen Zentren der Bildhauerkunſt richten, um in einem von ihnen den entſcheidenden Ausgangspunkt für die Kunſt des Archivoltenmeiſters zu finden.

Es liegt nahe, mit Mainz, der unweit gelegenen Metropole der mittelrheiniſchen Kunſt zu beginnen.[70] Aber es iſt gar kein Zweifel, daß Mainz im 13. Jahrhundert eine eigentlich bodenſtändige Plaſtik nicht beſaß, trotz der beträchtlichen Zahl von Skulpturen, die es zu jener Zeit hervorbrachte und heute noch beſitzt. Die frühgotiſche Bildhauerwerkſtatt iſt untrennbar mit der Bauhütte verbunden, und nur wo große und langwährende Kirchenbauten entſtanden, konnten ſich Skulpturenſchulen feſtſetzen und entwickeln. An ganz großen Bauunternehmungen fehlte es aber in Mainz nach der Vollendung des Domes für lange Jahrzehnte; nur Lettner waren zu errichten, einzelne Statuen und Grabdenkmäler auszuführen. Man berief von Fall zu Fall die Meiſter, deren man bedurfte; nach Vollendung ihrer Arbeit zogen ſie weiter, neuen, manchmal größeren Aufträgen entgegen. So ſteht es mit jenem hochbedeutenden, offenbar gerade von einer franzöſiſchen Reiſe heimgekehrten Künſtler, der den Weſtlettner des Doms und ſpäter die Naumburger Meiſterwerke ſchuf. Die ſchöne Madonna in der Fuſtſtraße, das Grabmal Siegfrieds III. im Dom ſind Ausläufer der Bamberger Plaſtik,

die Stützen des Oſtlettners im Domkreuzgang und das frühe Relief des Stephanusmartyriums im Hof der Marienſchule weiſen unmittelbar auf franzöſiſche Quellen; ganz für ſich ſtehen wieder die Reſte eines jüngſten Gerichts (6 Apoſtel und Johannes d. T.) im Domkreuzgang, und wiederum ohne greifbaren Zuſammenhang mit den älteren Werken (wenn auch vielleicht nicht ohne Beziehungen zum weſtlichen Domlettner) ſind die um 1300 entſtandenen Skulpturen des Liebfrauenportals (im Muſeum).

Mit Worms hat keines dieſer zahlreichen Werke irgendeinen Zuſammenhang; in Mainz, wie man bei der geringen geographiſchen Entfernung gern annehmen möchte, wurzelt alſo die Kunſt des Archivoltenmeiſters ſicher nicht.[71] Ähnliches gilt von Würzburg, wo erſt ſeit dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts eine Schule von lokalem Charakter nachweisbar wird. Köln iſt, trotz ſeines Dombaus, im 13. Jahrhundert von einer erſtaunlichen Unfruchtbarkeit auf plaſtiſchem Gebiet.

Das gerade Gegenteil gilt von Straßburg. Hier entſteht ſeit den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts eine Fülle von Skulpturen, die an Zahl und Güte von keiner anderen deutſchen Stadt übertroffen, ja, was die Menge angeht, nicht annähernd erreicht werden. In Straßburg, und hier allein in ganz Deutſchland, konſtituierte ſich im ſpäteren 13. Jahrhundert eine Schule, die bald weite Strecken unſeres Vaterlandes mit Bildhauern verſorgte. Schon um 1270 geht aus der Straßburger Münſterhütte der Meiſter des Wimpfener Südportals hervor, und um die Jahrhundertwende unterſtützt ſie die auch vorher ſchon von dort abhängige Freiburger Werkſtatt durch Zuführung von friſchen Kräften; ja es ſcheint, daß die ganze ſüddeutſche Monumentalplaſtik des 14. Jahrhunderts auf Straßburg zurückgeht. Sämtliche größere Skulpturenzyklen dieſer Zeit haben mehr oder weniger, direkt oder indirekt, mit Straßburg zu tun, allen voran Freiburg und das Elſaß, dann aber auch Nürnberg und beſonders Schwaben.[72] Neuere Unterſuchungen haben gezeigt, wie ſtark auch architektoniſch der Einfluß der Straßburger Münſterhütte iſt und ihre Expanſionskraft von neuem in ein glänzendes Licht gerückt.[73] Schließlich iſt es ja auch nur natürlich, wenn gerade Straßburg im Süden Deutſchlands die Führung auf dem Gebiet der gotiſchen Architektur und Plaſtik übernahm. Seine beherrſchende politiſche und wirtſchaftliche Stellung, welch letztere Mainz nicht beſaß, ſicherten ihm von Anfang an auch in der Kunſt einen hervorragenden Platz, deſſen Bedeutung durch die ſtändige und innige Verbindung mit dem Mutterland der Gotik nur gewann.— Unter dieſen Umſtänden iſt es durchaus nicht erſtaunlich, wenn auch die Wormſer Kunſt nach dem Oberrhein, nach Straßburg gravitiert.

Es iſt ſehr beachtenswert, daß, wie oben bereits angedeutet wurde, ſchon inhaltlich zahlreiche Parallelen zwiſchen Straßburg und Worms beſtehen. Streng genommen finden wir in Straßburg, hier freilich über drei Portale ausgeſponnen und weſentlich ausführlicher, den gleichen Grundgedanken wie in Worms: eine Darſtellung der bibliſchen Geſchichte von der Erſchaffung der Welt bis zum jüngſten Gericht. In den Archivolten des Mittelportals iſt (neben anderem) das alte Teſtament, am linken Tympanon die Jugendgeſchichte Chriſti dargeſtellt; das mittlere bringt die Paſſion, das rechte das jüngſte Gericht. An den Leibungen des Mittelportals ſtehen die Propheten. Außerdem findet man am Gewände der Seitenportale und in den Archivolten allegoriſche Figuren, Engel und Heilige aller Art. Dafür war in Worms kein Platz, aber was das eigentliche Thema, die Darſtellung der bibliſchen Geſchichten, angeht, kann man das Wormſer Programm geradezu einen Auszug aus dem Straßburger nennen. Man fühlt trotz aller Kürzungen das Beſtreben, wenigſtens in den wichtigeren Szenen Straßburg auch an Vollſtändigkeit gleichzukommen. So ſcheut man ſich nicht, das jüngſte Gericht bis auf die eine Figur des thronenden Chriſtus und ein Paar Särge mit Auferſtehenden zuſammenzuſtreichen, nur um auf den Gegenſtand nicht verzichten zu müſſen.[74] Umgekehrt finden wir keine einzige Szene oder Figur, die nicht in Straßburg ihre Parallele (und ihr Vorbild) hätte.[75]

Noch wichtiger als dieſe inhaltlichen Übereinſtimmungen, die vielleicht nicht notwendig einen perſönlich-künſtleriſchen Zuſammenhang bedingen würden, ſind die formal-ikonographiſchen der Kompoſition. Hier iſt zweierlei zu beachten; einmal, daß in Straßburg viel (in den Archivolten alles) zerſtört iſt:[76] Fragmente im Frauenhaus, alte Stiche, ganz beſonders aber die anerkannten Straßburger Schulwerke im Elſaß, Schwaben und Franken müſſen hier ergänzend einſpringen. Des anderen iſt beim Vergleich im Auge zu behalten, daß die Straßburger Plankompoſitionen in Worms auf Archivolten übertragen wurden; die Verminderung der Breite und Vermehrung der Tiefe führte natürlich zu gewiſſen Verſchiebungen. Bezeichnend hierfür etwa die Frauen am Grabe (Taf. II, b; Abb. d. Straßburger Szene bei Haſak S. 129). In Straßburg ſtehen hinter dem in voller Breite ſichtbaren Sarkophag die drei Frauen nebeneinander; rechts vorn in der Ecke ſitzt der Engel. In Worms iſt der ſehr viel kleinere Sarg ſchräg hochgeſtellt, die Frauen ſind an- und hintereinander gerückt. Sonſt iſt die Gruppierung wie überhaupt die Auffaſſung der Szene ſehr ähnlich. Übereinſtimmend u. a., wie auch in Worms eine der Frauen ſich weit herabbeugt, während die anderen, aufrechtſtehend, nur die Köpfe neigen. — Der Straßburger Kruzifix (Haſak S. 122) iſt zunächſt von Ekkleſia und Synagoge, dann von Maria und Johannes begleitet. Unſer Archivoltenmeiſter (Taf. II, d) beſchränkt ſich auf die beiden zunächſtſtehenden Figuren, die allegoriſchen, ſodaß Johannes und Maria, die an dieſer Stelle ſo beliebt ſind und die Regel bilden, überhaupt nicht dargeſtellt werden. Das breit hingelagerte Adamſkelett wird durch den Schädel erſetzt; Baumkreuz hier und da, auch die Haltung des Gekreuzigten mit den hochgerückten Knien, die Schürzung des Lendentuchs und Nagelung der Füße iſt die gleiche. — Der bethlehemitiſche Kindermord iſt in Straßburg (Nordportal) größtenteils erneuert, doch zeigt die am Weſtportal von St. Lorenz in Nürnberg angebrachte, ſicher von Straßburg abhängige Kompoſition[77] große Verwandtſchaft mit Worms: den mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſitzenden Herodes, einen Kriegsknecht, der gerade ein Kind durchſticht, und eine am Boden ſitzende Frau, die jammernd die Arme über ihr auf dem Schoße liegendes Kind erhebt. Wiederum in

Nürnberg eine ähnliche Darstellung der Flucht nach Ägypten. Wie in Worms dreht sich der mit einem Pack beladene Josef nach Maria um, die das Kind mit der Hand am Kinn liebkost. Auch für die drei ersten Genesisszenen sind wir auf den Vergleich mit der Straßburger Schule, insbesondere dem nördlichen Chorportal in Freiburg,[78] dem Westportal in Thann und den schwäbischen Zyklen (Gmünd, Ulm) angewiesen, da die Straßburger zerstört sind. Die Ähnlichkeit der Komposition ist die denkbar größte, der ikonographische Typ ganz der gleiche. Im einzelnen steht Worms dem Straßburger Vorbild manchmal näher als irgendeines der anderen Schulwerke. So ist in Worms allein der Adam bartlos dargestellt wie in Straßburg (Fragment im Frauenhaus); alle späteren Darstellungen geben ihm regelmäßig einen Bart. — Das Opfer Abrahams und die eherne Schlange können mit den Szenen am Straßburger Nordfries verglichen werden; zwar sind diese später entstanden als die Wormser Szenen, doch ist anzunehmen, daß sie sich in den Traditionen der Straßburger Hütte halten; beide Szenen waren auch in den Archivolten des Mittelportals dargestellt. — Das Motiv im Vordergrund der Sintflut, der auf einem verendeten Kalb sitzende Rabe, kehrt in der Vorhalle des Südportals von Heilig Kreuz in Gmünd wieder; wahrscheinlich geht es auf Straßburg zurück, wo noch Vallastre in seiner Erneuerung einen am Ufer liegenden Kadaver darstellt.

Diese ikonographischen Übereinstimmungen, die sich noch bedeutend vermehren ließen, durch den Hinweis auf Elfenbeine oder Miniaturen oder auch durch den Einfluß des religiösen Theaters erklären zu wollen, geht neben allgemeiner Unwahrscheinlichkeit vor allem auch deshalb nicht, weil sich gleichzeitig auch enge stilistische Beziehungen der Wormser Plastik zu Straßburg feststellen lassen. Zwar verfügt der Wormser Archivoltenmeister über eine durchaus fertige und selbständige künstlerische Handschrift, aber in einzelnen Figuren klingt die Erinnerung an Straßburg doch noch deutlich nach, und bezeichnenderweise sind es die besten und schwungvollsten, die ihm gelingen. Die mehrfach erwähnte Maria der Darbringung im Tempel fordert den Vergleich mit der bereits oben (S. 130) herangezogenen törichten Jungfrau an der linken Frontwand des Südportals geradezu heraus: in dem eleganten Schleifen des Kleides, dem schrägen Hochführen des Mantelsaums, den runden Schüsselfalten, dem über den Arm gelegten kleinen, aber sehr liebevoll modellierten Mantelbausch; auch die auffällige, kielförmige Plättung des Ärmels der Maria, die in Worms öfters zu beobachten ist (z. B. Magdalena vor Christus), geht auf Straßburg zurück (Fürst der Welt). — Ekklesia und Synagoge unter dem Kreuz sind nicht nur durch gegenständliche Beziehungen mit Straßburg verknüpft, sie haben dort auch ihr stilistisches Vorbild: die dortige Ekklesia am mittleren Westportal ist dieselbe Figur, nur voller und in der Bewegung freier,[79] die Synagoge ist eine im Gegensinn gegebene Wiederholung der Ekklesia. Die überraschende Ähnlichkeit zwischen der Wormser und der Freiburger Ekklesia (Hauptportal)[80] erklärt sich durch das Zurückgehen auf das gleiche Straßburger Vorbild, ein Verhältnis, das sich bei den Fürsten der Welt in Freiburg und Basel wiederholt. Unmittelbare Zusammenhänge zwischen Freiburg und Worms liegen schwerlich vor; die Freiburger Skulpturen stehen den Straßburgern stilistisch und qualitativ näher als die Wormser, sind aber höchstens gleichzeitig, zum Teil sogar später entstanden.

Hinzuweisen wäre noch darauf, daß auch die Darstellung der triumphierenden Kirche auf dem Tetramorph der oberrheinischen Kunst geläufig ist. Herrad von Landsberg kennt sie, und auch auf einem Freiburger Glasgemälde um 1300 kommt sie vor (vgl. Anm. 35). Als plastische Darstellung ist sie jedoch, wie bemerkt, nicht bekannt; hingegen erscheint es beachtenswert, daß der Gedanke einer monumentalen Reiterfigur überhaupt leicht von den Straßburger zerstörten Königsbildern unter der Rose angeregt sein möchte.

Besonders bezeichnend für die Abhängigkeit des Archivoltenmeisters von der Straßburger Kunst ist dann der Christustyp, worauf auch schon Moriz-Eichborn hingewiesen hat. Jener im Gesamteindruck so stark französische, in dieser Form aber in Frankreich bis jetzt nicht nachgewiesene Kopf mit dem sich stark zuspitzenden Untergesicht, den vortretenden Backenknochen, dem kurzen Bart, in den der dünne, in scharfer Biegung sich nach unten wendende Schnurrbart verläuft, dem gescheitelten, glatt nach hinten gekämmten Haupthaar mit der kräftig gedrehten Stirnlocke, wie ihn in schönster Ausbildung der Christus des Straßburger rechten Westportals zeigt, kehrt in Worms ganz ähnlich bei allen Darstellungen Gottvaters und des Heilands wieder. Etwas ins lange und schmale abgewandelt, doch unter Beibehaltung des dem Straßburger Original eigenen mürrischen Gesichtsausdrucks zeigt ihn auch die Krönung Mariä am Tympanon. Auch das spätere Westportal der Wormser Liebfrauenkirche verwendet ihn wieder, wie er denn in vielen Hütten der Straßburger Schule noch lange zu verfolgen ist.

Im ganzen sind direkte Entlehnungen aus dem Straßburger Formenvorrat selten. Der Archivoltenmeister verarbeitet seine Vorbilder ziemlich selbständig, allerdings, wie wir sahen, nicht gerade zum Vorteil ihrer künstlerischen Erscheinung. Doch soll auch hier noch einmal daran erinnert werden, daß der Wandel und das Sinken des plastischen Gefühls, das wir in Worms in so hohem Maße feststellen konnten, nicht dem Archivoltenmeister allein, sondern seiner ganzen Zeit eigentümlich ist. Schon oben wurde gelegentlich auf gewisse formale Unterschiede zwischen motivisch sonst sehr verwandten Figuren (z. B. der Ekklesia) hingewiesen. Man vergleiche etwa auch den Christus am Kreuz: in Straßburg ist er breitschultrig, untersetzt, fleischig, der Brustkorb kräftig vorgewölbt; in Worms schmal, schlank, mager und flach. Ähnliches kann man bei allen Figuren, die sich irgendwie vergleichen lassen, feststellen. Darin wie in der Erstarrung des Körpers, der Verrohung des Gewandes und all den anderen oben hervorgehobenen Punkten kündet sich deutlich das 14. Jahrhundert an. Man erkennt es auch in gewissen Vereinfachungen der Figurentypen. So ist die Wormser Reduktion der in Straßburg ganz verschieden komponierten Statuetten von Ekklesia und Synagoge sehr bezeichnend für den geringeren Formenreichtum des 14. Jahrhunderts. Wie

weit dieſe Vereinfachung auch im einzelnen geht, kann eine Gegenüberſtellung der Frauen am Grab zeigen: in Straßburg bewegt jede der Frauen die Arme verſchieden, jede hat ein anderes Attribut; in Worms halten alle in gleicher Weiſe von unten gefaßt in der Rechten das Salbgefäß, während die Linke vollkommen ſtereotyp erhoben iſt.

Es iſt nun intereſſant und für die Ableitung der Archivoltenkunſt wichtig, daß auch die Straßburger Skulpturen keineswegs alle mehr auf dem Boden der Kunſt des 13. Jahrhunderts ſtehen. Man kann dies im Gegenteil nur von einem geringen Prozentſatz, den mittleren Streifen des Haupttympanons und den älteſten Gewändeſtatuen (beſonders des rechten Portals) behaupten, und ſelbſt da iſt eine Entwicklung zum Maleriſchen ſchon unleugbar. Die überwiegende Mehrzahl geht über den Stil der Frühwerke beträchtlich hinaus und nähert ſich ſtark dem 14. Jahrhundert, und zwar gerade dem Übergangsſtadium unſeres Wormſer Meiſters. Was den Rückgang des Körperlichen, die Zunahme und Verrohung des Gewandes, das Zurücktreten des Pſychiſchen und vieles andere angeht, ſo bieten dafür die ſpäten Leibungsfiguren nicht nur charakteriſtiſche, ſondern geradezu extreme Beiſpiele. Vom chronologiſchen Standpunkt aus iſt es durchaus möglich, daß der Archivoltenmeiſter ſie ſchon gekannt hat. Jedenfalls bewegen ſich aber auch bereits die ſicher älteren Tympana der Seitenportale (rechts iſt ſehr viel alt) in dieſer Richtung.[81] An den Engeln des jüngſten Gerichts z. B., von denen nur die Köpfe und teilweiſe auch die Attribute erneuert ſind, tritt der Körper ſchon ganz zurück hinter dem dicken und eigenwillig-ſpröden, dabei ſcharfgeſchnittenen Gewand; die Ponderation wird unklar und manieriert, verliert die Tiefe und volle Rundung, das Gewand entbehrt des geſchmeidigen Schwungs, des großen Zugs. In Worms findet man (zu vergleichen etwa der Weltſchöpfer mit dem Straßburger Gerichtsengel links unten) ganz verwandte Formen: das wie lahm zur Seite geſetzte Spielbein, um das ſich das Gewand nicht mehr flüſſig herumſchmiegt, das vom Körper durch eine Schrägfalte über die Weiche wie abgeſchnitten iſt; die ſtarke Hauptfalte vor dem Leib, auf die von der Hüfte der Spielbeinſeite und dem Leib her ſcharf eingeſchnittene Falten trichterförmig zuſtrömen, das knappe Umlegen und hartknickende Aufſtoßen der Röhrenfalten am Boden. Ganz ähnlich ſind auch die beiden oberen Engel mit den Leidenswerkzeugen; hier ſpielen auch die Saumlinien ſchon eine größere Rolle. Leider iſt nicht ein einziger Kopf erhalten; auch die zugehörigen Archivoltenfiguren, die vielleicht von denſelben Meiſtern ſtammten, ſind verloren. Aber das erhaltene genügt, um zu erkennen, daß der Wormſer Meiſter dieſer Richtung der Straßburger Kunſt beſonders naheſteht, und man kann annehmen, daß er bei einem dieſer untergeordneten Künſtler ſeine Ausbildung empfangen hat; die hervorragenden Skulpturen des Mitteltympanons lernte er gewiſſermaßen nur aus der Ferne kennen. Ein ganz ſicheres Reſultat läßt ſich bei dem ſtark reduzierten Beſtand der Straßburger Bildwerke nicht gewinnen. In welchem Winkel der Straßburger Werkſtatt er aber auch ſeine Studien gemacht hat, daran, daß die Straßburger Weſtportalplaſtik die Grundlage ſeiner Kunſt bildet, iſt nicht zu zweifeln. Erinnern wir uns bei dieſer Gelegenheit, daß auch die Architektur des Wormſer Portals ſchon einmal Anlaß gab, an Straßburg zu denken. Wir glaubten, im mittleren Weſtportal mit ſeinen Blattwerkſtreifen neben den Trennungsſäulchen der einzelnen Läufe eine Vorſtufe der Wormſer Laubkehlen ſehen zu dürfen. Ferner iſt das Straßburger Mittelportal das erſte und neben Worms in dieſer frühen Zeit einzige Portal, das ſeine Archivolten mit mehrfigurigen Gruppen ausſtattet. Hier war auch, ein nicht gerade häufiger Fall, der Wimperg plaſtiſch verziert, und im Schulbereich der Straßburger Hütte, am Weſtportal des Kolmarer Münſters, begegnen wir ſogar einer Reiterdarſtellung am Wimperg. Daß die Kolmarer Reiterfigur ſpäter iſt als die Wormſer, will nicht viel bedeuten; das Motiv war jedenfalls der Straßburger Schule geläufig. Man mag in derartigen Übereinſtimmungen eine Beſtätigung unſerer Ableitung der Kunſt des Archivoltenmeiſters erblicken.[82]

V. Der Gewändemeister und die allegorischen Figuren

Wendet man von den Werken des Archivoltenmeiſters den Blick zu den Evangeliſten und Propheten am Gewände, ſo fühlt man ſich in eine andere Welt verſetzt, ſo groß iſt der Unterſchied nicht nur der Qualität, ſondern auch des Stils. Keine Brücke ſcheint von der Kunſt des einen der beiden räumlich ſo nahen Meiſter zu der des andern zu führen. Und doch liegen ſie in einer Richtung der ſtiliſtiſchen Entwicklung. Konnten wir den Archivoltenmeiſter zwar nicht als vollgültigen Repräſentanten, aber doch wenigſtens als Nachkommen der hochplaſtiſchen Kunſt des 13. Jahrhunderts betrachten, ſo erkannten wir doch zugleich bei ihm deutliche Anzeichen eines Umſchwungs der plaſtiſchen Grundſtimmung, insbeſondere in der abnehmenden Sicherheit und Beſtimmtheit der Körperdarſtellung und in der wachſenden Verrohung und Verſelbſtändigung des Gewandes. Den letzten und endgültigen Schritt auf dieſem Weg, der zur völligen Erſtarrung des Körpers führt, tut der Gewändemeiſter. Wohl iſt der Körper noch vorhanden, doch nur als ungefüge Maſſe, nicht mehr als kunſtvoller und bewegungsfähiger Organismus. Von dem differenzierten Sinn des 13. Jahrhunderts für plaſtiſche Geſtaltung bleibt nur ein allgemeines und unbeſtimmtes Gefühl für Volumen übrig.

Schwer, eckig und bewegungslos ſteigen die breitſchultrigen Geſtalten über geſpreizten Füßen und gleichmäßig belaſteten Beinen empor. Kein Fuß iſt vor oder zur Seite geſetzt, keine Hüfte ausgebogen. Nur der Kopf iſt manchmal ſteif gedreht oder ſchwerfällig geſenkt, und die Arme mit den großen Händen agieren, wenigſtens vom Ellbogen abwärts, nicht ohne eine gewiſſe Lebendigkeit. — Der ſtarren Unbeweglichkeit des Rumpfes entſpricht eine ſtreng vertikale Führung und Faltung des Untergewandes. Tiefe und harte Längsrillen ſchneiden in den lederharten Stoff, der den Körper völlig den Blicken entzieht oder beſtenfalls die Höhe der Knie erkennen läßt (Taf. III, b rechts). An den großen Schwung des Gewandes, wie wir ihn in ſchönſter Ausbildung bei der Maria der Darbringung ſahen, iſt nicht mehr die leiſeſte Erinnerung vorhanden.

Hier ſtaut es ſich dachförmig über den Füßen und ſtößt, ſchroff umbrechend, am Boden auf; der Saum folgt dem Sockel wie eine Kette von Sturzwellen.

Mit dieſer Strenge in der Haltung des Körpers und im Fall des Leibrocks kontraſtiert ſeltſam der lebhafte, ja leidenſchaftliche Schwung des Mantels, der in allen Variationen getragen, mitunter wirbelnd um den Körper herumgeſchlungen wird. Nichts von der ſpäteren Art (wie ſie beſonders eindrucksvoll die Chorapoſtel des Kölner Domes zeigen), Mantel und Untergewand in eine einzige Kurve zuſammenzufaſſen. Jede der Figuren trägt den Mantel in anderer Ordnung, darin dem größeren Formenreichtum des 13. Jahrhunderts noch naheſtehend. Alles iſt auf Kontraſte angelegt; rückſichtslos überſchneiden die Draperien der Mäntel den ruhigen Hintergrund der parallelen Gewandfalten, von denen ſich ihre tief unterſchnittenen, oft kraus gewellten Säume in ſcharfer Zeichnung abheben. Im einzelnen haben die Falten eine eigenwillige Unbiegſamkeit, ſchroffe und unberechenbare Formen. Hierin lebt noch viel plaſtiſche Empfindung; ungeſtüm dringt der Meißel in den Stein. In noch höherem Maße gilt das von den Köpfen. Mehr Grimaſſen als Geſichter! Tief ausgehöhlte Augen, ſcharf abgeſetzte Brauen und Lidränder, mächtig vorſpringende Naſen, feſt eingeriſſene Falten um den Mund, aufgeworfene Lippen, locker durchgearbeitete Bärte. Selbſt die Haltung der Attribute, die gelöſten Schriftrollen und jäh herausgereckten Bücher verraten das Streben des Meiſters nach plaſtiſcher Greifbarkeit. Was dieſe Kunſt weiter noch mit den Werken des 13. Jahrhunderts verbindet, iſt der dramatiſche Ausdruck der Köpfe, ihre individuelle Bildung und tiefe Beſeelung. Stilles Grübeln, weltfernes Leſen, frohlockende Zuverſicht, ſchnaubender Zorn und verbiſſene Eigenwilligkeit ſtehen hier nebeneinander.[83]

Betrachtet man die Führung der Mäntel genauer, geht man im einzelnen ihren Bewegungen nach, ſo findet man darin mancherlei Unverſtandenes und Unklares, ſodaß es ſchwer fällt, ſie für ſelbſtändige Erfindungen des Meiſters zu halten. Wie verkümmert ſind doch, um nur ein Beiſpiel zu nennen, die Mantelteile, die bei dem Evangeliſten Lukas und dem Propheten rechts oben über den Leib herabhängen! Man erwartet große Stoffmaſſen und findet ſtatt deſſen ſchmale, faſt ganz in Wellenſäume aufgelöſte Streifen. Die Gewänder ſind wie eingeſchrumpft. Aus dem Mantel des Propheten rechts unten iſt eine ſchmale Schärpe geworden. Solche Unſtimmigkeiten finden ſich in großer Zahl, und man kann ſagen, daß nicht ein Motiv konſequent durchgedacht und durchgebildet iſt. Unmöglich, daß der Meiſter ſelbſterfundene Kompoſitionen ſo ungeſchickt und unklar ausgeführt hätte! Gewißlich arbeitete er nach fremden Vorbildern, und es liegt nahe, anzunehmen, daß er ſich an Entwürfe des Archivoltenmeiſters oder eines anderen am Portal tätigen Künſtlers hielt.[84] Freilich nur in ganz großen Zügen, in den Hauptmotiven. Im einzelnen folgt er ganz der eigenen Luſt und Laune. Nur durch eine ſolche Abhängigkeit erklärt es ſich auch, wenn wir in der Gewandführung der Propheten und Evangeliſten (und nur darin!) unverkennbare Reminiszenſen an Straßburger Werke, an die großen Statuen des mittleren Weſtportals finden. Was oben als beſonders charakteriſtiſch für die Wormſer Gewändefiguren hervorgehoben wurde, die völlige Diſſonanz zwiſchen Mantel und Kleid, das Fehlen eines die beiden zu einheitlicher Bewegung zuſammenfügenden Syſtems, das gilt auch von Straßburg. Auch hier die gerade herabhängenden Leibröcke ohne ſchleifenden Schwung, die willkürlich und ohne Regel gelegten Mäntel. Gerade das Umſchlingen der Figur mit dem Mantel, das in Worms öfters zu beobachten iſt, kommt in Straßburg häufig vor, und manche Einzelheiten, wie der über den Kopf geworfene Zipfel, das breite Heben eines Spruchbandes gehen gewiß indirekt auf Straßburg zurück. Auf die Ähnlichkeit der Staufalten am Gürtel und über den Füßen (ſ. beſonders die innerſte Straßburger Figur links) und des lebhaften Linienſpiels der Säume legen wir, als auf mehr allgemeine, zeitſtiliſtiſche Eigentümlichkeiten, lieber keinen großen Wert.

Doch die Köpfe! — Hier ſcheint es nicht angängig, an Straßburg anzuknüpfen. Die Köpfe der Wormſer Statuen zeigen ſo gar nichts von der Unſicherheit und Unklarheit der Gewandbehandlung; ſie verraten vielmehr eine ganz feſte und geübte Hand. Vielleicht läßt ſich aber auch für dieſen eigenartigen Zwieſpalt eine Erklärung finden. Im Scheitel der innerſten Portalkehle und in den Winkeln der beiden Doppelbaldachine in den Spitzen der Archivolten ſitzen Masken, die eine ganz große Verwandtſchaft mit den Köpfen des Gewändemeiſters haben. Es iſt dieſelbe Aufwühlung des Geſichts, und Einzelheiten, wie die tief eingegrabenen Linien, die in einem Haken hinter den Naſenflügeln einſetzen und zu den Mundwinkeln herunterlaufen, die tiefen Augenhöhlen und die zwiſchen den Lidern hervorquellenden Augen, der breite, ſeitlich verſchobene Mund, zeigen, daß wir es hier mit derſelben Hand zu tun haben. Sollte es zu weit gegangen ſein, wenn wir in den Leibungsfiguren die Werke eines Meiſters ſehen, deſſen urſprüngliche und gewöhnliche Aufgabe die Anfertigung von ſkulpierten Architekturſtücken geringerer Art, von Schlußſteinen, Konſolen und ähnlichem war? Doch nur ſo erklärt ſich zwanglos der ſichere Schmiß dieſer Prachtköpfe und das völlige Verſagen in allem übrigen.[85]

Von den Statuen der Propheten und Evangeliſten ſind nur je drei Werke des Gewändemeiſters. Der Johannes und der ihm gegenüber ſtehende Prophet (Taf. III, b links) ſind ſo vollkommen anders geartet, daß ſie niemand dem gleichen Künſtler zuweiſen wird; doch hat ſie der Meiſter ſicher gekannt und in Einzelheiten nachgeahmt; auf dieſe beiden wird noch zurückzukommen ſein. Ganz ſicher von der Hand des Gewändemeiſters ſind die fünf Statuen der Nikolauskapelle. Ein Blick auf die ſchwungloſe, ſtarre Haltung, die Stau- und Saumfiguren des Leibrocks, die Wellenſäume der ſelbſtändig geführten Mäntel, die derben Geſichter und das loſe Haar beweiſt dies unwiderleglich. Wir brauchen ihnen nicht viel Worte zu widmen. Der ſtarke und reichvariierte Ausdruck der Portalfiguren iſt hier blödem Lächeln oder dumpfem Sinnen gewichen. Intereſſant, daß bei dieſen noch nicht vom Archivoltenmeiſter geplanten und alſo auch nicht entworfenen Statuen von der Mannigfaltigkeit und Un-

gebundenheit der Obergewandführung, wie wir sie am Portal beobachten konnten, und ebenso von irgendwelchen Straßburger Erinnerungen keine Spur zu finden ist. Wir dürfen hierin eine Bestätigung unserer Annahme, daß der Gewändemeister in seinen Propheten und Evangelisten von Entwürfen des Archivoltenmeisters abhängig ist, erblicken. Hier, wo die Vorbilder fehlen, wird er eintönig, langweilig und ohne Schwung. — Am Sockel der Bischofsstatue findet sich in Majuskeln die Inschrift: H. ANSEL' (Kdm. S. 157). Man hat darin eine Künstlersignatur gesehen und von einem Meister Anselm gesprochen.[86] Möglich, daß es so ist; zu einer letzten Entscheidung fehlt aber jede Handhabe.

Von einer dem Gewändemeister nahestehenden Hand stammen die vier allegorischen Figuren der Annenkapelle, die deshalb hier gleich angereiht seien (Abb. 4). Die steife Haltung des Rumpfes und undifferenzierte Stellung der Füße, die steilen Längsfalten und das scharfe Umbrechen des Kleides am Boden, die Staudächer über den Füßen, die Wellensäume am Sockel sind seinen Gepflogenheiten engstens verwandt. Man vergleiche ferner die Spannfalten am Gürtel (Barmherzigkeit), das Durchtreten der Knie (Ekklesia), die einzelnen, stark gewellten Haarsträhne (besonders Ekklesia und Synagoge), die undulierenden Säume am aufgenommenen Mantel (s. bes. die heilige Katharina und die Barmherzigkeit, wo in ganz ähnlicher Weise auf der Brust ein langer Gewandzipfel herabhängt, dessen einer Saum lotrecht herabfällt, während der andere stark gewellt ist), schließlich auch die Köpfe, namentlich der Madonna oder Katharina und der Barmherzigkeit (die ungegliederten Hälse, das Doppelkinn, breite Gesichter, großer Mund, nach außen ansteigende Brauen). Daneben bestehen aber auch beachtenswerte Unterschiede. Die allegorischen Figuren sind im ganzen etwas schlanker, das Untergewand ist manchmal leicht geschwungen oder schleift wenigstens am Boden auf (bes. Synagoge und Frau Welt). Vor allem aber sitzen die Gewänder schon fester aufeinander. Man vergleiche nur die schräge Mantellinie bei dem Propheten rechts oben und der Synagoge oder das sehr verwandte Motiv bei Katharina und Barmherzigkeit. Darin sowie im (wieder) beginnenden Schwung der Gewänder und in der Streckung der Figuren liegt zweifellos ein Hinweis auf (wenngleich nur wenig) spätere Entstehungszeit oder auf stärkere Abhängigkeit von den Statuen des Johannesmeisters (s. unten). — Moriz-Eichborn wollte gerade in den Statuen der Annenkapelle eine starke Abhängigkeit von Straßburg finden und verwies besonders auf die ähnliche Gewandführung bei der Ekklesia und einer der Straßburger Tugenden.[87] Aber einmal ist diese Ähnlichkeit überhaupt nicht sehr groß, und dann würde sie immer noch keinen direkten Zusammenhang mit Straßburg beweisen, da derartige Typen auch sonstwo vorkommen. Allerhöchstens darf angenommen werden, daß auch für diese Statuen Entwürfe des Archivoltenmeisters vorlagen, doch dafür genügen die angeführten Ähnlichkeiten bei weitem nicht. Der Meister der allegorischen Skulpturen hat jedenfalls so wenig wie der Gewändemeister direkt mit Straßburg zu tun; beide scheinen aus der Wormser Lokaltradition hervorgegangen zu sein.


Abb. 4. Figuren von der Annenkapelle des Wormser Domes

Schließlich noch ein Wort zur Datierung. Als terminus post quem bietet sich das Jahr 1300. Um diese Zeit arbeitet der Archivoltenmeister. Als untere Zeitgrenze haben wir das bereits erwähnte Grabmal der 1319 verstorbenen Äbtissin Hildegard von Dirmstein in Hochheim bei Worms, das offenkundig in die Richtung des Gewändemeisters gehört (Abb. 5). Nur deshalb vermag uns der ganz qualitätslose, sehr beschädigte Stein einiges Interesse abzugewinnen. — In rechteckigem, vertieftem Feld steht die Äbtissin. Ihr Kopf, den Kopftuch und Gebände umrahmen, ruht auf einem Kissen. Die rechte Hand hält vor der Brust ein Buch, die linke nimmt den Mantel hoch. Das Gesicht ist schwer beschädigt; von den Füßen abwärts wird der Stein durch den erhöhten Fußboden verdeckt, wodurch auch einige Worte der erhaben auf dem Rand angebrachten Inschrift verloren gehen. Der Rest lautet: ANNO · DNI · M · CCC · XIX · IN · DIE · ANCHO..... RDIS · DE · DIRMESTEIN.

Wie die Gewändefiguren entbehrt die Grabfigur der gotischen Körperbewegung, doppelt auffällig bei einem Relief. Die Füße sind gleichmäßig belastet, die Untergewänder fallen in glatten Falten senkrecht herab und bilden am Gürtel und an den Füßen Falten der oben beschriebenen Art. Mantel und Kleid sind selbständig geordnet und nicht in einen Duktus verschmolzen, kleben jedoch schon fester aufeinander als am Portal. Darin geht der Grabstein selbst über die allegorischen Statuen hinaus, mit denen er die schlankeren Proportionen gemein hat. Zu vergleichen sind im einzelnen für die linke Mantelhälfte, den steil ansteigenden Saum und die knappen Schüsselfalten Johannes der Täufer, der Posaunenengel und besonders die Synagoge, für den unbewegt herabhängenden Zipfel der bartlose Prophet. Auf der rechten Seite fällt der Mantelsaum ebenfalls

ganz gerade herab; hier schmiegt sich der Stoff fest um den Arm; auch dies Motiv könnte auf die Synagoge zurückgehen, der weiterhin der ovale Kopftypus mit dem kleinen vollen Mund am nächsten steht. Das eigentümliche Greifen des Buches (es wird nicht umfaßt, sondern sitzt in der Hand, und ein Teil der Finger liegt auf der Vorderfläche, der andere berührt den Schnitt) ist dem bischöflichen Stifter am Tympanon entlehnt. Man sieht, der Meister des Hochheimer Grabsteins hat das Wormser Portal wohl gekannt, und ein Zusammenhang, besonders mit den spätesten Werken, ist nicht zu leugnen. Die annähernd gleiche Stilstufe läßt darauf schließen, daß der Stein nicht wesentlich später entstanden ist. So werden wir annehmen dürfen, daß die Figuren der Annenkapelle an das Ende, die Werke des Gewändemeisters vielleicht in die Mitte oder auch schon in den Anfang des zweiten Jahrzehntes fallen. Zu dieser Datierung paßt auch die Rüstung des kleinen Ritters vor der Frau Welt; er trägt noch einen vollständigen Kettenpanzer, der bei den Mainzer Kaufhausreliefs (um 1320, allerdings besonders frühes, aber nicht umzudatierendes Beispiel) schon durch Kniekacheln verstärkt ist. Umgekehrt kommen die kleinen „ailettes“ an seinen Schultern in Deutschland nur ausnahmsweise nach 1320 vor. Das bekannteste Beispiel ist das Grabmal des Rudolf von Thierstein, gestorben 1318, im Basler Münster.[88]



Abb. 5. Grabmal der Äbtissin Hildegard von Dirmstein in Hochheim bei Worms

Nur der Vollständigkeit halber erwähnen wir hier auch das Tympanon des kleinen Portals in der Westwand der Nikolauskapelle, das den Hochheimer Grabstein, wenn möglich, an barbarischer Roheit noch übertrifft (Abguß im Germ. Nat. Museum). Dargestellt sind zwei Szenen aus der Legende des heiligen Nikolaus, die Errettung der Schiffer aus dem Sturm und der Myrenser Bürger vom Henkerstod (Kdm. S. 179). Auch hier läßt sich die Verwendung einzelner Motive vom Südportal nachweisen.[89] Das Pförtchen ist wohl nicht lange nach dem Grabstein von 1319 entstanden, wodurch sich zugleich ein Endtermin für die von Ost nach West errichtete Kapelle ergibt. Ihre Vollendung fällt vermutlich in das dritte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts oder wenig später.

VI. Der Meister des Evangelisten Johannes und das Westportal der Liebfrauenkirche

Die Vollendung und Aufrichtung des Domportals war, wie wir sahen, das Werk des Gewändemeisters. Ein Bildhauer von größerem Talent stand in Worms nicht zur Verfügung, als man sich um die Mitte des zweiten Jahrzehnts entschloß, das langbegonnene Werk des Kapellen- und Portalbaues nach Kräften zu fördern und zu einem baldigen Abschluß zu bringen. Daß der Gewändemeister nicht unmittelbar dem Meister der Archivolten folgte, ergab sich mit Sicherheit aus der Betrachtung der Architektur; die große Verschiedenheit zwischen den oberen Teilen des Portals und dem Chor der Nikolauskapelle machte die Annahme eines nicht ganz geringen zeitlichen Abstandes notwendig, und darauf wies auch der klaffende Unterschied im plastischen Stil der beiden Hauptmeister hin. Ein Teil dieser Unterbrechung, wenn auch schwerlich ihre ganze Dauer, scheint nun durch einen dritten Meister ausgefüllt zu werden. Irren wir nicht, so fällt zwischen die Archivolten und das Gros der Gewändestatuen die Entstehung zweier Statuen, die sich von diesen und jenen gleichweit entfernen, der seither nicht besprochenen Figuren des Evangelisten Johannes am Gewände und des Propheten ihm gegenüber (Taf. III, b links). Diese beiden vertreten, um uns wieder an Pinders Terminologie zu halten, die erste Stufe des geschwungenen Stils. Sie zeigen eine ganz neue Auffassung des Körpers. Dieser ist nicht mehr der in allem wesentlichen richtig erfaßte, kunstvoll durchgebildete Organismus des 13. Jahrhunderts, von dem auch noch der Archivoltenmeister ausgeht, auch nicht der schwere, unbewegliche Klotz der Gewändestatuen, sondern eine weiche, biegsame Masse, der ein festes Knochengerüst zu fehlen scheint. Von einer Ponderation im alten und eigentlichen Sinne kann, wenngleich das eine Bein deutlich zur Seite und auch leicht zurück gesetzt ist, nicht die Rede sein. Diese Figuren stehen nicht mehr, sie schwingen nur, ganz und gar, und die Gesetze des Schwergewichtes scheinen aufgehoben. Selbst das Standbein ist in die große S-Linie einbezogen, die sich ganz in der Fläche hält; eine Kontrapostbewegung in die Tiefe findet nicht statt. Der Körper tritt nur wenig in Erscheinung; schwere Stoffmassen verhüllen ihn. Das Gewand folgt seiner Schwingung; es stößt nicht, wie beim Gewändemeister, steil und hart auf den Boden, sondern legt sich weich und in schleifendem Flusse auf. Der Mantel assimiliert sich der Kurve des Leibrocks, freilich noch ohne sich fest in ihn einzuklammern und aufzukleben, wie es später eine Zeitlang üblich wird; schroffe Kontraste zwischen den einzelnen Kleidungsstücken werden vermieden; sanft geht die Horizontale der Mantelfalten in die Ver-

tikale des Unterkleides über. Die Säume drängen sich in munterem Spiele vor. Eine Freude am Zeichnerisch-Kalligraphischen zeigt sich hier wie in der ganzen Figur und besonders auch in der ornamentalen Stilisierung des Haares. Die Gesichtsbildung ist weniger reich an plastischen Gegensätzen; die Augen liegen in flachen Höhlen.

Trotz gewisser Unterschiede — der Evangelist ist in seiner Figur und Bewegung noch etwas körperlicher, Falten- und Saummotive sind einfacher und größer — sind die beiden Statuen sicher von einem Meister; die kleinen, vollen Hände, die schmalgeschlitzten, leicht nach oben blinzelnden Augen, die Stilisierung des Haares, das Anschmiegen des Kleides am Boden und um die Füße in einer wellenförmig sanftschwingenden Linie stimmen vollkommen überein. Vor allem verbindet sie aber der weiche Gesamteindruck des Körpers und der Gewandbildung, ja, man kann hinzufügen, auch die Zartheit des seelischen Ausdrucks, die in vollendeter Harmonie zur äußeren Erscheinung steht. Gemütvolle Lyriker, hier, Schulter an Schulter mit den dramatischen Kraftmenschen des Gewändemeisters. Man ist versucht, vom Sentimento des Mittelrheins zu sprechen, denkt man hundert Jahre weiter. Die stilistische Grundlage bildet freilich auch hier, wie noch zu zeigen sein wird, die Kunst des Oberrheins. Durch die Gemeinsamkeit der künstlerischen Abstammung (Straßburg) erklärt sich wohl auch ein gut Teil der gemeinsamen Züge, die den Meister des Evangelisten Johannes und den Archivoltenmeister miteinander verbinden. Dagegen machen gewisse sehr auffällige Ähnlichkeiten mit den anderen Gewändestatuen die Annahme einer direkten und sehr engen Abhängigkeit notwendig, und zwar ist der Johannesmeister ganz unbestreitbar der gebende Teil. Das Ausbreiten des Gewandes am Boden und das Umschmiegen der Füße, das Vortreten der Knie ist bei ihm abgesehen. In dem Motiv des über den Kopf geworfenen Mantelzipfels und selbst in Einzelheiten der Durchführung (man verfolge die Saumlinie) war der bärtige Prophet unten das Vorbild seines Nebenmanns (Taf. II, b). Die geraden, grob eingerissenen Linien, mit denen der Gewändemeister die Kleider seiner Figuren vor den Unterschenkeln belebt, scheinen auf die feinen Augen in den Faltenrücken, die stereotypen Wellensäume auf das reiche Saumspiel des Johannesmeisters zurückzugehen. Freilich, nur in solchen Nebensächlichkeiten läßt sich die Abhängigkeit des Gewändemeisters von den beiden anderen Leibungsstatuen nachweisen. Ihren Schwung, ihre große Bewegung macht er, der Primitive, sich nicht zu eigen. Unter diesen Umständen läßt sich kaum entscheiden, ob die kühnen Mantelkompositionen der Gewändestatuen, wie wir oben annahmen, auf Vorlagen des Archivoltenmeisters oder des Johannesmeisters zurückgehen. An der oberrheinischen Wurzel ihrer Eigenart wird dadurch nichts geändert, da auch der Johannesmeister von der Straßburger Kunst stark beeinflußt ist. — Die Primitivität des Gewändemeisters wird durch die Tatsache, daß er nach dem Johannesmeister arbeitet, in ein neues Licht gerückt: selbst nachdem die allgemeine Entwicklung schon bei der ersten Stufe des geschwungenen Stils angekommen war, arbeitet hier ein zurückgebliebener Meister noch in der verknöcherten Tradition des 13. Jahrhunderts. Auch der Meister der allegorischen Statuen ist noch weit davon entfernt, den Anschluß an den neuen Stil gefunden zu haben. — Wie der Gewändemeister, so ist auch der Meister des Tympanons in Einzelheiten vom Johannesmeister abhängig. Der Kopf des Evangelisten kann als Vorbild des Marienkopfes der Krönung gelten; man beachte besonders die vollen Wangen, die schmalen Augen, deren innerer, scharfspitziger Winkel leicht nach unten gezogen ist (vgl. auch den Propheten und Christus), die schlanke Nase, das nach oben durch eine Bogenlinie scharf abgesetzte runde Kinn (s. auch Bischof). Die Haartracht des Evangelisten fand in dem Petrus eine derbere Wiederholung, die Mundbildung des Bischofs ist mit dem Propheten zu vergleichen. Auch gewisse Eigentümlichkeiten der Gewandbehandlung (z. B. die weiche Partie um das rechte Knie Mariens) sind wohl durch diese Vorbilder zu erklären. Daneben führen freilich auch deutliche Fäden zum Archivoltenmeister.[90] Jedenfalls ist der Bildhauer des Tympanons ein ganz und gar unselbständiger und ungelenker Geselle, der eingehendere Betrachtung nicht verdient.

Am Dom ist außer den beiden besprochenen Statuen kein weiteres Werk des Johannesmeisters nachweisbar. Seiner Richtung gehört aber das Westportal der Wormser Liebfrauenkirche an. Von dieser Kirche und ihrer Baugeschichte war bereits die Rede, und es wurde dabei festgestellt, daß von dem durch die Ablaßbriefe von 1276/77 geförderten Bau nur das Südportal erhalten ist, während alles übrige einem nach 1298 begonnenen Neubau angehört, zu dessen Gunsten im Jahre 1310 von vier Bischöfen Indulgenzen erlassen wurden. Dieser Bau wurde allem Anschein nach im Westen begonnen; der Unterbau der Türme und das dazwischen liegende Portal sind dem Stilcharakter nach die ältesten Teile.

Architektonisch ist das Portal, vor dem sich eine Vorhalle erhebt, mit dem südlichen Domportal aufs engste verwandt; es ist ebenfalls eine Zweinischenanlage, deren Figurenläufe von blattgeschmückten Flachkehlen eingefaßt werden (Abb. Kdm. Fig. 108). Da es sich hier um eine ganz neue Anlage, nicht um einen nachträglichen Einbau handelte, konnte das Portalschema in seiner reinsten Form zum Ausdruck kommen: die Archivolten umschließen unmittelbar das Tympanon. Der Gesamteindruck ist infolgedessen breiter und gedrungener als am Dom. Der Querschnitt der Nischen ist halbkreisförmig, wodurch das Portal den älteren Teilen des Domportals (Archivoltenmeister) näher rückt als den jüngeren (Gewändemeister). Umgekehrt verrät das Blattwerk der Bogenläufe und des Tympanons durch seinen flacheren und flaueren Charakter, das architektonische Detail durch größeren Reichtum und fortgeschrittenen Stil (vgl. besonders die Maßwerkdekoration der Sockel) eine spätere Entstehungszeit als die oberen (älteren), nicht aber als die unteren Teile des Domportals. Man darf also das Liebfrauenportal, wenn die Betrachtung der Architekturformen allein schon eine Datierung gestattet, zwischen die Tätigkeit des Archivoltenmeisters und des Gewändemeisters setzen. Dazu paßt vortrefflich die durch die vier Ablaßbriefe garantierte Bautätigkeit um und nach 1310 und, wie sich zeigen wird, auch der Stil der Skulpturen.

Die ca. 1,30 m hohen Figuren, die in den Gewändenischen auf polygonalen Sockeln standen, sind verloren. Dagegen hat sich der übrige Skulpturenschmuck fast unversehrt erhalten; selbst Reste von Bemalung lassen sich noch feststellen. Das Tympanon (Taf. III, c) wird in ungefähr Zweidrittelhöhe durch eine Kette von Baldachinen in zwei Streifen zerlegt; unten ist der Tod, oben die Krönung Mariä dargestellt, beides in kräftigem Relief.[91] In den Archivolten sind außen acht, innen sechs Einzelstatuetten angebracht: Christus, drei Engel, die fünf klugen und die fünf törichten Jungfrauen. — In der Mitte der unteren Szene ruht auf einem mit großen Tüchern bedeckten Bett die bereits verschiedene Maria. Dahinter steht Christus, mit der Rechten sie segnend, in der Linken ihre Seele haltend. Zu beiden Seiten reihen sich die zwölf Apostel an, von denen einige ihrem Schmerz durch erregte Gebärden oder kummervolle Mienen Ausdruck geben. Paulus hält das Sterbekreuz, zwei andere tragen Kerzen; die meisten übrigen haben ein Buch oder fassen in ihr Gewand; einer am Fußende des Bettes hat sich weit vorgebeugt, um sein Rauchfaß anzublasen.[92] — In der Krönung hält der zur Rechten sitzende Christus in der einen Hand ein Buch, mit der anderen segnet er Maria, die die Krone schon empfangen hat und sich mit gefalteten Händen demütig ihm entgegen neigt. In den Zwickeln je ein knieender Engel mit Kandelaber. An kompositionellem Reiz übertrifft diese Gruppe, für die es allerdings in der Großplastik wie in der Kleinkunst an glücklichen Vorbildern nicht fehlt, um ein Bedeutendes die untere Szene, in der die gedrängte Aneinanderreihung der Figuren (beachte besonders die äußersten) und ihre ewiggleiche Kopfhöhe sehr ungünstig wirken; auch der (wenigstens streckenweise) gleichmäßige Wechsel von bärtigen und bartlosen Gesichtern ist recht ermüdend, doch läßt sich andererseits nicht leugnen, daß die Wormser Komposition die meisten übrigen Darstellungen dieses Gegenstandes (vgl. Anm. 91) an Reichtum, Schwung und Geschlossenheit um ein bedeutendes übertrifft. — Die fast freiplastischen Statuetten der klugen und törichten Jungfrauen sind durch Gesten der Hände und Mienenspiel sorgfältig aber zugleich etwas geflissentlich differenziert; sie ermüden durch das ununterbrochene Einerlei ihrer reizlosen Gewandung und Frisur. Christus hält den Kreuzesstab, die Engel tragen Kandelaber. Im ganzen sind die Archivoltenfiguren etwas weniger sorgfältig in der Ausführung und wohl auch steifer im Entwurf, sodaß man sie vielleicht einer Gesellenhand zuweisen muß. Doch ist die Stilstufe überall durchaus die gleiche, und zwar ist sie identisch mit derjenigen der beiden Statuen des Johannesmeisters am Dom. Darüber hinaus scheint sogar ein direkter Zusammenhang zu bestehen, wenn sich auch die gleiche Hand nicht restlos nachweisen läßt.[93] Beachtung verdient die physiognomische Ähnlichkeit der beiden Johanniskköpfe; die runde Gesamtform, die schmalansetzende, sich nach der Kuppe zu verbreiternde Nase, vor allem die bogenförmige Hinterschneidung des vollen Kinns sind gemeinsame Züge. Mit dem Propheten läßt sich der bärtige Apostel links vom Kopfende des Bettes vergleichen. Die Gewandbildung zeigt jene Vorliebe für rundliche und weiche Formen, die wir am Dom kennen gelernt haben; auch hier ist der Körper bis zur Unkenntlichkeit verhüllt; übereinstimmend ferner die Freude am Linienspiel der Säume, an einzelnen gerafften und reichbewegten Zipfeln, die verhältnismäßig kurze Hand mit dem Fortführen der Fingerspalten über die Handrücken. Das keineswegs in der Richtung dieser Kunst liegende Durchzeichnen der Hand durch das sie bedeckende Gewand kehrt am Dom (Prophet) und an Liebfrauen (Christus im Bogenfeld) wieder. Was sich diesen Ähnlichkeiten gegenüber an Verschiedenheiten feststellen läßt, erklärt sich größtenteils durch etwas spätere Entstehung und sorglosere Ausführung des Liebfrauenportals. Die Stilisierung des Haares nimmt zu, es wird perückenhaft und wollig, setzt sich hart gegen das Gesicht ab (instruktiv ein Vergleich der beiden Johannesköpfe); die Zeichnung der Gesichtsformen und der Hände ist strenger und trockner, auch die Saumlinien wirken härter; die feinen Augen in den Faltenstegen haben sich auch hier zu Strichen verflüchtigt (vgl. den zweiten Apostel von rechts und besonders die Jungfrauen). — Wir wollen die Frage offen lassen, ob am Dom und der Liebfrauenkirche dieselbe Hand tätig war. Wenn es auch keineswegs unmöglich ist, so erscheint es doch fraglich, ob eine Entwicklung wie die geschilderte im Leben eines und desselben Künstlers, und vor allem in der kurzen Zeitspanne, um die es sich hier nur handeln kann, angenommen werden darf. Wie dem auch sein mag, dieselbe Werkstatt ist es zweifellos, und es scheint uns bei der vollkommenen Übereinstimmung des Stils im allgemeinen und den zahlreichen Beziehungen im einzelnen statthaft, beim Vergleich mit andern Kunstwerken geradezu von einer Persönlichkeit zu sprechen, im selben Sinne, wie auch der Archivoltenmeister ein Sammelbegriff für uns war.

Bleibt der Meister des Liebfrauenportals an handwerklicher Feinheit beträchtlich hinter den Domstatuen zurück, so muß ihm andererseits zugestanden werden, daß er in der Differenzierung der äußeren Form der Köpfe und des seelischen Ausdrucks einen großen Reichtum entfaltet. Zwar geht er in seinem Eifer gegebenenfalls unbekümmert zur Grimasse über (s. den zweiten Apostel von rechts; auch den Paulus kann man hier nennen); daneben aber stehen so feine Figuren wie der vor innerem Schmerz sich krümmende Apostel links (der zweite), oder der prachtvolle, vorhin mit dem Dompropheten verglichene Alte, der sich hinter dem oberen Ende der Bettstatt nach vorn schiebt, mit treuherzigem Gesicht über die Schulter seines jugendlichen Vordermannes blickt und diesen auf den eingetretenen Tod der Jungfrau aufmerksam macht. Wie viel ehrliche Bekümmernis liegt in den Zügen des sein Rauchfaß anfachenden Apostels! Freilich, nicht alle Köpfe spiegeln so stark den seelischen Schmerz wieder, mancher der Apostel schaut ziemlich teilnahmslos drein oder beschränkt sich auf eine klagende Gebärde. Das Gleiche gilt von den klugen und törichten Jungfrauen, denen wir deshalb keine eingehendere Würdigung zu schenken brauchen.

Erinnert man sich vor dem Tympanon des Liebfrauenportals der Archivoltenszenen am Dom, so fühlt man deutlich die ganze Kluft, die die Kunst des 13. Jahrhunderts von der Folgezeit trennt; das plastische Bildhauerideal ist einer malerischen Auffassung gewichen;

die heroiſche Ruhe und ſeeliſche Beherrſchtheit der alten Meiſter verdrängt eine bewegtere, ihrem innerſten Weſen nach bürgerlich-gemütvolle Kunſt. – Es iſt nicht anzunehmen, daß ſich dieſe Entwicklung in Worms früher als anderswo oder ſelbſtändig vollzogen hat. In der Tat läßt ſich auch für den Meiſter des Liebfrauenportals ein enger Zuſammenhang mit der oberrheiniſchen Kunſt feſtſtellen. Zunächſt gilt das wieder für das Thematiſche. In Straßburg waren die berühmten Reliefs mit dem Tod und der Krönung Mariä, dort gab es die Statuen der klugen und törichten Jungfrauen, die – ſelbſt im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts entſtanden – um 1300 ſchon in Freiburg und Baſel wiederholt wurden.[94] Hierher weiſen auch eine ganze Reihe von ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeiten. In Straßburg können wir den Ausklang der hochplaſtiſchen Kunſt des 13. Jahrhunderts und ihre allmähliche Umbildung an den Weſtportalen deutlich beobachten. Schon einige der Jungfrauen am rechten Portal ſind ſtark in flächiger S-Schwingung gebogen; der Körper verſchwindet mehr und mehr, das Gewand drängt ſich vor, ſeine Motive häufen ſich, die Säume ſpielen lauter und vernehmlicher. Bedeutung und Formenreichtum des Gewandes erreichen ihren Höhepunkt in den Propheten des Mittelportals, deren Körper nur mehr Träger der ungeheuren, alle Glieder bedeckenden und verhüllenden Stoffmaſſen zu ſein ſcheinen. Vereinzelt, am deutlichſten bei dem Äußerſten links, begegnet hier auch die Schwingung. Allen gemeinſam iſt die auch an Liebfrauen feſtgeſtellte ſchwülſtige Stiliſierung des Haars; das drohende Hochziehen der Brauen, die Faltenbrücke über der Naſe, die in Worms häufiger zu ſehen ſind, zeigen auch die Propheten. Umgekehrt kehren die ſteil anſteigenden Brauen von anderen der Wormſer Apoſtel bei einzelnen Straßburger Tugenden wieder. Auch die ſteilhohen Stirnen und leicht geſchlitzten, ſpitzovalen Augen ſtimmen überein.[95] Ein verwandter Zug iſt das Einknicken in den Knien der ſtehenden Figuren, das ſpäter auch der Gewändemeiſter nachahmt. Der Chriſtustyp des Liebfrauenmeiſters iſt dem Straßburger womöglich noch ähnlicher als der am Dom. Eine Reminiſzenz an den ſonſt ganz andersartigen Marientod der Südfaſſade dürfte das Motiv der durch das Gewand modellierten Hand ſein, das auch dort bei dem Chriſtus vorkommt. Auch darauf mag ſchließlich hingewieſen werden, daß die Maßwerkmotive an den Gewändeſockeln des Liebfrauenportals ausnahmslos und in ganz ähnlichen Formen am Straßburger Mittelportal anzutreffen ſind.


Abb. 6. Madonna vom Hauptportal der ehemaligen Liebfrauenkirche, jetzt im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz

Doch genug mit dieſen Einzelheiten. Sie waren nötig, um über mannigfache Unterſchiede hinaus die Brücke zu den großen Repräſentanten der Straßburger Schule zu ſchlagen. Worms iſt im ganzen einheitlicher und abgeklärter; es iſt das Ende einer Entwicklung, die ſich an den Straßburger Weſtportalen ruckweiſe vollzieht, ohne daß es jedoch hier zur letzten Löſung im Sinn des 14. Jahrhunderts käme. Die Blütezeit der dortigen Hütte war vorüber, bevor die allgemeine Entwicklung den entſcheidenden Schritt getan hatte. Nach der Vollendung der drei Portale, die um 1300 zu ſetzen iſt, fehlte es an großen Aufgaben, und das große Brandunglück von 1298 ſcheint den Architekten und Steinmetzen mehr als den Bildhauern zu tun gegeben zu haben. Eine ganze Anzahl der beſten Kräfte muß um jene Zeit Straßburg verlaſſen haben und nach Freiburg übergeſiedelt ſein.[96] Dort können wir die Entwicklung weiter verfolgen. Aber auch Straßburg ſelbſt iſt nicht bei den einzelnen Anſätzen, wie ſie die immer noch unverkennbar mit dem 13. Jahrhundert zuſammenhängenden großen Gewändeſtatuen zeigen, geblieben; auch hier vollzog ſich die entſcheidende Schwenkung zum Stil des vierzehnten, freilich nicht mehr an den großen Figuren der Portale. Wir finden die neue Kunſt in reinſter Form an einer Reihe kleinerer, dekorativer Skulpturen. In den beiden Frieſen beſonders, die an der Nord- und Südſeite der Faſſade unter dem Laufgang auf der Grenze des erſten und zweiten Geſchoſſes angebracht ſind, iſt ſo gut wie jede Erinnerung an den klaſſiſchen Stil des 13. Jahrhunderts geſchwunden. Man vergleiche insbeſondere die wenigen bibliſchen Szenen, die ſich hier unter zahlreichen Phyſiologus- und Genredarſtellungen finden, am beſten das Opfer Abrahams.[97] Hier haben wir den Stil des Liebfrauenportals. Was wir oben bei der Beſchreibung des Marientympanons geſagt haben, ließe ſich hier wiederholen, ſo groß ſind die Übereinſtimmungen im Stilcharakter. Man beachte die aufeinanderſitzenden, am Boden auslaufenden Gewänder mit flachen, runden und weichen Falten (vgl. den Wormſer Apoſtel ganz links mit dem Abraham); den über die linke Schulter des Patriarchen geworfenen Mantelzipfel mit ſeinen großen, ſchön und reich geſchwungenen Saumlinien;

auch hier sind sie wie in Worms mit Vorliebe vor einen ruhigen Grund gesetzt, wofür das Gewand des kleinen Isaak noch weitere Beispiele bietet. Man findet hier sogar die gleichen Saumfiguren, wenn man etwa die Tücher über dem Bett der Maria in Worms vergleicht. Straßburg birgt also in dem reichen Skulpturenschatz seiner Westfassade alle Voraussetzungen und die unmittelbaren Vorstufen auch der Kunst des Wormser Liebfrauenmeisters.

Ein festes Datum für die beiden Friese fehlt,[98] doch läßt sich von anderer Seite für die Entstehungszeit des Wormser Portals ein bestimmter Anhaltspunkt gewinnen. Historische Nachrichten und die Betrachtung der Architekturformen wies uns bereits in die Zeit um 1310. So wird mit Recht auch die schöne Madonna datiert, die vom Portalpfeiler der Mainzer Liebfrauenkirche stammt und in das Altertumsmuseum der Stadt gekommen ist (Abb. 6). 1311 wurde die Kirche geweiht, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß damals der Chor und das unmittelbar anstoßende Hauptportal vollendet gewesen sind. Die Archivolten sind etwas älter, wohl schon um 1300 entstanden. Die im Stil ganz anders geartete Madonna ist später, höchstwahrscheinlich unmittelbar vor der Weihe aufgestellt worden; es ist nicht denkbar, daß dieser hervorragende Platz bei dem feierlichen Akt noch unbesetzt gewesen wäre. Mit den Wormser Liebfrauenskulpturen zeigt die Madonna eine allgemeine, aber unverkennbare Ähnlichkeit im Stil, sodaß man ungefähre Gleichzeitigkeit der Entstehung annehmen muß.[99] Die spätere Mainzer Plastik, die Grabdenkmäler von 1320 und 1328 sind nicht mehr mit Worms zu vergleichen. An diese Zeit kann auch wegen der oben nachgewiesenen Abhängigkeit des um 1315—20 arbeitenden Gewändemeisters vom Johannesmeister nicht mehr gedacht werden. So entspricht also auch der Stil des Liebfrauenwestportals dem oben aus verschiedenen Gründen vorgeschlagenen Datum.

Es bleibt nun noch zu untersuchen, wie weit der Meister des Liebfrauenportals mit der älteren Wormser Kunst zusammenhängt. Wenn sich auch, wie bereits angesichts der beiden Domstatuen des Johannesmeisters bemerkt wurde, manche verwandte Züge durch die Gemeinsamkeit der Abstammung — Straßburg — erklären, so legt anderes doch die Vermutung nahe, daß auch ein noch engerer Zusammenhang besteht. Wir heben einige Übereinstimmungen dieser Art hervor. Der Domprophet zeigt jene fischförmige Mundbildung mit schmalhochgezogener Oberlippe, die ab und zu in den Archivolten vorkommt (Kain, die Frau im Kindermord); die schmalen, in den Winkeln so lose wider den Lidern sitzenden Augen entsprechen der Bildung bei der Eva der Vertreibung und vielen anderen. Am Liebfrauenportal sind es besonders die klugen und törichten Jungfrauen, die an den Archivoltenmeister erinnern. Ihr Kopftyp ist dem der Frauen am Grab sehr ähnlich; hier auch dieselbe Figur und Gewandbehandlung, gleiche Gesten und Handbildung. Vielleicht ist am Bogenfeld sogar noch ein Nachklang des ersten monumentalen Gotikers in Worms, des Annenmeisters zu verspüren. Wenigstens zeigt die tote Maria des Westportals eine auffällige physiognomische Verwandtschaft mit der heiligen Anna.[100] Es scheint sich also in Worms seit der Tätigkeit des Annenmeisters eine lokale Tradition gebildet zu haben, aus der der Archivoltenmeister und der Johannesmeister hervorgegangen sein mögen. Entscheidend für ihren Stil war aber in erster Linie der ununterbrochene und stets frische Zusammenhang mit der Straßburger Münsterhütte.

So bietet Worms um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert das Bild einer lokalen Entwicklung von typisch-provinzialer Färbung. An Künstlern ersten Ranges fehlt es ganz, doch garantiert die ununterbrochene Verbindung mit dem Mittelpunkt der großen Schule eine gewisse Qualität und verhindert Stagnation. Die allgemeine Entwicklung wird weniger gefördert als mitgemacht und abgewandelt. Die lokale Sonderart äußert sich in erster Linie negativ. In dem Augenblick, da der Zusammenhang mit der großen Schule aufhört, läßt sich der Niedergang und die Verrohung der heimischen Kunst nicht mehr aufhalten. — Man muß annehmen, daß die Wormser Künstler Jahrzehnte lang regelmäßig an den Oberrhein wanderten und in Straßburg lernten. Gewiß ist es kein Zufall, wenn Worms im späteren Mittelalter zum Verband der Straßburger Oberhütte gehörte, während Mainz mit Köln vereint war; hier hat eine alte Gewohnheit rechtskräftige Gestalt angenommen.[101]

Mit dem Westportal der Liebfrauenkirche geht die Wormser Monumentalplastik von Bedeutung zu Ende. Was am Dom noch fehlte, vollendeten ortsansässige Steinmetzen, denen die große Schule fehlte. Aus dem 14. Jahrhundert sind nur einzelne Statuen erhalten, die sich weder mit den Zyklen um 1300 noch unter sich verknüpfen lassen.[102] Auch die Architektur stellte neben dem sehr langsam voranschreitenden Ausbau der Liebfrauenkirche und der Domkapellen keine großen Aufgaben. Erst der Neubau des Domkreuzgangs im ausgehenden 15. Jahrhundert eröffnete der Bildhauerkunst ein neues, reiches Feld.

Anmerkungen

1. Das Nähere in „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen" Kreis Worms, bearbeitet von E. Wörner, Darmstadt 1887, zitiert „Kdm.". Eine eingehende Darstellung der politischen und Kulturgeschichte der Stadt Worms enthält H. Boos: Geschichte der rheinischen Städtekultur, 4 Bände, 2. Auflage, Berlin 1897—1901; dazu vom gleichen Verfasser: Quellen zur Geschichte der Stadt Worms, 3 Bände, Berlin 1886—1893.

2. Das Südportal ist bisher fast immer nur nach der symbolisch-theologischen Seite behandelt worden; eine Ausnahme macht lediglich K. Moriz-Eichborn: Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters, Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 16, Straßburg 1899, S. 343—45, der auch den Zusammenhang mit der oberrheinischen Plastik richtig erkannte. Die ältere Literatur vollständig in Kdm. S. 185 Anm.

3. Kdm. S. 176 ff. und Fig. 75 (Grundriß), 77 (Längenschnitt), 78 (Südfront des Doms). Eine Gesamtansicht des Portals in unserem Text S. 115 nach einer von Herrn Hofphot. Füller-Worms freundlichst zur Verfügung gestellten Aufnahme, zwei größere bei der Meßbildanstalt (Worms 221, 1 und 2) und bei Photograph Blumberger-Worms; die Platten der zahlreichen Einzelaufnahmen des Verfassers im Denkmalarchiv Darmstadt, andere von Professor Hamann bei Dr. Stödtner-Berlin. Herrn Dompropst Schreiber bin ich für die Erlaubnis zum Photographieren zu großem Dank verpflichtet.

4. Zwei davon erneuert.

5. Abgedruckt bei Baur, Hessische Urkunden II S. 423 Nr. 441; sie fehlt bei Boos.

6. Baur II S. 769 Nr. 767 und Boos, Quellen II S. 68 Nr. 103 (hier vollständig).

7. Ich verdanke diese Angaben Herrn Dombauführer Brand, der mir überhaupt stets mit Rat und Tat freundlichst zur Seite gestanden hat.

8. Über dem Baldachin des Posaunenengels beginnen die Schichten durchzulaufen, und die Steine binden schön ineinander ein.

9. Das früheste Beispiel in unserer Gegend scheint der nördliche Kreuzgangflügel der Stiftskirche in Wimpfen zu enthalten; vgl. Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen, Kreis Wimpfen S. 285. Aber auch hier wird bereits mit dem vorgerückteren 14. Jahrhundert gerechnet.

10. Nach Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler IV S. 311 wäre das Oppenheimer Hochschiff um 1320 errichtet. Das ist sicher falsch; es war fertig, als 1317 mit dem Anbau der Seitenkapellen begonnen wurde. Das in Frage kommende Joch ist das östlichste und späteste, da man offenkundig von West nach Ost baute. Vgl.: Die Katharinenkirche zu Oppenheim, herausgegeben von C. Hertel mit erläuterndem Text von Friedrich Schneider, Mainz 1877; s. a. Pinder, Mittelalterliche Plastik Würzburgs, Würzburg 1911, S. 23.

11. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden I (Frankfurt 1902) S. 153.

12. Abguß im Germanischen National-Museum, Abb. bei Kemmerich, Frühmittelalterliche Porträtplastik (Leipzig 1909) S. 155.

13. Es ist nicht gut denkbar, daß man den Chor zuerst errichtet, dann aber, weil er beim Aufbau des Portals im Wege war, wieder abgerissen hätte.

14. Die (sehr wahrscheinliche) Identität der heutigen Annen- und Georgskapelle mit der Bartholomäus- und Thomaskapelle des Ablaßbriefs vorausgesetzt; vgl. Kdm. S. 158.

15. Über die Entwicklung des gotischen Portals vgl. außer den grundlegenden Kapiteln bei Viollet le Duc, Dict. rais. de l'Archit. und Dehio und von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, die Bemerkungen R. Reiche, Das Portal des Paradieses am Dom zu Paderborn, Straßb. Diss. 1905, wo auch die ganze Literatur. Die wichtigeren deutschen Portale zusammengestellt bei E. Redslob: Das Kirchenportal, Jena o. J.

16. Beiderseits ging dann natürlich wieder ein schmaler Streifen durch die Aufmauerung des gotischen Gewändes verloren.

17. Man empfindet sie am stärksten, wenn man vom Andreastor kommt. Übrigens kann der Meister durch Wimpergfenster, wie sie auch Oppenheim zeigt, angeregt worden sein.

18. Unbegreiflich ist die Behauptung Moriz-Eichborns (a. a. O. S. 344), das Wormser Portal stelle eine Mittelstufe zwischen dem Straßburger und Freiburger Portaltyp dar. In seiner Besonderheit ist es zweifellos von beiden ganz unabhängig.

19. Das Sockelgesims, das sich wie bei den anderen Jochen um die Lisenen herumkröpft und in die Nische hineinführt, wurde hier abgearbeitet. In neuerer Zeit hat man es links wiederhergestellt.

20. Es verdeckt die ganze Nordostwand des Nikolauschörleins, deren Fenster infolgedessen blind wird. Das Maßwerk ist lose vor die Wand gesetzt. S. Kdm. Fig. 83.

21. Die großen Baldachine am Gewände bestehen aus sechsseitigen Rippengewölben, die auf nasenbesetzten Spitzbogen ruhen; diese sind entweder mit Kielbogen oder mit Wimpergen überdeckt, die beide mit Krabben besetzt sind und in Kreuzblumen endigen. Dazwischen oft Fialen. Über dem Gewölbe ein niedriger polygonaler Aufbau. Die Baldachine an der Nikolauskapelle sind zum Teil abweichend gebildet; am einfachsten sind die der Archivolten; hier kommen Kielbogen statt der Wimperge nirgends vor.

22. Es kommen am Domportal drei verschiedene Blattarten vor: Eiche, Ahorn und Akanthus (in seiner typischgotischen Stilisierung), der letztere am häufigsten. Gleich schöne Zeichnung und frische, volle Form findet man auch an der Südostecke, dagegen ist das Blattwerk an dem Wimperg des mittleren Chorfensters schon sehr flau.

23. Die Füllung der Kehlen mit Blattwerk, die sechseckigen Nischensockel; der Querschnitt der Nischen hingegen ist schon rechtwinkelig; man vergleiche auch die Krabben am Wimperg! Abbildung des Mainzer Portals bei Alfred Stix: Die Plastik der frühgotischen Periode in Mainz. Kunstgeschichtliches Jahrbuch der Centralkommission (Wien) 1909 S. 127.

24. Die obersten der großen Baldachine sind rechts auf das alte birnstabförmige, links auf das neue Profil zugearbeitet.

25. Aus dem Verband läßt sich nichts erkennen, das Fenster ist in den entscheidenden oberen Teilen aus statistischen Gründen für sich gearbeitet und von den Archivolten durch eine Fuge getrennt.

26. Für das örtlich und zeitlich naheliegende Wimpfen wissen wir ganz bestimmt, daß der leitende Architekt und der Bildhauer identisch waren.

27. Jedenfalls kann man die erwähnten Unterschiede nicht durch eine Art Arbeitsteilung erklären; auch in diesem Fall hätte man sich zweifellos an e i n e n Plan gehalten und nicht mit den Profilen gewechselt.

28. Kdm. S. 184. Vgl. J. Sauer, Symbolik des christlichen Kirchengebäudes (Freiburg i. B. 1902) S. 64.

29. Der Christus ist, da der linke Arm abgebrochen ist, durch eine Eisenklammer am Gewände befestigt; eine der ganz wenigen Reparaturen, die man am Portal findet.

30. Diese Darstellung ist im Mittelalter sehr selten. Nach Detzel, Christliche Ikonographie, Freiburg 1894 II S. 597, kommt sie auf altchristlichen Sarkophagen vor.

31. Da auch Petrus keinen Nimbus trägt, könnte der Bischof ebensogut ein Heiliger sein; auch das Fehlen eines Wappens könnte darauf hinweisen. Andererseits paßt das Herausschauen aus der Szene wieder gut zu einem Stifter. Eine Identifizierung ist nicht möglich, da die Gesichtszüge zu wenig individuell sind. Auch ließen sich von den in Betracht kommenden Bischöfen (Emicho von Neu-Bamberg 1294—99, Eberwin von Kronenberg 1299—1308 und höchstens noch Emerich von Schöneck 1308—1318) weder Siegel noch sonstige Bildnisse auftreiben.

32. Organ für christliche Kunst XXIII 1873 S. 107.

33. Abguß im Germanischen National-Museum in Nürnberg, danach Abbildung u. a. bei A. Michel, Histoire de l'art, Paris 1905 ff., t. II, 2 p. 768. Der „Maître Erike", der nach Michel das Portal gemacht haben soll, ist ein Steinmetz, der sich am südlichen Ostturm verewigt und mit dem Südportal natürlich nichts zu tun hat. S. Kdm. S. 164.

34. Ein im Gegensinn gehaltener Holzschnitt bei Joh. Wolf: Lectionum memorabilium reconditarum centenarii XVI (Laungen 1600) II p. 869, zeigt wenigstens noch die Fahne. Der Kelch wird in der Beschreibung ausdrücklich genannt und ist zudem das gewöhnliche Symbol der reitenden Ekklesia, die damit das Blut aus der Seitenwunde Christi auffängt. Vgl. den Hortus Deliciarum und die folgende Anmerkung.

35. Ausführlich handelt über den Gegenstand Paul Weber, Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst, Stuttgart 1894. S. a. Sauer, Symbolik S. 250 und 251 Anm. und Eugen Kranzbühler, Verschwundene Wormser Bauten, Worms 1905, S. 48.

36. Für die Statuen der Nikolauskapelle konnten wir dies ja bündig nachweisen. Ferner ist es wenig wahrscheinlich, daß man von Anfang an die zweimalige Gegenüberstellung von Christentum und Judentum plante (bei der Kreuzigung in den Archivolten und an der Ecke der Annenkapelle). Man hätte dann doch wohl unter das Kreuz eher Johannes und Maria gestellt.

37. Zu ihren Füßen der von ihr in der Disputation besiegte Kaiser Maxentius; so auch beispielsweise an einer Statuette im Altertumsmuseum der Stadt Mainz (vgl. Anm. 50) und bei der großen Statue an der Katharinenkapelle des Straßburger Münsters.

38. Kranzbühler a. a. O. S. 35.

39. Vgl. Kranzbühler a. a. O. S. 35 mit Abb.

40. Die ältere Literatur Kdm. S. 185 Anm.; die beiden grundlegenden Aufsätze von Friedrich Schneider jetzt auch in den „Kunstwissenschaftlichen Studien" I, herausgegeben von E. Hensler, Wiesbaden 1913 S. 1 ff. Weiter vgl. Sauer, Symbolik S. 368 Anm. 1 und zuletzt Erich Grill: Ein neuer Versuch zur Erklärung usw. „Vom Rhein" (Monatsblatt des Wormser Altertumsvereins) 13. Jahrg. 1914 S. 35—37. An der alten Überlieferung, daß die von Grill Ekklesia, von den

älteren Autoren Wahrer Glaube genannte Figur in der rechten Hand einen Pfeil hielt, iſt m. E. nicht zu zweifeln, da das gefiederte Ende dieſes mit der Spitze nach unten gehaltenen Attributs deutlich noch erhalten iſt. Man kann es unmöglich zu einem Kreuzesſtab ergänzen, wie Grill vorſchlägt. Wenn ich trotzdem ſeine Benennung Ekkleſia übernehme, ſo geſchieht das, weil die betreffende Statue offenkundig als Gegenſtück zur Synagoge gedacht iſt. Übrigens beſagt die ſeitherige Bezeichnung „Wahrer Glaube“ im Grunde ja dasſelbe. — Das Kliſchee zu unſerer Abb. 4 S. 135 verdanken wir der Güte des Herrn Archivrats Profeſſor Dr. Weckerling in Worms.

41. Schneiders und Dehios Vermutung, daß die Figur nachträglich vorgerückt worden ſei, trifft nicht das Richtige; die Figur ſtand immer ſo, und die Konſole iſt darauf eingerichtet.

42. Derſelbe Gegenſtand in Freiburg an der Konſole des einen Grafen und einem Strebepfeiler der Nordſeite. Vgl. die Erklärung von Schneider a. a. O. (Anm. 40).

43. Sauer, Symbolik S. 365.

44. So Sauer, Symbolik S. 323.

45. Eine ſolche Pointierung der Portalidee wäre im ſpäteren 14. Jahrhundert, wo das Verſtändnis für die ſcholaſtiſchen Feinheiten der Kirchenſymbolik ſtändig abnimmt, ſchwerlich denkbar.

46. Wilhelm Pinder, Mittelalterliche Plaſtik Würzburgs, Würzburg 1911.

47. Auch in Frankreich gibt es eine ähnliche, vermutlich der deutſchen voraus- und vorangehende Entwicklung.

48. Wie nah ſie in der Tat Rundſkulpturen kommen, zeigt ein Vergleich mit der wirklich freiplaſtiſchen Verkündigung; hier beſteht nur mehr ein Unterſchied der Technik, nicht aber der optiſchen Wirkung. Übrigens mußte der Bildhauer häufig Steinſtützen ſtehen laſſen, um beſonders exponierten Teilen beſſeren Halt zu geben.

49. Man vergleiche, was Pinder a. a. O. S. 58ff. und S. 69 über den „primitiven Stil“ des 14. Jahrhunderts ſagt. Ich kann mich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß er die entwicklungsgeſchichtliche Bedeutung dieſer Stilphaſe etwas überſchätzt.

50. Auch ſonſtwo findet ſich dieſe ganz ſtereotype Linie häufig, z. B. an den klugen und törichten Jungfrauen der Wormſer Liebfrauenkirche, an einer heiligen Katharina im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz (Mzr. Ztſchr. VI 1911 Taf. 8,4), bei ihren Verwandten in der Sammlung Schnütgen (Witte, Taf. 65) und noch am Oberweſeler Altar.

51. Das Ende dieſer Entwicklung zeigt das Grabmal des Erzbiſchofs Aſpelt im Mainzer Dom. Vgl. H. Börger, Grabdenkmäler im Maingebiet, Leipzig 1907, Taf. 7 und die Bemerkungen im Text S. 22/23.

52. Man darf ſich hier nicht durch gewiſſe ſcheinbare Unterſchiede in den Abbildungen Taf. II irre führen laſſen; a iſt vom Erdboden, alles andere vom Gerüſt der Nikolauskapelle aus aufgenommen. Die Aufnahme a, die ich Herrn Profeſſor Hamann verdanke, leidet weniger unter den Verkürzungen, die ſich vom Gerüſt aus nicht vermeiden ließen.

53. Abguß in Nürnberg. Gute Frontalaufnahme vom Erdboden aus von Profeſſor Hamann bei Dr. Stödtner, Details in Darmſtadt (Denkmalarchiv). Unſere Abbildung nach einer von Herrn Photographen Blumberger-Worms freundlichſt zur Verfügung geſtellten Aufnahme.

54. Der einzige andere am Portal beſchäftigte Bildhauer, der in Betracht kommen könnte, iſt der Johannesmeiſter (ſ. unten); aber bei ihm iſt z. B. die Haar- und Augenbehandlung ſo vollkommen anders, daß wir uns nicht entſchließen können, die Ekkleſia triumphans mit ihm in Verbindung zu bringen.

55. Photographien der Konſole und einer Scheitelmaske von der Südoſtecke in Darmſtadt (Denkmalarchiv), des rechten Waſſerſpeiers bei Dr. Stödtner.

56. Aug. Feigel, Die Stiftskirche zu Wimpfen und ihr Skulpturenſchmuck, Hall. Diſſ. Halle 1907.

57. Man empfindet das deutlich beim Durchblättern etwa der Documents de sculpture française von Vitry-Brière oder des Trocaderowerks von Marcou.

58. Eine Ausnahme macht höchſtens das bereits erwähnte romaniſche Tympanon des Südportals.

59. Joh. Friedr. Schannat, Historia episcopatus Wormatiensis . . . 2 Bände, Frankfurt a. M. 1784.

60. Vgl. darüber Franz Falk, Heiliges Mainz (Mainz 1877) S. 66ff.

61. Übrigens kam der urſprüngliche, offenbar recht großartig gedachte Plan nicht unverändert zur Ausführung; namentlich im Hochbau mußte er ſich ſtarke Kürzungen und Vereinfachungen gefallen laſſen.

62. Auch Wörner denkt an das 13. Jahrhundert, ſ. Kdm. S. 212.

63. Das ſeiner ganzen Anlage nach aufs engſte verwandte, zugleich aber ſtiliſtiſch weſentlich fortgeſchrittene Weſtportal der Stiftskirche zu L a n d a u muß bald nach 1300 entſtanden ſein. Ich komme darauf demnächſt im „Pfälziſchen Muſeum“ zurück.

64. So auch die heilige Anna im Bamberger Dom (Haſak a. a. O. S. 58 Abb. 54); doch wäre auch die Darſtellung des Kindes in den Armen der Maria, alſo eine Anna Selbdritt in dieſer Zeit nichts ganz außergewöhnliches. Eine gotiſche Anna-Selbdritt des 13. Jahrhunderts aus Rufach im Kolmarer Muſeum; thronende gibt es ſogar ſchon in romaniſcher Zeit. Auch wenn man, wie es häufig geſchieht, die Bamberger Statue als Madonna erklärt, iſt an der Deutung der Wormſer Figur als Anna nicht zu rütteln. Darauf weiſt ſowohl der Kopfputz der Mutter wie das Krönlein des Kindes hin.

65. Die Figuren waren ſicher ſchon vor der Anbringung des kleinen, heute das Portal überdeckenden Vordaches (um 1400?) geſchützt aufgeſtellt, denn ſie zeigen keine Spur von Verwitterung; ſie mögen in einer Vorhalle oder im Innern der Kirche geſtanden haben.

66. Feigel a. a. O. S. 34ff. Der König ſteht ruhig, faſt ohne Kontrapoſt; das Gewand zeigt namentlich an den Seiten volle, tief durchgebildete Formen; die Säume ſitzen ſchon leicht aufeinander. Übrigens ſtehen auch in Wimpfen neben heftig bewegten ganz ruhig gehaltene Figuren.

67. Kunſtdenkmäler des Königreichs Bayern, Unterfranken XII S. 56/57. Photos bei Hofphotograph Gundermann-Würzburg.

68. Man vergleiche etwa den an der linken Hüfte herabhängenden Zipfel oder auch die reiche Nuancierung und feine Wellung des Haars in Straßburg und die etwas gefühlloſe Gleichmäßigkeit bei der kleinen Maria in Worms und ſo vieles andere.

69. Knauth im Straßburger Münſterblatt VI, 1912 S. 9 ſetzt den Beginn der Faſſade ſogar erſt 1277.

70. A. Stix: Die Plaſtik der frühgotiſchen Periode in Mainz. Kunſtgeſchichtliches Jahrbuch der K. K. Zentralkommiſſion III, 1909 S. 99ff.

71. Einzig und allein die furchtbar zerſtörte Frauenſtatue (Maria einer Heimſuchung? vgl. Bamberg) im Kreuzgang von St. Stephan ſcheint mit dem Archivoltenmeiſter verwandte Züge zu haben; aber auch dieſe Figur ſteht in der Mainzer Plaſtik ganz allein und könnte, eher als daß ſie den Ausgangspunkt des Wormſer Bildhauers bildet, auf die gleiche Quelle zurückgehen. Jedenfalls läßt ſie ſich nur mit ſeinen ſpäteſten Werken (triumphierende Kirche) vergleichen. Über die Figur und ihre Schickſale vgl. Friedrich Schneider, Kunſtwiſſenſchaftliche Studien I S. 165/66.

72. Vgl. beſonders Paul Hartmann, Die ſchwäbiſche Monumental-Plaſtik, München 1910 und S. Graf Pückler-Limpurg: Die Nürnberger Bildnerkunſt um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts. St. z. d. Kg. 48, Straßburg 1904. Hätte Hartmann die Statuen der Straßburger Katharinenkapelle in ſeine Unterſuchung einbezogen, ſo wäre klar geworden, daß ſich die Rottweiler Schule reſtlos von Straßburg ableiten läßt, ſodaß es ganz unnötig iſt, einen (in Wirklichkeit auch gar nicht exiſtierenden) gemeinſamen franzöſiſchen Ausgangspunkt für beide zu ſuchen.

73. Fr. Secker, Die frühen Bauformen der Gotik in Schwaben, St. z. d. Kg. 138, Straßburg 1911.

74. Das gleiche Motiv — Chriſtus mit den Särgen der Auferſtehenden zu Füßen — übrigens ſchon am Weltgerichtspfeiler im Straßburger Querſchiff.

75. Der Ezechiel iſt in Straßburg jedenfalls unter den großen Statuen des Mittelportals dargeſtellt, allerdings ohne die ſymboliſchen Zutaten der Wormſer Figur.

76. Vgl. darüber Fr. Secker: Die Skulpturen des Straßburger Münſters ſeit der franzöſiſchen Revolution. St. z. d. Kg. 150, Straßburg 1912. Leider ſind Seckers Angaben im einzelnen häufig nicht zuverläſſig; an den Tympanen der Weſtfaſſade z. B. iſt ſehr viel mehr alt als er angibt.

77. Für die Stärke der Beziehungen vergleiche beiſpielsweiſe die Darſtellung im Tempel, die in Straßburg beſſer erhalten iſt (Dacheux: La Cathédrale de Strasbourg, Straßburg 1900 Taf. 9). Im übrigen ſ. Pückler-Limpurg l. c. p. 16 ff.

78. Über das Freiburger Chorportal ſ. Vöge in Freiburger Münſterblätter XI, 1915 S. 1 ff. Gmünd und Ulm bei Hartmann.

79. Abb. bei Haſak a. a. O. S. 122 und Dacheux Taf. 8.

80. Abb. bei Moriz-Eichborn a. a. O. Taf. V.

81. Gute Abbildungen bei Dacheux a. a. O. Taf. 9 u. 9 bis.

82. Von dem Meiſter des Wormſer Tympanons und den anderen geringeren vom Archivoltenmeiſter mehr oder weniger abhängigen Kräften iſt nicht anzunehmen, daß ſie ſelbſt in Straßburg gelernt haben: ihre Kunſt reſultiert lediglich aus dem, was es in Worms an Straßburger Schulgut gab.

83. Jener Zug von Verdroſſenheit, der ſich im frühen 14. Jahrhundert auf ſo vielen Geſichtern findet, wird auch hier als Unterton überall fühlbar. Übrigens berührt ſich der Gewändemeiſter in ſeiner reichen pſychiſchen Differenzierung mit dem Meiſter des Liebfrauenportals (ſ. unten S. 137), von dem er überhaupt abhängig zu ſein ſcheint (ſ. unten).

84. In Betracht käme noch der Johannesmeiſter bezw. der Meiſter des Liebfrauenportals, von dem unten noch die Rede ſein wird; unſer Gewändemeiſter hat wenigſtens den Johannesmeiſter nachweislich als Vorbild benutzt.

85. Ich weiß wohl, daß oft die allererſten Künſtler ſolche Werkſtücke anfertigten; das ändert aber nichts an der Tatſache, daß weitaus die meiſten Schlußſteine, Konſolen uſw. von untergeordneten Kräften ausgeführt wurden. Im übrigen bin ich mir des hypothetiſchen Charakters meiner Erklärung durchaus bewußt.

86. Jedenfalls geht es nicht an, aus der Inſchrift „Heiliger Anſelmus" herauszuleſen und in dem Biſchof eine Darſtellung des berühmten engliſchen Theologen zu ſehen.

87. Moriz-Eichborn a. a. O. S. 345.

88. S. Hefner-Alteneck, Trachten, Kunſtwerke etc. II Taf. 159. Weitere Beiſpiele ein verſchwundener Grabſtein aus St. Margareth in Straßburg vom Jahre 1320 (Sitz.-Ber. d. Bayer. Ak. d. Wiſſ. Phil. hiſt. Kl. 1910 Taf. 3), die beiden ſchönen Marburger Grabſteine (Mitt. d. Germ. Nat.-Muſ. 1911 S. 12/13; vgl. auch B. Meier in Monatshefte f. Kunſtwiſſ. VI, 1913 S. 64 ff.). Vielleicht das früheſte Vorkommen von ailettes zeigt der Ritter am Waſſenberger Chorgeſtühl in Köln (H. Reiners, Die rheiniſchen Chorgeſtühle der Frühgotik, Straßburg 1909, S. 34 ff.).

89. Das Tympanon ſchließt offenbar an den Stil der allegoriſchen Figuren (mit dem heiligen Nikolaus vgl. etwa die Ekkleſia) an, enthält aber auch Nachklänge des Archivoltenſtils (vgl. den Biſchof am Tympanon, woher Form der Mitra, Halsausſchnitt der Kaſel und Friſur übernommen zu ſein ſcheinen).

90. Vgl. etwa die ſeitlich über die Schenkel des Weltenrichters hinausgezogene Faltenbauſche, die Partie zwiſchen den Knien mit dem Chriſtus der Krönung, überhaupt das ſcharfgeſchnittene des Gewandſtils.

91. Wir haben hier eine der früheſten Darſtellungen der beiden Szenen in einem Bogenfeld. In Straßburg waren ſie noch getrennt. Später findet man die Vereinigung im Wormſer Schema ſehr häufig (z. B. Gmünd, Augsburg, Eßlingen, Freiburg uſw.).

92. Ich bin nicht in der Lage eine ältere plaſtiſche Darſtellung dieſes genrehaften Motivs nachzuweiſen.

93. Erwähnt mag auch werden, daß eines der Steinmetzzeichen, das T-förmige, am Liebfrauenportal ebenſo vorkommt wie am Dom, und zwar an der unteren Portalhälfte. Das könnte vielleicht darauf hinweiſen, daß der Gewändemeiſter auch am Liebfrauenportal, vermutlich als untergeordneter Steinmetz, tätig geweſen iſt.

94. Daß auch Baſel einen ganzen Zyklus von klugen und törichten Jungfrauen beſaß, hat neuerdings wieder Altwegg in Baſler Zeitſchrift für Geſchichte und Altertumskunde XIII, 1913 S. 194 ff. betont.

95. Vgl. namentlich den in Hirths Formenſchatz 1894 Nr. 18 abgebildeten Kopf und den Wormſer Paulus mit dem Sterbekreuz, wo dieſe Eigentümlichkeit beſonders übertrieben iſt.

96. Dehio, Handb. d. deutſchen Kunſtdenkm. IV, S. 107.

97. Abb. bei Kraus, Kunſt und Altertümer in Elſaß-Lothringen Bd. I S. 472.

98. Es läßt ſich nur feſtſtellen, daß ſie älter ſind als der Bauteil, an dem ſie angebracht ſind. Bei der Verſetzung an ihren jetzigen Platz mußten beiderſeits Anſchlußſtücke an die Architektur angefertigt werden, deren Stil von den Hauptteilen der Frieſe abweicht. Knauth nimmt an, daß dieſe urſprünglich in Höhe der Seitenſchiffhauptgeſimſe angebracht waren, jedenfalls aber, daß ſie noch aus erwiniſcher Zeit ſtammen. Vgl. Straßburger Münſterblatt VI, 1912 S. 24 und 45.

99. Man vergleiche einzelne Saummotive, wie etwa den kleinen Zipfel auf dem rechten Oberſchenkel der Mainzerin mit dem Motiv unter dem Ellbogen der liegenden Wormſer Maria; weiterhin das ſtark ſtiliſierte Haar, die ſchmalgeſchlitzten Augen; mit der Haltung der ganzen Figur etwa den Dompropheten. Übrigens waren, ſoweit die allein erhaltenen Zeichnungen ein Urteil geſtatten, die vier Mainzer Gewändeſtatuen mit der Türpfeilermadonna etwa gleichzeitig. Die Datierung um 1310 haben Dehio und von Bezold, Denkmäler der deutſchen Bildhauerkunſt, 14. Jahrhundert, Taf. 23, vorgeſchlagen; auch Stix a. a. O. S. 126 gibt eine ähnliche (1305—15).

100. Auch Einzelheiten ſind ſehr ähnlich: die ſchmale Naſe mit leicht konkavem Rücken, die etwas überhängende Kuppe, die Führung der Brauen und, wenn man will, auch die Falten des Kopftuchs, die Form des Haars, der kleine flache Mund mit den leiſe geſenkten Winkeln, das Grübchen zwiſchen Mund und Kinn, die leicht vorgeſchobene Unterlippe uſw. (auch die kleine Maria iſt zum Vergleich heranzuziehen).

101. Das ſcheint aus der Straßburger Steinmetzenordnung von 1459 hervorzugehen; vgl. Ferd. Janner, Die Bauhütten des deutſchen Mittelalters, Leipzig 1876. Übrigens iſt Mainz ja auch in ſpätromaniſcher (Weſtchor des Domes) und frühgotiſcher Zeit (Domkapellen) aufs ſtärkſte vom Niederrhein (Köln) abhängig, während Oppenheim (Katharinenkirche) ober- und niederrheiniſche Einflüſſe zu verſchmelzen ſcheint. Vgl. Schneider a. a. O. (Anm. 10).

102. Zu nennen ſind hauptſächlich ein prachtvoller Schmerzensmann aus der Mitte des 14. Jahrhunderts im Paulusmuſeum und eine etwas ſpätere Madonna an dem ehemaligen Kapuzinerkloſter ſüdlich der Liebfrauenkirche. Eine Madonna und mehrere Konſolen im Chorumgang von Liebfrauen (um 1370) ſind nicht bedeutend. Vielleicht dürfen in dieſem Zuſammenhang als in den Wormſer Kunſtkreis gehörig auch die Limburger Madonna in St. Maria im Kapitol (Kunſtdenkmäler der Rheinprovinz VII, 1 S. 240/41) und das Niſchenrelief an der (gotiſchen) Weſtfaſſade der Kloſterkirche Limburg a. H., beides noch aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts, angeführt werden. Das Weſtportal der Landauer Stiftskirche wurde Anm. 63 ſchon erwähnt. Das Wormſer Dreijungfernrelief ſtammt natürlich nicht, wie Moriz-Eichborn (a. a. O. S. 349 ff.) will, aus dem frühen 14. Jahrhundert, ſondern aus der erſten Hälfte des 15., wie Back, Mittelrheiniſche Kunſt (Frankfurt 1910) S. 25 und andere richtig angeben.

XI.

Die Mainzer Judenerben

Beitrag zur Topographie des alten Mainz

von Siegmund Salfeld

WANN und wo in Mainz ſich Juden zuerſt angeſiedelt haben, läßt ſich urkundlich nicht feſtſtellen. Ihre Einwanderung in das alte Moguntiacum meldet keine Geſchichtsquelle, bezeugt kein aus der Vergangenheit überkommenes Denkmal. Wir ſind für das 1. Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung lediglich auf Vermutungen angewieſen. Auch die Sage, aus der vielleicht ein geſchichtlicher Kern zu ſchälen wäre, und die den Wormſern von einer jüdiſchen Kolonie in vorchriſtlicher Zeit erzählt, läßt uns im Stich. Ob von den ſprachgewandten geſchäftskundigen Iſraeliten, die den römiſchen Legionen als Getreideeinkäufer und Dolmetſcher an die Geſtade des Rheins folgten, ſich manche in der römiſchen Hauptſtadt Obergermaniens ſeßhaft machten, iſt fraglich. Nur für e i n e rheiniſche Stadt ſteht es feſt, daß ſie ſchon im erſten Viertel des 4. Jahrhunderts eine anſehnliche jüdiſche Gemeinde hatte, für Köln. Für dieſe Gemeinde verordnete Kaiſer Konſtantin 321, daß ihre Mitglieder zur Kurie berufen werden dürften. Aus dieſer Verordnung aber und den 331 für die Kölner Juden gegebenen kaiſerlichen Geſetzen zu ſchließen, daß dieſe erwähnte Gemeinde die einzige in Deutſchland geweſen ſei, iſt gewagt.[1] Was für Köln gilt, darf mit ziemlicher Gewißheit für Mainz angenommen werden. Sollte nicht deſſen durch muſtergiltige Stadtverwaltung geſchaffene Blüte, der Wohlſtand der Bürger, das rege Gewerbs- und Geſchäftsleben, die günſtigen Verkehrswege, Juden veranlaßt haben, ſich früh in Mainz, das an Vorzügen Köln gleichſtand, ja noch übertraf, dauernd niederzulaſſen. Zeugniſſe über dieſe vermutlich erſte Niederlaſſung ſind wohl in den Stürmen, die über die Stadt einherbrauſten, bei den Plünderungen und Verwüſtungen durch die Alemannen, Vandalen und Hunnen, vernichtet worden. Als die Stadt ſich aus den Trümmern erhob, Bürgerfleiß und kaufmänniſche Rührigkeit ſie zur Blüte brachten, wurde ſie nach und nach Mittelpunkt der deutſchen Kirche und erfreute ſich „als Haupt und Fürſtin unter allen Städten des Reichs“ beſonderer kaiſerlicher Gunſt. Strahlen dieſer Gunſt fielen auch auf die Juden des Reiches, von denen bald eine beträchtliche Zahl in Mainz wohnte. Ihre ſchon im 10. Jahrhundert hervorragende, für die Diaſpora tonangebende Gemeinde dürfte viele Dezennien zu Entwicklung und geiſtigen Aufſtieg gebraucht haben. Wenn ein vor 906 abgehaltenes Mainzer Konzil u. a. beſtimmt, daß derjenige, der aus Haß oder in der Leidenſchaft einen Juden tötet, wie ein Mörder zu büßen habe, ſo weiſt das auf ein Vorkommen der Juden im Erzſtift, beſonders aber in ſeiner Metropole Mainz.[2] Beweiskräftiger als dieſe Verordnung iſt die verbürgte Tatſache, daß im 10. Jahrhundert ein deutſcher Kaiſer die Familie Kalonymos aus Lukka in Oberitalien nach Mainz verpflanzte, wo deren gelehrte Sproſſen durch Generationen Wiſſenſchaft und Poeſie pflegten und lehrten.[3] Die Einwanderung der italieniſchen Juden hing zweifelsohne mit merkantiler Tätigkeit zuſammen. Der Mainzer Handel nahm im 10. Jahrhundert einen bedeutenden Aufſchwung. Da wurden Juden ſeine Hauptvertreter. Eingewandert aus wirtſchaftlich entwickelten Gegenden, riefen ſie den Aktivhandel dort ins Leben, wo die eingeſeſſene Bevölkerung dem produktiven Landbau ſich widmete. Mainz war verhältnismäßig volkreich, begünſtigt durch ſeine Lage, geſegnet durch die Fruchtbarkeit ſeiner Umgebung. Zeitgenoſſen rühmen es als geſchätzten Platz regſamen Handels. An dieſem nahmen ſeine Juden nicht geringen Anteil. Sie trieben nicht nur ausgedehnten Binnenhandel, ſondern auch überſeeiſchen Großhandel. Wie von jüdiſchen Großkaufleuten jener Zeit überhaupt, ſo hieß es wohl auch von ihnen, daß ſie ihre geſchäftlichen Beziehungen bis nach Indien und China ausgedehnt hätten. Jedenfalls beſtätigen Funde ihren ausgedehnten Handelsbetrieb. Altertümer, die auf dem Gebiete der älteſten Judenanſiedelung in Mainz dem Boden entnommen wurden, wie Schmuckſtücke frühmittelalterlicher Art, ein wertvoller byzantiniſcher Anhänger, große emaillierte Adlerfibeln u. a. laſſen auf Handelsbeziehungen mit dem griechiſchen Oſten, mit Unter- und Oberitalien ſchließen. Unterſtützt wird dieſer Schluß durch einen Fund auf demſelben Gebiete an ſogenannten Bleibolletten und Warenplomben, die im frühen Mittelalter im Orient, in griechiſchen und italieniſchen Handelsplätzen gebraucht wurden.[4] Neben den Großhändlern, die den Import an Kleinodien, wertvollen Stoffen, Gewürzen, Pelzwerk u. a. pflegten, bewohnten denſelben Boden der kleine Kaufmann und Handwerker, vielleicht vereinzelt auch ein jüdiſcher Weinbauer und Landwirt.[5] Auf dieſem Boden haben ſie ſich ihrer Erfolge gefreut, die Freuden des Lebens genoſſen, aber auch des Daſeins Leid erduldet und für ihre Religion die ſchwerſten Opfer gebracht. Schon im 12. Jahrhundert, nachdem durch die Kreuzzüge die chriſtliche Welt mit dem Orient und den Mitteln und Wegen des Verkehrs bekannt geworden war, wurden die Juden auf Gebiete gedrängt, die ihnen von Haus aus fremd und ihrem ganzen Weſen ſowie ihren Lebensanſchauungen zuwider waren. Auch in den kleineren Verhältniſſen mußten ſie ſich zurecht finden und zufrieden ſein, daß ſie nach den blutigen Verfolgungen von 1096 längere Zeit von Feindſeligkeiten verſchont blieben und ungeſtört leben und ſchaffen konnten.

Die Wohnſtätten der Juden bildeten ſchon in der Frühzeit des Mittelalters ein eigenes Quartier in Mainz, das in jüdiſchen Geſchichtsquellen als „jüdiſche Niederlaſſung“, „unſere Straßen“,[6] in chriſtlichen als „inter Judeos“[7] „unter den Juden“, „bei den Judenhäuſern herumb“[8] und ähnlich bezeichnet wird, und das kein Ghetto im eigentlichen Sinne iſt, weil auch Chriſten in

demſelben wohnten. Die Juden bildeten im Mittelalter eine Gemeinde für ſich, die um das Gotteshaus und ſonſtige Stätten religiöſer Betätigung ſich gruppierte.[9] Sie lebten getrennt von der übrigen Bevölkerung, wie Handwerker und Kaufleute, die ſich in beſtimmten Straßen zuſammenſchloſſen. Der jüdiſche Großkaufmann und Händler ſah in Mainz ſeinen Wunſch, in der Nähe der Handelswege und der Verkehrsplätze leben und ſchaffen zu dürfen, erfüllt, denn das Judenquartier war vom Rhein und vier Gotteshäuſern, den Kirchen St. Maria, St. Chriſtoph, St. Quintin und der Franziskanerkirche begrenzt. Nicht wie in anderen Städten war es von einer Schutzmauer umgeben, denn Geſamtmainz war befeſtigt. Wer von der Mühlpforte oder durch den Roten Turm, den ſogenannten Judenturm, die Stadt betrat, befand ſich bald in der jüdiſchen Niederlaſſung, die ſich der Länge nach von der Flachsmarktſtraße bis zur Betzelsgaſſe erſtreckte und in der Breite Teile der Petersſtraße, der alten Marktſtraße, der Chriſtophſtraße, des Karmelitenplatzes, der Stadionerhofſtraße, des Lyceumsgäßchens und der Stadthausſtraße umfaßte. Die in dieſem Revier liegenden Grundſtücke, Haus, Hof, Garten und Brunnen, waren meiſt Eigentum ihrer jüdiſchen Bewohner, die, im Gegenſatz zu anderen Orten, in der Erwerbung von Grundbeſitz nicht beſchränkt waren. Sie waren nicht geſetzlich auf die geſchilderte Gegend angewieſen, ſondern durften ungehindert auch in anderen Stadtteilen wohnen, wie dies beiſpielsweiſe von der Auguſtinerſtraße (ſ. Dulmann) urkundlich bezeugt iſt. Ja ſelbſt bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts waren ſie nicht auf eine beſtimmte Straße beſchränkt. Wir treffen ſie in der Langgaſſe an, „uff Seywiedt", in der Marktſtraße, auf dem Dietmarkt, bei St. Emmeran, der Franziskanerkirche, „umb das Prediger Cloſter, in der Breitſtraße", der Betzelsgaſſe, auf dem Flachsmarkt und Karmeliterplatz (einſt Frauenbrüderplatz).[10]

Bis in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts lebten die Mainzer Juden unbehelligt. Dann traf ſie das Leid, das ſchon von Anfang des Jahrhunderts, das Leibniz das dummſte aller Zeiten nennt, die jüdiſchen Gemeinden Deutſchlands heimgeſucht hatte. Die Blutbeſchuldigung entfeſſelte bald auch in Mainz die Raub- und Mordluſt. Die dortige jüdiſche Gemeinde hatte 1281 und 1283 die ganze Wucht der aufgeſtachelten Volkswut zu fühlen. In dem erſten Überfalle wurde ihr geiſtlicher Führer erſchlagen, wurden ihre heiligen Pergamente geſchändet und zerriſſen und ward ihr Gotteshaus durch Feuer zerſtört. Gleich empfindlich litten ſie bei der zweiten Verfolgung. Recht- und ſchutzlos geworden, bangend vor Erpreſſung und Überfall, war den Heimgeſuchten das Leben verbittert und die Freude an Beſitz und Heimat vergällt. Viele ſuchten 1285 Rettung in der Flucht und jenſeits des Meeres eine geſicherte Heimſtätte. Glaubensgenoſſen aus Worms, Speyer, Oppenheim und der Wetterau ſchloſſen ſich den Flüchtlingen an. Was ſie an beweglicher Habe mitnehmen konnten, ſuchten ſie zu retten, den unbeweglichen Beſitz mußten ſie zurücklaſſen.[11] Über das Schickſal der Auswanderer fließen die Quellen ſehr ſchwach. Über ihren Führer, den berühmten Rabbi Meïr von Rothenburg o. T. ſind wir genau unterrichtet.[12] In der Lombardei erkannt und gefangen genommen, ward er, ſeine Auslöſung verſchmähend, bis zu ſeinem Tode (1293) in Enſisheim i. E. in Haft behalten.

Den zurückgelaſſenen Immobiliarbeſitz der Geflüchteten nahm die Stadt für ſich in Anſpruch. Der Erzbiſchof machte ihr den Beſitz ſtreitig. Aus dem faſt zehnjährigen Kampfe ging die Stadt als Siegerin hervor und behielt die betreffenden Grundſtücke bis zum Untergang der Stadtfreiheit (1462).[13] Stadt, Epiſkopat und die religiöſe Gemeinde waren durch den Wegzug vieler ſteuerkräftiger Leute geſchädigt, aber die letztere zählte immer noch zu den bedeutendſten Gemeinden Deutſchlands und entwickelte ſich weiter unter geiſtlicher Leitung und ihrem aus zwölf Mitgliedern beſtehenden Judenrate, an deſſen Spitze der Episcopus Iudeorum ſtand.[14] Kaum hatte ſie die Beläſtigungen und Überfälle neuer Verfolgungen, die unter Rindfleiſch 1298, die der Armleder 1337 und die anderer Judenſchläger überwunden, da traf ſie der härteſte Schlag in ihrem wechſelvollen Geſchichtsleben. Wie ihre Glaubensgenoſſen aller Orten, ſo wurden auch die Mainzer Iſraeliten der Brunnenvergiftung und dadurch der Verbreitung des Schwarzen Todes bezichtigt, und ſie fanden am 23. Auguſt als unſchuldige Opfer den Tod in den Flammen ihrer brennenden Häuſer.[15] In den Zeiten der „Judenbrände", dieſer furchtbaren ſozialen Revolution, iſt die jüdiſche Gemeinde, deren Seelenzahl wohl übertrieben mit 6000 angegeben wird und ein großer Teil ihres Immobiliarbeſitzes vernichtet worden. Nachdem die Goldene Bulle 1356 den Kurfürſten das Judenregal übertragen hatte, ſind wieder Iſraeliten nach Mainz gezogen, von denen viele das alte Quartier zum Wohnſitz erwählten, während die Stadt den verlaſſenen Beſitz für ſich einzog.[16]

Die erſte Zuſammenſtellung der Judenerben, bei der es fraglich bleibt, ob ſie alle aus 1285 ſtammen, gibt Schaab, Diplomatiſche Geſchichte der Juden zu Mainz S. 61 f. nach handſchriftlichen Aufzeichnungen der Stadtaufnahmen von 1568 und 1594 (cit. Stadtaufn.) und 1657, nach Bodmann, Mainzer Häuſer, Kopialbuch 60b, Bodmann-Habel 2163, im Gr. Haus- und Staatsarchiv in Darmſtadt (cit. Bodmann); Gudenus, Codex diplom. II, S. 508 ff.; Lehne, Geſ. Schriften IV¹; Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz I (cit. Schaab). Die Schaabſche Liſte bringt folgende, hier alphabetiſch geordnete Grundſtücke: 1. und 2. Zum großen und kleinen Affen, 3. Zum Affenſtein, 4. Zum Diemerſtein, 5. Zum Dulmann, 6. und 7. Zum Edelfroſch und zur Roſen, 8. Zum Falkenberg, 9. Zum Frankenberg, 10. Zum jungen Froſch, 11. und 12. Zu den ſieben Giebeln, 13. Zum Hammerſtein, 14. und 15. Zum großen und kleinen Holderbaum, 16. Zum Hohenbethe, 17. Zum Keſtenberg, 18. Zum Kirchberg, 19. Zum Liebenzell, 20. Zum Limburg, 21., 22. und 23. Zum großen, kleinen und halben Löwen, 24. Zum Merenberg, 25. Zum Monpläſier, 26. Zum Nackenberg, 27. Zum Seldeneck, 28. und 29. Zum großen und kleinen Stern, 30. und 31. Zum großen und kleinen Storch, 32. Zum Vogelgeſang, 33. Zur Waſſerburg, 34. Zum neuen Weinberg, 35. Zum Winterberg, 36. Zum Würtenberg, 37—45. Häuſer auf dem Flachsmarkt, 46—49. Häuſer am Lorſcherhof, 50. Scheuer u. Garten, 51. Haus auf dem Sand, 52—54. 3 Häuſer am Eingang der Schuſtergaſſe.

Dieſe Liſte iſt nicht fehlerfrei, denn ſie enthält Namen wie Nackenberg und Waſſerburg, die ſchwerlich als Bezeichnung von Judenerben nachzuweiſen ſind, und verſchweigt andere, wie Greif und Gutenberg, die ſicher denſelben zugezählt werden müſſen.

Die folgende, dem Würzburger Kreisarchiv entnommene Steuerliſte von 1432 gibt uns genaue Kunde von dem damals noch vorhandenen Beſitz an Judenerben, läßt aber die Frage offen, ob einige der Grundſtücke von der Stadt bis dahin veräußert waren. Um die Überſichtlichkeit nicht zu erſchweren, drucken wir hier ohne weitere Anmerkungen erwähnte Liſte ab und werden bei der Geſchichte der einzelnen Häuſer die notwendigen Erläuterungen geben.

Diss sint der stede Judden erbe und waz auch davon zum gantzen jare geburt zu geben in der massen, als dan hernach geschrieben stet.

Zum ersten der Spittale zum heiligen geist von der schuren und garten gein dem Rinwaden ubir gelegen 3 phunt.

Item Kolbe von dem huse Hamerstein 3 phunt, 16 schillinger.

Item Pedir Wydenhoiff von dem huse zum grossen Stern 9 phunt.

Item derselbe Pedir von dem huse Winterberg 5 Pfund.

Item hern Cunrad Isenecks seligen erben von iren dryn husern aneynander gelegen uff dem Flassmart an dem ort, do inne die zubrengen wonet, und von dem huse, do in Clas Konigstein der alde wonet, und von dem huse, do inne Heincze Gerhard wonet, 4 Pfund.

Item Kette Steynmetzen von dem vierden huse daran 2 phunt.

Item meister Maderne[a)] *von syme huse 2 phund.*

Item Pedir Orgeler[a)] *von syme huse 2 phund.*

Item Anthis von Werstad von syme huse Cleberg 2 phund und ligent die vorgeschreben sieben erbe unverscheidelich in eym zinse.

Item Rudolff Henne Humbrechts seligen son von dem nuwen huss off Flassmart 6 Pfund 5 schillinger.

Nota: diese gulte ist verkaufft Rudolff zum Humbrecht dominica exaudi anno domini M^{o} $CCCC^{o}$ $XXXII^{o}$.

Item Jeckels zum Jungen seligen erben 12 Pfund vom cleynen storcke.

Item Heintze Richter foltzen son von dem huse Franckenberg 9 Pfund.

Item Ruprecht der Steynmetze von dem huse Kirchberg 4 Pfund.

Item Johan Lincke[b)] *und Henne Boselech von Franckfurd von dryn cleyn husern uff dem Loischerhoiff 2 Pfund.*

Item die Smyde von dem grossen storcke 12 Pfund.

Item Heinrich zum Raiss von der schuren gein Gudenberg ubir gelegen 3 Pfund.

Item[c)] *Henne Gelthuss*[a)] *der alte von syme judden erben* $2^{1}/_{2}$ *phunt.*

Nota: diese gulte hat der vorgenant Henne der stad abgekaufft dominica Quasimodogeniti anno domini [14] XXXII.

Item Henrici von Eltvil von dem erbe, daz Kopper Henne was, 1 Pfund 4 Schilling.

a) S. Anmerkung 37. b) Johan Lincke iſt durchſtrichen.
c) Daneben „vacat“.

Nota: der vorgenant Henrice hat auch die vorgenant gulte abgekaufft actum ut supra.

Item Pedir Leyendecker gibt von syme huss gelegen off dem Loserhoiff 8 schillinger.

Item Pedir Bodichin der Bender von dem grossen halben Lewen 3 gulden 5 Schilling [schillinger].

Item Jeckel Jorgen son von dem cleyn halben Lewen 3 gulden.

Item Johannes im Grase der geriechts schriber von dem huse zum Fogelsange 6 phunt.

Item von dem huse Affenstein 6 Pfund.

Item Joseph von Eltvil von dem huse Liebentzelle 12 phunt.

Item Seckelin und Bonlin von dem huse zum Hoenbette 11 phund.

Item Belchin meister Salmans von Runckel witwe von dem huse Westerberg 7 Pfund.

Item Jacob von Bercks husfrauwe von den zweyn husern, die Seckelins waren, 9 Pfund.

Item Meyer Adelkeid[a)] *von dem kleyn huse unden an Nathans hus* $1^{1}/_{2}$ *gulden.*[b)]

Nota: sub computist [a] Jorgen Gruwele etc. off hude mitwoche nach Petri et Pauli apostolorum anno etc. $XXXIII^{tio}$ *ist dem judden sin huse gelichtiget off* $1^{1}/_{2}$ *gulden aupag(?) alle jare forter davon zu geben.*

Item Mordachey von dem huse Starckenberg 10 phund.

Item derselbe Mordachey von dem huse Kestenberg 7 phund.

Item von dem Juddenhuse uff dem Sande 6 phund.

Item Schonen von Bingen erben von dem huse Wirtenberg $2^{1}/_{2}$ *phund.*

Item Jacob von Dorpmunde von dem huse Limpurg 10 phunt.

Item Joseph von Franckfurd von dem huse Seldeneck 4 phund.

Item derselbe Joseph von dem huse Falckenberg 12 phund.

Item Boreg von dem huse Hulderbaum 6 phunt.

Item Gilge zum Rusfuss vom grossen affen 6 Pfund.

Item Umelin von Beppelnhusen 4 phund.

Item Moyse von Bingen und Juttichin Moyse Eltvils dochter von dem grossen huse, daz Isaack Rabacks was, 10 phund.

Item Joseph von Eltvil von dem cleyn huse, Isacks Rabaxs was, 4 Pfund.

Item Slappermule von dem huse Nuwenwinberg, 5 gulden an golde.

Nota: Die vorgeschreben gulte hat Rudolff zum Humbrecht kaufft dominica exaudi anno etc. XXXII.

Item derselbe Slappermule von dem jungen frosse 1 phund 6 Schilling.

Summa summarum: $235^{1}/_{2}$ *Pfund 3 Schilling.*

Kgl. Kreisarchiv Würzburg, Mainzer Bücher verſchiedenen Inhalts Nr. 2, Fol. 78.

Bevor wir uns den einzelnen Häuſern, in deren Bereich wir auch die der Gemeinde, wie Backhaus, Kaltes Bad, Synagoge und andere ziehen, die ja alle in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dem Epiſkopat

a) Lies Adelkind (ſ. Salfeld, Martyrologium 386).
b) „3 phund“ iſt durchſtrichen, „$1^{1}/_{2}$ gulden“ darüber geſchrieben.

anheimfielen, zuwenden, müſſen wir noch einige Bemerkungen vorausſchicken: Die Fragen, wann die Namengebung der Erben ſtattgefunden, ob ſie von den jüdiſchen Beſitzern oder den Patriziergeſchlechtern, die ſie früher oder ſpäter innehatten, herrühren, wie und wann die Übertragung der Namen von einem auf das andere Haus, ſei es in Mainz oder in anderen, von hier aus aufgeſuchten Städten ſich vollzogen hat, ſind hier nicht erörtert. Wer der Beantwortung dieſer Fragen näher treten will, findet Fingerzeige in der Preisſchrift von Grohne, Die Hausnamen und Hauszeichen ... Göttingen 1912, woſelbſt (S. 149) auch über die Benennung nach dem Stammhaus der Juden, wie z. B. in Mainz Meyer zum Storch, Joſeph zum Affen, orientierende Notizen zu finden ſind.

Für die Verwaltung der Erben waren geſetzliche Beſtimmungen geſchaffen, wie dies deutlich aus zwei Urkunden des Mainzer Stadtarchivs, Zinsüberlaſſung betr., hervorgeht. Die Urkunde (Stadt Nr. 187) von 1410, Sept. 15., ſagt, daß die Stadt Mainz an den Rechten, die ſie an den genannten Grundzinſen, und an den Rechten, die ſie ſonſt an den ... Judenerben habe, nicht geſchädigt werden dürfe, die zweite Urkunde von 1520, Aug. 30. (Stadt Nr. 281) meldet uns, daß eine Unterpfandsſetzung geſchehen „vor den Verweſern und Baumeiſtern der Stadt, wie dies Juden-Erbe Recht und Gewohnheit ſei".

Zur Beſtimmung der Lage der Grundſtücke iſt die Zuſammenſtellung von Wallau im Mainzer Adreßbuch von 1891 (cit. Wallau) von Wert, während für die Geſchichte derſelben das vortreffliche Werk Herrmanns, Quellen zur Topographie und Statiſtik der Stadt Mainz (cit. Herrmann) und der daſelbſt gegebene Maskoppſche Stadtplan von 1575 wertvolle Dienſte leiſten. Auch Schrohe, Mainz in ſeinen Beziehungen zu den deutſchen Königen und Erzbiſchöfen .... (cit. Schrohe) und Hegel, Städtechroniken Bd. 17 und 18 (Mainz) gewährten, letzterer beſonders für das 15. Jahrhundert, ſchätzenswerte Ausbeute. Was weiter aus handſchriftlichem und gedrucktem Material zu ermitteln war, iſt bei der nachfolgenden Geſchichte der Erben in möglichſter Vollſtändigkeit verwertet worden.

1. Zum Affen — Stadionerhofſtraße 1 (Wallau XV), „gein dem Hof Gudenberg über und neben dem Hauß Winberg genannt, bei St. Chriſtophel gelegen" (Gudenus II, 508, Schaab I, 439), hatte Stallung, Hof und Garten (Stadtaufn. Nr. 1401) und gab der Straße den Namen Affengaſſe.[17] Der letzte der jüdiſchen Bewohner dürfte Joſeph zum Affen geweſen ſein, deſſen Sohn Salman, Beſitzer des Salmanshofs, „bi der Hubelsgaſſen"[17a] (Bodmann 176a, 235b) in einer Urkunde von 1341 Jan. 17 verzeichnet wird (Stadtarchiv Mainz III, 852). Bewohner des Hauſes ſind: 1432 Gilge zum Rusfuß,[18] um 1470 Clas Weidenhoffe (Bodmann 24a, nach dem Zinsbuch von St. Clara, ſ. auch daſ. 176a Urk. v. 1355).[19] Das dem Epiſkopat 1462 zugefallene Judenerbe verkauft Erzbiſchof Diether 1478 Sept. 18 ſeinem Keller in der Stadt Mainz, Reinhard Anſelm von Hochheim, erblich für 100 Gulden (Gudenus II, 508, Herrmann 37, Anm. 11, Schrohe, Der Übergang der Mainzer Stadtherrſchaft an die Erzbiſchöfe ..... nach Würzb. Ingroſſaturb. 37, 287 und 39, 265). Sechs Jahre ſpäter (1484) zahlen Hans von Fechenbach und deſſen Frau Barbara von Leyen für den Hof 150 Gulden an Adminiſtrator Albrecht. 1488 Dez. 4. kauft der Erzbiſchof das Anweſen für 250 Gulden zurück (Herrmann 36, Note 10 nach Ingroſſaturb. 43, 58). Um 1500 beſitzen den Hof Peter von Liebenſtein, dann der Untervizedom, ſpäterer Haushofmeiſter von Bellersheim, während der „Cleyn Aff iſt Herrn Froſchin erbin" (Herrmann a. a. O.). 1568 iſt Marſchall von Bicken Eigentümer, der ihn ſeinen Erben hinterläßt (Stadtaufn.), dann wird er mit den beiden dazu erworbenen Grundſtücken Weinberg und Ehrenberg von Kurfürſt Johann Adam von Bicken (1601—1604) zum Familien-Stammhaus, dem Bickenbau, erbaut (Schaab I, 439). Später kommt er an die Herren von Stadion, die ihn als Stadionerhof [am Flachsmarkt] bis 1789 beſaßen.

2. Affenſtein — Aus den Urkunden war Näheres über Lage und Geſchichte des Hauſes nicht zu ermitteln. Wir erfahren nur aus der Urkunde von 1432, daß der Gerichtsſchreiber Johannes im Graſe[20] von dem Hauſe und dem Zum Vogelſange je 6 Pfund Zins zahlte.

3. Aigel — Mit hiſtoriſchem Spürſinn hat Friedr. Schneider (Frankfurter Ztg. 1904 März 26; Böckel, Aus der Mainzer Vergangenheit 14) aus Fundſtücken, die bei der Errichtung der Neubauten auf dem Gebiete des einſtigen Reichen Klaraklosters teils aus älterem Mauerwerk, teils dem Boden entnommen wurden, geſchloſſen, daß die mit Skulpturen geſchmückten Reſte eines Fenſters einem Hauſe frühromaniſchen Stils entſtammen, das damals einer jüdiſchen Großkaufmannsfamilie, vielleicht der aus Italien eingewanderten Familie Kalonymos, gehört haben könnte (vgl. Weſtd. Ztſchr. XXIII (1904) S. 358 f.; Ztſchr. d. Vereins z. Erforſchung uſw. (Mainzer Altert.-Ver.) B. IV S. 604 und Taf. II und Jahresber. d. Denkmalpflege im Großh. Heſſen I, S. 154). Der Bau ſoll an der heutigen Flachsmarktſtraße gelegen haben. Eine weitere Vermutung, daß er als die Kurie zum Eigel anzuſprechen ſei, bedarf noch näherer Unterſuchung. Das Grundſtück Aiglein,[21] zum Aygel oder Eigel wird bereits 1322 (in fimo porcorum juxta portam Molarem), desgleichen 1348 (Auff der Schweinsmiſten das neben zu Sant Antonius gelegen iſt) erwähnt (Gudenus II, 511). Wenn Gudenus ſeiner Notiz beifügt: „Locus a priori multum remotus", ſo dürfen wir an die Übertragung des Namens von einem früheren Hauſe auf ein ſpäteres denken.

4. Diemerſtein — Das Haus, das ſpäter zum Knebelſchen Hof verbaut wurde, lag Hintere Chriſtophgaſſe 2 (Wallau XI, im Maskoppſchen Stadtplan bei Herrmann 160, Nr. 138: „Timehr Stein", Schaab I, 456, Le Guide de la ville de Mayence, an IX (Mainz 1800) bei C. 188, Lehne 70) „in platea S. Quintini" (Gudenus II, 518). Außer der Notiz bei Schaab, Dipl. Geſch. 61 erfahren wir von dem Grundſtück erſt 1448 aus einer Urkunde vom Okt. 17 (bei Schorbach in Gutenberg-Feſtſchrift 191 f.), daß die Frau des Heinz Koch von „dem erbe kleyne Dymerſtein" 2 Gulden an Gold Zins zu zahlen hatte. 1479 noch im Beſitze des Erzbiſchofs (Ingroſſaturb. Bd. 39, 262), hat ihn vor 1499 der 1504 geſtorbene Schultheiß Dr. Georg Schraub erworben (Herrmann 30: „item der hoif Diemerſtein iſt myns Herr Dr. Jorgen, ſchulteiß, item eyn wonehus daran, iſt Judenerbe, iſt darzu gebrochin ..."). Er vererbte ihn

ſeiner Frau (Herrmann 63), die ihn vermutlich verkaufte, denn 1568 iſt Dr. Voltʒ, 1594 deſſen Schwiegerſohn (Aydomb) Georg Pfingſthorn Eigentümer (Stadtaufn. Nr. 1191). Erzbiſchof Wolfgang von Dalberg erlaubt 1598 Jan. 13 dem Domherrn Wilhelm Knebel das Eckhaus zum Frankenberg (ſo iſt ſtatt Freudenberg bei Schaab I, 456 zu leſen) neben dem zum Diemerſtein, die beide Judenerben waren, für den Neubau des Knebelſchen Familienhauſes zu erwerben (Schaab a. a. O.; vgl. jedoch Jahresbericht der Denkmalpflege im Großh. Heſſen III, S. 215 f.). Über das Geſchlecht zum Diemerſtein ſ. Lehne, Geſ. Schr. IV, 176.

5. Dulmann — Auch als Dolman und Duhlmann verzeichnet, lag in der Auguſtinerſtraße, dort wo heute die Häuſer 41, 43, 47 ſtehen (Bodmann 390a, Lehne 13, Wallau X), gegenüber der Auguſtinerkirche; es war das Stammhaus derer zum Dulman. In den Stadtaufnahmen Nr. 177, 178 und 179 wird es als mit den anliegenden Häuschen als Judenerbe aufgeführt. Schon nach der Flucht der Juden 1285 dürfte das Haus an die Patrizierfamilie, von der 1323 der Richter Dulman erwähnt wird, gekommen ſein, 1419 lebt Emicho, 1421 Wesmund, der Fyen (Sophien) Sohn (Bodmann 374b, Lehne IV, 176) darin. Im 16. Jahrhundert gehören die Häuſer der Familie Schwarzkopf, die von Schaab I, 259 troʒ der chriſtlichen Vornamen irrtümlich als Juden bezeichnet werden. 1658 erwirbt die Karthaus die Häuſer, um an ihrer Stelle den kleinen Karthäuſerhof zu bauen, der der heutigen Karthäuſerſtraße den Namen gegeben hat.

6. Zum Edelfroſch und zur Roſen — Schaab, Dipl. Geſch. 61 hat die Notiz der Angabe Gudenus II, 518 entlehnt, daß Edelfroſch und Roſau auf dem Brand vor dem Kaufhaus geſtanden und nach der Unterjochung der Stadt 1467 dem Kölner Herdano Dudoni verkauft ſeien. Das Haus zum Edelfroſch ſtieß hinten an das Orthaus auf dem Brand (Bodmann 285a). Daneben lag das zur Roſau, das mit dem zur Roſe (Schaab I, 550) und dem zum Roſenbaum, dem Eckhaus auf dem Frauenbrüderplaʒ — jeʒt Karmelitenplaʒ — Stammhaus des gleichnamigen Patriziergeſchlechts, „iuxta S. Chriſtophorum" (Gudenus II, 547) nicht zu verwechſeln iſt. „Der hoif Roſenaw iſt (1499) Adam von Wilbachs" (Näheres ſ. bei Herrmann 28, Anm. 14, wo Roßbauwm und Roſenauw getrennt aufgeführt ſind und nach Liſte D leʒteres um 1501 von Joh. Weyſe bewohnt war. Die Lage des erſteren läßt vermuten, daß es Judenerbe war).

7. Falkenberg — Daß das Haus, das auch als Falkenſtein erſcheint (Herrmann 36, Anm. 1) Judenerbe war, erhellt aus einer im Ingroſſaturb. Bd. 41 Fol. 198 f. erhaltenen Urkunde von 1490 März 11, laut welcher Erzbiſchof Berthold erlaubt, daß ſein Sekretär Joh. Storck von dem Bürger Joh. Cleinſchuch das Haus zum Falkenberg bei St. Quintin für 325 Gulden erwirbt. Gleichzeitig wird dem Käufer der auf dem Hauſe „als auf einem Judenerbe" ruhende Jahreszins von 5 Gulden erlaſſen. Storck, vielleicht der frühere Prokurator in Rom und ſpätere kaiſerliche Rat, beſiʒt den Hof noch 1505 (Herrmann 36 und 53: „item daz hus Falckinſtein iſt myns herrn Storckin") und hat das ihm ebenfalls 1491, Jan. 21. vom Erzbiſchof für 74 Gulden verkaufte Judenerbe Selgeneck (ſ. d.), gegenüber der Quintinskirche, wohl damit verbaut (Herrmann 36, Anm. 3). Die Stadtaufn. Nr. 712 bezeichnen das Grundſtück Falkenburg (ſo) als Präbendenhaus, das 1568 der Domdechant von Schönberg, 1594 der Domherr und Dechant Eberhard Wolff von Heußenſtamm bewohnen.

8. Fendersheim — Ob der Hof, der vor ſeinem Umbau zum Franziskanerkloſter Ecke der Stadthaus- und Franziskanerſtraße ſtand (Wallau XV), im Beſiʒ von Juden war, iſt nicht zu entſcheiden. Nach Gudenus II, 520, den Schaab I, 464 citiert, wird er urkundlich 1320, nach Bodmann 17a 1334 als „in cono versus scolam Iudeorum in vicinori parte Rheni..." gelegen, erwähnt. Er lag auf dem Lorſcherhof, hatte zwei Ausgänge, den einen dem Rheine zu „da man under die Juden get", den andern dem Hof zum Jungen gegenüber (Gudenus und Schaab a. a. O.).

9. Acht Häuſer auf dem Flachsmarkt — Drei Häuſer auf dem Flachsmarkt gehörten 1432 (ſ. oben S. 146) den Erben Konrad Iſenecks,[22] in dem einen wohnte die „Zubrengen", in dem zweiten der alte Konigſtein[23] und in dem dritten Heinz Gerhard.[24] Gleichzeitig hatte das „neue Haus" daſelbſt Rudolph Humbrecht[25] gegen 6 Pfund 5 Schilling jährliche Gulte inne. Zu den Grundſtücken, die die geiſtlichen Herren nach der Eroberung der Stadt an ſich gebracht haben, gehören auch drei auf dem Flachsmarkt, deren Namen nicht bekannt ſind, 1505 den Herren von Erbach (Herrmann 44).

10. Frankenberg — Schuſterſtraße 52 (Maskopp 137, Wallau XV), der früheren Synagoge gegenüber (Stadtaufn. Nr. 1190, Gudenus II, 522, Schaab I, 466), neben dem Quintinskirchhof, bei den Höfen zum Diemerſtein und Rauenſtein (Gudenus II, 544, Herrmann 30, Anm. 6, Schrohe, Der Übergang .... nach Würzb. Ingroſſaturb. Bd. 39, Fol. 262), wo der Hof als Orthaus gebucht iſt. 1432 bewohnt von Heinz Voltʒ.

11. Zum jungen Froſch — Von Schaab, Dipl. Geſch. 61 Nr. 30 als Judenerbe angegeben, ohne weitere Notiz bei Gudenus II, 533, nicht identiſch mit dem Haus zum Froſch in der Korbgaſſe 19 (Wallau XIII) und dem Gulden Froſch (Gudenus II, 523 und Herrmann 33, Anm. 12). 1432 zahlt ein Slappermule (ſ. Anm. 37a) 1 Pfund 6 Schilling von dem Hauſe Zins an die Stadt.

12. Zu den ſieben Giebeln — Lag auf dem Lorſcherhof, vor Stadthausſtraße 14 (Maskopp 160, Nr. 141, Wallau XV), dem Holderbaum gegenüber (Schaab I, 326 nach der Stadtaufn. von 1657). Urſprünglich waren es zwei Häuſer, die dem Erzbiſchof Zins zahlten, 1568 gehörten ſie Nic. Ingweiler, 1598 der Witwe Dr. Heines (Stadtaufn.).

13. Greiff — Weder die Urkunde von 1432 noch Schaab, Dipl. Geſch. a. a. O. buchen das Haus als Judenerbe. Daß es ein ſolches iſt, ſagt uns die Häuſerliſte C (um 1500) bei Herrmann 71. Denn dort leſen wir: „den Greiffen, ein Judenerbe, hat der Weihbiſchof." Die Lage des Hauſes iſt noch zu ermitteln. Ein Haus dieſes Namens lag beim Dormitorium von St. Moriʒ (Herrmann 71 nach dem Repertorium gen. Stifts; Staatsarchiv V, 7, Konv. 66 b). Vielleicht iſt auch an das Haus zum Greiffenſtein „prope St. Emerani templum" (Gudenus II, 526) zu denken, das dem Haus zum Stollen gegenüber ſtand (v. Schenk in Gutenberg-Feſtſchrift 90; ſ. auch Herrmann 33, Anm. 14 und 117, Note 20).

14. Gutenberg — Der Hof zum Gutenberg (Maskopp Nr. 136) lag zwischen dem ehemaligen St. Christophs-Kirchhof und dem Haus zum Liebenzell (Gudenus II, 508, Schaab I, 475), an der Ecke der heutigen Christophs- und Schusterstraße (Wallau XI). Vor ihrer Auswanderung (1285) war er im Besitz von Juden. Dies ergibt sich deutlich aus der bei von Schenk in Gutenberg-Festschrift 125 Nr. X, II abgedruckten Urkunde, laut welcher Henne zum Jungen 1391 Okt. 27 Heinrich dem Jungen den halben Hof zum Gutenberg und die „Scheure halb dargegen uber gelegen" verkauft und in der deutlich vermerkt ist, daß „dieselben erbe vor zeitten judenerbe gewesen sindt" (s. auch v. Schenk a. a. O. 110 und Schaab a. a. O.). Wann die von Jungen den Hof von der Stadt erworben haben, ist nicht bekannt. Die zu ihm gehörende Scheune war 1432 noch städtisches Eigentum. Sie lag den Rinwaden (Schaab I, 549) gegenüber und war dem Spital zum Heil. Geist gegen 3 Pfund jährlichen Zins überlassen. Der Hof dürfte nach der Auswanderung der Patrizier 1420 wieder an die Stadt gekommen sein. Fünfzehn Jahre nach der Niederwerfung der Stadt hat ihn Erzbischof Diether 1477 nach Gründung der Universität der Juristen-Fakultät eingeräumt. Um 1499 bewohnt ihn Dr. Beyer (Herrmann 32 Anm. 2), 1505 Dr. Iffo (= Ivo Wittig) (Ders. 50, Anm. 13). 1661 neu erbaut, erstand später an seiner Stelle das 1894 abgebrannte Kasino zum Gutenberg (s. auch Bockenheimer, Mainz und Umgebung 83).

15. Hammerstein — Hintere Christophsgasse 4 (Wallau XI), der Christophskirche gegenüber, hinten auf das Gelthaus stoßend (Stadtaufn. Nr. 1198, Gudenus II, 527, Lehne Nr. 69, Schaab II, 477[2]). Nach einem Bannbrief von 1436 (Bodmann 373 b) lag es neben dem goldenen Ring, nach einer Altarstiftung von 1484, in der es als Unterpfand eingesetzt wird (Würdtwein, Bibl. Mog. 244), stieß es auf einer Seite hinten auch auf den Hof zum Herbst. 1432 bewohnt es Kolbe. 1477 Sept. 1 gibt Peter Fleynheimer, Zinsmeister zum Dome, dem Rule Flossen das Haus, neben dem Hof zum Herbst, der St. Christophskirche gegenüber (Bockenheimer, Die St. Christophskirche zu Mainz 46), um 1505 besaß es Anast. Schwarz gen. Floß (Herrmann 45 und Anm. 4), 1568 (Stadtaufn.) Joh. Faust. Dann erwarben es die Jesuiten, die es zu ihrem Kollegium mit den Patrizierhäusern Eselweck, Gelthuß und Isenburgerhof verbauten. In späteren Zeiten war das Kollegium ein Lyceum, noch später Kaserne, und heute wird es als Invalidenhaus benutzt (s. auch Dael, Antiquar. Wanderungen im Innern der Stadt Mainz, Handschr. der Stadtbibl. B Bb 150).

16. Hohenbethe — Bethe, wohl = Beede. Die beiden Grundstücke zum großen und kleinen Hohenbethe lagen einst „hart am großen Convent uf dem Loscher[Lorcher]hof (Gudenus II, 513), also in der Nähe des heutigen Deutschhausgäßchens. — Im November 1357 geht das Anwesen aus Privatbesitz in das Eigentum der Stadt über: „Ich bruder Conrad von Franckenfurt, Commentur des Tutschen Hufes zu Meintz vnd der Convent gemeinlich .... bekennen, daz wir .... den Burgermeistern von dem Rate der Stadt zu Meintz verkauft haben .... XXI Schilling Heller Geldes ierlicher und ewiger Gulde, die wir .... uf dem Juden-Erbe zum Hohen-Bete zu Meintz vnder den Juden gelegen, von langen geziden vnd jaren gehabt han ... um ein namhaftig gelt, daz wir ... gewert vnd bezalt sin" (Gudenus II, 530, Wiener, Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland 133, Nr. 230). Die Stadt vermietete den Besitz, den 1432 die Israeliten Seckelin[26] und Bonlin[27] gegen einen Jahreszins von 11 Pfund bewohnten. Als sie, wie ihre Mainzer Glaubensgenossen, 1438 der Stadt verwiesen wurden, mußten sie das Erbe, das 1462 dem Episkopat zufiel, verlassen. Ende des 15. Jahrhunderts erwarben es die Schwestern vom Großen Konvent: „item daz hus zum Hoenbeth" und „item daz hus Cleyn Hoebeth han die Sustern im Großen Covent zu irem Covent gebrochin" (Herrmann 48; s. auch das. 72 und Anm. 13).[28]

17. Holderbaum — Nach Wallau XV hätten der große Holderbaum in der heutigen Stadionerhofstraße 2, der kleine Stadthausstraße 21, beide also nebeneinander, gelegen, den sieben Giebeln gegenüber (Schaab I, 325, vgl. das. 481), „bei den Judenhäusern herumb" (Stadtaufn., vermutlich Nr. 1404 und 1405). Schon 1306 verzeichnet ein Lib. censual. des Altmünster-Klosters das „Domus zu me holderbaume". 1432 hatte ihn der Jude Boreg[29] um 6 Pfund Jahreszins von der Stadt gemietet. Nach der Stadtaufnahme von 1657, LXX Nr. 3 und 4 hatte Melchior Völker den kleinen Holderbaum an Juda Karlenbach vermietet.

18. Juden-Backhaus — Stadthausstraße 22 (Wallau XV), Ecke der Schustergasse, neben dem Stadthause (Schaab I, 485, Maskopp bei Herrmann 160, Nr. 139), stieß an die Suffraganei und die Behausung des Weihbischofs (Stadtaufn. Nr. 1403). In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bewohnt es „Heylmann, der becker der Juden", der in dem Kampfe Balduins gegen Heinrich von Virneburg zu den mehr als 210 Anhängern des Letzteren zählte und als Mitangeklagter 1332 vor König Ludwig in Frankfurt zu erscheinen hatte (Schrohe, Mainz in seinen Beziehungen zu den deutschen Königen und den Erzbischöfen der Stadt ... 220). Ob er trotz seines Namens (s. über denselben Salfeld, Martyrologium 398), den im Mittelalter auch Juden führten, der jüdischen Gemeinschaft angehörte, ist zweifelhaft. Mitte des 16. Jahrhunderts erscheint in den Steuerlisten „Conrad von Hungen, Judenbecker, im Judenbackhaus" (Herrmann 102); 1568 gehört es dem Bäcker Tiel Zahn, 1594 seiner Witwe, die es an den Bäcker Diether Dorst vermietet hat (Stadtaufn. Nr. 1449). Als „Judenbackes" begegnen wir ihm später, so 1724 (siehe Forschner, Z. Gesch. d. Pfarrei St. Quintin in Mainz 245).

19. Judeneck — 1446, Montag nach Allerheiligen findet eine gerichtliche Verhandlung bezüglich des Hauses und Erbes bei St. Quintin, oben am Judeneck gelegen, wegen nicht bezahlten Zinses statt (Mainzer Stadtarch., Univ.-Urk. 472).

20. Judenhaus auf dem Sand — Das der Totenbestattung und der Trauerandacht dienende Haus ward wohl schon 1285 von der Gemeinde benutzt. Es lag auf dem bereits 1324 als Judensand bezeichneten Areal vor dem Münstertore (Bodmann 125 a). Der gleichen Bezeichnung begegnen wir 1331 (area Iudeorum, Mainzer Stadtarchiv Urk. III, 172) und 1361 Juli 26 (das. Urk. III, 416), während es 1334 auch Judenkirchove genannt wird (Hess. Urk. III, Nr. 1035). In jener Zeit

war demnach Grund und Boden des bis heute erhaltenen Friedhofs Eigentum der israelitischen Gemeinde (s. Salfeld, „Der alte israel. Friedhof" in Martyrologium S. 426 ff.) und schon früh von einem hochherzigen Ehepaar, Mar Salomo und Frau Rahel, für dieselbe käuflich erworben worden. Später hat die Stadt es sich angeeignet, denn Bürgermeister und Rat hielten sich 1438, als man die Juden aus Mainz vertrieb, berechtigt, die Leichensteine auszubrechen, sie zu einem Bau am Rhein zu verwenden und auf dem Begräbnisplatz einen Weinberg anzulegen (Hegel, Städtechroniken, Mainz II, 2. Abt. S. 166). Nach der 1445 erfolgten Rückkehr der Juden ward der Friedhof wieder in Benutzung genommen. 1462 ward das „Haus auf dem Sande" von den Anhängern des Erzbischofs Adolf in Brand gesteckt (Hegel II, 53, 2: „Die Ringawer aber warten zu Walluf, die hatten eine losung, wan sie fewer sehen, sollen sie alsbaldt uff Mainz zu eilen; undt man zündt das Judenhäußlein uff dem Judensandt ahn; daß war ihr losung"). Nach der Eroberung der Stadt kam der Judensand in erzbischöflichen Besitz. Laut Urkunde von 1465 Dez. 27 gestattete Erzbischof Adolf den Mainzer und Rheingauer Juden „zu gebruchen unsern Juddensand ußwendig Mentze für Altenmünster porth daselbs gelegen drey jare lang a dato zu ihrer Begrebde, als von alters herkommen ist" (Gudenus II, 382, Schaab, Dipl. Gesch. 124). Als „unsern Juddensand" finden wir ihn in einer Urkunde 1467 Okt. 9 und auch sonst noch einige Male (Näheres bei Salfeld a. a. O.). Seit Neugründung der israelitischen Gemeinde 1583 ist der Friedhof Eigentum der israel. Religionsgemeinde, die ihn bis 1881 benutzte.

21. Juden Huth[30] — Bereits 1337 erwähnt (Gudenus II, 532). Demnach lag der Platz zwischen dem Hof zum Herbst (Schaab I, 431 und 450, Herrmann 31, 45) und dem zum Hammerstein (s. d.). In einer Ratsordnung von 1431, welche die von den Juden dem Bürgermeister zu leistenden Abgaben aufzählt, finden wir unter 6: „15 fl. von der hut wegen, so die Juden kerzlich etliche Jar dem Burgermeister geschenkt haben" (Schaab, Dipl. Gesch. 141).

22. Jüdisches Hospital — Für Krankenpflege sowie zur Aufnahme von Armen und Obdachlosen unterhielt die Gemeinde ein dem Wohltun gewidmetes Haus, das als Heckdesch (= geweihte Stätte) sich besonderer Berücksichtigung erfreute und in der ältesten Mainzer Judenansiedelung in der Nähe der Synagoge und des Scharrns lag. Die früheste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1473. Denn in der Urkunde vom 12. Okt. d. J., laut welcher Erzbischof Adolf die Gemeindesynagoge in die Kapelle Omnium Sanctorum umwandelte, heißt es: „. . . ac nunc modo illi pro dote duas domus suprad. capelle contiguas, sitas versus ecclesiam parochialem S. Quintini . . . . cum nonnullis hortulis adjacentibus, exceptis domuncula et loco ubi olim Hospitale et Macellum' Iudeorum erat" (Gudenus IV, 412, Schaab, Dipl. Gesch. 129, Dael, Antiqu. Wanderungen II, 97 b).

23. Judenpfeffer — Nach Schaab I, 486 lag das Haus in der unteren Judengasse, dort, wo später das Weiße Roß stand, es war ein Doppelhaus unter einem Dache. Ein gleichnamiges wird bereits 1581 in dem großen Salbuch des Altmünsterklosters verzeichnet (Bodmann 162 b). Der Name ist wahrscheinlich auf das später genannte (Le Guide, D. 417) übertragen worden.

24. Juden, zum roten — Der Name dieses Hauses ist bereits 1404 anzutreffen (Bodmann 5 und 70 a, nach dem Kopial- und Lagerbuch des Stifts St. Johann in Mainz aus dem 14.—15. Jahrhundert), es lag „uff der Schweinsmisten bei dem Mühl thorlein" (Gudenus II, 548). Später neben der kleinen Eichel erwähnt (daselbst II, 519).

25. Judenscharrn — nannte man die Fleischbank, an der unter Aufsicht den Israeliten das vorschriftsmäßig geschlachtete und auf seinen Gesundheitszustand untersuchte Fleisch verkauft wurde. Die Bank lag in der Nähe des neuen Scharrns (Schaab I, 291), dem Hause zu den sieben Giebeln gegenüber und wird bereits in der Urkunde vom 12. Oktober 1473 erwähnt (s. Jüdisches Hospital).

26. Judenschule s. Synagoge.

27. Judentanz — Wie viele jüdische Gemeinden des Mittelalters[31] hatte auch die ansehnliche Mainzer ihr Gesellschaftshaus, das seiner hauptsächlichsten Bestimmung wegen das Hochzeitshaus oder Brauthaus genannt wurde. Aber nicht nur für die Hochzeitsfestlichkeiten erschloß es seine Räume, es galt auch als Spiel- und Tanzhaus. Letztere Bezeichnungen stammen aus christlichen Kreisen. Wahrscheinlich ist es identisch mit dem in einem alten Zinsbuche von 1306 erwähnten Theater der Juden: „domus apud Stam Walburgam: Teatrum Iudeorum" (Bodmann 291 a). Die St. Walburga-Kapelle lag im hintern Teile des Hofes zum Gensfleisch, Große Emmeransstraße 23 (Wallau XII, Schaab I, 368, nach Joannis I, 86), also in der Nähe der damaligen Judenstadt, wo auch die „hereditas dicta zume Judendanze" (Urk. v. 1314 bei Bodmann 331 a und 378 a) zu suchen sein dürfte. Sein Gegenstück hatte das jüdische Theater in der christlichen Gesellschaft, wie aus einer Urkunde von 1344 April 14 hervorgeht, denn sie berichtet von einem „Theatrum civium et ejus fundo of dem Brande sito" (Hess. Urk. III, Nr. 1167). Später scheint das Tanzhaus nach der Umbach, damals auch Ambach genannt, verlegt worden zu sein, wie aus Urkunden des 15. Jahrhunderts ersichtlich ist, so aus der von 1407 (Bodmann 373 b), von 1417, gerichtliche Eingewährung in das Haus z. J. (Mainz. Stadtarch. Univ. Nr. 403), von 1419 (Bodmann 21 a aus einem Zinsbuche des St. Claraklosters), von 1433 (Derselbe 66 a) und 1437, Donnerstag nach Elisabet (Mainz. Stadtarch. Univ. Nr. 162, gerichtl. Sicherung betr. das Erbe z. J.).

28. Judenturm — Der von der Mühlpforte rheinaufwärts liegende Rote Turm (Maskopp VI) wurde seit altersher der Judenturm genannt, er bildete den Eingang in das jüdische Revier. Während 1330, in einer Urkunde vom 15. Sept. (Hess. Urk. III, Nr. 988) seine Lage „uff der Hellen prope rubeam turrim" angedeutet ist, erscheint er 1339 April 15 als roter Judenturm, denn an diesem Tage gibt Godelint, Wwe. des Zimmermanns Joh. von Wolfsheim, den Karthäusern 2 Pfund „ewigen Geldes, die gelegen sind uff einer zweiteil Crutgarten . . . bie dem roden Juden torme" (Hess. Urk. III, Nr. 1112). „Versus Judeorum turrim rubeam" findet sich 1340 April 16 (Urk. Mainzer Stadtarch. III 844). Um 1575 (Maskopp LIII) wird ein anderer „Juden Thurn" verzeichnet, der an den damals noch unbebauten

Bleichen ſtand und in die Judenſtadt jener Zeit, die dem früheren Juſtizpalaſt gegenüber ſich ausbreitete, Einlaß gewährte.

28a. Kaltes Bad — Das alte Ritualbad der jüdiſchen Gemeinde lag an der Stelle der Häuſer Stadthausſtraße 15 und 17 (Wallau XV), dem großen Konvent, der ſpäteren Franziskanerkloſter-Kirche gegenüber und beſtand urſprünglich aus zwei Gebäuden (Maskopp bei Herrman 160, Nr. 144, Lehne 95, Schaab I, 447). Sein Name rührt von der, ihm Waſſer ſpendenden Quelle her. Die älteſte Nachricht über dasſelbe bringt die Weſtfäliſche Zeitſchr. für vaterländiſche Geſch. und Altertumskunde III. 17 ff. aus einer Mainzer Heberolle von 1248/49, wo unter den Einkünften des Erzbiſchofs aufgeführt werden: fünf Pfund von den Juden, fünf von der Frau des Judenmeiſters, zwei Solidi von dem kalten Bade der Juden (de frigido balneo Iudeorum II sol., ſ. Aronius, Regeſten zur Geſch. der Juden im fränk. und deutſch. Reiche, 245, Nr. 574 u. a.). Gudenus I, 534 bringt eine Notiz aus dem 14. Jahrhundert. Nach der Flucht der Juden 1285 ward es nicht konfisziert, ſondern verblieb als wichtige Inſtitution der anſehnlichen Gemeinde zur Benutzung. Um 1500 heißt es in der Häuſerliſte C bei Herrmann 73: „Im Haus zum Kalten Bad ſitzt ein Jude". Dies war ein gewiſſer Iſak, der laut Urkunde von 1492 März 26 von Erzbiſchof Berthold zum Judenbürger aufgenommen und dem vergönnt wurde, im Judenbad zu wohnen, fremde Juden zu beherbergen, nach beſtimmter Vorſchrift Handel zu treiben, aber ohne behördliche Erlaubnis „kein Hochzyt, Leibroß [32] noch Sammlung der Juden allhier" abzuhalten. Er hat vom Judenſand, auf dem er die von außerhalb gebrachten Leichen beerdigen laſſen durfte 6 und vom Bade 3 Gulden jährlich dem Erzbiſchof Zins zu zahlen (Schaab, Dipl. Geſch. 134 ff. aus Bodmann'ſcher Urkundenſammlung III, 291). 1553 erfahren wir von einem Bäcker Jakob beim Kalten Bade (Herrmann 119, Anm. 54), der wohl nicht Jude war (daſ. 121, Anm. 90). Die beiden Wohnungen, die es enthielt, wurden 1568, die eine von Mänle, die andere von der Witwe des Arztes Lazarus bewohnt (Stadtaufn. Nr. 1429). Später entſteht an ſeiner Stelle ein Neubau durch Joſef [Canſtatt], der gleichzeitig einen Brunnen graben und eine Synagoge bauen ließ (Stadtaufn. von 1594, Nr. 1429). Der Genannte war der gelehrte, wohlhabende Vorſteher der Gemeinde, von dem das Memorialbuch derſelben unter Nr. 91 berichtet, daß er aus eigenem Vermögen in ſeinem neuen Hauſe eine Synagoge eingerichtet und das alte Ritualbad zu einem neuen umgebaut habe. Er ſtarb 1623, vierzig Jahre nach der Neugründung der Gemeinde. Ob die Witwe Mayer, die 1657 Eigentümerin des Hauſes iſt (Stadtaufn. LXXI, Nr. 19), zu den Erben Joſefs zu zählen iſt, läßt ſich nicht ermitteln. Neben dem erwähnten Neubau Canſtatts dürfte das Bier- und Brauhaus zum Kalten Bad, das 1568 Joſef Feuerbach, 1594 Mich. Walheußer beſitzt (Stadtaufn. Nr. 1406) und 1644 Bierbrauer Joh. Reiſſer, der es gekauft hat, bewohnt (Visitatio der Häuſer in der Stadt Mainz vom 26. Nov. 1644), ſtehen geblieben ſein. Nach der Stadtaufnahme von 1657 iſt es Eigentum eines Georg Herber.

29. Keſtenberg — Ohne weitere Bemerkung von Gudenus II, 534 gebucht, von Schaab I überſehen und nur in deſſen Dipl. Geſch. 61 verzeichnet, lag in der Betzelsgaſſe, vermutlich neben dem heutigen Brauhaus zur Sonne, ward begrenzt von Selgeneck (ſ. d.) und Starkenberg (ſ. d.). In dem letzteren wohnte 1432 Mardochai gegen 10 Pfund Zins, der auch das Haus Keſtenberg für jährlich 7 Pfund gemietet hatte. Zum Jahre 1464 erwähnt es Bodmann 372a (ſ. auch daſ. 162b und 294b).

30. Kirchberg — E regione S. Christophori (Gudenus II, 535), Rupprecht, der Steinmetz hat es 1432 als ſtädtiſches Mietshaus inne.

31. Kleeberg — Flachsmarktſtr. 8 (Wallau XII, Schaab I, 495), zwiſchen dem Haus zur Glocke (Schaab I, 472) und dem zum heißen Stein (daſ. 479), neben dem Stadionerhof (Gudenus II, 535; in einem Exemplar der Mainzer Stadtbibliothek iſt daneben geſchrieben: „falſch, Lit. C. Nr. 199—201, ſ. Le Guide 53). Das Haus, das in einem Kopial- und Lagerbuch aus dem 15. Jahrhundert (bei Bodmann 70b) 1438 als Stiftshaus genannt iſt, wird 1432 von Anthis aus Wörrſtadt bewohnt.

32. Langnaſen — Nach Gudenus II, 536 das große Haus in der Judengaſſe, nach Schaab II, 519 und Lehne 119 ein Haus in der Gräbergaſſe, dem Arnsburger Hof gegenüber.

33. Liebenzell — Schuſterſtraße 54 (Wallau XV, Lehne 71), Eckhaus neben dem Hof zum Gutenberg, der Synagoge und dem Diemerſtein gegenüber (Stadtaufn.): „am Garten zu St. Chriſtoph" (Gudenus II, 537, Schaab I, 312, 522), „neben Frankenberg". 1432 hat es einen jüdiſchen Bewohner, den Joſeph von Eltville. Erzbiſchof Adolph, dem es nach der Unterjochung der Stadt 1462 zufiel, gab es 1464 Juli 30 der Ida Kannengießer als Entſchädigung für deren von ihm eingezogenes Haus Zur Linde in der Kemmerſengaſſe im Werte von 80 Gulden (Herrmann 45, Anm. 11 nach Ingroſſaturb. 56, Fol. 107). Um 1499 geht der Hof in den Beſitz Johann Foldes über (daſ.). In der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewohnt ihn Philipp Eulner (Ulner) und ſteuert davon 6 Gulden $2^1/_2$ Albus (Herrmann 97, Nr. 28), 1568 Dr. Springer und 1594 Dr. Peter Speers (Stadtaufn.). S. auch Bockenheimer a. a. O. 34.

34. Limburg — Chriſtophſtraße 5 (Wallau XI), dem ehemaligen Kirchhof gegenüber (Gudenus II, 538, Schaab I, 523), ſpäter Zum goldnen Fäßchen genannt, es ſtieß hinten auf das Haus Zum heißen Stein, das 1425 ein öffentliches Spielhaus im Eigentum der Stadt und von dieſer vermietet war (Schaab I, 479, Dael 106b). Nach Bodmann 120b lag 1373 ein gleichnamiges Haus „dem Crommen Ringe ubir" (Schaab I, 549: Der krumme Ring war das Stammhaus der Patrizier zum Molsberg). 1680 März 12 verkaufte der Schulmeiſter Scholz von St. Chriſtoph, nachdem die kurfürſtliche Hofkammer die Genehmigung zur Veräußerung des Judenerbes gegeben hatte, das Haus an den Küfer Schlippgen.

35. Zum großen und kleinen halben Löwen — Die Gebäude lagen in der vorderen Chriſtophſtraße (Schaab I, 425), an der Stelle des heutigen Hauſes Nr. 7 (Wallau XI). Den großen halben Löwen bewohnte 1432 Peter Bodichin, den kleinen der Metzger Jorgen Jeckel.[33] Die Häuſer ſtießen an das „Glockhaus" zu St. Chriſtophel (Stadtaufn. Nr. 1203). Dieſelbe Quelle Nr. 1265/66

meldet: „Vom Haus zum Vogelgesang die Gaß hinuff Am Flachsmarkt bis zum Spiegelberg gegen den Cronberger hoff herumb: Zwei Häuser Zum gr. und kl. halben Löwen mit hoff und gärtlein hat Nic. Jung gekauft, einst Zollschreiber zu Höchst." 1594 waren die Grundstücke bereits in den Besitz des Kellers zu St. Martinsburg, Jakob Schmelzers, übergegangen.

36. Lorscherhof — In der Urkunde von 1432 (s. oben) Loischer- und Loserhoiff. Er umfaßte die späteren Grundstücke Stadthausstraße 8, 10, 12, 14 und Franziskanerstraße 4. Die erwähnte Quelle spricht von 2 Judenerben, während Schaab, Dipl. Gesch. 61 Nr. 44 ff. vier daselbst gelegene angibt. Nur von einem ist 1432 der Bewohner Peter Leyendecker genannt. Vermutlich ist das in einer Urkunde von 1304 erscheinende Medehuß (Schaab I, 525, Gudenus II, 539): „curia puellorum sita super Loscherhof" auf Judenerben erstanden. Diese dürften schon unmittelbar nach der Aufhebung des von der Abtei Lorsch in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gegründeten, bis 1232 bestehenden Klosters erbaut und 1285 verlassen sein. Daß aber in dortiger Nähe 1345, vier Jahre vor der Vernichtung der jüdischen Gemeinde zur Zeit des schwarzen Todes, Israeliten wohnten, besagt ein Vermerk bei Bodmann 173a: „Domus lapidea in loco of me Loscherhof versus Iudeos".

37. Merenberg — Die beiden Höfe Zum großen und kleinen Merenberg lagen in der Betzelsgasse, dort wo heute die Häuser Nr. 26, 28, 30 stehen (Wallau XI, Lehne 98), sie stießen „obentzu an den Barfusser garten, hinden vnd vnden an das Erbe gen. zum Storcken vnd an ayn Gotßhuß, daz zum Rebestuck gehort" (Notiz von 1509 bei Bodmann 120a). Nach Schaab I, 534 sollen die Grundstücke bereits 1294 erzbischöfliches Eigentum gewesen sein. Das ist nicht richtig, denn in diesem Jahre kamen die fast ein Jahrzehnt umstrittenen Judenerben erst endgiltig in den Besitz der Stadt (Salfeld a. a. O. 141 ff.) und werden als solche noch 1410 bezeichnet. Dies ist aus einer Zinsüberlassungsurkunde (Mzr. Stadtarchiv, Urkk. Stadt Nr. 187) vom Jahre 1410 Sept. 15 ersichtlich: „Die . . . Bürgermeister der Stadt Mainz erklären, daß die Söhne des verstorbenen Ratsgesellen Jakob Medetroist — Jorge, Kanoniker des St. Stephansstiftes, und Jeckel, Mainzer Bürger —, vor ihnen aufgegeben haben an den Ratsgesellen Peter Kuzail 9 Pfund Heller und 2 alte Heller ewigen Zinses, von dem $2^1/_2$ Pfund und 2 alte Heller als Grundzins auf dem Teile des Hofes und Hauses Merenberg liegend, den die Bürgerin Nese Hulzengotz innehat, und 3 Pfund Heller als Grundzins auf dem daran liegenden gleichfalls Merenberg genannten Haus, das früher das Zunfthaus der Kannengießer war und nun der Mainzer Bürger Clais von Wertheim, der Krämer, innehat . . . . Die genannten Brüder Medetroist legen als Sicherung für den Zins das Haus Winternheim und das daran liegende Haus, das Jeckel innehat, zum Unterpfand . . ."

Wie der Anfang der Urkunde den städtischen Besitz bezeugt, so auch der Schluß: „Die vorliegende Zinsüberlassungsurkunde soll dem Rat und der Stadt Mainz an den Rechten, die sie an den genannten Grundzinsen, und an den Rechten, die sie sonst an den vorgenannten Judenerben haben, keinen Schaden tun." Anfang des 15. Jahrhunderts ist der Hof Merenberg ein vom Erzbischof Konrad erhaltenes Lehen des Peter von Sorgenloch (Würdtwein, Bibl. Mog. 227), der es 1437 dem Erzbischof resigniert (das. 228: „es han myn gnedigen und lieben herrn uwer gnaden Domherren zu Mentze mit mir gered . . . zu geben das uwer gnaden jne das huse Merenberg mit siner zugehorde, das myn bruder Jorge und ich von uwern gnaden unsere lebetage zu lehen han, geben moge . . .", s. auch v. Schenk a. a. O. 85 und 86). — Später sind die Gebäude, die der Erzbischof Adolf 1462 mit eroberte, dem Domkapitel verliehen worden, das sie vermutlich neu aufbauen ließ. 1520 sind sie Eigentum einer Familie Beller (Mainzer Stadtarchiv, Urkk. Stadt Nr. 281: „die . . . Aebtissin und der Konvent des Klarenklosters in Mainz bekunden, daß sie den Kürschner Hans Beller, Gerlachs, des Leiendeckers Sohne, $1^1/_2$ Gulden an Gold jährlicher Ablösungsgult verkauft haben, wofür der Genannte und seine Frau das neu aufgebaute Haus Zu dem Merenberck zum Unterpfand setzten, von dem an das Weiße Frauen-Kloster 2 Pfund Heller als Grundzins zu zahlen sind. Gerlach und seine Frau Ele legen außerdem zum Unterpfande ihr Haus und Hof Zu groß Merenberck, welche beide Erben in der Betzelsgasse liegen und Judenerben sind." . . .). 1576 wird eines der Häuser für 325 Gulden verkauft (nach einem Baubuch der Stadt Mainz von 1570/76 bei Bodmann 342b).

38. Monpläsier — Betzelsgasse 13 (Wallau XI, Maskopp 143, Gudenus II, 540, Schaab I, 327 und 535). Die Schreibart des Namens ist in den Quellen verschieden: 1368 und 1411 Mompaselier (v. Schenk a. a. O. 71, Hegel, Städtechroniken XVII, 40), 1390 Mompasilire (Bodmann 56b), 1396 das plebejische Geschlecht Monpasiliere (Lehne IV, 201), 1418 Mompasllere (Bodmann 66a), 1477 Monpasylier (das. 284b) und ähnlich im 15. und 16. Jahrhundert, um 1505 Monpaliseher (Herrmann 59), 1568 und 1594 Mumpalsier (Stadtaufn. Nr. 1440). Keiner dieser Namen rechtfertigt die Annahme Gudenus II, 540: „Ante annos exhibebantur hac in aede spectacula et ludi publici", was Schaab I, 535 ohne weitere Prüfung nachschreibt. Schon Hegel a. a. O., Anm. 1 hat in der „Chronik von alten Dingen der Stadt Mainz" die moderne Nachbildung des alten Namens nachgewiesen und eine Stelle aus Hartmanns „Armer Heinrich" V. 175 citiert, wo Munpaseliere für Montpellier erscheint (s. auch Köpper, Franz. Reallexikon II, 908). Wir dürfen wohl als sicher annehmen, daß französische Emigranten jüdischen Glaubens, die sich in Mainz niedergelassen hatten, dem Hause den Namen gegeben haben, finden wir doch auch andere französische Häuserbenennungen, die unsere Annahme bestätigen, so 1334 „Pariß" in der Betzelsgasse (Gudenus II, 563, s. auch Bodmann 345b) und „Montfort (s. Starkenberg) an dem Löwen" (Gudenus II, 541), die wohl gleichfalls französischen Juden gehörten. — Über die Einwanderung französischer Juden in Deutschland während des Mittelalters s. Salfeld, Martyrologium . . . Exkurs V, S. 423 ff., über die in das Rheingau von 1306 an nach der Ausweisung unter Philipp dem Schönen s. Bodmann, Rheing. Altertümer II, 712. Daß die Flüchtlinge auch in Mainz sich ansässig machten, beweist u. a. ein im Eisernen Turm aufbewahrter Leichenstein, der auf dem Grabe der 1338

geſtorbenen Franzöſin (ha-zarfatit) Zimcha errichtet wurde (Salfeld a. a. O. 424 und 438).

Die Lage des Hauſes wird in den Stadtaufnahmen Nr. 1440 näher beſtimmt: „Mumpalſier in der Betʒelsgaſſen mit hoff, garten vnd Hinderhauß geht hinden durch in die ander gaſſ, gegen den gr. Convent"; es grenzte an das Haus Freiberg (Baubuch der Stadt Mainz von 1570/76 bei Bodmann 341 ff.) und an den Strauß (Herrmann 59, Anm. 2). Es hatte einen Durchgang zu den Sieben Giebeln (Stadtaufn. von 1657 LXXII, 8, Schaab I, 327 und 535). Zeitweilig diente anfangs des 14. Jahrhunderts der Bau, der zwei Gebäude umfaßte, den Verſammlungen des Gemeinderats und der Zünfte (Hegel a. a. O.), ſpäter war er Zunfthaus der Krämer (Schaab a. a. O., Herrmann 120, Anm. 68). 1390 bewohnt es Contʒichin (Bodmann 56b), 1418 „Wernher, Peders Eiden, der ſmyd" (daſ. 66a). Dann wird es wieder Zunfthaus, denn 1478 Mai 25 leihen die Mainzer Kürſchnermeiſter von Heinr. More, Vikar des Nikolaus-Altars in St. Stephan, das Haus Monpläſier (Herrmann 59, Anm. 2). Ein Jahr ſpäter, 1479, übergab Erzbiſchof Diether das Grundſtück dem Polierer Johann von Göttingen: „Daſ wir den Joh. von Göttingen zu unſerem Polirer angenommen... Vnd was er unſ poliren wirdet von Dyamanten oder andern edeln geſteinen, ſollen wir ihme vor ein gereit geben 2 Gulden und nit mehr, auch han wir [ihm und ſeiner Frau Merkele] Wonunge, Beſeſſe und gebruche unſers Huſſes und Juden-Erbs, genannt [Gr.] Mombaſelier in der Betʒelsgaſſen bei St. Quintins Kirchen . . . . gelegen ihr lebtag ganz uff gegeben . . ." (Gudenus II, 540, Herrmann a. a. O. nach Ingroſſaturb. 37, Fol. 282). Dem erwähnten Joh. More [Morhenne] verſchreibt 1492 Juli 3 Erzbiſchof Berthold für die ihm bei der Erbauung der Martinsburg geleiſteten Dienſte den verwüſteten und verfallenen Hof Monpläſier erblich bei lebenslänglicher Zinsleiſtung (daſ. nach Ingroſſaturb. 42, Fol. 60). Der genannte „Buwmeiſter" More beſitʒt ihn noch 1505. Spätere Bewohner waren 1568 Melchior Voltʒ und 1594 Theobald Geiger (ſ. Stadtaufn.).

39. Nackenberg — Fehlt bei Gudenus II und Schaab I, dürfte Schreibfehler für Starkenberg (ſ. d.) ſein.

40. Zum Pariß — Der Name läßt darauf ſchließen, daß das Grundſtück urſprünglich eingewanderten franzöſiſchen Juden gehörte (vgl. Monpläſier). Da es neben dem Haus zum Bart (Lehne IV, 179) lag, ſo müſſen wir es der Betʒelsgaſſe 5 zuweiſen, denn der kleine Bart war daſelbſt Nr. 3, der große Nr. 7 (Wallau XII, Gudenus II, 543, Schaab I, 448). Im 14. Jahrhundert gehörte es den Fuß zu Parys, 1346 dem Johann und 1388 dem Henne Fuß zu Parys (Lehne a. a. O.; ſ. auch Bodmann 105b, 170b); 1497 beſaß es der Domvikar Victor Sanderges, um 1505 die Familie Peter Schöffers (Herrmann 62: „item daz hus zum Parisz Peters im Druckhus erbin"). 1544 erwirbt es der Medicus Jac. Curio für 450 Gulden (Bodmann 345b nach Baubuch der Stadt Mainz 1570—76).

41. Rauenſtein — Das Haus lag in der Nähe des Quintinskirchhofs neben den Gebäuden Zum Frankenberg, Freyenſtein und Diemerſtein. Nach dem Ingroſſaturb. 39a, 262 f. (bei Herrmann 30, Anm. 6) gab 1479 Februar 9 Erzbiſchof Diether ſeinem Rat Dr. Joh. Mergentheim und deſſen Frau Katharina, denen er verpflichtet war, dieſes 1462 dem Epiſkopat zugefallene Judenerbe. Der auf ihm ruhende Grundzins von 4 Pfund Heller an Pet. Reyſe wird auf das Haus Selgeneck (ſ. d.) übertragen. Erzbiſchof Wolfgang von Dalberg verkauft es 1598 Juni 13 dem Domherrn Wilhelm von Katʒenellenbogen mit den angrenzenden Gebäuden, der an ihrer Stelle den Knebelſchen Hof erbauen ließ (Schaab I, 456; die Schreibart daſ. 547 Rabenſtein beruht auf Irrtum, ſ. auch Wallau XI, Chriſtophſtraße 2).

42. Zur Roſen — ſ. Edelfroſch und zur Roſen.

43. Sand — ſ. Judenhaus auf dem Sand.

44. Scheuer und Garten — Den Rinwaden gegenüber, Hintere Flachsmarktgaſſe 2 (Wallau XII, Schaab I, 549), am Reul (Bodmann 15b aus der Zinsrenovation des Heiligengeiſt-Hoſpitals von 1780/81), waren einſt jüdiſcher Beſitʒ und bereits 1432 genanntem Hoſpital gegen einen Jahreszins von 3 Pfund überlaſſen (ſ. Seite 146).

45. Salmanshof — Urkundlich bereits 1341 genannt als Eigentum des Iſraeliten Salman, Sohn des verſtorbenen Joſephs zum Affen (ſ. oben S. 146). Dann in ähnlicher Weiſe 1355 erwähnt: „huß, daz gelegen iſt hinder den Juden bi der Hubelsgaſſen, gein der Ezzigmengeren hus, vnd die zwei huſer vnd eine hofſtatt, die an dem vorgen. huß gelegen ſin, die ſich ziehent uorwarter Salmanshof den Juden, der da waz Joſibes Son zum Affen" (Bodmann 176a). Ein Bannbrief von 1408 (daſ. 235b) berichtet dasſelbe.

46. Selgeneck — Seldeneck in der Urkunde von 1432, der Schaab, Dipl. Geſch. 61 folgt, iſt Schreibfehler. Der Beſitʒ lag in der Betʒelsgaſſe, heute Nr. 23 bis 27 (Gudenus II, 552, Schaab I, 569), erſtreckte ſich vom Storch bis an das Sonnengäßchen und grenzte an das Haus Keſtenberg (Herrmann 36, Anm. 3 nach einer Notiz vom 24. Nov. 1557 im Baumeiſterbuch). Joſeph von Frankfurt iſt 1432 wohl der letʒte jüdiſche Bewohner (ſ. S. 146), denn das 1462 kurfürſtliches Eigentum gewordene Erbe gibt 1479 Februar 16 der Erzbiſchof Diether dem Peter Reyſe (gütige Mitteilung des Herrn Profeſſor Schrohe aus ſeinem „Der Übergang . . ." nach Ingroſſaturb. 37, Fol. 285, Bd. 39, Fol. 262). Erzbiſchof Berthold verkauft dasſelbe 1491 Jan. 21 ſeinem Sekretär Joh. Storck und deſſen Frau Margarete für 74 Gulden und löſt es damit aus der Hand von Heinr. Kemp von Erbenheim und ſeiner Frau Ketgin, denen es Erzbiſchof Adolf erblich zugeſtellt hatte (Herrmann 36, Anm. 3). Als Eigentum Storcks wird es bereits Ende der neunziger Jahre des 15. Säkulums gebucht (daſ.). Schaab I a. a. O. verwechſelt das Haus mit dem Zum Sorgenloch (ſ. auch v. Schenk a. a. O. 110).

47. Starkenberg — Betʒelsgaſſe 25 (Wallau XI), neben dem ſpäteren Brauhaus zur Sonne (Schaab I, 327 und 573), vermutlich die in den Stadtaufnahmen Nr. 1445/46 genannten Behauſungen, wahrſcheinlich identiſch mit „Monfort an dem Löwen" (Gudenus II, 541) und nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen Haus „inter fabros iuxta superiora macella", das 1344 genannt iſt (daſ. II, 533). 1432 bewohnt es ein Iſraelit, namens Mordachey.

47a. Zum großen und kleinen Stern — Von den bei Schaab I, 574 verzeichneten Gebäuden kommt hier keines in Betracht, auch nicht das „qui jacet sub

magno lapide" (Gudenus II, 555). Die Lage ergibt ſich aus alten Bannbriefen und Zinsbüchern, ſo zum Jahre 1362: „Erbe zu dem Sterren gein dem Cloſter zu S. Claren über gelegen" (Bodmann 329b), 1389 „uff der Hellen gelegen by den roden Thorn" (daſ. 365b), 1406 „Huß und Garten, gen. z. St., auf dem Flaſſmart an dem Huſe und Erbe gen Heiſſen Stein gelegen" (daſ. 380b). Von Bewohnern eines Hauſes zum Stern iſt mit Sicherheit keiner für dieſes Judenerbe zu eruieren, weder „Henckin z. St. ein werntlich Richter zu Menz", 1352 (Bodmann 283b aus dem Archiv der St. Quintinspfarre), noch 1544 Nic. und Margarethe Heidelberger, geb. Oſtertag (daſ. 344a nach Mainzer Baubuch 1570 bis 79, Herrmann 108) u. a. (daſ. 113), deren Wohnſitz auch in gleichnamigen Häuſern geweſen ſein kann. Von dem großen Stern zahlt 1432 Peter Weidenhof[34] 9 Pfund Grundzins.

47b. Storch — Urſprünglich waren drei, Ecke Schuſterſtraße und Betzelsgaſſe gelegene Häuſer die Judenerben zum großen und kleinen Storch (Schaab I, 290, 327, 575, Stadtaufn. Nr. 1447 und 1448) und wohl bis zur Zeit des ſchwarzen Todes von Iſraeliten bewohnt, denn 1348 wird Meyer zum Storch, Jude, Bürger zu Mainz, genannt (Urk. des Altertums-Vereins von 1348, Kaſten I). In einem Bannbrief (bei Bodmann 80a) aus dem Archiv der St. Ignaz-Pfarrei werden Elſe zum Storke und deren Söhne Henne und Hentze genannt. Von dem kleinen Storch zinſten 1432 die Erben Jeckels zum Jungen[35] der Stadt 12 Pfund, während den großen Storch die Schmiede gegen 12 Pfund innehatten. Erzbiſchof Berthold verkauft 1496 das Erbe zum großen Storch für 120 Gulden ſeinem Büchſenmeiſter Georg Krafft von Hall, dem auch der halbe Löwe, früher Beſitz der Magd des Weihbiſchofs, gehörte (Gudenus II, 556, Herrmann 59 und Anm. 13). Krafft beſaß den Hof wohl bis zu ſeinem 1510 erfolgten Tode, denn 1505 gilt er noch als Inhaber (Herrmann 59: item der hoiff zum Starkin iſt Jorg boſſemeiſters).

48. Die Synagoge — war in früheren Zeiten der örtliche Mittelpunkt der Gemeinde. Sie diente nicht nur der Erbauung, ſondern auch der Belehrung, was ihr den Namen „die Schule" eintrug. Mit ihr verbunden oder möglichſt in ihrer Nähe waren die Lehrhäuſer und Elementarſchulen. Da es ſtets als vornehmſte Pflicht galt, bei Gründung von Gemeinweſen, ſobald als tunlich ein Gotteshaus zu erbauen, dem ſich die anderen Inſtitutionen angliedern konnten, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß zur Zeit der Blüte jüdiſcher Gelehrſamkeit, als die Koryphäen aus der Familie Kalonymus, Rabbi Gerſchom und andere wirkten, alſo ſchon im 10. und 11. Jahrhundert Synagogen und Hochſchulgebäude exiſtierten. Trotzdem fehlen Hinweiſe aus dieſer Zeit. Was von 1093 an ſich an ſicheren Nachrichten bot, iſt veröffentlicht worden (Salfeld, Bilder aus der Vergangenheit der jüd. Gem. Mainz, S. 85f.; derſ., Zur Geſch. d. Mainzer Synagogen, SA. aus d. Mzr. Ztſchr. III, S. 106 bis 110; derſ., „Zur Einweihung der neuen Synagoge", S. 16ff.). Es wird hier in Kürze regiſtriert: 1093 erſte Erwähnung; 1096 durch Feuer zerſtört; 1188 erwähnt; 1271 Neubau; 1281 in einem Volksaufſtand eingeäſchert; 1285 nach der Abwanderung vieler Iſraeliten notdürftig hergeſtellt; 1349 den Flammen übergeben; 1433 und 1442 in Chroniken erwähnt; ſpäter, nach der 1438 erfolgten Ausweiſung der Juden, als Kohlenſchuppen benutzt;[36] 1473 zu der Allerheiligenkapelle beſtimmt; 1568 und 1594 befinden ſich an ihrer Stelle ein Stall und Garten; 1623 Bau einer Privatſynagoge; 1629 Bau einer einfachen Gemeinde-Synagoge, die 1660 zu 600 Gulden abgeſchätzt iſt; nach Eröffnung der Judengaſſe (1662) erſtand in ihrer Mitte ein neues Gotteshaus, das ſpäter (1853) einem Monumentalbau wich, der 1912 geſchloſſen wurde. Seit dieſer Zeit ſteht die Hauptſynagoge in der Hindenburgſtraße.

49. Vogelgeſang — (Maskopp'ſcher Stadtplan bei Herrmann 159f., Nr. 134; Gudenus II, 557; Lehne 77; Schaab I, 312, 315, 584; Wallau XI [Chriſtophſtraße 11]). Das Haus,[37] das der Vogelgeſanggaſſe den Namen gegeben hatte, lag am Frauenbrüderplatz, der Chriſtophpfarrei, dem Roſenbaum und dem Cronberger Hof gegenüber (Stadtaufn. Nr. 263). 1318 wird ſeine Lage angegeben „Curia zum Fogilſange apud Corduanarios sita" (Bodmann 80a aus dem Archiv der St. Ignaz-Pfarrei). Eine Erinnerung an das Haus aus derſelben Zeit ſcheint ein im Eiſernen Turm aufbewahrter jüdiſcher Leichenſtein (ſ. Salfeld, Martyrologium S. 437 Nr. 108) vom Jahre 1317, für Juda, den Sohn Iſaks, errichtet, zu bieten, denn er zeigt auf der Rückſeite einen Baum mit einem Vogel. Was zur Geſchichte des Grundſtücks, das aus zwei Häuſern, dem großen und kleinen Vogelgeſang beſtand, zu bemerken iſt, folgt hier in chronologiſcher Reihenfolge: 1332 lebt ein Conrat Fogelſang (Hegel a. a. O. XVII, 21, 1); 1344 werden die Patrizier zum Vogelgeſang erwähnt (Dael 116b); 1405 ſtirbt Joh. zum Vogelgeſang protonotarius civitatis Moguntinae (Gudenus II, 557), „der der Gemeindeſchriber was" (Hegel a. a. O. XVII, 373, 38); 1407 in einem Bannbrief des Kloſters Altenmünſter: „Hoffe zum Fogelſange by den Lynnengaden gelegen, gein dem Hoffe zum Volkmar ubir, als in Jeckel zu Schenckenberg Inne hat" (Bodmann 121b); 1432 bewohnt den Vogelgeſang der Gerichtsſchreiber Johannes Imgraſe (ſ. oben); um 1499 beſitzt ihn „meiſter Johann der artz" (Joh. Bruß, geſt. 1500, Herrmann 30), der ihn ſeiner Familie vererbt (daſ. 61); 1545, 10. Juli, kaufen den kleinen Vogelgeſang, der zwei Jahre zuvor (1543 Aug. 28) für 250 Gulden verkauft war (Bodmann 343a), die Brüder Wendel und Chriſtoph Alher für 318 Gulden von dem Richter Dieth. Veltheim, auf den großen gibt die Katharina, die Witwe Joh. Molsbergs, am 15. Nov. d. J. eine Hypothek (derſ. 345b, 346a). 1568 bewohnte ihn M. Valt. Oſterrodt; 1594 Conrad Vogt (Stadtaufn. Nr. 1263); 1619 Steph. Weber (derſ. 297b nach dem Zinsbuch des Kloſters Altenmünſter von 1620). Nach der Stadtaufnahme von 1657 war die damalige Eckbehauſung zum Vogelgeſang aus früheren vier Häuſern entſtanden (Schaab I, 548). Im 18. Jahrhundert beſitzt den alten Vogelgeſang der Kanzlei-Direktor von Bentzel (Bodmann 294b).

50. Wartenberg — Nach einer im Ingroſſaturb. Bd. 30, Fol. 230 und Bd. 36, Fol. 110 enthaltenen Quelle war das Haus vor dem Untergang der Stadtfreiheit von Juden bewohnt. Es lag neben dem Konventshauſe, dem Kalten Bad gegenüber, und ward 1466 Sept. 13 vom Erzbiſchof Adolf II den Schweſtern des großen Konvents,

gegenüber dem Hof zum Jungen, gegeben (gütige Mitteilung des Herrn Professor Schrohe aus seinem „Der Übergang . . .", s. auch Gudenus II, 559). In den Stadtaufnahmen Nr. 1178 werden als gegenüberliegend das Gelthaus und die „Sant Quintins Schul" angegeben, und nach einem Zinsbüchlein des Klosters Altenmünster von 1534 (Bodmann 305 b) lag es „by dem Huß, gen. Wyssenberg", das jedoch mit einem gleichnamigen in der Augustinergasse (Schaab I, 587) nicht zu verwechseln ist. 1568 bewohnt das Haus Wartenberg der Kantengiesser Hans von Köln, 1594 Adam Koppel. — Ein plebejisches Geschlecht Wartenberg ist 1397 in Mainz ansässig (Lehne IV, 202).

51. Wasserburg — Nur bei Schaab, Dipl. Gesch. 61 Nr. 19 als Judenerbe verzeichnet, sonst nicht zu ermitteln. Vielleicht ist an das Haus Weißenburg „unter den Schumachern gelegen" (Bodmann 330 a) zu denken, von dem 1457 (das. 341 a) gesagt ist: „resignat Monasterio St. Clarae Henne von Selgenstadt, der Schuhmacher". Ein gleichnamiges Zinshaus wird 1402 den Gensfleischen verschrieben (Würdtwein, Bibl. Mog. 220). Vielleicht ist Wasserburg auch Schreibfehler für Westenberg (s. d.).

52. Zum neuen Weinberg — In einer Urkunde (Gudenus II, 508), vermutlich aus dem 14. Jahrhundert (Schaab I, 475) heißt es: „gein dem Hof Gudenberg über und neben dem Haus Winberg genannt bei St. Christophel gelegen, neben dem Haus Zum Affen (Herrmann 37), mit dem es später verbaut wurde" (Ders. a. a. O.: „item daz hus Winberg ist darzu [z. Affen] gebrochin"). 1432 von Rudolph zum Humbrecht (siehe Note 25) gekauft (Urk. s. oben; Gudenus II, 559), bewohnte es damals gegen 5 Gulden an Gold Conrad Slappermule.[37a]

53. Westenberg — Auch Westerburg genannt, lag beim Diemerstein (Gudenus II, 560), wird 1432 von Belchin, der Witwe des Mainzer Rabbiners Meister Salmann Runkel,[38] bewohnt.

54. Winterberg — Wallau XV; Gudenus II, 561 ohne weitere Angabe; Schaab I, 589, 328 Nr. 20. Die beiden Grundstücke zum großen und kleinen Winterberg bildeten die Ecke des heutigen Stadthauses und des Sonnengäßchens, waren links von den Sieben Giebeln, rechts von dem Spitzen Würfel begrenzt und lagen dem Holderbaum gegenüber. Wie von dem großen Stern zinste Peter Weidenhof 1432 auch von diesem Hause. Nach der Stadtaufnahme von 1657 LXXII Nr. 20 besaßen es damals die Erben eines Israeliten namens Daniel in Eigentum. 1660 ward das Haus, das neben dem Besitz Nathan Carlebachs lag, mit Scheuer und Stall zu 900 Gulden abgeschätzt (s. Anlag bürgerlicher Schatzung vom Jahre 1660 II, Stadtarch. Mainz). Kurze Zeit darauf mußte es geräumt werden, denn Kurfürst Johann Philipp wies durch Dekret vom 8. Dez. 1662 (Schaab, Dipl. Gesch. 224 ff.; Salfeld, Bilder . . . 43 ff.; Ders., Vorboten der Judenemanzipation in Kurmainz in Cohen-Festschrift 348 f.) die Mainzer Israeliten aus ihren Wohnsitzen und zwang sie, auf den sogenannten Schweinemisten, einem der ungesundesten Teile der Stadt, die heute noch bestehenden Judengassen zu erbauen. „Ihre jetzo inhabende Behausungen und Synagog sollten zu anderweitigem Gebrauch wiederumb in bürgerliche Handen verkauft werden." Den Winterberg mit dem benachbarten Besitz erwarb dann ein Herr von Bielefeld, ließ Neubauten an deren Stelle errichten und gab dem mittleren Grundstück den Namen „Das Neuhaus". 1700 Nov. 29 verkaufte Dr. Bielefeld den Winterberg (der Name steht im Kaufakt) an den Bierbrauer Pankraz Gerhardi. Von diesem als Brau- und Bierhaus eingerichtet, erhielt es die Schildgerechtigkeit „Zum grünen Baum". Von Gerhardi kam das Haus an seinen Schwiegersohn, den Krahnenmeister Cunibert und von diesem 1786 Sept. 2 an die Stadt, die es mit den erwähnten, nach der Schusterstraße hin liegenden Judenerben abtragen und an ihrer Stelle das heutige Stadthaus erbauen ließ.

55. Wirtenberg — Schusterstraße 45 (Wallau XV), zum großen und kleinen Wirtenberg „gein St. Quintin" (Gudenus II, 561). Gegen $2^1/_2$ Pfund jährlichen Zins bewohnt das Haus 1432 Schonen von Bingen. In der Stadtaufnahme von 1568, Fol. 154 b Nr. 1402 unter „das Eck dargegen uber was Herrn Weihbischofs haus bis gegen das Kalte Bad" findet sich: . . . „das hauß nach dem Weyhebischof Wirtenberck und die behausung darneben so nunmehr eine behausung ist biß gegen den Affen uber. Württenweck (so!) Zehnte brieff und Sigel darüber besagen so von Hans Meystern offgericht vnd geben seyn word anno 1519, ist Juden Erb." 1594 gehörte Wirtenberg Phil. von Eisenberg, 1657 ward es ruiniert und 1687 wurde an seiner Stelle der Arnsberger Hof erbaut (Dael 98 b, s. auch Gudenus II, 529 und Schaab I, 446).

56. Zum spitzen Würfel — Stadthausstraße 18 (Wallau XV), Maskopp bei Herrmann 160 Nr. 140, Gudenus II, 553, Lehne 113 ohne Bemerkung, Schaab I, 328, 571. In den Stadtaufnahmen Nr. 1451 heißt es: „Eine behausung, hoff vnnd garten Zum Spitzen würfel genannt ist auch Juden Erb, zinst M. gnd. H., ist sonst ein weltlich haus hat H. Mgr. Valent. Spieß des churfürstlichen Mainzischen vnder und hoffgerichtsprokurator erkauft vnd vnderhanden, stet noch ledig vnbewonth." 1594 bewohnen das Haus Spießens Witwe und Kinder. Die Stadtaufnahme von 1657, LXII Nr. 19 nennt es Zur spitzen Mausfall und bezeichnet es als Eigentum des Juden Karlebach, der bei Eröffnung der Judengassen 1662 es verlassen mußte. Über den Einbau in das spätere Stadthaus s. Winterberg.

Anmerkungen

1. Aronius, Regesten zur Gesch. d. Juden im fränkischen und deutschen Reiche, S. 3 Nr. 2.

2. Derselbe, S. 52 Nr. 121.

3. Breßlau, Diplom. Erläuterungen zu den Judenprivilegien Heinrichs IV. in Geiger, Zeitschr. f. die Gesch. d. Juden in Deutschland I, S. 157 f.; Aronius, das. II, 82 ff.: Karl d. Gr. und Kalonymus aus Lukka.

4. Schneider, Friedr., Mittelalterliche Warenplomben in Frankf. Ztg. v. 26. Aug. 1904, auch SA., vgl. auch Mzr. Ztschr. VI S. 153 und VIII/IX S. 64.

5. Land- und Weinbau der Juden ist durch ältere jüd. Responsen-Sammlungen bezeugt, s. auch Caro, Sozial- und Wirtschaftsgesch. d. J. im MA . . . S. 190.

6. Quellen z. Gesch. d. J. in Deutschland II, S. 142, 215 u. ö.

7. Aronius a. a. O. S. 181 f. Nr. 409; Gudenus I, 894, Joannis, Rer. mog. II, 390: S. Maria in Udenmünster inter Iudeos.

8. Stadtaufn. von 1568 und 1594 Nr. 1403 u. ö.

9. Stobbe, Die J. in Deutschl. während des MA. S. 176 f.

10. Salfeld, Bilder aus der Vergangenheit d. jüd. Gem. Mainz S. 41 ff., nach der handschr. Visitatio der Häuser in der Stadt Mainz v. 26. Nov. 1644.

11. Derselbe, „Zur Gesch. d. Judenschutzes in Kurmainz“ in Philippson-Festschrift S. 140 ff.

12. Wiener, Regesten z. Gesch. d. J. während des MA. S. X ff.; Derselbe, Gesch. d. J. in Speyer in Frankel, Monatsschrift 1863, S. 168 Note 20; Grätz, Gesch. d. J. 7. Bd. S. 456 ff.; Back, R. Meïr von Rothenburg.

13. Über den Streit um die Judenerben s. Schrohe S. 69; Derselbe, Der Kampf der Gegenkönige Ludwig und Friedrich um das Reich S. 196 ff.; Salfeld a. a. O.

14. Über die Institution des in größeren jüd. Gemeinden im MA. amtierenden Judenrats s. Salfeld, Martyrologium des Nürnberger Memorbuchs S. 265 f. Bei Schaab, Dipl. Gesch. S. 77 ist statt Juden-Ratampts zu lesen: Judenratsamt.

15. Quellen bei Salfeld a. a. O. S. 246.

16. S. u. a. auch v. Schenk, Genealogie des Mainzer Geschlechtes Gänsfleisch in Gutenberg-Festschrift S. 110.

17. Schneider, Friedr. a. a. O.

17a. Bereits 1373 genannt (Hess. Urk. III Nr. 1373); in ihr lag 1485 das Haus zum Schlegel, Mainzer Stadtarchiv (Grimm); s. auch Herrmann 33, Note 4.

18. Wohl Sproß der alten Mainzer Familie Rufus, die schon im 12. Jahrhundert genannt ist (Arnold 1175, Hess. Urk. II Nr. 13; s. auch Schrohe S. 221).

19. Hegel 46_{31} u. ö.

20. S. über ihn Hegel 208_{55}, 210_{24} u. ö.; Gutenberg-Festschrift: Schorbach 135; v. Schenk 77; Bodmann 359 (1440 scriba civitatis); ein Conrad Imgrase war im 15. Jahrhundert Kaplan zu St. Jörgen (Ders. 112 a). Gleiche Namenbildung wie Imfelde (Herrmann 123, Anm. 153).

21. Anglein bei Gudenus a. a. O. ist Druckfehler.

22. Konr. J. wurde 1411 Aug. 14 mit noch fünfzehn „erbern man“ zur Schlichtung obwaltender Streitigkeiten erwählt (Hegel Bd. 17, 43, 15). Er gehörte zu den reichsten Patriziern, wie dies u. a. seine Stiftungen beweisen (Forschner, Gesch. d. Pfarrei . . . St. Quintin in Mainz 214).

23. Über die Familie im 16. Jahrhundert Herrmann 97 f.

24. Mitglied einer in Mainz zahlreich vertretenen Familie (Herrmann, Reg. 135).

25. Rud. H. ist 1428 Bürgermeister von Mainz. In seine Amtszeit fällt der Streit zwischen dem Rat der Alten und der Gemeinde der Zünfte (Hegel Bd. 17, 59, 26, 64, Anm. 2, 88, 34, 305, 14, 352, 25). Sein Testament bringt Forschner a. a. O. 125.

26. Secklin ist der Kosenamen zu Isak (Salfeld, Martyrologium 413).

27. Bonlin, Kosenamen von Bona (Salfeld, Martyrologium 389).

28. Den Namen Hoen-Betthe führt ein Israelit namens Mose, der laut Urkunde des Großh. Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt von 1446 Mai 1 mit anderen Juden die Erlaubnis erhält, in Bingen zu wohnen (Salfeld, Bilder 40, danach Grünfeld, Gesch. d. Juden in Bingen 12, Anm. 8).

29. Boreg = Baruch, Benedictus.

30. Huth = Weideplatz, s. Lexer, Mittelhochd. Wörterb. II, 1093; Grimm, Deutsches Wörterb. IV² 1895; Crecelius, Oberhess. Wörterb. I. 471.

31. So u. a. Augsburg, Eger, Erfurt, wo es im Judenzinsbuch von 1357 ff. domus tripudialis und tanczhuys heißt, Frankfurt a. M., Köln, wo es als „Gemeindehaus, zu Hochzeiten bestimmt“ und niederdeutsch als „Speilhus“ bezeichnet wird, Speyer und Worms. S. Berliner, Aus dem Leben der deutschen Juden im MA., 136; Süßmann, Das Erfurter Judenbuch (1357—1407) 37, Anm. 6, 68, 73 u. ö.; Löw, Lebensalter 429; Güdemann, Gesch. d. Erziehungswesens III, 138 u. a. Für niederd. Spelhus erscheint urkundlich auch Theatrum (Lexer II, 1093, nach Dieffenbach, Gloss. lat. germ. 32 a).

32. Die La. bei Schaab a. a. O. stimmt, doch kann der Kopist sich verlesen haben. Vielleicht ist an Domus leprosum (Schaab I, 567) zu denken.

33. Ein Bodichin wird 1332 unter denen verzeichnet, die 1332 vom Domkapitel und dem St. Jakob-Kloster bei König Ludwig angeklagt waren (Schrohe 221, Liste X und XI). In der Klagschrift der alten Geschlechter: Emmerch. Bodechin (Hegel a. a. O. 359). Jorgen Jeckel, der junge, war „ein metzeler under obern scharn“, der 1444 Nov. 30 in den neuen Rat gewählt wurde (Hegel 157, 34, 180, 35). Sein Scharrn lag neben dem sogenannten Nürnberger Scharrn, den 1457 Okt. 5 die Dompräsenz dem Metzger Lippenhenn erblich überläßt (Herrmann 74, Note 2).

34. S. Hegel a. a. O. 352, Urk. v. 1421 Jan. 27; der bei Schrohe, 113, 132 genannte P. W. ist wohl der Großvater. S. auch Hegel, 20, 23.

35. Er gehörte 1411 zu den 119 aus der Stadt Gefahrenen (Hegel I, 47, 19), war Mitunterzeichner der Urk. v. 1421 (Ders. 352, 25). Über seinen u. A. Streit mit Joh. Hirtz s. Schrohe 174, Anm. 1.

36. In der Darlegung des Schuldenstandes der Stadt in den Jahren 1437—1444 und des Stadthaushalts in Einnahmen und Ausgaben liest man; „zum dritten male phunt und zwene schillinge für seßundnunzig sacke kolen, die in der judenschulen gelegen und von uns bezalt waren . . . (Hegel, 209 und 286).

37. Vogelgesang ist ursprünglich ein Flurname (Hess. Urk. zu 1372 Nr. 1403; Herrmann 30, Note 15), kommt aber vom Ende des 13. Jahrhunderts an in vielen Städten als Hausname auf (Grohne, Die Hausnamen und Hauszeichen 8).

37a. Die Familie wird schon 1332 erwähnt: ein Chunrad slappermul deckere ist unter den Mainzern aufgeführt, die vom Domkapitel 27. Jan. d. J. vor König Ludwig verklagt wurden (Schrohe 220). Über andere Namen in der Urkunde von 1432 (s. S. 146) ist folgendes bekannt: Gelthus, Henne, der alte (s. S. 146) zog 1411 mit Weib und Kind nach Oppenheim, nachdem seine die achtzehn gegen den Rat erwählten Abgeordneten seine Scheune gewalttätig abgebrochen und Grund und Boden für die Stadt in Besitz genommen hatten (Hegel Bd. 17, S. 46). Gruwele ist Georg Gruel, der in dem Bericht über die neue Stadtratswahl genannt ist (Ders. a. a. O. 376 f.; s. auch 56 Anm. 1). Maderne, Stadtschreiber, Anhänger des Erzbischofs Adolf (Bodmann 335 b; Hegel XVII, 189, 244, XVIII, 60; Schrohe 234). Schonen von Bingen = Schona. Rabacks, Isak, vielleicht identisch mit Ysaag Rotbacke, mit dem 1389 Okt. 13 die Äbtissin Greda vom Kloster Altenmünster „propter multa debitorum onera inter Iudeos et Christianos“ verhandelt (Hess. Urk. III, Nr. 1585).

38. Belchin ist Kosenamen für Bela (Salfeld, Martyrologium 388). — Meister Salman von Runkel, Rabbiner in Mainz, später in Worms, war der Lehrer seines Nachfolgers R. Jakob Levi, des R. Jakob Weil u. a., er verfaßte Pentateuch-Kommentare und Rechtsgutachten. Er starb vor 1426 (Zunz, Z. Gesch. und Literat. 105; Steinschneider, Cat. Bodl. s. v.; Jewish Encyclopedia X, 517; Michael, Or ha-chajim 365).

XII.

Literarische Kriegsbeute aus Mainz in schwedischen Bibliotheken

von Gustav Binz

EINES der traurigſten Kapitel in der an betrüblichen Zwiſchenfällen ſo reichen Geſchichte der Mainzer Bibliotheken bildet deren Plünderung durch die Schweden während des dreißigjährigen Krieges. Mainzer Geſchichtsforſcher haben dieſe öfter in den Kreis ihrer Darſtellung einbezogen, aber kaum je in allen Einzelheiten im Zuſammenhang behandelt. Auch haben ſie in Ermangelung der Akten und der noch nicht ſchreibbaren genaueren Geſchichte der wichtigſten Bücherſammlung unſerer Stadt, der Stadtbibliothek, manches im Unklaren laſſen müſſen. Neues Licht haben nun die von ſchwediſchen Bibliothekaren in den letzten Jahren eifrig gepflegten bibliotheksgeſchichtlichen Forſchungen in reichem Maße gebracht; vor allen anderen verdient da der jetzige Direktor der Königlichen Bibliothek in Stockholm, Iſak Collijn, genannt zu werden, der durch verſchiedene Arbeiten unſere Kenntnis der Mainzer Bibliotheksgeſchichte weſentlich gefördert hat. Auf ſeinen Unterſuchungen baut die im letzten Heft angekündigte Upſalaer Doktordiſſertation von O. Walde[1]) weiter. Über ſie ausführlicher zu berichten, dürfte um ſo eher am Platze ſein, als Walde in ſeinem Buche nicht nur die Arbeiten früherer Forſcher zuſammenfaßt, ſondern darin das Ergebnis jahrelang durchgeführter eigener ſorgſamer und mühſeliger Durchforſchung ſchwediſcher Bibliotheken darbietet.

Die Quellen, aus denen er ſeine Kunde ſchöpft, ſind in erſter Linie die aus der von ſchwediſchen Heeren im 17. und 18. Jahrhundert in den europäiſchen Bibliotheken gemachten Kriegsbeute herſtammenden Bücher in ſchwediſchen Bibliotheken. Dieſe laſſen noch vielfach, ja überwiegend ihre Herkunft und die früheren Beſitzer deutlich erkennen an verſchiedenartigen Eigentumsvermerken, wie Ex-Libris, Inſchriften auf dem Einband, handſchriftlichen Einträgen im Innern. Wo dieſe Beſitzervermerke fehlen, laſſen ſich Schlüſſe ziehen aus allerhand Äußerlichkeiten, wie Art des Einbands, der Vorſatzpapiere, Waſſerzeichen des vom Buchbinder verwandten Papiers, Etikettierung und Signatur. Endlich gewähren ſolche Anhaltspunkte die Angaben alter Bibliothekskataloge und archivaliſch überlieferte Nachrichten über die Einverleibung der Bücher in die Sammlung, zu der ſie heute gehören.

Die durchforſchten Bibliotheken ſind außer der wichtigſten, weil an Beuteſtücken reichſten Univerſitätsbibliothek in Upſala, die Königliche Bibliothek in Stockholm, die Univerſitätsbibliothek in Lund, die Stifts- und Läroverksbibliotheken in Strängnäs, Väſterås und Linköping und die Bibliothek der Vitterhetsakademi. An Privatbibliotheken iſt in die Unterſuchung einbezogen die im Eigentum der Familie Brahe in Skokloſter befindliche Bibliothek, außerdem von auswärtigen Sammlungen einzelne Teile der Großen Königlichen Bibliothek in Kopenhagen. Manche Privatbibliotheken, die vielleicht Material geboten hätten, hat Walde außer Betracht gelaſſen, um endlich zu einem Abſchluß zu kommen. Die Heranziehung nichtſchwediſcher Bibliotheken, mit Ausnahme der Kopenhagener, iſt durch den Kriegsausbruch verhindert worden.

Die für die Unterſuchung ausgenützten Archivalien liegen faſt ausnahmslos in der Univerſitätsbibliothek in Upſala und im Riksarkiv in Stockholm.

Im folgenden geben wir den Inhalt des den Bibliotheken von Mainz gewidmeten vierten Kapitels wieder, das von S. 138—168 reichend einen über den Durchſchnitt hinausgehenden Umfang beſitzt und ſchon darin erkennen läßt, daß die Mainzer Bibliotheken leider in ganz beſonderem Maße das Intereſſe der Schweden auf ſich gezogen haben.

Am 10. Dezember 1631 alten Stils erſchien der Schwedenkönig vor Mainz und forderte ſofortige Übergabe. Abgewieſen, bereitete er ſich zum Sturme vor. Aber ſchon am 13. Dezember kapitulierte der Kommandant und am ſelben Tage zog Guſtav Adolf in die Stadt ein und nahm in der Martinsburg Quartier.

Unerhörte Beute fiel dem Eroberer in die Hände. Was mit ihr geſchah, übergehen wir hier und ſchenken unſere Aufmerkſamkeit nur dem Schickſal der in der Stadt befindlichen Bücherſammlungen. Daß auch dieſe als Teil der Kriegsbeute betrachtet und behandelt wurden, war nichts Neues. Schon im 16. Jahrhundert hatte der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg nach der Einnahme von Mainz viele koſtbare Handſchriften und Drucke aus den Bibliotheken der Klöſter, der Kirchen und vermutlich auch der Univerſität zuſammentragen und ſeinem bücherliebenden Schwiegervater, dem Kurfürſten von der Pfalz, nach Heidelberg zuführen laſſen. Dort wiederum wurden zahlreiche Bände von Tilly nach der Übergabe von Heidelberg weggenommen und durch Vermittlung des Herzogs Maximilian von Bayern in die Vatikaniſche Bibliothek des Papſtes geſchenkt, ſodaß noch heute ehemalige Mainzer Beſitzſtücke zu den koſtbarſten Schätzen dieſer Sammlung gehören. Wenn alſo die Schweden nicht die einzigen und nicht die erſten geweſen ſind, die Bibliotheken und Archive aus den von ihnen eroberten Ländern und Städten wegführten, ſo haben ſie freilich konſequenter und länger als andere, von dieſer Möglichkeit, ihre eigenen Sammlungen zu vermehren, Gebrauch gemacht. Die rechtliche Grundlage für ſolches Vorgehen lieferte das wenige Jahre zuvor erſchienene Werk des Hugo Grotius *de jure belli et pacis,* welches der Frage nach der Berechtigung der Einbeziehung von Bibliotheken und Archiven in die Kriegsbeute zwei beſondere Kapitel widmete. Guſtav Adolfs Praxis war freilich etwas milder als die Grundſätze des Grotius. Meiſt beſchränkte er ſich auf die Wegnahme von „herrenloſem“ Gut, deſſen Eigentümer vor dem herannahenden Schwedenheer geflohen waren, verſchonte dagegen

[1]) Storhetstidens' litterära krigsbyten. En kulturhistorisk-bibliografisk studie. I. Uppsala & Stockholm: Almkvist & Wiksell. 1916. XIX, 351 S.

die Anstalten und Häuser, in denen noch irgend jemand zur Bewachung und Verwaltung des Mobiliars zurückgeblieben war. Unter seinen Begleitern befand sich ein Jurist, dem die besondere Aufgabe zufiel, in zweifelhaften Fällen die Rechtmäßigkeit der Wegnahme von Bibliotheken gutachtlich zu begründen. Außerdem führte er in seiner Umgebung wissenschaftlich gebildete Männer, besonders Hofprediger und Leibärzte, mit, die er mit der Auswahl und Inventarisation der nach Schweden zu sendenden Bücher betraute. Mit besonderer Vorliebe wurden im allgemeinen die Bibliotheken der Jesuiten geplündert, einmal vielleicht weil man damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu üben vermeinte, sodann weil man ihnen damit die zur Bekämpfung des Protestantismus dienlichen Waffen zu entwinden und umgekehrt den protestantischen schwedischen Theologen das Material zur Unschädlichmachung der gegenreformatorischen Bewegung zu liefern hoffte. Zu Gustav Adolfs Zeit war es hauptsächlich die Akademie von Upsala, der die erbeuteten Bibliotheken und Archive einverleibt wurden. Die Bibliotheken aus Riga, Braunsberg, Frauenburg, Würzburg, Mainz kamen dorthin, um die neubegründete Büchersammlung dieser Hochschule zu vermehren. Aber auch schon Västerås und Strängnäs wurden bedacht und zwar mit Beutestücken aus Mainz. Freilich sind sie, wie wir weiter unten sehen werden, durch einen Unglücksfall nie in den Besitz dieser Bücher gelangt. Ein Teil der Mainzer Beute gelangte in die Bibliothek von Axel Oxenstjerna und ging auf seine Nachkommen über. Deren Bibliothek wurde im Jahre 1732 in Stockholm verkauft; ein großer Teil davon wanderte ins Ausland, wo namentlich der hessische Minister von Stein große Ankäufe daraus machte. Nachforschungen in kontinentalen Bibliotheken können daher wohl noch weitere Stücke aus ehemaligem Mainzer Besitz zutage fördern. Andererseits gelangten manche Doubletten aus Upsala durch Auktion in die Hände schwedischer Vornehmer, bei denen es infolge des Anwachsens der Vermögen durch die Kriegszüge und des sich steigernden Luxusbedürfnisses Mode wurde, in den prunkvolleren Neubauten ihrer Schlösser sich auch besondere, wohlausgestattete Bibliothekssäle einrichten zu lassen. Ins Ausland, nicht nach Schweden, kamen manche Bücher dadurch, daß sie von einzelnen Offizieren fremder, besonders deutscher, schottischer, englischer und irischer Herkunft, als Beutestücke in ihre Heimat entführt wurden. So ist es auch zu erklären, daß heute manche Stücke aus der Schwedenbeute in den Büchersammlungen deutscher Fürsten sich vorfinden, deren Vorfahren auf seiten Gustav Adolfs kämpften und auch an der literarischen Beute teilnahmen; besonders wertvollen Zuwachs hat auf diesem Wege die herzogliche Bibliothek in Gotha, zumal aus dem Mainzer Dom erfahren.

Wir kehren zum Schicksal der Mainzer Bibliotheken im besonderen zurück. Schon am Tage der Kapitulation, noch im Quartier in Weisenau, hatte Gustav Adolf für seinen Leibarzt Jakob Roberthonius und seinen Hofprediger Johannes Matthiae eine die Behandlung der Bibliotheken betreffende Instruktion ausgefertigt. Sie lautete nach dem Abdruck von Walde S. 339 (Original im Cod. G. 171a der Universitätsbibliothek in Upsala):

„Wir Gustav Adolph ... Thuen kundt, daß wir in Com„mission gegeben, wie wir auch krafft dieses in Com„mission geben, Unserm ... Leibmedico undt Hoffpre„digern, Jacobo Roberthonio und M. Johanni Matthiae, „daß Sie alle die Bibliotechen undt privat Büchern, so „im Schlosse undt in den verlauffenen Collegiis, Schu„len, Clostern oder sonsten in den verlauffenen Häusern „zu Mäintz gefunden werden Unsert wegen und zu der „Chron Schweden besten durch Ihnen und Ihre dazu „gezogenen adsistenten arrestieren: dieselbe auf einem „gewissen sicheren Ortt zusammenbringen, undt ihre „gelegenheit nach abführen lassen; Wir befehlen dar„auff hiemit ernstlich, Unsern hohen und niedern Offi„cierern wes Standes die auch sein, so wohl als gemeiner „Soldatesque zu Roß und Fueß, daß Sie nicht alleine „alle Bibliotechen gentzlich unberühret lassen: Sondern „auch ihnen Leibmedico und Hoffpredigern, nebenst „ihren adsistenten mit Wachten versehen, undt aller„massen dazu beforderlich sein, daß solche Bücher nach „Ihre beliebung verwahret werden mügen, Wofern aber „einiger hiegegen einige Bücher entwendet, denselben „wollen wir hiemit befehlen bey höchster Straffe, die„selbe zu restituiren. Undt soll der Leibmedicus undt „Hoffprediger solche macht haben wieder zu nehmen."

Diese Instruktion scheint allerdings in den ersten Tagen der Besetzung von den Truppen nicht sehr genau befolgt worden zu sein. Wenigstens berichtet der Kanonikus des Liebfrauenstifts Johann Adam Freysbach, daß die Wohnungen der geflüchteten Geistlichen und kurfürstlichen Beamten ausgeplündert, Hausgeräte, Lebensmittel und anderes verwendbares Gut fortgeführt wurden. Besonders mit Büchern und Bibliotheken aus den verlassenen Häusern sei man auch so verfahren; man habe diese dann zum Teil auf dem städtischen Markt für ein Spottgeld versteigert, wobei sich namentlich auch Einwohner von Frankfurt und Hanau auf Kosten der unglücklichen Mainzer bereichert hätten. Wenn man auch annehmen darf, daß Freysbach, der als geflüchteter Geistlicher schwer zu Schaden kam, in seinem Bericht übertreibt, so wird doch, was er über die Ausräumung der Privatbibliotheken sagt, durch die Tatsache bestätigt, daß sich aus seiner eigenen Büchersammlung noch mindestens vierzig Bände heute in Upsala nachweisen lassen.

Der Stadt wurde eine gewaltige Kriegskontribution auferlegt. Um deren Bezahlung zu sichern, legten die Schweden Beschlag auf das Eigentum der Kirchen, Klöster und Stifte, und ließen Inventare davon aufstellen; die Häuser der Geistlichen, der Universitätsangehörigen und der Bürger wurden durchsucht. Wo in einem Hause noch eine verantwortliche Person zurückgeblieben war, begnügte sich die schwedische Regierung vorläufig mit diesen Maßnahmen; von Angehörigen des Jakobsberger Klosters und der Kartause wird ihr rücksichtsvolles Verhalten ausdrücklich anerkannt. Besonders schlimm schien zunächst das Jesuitenkollegium betroffen zu werden. Schon am Tage nach seinem Einzug ließ der König alle Gebäude der Jesuiten mit starken Wachen besetzen, alles versiegeln und alle Güter und Zinsen sequestrieren. Die Hälfte der ganzen Kontribution fiel in der Höhe von 40000 Talern auf die Jesuiten. Da diese soviel nicht bezahlen konnten oder wollten, ließ die

ſchwediſche Regierung deren ſämtliches Eigentum in Mainz, darunter auch die Bibliothek, beſchlagnahmen. Sie behielt dieſe mehrere Jahre lang und verwandte ſie für ihre eigenen Zwecke. Die Angaben über die Bibliothek, die wir einem Brief des Rektors des Kollegs an den ſchwediſchen Oberſt Reinhold von Roſen vom 6. November 1644 entnehmen können, laſſen aber erkennen, daß die Schweden die Bibliothek tatſächlich nur benützten, nicht aber wegführten oder ſonſt beſchädigten. Unverſehrt fiel ſie nach dem Abzug der Schweden im Jahre 1635 wieder ihren Eigentümern zu und ſo hat denn auch Walde nur ganz wenige Bände in ſchwediſchen Bibliotheken aufgefunden, deren Herkunft aus dem Jeſuitenkolleg in Mainz unzweifelhaft feſtſteht.

Zu merken iſt, daß in der die Bibliotheken betreffenden Inſtruktion des Königs private und öffentliche Bibliotheken aufgezählt werden, daß darunter aber die wichtigſte, die alte an wertvollen Handſchriften und Inkunabeln reiche Dombibliothek nicht, jedenfalls nicht ausdrücklich, mitgenannt wird. Wahrſcheinlich hatte der König vorerſt ſich noch nicht entſcheiden können, ob dieſe wirklich zu der Kriegsbeute gerechnet werden dürfe, die er nach den Kriegsgeſetzen wegzunehmen das Recht hatte. Solche Bedenken hatten ihn ja nicht behindert, als es ſich um die Domkapitelsbibliothek in Frauenburg handelte, aber hier in Süddeutſchland trat er im allgemeinen mit beſonderer Mäßigung auf. So dauerte es faſt drei Monate, bis ein Beſchluß über dieſe Bibliothek gefaßt wurde, nach welchem es auf Grund eines Rechtsgutachtens für angängig erklärt wurde, dem ſchwediſchen König das Recht auf die Beſchlagnahme zu vindizieren. Das ſchwediſche Reichsarchiv verwahrt noch das in kulturhiſtoriſcher Hinſicht beſonders intereſſante Schriftſtück, worin der in ſchwediſchen Dienſten ſtehende Dr. jur. Balthaſar Henkel in 18 Theſen die Frage bejaht, *„an Rex Sueciae Bibliothecam Capituli Cathedralis Sedis Moguntinae vindicare possit“*, datiert Moguntiae, 7. Martii 1632, im Wortlaut abgedruckt von Walde S. 340. Daß Henkel ſelbſt von dem Gewicht ſeiner Gründe nicht ganz durchdrungen war, lehrt ſein Schlußſatz: *„Quod si hae similesque rationes forsan ad vindicandam Bibliothecam Cathedralem non suffecerint vel illius ablatio adhuc ex causis prudentioribus differenda, Inventarium tamen statim ut exigeretur, et ut, salvo tertii iure, custodia Bibliothecario concederetur suaderem. Sic meliori iudicio salvo devotissimus existimo.“*

Nach einer allgemein verbreiteten Überlieferung ſoll die in Mainz gemachte literariſche Kriegsbeute von Guſtav Adolf an Axel Oxenſtjerna geſchenkt und von dieſem ſpäter an die Bibliothek des Gymnaſiums in Väſterås überlaſſen worden, aber auf der Fahrt über die Oſtſee verloren gegangen ſein dadurch, daß das Schiff, auf dem die Beute übergeführt wurde, Schiffbruch litt. Zweifellos geht dieſe Überlieferung zurück auf eine Äußerung von J. Loccenius in ſeinen *Historiae rerum Suecicarum libri novem*, Upſala 1662, S. 588, wo es heißt: *„Instructissimam Electoris bibliothecam Rex Cancellario regni donavit, ab ipso iterum Arhusiensi in Svetia Gymnasio donum, non mari, ubi in transvehendo disperierant, destinatas ingeniorum opes.“* Schon vor Loccenius war dieſe Sache bekannt und öffentlich erörtert worden. Bei den Friedensunterhandlungen in Osnabrück teilte der ſchwediſche Geſandte Johan Oxenſtjerna am 27. April 1648 anläßlich des kaiſerlichen Begehrens einer Zurückgabe der im Krieg weggenommenen Archive mit, daß aus der mainziſchen Kanzlei manche Akten entfernt und nach Schweden abgeſchickt worden, unterwegs aber verloren gegangen ſeien infolge Strandung oder Untergangs des Schiffes, das ſie trug (Acta pacis Westphalicae ed. Meiern, T. 5, 761 f.). Das war offenbar dasſelbe Schiff, auf dem auch ein Teil der Mainzer Bibliotheken mitgeführt wurde.

Trotz dieſem Verluſte befinden ſich in Schweden Tauſende von Bänden, die aus öffentlichen und privaten Mainzer Bibliotheken ſtammen, nicht nur in Väſterås, ſondern in Upſala und in Skokloſter, ein kleiner Teil auch in anderen ſchwediſchen Sammlungen. Schon im 18. Jahrhundert war es bekannt, daß Bücher mainziſcher Herkunft ſich in Upſala befänden (vgl. Celſius, Bibl. Upsal. historia S. 23: *„Ex Oppenheimensium Jesuitarum et Moguntini Episcopi Johannis Svicardi bibliothecis nonnullos etiam libros possidemus“*). Wie kann man die alte Überlieferung von dem Untergang der Mainzer Bibliotheken mit dieſer Tatſache vereinigen? Das Problem iſt nicht ſo ſchwer wie es ausſieht. Nähere Unterſuchungen beweiſen, daß man zwei verſchiedene Plünderungen der Mainzer Bibliotheken voneinander unterſcheiden muß. Die Beute aus der einen gelangte unverſehrt nach Schweden, während die andere wirklich verloren ging. Das hat ſchon Collijn (Det kurfurstliga biblioteket i Mainz, S. 6) erkannt und belegt; Walde beſtätigt es auf Grund eigener neuer Beobachtungen.

Die königliche Inſtruktion vom 13. Dezember 1631 hatte den Johannes Matthiae und den Jacobus Robertonius ermächtigt, öffentliche und private Bibliotheken in Mainz zu konfiszieren und an einen ſichern Ort zu bringen. Das iſt tatſächlich ausgeführt worden und die damals weggenommenen Bücher ſind die, die man heute in Upſala noch vorfindet. In jener Inſtruktion iſt gar keine Rede vom Kanzler oder von Väſterås, ſondern dieſe war deutlich zugunſten einer anderen Anſtalt erlaſſen.

Die Biſchöfe Johan Rudbeckius in Väſterås und Laurentius Paulinus in Strängnäs wandten ſich Anfangs Auguſt 1634 an Oxenſtjerna, um von ihm eine Vermehrung der ihnen unterſtellten Bibliotheken aus der deutſchen Kriegsbeute zu erwirken. Aus Anlaß dieſes Vorgehens hat wohl auch der Sekretär Lars Grubbe in einem Promemoria von 1634 den Reichskanzler daran erinnert, daß er an die Bibliotheken von Väſterås und Linköping denken möchte, und ihm geraten, die für dieſe Anſtalten aus der Beute ausgeleſenen Bücher über Holland heimzuſchicken. Die Worte Grubbes gelten zweifellos den Mainzer Bibliotheken, da Oxenſtjerna ſich während des größten Teils des Jahres 1634 in dieſer Stadt aufhielt. Die Vermutung wird faſt zur Sicherheit erhoben durch den Umſtand, daß Grubbes Briefe an den Reichskanzler faſt durchweg den Kanzleivermerk *„praesent. Maintz“* tragen.

Gegen Ende 1634 kam ein junger ſchwediſcher Gelehrter, der Lektor in Väſterås Johannes Terſerus zu Axel Oxenſtjerna, der ſich damals in Frankfurt auf-

hielt. Er trug Empfehlungsschreiben an den Reichskanzler von seinem Bischof und Domkapitel in Västerås bei sich und wohl auch mündlichen Auftrag von Rudbeckius betreffend die Förderung seiner Bibliothek. Er fand freundliche Aufnahme beim Kanzler und erhielt am 14. Februar 1635 seine Bestallung als „bibliothecarius constitutus" über alle Bibliotheken in Mainz. Nach seinen eigenen Aussagen in seiner Selbstbiographie machte er sich gleich daran, aus den öffentlichen Bibliotheken in Mainz die ihm für seine Auftraggeber, namentlich Västerås, erwünscht scheinenden Bücher herauszuziehen und abzusenden. Das ist die Sendung, die bei der Fahrt über die Ostsee verloren ging.

Johannes Matthiae und Jacobus Roberthonius hatten offenbar weitgehenden Gebrauch von der Instruktion vom Dezember 1631 gemacht und mindestens zehn verschiedene Bibliotheken in kleinerem oder größerem Umfang für Rechnung des schwedischen Staates beschlagnahmt. In Upsala finden wir Bücher aus der kurfürstlichen Bibliothek in der Martinsburg, der Universitätsbibliothek, dem Jesuitenkolleg, der Kartause, vielleicht auch noch aus anderen öffentlichen, ebenso aus mehreren privaten Bibliotheken.

Franz Falk (Die ehemalige Dombibliothek S. 62) hatte die Auffassung vertreten, daß zur Zeit der schwedischen Besetzung eine kurfürstliche Bibliothek nicht existierte, und daß die von den Schweden geplünderte Bibliothek die Dombibliothek gewesen sei. Angesichts der Tatsache, daß die Instruktion vom Dezember 1631 ausdrücklich die Bibliothek im Schloß an erster Stelle nennt, mit der doch nur die vom Kurfürsten und seinen Vorgängern gesammelte Bibliothek gemeint sein kann, ist Falks Ansicht unhaltbar. Schon Collijn hat mit Recht hervorgehoben, daß in Upsala viele Widmungsbände mit Eigentumsvermerken der verschiedenen Kurfürsten von Daniel Brendel bis Georg Friedrich von Greiffenklau sich vorfinden, welche auf das Vorhandensein einer eigentlichen kurfürstlichen Bibliothek im Schloß mit Bestimmtheit hinweisen.

Unter den von Walde in Upsala aufgefundenen Mainzer Büchern entbehrt weitaus der größte Teil jeder Herkunftsbezeichnung. Nur eine Spur einer solchen bietet die Signatur, eine Majuskel mit nachfolgender Zahl, auf dem Rücken der Bücher gerade unter der Mitte angebracht, auf weißen Bänden direkt auf dem Einband, bei dunkleren auf eine besondere Papieretikette geschrieben. Lange war die Herkunft der mit dieser Signatur versehenen Bände unbekannt, bis Walde einige Bände fand, die eine Lösung des Rätsels boten.

Unter den in Mainz von den Schweden erbeuteten Bibliotheken nennen ältere Quellen z. B. Knodt, De Moguntia literata commentationes historicae auch die Universitätsbibliothek, allerdings unter irrtümlicher Identifikation derselben mit der an Oxenstjerna geschenkten, dann untergegangenen Bibliothek. Zu dieser Universitätsbibliothek gehören nun die mit der eben beschriebenen Signatur versehenen Bände. Die Gründe für diese Ansicht sind folgende:

1. Verschiedene Bände mit dieser Rückensignatur enthalten Einträge, die sie als der Bibliothek des Mainzer Kurfürsten Daniel Brendel angehörig kennzeichnen.

2. In anderen sind Vorsatzpapiere verwendet, die zeigen, daß die Bände in Mainz zur Zeit Daniel Brendels gebunden sind.

3. In einem juristischen Band wird auf eine für Mainzer Beamte besonders wichtige Stelle hingewiesen: *„notabilis quaestio pro servitoribus Moguntinis"*, ohne daß im Text selbst irgendwie Mainz genannt wäre.

Das Signierungssystem ist aber nicht das der kurfürstlichen Bibliothek, wie ein Vergleich mit den aus dieser stammenden Bänden lehrt. Wenn der Name eines Kurfürsten dennoch darin vorkommt, können sie nur Geschenke desselben an eine andere Mainzer Bibliothek sein. Die Jesuitenbibliothek kann dafür kaum in Frage kommen, weil keines der so signierten Bücher nur den geringsten Vermerk enthält, der in dieser Richtung führen könnte und weil vielmehr die in Upsala vorhandenen Bände aus der Jesuitenbibliothek eine andere Signierungsart aufweisen. Auch der fast ausschließlich juristische Inhalt dieser Bücher macht die Zugehörigkeit zur Jesuitenbibliothek unwahrscheinlich. Es bleiben somit nur zwei Möglichkeiten: entweder stammen sie aus der Dombibliothek oder aus der Universitätsbibliothek. Für die erstere spricht gar nichts, für die zweite alles: einmal der Charakter der Bücher; es sind fast nur Gesetzestexte und Kommentare dazu aus dem 16. Jahrhundert, die in der vorzugsweise aus Handschriften und Inkunabeln theologischer Richtung bestehenden Dombibliothek nicht am richtigen Platze wären. Die in einem der Bände enthaltene Inschrift *„Liber rev. archiep. Mogunt. pro Moguntina Bibliotheca in novo aedificio"* sodann paßt nicht auf die Dombibliothek, wohl aber auf die Universitätsbibliothek, die in dem von Johann Schweikhard 1611 errichteten Neubau der Universität untergebracht war. Die Bücher der Dombibliothek trugen nach Würdtwein, Bibliotheca Moguntina 1787 meist einen Eigentumsvermerk, der etwa *„Iste liber pertinet ad librariam sancti Martini Ecclesiae Moguntinensis"* oder ähnlich lautete, was in den mit der Rückensignatur versehenen Bänden nie vorkommt.

Die Hauptmasse der in Upsala aufbewahrten Bücher aus der Mainzer Kriegsbeute stammt aus zwei verschiedenen, bedeutenden Sammlungen, die durch Kauf oder Schenkung später in den Besitz der Mainzer Universitätsbibliothek gelangt sind. Die eine davon gehörte dem Juristen Dr. Stephan Bonner. Sein Eigentum ist gekennzeichnet durch die Initialen S. B., die entweder auf den Einband gestempelt oder in Form eines Monogramms auf den Titel geschrieben sind. Diese Bibliothek ist zwischen 1560 und 1590 gebildet worden. Den vollen Namen des Besitzers trifft man in Ludwig Benders Commentarius in constitutionem imperii, Frankfurt 1589, in welchen der Besitzer selbst geschrieben hat *„Ex donatione autoris D. Benderi D. Steph. Bonner accepit 17. Maij A° 89"*. Über die Wirksamkeit und die sonstigen Schicksale dieses Stephan Bonner erfahren wir aus seinen Büchern nichts. Die vorwiegend juristische Natur seiner Bibliothek läßt schließen, daß er kurfürstlicher Beamter oder Professor in der juristischen Fakultät war oder beides. Waldes Nachforschungen über seine Persönlichkeit sind ergebnislos geblieben. Daß er ein gelehrter und bücherfreundlicher Mann war, läßt seine stattliche und wohl-

gepflegte Bibliothek erkennen. Ein Band aus seiner Bibliothek ist in das Jesuitenkollegium in Heiligenstadt und aus diesem in die Bibliothek von Magnus Gabriel de la Gardie und weiterhin nach Upsala gekommen.

Über den früheren Besitzer der zweiten Sammlung, die zum Grundstock der Mainzer Universitätsbibliothek beigetragen hat, bieten uns weder Eigentumsvermerke, noch Initialen oder sonstige Namenszeichen einen Fingerzeig dar. Gemeinsam sind manchen dieser Bände Bemerkungen über Zeit und Preis des Ankaufs und Inhaltsverzeichnisse, alles in zwei ziemlich gleichartigen Händen geschrieben. Die Mehrzahl dieser Bände ist in weißes Pergament gebunden, bei einem großen Teil sind die Titel auf den vordern oder hintern Deckel geschrieben in einer flotten, etwas geneigten und langgezogenen Handschrift. Manchmal finden wir von einer andern, etwas aufrechteren und ein wenig eckigen Hand auf der Innenseite des vordern Deckels Bemerkungen über den Ankaufspreis, die verschiedentlich nach Speier als Erwerbungsort und in die fünfziger und sechziger Jahre des 16. Jahrhunderts als Zeit der Anschaffung weisen. Hin und wieder sind beide Hände im selben Band tätig gewesen. Die Rückentitel sind meist in großen, charakteristischen Buchstaben geschrieben, die ebenso wie die Nummern die zusammengehörigen Bände leicht erkennen lassen. Das ursprüngliche Signierungssystem umfaßt das ganze Alphabet von A bis V; deutlich ist aber, daß ein Teil der Bände später umsigniert worden ist.

Aus der ältesten und vornehmsten Bibliothek in Mainz, der Dombibliothek, die seit dem Mittelalter vor allem an seltenen und wertvollen Handschriften reich war, ist nichts nach Schweden gekommen. Wahrscheinlich waren zur Zeit, als Henkels Gutachten über das Recht zur Wegführung dieser Bibliothek abgefaßt wurde, die übrigen in der Instruktion vom Dezember 1631 erwähnten Bibliotheken bereits eingepackt und weggeschickt. Kein einziges geschriebenes oder gedrucktes Buch hat Walde in schwedischen Bibliotheken bisher angetroffen, dessen Herkunft aus der Mainzer Dombibliothek angenommen werden dürfte. Die paar Bücher mit der mehrdeutigen Inschrift *„Ad Bibliothecam Moguntinam"* in Upsala und Skokloster sind der Universitätsbibliothek zuzuweisen. Dagegen besitzt die Hofbibliothek in Gotha eine große Anzahl, mindestens 69, kostbarer Handschriften aus dem Dom in Mainz (vgl. Ehwald im Zentralbl. f. Bibl. 18, 441). Wahrscheinlich beruht dies darauf, daß Gustav Adolf dem Herzog Bernhard von Weimar das Recht einräumte, aus der Dombibliothek eine Auswahl zu treffen, und daß vielleicht Balthasar Henkel für ihn tätig war. Nach Bernhards Tod 1639 ging diese Kriegsbeute an seinen Bruder Herzog Ernst über und kam auf diesem Wege schließlich nach Gotha.

Ob Terserus im Jahre 1635 auch die Dombibliothek für die zugunsten von Västerås zusammengetragene Auslese von Büchern heranzog, sagen die Quellen nicht. Jedenfalls scheint nichts davon bewahrt zu sein; auch eine Durchsuchung der heutigen läroverksbibliotek in Västerås hat keine Antwort auf diese Frage geliefert. Falk (S. 61) spricht von einer Doppelverschleppung, welche die Dombibliothek in der Schwedenzeit betroffen haben soll; er gibt aber keine nähere Rechenschaft, was er darunter versteht. Wahrscheinlich ist freilich, daß Terserus vor dieser Bibliothek nicht Halt gemacht hat. Doch ist die Dombibliothek sicherlich so wenig wie die übrigen Mainzer Bibliotheken damals vollständig ausgeplündert worden. Nach Beendigung der schwedischen Besetzung beauftragte das Domkapitel den Pater Urban aus dem Kapuzinerkloster, der als guter Bibliothekar galt und neuerdings mehrere Bibliotheken glücklich wieder in Stand gesetzt hatte, die Dombibliothek neu aufzustellen und zu katalogisieren. Zum Andenken an diese Arbeit wurde über dem Eingang zur Bibliothek im Dom folgende Inschrift angebracht: *Florem librorum rapuerunt Suecica bella Hos in hanc seriem Capucinica cura redegit.*

Die Inschrift bedeutet wohl, wie auch der von Falk abgedruckte Katalog selbst zeigt, daß wenigstens ein Teil der Bücher, wohl der wertvollste, geraubt und nicht zurückgekommen war. Die Auffassung J. B. Bauers (Die Kapuziner und die schwedische Generalität im 30jährigen Krieg, Brixen 1887, S. 29), die Inschrift besage, daß es den Kapuzinern geglückt sei, die Bibliothek beiseite zu schaffen und so vor der Plünderung durch die Schweden zu bewahren, ist kaum richtig. Nicht zu vergessen ist übrigens, daß die Dombibliothek schon 1552 vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg sich schwer schädigende Eingriffe hatte gefallen lassen müssen, deren Bedeutung uns die jetzt in der Vatikanischen Bibliothek liegenden Codices der ehemaligen Mainzer Dombibliothek schmerzlich erkennen lassen. Es ist darum auch gar nicht sicher, ob die 400 Bücherdeckel, die später in Kisten verpackt im Dom aufgefunden wurden, tatsächlich zu ebensovielen von den Schweden geraubten Büchern gehörten, wie man dann behauptete, oder nicht ebensogut zu solchen, die schon 1552 für Heidelberg ausgewählt worden waren.

Aus dem Mainzer Kartäuserkloster stammen nur wenige Bände mit der Inschrift *„Liber Carthusiae Moguntinae"*: eine Ausgabe der Werke des Gregor von Nazianz, Paris 1583, die opera des Ludovicus Blosius, Köln 1589 und ein Sammelband, in dem unter anderem Alphonsus de Castro Libri XIV adversus haereses, Köln 1539, enthalten sind. In Schweden scheinen sich keine anderen Beutestücke aus dieser Bibliothek vorzufinden. Walde glaubt, daß sie anderswohin verschleppt worden seien; denn daß auch die Kartause ihrer kostbaren Schätze beraubt worden sei, werde durch den Brief bezeugt, in dem die Klosterbrüder sich bei Axel Oxenstjerna beklagen, daß der Dr. Henkel und Genossen nicht nur die Bibliothek selbst fortgenommen habe, sondern auch die zum Gottesdienst nötigen Antiphonalien, Gradualien und Lehrbücher. Ich kann kaum glauben, daß diese Klage ganz wörtlich genommen werden darf; oder es müßte ihr noch beizeiten stattgegeben worden sein. Jedenfalls ist heute noch die Kartäuserbibliothek in den Beständen der Mainzer Stadtbibliothek die besterhaltene und vollständigste aller Mainzer Klosterbibliotheken, wenigstens soweit Handschriften dazu gehörten.

Mainzer Kartäuser-Bücher sollen sich außerdem in einer Zahl von etwa 70 unter der umfänglichen Handschriftenschenkung befinden, mit der der Erzbischof von

Canterbury, William Laud, die Bodleian Library in Oxford in den Jahren 1635—36 bedachte. Sie könnten nur aus der schwedischen Beute in seine Hände gelangt sein, aber auf welchem Wege, ist unklar; vielleicht durch Vermittelung eines englischen Offiziers in Gustav Adolfs Diensten, etwa des Lord Hepburn, der eine ganze Woche mit seinem Regiment im Kartäuserkloster in Würzburg einquartiert war und bei seinem Weggang von dort alles mitnahm, was ihm gefiel. Doch würde durch diese Vermutung nur die Wanderung von 46 Würzburger Handschriften in die Laudsche Bibliothek erklärt, nicht aber diejenige von Mainzer Handschriften. Ebenso unaufgeklärt ist vorläufig das Schicksal der Bibliothek des Klosters Eberbach im Rheingau. Auch von ihr melden alte Quellen, deren Richtigkeit nicht nachgeprüft werden kann, daß sie von den Schweden entführt worden sei. Davon hat Walde bisher nur in Upsala zwei Bände Adam Tanners Theologia scholastica, gedruckt in Ingolstadt 1626—27, aufgespürt. Einige Handschriften daraus sind auf unbekanntem Wege in den Besitz des Erzbischofs Laud übergegangen.[1])

Sonderbarerweise scheint das Mainzer Jesuitenkolleg fast gar keine Verluste an seiner Bibliothek erlitten zu haben. Wie schon oben gesagt, ist sie nach dem Wegzug der Schweden wieder an das Kolleg zurückgelangt. Was die Schweden zu solchem Verhalten veranlaßt hat, ist nicht leicht zu verstehen, da doch gerade die Jesuitenbibliotheken an anderen Orten in besonders starkem Maße der Beraubung ausgesetzt waren, und man sie zur Vermehrung der wissenschaftlichen Literatur in schwedischen Bibliotheken mit Vorliebe brandschatzte. Nur zwei Bücher in Upsala tragen die Inschrift „*Collegii Societatis Jesu Mogunt.*" Ein dritter Band erweist sich als Widmungsexemplar einer unter dem Präsidium von Petrus Thyranus eingereichten Dissertation von Valentin Hohenstein, die das Jesuitenkolleg im Jahre 1579 dem Kurfürsten Daniel Brendel für die kurfürstliche Bibliothek in der Martinsburg schenkte.

Von den übrigen um 1632 in Mainz vorhandenen Bibliotheken der Augustiner, Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner und Karmeliter und der verschiedenen Frauenklöster finden sich in schwedischen Bibliotheken keine Spuren.

Archivalien aus Mainz

Am Friedenskongreß von 1648 teilte, wie schon erwähnt, Johan Oxenstjerna mit, daß das Schiff, welches die mainzische Kanzlei, d. h. das kurfürstliche Archiv nach Schweden überführen sollte, verunglückt sei. Die Richtigkeit dieser Angaben zu bezweifeln, hat man keine Veranlassung; aber Tatsache ist, daß eine ganz große Zahl kurfürstlich mainzischer Akten nach Schweden gelangt sind, wahrscheinlich schon vor dem erwähnten Unglück. Nach einer Inhaltsübersicht im schwedischen Reichsarchiv vom Jahre 1637 wurden damals unter den Akten über die päpstliche Kirche auch zwei große Kisten verwahrt, in denen sich alte deutsche Akten befanden, die durch Axel Oxenstjerna 1634 nach Stockholm übersandt und in einem Verzeichnis aufgenommen worden waren (vgl. Bergh, Svenska riksarkivet 1618 bis 1837, Stockholm 1916 in: Meddelanden fran Svenska riksarkiv. N. F. 2:5, S. 376f.). Dieses Verzeichnis ist noch heute vorhanden als „*Catalogus aller teutschen handlungen, so in die zwei Kisten gefunden, welche Ihr Erl. Gn. der Herr Reichs-Cantzler herein geschicket*". Er enthält Akten aus den Jahren 1252—1621 und umfaßt 45 Folioseiten. Außer diesen Akten kamen drei weitere Kisten im Herbst 1632, welche die Übersicht des Reichsarchivs von 1641 aufführt. Ein genaueres Register über diese hat sich bisher nicht vorgefunden. Der größte Teil dieser Archivalien dürfte beim Schloßbrand von 1697 zugrunde gegangen sein. Pufendorff, der die Mainzer Akten im Reichsarchiv studierte, schätzte deren geschichtlichen Wert sehr niedrig ein („*sed paucis e speciminibus tantam ibi paupertatem deprehendi, ut non amplius manus sordidare operae pretium ducerem*"). Der Reichskanzler scheint außerdem eine ganze Anzahl solcher Akten für seine eigene Rechnung behalten zu haben, denn mit dem im Jahre 1848 angekauften Archiv von Tidö kamen viele das kurfürstliche Mainz betreffende Akten ins Reichsarchiv. Nach Styffes Meinung (im Vorwort zu Axel Oxenstjernas Skrifter, S. XVI, Anm.) sollen diese mit Oxenstjernas eigenen Papieren im Jahre 1634 versehentlich von Mainz nach Schweden verbracht worden sein. In dieser späteren Sammlung befanden sich unter anderem mehrere Bündel mit Briefen an den Erzbischof von Mainz und Verhandlungen des mainzischen Domkapitels, welche alle mit den übrigen Mainzer Akten im Jahre 1880 der bayerischen Regierung zugestellt wurden, welche ja den größten Teil des ehemaligen kurfürstlich mainzischen Archivs (im Reichsarchiv in München und im Kreisarchiv in Würzburg) verwahrt.

Auch in Upsala sollen sich nach einer Angabe von Eric Benzelius (vgl. Briefwechsel zwischen Eric Benzelius und Gustaf Benzelstierna, hrg. v. H. J. Lidén, Linköping 1791, S. 82f.) einige Mainzer Archivalien befinden, doch hat Walde diese bisher nicht wiederaufzufinden vermocht. Das läßt vermuten, daß dieser Bestand nur gering ist oder gewesen ist.

Beute aus Privatbibliotheken

Ein paar hundert Nummern stammen aus Privatbibliotheken, teils von Personen, die zur Zeit der schwedischen Besetzung noch lebten und der Ausplünderung unterlagen, teils auch von Männern, die 1631 schon tot waren, deren Bibliotheken aber einer öffentlichen Bibliothek durch Vermächtnis oder Verkauf einverleibt worden waren. Die erstere Kategorie von Büchern war warscheinlich Eigentum solcher Leute, Ratsherren, höherer Geistlichen, kurfürstlicher Beamten, die mit dem Kurfürsten geflohen waren. Zu diesen zählte z. B. Johann Adam Freysbach, der Dekan des Liebfrauenstifts, † 1650, iur. utr. dr., kurmainzischer Rat, 1640 Rektor der Universität. Aus seiner Bibliothek befinden sich nicht wenige, vornehmlich juristische Werke in Upsala; sie tragen alle seinen Namen auf dem Titelblatt, manchmal enthalten sie auch sein Wappen, mit Tinte auf den Rücken gemalt. Viele von ihnen hatten vorher dem Licentiaten Konrad Kennicken, iudex saecularis in Mainz, zugehört und waren wohl

[1]) Vgl. hierzu jetzt Jürges in den Nassauischen Heimatblättern Jahrgang 20, 1916/17 und im Zentralblatt für Bibliothekswesen Jahrgang 24, 1917, S. 46f.

nach dessen um 1616 erfolgten Tod von Freysbach erworben worden. Kennicken selbst besaß manche dieser Bände als Geschenk des Verfassers oder eines anderen Freundes. So trägt z. B. des Joannis Friderici Solis Tractatus controversiarum, Frankfurt 1602, die handschriftliche Widmung: *„Suo affini et dn. collegae L. Conrado Kennicken Iud. Secul. promissi memor Henricus Faber D. d. d. Anno 1602 mense Nouemb.“*

Daß die kurmainzischen Ratsherren oder Professoren die Bibliotheken verstorbener Amtsgenossen übernahmen, war gar nichts ungewöhnliches. Ein anderes Beispiel davon bietet die Erwerbung der Büchersammlung des Johann von Born durch den eben erwähnten Henricus Faber. Die Privatbibliothek, die sich aus den Büchern dieser beiden Gelehrten zusammensetzte, ist die umfänglichste unter den aus Mainz nach Schweden verschleppten. Wie die Mehrzahl der übrigen, z. B. die des Domvikars Friedrich von Sickingen, enthielt sie hauptsächlich rechtswissenschaftliche Literatur über römisches Recht und Kirchenrecht. Doch scheint Heinrich Faber auch allgemeinere Interessen gehabt zu haben: die humanistische Literatur ist in seiner Bibliothek ansehnlich vertreten. Heinrich Faber war wie Johann von Born kurfürstlicher Ratsherr, außerdem Professor des kanonischen Rechts an der Universität, wurde 1606 Rektor; er war sehr gelehrt und bei den Kurfürsten wohl angesehen, und wurde daher mit Vorliebe zu diplomatischen Sendungen und in anderen wichtigen Angelegenheiten als Berater herangezogen. Er starb 1643; die in Upsala vorhandenen Bücher müssen also bei der Plünderung aus seinem Hause genommen sein.

Aus einer anderen Privatbibliothek, der des Ratsherrn Philipp Wolff von Rosenbach, trifft man ebenfalls noch Bände in schwedischen Bibliotheken, vor allem in Upsala. Wolff von Rosenbach war 22 Jahre lang Ratsherr, außerdem auch von 1584 ab Kanzler des Kurfürsten Wolfgang von Dalberg. Er wurde oft mit wichtigen Aufträgen ausgeschickt und nahm als mainzischer Beamter an den Reichstagen in Regensburg und am Kreistag in Erfurt 1567 teil. Er ist 1601 gestorben und liegt zu St. Emmeran begraben. Nicht nur Bücher, sondern auch Münzen und alte Inschriftsteine sammelte er und kam dadurch mit bekannten Archäologen seiner Zeit wie Justus Lipsius in Verkehr. Auch als Verfasser geschichtlicher Werke, namentlich einer Arbeit über die Mainzer Bischöfe, ist er hervorgetreten.

Erwähnung verdienen endlich die Bücher aus dem Besitz zweier Glieder der Familie Campe von Ellendorff, des Jakob Campe und seines Neffen Dionysius. Der erstere war zwischen 1570 und 1580 Dekan an der St. Cassiuskirche in Bonn und Vizekanzler des Kurfürsten von Köln. Später war er Professor an der Universität in Mainz, protonotarius und iudex generalis und Kanonikus am Petersstift in Mainz, 1607 Kanzler der Universität, † 1609. Ein Mann von ausgesprochenen literarischen Interessen, stand er in Verbindung mit manchen zeitgenössischen Gelehrten, u. a. mit Justus Lipsius (vgl. Burmannus, Sylloge epistolarum, T. 1, S. 114. 457). Wie Wolff von Rosenbach sammelte er eifrig alte Inschriftensteine und nahm selbst teil an der archäologischen Erforschung der Rheingegenden (vgl. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland 29/30, S. 105—111, 186 ff.). Dank seinen Bemühungen kennen wir manche dieser Denkmäler, die inzwischen verloren gegangen sind, wenigstens noch aus der Beschreibung. Jakob Campe scheint auch Mitarbeiter an Brauns Theatrum urbium, Köln 1572—1618, gewesen zu sein.

Dessen Neffe Dionysius Campe war ebenfalls Professor an der Universität Mainz. An dieser Hochschule scheint er auch seine Studien gemacht zu haben. In Upsala bewahrt man noch einen von ihm herrührenden Sammelband, in dem auch die von ihm unter dem Präsidium seines Oheims am 23. Oktober 1606 verteidigten Thesen *de usucapionibus et praescriptionibus* zur Erlangung der Würde eines lic. iur. sich befinden. Darauf folgen Hochzeitsgedichte auf seine 1609 gefeierte Hochzeit mit Barbara Schäffer, der Witwe des Assessors im kurfürstlichen Rat Philipp Schäffer und Tochter des kurfürstlichen Rats Anton Bayer. Die Verse sind verfaßt von seinen Verwandten und Freunden Friedrich von Driell, Kantor zu St. Viktor, Johann Resseler und Johann Konrad Mertzenich. Campe war bei seiner Hochzeit ecclesiastici secularisque iudicii avocatus und doctor iuris, wozu er 1607 von seinem Oheim promoviert worden war. Drei Jahre später wurde er als Konrad Kennickens Nachfolger Professor an der Universität (vgl. Schrohe, Die Wiederbesetzung erledigter Professuren in Archiv f. hess. Gesch. N. F. 5, 131—143); er scheint dann 1640 gestorben zu sein. Auch Dionysius Campe hat sich nicht auf seine Fachwissenschaft beschränkt. Er wird z. B. als Abschreiber des altfränkischen Taufgelöbnisses genannt (vgl. Falk, Bibelstudien S. 103). Seine Bücher sind im allgemeinen kenntlich an einem kreisrunden, in Schwarzdruck auf den Titel gestempelten Ex-Libris mit der Inschrift: *„Dionysius Campius ab Ellendorff Aquisgranensis Iuris Utriusque Doctor.“* Manchmal begegnet auch das auf den Rücken gezeichnete Wappen wie bei den Freysbachschen Bänden. Wieder andere Bände weisen auf dem Deckel die eingepreßten Initialen D[ionysius] C[ampius] A[quisgranensis] auf. Wahrscheinlich hat Dionysius die Bibliothek seines Oheims geerbt, und so ist diese in der seinigen enthalten nach Schweden gekommen. Die Mainzer Stadtbibliothek besitzt einen ersten Teil der Summa theologiae des Thomas von Aquino, der, früher im Besitz des Dionysius Campe, auf dem Umweg über die Karmeliterbibliothek zu ihr gekommen ist.

In der reichen Beute von Musikdrucken, die Mainz lieferte, sind viele Bände, die einst Eigentum von drei Mainzer Vikaren, Franz Schilling, Sebastian Stolz und Thomas Schmidt, waren. Es ist unsicher, ob sie über die kurfürstliche Bibliothek oder über eine Privatsammlung nach Schweden gekommen sind. Auch Johann Schweikhards Bibliothek war ungewöhnlich reich an Musikdrucken; noch etwa 50 davon lassen sich in Upsala nachweisen (vgl. Collijn in: Mitjana, R. Catalogue critique et descriptif des imprimés de musique conservés à la bibliothèque de l'université royale d'Upsala. T. 1. 1911). Auch in der Buchabteilung der Universitätsbibliothek in Upsala sind einige Bände aus Franz Schillings Besitz.

Eine der bedeutendsten Privatbibliotheken in Mainz scheint die des Domdekans Friedrich von Sickingen

(geb. 1581, Domdekan 1622) gewesen zu sein. Sickingen gehörte zu den Domherren, die mit dem Kurfürsten geflüchtet waren, sein Haus zum kleinen Landeck wurde von den Schweden niedergerissen. Das Mobiliar war vorher herausgenommen worden, darunter die wohlversehene Büchersammlung des Besitzers, deren Reste in heutigen schwedischen Bibliotheken in Upsala und besonders in Skokloster den Wert dieser Sammlung noch ahnen lassen. Sie sind erstaunlich gut erhalten, elegante weiße Pergamentbände mit reicher Blindpressung, und betreffen theologische und humanistische, namentlich aber geschichtliche Literatur. Sie sind geschmückt mit einem hübsch geschnittenen Innen-Ex-Libris mit Sickingens Wappen in vier verschiedenen Formaten. Auch der Namenszug des Besitzers findet sich häufig auf dem Titel.

Endlich treffen wir noch Spuren der Büchersammlungen der Domvikare Konrad Diel von Eberstadt und Johann Geltmann, Walstadtensis, sowie eines Dr. iur. Johann Christoph Müntzethaler, vermutlich Professor an der juristischen Fakultät in Mainz; wenigstens hat eine Persönlichkeit dieses Namens im Mai 1606 ein Gesuch um Erteilung der durch den Tod des Kanzlers Franz Philipp Faust erledigten lectura Codicis an den Kurfürsten Johann Schweikhard gerichtet. Diel und Geltmann waren zur Zeit der Schwedenbesetzung sicher nicht mehr am Leben; die Mainzer Geschichtsschreiber gehen in ihren Angaben über Diels Todesjahr freilich auseinander: Gudenus, Cod. diplom. III, 1000 gibt 1610, Severus, Parochiae intra urbem S. 39 1612 als Todesjahr; nach Forschner, Geschichte der Pfarrei von St. Quintin S. 190 war Diel 1616 noch am Leben, während der auf der Stadtbibliothek befindliche handschriftliche Liber quotidianarum distributionum ecclesiae Moguntinensis unter dem Jahr 1628 vigiliae mortuorum für Diel anführt.

Eine allgemeine Übersicht über den Umfang der jetzt in der Universitätsbibliothek in Upsala befindlichen Kriegsbeute aus Mainz kommt nach Waldes Berechnungen, die nur die Bücher von zweifellos sicherer Herkunft umfassen, zu folgenden Zahlen. Aus der Mainzer Universitätsbibliothek stammen mindestens 450 Bände, von denen etwa 50 zwar die typische Rückensignatur nicht mehr aufweisen, an deren Stelle aber Randnoten oder andere Einzeichnungen, die beweisen, daß sie Stephan Bonners oder einer andern von den mit der Universitätsbibliothek vereinigten Privatbibliotheken angehört haben. Dazu kommen sicherlich noch mehr, in denen eingehende Untersuchung durch einen mit der Mainzer Personengeschichte vertrauten Forscher ähnliche beweisende Einträge noch nachzuweisen imstande sein wird. Aus der kurfürstlichen Bibliothek hat Walde bisher außer 3 Handschriften nur 76 Nummern gefunden. Die Zahl ist sehr niedrig, sie wird in der Tat beträchtlich wachsen, wenn es gelingt, die nur vermutete Herkunft aus Mainz für eine Reihe verdächtiger Bände wirklich festzustellen. Johann von Born und Heinrich Faber oder beiden gehörten 74 Nummern, Adam Freysbach und Konrad Kennicken 38, Friedrich von Sickingens Ex-Libris tragen 25, 20 das des Jakob und Dionysius Campe, 12 gehörten Philipp Wolff von Rosenbach, je 2 Franz Schilling und Johann Christoph Müntzethaler und ein paar Konrad Diel und Johann Geltmann. Aus der Musikalienabteilung kommen 130 weitere Bände hinzu, teils mit Johann Schweikhards Super-Ex-Libris, teils mit den Namenszügen von Schilling, Stolz und Schmidt. Das Jesuitenkolleg hat 2, die Kartause 3 Bände geliefert. Unter den überhaupt nur in der geringen Zahl von 5 nachweisbaren Inkunabeln finden sich merkwürdigerweise so gut wie keine Erzeugnisse der ältesten Mainzer Presse; die von den Schweden beraubten Bibliotheken waren eben — nach Waldes Meinung — überwiegend jüngere Gründungen, die nicht in die Anfangszeiten der Druckkunst zurückreichten. Diese Erklärung trifft jedenfalls nicht zu auf die sehr alte Dombibliothek, die, wie wir sahen, zur schwedischen Kriegsbeute keinen Beitrag geliefert hat, auch nicht auf die Universitätsbibliothek, die sicherlich zugleich mit der Universität 1477 begründet wurde, auch nicht auf die verschiedenen Klosterbibliotheken, die mindestens schon im 15. Jahrhundert ansehnlich waren, freilich später durch Brände bei Belagerungen und anderen Gelegenheiten zum Teil schwer beschädigt wurden. Die Erklärung wird vielleicht eher darin zu suchen sein, daß die Schweden die Auswahl aus den erbeuteten Bibliotheken durchaus nicht nach bibliophilen Gesichtspunkten als Liebhaber von bibliographischen Seltenheiten trafen, sondern ihr Augenmerk in erster Linie auf solche Werke richteten, die sich für wissenschaftliche Forschung und Lehre praktisch verwerten ließen.

Der größte Teil der Mainzer Bücher steht in Upsala in der Abteilung der selten gebrauchten Bücher, besonders soweit sie juristischen Inhalt haben. Fast durchweg sind sie noch in der Ordnung, wie sie eintrafen, vereinigt aufgestellt; ganze Regale voll steht Buch an Buch aus der Mainzer Kriegsbeute.

Nächst Upsala ist die Bibliothek von Skokloster am besten mit Mainzer Büchern versehen. Dorthin sind sie mit der Braheschen Bibliothek gelangt und dürften den Anteil des Nils Brahe des Ältern an der Mainzer Beute gebildet haben. Nils Brahe hat übrigens gelegentlich des Feldzugs in Deutschland auch Bücher gekauft, wenn der Eintrag seiner Witwe in dem Exemplar von Heinrich Büntings Itinerarium Sacrae Scripturae „*Däna bok har min salige H. K. Häre kiöpt wthi Frankfurt am mäien 1632 ...*“ nicht als pia fraus angesehen werden muß. Aus Friedrich von Sickingens Bibliothek hat Walde in der Brahe-Wrangelschen Sammlung nicht weniger als 180 Nummern, 220 Bände umfassend, wieder aufgefunden. In der Schefferschen Bibliothek aus Ek, die ebenfalls jetzt in Skokloster aufgestellt ist, befinden sich daraus weitere 4 Nummern mit 5 Bänden. Aus der übrigen Mainzer Beute werden wohl mindestens gleich viele Stücke sich unter dem Brahe-Wrangelschen Teil der Skoklosterbibliothek befinden, doch ist es Walde nicht geglückt, von diesen allen mit Sicherheit die Herkunft zu bestimmen, da dazu langwierige und eingehende Untersuchungen aller Bücher nötig wären, wofür er die Zeit nicht aufzubringen vermocht hat. Immerhin hat er einige Vorbesitzer festgestellt, deren Namen uns anderwärts nicht begegneten wie Philipp und Leonhard Agricola,

Conradus Apprichs Gamundianus (summi templi Moguntini vicarius a. 1603), Georg Kulmann iur. utr. dr., Adam Diel, Eberstadiensis (1610 Prior des Karmeliterklosters in Mainz), Philipp Schäfer (vgl. aber oben unter Dionysius Campe), Georg Waltzmann und Matthäus Wiedenmair. An schon bekannten Eigennamen hat er in Skokloster Dionysius Campe, Konrad Diel, Franz Schilling gefunden. Zur mainzischen Beute gehörten sicherlich auch 8 Bände Nachschriften nach Vorlesungen im Collegium Romanum aus den Jahren 1592—97, die von Johann Georg von Holdinghausen († 1602 als Domherr in Mainz) herrühren.

Die in der Königlichen Bibliothek in Stockholm heute befindlichen Bände aus Mainz sind wohl fast ausnahmslos als Dubletten aus Upsala dorthin verbracht worden. Sie gehörten ursprünglich der kurfürstlichen und der Universitätsbibliothek an, einige den Privatbibliotheken von Philipp Wolff von Rosenbach und Petrus Kraychius, consiliarius et secretarius Moguntinus.

In Västerås konnte Walde nur ein Buch von sicher mainzischer Herkunft nachweisen, das mit der Schenkung des Carl Fredrik Muhrbeck 1770 dorthin gelangt ist. Collijn (in seiner Besprechung von Waldes Buch in der Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen 3, 1916, 309) kennt dort noch ein Breviarium Moguntinum, gedruckt in Mainz 1509, das einst dem bekannten Domdechanten Lorenz Truchseß von Pommersfelden († 1543) gehörte und noch zahlreiche Anmerkungen von der Hand dieses Besitzers enthält, die zum größten Teil sich auf sein eigenes Leben beziehen, zum Teil auch wichtige Beiträge zur Geschichte des Geschlechts derer von Pommersfelden bieten.

Die Stiftsbibliothek in Linköping bewahrt 5 Bände aus verschiedenen Mainzer Bibliotheken, der kurfürstlichen Daniel Brendels, der von Adam Freysbach, von Friedrich von Sickingen, von Johann von Born und Heinrich Faber, wahrscheinlich ebenfalls als Upsalaer Dubletten erworben.

Aus Philipp Wolff von Rosenbachs Besitz sind Bücher bis in die Vatikanische Bibliothek gewandert, nicht direkt, sondern als Teil des wissenschaftlichen Handwerkzeugs der Königin Christine.

Die Bibliotheken von Oppenheim und Worms

Am 8. Dezember 1631 nahm Gustav Adolf Oppenheim ein. Daran erinnern ebenfalls einige Bände in der Universitätsbibliothek zu Upsala, deren Inschriften die Herkunft aus dem Oppenheimer Franziskanerkloster verraten. Schon Celsius hatte in seiner Geschichte der Upsalaer Universitätsbibliothek Oppenheim unter den Orten genannt, aus denen Beutestücke mitgebracht worden waren. Daß er meinte, die Bücher seien Eigentum des Oppenheimer Jesuitenkollegiums gewesen, war ein Irrtum. Ein solches gab es nicht. Wohl aber waren unter der spanischen Herrschaft von 1620—31 die Franziskaner nach dieser Stadt zurückgekehrt, nachdem sie 60 Jahre vorher von dort vertrieben worden waren.

Ungefähr gleichzeitig mit der Eroberung von Mainz wurde Worms von den Schweden besetzt. Der Bischof von Rodenstein und die höhere katholische Geistlichkeit hatten sich durch die Flucht gerettet. Die Stadt blieb in schwedischem Besitz bis zum Frühjahr 1635. Ende 1634 besuchte Axel Oxenstjerna Worms und nahm im bischöflichen Palast Wohnung. 1639 mußte Worms wieder feindlichen Truppen Aufnahme gewähren. Herzog Bernhard von Weimar rückte ein. Die Ratsprotokolle dieser Zeit enthalten Nachrichten über Plünderungen seitens der Schweden. Bücher werden dabei nicht ausdrücklich erwähnt, aber unter den Handschriften der Königlichen Bibliothek in Stockholm ist doch wenigstens eine, die wahrscheinlich aus der bischöflichen Bibliothek in Worms stammt, nämlich des Magister Johannes de Wetslaria Dialogus super Magnificat *„ad petitionem Frederici episcopi Wormatiensis metrice compositus in civitate Wormatiensi sub anno domini MCCCCXXVII."* Die Handschrift ist vermutlich schon seit den Tagen der Königin Christine in Stockholm, denn nach einer Mitteilung des Isaak Vossius an Huetius befanden sich in deren Bibliothek mehrere Handschriften, die aus Worms herstammten, darunter ein Band mit des Origenes Kommentar zu Matthaeus, den Vossius zu billigem Preis erstehen konnte aus der Beute, welche die Soldaten bei der Beraubung der Wormser Bibliotheken gemacht hatten. Auch unter den Handschriften, welche die Königin nach Rom mitnahm, war eine, die dem Wormser Bischof Johann Kämmerer von Dalberg gehört hatte.

Der Jahresbericht der städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung

für die Zeit vom 1. April 1917 ab erscheint später.

XIII.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz für das Rechnungsjahr vom 1. April 1917 bis 1. April 1918

I. Zur Geschichte der Anstalt

DAS vierte Kriegsjahr hat wie dem ganzen deutſchen Vaterlande, ſo auch dem Centralmuſeum mannigfache neue Erſchwerungen gebracht. Mit Anſtrengung aller Kräfte konnten ſie aber auch dieſes Mal zum größten Teil überwunden werden. Auch der letzte noch verbliebene wiſſenſchaftliche Aſſiſtent Dr. G. Behrens wurde zeitweilig zum Landſturm eingezogen, ſo daß der Direktor einige Zeit ohne jede wiſſenſchaftliche und techniſche Hilfe allein die ganze Verwaltung zu leiten hatte. Der Direktorial-Aſſiſtent Dr. F. Behn, der ſeit Beginn des Krieges als freiwilliger Feldtopograph Verwendung fand, erhielt das öſterreichiſch-ungariſche goldene Verdienſtkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille. Der frühere Volontär Leutnant d. R. Dr. W. Bremer wurde mit dem Eiſernen Kreuz I. Klaſſe ausgezeichnet, iſt aber inzwiſchen leider in Gefangenſchaft geraten. Vom Ortsausſchuß, dem er ſeit 1891 angehörte, ſtarb Profeſſor Dr. K. Körber, alle Zeit vom regſten Intereſſe für die Anſtalt beſeelt. An ſeine Stelle wurde Geheimer Schulrat Dr. H. Blaſe in Mainz-Gonſenheim gewählt. Vom Geſamtvorſtand verſchied außerdem Geheimer Regierungsrat E. Friedel in Berlin, der ſeit 1893 Mitglied war. — Reich, Heſſen, Stadt Mainz ſowie die Einzelſtaaten, Städte und Altertums-Vereine haben ihre jährlichen Beiträge faſt vollzählig geleiſtet, ſodaß ſich keine weſentliche Geldſchwierigkeit ergab, wenn auch die Teuerungszulage für die Beamten, Angeſtellten und Arbeiter des Muſeums ſowie die allgemeine Preiserhöhung aller Rohſtoffe zu größter Sparſamkeit nötigten. Der Betrieb der Werkſtätten war außer durch den Arbeiter- und Materialmangel noch durch die ungünſtigen Transportverhältniſſe erſchwert; die Originalvorlagen für die Nachbildungen mußten daher vielfach perſönlich von den betreffenden Muſeen abgeholt und an ſie zurückgebracht werden. Trotzdem geſtaltete ſich die Vermehrung der Sammlungen namentlich durch Originale, auch Frontfunde, und lehrreiche Modelle recht erfreulich. Von größeren Erwerbungen iſt der Ankauf einer aus über 1500 Nummern beſtehenden, durch einen Fachmann zuſammengebrachten Sammlung vorrömiſcher, römiſcher und frühmittelalterlicher Altertümer aus ganz Europa und Ägypten hervorzuheben, welche namentlich die bis jetzt im Muſeum ſchwach vertretene paläolithiſche, die Pfahlbauten- und die koptiſche Abteilung ſyſtematiſcher auszugeſtalten ermöglichen. Ein großer Teil der paläolithiſchen und Pfahlbautenſammlung muß allerdings aus Raummangel in den Schauſälen in einem Studienmagazin aufgeſtellt werden. Ferner iſt eine wohlgeordnete Kollektion einiger galliſcher und zahlreicher römiſcher Münzen aus dem Nachlaſſe Profeſſor Dr. Körbers zu erwähnen (im ganzen über 1000 Stück), die zuſammen mit der früheren Mathes'ſchen Stiftung eine überſichtliche Anſchauung der Entwicklung des römiſchen Münzweſens bietet. Auch die wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen haben ihren ruhigen Fortgang genommen, wenn auch nicht im ganzen früheren Umfang, ebenſo die Führungen und Vorträge im Muſeum ſowie die Arbeiten für die anderen deutſchen Muſeen. Die Frühjahrsſitzung des Geſamtvorſtandes fiel des Krieges wegen und zwecks Erſparung der Unkoſten wiederum aus. Die Rechenſchaftsablage und Aufſtellung des neuen Voranſchlags wurden ſchriftlich erledigt.

II. Die Vermehrung der Sammlung durch Nachbildungen und Originale

Die Geſamtzahl der Nachbildungen beträgt jetzt 27 911 Stück (1917: 27 583), der Originale 10 759 (1917: 9168). Es bedeutet dies einen Zuwachs von 328 bezw. 1591 Nummern, wobei viele Nummern größere Gruppen bezeichnen.

A. Nachbildungen. Steinzeit: Aus dem Paläolithikum einige Funde von Saberesina in Privatbeſitz (vgl. den letzten Jahresbericht). Aus dem Neolithikum: Keramik des Röſſen-Nierſteiner Typus aus Wohngruben von Eſſelborn (Muſeum Alzey) und Rüdesheim (Muſeum Kreuznach), des Plaidter Typus von Sarmsheim (Muſeum Kreuznach), Schnurkeramik von Hanau (Muſeum Hanau) und Climbach-Allendorf (Muſeum Gießen). Feuerſteinlanzen und Pfeilſpitzen der Zonenkeramik von Kreuznach und Münſter am Stein (Muſeum Kreuznach). Henkelkrug des Schuſſenrieder Typus von Ludwigsburg (Muſeum Stuttgart). Steinbeile und Beilhämmer aus Hirſchhorn vom Ringwall Kallmünz (Oberpfalz, Muſeum München). Scherben und Steinartefakte vom Camp des Romains bei Laon (Muſeum Stuttgart). Ägyptiſche Schminkplatten (Pelizaeus-Muſeum Hildesheim).

Bronzezeit: Schön verziertes Schwert der früheren Bronzezeit von Gradhof bei Köſching (Präh. Staatsſammlung München) von einer in Süddeutſchland ſeltenen, in Frankreich häufigeren Form. Von Burgweinting (Muſeum Regensburg) und Dautenheim (Muſeum Alzey) aus Wohngruben zahlreiche Keramik, auch „Mondbilder", der letzten Stufe der reinen Bronzezeit. Von Alzey (Muſeum Alzey) und Schwalheim (Muſeum Friedberg) geſchloſſene Grabfunde der Urnenfelderſtufe. In dem Alzeyer Grab unter anderem ein Raſiermeſſer mit durchbrochenem Griff, ein Fibelfragment, ein kleiner Wetzſtein und vierkantige Bronzeſtäbchen.

Hallſtatt- und La Tène-Periode: Auch in dieſem Jahre wurde der Aufklärung dieſer Periode beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Der Hinterlaſſenſchaft der rheiniſchen Urnenfelderbevölkerung, den Nachkommen der ſpätbronzezeitlichen, gehören an Funde von Weinheim (Muſeum Alzey) und Ahl bei Oberlahnſtein (Muſeum Oberlahnſtein), dieſe letzteren gelegentlich mit Einflüſſen der Hunsrück-

kultur. Dieser Kultur sind zuzuschreiben Skelettgräberfunde aus Grabhügeln bei Langenlonsheim, Schoeneberg und aus einer Höhle bei Stromberg (sämtliche im Museum Kreuznach), rechtsrheinisch aus Grabhügeln der Eisenhöll (Museum Oberlahnstein), vom Kammerforst und von Heckholzhausen (Museum Wiesbaden). Eine allerdings schon etwas modifizierte Fortsetzung dieser Kultur nach Osten stellen die Grabhügelfunde mit Bestattung aus der Lindener Mark und von Climbach-Allendorf (Museum Gießen) dar. Dem von Süden aus dem nördlichen Baden, Württemberg, Hessen-Starkenburg und Franken bis über den Main vordringenden Koberstadter Typus gehören an ein Skelettgrab von Windecken (Museum Hanau), welches allerdings in dem Totenkranz mit seinen Anhängseln auch Einfluß der Hunsrückkultur zeigt, ebenso Grabfunde von Höchst an der Nidder (Museum Friedberg), letztere wie es scheint Brandgräber wie im nördlichen Württemberg, offenbar unter dem Einfluß der verbrennenden rheinischen Hallstattbevölkerung, während im nördlichen Baden, in Starkenburg und bis zum Main bei Frankfurt, Großostheim usw., auch bei Worms, für diese Koberstadter Kultur Skelettgräber festgestellt sind. Auch andere Funde der Wetterau, so von Steinfurt (Museum Friedberg), ja von Trockenerfurt (Museum Kassel) verraten die gegenseitige Beeinflussung dieser verschiedenen Hallstattkulturen. Vgl. meine Ausführungen Nass. Ann. XLIV (1917/18) S. 175f.

Den allmählichen Übergang der Hunsrückkultur in die früheste La Tène-Stufe veranschaulichen Grabhügelfunde von Heimbach mit schönverzierten Urnen (Museum Neuwied). In etwas vorgeschrittenerem Stadium illustrieren sie Funde von Kleinlangheim, Zellingen, Mainsondheim, Bütthart in Unterfranken (Museum Würzburg), welche zusammen mit den Masken- und Tierkopffibeln den Zug dieser ersten keltischen Bevölkerung mainaufwärts nach Böhmen (bezw. nach Thüringen) bekunden.

Hellenistische Kultur: Eine Anzahl Ausgüsse von Negativformen für Metallschmuck aus der Werkstatt eines Goldschmiedes von Memphis in Ägypten (Pelizaeus-Museum Hildesheim).

Aus der Spät-La Tène-Zeit ist ein reicher Brandgrabfund von Rüsselsheim a. M. hervorzuheben (Heimatmuseum Rüsselsheim) mit einer größeren Anzahl von Gefäßen, zwei Pferdetrensen, drei Fibeln, davon eine vom Nauheimer Typus, welcher wohl den Suebi zuzuschreiben ist (vgl. Germania II 1918, G. Behrens).

Aus der römischen Abteilung: interessante Keramik, Gefäße, Lampen, Terrakotten von Alzey (Museum Alzey), Bingen (Museum Bingen), Heldenbergen (Museum Friedberg), Kreuznach (Museum Kreuznach), vom Ringwall bei Lichtenberg im Odenwald (Museum Darmstadt), Rheingönheim, Rheinzabern und Schwarzenacker (Museum Speyer; von letzterem Orte Urne mit Münzschatzfund des Jahres 260). Skulpturen von Bermel (Fortuna, Museum Bonn), Gripswald (Matronenstein, Museum Bonn) und Zabern (Kopf einer „Stadtgöttin“, Museum Straßburg). Kleinbronzen aus einer Mainzer Privatsammlung, verzierte Spatel von Ostheim (Museum Hanau). Von Eisen: frührömischer Dolch aus dem Rhein bei Mainz (in Privatbesitz), Barren von Niedercleen (Museum Gießen). Knochenpfeifen von Mainz und Ruppertsberg (Museum Wiesbaden).

Die frühchristliche Abteilung fand wieder besondere Berücksichtigung im Zusammenhang mit den Vorarbeiten zum Kataloge der Metallgegenstände. Vor allem wurde die Sammlung altchristlicher Bronzelampen in systematischer Weise ergänzt durch Beispiele, welche die geschweifte hellenistische Form und die schlauchförmige römische weitergestalten oder zoomorphe Formen, Pfau und Taube, Schiff usw. vorführen. Viele derselben werden dem Kaiser Friedrich-Museum in Berlin verdankt (vgl. O. Wulff, Altchristliche Bildwerke 1909 S. 169f.). Ferner sind einige Bronzefigürchen, Silberteller, Weihrauchfäßchen, Metallkopien der Bernwardsleuchter im Domschatz zu Hildesheim usw. zu erwähnen.

Von merovingischen und karolingischen Funden wurden einige Eisengegenstände aus den Gräbern bei St. Alban in Mainz geformt, da sie nach der vorgeschrittenen Verwitterung schwerlich dauernd erhalten werden können, ein Eisenschwert in Privatbesitz und anderes mehr. Erworben wurde ein Holzmodell des bekannten „Schuhs“ von Oberflacht (Museum Stuttgart).

An Modellen wurden in den eigenen Werkstätten hergestellt:

1. Neolithische Burg bei Dimini in Thessalien. 2. Bohrapparat für Steinbeile. 3. Ringwall der Hallstattzeit auf dem Ipf bei Bopfingen. 4. Römisches Kastell bei Alzey. 5. Wikingergrab in Bootform auf Oeland (Schweden). Das Modell eines Hallstatthauses wurde von der Lehrmittelanstalt Rausch in Nordhausen bezogen. Ein Teil der genannten Modelle ist verkäuflich.

Die kulturgeschichtlichen Abteilungen erfuhren diesesmal, abgesehen von derjenigen der Votive, nur geringe Vermehrung, ebenso der Bilderschmuck, während das Plan- und Kartenmaterial sich mancher wichtigen Ergänzung erfreute, darunter eines großen Planes der Gemarkung Groß-Gerau in Hessen-Starkenburg mit den so zahlreichen Fundstellen aller Perioden, geschenkt von Herrn W. H. Diehl in Groß-Gerau. Neu eingerichtet bezw. weiter ausgebaut wurde eine Abteilung von Fälschungen, welche von der Steinzeit bis in das Mittelalter charakteristische Proben der verschiedenen Fälscherwerkstätten in Originalen, Nach- und Abbildungen vorführt. Die in einem Studienmagazin aufgestellte Sammlung, für welche bereits mehrere Museen dankenswerte Beiträge gestiftet haben, ist nur dem Fachmann zugänglich.

B. Vermehrung durch Originale.

a) aus Deutschland:

1. Sog. Eolithen von der Wesermündung.

2. Von Neustadt (Holstein) und Jasmund (Rügen) Kökkenmöddingerfunde.

3. Kollektion von Pfahlbautenaltertümern aus dem Bodensee.

4. Von Rügen mehrere Feuersteinbeile und -Messer, Tonwirtel durch die Sammlung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen. Vier Steinbeile aus verschiedenen Teilen Deutschlands.

5. Kristiansfeld (Nordschleswig). Ein Feuersteinbeil. Ebendaher.

6. Knaffendorf (bei Merseburg a. d. Saale). Ein Steinbeil, Anzahl Feuersteinsplitter, zwei Tonwirtel. Ebendaher.

7. Mühlenberg a. d. Elbe. Eine durchbohrte Steinaxt. Ebendaher.

8. Neusalz (Schlesien), Salzwedel, Werder (bei Potsdam) je ein Bronzebeil. Ebendaher. Mehrere Gefäße von Neusalz.

9. Briesen, Ob. Brodnitz (Westpreußen), Crimberg (Kreis Culm), Grabie (Kreis Thorn). Mehrere Tongefäße des Spät-Lausitzer Typus. Ebendaher.

10. Buschen (Regierungsbezirk Breslau). 37 Tongefäße des späteren Lausitzer Typus.

11. Teveren (Rheinprovinz). Ein Tongefäß.

12. Vom Ringwall Ipf (bei Bopfingen) Zusammenstellung charakteristischer Scherben der Hallstattzeit von Professor Dr. Hertlein-Heidenheim.

13. Vom Ringwall bei Kallmünz (Oberpfalz) Scherben-Proben der Hallstatt- und Früh-La Tène-Periode durch Professor Dr. P. Reinecke-München.

14. Kelheim (a. d. Donau). Eisenschlacken und Tonröhrenbruchstücke aus den Schlackenfeldern der Spät-La Tène-Zeit im Frauenforst. Vom Museum in Kelheim.

15. Bertrich (a. d. Mosel). Ein zweihenkliger römischer Tonbecher, geschenkt von Dr. R. Forrer-Straßburg.

16. Erbesbüdesheim (Rheinhessen). Scherben aus einem römischen Töpferofen durch das Museum in Alzey.

17. Trier. Mehrere Tonformen für Falschmünzprägung aus dem Kunsthandel.

18. Rostock und Warnemünde, Umgebung. Wendische Scherben, geschenkt durch Dr. F. Behn-Mainz.

19. Overhetfeld (Regierungsbezirk Aachen). Mehrere karolingische Gefäße, wohl aus einem Töpferofen.

20. Württemberg. Zwei eiserne Votivfigürchen aus dem Mittelalter, vom Museum in Stuttgart (Professor Dr. Gößler).

b) aus Österreich-Ungarn:

1. Stradonic (Böhmen). Gruppe von Spät-La Tène-Fundstücken.

2. Horodnica (Ostgalizien). 36 Bruchstücke von Glasringen, durch die Sammlung der Freunde der Wissenschaft in Posen.

3. Ternitz (Niederösterreich). Eine frühmerovingische, verzierte Bronzefibel. Ebendaher.

c) aus der Schweiz: Eine Kollektion von Pfahlbautenaltertümern (Wollishofen, Concise usw.).

d) aus Polen: Zpod Keyni. Größere Urne.

e) aus Italien: Bronzefibel mit schönverzierter Fußscheibe (angeblich von Arezzo), mannigfacher Schmuck der Villanovakultur, Glasperlen aus Nervi, Bronzevotivfigürchen, mehrere unteritalische Tongefäße, verzierte Bronzekandare, weibliches Bronzefigürchen, Bronzelaufgewicht in Büstenform u. a. m.

f) aus Frankreich und Belgien: Größere Sammlung eolithischer, paläo- und mesolithischer Flintartefakte aus den bekannten Stationen St. Acheul, Le Moustier, la Micoque, Laugerie-Haute und -Basse, Grand-Pressigny, Spiennes usw. Viele geschliffene Steinbeile aus der Dordogne usw., mehrere Bronzebeile, Geräte und Schmuck aus verschiedenen Perioden. Zwei Terrakotta-Tauben, verziertes Glasbruchstück römischer Zeit. Römische Tongefäße und Scherben aus Avocourt, darunter Rädchensigillata, vom Museum in Stuttgart, aus Senon ca. 20 Gefäße und viel Scherbenmaterial durch Dr. F. Drexel, Scherben aus Bavay und von Wenduyne (bei Ostende) durch W. Unverzagt. Merovingische Gräberfunde aus Nordfrankreich.

g) aus Ägypten: Glasierte Ware römischer Zeit (Relief, Statuettenkopf, Lampe, Schale, Rosettenscheiben). Größere Anzahl koptischer Altertümer.

III. Arbeiten der Werkstätten für das eigene Museum und fremde Museen

Infolge von Verminderung des Personals durch Tod und militärische Einberufung, durch die Schwierigkeiten der Transportverhältnisse und der Beschaffung von Rohmaterial mußte sich die Zahl der Nachbildungen in geringerer Grenze als sonst halten. Dagegen wurde eine größere Anzahl von Modellen kultur- und siedelungsgeschichtlicher Art auch für fremde Museen hergestellt, ebenso für mehrere Museen umfänglichere Zusammensetzung und Konservierung von Tongefäßen, Gläsern und Metallgeräten vorgenommen. Im ganzen wurde so 26 Museen und Lehranstalten geholfen, in größerem Umfang den Museen in Alzey, Bingen, Gießen, Erlangen (Universitätssammlung), Friedberg i. H., Ingolstadt, Kreuznach, Mainz (städtische Sammlung), Neuwied, Posen, Regensburg, Rüsselsheim, Stendal, Wiesbaden.

Von den verkäuflichen Figuren des Franken, Römers und Sueben wurde eine größere Anzahl auf Vorrat fertiggestellt, ebenso von einigen siedelungsgeschichtlichen Modellen. Da die Bestellungen von kleinen Lehrsammlungen der verschiedenen Perioden namentlich für Keramik sich sehr häufen, wird um recht frühe Mitteilung der betreffenden Wünsche gebeten, damit keine zu große Verzögerung entsteht.

IV. Bibliothek, Photographien- und Lichtbildersammlung

Die beiden ersteren haben durch Ankäufe und Geschenke eine ziemlich starke Vermehrung erfahren, namentlich aus dem Nachlaß Professor Dr. Körbers, der von seinen zahlreichen Reisen im Süden reiches Bücher- und Photographienmaterial heimbrachte. Zu besonderem Dank sind wir dem Kaiserlich Archäologischen Institut in Berlin, der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M., der Reichslimeskommission in Freiburg i. B., der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, den Herren Professor Dr. G. Wolff in Frankfurt a. M. und R. Zahn in Berlin sowie den Direktionen zahlreicher Museen verpflichtet.

V. Der Besuch und die Benützung des Museums

waren in Anbetracht der Kriegszeit und geringen oder ganz ausfallenden Beheizung zufriedenstellend, besonders seitens des Militärs, für welches, wie auch für

Schulen, Gruppen von Studenten, den Mainzer Volksbildungsverein uſw. Führungen veranſtaltet wurden. Von auswärtigen Forſchern meldeten ſich 128 bei der Direktion, um in ihren Studien unterſtützt zu werden. Auch die Bibliothek erfreute ſich zahlreicher auswärtiger Benützer.

VI. Literariſche Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitſchrift, die gemeinſam vom Centralmuſeum und Mainzer Altertumsverein herausgegeben wird, iſt Heft XII/XIII (1917/18) als Doppelheft mit reicher Ausſtattung im Druck nahezu vollendet. Von den wiſſenſchaftlichen Einzelkatalogen konnte Nr. 8 (Geſamtführer), der im Manuſkript ſchon längere Zeit fertig vorliegt, wegen zu großer Unkoſten nicht in Druck gegeben werden. Nr. 9 (Bronzearbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters des chriſtlichen Kultes) iſt durch Dr. F. Volbach-Berlin in Vorbereitung. In der Serie der Kataloge weſtdeutſcher Muſeen, welche die Römiſch-Germaniſche Kommiſſion in Frankfurt herausgibt, iſt vom Kataloge Bingen der I. Teil erſchienen, bearbeitet von Dr. G. Behrens. Von Beiträgen in Zeitſchriften ſind ſolche in dem Röm.Germ. Korrbl. (Germania), der Prähiſtoriſchen Zeitſchrift, den Naſſauiſchen Annalen, in der 29. Veröffentlichung des antiquariſch-hiſtoriſchen Vereins zu Kreuznach (Verein für Heimatkunde) zu nennen. Für zahlreiche Veröffentlichungen von allgemeinerem Intereſſe wurden Photographien, Zeichnungen und Kliſchees zur Verfügung geſtellt.

VII. Reiſen

Direktor Profeſſor Dr. K. Schumacher hielt in der Sitzung des Muſeen-Verbandes in Stuttgart einen Vortrag über Fälſchungen antiker Bronzen und beſichtigte im Anſchluß daran mehrere württembergiſche Sammlungen, ebenſo einige rheiniſche. Der wiſſenſchaftliche Aſſiſtent Dr. G. Behrens beteiligte ſich an der Neuordnung der Muſeen in Bingen und Kreuznach und beſuchte mehrere rheiniſche und oberheſſiſche Sammlungen, hauptſächlich um Abformungsmaterial für die Werkſtätten herbeizuſchaffen. Der Direktorial-Aſſiſtent Dr. F. Behn konnte einen militäriſchen Urlaub zum Beſuch einiger oſtdeutſchen Muſeen benützen.

VIII. Zuſammenſtellung der für das Jahr 1917/18 dem Museum von Fürſtlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleiſteten Zuſchüſſe

Bewilligung des Deutſchen Kaiſers	Mk.	600.—
„ „ Königs von Sachſen	„	450.—
Zuſchuß des Reichs	„	40000.—
„ „ Königreichs Württemberg	„	200.—
„ „ Großherzogtums Heſſen	„	12000.—
„ „ „ Baden	„	200.—
Übertrag	Mk.	53450.—
Übertrag	Mk.	53450.—
Zuſchuß der Stadt Mainz	„	4000.—
„ „ „ Berlin	„	500.—
„ „ „ Frankfurt a. M.	„	300.—
„ „ „ Aachen	„	30.—
„ „ „ Braunſchweig	„	50.—
„ „ „ Karlsruhe	„	50.—
„ „ „ Coblenz	„	30.—
„ „ „ Dortmund	„	50.—
„ „ „ Fürth	„	25.—
„ „ „ Halle	„	100.—
„ „ „ Hamborn	„	10.—
„ „ „ Heidelberg	„	50.—
„ „ „ Offenbach	„	40.—
„ „ „ Pforzheim	„	50.—
„ „ „ Wiesbaden	„	100.—
	Mk.	58835.—

Beiträge von Vereinen:

Bautzen, Geſellſch. f. Anthropol. u. Urgeſch.	Mk.	20.—
Bromberg, Hiſt. Geſellſch. f. d. Netzediſtrikt	„	10.—
Caſſel, Ver. f. Heſſ. Geſch. u. Landeskunde	„	20.—
Dillingen, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Duisburg, Muſeumsverein	„	10.—
Elbing, Elbinger Altertumsverein	„	8.—
Friedberg, Geſchichts- u. Altertumsverein	„	10.—
Gießen, Oberheſſiſcher Geſchichtsverein	„	20.—
Hall, Hiſtor. Verein f. d. württemb. Franken	„	10.—
Heilbronn, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Homburg v. d. Höhe, Verein für Geſch. und Altertumskunde	„	20.—
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50.—
Kreuznach, Antiqu.-hiſtoriſch. Verein für Nahe und Hunsrück	„	10.—
Landshut, Hiſt. Verein f. Niederbayern	„	10.—
Mannheim, Altertumsverein	„	50.—
München, Hiſt. Verein f. Oberbayern	„	20.—
Regensburg, Hiſt. Verein für Oberpfalz und Regensburg	„	20.—
Saarbrücken, Hiſt. Verein f. d. Saargegend	„	30.—
Stade, Verein f. Geſchichte und Altertümer	„	10.—
Stendal, Altmärkiſcher Muſeumsverein	„	10.—
Thorn, Coppernicus-Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt	„	10.—
Tübingen, Schwäbiſcher Albverein	„	10.—
Worms, Altertumsverein	„	30.—
	Mk.	408.—

Jährl. Beitrag von Mitgliedern	Mk.	995.60
Geſamtbetrag des jährl. Zuſchuſſes	„	60238.60

Die Leiſtung der Stadt Mainz beſteht außer dem oben erwähnten Beitrag von Mk. 4000 in der koſtenloſen Überlaſſung der Muſeumsräume (jährlicher Mietwert veranſchlagt zu Mk. 50000) und in der Übernahme der Koſten für Heizung, Beleuchtung, Verſicherung und Aufſicht.

K. Schumacher

XIV.

Jahresbericht des Altertumsmuseums der Stadt Mainz

1. April 1917 bis 1. April 1918

I. Arbeiten in den Sammlungen

IN diesem Jahre wurden in größerem Umfange die Arbeiten an den mit Abbildungen ausgestatteten Verzeichnissen der einzelnen Abteilungen gefördert. In das Verzeichnis der Altertümer der Bronze-, Hallstatt- und La Tène-Zeit wurden von älteren Beständen und neueren Zugängen 338 Nummern mit Handzeichnungen eingetragen. In gleicher Weise wurde das Verzeichnis fränkischer und karolingischer Altertümer von Nr. 6000 bis 6271 weitergeführt. Der Inhalt von 133 Gräbern und zerstreute Funde im Gebiete des Albansklosters brachten hier einen Zuwachs von 241 Nummern. Für die Zusammensetzung und Sicherung einer großen Anzahl dieser Bodenfunde ist das Altertumsmuseum dem Römisch-Germanischen Central-Museum zu besonderem Danke verpflichtet.

Neu aufgestellt wurde das Verzeichnis der Abteilung „Steinzeug" mit 450 Nummern, wofür das Altertumsmuseum Fräulein Dr. Dor. Stern zu besonderem Danke verpflichtet ist. Weitaus die Mehrzahl der Stücke wurde gleichzeitig photographiert und photographische Abbildungen dem Verzeichnis eingefügt. In gleicher Weise wurde fertiggestellt das Verzeichnis der Porzellane (Höchst, Frankenthal, Meißen u. a.) mit 162 Nummern; hier sind fast alle Stücke photographisch aufgenommen worden. Auch die beschreibenden und photographischen Aufnahmen der Abteilung „Steingut" (Fayencen aus der Mainzer, Flörsheimer, Kelsterbacher und anderen Fabriken) sind bereits so weit vorgeschritten, daß im Laufe des nächsten Jahres dieses Verzeichnis in gleicher Ausstattung ebenfalls vorliegen wird.

Aus dem Nachlasse des Professor Dr. Körbers wurden 234 Bände von Werken aus dem Gebiete der Geschichte und Altertumskunde erworben, und damit endlich der Grundstock für eine Handbibliothek des Altertumsmuseums gelegt.

II. Ergebnisse der Ausgrabungen und der Überwachung der Erdarbeiten

Ausgrabungen wurden in diesem Jahre nicht vorgenommen. Die Verhandlungen über die Freilegung eines Teiles des römischen Theaters beim Südbahnhofe sind noch im Gange, stoßen aber auf mancherlei Schwierigkeiten. Auch die bei Erdarbeiten gemachten Bodenfunde beschränken sich auf eine kleine Anzahl.

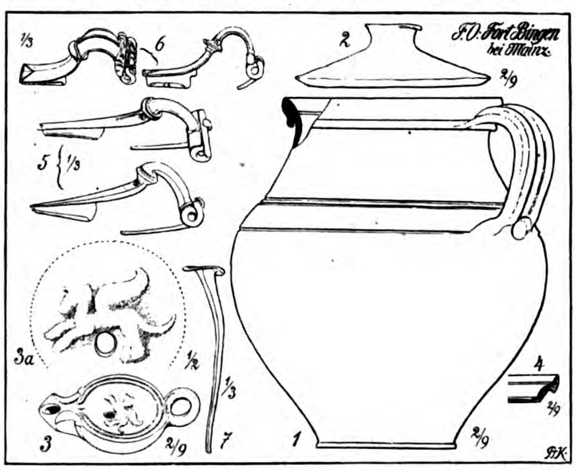


Abb. 1. Grabfund von Fort Bingen

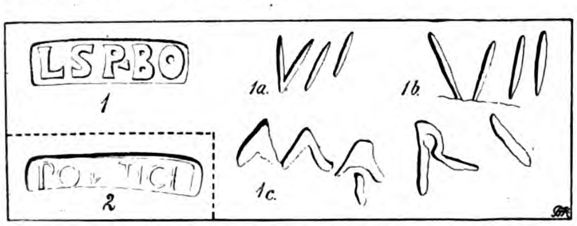


Abb. 2. Stempel und Graffiti auf Amphorenhenkel

Römisches

Zwei geschlossene Grabfunde wurden geborgen: der eine bei Anlage von Übungsgräben bei Fort Stahlberg; er enthielt eine oben abgepflügte Urne aus grauem Ton, H. 20 cm, und einige Scherben von zwei ehemals schwarz gefirnißten Tellern, Dm. 22,2 und 17 cm.

Das zweite Grab (s. Abb. 1), gefunden bei Fort Bingen barg ein Henkelgefäß mit Deckel (1 und 2) als Aschenbehälter (Gefäß 23,6 cm hoch, Deckel 13 cm Dm.). Bei der Asche fanden sich zwei Bronzefibeln (5 und 6) von 7,7 und 5,3 cm L., ein Lämpchen aus Ton (10,4 cm lang) mit Deckelbild, das wohl einen Greifen darstellt (3 und 3 a), einige geringe Gefäßscherbchen (Krug, kleine graue Tasse, belg. Teller) (4) und drei eiserne Nägel (7). — Das Grab gehört etwa der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. an. Es kam als Geschenk des Ers.-Btl. Fuß-Art. Nr. 3 in den Besitz des Museums.

Bei den Erdarbeiten im Gebiete des Weisenauer Steinbruches wurden wiederum einige Gruben und Zisternen angeschnitten, deren planmäßige Untersuchung aus Arbeitermangel leider nicht vorgenommen werden konnte. Aus dem aufgelesenen Fundmaterial sind von Belang die Bruchstücke des Oberteils einer Amphore (Form: Körber IV. Nachtr. S. 59, Nr. 83 a). Der auf einem Henkel befindliche Stempel LSP·BO, der auf dem Hals eingeschnittene Name MARI und die auf einem Henkel und dem Rand eingeschnittenen Zahlzeichen VII sind auf Abb. 2, 1, 1a—c wiedergegeben. Ein weiterer Amphorenhenkel trägt den Stempel

PONTICI (Abb. 2, 2). Eine Bronze-Nadel (13,2 cm lang) iſt wegen ihres mit geſchnittenen Profilen gezierten Kopfes bemerkenswert.

Der Grundriß eines ſchon längere Zeit teilweiſe im Gebiete des Steinbruchs zutagеliegenden Fundament-Mauerwerks, das ſich auf der rheinſeitigen Höhe faſt gleichlaufend mit dem Rhein auf eine Länge von über 37 m hinzieht, wurde genau vermeſſen und aufgenommen. Dem Anſchein nach hat man es hier mit dem Fundament einer Lagerhalle (etwa für die Waren der dort nachgewieſenen Töpfereien) oder einer Militärbaracke zu tun, wie ſie ähnlich in verſchiedenen Kaſtellen beobachtet wurde. Da ein größerer Teil der Anlage zurzeit noch in bebautes Gartengelände reicht, bleibt eine planmäßige Aufdeckung einer ſpäteren Zeit vorbehalten.

III. Einzelerwerbungen und Geschenke

Einen reichen Zuwachs erhielten in dieſem Jahre beſonders die vorgeſchichtliche und römiſche Abteilung durch die Aufſtellung des Broo'ſchen Vermächtniſſes, worüber am Schluſſe dieſes Jahresberichtes in einem beſonderen Abſchnitte berichtet werden ſoll.



Abb. 3. Medaillonporträt des Kurfürſten Emmerich Joſeph

1) Vorgeſchichtliches

Über die hierher gehörenden Stücke aus der Sammlung Broo ſ. unten.

Bronzezeit: Aus der Sammlung Forrer wurde erworben ein Lappenzelt von 12,5 cm Länge, Fundort angeblich „aus dem Rhein". Ebenfalls aus dem Rhein (bei der ſog. „Arche", oberhalb der neuen Straßenbrücke) ſtammt eine Bronzelanze von ganz ungewöhnlicher Größe des Blattes: 54,9 cm lang, größte Breite 5 cm, mit 5 cm langer Tülle; als einzige Verzierung trägt das Stück zwei dem Rande parallel laufende Linien.

2) Römiſches

Herr Antiquar Frz. Broo ſchenkte kurz vor ſeinem Tode einen ſchon längere Zeit dem Muſeum zur Aufbewahrung übergebenen römiſchen Dolch mit reichverzierter Eiſenſcheide, der aus dem Rhein bei Mainz ſtammt (ſ. S. 177 Abb. 13b). Die Art der Verzierung ähnelt in ihren Bronze- und roten Emaileinlagen jener eines durch Vermächtnis des Herrn Frz. Broo nachträglich in unſere Sammlungen gelangten zweiten Dolches. Von beiden Prachtſtücken iſt auf Abb. 13a und b eine Wiederherſtellung der heute teilweiſe zerſtörten Ziergruppen gegeben. Das Nähere ſ. unten S. 176f.

Bei Baſtion Philipp (Mainz) fand man eine Netznadel aus Bronze und ein kleines Bekrönungsſtück (Kalkſtein) in der Art von Mzr. Ztſchr. VI, 1911, S. 132, Nr. 33.

3) Mittelalter und Neuzeit

Porzellan und Fayencen

Höchſter Fabrikat: Medaillonporträt des Mainzer Kurfürſten Emmerich Joſeph, oval, Dm. 14,2 × 12 cm (Abb. 3). Marke: blaues Rad mit Kurhut. Bemalt auf ſchwarzem, nach links heller gehaltenem Hintergrunde. Dieſes vorzüglich erhaltene Stück iſt ein Vermächtnis des Fräulein Katharina Maier vom 6. März 1912. Nach Meuſel, Neues Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber, Leipzig 1794, S. 164 (vgl. Zais, Porzellan-Manufaktur zu Höchſt S. 110 und 113) fertigte Melchior, und zwar als Modelle für die Höchſter Fabrik, Porträts des „Kurfürſten Emmerich Joſeph von Mainz in drey verſchiedenen Größen, in einer runden Büſte, in einem größeren und einem kleineren Medaillon, im Profil". In dem größeren Medaillon (27 cm hoch und 23 cm breit) ſieht Zais, das bei ihm a. O. auf Tafel I abgebildete Stück aus der Sammlung Metzler, jetzt im Kunſtgewerbemuſeum in Frankfurt a. M.; mit dem kleineren Medaillon dürfte wohl unſer Stück gemeint ſein. Es weicht nur in Einzelheiten der Gewandung (Hermelin und Kreuz) und in der Farbengebung von dem größeren etwas ab, ſoweit ſich dies nach der farbigen Abbildung bei Zais feſtſtellen ließ. Das Original iſt zurzeit nicht zugänglich.

Eine Suppenſchüſſel mit Deckel, 27 cm hoch, Marke: blaues Rad. Bauch und Deckel ſind mit kornblumenartigen Blütenzweigen beſtreut (vgl. die Höchſter Kannen, Mzr. Ztſchr. XI Tafel XI, 2). Die breiten, flachen, nach außen leicht gebogenen Griffe ſind palmettenartig gerippt und in den Rillen mit Gold ausgefaßt. Der Deckelknopf iſt als Pinienzapfen gebildet und grünlich gefärbt. Der Deckel ſelbſt iſt in ſeiner Färbung etwas gelblicher als die eigentliche Schüſſel.

Mainzer Fabrikat: Zwei Kannen, weiß. Die Kaffekanne (ohne Deckel), 16 cm hoch, mit gradlinig gebrochenem Henkel. Marke eingeſtempelt: Mainz 7; Milchkanne mit Deckel, 16,2 cm hoch, Marke: Mainz ·.· 5, ſonſt in Form und Farbe der Kaffeekanne gleichend. — Ein kelchförmiges Schöpfgefäß, weiß, 17,2 cm hoch, Marke: Mainz 2. Der bandförmige Henkel ſetzt ſich, ſchräg nach hinten gebogen, dem Ausguſſe gegenüber

auf den oberen Rand; auf der Außenwand oben und unten ein Perlſtabrand.

Flörsheimer Fabrikat iſt vielleicht ein flacher Teller (Dm. 22,7 cm) mit dem Spruche „Es Lebe der Hans“, umrahmt von einfachen Blütenzweigen.

Weilburger Fabrikat (Steingut): Sämtliche im Folgenden aufgeführten Stücke tragen, wenn nicht anders bemerkt, die eingeſtempelte Marke: W. I. WIMPF in WEILBURG.

Teller: Acht tiefe Teller mit Sprichwörtern und Sinnſprüchen, die teils aufgeſchrieben, teils ſchabloniert ſind. Ein tiefer Teller mit dem Namen *P. Dorrenberg* über gekreuzten Palmzweigen in Blau.

Sieben tiefe Teller, bemalt mit Blumenſträußen und wechſelnder Randverzierung. Drei tiefe Teller, bemalt mit Blumenkörben und verſchiedener Randverzierung. Ein tiefer und ein flacher Teller aus einer Reihe, Mitte und Rand bemalt mit Blattzweigen. Zwei flache Teller, davon einer bemalt mit Blumenſtrauß, der andere mit Blütenzweigen. Ein flacher Teller, weiß, mit eingepreßtem Korbflechtmuſter.

Eine Schüſſel, weiß, mit eingepreßtem Spät-Empiremuſter und geperltem Rande. — Ein Tintenfaß in Herzform, weiß, ohne ſonſtige Verzierung.

Kannen: eine gradwandige Kanne mit Deckel, H. 16 cm, bemalt mit Blumengebinden und der Widmung oder dem Namen der Beſitzerin *Eliſabethe Wagner.* — Eine birnförmige Kanne mit Kupferdeckel, von dem aber nur noch das Scharnier erhalten iſt, bemalt mit einem Spruche in reichem Kranze aus Roſen und Vergißmeinnicht. — Ein birnförmiger Krug, H. 19,5 cm, mit Kupferdeckel, worauf die Inſchrift E. S. SCHÄFER und bemalt mit einem Blumenſtrauß, hier aber in leichterer Farbengebung als bei den vorhergehenden Stücken; bez. mit: Weilburg.

Eine birnförmige Kanne, H. 26,5 cm, mit gleichem Kupferdeckel wie die vorhergehende. Auf der Vorderſeite iſt ſie mit einem Blumengebinde bemalt, darin in ſchablonierter Schrift „Guten Appetit“; ohne Bezeichnung. Die Farbengebung in der Bemalung, die Art der Schrift und die Deckelbildung weiſen auf Weilburg. Über die Weilburger Steingutfabrik ſ. Naſſ. Annal. 34 (1904) S. 173ff. Die Fabrik trat 1797 ins Leben, 1805 kam ſie in Beſitz des Handelsmanns Phil. Gebhard in Mainz; um 1813 erſcheint der Regierungsadvokat Wimpf in Weilburg als ihr Beſitzer.

Irdene Ware: Ein Aufſatz, 30,5 cm hoch. Auf einem Teller mit gebogtem Rande erhebt ſich in der Mitte ein Ständer, um den ſich in gleichen Abſtänden drei ſchmale ringsumlaufende kreisrunde Böden legen; darauf ſtehen von unten nach oben je 6, 5 und 4 kleine, gehenkelte Kännchen. Den oberen Abſchluß bildet ein Pelikan mit Jungen in der bekannten Darſtellung. Seitlich an dem Ständer ſtehen auf dem Teller zwei kleine Vaſen. Die Glaſur des ganzen Stückes iſt dunkelbraun, Kännchen und Vaſen ſind außerdem hellgelb geſtreift und mit grünen Blättern belegt. Das Stück iſt wahrſcheinlich Marburger Fabrikat und diente vielleicht als Blumenſtänder (vgl. auch Mzr. Ztſchr. I Taf. VII, 6). — Ein Tintenfaß in Herzform, 12,1 cm breit, 3,5 cm hoch. Auf der Oberfläche des Kaſtens ein aufgelegter Birnzweig (Marburger Ware).

Ein Renaiſſance-Tintenfaß, Grundfläche 17,9 × 13,8 cm, H. 9,2 cm, grün glaſiert. Die Flächen ſind mit Band- und Rollwerk-Kartuſchen verziert. Auf der Vorderſeite des Federkaſtens die Inſchrift: GOTT GIB GNATT. Auf der Innenwand des Federkaſtens in einer langgezogenen Kartuſche die Initialen IH—KS, getrennt durch einen Löwenkopf. Die Glaſur iſt ſtellenweiſe ſtark abgeſprungen; vgl. auch Mzr. Ztſchr. X S. 81 mit verwandter Form und zum Teil gleichlautendem Spruche. Zeit 16.—17. Jahrhundert.

Acht gotiſche Bodenflieſen von dem Muſter Weſtd. Ztſchr. XVI 1897 Taf. 19, 15 überwies S. M. der Kaiſer dem Altertumsmuſeum.

Verſchiedenes: Ein Meſſerbeſteck in Lederſcheide, 37 cm lang, aus der Renaiſſancezeit, beſtehend aus einem größeren und drei oder vier kleineren Meſſern, die durch Verſinderung in der Scheide ſtark zuſammengebacken ſind. Der Holzgriff des größeren Meſſers iſt mit Metalleinlagen und ſilbernen Buckeln geziert. Die Scheide zeigt Preſſungen, ihre Beſchläge ſind mit ſchräglaufenden Perlſtabrippen verziert. Wahrſcheinlich ein Fundſtück aus dem Rhein.

Zwei Korbmacherwerkzeuge: eine Klemme und ein Weidenhobel mit eingeritzter Bezeichnung I? H-FM 1769. Geſchenk des Korbmachers Herrn Kaiſer.

Eine Kupferſtichplatte, 10,3 × 14,3 cm, mit Bruſtbild in Oval und der Unterſchrift: *Aug. Ant. Jos. Heydeloff, Lehrer der Singkunſt, geb. zu Mainz den 22. Jan. 1736. Musica est scientia divina Plato* (ſiehe Schrohe, Aufſ. und Nachw. S. 111).

Eine Goldwage aus der Fabrik Joh. Phil. Herbertz in Solingen, 1767, die Gewichte mit Rocaillemuſter.

Ein Brauthäubchen aus der Lahngegend, Seide, mit Goldfaden geſtickt. Geſchenk des Frl. Suſ. Segner.

Eine Anzahl rheinheſſiſcher Koſtümſtücke aus dem 19. Jahrhundert überwies der Direktor der Kunſt- und hiſtoriſchen Sammlungen des Großherzoglichen Landesmuſeums Geheimer Rat Profeſſer Dr. Back in Darmſtadt.

Ein aufgefiſchtes Bruchſtück aus dem Kiel eines Kutters des Kreuzers Mainz, mit Heißauge und Heißkette zum Ein- und Ausſetzen des Bootes überwies das kaiſerliche Reichsmarineamt dem Altertumsmuſeum (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 86).

Im Muſeum aufgeſtellt wurde das bisher im Turm der Stephanskirche hängende ſogenannte „Lumpenglöckchen“, ein Werk des Mainzer Glockengießers Johann Bertelt (vgl. Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe S. 195). Die Glocke iſt 44 cm hoch (ohne Bügel) und hat einen unteren Durchmeſſer von 54 cm. Die auf einem am oberen Rande mit einem Lilienmuſter verzierten Bande ſtehende Inſchrift lautet: IN NAMEN IESV CHRISTE FLOS ICH M IOANNES BERTELT ZV MENTZ GOS MICH ANNO 1617. Zu Anfang der Inſchrift eine kleine deutende Hand, alle N der Inſchrift im Spiegelbilde. Unter dem Schriftbande auf den Umfang verteilt ſechs Cherubim. Über dem Schlagrande ſieht man in kräftigem Relief (13 cm hoch) Chriſtus am Kreuze und Maria Magdalena, die hingeſunken den Kreuzſtamm umfaßt. Auf der gegenüberliegenden Seite hat der Gießer ſein Wappen angebracht: eine Glocke zwiſchen I - B; darüber ein querlaufendes Band, das mit drei Sternen

besetzt und mit drei Lilien besteckt ist; unter der Glocke ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz. Wie bei der Inschrift auf den Anfang weist hier eine seitlich angebrachte Hand auf das Wappen hin. Um den unteren Schlagrand läuft ein schmales Wellenbandmuster. Das Glöckchen ist von jeher städtischer Besitz gewesen; bis vor wenigen Jahren wurde es jeden Abend um 11 Uhr geläutet. Über Entstehung und Zweck dieses Brauches ist bis jetzt nichts Sicheres zu ermitteln gewesen. Dasselbe gilt auch von dem gleichnamigen Glöckchen auf dem Quintinsturm, das ebenfalls um 11 Uhr Nachts geläutet wurde; auch dieses Geläute ist seit einigen Jahren eingestellt worden. Für den Brauch selbst kommt vielleicht das von Otte, Glockenkunde [2] S. 39 und Anmerkung 2 Bemerkte in Betracht (Weinglocke, Schlafglocke, Tor-, Sperr- oder Schließglocke). Von Herrn Professor Dr. Heidenheimer ging uns nachträglich noch folgende Mitteilung aus den Akten des städtischen Archivs (Abt. 56) zu: „Am 17. April 1852 genehmigte — vorläufig — der Bürgermeister eine Dienst-Instruction für die Thürmer zu St. Quintin und zu St. Stephan. Darin heißt es: In den Wintermonaten, das heißt vom 1. Oktober bis zum lezten Merz ist um $^1/_4$ vor 10 Uhr und in den Sommermonaten um $^1/_4$ vor 11 Uhr des abends zum Schlusse der Wirtshäuser (Feierabend) mit derselben Glocke bis zur angegebenen Stunde zu läuten.“ Mit der hier genannten Glocke ist die „kleine Glocke“, das ist offenbar die hier in Frage kommende Glocke, gemeint. Es wäre also möglich, daß der Brauch erst aus dieser Zeit stammt.

IV. Das Vermächtnis des Antiquars Franz Broo

Der am 5. Januar 1917 verstorbene Antiquar Herr Franz Broo vermachte dem Mainzer Altertumsvereine testamentarisch seine wertvolle Privatsammlung, die vorwiegend aus vorgeschichtlichen und römischen Altertümern besteht. Diese Sammlung wurde im Altertumsmuseum der Stadt Mainz zunächst geschlossen aufgestellt, um späterhin in die einzelnen Abteilungen mit der Bezeichnung des Stifters eingeordnet zu werden.

Die ganze Sammlung ist mit großer Liebe und sorgfältiger Auswahl bester Stücke im Laufe der Jahre zusammengetragen; sie bildet eine erfreuliche Bereicherung des Altertumsmuseums, dem auch schon bei seinen Lebzeiten der Erblasser stets sein wärmstes Interesse entgegengebracht hatte. Auch hier sei des hochherzigen Stifters in dankbarer Erinnerung gedacht.

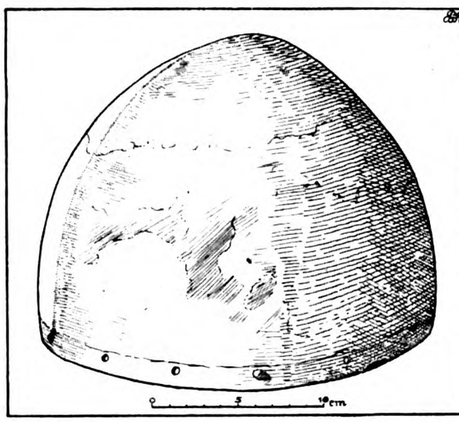


Abb. 4. Hallstatt-Helm

Für die wissenschaftliche Verwertung der zum Teil, besonders was die römischen Bodenfunde betrifft, sehr bedeutsamen Stücke ist es zu bedauern, daß Angaben des Fundortes und sonstige Fundnotizen fehlen. Es konnte jedoch nachträglich gerade für eine Reihe der wichtigsten Stücke (z. B. römischer Helm, Schwerter, Fibelbelag u. a.) der Fundort von uns mit ziemlicher Sicherheit ermittelt werden.

Im Folgenden ist die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Stücke in zeitlicher Reihenfolge gegeben. Im ganzen sind es 126 Nummern, die hier der Übersichtlichkeit halber zum Teil in Gruppen zusammengefaßt sind:

Vorrömische Fundstücke

Ein Dolch, Feuerstein, 12 cm lang, wohl nordeuropäischer Herkunft.

Neun Schwerter, Bronze, zum Teil unvollständig erhalten; davon gehören vier der jüngsten, eines der älteren Bronzezeit an, eines stammt vermutlich aus Italien, bei zweien, von denen nur je der untere Teil erhalten ist, erscheint die zeitliche Stellung nicht sicher, und bei einem der Schwerter ist die Echtheit zweifelhaft. Eines der vorgenannten Schwerter der jüngsten Bronzezeit wurde in der Schwarzbach (Mündungsarm des Gustavsburger Hafens bei Mainz), ein zweites mit Resten von Kieselbelag im Rhein gefunden.

Von drei bronzezeitlichen Kurzschwertern gehören zwei der sogenannten älteren Bronzezeit an, eines stammt aus dem Rhein.

Zwei trianguläre Dolche sind der ältesten Bronzezeit zuzuzählen, einer davon ist im Rhein bei Mainz (am Frauenlobtor) gefunden worden. Fünf kleinere Dolche gehören der älteren, zwei der mittleren Bronzezeit an. Bei zwei weiteren Dolchen ist die Echtheit fraglich. Auch bei den Dolchen tragen vier Stücke Kieselbelag, einer kam bei der Petersau aus dem Rhein bei Mainz zutage.

Fünf Bronzemesser gehören der jüngsten Bronzezeit an, zwei davon zeigen Reste von Verkiesung. Ein Hiebmesser aus Bronze stammt aus Italien.

Von acht Bronzelanzen haben vier eine mit Strichzonen, Bogen- und Zickzacklinien gezierte Tülle. Die meisten zeigen Kieselbelag und sind der jüngeren Bronzezeit zuzuteilen. Eine größere Lanze ist als italienischer Fund anzusprechen.

Der frühesten Bronzezeit gehört ein Flachbeil mit Kieselbelag an, der älteren vier Randbeile, davon wurde das größte und ein zweites im Rhein beim Kopf der Petersau gefunden. Die Echtheit eines Randbeils wird angezweifelt.

Fünf Absatzbeile mit Resten von Verkiesung zählen der mittleren Bronzezeit zu. Zwei mittelständige Lappenkelte der späteren, zwei entständige Lappenkelte mit Ösen, sowie drei Tüllenbeile oder Hohlkelte mit Ösen der jüngsten Bronzezeit. Zwei der letztgenannten stammen aus dem Rhein bei Weisenau, gegenüber der Kirche.

Eine Knopfſichel und fünf Lochſicheln, alle mit Kiesſpuren, ſind jüngerbronzezeitlich.

Von Schmuckſtücken vorrömiſcher Zeit, alle aus Bronze, bringt das Vermächtnis: zwei Radnadeln der älteren Bronzezeit, Fundort der größeren: aus dem

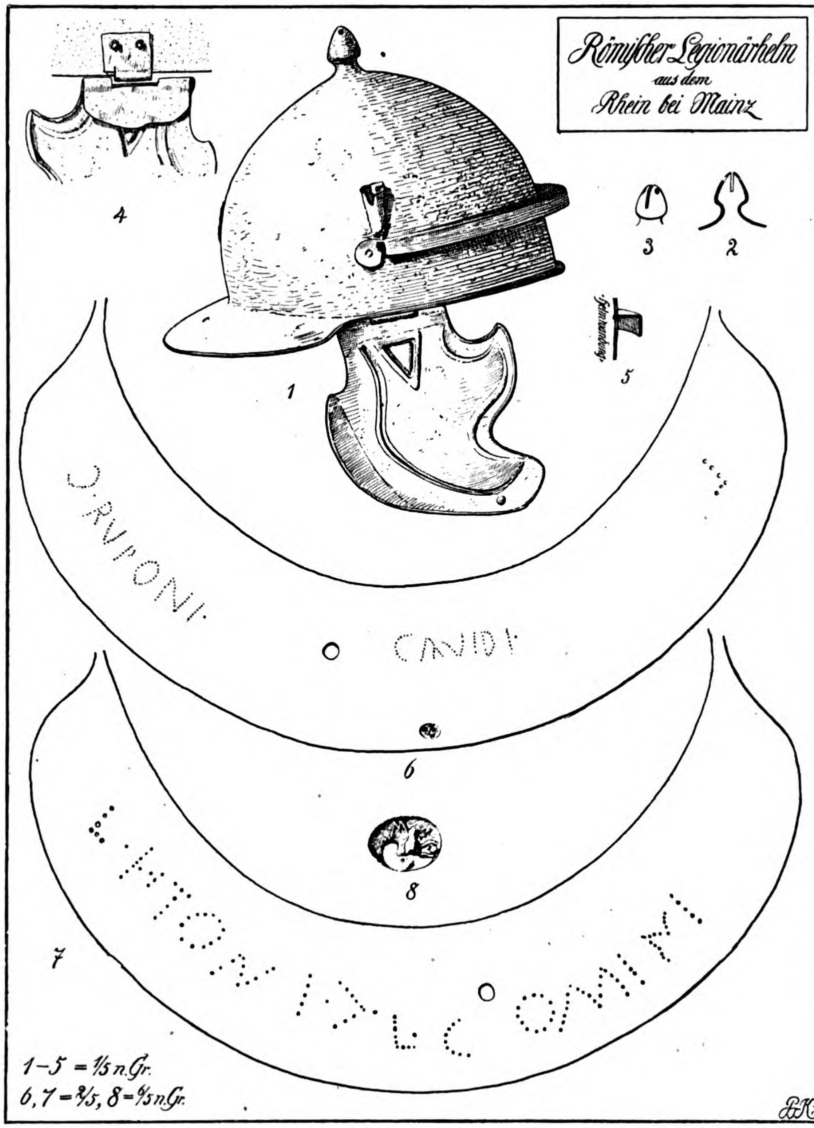


Abb. 5. Römiſcher Legionärhelm

Rhein bei der Petersau; eine Brillenſpirale mit reichgravierter Vorderſeite (jüngere Bronzezeit); ein Spiralarmband der älteren oder mittleren Bronzezeit; ferner einen offenen Armring der ſpäteren Bronzezeit; einen Armring (Fundort: im Rhein bei Mainz, zwiſchen Petersau und Straßenbrücke) und ein Armringpaar der Hallſtattzeit; einen offenen Armring ſowie ſieben zuſammengehörige offene, verzierte Armringe der Späthallſtattzeit; zwei geknöpfelte offene Armringe, einen offenen Armring und ein Armringpaar der Früh-La Tènezeit; einen Blaſen-Armring mit Verſchlußſtück der La Tènezeit und fünf Armringe der gleichen Stufe (?); einen hohlen, verzierten Halsring der Früh-La Tènezeit und eine Fibel vom Mittel-La Tènetypus.

Als Fälſchung iſt bemerkenswert: eine Dolchklinge der Bronzezeit, die in einen frühmittelalterlichen, verzierten Bronzegriff gefaßt iſt.

Ein bronzener Hallſtatt-Helm, aus dem Rhein ſtammend (Abb. 4), Dm. 23 × 22,5 cm, H. 17 cm. Die kreisrunde Helmhaube zeigt einen von vorn nach hinten laufenden Grat; am unteren Rand ſind 18 Nietlöcher mit acht erhaltenen Nieten, die ein etwa 1,6 cm breites Band hielten. Die verhältnismäßig ſtarke Kopfweite läßt darauf ſchließen, daß unter dem Helme eine beſondere Kappe getragen wurde. Die Anordnung der Nieten gibt keine Anhaltspunkte dafür, daß einſt ſeitlich Wangenklappen angebracht waren. Der dem Helm anhaftende Kieſelbelag zeigt alle Merkmale des Rheinſandes.

Römiſches

Wohl das wichtigſte Stück des Vermächtniſſes iſt ein römiſcher Legionärhelm des 1. Jahrhunderts n. Chr., aus Bronze (Abb. 5, 1). Er wurde aus dem Rhein bei Weiſenau oberhalb Mainz (bei der Lothary-Au an der römiſchen Übergangs- oder Überfahrtsſtelle) gehoben. Leider hat das Stück durch die Baggermaſchine gelitten; die ganze Haube ſamt dem Nackenſchirm iſt aus der Richtung geraten und das Stirnſchutzband losgeriſſen, die linke Wangenklappe fehlt. Der Helm zeigt die bekannte Form, wie ſie Lindenſchmit in den Altert. unſerer heidn. Vorzeit B. V, zu Taf. 22 und 34, beſchreibt. Mit dem dort auf Taf. 34 abgebildeten Helm von Sufflenheim bei Hagenau i. E. ſtimmt der unſrige faſt vollſtändig überein. Die kegelförmig abgeſchnürte Spitze iſt offenbar mit der Helmhaube aus einem Stücke getrieben (Abb. 5, 2) und hat einen Einſchnitt zur Aufnahme einer Kriſta, die durch einen querſteckenden Zapfen gehalten war (Abb. 5, 3). Die Wangenklappe iſt kräftig profiliert und in einfachſter Weiſe durch Charnier, das bei der Klappe aus dem Stück ſelbſt gebogen iſt, am

Helm angebracht (Abb. 5, 4). Über den Wangenklappen ſitzt je eine Tülle aus Bronzeblech; jede trug ehemals, wie Lindenſchmit a. a. O. annimmt, einen Roßhaar- oder Federbuſch. In gleicher Höhe iſt auf der Rückſeite des Helmes der Reſt einer Lötſtelle erkennbar; hier war wohl eine ähnliche Tülle angebracht, die vielleicht zum Einſtecken eines Halters der Kriſta gedient hat. Der von Wangenklappe zu Wangenklappe reichende Nackenſchild ſteht in der Mitte 6,4 cm, ſeitlich 4,6 cm über; ein Loch in der Mitte hat die Niete des Anhängerings getragen. Auf der Vorderſeite des Helmes liegt von Ohr zu Ohr das Stirnſchutzband (Schnitt ſ. Abb. 5, 5). Größere Flächen des Helmes zeigen eine dunkle, ſog. Moorpatina, die aber zum Teil mit dem anhaftenden Rheinſandbelag abgeſprungen iſt. Das Innere der Haube zeigt ſtarkblaue Patina, die wahrſcheinlich durch das verweſende Leder der eingefügten ledernen Helmkappe hervorgerufen worden iſt.

Hochwichtig iſt das Vorhandenſein eines Waffenſchmied-Stempels und eingeſchlagener Beſitzernamen auf Ober- und Unterſeite des Nackenſchirmes (Abb. 5, 6—8). Der erſtgenannte Stempel (Abb. 2 bei 6 und 8) liegt auf der Oberſeite des Schirmes ziemlich in der Mitte beim unteren Rand. Leider iſt die Patina hier etwas abgeblättert; ſie allein zeigte, da ſie ziemlich tief ging, das Bild der Marke. Erkennbar ſcheint eine Tiergeſtalt mit fiſchſchwanzartigem Hinterkörper zu ſein (ähnlich dem Kaprikorn der 22. Legion); zwiſchen den erhobenen Vorderbeinen hält es eine Kugel (?); über dem Tierbild ſteht der Buchſtabe M.

Die Inſchriften ſind mehr oder weniger ſchwach punktiert eingeſchlagen. Auf der Oberſeite lieſt man: ⟩ · RVPONI CAVIDI d. h. Centurie des Ruponius, (Helm) des Cavidius; auf der Unterſeite von anderer Hand eingeſchlagen: L · ANTONI · ⟩ · L · COMINI d. h. (Helm) des Lucius An(?)tonius, Centurie des Lucius Cominius).[1])

Mit dem Helm wurde bei der Übernahme der Schenkung ein halbkreisförmig gebogenes, gegoſſenes Band (Sehnenlänge 20 cm) von gleichartiger Bronze eingeliefert, das vielleicht einen Teil des aufſetzbaren Helmkammes, etwa eine Seitenſchiene desſelben, ſein könnte.

Beſonders wertvolle Beſtandteile des Vermächtniſſes bilden die römiſchen Schwerter, darunter zwei mit erhaltener Scheide, beide von gleichem Fundorte wie der vorher beſchriebene Helm. Beſonders bemerkenswert iſt das eine Schwert auch wegen der auf ihm angebrachten Waffeninſchriften.

Bei dem einen Gladius (Abb. 6, 2), L. noch 52,4 cm, iſt die Scheide mit ihren Verzierungen noch ziemlich gut erhalten. Sie beſteht aus einer Fütterung von zwei dünnen Holzplatten, auf die ſich auf der Vorderſeite ein dünner, aus verſilbertem Bronzeblech geſchnittener Überzug legt; ob die Rückſeite ebenfalls mit Bronzeblech überzogen war, oder ob deſſen Stelle hier etwa nur ein

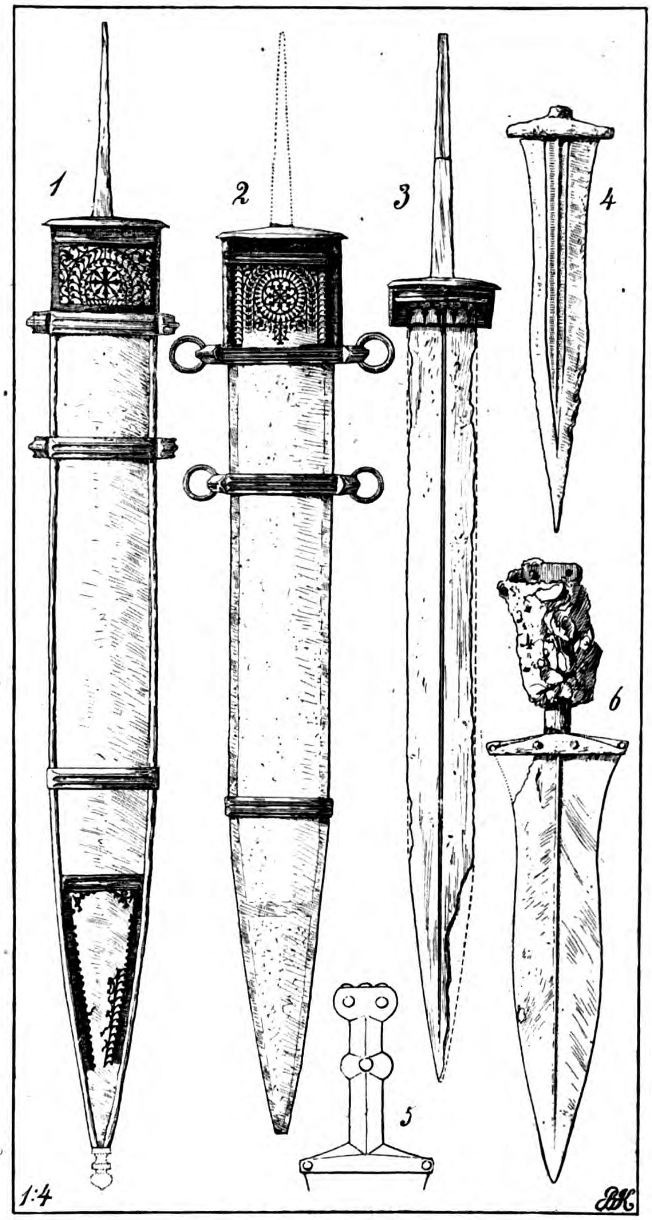


Abb. 6. Römiſche Schwerter, Dolchklingen und -Griff zu Abb. 13 und 14

Lederüberzug vertrat, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. Seitlich herablaufende, jetzt fehlende, U-förmig gebogene Schienen verbanden Vorder- und Rückſeite. Zur Feſtigung der Scheide diente weiter eine über den Scheidemund geſchobene, auf der Vorderſeite mit einem reizenden durchbrochenen Ornamente verſehene Bronzehülle (Abb. 7), deren Rückſeite Reſte von eingeritzten Namen

[1]) Auf die in den Anfangsbuchſtaben des Namens ANTONI möglicherweiſe enthaltene Ligatur macht uns Herr Direktor Profeſſor Dr. Ritterling-Wiesbaden aufmerkſam.

und Buchſtaben zeigt (Abb. 8). Das in ähnlicher Weiſe verzierte Ortband fehlt; Spuren auf der Scheide laſſen



Abb. 7. Zu Schwert 2



Abb. 8. Zu Schwert 2

aber erkennen, daß auch hier ein durchbrochenes Ornament angebracht war. Zum Aufhängen des Schwertes am Gürtel dienen vier Ringe, von denen je zwei an einem um die Scheide gelegten, vorn profilierten Bande befeſtigt ſind; ein drittes gleichartiges Band umſchließt im unteren Drittel die Scheide.

Die ſtark zerſtörte Klinge iſt noch 52 cm lang. Die Griffangel iſt über dem ovalen, unten verſilberten Stichblatte abgebrochen. Die Klinge trägt an ihrem oberen

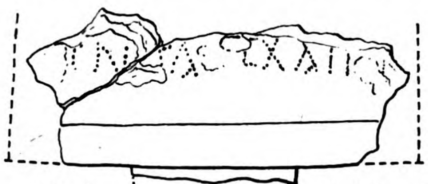


Abb. 9. Zu Schwert 2

Ende, dicht unter dem Stichblatte eine querlaufende, mit Punkten eingeſchlagene Inſchrift (Abb. 9). Wie Profeſſor Ritterling uns freundlichſt mitteilt, kann dieſe Inſchrift wohl nur den Namen eines ihrer Beſitzer (nicht den des Fabrikanten) enthalten. Klar iſt das Pränomen CN (= Gnaei), das Gentile ſcheint mit TA zu beginnen, dann folgt C oder G; das Ende dürfte als EXATI zu leſen ſein.

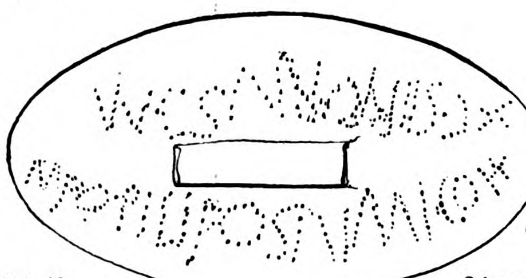


Abb. 10. Schwert 2

Auf der Unterſeite des Stichblattes iſt ebenfalls eine Inſchrift in gleicher Weiſe wie auf der Klinge eingeſchlagen (Abb. 10), ſie dürfte aufzulöſen ſein: C(enturia) Popili Postumi coh(orte) X C. Sertorius (O?) M. Der Buchſtabe hinter Sertorius iſt zweifelhaft (O oder ST ligiert, Ritterling); deutlich iſt das folgende M.

Ein zweiter Gladius mit Scheide liegt in Abb. 6, 1 vor; L. 69 cm. Das Stück wurde vor einigen Jahren nachträglich gefeſtigt; manche Teile, wie die ſeitlich herablaufenden U-förmigen Einfaßbänder und der knopfförmige Abſchluß des Ortbandes ſind ergänzt. Ohne ſtärkeren Eingriff iſt es nicht möglich, die Klinge auf Form und etwa hier angebrachte Inſchriften näher zu unterſuchen. Offenbar gleicht ſie jener des vorher beſchriebenen Gladius. Erhalten iſt auch hier das Stichblatt aus Bronze. Die Scheide zeigt Holzfütterung, die hinten zutage tritt und vorn einen verſilberten Bronzeblechüberzug hat; das Mundſtück iſt mit durchbrochener Zier verſehen (Abb. 11). Drei profilierte Querbänder der Scheide, davon zwei für die Ringe des Wehrgehänges, und Reſte eines verzierten Ortbandes ſind noch erhalten.[1])

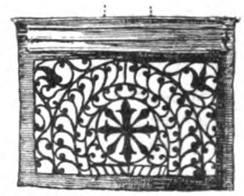


Abb. 11. Zu Schwert 1

Von einem dritten Schwert, L. 61,7 cm (Abb. 6,3), iſt nur die ſehr ſchmale Klinge mit Angel und Stichblatt (Bronze) ſowie das einfache Bronzemundſtück (Abb. 12) erhalten. Es wurde im Rhein bei der „Langen Krippe“, gegenüber der Mündung des Guſtavsburger Hafens, gefunden.[2])

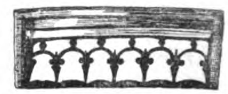


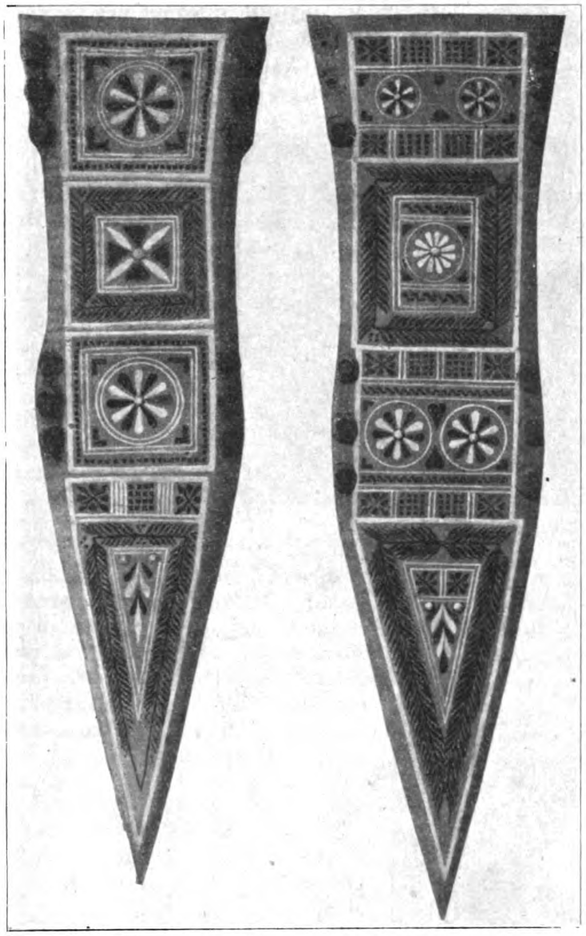
Abb. 12. Zu Schwert 3

Nicht minder wertvolle Zeugen für den hohen Stand des römiſchen Kunſtgewerbes und den guten Geſchmack der damaligen Zeit ſind die römiſchen Dolche der Brooſchen Sammlung. Einen dieſer Dolche, L. 36,2 cm, überließ der Erblaſſer noch im Jahre vor ſeinem Tode dem Muſeum als Geſchenk (Abb. 13b, ſ. oben S. 171). Die geradlinigen umrahmenden Verzierungen der Scheide und einzelne Teile der übrigen Ornamente ſind mit Metall eingelegt und zwar ſcheint es Gold zu ſein. Auf unſerer Abbildung ſind dieſe Teile in weißem Ton gehalten; das übrige Ornament iſt rote Emailleeinlage, die auch die ſeitlichen Knopfreihen zeigen. Die Klinge ſelbſt iſt gut erhalten (Abb. 6, 6), ihr Griff aber ſo ſtark verſintert, daß eine Freilegung nicht möglich iſt. Auch die Scheide iſt nur in Bruchſtücken, wenn auch vollſtändig, erhalten; auch hier ſind einzelne Stücke ſo ſtark verkieſt, daß das Ornament teilweiſe nur auf der Rückſeite der ſtarken Kiesſchicht, losgeriſſen von der eiſernen Unterlage (der Scheidenwand) erkennbar iſt.

In der Verwendung ähnlicher Gruppen und Motive, ebenfalls unter Benützung von Email- und Metalleinlagen, gleicht ihm in der Art ſeiner Verzierung ein zweiter Dolch in Eiſenſcheide (Abb. 13a), L. 37,9 cm. Er wurde vor einigen Jahren vor dem erſten Brückenpfeiler der Straßenbrücke am Mainzer Ufer zuſammen mit den Reſten eines Schuppen- und eines Ringpanzers gefunden. Außer roter, tritt hier auch grüne Emaileinlage auf, die in der Abbildung durch einen mittleren Ton von dem dunklen des roten Emails und dem weißen der Metalleinlage gekennzeichnet iſt. Griff (Abb. 6,5) und Klinge ſind recht gut erhalten; eine

[1]) Gleichartige Schwerter mit ähnlicher Scheidenbildung und Verzierung beſitzt unſer Muſeum ſchon mehrere (u. a. ſ. Weſtd. Zeitſchr. XXIII, 1904, S. 366 Taf. 4, 1, 1a, 1b, 2, 2a).

[2]) Ein ähnliches Schwert mit gleich einfachem Mundſtück der Scheide hat das Muſeum um 1900 erworben (Weſtd. Zeitſchr. XX, 1901, S. 358 Taf. 18, 12).



a b
Abb. 13. Scheiden der römischen Dolche

Loslösung der Klinge aus der Scheide, deren Rückwand nur zur unteren Hälfte erhalten ist, kann zurzeit nicht vorgenommen werden.

Eine in der Zierweise etwas andere Tauschierarbeit zeigt die Scheide eines dritten Dolches, L. 24,5 cm (Abb. 14), Fundort: wahrscheinlich aus dem Rhein bei Mainz. Hier sind es nur Gold- und Silberfäden, die in vier Feldern Schmuckformen in einfacher Linienführung zeigen. In zwei Feldern ist ein tempelartiges Gebäude (aedicula) dargestellt, in dessen Innern zwei Palmzweige oder Tannenbäumchen stehen. Der Wechsel von Gold- und Silberfäden ist auf unserer Abbildung durch Abtönung der Linien kenntlich gemacht: die helleren bedeuten Silber, die dunkleren Gold. Die Dolchklinge, deren Angel abgebrochen ist, ist ein zierliches, schmales Blatt mit Rillen und verdickter Spitze (Abb. 6, 4).[1])

[1]) Auch von dieser Waffe in verzierter Scheide hat das Museum schon mehrere Vertreter: ein Dolch aus dem Rhein beim Dimesser Ort (Mainz), tauschiert mit Email und Metall, wie es die beiden genannten Breitdolche zeigen, eine silbertauschierte Scheide eines schmalen Dolches (Westd. Ztschr. XVI, 1897, S. 354 u. Taf. 18,8) und eine solche mit silbertauschierten Schmuckformen und mit Bronzedraht eingelegter Schrift: LEG XXII PRIMI (Altert. uns. heidn. Vorz. IV, 11, 3). Beide Stücke wurden bei den römischen Brückenpfeilern aus dem Rhein gebaggert.

Von Gebrauchsgegenständen sind zu erwähnen:

Ein Einschlagmesser mit 11,8 cm langem geschnitztem Elfenbeingriff, das Ganze in Hermenform mit der Büste eines bärtigen Mannes (Abb. 15). Das eingeschlagene Messer (Eisen) bewegt sich in einem Eisendorn; die um das Griffende gelegte Zwinge ist verloren. Der Griff selbst ist bis auf eine kleine Stelle, die rechte Gesichtshälfte der Büste, gut erhalten. Auf der Vorderseite des kannelierten Sockels mit profiliertem oberen Abschlusse ist ein schmales Schild mit ansae angebracht. Der Kopf der Büste zeigt die Barttracht der Hadrianschen Zeit. Das Gewand ist durch drei gürtelartige Bänder mehrfach geschnürt, über die Schultern läuft je ein Band, beide sind vorn in einem Band herabgeführt. Die Schnürung über dem Gewande hat Ähnlichkeit mit der der Wagenlenker bei Zirkusspielen (s. Baumeister, Denkmäler III, Abb. 2339).

Zwei wohl zusammengehörige, kreisrunde Spiegelplatten aus Bronze, Dm. 11,6 und 11,7 cm, mit erhöhter Randleiste. Bei der einen Platte ist die mit Weißmetall überzogene Innenseite blank poliert und die Außenseite mit konzentrischen Rillen und Reifen geziert. Bei der zweiten Platte ist das Umgekehrte der Fall.

Eine Bronzelampe, L. 19,5 cm; auf dem zum Teil jetzt abgebrochenen Ringhenkel sitzt ein Halbmond, auf diesen ist in flacherhabener Arbeit ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln und dem Blitz-



Abb. 15. Einschlagmesser

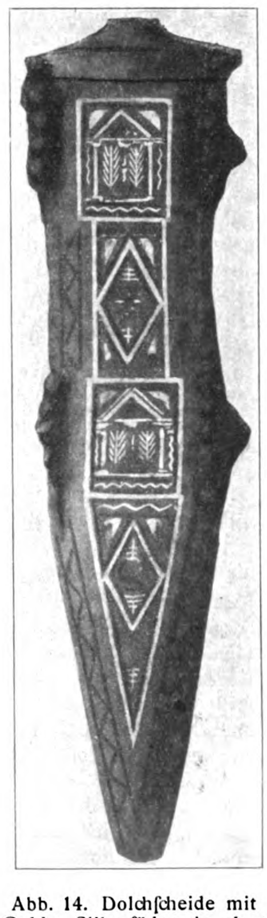
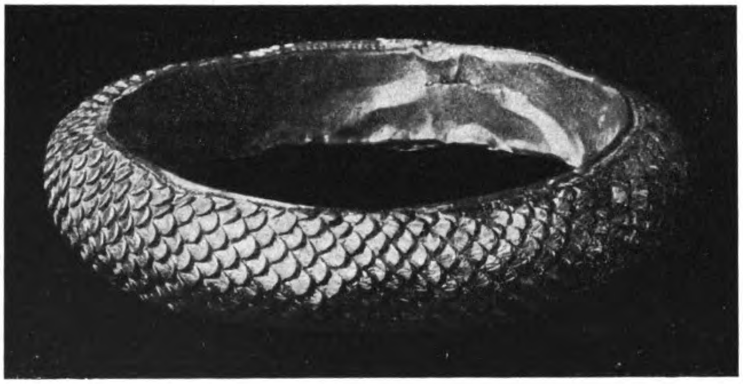


Abb. 14. Dolchscheide mit Gold- u. Silberfäden eingelegt

bündel in ſeinen Fängen modelliert. Der Kopf des Adlers fehlt. Der Boden iſt innerhalb des kräftigen Standreifs etwas profiliert.

Eine kleine Bronzelampe, L. 8,3 cm, mit Halbmond über dem Ringhenkel und einem Deckelchen mit Reſt des Kettchens. Eine Bronzelampe, L. 12,3 cm, mit freiſtehenden (neuem), bogenartigem Griff, der über der Lampe in einer angeſetzten, ägyptiſierenden Maske endigt (ob echt?).


Abb. 16. Goldenes Armband

Ein Gehänge aus Bronze, L. 29 cm; vermutlich der Reſt eines Lampengehänges.

Eine Bronzeſchüſſel, Dm. 12,5 cm, H. 3 cm, hat einen geriefelten Boden, um den niedrigen Standreif laufen drei vertiefte Linien. Es macht den Eindruck, als wäre die urſprünglich runde Schüſſel nachträglich zu einer Art Schöpfgefäß oder Ausgußſchale gebogen worden.

Eine Sparbüchſe aus Bronze von glockenförmiger, breiter Geſtalt, H. 4,8 cm, Boden-Dm. 7,8 cm; und 18 Münzen ſpätrömiſcher Zeit (dieſe ſollen urſprünglich in der Büchſe enthalten geweſen ſein). Die Büchſe hat oben eine kreisrunde Öffnung mit zwei ſeitlichen, kurzen Schlitzen. Hier fehlt wahrſcheinlich ein kleiner Knopfdeckel, der durch zwei in dieſe Schlitze einführbare Riegel bei einer Drehung feſtgehalten wurde. Um den oberen Rand laufen auf der Wandung eingeritzte Linien; auf der Oberſeite gegen den Rand zu ein ſchwacher Wulſt. Die Doſe iſt an mehreren Stellen beſchädigt und ſtark oxydiert.


Abb. 17. Merkur

Eine wertvolle Bereicherung erfährt die Abteilung römiſcher Schmuckſachen durch ein geſchloſſenes Armband aus Goldblech getrieben, Dm. 10 cm, gefunden im Rhein beim Kopf der Petersau (Abb. 16). Es iſt nach außen gewölbt und ſchlangenhautartig geſchuppt, nach innen hat es eine 1,8 cm hohe, gerade Wandung. Auf Ober- und Unterſeite begrenzt je eine geperlte Linie das Schuppenmuſter. Die einzelnen Schuppen ſind palmettenähnlich geziert. Die hier und da eingebeulte Wandung iſt an einzelnen Stellen durchbrochen. Eine Unterſuchung des eingedrungenen Sandes hat ergeben, daß der Ring urſprünglich wohl eine Tonfüllung hatte, zu der Rheinſand eingedrungen war. Ob der Ring helleniſtiſches oder römiſches Fabrikat iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden.

Ferner erhielt dieſe Abteilung zwei Fibeln aus Bronze: eine Augenfibel, L. 5,5 cm, und eine gleichlange Fibel mit geknicktem Bügel; einen geriefelten Schnallenring aus Bronze, Dm. 5,2 cm.

Von Figürlichem brachte das Vermächtnis:

Eine 16,5 cm hohe Bronzefigur des Merkur von prächtiger Ausführung und Erhaltung (Abb. 17). Der nackte, ſehr gut modellierte Körper zeigt eine vornehme Haltung und iſt im ruhigen Vorwärtsſchreiten gedacht. Auf dem etwas nach rechts ſchauenden Kopfe ragen aus ſtarkgelocktem Haare zwei kleine Flügel ſeitlich hervor, die Silbereinſätze der Augen ſind herausgefallen. In der vorgehaltenen, rechten Hand ruht der zweizipfelige, halbmondförmige, mit Wellenlinie gezierte Beutel, in der Linken trug der Gott den nun fehlenden Heroldſtab, der leicht nach vorn geſenkt war.

Die Figur einer Minerva, Bronze, H. 9,1 cm; die ſchlanke, mit Chiton und Mantel bekleidete Geſtalt trägt einen Helm mit Kriſta. Die Ägis mit ſchwach erkennbarem Gorgoneion iſt über die linke Bruſt geſchoben. Der linke Arm iſt leicht gehoben, die Hand mit Lanze (?) fehlt. Die Gewandfalten verlaufen in ruhigen Linien.

Eine weniger gute Darſtellung des Herkules bietet eine 14,6 cm hohe Figur. Der nach links etwas vorgeneigte Körper zeigt auf ſtärkerem Unterbau einen zu kurzen Oberkörper. Der Kopf iſt weniger gut ausgearbeitet, das Haar in groben Reihen gelockt. Die Arme ſind ſchmächtig gegenüber den beſſer modellierten Beinen. Über dem linken Unterarm hängt das Löwenfell, der rechte Arm iſt erhoben, die Hand, die vielleicht die Keule hochhob, iſt weggebrochen (ob ſicher römiſch?).

Von frühgeſchichtlichen Gegenſtänden ausländiſcher Herkunft ſind hier im Anſchluß zu verzeichnen: zwei Bronzefiguren. Die eine zeigt ſchon recht gute Formen; ſie ſtellt Herkules mit Keule und Löwenfell, zum Angriffe ſchreitend dar, H. 12 cm; der rechte, ehemals die Keule erhebende Unterarm iſt

weggebrochen. Die zweite Figur, H. 6 cm, mit ausgeſpreizten Armen und Beinen, hat an den Füßen je einen Dorn zum Befeſtigen auf einer Unterlage.

Ein Paar ringförmige Ohrgehänge von Goldblech, Dm. 5 cm, hohl, mit beſonders ausgebildetem, kugeligem Schlußknopf mit ſeitlichen Anſatztüllen, von denen eine an dem Ringende befeſtigt, die andere zum Einſtecken des etwas enger zulaufenden zweiten Ringendes dient. Nach Marc Roſenberg, der in ſeiner „Geſchichte der Goldſchmiedekunſt", Abtlg. „Granulation" (1918), S. 82, Fig. 138, zwei ähnliche Stücke ſeiner Sammlung veröffentlicht, ſind dieſe Gehänge ein ſpätes, alexandriniſch beeinflußtes Spezimen einer altetruskiſchen Form und gehören dem 3. Jahrhundert v. Chr. an.

Ein etruskiſcher Bronze-Handſpiegel mit Griff (L. 17,6 cm) und prächtiger Patina trägt auf der Rückſeite eingraviert zwei durch einen Doppelſtreifen miteinander verbundene(?) weibliche Figuren mit phrygiſcher Mütze und hochgeſchürzten Gewändern. Der Griff (neuangelötet) iſt mit Palmetten geziert und ſchlecht erhalten.

Ein goldner Ohrring mit in den Reif eingefügter Perle und Goldreifchen, Dm. 3,5 cm. Herkunft und Zeit fraglich.

Fränkiſches

Der frühen Völkerwanderungszeit gehört der Goldblechbelag eines Spangenfibelpaares an, L. 14 cm (Abb. 18). Die kaſſettenartige Kerbſchnitzverzierung der Kopfplatte und des Körpers der Fibeln erinnert an jene der Schnallenbeſchläge der ſpätrömiſchen Zeit. Eine in Größe und Form faſt gleichartige Fibel, deren Bronzekörper mit Silberblech belegt war, wurde in Kärlich bei Koblenz gefunden, jetzt im Muſeum Bonn (Altert. unſ. heidn. Vorz. IV, 65, 2). Als Fundort unſerer Stücke iſt Bretzenheim angegeben. Mit den bekannten fränkiſchen Grabfunden von Bretzenheim bei Mainz könnten die Stücke zeitlich übereinſtimmen (Mzr. Ztſchr. III, 1908, Taf. V). Wir haben es hier mit einem für unſere Gegend ſehr belangreichen Fund zu tun. In einer Neubeſchreibung des Bretzenheimer Frankengrabes mit dem Spangenhelm (Germaniſche Kriegergräber des 4.—8. Jahrhunderts im Altertumsmuſeum der Stadt Mainz) wird Dr. Behrens im nächſten Jahrgange (XIV) der Mainzer Zeitſchrift bei Tafel II, 3 auf unſeren Fibelbelag zurückkommen.

Mehrere tauſchierte Eiſenſchnallen mit Beſchlägen und Gegenbeſchlägen ſtammen wohl aus der Mainzer Umgegend (Rheinheſſen). Die Beſchläge ſind zum Teil mit Silberfädeneinlagen, zum Teil mit breiten Silberflächen geziert; letztere zeigen dabei Einlagen von Goldfäden. Die Ziermuſter der Stücke gleichen jenen, die auf Schnallen und Beſchlägen aus rheinheſſiſchen Gräbern unſeres Muſeums ſich vorfinden (z. B. Altert. unſ. heidn. Vorz. II, I, 8, 1. [Fundort Worms], III, XI, 6, 1. 3. 5. [Fundort Dietersheim], 8. [Fundort bei Alzey]). Ein viereckiges Gürtelbeſchläg zeigt auf Eiſen nur breite Bronzefadentauſchierung.

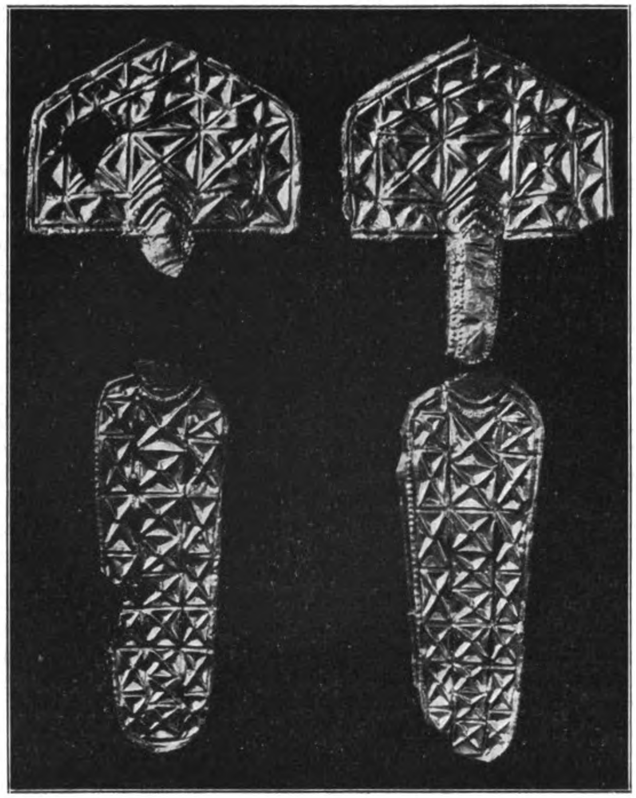


Abb. 18. Goldblechbelag zweier Fibeln

Mittelalterliches und Neuzeitliches

Eine ſpätgotiſche, zweiſchneidige Jagd(?)-Waffe, L. 73,5 cm; die Klinge mit breiter Blutrinne, der Griff mit Holzſchalen iſt mit eingelaſſenen Metallfaſſungen (-röhrchen) gemuſtert. — Eine Gürtelſchnalle mit Haken, gotiſch, L. 6,5 cm. Das Beſchläg der Doppelſchnalle trägt in quadratiſcher Umrahmung das Wort 𝔄𝔅ℭS(?) zweimal übereinander eingeprägt. — Eine Bronzefigur der Renaiſſancezeit(?) ſtellt einen mit Helm und Waffenrock bekleideten Krieger dar, der auf der ausgeſtreckten, rechten Hand ein Kurzſchwert reicht, H. 11,5 cm. — Ein eiſerner Degen ſtammt aus dem 17. Jahrhundert, desgleichen ein Bronzelämpchen, L. 11,5 cm, mit angeſetzter Schnauze und angenietetem, profiliertem, ſtabförmigem Griff. — Ein beingeſchnitztes zweiteiliges Meſſerfutteral, 16 cm lang, mit figürlichen Darſtellungen (König David und gekrönte Frauengeſtalt) zeigt Formen der Spätrenaiſſance. Das Stück iſt wahrſcheinlich eine neuzeitliche Bauernarbeit (Tirol?). — Eine ſogenannte Filete, ein Buchbinderwerkzeug zum Einprägen einer Zierlinie (Renaiſſancemuſter) könnte alt ſein.

Zu dieſen Stücken gehört noch ein Ausſtellungsſchrank, den der Erblaſſer ebenfalls ſtiftete.

Neeb

XV.

Bemerkungen zum Mainzer Militärbad

von G. Wolff

G. Behrens hat in ſeinen neueſten Berichten über Funde aus dem Gebiete des Mainzer Legionslagers (ſ. oben S. 46 ff.) u. a. zum erſten Male den Grundriß eines im Jahre 1901 von L. Lindenſchmit aufgedeckten großen Baues in brauchbarer Weiſe mitgeteilt, der, wenn die vom Entdecker bei den erſten Mitteilungen in der Muſeographie der Weſtdeutſchen Zeitſchrift XX 1901 S. 349 ausgeſprochene Vermutung bezüglich ſeines Zweckes zutreffend war, ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen darf. Daß ſie zutreffend war, können wir jetzt auf Grund des mitgeteilten Grundriſſes mit Behrens feſtſtellen und dieſem auch darin beiſtimmen, daß das Bad — um ein ſolches handelt es ſich — den „Villen“ von der Saalburg und vom Feldberg nahegeſtanden, alſo zu dem von Kretſchmar ſogenannten „Kunſttyp“ der Militärbäder gehört hat. Freilich iſt der Grundriß, wie er S. 48 Abb. 2 vorliegt, was bereits Lindenſchmit betont hatte, „durch ſpätere Einbauten und Zutaten“ teilweiſe verwiſcht. Dies iſt beſonders am nordweſtlichen Ende der Fall, wo Behrens mit Recht das Apodyterium und Frigidarium ſucht. Dort ſchimmern, um das Bild noch weiter zu verwirren, auch Reſte eines älteren Gebäudes, offenbar gleichen Zweckes, durch, deren Fundamente Lindenſchmit unter und neben denen des ſpäteres Bades aufgedeckt hat. Das Bad übertrifft mit 70 m Länge und 50 m größter Breite alle Bäder der Grenzkaſtelle an Flächenraum und ſteht den Stadtthermen von Heddernheim gleich. Was die Zeitbeſtimmung betrifft, ſo kommen, da die älteſten und jüngſten Gefäßreſte, wie übrigens faſt alle Gegenſtände dieſer Art, aus Abfallgruben zutage gefördert ſind, die mit dem Bade nichts zu tun haben, nur die Ziegelſtempel in Betracht. Von dieſen ſcheiden wieder die nur vereinzelt vorkommenden Exemplare S. 51 Abb. 7 aus, da ihre genaueren Fundumſtände nicht überliefert ſind. Es ſind die beiden Typen, von denen im IX. Berichte der R. G. K. S. 105 nachgewieſen iſt, daß ſie der diokletianiſch-konſtantiniſchen Periode angehören. Zu den linksrheiniſchen Fundorten iſt — abgeſehen von dieſen Mainzer Stempeln — noch Boppard hinzuzufügen, wo die nach den Bonner Jahrbücher 50 Tafel II im Schutte der ſpätrömiſchen Kaſtellmauern gefundenen Ziegel, wie zwei mir von E. Anthes beſorgte Fakſimili beweiſen, dieſelben Typen zeigen. Auszuſcheiden ſind auch die S. 59 ff. angeführten „Einzelfunde aus dem Ausgrabungsgebiete“, beſonders die Rheinzaberner Stempelfragmente der Legio I Adiutrix (S. 60 und 61 Abb. 27) aus „Grube b“, von der es S. 59 heißt, daß die „genaue Fundſtelle nicht mehr feſtzuſtellen ſei“.

Die im Bade ſelbſt zum Teil noch in situ (als Beſtandteile von Hypokauſten) gefundenen Ziegel ſind nach ihren Stempeln ſämtlich in den Zentralziegeleien von Nied in der Zeit von 83 n. Ch. bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts gebrannt worden. Vertreten ſind in ziemlich gleicher Menge die verſchiedenen zeitlich auseinanderfallenden Typengruppen, ſodaß man annehmen könnte, das Bad ſei im letzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts erbaut worden und habe in der Zeit von Trajans Regierungsantritt bis zum Tode des Antoninus Pius mehrmalige Reparaturen und in ſeinen nordweſtlichſten Teilen auch Erweiterungen, vielleicht teilweiſe zu wirtſchaftlichen Zwecken, erfahren. Nun ſind gerade in dieſen zum urſpünglichen Bauplane nicht gehörigen Räumen neben jüngeren und jüngſten Ziegeltypen der oben umgrenzten Periode auch die allerfrüheſten der 22. Legion und zwar zuſammen mit einigen der letzten in Nied gebrannten der 14. Legion „vermauert“ gefunden worden. Der Berichterſtatter fügt der Mitteilung die Bemerkung hinzu (vgl. Mzr. Ztſchr. XII S. 50/51 und Weſtd. Ztſchr. XX a. a. O.): „die völlig geſicherte Zuſammengehörigkeit der beiden Stempelgruppen eröffnet uns nicht nur die Tatſache, daß die Stempel der 14. Legion die ſpäteſten, die der 22. die früheſten dieſer Legion ſind, ſondern datiert auch dieſen Teil des Baues in das letzte Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts.“ Dieſer Schluß iſt völlig gerechtfertigt: wir haben hier dieſelbe Verbindung gleichartiger Typen der beiden Legionen, die uns beim Südbade des Heddernheimer Kaſtells veranlaßt hat, ſeine Erbauung in die Zeit unmittelbar nach dem Jahre 90 n. Ch. zu ſetzen (vgl. ORL II B Nr. 27 S. 63/64). Wenn da nicht Verwendung von Altmaterialien vorliegt, die dann aus den gerade an dieſen Stellen feſtgeſtellten Trümmern des älteren Bades entnommen ſein dürften, ſo muß der „treppenförmige Mauerkopf (Abb. 2 r) aus Ziegeln mit dicker Verputzſchicht darüber“, der an ſich zur Aufmauerung der Seitenwand des Bades nach den in der ganzen in Betracht kommenden Periode herrſchenden techniſchen Gepflogenheiten nicht gehört haben kann, ein in die Trümmer des jüngeren Bades hineinragender Beſtandteil der älteren Anlage geweſen ſein, was nach Lindenſchmits Darſtellung des Zuſtandes der von ihm aufgedeckten Reſte ſehr wohl möglich wäre. Daß dieſer ältere Bau ſpäteſtens im letzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts entſtanden iſt beweiſt auch die Angabe Lindenſchmits, daß von den gerade unter dieſen Teilen des jüngeren Bades aufgedeckten Räumen des älteren mindeſtens einer kreisrunden Grundriß hatte, was in Übereinſtimmung mit den pompejaniſchen Thermen nur bei den älteſten Bädern am Limes aus dem 1. Jahrhundert vorkommt. Für das Bad, deſſen Grundriß uns in den weſentlichſten Teilen vorliegt, weiſt aber ſchon dieſer auf hadrianiſche oder nachhadrianiſche Entſtehungszeit hin, wie die auch von Behrens hervorgehobene Verwandtſchaft mit den Bädern der Saalburg und des Feldbergkaſtells zeigt, zu denen wir die von Rückingen, Stockſtadt u. a. hinzufügen können. Dieſer Annahme entſpricht aber auch die Beſchaffenheit der großen Mehrzahl der in den verſchiedenen Räumen gefundenen Stempel, ſo aller aus dem Raum XV, in dem wie im Raum XIV beſonders zahlreiche Hypokauſtpfeiler in situ gefunden wurden.

Das Letztere gilt auch für den vor der gegenüberliegenden Nordostecke gelegenen Raum IV, in dem, wenn Behrens' Vermutung berechtigt ist, daß auch die unter der Rubrik „aus dem Heizraum" überlieferten Stempel (Abb. 5 S. 50) aus ihm stammen, Typen der 22. Legion aus allen in Betracht kommenden Perioden gefunden sind. Das würde sich hier, wo auch technische Unregelmäßigkeiten ebenso wie bei den anstoßenden kleinen Gelassen I und III (Abb. 3 und 4 auf S. 49) das ausschließliche Vorkommen von Stempeln aus der letzten Zeit für späte Herstellung der Ergänzungsbauten sprechen, nur aus der Benutzung von Altmaterialien erklären.[1]) Darauf weisen auch die in den Räumen XIX und XX (Tepidarium und Caldarium?) vereinzelt neben jüngeren gefundenen rechteckigen und bandförmigen Typen (Abb. 13, 14, 16 und 17, 3) hin. Dagegen gestattet vielleicht der Umstand, daß im südöstlichsten Raume XXI in den an die schwache und nicht fundamentierte südöstliche Außenmauer angesetzten Pfeilern, abgesehen von einer einzigen Platte mit dem frühen Stempel (Abb. 19, 3), zahlreiche mit Rechtecks- und Namenstempeln aus derselben frühhadrianischen Zeit (Abb. 18, 1—7 und 19, 1, 2, 4) eingemauert waren, die Vermutung, daß das jüngere Bad damals erbaut worden ist. Die Beschaffenheit dieser Pfeiler aber in Verbindung mit der Auffindung von „Eisenschlackenstücken bis zu $1^1/_2$ Zentner Gewicht" zwischen diesen Pfeilern beweist, daß dort, wie üblich, an der dem Apodyterium gegenüber gelegenen Rückseite des Bades der Kesselraum für die Heizung des Badewassers lag.

Das Ergebnis unserer Untersuchung würde demnach folgendes sein: In spätflavischer Zeit wurde ein mindestens 40 m breites Bad mit dem für diese Periode charakteristischen kreisrunden Sudatorium etwa in der Mitte des für die Legionslager nach den bisherigen Feststellungen in Betracht kommenden Gebietes auf dem Linsenberg erbaut, an dem in trajanischer Zeit — wohl besonders an dem der Abnutzung am meisten ausgesetzten Heizungen der Suspensuren — Erneuerungen nötig wurden, für welche die Nieder Zentralziegeleien die üblichen Ziegellieferungen zu leisten hatten. In frühhadrianischer Zeit ist dann auf derselben Stelle, teilweise mit Benutzung der noch brauchbaren Materialien, aber auch mit Hilfe neuer Ziegellieferungen das neue Bad erbaut worden, dessen Bauprogramm aus dem 1901 hergestellten Plan noch zu erkennen ist. Auch es hat unter der Regierung der Kaiser Hadrianus und Antoninus Pius die aus den Ziegeltypen erkennbaren Herstellungen, außerdem aber in der letzten Periode seines Bestehens einige unorganische Ergänzungen zu beiden Seiten des Apodyteriums und des Frigidariums erfahren. Zweifelhaft ist nur, ob die gefundenen Ziegelplatten der Namenstempelperiode noch von Flickarbeiten am ersten oder von der Erbauung des zweiten Bades herrühren; im letzteren Falle würde diese zeitlich etwas herabzurücken sein. Damit hängt die Frage zusammen, zu welchem Kastell oder Lager die beiden Bäder gehört haben. Nach der bisher herrschenden Ansicht wurde das alte Erdlager für zwei Legionen nach dem Bataverkriege unter Vespasian in Stein umgebaut (vgl. Mzr. Ztschr. VI S. 10). Behrens hat, nachdem erhebliche Teile zweier Steinkastelle festgestellt sind, die Frage aufgeworfen, ob nicht das größere und ältere nach dem Aufstande des Antonius Saturninus, der „für Mainz mindestens ebenso gefährlich war wie jene" oben genannte Empörung (Mzr. Ztschr. VI S. 53), erbaut, und die Anlage des jüngeren Kastells mit der Verminderung der Mainzer Besatzung auf eine, die 22. Legion, in Zusammenhang zu bringen, also „um die Wende des 1. Jahrhunderts" anzusetzen sei. Mit dem letztgenannten Ereignis dürfte, wenn unsere obigen Schlußfolgerungen aus den Typen der Ziegelstempel berechtigt sind, die Erbauung des älteren Bades zusammenhängen, wenn es, wie seine Lage anzudeuten scheint, das Bad der Mainzer Besatzung war. Wir würden dann, da, wie die Erstreckung der älteren Trümmer durch die ganze Breite der jüngeren Anlage beweist, beide Bäder ziemlich gleiches Areal bedeckt haben, hier zum erstenmal im römischen Germanien den Typus eines Legionsbades vor uns haben. Denn von den in dem Neußer und hinter dem Bonner Legionslager aufgedeckten Bädern sind nur unvollständige Grundrisse festgestellt worden; dazu ist es bei dem erstgenannten zweifelhaft, ob es nicht zu dem Alenkastell gehört hat (vgl. Bonner Jahrbücher 111/112 1904 S. 196 ff. und Tafel XVI und Festschrift des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1888. S. 24 und Plan II).

Die Lage des Bades innerhalb des für die beiden Kastelle in Betracht kommenden Gebietes könnte freilich Bedenken erregen, wenn wir uns erinnern, daß im rechtsrheinischen Gebiete die Militärbäder mit ganz wenigen Ausnahmen, die sich auf Anlagen aus der letzten Zeit der Okkupation beziehen, außerhalb der Kastelle lagen. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß das Bad zu einer bis jetzt noch nicht erkannten Befestigung gehört habe, die dann nach dem von mir festgestellten Schema vor dem Apodyterium, nördlich oder nordwestlich vom Bade zu suchen wäre. Aber dem scheint doch, abgesehen von der Bildung des Geländes in dieser Richtung, auch der Lauf der Hauptzufuhrwege (vgl. Mzr. Ztschr. I 1906 Tafel I) zu widersprechen. Jedenfalls aber dürfte es sich empfehlen, bei den beabsichtigten systematischen Grabungen im Gebiete der Legionslager (vgl. IX. Bericht d. R. G. K. S. 17) jede sich etwa noch bietende Möglichkeit zur Feststellung und Verfolgung des zweifellos vor der nordwestlichen Schmalseite des Bades verlaufenden Weges zu benutzen, sei es auch nur, um den vorläufig bestehenden scheinbaren Widerspruch zwischen der Orientierung des wichtigen Gebäudes und dem Verlaufe der im südwestlichen Teile des Lagers bis jetzt festgestellten Straßenzüge aufzuklären.

[1]) Daß ältere Materialien in dem jüngeren Bade verwendet worden sind, beweist u. a. die Beschreibung des Hypokaustums im Raume XV (s. oben S. 53), in dem zum Teil „Tegulae als Platten benutzt waren", wie denn überhaupt das Bad nach der Beschreibung seiner Trümmer durch Lindenschmit Spuren eines ziemlich tumultuarischen Verfahrens bei seiner letzten Wiederherstellung gezeigt haben muß. Daß Pfeilerplättchen und Deckplatten, die bereits längere Zeit als Träger einer Suspensura gedient hatten, wenn sie nicht an oder hinter dem Heizkanal angebracht waren, sehr wohl für neue Verwendung noch geeignet waren, wird jeder, der ehemalige Hypokausten aufgedeckt oder deren Bauteile in Museen gesehen hat, anerkennen, vgl. ORL II B Nr. 29 B 3 u. 4; auch X. Bericht der R. G. K. S. 63.

XVI.

Die Form des Mainzer Sarkophag-Reliefs

nach der Zeichnung von Eichler

von Georg Fück [1])

IM erſten Beitrage dieſes Jahrgangs berichtet H. Sitte über die Herkunft des Reliefs, K. Schumacher gibt eine Erklärung der Darſtellung und von Duhn die Geſchichte, Datierung und den Verſuch einer Rekonſtruktion des Sarkophages.

Die Art der bildlichen Darſtellung wie auch die Maßverhältniſſe des Stückes ſind ungewöhnlich und erſchweren die Deutung. Während Sitte die Platte in der Größe wie ſie auf uns kam und wie ſie auch Montfaucon um 1700 und Eichler um 1880 geſehen und gezeichnet haben, als die Vorderwand eines Sarkophages anſpricht, ſieht von Duhn in ihr nur das Fragment eines Sarkophagdeckels. Unter der Annahme einer genau ſymmetriſchen Kompoſition und der notwendigen Entſprechung eines männlichen Porträtbildes gegenüber dem weiblichen gelangt er zu der Anordnung von Eckmaske, weiblichem Porträt, Schrifttafel, Gerichtsſzene, Schrifttafel, männlichem Porträt, Eckmaske. Dies führt zu einer Geſamtlänge von 3,95 m bei einer Höhe des Deckels von 75 cm, die wiederum eine Geſamthöhe von ungefähr 2,30 m bedingt. Es ſoll nun verſucht werden, durch genauen Vergleich des Reliefs in ſeiner heutigen Geſtalt mit der Zeichnung von Eichler die ſpäteren Veränderungen als ſolche zu erkennen und ſo beſtimmte Anhaltspunkte für die frühere Form des Stückes zu finden.

Ohne die neuergänzte linke Eckmaske iſt die Platte 2,35 m lang, 76,5 cm hoch und 10,5 cm ſtark. Das Material iſt bläulicher italieniſcher Marmor. Die figürlichen Darſtellungen ſind in Hochrelief gegeben, Ober- und Unterſeite der Randleiſten derb gerauht. Von der alten Eckmaske iſt die Seitenanſicht nur ganz roh angelegt, woraus zu ſchließen iſt, daß mit einer Sichtbarkeit der Seiten nicht gerechnet wurde. Beſonders auffallend iſt die Durchbrechung der Platte in dem Zwickel über dem Kreisabſchluß der Maske und der Randleiſte des Porträts. Dies entſpricht der Gepflogenheit, bei Sarkophagdeckeln die Eckmasken als Eckakroterien von der übrigen Relieftafel auch im Umriß klar abzuſetzen.

Die bei weitem häufigſte Form der römiſchen Sarkophagdeckel zeigt ein ſcharfes Abſetzen der Umrißlinie nach den Maskenakroterien und zwar derart, daß bei etwa gleicher Höhe von Mittelfeld und Eckmasken dieſe nur auf 2/3 Höhe mit erſterem verbunden ſind, der Umriß den einzelnen Rahmungen folgt und ſo zwiſchen den Hauptteilen am oberen Rande dreieckige Einſchnitte bildet (Robert, Ant. Sark. II. 27, 77, 155, 183, III. 1, 49, 116, 120, 167, 182, 231, 236). Daneben findet ſich aber auch bei der nämlichen Anordnung ein Durchführen des oberen Plattenrandes. Mittelfeld wie Masken haben eigene Rahmung, doch iſt der dazwiſchenliegende Zwickel nicht ausgeſchnitten, ſondern als vertiefter Reliefgrund beibehalten (Robert, II. 64, 145. III. 72, 208, 271). Und ſchließlich gibt es eine dem Mainzer Stück ſehr nahe verwandte Form, bei welcher die obere Rahmenleiſte des Mittelfeldes auch über dem Zwickel durchgeführt iſt und ſo die Eckmaske noch einmal feſt mit dem Hauptfeld verbindet. Das Eckakroter iſt nun nicht mehr frei und ſelbſtändig, ſondern in das Geſamtrelief einbezogen. Der nunmehr von drei rahmenden Leiſten eingeſchloſſene Zwickel iſt entweder ein vertieftes Feld (Robert, II. 143) oder wie bei dem auch in ſeinen Proportionen der Mainzer Platte verwandten altchriſtlichen Sarkophagrelief aus der Villa Carpegna bei Rom aus dem 3. Jahrhundert (jetzt in Berlin, Kaiſer Friedrich Muſeum, I. 4685) vollſtändig ausgeſchnitten. Die Maß-Verhältniſſe dieſer Platte, von der das Mittelfeld fehlt, betragen: H. 0,50, L. 0,96 + 0,915 + (0,50). (Wulff, Beſchreibung der Bildwerke der chriſtlichen Epochen III. 1 S. 3.) Die techniſche Bearbeitung dieſer Zwickelöffnung des Mainzer Stückes zeigt keine Spuren einer ſpäteren Veränderung. Wir müſſen ſie als von Anfang an beſtehend annehmen und kommen damit zu dem Ergebnis, daß es ſich bei unſerem Relief nicht um die Vorderwand eines Sarkophages ſelbſt handeln kann.

Das Relief befand ſich ſeit 1840 in Rom in den Kellerräumen der Villa Ludoviſi magaziniert. Dort ſahen es Schreiber und Eichler um 1880 in dem gleichen Zuſtand wie es Montfaucon ſchon um 1700 an der Faſſade eingemauert vorgefunden hatte. Nach Schreibers Unterſuchung war „das Relief wenig beſtoßen und ohne Ergänzungen, die Platte mehrfach gebrochen, die Stücke getrennt". In der Zeichnung Eichlers, die für das Sarkophagwerk Roberts angefertigt wurde, ſind die durchlaufenden Sprünge nicht betont, um in der Kompoſition, auf deren genaue Wiedergabe es hauptſächlich ankam, nicht ſtörend zu wirken. Doch ſind alle Beſchädigungen angegeben. Das rechte Ende der Zeichnung gibt nur eine ungefähre Andeutung der Eckmaske und der den Vorhang haltenden Figur. Bei der Aufſtellung in dem Kellerraum war es dem Zeichner nicht möglich, dieſen Teil genauer zu ſehen. Die Darſtellung ſtimmt in allen Teilen mit der Zeichnung Montfaucons überein, man darf alſo annehmen, daß 1880 das Relief mit Ausnahme kleinerer Beſchädigungen ſich noch in demſelben Zuſtande befand, wie es einſt um 1640 als Portalſchmuck der Villa Ludoviſi diente.

Für unſere Unterſuchung iſt es zunächſt wichtig, feſtzuſtellen, daß der große horizontale Bruch am unteren Ende der Platte 1880 vorhanden war und ſich in der Eichlerſchen Zeichnung genau verfolgen läßt (vgl. Taf. 1. 2). An der linken Eckmaske beginnend, iſt hier das

[1]) Wegen der durch die Zeitverhältniſſe bedingten langſamen Drucklegung wurde vom erſten Beitrage der Sonderdruck bereits vor längerer Zeit ausgegeben. Infolgedeſſen war es noch möglich, dieſen inzwiſchen uns zugegangenen Beitrag als Ergänzung zum erſten hier einzuſchieben.
Die Schriftleitung.

darunterliegende Stück Randleiste zum größten Teil verloren. Die senkrechte Rahmung weist den Bruch in derselben Höhe auf. Bei dem Mantel des linksstehenden Germanen ist irrtümlich die stärkerwirkende Bruchkante als Gewandsaum gezeichnet, während dieser, auf dem Boden schleifend, nicht wiedergegeben ist. Die Bruchlinie findet ihre Fortsetzung unter den Gewändern der Germanenkinder. Sie ist deutlich zu erkennen als Bogenlinie unter dem Mantelende des römischen Offiziers, an dessen Füßen, weiter an dem unteren Rande des Podiums und geht durch die Füße des vor diesem stehenden Bewaffneten. Bei den unter dem Tropaeum trauernden Gestalten ist die Bruchlinie leicht zu verfolgen und auch an dem Stamme angegeben. Im Porträtbildnis ist der Bruch entlang der Beschädigung zu suchen bis zu der ausgebrochenen Stelle unter der rechten Hand. Hier sind heute zwei neue Stücke eingeschoben, leicht kenntlich an dem anderen Material (gelblicher Marmor) der nicht geglätteten und unverwitterten Steinoberfläche und der ungelenken und nicht so von Eichler gesehenen Behandlung des Gewandbausches am rechten Unterarm. Die Falten sind keilförmig eingeschnitten, während an dem Relief diese einen mehr rechteckigen Querschnitt aufweisen. Unter der trauernden Gestalt springt in dem neuen Stück der Grund der Platte 15 mm vor, und verdeckt die Unterschneidung des Rockes und des rechten Beines. Ferner ist anzuführen die von Duhn erwähnte fehlende Verklammerung mit dem alten Nachbarstück, das noch die Spuren einer solchen trägt.

Von größter Bedeutung für die ursprüngliche Gestalt des Reliefs ist der Befund der linken Endigung. Die heutige linke Eckmaske ist zweifellos neu, eine schwache und sklavische Kopie der rechten. Es fehlt der durchlaufende Bruch, und ein Vergleich mit der von Eichler gesehenen Maske zeigt, daß diese eine andere Haarbehandlung aufwies. Auch war sie nicht angestückt. In der Zeichnung, wo keine Stoßfuge zu sehen, hängt die Maske fast ganz frei, nur ein kleines Stück der unteren Randleiste greift vor. Dieses wurde zum bequemeren Anpassen der neuen Ergänzung abgeschlagen. Die Scharrierung der Fuge ist roh und gestattet kein scharfes Anpassen, wie es doch bei einer antiken Stückung der Fall sein müßte. Auch ist in der Untersicht keine Spur einer Verklammerung zu bemerken. Es ist also nicht nur der kleine noch vorhandene Ansatz der senkrechten Randleiste als Abschluß des Bildes zu berücksichtigen, dem kein ebensolcher auf der anderen Seite gegen die Schrifttafel und Tropaeumszene entspricht, sondern die Fortsetzung der unteren Randleiste unter der Maske beweist auch, daß das ganze Relief, wie üblich, aus einer einzigen Platte bestand.

Von Duhns Vermutung einer Ergänzung des Stückes um 1600 ist in Rom bei dem Reichtum an antiken Sarkophagen sehr unwahrscheinlich. Unmöglich aber ist es, daß ein neuerer Gelehrter wie Schreiber eine Rekonstruktion der Barockzeit, die doch stets sehr deutlich ihren Stilcharakter aufweist, man vergleiche nur die Aufnahme bei Montfaucon, nicht als solche erkannt haben sollte. Die von Duhn angeführte Beobachtung, daß die neuergänzte Maske entsprechend den Gepflogenheiten der italienischen Spätrenaissanceskulptur die Augenbrauen nicht angibt, ist ein Argument mehr, daß Schreiber und Eichler noch die Originalmaske sahen, da in der Zeichnung gerade die Augenbrauen sehr stark betont sind.

Es besteht daher kein Grund anzunehmen, daß die Reliefplatte größere Dimensionen besaß als die Aufnahmen von Eichler und Montfaucon zeigen, die eine symmetrische Komposition mit Schrifttafel und Tropaeumszene als Mitte geben. Das Relief der Gerichtsszene ist deutlich an seiner linken Seite, und nur an dieser, durch eine senkrechte Rahmenleiste geschlossen. Der untere Randstreifen war 1880 noch unter der Eckmaske vorhanden, eine Stückung in früherer Zeit damit ausgeschlossen. Die Maske selbst aber war nach Eichlers Zeichnung, bestätigt durch das Urteil Schreibers, antik, der anderen gleich, nur in der Haarbehandlung wenig abweichend.

Der genaue Vergleich des erhaltenen Reliefs mit der Zeichnung von Eichler ergibt also, daß von Duhns Annahme eines weit größeren Sarkophagdeckels mit männlichem und weiblichen Porträtbildnis unmöglich ist, daß ferner die alte linke Eckmaske nicht angestückt war und der in der Zeichnung unter ihr noch vorspringende kleine horizontale Rahmenteil erst in neuester Zeit abgearbeitet wurde. Die heutige Platte zeigt demnach den Sarkophagdeckel fast vollständig. Daß es sich um einen solchen handelt, wie ja auch von Duhn im Gegensatz zu Sitte annimmt, beweist außer den für einen Sarkophagdeckel zeugenden Motiven von Eckmasken und Schrifttafel vor allem die Durchbrechung in den Zwickeln, die doch bei einer Sarkophagwand ausgeschlossen wäre.

Die für Sarkophagdeckel ungewöhnliche Höhe, die ihrerseits wieder einen hohen Sarkophag bedingt, steht durchaus nicht vereinzelt da. In Marseille befindet sich die Seitenwand eines Sarkophagdeckels, der eine Höhe von 0,87 m bei einer Schmalseitenbreite von 1,58 m aufweist (Robert II. 203). Hohe Sarkophage, die nach ihren Proportionen wohl einen Deckel von entsprechenden Abmessungen haben könnten, sind in größerer Zahl vorhanden (Robert, II. 9, 2,27 : 1,12; 95, 2,56 : 1,53; 96, 2,35 : 1,33; 98, 1,98 : 0,97; III. 19, 2,50 : 1,20; 77, 2,52 : 1,32; 188, 2,36 : 1,28).

XVII.

Zur Lage und Baugeschichte der Mainzer Dompropstei

von E. Neeb

I.

IN den ſechziger Jahren des 14. Jahrhunderts hat ein franzöſiſcher Domherr für einen franzöſiſchen Kardinal, der dem franzöſiſchen Papſte die Mainzer Dompropſtei zu verdanken hatte, Aufzeichnungen über Beſitʒ, Rechte und Verpflichtungen dieſer Prälatur angelegt. Dieſe Aufzeichnungen haben ſich im vatikaniſchen Archive erhalten, ſie ſind von Vigener (Die Mainzer Dompropſtei im 14. Jahrhundert, Aufzeichnungen über ihre Beſitʒungen, Rechte und Pflichten aus den Jahren 1364—67 = Quellen und Forſchungen zur heſſiſchen Geſchichte, herausgegeben von der hiſtoriſchen Kommiſſion für das Großherzogtum Heſſen, Bd. I Darmſtadt 1913) zum erſtenmal im Zuſammenhange veröffentlicht worden. Auf den Inhalt dieſer für die Geſchichte des Mainzer Domſtiftes höchſt wertvollen Arbeit kann hier nicht näher eingegangen werden. Dort findet ſich auch die Erklärung für die auf den erſten Blick merkwürdige, aber durch die kirchenpolitiſchen Verhältniſſe jener Zeiten begründete Tatſache, daß die höchſte Würde im Mainzer Domſtift vom Papſt und an einen Ausländer vergeben wurde. Für uns bildete Vigeners Arbeit nur den Ausgangspunkt für Ermittelungen über die Lage und die Baugeſchichte der Mainzer Dompropſtei. Der Kardinal, dem die Mainzer Dompropſtei, damals und wohl auch noch ſpäterhin die an Einkünften reichſte unter den deutſchen Domſtiftspropſteien, verliehen wurde, war der Kardinalbiſchof Raimund von Paleſtrina, ſein beauftragter Verweſer und Verfaſſer der Aufzeichnungen war Bertrandus de Maſſello, Domherr von Lodève. Er hat zuerſt 1364 die Verwaltung der Mainzer Dompropſtei geleitet, iſt dann von Herbſt 1365 an ein Jahr lang und ſchließlich nochmals kurze Zeit im Jahre 1367 am Rheine für ſeinen Herrn tätig geweſen (Vigener S. XVIII f.).

In dieſen Aufzeichnungen findet ſich auch wohl die früheſte Angabe über die Wohnung des Mainzer Dompropſtes, die Dompropſteikurie, im folgenden kurz die Dompropſtei genannt.

Der Abſchnitt, der von den Rechten, der Gerichtsbarkeit und den Einkünften des Mainzer Dompropſtes handelt, enthält an erſter Stelle die Angabe (Vigener S. 11 f.):

Primo dominus prepositus in civitate predicta (sc: Moguntina) habet hospitium satis amplum et latum, honorabile et bene constructum cum capella sibi contigua et alia sibi necessaria.

Item in dicto hospitio habet curiam sive iudicium, ubi exercetur iurisdictio totius preposituræ tam clericorum quam laicorum, causas beneficiales, matrimoniales .... etc. (ſ. a. O.).

Item in dicto hospitio habet carceres, in quibus potest suos servitores malefactores intrudere in dicto hospitio delinquentes.

Der Dompropſt beſaß alſo eine weiträumige Behauſung, ſtandesgemäß und gut gebaut, mit einer anſtoßenden Kapelle und anderen notwendigen Gebäulichkeiten. In ihr hatte er eine Kurie oder Gerichtsſtätte, wo die Rechtſprechung der Präpoſitur über Kleriker und Laien ausgeübt wurde. Es handelt ſich hier um die auch ſonſt mit der ſtiftiſchen Würde des Propſtes verbundene weltliche und geiſtliche Gerichtsbarkeit, die aus der gerichtlichen Immunität des Stiftes ſich ergab. Ferner hat der Dompropſt in dieſer Behauſung Gefängnisräume, in die er ſeine widerſetʒlichen Propſteidiener einſperren kann, bei Verfehlungen, die innerhalb der Behauſung begangen wurden (Vigener Seite L).

Die in Bertrands Darlegung nun folgenden Angaben über weitere Beſitʒungen der Dompropſtei innerhalb der Stadt — zwei Äcker am Gautore, einen Garten neben der Altmünſterpforte — kommen für unſere Feſtſtellungen nicht in Betracht.[1]

Bertrand zählt aber weiter auf: Item dicta prepositura habet infra civitatem iuxta ecclesiam fratrum Predicatorum unam plateam satis amplam, ubi per dominum prepositum vel per suos iudicium exercetur, quando inter vassallos et alios scabinos vel layicos preposeture erit dubitatio, ita quod in signum processus et dominii, quando feci lapidare omnes carrerias in circuitu preposeture existentes, fuit platea predicta lapidata et per me pecunia soluta a domo Beginarum, que faciunt candelas, usque ad hospitium Thilmanni, capellani domini archiepiscopi, licet a quibusdam civitatensibus lapicide fuisset prohibitum, ne fieret, quam prohibitionem feci revocare.

Hier iſt alſo von einer zweiten Gerichtsſtätte die Rede; auf ihr hält der Propſt ſelbſt oder ſeine Beamten Gerichtsſitʒungen ab bei Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen ſeinen Vaſallen und andern Schöffen oder Laien der Präpoſitur. Dieſe recht geräumige platea lag neben der Kirche des Dominikanerkloſters; es fragt ſich hier nur, ob wir unter platea eine Hofſtätte oder einen freien Platʒ zu verſtehen haben. Waren die Bebauungsverhältniſſe in der Zeit, als der Maskoppſche Stadtplan entſtand (1575) noch dieſelben, wie zu Bertrands Zeiten, ſo kann dieſe platea nur auf der Süd- oder Oſtſeite der Dominikanerkirche gelegen haben (vgl. Abb. 1), im zuletʒt genannten Falle wäre ſie allerdings durch eine ſchmale Gaſſe von der Kirche getrennt geweſen. Dieſe platea nun — ob ſie ein freier Platʒ oder ein Hof war, laſſen wir unentſchieden — ließ Bertrand gleichzeitig mit allen Zufuhrwegen (carreriae) rings um die Dompropſtei pflaſtern; die Ausgaben dafür bucht er ſpäter „pro carreriis .. lapidandis et pasinientandis“ mit 32 libr. et 11 sol. hall[2] (Vigener S. 125,18).

Im Zuſammenhange mit dieſer Pflaſterung erwähnt nun Bertrand auch eine Beginenklauſe und das Haus des erzbiſchöflichen Kapellans Thilmann. Wo lagen nun dieſe beiden Gebäude? S i c h e r a n e i n e r d e r d a m a l s a u f B e r t r a n d s V e r a n l a ſ ſ u n g g e p f l a ſ t e r t e n S t r a ß e n. Über die damalige Wohnung des erzbiſchöflichen Kapellans wiſſen wir nichts Näheres.

Für die Beſtimmung der Lage der Beginenklauſe laſſen ſich aus Serarius, Mog. rerum libri V. S. 118 (bei Joannis I S. 85, V) und Joannis I S 1002, einige Anhaltspunkte gewinnen. Serarius führt unter den Kapellen der Stadt eine des heiligen Laurentius an und zwar ſoll dieſe gelegen haben „in via gentili“. Ob Serarius mit dieſer via gentilis das ſog. forum gentile (das iſt der heutige Schillerplatʒ) oder eine der zu dieſem führenden Straße meint, weiß ich nicht. Zur Angabe des Serarius bemerkt nun Joannis in einem Nachtrage:

„*Quaenam haec S. Laurentii capella fuerit, interea nobis innotuit. Stetit scilicet haud procul a monasterio PP. Dominicanorum, et conventus Beginarum sive Sanctimonalium propria fuit. Sic enim clericus quidam in testamento suo an. MCCCLVII facto: item lego XXX maldra siliginis distribuenda in Reclusorio S. Laurentii prope domum vocatam der alte Scholteiß*“.

Das Haus „zum (alten) Schulteiß“ ſoll nach Schaab I S. 563 ein Nebenhaus des Hauſes „zum Stecken“ geweſen ſein. Die Lage des Hauſes zum Stecken erſieht man aus dem Maskoppſchen Plane (Abb. 1 Nr. 47); es lag im Gebiete der heutigen Ludwigſtraße und erſtreckte ſich bis zur hinteren Präſenzgaſſe. Dort in der Nähe haben wir alſo auch die Beginenklauſe zu ſuchen; ob ſie nun näher nach dem Dominikanerkloſter hin oder näher am Schillerplatʒe (forum gentile) lag, läßt ſich nicht feſtſtellen, jedenfalls aber lag ſie an einer der von Südweſt und Süden (d. h. vom Schillerplatʒe und von der Gaugaſſe her) zur Dompropſtei führenden Straßen (oder an dem einen Ende der platea), die Bertrand pflaſtern ließ und inſofern ergibt ſich auch aus dieſer Stelle des Bertrandſchen Berichtes ein Anhaltspunkt für die Beſtimmung der Lage der älteſten Dompropſtei nahe beim Dominikanerkloſter.

Kehren wir nun zu den Gebäulichkeiten zurück, die weiterhin Bertrand als im Bereiche der Dompropſtei liegend anführt. Am 27. Februar 1366 werden 13 Faß Wein verkauft, die im Keller (penus) des neuen Hauſes in curia prepositure liegen. Über dieſem Keller, der ausdrücklich als penus preposituræ bezeichnet wird (im Gegenſatʒ zu andern Kellern außerhalb der Dompropſtei),[3] lagen mehrere Häuſer, für deren Inſtandhaltung der Dompropſt zu ſorgen hatte (Vigener S. 62 Anm. 4 und S. 80).

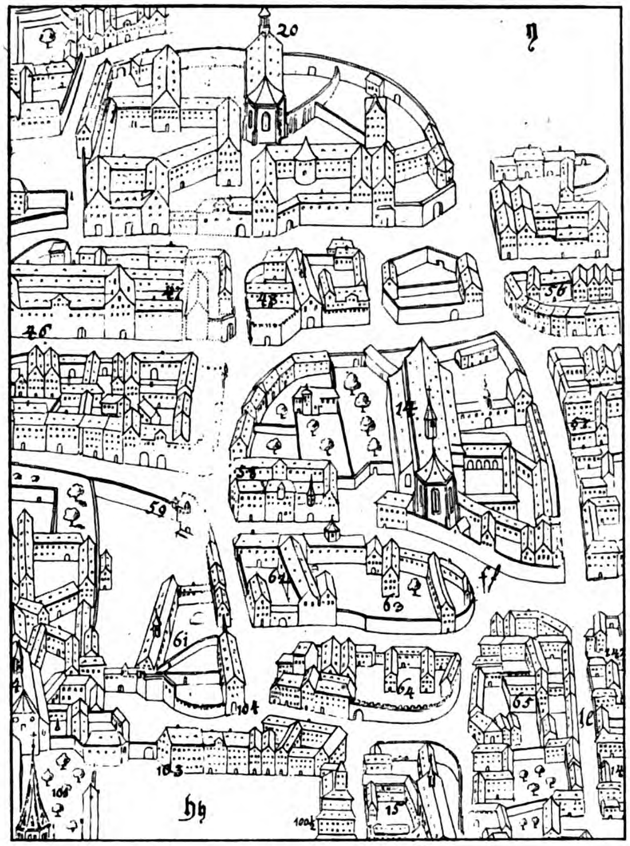


Abb. 1. Die Dompropſtei und ihre Umgebung. Ausſchnitt aus dem Maskoppſchen Stadtplane von 1575

ff Prediger Gasse (Fuststrasse), hh Höfchen, ll Betzelsgasse, y Tiermarkt (Schillerplatz), 4 Johanniskirche, 14 Prediger-(Dominikaner)Kloster, 15 Minoriten-(Franziskaner)Kloster (später Jesuiten), 20 Agnesenkloster, 46 Remigius, 47 Zum Stecken, 48 Zum Neuenhaus, 56 Zum Langen Hof, 57 Zum Dürrenbaum, 58 Wolfskehlshof, 59 Domdekanei, 61 Zum Jörgen (St. Georgskapelle der Domdekanei?), 62 Beckenbach, 63 Dompropstei, 64 Domsängerei, 65 Gross Paris, 100½ Neue Scharn, 101 Der Tiergarten, 103 Zum Rodenstein, 104 Zum Zigmandel, 143 Monplaisir.

In Bertrands Geſchäftsbuch (Einnahmen und Ausgaben 1364—67) wird wiederholt auch ein oreum (horreum = Scheuer) und ein granarium (Getreideſpeicher) novae domus erwähnt. Über die zur Dompropſtei gehörende, ſchon von Bertrand erwähnte Kapelle ſoll weiter unten in einem anderen Zuſammenhange gehandelt werden.

Das Vorhandenſein dieſer immerhin beträchtlichen Wirtſchaftsgebäude erklärt ſich aus den großen Einkünften der Dompropſtei an Naturalien, unter denen Getreide und beſonders der Wein einen anſehnlichen Poſten bildeten. Wohl die Rückſicht auf den durch ihre An- und Abfuhr bedingten ſtarken Wagenverkehr mag in erſter Linie Bertrand auch dazu bewogen haben, die Fahrſtraßen rings um die Dompropſtei durch eine Steinſchotterung in brauchbaren Zuſtand verſetʒen zu laſſen.

Freilich war dieſes Einkommen an Wein und Getreide in erſter Linie Präbendalgut und der Dompropſt aufs ſtrengſte verpflichtet, mit dieſen Naturalien oder dem Erlös daraus vor allem die ſtattliche Anzahl von 52 Präbenden mit ihren Anſprüchen auf Heller und Pfennig zu befriedigen. Immerhin bildeten die Überſchüſſe, die über den Betrag der Präbenden hinaus dem Dompropſt noch verblieben, in ungünſtigen Jahren trotʒdem noch ein anſehnliches, bei glücklicher Ernte und bei gutem Herbſte aber geradezu ein glänzendes Einkommen, das insgeſamt nach heutigem Geldwerte mit 100 000 Mark nicht zu hoch gegriffen iſt.

Im großen und ganzen wird die Mainzer Dompropſtei um die Mitte des 14. Jahrhunderts mehr das Bild eines großen Gutshofes als das des Palaſtes eines hohen Prälaten geboten haben, wie dies ja auch für jene Zeiten, wo auch in den Städten noch die Naturalwirtſchaft

vorherrſcht, nicht anders zu erwarten iſt. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete das pallasartige hospitium, das eigentliche Wohnhaus des Dompropſtes, oder für die damaligen Zeiten, wo der Inhaber dieſer ſo einträglichen Kurie ein Ausländer war, ſeines Stellvertreters oder Verweſers. Von wem und wann dieſe Bauten errichtet wurden, erfahren wir nicht; jedenfalls müſſen ſie ſchon vor Bertrands Zeiten beſtanden haben; denn von beſonderen Ausgaben für Neubauten erfahren wir aus ſeinen Rechnungsbüchern nichts; was er anführt, ſind nur Ausgaben für ihre Unterhaltung.

Wo lagen nun die von Bertrand in unmittelbarem Zuſammenhange mit der Dompropſtei erwähnten Gebäude, insbeſondere die eigentliche Dompropſtei?

Vigener (S. 11 f. Anm. 6) möchte hier ſcheiden zwiſchen 1) einer „alten" Dompropſtei, die aber jedenfalls erſt nach den Zeiten Kardinal Raimunds erbaut, 1786 abgeriſſen und durch einen Neubau (die von der Leyenſche Dompropſtei) erſetzt worden ſei, und 2) dem hospitium, dem großen Propſteihaus, das er auf Grund der Stadtaufnahme von 1657 (angeführt nach Schaab I S. 288 f. Nr. 13 „die Dhumbroſtey mit ihrem Begriff" und Nr. 14) an das Höfchen verlegt (XXIX „inwendig dem Hoff").

Ausgehend von dem Wortlaute und der Reihenfolge der Schaabſchen Wiedergabe der Stadtaufnahme von 1657 mußte freilich Vigener zu dieſer Annahme kommen. Leider iſt aber gerade an der hier in Betracht kommenden Stelle Schaabs Wiedergabe ungenau und irreführend. Zwar verſpricht er in dem einleitenden Abſchnitte (I S. 248) er werde „alle weſentlichen Abweichungen der früheren Stadtaufnahmen von 1568 und 1594 hinzuſetzen", gerade hier aber hat er eine auch für unſere Frage recht weſentliche Abweichung von den beiden früheren Stadtaufnahmen weggelaſſen.

Die beiden älteren Stadtaufnahmen verzeichnen nämlich die Häuſer (Liegenſchaften, Anweſen) nicht ſtraßenweiſe, ſondern nach Häuſerblöcken (Revieren) oder nach Plätzen, Klöſtern, Kurien u. ä. m.; im einzelnen kann hier auf die Art und Weiſe der Aufzählung nicht näher eingegangen werden, für uns genüge dieſe kurze Andeutung zum Zwecke des Verſtändniſſes der folgenden Darlegung. Die Stadtaufnahme von 1657 behält nun dieſe Art der früheren Aufzählung ſonſt bei, aber gerade an der für uns in Betracht kommenden Stelle weicht ſie von ihren beiden Vorgängerinnen ab. In dieſen nämlich ſind die einzelnen Reviere (Häuſerblöcke) jedesmal durch eine beſondere Auszeichnung in größerer Schrift (Rubrizierung) kenntlich gemacht, daran ſchließt ſich dann erſt die Aufzählung der darin liegenden Häuſer und zwar mit einer durch die ganze Stadtbeſchreibung durchlaufenden Numerierung. So heißt es alſo in der älteſten Stadtaufnahme von 1568:

Inwendig dem Hof[4]

762 *Das Haus zum Tiergarten genannt mit Hof, Stall Garten uſw.*

763 *Des weltlichen Gerichts Gerichtshaus auf dem Hof, dahinter ein Stall* . . . . . . uſw. bis Nr. 771.

Es folgt nun in der Handſchrift und zwar jedesmal als neuer Abſchnitt und wieder mit der beſonderen Bezeichnung des Häuſerblocks als Überſchrift:

Domſängerei

772 *Die Domſängerei mit ihrem Begriffe, bewohnt der hochwürdige Herr Heinrich von Stockheim, Domſänger und Propſt zu St. Alban* (= Maskopp Nr. 64).

773 *Eine Behauſung Hof und Garten an der Sängerei gegen die Dechanei zuwärts, iſt ein Präbendenhaus und bewohnt der ehrwürdige edele Herr Arnold von Merode, Kapitular und Domherr zu Mainz.*

Dompropſtei

774 *Die Dompropſtei mit ihrem Begriff und Zugehörung, hat der hochwürdigſt edele Herr Andreas Mospach von Lindenfels Dompropſt unterhand* (= Maskopp Nr. 63).

Zum Beckenbach

775 *Eine Behauſung Hof und Garten daran gegen der Domdechanei zuwärts, ist ein Präbendenhaus, zu des ehrwürdigen edlen Herrn Chriſtof Adam von Stein zu Mainz und Augsburg Kapitular und Domherrn Präbende, hat der Herr Domdechant unterhand, iſt unbewohnt* (= Maskopp Nr. 62).

Barfüßer

776 *Der Barfüßer Kloſter mit ſeinem Begriff und Zugehörung, bewohnen die Mönche, iſt auf allen Seiten frei, zu der Quintinsgaſſe ausgehend* (= Maskopp Nr. 65).

Von Lützel St. Johann gegen der Dompropſtei und Sängerei über, unten die Quintins- und Betzelsgaſſe herum bis zu den Häuſern zum Prediger Garten genannt.

777 *Ein Behauſung, Hof und Garten uſw. uſw.* . . . .

Ebenſo verzeichnet die Stadtaufnahme von 1594. Die Stadtaufnahme von 1657 behält, wie geſagt, dieſe Aufzählungsart bei, nur läßt ſie die durchlaufende Numerierung weg,[5] gerade an unſerer Stelle aber auch die trennenden Auszeichnungen „Domſängerei", „Dompropſtei" und „Barfüßer",[6] ſodaß es den Anſchein erweckt, als gehörten dieſe drei Häuſerblöcke mit ihren Nummern noch zu dem Begriffe „inwendig dem Hoff". Bodmann (und mit ihm Schaab) hat nun auch, ohne auf dieſe die tatſächlichen Verhältniſſe entſtellende Abweichung von den früheren Stadtaufnahmen zu achten, numeriert: XXIX „Inwendig dem Hoff" mit den Häuſernummern 1 bis 15 (= 762 bis 776) und fährt dann mit einem neuen Abſchnitte XXX bei „vom lützel St. Johann . . . ." weiter.

Aus dem eben Dargelegten ergibt ſich alſo, daß am heutigen Höfchen um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Dompropſtei nicht beſtand. Nehmen wir nun noch hinzu den Maskoppſchen Stadtplan von 1575. Er iſt faſt gleichzeitig mit der älteſten Stadtaufnahme entſtanden und ſteht ſicherlich mit ihr in irgendeinem Zuſammenhange. Auf dieſem Plane ſind gerade bei unſerem Gebiete die einzelnen Häuſerreviere der Stadtaufnahme deutlich zu erkennen (ſ. Abb. 1 Nr. 62—64). Wenn nun auch bei der Art der Darſtellung Maskopps (aus der Vogelperſpektive) die maßſtäblichen Verhältniſſe nicht berückſichtigt ſind, ſo läßt ſich doch mit Hilfe der Straßenzüge und der gegenſeitigen Lage der einzelnen Reviere zueinander ihre Lage im heutigen Stadtplane wenigſtens annähernd genau beſtimmen. So können wir denn auch aus der Stadtaufnahme von 1568 in Verbindung mit dem Maskoppſchen Plane mit aller Sicherheit feſt-

ſtellen, daß die Dompropſtei damals, d. h. im 16. Jahrhundert, ſchon an der Stelle lag, an der wir ihr bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und damit bis zu ihrem Untergange immer wieder begegnen. Im heutigen Stadtplane iſt dies im weſentlichen das Gebiet, das begrenzt wird von der Fuſtſtraße, der alten Univerſitätsſtraße, dem Theater und der Ludwigſtraße, alſo der heutige Tritonplatz und ſeine Verlängerung bis nahe an die Ludwigſtraße (Abb. 2).

An der eben genannten Stelle muß aber auch ſchon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts die Dompropſtei gelegen haben. Es ergibt ſich dies aus der Reihenfolge in den verſchiedenen Aufzeichnungen der Mainzer Häuſer in geiſtlichem Beſitze, die der kurf. Zinsmeiſter Joſt Hemsbecher ſeinem Herrn einreicht (ſ. Herrmann, Quellen zur Topographie und Statiſtik der Stadt Mainz = Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz Band 3 S. 20 und S. 41). Es handelt ſich hier um die Liſte B vom Jahre 1499 und die Liſte E vom Jahre 1505. Am Eingange dieſer Liſten bemerkt aber Hemsbecher ausdrücklich, daß die von ihm aufgezählten Häuſer die Herren Geiſtlichen ſchon inne gehabt, „vor Alter und vor der Eroberung der Stadt“ (im Jahre 1462).

Bei der Stetigkeit, der wir bei dieſen Stiftskurien in bezug auf ihre Lage und auch den Beſitztitel im allgemeinen begegnen, dürfen wir wohl mit aller Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß auch die Dompropſtei im Laufe der Jahrhunderte ihren Platz nicht gewechſelt, ſondern von Anfang an dies oben umgrenzte, von Alters her zur Immunität des Domſtiftes gehörende Gebiet inne hatte.[7]

Die älteſte Anſicht der Dompropſtei findet ſich auf dem Maskoppſchen Stadtplane von 1575. Wir geben ſie mit der nächſten Umgebung in Abbildung 1 wieder.

Wie weit nun das Bild bei Maskopp der Wirklichkeit entſpricht, und ob hier möglicherweiſe bei den einzelnen Bauten noch der mittelalterliche Zuſtand aus den Zeiten Bertrands feſtgehalten iſt, können wir heute nicht mehr feſtſtellen. Mit einiger Genauigkeit ſcheint Maskopp hier gezeichnet zu haben. Es ergibt ſich dies aus der Lage der Kapelle, die durch ihr Türmchen auf dem Plane deutlich als ſolche kenntlich gemacht iſt. Sie muß auf dem heutigen Tritonplatze an der Seite der Fuſtſtraße gelegen geweſen ſein. Schon Bertrand erwähnt, wie wir oben geſehen haben, dieſe Kapelle als dem hospitium contigua, d. h. an das Wohnhaus ſtoßend. Über ihre Erbauungszeit wiſſen wir nichts Näheres. Joannis I S. 88 bemerkt, ſie werde gewöhnlich die Dompropſteikapelle genannt und ſei den Heiligen Andreas, Martinus und Manſuetus geweiht. Im 17. und 18. Jahrhundert wäre ſie faſt gänzlich erneuert worden (ad novam plane hoc et superiori saeculo redactum formam est). Im Jahre 1668 wurde mit ihr inſofern eine Änderung vorgenommen, als der damalige Dompropſt Adolf Hund von Saulheim einen Eingang von der Straße (der heutigen Fuſtſtraße) aus brechen ließ. Nicht lange nach 1714 ließ ſie Dompropſt Philipp Franz von Schönborn (ſeit 1719 Biſchof von Würzburg) im Innern an Decke und Wänden ausmalen (Joannis a. O.).

Als nun im Jahre 1697 die neue (Stadioniſche) Dompropſtei erbaut wurde – Näheres darüber ſ. unten –, behielt man dieſe Kapelle bei. Die Perſonſche Anſicht (Abb. 3) dieſes neuen Baues zeigt ſie uns noch an derſelben Stelle an der ſie bei Maskopp liegt; auch hier ſtößt ſie dicht an den Wohnbau an. Auch der Breidbachſche Neubau (ſ. unten S. 189) vom Jahre 1738–1743 ließ ſie noch an ihrem alten Platze, wie dies aus dem Stadtplane von 1755 (Plan und Profil der churfürſtl. Reſidentz-Stadt Mayntz 1755) zu erſehen iſt. Erſt im Zuſammenhange mit der Errichtung des letzten Dompropſteibaues durch den Dompropſt Damian Friedrich

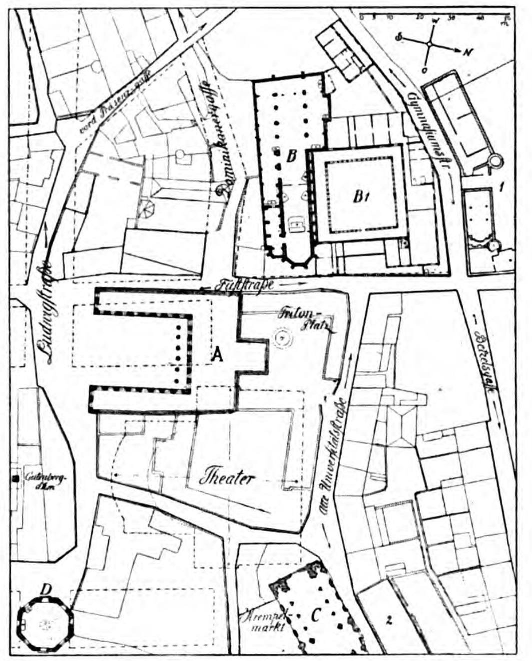


Abb. 2. Lageplan der von der Leyenſchen Dompropſtei nach dem St. Farſchen Stadtplane; gezeichnet von P. T. Keßler
A Dompropstei, B Dominikanerkirche, B1 Kreuzgang, C Jesuitenkirche, D Sebastianskapelle, 1 Cronenberger Hof (altes Gymnasium), 2 Universität

von der Leyen wurde ſie, wie Schaab I S. 359 und 458, II S. 189 berichtet, im Jahre 1786 abgeriſſen, und die neue Dompropſtei ohne Kapelle erbaut.

Bei Maskopp ſehen wir auch, daß ſich nach rechts hin (auf dem Gebiete des heutigen Tritonplatzes) an das Wohnhaus und die Kapelle eine Reihe von Gebäuden anſchloſſen, die ſich wieder um einen Hof gruppieren; wahrſcheinlich war dies der Wirtſchaftshof der Dompropſtei. Hier lagen wohl auch die ſchon von Bertrand erwähnte Scheuer, der Getreideſpeicher, der Stall uſw. Auch befand ſich hier (bei ff) das Einfahrtstor. Die ſtadioniſche Anlage behielt dieſe Verhältniſſe bei.

Für die folgenden Betrachtungen wichtiger iſt der ſich nach links (der heutigen Ludwigsſtraße hin) an die Dompropſtei anſchließende, bei Maskopp mit Nr. 62 „zum Becken Bach“ bezeichnete Hof mit ſeinen Anbauten. Nach Vigener S. 11 f. Anm. 6 muß er die Kurie des Domherrn Nicolaus vom Stein geweſen ſein. „Die die beiden Curien“ (zum Beckenbach und die Dompropſtei) „trennende Mauer hat Wilhelm Pinchon 1359 Juli 12 zur Hälfte an Nicolaus und deſſen Nachfolger

im Beſitze der Curie abgetreten“ (Vigener S. 12). Es wird ſich hier wohl um den Kanonikus Nicolaus I de Lapide handeln, den Joannis II S. 377 anführt.

Im übrigen müſſen wir uns hier darauf beſchränken, für die frühere Geſchichte dieſer Kurie, um die ſich in jenen Zeiten auch einmal ein heißer Kampf mit blanker Waffe abſpielte, auf die bei Vigener angeführten Stellen, beſonders auch auf die bei Joannis II S. 280, hinzuweiſen.

In der Stadtaufnahme von 1568 hat ſie der Kapitular Chriſtof Adam von Stein als Präbende, ſie iſt ſonſt unbewohnt. Am Rande iſt ſie auch hier von ſpäterer Hand als „zum Beckenbach“ bezeichnet.[8] Die Stadtaufnahme von 1594 berichtet über die Kurie ſoweit gleichlautend mit der älteren, nur bewohnt ſie damals Herr Adam von Fechenbach.

Im dreißigjährigen Krieg ſcheint dieſe Kurie in Verfall geraten oder zerſtört worden zu ſein, denn die Stadtaufnahme von 1657 bemerkt von ihr: „Eine ruinierte Behauſung, Hof und Garten daran, gegen die Dhumbdechaney zuwerts iſt ein Prebendhaus und gebraucht ebenmäßig der Herr Dhompropſt.“ Damals alſo ſtand der Platz zur Verfügung des Dompropſtes. Für unſere Betrachtung iſt nun gerade dieſer Platz inſofern von Wichtigkeit, als auf ihm allerdings mit teilweiſer Benutzung des rückwärtigen, älteren Dompropſteigebietes im Zeitraume von kaum 90 Jahren nacheinander drei neue Dompropſteigebäude errichtet werden.

II.

Wir treten damit in die Zeit, wo das mittelalterliche Mainz ſich in ſeinem Äußern nach und nach zur Stadt des Barocks umwandelt und der bauluſtige Hof- und Stiftsadel in raſcher Folge ſich allenthalben hier ſeine neuen Paläſte ſchuf.

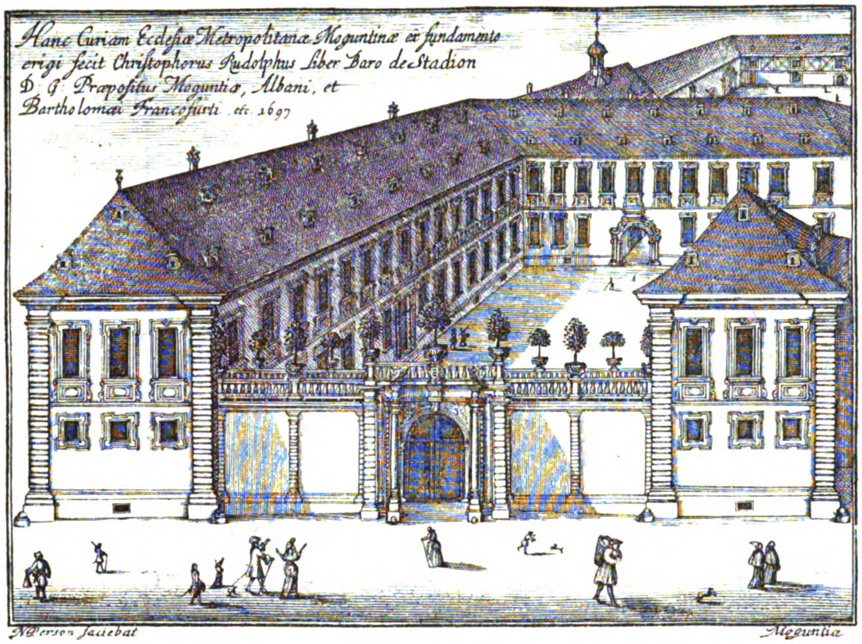


Abb. 3. Die Stadioniſche Dompropſtei nach Perſon, Novum architecturae speculum

Bei der Dompropſtei eröffnet den Reigen der Dompropſt Chriſtof Rudolf von Stadion. Er war es auch, der im Gebiete der heutigen Anlage die Stadioniſchen Gärten anlegte, die ſpäterhin Lothar Franz von Schönborn zur kurfürſtlichen Favorite umgeſtaltete. Auch die Inſchrift auf der jetzt verſchwundenen Grabplatte des im Oſtchor des Domes beigeſetzten Propſtes weiß uns von ſeiner Bauluſt zu berichten.[9]

Archivaliſche Nachrichten über die Entſtehungsgeſchichte und den Baumeiſter des ſtadioniſchen Baues fehlen. Was wir bis jetzt darüber wiſſen, findet ſich bei Joannis II S. 296: „et praeter alia opera, laude perenni digna, aedes Praepositi, vetere domicilio deiecto, a fundamentis quam splendidissime excitavit,“ d. h. und außer anderen ewigen Ruhmes werten Bauwerken, errichtete er auch das Dompropſteigebäude von Grund aus aufs glänzendſte, nachdem er das alte Wohnhaus hatte niederlegen laſſen.

Anſichten des Baues in Kupferſtich finden ſich bei Perſon auf der erſten und zweiten Tafel ſeines Novum architecturae speculum. Die erſte Tafel (12,8 × 17,7 cm) geben wir hier (Abb. 3) verkleinert wieder.

Aus der Beiſchrift iſt zu erſehen, daß der Bau im Jahre 1697 errichtet wurde. Ob mit der Unterſchrift „N. Perſon faciebat“ auch ausgedrückt werden ſoll, daß dieſer der planlegende Architekt war, iſt fraglich; dieſe Bezeichnung kann ſich auch, was bis jetzt wahrſcheinlicher iſt, auf die Anfertigung des Kupferſtichs beziehen. Die zweite Tafel, bezeichnet „Praepositurae magnae Moguntina Architectura exterior — Perſon faciebat“, gibt einige Einzelheiten der Architektur (Fenſter und Profil der Ecklisene). Aus der oben S. 187 ſchon feſtgeſtellten Lage der Kapelle, die auf der Perſonſchen Anſicht rückwärts an den Neubau anſtößt, iſt zu erſehen, daß ſich dieſer mit ſeinem Ehrenhofe nach der Domdechanei, das iſt nach Süden hin im rechten Winkel geöffnet haben muß. Die Kapelle ſelbſt und, wie es ſcheint auch die Wirtſchaftsgebäude der älteren Dompropſtei, blieben beim Neubaue unberührt.

Kunſtgeſchichtlich reiht ſich die ſtadioniſche Dompropſtei mit ihren Formen in die um 1700 in Mainz übliche Bauweiſe. Nahe ſteht ihr im Aufbau und in der Gliederung der Faſſade der faſt gleichzeitig (1696) errichtete Kommandeurbau der Zitadelle, von dem uns Perſon in ſeinem eben angeführten Werke ebenfalls eine Anſicht und zwar die des urſprünglichen Zuſtandes gibt.[10]

III.

Kaum vier Jahrzehnte lang hatte die Stadionische Dompropstei bestanden, als sie schon wieder einem Neubau Platz machen mußte. Für diese neue, Breidbachsche Dompropstei ist bis jetzt unsere einzige und dürftige Quelle Schaab II S. 189; er schreibt darüber: „Diese Domprobstei war ein schon im neuern französischen Baustyle in den Jahren 1738 bis 1743 vom damaligen Domprobsten und Stadtgerichts-Kämmerer Karl Emmerich von Breidenbach, Vatersbruder des Kurfürsten Emrich Joseph von Breidenbach, erbautes zweistöckiges großes Gebäude, das einen Winkel bildete, dessen eine Seite gegen die Domdechanei, die andere gegen das Dominikanerkloster gerichtet war. Den kleinen Platz zwischen Domprobstei und Domdechanei nannte man Domprobsteiplatz. Dem Eingange des Dominikanerklosters gegenüber hatte die Domprobstei eine der h. Dreifaltigkeit(!) geweihte Kapelle. Auch ober dem Einfahrtsthor war die heilige Dreifaltigkeit in Stein abgebildet. Gegen Nordwest lag früher der Bickenbacherhof, der nachher an die von Stadion kam.“

Diese dritte Dompropstei verzeichnet der Schicksche Stadtplan[11] von 1753, der zugleich auch eine kleine Ansicht des Baues gibt. Danach deckt sich die ganze Anlage in ihrem Grundrisse genau mit der der Stadionischen Dompropstei: auch hier ein rechtwinkeliger Bau, vor den sich nach dem Dompropsteiplatze, d. h. nach der Domdechanei hin, noch ein kleiner einzelstehender Eckpavillon legt. Soweit sich aus der kleinen skizzenhaften Zeichnung bei Schick ersehen läßt, scheint der einzige Unterschied in der Ausbildung des Daches bestanden zu haben: der stadionische Bau hatte ein Satteldach, der Breidbachsche ein Mansardendach. Vielleicht bestand der ganze Breidbachsche Neubau nur in der Abänderung des Daches und einigen anderen, kleineren Umbauten.

Über die Einzelformen des Breidbachschen Baues wissen wir sonst nichts Näheres; mit Schaabs Bemerkung, daß er „im neueren französischen Baustyl“ ausgeführt war, ist nicht viel anzufangen. Wohl aber hat sich ein Rest dieser Dompropstei bis in unsere Tage herübergerettet.

An der Hofseite des Hauses Fuststraße Nr. 11 ist ein stattliches Relief von über 2 m Höhe eingemauert (Abb. 4). Es stellt dar eine Krönung Mariä in Verbindung mit der heiligen Dreifaltigkeit; am Sockel sind drei Wappenschilde angebracht, auf die wir gleich ausführlicher zurückkommen werden. Das Relief befindet sich hier nicht an seinem ursprünglichen Platze, kann überhaupt mit dem heutigen Bau zeitlich nicht im Zusammenhang stehen, denn seine Formen weisen auf die Zeit vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, während das heutige Haus Fuststraße Nr. 11 erst 1833 oder 1837 erbaut wurde. Es steht an der Stelle, an der der Domherr von Mainz und Trier Franz Ludwig von Kesselstatt im Jahre 1756 auf seine Kosten eine Stiftskurie errichten ließ,[12] wie Schaab I S. 560 sogar mit genauer Angabe der Baukosten, allerdings wieder ohne Angabe seiner Quelle, berichtet. Dieses Haus brannte im Jahre 1793 bei der Belagerung (wohl zugleich mit der gegenüberliegenden Dompropstei) ab. Die Vermutung läge nun nahe, daß unser Relief ursprünglich an der Kesselstattschen Kurie angebracht war, und daß man es dann, nachdem es den Brand im Jahre 1793 glücklich überstanden hatte, beim Neubau des 19. Jahrhunderts an seinem heutigen Platze einmauerte. Gerade in den am Sockel des Reliefs angebrachten Wappenschilden, von denen zwei einen sitzenden Drachen als Schildbild zeigen, könnte diese Vermutung ihre Bestätigung finden, insofern als die von Kesselstatt einen sitzenden Drachen im Schilde führen (daher auch noch die irrige Deutung der Wappen bei Neeb, Verzeichnis der Kunstdenkmäler I S. 44). Wie wir aber gleich sehen werden, kann unser Relief seinen ursprünglichen Platz auch nicht an der Kesselstattschen Kurie gehabt haben. Hätte nämlich Graf Franz Ludwig von Kesselstatt das Relief mit den Wappen — und diese sind zweifellos gleichzeitig mit dem Relief gearbeitet —, sei es schon bei der Erbauung, sei es später hin an seiner Kurie anbringen lassen, und wäre der Schild mit dem Drachen wirklich auf von Kesselstatt zu deuten, so könnten die beiden Wappenschilde heraldisch rechts (Vater) und links (Mutter) am Sockel nur die der Eltern des Erbauers (oder Stifters) sein. Nun ist aber der heraldisch linke Schild mit dem senkrechten Pfahl zweifellos der von der Leyensche. Die Mutter Franz Ludwig von Kesselstatts war aber eine geborene von Frentz und führte als solche einen Wechselzinnenbalken im Schilde; auch finden sich die von den Leyen in einem sehr großen Zeitraume, gerade um die Zeit in der die Kurie bestanden hatte, nicht in den Stammtafeln derer von Kesselstatt. Ferner legten die von Kesselstatt ihrem Stammschild seit 1711 den des angeerbten Geschlechts von Orsbeck auf; ein Kesselstättscher Stifter hätte es unter keinen Umständen über sich gewonnen, in jener Zeit nur den Stammschild zu bringen, sein vermehrtes Wappen aber zu ignorieren.[13] Damit fällt also der ursprüngliche Zusammenhang des Reliefs mit Franz Ludwig von Kesselstatt und seiner Kurie.



Abb. 4. Relief am Hause Fuststraße Nr. 11

Wohl aber paßt die Zusammenstellung der Wappen unseres Reliefs auf den Dompropst Karl Emmerich von Breidbach-Bürresheim (vgl. auch die beiden ersten Ahnenschilde an seinem Denkmal im Dome) nämlich:

heraldisch rechts	Mitte	heraldisch links
Georg Reinhard von Breidbach-Bürresheim	Karl Emmerich von Breidbach-Bürresheim	Maria Margaretha von der Leyen
Vater	Erbauer	Mutter

Karl Emmerich war aber, wie schon gesagt, der Erbauer unserer Dompropstei. Und weiter meldet uns Schaab a. O. — und hier wohl noch aus eigener Anschauung — daß an der (benachbarten) Breidbachschen Dompropstei über dem Einfahrtstore eine heilige Dreifaltigkeit in Stein abgebildet war — und dies kann somit nur unser Relief gewesen sein.

Die Breidbachsche Dompropstei wurde um 1782 im Zusammenhange mit der Errichtung der letzten (von der Leyenschen) Dompropstei abgerissen. Wie das Relief auf Kesselstattsches Gebiet kam, läßt sich freilich nur vermuten. Nicht ausgeschlossen ist, daß der als Freund und Sammler der Mainzer Altertümer bekannte (letzte) Mainzer Domherr Graf Franz von Kesselstatt — von seiner Hand stammen die zahlreichen sog. Kesselstattschen Aquarelle — das stattliche Relief, das damals seine Heimstätte verloren hatte, in die benachbarte Familienkurie verbringen, vielleicht auch dort irgendwie einmauern ließ. Als dann in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts der heutige Bau aufgeführt wurde, fand das Relief nunmehr seine dritte Verwendung.

IV.

Und kaum vier Jahrzehnte lang sollte sich in der Reihe der neuen Dompropsteien der zweite Neubau seines Bestehens erfreuen, um dann wieder einem dritten Platz zu machen. Vielleicht auch ein Zeugnis dafür, welch reicher Einkünfte noch in jener späteren Zeit sich der Mainzer Dompropst zu erfreuen hatte.

Im Jahre 1782—1786 ließ Dompropst Damian Friedrich von der Leyen den Breidbachschen Bau mitsamt der Kapelle niederlegen und an seiner Stelle durch den Architekten Charles Mangin die letzte der Mainzer Dompropsteien errichten, der leider eine noch viel kürzere Lebenszeit beschieden war. Sieben Jahre nach ihrer Vollendung wurde sie in der Nacht vom 29. auf 30. Juli 1793 bei der Beschießung der Stadt ein Raub der Flammen.

Baugeschichte, eingehende Beschreibung und Würdigung des Baues finden sich in dem Beitrage von Fritz Dorst (s. oben S. 90 f. und S. 106 ff.).

Was sich an Resten von der Dompropstei noch erhalten hat, eine Anzahl der Figuren von der Attika (dazu auch die Modelle von Bildhauer Joh. Seb. Pfaff) und Kapitäle von den Säulen der Vorhalle, zum Teil noch mit den Resten der ursprünglichen Vergoldung, bewahrt jetzt das Altertumsmuseum der Stadt Mainz, teils im kurfürstlichen Schlosse, teils im Hofe des Eisernen Turmes.

Anmerkungen

1. Hier erfahren wir auch, daß dieser Garten damals (um 1364) nicht verpachtet werden konnte „propter edificationem muri civitatis" wegen der Erbauung der Stadtmauer. Also muß in dieser Zeit dort an der Stadtmauer gebaut worden sein. Es wird sich hier nicht um einen Neubau, sondern mehr um die Erhöhung der römisch-mittelalterlichen Stadtmauer handeln.

2. Hier wird es sich wohl nicht um eine regelrechte Pflasterung im heutigen Sinne, sondern eher um eine Schotterung handeln, wie man sie heute noch vielfach bei Feldwegen findet. Darauf könnte auch der bei Vigener a. a. O. als „pasinientandis" wiedergegebene, in der Handschrift offenbar verderbte Ausdruck hindeuten. Das Wort dürfte vom Abschreiber wohl für pavimentandis verlesen sein. Pavimentum und pavimentare wäre dann die dünne estrichartige Bedeckung der Schotterung (lapidandis) mit Sand oder kleinerem Steinschlag, wie er heute noch auf die Stückung oder Schotterung unserer Landstraßen aufgetragen wird.

3. Zu diesen außerhalb des eigentlichen Dompropsteigebietes liegenden Kellern gehört auch einer beim Haus „zum kalten Loche" (Vigener S. 82), der wohl unter einem der dort liegenden Stiftsgebäude (Domschule) sich hinzog.

4. Wir geben hier den Wortlaut der Stadtaufnahme in der heutigen Schreibweise wieder; im Original ist die Schreibung ganz willkürlich.

5. Im Exemplar der Stadtaufnahme von 1657 hat Bodmann für die einzelnen Reviere eine Numerierung mit römischen Ziffern durchgeführt, die bei Schaab mit abgedruckt ist.

6. Das Barfüßer-(Franziskaner) Kloster, das sich vom heutigen Krempelmarkt nach der Schustergasse hinzog, kam später an die Jesuiten, in der Stadtaufnahme von 1657 wird es deshalb als Jesuiter Kloster angeführt.

7. Wann freilich die Dompropstei in Besitz dieses Gebietes gekommen ist, bleibt noch eine offene Frage; jedenfalls aber wäre es eine dankbare Aufgabe, auf Grund der archivalischen Quellen einmal das ehemalige Immunitätsgebiet des Domstiftes festzustellen und planmäßig festzulegen. Es ließen sich daraus vielleicht mancherlei topographische Rückschlüsse, möglicherweise bis über die Zeit des Mittelalters hinaus, gewinnen.

8. Schaab I S. 449 und II S. 189 nennt unter Beziehung auf Gudenus II S. 513 einen Bickenbacher Hof. Gudenus führt ihn in seiner Aufzählung der Mainzer Höfe an und bemerkt „1340, Dynastis Bickenbacensibus originem debens". Dazu gibt Schaab an „Er lag hinter der ehemaligen Dompropstei und war an sie gebaut. Später kam er an die von Stadion und man nannte ihn die Stadioner Gewölber." Jetzt steht darauf der hintere Teil des Theaters. Die stadionischen Gewölbe verzeichnet der Schicksche Stadtplan (vgl. Anm. 12). In welchem Zusammenhange sie mit der stadionischen Dompropstei stehen, weiß ich nicht. Wenn der Schicksche Plan ihre Lage richtig angibt, können sie nicht zum eigentlichen Dompropsteigebäude gehört haben. Mit unserem Hofe „zum Becken-Bach" kann aber Schaabs Bickenbacher Hof nichts gemein haben, denn er lag nach Schaab gerade auf der entgegengesetzten Seite (gegen Nordwest) der Dompropstei. Diese Frage bedarf noch der näheren Untersuchung.

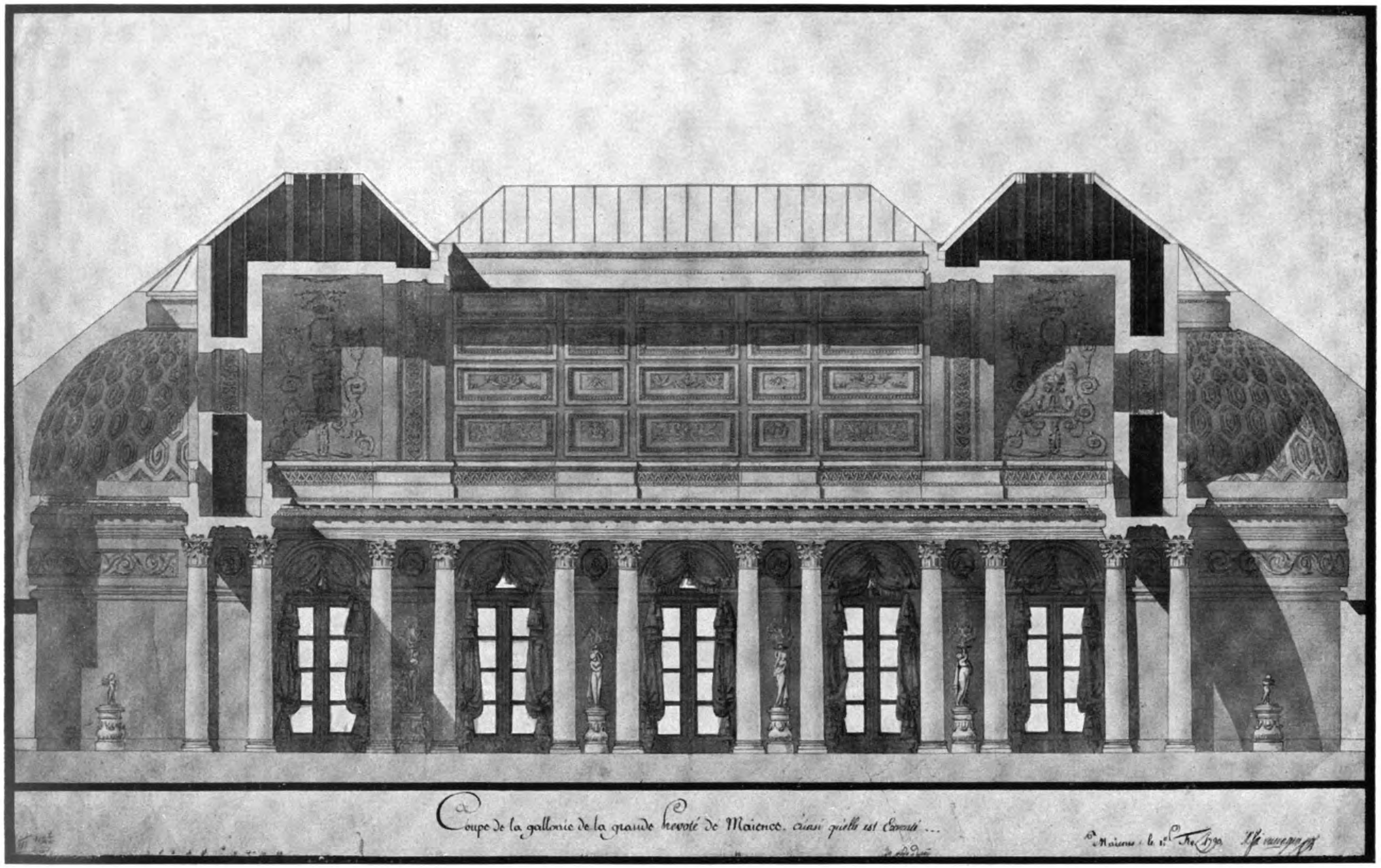
9. S. Kunstdenkmäler des Kreises Mainz II 1 S. 313 f. und die dort angeführte Literatur, die allerdings gerade seinen Dompropsteibau nicht erwähnt. In der Grabschrift heißt es mit bezug hierauf am Schlusse: „Praepositus Stadion, amplas qui condidit aedes, Defunctus, parvo conditur hoc tumulo."

10. Näheres s. bei Neeb, Zur Geschichte des Klosters und der Zitadelle auf dem Jakobsberge zu Mainz = Feierstunde, Beilage zum Mainzer Journal, 1907, Nr. 156 ff.

11. Dieser Plan befindet sich unter den Beständen der Mainzer Stadtbibliothek. Er trägt die Bezeichnung „Plan von der Churfürstl. Residentz-Stadt Mayntz wie lang und breyth die Pläz und Gassen, gemessen und gezeygnet im Jahr 1753 von J. V. Schick." Die Kirchen und die wichtigsten Gebäude sind aus der Vogelperspektive gesehen in das Straßennetz eingezeichnet. Näheres über den Plan s. bei Schrohe, Aufsätze u. Nachweise S. 155 und 231.

12. Der Grundriß des Kellergeschosses der Kesselstattschen Kurie zugleich mit dem der Keller der von der Leyenschen Dompropstei findet sich unter den Plänen (Abt. militärische Gebäude) der Fortifikation Mainz.

13. Freundliche Mitteilung des Herrn Regierungsrats Dr. Würth, Darmstadt, dem auch hier für seine stets liebenswürdige Unterstützung herzlichst gedankt sei.

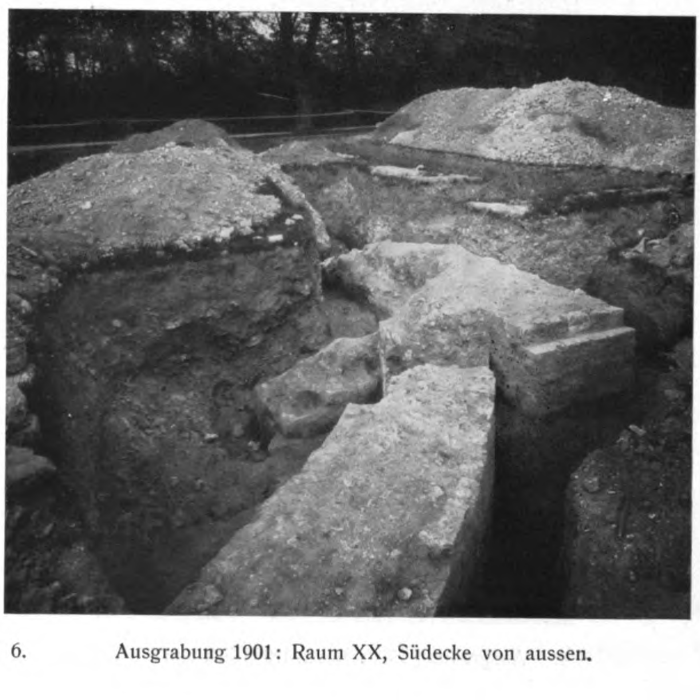


Schnitt durch den Hauptsaal der Mainzer Dompropstei
nach der Originalzeichnung Mangins.

Tafel V.



5. Ausgrabung 1901: Raum XX, Südecke von innen.



6. Ausgrabung 1901: Raum XX, Südecke von aussen.

Tafel II







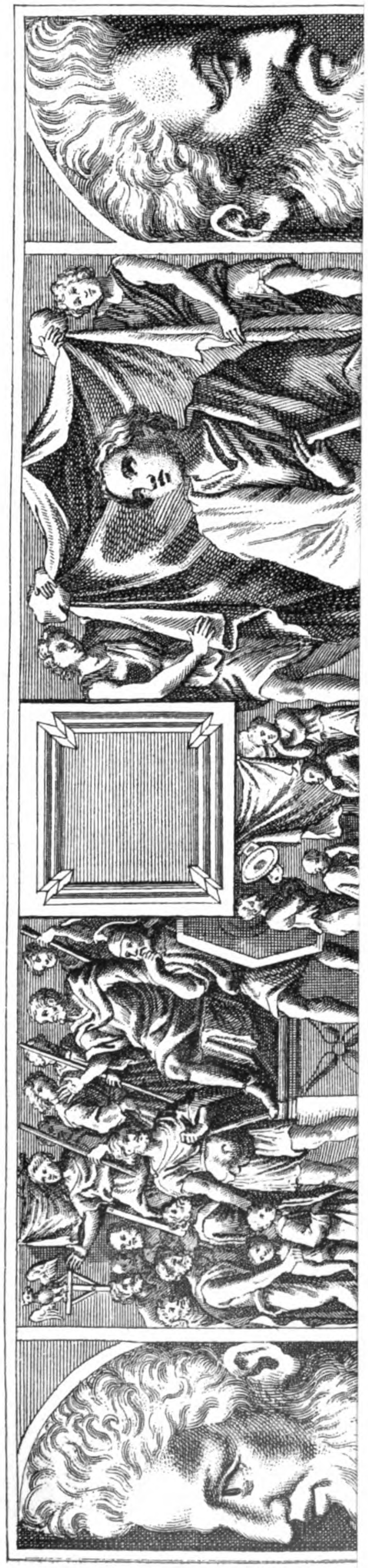




3. Ausgrabung 1903: Raum VII (Blick von Westen).



6. Ausgrabung 1903: Raum IX (Blick von Osten).







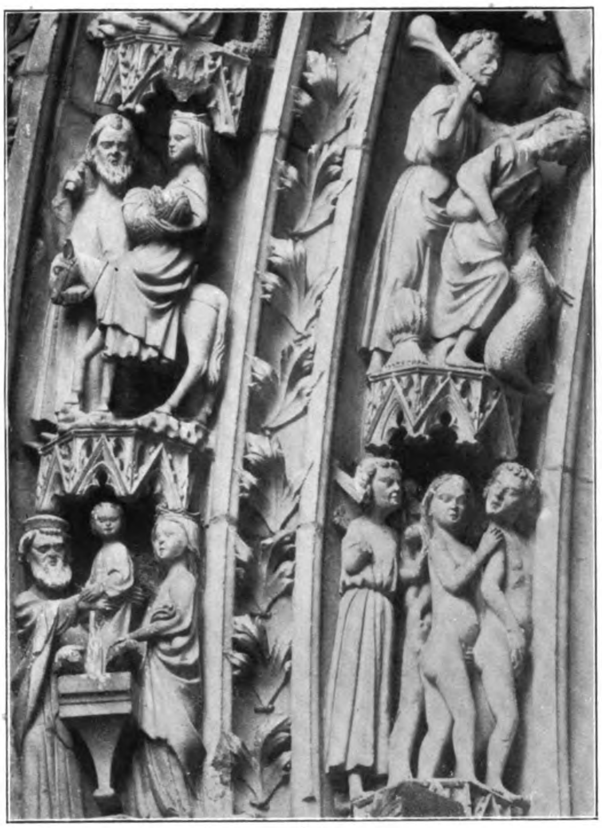
e



3.



6.


a


b


c

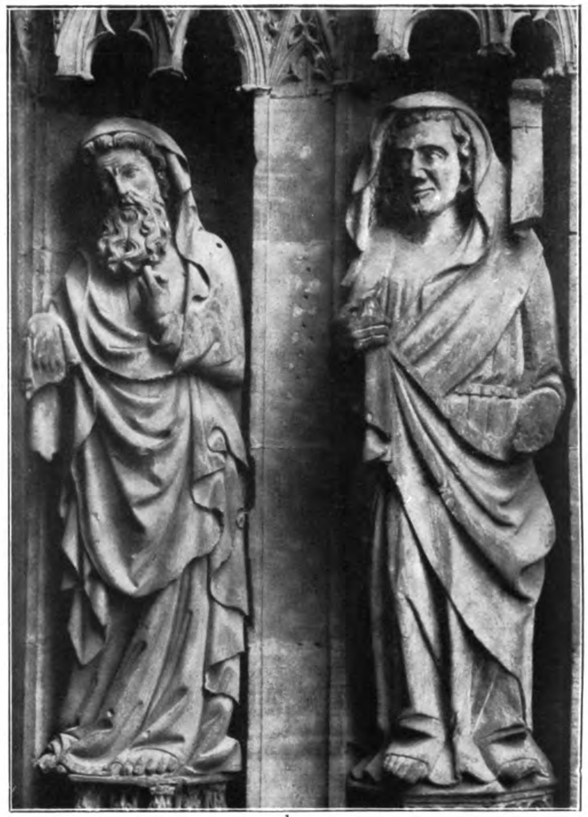

d


e

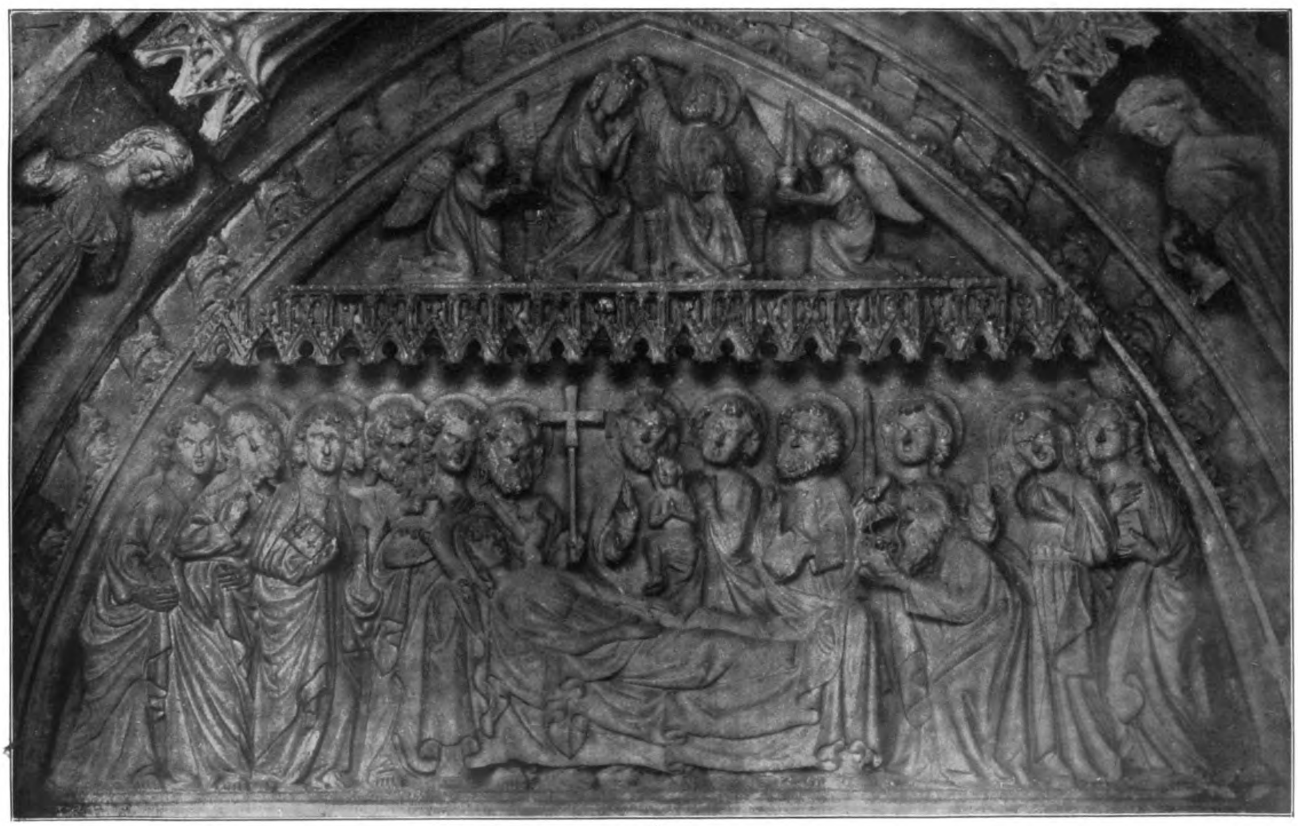
Gruppen aus den Archivolten vom Südportal des Wormser Domes.
a phot. Prof. Hamann, die übrigen nach Aufnahmen des Verfassers.



a



b



c

a Triumphierende Kirche und b zwei Propheten vom Südportal des Wormser Domes.
c Tympanon des Westportals der Liebfrauenkirche zu Worms.

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor Dr. E. Neeb, Mainz

Jahrgang XIV, 1919, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Seite

Mainz 1919, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, Hofdruckerei, Mainz

I.

Germanische Kriegergräber

des 4. bis 7. Jahrhunderts im städtiſchen Altertumsmuſeum zu Mainz

von G. Behrens

(hierzu Taf. I und II)

IN der Überzeugung, daß unſere großen Muſeen noch zu viel unveröffentlichtes oder in ſchwer zugänglichen, teuern Publikationen verborgenes Material beſitzen, und daß dieſem Mangel auf wenig koſtſpieligem Wege abgeholfen werden kann, iſt hier beiſpielsweiſe eine Gruppe von geſchloſſenen Gräbern des Mainzer Altertumsmuſeums herausgegriffen, die typiſch für die ſpätrömiſche, vorfränkiſche und fränkiſche Kultur der Rheinlande ſind und als ſolche oft zitiert werden. Gerade das noch niemals lückenlos abgebildete Koſtheimer Grab ſpielt in der Literatur eine große Rolle (zuletzt: W. Unverzagt, Korr.-Blatt der Röm.-Germ. Komm. I 1917 S. 97 ff.), da es der unruhigſten Zeit der Völkerwanderung angehört und meiſt den Burgunden zugeſchrieben wird, deren Hinterlaſſenſchaft am Rhein ſo ſpärlich iſt. Die folgenden Ausführungen wollen aber keineswegs dieſe und andere an die Gräber ſich anknüpfenden Fragen löſen, im Gegenteil nur Material vorlegen, das zur weiteren Forſchung eine Grundlage bildet. Mit Ausnahme des Bretzenheimer Grabes, deſſen Abbildung aus Mzr. Ztſchr. III 1908 Taf. V übernommen iſt, ſind die Abbildungen neugezeichnet und zwar im Maßſtab 1 : 4 (Eiſenſachen und Gefäße) oder 1 : 2 (alles andere).

1) Grab von Cöln (Tafel I, 1)

Das Grab gelangte am 8. Juni 1894 ins Mainzer Altertumsmuſeum [K 2524—56] durch Ankauf von Kohlenhändler Greven, der als Fundort angab: „Cöln, vor dem Severinstor“. Es iſt mehrfach abgebildet, allerdings nie vollſtändig: Weſtd. Ztſchr. XIII 1894 S. 294 ff. Taf. VI (ohne den Schildgriff und die zwei Glasgefäße), Altert. unſ. heidn. Vorz. Band IV Taf. 57 (ohne die Gürtelbeſchläge, den Schildbuckel, den Schildgriff, die Glas- und Tongefäße), Bonner Jahrbücher 114/5 S. 427 ff. Taf. XXV 62 (ohne Schildbuckel und Schildgriff, Ortband ohne Verzierung gezeichnet); der Trinkbecher mit abgewickelter Inſchrift: Körber, Inſchriften 3. Nachtrag S. 116 Nr. 3; eine kurze Notiz über den Grabfund aus der Kölniſchen Volkszeitung iſt abgedruckt: Korr.-Blatt der Weſtd. Ztſchr. XVII 1898 S. 106 ff.

Es folge zunächſt die Beſchreibung der Einzelſtücke:

Abb. 1: Eiſernes Langſchwert (Spatha) [K 2524], L. 89 cm, flache Klinge (Querſchnitt: Abb. 1 b) mit parallelen Schneiden, ohne Mittelgrat (Abb. 1 b), Griff (Abb. 1 a) aus Elfenbein (L. 17,5 cm). Die durch ihn hindurchgehende Griffangel iſt oben mit einem rautenförmigen Silberknopf vernietet. Von der Scheide (aus Holz und Leder?) nichts weiter erhalten als das Ortband.

Abb. 2: Ortband [K 2525], Dm. 11, Dicke 1,2—1,4 cm; Form einer kreisförmigen hohlen Kapſel aus Silberblech mit 4,7 cm breitem Ausſchnitt für die Spitze der Klinge. Beide Seiten verſchieden verziert. Das Mittelfeld der Vorderſeite mit ſich überſchneidendem Kreismuſter.[1]) Die Mittelpunkte der Kreiſe — an den Spitzen ausgezogene Vierecke — ſind mit Gold belegt, die ovalen Überſchneidungen mit Niello eingelegt. Im erſteren Fall iſt der Grund durch eingeſchlagene Punkte — meiſt fünf — gerauht, im letzteren durch ſchräge Striche, die heute faſt überall zutage liegen, da die Einlage nur bei wenigen Feldern in der Mitte nicht herausgefallen iſt. (Stiliſtiſch wie techniſch am nächſten ſteht ein viereckiges Silberblech aus dem dritten Funde von Sackrau [Grempler, Der 2. und 3. Fund von Sackrau 1888 S. 12 Taf. VII 8], wobei nur die Nielloeinlage und der Goldblattbelag etwas anders verteilt ſind.) Das umlaufende Band iſt ein aus ſtiliſierten Blättern gebildeter Streifen, aus dem blütenartige Seitenäſte hervorwachſen, die aus eingeſchlagenen Punkten beſtehen, während die Blätter mit Niello eingelegt ſind. Der Untergrund der Blätter, deren Einlage meiſt herausgefallen iſt, iſt unregelmäßig gerauht. Dieſes Kreisband iſt beiderſeits von vergoldeten Streifen begleitet. — Die ſehr ſchlecht erhaltene Schmalkante (Abb. 2 a) trägt nur einzelne herzförmige Blätter mit Nielloeinlage zwiſchen vergoldeten Einfaſſungslinien. — Die Rückſeite zeigt das in ſpätrömiſcher Zeit ſo beliebte Motiv zweier übereck gelegter Quadrate im Kreiſe. Die Linien ſind eine Art Furchenſtich, d. h. in einer vorgeriſſenen Linie ſind keilförmige Vertiefungen eingehauen, die dann mit Niello ausgelegt ſind. Die Mitte bilden vier konzentriſche Kreiſe, die beiden inneren vergoldet, die äußeren in „Furchenſtich“ mit Niello. Zwiſchen dieſen und den beiden großen Quadraten iſt ein achtzackiger Stern konſtruiert, in gleicher Technik. Die ſo entſtehenden dreieckigen Felder ſind gefüllt teils mit Niello-Kleeblättern an Ranken, teils mit tropfenförmigen Gebilden mit Goldbelag. Bei letzteren iſt der Untergrund wiederum durch eingeſchlagene

[1]) Ein Muſter, das ſich für „Kerbſchnittdekoration“ ſehr eignet. Es begegnet in ſpätrömiſcher Zeit öfters. Ich nenne als Beiſpiele: Scharnierblech des „Projecta-Kaſtens“, ſiehe Dalton, Catalogue of early chriſtian antiquities 1901 Taf. XVI; ferner auf der Santa Sabina-Tür, ſiehe Venturi, Storia I S. 355 Fig. 327. Etwas variiert auf der frühfränkiſchen Riemenzunge von Babenhauſen: Lindenſchmit, Handbuch Taf. VIII Fig. 376. Als Muſter für Almandineneinlage erſcheint es auf der rechteckigen Beſchlagplatte einer Schnalle: Pilloy, Etudes sur d'anciens lieux de sépultures dans l'Aisne III 1912 Taf. IV 1. Das aus ſich überſchneidenden Kreiſen gebildete Flächenmuſter iſt in ſpätrömiſcher Zeit ſehr beliebt. Wir finden es z. B. auf dem Sonnengott-Moſaik von Münſter bei Bingerbrück, das in ſeinem vollen Umfang leider nur ungenügend abgebildet iſt: Katholiſcher Kirchenkalender der Pfarrei Bingen für 1911 S. 17 nach Federzeichnung von Baumeiſter Becker-Bingerbrück. Die Zeit des Moſaiks hat Quilling, Berichte des freien deutſchen Hochſtifts 1896 S. 216 ff. an Hand typologiſcher Unterſuchungen beſtimmt. Wichtig iſt eine unmittelbar auf dem Moſaik gefundene ſtempelfriſche Diocletians-Münze (Mitt. von Jüliger-Münſter bei Bingerbrück).

Punkte gerauht. In den Feldern außerhalb der großen Quadrate liegen dreieckige Gebilde in gleicher Technik. Um den äußeren „Furchenstichkreis“ sind noch zwei vergoldete Kreise gelegt.

Abb. 3: Schildbuckel aus Eisen [K 2546]; fast nur Teile des Randes erhalten, Dm. etwa 19—20 cm. Die Form des hohlen Buckels ist nicht mehr zu erkennen. Man könnte eine hohe Spitze vermuten (vgl. Kossinna, Ztschr. für Ethnologie 1905 S. 381), aber der Vergleich mit den Moorfunden Schleswig-Holsteins zeigt, daß die halbkugelige, römische Form auch bei den Germanen weitverbreitet war (Engelhardt, Denmark in the early iron age 1866: Thorsberg Taf. 8, 11 ff.), also wohl bei einem in römischen Diensten stehenden Germanen zu erwarten ist.

Abb. 4: Eiserner Griff dazu [K 2547], beiderseits abgebrochen, L. noch 14 cm.

Abb. 5: Gürtelschnalle aus Silber [K 2526], L. 7,5, Br. 5,5 cm; an der quadratischen Beschlagplatte sitzt ein ziemlich dünner Rundstabbügel von breitgedrückter Form. Die Platte zeigt in einem breiten Rahmen ein vergoldetes Mittelfeld mit liegendem Kreuz, zwischen dessen Balken blaue, halbkugelige Perlen gefaßt sind. Die in der Mitte eingelassene ist ebenso ausgefallen wie zwei andere.

Abb. 6: Zehn silberne Beschlagknöpfe [K 2533—42], Dm. 1,9 cm; flachkegelförmig (Querschnitt Abb. 6a) mit konzentrischen Riefen um den Rand; auf der Spitze ist der Nietnagel sichtbar.

Abb. 7: Sechs Bronze-Schieber [K 2527—32], L. 3,5—4,0, Br. 1,0—1,3 cm; die sechseckige Oberseite und die rechteckige Unterlage sind mit zwei Nieten verbunden, sodaß ein etwa 0,3 cm hoher Zwischenraum freibleibt (Abb. 7a). — Unterlage eines weiteren Schiebers [K 2543]. — Zwei ähnliche Bronzeblechscheibchen [K 2544]. (Da die Knöpfe und Schieber sicher zum Gürtel gehörten, sind sie auf der Abbildung versuchsweise so angeordnet.)

Abb. 8: Zwei Bronzeringchen [K 2548—49], Dm. 1,1—1,2 cm; offen, aus Draht zusammengebogen.

Abb. 9: Bronzefibel [K 2545], L. 11,8 cm; spätrömische Scharnierfibel („Zwiebelkopffibel“) mit langem Fuß und drei großen Zwiebelköpfen. Der im Querschnitt trapezförmige Bügel zeigt an der Ansatzstelle des Fußes ein umgelegtes dreirippiges Band, das die letzte Erinnerung an die Drahtumwicklung der Fibeln mit untergeschlagenem Fuß ist.

Abb. 10: Glasflasche [K 2555], H. 13,8 cm; fast farblos, Trichterhals, etwas breitgedrückter kugeliger Bauch mit leicht eingedälltem Boden ohne Standring. Mündungsrand abgeschliffen. Um den Hals und Bauch vereinzelte auf der Drehscheibe eingeschliffene Linien.

Abb. 11: Glasbecher [K 2556], H. 11 cm; weißes milchiges Glas; der ausladende Rand ist abgeschliffen, der Standring von rundem Querschnitt; feine eingeschliffene Linien an mehreren Stellen.

Abb. 12: Sigillata-Teller [K 2551], Dm. 22,7, H. 6,3 cm; ohne Stempel, um den Mittelpunkt eine flache Kreisrille von 8,5 cm Dm.

Abb. 13: Schwarzfirnisbecher [K 2550], H. 14 cm. Von der ursprünglich sehr reichen weißen Bemalung nur noch wenig erhalten; unter dem Rand Bogenreihe mit Punkten darin, die zweizeilige Inschrift steht zwischen drei flachen Rillen und ist schwer lesbar; Körber a. a. O. liest sie: BIBAMVS PIE.

Abb. 14—16: Drei Henkelkrüge [K 2552—54], H. 11,5 cm; gelber Ton; Mündung mit Ausguß.

Für die zeitliche Ansetzung des Kölner Grabfundes sind verschiedene Anhaltspunkte gegeben: Zunächst erscheinen Skelettgräber in den Rheinlanden überhaupt erst seit dem 3. Jahrhundert. Die als spätrömisch schon bezeichnete Zwiebelkopffibel ist im Kastell Niederbieber noch nicht vertreten, also in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts noch nicht in Gebrauch, dagegen im 4. Jahrhundert (Kastell Alzey, Kreuznach und sonst).[1] Die Glasflasche mit Trichterhals ist die häufigste Form in Skelettgräbern vom Ende des 3. und 4. Jahrhunderts. Der Glasbecher erscheint in etwas vorgeschrittener Form und Technik in dem einen der beiden Gräber von Mainz, Greiffenklaustraße (siehe Altertümer V Taf. 23, 376). Der Sigillata-Teller ist ein Nachkomme der Form Dragendorff 32, die im Kastell Niederbieber (Typus 5) noch erscheint, dann aber eine leichte Umbildung dadurch erhält, daß Seitenwand und Rand nicht mehr ganz allmählich ineinander verlaufen, sondern in gerundetem Absatz aneinanderstoßen. Zu diesen gehört unser Stück. Ebenso ist der Trinkbecher mit dem aufgemalten Spruch eine Form, die sich aus dem Typus 33 von Niederbieber entwickelt hat. Der schlankere Fuß zeigt das jüngere Stadium. Die Henkelkrüge mit seitlichem Ausguß sind „häufig in den Skelettgräbern des ausgehenden III. und des IV. Jahrhunderts“ (Oelmann, Niederbieber S. 59). Ziehen wir aus all diesen Anhaltspunkten das Ergebnis, so ist das Cölner Grab zweifellos zwischen Niederbieber und Alzey, also nach 260 und vor 330 zu setzen.

Etwas jünger dürfte ein (wohl unvollständiger) Grabfund von Bretzenheim bei Mainz sein, der Altert. uns. heidn. Vorz. V Taf. 4, 71—73 abgebildet ist. Er besteht aus einem Langschwert (93 cm lang), einer Lanzenspitze (Tülle abgebrochen) und einem Schwarzfirnisbecher, H. 6,5 cm. Reicher ist das gleichzeitige Kriegergrab von Stockstadt (a. a. O. Taf. 4, 65—70): Langschwert, Beil, Bronzepinzette, Bronzezunge, Schwarzfirnisbecher und Schüssel. Etwas andersartig wieder das Grab von Wiesbaden, Friedrichstraße (Nass. Heimatbl. XX 1916/17 S. 10 ff.): Schwert, Messer, Schnalle, Gürtelbeschläge, Halsring, Armring, Kamm, Gefäß. Schwieriger als die zeitliche Festsetzung des Grabes ist die Bestimmung der ethnischen Zugehörigkeit des Bestatteten. Als unrömisch erscheint zunächst die Beigabe der Waffen. Damit ist aber noch nicht bewiesen, daß der Krieger gerade ein Germane war, denn in spätrömischer Zeit sind mancherlei nichtrömische Völkerstämme am Rhein und so auch in Cöln gewesen. Es fragt sich nun, ob aus den Beigaben etwas auf die Nationalität des Toten zu schließen ist. Die Glas- und Tongefäße sind römische Fabrikate, wohl der Rheinlande, die jeder benutzt hat. Ebenso ist die Fibel ein weitverbreiteter spätrömischer Typus, dessen Ursprung wohl im Osten zu suchen ist. Die Gürtelschnalle zeigt eine breitgedrückte Form mit großer Be-

[1] Wichtig für die Datierung der Zwiebelkopffibeln sind ferner gut beobachtete Gräber und Stücke mit Inschriften. Hierauf soll im Anhang kurz eingegangen werden.

ſchlagplatte, wie ſie der offiziellen römiſchen Militärausrüſtung fremd zu ſein ſcheint. Die Form des Schnallenbügels kehrt ähnlich wieder in den Funden von Nydam (Engelhardt, Denmark in the early iron age, 1866 Taf. IX Nydam Fig. 55, 61, 65, 66), und ebendort finden wir auch das Ziermotiv der Beſchlagplatte wieder (Taf. V Nydam Fig. 26).[1] Noch deutlicher als die Schnalle weiſt das Ortband der Spatha auf das germaniſche Gebiet hin, während dieſe ſelbſt, ſamt dem Elfenbeingriff wohl eine größere Verbreitung gehabt haben dürfte. Das Ortband in Geſtalt einer flachen Rundkapſel aus Blech (ohne Niello) iſt in drei Exemplaren aus Nydam belegt (a. a. O. Taf. IX Nydam Fig. 45—47). Die gleiche Verzierung in gleicher Technik iſt oben aus dem dritten Funde von Sackrau nachgewieſen. Noch typiſcher germaniſch iſt dieſelbe Form in Eiſen mit Tauſchierung in Gold, wie ſie in einem einzigen Stück in Nydam gefunden wurde (a. a. O. Taf. IX Nydam Fig. 44). Auch die Dekorationsmotive des Cölner Stückes kehren wieder: auf der Vorderſeite das auf der Spitze ſtehende Quadrat im Kreis, auf der Rückſeite das Kleeblatt an einer Ranke. Letzteres erſcheint auch auf dem ſilbertauſchierten Ortband des intereſſanten Grabfundes (Brandgrab) von Reichersdorf im Kreis Guben (Ztſchr. für Ethnol. 21, Verhandl. S. 343 ff.; Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 38), der außer dem Ortband ein zuſammengebogenes Schwert (mit Stempel NATALIS M), eine Lanzenſpitze, ein Beil, einen Sporn, Fibel und anderes enthält. — Ein bronzetauſchiertes Ortband gleicher Art ſtammt aus dem Rhein bei Mainz, abgebildet Weſtd. Ztſchr. XII 1893 Taf. VII 10. — Ein weiteres, im Muſeum Stuttgart aufbewahrtes, iſt in einer römiſchen Villa bei Amſtetten, O. A. Geislingen, gefunden. Es zeigt wieder die charakteriſtiſchen Kleeblätter an Ranken. (Dieſelbe Form in Elfenbein iſt ſchon aus dem 3. Jahrhundert durch Beiſpiele zu belegen, wie Mzr. Ztſchr. XII 1917 S. 65 Abb. 32, 11. Auf Grabſteinen des Oſtens erſcheint das ſcheibenförmige Ortband ſeit dem Ende des 2. Jahrhunderts, vgl. H. Hofmann, Röm. Militärgrabſteine der Donauländer S. 74 Abb. 51 und 52.)

Iſt durch die angeführten Parallelen auch nicht abſolut der Beweis erbracht, daß das Cölner Grab das eines germaniſchen Kriegers iſt, ſo machen es doch dieſe und andere Umſtände wahrſcheinlich: die unrömiſche Sitte der Waffenbeigaben deutet an der Grenze Germaniens am eheſten auf einen germaniſchen Krieger. Die Form und Dekorationsart des Ortbandes findet ihre beſten Parallelen öſtlich des Rheines.

2) Grab von Mainz-Koſtheim (Tafel I, 2)

Der im Jahre 1848 vom Altertumsmuſeum erworbene Fund ſtammt laut Ankaufsbuch I, S. 44 „aus einem germaniſchen Grabe bei Koſtheim, dabei viele Scherben von Gefäßen aus grauem Ton (leider ſind dieſe nicht aufgeſammelt worden) und Bruchſtück einer eiſernen Meſſerklinge". Einzelteile des Fundes ſind verſchiedentlich ſchon abgebildet worden: Altert. unſ. heidn. Vorz. I, II Taf. 7, 2 (Beil); I, VI Taf. 7, 3 (Schwert); I, VI Taf. 8, 1—3 (Schnalle, Riemenzunge, Beſchlagſtück); II, XI Taf. 5, 1 (Ortband); Lindenſchmit, Handbuch der deutſchen Altertumskunde I S. 192 Fig. 90 (Beil); zu S. 369 Taf. VII Fig. 362 (Schnalle); zu S. 370 Taf. VIII Fig. 378 (Riemenzunge); zu S. 395 Taf. XIII Fig. c (Halsring). Lindenſchmit, Das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum 1889 Taf. IX 5 (Halsring). Einzelbeſchreibung:

Abb. 1: Langſchwert [K 1007] aus Eiſen, L. 96 cm, davon 82 cm Klinge; größte Breite 5,1 cm; flach, ohne Mittelgrat oder Blutrinne (Querſchnitt Abb. 1b); als Parierſtange dient ein 8,8 × 3,3 cm großes, ovales Eiſenblech (Abb. 1a), das durch zwei Nägel am Griff befeſtigt war. Griffzunge flach, vierkantig. Abſchlußknopf urſprünglich 6,7 cm breit, ſtark beſchädigt, Spuren von Silberdrahteinlage.

Abb. 2: Ortband [K 1007a] aus Bronze, L. 9,3, Br. 6,7 cm. U-förmig gebogenes Blech, das mit der Lederſcheide durch zwei Nieten (Abb. 2a) an den Enden verbunden war. Dieſe ſind quergeſtrichelt und am Rande gekerbt.

Abb. 3 und 4: Zwei Wehrgehängringe [K 1199] aus Bronze, L. 3,4—3,6 cm; in einem im Querſchnitt vierkantigen Ring hängt ein zuſammengebogenes Stück Blech, durch das eine Niete geht (Abb. 3a), die Oberſeite iſt am Rande gekerbt. — Ganz ähnliche Stücke aus Vermand gibt Pilloy, Etudes sur d'anciens lieux de sépultures dans l'Aisne, II 1895 Taf. 16, 26b.

Abb. 6: Bronze-Gürtelſchnalle [K 1202], aus fünf Teilen beſtehend, der eigentlichen Schnalle und vier dieſe umgebenden Einzelbeſchlägen. Jene beſteht aus dem 6,8 cm breiten Bügel, dem 3,8 cm langen Dorn und der 5,4 cm breiten Beſchlagplatte. Die Geſamtlänge der eigentlichen Schnalle iſt 8,9 cm, die der ganzen Garnitur 16,3 cm. Abgeſehen von kleineren Beſchädigungen fehlt nur die Verbindung zwiſchen Schnallenbügel und Beſchlagplatte. Bügel und Dorn ſind gegoſſen, letzterer endigt in einen ſehr ſtark ſtiliſierten Tierkopf, wie ſie im Flächenſtil auch der Bügel zeigt, der im übrigen Kerbſchnitt- und Strichverzierung trägt. Die Beſchlagplatte der Schnalle zeigt längs dreier Ränder ausgeſchnittene, gegenſtändig geſtellte Dreiecke. Die dazwiſchen ſtehengebliebenen Stege ſind durch eingepunzte Punkte verziert, die in ähnlicher Form auf dem Mittelfeld wiederkehren. Über den Rand iſt je eine aufgeſchlitzte Hülſe mit Querſtrichelung geſchoben. Mehrere Nieten dienten zur Befeſtigung auf der Unterlage. Die vier ringsum angeordneten Einzelbeſchläge ſind ähnlich verziert, ſind aber mit je einer Bronzeplatte unterlegt, ſodaß hier noch mehr der Eindruck eines Kerbſchnittornamentes erweckt wird. Das vordere Abſchlußſtück trägt eine aufgeſchobene, durch Strichgruppen verzierte Hülſe, als Schutz der an dieſer Stelle läſtigen ſcharfen Kante, die bei den übrigen drei Stücken gekerbt iſt. Die Hülſe iſt beiderſeits geſchloſſen durch ein Deckelchen, das aus demſelben Stück Blech geſchnitten und umgeſchlagen iſt (Abb. 6a).

Abb. 5: Riemenzunge [K 1203] aus Bronze, L. 6,4, Breite der Endſcheibe 4,9 cm. Zuſammengeſetzt aus zwei Scheiben (Querſchnitt Abb. 5c), deren vordere

[1]) Eine überraſchende Übereinſtimmung in Verzierungsart und techniſcher Ausführung zeigen zwei runde Scheibenfibeln aus vergoldetem Silber, die einem reich ausgeſtatteten „Germanengrab der ſpätrömiſchen Kaiſerzeit" entnommen ſind. Es fand ſich auf dem Spielberg bei Erlbach, B.-A. Nördlingen, und iſt abgebildet: Jahrbuch des hiſtoriſchen Vereins Dillingen a. D. XXIV 1911 Taf. IX.

dreieckige Ausſchnitte und eingetiefte Verzierungen (Punkte und Kreiſe mit dickem Mittelpunkt) trägt. Die Rückſeite iſt glatt (Abb. 5 b). Der rechteckige Anſatz mit gekerbten Rändern klafft auseinander (Abb. 5 a) und hielt das dazwiſchen geſchobene Gürtelende mit zwei Nieten. Die Ränder des kreisförmigen Teiles ſtecken in einer quergeſtrichelten Hülſe (wie die des Schnallenbeſchlags), die an den Enden vernietet iſt.

Abb. 7: Beſchlagſtück [K 1204] aus Bronze, L. 8,7 cm; an den Enden je eine Niete (Abb. 7 a); eingefeilte Striche bedecken faſt die ganze Oberfläche. Da es die Breite der Gürtelſchnalle hat, gehört es eher zum Gürtel als zur Schwertſcheide.

Abb. 8: Eiſernes Beil [K 1205], L. 14 cm; ovales Stielloch (Abb. 8 a); kaum geſchwungene Umrißlinie (Abb. 8 b); leichte, den Stiel begleitende Lappen. Eine Fuge am Helm des Beiles zeigt, daß das Stielloch durch Zuſammenſchweißen zweier Enden entſtanden iſt.

Eiſernes Meſſer (nicht erhalten).

Abb. 9: Pinzette [K 2671] aus Bronze, L. 8,5 cm, mit Ring; dieſer aus Draht von rundem Querſchnitt, die Zange aus dickem Blech (Abb. 9 a); der Hals trägt als Verzierung gegenſtändig angeordnete Halbkreiſe mit Mittelpunkt.

Abb. 10: Bronzehalsring [K 1201], Dm. 13,5 cm, aus gewundenem, vierkantigen Draht; an dem einen Ende flach gehämmert zu einer Öſe mit gekerbtem Rand, am anderen Ende zu einem Haken umgebogen (Abb. 10 a).

Abb. 11: Glasperle [K 1200], Dm. 2,6 cm; ſchwarz mit ſechs eingelegten weißen Augen, um die hellgrüne Bänder gelegt ſind.

Grautonige Gefäßſcherben (nicht erhalten).

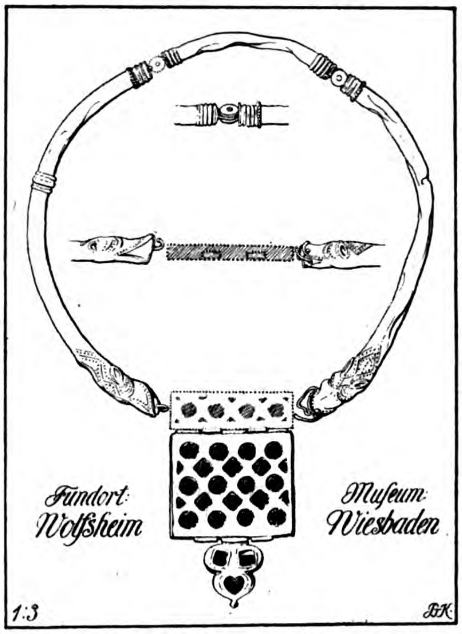
Ehe wir die Einzelſtücke des Koſtheimer Grabes durchſprechen, iſt die Frage zu erörtern, ob der Fund als einfaches oder als Doppelgrab zu deuten iſt. An letzteres zu denken legen Halsring und Perle nahe, die man von vornherein in einem Männergrab nicht vermutet. Und tatſächlich hat Unverzagt (Naſſ. Heimatbl. XX 1916/17 S. 10 ff.) ein Grab aus Wiesbaden (Friedrichſtraße) wegen des Hals- und Armrings [1]) als Doppelgrab angeſprochen. Die Anſicht, daß Halsringe bei den Germanen nur von Frauen getragen worden ſeien, ſtützt ſich auf die Zuſammenſtellungen Koſſinnas, Ztſchr. für Ethnologie 37, 1905, S. 399 ff., der nur von „weiblichem Halsſchmuck“ ſpricht. Dagegenzuhalten iſt die Beobachtung von Zahn (Amtliche Berichte 38 (1916/17) S. 47), daß auf ſpätrömiſchen Bildwerken die Leibwächter am römiſchen Hof, die meiſt germaniſche Krieger waren, den torques tragen (z. B. auf dem Halberſtadter Diptychon und auf dem Silberſchild des Theodoſius). Sodann erſcheint es wenig methodiſch, bloß wegen der Halsringe (ſowie des Armrings und der einzelnen Perle) zwei Männergräber zu Doppelgräbern zu ſtempeln in einer Zeitſtufe, deren Vergleichsmaterial nicht gerade zahlreich iſt, zumal in dem einzigen geſicherten Doppelgrab (Wiesbaden, Heidenberg 1837, abgebildet: Altert. unſ. heidn. Vorz. V Nr. 1339—48) die Frau durch reiche Beigaben (zwei Fibeln, zwei Ohrringe, Nadel, Fingerring, fünfzehn Perlen, Bronzetaſſe und Tonſchale) kenntlich iſt und in keinem der ſonſtigen geſicherten Frauengräber der frühen Völkerwanderungszeit am Mittelrhein ein Halsring vorkommt.

Im übrigen Germanien ſind Halsringe allerdings, wie Koſſinna (a. a. O. S. 399 ff.) beobachtet hat, weiblicher Halsſchmuck. Aus Thüringen ſei genannt Dienſtedt (Götze, Thüringen S. 262): weibliches Skelettgrab mit reichen Beigaben; aus Mecklenburg (Beltz, Vorgeſch. Altert. Taf. 63, 5): Skelettgrab von Häven. Beide haben birnförmige Öſe und reichverzierten Reif, eine Ausprägung, die Koſſinna ſchon als weſtgermaniſch bezeichnet, während die Menge der Halsringe (und ihre Herkunft) in Oſtdeutſchland liegt. Kurz hingewieſen ſei noch auf den Gold-Halsring aus dem dritten Fund von Sackrau: er iſt ganz ähnlich tordiert wie der Koſtheimer, nur der Verſchluß (Haken und Öſe) iſt durch Drahtwickelung hergeſtellt (Grempler, Der 2. und 3. Fund von Sackrau 1888 S. 12 Taf. VII 10). Am Rhein erſcheinen ſie zuerſt in ſpätrömiſchen Grabfeldern, z. B. Worms, Mariamünſter und Mainz, Forſterſtraße. Die gleiche Form in vorfränkiſchen Gräbern aus Wiesbaden: Altertümer V Taf. 72, 1363. Brenner gibt S. 427 dazu noch zwei Parallelen: 1. Einzelfund aus Wiesbaden; 2. Gelbe Bürg bei Ansbach. In fränkiſchen Gräbern der Rheinlande ſind Halsringe äußerſt ſelten: z. B. Frauengrab von Herthen (Grab 26): Silberner Halsring, ſiehe Weſtd. Ztſchr. IX 1890 S. 159, er hat Schleifenöſen, in denen ein S-förmiger Verſchlußhaken hängt, wie er öfters in oſtelbiſchen germaniſchen Frauengräbern der ſpäteren Kaiſerzeit begegnet (z. B. Blume, Mannusbibliothek 8 S. 89 ff.), aber auch in den vorfränkiſchen Gräbern von Wiesbaden als Verſchluß von Perlenhalsketten ſich findet (Altertümer V Taf. 72, 1366).

In dieſem Zuſammenhang ſind auch die Wolfsheimer Goldfunde des Wiesbadener Muſeums zu nennen (v. Cohauſen, Führer 1888 S. 118/19). Sie ſind in den Jahren 1870—1887 erworben worden und ſollen ein geſchloſſener Fund ſein. Hier ſei nur kurz auf den Halsring eingegangen. Er beſteht aus drei Teilen, von denen je zwei durch Scharnier verbunden ſind. Die freiſtehenden Enden verdicken ſich und ſind als Tierköpfe gebildet. Trotz der ſtarken Verbeulung des Hohlrings iſt an dem beſterhaltenen Teil der Durchmeſſer noch mit ziemlicher Genauigkeit feſtzuſtellen. Ordnet man die drei Teile in dieſer Weiſe an, ſo bleibt zwiſchen den Tierköpfen eine Lücke, die der Breite des zum gleichen Fund gehörigen viereckigen Schmuckſtückes entſpricht. Dieſes ſeltene Stück wurde bald nach der Auffindung ſchon als Pectorale gedeutet (v. Cohauſen a. a. O.). Ebert, Baltiſche Studien zur Archäologie und Geſchichte 1914 S. 62 ſchwankt zwiſchen Bruſtſchmuck (Pectorale) und Gürtelſchlußſtück. Baſſermann-Jordan, Der Schmuck S. 45 nennt es „Senkelbeſchläg eines

[1]) Ein Armring in einem germaniſchen Kriegergrab braucht nicht aufzufallen. Z. B. hat das reichausgeſtattete Reitergrab von Warnikam in Oſtpreußen (O. Tiſchler, Oſtpr. Altert., herausgegeben von Kemke, 1902, S. 41 ff.) einen Ober- und Unterarmring (ebenda Taf. XV 9 und 10), beide mit Haken und Öſe als Verſchluß, erſterer aus drei Drähten zuſammengedreht, letzterer tordiert (wie Koſtheim). — Der Verſchluß des Halsringes von Wiesbaden hat eine gute Parallele in dem Bronzearmring von Trebitz bei Wettin (Mansfelder Seekreis), abgebildet: Nachrichten über deutſche Altertumsfunde, 1903, S. 52 Abb. II 2 (Koſſinna: 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts).

Gürtels“. Die erſtangeführte Deutung dürfte die richtige ſein, denn wie protziger Halsſchmuck in ſpätrömiſch-frühgermaniſcher Zeit beliebt war, zeigt das durch ſeine Inſchrift als Frauenſchmuck erwieſene Stück, das Zahn, Amtliche Berichte aus den Königl. Kunſtſammlungen 38 (1916/17) S. 46 abbildet. Es bleibt alſo nur noch übrig, den Wolfsheimer Halsring mit dem Pectorale in Verbindung zu bringen. Das iſt verſucht in Textabbildung 1. Die Form und Verzierung des ergänzten Verbindungsteiles iſt natürlich ſehr problematiſch. Aber die Breite iſt gegeben durch das im Charnier hängende größere Hauptſtück, und die Höhe wird nicht über die der flankierenden Tierköpfe hinausgegangen ſein. Die Vereinigung von plaſtiſchen Tierköpfen und nur auf Flächenwirkung berechneten eingelegten bunten Steinen wird uns in der Zeit der Völkerwanderung, in der nicht nur die Völker, ſondern auch die verſchiedenen Stile um die Vorherrſchaft ringen, nicht wundernehmen. Und eine Parallele ſei gleich als Beleg angeſchloſſen, ein fränkiſches Armband von Schierſtein im Paulus-Muſeum Worms, abgebildet Weſtd. Ztſchr. VIII 1889 Taf. IV 4; Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 53, 1; Riegl, Spätrömiſche Kunſtinduſtrie in Öſterreich-Ungarn Taf. XII 8. Das Motiv an ſich, ein Mittelſtück durch zwei entgegenſtrebende Tierköpfe zu halten, iſt ſehr alt, ich verweiſe nur auf das frühkaiſerzeitliche Armband von Pedescia [Antiquarium, Berlin], abgebildet: Baſſermann-Jordan, Der Schmuck S. 36 Abb. 42 oben.



Textabbildung 1. Goldener Halsſchmuck

Doch nun zurück zur Beſprechung der einzelnen Teile des Grabes von Koſtheim. Wohl das intereſſanteſte Stück iſt die Schnalle mit der Riemenzunge. Die Kreisform der letzteren wird in ſpäterer fränkiſcher Zeit durch die gleichzeitig auftretende längliche Zunge verdrängt. Wir begegnen der runden Form z. B. noch in Heidelberg-Neuenheim (Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 5, 99), ferner in Babenhauſen (ebenda II, XII 6, 4 und 5). Ein weiteres Stück ohne Fundortsangabe im Kabinetts-Muſeum in Darmſtadt (abgebildet: Lindenſchmit, Handbuch Taf. VIII Fig. 377). Die beiden letztgenannten Riemenzungen zeigen techniſch dieſelbe Eigenart wie die Koſtheimer, nämlich, daß der ſcharfe Rand verdeckt iſt durch einen rundgebogenen Blechſtreifen. Während aber das Babenhauſener Stück reiche Kerbſchnittdekoration hat, iſt die Koſtheimer Zunge und Schnalle in der oben beſchriebenen kerbſchnittimitierenden Art verziert, zu der ich keine genauen Parallelen beizubringen habe. Daß die Zuſammenſtellung des Mittelſtücks und der Seitenteile der Koſtheimer Schnalle ſo richtig iſt, zeigt unter anderem der Vergleich mit den (viel zahlreicheren) echten Kerbſchnittſchnallen, z. B. Lindenſchmit, Handbuch Taf. VII Fig. 363 und 364, zwei Stücke, die in der Anordnung der Dekoration gleichſam das Zuſammenwachſen aus den Einzelteilen noch deutlich zeigen. Die Verbreitung dieſer Schnallen (von denen die Koſtheimer trotz ihrer anderen Technik nicht zu trennen iſt) hat Riegl, Die Spätrömiſche Kunſtinduſtrie in Öſterreich-Ungarn, Wien 1901 S. 160 ff. behandelt: er weiſt ſie faſt nur aus Gebieten nach, die unter weſtrömiſchem Einfluß ſtanden: Öſterreich-Ungarn rechts der Donau, Italien, den Rheinlanden,[1] Frankreich, Belgien und England. Dazu ganz vereinzelte Stücke aus Ungarn links der Donau, aus Salona und Olympia. Ebenda S. 161 behandelt Riegl auch die Zeit des Kerbſchnitts. Als älteſtes Stück bezeichnet er eine Tetricus-Medaille (abgebildet: Fröhner, Medaillons de l'empire Romain S. 231). Die Mehrzahl gehört dem 4. Jahrhundert an, z. B. die Stücke des Schatzfundes von Szilagy-Somlyo (zuletzt abgebildet bei: Kubitſchek, Ausgewählte röm. Medaillons der Kaiſerl. Münzenſammlung in Wien 1909, Nr. 300, 311, 352, 357, 359). Andere Anhaltspunkte geben die Fundverhältniſſe von Kerbſchnittſchnallen, z. B. die Funde von Alzey (Altert. unſ. heid. Vorz. IV Taf. 12, 2), und Kreuznach (Lindenſchmit, Handbuch Taf. VII Fig. 364), zwei ſpätrömiſche Kaſtelle gleicher Art, von denen erſteres durch genaue Beobachtungen in die Jahre 330—410 zu ſetzen iſt. Auch die auf Kerbſchnittſchnallen bisweilen erſcheinenden eingravierten Köpfe zeigen deutlich den Stil des 4. Jahrhunderts (Riegl a. a. O. S. 162 Fig. 70). Da nun die Koſtheimer Schnalle in ihrer Technik die gewöhnlichen Kerbſchnittſchnallen als Vorbilder vorausſetzt, dürfte ſie in die Spätzeit derſelben zu ſetzen ſein, alſo wohl nach 400.

Die ethniſche Zugehörigkeit des Koſtheimer Grabes iſt inſofern geſichert, daß wir ein Germanengrab vor uns haben (Kampfbeil, Pinzette, und anderes zeigen es), nur darüber iſt noch keine Übereinſtimmung erzielt worden, welchem Stamme es zuzuweiſen iſt. Gemeinhin gilt es als burgundiſch (z. B. Schumacher, Mzr. Ztſchr. III 1908 S. 28); zum mindeſten dürfte es oſtgermaniſch ſein, worauf wohl der Halsring hindeutet. Nicht verſchwiegen ſoll bleiben, daß die Gürtelſchnalle in

[1]) Ich nenne, was ich an Beiſpielen aus Deutſchland gerade zur Hand habe: Gellep (Muſeum Eſſen), Trier und Waſſerbillig (Muſeum Trier; Hettner, Führer S. 92), Kreuznach (Muſeum Kreuznach; Lindenſchmit, Handbuch Taf. VII Fig. 364), Mainz (Muſeum Mainz; Altertümer II, VI 6, 6 und IV Taf. 12, 1), Alzey (Altertümer IV Taf. 12, 2 und Muſeum Alzey), Abenheim (Muſeum Wiesbaden), Offſtein (Muſeum Worms), Worms (Altertümer I, VIII 7, 1), Koſtheim, Babenhauſen (Altertümer II, XII Taf. 6, 4 und 5), Heidelberg (Altertümer V Taf. 5, 98—99), Walberla bei Kirchehrenbach, Oberfranken (Reinecke, Prähiſt. Zeitſchr. III 1911 S. 163 ff.), wo weitere Funde aus Bayern angeführt ſind.

ihrer auffallenden Größe stark erinnert an die späteren Bronze- und tauschierten Eisenschnallen (Altertümer III, III 6 und I, VII 8), deren Verbreitungsgebiet Südostfrankreich und die Schweiz, also das spätere Burgundenreich ist. Die oben gewonnene Datierung (nach 400) paßt sehr gut zu dem burgundischen Ursprung der Schnalle, da die Burgunden bekanntlich bis etwa 430 in der Gegend von Mainz saßen.

3) Grab von Bretzenheim bei Mainz (Tafel II, 3)

Am 8. Oktober 1907 wurde ein Grabfund aus Bretzenheim angekauft, der beim Bau eines Gewächshauses des Handelsgärtners Diel in Bretzenheim zutage kam. Ob alle Beigaben geborgen wurden, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Auch so ist der Fund noch ungewöhnlich reich. Veröffentlicht ist er: Mzr. Ztschr. III 1908 S. 139 Taf. V (hier wiederholt als Abb. 3 der Taf. II). Die Einzelstücke sind diese:

Abb. 1: Eiserner Helm, H. 15,2, Dm. 20 cm; unterer Rand beschädigt. — Während die eigentlichen Spangenhelme der Völkerwanderungszeit so gebaut sind, daß auf dem Scheitel vier keilförmige Platten mit ihren Spitzen zusammenlaufen, ist bei dem Bretzenheimer Helm die obere Wölbung so gebildet, daß zwei breite Bänder über Kreuz gelegt und die freibleibenden Zwickel durch gewölbte Platten ausgefüllt sind. Das Ganze wird durch einen breiten Eisenstreifen zusammengehalten, um den sich der eigentliche Stirnreif legt. Alle Teile sind unter sich durch Nieten verbunden. Es fragt sich, ob dies ein älterer Typus ist oder ob er aus einer anderen Fabrik stammt oder die Eigenart eines anderen Volksstammes ist. Für die anderen Spangenhelme hat Ebert, Prähistor. Ztschr. I S. 65ff., wie ich glaube, überzeugend die Herkunft aus Fabriken am Schwarzen Meere nachgewiesen. Der Bretzenheimer Helm weist aber so große Verschiedenheiten auf, daß man nicht unbedingt die gleiche Herkunft behaupten kann, es aber doch für wahrscheinlich halten wird. Auf ein sehr ähnliches Stück aus Belgien macht mich Unverzagt aufmerksam: Grab von Triviéres (Provinz Hennegau); es enthält außer dem Helm ein Schwert, einen Ango, eine Lanze, eine Francisca, einen Weißmetallbuckel und ein Tongefäß; vgl. A. d. Loë, Annales de la Société d'Archéologie de Bruxelles XXIII 1909 S. 469ff.

Abb. 2: Eiserne Ringchen, zusammengerostet; sind vielleicht als Reste des Panzerhemdes anzusprechen, zumal Gewebereste daran kleben. Dm. der einzelnen Ringchen 1,1—1,2 cm (vgl. Grab von Wittislingen, Hager, Katal. d. Nat.-Mus. München IV Taf. XXI 10).

Abb. 3: Eiserne Spatha, L. noch 73,5 cm. Griffangel und Spitze unvollständig. Eine flache Mittelrinne läuft über das ganze Schwert. Die eigentliche Klinge war noch etwas über 1 cm tief in den Holzgriff eingelassen, wie die anhaftenden Holzfasern zeigen.

Abb. 4: Eiserner Ango, in zwei Teile zerbrochen, L. 60 und 33,5 cm. Die viermal gespaltene Tülle enthält noch Holzreste und ist durch drei Ringbänder und eine Drahtumwickelung zusammengehalten. (Ähnliche Stücke z. B. Altert. uns. heidn. Vorz. III, IX Taf. 5.)

Abb. 5: Eiserne Lanzenspitze, L. 36 cm; gespaltene Tülle, langer dünner Hals, Blatt flach dachförmig.

Abb. 6 und 7: Zwei eiserne Pfeilspitzen, L. noch 10,4 bezw. 13 cm; flaches Blatt, bei beiden die Tülle (mit Holzresten) unvollständig.

Abb. 8: Eisernes Kampfbeil (Francisca), L. 16,8 cm; geschwungene Umrißlinie.

Abb. 9: Weißmetall-Schnalle, L. 2,5 cm; Bügel leicht kantig profiliert. (Eine ähnliche Weißmetallschnalle aus einem frühfränkischen Grab von Dietersheim [Altert.-Mus. Mainz, gef. 1907], dabei eine kleinere Schnalle, ein zweiseitiger Kamm, roter Teller mit weißer Bemalung, roter Becher, Buckelurne; siehe Textabbildung 4.)

Abb. 10: Weißmetall-Schieber, L. 3,7 cm; diente wohl zur Verkürzung eines Lederriemens.

Abb. 11: Eiserne Pferdetrense, Breite der Gebißstange 18 cm.

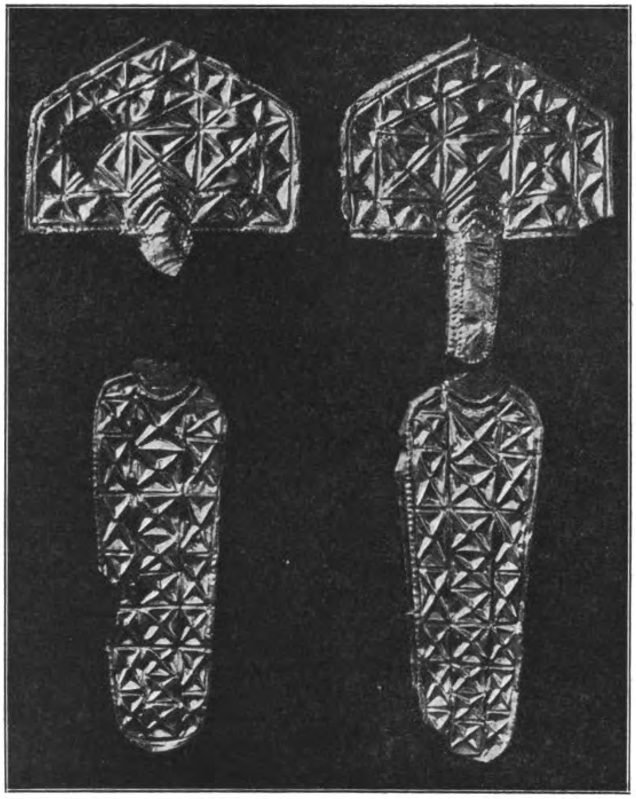
Abb. 12: Bronze-Henkelkrug, H. 18,4 cm (ohne Henkel); der besonders gegossene Henkel (Abb. 12a), der unten in ein stilisiertes Blatt, beiderseits in Tierköpfe ausläuft, ist am Bauch und Rand angelötet. Unterhalb desselben zeigt der Rand zwei Durchbohrungen, deren Zweck nicht sofort ersichtlich ist. Zwei diesen Löchern entsprechende Eisenroststellen am Henkel lassen vermuten, daß dieser an dem Gefäß durch zwei Eisenstifte befestigt war. Der geschwungene Hals ist mit neun Doppellinien geziert, eine weitere läuft um die Schulter. Der Boden ist besonders angesetzt (wohl nachträgliche Flickung) und zeigt unten drei gleichmäßig verteilte, kreisrunde Lötstellen, woraus man auf drei jetzt fehlende Füße schließen darf (vgl. z. B. Altert. uns. heidn. Vorz. IV Taf. 58, 4: Bronzekanne von Pfahlheim, Museum Stuttgart).

Abb. 13: Bronze-Schüssel, Dm. 24,5, H. 7,5 cm; leichter Schrägrand, zylindrischer Standring, innen und außen sauber abgedreht.

Abb. 14: Bronze-Kessel, oberer Dm. 22,5 cm; Boden und große Teile der Seitenwand fehlen. Schmaler, wagerechter Rand, der sich an zwei gegenüberliegenden Stellen zu dreieckigen hochstehenden Lappen erweitert, die kreisrunde Durchbohrungen tragen. In ihnen hängt der halbkreisförmige Bügelhenkel aus plattem, vierkantigen Bronzestab. Die ursprüngliche Form des Kessels zeigen besser erhaltene Exemplare, z. B. Altert. uns. heidn. Vorz. V Taf. 6, 106: Trebur.

Für die zeitliche Stellung des Grabfundes ist einerseits die schon ausgebildete Francisca und der Ango wichtig, andererseits zeigt die Weißmetallschnalle noch die Form des 5. bis 6. Jahrhunderts (vgl. Brenner a. a. O. S. 292). Man wird also das Grab an den Beginn des 6. Jahrhunderts setzen dürfen. Nachforschungen an derselben Stelle ergaben ein zweites „Grab", darin Messer, Schere, eiserne Schnalle, 2 T-förmige Bronze-Schlüssel (ähnlich: Altertümer II, XI Taf. 6, 5), Glasbecher, Bärenzahn, Bronze- und Eisenteile. Ob das Grab ungestört ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ein beträchtlich älteres Grab von Bretzenheim ist oben S. 2 erwähnt (abgebildet: Altertümer V Taf. 4, 71—73). Da Funde dieser Übergangszeit selten sind, seien noch zwei goldplattierte Fibeln des 5. Jahrhunderts (Textabbildung 2) angeschlossen, die aus Bretzenheim stammen sollen (vgl. Mzr. Ztschr. XII/XIII S. 179). Erhalten ist nur der kerbschnittartig verzierte Goldblechbelag, von dem Körper, der

wohl aus Bronze war, ist nichts mehr erhalten. Wie diese Fibeln aussahen, zeigt ein besser erhaltenes Exemplar vom Rhein: Bronzekörper mit Silberblechbelag, gefunden bei Kärlich, Prov.-Museum Bonn; abgebildet: Altertümer IV Taf. 65, 2 und Salin, Die altgermanische Tierornamentik 1904 S. 18 Abb. 29. Die Kerbschnittverzierung dieses Stückes ist mit Ausnahme des Mittelstreifens des Fußes die gleiche wie bei den Bretzenheimer Stücken. Der Bügel des Kärlicher Stückes trägt heute keinen Belag mehr, aber bei dem einen Bretzenheimer Exemplar ist er zum großen Teil erhalten. Ein drittes Stück, gefunden im Elsaß, abgebildet Altertümer IV Taf. 65, 1 und Salin a. a. O. S. 17 Abb. 26, trägt keine Kerbschnittverzierung, gehört aber derselben Typenreihe an, die sich durch Rußland, Ungarn, Österreich, Deutschland, Frankreich und Italien nachweisen läßt (Salin a. a. O. S. 11 ff.; Kubitschek, Jahrbuch für Altertumskunde V 1911 S. 32 ff.; Brenner, VII. Bericht der Römisch-German. - Kommission S. 274 ff.; Götze, Gotische Schnallen S. 2).



Textabbildung 2. Goldblechbelag zweier Fibeln (aus Mzr. Ztschr. XII/XIII S. 179 Abb. 18)

Die völkische Zugehörigkeit ist mit ziemlicher Sicherheit zu entscheiden. Da die drei andern Spangenhelme in Deutschland (Baldenheim, Gammertingen, Gültlingen) auf gesichert alemannischem Boden gefunden worden sind, möchte man geneigt sein, auch das Bretzenheimer Grab für alemannisch anzusprechen, nicht weil die Helme als alemannische Erfindung anzusehen wären (wie oben schon angeführt, stammen sie wohl aus Fabriken am Schwarzen Meer), sondern vielleicht aus Vorliebe der alemannischen Edeln für diese Tracht. Aber andererseits sind die Übereinstimmungen mit den gesicherten fränkischen Gräbern des 6. Jahrhunderts so groß, daß man mit größerer Wahrscheinlichkeit das Grab als frühfränkisch wird bezeichnen dürfen, zumal die oben angeführte Parallele aus Belgien, wo doch nur Franken in Betracht kommen, nicht nur in bezug auf die Helmform, sondern auch die Zusammensetzung der Grabbeigaben überraschende Ähnlichkeit zeigt.

4) Grab von Freilaubersheim (Tafel I, 4)

Aus der Ausgrabung vom 26. August bis 23. September 1873 greifen wir Grab 3 heraus, das reich ausgestattet ist und ziemlich vollständig zu sein scheint. Es ist kurz erwähnt: Altert. uns. heidn. Vorz. III, IV zu Tafel VI 11—13: „.... Grab eines mit allen Waffen ausgerüsteten Mannes, ... es fanden sich bei demselben eine Spatha, ein Messer, eine Francisca, zwei Pfeile, ein Schildbuckel, eine Pferdetrense, ein Sporn von Eisen. Außerdem lagen bei dem Skelette zwei kleine Messerchen, ein Feuerstahl mit Stein, zwei vergoldete Silberschnällchen wie Nr. 11, die unter Nr. 13 gegebene Silberschnalle, alle drei von einem Gürteltaschenbeschlag aus Eisen, am Gürtel selbst eine große Eisenschnalle und die Silberschnalle Nr. 12, an den Füßen zwei kleine Schnällchen von Eisen; ferner ein schöner Glasbecher und ein Tongefäß mit eingedrückten, buchstabenartigen Zeichen, sowie ein gehenkeltes Becken von Erz.“ — Die größere Silberschnalle ist auch abgebildet: Lindenschmit, Handbuch Taf. I Fig. 319 zu S. 361 und Lindenschmit, Das Röm.-Germ. Central-Museum 1889 Taf. X 5. Das Tongefäß behandelt: Körber, Inschriften 3. Nachtrag S. 130 Nr. 216.

Abb. 1: Eiserne Spatha [K 1836], L. 92, Br. 5—5,7 cm; auf das obere Ende der Klinge ist ein flacher Reif aus vergoldeter Bronze aufgeschoben, der wohl den Mund der Scheide verstärkte. Von dieser sind deutliche Holzfasern und darüber Reste eines (Leder?) Überzuges erhalten. (Zum Scheidenmund vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. IV Taf. 18, 1—2 und 4—5, ebenso: V Taf. 12, 176, Taf. 30, 512; die Beispiele ließen sich leicht vermehren (Museum Wiesbaden: Igstadt 1876 und Wiesbaden Dotzheimerstraße 1915)[1]), doch scheinen sie sämtlich dem 6. Jahrhundert anzugehören.)

Abb. 2: Francisca [K 1849], L. 19 cm; in der ovalen Tülle Reste des Holzstieles.

Abb. 14: Eiserne Pfeilspitze [K 1846], L. 13 cm; flaches, lanzenförmiges Blatt.

[1]) Beide aus geschlossenen Grabfunden, deren typischer Inhalt kurz angegeben sei: Igstadt: Spatha, Schildgriff, Glas-Trinkhorn, Tonkrug mit Schnauze (erwähnt: Nass. Ann. 14 S. 433); Wiesbaden, Dotzheimerstraße: Spatha, Lanze, Schildbuckel mit Griff, Glasbecher, Tonkrug mit Schnauze (erwähnt: Nass. Ann. 44 S. 342).

Abb. 15: Desgleichen [K 1847], L. noch 11,5 cm; Spitze abgebrochen; gleiche Form.

Abb. 12: Eiſerner Schildbuckel [K 1850], Dm. 16,5, H. 9,5 cm, mit Nagel-Knopf; dieſer und die fünf Nieten des Randes ſind mit Bronzeblechſcheibchen belegt. (Verſchiedene Formen fränkiſcher Schildbuckel gibt: Altert. unſ. heidn. Vorz. I, V Taf. 6.)

Abb. 13: Eiſerner Schildgriff [K 1838], L. noch 43 cm; beiderſeits unvollſtändig (beſſer erhaltene Griffe zeigt: Altert. unſ. heidn. Vorz. IV Taf. 17, 1, 4, 5).

Abb. 17: Eiſernes Meſſer [K 1840), L. 28 cm; kräftige Klinge.

Abb. 18: Desgleichen [K 1842], L. 17 cm; mit Reſten der Lederſcheide.

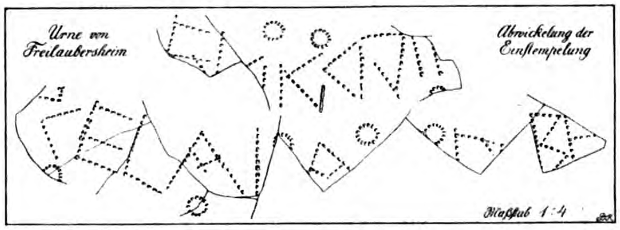
Abb. 19: Desgleichen [K 1843], L. noch 12 cm; unvollſtändig.

Abb. 9: Feuerſtahl [K 1844], L. 15,5 cm.

Abb. 10: Feuerſtein [K 1845], L. 2,8 cm; daran haftend Eiſenroſt.

Abb. 8: Eiſerner Taſchenbügel [K 1835], L, 12,5 cm; daran Holzfaſern; dazu gehörten die folgenden drei Schnällchen.

Abb. 5: Weißmetall-Schnällchen [K 1765], L. 4,4 cm; Endknopf abgebrochen; mit reicher Kerbſchnittverzierung.



Textabbildung 3. Inſchrift auf einer Urne

Abb. 4 und 6: Zwei Weißmetall-Schnällchen [K 1766—67], L. 3 cm; bei einem Stück fehlt der Dorn; Form wie voriges, aber einfacher verziert.

Abb. 3, 3a, 3b: Weißmetall-Schnalle [K 1770], L. 4,5 cm; maſſiver Bügel und Dorn mit breitem Fortſatz; Beſchlagplatte aus Blech zuſammengebogen, mit drei Nieten am Riemenende befeſtigt. Vorderſeite derſelben durch eierſtabähnliches Relief geſchmückt.

Abb. 7: Eiſerne Gürtelſchnalle [K 1833], Br. 6,3 cm.

Zwei Eiſenſchnällchen (heute nicht mehr nachzuweiſen) lagen an den Füßen.

Abb. 11: Eiſerner Sporn [K 1834], L. 6,2 cm; mit kurzem Dorn (vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. II, X Taf. 5, 6—8).

Abb. 20: Eiſerne Pferdetrenſe [K 1850a], urſprüngliche Br. etwa 21 cm (ähnliche Stücke: Altert. unſ. heidn. Vorz. II, X Taf. 5, 1, 5 und 9).

Abb. 16: Eiſerne Tülle mit Holzreſten darin [K 1850b].

Abb. 22: Bronzebecken [K 1866], Dm. 31—31,5 cm, H. 9 cm; hoher Standreif angelötet; Griffe (Abb. 22a) mit einfachen Linien verziert.

Glasbecher (heute nicht mehr nachzuweiſen).

Abb. 21: Tongefäß [K 1878], H. 16,4, oberer Dm. 21—21,5 cm; landläufige rheinfränkiſche Form mit Bauchkante, Drehſcheibenarbeit; ſchwarz mit eingeſtempelten, buchſtabenähnlichen Zeichen auf der oberen Hälfte, und mit wilden Eingravierungen unten. Ob die „Buchſtaben" wirklich ſolche ſind, iſt fraglich. Körber a. a. O. S. 130 verneint es. Die Textabbildung 3 gibt die Abwickelung, es ſind zwei zuſammenhängende Streifen. Die „Buchſtaben" ſind mit einem ſiebenzackigen Kamm (wohl aus Holz) eingeſtempelt, dazwiſchen ſind Kreiſe geſetzt, beides iſt vor dem Brand geſchehen. Nur in der oberen Zeile der Textabbildung iſt nach dem Brand C zu G durch Einritzen einer Linie korrigiert. Dies möchte man als Beweis halten, daß wirklich Buchſtaben vorliegen. Bei dem ſchlechten Erhaltungszuſtand wird allerdings kaum noch ein Sinn herauszufinden ſein. In der oberen Zeile glaubt man erkennen zu können: RNIGO • • ?; in der zweiten Reihe: CELALA • • DBE • • • ?

Zeitſtellung: vor der Mitte des 6. Jahrhunderts (man beachte die frühe Schnallenform Abb. 3). Stammeszugehörigkeit: fränkiſch.

5) Grab von Mainz-Kaſtel (Tafel II, 5)

Vor dem Wiesbadener Tor in Kaſtel wurde im Frühjahr 1904 beim Kanalbau ein Grab aufgedeckt, deſſen Inhalt von der Großh. Kulturinſpektion dem Altertumsmuſeum in Mainz überwieſen wurde. Die Fundſtelle liegt unfern vom Rheinufer, an der Kreuzung der Geleiſe der elektriſchen Bahn und des nach Biebrich führenden Wegs.

Erſtveröffentlichung: Mzr. Ztſchr. I 1906 S. 80 ff., dazu Taf. VI 15 (Schwert) und: Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 30, 512 und 512 a—c (Schwert). Die eingelieferten Fundſtücke ſind:

Abb. 1: Langſchwert (Spatha), L. 89 cm; davon entfallen 13 cm auf den Griff. Breite der Klinge oben 5,8 cm; Scheidenmundſtück aus Silber, mit gerippten Kanten; Teil des Randbeſchlags der Scheide erhalten. Parierſtange 11,2 cm lang, untere Seite mit Silberblech belegt (Abb. 1c). Die Nieten zur Befeſtigung des vergangenen Griffes aus Silber, mit Rundköpfen und gekerbten Rändern. Knauf (Abb. 1a und b) 7,8 cm breit und 2,3 cm hoch. Zwiſchen der untergelegten Silberplatte und dem dreieckigen Silberknopf iſt die Einlage vergangen. Einerſeits iſt an dem Dreiecksabſchluß ein halber und ein ganzer ineinanderhängender Silberring angebracht, deſſen Verwendung unklar iſt.

Ein ähnlicher Knauf aus Gilton nahe Sandwich in Oſt-Kent iſt: Altert. unſ. heidn. Vorz. V Taf. 30, 512d abgebildet, andere aus England und Skandinavien erwähnt ebenda S. 166 (Abbildungen bei Salin, Tierornamentik S. 100 ff. Abb. 244, 249—252). Aber auch aus Italien ſind ſie bekannt: Nocera Umbra Grab 1 und 30; abgebildet: A. Venturi, Storia dell'Arte Italiana II 1902 S. 31 und 33 Fig. 27 und 28.

Abb. 2: Eiſerne Lanze, L. 53 cm; langer Hals.

Abb. 3: Eiſerner Schildbuckel, H. 8,5, Dm. 15,5 cm; war befeſtigt durch Eiſennägel mit flachen Bronzeköpfen.

Abb. 4: Eiſerner Schildgriff, beiderſeits unvollſtändig, zwei Bruchſtücke erhalten.

Abb. 7 und 8: Zwei eiſerne Meſſer, L. noch 12,5, urſprünglich etwa 14,5 cm; beide beſchädigt.

Abb. 5 und 6: Zwei kleine eiferne Schnallen mit viereckigen Befchlagplatten; L. 4,5 und 5,5 cm.

Abb. 12: Bronze-Schüffel mit geperltem Rand, aus Blech getrieben; H. 9, Dm. 31 cm.

Abb. 10: Glasbecher, H. 18 cm; ganz erhalten.

Abb. 11: Glasflafche, H. 27 cm; wenig erhalten, aber die Form ift mit Sicherheit aus den Bruchftücken zu rekonftruieren; zur Form vgl. Flafche von Oberwalluf im Mufeum Wiesbaden, Flafche von Heilbronn (7. Bericht des hift. Ver. S. 15 Taf. I 5).

Bronze-Münze konftantinifcher Zeit (nicht mehr nachzuweifen).

Abb. 9: Wagefchälchen aus Bronzeblech mit drei Durchbohrungen am Rand; Dm 2,8 cm.

Zeit: Fränkifches Grab aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts.

6) Grab von Vendersheim (Tafel II, 6, Abb. 1—4)

Das Altertumsmufeum erwarb 1887/88 durch Ankauf einen Grabfund von Vendersheim (erwähnt Weftd. Ztfchr. VII 1888 S. 296), von einer Stelle, wo im folgenden Jahre Ausgrabungen veranftaltet wurden (a. a. O. VIII 1889 S. 270/71) und woher vielleicht auch ein fpäterer Ankauf ftammt (a. a. O. XI 1892 S. 248). Nach Schumacher, Mzr. Ztfchr. III 1908 S. 37 ift es die Gewann „auf Heure" weftlich vom Ort. Der hier vorgelegte Grabfund ift mit Ausnahme des Schwertes noch unveröffentlicht. Diefes ift abgebildet: Altert. unf. heidn. Vorz. IV Taf. 48, 5 und Lindenfchmit, Das Röm.-Germ. Centralmufeum in bildlichen Darftellungen Taf. XII 2.

Abb. 1: Eifernes Langfchwert (Spatha) [K 2634], L. 88,3 cm, davon entfallen auf die Klinge 73,2 cm, Breite derfelben oben 5,2, unten 4,2 cm; abgerundete Spitze, flaches Blatt. Breite der Parierftange 9,7 cm; des dachförmigen Knaufes 8,2 cm. Beide beftehen aus taufchiertem Eifenteil und Bronzeblechbefchlag nach dem Griff und der Klinge zu.

Abb. 2: Eiferner Sax [K 2635], L. 52 cm, davon entfallen 36 cm auf die Klinge; Griffangel nicht ganz vollftändig.

Abb. 3: Eiferne Lanzenfpitze [K 2636], L. 28,9 cm, der Tülle 13 cm; fchmales Blatt, fcharfer, hoher Mittelgrat, Tüllenanfatz verziert.

Abb. 4: Eiferner Schildbuckel [K 2637] Dm. 17, H. 7 cm. Mit vier Bronzenägeln.

Zeit: Fränkifches Grab des 7. Jahrhunderts. Das Vendersheimer Grab ift das erfte in unferer Reihe, in dem Eifentaufchierung vorkommt, und zwar in unaufdringlicher Verwendung am Schwertgriff. Den weiteftgehenden Gebrauch diefer Technik finden wir im 7. Jahrhundert an Scheibenfibeln, Schnallen, Befchlägen, Pferdegefchirr ufw. An Schwertgriffen liebt die karolingifche Zeit den reicheingelegten Knauf und ebenfolche Parierftange (z. B. Altertümer III, XI Taf. IV 1: Rhein bei Speyer). Der Beginn diefer Dekoration in fränkifch-alemannifchen Funden fcheint erft gegen die Mitte des 7. Jahrhunderts zu liegen (Schliz, Fundber. aus Schwaben XI 1903 S. 26; 7. Bericht des Hiftor. Ver. Heilbronn 1904 S. 12; Brenner a. a. O. S. 292 und 301).

7) Grab von Dietersheim (Taf. II, 6, Abb. 5—8)

Auf dem ausgedehnten fränkifchen Grabfeld am Oftende von Dietersheim, das zum Teil fchon in den Jahren 1878 und 1885 ausgebeutet wurde (auch am 27. Juni 1907 wurden wieder Funde von dort vom Altertumsmufeum in Mainz erworben), wurden 1905 elf Gräber nachgewiefen, als der Maurermeifter Gg. Baldner die Fundamentgrube für ein Haus aushob. Grab 1, das wir hier herausgreifen, wurde am 29. November 1905 vom Altertumsmufeum in Mainz angekauft. Es ift veröffentlicht: Mzr. Ztfchr. I 1906 S. 81 ff., dazu Taf. VI 16 und 17 (Schwert und Schnalle). Darnach enthielt es:

Abb. 5: Eifernes Langfchwert (Spatha), L. 87,6 cm; Griff (mit Parierftange) aus Knochen, dreieckiger eiferner Abfchluß mit Taufchierung in geometrifchen Muftern, beiderfeits verfchieden (Abb. 5 a). Zwei Stücke des Randbefchlags der Scheide erhalten.

Abb. 7: Eiferner Schildbuckel, H. 9,5, Dm. 21 cm; war mit flachen, großen Eifenknöpfen befeftigt.

Abb. 6: Eifernes Meffer, L. 7,5 cm.

Abb. 8: Bronze-Schnalle, Br. 11,8, H. 6,7 cm; rechteckiger Schnallenbügel mit roher Strichverzierung, die Befchlagplatte war mit fünf Nieten, von denen noch zwei erhalten find, auf der Unterlage (wohl einem Ledergürtel) befeftigt. Die Mitte ift durchbrochen und zeigt die rohe Silhouette eines Reiters in unklarer Körperhaltung.

Zeit: Fränkifches Grab vom Ende des 7. Jahrhunderts. Diefe zeitliche Anfetzung des Grabes folgert aus der fpätmerovingifchen hohen Form des Schildbuckels und der Form und Verzierung der Schnalle; diefe zeigt keinerlei Erinnerungen mehr an „Tierornamentik", fondern ift realiftifcher, foweit das fchwache Können des Künftlers es erlaubte. In der Form erinnert fie an die fogenannten Prophetenfchnallen wie Salin, Tierornamentik S. 113 Abb. 301, Lindenfchmit, Handbuch Taf. II Fig. 329 (auch Fig. 330 und 331) und Beffon, L'art barbare 1909 Taf. XI—XVII.

Die Vergleichung der befchriebenen Gräber geftattet uns, einige Schlüffe fowohl auf den Grabritus wie auf die Lebensdauer der einzelnen Inventarftücke zu ziehen. Daß alle Gräber eine Spatha haben, darf nicht irreführen. Es find eben nur folche Gräber ausgewählt worden. Über diefe vornehmfte Waffe der Völkerwanderungszeit gilt das, was Brenner, Stand der Forfchung über die Kultur der Merovingerzeit (7. Bericht der Röm.-Germ. Kommiffion) S. 289 gefagt hat: „Zur ftändigen Ausrüftung des Toten gehört die Spatha fchon im 6. Jahrhundert nicht; im 7. Jahrhundert wird fie feltener; an ihre Stelle tritt als verbreitetfte Waffe der Skramafax bezw. Langfax." Die Entftehung der fränkifchen Spatha aus dem fpätrömifchen Langfchwert [1]) ift außer Zweifel und wird durch die Zufammenftellung des Cölner Grabes mit den übrigen gut illuftriert. „Der Sax hat unter den fpätrömifchen Waffen kein unmittelbares Vorbild, dagegen unter den germanifchen (vgl. Grabftein des T. Flavius Baffus aus Cöln: Bonner Jahrbuch 81 Taf. IV und (nach koloriertem Abguß) Naff. Annalen 40 S. 168 Abb. 35; eine Zufammenftellung der

[1]) Das feinerfeits im Grunde eine Fortfetzung des Spät-La Tènefchwertes, wenn wir auch die Anknüpfung nicht direkt belegen können, infolge der Spärlichkeit der Funde und des Überwiegens des gladiusartigen Kurzfchwertes während der erften zwei Jahrhunderte der Kaiferzeit (Jahn, Die Bewaffnung der Germanen S. 125, 131, 132).

germanischen Hiebmesser der Kaiserzeit gibt Jahn, Die Bewaffnung der Germanen S. 145 ff.) · · · · · der Sax der älteren Frankengräber noch ziemlich klein und leicht und wächst sich erst im Laufe des 6. Jahrhunderts zum schweren breiten Skramasax aus. Der Langsax ist dann die Waffe des 7. und 8. Jahrhunderts" (Brenner, a. a. O. S. 290). So erscheint er erst in einem der jüngsten unserer Gräber (Vendersheim). Der Ango, die Fortsetzung des römischen Pilums, findet sich in jüngerfränkischen Gräbern kaum mehr. „Auch die Axt ist im wesentlichen eine Waffe des 6. Jahrhunderts und wird später seltener" (Brenner a. a. O. S. 290). Gemeint ist die „Francisca" genannte Beilform. Das Kampfbeil überhaupt ist eine germanische Waffe schon in älterer Zeit. In der Form unterscheidet es sich kaum von dem römischen Beil. Der Fund von Kostheim zeigt ein solches, das die Weiterentwicklung zur stark geschwungenen Form der Francisca wie aus Bretzenheim und Freilaubersheim noch nicht vermuten läßt. Nebenher gehen andere Beiltypen, die nicht in diese Entwickelungsreihe hineingehören: Stockstadt (Altertümer V Taf. 4, 70) mit sehr langer Schneide, Wiesbaden (ebenda Taf. 72, 1358) mit dünnem Hals und Verlängerung an der Tülle. Mehr noch an die alte, römische Form erinnern die Exemplare von Mainz, Greiffenklaustraße (ebenda Taf. 23, 375) und Niederursel (ebenda Taf. 4, 76). Die Schildbuckel von Freilaubersheim und Kastel haben die aus der germanischen Form abgeleitete fränkische, während Dietersheim dem karolingischen Typus ohne Spitze sich nähert. Doch sind die verschiedenen Formen nicht bloß durch zeitliche Verschiedenheit zu erklären, sondern auch durch ihre Herkunft. Harster, Das bajuwarische Reihengräberfeld bei Kelheim (Prähist. Ztschr. V 1913) S. 257 schreibt darüber: „Während bei den Franken der kegelförmige, knopfgekrönte Buckel auf zylindrischer Wandung viel häufiger ist, als der kugelige oder hutförmige, tritt dieser gegen Osten und Süden hin immer zahlreicher auf; bei den Langobarden scheint er an Zahl die andere Form zu übertreffen. Wir finden kugelförmige Buckel auf zylindrischer Wandung besonders zahlreich in den Gräberfeldern von Nordendorf, Schretzheim und Allach."

Unsere oben zusammengestellten Gräber werfen die Frage auf, welches das typische Inventar germanischer Kriegergräber ist. Da ist, wenn wir größeres Material durchsehen, einmal zu sagen, daß nicht jedes Grab unvollständig zu sein braucht, das nicht alle sonst üblichen Inventarstücke enthält, andererseits aber unsere Gräber in diesem oder jenen Falle tatsächlich unvollständig zu sein scheinen, was damit zu erklären ist, daß sie meist von unkundiger Hand oder in Hast gehoben worden sind.

Daß nicht jedes Grab einen Helm hat, bestätigt nur die bekannte Tatsache der Spärlichkeit völkerwanderungszeitlicher Helme, wovon schon oben die Rede war.

Die Zahl der Lanzen ist verschieden. Eine häufig vorkommende Zusammenstellung ist: eine große und zwei kleine (wohl richtiger Pfeilspitzen zu nennende), wie Bretzenheim, wo sogar noch der Ango hinzukommt. Bei Freilaubersheim sind die beiden kleinen (14, 15) erhalten, die Tülle (16) scheint der Rest der größeren zu sein. Bei Kastel liegt nur die große Lanze noch vor, die beiden kleineren sind vielleicht übersehen worden. Dietersheim und Vendersheim scheinen überhaupt sehr unvollständig zu sein. Doch soll natürlich nicht gesagt sein, daß in jedem vollständigen Grab die genannten drei Lanzen vorkommen müssen.

Die Form der Pfeilspitzen ist bei Bretzenheim und Freilaubersheim die von kleinen Lanzenspitzen (ebenso bei Wiesbaden: Altertümer V Taf. 72, 1355), aber in dem zweiten Grab von Mainz, Greiffenklaustraße (ebenda Taf. 23, 382), haben sie lange Widerhaken.

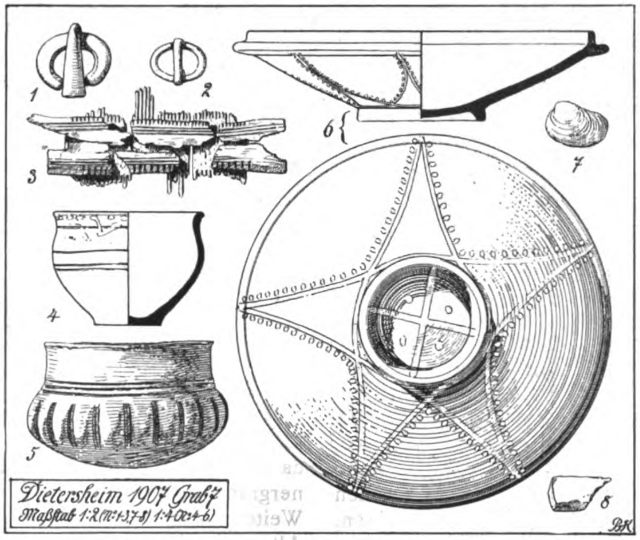
Die Pinzette ist kein gerade häufiges Inventarstück germanischer Gräber Westdeutschlands:

Stockstadt: Altertümer V Taf. 4, 67; Mainz, Greiffenklaustraße: ebenda Taf. 23, 381; beides Männergräber. Drei fränkisch-alemannische sind bei Lindenschmit, Handbuch S. 322 Fig. 257—59 abgebildet, andere Altertümer II, V Taf. 6, 4, 5, 9—12. In gesicherten Männergräbern sind sie aus Selzen (Lindenschmit, Das Germ. Totenlager bei Selzen 1848 S. 7), Oberolm (Grab 10, Museum Mainz) und sonst bekannt.

Kämme kommen in unseren Gräbern zufällig nicht vor. Über ihr Aussehen sind wir aus anderen gleichzeitigen Funden gut unterrichtet: Dreieckige Griffe haben die Stücke von Mainz-Greiffenklaustraße (Männergrab; Altertümer V Taf. 23, 371), Neuenheim (Frauengrab ebenda Taf. 5, 97), Wiesbaden-Heidenberg (aus einem Doppelgrab; ebenda Taf. 72, 1339). Abgerundeten Griff hat Niederursel (ebenda Taf. 4, 74). Stark geschweiften Griff haben Wiesbaden-Heidenberg (ebenda Taf. 72, 1359) und Wiesbaden-Friedrichstraße (Männergrab; Nass. Heimatbl. XX 1916/17 S. 12 Abb. 1, 6). Weitere Beispiele für die drei Typen gibt Brenner, Altertümer V S. 427 ff.

Bemerkungswert ist das Fehlen der Fibel in allen Gräbern, abgesehen von dem Cölner Grab. Und mustern wir einmal die typisch fränkisch-alemannischen Gräberfelder durch, so beobachten wir tatsächlich, daß zwei Fibeln gleicher Art in Frauengräbern und keine Fibeln in Männergräbern die Regel ist. Von Ausnahmen sind mir diese aufgestoßen: Wagner, Westd. Ztschr. IX 1900 S. 160: Herthen Grab 38 mit drei Pfeilspitzen, einem langen und einem kleinen Messer, ein Feuerstahl, und eine „Eisenfibel", abgebildet a. a. O. Taf. 9, 21. Es ist dies ein fibelähnliches Eisenstück, das mit der typischen Fibel keine Ähnlichkeit hat. Die zweite Ausnahme ist Grab 3 von Sinsheim (Wagner, Fundstätten II S. 367), worin zwei Messer und eine sternförmige Bronzefibel lagen. Das Inventar ist so gering, daß die Bestimmung als Männergrab sehr fraglich ist. Vorfränkisches Grab aus Wiesbaden: Altertümer V Taf. 72, 1352—56 (Fibel nicht erhalten, nur im Inventar erwähnt). Ob die aus dem Doppelgrab (Mann und Frau) von Wittislingen bei Lauingen stammende Fibel des Münchener Nationalmuseums (abgebildet Hager, Katalog 4 Taf. XX 2 und XXI 1) mit der Inschrift: Uffila vivat in Deo · · · · · · wirklich von dem Mann getragen worden ist, erscheint mir doch sehr zweifelhaft. Daß in zwei Gräbern von Selzen jedesmal ein Fibelpaar (einmal auch noch eine Perlenkette und anderes) in einem Gefäß am Fußende des fränkischen Männerskelettes lag, zeigt nur, daß sie nicht zur Tracht des Mannes gehörten, viel eher als Schmuck der trauernden Witwe von dieser dem Toten mit ins Grab gegeben wurden.

Beſtätigt ſich die Beobachtung, daß zur Gewandung des germaniſchen Kriegers der Völkerwanderungszeit keine Fibel gehörte, ſo iſt die Bemerkung Lindenſchmits in ſeinem Handbuch S. 334 zu korrigieren, „daß zumal die größeren Arten, welche einzeln und nicht paarweiſe in Männergräbern gefunden wurden, offenbar als Mantelhaften zu betrachten ſind." Die Franken und Alemannen haben alſo ihren Mantel, wenn ſie einen ſolchen getragen haben, auf andere Weiſe befeſtigt. Die Beiſpiele ſolcher Fibeln, die Lindenſchmit als Abbildung 268—73 gibt, ſind eben keine fränkiſch-alemanniſchen, ſondern 268 La Tène-, 272 und 273 frührömiſche und 269–71 ſpätrömiſche Stücke. Und für die ſpätrömiſche Tracht iſt die Zwiebelkopffibel als Mantelhafte (bei Männern und Frauen) typiſch und durch bildliche Darſtellungen belegt z. B. auf dem Halberſtadter Diptychon: Lindenſchmit a. a. O. S. 426 Abb. 440. So kommt ſie auch in unſerem Cölner Grab vor.



Textabbildung 4. Frühfränkiſches Grab aus Dietersheim

Ob die Dreizahl der beigegebenen Gefäße (aus Glas, Bronze oder Ton), die im Bretzenheimer, Freilaubersheimer und Kaſteler Grab uns begegnet, Zufall iſt, kann nur eine umfaſſende Prüfung des vorliegenden Materials an geſchloſſenen Gräbern entſcheiden, wie ſie hier nicht gegeben werden kann. Nur ein Blick ſei auf die mit Spatha ausgeſtatteten Kriegergräber von Selzen geworfen: Grab 7 hat Glasbecher, Bronzebecken und Tongefäß. Grab 12 hat Glasbecher und Tongefäß. Grab 16 hat nur einen Glasbecher. Es hat alſo den Anſchein, als ob drei Gefäße (Becher, Schüſſel, Urne) das vollſtändige Grabſervice ſeien, von denen aber bald das eine oder das andere fehlt, weil die ſie erſetzenden Holz- und Ledergefäße ſich nicht erhalten haben. Keramiſche Gefäßtypen geben unſere Gräber leider ſehr ſpärlich, weniger weil Tongefäße fehlten als weil ſie zertrümmert und nicht aufgeſammelt wurden. Das Cölner Grab hat, wie ſchon oben geſagt, noch rein römiſche Keramik: Sigillata, Schwarzfirnis- und tongrundige Ware. Freilaubersheim hat ſchon den typiſch rheinfränkiſchen Topf mit Bauchkante. Für die zwiſchen beiden Gräbern liegende Zeit ſei als Beiſpiel ein frühfränkiſches Grab von Dietersheim hier eingefügt, das oben S. 6 ſchon kurz geſtreift wurde. Es iſt Grab 7 der Ausgrabung 1907; ſiehe Textabbildung 4: 1. Weißmetallſchnalle, Br. 2,2 cm; 2. Bronzeſchnalle, Br. 1,5 cm; 3. doppelſeitiger Beinkamm, unvollſtändig; 7. Muſchel; 8. Stückchen Feuerſtein; 5. Buckelurne, H. 7,5, oberer Dm. 10 cm, Handarbeit, matter ſchwärzlicher Ton, ohne Standboden (Verwandte Gefäße hat Brenner, Altertümer V S. 429 in den Anfang und die Mitte des 6. Jahrhunderts geſetzt); 4. Taſſe, H. 7, oberer Dm. 8,8 cm, Drehſcheibenarbeit, rötlicher Ton, rotbemalt, von dem aufgeſetzten Weiß ſind noch Punkte um den Rand und ein Kreuz auf dem Boden erkennbar, vier feine Rillen eingeritzt; 6. Teller, H. 5,5, Dm. 22,3 cm, Drehſcheibenarbeit, rötlicher Ton, rotbemalt, Unterſeite mit weißen Streifen und Punkten verziert (um den Standring ein Pentagramm, mit Punkten eingefaßt, darin ein Kreuz mit Punkt in jedem Winkel). Form und Technik dieſes Tellers erinnert ſo ſtark an ſpäte Sigillata, daß eine Nachahmung derſelben nicht zu verkennen iſt. Darnach wird man geneigt ſein, das Grab etwa an die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts zu ſetzen. In dieſer Zeit kämpfen die verſchiedenen Techniken und Formen der Keramik miteinander. Schon die ſpätrömiſche Zeit hatte die Spät-La Tène-Manier des Schmauchens und Glättens wieder aufleben laſſen (vgl. Unverzagt, Keramik des Kaſtells Alzey S. 25). Dieſer alten Tradition gegenüber war die rohere Technik der handgemachten Buckelurnen der Germanen nicht gewachſen. Ein gutes Beiſpiel dieſer bald verſchwindenden Gruppe iſt die Dietersheimer Urne.

Um die Zuſammenſetzung der Gräber richtig beurteilen zu können, müſſen wir zunächſt feſtſtellen, welche Gegenſtände überhaupt in einem Kriegergrab des 6.–7. Jahrhunderts auf fränkiſch-alemanniſchem Boden erwartet werden können: Helm (äußerſt ſelten), Kettenpanzer (ſehr fraglich), Schildbuckel, Schildgriff, Spatha (nicht gerade oft), Scheidenbeſchlag dazu, Sax mit Scheidenbeſchlag, Ango (ſelten), große Lanze, zwei kleine Lanzen (oder richtiger Pfeilſpitzen), Francisca, zwei Meſſer, Schere, Pinzette, Kamm, Taſchenbügel, Schnällchen dazu, Feuerſtahl, Feuerſtein, Gürtelſchnalle, Riemenzunge, Fingerring, Goldblattkreuz, Sporn, Pferdetrenſe und Geſchirrteile, Glasgefäß, Bronzegefäß, Tongefäß.

Alle genannten Gegenſtände zuſammen finden ſich vielleicht nie in einem Grab. Daß bald dies, bald jenes fehlt, kann ſeinen Grund haben in der Zeitſtellung, der Stammeszugehörigkeit oder der Art der Bewaffnung. Da zwiſchen dem älteſten und jüngſten Grab mehrere hundert Jahre Zwiſchenraum liegen, iſt von vornherein anzunehmen, daß die Beigaben anders ausgewählt ſind, von den ſtiliſtiſchen Unterſchieden gar nicht zu reden. Nach den oben zu jedem Grab genauer ausgeführten Anhaltspunkten gehören das Cölner Grab (1) in den An-

fang des 4. Jahrhunderts, Kostheim (2) in den Beginn des 5. Jahrhunderts, Bretzenheim (3) in die ersten Jahrzehnte des 6. Jahrhunderts, Freilaubersheim (4) wohl auch noch vor die Mitte des 6. Jahrhunderts, Kastel (5) wohl in die Mitte des 6. Jahrhunderts, Vendersheim (6) und Dietersheim (7) ins 7. Jahrhundert. Nr. 3 – 7 bilden also eine chronologische Abfolge ohne allzugroße Zwischenräume, während 1 und 2 etwas weiter davon getrennt sind. Und auch in bezug auf die völkische Zugehörigkeit bilden 3—7 eine Gruppe: es sind Frankengräber. 2 gehört einem Ostgermanen, wahrscheinlich einem Burgunden an, 1 einem in römischen Diensten stehenden Germanen unbekannter Stammesangehörigkeit. Von letzterem können wir also ohne weiteres annehmen, daß er sich in seiner Bewaffnung stark der römischen Art angepaßt hat. Auch das Tragen der Fibel gehört, wie wir oben sahen, zur spätrömischen Tracht (vielleicht auch zur gleichzeitigen germanischen, im Gegensatz zur späteren fränkischen). Daß er die Spatha, das Langschwert der römischen Reiterei, trägt, beweist meines Erachtens noch nicht, daß auch er ein Reiter war, da alle sonstigen darauf hindeutenden Beigaben fehlen. Auch der Kostheimer Krieger scheint nicht beritten gewesen zu sein, wie es der Bretzenheimer und Freilaubersheimer Franke sicher waren (bei ersterem dürfte der Sporn beim Ausgraben übersehen worden sein). Daß in allen Gräbern die Spatha vorkommt, kommt daher, daß absichtlich nur solche mit Spatha ausgewählt worden sind. In fränkischen Gräbern ist sonst der Skramasax die häufigere Waffe und wird, wie Vendersheim zeigt, bisweilen neben der Spatha getragen. Das Kampfbeil ist eine unrömische Waffe, drum fehlt es im Cölner Grab. Denn in der Auswahl der Waffen war der in römischen Diensten stehende Germane dem römischen Schema unterworfen. In Kostheim hat es noch die germanische Form der römischen Kaiserzeit, während Bretzenheim und Freilaubersheim schon die ausgesprochene Francisca zeigen. Lanzen haben das Cölner und Kostheimer Grab nicht, erst die fränkischen Gräber zeigen sie, und zwar je jünger je weniger. Daß dies allein die schlechte Beobachtung beim Bergen verschuldet hat, ist schwer zu glauben. Der Schildbuckel, über dessen verschiedene Formen oben gehandelt wurde, fehlt nur in Kostheim und Bretzenheim, vielleicht infolge schlechter Beobachtung. Aber denkbar ist auch, daß der Kostheimer Ostgermane keinen Schild [1]) trug und der Bretzenheimer Franke sich durch Helm und Kettenpanzer genügend geschützt glaubte. Die in fränkischen (Männer- und Frauen-) Gräbern selten fehlenden Messer sind in Freilaubersheim (zwei bezw. drei), Kastel (zwei) und Dietersheim (eins) vertreten. Sie wurden wohl teils am Gürtel, teils in der Tasche getragen. Von letzterer sind nur in Freilaubersheim deutliche Reste erhalten: der Taschenbügel, zu dem die drei Schnällchen gehört haben dürften. In der Tasche des Freilaubersheimer Franken hatten auch Feuerstahl und -stein Platz.

[1]) Doch ist auch damit zu rechnen, daß Schilde bisweilen nur aus Holz und Leder, ohne Metall-Schildbuckel hergestellt wurden, sodaß sich nichts von ihnen erhalten hat. Um so mehr ist diese Annahme berechtigt, wenn man mit Jahn (Die Bewaffnung der Germanen S. 166) die halbkugelige Form des Metall-Schildbuckels aus dem geflochtenen entstanden sein läßt, und zwar bei den Germanen.

Anhang

Gelegentlich der Besprechung des Cölner Grabes ist S. 2 kurz die zeitliche Ansetzung der Zwiebelkopffibeln gestreift worden. Es empfiehlt sich, etwas näher darauf einzugehen und auf eigenartige Nadelsicherungen hinzuweisen, die bei diesem Fibeltypus zu beobachten sind.

Vom Ende des 3. bis ins 5. Jahrhundert begegnen uns Zwiebelkopffibeln, natürlich nicht genau in der gleichen Gesamtform und der gleichen Ausbildung der Einzelheiten. Da sie, wie allgemein angenommen wird, aus der Armbrustfibel entstanden ist, treten wie bei dieser sowohl Spirale als Scharnier auf. Ein Beispiel der älteren Form mit Spirale ist die Saalburg-Fibel (Jacobi, Das Römerkastell Saalburg S. 506 Fig. 81, 1). Die „Zwiebelköpfe" sind hier Würfel mit abgestumpften Ecken.

Eine Vorstufe zu den eigentlichen Zwiebelköpfen zeigt die Silberfibel des Schatzfundes von Nicolaevo in Bulgarien (Bulletin de la Société archéologique Bulgare IV, 1914, Taf. IV 1), der durch beigefundene Münzen um 250 anzusetzen ist (von den 933 Münzen sind die jüngsten von Philippus Arabs). Ähnliche fast kugelige Form hat die Fibel aus dem Moorfund von Deurne (Prähistor. Zeitschr. III, 1911, S. 144 ff.), zu dem u. a. ein Helm aus vergoldetem Silberblech, eine bronzene Zwiebelkopffibel, 37 konstantinische Münzen gehören. Doch wichtiger als diese an sich wertvollen Einzelfunde sind die Beobachtungen, die an größeren Gräberfeldern gemacht worden sind. Lamprecht hat das große römische Gräberfeld in Regensburg behandelt (Verh. d. histor. Ver. von Oberpfalz und Regensburg 58, 1906, S. 1 ff., spez. S. 45 ff. Taf. VIII 10—12, 14, 17) und kommt zu diesem Ergebnis: der Typus des letzten Drittels des 3. Jahrhunderts hat zierlicher und schärfer profilierte Formen, sechseckigen Querbalken, elegante, sorgfältig geformte, schlanke Endknöpfe, halbkreisförmigen Nadelhalter, der nach außen kantiges Profil zeigt. Der Typus des 4. Jahrhunderts: der Knopf ist plumper, mehr kugelig (als birn- oder zwiebelförmig wird er bezeichnet). Der Querbalken, bei den hiesigen Stücken immer viereckig, verläuft oben nicht flach, sondern steigt beiderseits gegen den Bügel an und ist verziert. Der Nadelhalter hat mehr ovale, oft recht flache Gestalt.

Ein zweites, gut beobachtetes Gräberfeld ist das von Brigantium (Bregenz), veröffentlicht: Jahrbuch für Altertumskunde III S. 98 ff. und IV S. 33 ff. Jacobs, der Bearbeiter des allgemeinen Teils, sagt S. 54: Die Exemplare mit kurzem Fuß und kleinen Knöpfen gehören wohl noch ins ausgehende 3. Jahrhundert. In die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts werden wir die Exemplare mit ausgesprochenen Zwiebelköpfen ansetzen müssen. Die Weiterentwickelung dieses weitverbreiteten Fibeltypus beschreibt Salin, Die altgermanische Tierornamentik S. 32: „Der Bügel wird kürzer und höher, die Knöpfe werden näher aneinander gerückt . . . ., bisweilen wird auch das Fußende verlängert."

Wir können darnach mindestens 3 Typen von Scharnierfibeln mit Zwiebelköpfen unterscheiden:

a) Typus mit noch unausgebildeten Zwiebelköpfen und glattem Querbalken (Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrhunderts):

1. Silberfibel von Nicolaevo in Bulgarien (ſ. oben).

2. Fibel von Neuss-Novaesium (Bonn. Jahrb. 111/112 S. 396 Nr. 27 Taf. 24, 53).

3. Textabb. 5, 1: Silberfibel mit Inſchrift DEOMAR (ſ. unten).

4. Textabb. 5, 2: Silberfibel mit SEPTIMI ······· (Völkerk.-Muſ. Berlin; aus einem Grabhügel bei Laci in Albanien), abgebildet: Zeitſchr. für Ethnol. 33, 1901, Verh. S. 52 Fig. 35; gefunden zuſammen mit Diocletians-Münze.

b) Typus mit Zwiebelköpfen und langem Querbalken (4. Jahrhundert):

1. Taf. 1, 1, 9: Fibel des Cölner Grabes (ſ. oben S. 2).

2. Fibel von Deurne (ſ. oben).

3. Fibel aus dem ſpätrömiſchen Kaſtell Kreuznach (Engelmann, Das röm. Kaſtell bei Kreuznach. Taf. 10, 7).

4. Ein Stück aus einem vorvalentinianiſchen (wahrſcheinlich frühkonſtantiniſchen) Straßenkörper in Carnuntum (Der röm. Limes in Öſterreich XII S. 179 Fig. 30 A).

5. Ein Bruchſtück (!) — alſo wohl Abfall aus älterer Zeit — aus Carnuntum, bei einem Münzſchatzfund etwa um 400 (ebenda S. 179 Anm. 1 Fig. 30 C und S. 233 ff.).

6. Goldfibel von Lengerich, Prov.-Muſ. Hannover (abgebildet: Hahn, Der Fund von Lengerich, Hannover 1854, Taf. I 1), zuſammen mit konſtantiniſchen Goldmünzen.

Zu den älteſten Stücken dieſes Typus gehören offenbar die beiden Goldfibeln mit Inſchrift: COSTANTI VIVAS (Hofmuſeum Wien, abgebildet: Jahrb. f. Altertk. V, 1911, Taf. VI 4) und IVLIANE VIVAS (Hofmuſeum Wien, abgebildet: Riegl, Spätrömiſche Kunſtinduſtrie S. 149 Fig. 55). Ferner die Silberfibel von Kerſchlach mit der Inſchrift DVLCITIVS (Sammlung des oberbayer. Ver. München; CIL III 12030, 3; abgebildet: Vollmer, Inscriptiones Baivariae S. 33 Nr. 94 B Taf. 72).

c) Typus mit großen Zwiebelköpfen, zuſammengeſchrumpftem Querbalken und im Verhältnis zum Bügel übertrieben großem Fuß (Ende des 4. und 5. Jahrhundert):

1. Ein kürzlich aufgedecktes Skelettgräberfeld in Worms brachte dieſen (aus vergoldeter Bronze) und den vorhergehenden Fibeltypus zutage und auch eine Magnentius-Münze, woraus man vielleicht ſchließen darf, daß der Typus c ſchon am Ende des 4. Jahrhunderts beginnt.

2. Ein beſonders großes Exemplar aus Krain bildet Salin, Tierornamentik S. 31 Abb. 68 ab. Es trägt das Chriſtus-Monogramm in der älteren Form an der Schmalſeite des Fußes.

3. Vergoldete Bronzefibel mit dem gleichen Monogramm im Britiſch Muſeum in London, abgebildet: Guide to the early christian and byzantine antiquities, 1903, S. 59 Fig. 34; Dalton, Catalogue of early christian antiquities, 1901, S. 40 Nr. 256.

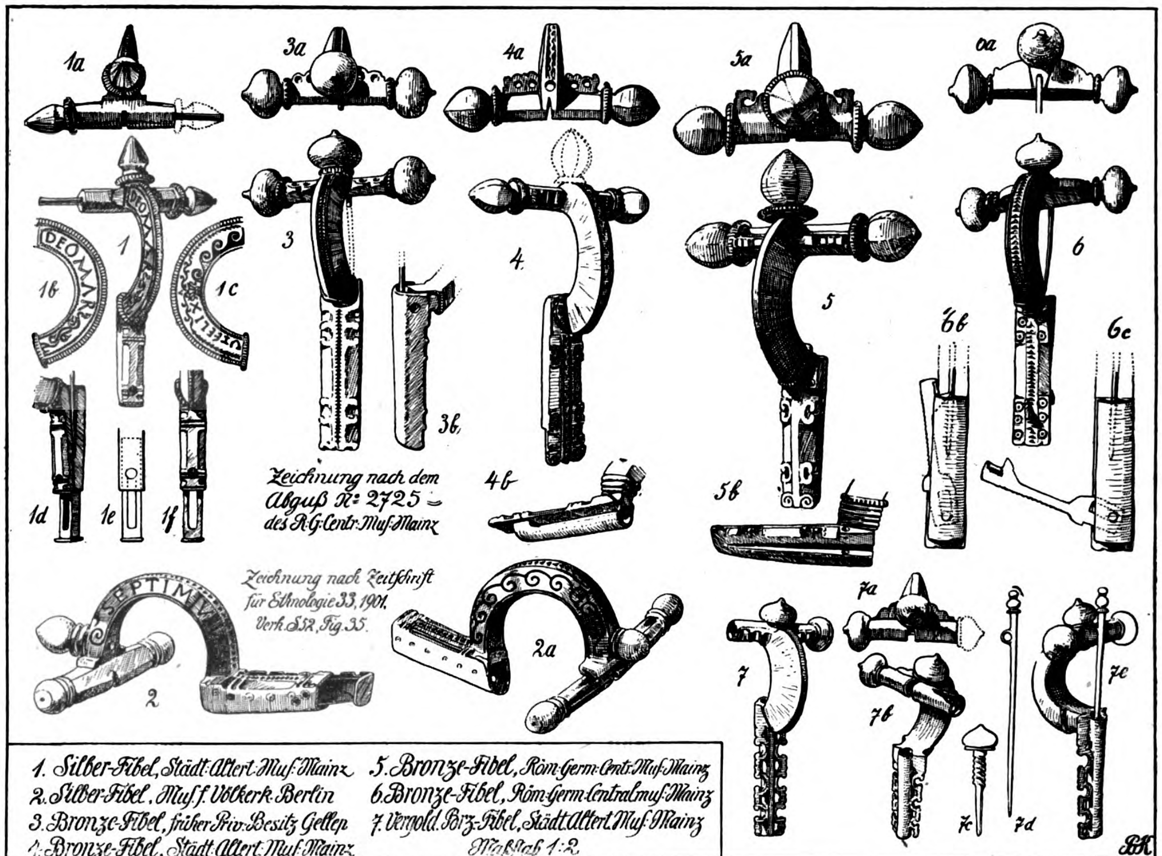
4. Goldfibel mit Inſchrift: +ΘY XAPIC (= θεοῦ χάρις), abgebildet: Dalton a. a. O. S. 43 Nr. 264 Taf. IV.

5. Eiſenfibel aus Salona in Dalmatien mit Silbereinlage und Inſchrift: EMMANVEL = CIL III 10195, 4; abgebildet: Salin, Altgermaniſche Tierornamentik S. 31 Abb. 70; Riegl, Spätröm. Kunſtinduſtrie S. 151 Fig. 57.

Band III des Corpus inscriptionum latinarum verzeichnet noch einige Fibel-Inſchriften, deren Zugehörigkeit zu unſerer Gruppe aber wegen der fehlenden Abbildungen nicht zu erkennen iſt. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Profeſſor Schumacher iſt im Muſeum Spalato eine goldene Zwiebelkopffibel (Typus a oder b) aus Salona mit der Inſchrift: DEMATI VTERE FELI (CIL III 10195, 1). Unbekannt geblieben iſt mir die Form der Fibeln: QVARTINE VIVAS, Fundort Veczeli, Muſeum Klauſenburg, CIL III 6288; MESSOR FECIT VTERE FELIX Fundort Salona, CIL III 10195, 2; VTERE FELIX Muſeum Belgrad, CIL III 6333 u. a.

Auf der Grenze zwiſchen Typus b und c ſteht die unten beſprochene Bronzefibel mit Schraubengewinde und die die gleiche Nadelſicherung aufweiſende Goldfibel aus dem Childerich-Grab (Lindenſchmit, Handbuch S. 70 Fig. D und S. 424 Fig. 439, wo die Feſtſtellvorrichtung der Nadel, auf die wir gleich zurückkommen werden, ausführlich beſprochen iſt), die 481 dem Toten mit ins Grab gelegt wurde. So ſpät hätte man ſie vielleicht doch nicht angeſetzt, zumal die anderen Funde des Grabes reine Typen des 5. Jahrhunderts ſind. Und es iſt ſehr wohl denkbar, daß ſich ein Wertſtück ausländiſcher Herkunft lange in Gebrauch erhält (vgl. Schatz von Szilagy-Somlyo, der ein Medaillon des Kaiſers Maximian enthält, das „vor 305 anzuſetzen iſt, ſomit durch etwa drei Generationen in gotiſchem Beſitz" war; Kubitſchek, Jahrb. f. Altertumskunde V S. 39 Anm. 3). Wenn unſere Beobachtung von S. 10 ſtimmt, daß eine Fibel zur merovingiſchen Männertracht nicht gehört, ſo iſt vielleicht zu vermuten, daß Childerich dieſes etwas antiquierte Schmuckſtück zur Unterſcheidung von ſeinen Untergebenen und in beabſichtigter Gleichſtellung mit den römiſchen Kaiſern trug, deren Mantel auf der Schulter durch eine große Fibel gehalten wurde, wie Diptychen (z. B. Venturi, Storia dell'arte italiana I S. 358 und 359) und andere Darſtellungen zeigen (Salin, Tierornamentik S. 32 und 33). Daß dieſe Abbildungen den „Fuß" der Zwiebelkopffibel nach oben, den „Kopf" nach unten zeigen, hat Riegl, Spätrömiſche Kunſtinduſtrie S. 144 Fußnote ausgeſprochen und wird durch den Mechanismus der unten zu beſprechenden Nadelſicherungen beſtätigt. (Die provinzialrömiſche Tracht des 1. Jahrhunderts ſcheint die Fibel umgekehrt getragen zu haben, vgl. den Grabſtein des Annaius (aus Bingerbrück) im Muſeum Kreuznach und den Blussus-Stein in Mainz.)

Zwei der oben in chronologiſchem Zuſammenhang erwähnten Fibeln haben eigenartige Einrichtung zur Sicherung der Nadel. Im Anſchluß daran ſeien auch die anderen, teils recht komplizierten Mechanismen beſprochen, die den Zweck haben, das Herausgleiten der Nadel aus der Hülſe und ſo das Verlieren der Fibel zu verhindern. Fünf verſchiedene Arten kann ich hier vorlegen, ohne ſyſtematiſch in dieſer Hinſicht geſammelt oder andere Muſeen daraufhin ſtudiert zu haben (was die Zeitverhältniſſe nicht geſtatteten). Die Abbildungen (ſämtlich in $1/2$ natürlicher Größe) ſollen nicht nur den Mechanismus, ſondern auch Form und Verzierung der einzelnen Fibeln möglichſt klar wiedergeben, zumal



Textabbildung 5. Spätrömische Fibeln mit Nadelsicherungen

derartige Fibeln nicht gerade häufig in Abbildung vorgelegt werden.

1. Textabb. 5, 1: Silberne Zwiebelkopffibel mit Inschrift DEOMAR VT FELIX [Städt. Altert.-Mus. Mainz, 14. IX. 1898], gefunden im Rhein bei Mainz. Körber, Korr.-Bl. d. W. Z. XVIII, 1899, S. 19. Lindenschmit, W. Z. XVIII, 1899, S. 405 Taf. 8, 12. Körber, Inschriften, 3. Nachtrag S. 104 Nr. 157. Corp. inscript. latin. XIII 6734 und 10026, 75. Riese, Das rhein. Germanien in den antik. Inschr. 3030 und 4440. L. 8,0 cm; Verzierung und Inschrift des Bügels in Niello-Technik eingelegt, heute teilweise herausgefallen. Ornamentmotive und Technik (Einfassungslinien im „Furchenstich") sind die gleichen wie bei dem Ortbande des Cölner Grabfundes. Über den Kamm, um den Fuß des Bügels und um die Knöpfe ist ein Perlstab gelegt und angelötet.

Die Inschrift DEOMAR VT FELIX kann verschieden gelesen werden: Deo Marti utere felix wird aber allgemein abgelehnt, weil beide offenbar gleichzeitig angebrachten Inschriften sich widersprechen. Der Vergleich mit dem Töpferstempel Deomarti (CIL XIII 10010, 771) legt es nahe, auch hier diesen Namen „Deomartus" oder „Deomartius" im Vokativ anzunehmen.

Die typologisch gleichstehende Silberfibel, Textabb. 5, 2, aus einem Grabhügel bei Laci in Albanien, jetzt im Museum für Völkerkunde in Berlin (Zeitschr. f. Ethnol. 33, 1901, Verh. S. 52 Fig. 35), die einen ganz ähnlichen Nadelhalter hat, wovon gleich gesprochen werden soll, hat, soweit die Abbildung a. a. O. erkennen läßt, die Inschrift SEPTIMIV · · · ·, was offenbar Septimi vivas zu lesen ist (wie z. B. IVLIANE VIVAS und COSTANTI VIVAS auf den Goldfibeln des Wiener Hofmuseums. Riegl a. a. O. S. 149 Fig. 55 und Jahrbuch für Altertumskunde V, 1911, S. 69 Taf. VI 4).

Die Vorrichtung zur Feststellung der Nadel hat Herr P. T. Keßler entdeckt (in der Veröffentlichung bei Körber, Inschriften, ist sie falsch beschrieben, irregeführt durch das Beispiel mit eingeschraubter Nadel, s. unten). In dem hohlen, fast viereckigen Fuß liegt eine bewegliche Hülse, die den seitlichen Schlitz verschließt. Nur wenn diese durch einen Führungsstift gehaltene Hülse nach vorne herausgezogen ist, kann die Nadel durch den Schlitz geführt werden. Diese bewegliche Hülse arbeitet automatisch, wenn der Fuß der Fibel nach oben getragen wird (s. oben).

2. Auf dem gleichen Prinzip beruht die Nadelsicherung der Fibel aus Laci in Albanien, von der oben schon die Rede war. Leider läßt die Abbildung Zeitschr.

f. Ethnol. 33, 1901, Verh. S. 52 Fig. 35 (darnach Textabb. 5, 2) nicht deutlich genug erkennen, welcher Art der bewegliche Schieber iſt. Der Text ſpricht von der „Verſchiebbarkeit einer Seite“.

3. Vielleicht gehört auch hierher die ſilberne Zwiebelkopffibel der Sammlung Marx-Mainz, abgebildet: Behn, Sammlung Ludwig Marx S. 8 Abb. 10 Nr. 64, zu der es im Text heißt: „Vorrichtung zum Feſtſtellen der Nadel“.

4. Textabb. 5, 3: Bronzefibel [früher Sammlung Schönwaſſer-Gellep]. Fundort Gellep. L. 9,4 cm, Breite des Querbalkens 5,8 cm. Da der Verbleib des Originals mir nicht bekannt iſt, kann ich nur nach dem Abguß 2725 des Röm.-Germ. Centralmuſeums urteilen, der den inneren Mechanismus natürlich nicht erkennen läßt. Doch iſt deutlich zu ſehen, daß der Fuß aus zwei übereinandergeſchobenen Teilen beſteht, die an der Anſatzſtelle des Bügels durch einen ſeitlich einzuſteckenden Stift verbunden werden konnten. Und zwar iſt die innere Hülſe am Bügel befeſtigt, ſodaß die äußere, verzierte Hülſe über den Schlitz geſchoben wird. Auf der Oberſeite iſt ein Loch ſichtbar, ein zweites größeres ſeitlich. Das eine diente offenbar dazu, durch einen eingeſteckten Stift in geſchloſſenem Zuſtand die beiden Hülſen zu verbinden, während in dem anderen Loch ein feſt vernieteter Stift in einer Führungsrille der anderen Hülſe lief, um das völlige Auseinanderfallen der beiden Teile des Fußes zu verhindern.

5. Textabb. 5, 4: Bronzefibel [Städt. Altert.-Muſ. Mainz]. Fundort unbekannt. Altertümer unſ. heidn. Vorzeit III, II Taf. 4, 7. L. noch 8,6 cm (Mittelkopf fehlt, in Blei ergänzt), Breite des Querbalkens 6,5 cm. Um den Bügel iſt am Fußanſatz ein ſich verjüngender Draht in vier Windungen gelegt. Sein Ende iſt in eine feine Kerbe an der Seite des Schlitzes verſenkt und ſo befeſtigt. Das Herausgleiten der Nadel aus dem Fuß wird dadurch verhindert, daß bei richtiger Lage aus dem Bügel ein kleiner Rundſtift herausfällt und ſo den Schlitz ſchließt.

6. Die bei dieſer Fibel zu beobachtende Nadelſicherung durch den aus dem Bügel herausfallenden Stift iſt wohl die häufigſte der beſprochenen Arten. Ich nenne noch einige Beiſpiele, die ich gerade zur Hand habe (die Fibeln gehören, ſoweit ich ſehe, ſämtlich dem Typus b an): zwölf weitere Exemplare im Städt. Altert.-Muſ. Mainz; Fibel aus Aquileja im Muſeum Karlsruhe (Schumacher, Beſchreibung der Sammlung antiker Bronzen, 1890, S. 15 Nr. 88 Taf. I 45); Fibel im Nat.-Muſ. München (Hager, Katalog IV S. 172 Nr. 1309 Taf. XIV 12); ſechs Fibeln im Muſeum Wiesbaden (davon drei aus Wiesbaden, eine angeblich aus Kaltenengers, zwei ohne Fundortsangabe); Fibel im Muſeum Worms; Fibel aus Ungarn (angeblich Dunapentele) im Röm.-Germ. Centralmuſeum Mainz (Inv. O. 2086).

7. Textabb. 5, 5: Bronzefibel [Centralmuſeum Mainz, Inv. O. 2036]. Fundort Ungarn. L. 10,5 cm, Breite des Querbalkens 7,4 cm. Maſſiv gegoſſener Körper; ein zuſammengebogener Perlſtab iſt um die drei Zwiebelköpfe und den Anſatz des Bügels an den Fuß gelegt; an letztgenannter Stelle außerdem ein fünfrippiges Band. Von der eiſernen Nadel ſind noch Reſte im Scharnier und in der Fußhülſe erhalten. Der Stift, der den Schlitz des Fußes ſchließen ſollte, fehlt, doch iſt der Mechanismus genau derſelbe, wie bei Nr. 2, nur daß der Stift nicht aus dem hohlen Bügel herunterfällt, ſondern ſeitlich des Bügels in einer ſenkrechten Durchbohrung läuft. Damit er nach oben nicht vollſtändig herausfallen konnte, war ſeitlich in einem feinen Loch ein Arretierungsſtift angebracht, der heute ebenfalls fehlt.

8. Textabb. 5, 6: Bronzefibel [Centralmuſeum Mainz, Inv. O. 2085]. Fundort: angeblich Dunapentele in Ungarn. L. 9,2 cm, Breite des Querbalkens 5,8 cm. Maſſiv gegoſſen. Über den Bügel und den Fuß läuft ein furchenſtichartiger Streifen aus eingeſtochenen Dreiecken; ſeitlich desſelben auf dem Fuß Kreisverzierung; ſonſt nur flüchtige Einkerbungen an Kanten und Seitenflächen. Auf der Oberſeite des Fußes iſt der leicht gekerbte T-förmige Kopf einer Niete ſichtbar, um die der den Fußſchlitz verſchließende Hebel drehbar iſt. Dieſer hat an der Außenkante zur leichteren Handhabung Einkerbungen und einen kleinen Abſatz. Beim Einſchlagen greift eine durch Aufrollen hergeſtellte Verdickung des freien Endes in die Nadelhülſe ein und klemmt ſo den Hebel ein.

9. Den gleichen beweglichen Schieber — nur in unbedeutenden Einzelheiten der Form ſind ſie untereinander verſchieden — haben noch drei andere Bronzefibeln aus Ungarn im Centralmuſeum zu Mainz (Inv. O. 2083, O. 2084, O. 7219).

10. Eine Fibel aus Gurina in Kärnthen mit dieſem Mechanismus beſchreibt Tiſchler in: Meyer, Gurina 1885. S. 34. Eine gleiche, angeblich aus Kaltenengers, iſt im Muſeum Wiesbaden.

11. Textabb. 5, 7: Vergoldete Bronzefibel [Städt. Altert.-Muſ. Mainz]. Fundort unbekannt. Altertümer unſ. heidn. Vorzeit III, II Taf. 4, 5. Lindenſchmit, Handbuch der deutſchen Altertumskunde S. 424 Fußnote. L. 7 cm, Breite des Querbalkens urſprünglich etwa 4 cm. Die Nadel und der abſchraubbare Knopf fehlen und ſind nach Analogie der Fibel aus dem Childerich-Grab ergänzt (was allerdings in der Veröffentlichung in den Altertümern a. a. O. nicht angegeben wird). Von der urſprünglich die ganze Fibel bedeckenden Vergoldung iſt nur mehr wenig erhalten. Der wuchtige Bügel und der Querbalken ſind hohl. Die Schraubenmutter im Querbalken iſt dadurch hergeſtellt, daß eine Drahtſpirale eingelötet iſt. Die Schraube iſt linksgängig.

12. Dieſer Fibeltypus iſt weitverbreitet und ſeine Nadeleinrichtung durch gute Parallelen zu belegen:

a) Goldfibel aus dem Childerich-Grab in Tournai (abgebildet: Lindenſchmit, Handbuch S. 70 und 424 und Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123 S. 151 Abb. 11, 4—5); Childerich iſt 481 geſtorben.

b) Goldfibel von Poitou (Revue archéologique 14, 1866, S. 106 Fig. II), zuſammen mit Goldmünzen von Valentinian I. bis Arcadius.

c) Bronzefibel aus Lothringen (Revue archéologique 14, 1866 S. 106 Fig. I).

d) Bronzefibel von Windiſch (abgebildet: Keller, Mitt. d. ant. Geſ. Zürich XV Taf. XI 13; darnach Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123 S. 153 Abb. 13).

e) Goldfibel vom Palatin in Rom (abgebildet: Riegl, a. a. O. S. 145 Fig. 52; Notizie degli scavi, 1895, S. 360).

f) Vergoldete Bronzefibel (aus Tirol?) im Ferdinandeum in Innsbruck (abgebildet: Riegl a. a. O. S. 146 Fig. 53 und Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123 S. 151 Abb. 11, 1—3).

g) Goldfibel von Degoy in Kroatien; Sammlungen des allerh. Kaiferh. Wien (abgebildet: Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123, 1916, S. 154 Abb. 16).

h) Goldfibel von Apahida in Siebenbürgen (abgebildet: Riegl, Spätrömifche Kunftinduftrie Taf. XVI 1—3; Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn I S. 310 Fig. 783 III Taf. 35).

Vielleicht ift hierher gehörig eine Fibel des Britifch Mufeums, abgebildet: Guide to the exhibition illustrating greek and roman life, 1908, S. 145 Fig. 145. Doch macht der auf der Abbildung deutlich erkennbare Schlitz am Fuß ftutzig.

Die von Lindenfchmit, Handbuch S. 425 als hierher gehörig bezeichnete Goldfibel von Lengerich (abgebildet: Hahn, Der Fund von Lengerich, Hannover 1854, Taf. I 1) hat nach Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123 S. 154 Fußnote 2 keine Schraubeneinrichtung.

Ein anderer Fibeltypus weift eine abweichende Nadeleinfchraubung auf: Oftgotifche Fibel von Piftoja, Provinz Florenz, abgebildet: Amtl. Ber. aus d. Königl. Kunftfammlung 29, 1907—08, S. 40 Abb. 32 rechts, Feldhaus, Technik S. 987 Abb. 651, Mötefindt, Bonn. Jahrb. 123 S. 152 Abb. 12. An der etwa nierenförmigen Kopfplatte ift fenkrecht ein Gewinde angebracht, in das die Nadel mit ihrem Gewinde unmittelbar eingefchraubt wird. (Diefelbe oder eine täufchend ähnliche ift abgebildet: Verkaufskatalog der Sammlung Guilhou, Paris 1905, Taf. X Nr. 229.) Über die technifche Herftellung der Schraube (gegoffen, eingefeilt oder aufgelötet) hat Mötefindt a. a. O. S. 159 ff. gehandelt. Weitere Schrauben aus dem Altertum bringt Feldhaus, Technik S. 982 ff.

Die Nadelficherungen der oben abgebildeten fieben Fibeln laffen fich in vier Gruppen ordnen:

1) Der Schlitz wird durch eine in der Längsrichtung bewegliche Hülfe gefchloffen (Textabb. 5, 1—3).

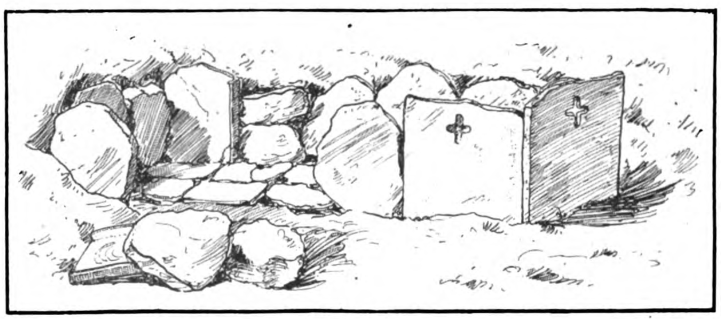
2) Ein fenkrecht zum Schlitz herabfallender Stift fchließt jenen (Textabb. 5, 4 - 5).

3) In den Schlitz wird in feiner ganzen Länge ein Riegel eingefchlagen und vor die Nadel gefchoben (Textabb. 5, 6).

4) Die Nadel wird eingefchraubt (Textabb. 5, 7).

Im einzelnen find aber alle fieben abgebildeten Vorrichtungen untereinander verfchieden und ihre Zahl läßt fich noch vermehren, wenn die Beftände anderer Mufeen daraufhin durchgefehen werden, was dem Verfaffer nicht möglich war, wozu er aber hiermit anregen möchte.

Nachfchrift: Nachträglich fehe ich, daß außer O. Tifchler (Oftpreuß. Gräberfelder III 1879 S. 221; Beitr. z. Anthrop. u. Urgefch. Bayerns IV 1881 S. 78) auch A. Bezzenberger (Sitzungsber. d. Altert.-Gef. Pruffia für 1900—1904, Königsberg 1909, S. 475 ff.) über das Alter der Zwiebelkopffibel gehandelt hat.



Plattengrab aus Mainz, Greiffenklauftraße (nach: Altert. unf. heidn. Vorz. V S. 127 zu Tafel 23) mit folgenden Beigaben: Eifernes Beil, Bronze-Gürtelfchnalle und -befchläge, Bein-Kamm mit Scheide (erwähnt oben S. 10), Glaspafte, Feuerftein, Glasbecher (erwähnt oben S. 2), z. T. abgebildet Weftd. Zeitfchr. XXII 1903 Taf. 9, 1—5; Altertümer V Taf. 23, 371—76. Ein benachbartes Grab enthielt: ein Bündel eiferne Pfeilfpitzen, Meffer, Bronzepinzette, Bronze-Gürtelfchnalle und -befchläge, z. T. abgebildet ebenda Taf. 9, 6—8 bezw. Taf. 23, 377—82.

II.

Aus Mainz stammende Grabsteine von Legionaren

von K. Körber † [1]

Fortſetʒung zu Mzr. Ztſchr. X S. 118ff. und XI S. 54ff.

Die im folgenden veröffentlichten Grabſteine befinden ſich heute teils in Mannheim, teils ſind ſie verloren, aber in Abbildungen noch erhalten. Die Zeichnungen der Mannheimer Steine fertigte Muſeumsaſſiſtent P. T. Keßler in Mainz.



Zu Nr. 1 1:10

1 Grabſtein des L. Anteſtius. „Dieſer Stein iſt auch vor dem Gauthor zu Mainz 1731 ... bei Applanierung des Weges gefunden und von meinem Vater abgeſchrieben worden. Der Stein iſt jeʒo (d. h. ſeit 1766) zu Mannheim“ ſagt Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I S. 157 (ſ. auch die Fundortsangabe bei Nr. 2). — Kalkſtein. H. 107 cm, Br. 47 cm, D. 19 cm. — Das Giebeldreieck iſt mit Akanthusblättern gefüllt, die von einem Knopf in der Mitte ausgehen. Über den Giebelſchrägen liegt ein Zierſtreifen mit ſchneckenförmigen Stirnziegeln, die, teils nach links, teils nach rechts eingerollt, da, wo die verſchiedenen Richtungen ſich ſcheiden, durch Senkrechte getrennt ſind.

Die Inſchrift lautet:

L(ucius) Antestius C(ai) f(ilius) Vet(uria tribu) Plac(entia), mil(es) leg(ionis) XVI an(norum) XXVI sti(pendiorum) II h(ic) s(itus) e(st). T(itus) Antestius frater posuit.

„Lucius Anteſtius, des Gajus Sohn, von der veturiſchen Tribus aus Placentia (jeʒt Piacenza), Soldat der 16. Legion, der 26 Jahre alt war und zwei im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Sein Bruder T. Anteſtius ſeʒte (das Denkmal).“

Die 16. Legion, der Anteſtius angehörte, bildete zuſammen mit der 14. Legion die nachweisbar älteſte Beſaʒung des römiſchen Mainz; ſie lag hier ſchon in auguſteiſcher Zeit, nach v. Domaszewski ſeit 12 n. Chr., nach Ritterling ſogar ſchon von ſpäteſtens 6 n. Chr. an; ſie wurde aber ſchon im Jahre 43 oder nach Ritterling ſogar ſchon im Jahre 39 nach Unter-Germanien verlegt. Unſer Stein gehört alſo, wie die ganze Gruppe, die 1731 zu gleicher Zeit aufgedeckt wurde, der juliſchen Zeit an. Daher haben auch die beiden auf ihm genannten Brüder noch keine Beinamen (ſ. Nr. 2). Mit dieſer Frühzeit ſteht das Äußere des Denkmals im Einklang, namentlich die altertümliche Schrift. Auffallend iſt im beſonderen in Z. 2 die Form der beiden V, deren rechter Schenkel ganz ſenkrecht ſteht. Die drei T in Z. 1 und 2 ſind überhöht, ebenſo das I in Z. 5. Bemerkenswert iſt ferner, daß abgeſehen von dem Efeublatt der erſten Zeile jede Interpunktion fehlt, ebenſo Z. 4 die Wagrechte über der Ordinalzahl. Z. 7 beachte R auf dem Rande.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 47; Weynand 33 und Taf. IV 8; CIL XIII 6936; Haug, Feſtnummer S. 194ff. und Taf. I 2.



Zu Nr. 2 1: 10

2 Grabſtein des M. Braetius. Gefunden mit ſieben anderen zuſammen im Jahre 1731 nahe der Stelle, wo der Obere Zahlbacher Weg ſich in das Tal ſenkt (Näheres ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 68 zu Nr. 15). Seit 1766 in Mannheim. — Kalkſtein. H. 130 cm, Br. 58 cm, D. 30 cm. — Das Giebeldreieck iſt mit einer Blume geziert, die rechtwinkeligen

[1]) Wenige Tage vor ſeinem Tode übergab uns Profeſſor Körber das Manuſkript zu dem hier folgenden Beitrage; wir drucken ihn ohne Änderungen und Zuſäʒe ab. Soweit wir überſehen können, ſind mit den im hieſigen Altertumsmuſeum befindlichen und von Körber früher ſchon bearbeiteten, nunmehr ſämtliche aus Mainz ſtammende und nach auswärts verſchleppte oder nur literariſch oder in Abbildungen erhaltene Soldatengrabſteine veröffentlicht. Neeb

Seitendreiecke mit je einer Blume und drei ſchnecken-förmigen Stirnziegeln.

Die Inſchrift lautet:

M(arcus) Braetius M(arci filius) Stel(latina tribu) Taur(inis), mil(es) leg(ionis) XIIII gem(inae) an(norum) XXXV stip(endiorum) XIII h(ic) s(itus) e(st). Ex testam(ento).

„Marcus Braetius, des Marcus Sohn, von der ſtellatiniſchen Tribus aus Taurini (jetzt Turin), Soldat der vierzehnten Legion, der doppelten, der 35 Jahre alt war und 13 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Auf Grund des Teſtamentes."

Z. 2 iſt hinter M das F wohl nur infolge eines Verſehens ausgefallen. — *Taurini,* eigentlich der Name eines keltiſchen Stammes, ſteht hier für deſſen Hauptort, der ſeitdem er, wahrſcheinlich durch Auguſtus, zur römiſchen Kolonie erhoben war, amtlich den Namen (*Colonia Julia*) *Augusta Taurinorum* führte. — Die vierzehnte Legion ſtand zweimal in Mainz. Während ihrer erſten Anweſenheit, die von 14 bis 43 dauerte, führte ſie nur den einen Beinamen *gemina*, als ſie im Jahre 70 zu mehrjährigem Aufenthalte zurückkehrte, hatte ſie in Britannien inzwiſchen zwei neue Ehrennamen, *Martia victrix*, erworben, die natürlich ſobald nicht weggelaſſen wurden. Daß ſie hier fehlen, beweiſt, daß unſer Stein aus der Zeit vor 43 ſtammt. Dies ergibt ſich auch aus dem Namen des Soldaten, der noch des Beinamens entbehrt, was nach dem Jahre 43 bei Legionären nicht mehr vorkommt. Auch die einzelne Blume im Giebel weiſt auf vorklaudiſche Zeit hin. Wahrſcheinlich ſtammt der Stein wie alle gleichzeitig gefundenen noch aus der Zeit der erſten Beſetzung der Rheinlande durch die Römer unter Auguſtus und Tiberius. Darauf läßt auch die recht altertümliche ſchmale und hohe Schrift ſchließen, bei der das A zweimal (Z. 1 und 2, nicht aber Z. 4 und 6) einen ſchräg abwärts führenden Querſtrich aufweiſt. Über der Ordinalzahl Z. 3 fehlt die ſonſt übliche Wagrechte. Selbſt die Auslaſſung des F in der zweiten Zeile iſt in der früheſten Zeit am erklärlichſten.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 44; Weynand Nr. 15; CIL XIII 6887; Haug, Feſtnummer S. 194 ff.

3 Grabſtein des Secundus Metilius. Nach Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I S. 144 im Jahre 1731 zuſammen mit Nr. 2 und 5 gefunden. Seit 1766 in Mannheim. — Kalkſtein. H. 138 cm, Br. 58 cm, D. 21 cm. — Das Giebeldreieck iſt mit einem Knopf geſchmückt; die Giebelfläche iſt nach den Leiſten und dem Knopf hin vertieft:

Die Inſchrift lautet:

Secundus Metilius M(arci) filius) St(e)l(latina tribu) Tau(rinis), mil(es) leg(ionis) XIV gem(inae) anno(rum) XXX stip(endiorum) VII h(ic) s(itus) e(st); amici pos(uerunt).

„Secundus Metilius, des Marcus Sohn, von der ſtellatiniſchen Tribus, aus Taurini (jetzt Turin), Soldat der 14. Legion, der doppelten, der 30 Jahre alt war und 7 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet; ſeine Freunde ſetzten das Denkmal."



Nr. 3 1 : 10

Z. 1 iſt altertümlicher Weiſe das gewöhnlich als Beiname verwendete *Secundus*, wie manchmal auch (beſonders in Oberitalien, ſ. zu CIL XIII 6885) *Primus* und *Tertius*, als Vorname gebraucht und hier iſt er noch dazu ausgeſchrieben; altertümlich klingt es auch, daß die, die den Stein ſetzten, ſich *amici* nannten. In der Tat iſt er der auguſteiſchen Zeit zuzuſchreiben aus den bei Nr. 2 angeführten Gründen. Dort iſt auch über *Taurini* und die *leg. XIIII gem.* geſprochen. Z. 3 hat der noch ungeſchulte Steinmetz aus Verſehen das E ausgelaſſen; die T ſind mehrfach überhöht. Z. 7 a. A. hat Zangemeiſter im Corpus irrtümlicher Weiſe eine Verletzung des Steines für ein (ganz ſinnloſes) dem A angehängtes F gehalten.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 45; Weynand Nr. 13; CIL XIII 6899; Haug, Feſtnummer der Mannheimer Geſchichtsblätter S. 194 ff.

4 Bruchſtück von dem Grabſtein des Sec. Metius. Jetzt verloren. Unſere Kenntnis von dem Stein beruht ganz auf Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz, der Bd. I S. 150 von ihm ſagt: „Dieſen Stein hab ich zu Caſſel" (= Kaſtel) „gegen Mainz über, am rechten Ufer des Rheins, gefunden ..... Der Stein iſt vor das kurfürſtl. Schloß gebracht worden". Auf Tafel XVII gibt er die Zeichnung davon, die unſerer Abbildung zu Grunde liegt. Darnach war das Denkmal ſtark beſchädigt und namentlich von der Inſchrift nur noch die drei oberſten Zeilen erhalten. Der Giebel darüber war mit Akanthusblättern geſchmückt, die von einer mittleren Roſe ausgingen. Über den Giebelſchrägen rechts und links je drei ſchneckenartige Stirnziegel, von denen links einer abgebrochen war.

Die Inſchrift lautet:

Sec(undus) Metius, C(ai) f(ilius) St(ellatina tribu) F(oro) Vibi mi(les) leg(ionis) XIIII ann(orum) ....

„Secundus Metius, des Gajus Sohn, von der ſtellatiniſchen Tribus, aus Forum Vibi (bei Pignerolo, unweit der Quellen des Po in Ligurien), Soldat der vierzehnten Legion, ... Jahre alt ....".

Über *Secundus* als Vorname ſ. zu Nr. 3. Aus derſelben Stadt wie Secundus Metius ſtammte auch Quin-

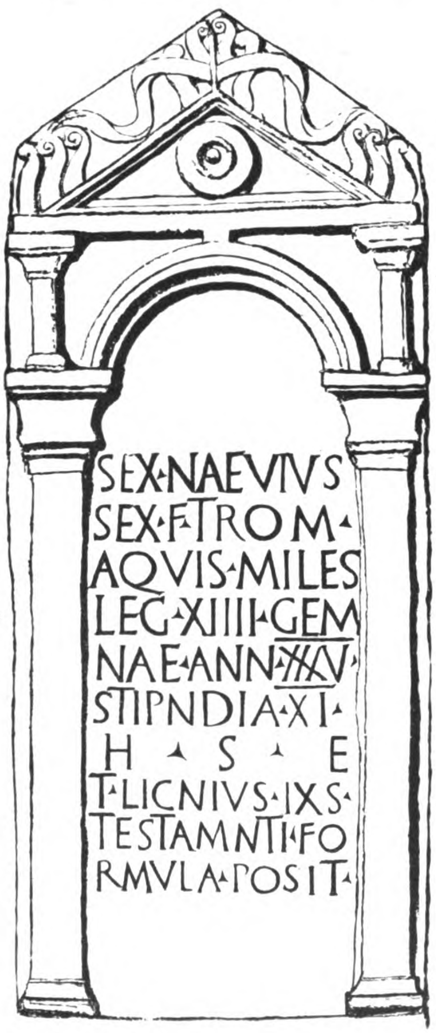
tus Mettius (CIL XIII 6900), weshalb Fuchs von der Ungleichheit des Geſchlechtsnamens abſehend, ſie als Brüder bezeichnet, den Secundus als den „Zweytgebohrenen“, den Quintus als den „Fünftgebohrenen“. Vielleicht hat er Recht: ſie dienten zu gleicher Zeit in derſelben Legion, und daß das bei Brüdern häufig war, erkennt man ſchon daran, daß Grabſteine ſo häufig von Brüdern geſetʒt werden; die Verdoppelung eines Konſonanten aber unterbleibt namentlich in älterer Zeit recht oft. — Z. 2 finden ſich zwei ſeltenere Abkürzungen: F für *Foro* und MI für *miles*; auch die Weglaſſung des Beinamens der Legion iſt auffallend.[1] Daß der Stein aus der Zeit ihres erſten Aufenthaltes ſtammt, ergibt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß Q. Metius noch keinen Beinamen hat, der bei einem Legionsſoldaten nach dem Jahre 43 nicht mehr fehlen kann. Auf das Gleiche wird im Corpus auch aus der Verzierung des Steines geſchloſſen, wie mir ſcheint mit Unrecht, da auch in flaviſcher Zeit ganz Ähnliches vorkommt (ſ. Nr. 7 und 8). — Z. 3 ſind die beiden N auf dem von Fuchs gegebenen Bild eigentümlich geſtaltet: die beiden ſonſt ſenkrecht ſtehenden Striche ſind ſchräg geſtellt und die rechts ſtehenden verlängert. v. Domaszewski nimmt daher im Corpus an, daß eine zweimalige Verbindung von N und I vorliege und vor dem A das Zenturionen-Zeichen ausgefallen und alſo zu leſen ſei [>] *Anini.* Mir ſcheint eine kleine Übertreibung einer öfter vorkommenden Unregelmäßigkeit in der Bildung des N wahrſcheinlicher als die Auslaſſung des Zenturionen-Zeichens, zumal an dieſer Stelle, wo ſo unendlich oft das Lebensalter des Soldaten angegeben wird.



Zu Nr. 4

Vgl. Weynand 19; CIL XIII 7288.

[1]) Über ihre zweimalige Anweſenheit in Mainz und ihre verſchiedenen Beinamen ſ. zu Nr. 2.



Zu Nr. 5 1 : 10

5 Grabſtein des Sex. Naevius. Über die Auffindung ſagt Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I S. 142: „Dieſen Stein hat mein Vater im Jahre 1731 abgeſchrieben, da er eben bei Applanirung des Weeges vor dem Gauthor iſt ausgegraben worden.“ Nach Maffei wurde er gefunden „in propugnaculo S. Josephi“, alſo wohl am Oberen Zahlbacher Weg unmittelbar vor dem Tor des römiſchen Lagers. Seit 1766 im Muſeum zu Mannheim. — Kalkſtein. H. 172 cm, Br. 60 cm, D. 22 cm. — Der Schmuck des Denkmals iſt außerordentlich reich, aber ohne Verſtändnis für die angewendete architektoniſche Form. Die Inſchriftplatte wird von zwei Pfeilern mit Baſis und Kapitäl begrenzt, worauf nicht eine Deckplatte liegt wie auf dem Mainzer Grabſtein des P. Urvinus (Abb. B.J. 108/9 Taf. IV 1), ſondern im Halbkreis ein profilierter Bogen ſich wölbt, neben dem ſich rechts und links kleine Halbſäulen erheben. Auf ihren breiten Kapitälen ruht der Giebel, der vermittels eines Zwiſchengliedes auch durch den Bogen geſtütʒt wird. In der Mitte des Giebelfeldes ein Knopf mit konzentriſchen Kreiſen, urſprünglich eine Schale darſtellend. Über den Giebelſchrägen liegen breite Zierſtreifen mit ſchneckenförmigen Stirnziegeln, die durch gewellte Bänder miteinander verbunden ſind.

Die Inſchrift lautet:

Sex(tus) Naevius Sex(ti) f(ilius) Trom(entina tribu) Aquis miles leg(ionis) XIIII gem(i)nae ann(orum) XXXV stipendia XI h(ic) s(itus) e(st). T(itus) Licinius ixs testam(e)nti formula posit.

„Sextus Naevius, des Sextus Sohn, von der Tromentiniſchen Tribus aus Aquae (d. h. Aquae Statiellae, jeʒt Acqui nordöſtlich von Genua), Soldat der 14. Legion, der doppelten, der 35 Jahre alt wurde und 11 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Titus Licinius hat nach Vorſchrift des Teſtamentes (dieſes Denkmal) geſetʒt.“

Z. 3 wird *Aquae* als Heimat genannt. So heißen nun allerdings in abgekürzter Form recht viele Städte, aber die nächſtliegenden, wie z. B. Aquae Mattiacae, Wiesbaden, hatten weder römiſches noch latiniſches Bürgerrecht und kommen daher für die Heimatsangabe eines römiſchen Legionärs des 1. Jahrhunderts nicht in Betracht und von den Bürgerkolonien dieſes Namens gehörte nur Aquae Statiellae der Tribus Tromentina an. Dieſes muß alſo hier gemeint ſein. — Da Naevius (und Licinius, der doch wohl als ſein Kamerad anzuſprechen iſt) des Beinamens noch entbehren, ſo muß der Stein aus der Zeit vor dem Jahre 43 ſtammen (ſ. zu Nr. 4); daher fehlen der Legion auch die Ehrennamen *Martia victrix*, die ſie bei ihrer zweiten Anweſenheit in Mainz neben *gemina* führte. Mit der frühen Entſtehungszeit hängen auch die zahlreichen Flüchtigkeiten in der Abfaſſung der Inſchrift zuſammen: Z. 4 a. E. iſt ein I, Z. 9 zwiſchen M und N ein E ausgelaſſen, Z. 6 ſteht außerhalb jeder grammatiſchen Fügung stipendia ſtatt stipendiorum und endlich iſt Z. 8 das E der Praepoſition zu einem I mit einer Wagrechten in der Mitte verſtümmelt. Die Schreibung XS ſtatt X iſt neben der Frühzeit auch in ganz ſpäter Zeit häufig. Das T iſt in der neunten Zeile dreimal, außerdem auch Z. 6, 8 und 10 überhöht. Ungewöhnlich iſt der Ausdruck *ex testamenti formula* (Z. 9 f.), während *posit* ſtatt *posuit* nicht ſelten vorkommt.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 46; Weynand Nr. 22; CIL 6903; Haug, Feſtnummer S. 194 ff. und Taf. II 10.

---

6 Grabſtein des C. Vibius. Gef. nach Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I S. 198, im Jahre 1731 an der Stelle, wo der Obere Zahlbacher Weg ſich in das Tal ſenkt, zuſammen mit dem Grabſtein des M. Braetius (Nr. 2). (Näheres Mzr. Ztſchr. XI S. 68 zu Nr. 15.) Seit 1766 in Mannheim. — Kalkſtein. H. 128 cm, Br. 52 cm, D. 24 cm. Unten iſt der Stein etwas verſtümmelt. — Im Giebeldreieck eine einfache Blume; auf der Spitze desſelben ein freiſtehender Stirnziegel (ein undeutliches Blatt in der Mitte, daneben je eine nach außen gekehrte Palmette). Am oberen Ende der Inſchriftplatte ein Blättergewinde mit Bändern, innerhalb deſſen die beiden erſten Zeilen ſtehen.



Zu Nr. 6 1:10

Die Inſchrift lautet:

C(aius) Vibius C(ai) f(ilius) Volti(nia) Luco an(n)o(rum) XXVI stip(endiorum) III h(ic) s(itus) e(st); fratre[s] pos(uerunt).

„Gaius Vibius, des Gaius Sohn, von der Voltiniſchen Tribus aus Lucus, der 26 Jahre alt war und 3 im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet. Seine Brüder ſetzten (den Grabſtein).

Z. 3 iſt unter *Lucus* zweifellos das zur Voltiniſchen Tribus gehörige in Gallia Narbonensis gelegene *Lucus Augusti,* jetzt Luc en Die, zu verſtehen, aus dem auch mehrere andere bei Mainz beſtattete Legionäre ſtammen. Daß es ſich hier um einen Legionär handelt, iſt aber zweifellos, da der Mann, wie die Zugehörigkeit zu einer Tribus und die Angabe einer Kolonie römiſchen Rechtes als Heimat beweiſt, ein römiſcher Bürger war. Auffallend und wohl nur auf einem Verſehen beruhend iſt es allerdings, daß die Legion, in der er diente, nicht genannt iſt. Das iſt aber auch der Fall bei dem von v. Domaszewski, Neue Inſchriften aus Straßburg (Ztſchr. der Geſellſchaft z. Erh. d. geſch. Denkm. im Elſaß) 1906 S. 3 veröffentlichten Grabſtein des Tib. Cab . . . . Wenn unſer Denkmal aber einem Legionär zugehörte, ſo muß es aus der Zeit vor 43 ſtammen, da C. Vibius des Beinamens noch entbehrte, und er wird entweder in der leg. XVI oder der leg. XIIII gem. gedient haben. In der Tat kommen freiſtehende Stirnziegel auf dem Giebelfirſt nur der juliſchen Zeit zu und auch alle die ſieben zuſammen mit dem unſrigen aufgefundenen Steine ſind ſo frühen Urſprungs. Damit ſtimmt auch die roh eingehauene Schrift überein ſowie Z. 4 die Abkürzung auf einen Vokal und die Schreibung des Wortes mit einem N. In derſelben Zeile fehlt über der Ordinalzahl die ſpäter üblich gewordene Wagrechte. — Die Leſung der beiden letzten Zeilen ſteht nicht ganz feſt; manche leſen *frate[r]* pos[uit]. Doch ſcheint mir das R hinter dem T und am Ende noch die obere Ecke von E ſicher zu ſein. Im Corpus wird die Möglichkeit einer nachträglichen Änderung auf dem Stein ins Auge gefaßt.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 54; Weynand 59; CIL XIII 7013; Haug, Feſtnummer der Mannheimer Geſchichtsblätter S. 194 ff. und Taf. II 7.

---

7 Grabſtein des C. Julius Marinus. Jetzt verloren; unſere Kenntnis davon beruht ganz allein auf Fuchs, der ihn (Alte Geſchichte von Mainz II Taf. VIII, darnach unſere Abbildung) zeichnen ließ und (a. a. O. S. 137) über ſeine Auffindung folgendes berichtet hat: „Dieſen Grabſtein hab ich hinter Zalbach an dem alten römiſchen Weg, der von der Waſſerleitung zum Amphitheater führte, ausgraben laſſen. Er iſt 7 Schuhe und 4 Zolle (alſo etwa 2,3 m) lang. . . . . . Er war in der Mitte durchgebrochen." Von der Lage des Amphitheaters ſagt er (I. 314) bei Beſchreibung ſeines römiſchen Stadtplanes: „25. Das Thal am guten Leutſteg zwiſchen dem

Dorfe Bretzenheim und der Stiftskirche zum H. Creuze. An dieſem Orte haben ſich im Jahre 1768 durch den am 2 Julii gefallenen Wolkenbruch etliche Fundamenten von Mauren, und verſchiedenen 6 Schuh breiten Pfeilern entdecket, weswegen man vermuthet, daß auf dieſem Platze ein Amphitheater geſtanden ſey, die ganze Faſſung und Lage des Platzes an ſich ſcheinet es zu bekräftigen.“ Nach ſeiner Karte und Lehnes Plan des römiſchen Mainz befand es ſich nicht ſehr weit von der Stelle, wo der von Hechtsheim kommende Wildbach von der Pariſer Straße überſchritten wird, und zwar öſtlich von dieſer (man ſollte dort einmal nachſehen!). Unſer Stein wurde offenbar auf dem römiſchen Friedhof oberhalb Zahlbach gefunden, wahrſcheinlich im Jahre 1772 zuſammen mit dem (Nr. 10) gleichzeitigen, den Fuchs an derſelben Stelle ausgegraben und neben ihm abgebildet hat. — Im Giebeldreieck eine zweihenkelige Amphora, zu ihrer Seite je ein Delphin. Der Delphin auf Grabſteinen hatte urſprünglich die Beſtimmung, Vorſtellungen von der großen Reiſe ins Jenſeits wachzurufen, war aber zur bloßen Verzierung geworden. In den rechtwinkeligen Seitendreiecken über den Giebelſchrägen Akanthusfüllung mit je zwei ſchneckenartigen Stirnziegeln davor. Das oben rund abſchließende Inſchriftfeld iſt ſeitlich und unten von einer gedrehten Schnur umrahmt. In den Zwickeln Palmettenſchmuck. Die gleichartige Verzierung und die eigentümliche Abſonderung des Vornamens, der für ſich allein die erſte Zeile bildet, zeigen, daß dieſes Denkmal und das des Q. Pompeius Severus (ſ. Nr. 8), ſowie die beiden im Wiesbadener Muſeum befindlichen des L. Valerius Sec(undus) und des Q. Vibius Agiuſtus von der Hand desſelben Steinmetzen herrühren (Weynand, S. 214 Anm.).



Zu Nr. 7

Die Inſchrift lautet:

G(aius) Jul(ius) Marinus Ara, armatura leg(ionis) XIIII g(eminae) M(artiae) v(ictricis), an(norum) XXX, stip(endiorum) XII; h(eres) e(x) t(estamento) f(ecit), arbiter f(aciendum) c(uravit).

„Gajus Julius Marinus aus Ara (jetzt Köln), Exerciermeiſter der vierzehnten Legion, der doppelten, Martiſchen, ſiegreichen, der 30 Jahre alt und 12 im Dienſte war. Sein Erbe ſetzte (den Grabſtein) auf Grund des Teſtamentes, der Schiedsrichter ſorgte für die Herſtellung.“

Z. 1 iſt der Vorname Gaius, da Fuchs in ſeinem Text das G ausdrücklich beſtätigt und man der von Joh. Lindenſchmit, dem Vater L. Lindenſchmits d. Ä., herrührenden Zeichnung bei Fuchs wohl trauen kann, ſtatt, wie gewöhnlich, mit C vielmehr mit G abgekürzt. Hinſichtlich der Namengebung herrſcht ungewöhnliche Kürze, da weder Vatername noch Tribus (Ara gehörte zur *tribus Claudia*) angegeben iſt. — *Armatura* (Z. 4) iſt der Titel des Exerciermeiſters der Legion; er gehörte zu den *principales*, den Unteroffizieren (v. Domaszewski, Rangordnung S. 45). *Arbiter* (Z. 8) haben andere als Eigennamen aufgefaßt, die obige Deutung rührt von Mommſen (bei Henzen 6794) her, der wohl an einen Rechtsſtreit bei Ausführung des Teſtamentes dachte. — Über die vierzehnte Legion ſ. die Bem. zu Nr. 2. Daraus ergibt ſich, daß unſer Stein zwiſchen 70 und 90 errichtet wurde. Die juliſche Zeit wäre auch ſchon durch die reiche Verzierung und beſonders durch Nennung des Stadtnamens *Ara* (*Ubiorum*) ausgeſchloſſen; denn als Heimat-Angabe eines Legionärs kann nur der Name einer Stadt römiſchen (oder latiniſchen) Rechtes in Betracht kommen. Die alte *civitas Ubiorum* wurde aber erſt im Jahre 50 unter dem auf dem Stein abgekürzten Namen *Colonia Claudia Ara Agrippinensis* zur Kolonie erhoben.

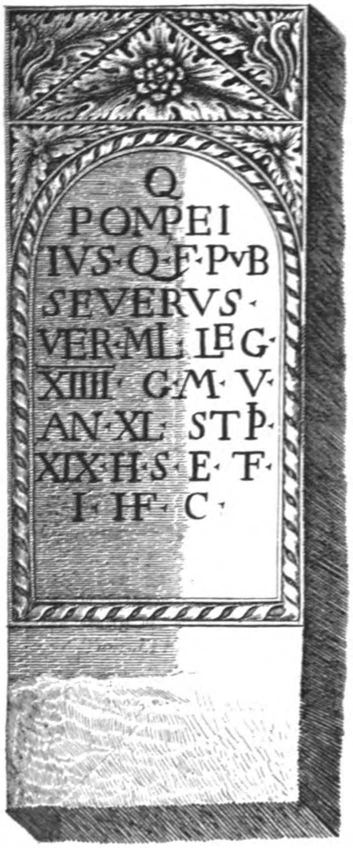
Vgl. Weynand Nr. 160. CIL XIII 6895.

---

8 Grabſtein des Q. Pompeius Severus. Jetzt verloren; erhalten iſt eine Zeichnung davon bei Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I Taf. XVII Nr. XXV, darnach unſere Abbildung. Fuchs ſagt (S. 146) darüber u. a.: „Dieſer Stein war mit der Seite ſeiner Inſchrift nach Weſten gewendet, vor dieſer Seite, damit man füglich ſehen, und die Inſchrift leſen konnte, wer da begraben wär, war über gelegte Pflaſterſteine ein feſter Boden von weißem Kalche geſchlagen. Hinter dem Steine ſtand ein großer Aſchen Urne halb voll verbrannte Knochen, unter welchen verſchiedene mit Nägeln durchſchlagen ſind, und ein Thränenglas. Ich beſitze den Urnen noch mit allem. Der Stein iſt vor das kurfürſtl. Schloß gebracht worden. Ich habe dieſen Stein hinter Zahlbach bey Mainz, in der ſogenannten Leimengrube, ausgraben laſſen. Er iſt 7 Schuh 2 Zoll (alſo etwa 2,24 m) hoch, 2 Schuh und einen halben Zoll (etwa 0,63 m) breit, 6 Zoll dick, recht ſauber gearbeitet, die Buchſtaben alle ſind vollkommen ſchön.“ Der Stein war reich verziert. In der Mitte des Giebeldreiecks eine Roſe, von der nach den Ecken hin Akanthusblätter ausgehen. Auch die rechtwinkeligen Seitendreiecke ſind mit ähnlichem Blätterſchmuck gefüllt, vor dem je drei ſchneckenförmige Stirnziegel angebracht ſind. Die Inſchriftplatte iſt mit einer gedrehten Schnur, und zwar oben im Halbkreis umgeben; auch die Zwickel haben Palmettenſchmuck.

Die Inſchrift lautet:

Q(uintus) Pompeiius Q(uinti) f(ilius) Pub(lilia tribu) Severus Ver(ona), mil(es) leg(ionis) XIIII g(eminae) M(artiae) v(ictricis) an(norum) XL stip(endiorum) XIX h(ic) s(itus) e(st); t(itulum oder *-estamento) f(ieri) i(ussit), h(eres) f(aciendum) c(uravit).*



Zu Nr. 8

„Quintus Pompeius Severus, des Quintus Sohn, von der publilischen Tribus aus Verona, Soldat der vierzehnten Legion, der doppelten, Martischen, siegreichen, der 40 Jahre alt war und 19 im Dienste stand, ist hier bestattet. Den Grabstein befahl er (im Testamente?) zu machen, der Erbe ließ ihn herstellen."

Z. 2—3 ist *Pompeiius* mit zwei *i* geschrieben; das wird kein Versehen sein (s. Seelmann, Ausspr. d. Latein S. 235 ff.). Wir haben hier ein *i*, dessen halbvokalische Natur es mit sich bringt, daß es inlautend zwischen Vokalen nicht ausschließlich zum folgenden Vokal hinneigt, sondern sich ebensosehr an den vorausgehenden anschmiegt; die Silbengrenze fällt also unwillkürlich in die Mitte des halbvokalischen Mitlautes, so daß eine Hälfte zur vorausgehenden, die andere zur folgenden gehörig empfunden wird. Die Lateiner haben denn auch nach Angabe der Grammatiker und nach Ausweis der Inschriften hier bald I, bald II, ja sogar III geschrieben, und besonders häufig in vulgären Inschriften auch I *longa* verwandt. — Unter den Buchstaben-Verbindungen ist die auf Z. 8 und 9 bemerkenswert, weil hier die beiden Buchstaben zu verschiedenen Wörtern, *titulum* oder *testamento* und *fieri* bezw. *heres* und *faciendum* gehören. Z. 5 a. E. ist nicht wesentlich kleineres E hochgestellt. — Als Zeit der Errichtung des Denkmals ergibt sich daraus, daß die *leg. XIIII gemina* bereits auch die Beinamen *Martia victrix* führt, die Zeit zwischen 70 und 90 (s. Nr. 2 und 7).

Vgl. Weynand Nr. 159; CIL XIII 6905.

---

9 Grabstein des M. Aemilius Fuscus. Gef. (nach Lehne, Ges. Schr. II 70) zu Mainz im Jahre 1766; seit dieser Zeit in Mannheim. — Kalkstein. H. 135 cm, Br. 57 cm, D. 27 cm. — Im Giebeldreieck eine große Blume, von der aus nach den Ecken Akanthusblätter ausgehen.

Die Inschrift lautet:

M(arcus) Aemilius M(arci) f(ilius) Cla(udia tribu) Fuscus Sava(ria), mil(es) leg(ionis) I adi(utricis) an(norum) XXV stip(endiorum) VIII h(ic) s(itus) e(st); frater pr(o) p(ietate) p(osuit).

„Marcus Aemilius Fuscus, des Marcus Sohn, von der claudischen Tribus aus Savaria (bei Stein am Anger in Ungarn), Soldat der ersten Legion, der helfenden, der 25 Jahre alt wurde und 7 im Dienste stand, ist hier bestattet. Sein Bruder setzte (das Denkmal) aus Liebe."

Die *legio I adiutrix* wurde gegen Ende des Jahres 68 von Galba aus Mannschaften der praetorischen Flotte gebildet (daher *adiutrix* „die helfende" genannt; vgl. *auxilia* und *socii*) und stand dann von 70 an mehrere Jahre lang in Mainz, jedenfalls bis zum Jahre 83, da sie in den damals angelegten Nieder Zentral-Ziegeleien stark vertreten ist (s. Wolff, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst III 332 ff. und Ritterling, Röm.-Germ. Korrbl. IV 38 f.). Ihrer Rechtsstellung nach sind die Flottenmannschaften Sklaven oder Freigelassene: sie gehören zum Hausgesinde des Kaisers (Mommsen, Hermes XVI S. 463); werden sie in die Legion aufgenommen, so erhalten sie natürlich das römische Bürgerrecht, was durch Aufnahme in eine Tribus seinen Ausdruck findet; an Stelle der peregrinen Namensbezeichnung treten die drei Namen des römischen Bürgers und die Heimatsangabe wird durch einen Stadtnamen ausgedrückt. Da die Flottensoldaten hauptsächlich aus Pannonien und Dalmatien ausgehoben wurden, die Legionssoldaten im 1. Jahrhundert aber aus Italien und einigen Grenzprovinzen, namentlich Gallia Narbonensis, so gehörte der aus Pannonien stammende M. Aemilius Fuscus offenbar zum alten Bestand der Legion und wurde bei seinem Eintritt in diese einer pannonischen Stadt mit römischem oder latinischem Recht zugeschrieben, ohne daß man etwa annehmen müßte, daß er gerade in dieser Stadt auch geboren wäre. Wenn er unmittelbar vor seinem Eintritt in die Legion auf die Flotte gekommen war, so starb er ums Jahr 76 (s. Ritterling, W. Z. XII 105 ff.); er könnte aber auch fast seine ganze Dienstzeit auf



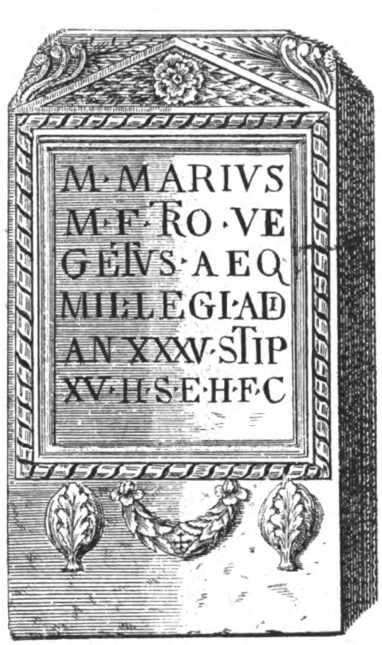
Zu Nr. 9 1:10

der Flotte abgedient haben und gleich nach der Aufnahme in die Legion geſtorben ſein, doch iſt dies unwahrſcheinlich, da er dann in Wirklichkeit neun Dienſtjahre gehabt hätte (5 stipendia classica zählen, wie mir v. Domaszewski mitteilt, gleich 4 stipendia legionaria) und alſo ſchon mit 16 Jahren Soldat geworden wäre. Unſer Denkmal wird alſo um das Jahr 76 geſetzt worden ſein. Den Beinamen *Fuscus* „der Dunkelfarbige“ erhielt der Mann beim Eintritt in die Legion, vermutlich wegen ſeines Ausſehens. — Die Formel *pro pietate posuit* gehört vorzugsweiſe der iuliſchen Zeit an (ſ. Oxé, W. Z. XXII 1903 S. 140), aber nicht ausſchließlich, wie ſchon ihr Vorkommen auf dem Denkmal des Pusinnio (Mzr. Ztſchr. XI 1917 S. 67) beweiſt, das aus der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts ſtammt. Daher hätte Oxé die oben gegebene natürliche Auflöſung der abgekürzten Formel unſeres Steines nicht beanſtanden und ſtatt ihrer *pr(opria) p(ecunia) p(osuit)* vorſchlagen ſollen. Daß übrigens an letzter Stelle ein P auf dem Steine ſtand oder vielmehr ſteht, nicht ein I, wie Oxé auf Grund einer unrichtigen Angabe Weynands glaubte, iſt keinem Zweifel unterworfen: von dem P-Bogen ſind noch genügende Reſte erhalten. Beachte die Buchſtabenverbindung TIP in Z. 6.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 43; Weynand 154; CIL XIII 6825; Haug, Feſtnummer S. 154 ff. und Taf. II 9.

---

10 Grabſtein des M. Marius Vegetus. Jetzt verloren; unſere Kenntnis des Steines beruht allein auf der von Joh. Lindenſchmit, dem Vater L. Lindenſchmits d. Ä., herrührenden Zeichnung bei Fuchs, Alte Geſch. von Mainz II Taf. VIII und des zugehörigen Textes S. 73 f. Hier erzählt Fuchs: „Dieſen ſchönen Grabſtein des Marcus Marius hab ich neben der alten römiſchen Straße, welche im Abriß vom alten Moguntiacum mit der Nummer 31 angezeiget iſt, im Jahre 1772 ausgraben laſſen. Kein Schriftſchneider kann heut zu Tag die lateiniſche Buchſtaben ſchöner formieren, als die auf dieſem Steine eingeſchnittene Buchſtaben ſind.“ Es iſt dieſelbe Straße, von der oben bei Nr. 7 die Rede war. — Der Stein iſt reich verziert. Im Giebeldreieck Roſe auf ſchuppenartigen Blättern; in den rechtwinkeligen Dreiecken über den Giebelſchrägen Akanthusblätter, vor denen je drei ſchneckenförmige Stirnziegel ſtehen. Das Inſchriftfeld iſt mit einem Wickelband umſchlungen; darunter ein Blättergewinde mit je einem kleinen Bäumchen an der Seite.



Zu Nr. 10

Die Inſchrift lautet:

M(arcus) Marius M(arci) f(ilius) Tro(mentina tribu) Vegetus Aeq(uo), mil(es) leg(ionis) I adi(utricis) an(norum) XXXV stip(endiorum) XV h(ic) s(itus) e(st), h(eres) f(aciendum) c(uravit).

„Marcus Marius Vegetus, des Marcus Sohn, von der tromentiniſchen Tribus aus Aequum (in Dalmatien), Soldat der erſten Legion, der helfenden, der 35 Jahre alt und 15 im Dienſte war, iſt hier beſtattet; der Erbe ließ (den Grabſtein) machen.“

Über die *legio I adiutrix* ſ. Bem. zu Nr. 9. M. Marius Vegetus ſtammt aus Dalmatien und gehörte alſo wie Aemilius Fuscus zum alten Beſtand der Legion. Erſt beim Eintritt in dieſe erhielt er den Beinamen *Vegetus* „der Lebhafte, Rüſtige“ auf Grund ſeiner perſönlichen Eigenſchaften. Je nachdem ſich ſeine Dienſtzeit auf Flotte und Legion verteilte, muß er zwiſchen den Jahren 69 und 84 geſtorben ſein. In dieſe Zeit fällt alſo die Errichtung ſeines Grabdenkmals. Es ſtammt wahrſcheinlich aus der Werkſtätte desſelben Steinmetzen wie Nr. 7 und die anderen dort angeführten Steine. Dafür ſpricht die gleiche Umrahmung des Inſchriftfeldes und namentlich die eigentümliche Stellung der Stirnziegel im Giebelfeld vor den Palmetten.

Vgl. Weynand Nr. 151; CIL XIII 6831.

---

11 Grabſtein des L. Attius Nepos. Jetzt verloren. Fuchs, Alte Geſch. von Mainz I Taf. XVI gibt davon eine Zeichnung, nach der unſere Abbildung gemacht iſt. Über die Auffindung berichtet er a. a. O. S. 128: „Ich habe dieſen Stein mit dem vorhergehenden (d. h. dem des T. Julius Macer, ſ. u. Nr. 12), mit welchem er iſt gefunden worden, aus dem Kloſter Dalheim vor das kurfürſtliche Schloß bringen laſſen.“ An der anderen Stelle aber, S. 125, hatte er geſagt: „Dieſen alten Grabſtein habe ich in dem Jungfrauenkloſter Dalheim bey Mainz gefunden. Er iſt auswendig an der ſüdlichen Seite des Kloſters an dem ſogenannten Hipperich im Jahre 1756 ausgegraben worden.“ Über das weitere Schickſal unſeres Steines erzählt Steiner, Bachgau 3 (1829) S. 144: Bei Dieburg „nicht weit vom Wege nach Kleinzimmern und in der Nähe des Gartens“ (des Miniſters v. Groſchlag) „befindet ſich das ſogenannte Altneu, eine Groſchlagiſche Kunſtruine mit mehreren dahin gebrachten römiſchen Steinen. Die Innſchrift des im Jahre 1760 im Kloſter Maria Dalheim bei Mainz gefundenen und hierher gebrachten Steines iſt folgendergeſtalt zu leſen.“ Zangemeiſter hat ſich an Ort und Stelle vergebens darnach erkundigt. Auch Dekan Ebersmann, der im Katholiſchen Kirchenkalender der Pfarrei Dieburg einen inhaltlich nichts Neues bietenden — die Auffindung wird auch hier in das Jahr

1756 gesetzt — und der Handschrift nach, wie Ebersmann glaubt, vom Domkapitular Dahl stammenden Eintrag im Dieburger Pfarrarchiv veröffentlichte, bemerkt dazu, daß ihm über den Verbleib des Steines nichts bekannt sei. — Das Denkmal war oben und unten beschädigt, doch seine Inschrift unversehrt. Der Giebel zeigt in der Mitte eine Rose, von der nach den Ecken zu Akanthusblätterschmuck ausgeht. In den Dreiecken über den Giebelschrägen waren je zwei, wie es scheint, freistehende, schneckenförmige Stirnziegel angebracht, von denen die auf der linken Seite erhalten waren.

Die Inschrift lautet:

L(ucius) Attius L(uci) f(ilius) Gal(eria tribu) Nepos Nertobriga mil(es) leg(ionis) IIII M(a)c(edonicae) · (a)n(norum) XXXIIII stip(endiorum) XVIII h(ic) s(itus) e(st); ex t(estamento) municip(es) et lib(erti) f(aciendum) c(uraverunt).

„Lucius Attius Nepos, des Lucius Sohn, von der galerischen Tribus aus Nertobriga (Valera la vieja bei Frejenal in Südspanien), Soldat der vierten Legion, der Macedonischen, der 34 Jahre alt wurde und 18 im Dienste stand, ist hier bestattet. Nach Vorschrift des Testamentes ließen (den Grabstein) seine Municipalgenossen und Freigelassenen machen."



Zu Nr. 11

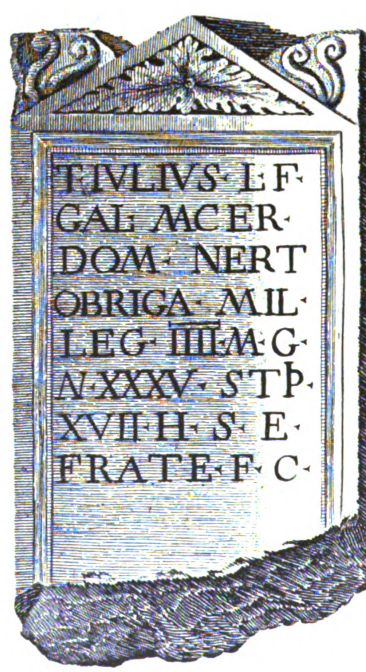
Z. 3 ist ein kleines A dem G, Z. 8 ein I dem L eingeschrieben. Die Verbindung von M u. A (Z. 4 a. E.) und A u. N (Z. 5 a. A.) kommt auf dem Bild nicht zur Erscheinung, da der Querstrich des A fehlt. Z. 7 sind M und V verbunden, Z. 8 ist T vom zugehörigen E merkwürdig weit weggerückt. — Die *legio IIII Macedonica* kam unter Claudius zwischen 40 und 43 nach Obergermanien und blieb bis 70 in Mainz. Vorher stand sie in Spanien. Da nun Attius noch in Spanien geboren ist, von wo die Legion zwischen 40 und 43 nach Obergermanien kam, und bei seinem Tode 18 Dienstjahre zählte, so gehört der Stein der Zeit zwischen den Jahren 40 und 61 an.

Vgl. Weynand Nr. 99; CIL XIII 6853.

---

12 Grabstein des T. Julius Macer. Jetzt verloren; erhalten ist eine Zeichnung bei Fuchs I Taf. XVI, wonach unsere Abbildung hergestellt ist. Was Fuchs über Zeit und Ort der Auffindung (1756 am Kloster Maria Dalheim) berichtet, ist bereits bei Nr. 11 erwähnt worden. Er hat ihn, wie er S. 128 erwähnt, ebenfalls vor das kurfürstliche Schloß bringen lassen. In den nächsten Jahren wurde er noch von durchreisenden Fremden Zaccaria und Odericius gesehen und abgeschrieben. — Das Denkmal war unterhalb der Inschrift beschädigt. — Der Giebel war mit Akanthusblättern verziert, die von einem Knauf in der Mitte ausgingen; über den Giebelschrägen rechts und links je zwei freistehende schneckenförmige Stirnziegel in je zwei Windungen. Die Inschrift lautet:

T(itus) Iulius, L(ucii) f(ilius) Gal(eria tribu) Macer dom(o) Nertobriga, mil(es) leg(ionis) IIII Mac(edonicae) an(norum) XXXV stip(endiorum) XVII h(ic) s(itus) e(st); frate(r) f(aciendum) c(uravit).



Zu Nr. 12

„Titus Julius Macer, des Lucius Sohn, von der galerischen Tribus aus Nertobriga (jetzt Frejenal de la Sierra in Südspanien), Soldat der vierten Legion, der Macedonischen, der 35 Jahre alt wurde und 17 Jahre im Dienste stand, ist hier bestattet. Sein Bruder ließ (das Denkmal) machen."

Z. 5 a. E. liest man auf der Zeichnung bei Fuchs: MA · G, was dieser mit *Martia Gemina* auflöst. Diese Auflösung ist natürlich falsch! Entweder hat schon der Steinmetz sich hier geirrt, oder Fuchs' Zeichner Rücker. Letzteres ist hier das Wahrscheinlichere, zumal auch Zaccaria MAC gelesen hat. — Z. 8 FRATE gehört zu den selteneren Abkürzungen für *frater*. — An Buchstaben-Verbindungen kommen zweimal (Z. 2 und 5) die von M und A, einmal (Z. 6) die von I und P vor. — Der Stein stammt aus den Jahren zwischen 40 und 60 n. Chr. (s. die oben beim vorhergehenden Grabstein angegebene Begründung).

Vgl. Weynand Nr. 98; CIL XIII 6865.



Zu Nr. 13

13 Grabſtein des Sex. Valerius Ma(n)suetus. Jetzt verloren. Unſere Kenntnis von dem Stein beruht ganz auf Lehne, der auf Tafel VIII ſeiner Geſ. Schr. Bd. II eine Zeichnung Johann Lindenſchmits bringt, nach der unſere Abbildung gemacht iſt, und S. 116 von ihm ſagt: „Gefunden zu Zahlbach im Jahre 1804." — Das Inſchriftfeld iſt rechts und links von einem Zierband mit Rankenfüllung eingeſchloſſen; im Giebel Akanthusblätter, die von einem Knauf in der Mitte auszugehen ſcheinen.

Die Inſchrift lautet:

Sex(tus) Valerius, Sex(ti) f(ilius), Vol(tinia tribu) Ma(n)suetus Vien(n)a mil(es) leg(ionis) IIII Mac(edonicae) an(norum) XX[V?] stip(endiorum) IIII h(ic) s(itus) e(st); h(e)redes f(aciendum) c(uraverunt).

„Sextus Valerius Mansuetus, des Sextus Sohn, von der voltiniſchen Tribus aus Vienna (jetzt Vienne an der Rhone), Soldat der vierten Legion, der Macedoniſchen, der fünf(?)undzwanzig Jahre alt wurde und vier im Dienſte ſtand, iſt hier beſtattet; ſeine Erben ließen (den Grabſtein) machen."

Z. 3 iſt N vor S infolge ſeiner ſchwachen Ausſprache weggelaſſen, wie es häufig, auch ſchon in republikaniſcher Zeit, geſchieht. — Z. 4 a. E. iſt, wie das oft vorkommt, die Verdoppelung des N unterlaſſen. *Vienna* iſt die übliche Form des Namens, gerade auf Mainzer Inſchriften kommt aber häufiger *Viana*, einmal (CIL XIII 6891) vielleicht auch *Vianna* vor (ſ. Hirſchfeld CIL XII p. 218). Daß e und a bei der Wiedergabe keltiſcher Wörter in lateiniſcher Sprache wechſelte, iſt etwas ganz Gewöhnliches. — Z. 6 a. E. zeigte Lindenſchmit durch Strichelung eine Lücke an; es kann kaum etwas anderes fehlen als das Zeichen V. — Z. 9 a. A. hat der Steinmetz zwiſchen H und R aus Verſehen ein E ausgelaſſen. — An Buchſtaben-Verbindungen finden wir Z. 1 V und A, Z. 3 und 6 M und A, Z. 4 A und N ſtatt N und A, Z. 7 I und P, Z. 9 H und R. Z. 2 iſt ein kleines E, Z. 4 ein kleines I zwiſchen die anderen Buchſtaben hineingezogen. — Die Inſchrift ſtammt aus der Zeit zwiſchen den Jahren 40 und 70 (ſ. zu Nr. 11).

Vgl. Weynand Nr. 97; CIL XIII 6873.

---

14 Grabſtein des C. Bruttius Crescens. Jetzt verloren; gefunden nach Schunks genauer Angabe (handſchriftliche Zuſätze zu dem jetzt in der Mainzer Seminarbibliothek aufbewahrten zweiten Band ſeines Handexemplars von Fuchs, Alte Geſch. von Mainz) im Winter 1795 bei Erweiterung und Ausbeſſerung der im Jahre 1793 erbauten Klubbiſtenſchanze und zwar im öſtlichen Graben. Die Klubbiſtenſchanze liegt oberhalb Zahlbachs, ſüdlich vom oberen Zahlbacher Weg.[1]) — Erhalten ſind drei Zeichnungen des Steines von Bodmann. Nr. 1 befindet ſich in ſeinem jetzt auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrten Handexemplar von Joannis III vor S. 427, auf der Rückſeite des Blattes, das auf der Vorderſeite die Zeichnungen der Denkmäler des M. Terentius Tertius, des M. Petronius Mansuetus und des Ogrigenus zeigt. Sie trägt den Vermerk: „inventus m. Majo 1801" und iſt Zangemeiſter entgangen. Nr. 2 ebenda nach S. 392 und vor Tafel II (nicht III) der von Heraeus veröffentlichten Abbildungen von Mainzer Münzen und Medaillen; ſie iſt in bezug auf die Verteilung der Buchſtaben in den Zeilen offenbar noch ungenauer als die erſte, auch fehlt hier das Laubgewinde unter der Inſchrift. Sie trägt die Unterſchrift: „detectus A. 1793 Moguntiae in der Klubbiſtenſchanz. delin. adcurate 13. May 1801 Bñ." Mit ihr ſtimmt die dritte nur flüchtig hingeworfene mehr überein als mit der erſten, ſowohl was Buchſtaben-Verteilung und Weglaſſung des Laubgewindes anlangt, als auch hinſichtlich der Beiſchrift, die hier lautet: „reperta Mog. 1793." Dieſe letzte Zeichnung hat Bodmann einem Briefe an Oberlin beigegeben; ſie iſt jetzt von Seymour de Ricci in der Rev. arch. XXXVIII 1901 S. 69 veröffentlicht. Eine vierte erhaltene Zeichnung des Steines iſt endlich die des Malers J. A. Ackermann (Nr. 3 in Lehnes Heftchen, ſ. unten),[2]) offenbar die genaueſte von allen, die darum unſerer Abbildung zu Grunde liegt. Der Künſtler-Vermerk lautet: „dess: par J. A. A. Prairial 9", ſie iſt alſo zwiſchen dem 19. Mai und 17. Juni 1801 angefertigt, demnach wenige Tage nach Bodmanns Zeichnung Nr. 2. — Lehnes, im Corpus nicht erwähnte, Angabe (Geſ. Schr. II S. 95): „Gefunden zu Zahlbach 1806" ergibt ſich damit ohne weiteres als falſch. Die genaueſte Angabe über die Auffindung iſt diejenige Schunks, ſie wird alſo wohl richtig ſein, was man um ſo mehr annehmen darf, als Bodmann ſchwankt und ſie einmal (Nr. 1) in das Jahr 1801 ſetzt, ein andermal (Nr. 2), und zwar eben in dieſem Jahre 1801, das Jahr 1793 nennt. — Bei der Auffindung fehlte dem Stein bereits, wie alle Zeichnungen dartun, die Bekrönung; auch waren einige Buchſtaben der erſten Zeile offenbar beſchädigt. — Unter der Inſchrift ein Laubgewinde mit Bändern; in ſeiner Mitte eine Blume.

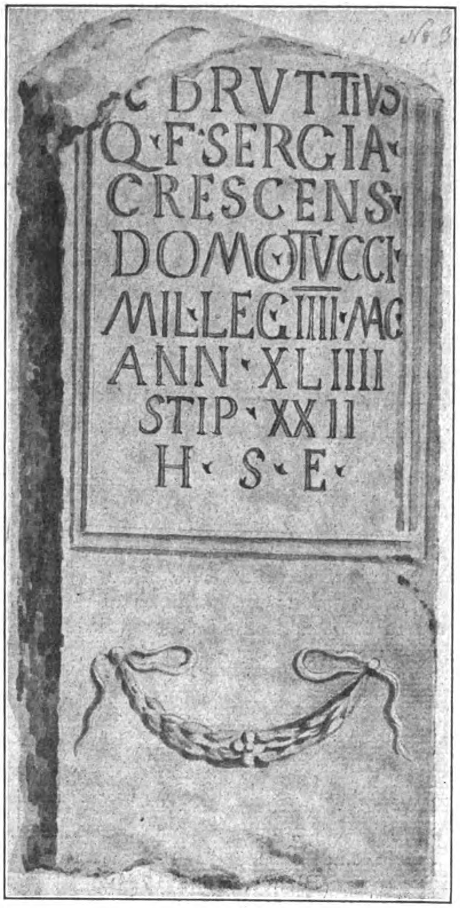
[1]) S. Mzr. Ztſchr. XIV S. 35 Abb. 1.

[2]) Johann Adam Ackermann, geb. 1780 in Mainz, Landſchaftsmaler in Aſchaffenburg, ſeit 1804 in Frankfurt a. M., wo er 1853 ſtarb. Seine hierher gehörenden Zeichnungen befinden ſich in einem dünnen Heftchen von jetzt noch 11 Seiten, das die Verwaltung der Mainzer Stadtbibliothek im Jahre 1915 aus dem Althandel für die Handſchriften-Abteilung der Stadtbibliothek erworben hat. Sie waren auf neun Achtelbogen angefertigt, von denen der letzte in drei Teile zerſchnitten iſt, offenbar um die drei darauf befindlichen Zeichnungen dem Beſchauer in richtiger Lage darzubieten, ohne daß er nötig hätte, das Blatt herumzudrehen. Dieſe drei Teile ſind dann auf Papier von der Größe der ganzen Blätter aufgeklebt. Letztere ſind übrigens am Rand zum Teil beſchnitten. Auf einem derſelben ſtehen zwei Zeichnungen, auf den anderen eine. Das Ganze wurde, wie es ſcheint, ſchon in franzöſiſcher Zeit zuſammen gebunden, da das Heftchen auf dem Deckel den Titel: „Pierres sépulchrales" trägt (er iſt nicht ganz richtig, ſ. unten). Auf ſechs Blättern von den jetzigen neun findet ſich die Unterſchrift des Künſtlers: „Deß: par J. A. Ackermann" (oder „J. A. Akerman" oder J. A. Ackerman" oder „J. A. A.") nebſt der Zeitangabe:

Die Inschrift lautet:

C(aius) Bruttius Q(uinti) f(ilius) Sergia Crescens, domo Tucci, mil(es) leg(ionis) IIII Mac(edonicae) an-n(orum) XLIIII stip(endiorum) XXII h(ic) s(itus) e(st).

„Gajus Bruttius Crescens, des Quintus Sohn, von der sergischen Tribus aus Tucci (im südlichen Spanien), Soldat der vierten Legion, der Macedonischen, der 44 Jahre alt und 22 im Dienste war, ist hier bestattet.“



Zu Nr. 14

Z. 1 a. A. liest Zangemeister im Corpus Q nach dem Zeugnisse Schunks, der die erste Zeile, ohne ihre Beschädigung anzudeuten, ergänzt wiedergibt, und zwar an dieser Stelle offenbar falsch. Denn alle vier Zeichnungen bieten die untere Hälfte eines C (am undeutlichsten die Zangemeister allein bekannte Bodmann Nr. 2, wo das erhaltene Stück einem Q-Schwanz ähnlich sieht, aber dadurch daß es auf der Zeile, nicht darunter, steht, als Rest des C sich erweist, bei Bodmann Nr. 1 ist der Apex ganz besonders deutlich). — Z. 4 und 5 sind die Punkte in O und G hineingesetzt, was vor der Flavierzeit öfters vorkommt. — Da Bruttius noch aus Spanien stammte, und also gewiß eingestellt wurde, als die Legion noch dort war, also vor 40 bezw. 43 (s. zu Nr. 11), so ist unser Stein in der Zeit zwischen den Jahren 40 und 55 gesetzt worden.

Vgl. CIL XIII 6856.

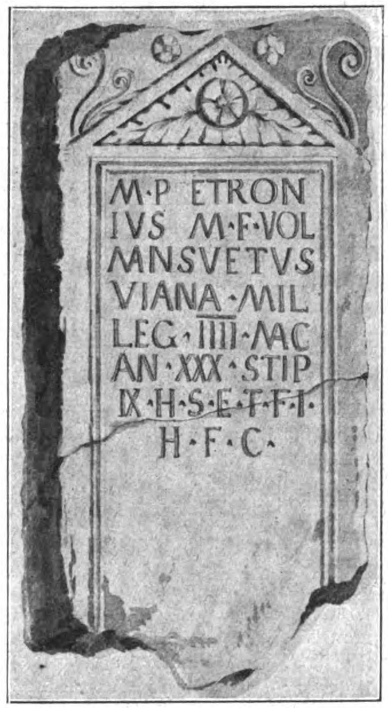
„Prairial 9“ oder „Meßidor 9“. Wahrscheinlich stammen aber alle 12 Zeichnungen aus dem nämlichen Sommer 1801. Auf fünf Blättern finden sich mit roter Tinte geschriebene Bemerkungen Lehnes (einmal mit seiner Unterschrift) über Auffindung und damalige Aufbewahrung der Steine. Sie bieten nichts sonderlich Neues. Von Lehne rührt offenbar — weil mit derselben Tinte geschrieben — auch die durchlaufende Numerierung der Zeichnungen (Nr. 1—16) her. Sie ermöglicht uns die Feststellung, daß die Zeichnungen Nr. 4, 5, 9 und 10 jetzt verloren gegangen sind. Sie werden auf drei Achtelbogen gestanden haben, sodaß es deren zusammen 12 waren, von denen je zwei noch einen zusammenhängenden Viertelbogen bildeten, als Lehne seine Bemerkungen beischrieb, denn die bezogen sich offenbar nicht auf das einzelne Oktavblatt, sondern allemal auf zwei zusammengehörige; denn er spricht von „deux pierres“, obwohl sich auf dem Bogen nur eine Zeichnung befindet, und zweimal von „quatre pierres sépulchrales“, obgleich nur eine, bezw. zwei da sind. Da Ackermann nur sechsmal unterzeichnete, so läge die Annahme nahe, daß er es auf jedem Viertelbogen nur einmal tat. Dem widerspricht aber die Tatsache, daß sich seine Unterschrift sowohl bei Nr. 13 als auch bei Nr. 14—16 findet, obschon alle vier Zeichnungen offenbar auf einem Viertelbogen standen. Diese Feststellung ist insofern nicht ganz unwichtig, als jetzt die Anfertigung aller Zeichnungen in einem Jahr nicht unbedingt fest steht. Erhalten sind die Abzeichnungen von CIL XIII 6974, 6871, 6856, 7272, 7041, 6941, 6876, 6874, 6892, 6942, 6944 und 7089. Davon sind die drei ersten jetzt verloren, sie waren aber aus den, wie sich jetzt herausstellt, allerdings nicht ganz genauen Zeichnungen Bodmanns bekannt. Von Nr. 7272, dem einzigen Altar der Sammlung, hatte schon Lehnes Abbildung das jetzt abgesprungene und verlorene Stück gesichert. Auch Ackermanns Zeichnungen sind nicht überall genau, so sind bei CIL 6874 Z. 1 und 6 in gewöhnlicher Lapidar-Schrift gegeben, bei 6876 ist GAL·, bei 6944 die ganze achte Zeile vergessen! Er scheint also ohne Verständnis des Inhalts gezeichnet zu haben. Die Ackermannschen Zeichnungen verwahrt die Stadtbibliothek unter Handschr. IV,32.

---

15 Grabstein des M. Petronius Mansuetus. Jetzt verloren; gefunden im Juni 1801 bei der Klubbistenschanze oberhalb Zahlbach (so nach Schunk, Zusätze zu Fuchs; Bodmann, Zusätze zu Joannis nennt noch genauer den 10. Juni 1801). Erhalten ist eine Zeichnung Bodmanns von Joannis III S. 427, sowie eine flüchtige Skizze desselben in einem Brief an Oberlin (jetzt veröffentlicht in der Rev. arch. XXXVIII 1901 S. 66); ferner liegt vor eine Zeichnung Ackermanns (Nr. 2 in dem oben beschriebenen Hefte). Unter dieser letzteren steht mit roter Tinte in mangelhaftem Französisch geschrieben: „Deux pierres sepulchrales decouvertes par le soussigné sur la colline de Zahlbach à coté de la route qui conduit à Mayence, dont la première s'est entierement dépéseé et l'autre, transportée dans la cour de la maison de Bibliotheque de l'Université, y reste fort endomagée. Lehne.“ Das Blatt enthält nur die eine Zeichnung unseres Grabsteines; der zweite hier genannte ist offenbar der unter Nr. 1 im Heft vorausgehende des M. Terentius Tertius (s. unten Nr. 17) s'est dépésée (= depecée) (= „zersplitterte sich“), der auf demselben Viertelbogen abgezeichnet war. Der als „fort endom(m)agée“ bezeichnete war also der des Petronius. Nach Bodmann (a. beiden a. O.) wurde unser Denkmal zusammen mit dem des M. Terentius Tertius (s. unten Nr. 17, CIL XIII 6974) und dem des Ogrigenus (s. Mzr. Ztschr. XI S. 84, CIL XIII 7037) gefunden. Lehne dagegen läßt (Ges. Schr. II S. 263, 225 und 113) den des Ogrigenus im Jahre 1803, den des M. Terentius Tertius im Jahre 1804 und unser Denkmal des Petronius im Jahre 1806 ge-

funden werden. Aber wahrſcheinlich ſind alle drei Zeitangaben Lehnes falſch (obgleich er nach ſeiner Angabe mindeſtens zwei davon ſelbſt ausgegraben hat), da Schunk und Bodmann (Zuſätze zu Joannis) übereinſtimmend und offenbar aus genauer Kenntnis den Juni 1801 nennen (nach Rev. arch. a. a. O. nennt letzterer allerdings in ſeinem Brief an Oberlin für alle drei Steine den 10. Juni 1804, aber das iſt wohl nur ein Druckfehler in der Rev. arch., denn Zangemeiſter zu CIL XIII 7037 ſagt ausdrücklich, daß Bodmann auch hier 1801 geſchrieben habe). Aber auch Ackermanns Zeichnung ſtammt jedenfalls aus dem Sommer 1801, denn wenn auch unſere Abbildung jetzt nicht datiert zu ſein ſcheint, ſo trug doch der Viertelbogen, auf dem ſie und diejenige des M. Terentius Tertius ſtand, den Künſtler-Vermerk: „Prairial 9“ (= Mai/Juni 1801). Unſere Abbildung gibt Ackermanns Zeichnung als die genaueſte wieder.

Der Stein endigte oben gradlinig. In der Mitte des Giebeldreiecks eine Roſe, von der nach den Ecken zu Akanthusblätter ausgehen. Rechts und links über den Dreieckſeiten je eine kleinere Roſe und zwei ſchneckenförmige Stirnziegel. Durch die vorletzte Zeile ging ein Sprung, der nur bei Ackermann angedeutet iſt; unten war der Stein verſtümmelt.



Zu Nr. 15

Die Inſchrift lautet:

M(arcus) Petronius M(arci) f(ilius) Vol(tinia tribu) Mansuetus Viana mil(es) leg(ionis) IIII Mac(edonicae) an(norum) XXX stip(endiorum) IX h(ic) s(itus) e(st). t(estamento oder *-itulum) f(ieri) i(ussit), h(eres) f(aciendum) c(uravit).*

„Marcus Petronius Mansuetus, des Marcus Sohn, von der Voltiniſchen Tribus aus Viana (jetzt Vienne an der Rhone), Soldat der vierten Legion, der Macedoniſchen, der 30 Jahre alt und 9 Jahre im Dienſte war, iſt hier beſtattet. (In ſeinem Teſtamente) befahl er dieſes Denkmal zu ſetzen; ſein Erbe ließ es anfertigen.“

Z. 2 hat Schunk (a. a. O., ſ. zu Nr. 14) ſtatt M eine Verbindung von M und A; das wäre eine ganz ungewöhnliche Abkürzung des Vornamens und beruht gewiß nur auf einem Verſehen. Umgekehrt zeigt er ebenſo wie Bodmann (beidemal) Z. 3 a. A. MA, während Lehne und Ackermann übereinſtimmend die offenbar richtige Buchſtaben - Verbindung bieten. Nur das für die Ordinalzahl ſtehende Zahlzeichen hat eine wagrechte Linie über ſich. — Die Zugehörigkeit zur *legio IIII Mac.* zeigt, daß der Stein zwiſchen 40 und 70 geſetzt iſt (ſ. oben zu Nr. 11).

Vgl. CIL XIII 6871.

---

16 Grabſtein des P. Solius Suavis. Über die Auffindung ſagt (nach CIL XIII S. 306) Opitius (Martin Opitz) in ſeinem im Jahre 1637 erſchienenen Variarum lectionum liber, daß dieſer und drei andere Steine (darunter das Denkmal des Togitio, ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 72) gefunden ſeien „ex adverso urbi ad Moeni amnis ostium, ubi inter magnae antiquitus, ut videbatur, molis rudera nuper effodiebantur“, d. h. bei Anlage der Guſtavsburg im Jahre 1632. Damit ziemlich übereinſtimmend ſagt Fuchs, Alte Geſch. von Mainz I S. 174, „Dieſer Stein iſt in der Rheinſpitze mit anderen im Jahre 1633 ausgegraben worden.“ Lamey ſah ihn im Jahre 1764 „in dem ehemaligen Gaſthauss zum Röm. Kaiſer“. Seit 1766 iſt er in Mannheim. — Kalkſtein. H. 87 cm, Br. 76 cm, D. 26 cm. Der Stein iſt oben und unten etwas verſtümmelt. — In der Mitte des Giebeldreiecks iſt ein Kopf dargeſtellt, der meiſtens mit Beziehung auf den Namen des Soldaten *Solius* als Kopf des Sonnengottes aufgefaßt wird, Weynand glaubt ſogar, rechts (ſo S. 226) vom Geſicht einen ſpitzen Stab (Geißel) zu erkennen; neuerdings hat indeſſen Haug (Feſtnummer S. 202 Anm. 21) wohl mit Recht an ein Meduſenhaupt gedacht. Ein ſolches ſehen wir nicht ganz ſelten auf Grabſteinen als Apotropaeum dargeſtellt, namentlich aber auch auf dem etwa gleichzeitigen Denkmal des Reburrus (Abb. Mzr. Ztſchr. XI S. 86), zu deſſen Giebelſchmuck der unſeres Steines gewiſſermaßen der Vorläufer iſt. Denn auch die mißratenen Löwen, die wir dort ſehen, ſcheinen hier, wie Keßler bemerkt hat, in den Zwickeln angebracht zu ſein, leider ſo verſtümmelt, daß ſie ſeither für Akanthusblätter gehalten werden konnten! Mit ſolchen iſt der Raum zwiſchen dem Haupte und den Ecken des Giebeldreiecks gefüllt.

Die Inſchrift lautet:

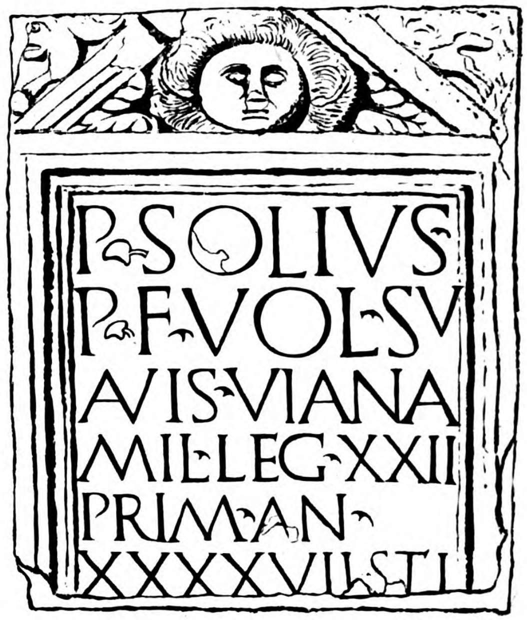
P(ublius) Solius P(ublii) f(ilius) Vol(tinia tribu) Suavis Viana, mil(es) leg(ionis) XXII Prim(igeniae) an(norum) XXXXVII sti(pendiorum) · · · ·

„Publius Solius, des Publius Sohn, von der voltiniſchen Tribus aus Viana (jetzt Vienne a. d. Rhone), Soldat der 22. Legion, der Primigenia genannten, der 47 Jahre alt war und · · · im Dienſte ſtand · · · ·“

Z. 3 Viana iſt eine Nebenform von Vienna; a wie e wechſeln gern in keltiſchen Wörtern. Es war die Hauptſtadt der Allobroger. — Z. 4 fehlt über der Ordinalzahl die ſonſt übliche Wagrechte. — Die 22. Legion erhielt wegen ihrer tatkräftigen Hilfe bei Unterdrückung des Aufſtandes des Mainzer Statthalters Antonius Saturninus von Domitian die ehrenden Beinamen *pia fidelis*

zu ihrem urſprünglichen *Primigenia.* Sie werden in ſpäter Zeit wohl manchmal weggelaſſen; aber obwohl Zangemeiſter im Corpus offenbar ſchwankend ſagt „saeculi I ut v i d e t u r“, ſo ſehe ich gar keinen Grund daran zu zweifeln, daß der Stein in der Tat dem 1. Jahrhundert angehörte, im Gegenteil, es ſpricht alles dafür, namentlich auch die Ähnlichkeit mit dem Reburrus-Denkmal hinſichtlich der Giebelverzierung. Dann muß er aber aus der Zeit des erſten Aufenthaltes der Legion in Mainz, aus den Jahren 42 (ſ. Ritterling, Röm.-germ. Korrbl. VI S. 4) oder 43 bis 70 ſtammen.

Vgl. Haug, Denkſteine Nr. 48; Weynand 120; CIL XIII 6972; Haug, Feſtnummer der Mannheimer Geſchichtsblätter Sept. 1907 S. 194ff. und Taf. I 5.



Zu Nr. 16 1 : 10

---

17 G r a b ſ t e i n d e s M. T e r e n t i u s T e r t i u s. Jetzt verloren; gef. am 10. Juni 1801 bei Zahlbach (ſo Bodmann, Zuſätze zu Joannis, ſ. unten). Erhalten iſt eine Zeichnung Bodmanns in ſeinem Handexemplar von Joannis III vor S. 427 und eine ſolche in einem ſeiner Briefe an Oberlin (jetzt Rev. arch. XXXVIII 1901 S. 66 wiederholt), ferner eine Zeichnung Ackermanns (ſ. zu Nr. 14 Anm.), die den Vermerk trägt: dess. par J. A. A. Prairial 9. Da der Prairial des republikaniſchen Jahres 9 vom 19./5. bis 17./6. des Jahres 1801 dauerte, muß die Zeichnung Ackermanns ſofort nach der Auffindung des Denkmals angefertigt worden ſein. Sie iſt offenbar genauer als die andern; ſo hat ſie z. B. allein die Bruchlinie vor der letzten Zeile. Daher iſt ſie unſerer Abbildung zu Grunde gelegt. Die Angabe Lehnes (a. a. O.), daß der Stein im Jahre 1804 ausgegraben worden ſei, ergibt ſich als irrtümlich. Er hat Ackermanns Zeichnungen wahrſcheinlich ſelbſt beſeſſen, aber die mit blaſſer Tinte und in ganz kleiner Schrift am Rande angebrachte Unterſchrift des Künſtlers offenbar überſehen. Die Verzierung des Giebels iſt nicht eine entartete Palmette, wie es Weynand wahrſcheinlich däuchte, ſondern ähnlich wie auf dem gleichzeitigen Denkmal des Novellius (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 117) iſt der eigentlich auf die Spitze des Steines gehörende Stirnziegel in ſeiner Bedeutung mißverſtanden und in der Form faſt unkenntlich geworden. Nach beiden Seiten läuft er in ein rankenartiges Gebilde aus. Unter der Inſchrift ein mit Bändern verſehenes Laubgewinde, in deſſen Mitte ein Medaillon mit Kopf (beſonders deutlich in der an Oberlin geſchickten Zeichnung) angebracht iſt.



Zu Nr. 17

Die Inſchrift lautet:

M(arcus) Terentius, M(arci) f(ilius) V(o)lt(inia tribu) Tertius Deci · · · · *mil(es)? leg(ionis) XXII Pr(imigeniae) ann(orum) XXXIII sti(pendiorum) XIII h(ic) s(itus) e(st).*

„Marcus Terentius Tertius, des Marcus Sohn, von der voltiniſchen Tribus aus Deci · · · ·, Soldat der Primigenia zubenannten zweiundzwanzigſten Legion, der 33 Jahre alt und 13 im Dienſte geweſen iſt, iſt hier beſtattet.“

Lehne ſagt (Geſ. Schriften II S. 225) von dem Denkmal: „Der Stein zerſplitterte ſich und konnte nicht gerettet werden, die Inſchrift war ſehr deutlich und ſchön. Da es gewiß Kalkſtein war, muß er ſchon von vornherein einen Schaden gehabt haben, wahrſcheinlich einen ſchräg verlaufenden Sprung, der in der Höhe der zweiten Zeile ein Loch herbeigeführt hatte, das der Steinmetz beim Einmeißeln der Inſchrift umging; denn man wird nicht annehmen wollen, daß in der bei Bodmann ebenſo wie bei Ackermann vorhandenen Lücke zwei Buchſtaben verloren gegangen ſeien, und ſtatt des ſo gewöhnlichen Beinamens Tertius irgend ein ganz ſeltener anzunehmen wäre. In der dritten Zeile iſt die Lücke bei Ackermann offenbar zu groß:

bei Bodmann, Zuſatʒ zu Joannis, ſteht das L der dritten Zeile noch ganz unter der Lücke der zweiten, in ſeinem Brief an Oberlin ſogar das ganze Wort LEG. Es ſteht alſo nichts der Annahme im Wege, daß nur zwei oder drei Buchſtaben hier verloren gingen, welche, hängt von der Deutung des letʒten Wortes der zweiten Zeile ab. Mommſen (im Corpus) meint, es ſei vielleicht zu leſen dec(urio) [eq(uitum)]. Aber das in C eingeſchriebene kleine I iſt in den erhaltenen Abbildungen ſehr deutlich; es als Punkt zu nehmen, geht darum kaum an, weil dieſer auch Z. 3 im G nicht eingeſchrieben iſt (wo allerdings Raumnot nicht in Betracht kam), und endlich vermißt man ſehr die Heimatangabe, de Ricci (Rev. arch. a. a. O.) vermutet *Deci(as)*, alſo Angehöriger des kleinen galliſchen Stammes, der um Antibes herum wohnte; auch habe Antibes ebenfalls zur *tribus Voltinia* gehört. Aber dieſe Leſung iſt ſicher falſch, da die Heimat eines Legionsſoldaten nicht mit einem Stammnamen ausgedrückt ſein kann. Weynand (B. J. 108/9 S. 210) lieſt *Deci(ato)*; allein der Städtename *Deciatum* iſt zweifelhaft, da an der einzigen Stelle, wo er im lateiniſchen Schrifttum angeblich vorkommt (Mela II 5, 3 *oppidum Deciatum*), das Wort ebenſo gut auch Gen. Plur. ſein kann (dazu kommt allerdings nach den Wörterbüchern noch Δεκίατον bei Steph. Byzant.). Man wird alſo wohl daran tun, mit Zangemeiſter (im Corpus) zu ſagen, daß in DECI der Name einer unbekannten Stadt ſtecke, und dann zu Anfang der nächſten Zeile *mil(es)* ergänzen. — Die *legio XXII Primigenia* ſtand unter Claudius und Nero in Mainz, als ſie im Jahre 90 dorthin zurückkehrte, führte ſie auch die ehrenden Beinamen *pia fidelis*. Damit iſt die Zeit unſeres Denkmals auf etwa 43—70 beſtimmt.

Vgl. Weynand Nr. 119; CIL XIII 6974.

---

18 Grabſtein des Ti. Ulpinus (oder T. Julius) Julianus. Jetʒt verloren. Merian, Topographia archiep. Mog. etc. (1646) hat uns auf einer Tafel zu S. 5 die Inſchrift und äußere Geſtalt des Steines überliefert, leider offenbar nicht eben ſehr gut. Sein Stich iſt bei Fuchs, Alte Geſch. v. Mainz I Taf. XIII wiederholt und liegt auch unſerer Abbildung zu Grunde. Abſchrift und Bericht über die Auffindung bietet auch ſchon Mart. Opitʒ (Opitius), var. lect. (1637). Darnach und nach Merian kam der Stein in der St. Jakobs-Schanze am Eichelſtein, alſo innerhalb der heutigen Zitadelle zutage, zuſammen mit dem Denkmal des T. Statilius Taurus. Über Zeit und Umſtände der Auffindung vgl. Mzr. Ztſchr. X S. 120, wo auch von der eigentümlichen Bekrönung beider Steine geſprochen iſt. Der jetʒt beſprochene zeigt bei Merian auf der mittleren Seitenfläche die Darſtellung eines Baumes.



Zu Nr. 18

Die Inſchrift wird im Corpus unter Verwendung von Opitʒ' Abſchrift und Merians Bild ſo geleſen:

D(is) M(anibus) Ti(berii) Ulpi (oder T(iti) Juli(i) T(iti) [f(ilii)]) Juliani neg(otiatoris)? . . ex provincia Ponto Bithynia domu Tio fecerun(t) fratres; [vix(it)]? an(nos) XXXV (C)hrysogon(u)s lib(ertus) f(aciendum) c(uravit).

„Den Manen des Tiberius Ulpius (oder Titus Julius) Julianus, Kaufmannes aus der Provinz Pontus-Bithynien aus Tium haben ſeine Brüder (dieſes Denkmal) machen laſſen. Er lebte 35 Jahre. Sein Freigelaſſener Chryſogonus trug für die Herſtellung Sorge."

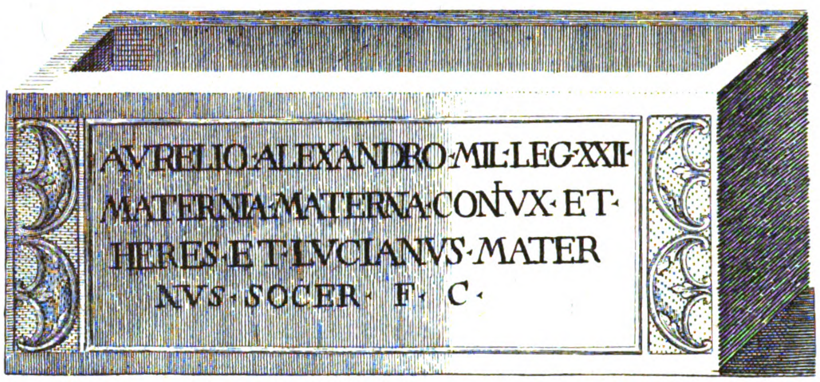
Fuchs ſagt a. a. O. S. 206 mit Bezug auf unſeren Stein: „Reineſius hat dieſe Steinſchrift auch aus des Opitʒ Schriften mit einer Erläuterung, weil die Buchſtaben und Punkten weder von dem Merian, weder von dem Opitʒ recht genau ſind beobachtet worden." Das gilt namentlich für die zweite und den Anfang der dritten Zeile. Z. 2 las Opitʒ T·VLPIVLIANI. Z. 3 a. A. verſtand bereits Reineſius im weſentlichen richtig: „*negotiatoris in ferro*" oder „*in frumento*" „Eiſenhändler" oder „Fruchthändler", wo auch Mommſen und v. Domaszewski wenigſtens *negatiatoris* für richtig halten, während der erſtere früher auch an *dec(urionis) c(ivitatis) T(aunensium)*, Zangemeiſter vorübergehend an *c(enturionis) leg(ionis) II* gedacht hatten. — Die Z. 4 und 5 genannte römiſche Provinz, ſonſt meiſt Bithynia et Pontus oder Bithynia Pontus genannt, beſtand aus Bithynien und den weſtlichen Teilen des Reiches Pontus, die man zur Landſchaft Paphlagonien zu rechnen pflegt. In ihnen lag am ſchwarzen Meer zwiſchen Herakles und Amastris die Stadt Tium, auf der Karte

meiſt noch zu Bithynien bezogen. Die in den Schulen verpönte Form *domu* ſtatt *domo* kommt auch ſonſt in Inſchriften und auch gelegentlich in guten Handſchriften des Cicero vor. Z. 7 a. A. las Opitz: VI FRATRES, Z. 8 a. A. (nach einer Lücke): AN XXXV. — Entſtanden wird das Denkmal gleichzeitig mit dem ebenſo verzierten und mit ihm zuſammen gefundenen des T. Statilius Taurus ſein, alſo wohl gegen Ende des 2. Jahrhunderts (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 121). Iſt die Leſung VLPI richtig, ſo wäre unſer Mann jedenfalls unter oder nach Kaiſer Trajan (M. Ulpius Traianus 98—117) geboren.

Vgl. CIL XIII 6851.

---

19 Steinſarg des Aurelius Alexander. Jetzt verloren; ſeine äußere Erſcheinung iſt erhalten bei Fuchs I Taf. XVIII. Von ſeiner Auffindung und ſeinem Schickſal erzählt er S. 164: „Dieſen Sarg hab ich gefunden und abgeſchrieben in dem Pfarrhof zu Marienborn, eine Stunde von Mainz, daſelbſt ſteht er noch. Er iſt aber im Jahre 1759 auf der Südſeite oder der Mauer des Kloſters Dalheim, in dem Garten eines Zahlbacher Bauern mit funfzehen anderen ſteinernen Särgen ausgegraben worden. Dieſe funfzehen Särge lagen neben einander. Etliche hatten Innſchriften" (z. B. CIL XIII 7083 und 7118, die ebenfalls verloren ſind), „etliche auch nicht." Nach Fuchs hat den Stein keiner, der von ihm redet, mehr geſehen; in Marienborn weiß man nichts von ihm. — Nach der Zeichnung waren rechts und links von der Inſchrift je zwei ſogenannte Amazonen-Schilde übereinander angebracht.



Zu Nr. 19

Die Inſchrift lautet:

Aurelio Alexandro mil(iti) leg(ionis) XXII Maternia Materna coniux et heres et Lucianus Maternus socer f(aciendum) c(uraverunt).

„Dem Aurelius Alexander, Soldaten der zweiundzwanzigſten Legion, haben ſeine Gattin und Erbin Maternia Materna und ſein Schwiegervater Lucianus Maternus (dieſen Sarg) machen laſſen."

Daß in der Grabſchrift eines Legionärs deſſen Frau erwähnt wird, zeigt, daß die Soldatenehe zurzeit ihrer Abfaſſung bereits erlaubt war; das begann aber erſt unter Septimius Severus (193—211), der den Soldaten geſtattete, mit ihren Kebsweibern zuſammen zu leben; er wollte ſich auch hierdurch wie durch Erhöhung des Soldes die günſtige Stimmung der gemeinen Soldaten, auf die er ſeine Macht ſtützte, erkaufen. Die Lager ſelbſt wurden dadurch zu Wohnplätzen von Milizſoldaten, und es begreift ſich, daß unmittelbar neben unſerem Legionär, ſoweit wir aus den von Fuchs mitgeteilten Inſchriften ſchließen können, lauter bürgerliche Perſonen beſtattet waren.— Aurelius Alexander heißt der Mann offenbar nach dem Kaiſer M. Aurelius Severus Alexander (222—225). Man darf annehmen, daß er dieſen Namen zu Ehren des regierenden Kaiſers von ſeinen Eltern bei ſeiner Geburt erhielt und nicht etwa erſt bei ſeinem Eintritt in das Heer für einen barbariſchen eintauſchte. Das kam ja gewiß oft genug vor, denn als Legionsſoldaten wurden längſt nicht mehr bloß römiſche Bürger ausgehoben; aber dann hätte man ihn ſicherlich anders genannt. Iſt alſo jene Annahme berechtigt, ſo wurde unſer Mann zwiſchen 222 und 225 geboren und wird dann kaum vor der Mitte des 3. Jahrhunderts geſtorben ſein. Das iſt aber auch die Zeit, wo durch den Einfluß des halb ſemitiſchen Herrſcherhauſes des Septimus Severus die Erdbeſtattung der Leichen an Stelle der früher üblichen Verbrennung zum Durchbruch kam. — Maternia Materna führt denſelben Beinamen wie ihr Vater, ihr Geſchlechtsname iſt in keltiſcher Weiſe von deſſen Beinamen abgeleitet.

Vgl. CIL XIII 6956.

---

20 Bruchſtück von einem Steinſarg (?). Jetzt verloren; abgezeichnet bei Fuchs I Taf. XXII. — Legipont († 1758) ſagt (nach dem Corpus) in einer zu Darmſtadt aufbewahrten Handſchrift von dem Stein: „In stabulorum principis prope portam qua ad Moltrinam via instituitur muro exteriori infixum." Lamey, der den Stein im Jahre 1764 ſah, ſagt von ihm: „An dem churf. Mauleſelſtall zu Mayntz" und Fuchs S. 229: „Ein Stein, der oben und an der linken Seite abgebrochen iſt; an der rechten Seite ſind noch Verzierungen von Laubwerk. Der Stein iſt an den kurfürſtlichen Eſelſtällen neben der mittleren Tür eingemauret; die Buchſtaben ſind ſchön. · · · · · · Die Arbeit, die Züge von Laubwerk, die Buchſtaben auf unſerem Steine zeigen an, daß es

kein gemeiner Mann war, dem dieſer Grabſtein verfertigt worden, welcher ein großer Sarg geweſen zu ſeyn ſcheinet."

Die Inſchrift lautet:

· · · *Veter(ius?) L(ucii) f(ilius)* · · · · · · *f(ilii?) Sammoni* · · · · · · *Lamma co[niunx?* · · · *sor]or et her[es* · · · · · ·]

Eine Ergänzung iſt nicht möglich, zumal man die urſprüngliche Länge der Zeilen nicht kennt. Daß das Bruchſtück zu einem Sarg gehörte, ſcheint mir wegen des Laubwerks am Rand nicht ſehr wahrſcheinlich. — Z. 1 las Legipont wohl irrtümlich LE · ſtatt L ·. Z. 2 a. A. iſt bei ihm das F ſo groß wie die anderen Buchſtaben. Z. 3 a. A. überliefert er LAMMA, was Zangemeiſter für richtiger hielt als Fuchs' IAMMA. Wenn der Stein wirklich zu einem Sarg gehörte, wie Fuchs glaubt, ſo ſtammt er wohl aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts.

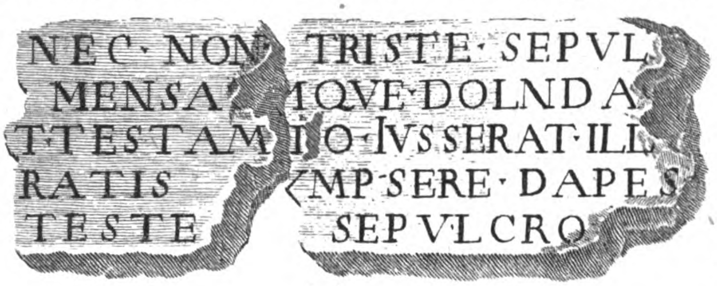


Zu Nr. 20

Vgl. CIL XIII 7120.

---

21 Bruchſtück von einem Grabſtein. Jetzt verloren; gef. nach Montfaucon (ſ. CIL XIII S. 307) am 15. September 1714, und zwar zuſammen mit ſieben anderen Inſchriftſteinen, von denen einiges im Jahre 1885 in der Nähe des Muſiktempelchens wieder zutage kam (ſ. Keller, Nachtrag II 1887 S. 36 ff.); anderes, darunter unſere Inſchrift, werden ſpätere Geſchlechter in der Nähe vielleicht noch finden. Joannis III S. 353 erzählt von ihnen: „*Quae hic sequuntur monumenta, eruta sunt,* · · · ·, *quum anno MDCCXIV Eminentissimus ecclesiae Moguntinensis Archiepiscopus et Princeps Elector, Lotharius Franciscus metropolim suam ante portam novam, arvalem, et veteris monasterii novis in montium leniter adsurgentium editis munitionibus ac propugnaculis cingere iuxta atque firmare coepisset.*" Andere Quellen (Séguier und Maffei) nennen als Fundort den Graben der Baſtion St. Alban. Die oben genannte *porta nova arvalis et veteris monasterii* iſt alſo das vor einigen Jahren abgebrochene Neutor, unterhalb der Höhe gelegen, auf der das uralte St. Albanskloſter ſtand. Die Baſtion Albani lag weſtlich unmittelbar neben der Zitadelle, war aber ſchon unter Kurfürſt Johann Philipp von Schönborn in den Jahren 1658 bis 1676 in der ſpäteren Geſtalt von dem italieniſchen Ingenieur Spalla erbaut worden. Im Jahre 1714 dagegen ließ Kurfürſt Lothar Franz von Schönborn ganz in der Nähe des Albanskloſters das ſpätere Fort Karl erbauen; dieſes muß alſo hier gemeint ſein. — Von der Inſchrift gibt Montfaucon den vollſtändigen Text (nur daß Heraeus und andere Z. 1 und 3 offenbar nur auf Grund einer naheliegenden Vermutung ergänzt haben). Er gibt die beiden Bruchſtücke auch noch als zuſammenhängend (oder zuſammenpaſſend?), während bei Joannis, auf deſſen Zeichnung die bei Fuchs beruht, offenbar ungenau ein breiter Raum zwiſchen ihnen klafft. Trotzdem haben wir Fuchs I Taf. XXII unſerer Zeichnung zu Grunde gelegt, da aus Paris jetzt nichts zu bekommen iſt.



Zu Nr. 21

Die Inſchrift lautet nach Montfaucons Abſchrift und mit Benutzung der bei Buecheler, Carmina latina epigraphica II Nr. 1010, vorgeſchlagenen Ergänzung:

· · · *Nec non triste sepulchru[m* · · · · · ·] *mensamque dolendam, Ut testamento iusserat il[le suo, Qua] grati sumpsere dapes [ac] teste sepulchro* · · ·

Buecheler berückſichtigt für Z. 1 a. E. nur die auch bei Fuchs vorliegende Leſung und ergänzt hier: *sepul[to epulum]*, indem er an ein nach Vorſchrift des Teſtamentes von dem Erben gegebenes Leichenmahl denkt. Der wirkliche Zuſammenhang iſt aus dem Bruchſtück ſchwer zu erraten. Auch über die Zeit der Entſtehung läßt ſich nichts ſagen. — Z. 1 und 3 ſind Hexameter, dazwiſchen ein Pentameter.

Vgl. CIL XIII 2128.

---

22 Drei unbeſtimmbare Bruchſtücke. Jetzt verloren. Zeichnung bei Fuchs I Taf. XXII; darnach unſere Abbildung.

1) *[R?]epentin[o?]*. Fuchs ſagt davon S. 230: „Ein Stücke Stein einen ſtarken halben Schuh breit, das im Hauptgraben zwiſchen dem Stockhausturm und der Alexanderſchanz zu Mainz eingemauert iſt." Fuchs verband den Stein mit einem der 1714 zutage gekommenen (ſ. zu Nr. 21), der aber zu ſeiner Zeit nicht mehr vorhanden war und deſſen Zugehörigkeit darum von ihm gar nicht beurteilt werden konnte, und (S. 454) mit einem dritten kleinen Bruchſtück, über deſſen Herkunft und Beſchaffenheit er gar nichts zu ſagen weiß, und erhielt ſo die Inſchrift: · · · *coni[ugi] Calpur[n]io Repentino Actia [infel]icissima f. c.* Das Zeichen am Ende (hinter dem N), das wohl nur Interpunktions-

zeichen iſt, ſieht er dabei bald als ein O nebſt Zenturionen-Zeichen (ↄ), bald nur als O an. Er vermutet dann, daß wir hier Bruchſtücke von dem Grabſtein des Zenturionen der 18. Legion Calpurnius Repentinus vor uns hätten, der im Jahre 69 nach Tac. hist. I. 56 und 59, weil er mit drei anderen Zenturionen die Bilder des Galba zu ſchützen ſuchte, von den aufſtändiſchen Soldaten überwältigt und von Vitellius dann hingerichtet wurde. Fuchs gibt ihm auch eine Gattin Namens Actia! Vgl. CIL XIII 7178.



Zu Nr. 22, 1

2) Anfänge von zwei Namen *L(ucius) Sa* · · · und *L(ucius) Fi* oder *Fl* · · ·. Fuchs ſagt darüber S. 231: „An der Ecke neben dem Hohlweg in der Leimengrube bey Zahlbach hab ich dieſes Stück Stein ausgraben laſſen. Es fanden ſich etliche ſehr große Quaterſtücke von Alabaſter an dem Orte, in welche Schwalbenſchwänze eingehauen waren für große eiſerne Klammern. Man ſah, daß das Gebäu mit Gewalt müſſe eingebrochen worden ſein.“

Vgl. CIL XIII 7151.

3) · · *o(?)mapo*. „Dieſes Stück von einem römiſchen Grabſtein iſt in dem Gaſſenpflaſter am Säutanz“ (liegt hinter dem heutigen Zeughaus und wird jetzt noch ſo genannt), ſagt Fuchs I S. 232. Vgl. CIL XIII 7188.

---

23 Darſtellung eines römiſchen Soldaten, von einem Grabſtein ſtammend, erhalten auf einem Kupferſtich Merians zu Topogr. archiep. Mog. etc. S. 8. Der jetzt verlorene Stein wurde nach Merian (d. h. Zeiller) zuſammen mit dem Denkmal des Togitio gefunden, entweder, wie Merian ſagt, „in erbawung der Guſtavsburg“, alſo im Jahre 1632 oder ungefähr gleichzeitig bei Abbruch der Albanskirche (ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 72 die Angaben Zeillers bei Merian, Topographia archiepiscopatuum Moguntinensis uſw.). Die erhaltene Abbildung iſt leider offenbar nicht ſehr getreu; doch erkennt man, daß der Mann in einer Niſche ſtand und in Haltung und Kleidung ganz ähnlich wie C. Faltonius Secundus (ſ. Mzr. Ztſchr. XI Taf. IX 2) dargeſtellt war, nur daß dem letzteren noch zwei Sklaven oder Freigelaſſene beigegeben ſind, die hier fehlen.

III.

Ein neues Werk über die Mainzer Juppitersäule

IM Sommer 1918 erſchien die bereits in der Mainzer Zeitſchrift XII/XIII S. 77 angekündigte Veröffentlichung von Dr. F. Quilling, Die Juppiterſäule des Samus und Severus. Das Denkmal in Mainz und ſeine Nachbildung auf der Saalburg. Veröffentlichung des Saalburg-Muſeums, mit 2 Farbentafeln und etwa 150 Abbildungen im Texte. Folio. Leipzig bei Engelmann 1918. Ein nach jeder Seite hin vornehm ausgeſtattetes Werk, zu dem man dem Saalburg-Muſeum und den opferwilligen Freunden der Saalburg nur aufrichtig Glück wünſchen kann. Hier ſind nun alle ſich an die Juppiterſäule knüpfenden Fragen mit weitgehendſter Gründlichkeit noch einmal erörtert. Ganz abgeſehen von der eingehenden Verwertung der umfangreichen Fachliteratur für die rein archäologiſchen, mythologiſchen und geſchichtlichen Teile und den wertvollen Betrachtungen verwandter figürlicher Darſtellungen auf den Münzen, hat Quilling für ſeine Unterſuchungen und Feſtſtellungen einen Stab von berufenen Sachverſtändigen — Geologen, Zoologen, Bildhauern und Malern — herangezogen nnd deren Urteile und Anſichten in den zuſtändigen Fragen in ſeinem Texte niedergelegt. Hier ſollen nur die wichtigſten Ergebniſſe der Unterſuchungen ſkizziert werden; die kritiſche Betrachtung bleibe dem Fachmanne vorbehalten.

Was die Herkunft des Materials der Säule betrifft, ſo äußert ſich der als Sachverſtändiger zugezogene Bergrat Profeſſor Steuer in Darmſtadt nach eingehenden Unterſuchungen und Vergleichungen der Geſteinsproben dahin, daß man mit großer Beſtimmtheit annehmen kann, daß in der Umgebung von Verdun die Heimat des Geſteins der Juppiterſäule zu ſuchen iſt.[1]) Ferner kommt Profeſſor Steuer auf Grund ſeiner Beobachtungen der verſchiedenartigen Verwitterungserſcheinungen ſowohl an den alten Außenflächen wie auch an den durch die Zerſtörung des Denkmals herbeigeführten Bruchſtellen des Steines zu der Schlußfolgerung, daß die Säule auch nach Neros Sturz noch lange Zeit (mindeſtens einige hundert Jahre) erhalten (d. h. geſtanden haben) und der Verwitterung ausgeſetzt geweſen ſein muß.

Ganz beſondere Mühe und Sorgfalt widmet Quilling der Übereinanderordnung der Figuren auf den einzelnen Säulentrommeln und den hierbei ſich ergebenden verſchiedenen Drehungsmöglichkeiten. Zunächſt tritt Quilling dieſen Fragen vom rein künſtleriſchen Geſichtspunkte aus näher. Zu dieſem Zwecke hatte er auf der Saalburg die Originalmodelle der fünf Säulentrommeln durch eine ſinnreiche Konſtruktion ſo an einem Maſte aufgereiht, daß jede Trommel für ſich drehbar war und ſo leicht jede gewünſchte Kombination in der Anordnung der

[1]) Bei dieſer Gelegenheit hat Profeſſor Steuer nebenher auch noch eine Anzahl anderer Steindenkmäler des Mainzer Altertumsmuſeums unterſucht und dabei feſtgeſtellt, daß ſie alle aus demſelben Steine wie die Juppiterſäule angefertigt ſind. Dieſe Denkmäler — es ſind mit einer Ausnahme (der kleinen Juppiterſäule) durchgehends Soldatengrabſteine — gehören in der Mehrzahl der juliſch-claudiſchen Zeit an. Aller Wahrſcheinlichkeit nach läßt ſich bei eingehenderen Unterſuchungen ihre Zahl noch vermehren. Neben dieſem feineren und teureren ausländiſchen Materiale wurden ſelbſtverſtändlich gleichzeitig auch die einheimiſchen Geſteine verwendet. Jedenfalls aber hielten ſich, wie Profeſſor Steuer anſprechend vermutet, die Mainzer Steinmetzen ſchon frühzeitig für die Bedürfniſſe wohlhabenderer Beſteller dieſe beſſere Qualität Stein auf Lager. Es wäre nun eine ſehr lohnende und gewiß auch manche wertvolle Ergebniſſe verſprechende Arbeit, einmal die Steindenkmäler unſerer rheiniſchen Muſeen auf die Herkunft des Geſteines hin zu unterſuchen, wobei dann auch für die Schlußfolgerungen die Entſtehungszeit der Denkmäler in Betracht käme. Für Mainz ſcheint die Verwendung dieſes fremden Steines nicht weit über das 1. nachchriſtliche Jahrhundert hinauszugehen.

Figuren hergeſtellt werden konnte. Photographiſche Aufnahmen des Säulenſchafts bei verſchiedenen Drehungen der einzelnen Trommeln und hieran ſich anſchließende Urteile zugezogener Künſtler erläutern dieſe intereſſanten Verſuche. Inzwiſchen war aber die ganze Drehungsfrage durch Beobachtungen, die Muſeumsaſſiſtent Keßler im Zuſammenhang mit den Unterſuchungen Quillings am Originale ſelbſt gemacht hatte — zu dieſem Zwecke waren die in Betracht kommenden Säulentrommeln abgehoben und umgelegt worden —, auf eine ſicherere Grundlage geſtellt worden. Keßler hatte nämlich beobachtet, daß die Eingußkanäle für die Verbleiung der die einzelnen Trommeln untereinander verbindenden Eiſendollen bei allen Trommeln auf der Rückſeite (etwa in der Mitte) liegen. Ferner fand er eine Anzahl leicht eingeritzter Verſatzmarken, die ſich über die Ränder je zweier anſtoßenden Trommeln legen und die höchſtwahrſcheinlich von einer Probeaufſtellung des Originals herrühren, um dann bei der endgültigen Aufſtellung der Trommeln und ihrer Drehung als Anhaltspunkte zu dienen. Auf Grund dieſer Beobachtungen kann nunmehr die Übereinanderfolge der Figuren und damit die Drehung der einzelnen Trommeln als endgültig feſtgelegt betrachtet werden. Es ordnen ſich hiernach auf der Vorderſeite von unten nach oben übereinander: 1) Viktoria, 2) Vulkan, 3) Äequitas (mit der Wage), 4) Genius canabariorum (Nero), 5) Juno. Damit iſt auch die Reihenfolge für die drei anderen Seiten gegeben.

In der Deutung der einzelnen Figuren kommt Quilling für eine Anzahl wenigſtens zu neuen, von der bisherigen Deutung (Körber 1906 u. a.) abweichenden Ergebniſſen. Die Gefährtin Merkurs auf dem unterſten Sockel faßt er als Felicitas. Vulkan auf der zweiten Trommel iſt hier nicht der Schmiedegott, ſondern der Brände entfachende oder abwehrende Feuergott. Zu ſeiner Rechten ſteht als Fahnenamazone die Perſonifikation von Lugdunum (Lyon), links als Amazone mit dem Tropaion die der Stadt Rom. Das Schmerzenskind der Deutung war von jeher die dritte Trommel mit den vier alle nach links gewendeten weiblichen Figuren. Hier ſieht Quilling in der Göttin mit dem Kalbskopf die Perſonifikation von Italia, in der mit dem P f e r d e kopf die der Gallia Belgica (vgl. Oxé, beide tragen die Mauerkrone). Von den beiden anderen Göttinnen faßt er (wie Körber 1906) die mit der Wage als Aequitas, die mit dem Heroldſtabe und Zweige als Pax. Den Opfernden zwiſchen den beiden Laren bezeichnete man bisher entweder als Kaiſer Nero ſelbſt oder als Genius Auguſti, Quilling deutet ihn als den Genius der Mainzer canabarii.

Und nun die Deutung des Figurenſchmuckes als Ganzes: Wie ſchon Oxé ſieht auch Quilling in ihm „einen Kaiſerhymnus in Stein". Die beiden Sockel und die untere Hälfte des Säulenſchaftes feiern die Götter, die dem Herrſcher ſowohl perſönlich wie als Regenten ihre beſondere Gunſt und Förderung angedeihen laſſen. Vorn: J u p p i t e r (c u s t o s), der Nero vor dem piſoniſchen Anſchlage ſchützte; auf den Rück- und Nebenſeiten: A p o l l o und H e r k u l e s, die Patrone ſeiner muſiſch-gymniſchen Neigungen und Erfolge, M i n e r v a und F o r t u n a, M e r k u r und F e l i c i t a s und die D i o s k u r e n als Vertreter ſeiner Verdienſte um Handwerk und Gewerbe, Handel und Schiffahrt. Die Darſtellungen an der Säule ſelbſt preiſen in V i k t o r i a z w i ſ c h e n M a r s und N e p t u n und D i a n a v i c t r i x auf der Rückſeite die Siege des Kaiſers zu Waſſer und zu Land. V u l k a n z w i ſ c h e n R o m a und L u g d u n u m iſt eine Erinnerung an die furchtbaren Brandkataſtrophen, die erſt kürzlich ſowohl die Reichs- wie auch die Hauptſtadt der galliſchen Provinz heimgeſucht hatten und bei denen der Kaiſer werktätig und verdienſtvoll eingegriffen und mit C e r e s Hilfe der notleidenden, hungernden Bevölkerung Lebensmittel und Unterhalt geſpendet hatte. Darüber ſteht nun der G e n i u s der Stifter der Säule, d e r M a i n z e r c a n a b a r i i, zwiſchen den L a r e s p u b l i c i der Gemeinde (Mainz) und opfert am Altare für Neros Wohl. Ihm nähern ſich von unten her, um ſich am Opfer zu beteiligen, A e q u i t a s und P a x, die Perſonifikationen der gerechten und friedlichen Regierung des Herrſchers, in Gemeinſchaft mit I t a l i a, dem Reiche, und G a l l i a B e l g i c a, der Provinz, der Mainz damals noch angehörte. Dem Genius gegenüber auf der Rückſeite ſteht L i b e r (Bacchus), der Vertreter der bürgerlichen Freiheit. Friede, Recht und Freiheit, Stadt, Provinz und Reich ſind die dankerfüllten Teilnehmer am Opfer für das Wohl des Kaiſers. Über dieſen irdiſchen Vorgängen walten die Himmliſchen: Juno, Sol, Luna und Juppiter optimus maximus.

Was die Bemalung der Skulpturen betrifft, ſo kommt Quilling zu der Anſicht, daß dieſe zwar geplant war, aber infolge des Sturzes Kaiſer Neros nicht ausgeführt wurde. Um aber auch hier nichts unverſucht zu laſſen, gibt Quilling auf einer Farbentafel eine von Profeſſor Nebel mit flotter Hand entworfene maleriſche Verſuchsſkizze, die wenigſtens zu einer Anſchauung verhilft, wie die bemalte Säule etwa gewirkt haben könnte.

Auch mit der Frage des die Säule bekrönenden Juppiterſtandbildes beſchäftigt ſich Quilling. Auf Grund eingehender Unterſuchungen und Vermeſſungen der Fußplatte und der noch erhaltenen Reſte der Figur hat ebenfalls Profeſſor Nebel auf einer weiteren Farbentafel eine Juppiterfigur entworfen, die eine anſprechendere Löſung darſtellt als die Schmahlſche. Nach genauerer Meſſung der Länge des erhaltenen Fußes (32 cm) nimmt Quilling als Geſamthöhe der Figur 2,14 m an.

Gewiß werden durch Quillings Darlegungen und Ergebniſſe manche neue Fragen aufgerollt werden, jedenfalls aber iſt durch dieſe ſchöne, alle Seiten des Problems umfaſſende Arbeit unſere Kenntnis der Juppiterſäule weſentlich gefördert worden. Die Frage der urſprünglichen Anordnung der Figuren auf den Säulentrommeln dürfte wohl endgültig gelöſt ſein. Und was die Deutung des Figurenſchmuckes als Ganzes betrifft, ſo hat Quilling, wie auch ſchon Oxé, ſicher den richtigen Weg eingeſchlagen, wenn er hierbei von dem durch die Inſchrift angegebenen Zwecke des Denkmals ausgeht: die Säule iſt für das Wohl Kaiſer Neros geſtiftet, und alle Darſtellungen ſind mit dem Wohle und dem Wirken des Kaiſers in Zuſammenhang zu bringen. Neeb

IV.

Über die Lage des römischen Amphitheaters bei Mainz

von E. Neeb

NACHDEM nunmehr die Lage des römischen Bühnentheaters bei Mainz mit Sicherheit festgestellt ist, drängt sich die Frage auf, wo man das römische Amphitheater zu suchen hat; daß das römische Mainz auch ein solches aufzuweisen hatte, dürfte bei der Größe und Bedeutung der Stadt außer Zweifel stehen.

Reste dieses Baues haben sich bis jetzt noch nicht auffinden lassen, aber aus einigen Angaben bei älteren Schriftstellern und im Zusammenhange damit aus der Betrachtung der natürlichen Beschaffenheit bestimmter Örtlichkeiten im Gelände ergeben sich einige Anhaltspunkte für die Ermittelung seiner Lage oder wenigstens für die Gegend, in der man es zu suchen hat.

Von den eben angegebenen Gesichtspunkten aus betrachtet, kommen für unsere Frage zwei Plätze in Betracht, beide liegen in dem flachen Tale, durch das sich der sogenannte Wildgraben zieht: dem Zahlbacher Tale, früher auch „das heilige Tal“ genannt. Die Bezeichnung Wildgraben erstreckt sich noch über Zahlbach und über die Pariser Straße hinaus; ob aber auch die Benennung „heiliges Tal“ so weit ausgedehnt werden darf, und ob nicht vielmehr nur der vordere Teil (vom Anfange des heutigen Friedhofs bis etwa zum Eingange des Dorfes Zahlbach) unter diesem Namen verstanden wurde, wäre noch festzustellen. Hier kann auf die Erörterung dieser Frage nicht näher eingegangen werden.

Der erste der hier zu behandelnden Plätze liegt beim ehemaligen sogenannten Dalheimer Kloster, der zweite weiter auswärts in der Fortsetzung des Wildgrabens, östlich der Pariser Straße (s. Abb. 1 und 2).

Für den zuerst genannten Platz kommt in Betracht eine Stelle aus Siegehards passio S. S. Aurei et Justinae (Acta sanctorum, Juni, B. III S. 73, auch bei Joannis II S. 15). Auf diese Stelle hat, soweit mir bekannt ist, zum erstenmal hingewiesen Falk in seinem Aufsatze „Römische Bauwerke in und bei Mainz nach mittelalterlichen Urkunden“, Mzr. Ztschr. II S. 39. Siegehard war Mönch von St. Alban bei Mainz und schrieb um 1300. Die Acta sanctorum (und danach Joannis) geben seine passio nur im Auszuge nach einer Handschrift in der Kartause zu Köln. Die hier in Betracht kommende Stelle lautet:

cum ergo dixisset Sigehardus, quod Urbs Moguntina, non in eo quo modo sita est, sed in alio à Rheno longius distante loco fundata *fuit, ut* Tradit antiquitas, *inquit* (imo communis habet opinio) prima istius urbis moenia, in campestri loco spatioso, ubi nunc est domus filiorum Giezi, *id est leprosorum* et ecclesia Sanctimonialium S. Mariae, quae Sacra-vallis dicitur, fuisse constructa. Ex qua relatione verosimilter potest argui, locum, ubi nunc est capella S. Hilarii, Episcopium tunc extitisse. Illic nempe decem Episcoporum, qui ante tempora magni Bonifacii Moguntinam rexerunt ecclesiam, corpora quae nunc in ecclesia S. Albani quiescunt, fuere recondita. Praesumptio enim vehemens est, paucis adhuc existentibus Collegiatis ecclesiis, nusquam eos potius quam in sua Cathedrali ecclesia locum sepulturae elegisse . . . . Assertioni autem meae, super priori civitatis Moguntiae loco, consentiunt superstites in eadem planitie murorum particulae, et fundamenta subterranea circumcirca reperta, imo etiam superstites theatri ruinae, quod more Romanorum, ad ludos Circenses seu gladiatorios et ad spectacula publica, constructum fuisse extra urbem, hodieque monstratur; nec non et tituli, gesta, atque nomina diversorum Principum lapidibus insculpti, qui infra et extra urbem pluribus in locis inveniuntur esse disjecti.

Siegehard sagt also, daß die Stadt Mainz nicht an der Stelle gegründet wurde, an der sie jetzt gelegen ist, sondern an einem andern, weiter vom Rheine entfernt liegenden Orte. Wie das Altertum überliefert, sagt er (weiter), überdies die allgemeine Meinung ist, sind zuerst die Mauern dieser Stadt in der ausgedehnten Ebene, wo jetzt das Haus der Söhne Giezi[1] (d. i. der Leprakranken, Leprosen) und die Kirche der Nonnen St. Mariä, die das heilige Tal (im heiligen Tal) genannt wird, aufgeführt gewesen. Aus dieser Angabe kann mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, daß an der Stelle, wo jetzt die St. Hilariuskapelle steht, damals die Bischofskirche gestanden hat. Dort sind nämlich die jetzt in der St. Albanskirche ruhenden Gebeine der zehn Bischöfe, die vor den Zeiten des großen Bonifatius die Mainzer Kirche leiteten, beigesetzt gewesen. Die Annahme ist nämlich zwingend, daß bei den wenigen damals bestehenden Stiftskirchen, diese (Bischöfe) nirgends lieber als in ihrer Hauptkirche sich ihre Begräbnisstätte wählten. . . . . Für meine Behauptung (über die Lage der Bischofskirche) und überdies für die frühere Lage der Stadt Mainz sprechen auch die auf dieser Ebene noch erhaltenen Mauerreste und Grundmauern unter dem Boden, die man ringsumher fand, und die noch erhaltenen Ruinen eines Theaters, das nach römischer Sitte für Zirkus- oder Gladiatorenspiele und öffentliche Schauspiele außerhalb der Stadt erbaut gewesen und heute noch gezeigt wird; ferner auch die Grabschriften (Titel?), Taten und Namen verschiedener Fürsten in Stein gemeißelt, die sich innerhalb und außerhalb der Stadt an verschiedenen Stellen zerstreut finden.

Zur Zeit Siegehards herrschte also (in Mainz oder in Mainzer Klosterkreisen) die Ansicht, daß die römische Stadt nicht unmittelbar am Rheine, sondern weiter landeinwärts lag, und zwar auf der Hochebene, die oberhalb der heutigen Altstadt vom Käftrich und der Mathildenterrasse an südwärts sich erstreckt. Als eine Art Grenzpunkte gibt Siegehard einerseits das Leprosenheim, andererseits das Nonnenkloster im heiligen Tale (Dalheim) an.

Über das Leprosenheim (Leprodochium, Gutleuthof) bei Mainz handelt ausführlicher Bockenheimer in seiner kleinen Schrift „Der Gutleuthof bei Mainz“, Mainz 1882,

beſ. S. 6. Mit der hier angeführten älteſten Darſtellung der Anſicht der Stadt iſt offenbar der Kupferſtich bei Serarius, rerum Mogunt. libri quinque vom Jahre 1604 gemeint (auch bei Joannis B. I). Dort iſt unter Nr. 40 an der Stelle, wo die nach Marienborn führende Straße (die heutige Pariſer Straße) die ehemalige Landwehr ſchneidet, das Leprodochium verzeichnet. Genauer noch gibt die Lage die Anſicht der Stadt vom Jahre 1635 („*Belagerung der Statt Maynţ durch der Röm: Kay: May: Armee im Jahr 1635*") aus dem Theatrum Europaeum. Bockenheimer bringt auf der ſeinem Schriftchen beigegebenen Tafel einen Ausſchnitt daraus und auch eine danach vergrößerte Anſicht des Gutleuthofs. Auf unſerer Abb. 2, C iſt die Stelle in das heutige Gelände eingezeichnet. Bekannter iſt die Lage des ſogenannten Dalheimer Kloſters im heiligen Tal; Abb. 1, D veranſchaulicht ſie im heutigen Gelände. Für unſere Einzeichnung wurden benuţt: zunächſt ältere Pläne (Spalla 1676 und franzöſiſche Planaufnahmen der Stadt), ferner die Keſſelſtattſchen Aquarelle Nr. 274 und 275 der ſtädtiſchen Gemäldegalerie und die Anſichten des Kloſters im Beſiţe der Stadtbibliothek. Für den Grundriß der eigentlichen Kloſteranlage gab wertvolle Anhaltspunkte eine Grundrißaufnahme, die Johannes Lindenſchmit vor dem Abbruche des Kloſters angefertigt hat (im Beſiţe Profeſſor L. Lindenſchmit d. J.). Dieſe Aufnahme erſtreckt ſich auf die Kirche und die anſtoßenden Räume der Klauſur.[2]

Die Stelle nun, an der zu Siegehards Zeiten das römiſche Mainz geſucht wurde (der campestris locus spatiosus, planities, das iſt die Ebene, die ſich von dem oberen Rande des Zahlbacher Tales, des ehemaligen heiligen Tales, nach dem ehemaligen Gutleuthof erſtreckte), fällt aber genau zuſammen mit dem Gebiete des römiſchen Legionslagers, von deſſen Bauten alſo zu Siegehards Zeiten noch beträchtliche Reſte über dem Erdboden ſichtbar geweſen ſein müſſen; ſie waren es ſicher, die damals zu der Anſicht veranlaßten, daß hier die römiſche Bürgerſtadt (civitas) gelegen habe; alte Überlieferungen, die Soldatenſtadt (Legionslager) und Bürgerſtadt nicht mehr ſcharf voneinander ſchieden, mögen mit dazu beigetragen haben.

Am wichtigſten iſt für uns aber das, was Siegehard über das römiſche Theater angibt, deſſen Ruinen er offenbar auch aus eigener Anſchauung kannte. Er nennt die Ruinen in Verbindung mit den anderen Mauerreſten, die man auf der Ebene zu ſeiner Zeit noch ſah, anders läßt ſich doch die Stelle im Zuſammenhange kaum verſtehen. Worauf bezieht er aber more Romanorum (nach römiſcher Sitte)?, auf ludi Circensens uſw. oder auf extra urbem? Und welche Stadt meint er hier? die römiſche oder die mittelalterliche? Bezieht ſich nun more Romanorum auf extra urbem und meinte Siegehard damit die römiſche Stadt, ſo müſſen wir annehmen, daß dieſe Ruinen außerhalb des von ihm für die römiſche Stadt in Anſpruch genommenen Gebietes gelegen haben; alſo nicht auf der Hochebene ſelbſt, ſoweit er ſie begrenzt, aber doch ſicher in nächſter Nähe. Gegen die Lage auf der Hochebene ſpricht auch der Umſtand, daß wir uns hier im Gebiete des Legionslagers befinden, innerhalb deſſen wir doch kaum das Amphitheater ſuchen dürfen, ganz abgeſehen davon, daß bei dem in nächſter Nähe zu Gebote ſtehenden, gerade für die Anlage eines derartigen Baues viel geeigneteren Gelände (amphitheatraliſch abfallender Abhang) man dieſes doch ſicher vorgezogen hätte. Gerade auf dieſen Punkt ſoll ſpäter noch einmal zurückgekommen werden.

Auf das Bühnentheater beim Südbahnhof kann ſich Siegehards Angabe doch nur ſehr gezwungen beziehen laſſen. Zwar liegt auch dieſe Stelle am Rande derſelben Hochebene, aber vom Leproſenheim und Kloſter Dalheim, die ausdrücklich als Merkpunkte angegeben werden, recht weit entfernt. Andererſeits aber lagen die Ruinen des Bühnentheaters in nächſter Nähe von St. Alban; jeder Gang in die Stadt führte unſern Mönch mitten durch die Stelle hindurch, denn der Weg von der Stadt zum Albanskloſter lief durch die Wilhelmiterpforte, die im Gebiete des Bühnentheaters lag. Hätten dieſe Theaterruinen Siegehard bei ſeinen Angaben vorgeſchwebt, ſo hätte er ihre Lage in der unmittelbaren Umgebung ſeines eigenen Kloſters doch irgendwie genauer bezeichnet. Sicher ſtanden damals noch Reſte dieſes Theaters über dem Boden, aber ſie werden ſo verbaut geweſen ſein, daß man ſie als ſolche nicht leicht erkennen konnte.

Aus Siegehards Angaben ergibt ſich alſo zunächſt das eine mit Sicherheit: das römiſche Amphitheater lag in der Nähe des Gutleuthofs und des Dalheimer Kloſters bezw. des heiligen Tales. Was bei Siegehard noch weiter über das Episcopium und die Inſchriften berichtet wird, kommt hier nicht in Betracht.

Die von Siegehard berichtete und auch geteilte Anſicht über die Lage der römiſchen Stadt kehrt in der Mainzer Gelehrtenwelt durch die Renaiſſancezeit hindurch bis ins 18. Jahrhundert immer wieder. Ihren kühnſten Vertreter fand ſie zuleţt in Pater Fuchs, der in ſeiner alten Geſchichte von Mainz (Band I) ſogar einen Plan dieſes römiſchen Mainz gibt, wobei er allerdings ſchon richtig zwiſchen der Soldatenſtadt („die alte Veſtung Maguntiacum", das iſt das Legionslager) und der „bürgerlichen Stadt Mainz" ſcheidet; die leţtere lag nach ſeiner Anſicht auf dem Abhange bei den Römerſteinen.[3]

Auch Serarius kommt in ſeiner im Jahre 1604 erſchienenen Mainzer Geſchichte (rerum Moguntiacarum libri V) auf die Frage, wo das römiſche Mainz gelegen habe, zu ſprechen (Serarius bei Joannis I S. 13 f.); er ſcheint die althergebrachte Anſicht zu teilen.

Zum Belege führt er u. a. auch eine Stelle aus einem Briefe an, den der Benediktinermönch Hermann Piscator (Fiſcher, Aengler, Engler) vom Jakobsbergerkloſter in Mainz an ſeinen Ordensbruder Petrus Sorbillo (Schlarp) im Kloſter Johannisberg über den Urſprung „Fortgang der Stadt Mainz" geſchrieben hat.[4] Die Stelle lautet: *Piscator* in sua Moguntinensi ad Sorbillonem concertatione, *Tradit,* ait, *cana patrum antiquitas,* et *communis modernorum refert opinio, priora urbis eiusdem moenia, in spatiosa planitie, ubi modo leprosorium, et monasterium S. Mariae in sacra valle cernitur, fundata fuisse. Cui rei multae quoque subterraneae ruinae et specus attestantur.*[5]

Im Anſchluſſe hieran, und beſonders an das, was über die Ruinen geſagt wird, bemerkt nun Serarius:

„Et sane cum e S. Stephani porta, quae agraria seu arvalis (Gaupfort) in monasterium illud descendimus,

sunt a latere muri antiqui defossi, qui totius eius lateris vineas quasi sustentant. Ultra monasterium vero in campis editioribus ad dextram stant adhuc lapideae moles . . . . . d. h. und wirklich, wenn man aus dem Stephanstore, das auf der Landſeite liegt (die Gaupforte), zu jenem Kloſter hinabſteigt (gemeint iſt das ehemalige Dalheimer Kloſter in der Nähe der Römerſteine), ſo hat man zur Seite verſchüttete Mauern, die gleichſam als Stützmauern für die Weinberge auf dieſer Seite dienen. Jenſeits des Kloſters aber, auf den höher gelegenen Feldern zur Rechten, ſtehen Blöcke aus Stein (gemeint ſind die Pfeiler der römiſchen Waſſerleitung). . . .

Noch im 18. Jahrhundert (vgl. auch die Stadtanſicht bei Serarius) führte vom Gautor aus ein Weg nach dem Dalheimer Kloſter, auf dem man etwa bei der ehemaligen Dalheimer Schanze in der Nähe der Görzſtiftung von der Hochebene in das Tal hinabſtieg; dort lag auch im Tale ſelbſt, nach der Stadt zu gewendet, der Eingang zum Dalheimer Kloſter. Drehte man ſich dann dem Kloſter zu, ſo ſah man hinter dem Kloſter (ultra monasterium ad dextram) rechts die Pfeiler der römiſchen Waſſerleitung die Anhöhe hinauf anſteigen. Die muri antiqui defossi, die Serarius offenbar mit den von Siegehard und den ſpäteren Schriftſtellern in jener Gegend erwähnten Mauerreſten zuſammenbringt, hatte er dann bei ſeinem Abſtieg in das Tal zur Linken (a latere, ſüdwärts). Der ganze ſteilere (öſtliche) Hang, der den unteren Zahlbacher Weg begleitet, war zu Zeiten des Serarius (vgl. ſeine Stadtanſicht) und noch am Ende des 18. Jahrhunderts mit Weinbergen bepflanzt; als Stützmauern für die offenbar hier terraſſenförmig angelegten Weinberge hatte man nach Serarius römiſche Mauerreſte benutzt.[6]

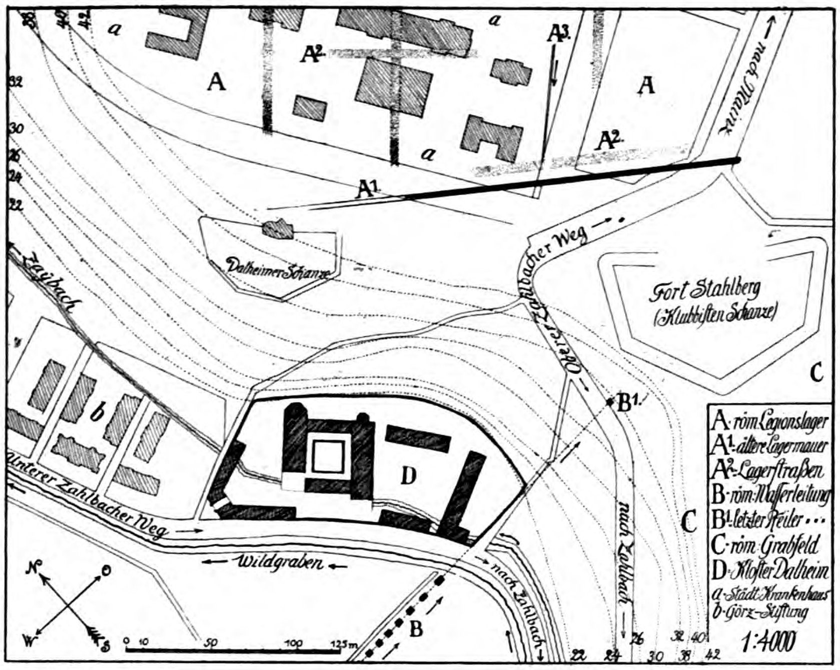


Abb. 1. Lageplan des Dalheimer Kloſters

Betrachten wir nun an Hand der Karte (Abb. 1 und beſſer noch an Ort und Stelle ſelbſt), von der Stadt her kommend, das hier in Frage kommende Gelände: bei den letzten Häuſern der Görzſtiftung biegt hier zur Linken der Abhang im Bogen weiter (oſtwärts) aus und wendet ſich dann — etwa an der Stelle, wo heute der ſchmale Weg vom oberen Zahlbacher Weg abbiegend auf die Römerſteine zu in das Tal führt — in ſchärferem Bogen wieder weſtwärts nach Zahlbach hin. Der ganze Hang bildet alſo hier in ſeiner Richtung eine ovale Kurve, während die Talſohle ſelbſt ſich hier zu einer verhältnismäßig breiteren Fläche erweitert.

Für die Anlage eines Amphitheaters (eines Zirkus) mit dem üblichen elliptiſchen Grundriß konnte aber der römiſche Baumeiſter, wenn er für ſeinen Bau das natürliche Gelände möglichſt ausnutzen wollte, kaum eine geeignetere Stelle finden als gerade dieſen Teil des Zahlbacher Tales. Von der bürgerlichen Stadt war der Platz nicht allzuweit entfernt, das Legionslager lag in nächſter Nähe auf der Hochebene, für Waſſer ſorgte die Waſſerleitung, die dicht am Baue vorüberführte: kurz die nötigſten Bedingungen waren hier gegeben. Für die Anlage des Zuſchauerraumes konnte der Baumeiſter nahezu zur Hälfte den im Oval umbiegenden Abhang benutzen, nur für die Weſt- und Nordſeite mußte er das Mauerwerk zu größerer Höhe frei aufführen. (Wie in ähnlich geſchickter Weiſe für das römiſche Bühnentheater das Gelände ausgenutzt iſt, vgl. Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 75.) Dazu kommt noch die Angabe Serarius', daß man römiſche Grundmauern als Stützmauern für die Weinberge benutzt habe; hierzu eignen ſich gerade die eines Zirkus bei ihrer amphitheatraliſch anſteigenden Anordnung ganz vortrefflich. Auch Siegehards Angaben über die Theaterruinen ließen ſich ohne Zwang mit dem Dalheimer Kloſter, d. i. eben unſerer Stelle, in Verbindung bringen.

Der Hinweis auf eine zweite Stelle, an der das römiſche Amphitheater gelegen haben kann, findet ſich bei Fuchs, Alte Geſchichte von Mainz B. I S. 365 f. Fuchs vermutet hier den Hauptexerzierplatz der römiſchen Beſatzung von Mainz auf dem ebenen Felde zwiſchen Mainz und dem Hechtsheimer Berge und fährt dann weiter fort: „und ohnmittelbar an der Abendſeite dieſes Exerzierplatzes zeigen ſich noch die Spuren eines Theaters; denn man ſieht alldort in den Aeckern einen großen Halbzirkel, in deſſen Grunde unten im Thale, S. den Plan Num. 25,[7] im Jahre 1767[8] durch die reiſſende Wildwäſſer eines gefallenen Wolken-

bruches etliche Fundamenten ſtarker Pfeiler entdeckt wurden, die ebenmäßig nach der oberen Rundung geſetʒt waren. Es ging auch von dieſen Pfeileren an, ober den Brandgruben Nr. 32 durch die Bögen der Waſſerleitung bis an das untere römiſche Caſtell, Num. 68 jezo Hauptſtein genannt, eine Straße ...... Bey dieſem Theater ward nachgehends bey aufkommenden Chriſtenthum ein Sieghaus mit einer Kapelle erbaut, von welchem P. Hermann Engler in ſeiner Epiſtel vom Urſprung der Stadt Mainz ſchreibt.[9] Von oben her ging aus der Veſtung ebenfalls eine Straße, die jezo der Guteleutſteg genennet wird."

In der Legende zu ſeinem Plane, B. I S. 314f. zu Nr. 25, heißt es: „Das Thal am guten Leutſteg zwiſchen dem Dorfe Bretʒenheim, und der Stiftskirche zum h. Creuze. An dieſem Orte haben ſich im Jahre 1768 durch den am 2. Juli gefallenen Wolkenbruch etliche Fundamenten von Mauern, und verſchiedenen 6 Schuh breiten Pfeilern entdeckt, weswegen man vermutet, daß auf dieſem Platʒe ein Amphitheater geſtanden ſey, die ganze Faſſung und Lage des Platʒes an ſich ſcheint es zu bekräftigen." Auf ſeinem ſchon erwähnten Plane hat Fuchs auch dieſe Mauerwerke eingezeichnet und danach legt dann auch Lehne auf ſeinem Plane des römiſchen Mainz (Comparaison du plan de l'acien Mogontiacum avec la situation actuelle de la ville de Mayence) das Amphitheater an dieſe Stelle. Nach dieſen Angaben ſind ſie auch auf unſerem Plane (Abb. 2 bei A) eingetragen und zwar in der Form wie ſie Fuchs gezeichnet hat. Daß Pater Fuchs die im Jahre 1767 oder 1768 bloßgelegten Mauerreſte aus eigener Anſchauung kannte, darf bei der Rührigkeit, mit der er jede Spur des römiſchen Mainz verfolgte, mit aller Wahrſcheinlichkeit angenommen werden. So, wie er dieſe Mauern auf ſeinem Plane einzeichnet, machen ſie ganz denſelben Eindruck wie die Stütʒmauern des Zuſchauerraumes des römiſchen Bühnentheaters; wie hier zur Orcheſtra liefen ſie dort ſtrahlenartig nach der Arena hin. Auch die Mauerſtärke (etwa 1,60 m = 6 Schuh) ſtimmt ungefähr zu der durchſchnittlichen der Stütʒmauern des Bühnentheaters.

Die Maßverhältniſſe des Fuchsſchen Planes entſprechen nur annähernd der Wirklichkeit; deshalb iſt auch bei unſerer Einzeichnung eine Verſchiebung um 50—60 m nicht ausgeſchloſſen. So viel läßt ſich aber mit Sicherheit ſagen: dieſe Mauerreſte lagen links (öſtlich) von der Stelle, wo die Pariſer Straße von der Hochebene in das flache Tal des Wildgrabens hinabſteigt. Auch hier nimmt das Gelände einen amphitheatraliſchen Charakter an, was auch ſchon Pater Fuchs aufgefallen war. Etwas oberhalb der Stelle (A), an der auf unſerem Kärtchen die Mauerreſte eingezeichnet ſind, zieht ſich unmittelbar an dem jetʒt mit Gebüſch bewachſenen ſteilen Hange und dieſem gleichlaufend ein Ackerfeld hin, deſſen Boden ſtark mit Steinſchutt durchſetʒt iſt. Es ſei aber gleichzeitig darauf aufmerkſam gemacht, daß ſich bei dieſem Steinſchutt bis jetʒt keine Mörtelreſte entdecken ließen. Es kann dieſer Steinſchutt auch ein Ergebnis der Verwitterung des hier früher vielleicht freiliegenden natürlichen Kalkfelſens ſein, worauf vereinzelte noch freiliegende Kalkſteinblöcke, die ſich im Gebüſche des Hanges zerſtreut finden, hindeuten könnten, wie auch die Entſtehung dieſes ſtellenweiſe bis zu 4 m hohen ſteilen Hanges, der ſich längs der Gemarkungsgrenze hinzieht, aus dieſer Tatſache, daß hier früher auf eine längere Strecke hin der Kalkfelſen zutage trat, erklärt werden kann. Immerhin wäre eine Unterſuchung dieſes Gebietes, die ſich in dem Ackergelände ohne größere Schwierigkeiten ausführen ließ, angebracht.

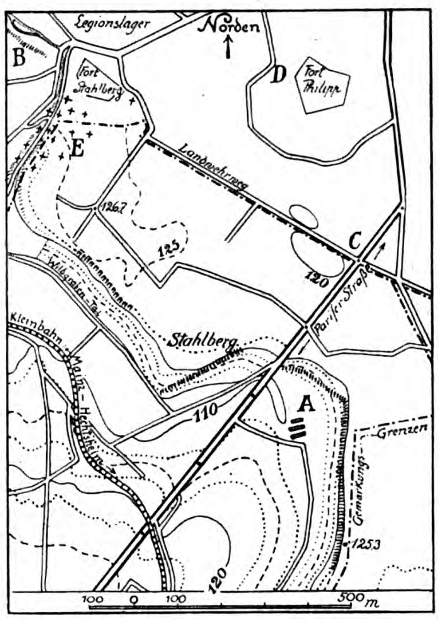


Abb. 2. A Reſte des Amphitheaters (nach Fuchs). B Kloſter Dalheim. C Leproſenheim. D Gericht. E Römiſcher Friedhof

Was gegen den Platʒ ſprechen könnte, iſt ſeine verhältnismäßig weite Entfernung vom Legionslager und der Stadt. Mit der Angabe Siegehards ließe es ſich einigermaßen vereinigen, wenn er auch beträchtlich außerhalb der Punkte — Leproſenhaus und Kloſter Dalheim — liegt, die er als Merkpunkte angibt; außerhalb der Römerſtadt Siegehards lag dieſe Stelle zweifellos.

Doch auf alle dieſe Fragen einzugehen erübrigt ſich. Zweck des hier Mitgeteilten iſt in erſter Linie für künftige Unterſuchungen Winke zu geben. Hoffentlich bringt die Arbeit des Spatens dann greifbarere und zuverläſſigere Ergebniſſe als unſere Grabungen in den älteren literariſchen Quellen. Jedenfalls aber dürften die zwei Stellen, die wir gerade im Zuſammenhang mit jenen älteren Angaben auf ihre natürliche Lage und Beſchaffenheit näher betrachtet haben, alle Beachtung verdienen.

Anmerkungen

1. Giezi iſt der Diener des Eliſäus; er wurde für ſeine Untreue mitſamt ſeinen Nachkommen mit dem Ausſatʒe beſtraft (ſ. 2. Könige cap. 5).

2. Auf den älteren Plänen erſcheint ſelbſtverſtändlich der Kloſtergrundriß in ſehr kleinem Maßſtabe. Bei der Übertragung in den größeren Maßſtab waren hier Ungenauigkeiten nicht zu vermeiden. Auf dem Lindenſchmitſchen Grundriſſe fehlen leider feſte Punkte im Gelände, auf die die Lage der von ihm aufgenommenen Gebäude bei der Einzeichnung ſich beziehen ließ, es mögen ſich deshalb hier die einzelnen Kloſtergebäude in ihrer Lage zueinander und zur Straße (Unterer Zahlbacher Weg) im Winkel ſchwach

verschieben. Im wesentlichen aber dürfte auf unserem Plane die Lage des Klosters und der einzelnen Bauten richtig angegeben sein. Der hier wiedergegebene Zustand ist der unmittelbar vor der Zerstörung des Klosters im Jahre 1793. Für die Angabe der Höhenlinien dienten als Grundlage die Aufnahmen des städtischen Tiefbauamtes im Stadtplan 1:1000, von dem uns ein Ausschnitt freundlichst zur Verfügung gestellt wurde, wofür auch hier dem städtischen Tiefbauamte verbindlichst gedankt wird.

3. Eine prüfende Behandlung dieser Angaben des Pater Fuchs ist hier nicht am Platze. Dem abfälligen Urteil über seine alte Geschichte der Stadt Mainz, das u. a. bei Schaab ausgesprochen wird, darf doch die Tatsache gegenüber gehalten werden, daß er zum ersten Mal es versuchte auf Grund der Bodenfunde, zu deren Beobachtung er schon vom Elternhause die Anregung mitbrachte, eine Topographie des römischen Mainz zu geben. Mag ihm dabei auch seine Phantasie, weniger bei der Beurteilung als bei der wissenschaftlichen Verwertung der Funde manch bösen Streich gespielt haben, so geht doch immerhin durch seine Arbeit, die leider nur ein Bruchstück geblieben ist, ein großer Zug. Auch verdanken wir ihm gerade auf dem Gebiete der Boden- und Inschriftenforschung so manche wertvolle Mitteilung. Nach dieser Seite hin auch einmal die Verdienste dieses rührigen und für seine Sache begeisterten Forschers darzulegen, wäre eine recht dankbare Arbeit.

4. Über den Briefwechsel Sorbillo-Piscator teilte mir auf meine Anfrage Herr Prof. Dr. Heidenheimer das Folgende mit. Für seine gütige Auskunft sei ihm auch hier gedankt. „Über die von Joannis und Fuchs öfters zitierte Abhandlung von Piscator, die an Sorbillo gerichtet ist, hat F. W. E. Roth in seinem Aufsatze: Aus dem mittelrheinischen Humanistenkreise, der in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte ... und für Pädagogik 1899 II S. 168 ff. erschienen ist, Angaben gemacht. Darnach hat Petrus Sorbillo (Schlarp), Mönch des Klosters Johannisberg, an Hermannus Piscator (Fischer, Aengler, Engler), seinen Ordensbruder im Benediktinerkloster auf dem St. Jakobsberge bei Mainz „einen Brief über den Ursprung der Stadt Mainz" geschrieben, in dem er „namentlich die Herleitung des Namens dieser Römerstadt" behandelte. Auf diesen Brief habe Piscator weitläufig geantwortet. Beide Briefe seien in der Handschrift 8996 der Wiener Hofbibliothek vorhanden. Roth macht Angaben aus ihnen. — Abweichend von Roth sagt Fritz Schillmann in seinem Buche: Wolfgang Trefler und die Bibliothek des Jakobsklosters zu Mainz, Leipzig 1913 auf Seite 214: Der Brief Schlarps an Engler befinde sich in der Handschrift 8995 der genannten Bibliothek. Schillmann sagt, dieser aus dem Jahre 1524 stammende Brief „über den Ursprung und Fortgang der Stadt Mainz" sei „ein herzlich unbedeutendes, bisher noch nicht veröffentlichtes Schreiben". Englers Antwort sei immerhin nicht uninteressant. Roth bemerkt, die Wiener Abschrift sei „die einzige vorhandene Handschrift der Briefe"."

5. Man beachte die vielfach fast wörtliche Anlehnung an Siegehard!!

6. Noch heute sieht man beim Artillerieübungsplatze Reste solcher Futtermauern, an einigen Stellen zeigen sie den sogenannten Fischgrätenverband; ob sie aber auch als römisch anzusehen sind, soll zunächst noch unentschieden bleiben.

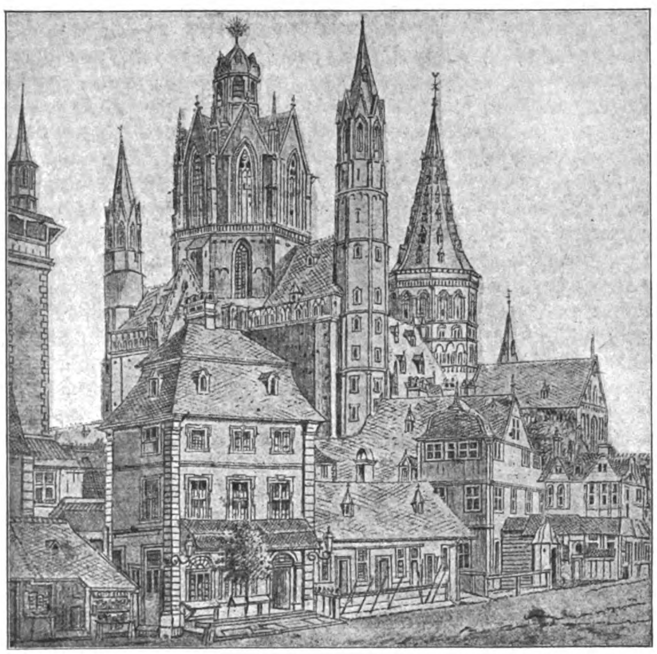
7. Gemeint ist der dem ersten Bande (bei S. 312) beigegebene Plan der Festung und Stadt Mainz.

8. S. 314 gibt er das Jahr 1768 an.

9. Diese Angabe über das „Sieghaus" (Leprosenhaus) stimmt nicht genau mit dessen wirklicher Lage überein (vgl. Abb. 2 bei C); schon im Jahre 1657 war das Leprosenheim ganz ruiniert (s. Schaab II S. 416 f.), sodaß Pater Fuchs wahrscheinlich keine genauere Kenntnis von seiner Lage hatte.

✖ ✖ ✖

Der Dom zu Mainz



Ansicht von Nordosten (vom Markte) aus; nach einer Federzeichnung von Jan de Beyer vom Jahre 1753; im Besitze des Herrn Justizrats Dr. Siegmund Levi, Mainz.

Teilstück einer Abbildung aus dem demnächst erscheinenden Werke: „Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Mainz, Band II, 1 Der Dom zu Mainz."

V.

Der Frauenlobstein im Kreuzgang des Mainzer Domes

von Albert Werminghoff

DER Kreuzgang des Mainzer Domes umſchließt zwei Denkmäler des Dichters Heinrich Frauenlob. Das jüngere an ſeiner Südſeite, im Jahre 1842 von Ludwig Schwanthaler angefertigt, zeigt eine Frauengeſtalt, die einen Sarg mit Kränzen ſchmückt; darüber ſteht die Inſchrift: „Dem frommen Sänger der heiligen Jungfrau, weiblicher Zucht und Frömmigkeit Maiſter Heinrich Frauenlob das dankbare Mainz." Im linken Seitenfeld iſt das Mainzer Stadtwappen angebracht, darunter die Inſchrift: *„O(biit) a(nn)o D(omi)ni MCCCXVIII"*; das rechte Seitenfeld weiſt das Wappen des Mainzer Domkapitels auf, darunter die Worte: *„In vigilia b(eati) Andreae ap(ostoli)"*. Über dem Ganzen bemerken wir einen Kopf in Flachrelief aus Gips, der wenig zu ſeiner Umgebung paſſen will: er iſt ein Abguß nach dem Kopfe auf dem älteren Denkmal im Oſtflügel des Kreuzgangs, geſchmacklos von einer ſpäteren Hand hier aufgeſetzt, und hat zweifellos mit dem Werke Schwanthalers von Hauſe aus nichts zu tun.



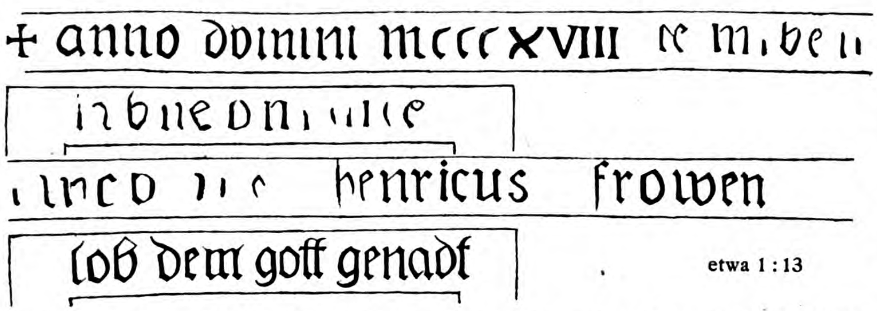
Abb. 1. Das Frauenlobdenkmal von 1783; nach einer Federzeichnung von P. T. Keßler

Das zweite Denkmal Frauenlobs nun tritt uns beim weiteren Durchſchreiten des Kreuzganges, an deſſen Oſtſeite, entgegen.[1] Hier iſt in die Wand zunächſt eine Platte aus rotem Sandſtein eingemauert: in der Höhe mißt ſie 194 cm, in der Breite 101 cm; die erhöhte Seitenwand, 12 cm breit, trägt die Inſchrift: *„✠Anno Domini MCCCXVIII . . . Henricus Frowenlob dem Gott genadt."*[2] Dieſer Rand, techniſch geſprochen das Blatt, umſchließt eine Füllung von 171,3 cm Höhe und 77 cm Breite. Auf ihr erſcheint im Flachrelief die Büſte eines unbärtigen Mannes in flachem Relief. Vom Scheitel des Kopfes rollen bis auf den Hals lange Locken herab; den Kopf ziert eine Krone; rechts und links des Kopfes finden ſich zwei Rechtecke von je 12 cm Breite und 7 cm Höhe. Der Stein hat erſichtlich unter den Einflüſſen der Witterung gelitten, was ſich in den ſchräg nach links verlaufenden Furchen bis ins untere Drittel der Füllung hinein kenntlich macht: ſie haben jedenfalls eine Oberſchicht des Sandſteins abgebröckelt, zerſtört, während überdies die Tätigkeit des glättenden Meißels am Werke war, um durch Vordringen bis auf eine härtere Steinſchicht weiteres Bröckeln des Steines aufzuhalten. Unterhalb dieſer Platte endlich iſt aus gleichem Sandſtein eine zweite angebracht, 110 cm breit und 58,5 cm hoch, auch ſie mit einem Blatt von 5 cm Breite verſehen. Man erkennt auf ihr noch mehrere Frauen mit wallenden Gewändern, die einen mit Leichentuch und drei Kronen geſchmückten Sarg vermittels zweier Tragſtangen zu Grabe tragen. Die untere Hälfte der Platte iſt durch einen Sockel aus Zement mit dem Fußboden verbunden (Abb. 1).[3]

Stammt dieſes zweite Denkmal tatſächlich aus dem Jahre 1318 und galt es von Anfang an dem Dichter, den die Umſchrift nennt? Läßt ſich vielleicht noch ſein Vorbild in ſeinen Umriſſen erkennen? Ein Verſuch, die ſich aufdrängenden Fragen zu beantworten, wird davon ausgehen müſſen, daß die untere Platte jedenfalls von einem anderen Künſtler herrührt als die obere. Sie iſt aus demſelben Sandſtein angefertigt wie die obere, aber etwas breiter als ſie; das ſchließt aus, daß ſie etwa die Vorderwand eines Sarkophags ſein ſollte, dem vielleicht die obere Platte als Deckel diente, während es unwahrſcheinlich iſt, daß ſie der Teil der Seitenwand eines immerhin vermutbaren Sarkophages war. Die Gewandungen der Frauenfiguren und dieſe ſelbſt verraten eine ganz andere Technik als der Kopf. Die Kronen auf dem Sarge ſind durchaus von der auf dem Haupte des Mannes verſchieden, deſſen Bild die obere Platte feſthalten will: hier Kugelkronen, dort Kronreif. Zu allem kommt hinzu: wir erfahren durch G. C. Braun, daß die untere Platte vom Bildhauer Eſchenbach herrührt,[4] wahrſcheinlich alſo erſt im Jahre 1783 hergeſtellt wurde, in jenem Jahre, auf deſſen Bedeutung für unſere Betrachtungen noch zurückzukommen ſein wird. Jedenfalls ſcheidet für die vorliegende Aufgabe die untere Platte als ein jüngeres Erzeugnis Mainziſcher Plaſtik gänzlich aus. Die ſich auf ihr darbietende Szene iſt nichts anderes als die Übertragung der Worte des ſog. Albert von Straßburg[5] in Stein. Sie kann, muß aber nicht die genaue Nachbildung einer älteren Darſtellung derſelben Szene ſein. Lehnte ſie ſich an ein Vorbild an, ſo war es möglich, daß dieſes Vorbild ſelbſt eine Allegorie war, abgeleitet aus den Dichtwerken Heinrichs von Meißen, derart daß dann die Allegorie zu der Erzählung von der Beſtattung Heinrichs durch die Frauen als einer Tatſache hinüberführte. Mit anderen Worten: die untere Platte des Denkmals mit den Frauen als Trägerinnen eines Sarges erhebt die Nachricht des ſogenannten Albert von Straßburg nicht zu einer hiſtoriſchen Tatſache, ſondern ſie wiederholt nur eine Allegorie, die

bereits auf dem älteren Grabmal Heinrich Frauenlobs angebracht geweſen ſein kann.[6] Inwieweit der Künſtler des Jahres 1783 ſich an ſeine Vorlage hielt, ob er ſie getreu nachbildete oder ob er in der Geſtaltung ſeines Werkes eigene Gedanken wiedergab, läßt ſich nicht mehr erkennen.

Wie ſteht es mit der oberen Platte? Die ſchon erwähnte Inſchrift iſt, wie auch das Fakſimile offenbart, mit kräftigem Schlag in das Blatt eingetrieben. Der Duktus der einzelnen Buchſtaben und Ziffern, die Tatſache, daß alle Worte ausgeſchrieben und zwiſchen ihnen und ihren Silben ziemlich weite Räume freigelaſſen ſind —, alles deutet an, daß die Inſchrift kein ehrwürdiges Alter für ſich beanſpruchen darf. Zwiſchen den Ziffern *MCCCXVIII* und dem Worte *Henricus* finden ſich, oben durch Punkte angedeutet, ſtark verwitterte Buchſtaben, die allen Deutungsverſuchen des Herrn Dr. Abt-Offenbach und meines unvergeßlichen Freundes Richard Wünſch — er fiel im Jahre 1915 auf dem Felde der Ehre — erfolgreichen Widerſtand entgegengeſetzt haben. Alles zuſammen verſtärkt eine ſchon von Falk geäußerte Anſicht, daß nämlich die undeutlichen Buchſtaben abſichtlich eingehauen wurden, um ein angebliches Alter der Inſchrift vorzutäuſchen. Das Fakſimile ſodann iſt berufen, der ganzen Inſchrift das Todes-



etwa 1 : 13

urteil zu ſprechen. Sie iſt nichts anderes als ein Werk aus dem Jahre der Neuſchöpfung des Denkmals, aus dem Jahre 1783. Sie bemüht ſich, der Schrift den Anſchein zu erwecken, als ſei ſie von Haus aus gotiſch, und doch war ſie nur eine Nachahmung, bei deren Herſtellung der barocke Duktus der Buchſtaben eigentümlich genug mit dem Verſuche einer Nachbildung gotiſcher Buchſtaben ſich verband.[7] Auch die beiden Rechtecke rechts und links des Kopfes weiſen Zeichen auf; dieſe aber ſind, wie A. Abt brieflich mitzuteilen die Güte hatte, kaum gemeißelt, ſondern nur geritzt zu nennen, und dabei ſind die flachen Striche auf ihrem Grunde noch ſo hellrot, daß man meinen könnte, es hätte ſich hier vor Jahren ein Beſucher verewigt, während Spuren früherer Zeichen ſich nicht finden. So bleibt der Kopf ſelbſt mit der Krone; ſtellt er wirklich den Dichter Heinrich Frauenlob dar? Geſetzt den Fall, die ganze Platte ſtamme, wie ihre Inſchrift glauben machen will, aus dem Jahre 1318, ſo iſt ſicherlich die Frage zu verneinen, daß man damals bereits den Kopf des Dichters mit einer Krone dargeſtellt habe, mit einer Krone, die an den „gekrönten Dichter" gemahnte. Das iſt ſchlechterdings unmöglich, da die Dichter nicht mit einer Krone, ſondern mit einem Lorbeergewinde geſchmückt zu werden pflegten, da eine Dichter „krönung" — in Italien bereits ſeit Beginn des 14. Jahrhunderts, in Rom ſeit dem Jahre 1341 nachweisbar — in Deutſchland zum erſtenmale im Jahre 1487 an Conrad Celtis († 1508) durch Kaiſer Friedrich III. († 1493) zu Nürnberg vollzogen wurde.[8] Es hieße dem biederen Steinmetzen des Jahres 1318 einen mehr als prophetiſchen Blick in die Zukunft zuerkennen, ſollte er damals bereits einen deutſchen Dichter mit einer Krone verewigt haben, ganz abgeſehen davon, daß er ſich in der Wahl des Kopfſchmuckes für den *poeta laureatus* arg vergriffen hätte.

Wohlgemerkt: an der Tatſache von Heinrich Frauenlobs Beſtattung im Mainzer Kreuzgang iſt kein Zweifel erlaubt. Sie iſt, wenn ſich auch nicht die Mainzer Frauen dabei betätigten, bezeugt durch den ſogenannten Albert von Straßburg, der offenbar von einem Grabſtein des Dichters im Mainzer Kreuzgang Kunde hatte. Dazu berichtet im 16. Jahrh. Cyriacus Spangenberg in ſeiner handſchriftlichen Geſchichte „Von der edeln und hochberühmten Kunſt der Musika": „*Anno 1317 iſt er* (nämlich Heinrich Frauenlob) *zu Mainz, da er ſich ſonſt aufgehalten, geſtorben und an St. Andreasabend* (29. November) *daſelbſt in der Domkirch bei dem Wendelſtein ehrlich begraben worden.*"[9] Im Jahre 1727 ſah Jakob Chriſtophorus Bourdon den Grabſtein des Dichters im Kreuzgang, und er beſchreibt ihn in ſeinem Werke „Epitaphia in ecclesia Moguntina"[10] als „*a laeva intrantis in scholam monumentum seu lapis sepulchralis muro immissus, in quo repraesentatur caput corona seu potius serto cinctum; collum et humeri floribus ornati; inscriptio marg(inalis): Anno D(omi)ni MCCCXVIII o(biit) || Henricus Frowenlop || in vigilia beati Andree || apostoli.*"[11] Offenſichtlich kann der Stein, den Bourdon ſah und ſchilderte, nicht der geweſen ſein, der heute als Frauenlobſtein bezeichnet wird. Unſer Gewährsmann erwähnt auf dem Steine nur einen Kopf, nicht eine halbe Figur. Er läßt den Kopf „von einer Krone oder vielmehr einem Kranz" umwunden ſein, und gerade die verdeutlichende Umſchreibung tut dar, daß er nicht jene Platte im Auge hatte, über deren Kopf eine Krone ſich wölbt, nichts anderes. Bourdon läßt Hals und Schultern mit Blumen geſchmückt ſein. Unſer Stein weiſt keinen derartigen Zierat auf: die Locken fallen auf einen unbedeckten Hals, an dem Spuren der Überarbeitung oder der Wegnahme urſprünglicher Zutaten fehlen. Bourdons Inſchrift endlich beginnt zwar mit derſelben Jahresangabe wie die auf unſerem Stein, die von ihm angeführten Worte: „*obiit Henricus Frowenlop in vigilia beati Andree apostoli*" decken ſich aber nicht mit denen des Steines, deſſen einzelne Zeilen auch ganz anders abgeteilt ſind als die in Bourdons Beſchreibung.

Der von Bourdon beſchriebene Stein wurde im Jahre 1774 zerſtört, als bei einer Bauveränderung eine Türe durch die Mauer gebrochen werden ſollte. Neun

Jahre ſpäter, ſo wird erzählt, „ließ der damalige Domdechant Freiherr von Fechenbach (nachmals letzter Fürſtbiſchof von Würzburg)[12] einen neuen Stein von derſelben Größe und mit den nämlichen Vorſtellungen nach einer vorhandenen Zeichnung des alten Steins verfertigen und etwa zehn Schritte weit von der früheren Stelle aufrichten, worauf die Worte ſtehen: *„Juxta antiquam formam restitutum anno MDCCLXXXIII.“* Die Blumen, welche auf beiden Seiten des Kopfes auf dem alten Stein ſich befanden, ſind auf dem neuen nicht deutlich (vielmehr gar nicht) ausgedrückt geweſen.[13] Wir wiſſen, auf dem heute noch vorhandenen Stein treten die Worte: *„Juxta antiquam formam restitutum anno MDCCLXXXIII“* nicht mehr entgegen; aller Wahrſcheinlichkeit nach ſtanden ſie unterhalb des Kopfes und ſind erſt durch Abblättern der oberſten Steinſchicht oder dank äußerer Einwirkungen mit einem Meißel verſchwunden. Der heute noch vorhandene Stein, ein Werk des Jahres 1783, ſoll nach einer vorhandenen Zeichnung ſeines Vorläufers angefertigt ſein und weiterhin „mit den nämlichen Vorſtellungen“ wie der ältere Stein — jedenfalls war die Zeichnung kaum ganz genau, da ihre Wiedergabe ſich nur wenig mit der Beſchreibung deckt, die Bourdon von dem alten Stein hinterlaſſen hat. Am wenigſten jedenfalls deckte ſich die Inſchrift auf dem neuen Stein mit der auf dem alten; auf dieſem lautete ſie nach Bourdon: *Anno D(omi)ni MCCCXVIII o(biit) Heinricus Frowenlop in vigilia beati Andree apostoli*, auf dem Steine von 1783 aber lieſt man: *Anno Domini MCCCXVIII ... Henricus Frowenlob dem Gott genadt.* An welcher Stelle des alten Steines die Beſtattung des Dichters durch Frauen allegoriſch dargeſtellt war, läßt ſich nicht mehr ſagen; im Jahre 1783 jedenfalls übertrug man ihre Wiederholung einem beſonderen Künſtler, der erſichtlich ſeiner Phantaſie freien Spielraum ließ und auf einem beſonderen Steine ſich betätigte. Das urſprünglich aus einem einzigen Stein gebildete Denkmal Heinrich Frauenlobs, beſtehend aus Kopf, allegoriſcher Darſtellung der Beſtattung und Inſchrift, wurde 1783 durch ein neues aus zwei Steinen erſetzt; auf dem oberen wurden der Kopf und zwei Inſchriften, auf dem unteren das Bild der Beſtattung angebracht. Erhalten iſt das Denkmal von 1783, auf ſeinem oberen Stein aber iſt die eine Inſchrift zum Teil unleſerlich, die andere ganz verſchwunden.

Wir leugneten, daß der heute noch deutlich erkennbare Kopf auf der oberen Platte ſich als eine genaue Wiedergabe des Kopfes auf dem alten Steine bezeichnen laſſe. Nach Bourdon trug dieſer „eine Krone oder vielmehr einen Kranz“, waren „Hals und Schultern mit Blumen bedeckt“. Trügt nicht alles, ſo führte im Jahre 1783 ein Mißverſtändnis des Kranzes den Künſtler dazu, das Haupt des Dichters mit einer Krone zu ſchmücken,[14] und merkwürdig genug gab er dieſer Krone eine Geſtalt, wie ſie auf den Siegeln deutſcher Könige um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts ſich findet.[15] Dieſe Tatſache glaubten wir urſprünglich durch folgende Hypotheſe erklären zu ſollen: wir hielten den Stein für weit älter als das Jahr 1783, ſeine Umſchrift für den Erſatz einer abgemeißelten früheren, den ganzen Stein für den Entwurf einer Platte, die König Rudolf von Habsburg († 1291) darſtellen ſollte, zumal da die Geſichtszüge des Kopfes vornehmlich mit denen auf der bekannten Grabplatte des erſten Habsburgers im Speyerer Dom Verwandtſchaft aufzuweiſen ſchienen.[16] Die Künſtlichkeit dieſer Hypotheſe iſt ſo groß, daß wir ſie nicht aufrecht zu erhalten vermögen. An der Herſtellung des Steins im Jahre 1783 kann kein Zweifel ſein, und die beiden Rechtecke zur Rechten und Linken des Kopfes laſſen ſich auch deuten: der Künſtler fand ſie bereits auf ſeiner Vorlage, auf der Zeichnung oder den Überreſten des zerſtörten Steines, und hier hatten ſie ſicherlich den Todestag Heinrichs von Meißen namhaft gemacht, genau wie die Grabplatte des Erzbiſchofs Peter von Aſpelt († 1320) im Mainzer Dom rechts und links des Kiſſens, das den Kopf des Kirchenfürſten ſtützt, zwei ſchmale Streifen aufweiſt und darauf den Anfang der Grabſchrift: *„O(biit) in die Bonifacii epi(scop)i.“*[17] Niemand wird in den Geſichtszügen des Kopfes von 1783 die des Kopfes von 1318 wiederfinden wollen, niemand auch an eine nur entfernte Ähnlichkeit mit den Geſichtszügen des Dichters glauben, darum aber nicht beſtreiten können, daß ſchon im 14. Jahrhundert die Grabplatte des Dichters deſſen Bruſtbild aufwies. Man muß ſich immer vergegenwärtigen: der alte Stein zeigte Bruſtbild und Beſtattungsſzene, erſt die neuen Steine nahmen geſondert Bruſtbild und Beſtattungsſzene auf. Dieſe Erinnerung iſt deshalb nicht überflüſſig, weil eine mittelalterliche Grabplatte mit dem Bruſtbilde allein dem Brauche ihrer Entſtehungszeit widerſprochen haben würde. Fand es ſich aber neben der Beſtattungsſzene auf demſelben Stein, ſo können wir es noch wenigſtens in ſeinen Umrißlinien uns vergegenwärtigen: nicht allein dank der Hand der oft erwähnten Beſchreibung von Bourdon, ſondern auch mit Hilfe des Wappens von Frauenlob, wie es die bekannte Maneſſehandſchrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts aufweiſt.[18] Auf dem Schilde iſt ein Frauenkopf mit langem Schleier dargeſtellt; er trägt eine Art Kranz mit drei Aufſätzen rechts, links und in der Mitte, und dieſer Kranz kann ebenſogut für ein Gewinde mit drei Roſen wie für eine Krone mit drei Zieraten angeſehen werden. Über dem Wappenſchilde iſt derſelbe Kopf, nur etwas von der Seite geſehen, nochmals angebracht; auch er trägt ein Gewinde, das der eine Beſchauer einen Kranz, der zweite eine Krone nennen wird. Wir wagen nicht, der Frage nachzugehen, ob der Wappenzeichner der Maneſſehandſchrift irgendwie den Mainzer Stein kannte und benutzte, ob der Künſtler von 1783 das Wappenſchild in der Minneſängerhandſchrift kannte, — eins iſt ſicher: das Wappenſchild mahnt daran, daß Heinrichs urſprünglicher Grabſtein in Mainz ſein Wappenbild zeigte, daß aber der Frauenkopf für den Kopf eines Mannes, d. h. des Dichters ſelbſt, angeſehen wurde, umſomehr weil ſpäteſtens im 15. Jahrhundert die Sitte aufkam, auch die Bruſtbilder oder nur die Köpfe einzelner Perſonen auf ihren Grabplatten anzubringen.[19] Über dem Werke des Jahres 1318 hat ein Unſtern gewaltet, ſodaß wir nur imſtande ſind, ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit allein in den allgemeinſten Umriſſen wiederherzuſtellen. Vielleicht bergen ſich noch heute in der Mauer einige Überreſte des alten im Jahre 1774 zerſtörten Steines, in der Nähe jener Domtüre, bei deren Anlegung das urſprüngliche Denkmal zerſtört wurde. Wer jedoch wird dafür eintreten, daß man hier Nach-

forschungen anstelle, wo es sich um ein nicht allzu wichtiges Denkmal des Mainzer Domes handelt, während so viele andere, bedeutsamere und historisch wertvollere der genauen Untersuchung und Beschreibung harren? Wer oft und gern den Kreuzgang des Domes besucht hat, empfand stets mit einer Art von Trauer, daß für seine Erhaltung so wenig zu geschehen schien; andere Aufgaben möchten dringlicher sein, die Pflicht aber der Inventarisierung seiner Kunstwerke wird hoffentlich in nicht allzu langer Zeit erfüllt werden.

Anmerkungen

1. Über das Denkmal haben gehandelt: J. P. Schunk, Beiträge zur Mainzer Geschichte mit Urkunden II (Mainz und Frankfurt 1789), S. 135 ff. Hutter: Historisches Taschenbuch für das Vaterland und seine Freunde (Mainz 1790), S. 253 ff. G. C. Braun: Beilage zu Nr. 7 des Vereinsblattes, als Juniblatt oder Nr. 8 anzusehen, Mainz 1828 (ohne Seitenzahl); wiederholt: Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz III, 4 (Mainz 1832), S. 20 ff. (nach diesem Druck wird zitiert werden). L. Ettmüller, Heinrich von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder (a. u. d. T.: Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur XVI. Quedlinburg und Leipzig 1843), S. XXIX. F. H. von der Hagen, Minnesinger IV (Leipzig 1838), S. 739 Anm. 2. K. A. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II (Mainz 1844), S. 134 f. K. G. Bockenheimer, Mainz und Umgebung (Mainz 1880), S. 56. F. Falk, Todestag des H. Frauenlob: Mainzer Journal 30. Nov. 1901, Nr. 279.

2. Vgl. das beigegebene Faksimile (Abb. 2), das zugleich die Verteilung der Inschrift auf die Lang- und Schmalseiten des Steines vergegenwärtigt. Die oben im Texte angebrachten Punkte verweisen auf unleserliche Worte bezw. Buchstaben.

3. Eine Abbildung des Denkmals nach einer Zeichnung des Malers Müller findet sich als Titelkupfer bei J. Görres, Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt am Main 1817; sie ist wiederholt bei H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur I[5] (Leipzig 1869), S. 147. Die Zeichnung ist von subjektiver Wiedergabe, z. B. der Frauentrachten, nicht frei, auch ist die gotische Umrahmung des ganzen Grabmals eine Erfindung des Künstlers. Wir stützen uns auf wiederholte Besichtigung und gute Photographien. Unsere als Abb. 1 wiedergegebene Ansicht des Denkmals ist nach einer Zeichnung hergestellt, die auf Grund einer im Sommer des Jahres 1918 hergestellten Photographie angefertigt wurde. Leider geht das Denkmal, insbesondere die Frauengruppe und die Inschrift durch Verwitterung immer mehr dem Verfall entgegen.

4. G. C. Braun: a. a. O. S. 29 f.

5. *De morte et sepultura Henrici dicti Frawenlob magni dictatoris. Anno Domini MCCCXVII in vigilia sancti Andree sepultus est Henricus dictus Frowenlob in Maguntia in ambitu maioris ecclesie iuxta scolas honorifice valde. Qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulture, et lamentationes et querele maxime audite fuerunt ab eis propter laudes infinitimas, quas imposuit omni generi femineo in dictaminibus suis. Tanta etiam ibi fuit copia vini fusa in sepulcrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesie. Cantica canticorum dictavit Teutonice vulgariter Unser frowen laich multaque alia;* so der Text nach der Gestaltung des 7. sogenannten Hohenberger Kapitels in der Chronik des Matthias von Neuenburg durch L. Pfannmüller, Frauenlobs Begräbnis: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, herausgegeben von W. Braune XXXVIII (1913), S. 550 f. Die Stelle findet sich auch in der Ausgabe der Chronik des Matthias von Neuenburg — sie wird hier dem Albert von Straßburg zugeschrieben — bei Chr. Urstisius, Germaniae historicorum... pars II (Francofurti 1670), p. 108. Über die Chronik und ihre Rezensionen vgl. O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts I[3] (Berlin 1886), S. 36 ff. Die Chronik gibt das Jahr 1317, die Inschrift das Jahr 1318 als das des Todes von Heinrich Frauenlob an; woher die Abweichung stammt, ist unerklärbar.

6. Vgl. dazu die überzeugenden Ausführungen von L. Pfannmüller: a. a. O. XXXVIII, S. 555 f., die uns anregten, ältere Notizen über das Grabmal zusammenzufassen.

7. K. A. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, S. 135 Anm. 2, gibt freilich an, die Inschrift laute: *Anno Domini MCCCXVIII in vigilia beati Andreae apostoli obiit Henricus Frowenlob,* aber hier sind die Worte: *dem Gott genadt* fortgelassen. Die zweite Inschrift wird ebenda S. 135 Anm. 2 wiedergegeben mit: *Juxta antiquam formam restitutum anno MDCCXXXIII* (also 1733!). Die Zeichnung soll von dem damaligen Professor der Geschichte an der Mainzer Universität Nicolaus Vogt verfertigt gewesen sein; vgl. Hutter, a. a. O. 1790 S. 254.

8. Über die italienische Sitte der Dichterkrönungen vgl. F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter VI[4] (Stuttgart 1893), S. 204 ff. K. Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom[3] (Leipzig 1909), S. 48 f. Über die durch Friedrich III. vollzogenen Dichterkrönungen — an Enea Silvio (1442) und als erste auf deutschem Boden an Celtes (1487) — vgl. J. J. Moser, Teutsches Staatsrecht IV (Frankfurt und Leipzig 1740), S. 244 f. J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II (Wien 1877), S. 65 ff. 439 ff. Die Insignien des poeta laureatus sind abgebildet u. a. bei M. Jansen, Kaiser Maximilian I. (München 1905), S. 123, s. auch W. Scheffler, Die Porträts der deutschen Kaiser und Könige im späteren Mittelalter von Adolf von Nassau bis Maximilian I. 1292—1519: Repertorium für Kunstwissenschaft XXXIII (1910), S. 519.

9. Angeführt von G. C. Braun a. a. O. S. 21 f. mit der Anmerkung: „Der Wendelstein ist ein am Ecke der Domschule angebrachtes, schön verziertes Häuschen, worin man vormals das Licht zu unterhalten pflegte" (s. auch Schunk, Beiträge II S. 133 Anm.). Über Spangenberg vgl. überdies L. Pfannmüller, a. a. O. XXXVIII, S. 557, wonach Spangenberg auch berichtet, daß die Mainzer Frauen dem Dichter bei seinen Lebzeiten oftmals Wein verehrt hätten, eine Ausweitung der Erzählung des Chronisten (s. Anm. 5) von der Weinspende bei der Bestattung; s. auch A. Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit II (Halle 1891), S. 278.

10. J. Chr. Bourdon, Epitaphia in ecclesia metropolitana Moguntina (1727), p. 197 sq. (in der diplomatisch getreuen Abschrift dieses Werkes in der Mainzer Stadtbibliothek p. 173 sq.). Bourdons Angaben sind wiederholt bei V. F. Gudenus, Codex diplomaticus II (Francofurti et Lipsiae 1747), p. 896. J. P. Schunk, Beiträge II, S. 136 gibt an, die Inschrift habe auf den vier Rändern des Steines gestanden, und zitiert sie, abweichend von Bourdon, mit den Worten: *Anno Domini MCCCXVIII in vigilia b. Andree apostoli o(biit) Henricus Frowenlob.* — Es sei bemerkt, daß zwischen der Inschrift und der Erzählung des sogenannten Albert von Straßburg (s. Anm. 5) auch darin ein Unterschied obwaltet, daß die Inschrift den 29. November als Todestag des Dichters verzeichnet, die Chronik aber als den seiner Bestattung.

11. Die senkrechten Striche deuten die Zeilentrennung an, die Hutter (Historisches Taschenbuch usw. 1790 S. 254) durchgeführt hat, um die Verteilung der Inschrift auf die vier Ränder des Steines zu vergegenwärtigen.

12. Georg Karl von Fechenbach war seit dem 12. März 1795 Bischof von Würzburg, seit dem 29. September 1805 auch Bischof von Bamberg; er starb am 9. April 1808; vgl. P. Gams, Series episcoporum (Regensburg 1873), p. 260. 325.

13. J. P. Schunk, Beiträge II, S. 136, wiederholt von G. C. Braun, a. a. O. S. 26 f.

14. G. C. Braun, a. a. O. S. 28 vermutet, auf der zerstörten Platte habe der Kopf ein das Lorbeergezweige haltendes Hauptband getragen, dieses Hauptband habe in der Mitte ein Kreuz gehabt, und ihm habe man in der späteren Nachahmung Spitzen gegeben, woraus dann die jetzige Krone entstanden sei.

15. Vgl. O. Posse, Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige I (Dresden 1909), Tafel 33,4. 35,4. 37,3. 41,6. 45,1.

16. Unsere Vermutung stützte sich auf den Vergleich des Mainzer Steines mit den Siegeltypen Rudolfs von Habsburg (M. Kemmerich, Die frühmittelalterliche Porträtplastik in Deutschland, Leipzig 1909, S. 105), mit seinem Grabstein im

Speyerer Dom (M. Kemmerich, a. a. O. S. 215; vgl. dazu Ottokars Österreichische Reimchronik Vers 39125 ff. 39153 ff., Mon. Germ. Deutsche Chroniken V, S. 508 f.) und mit einer Zeichnung dieses Steines, die vor dessen Restaurierung angefertigt wurde (E. Freiherr von Sacken: Festschrift zur 600 jährigen Gedenkfeier der Belehnung des Hauses Habsburg mit Österreich, Wien 1882, Taf. zu S. 126 und O. Redlich, Rudolf von Habsburg, Innsbruck 1903, Titelbild vgl. mit S. 129). Der Vergleich berücksichtigte, daß der Mainzer Kopf einen Mann von höchstens 50 Jahren, der Speyerer Grabstein einen Greis von mindestens 70 Jahren darstellt. So bestechend sein Ergebnis schien, es kann doch nicht aufrecht erhalten werden: es schafft eine künstliche Hypothese, die gegenüber den Nachrichten über die Zerstörung des ursprünglichen Mainzer Steins und seinem Ersatz im Jahre 1783 im Fortfall kommen muß. Bemerkt sei noch, daß unsere Hypothese, bevor wir sie aufgaben, Gelehrten wie O. Redlich und H. Bergner vorgetragen wurde; ihre Gutachten vom 12. Juli 1908 bezw. 6. Oktober 1909 fielen zwiespältig aus, sodaß nochmalige Prüfung uns zur Pflicht gemacht war. Unsere Vermutung war M. Kemmerich (Die Porträts deutscher Kaiser und Könige bis auf Rudolf von Habsburg, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXXIII, 1908, S. 511 Anm. 1) bekannt, der sie aber nicht teilte, gleichwie wir selbst sie jetzt nicht mehr erneuern.

17. Über Abbildungen vgl. W. Scheffler: a. a. O. XXXIII, S. 231; ferner Kunstdenkm. des Kr. Mainz, II, 1, Taf. 47, b.

18. Vgl. die Abbildung bei Th. Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit (a. u. d. T.: Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von G. Steinhausen X. Leipzig 1902), Taf. zu S. 24, auch bei R. König, Deutsche Literaturgeschichte I (31. Auflage, Bielefeld und Leipzig 1906), zu S. 172.

19. Vgl. auch das Brustbild auf einem Gedächtnisstein aus den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts in der Ritterkapelle zu Haßfurt am Main; Abb. bei H. Karlinger, Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg IV. Bezirksamt Haßfurt (a. u. d. T.: Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern III, 4. München 1912), S. 69 Figur 38 mit Beschreibung S. 66 ff.

VI.
Heinrich Frauenlobs Grab und ältester Grabstein im Domkreuzgang zu Mainz

von Ernst Neeb

IM vorhergehenden Beitrage ist dargelegt worden, daß das heute im Ostflügel des Domkreuzganges aufgestellte Denkmal Frauenlobs eine Neuschöpfung aus dem Jahr 1783 ist, wobei man in gewissem Sinne bestrebt war, dem neuen Steine das Aussehen des ursprünglichen zu geben. Ob nun diese für die damalige Zeit immerhin ungewöhnliche Art der Denkmalpflege einer in breiteren Kreisen der Bevölkerung wirklich noch fortlebenden Erinnerung an den Dichter ihren Anlaß verdankt, oder ob nicht vielmehr diese Erneuerung des durch Verständnislosigkeit zerstörten alten Denkmals von einem kleinen, literarisch und geschichtlich interessierten Gelehrtenkreise angeregt und ausgeführt worden ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Eines möge jedoch hier betont werden: den „Ruhm", in dem heute der Dichter Heinrich Frauenlob einerseits und sein Denkmal andererseits stehen, verdanken beide weniger dem eigenen dichterischen oder künstlerischen Werte als vielmehr der literarischen Verherrlichung, denen beide, Dichter und Denkmal, besonders seit der Zeit der Romantik sich zu erfreuen haben; dazu mag auch, besonders was den Dichter betrifft, sein eigentümlicher Name „Frauenlob" vieles beigetragen haben. Gerade hierfür sei auf die oben schon erwähnten Bemerkungen Pfannmüllers verwiesen; für das heutige Denkmal ergibt sich das Urteil über den künstlerischen Wert schon aus dem, was im vorhergehenden Beitrage über seine Entstehungsgeschichte mitgeteilt ist.

Im Anschlusse an die Darlegung Prof. Werminghoffs sollen hier nur die folgenden Fragen behandelt werden: 1. In welcher Seite oder in welcher Gegend des heutigen Domkreuzgangs haben wir Frauenlobs Grab zu suchen? 2. Welcher Art war der ursprüngliche Stein? und 3. was war auf ihm dargestellt?

I. Bei der Frage nach Frauenlobs Grabstätte muß man folgende Tatsache berücksichtigen: der heutige (gotische) Kreuzgang des Domes wurde in den Jahren um 1400 erbaut (s. Die Kunstdenkmäler des Kreises Mainz II, I S. 409). Er besteht nur aus drei Flügeln: Ost,- Süd- und Westflügel. Diese drei Flügel traten an die Stelle der entsprechenden Flügel eines älteren (romanischen) Kreuzgangs, dessen vierter (Nord-) Flügel bereits der südlichen Kapellenreihe des Domes hatte Platz machen müssen. Daß schon der romanische Kreuzgang nur an dieser Stelle gelegen haben kann, ergibt sich aus der Baugeschichte und den Bauverhältnissen des Domes. Da der Kreuzgang sich unmittelbar an die Kirche selbst angeschlossen haben muß, läßt sich mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit gar kein anderer Platz für ihn nachweisen als gerade der heutige. Die einzige Möglichkeit wäre die, daß der ältere Kreuzgang etwas kleiner als der heutige war, aber auch das ist aus denselben Gründen wenig wahrscheinlich.

Da nun Frauenlob im Jahre 1318 starb und seine Beisetzung im Kreuzgange des Domes sicher beglaubigt ist, muß sich sein Grab in dem romanischen Kreuzgange befunden haben.

Aus dem 14. Jahrhundert haben wir die Angabe des sog. Albert von Straßburg, daß Frauenlob im Kreuzgange des Domes (in ambitu maioris ecclesiae) neben der Domschule (iuxta scolas) beigesetzt war. Dazu kommt die Nachricht des Cyriakus von Spangenberg aus dem 16. Jahrhundert, wonach Frauenlobs Grab beim „Wendelstein" lag. Letzteres gilt natürlich nur für die Verhältnisse des gotischen Kreuzgangs. Wir werden unten in anderem Zusammenhang auf diese Angabe noch einmal zurückkommen.

Die Domschule lag im 18. Jahrhundert am Ostflügel des Kreuzgangs, wie dies aus Bourdon und besonders aus dem Domgrundrisse bei Gudenus II zu S. 728, wiedergegeben im Domband des Kunstdenkmälerwerks S. 4 Abb. 1, zu ersehen ist. Hier ist auch in der Ostwand des Kreuzgangs die Türe angegeben, die damals zur Domschule führte. Ob nun schon im 14. Jahrhundert,

d. h. vor der Erbauung des heutigen Kreuzganges, die Domschule an dieser Stelle lag, wissen wir nicht; die Möglichkeit ist aber nicht ausgeschlossen. Hier, wie auch bei den übrigen Stiftsgebäuden (hier kommt in erster Linie das Kapitelhaus in Betracht), könnten vielleicht eine genauere Untersuchung und Vermessung der Kellerräume und die Feststellung ihrer Lage zu den darüberliegenden Bauten für deren Zeitbestimmung noch mancherlei Aufschluß geben.

Nehmen wir nun an, daß der Ostflügel des heutigen Kreuzgangs sich in seiner Ausdehnung und Flucht mit dem des romanischen Kreuzganges deckte, daß ferner die Domschule schon vor der Erbauung des gotischen Kreuzgangs an derselben Stelle lag, an der wir sie im 18. Jahrhundert finden, und daß ihr Eingang vom Kreuzgange aus beim Neubau beibehalten wurde, dann lag Frauenlobs Grab im Ostflügel des heutigen Kreuzgangs, nahe bei dessen Ostwand (iuxta scolas), etwa im viertletzten Joche vor dem Eingang in die südliche Durchgangshalle.

II. Nun zur zweiten Frage: Welcher Art war der ursprüngliche Stein?

Wohlgemerkt: Albert von Straßburg (und auch Cyriakus von Spangenberg) spricht nur von der Bestattung, also dem Grabe (locus sepulturae, sepulcrum), nicht aber von einem Grabstein oder Denkmal (lapis sepulcralis titulus oder epitaphium oder monumentum).

Die Sitte, dem Verstorbenen losgelöst von dessen Grabstätte noch ein besonderes aufrecht an der Wand stehendes Denkmal zu errichten, kommt aber, soweit bis jetzt unsere Kenntnis reicht, erst nach Frauenlobs Zeit auf. Als erstes dieser Art sieht man im Mainzer Dome das des Erzbischofs Konrad von Weinsberg († 1396) an.

Bis dahin deckte als einziges Erinnerungszeichen der Grabstein, einerlei ob mit oder ohne figürliche Darstellung, das Grab selbst, sei es als eigentliche Grabplatte, sei es auf einem Unterbau ruhend, als oberer Abschluß eines sog. Hochgrabes (tumba). Erst eine spätere Zeit versetzte diese Grabsteine (besonders die der Hochgräber, weil sie dem Verkehr hinderlich waren) an die Wand oder die Pfeiler der Kirche. So geschah es z. B. mit dem Grabstein eines Zeitgenossen Frauenlobs, des Erzbischofs Peter Aspelt; dasselbe gilt auch von allen früheren und auch noch einer Reihe späterer, heute aufrecht stehender Grabdenkmäler des Domes (für das einzelne sei auf die Beschreibung der Denkmäler im Domband des Kunstdenkmälerwerks verwiesen).

Ebenso wird es sich auch mit dem alten Grabsteine Heinrich Frauenlobs verhalten; auch er deckte ursprünglich als Grabplatte das Grab selbst und wurde erst in einer späteren Zeit in die Wand des Kreuzgangs eingelassen („muro immissus", Bourdon), und zwar wählte man den Platz hierfür, wie naheliegend, in unmittelbarer Nähe des Grabes selbst. Hier sah ihn vielleicht schon Cyriakus von Spangenberg (um 1510), sicher aber Bourdon und Gudenus (um 1728 und 1745), und hier stand er bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1774 (s. oben S. 40f.).

Wann nun diese Versetzung stattfand, wissen wir nicht. Als einen durch die Verhältnisse gegebenen Zeitpunkt könnte man etwa den Umbau des romanischen Kreuzganges, d. h. also die Zeit um 1400 betrachten.

Die Stelle des heutigen Kreuzgangs, an der das ursprüngliche Denkmal oder vielmehr die Grabplatte Frauenlobs eingemauert war, läßt sich mit einiger Genauigkeit noch ermitteln. Die Angabe des Cyriakus von Spangenberg über Frauenlobs Grab soll hier außer Betracht bleiben, weil er dabei möglicherweise vom Standort des damals schon versetzten Grabsteins auf die Lage des Grabes geschlossen haben kann. Neu ist bei ihm allerdings die Anführung des Wendelsteins als nähere Ortsbestimmung, aber es bleibt fraglich, was hier mit „Wendelstein" gemeint ist. Das Wort bezeichnet gewöhnlich eine „Wendeltreppe".

Schunk II S. 133 Anm., der die Stelle aus Cyriakus von Spangenberg ebenfalls anführt, möchte in dem Wendelstein das gotische steinerne Lichtgehäuse sehen, das heute noch im Ostflügel des Kreuzgangs an der Ecke der ehemaligen Domschule angebracht ist. Auch Bourdon kennt es und bezeichnet es als locus lapideus lucernae apponendae, d. h. ein steinernes Gehäuse für die Anbringung eines Lichtes. Möglich wäre nun auch, daß zur Domschule eine Wendeltreppe hinaufführte und diese bei Cyriakus von Spangenberg gemeint ist. Solange aber nicht sicher feststeht, was mit dem Wendelstein gemeint ist, kommt auch aus diesem Grunde die Stelle bei Cyriakus von Spangenberg für unsere Frage nicht in Betracht.

Sichere Anhaltspunkte ergeben die Aufzeichnungen bei Bourdon und Gudenus, beide halten bei ihrer Aufzählung die örtliche Reihenfolge inne, und daraus ergibt sich, daß der alte Frauenlobstein späterhin an der Ostwand des Kreuzgangs zwischen dem Denkmal für Henne Neffe genannt Wißhenne und der kleinen Grabschrift für die Familie Weckerlin gestanden haben muß;[1]) daß diese beiden Denkmäler seit Bourdons Zeit eine Umstellung erfahren haben, ist nicht anzunehmen. Dieser Platz stimmt auch zur Angabe Brauns a. O. S. 26 Anm., der bemerkte, daß der alte Stein über 22 Schritte von dem heutigen (d. h. dem von 1783) entfernt gewesen sei. Schunk freilich gibt als Entfernung nur etwa 10 Schritte an, allein hier liegt offenbar ein Gedächtnisfehler oder eine Ungenauigkeit vor.

An einer anderen Stelle seines Beitrags (a. O. S. 31 Anmerkung) macht Braun noch genauere Angaben: Auch er äußert hier den Wunsch, daß man nach den Bruchstücken des echten (zerschlagenen) Steines suche; diese seien, wie die Aussage des damaligen (d. h. um 1774) Maurermeisters am Dome, Streiter, vermuten lasse, in die bei der Veränderung der Türe zur Domschule entstandene Lücke eingemauert worden. Dann fährt er weiter: „Zwischen der Schultüre links und dem Steine des Meisters Weckerlin rechts[2]) war der Stein Frauenlobs, wovon der Grund zum Teil noch sichtbar ist. Der Stein Nr. 180 ist ausgetreten, weil er

[1]) Es folgen bei Bourdon, der bei seiner Aufzählung im Ostflügel von Süden nach Norden geht: Wißhenne — Konrad von Kreuznach — Joh. v. Delden (a dextra intrantis in portam scholae) — Türe zur Domschule — Heinrich Frauenlob (a laeva intrantis in scholam) — Joh. Weckerlin.

[2]) Links und rechts ist hier vom Standpunkt des betrachteten Gegenstands aus zu verstehen; der Stein Frauenlobs hatte also an seiner linken Seite die Domschultüre, an seiner rechten die Grabschrift der Familie Weckerlin.

liegt, und vor ihm war Frauenlobs aufgerichteter Stein. Neben 180 iſt aber der von *Eliſabetha Küntzerin* vom Jahre 1680. Der Ort des Denkmals unſeres Dichters iſt alſo genau beſtimmbar." Auch Bourdon gibt den Stein Nr. 180 als Merkpunkt: *Unter ihm liegt* (als Nachbeſtattung, nicht aber *neben ihm*, wie Braun angibt) *Eliſabetha Cüntzerin † 1680*, die Mutter des Dr. Ludwig Cüntzer. Weiter iſt nach Bourdon der Stein Nr. 181 ein glatter Stein ohne Inſchrift (lapis planus). Unter Nr. 182 liegen wieder zwei Glieder der Familie Cüntzer. Nachdem Bourdon deren Grabſchrift mitgeteilt hat, fährt er weiter: Hic iuxta (d. h. neben Nr. 182) et apud lapidem sepulchralem Nr. 180, a laeva intrantis in scholam ... uſw., es folgt nun die bekannte Angabe über den Frauenlobſtein (ſ. oben S. 40 Sp. 2). Braun wirft alſo hier die genauen Angaben Bourdons durcheinander. Die Steine mit den Bourdonſchen Nummern 180 und 182, die offenbar als Grabplatten im Boden lagen, ſind heute verſchwunden oder vielleicht verlegt und dabei mit der Schriftfläche nach unten gekehrt worden. Möglicherweiſe ſah ſie Braun ſelbſt ſchon nicht mehr und macht ſeine Angaben nur nach Bourdon, wobei ihm, wie bemerkt, eine Ungenauigkeit unterlief. Aber zu Brauns Zeiten war die Stelle auf der rechten Seite der Grabſchrift für die Familie Weckerlin noch frei; dort konnte er alſo noch einen Teil „des Grundes" vom Frauenlobſtein ſehen (der übrige Grund war bei der Veränderung der Türe 1774 zugleich mit dem Frauenlobſtein ſelbſt zerſtört worden). Seit etwa 1870 ſteht an dieſer Stelle, d. h. rechts vom Weckerlinſteine, der Grabſtein eines de Turri, ſodaß wir alſo die weiteren Angaben Brauns nicht nachprüfen können. Immerhin mag er richtig geſehen haben, und dann wäre die Stelle, an der Frauenlobs echter Grabſtein ſtand, noch genauer feſtgelegt.



Abb. 1. Das Wappen Frauenlobs nach der Maneſſe-Handſchrift

In der Nähe der Stelle, die wir aus Bourdon und Gudenus als Platz des alten Denkmals vermutet haben, ſieht man auch heute noch unter dem Wandverputz den Reſt eines Türbogens. Ob er zur neuen, 1774 gebrochenen Domſchultüre oder zur älteren gehört, muß noch feſtgeſtellt werden.

III. Es bleibt nun noch als letzte Frage die nach der *urſprünglichen Darſtellung auf Frauenlobs erſtem Grabdenkmal.*

So viel ergibt ſich aus den älteren Beſchreibungen mit aller Sicherheit, daß hier eine Darſtellung des Verſtorbenen *in ganzer Figur* ausgeſchloſſen iſt.

Bourdon (in quo repraesentatur caput corona, seu potius serto cinctum. Collum et humeri floribus ornati) und Gudenus (conspiciendum praebens Caput Serto cinctum, sparis in peripheria colli floribus) ſprechen ausdrücklich von einem Kopfe als ſolchem und nicht etwa von einem Kopfe als dem Überreſte einer im Laufe der Zeit verſchwundenen ganzen Figur. Nur in der Deutung des Kopfſchmuckes ſtimmen ſie nicht ganz genau überein. Aber gerade hieran ließe ſich vielleicht der Verſuch knüpfen, die urſprüngliche Darſtellung zu ermitteln.

In Bourdons Beſchreibung heißt es: „*caput corona seu potius* serto cinctum"; Bourdon ſchwankt alſo, ob er den Kopfſchmuck als Krone oder als Kranz (Gewinde) bezeichnen ſoll. Hals und Schultern ſind nach ihm mit Blumen geſchmückt geweſen. Gudenus (der nicht lediglich Bourdon nachſchreibt) ſieht als Kopfſchmuck einen Kranz und in der Umgebung des Halſes zerſtreute Blumen. Hier drängt ſich nun die Vermutung auf, ob nicht ſchon zu Bourdons und Gudenus' Zeiten auf dem Steine die bildliche Darſtellung ſo ſtark verwittert war, daß über Art und Beſchaffenheit des Kopfſchmuckes bei den Betrachtern Zweifel entſtehen konnten.

Ganz ungewöhnlich und wohl einzig daſtehend wäre nun aber zunächſt ſchon auf einem Grabdenkmal aus der Zeit um 1318 (und überhaupt aus dem 14. Jahrhundert) die Darſtellung des Verſtorbenen im Bruſtbilde oder gar als Büſte — ſo ließe ſich doch caput nur verſtehen. Wenn in jener Zeit auf dem Grabſteine ein Bild des Verſtorbenen angebracht wurde, ſo geſchah dies in ganzer Figur, ſei es in Relief oder als eingeritzte Linienzeichnung. Wohl aber war es damals nicht ungewöhnlich, auf dem Grabſteine oder, beſſer geſagt, der Grabplatte (beſonders bei Leuten weltlichen Standes) gleichſam als Hauptbild und einzigen Schmuck das Wappen des Verſtorbenen mit oder ohne Helmzier anzubringen, und zwar in ſo großer Ausführung, daß dieſes, in der Breite wenigſtens, die ganze Mittelfläche der Platte einnimmt. Ein vortreffliches, faſt gleichzeitiges Beiſpiel bietet der aus der Mauritiuskirche ſtammende Grabſtein eines Angehörigen des Mainzer Geſchlechtes der Löwenhäupter, † 1322. Er ſteht ebenfalls an der Oſtwand des Kreuzgangs, und zwar iſt es in der Reihenfolge der dritte Stein nördlich vom heutigen Frauenlobdenkmal (vgl. Domband des Kunſtdenkmälerwerks unter Nr. 42 der Denkmäler des Kreuzgangs).

In dieſer Weiſe könnte nun auch auf Frauenlobs echtem Grabſteine des Dichters Wappenſchild angebracht geweſen ſein. Zu Bourdons Zeiten war aber dieſer Wappenſchild ſchon ſo ſtark verwittert, daß er als ſolcher nicht mehr erkennbar und nur die Reſte des *Wappenbildes* erhalten waren.

Nun aber kennen wir Frauenlobs Wappen aus der Maneſſeſchen Handſchrift (ſ. Zangemeiſter, Wappen der Maneſſe-Handſchrift und die oben S. 43 Anm. 18 angeführten Wiedergaben bei König und Steinhauſen). Darnach führte unſer Dichter im Wappen einen Frauenkopf mit einer dreizackigen Krone, unter dieſer heraus wallt in reichen Falten ein Schleier auf die Schultern. Dasſelbe Bild erſcheint als Helmzier (ſ. Abb. 1). Hier hätten wir nun Bourdons caput corona cinctum — und vielleicht auch die Blumen, die nach Bourdon und Gudenus Hals und Schultern bedeckten. Der ſtark verwitterte Schleier könnte nämlich mit ſeinen Randfalten zu einer ſolchen Deutung den Anlaß gegeben haben (oder waren etwa auf dem Schleier ſelbſt Blumen eingemeißelt?).

Nimmt man aber an, zu Bourdons Zeiten wäre der Wappenschild als solcher noch deutlich erkennbar gewesen, so könnte allerdings der Einwand erhoben werden, warum denn Bourdon das Wappen als solches nicht anführe, da er dies doch sonst nie versäumt. Soweit ich aber feststellen konnte, geht Bourdon bei seiner Beschreibung nur auf die Wappen adeliger Geschlechter ein, die Wappen Bürgerlicher gibt er nicht an oder bemerkt: insignia non nobilia (vgl. die Grabdenkmäler Wendel Artzel, Lohr, Pletz, Colligs, bei denen wir seine Angaben nachprüfen können, da deren Denkmäler noch erhalten sind). Für Bourdon ist Frauenlob bürgerlicher Herkunft, und deshalb spricht er nur von dem Kopfe auf Frauenlobs Stein, nicht aber von einem Wappen.

Und nun noch zu den Angaben Schunks: S. 135 beschreibt er den alten Stein folgendermaßen: „In der Mitte desselben war das gekrönte Brustbild des Frauenlob, unter demselben dessen mit drey Kronen gezierte Leiche, wie sie von acht Frauenzimmern mit fliegenden Haaren und langen Trauerröcken getragen wird. Auf den vier Seiten am Rand stand folgende Umschrift:

ANNO DOMINI MCCCXVIII IN VIGILIA BEATI ANDREE APOSTOLI ⊙ HENRICUS FROWENLOB.“

Seite 137 bemerkte er noch in einer Anmerkung zu der auf die Erneuerung des Steines bezüglichen Inschrift: „Auf den beiden Seiten des Kopfes von Frauenlob waren auch noch Blumen in dem alten Stein eingehauen, die aber in dem neuen Steine sehr undeutlich angezeigt sind.“ Schon Braun a. O. S. 26 beanstandet oder berichtigt mehrfach Schunks Angaben, und vielfach machen sie auch wirklich den Eindruck, als ob hier Schunk bei seiner Beschreibung — sie dürfte etwa 14 Jahre nach der Zerstörung des alten Steines verfaßt sein — Darstellungen vom alten und neuen Denkmal durcheinander werfe; das gilt besonders von der Darstellung der Jungfrauen, die den Sarg tragen. Jedenfalls gibt Schunk gegenüber dem, was wir aus Bourdon und Gudenus über die Hauptdarstellung auf dem Steine bereits wissen, nichts wesentlich Neues.

Was nun nach der Zerstörung des alten Steines einer der Gebrüder Vogt nach den Bruchstücken skizzierte (s. oben S. 41), mag ein dem Wappenbilde Frauenlobs entfernt ähnliches Gebilde gewesen sein (schon Braun a. O. S. 26 und 31 setzt kein großes Zutrauen in die Vogtsche Zeichnung). Nach dieser Skizze wurde die Darstellung auf dem neuen Steine von 1783 angefertigt. Wie diese ursprünglich aussah, wissen wir nicht, denn, wie sich aus Braun ergibt, ist die heutige Darstellung das Erzeugnis einer späteren Überarbeitung des Kopfes.

Aber gerade für diese Überarbeitung nun kann das Wappen Frauenlobs, wie es uns die Manessesche Handschrift zeigt, als Vorbild oder Unterlage gedient haben. Denn gerade in der Zeit um 1830 nahm man in Mainz lebhaftes Interesse an Heinrich Frauenlob, dessen Andenken, wie wir aus Bourdon, Gudenus und Schunk schon ersahen, in seiner zweiten Heimat wenigstens in Gelehrtenkreisen nie vollständig erloschen war. Gerade im Verein für Kunst und Literatur beschäftigte man sich eingehend mit seinen Dichtungen und mit allem, was mit seiner Person zusammenhing. In den Quartalblättern des Vereins (1832/33) veröffentlichte sogar Ettmüller Frauenlobs Gedichte im Urtexte. Daß nun auch in dieser Zeit schon in den literarisch und künstlerisch interessierten Mainzer Kreisen Frauenlobs Wappen aus der damals noch in Paris befindlichen Handschrift bekannt war, dürfte nach dem eben Dargelegten nicht allzu unwahrscheinlich sein. Von eben diesen Kreisen ging aber auch sicherlich die Anregung zur letzten Überarbeitung des Kopfes aus, vielleicht im Zusammenhange mit der Wiederherstellung der Domdenkmäler durch Jos. Scholl, und eben dorther könnte auch der Bildhauer die Wappenvorlage erhalten haben. Wie weit nun unser Künstler des 19. Jahrhunderts bei seiner doch wohl als eine Art Wiederherstellung des Urbildes gedachten Arbeit dieser Vorlage aus der Manessehandschrift folgte und wie weit er sich dabei von seinem eigenen klassizistischen Geschmacke leiten ließ, zeigt ein Vergleich des heutigen Kopfes auf dem Denkmal mit dem im Wappen Heinrich Frauenlobs. Nicht ausgeschlossen ist dabei auch eine Anlehnung — besonders in der Behandlung des Haares — an die entsprechenden Darstellungen auf gotischen Grabdenkmälern des Domes selbst.

So mag der rätselhafte lockenumwallte Kopf mit dem Stirnreif auf dem aus der Verehrung späterer Geschlechter heraus neugeschaffenen Denkmal des sagenumwobenen Mainzer Meistersingers als Endglied einer Kette von Mißverständnissen seine Erklärung finden.

Daß aber der Kopf in dieser Gestaltung und Art der Anbringung schon Frauenlobs ursprüngliches Denkmal geziert haben könnte, ist nach dem heutigen Stande unseres kunstgeschichtlichen und ikonographischen Wissens entschieden zu verneinen.

Ebenso ist es aber auch mehr als fraglich, ob schon die den Sarg (richtiger die Leiche auf der Bahre) tragenden Mainzer Jungfrauen auf Frauenlobs erstem Denkmal zu sehen waren. Bourdon und Gudenus, die doch gerade von dieser Episode aus literarischen Quellen zu erzählen wissen, hätten doch wohl auch über eine derartige bildliche Darstellung auf dem Steine selbst ein Wort verloren, beide berichten aber in ihrer Beschreibung nichts davon (vgl. auch Braun a. O. S. 29 ff., der ebenfalls die Frauen für eine Zutat der Neuanfertigung von 1783 hält, ebenso auch Werner, Dom I S. 338). Ob überhaupt eine derartige Darstellung auf einem Grabdenkmal aus dem Empfinden des beginnenden 14. Jahrhunderts heraus möglich oder auch nur erklärbar sein könnte, soll hier nicht erörtert werden.

VII.
Neuere Arbeiten zur Mainzer Geschichte
(1913—1918)
von Adolf Waas

I.

WIE auf allen Gebieten hat der Krieg natürlich auch auf die Arbeit an der Erforſchung der Mainzer Geſchichte und Kunſtgeſchichte lähmend gewirkt. Und doch haben uns die letzten Jahre[1] eine Reihe von Beiträgen geliefert, die unſere Kenntnis nicht unweſentlich erweitert haben, die uns aber auch wieder auf das deutlichſte empfinden laſſen, wie viel gerade auf dem Gebiete der Mainzer Geſchichte und Kunſtgeſchichte noch zu tun bleibt.

Von den verſchiedenen großen Quellenpublikationen[2] zur Mainzer Geſchichte, die im Entſtehen begriffen ſind, laſſen uns die heſſiſchen Weistümer einen kleinen Blick in die Ergebniſſe der Sammelarbeit tun durch die Herausgabe der Regeſten unter dem Titel: Verzeichnis heſſiſcher Weistümer.[3] Wenn aber auch erſt die Regeſten vorliegen, ſo läßt ſich doch aus ihnen erſehen, welch ein reiches Material vorhanden iſt. Für alle orts- und territorialgeſchichtlichen Arbeiten innerhalb Heſſens werden dieſe Weistümer in Zukunft eine der weſentlichſten Grundlagen ſein. Für uns kommen nicht nur die Mainzer Weistümer in Frage, ſondern auch die aller der Orte, an denen das Erzſtift oder Mainzer Klöſter Rechte beſaßen.

Drei Einzelarbeiten über Mainzer Urkunden hat Manfred Stimming veröffentlicht.[4] In zweien davon wird die Fälſchertätigkeit Bodmanns an neuen Beiſpielen nachgewieſen. Die Beweisführung iſt in beiden Fällen durchaus überzeugend und bringt recht wertvolle Beiträge zur Kritik und zum Verſtändnis der berüchtigten Arbeitsweiſe Bodmanns. Weniger einleuchtend iſt der Beweisgang in einer dritten Unterſuchung Stimmings, die die Bilhildisurkunde und -Legende zum Gegenſtand hat. Aus einer Fälſchung des 12. Jahrhunderts ſucht Stimming die Elemente der karolingiſchen Urkunde, die zweifellos der Fälſchung zugrunde liegt, herauszuſchälen, doch ſcheinen mir Stimmings Kriterien zur Scheidung beider Teile der Urkunde nicht auszureichen, beſonders ſind die rechtlichen und verfaſſungsgeſchichtlichen Grundlagen dieſer Scheidung oft ſo anfechtbar, daß ſie über die Unwahrſcheinlichkeiten, die Stimmings Löſung des Problems auch ſonſt anhaften, nicht hinweghelfen können. Eine ſichere Entſcheidung wird auf Grund des vorhandenen Materials wohl kaum möglich ſein.

Noch einige kleinere Arbeiten[5] zeigen, daß von den verſchiedenſten Händen das Mainzer Quellenmaterial bearbeitet wird, und daß Schritt für Schritt unſere ſpärliche Überlieferung reicher wird, und die kritiſche Scheidung von echtem und verfälſchtem Material fortſchreitet, aber wir ſtehen hier noch ganz am Anfange des Weges. Ehe die kommenden Quellenpublikationen vorliegen, muß eine Durcharbeitung der Mainzer Geſchichte des Mittelalters überall auf die größten Schwierigkeiten ſtoßen.

Auf einem Gebiete hat uns jedoch das letzte Jahr eine vorzügliche kritiſche Ausgabe und Bearbeitung der Quellen geſchenkt, die ſich auch ſofort für unſere Kenntnis der Periode fruchtbar erwieſen hat: Für die Schulausgaben der Monumenta Germaniae hat Michael Tangl die Briefe des Bonifatius neu herausgegeben,[6] und dabei zugleich die handſchriftliche Überlieferung, die Chronologie und den Charakter dieſer Quelle ebenſo wie alle damit zuſammenhängenden Fragen der Biographie dieſes Mannes einer eingehenden Unterſuchung unterzogen. Methode und Arbeitsweiſe können dabei als muſtergültig ſchlechthin gelten. Der Wert der Quelle ſteigt dabei durch dieſe Unterſuchungen bedeutend. Denn Tangl weiſt nach, daß wir in dieſer Sammlung ein von Bonifatius und ſeinem Nachfolger ſelbſt angelegtes, offizielles Regiſter vor uns haben, deſſen Vorbild unmittelbar das päpſtliche Regiſterweſen geweſen iſt. Eine Sammlung der Korreſpondenz mit Rom (collectio pontificia) und eine allgemeine Sammlung (collectio communis) ſind dabei zu ſcheiden. Unter Bonifatius wurde das Regiſter angelegt, unter Lullus erweitert, und unter Rhabanus Maurus nochmals ergänzt, und zwar geſchah dies alles in Mainz. Später kamen die wichtigſten Handſchriften nach Fulda, wo ſie Otloh als Quelle für ſeine Vita des Bonifatius benutzte, wie ſeine uns heute noch erhaltenen Vorarbeiten dazu beweiſen. Eine der Handſchriften kam aber wieder nach Mainz in das Martinsſtift zurück. Tangls eingehende Unterſuchungen zur Chronologie der Briefe ergeben wertvolle Aufſchlüſſe zur Geſchichte des Bonifatius. Jede auch noch ſo kleine Nachricht aber über das Leben dieſes Mannes iſt für uns von unſchätzbarem Wert, denn in ſeiner Geſchichte liegen die Keime für die ganze Entwicklung des Mainzer Erzſtifts und des Mainzer Staates; die Fäden der geiſtlichen und weltlichen Geſchichte von Mainz laufen in ſeiner Hand zuſammen durch die Gründung des Erzbistums in ſtrengſter Unterordnung unter Rom und das Eingehen eines Schutzverhältniſſes zu den Frankenkönigen. Ein Verſtändnis der Mainzer Geſchichte läßt ſich nur gewinnen von eingehender Kenntnis dieſer Perſönlichkeit aus. Für ſeine Geſchichte und die ſeines Nachfolgers Lul aber geben uns die Arbeiten Tangls nicht nur unmittelbar die wichtigſten Aufſchlüſſe, ſondern ſie haben auch die Bahn gebrochen für eine weitere Arbeit: die von Heinrich Böhmer, Zur Geſchichte des Bonifatius.[7] Was dieſe Arbeit vor allem auszeichnet, iſt das feine Verſtändnis gleichermaßen für die geiſtigen und die materiellen Faktoren des geſchichtlichen Geſchehens. Auf Grund eingehender Kenntniſſe der Verkehrs- und „Kultur"-Verhältniſſe des Landes und der Zeit geht der Verfaſſer der Tätigkeit des Miſſionsbiſchofs mit der Karte in der Hand im einzelnen nach, und gewinnt ſo wichtige Reſultate für ſeine Geſchichte. Aber neben dieſem Rechnen mit den Wirklichkeiten des realen Lebens beweiſt Böhmer ein feines Verſtändnis für die aus Bonifatius' Entwicklung, Charakter und Zielen ſich ergebende Notwendigkeit der Bindung an Rom und die Karolingerkönige. Schade nur, daß eine ſolche Arbeit in einer Zeitſchrift mit lokal beſchränktem Leſerkreis nicht die Beachtung findet, die ſie verdient, und die man ihr wünſchen möchte.

Wenn wir auch gerne über Bonifatius und ſeine Zeit noch mehr wüßten, ſo werden unſere Kenntniſſe noch weit dürftiger in den nächſten Jahrhunderten. Die wenigen Reſte der Überlieferung ſtehen in keinem Verhältnis zu der allgemeinen Bedeutung der Mainzer Geſchichte dieſer Zeit und der Entwicklung, die ſich damals vollzog. Zwar ſind die Grundlinien ſeit dem 8. Jahrhundert gegeben, aber über die Entwicklung der geiſtlichen und weltlichen Rechte des Mainzer Erzbiſchofs und ſein Verhältnis zu Rom und den deutſchen Königen haben wir nur ſehr geringes Material und dieſes harrt großenteils noch kritiſcher Bearbeitung. Um ſo erfreulicher iſt es, daß Manfred Stimming[8] es ſich zum Ziel geſetzt hat, „die verfaſſungsgeſchichtlichen Grundlagen der Mainzer Gebietsherrſchaft klarzulegen und die Entwicklung des Territoriums im Rahmen der Reichsgeſchichte bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zu verfolgen",[9] eine bedeutungsvolle und weitausſchauende Aufgabe. Darum iſt Stimmings Buch auch wohl das Wichtigſte, was uns die letzten Jahre an Beiträgen zur Mainzer Geſchichte geboten haben. Und dieſen weiten Blick behält Stimming auch in ſeiner ganzen Arbeit bei, vor allem in den beiden Kapiteln über „Die Kirchenpolitik Friedrich Barbaroſſas" und die „Reichsgewalt und Territorialpolitik im 13. Jahrhundert", von denen jedes einen wertvollen ab-

geschlossenen Beitrag zur Mainzer und zur Reichsgeschichte bedeutet. Nun hat zwar P. Wagner eine ganze Reihe von Irrtümern Stimmings in der ortsgeschichtlichen Einzelforschung nachweisen können,[10] die zur Vorsicht Stimmings Einzelergebnissen gegenüber mahnen, aber Stimming selbst legt den Hauptwert nicht auf diese lokalen Einzelfragen, sondern auf die durchgehenden verfassungsgeschichtlichen Linien und den Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung des Reiches. Darum erscheint mir die Frage wichtiger, ob diese als gesichert gelten können. Die Grundfrage, deren klare Herausarbeitung Stimmings Hauptaufgabe gewesen wäre, ist die, wie aus der Summierung von Eigentums- und Herrschaftsrechten ein Staat entstehen konnte; denn unserem Rechtsempfinden nach kann Besitz auf Besitz gehäuft und Herrschaftsrecht zu Herrschaftsrecht addiert doch niemals einen Staat ergeben. Die herrschende Meinung sucht die Erklärung dafür in der Übertragung von Grafschaften und anderen öffentlichen Rechten. Demgegenüber hebt Stimming mit Recht hervor, daß solche Grafschaftsrechte für die Entstehung des Mainzer Staates nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen den Eigentums- und Herrschaftsrechten gegenüber. Aber auch in den wenigen Fällen, wo Stimming eine solche Übertragung von Gaugrafschaften als Teilen der allgemeinen ordentlichen Reichsverfassung annimmt, kann ich Stimming nicht folgen. Weder die Herrschaft über die Stadt Mainz selbst noch die Rheingrafschaft können als Gaugrafschaften im gewöhnlichen, allgemeinen Sinne gelten, Sonderbildungen königlichen Rechtes liegen hier augenscheinlich vor, ebenso wie bei der Grafschaft im Bachgau. Doch auch bei einer anderen Erklärung dieser „Grafschaften" könnten diese Einzelfälle nicht das Entstehen des ganzen Staates erklären. Das deutet auch Stimming an, aber eine befriedigende Antwort gibt auch er nicht. Die Lösung liegt nun darin, daß das Erzbistum und all sein Recht und Gut unter königlicher Muntherrschaft oder — was in dieser Zeit dasselbe ist — unter königlicher Immunität stehen, und dadurch zusammen mit allem Königsgut aus der allgemeinen Reichsverfassung herausgenommen sind, unter unmittelbarer Herrschaft des Königs stehen, und so einen Staat im Staate bilden. Das kettete Mainz und sein Gut nur um so fester an den König und gewährte diesem die Möglichkeit, den Erzbischof und sein Gut im Interesse des Reiches voll auszunützen, aber nur so lange diese Muntherrschaft ungeschwächt bestand. Lockerte sich dies Herrschaftsverhältnis, so blieb die Ausnahmestellung der allgemeinen Reichsverfassung gegenüber gewahrt, und ein selbständiges Staatswesen mußte entstehen, ebenso wie aus den königlichen Städten durch die Schwächung der königlichen Herrschaft freie Reichsstädte wurden. Auf diese Bindung an den König und ihre Lockerung kommt also alles an. Stimming behandelt in dem genannten Kapitel diese Frage auch wirklich, und zwar gut und einleuchtend, aber in allen anderen Abschnitten spricht er zwar gelegentlich auch von dieser Auflösung der königlichen Herrschaftsrechte,[11] führt die Fragestellung dann aber nur an der Vermehrung des erzbischöflichen Besitzes auf Kosten des königlichen Gutes durch, gewiß eine wichtige Frage für die Entwicklung des Mainzer Territoriums, aber wichtiger wäre es noch gewesen, zu erörtern, wie weit an allem diesem Gut des Erzbistums dem König auch nach der Schenkung noch ein Herrschafts- oder Eigentumsrecht verblieb. Es stützt sich Stimming für alle diese Fragen der Verfassungsgeschichte des früheren Mittelalters, für die unsere Mainzer Quellen so sehr lückenhaft sind, auf die herrschenden Anschauungen.[12] Das ist aber eine sehr gefährliche Grundlage. Denn alle diese Fragen sind noch nicht so sicher und einwandfrei entschieden, wie uns unsere Lehr- und Handbücher wohl glauben machen möchten, sondern gerade eine derartige Untersuchung wie die vorliegende soll die Lösung der Fragen finden helfen. Gewiß unsere Mainzer Quellen lassen uns für diese Jahrhunderte fast ganz im Stich, aber es läßt sich auf andere Weise doch weiter kommen, für die Erwerbung der Herrschaft über die Stadt Mainz selbst läßt sich beispielsweise mehr erschließen aus dem Vergleich mit anderen nachweislich rechtlich gleichgestellten Bistümern. Jedenfalls lassen sich mit der Übernahme der gerade herrschenden Anschauungen diese Lücken der Überlieferung nicht ausfüllen. Darum bleibt Stimmings Darstellung für diese Zeiten unbefriedigend, denn sie geht an den wichtigsten Fragen vorüber. Anders ist es in der Darstellung des 12. und 13. Jahrhunderts; wo Stimming genügend Stoff hat, versteht er ihn auch selbständig und weitblickend zu verarbeiten.

Eine willkommene Ergänzung der Stimmingschen Arbeit bilden eine Reihe von Monographien aus demselben Gebiet. Äußerlich schließt sich am engsten eine territorialgeschichtliche Untersuchung von Humpert an.[13] Sie beschränkt sich auf das Gebiet zwischen Main und Neckar, auf das sogenannte Oberstift, behandelt dessen Entwicklung aber bis in das 19. Jahrhundert. Geht sie in dieser Hinsicht und in der Ausdehnung der ortsgeschichtlichen Untersuchungen auch über Stimming hinaus, so fehlt ihr doch der weite Blick Stimmings für die großen Züge der Entwicklung und für die eigenartigen Bedingungen, unter denen der Mainzer Staat erwachsen ist. Nur so kann der Verfasser dazu kommen, in scharfer Kritik die Politik der Erzbischöfe verantwortlich zu machen für die Streulage der Mainzer Besitzungen, obwohl er selbst im Laufe der Untersuchungen zu wiederholtenmalen das zielbewußte Streben der Erzbischöfe nach Abrundung des Gebietes hervorheben muß.

Innerlich näher stehen Stimming die Monographien von Karl H. Schmitt über Erzbischof Adalbert I., von Gustav Schmidt über Siegfried I. und von K. Bauermeister über Berthold von Henneberg.[14] Sie behandeln die Entwicklung des Kurstaates zu bestimmten Zeitpunkten, reihen aber alle drei die einzelne Periode und die Politik des einzelnen Erzbischofs in die Gesamtentwicklung ein, und zwar behandeln besonders die beiden erstgenannten Arbeiten Wendepunkte in der Mainzer Geschichte, deren Kenntnis von besonderer Bedeutung ist. Doch kommt bei Gustav Schmidt, so klar seine Darstellung sonst auch ist, die rechtliche Seite des Verhältnisses zum König zu kurz. Doch werden die Persönlichkeiten der Erzbischöfe und das wechselseitige Verhältnis von Persönlichkeit und Zeittendenzen in allen drei Arbeiten (am besten wohl in der von K. H. Schmitt) klar herausgearbeitet. Gerade solche Darstellungen einzelner Perioden der Mainzer Geschichte und einzelner markanter Gestalten lassen uns schmerzlich erkennen, wie viel uns zur Kenntnis der Mainzer Geschichte im ganzen noch fehlt. Auf jeden Fall aber liegen in den genannten drei Arbeiten wertvolle Bausteine zu der Geschichte des Mainzer Staates vor.

Andere Arbeiten beschränken sich auf einzelne Probleme desselben Gebietes. Das Verhältnis des Erzbischofs zu dem König, soweit es sich äußert in der Mitwirkung des Königs bei der Wahl und Einsetzung des Erzbischofs vor dem Investiturstreit, behandelt G. Weise in einer sehr verdienstvollen Untersuchung.[15] Er deckt den grundlegenden Unterschied auf zwischen den alten rheinischen Bistümern und den Ottonischen Neugründungen in ihrem Verhältnis zum König.

Diesen Rechten des Königs stehen aber auch solche des Erzbischofs gegenüber und zwar vor allem bei der Wahl und Krönung des Königs. Diese Seite des Verhältnisses von König und Erzbischof ist in den letzten Jahren wiederholt behandelt worden, doch kann die Kontroverse über die Entstehung des Kurfürstentums noch nicht als abgeschlossen gelten. Die meisten dieser Untersuchungen behandeln den Mainzer Erzbischof und seine Rechte nur als eines der Glieder des Kurfürstenkollegiums,[16] eine Arbeit jedoch — und es ist die bedeutendste und wichtigste unter ihnen — betrachtet die Rechte und die Politik der Mainzer Erzbischöfe im Zusammenhang: Es ist Ulrich Stutz's Aufsatz: „Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl."[17] Er zeigt hier, wie aus dem Recht, den König zu krönen, für den Mainzer das Recht der Beteiligung an der Wahl des Königs erwächst, und zwar so, daß er als Wähler stets an der ausschlaggebenden Stelle steht, zuerst am Anfang und dann, als sich die Verhältnisse verschoben haben, am Schlusse. Dies Kurrecht ist die andere Seite des Verhältnisses von König und Erzbischof, keine der beiden Seiten aber ist in ihrer Entwicklung ohne die andere verständlich, was in der Literatur nicht immer genügend beachtet worden ist.

Im Laufe des Mittelalters stellten sich jedoch auch andere Kräfte ein, die mit dem Erzbischof in Konkurrenz treten im Kampf um die Herrschaft über das entstehende Territorium. Es ist das Verdienst Stimmings,[18] darauf hingewiesen zu haben, daß auch der weltliche Adel auf Grund seiner Vogtei- oder

Grafſchaftsrechte ſich bemüht, im Wettbewerb mit dem Erzbiſchof die Herrſchaft in dem Gebiet zu erringen. Am Beiſpiel des Rheingaues zeigt Stimming dieſe Gefahr und ihre Überwindung. Doch hätte Stimming dieſe Beobachtung noch erweitern können auf alle die Fälle, in denen der Adel ſiegte und die Landeshoheit für ſich erlangte, auch der ganze Kampf um die Vogtei iſt in dieſen Zuſammenhang hineinzuſtellen und deutlicher herauszuarbeiten. In den anderen Darſtellungen fehlt der Hinweis auf dieſen Konkurrenten der erzbiſchöflichen Macht und das zähe Ringen der beiden Gegner faſt ganz.

Seit dem 12. Jahrhundert treten als neuer Faktor in dem Kampf um die Territorialherrſchaft die Städte auf. K. H. Schmitts Darſtellung der Politik Adalberts I. und Bauermeiſters Monographie über Berthold von Henneberg liefern wichtige Beiträge zur Geſchichte des Kampfes zwiſchen dem Erzbiſchof und den nach Selbſtändigkeit ſtrebenden Städten. Auch Bruno Dauchs Arbeit: „Die Biſchofsſtadt als Reſidenz der geiſtlichen Fürſten"[19] iſt hier zu nennen. Er zeigt darin, wie das Selbſtändigkeitsſtreben der Bürger Erzbiſchof und Stadt einander mehr und mehr entfremdet, wie Aſchaffenburg, Bingen und Eltville an der Stelle von Mainz erzbiſchöfliche Reſidenzen werden, bis das Jahr 1462 die Stadt Mainz dem Erzbiſchof wieder vollſtändig unterwirft, ſo daß ſie wieder die alleinige Reſidenz des Kurſtaates werden kann.

Eine Reihe kleinerer Arbeiten und Mitteilungen bieten Ergänzungen und Berichtigungen zur Quellenkunde, zur Territorialgeſchichte oder zur Biographie einzelner Erzbiſchöfe.[20]

Hat ſoweit die Entwicklung des Mainzer Staates im weſentlichen dieſelben Züge aufzuweiſen wie alle anderen entſtehenden Territorialſtaaten weltlicher oder geiſtlicher Herren, ſo führt er als geiſtlicher Staat aber noch ein zweites Leben daneben, das nur zu leicht neben den weltlichen Rechten vergeſſen wird. Auch die kirchliche Herrſchaft hat als eine Hauptſtütze des aufblühenden Territorialſtaates zu gelten. Das tritt auch bei Stimming allzuſehr in den Hintergrund. Denn nur die aus der kirchlichen Herrſchaft entſpringenden Einnahmen erklären es, wie die Erzbiſchöfe eine ſo großzügige Ankaufs- und Pfändungspolitik dem Adel gegenüber treiben konnten. Für die Grundlagen dieſer geiſtlichen Seite des Staates haben, wie ſchon erwähnt, die Arbeiten von Tangl und Böhmer unſere Kenntnis weſentlich bereichert. Für die kritiſchen Zeiten des 11. Jahrhunderts aber bietet uns die Arbeit Guſtav Schmidts über Siegfried I.[21] mannigfache Aufſchlüſſe durch den Nachweis, daß die Mainzer Politik im Inveſtiturſtreit ihre eigenen Wege ging und ihre eigenen Ziele verfolgte, die ſich nicht mit denen des Königs und nicht mit denen des Papſtes deckten. Freilich hätte Schmidt noch deutlicher herausarbeiten können, welche großen Möglichkeiten der Mainzer Kirche durch die politiſche Unfähigkeit Siegfrieds damals verloren gingen: Die ſtraffe Herrſchaft der deutſchen Könige über die deutſche Kirche lockerte ſich, die Beziehungen zu Rom waren nicht die beſten, was lag da näher als eine Selbſtändigkeit der deutſchen Kirche? Dann aber war Mainz kraft ſeines Primates zur Führung der deutſchen Kirche berufen. Erſtrebt hat man dies Ziel, wie ſich aus Schmidts Darſtellungen erkennen läßt, aber zur Durchführung fehlte die rechte Perſönlichkeit am rechten Ort.

Die weitere Entwicklung der kirchlichen Seite des Staates zeigt ähnliche Züge wie die der weltlichen Seite. Auch hier hat der Erzbiſchof einen zähen Kampf mit den intermediären Gewalten zu führen, die ebenſo wie die landſtändiſchen und ſtädtiſchen Kräfte auf weltlicher Seite das Verfügungsrecht des Erzbiſchofs vor allem in Steuerfragen einzuſchränken ſuchen. Zwei gute Arbeiten von Karl Bauermeiſter[22] haben dieſe Linien aufgedeckt und uns einen Blick in die innere Struktur der kirchlichen Seite des Kurſtaates tun laſſen. Hauptſächlich iſt es das Mainzer Domkapitel, das in dieſen Fragen im Vordergrunde ſteht, wie dieſe Arbeiten erkennen laſſen. Auch hier empfinden wir durch die geleiſtete Arbeit erſt recht deutlich, wie viel uns fehlt: vor allem eine Geſchichte des Mainzer Domkapitels. Eine ſolche würde unſerem Bilde der Mainzer Geſchichte bis zum Ende des Kurſtaates erſt die rechte Farbe geben. Denn ſo wichtig auch die Perſönlichkeiten der einzelnen Erzbiſchöfe ſind, in mancher Hinſicht hat der geiſtliche Staat in den letzten Jahrhunderten ſeines Beſtehens weniger als Monarchie, ſondern eher als Ariſtokratie und Oligarchie zu gelten, da in dem Domkapitel der beharrende Machtfaktor liegt, während die Perſon des Erzbiſchofs wechſelt und ſeine Wahl vom Domkapitel abhängt. Was bei weltlichen Staaten die Erbfolge für eine kontinuierliche Entwicklung bedeutet, muß bei den geiſtlichen Staaten das Domkapitel erſetzen. Nur eine Erforſchung ſeiner Geſchichte kann darum die durchlaufenden Fäden der Entwicklung des Mainzer Kurſtaates aufweiſen. Deshalb bedauern wir es ſchmerzlich, daß eine Geſchichte des Mainzer Domkapitels uns noch fehlt, und begrüßen um ſo mehr Arbeiten wie die Bauermeiſters, die Beiträge dazu liefern.

Daneben gilt es aber, die Bedeutung des anderen Faktors, der Perſönlichkeiten der Erzbiſchöfe nicht zu vergeſſen. Denn wir haben in den letzten Jahrhunderten des Kurſtaates eine ganze Reihe markanter Geſtalten und geiſtig bedeutender Köpfe vor uns, ſo daß man den Eindruck hat, es ſei die Wahl dem Außergewöhnlichen günſtiger als die Erbfolge. Leider wiſſen wir von dieſen Perſönlichkeiten, ihren geiſtigen Beſtrebungen und ihrer Politik immer noch ſehr wenig. In den letzten Jahren haben einige erfreuliche Arbeiten von Veit,[23] die im übrigen rein kirchengeſchichtliche Fragen behandeln, uns einzelnes davon gezeigt. Die Geſtalt Johann Philipps von Schönborn und die Männer ſeiner Umgebung, Voluſius, v. Boyneburg, v. Hörnigk und Leibniz, treten hier ans Licht, es bietet ſich ſo das Bild eines Hofes, an dem großen Gedanken und weitausſchauenden Plänen alle Förderung zuteil wird. Das Streben Johann Philipps gilt einmal der Friedensbewegung — und hier hat er im weſtfäliſchen Frieden einen vollen Erfolg zu verzeichnen — und außerdem einer Annäherung und Verſchmelzung der Konfeſſionen in Widerſpruch mit der Politik der Kurie. Die Arbeiten von A. L. Veit können noch nicht als völlig abſchließend gelten, ſind aber das einzig wirklich Wertvolle, was uns die letzten Jahre zur Kenntnis dieſer Periode geſchenkt haben. Anſpruch darauf erhebt zwar ihrem Titel nach eine Diſſertation von Heinrich Geiſt: „Der Kurerzkanzler von Mainz als treibende Kraft in der Zerſetzung des alten deutſchen Reiches".[24] Doch bietet der Verfaſſer nur eine Geſchichte des Kanzleramtes, die nichts eigentlich Neues bringt und meiſt aus zweiter Hand ihr Material nimmt, Einblick in die Kräfte, die wirklich das alte Reich zerſetzt haben, ſcheint der Verfaſſer nicht zu beſitzen, ſonſt könnte er die Rolle des Kanzleramtes oder Kanzlertitels nicht in der Weiſe überſchätzen, beſonders da er ſelbſt an anderen Stellen betont, daß die finanziellen Vorteile des Kanzleramtes für die Kurfürſten das Wichtigſte waren.

Eine zuſammenfaſſende gute Darſtellung des Lebens und der Erfindung Gutenbergs gibt Guſtav Mori.[25] Beſondere Bedeutung gewinnt der Aufſatz aber durch den Bericht über eingehende techniſche Verſuche der Schriftgießerei D. Stempel zu Frankfurt, die eine eingehende Unterſuchung und Beurteilung der Technik Gutenbergs und Schöffers möglich machen. Auch F. W. E. Roth hat einen Beitrag zur Geſchichte Gutenbergs veröffentlicht, der wegen der Mitteilung einer Nachricht über Gutenbergs Tod allgemeines Intereſſe beanſpruchen kann.[26] Leider macht aber der Verfaſſer eine Verwertung der Nachricht unmöglich, da ſeine ungenauen Angaben keine Nachprüfung geſtatten. Auf einzelne Fragen der Frühgeſchichte des Mainzer Buchdrucks, wie ſie F. W. E. Roth und andere Spezialarbeiten[27] behandelt haben, einzugehen, würde uns zu weit führen.

Eine ganze Reihe kleinerer Aufſätze und Mitteilungen bringen teilweiſe recht willkommene kleinere Beiträge zur Mainzer Geſchichte der Neuzeit. H. Schrohe bringt neues Material zur Geſchichte des Mainzer Stapelrechtes und des Mainzer Handels und Verkehrs im 17. Jahrhundert,[28] einige Arbeiten bereichern unſere Kenntnis der Mainzer Univerſitätsgeſchichte,[29] andere die der Reformationsgeſchichte von Mainz und Umgebung[30] oder behandeln einzelne lokalgeſchichtliche Fragen.[31] Aber großzügige, weitausſchauende Darſtellungen haben uns für dieſe Periode die letzten Jahre nicht gebracht. Für andere Staaten trieb das genealogiſche Intereſſe des Herrſcherhauſes und der ununterbrochene Beſtand des Staates zur Durchforſchung ſeines Werdens und Wachſens. Für Mainz fehlt dieſer Antrieb, doch ſollte der Reichtum mannigfaltiger Perſönlichkeiten und die Rolle, die

Mainz in der inneren und äußeren Politik des Reiches, ſpeziell im Verhältnis zu Frankreich geſpielt hat, dieſen Antrieb erſetzen können.

Nur für den letzten Abſchnitt der Geſchichte des Kurſtaates fern von Mainz in Regensburg unter Dalberg, für dieſe Farce, die die Geſchichte des Kurſtaates abſchließt, haben uns die letzten Jahre eine gute Darſtellung gebracht: Hubert Baſtgen, Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik in Deutſchland.[32] Der Titel könnte irreführen, denn da Dalberg nur eine rein paſſive Rolle als Werkzeug Napoleons ſpielt, Napoleon aber ſich um die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland nicht bekümmert, ſondern nur Dalberg und ſeinen geiſtlichen Staat benützt, um die Auflöſung des deutſchen Reiches und die Bildung des Rheinbundes zu erreichen, ſo behandelt das Buch im ganzen nur Dalbergs und ſeines Staates klägliches Schickſal. Der Verfaſſer ſtützt ſich überall auf eingehendes Quellenſtudium, das den Wert des Buches noch erhöht, doch hätte vielleicht eine geringere Durchdringung des Textes mit Zitaten die Darſtellung klarer und ſchärfer werden laſſen. Zur Ergänzung kann eine kurze Biographie und Charakteriſtik Dalbergs von Friedrich Schwarz[33] dienen, die auch andere günſtigere Seiten Dalbergs beleuchtet und ſo eine weitergreifendere Beurteilung Dalbergs bietet, als es in Baſtgens Abſichten lag.

Zur Geſchichte der Mainzer Revolutionszeit iſt ein Vortrag des leider ſo früh verſtorbenen Ernſt Götz: Mainz am Vorabend der Revolution, und eine Arbeit desſelben Verfaſſers: „Unſer Urteil über Georg Forſter" zu nennen.[34] Ein Büchlein von Heinrich Steinmetz: „Das linksſeitige Rheingebiet unter der Herrſchaft der Franzoſen 1792—1813"[35] bietet eine recht anſehnliche Zuſammenſtellung des Materials über Geſetzgebung, Verwaltung und Statiſtik des Donnersbergdepartements unter der Franzoſenherrſchaft, ſo daß es zum Nachſchlagen wohl zu brauchen iſt, aber auch nur das, eine Verarbeitung des Materials fehlt völlig, und wo ſich einmal ein Urteil hervorwagt, iſt es meiſt unrichtig (wie das über Napoleons Schulgeſetzgebung). Den Verſchleppungen von Mainzer Bücherſchätzen durch die Franzoſen geht F. W. E. Roth[36] nach. Er zeigt, daß man aber auch hier in Mainz nicht ſchuldlos daran war, denn auch hier hielt man Paris für den ſicherſten und würdigſten Aufbewahrungsort der bibliographiſchen und typographiſchen Koſtbarkeiten. Die äußeren Vorgänge der letzten Tage des Kurſtaates in Seligenſtadt ſchildert bis in die kleinſten Einzelheiten hinein Heinrich Reichert: „Die Aufhebung der Vogtei und Abtei Seligenſtadt im Jahre 1802."[37]

Unter den durch die Jahrhunderterinnerungen hervorgerufenen Arbeiten iſt zunächſt zu nennen: K. G. Bockenheimer: „Mainz im Jahre 1812".[38] Das Büchlein bietet eine gute, klare Darſtellung und Beurteilung der Zuſtände und Geſchicke der Stadt Mainz im Jahre 1812, eingereiht in die großen weltgeſchichtlichen Zuſammenhänge. Es bringt nach Bockenheimers früheren Darſtellungen kaum etwas Neues, aber das will es auch nicht, es will zuſammenfaſſen, beurteilen und für weitere Kreiſe gut lesbar darſtellen, und dies Ziel hat es auch völlig erreicht. Anders ſteht es mit der Darſtellung der nächſten beiden Jahrzehnte durch H. Bechtolsheimer in der Feſtſchrift der Provinz Rheinheſſen zur Hundertjahrfeier 1816—1916.[39] Der Verfaſſer malt zwar ein ausführliches, mannigfaltiges Bild des Zuſtandes der Provinz Rheinheſſen in der Übergangszeit und den erſten Jahren heſſiſcher Herrſchaft und ſchildert die wechſelvollen Schickſale des Landes in dieſen Jahren, kommt aber über eine rein erzählende Darſtellung nicht hinaus. Er zieht häufig das „Intereſſante" dem Wichtigen und Bedeutenden und Geſchichten oder Geſchichtchen der Geſchichte vor, was an anderer Stelle einen Vorzug des Verfaſſers ausmachen kann, aber nicht im Rahmen einer wiſſenſchaftlichen Feſtſchrift. Sein Urteil über die Franzoſenzeit lautet bei weitem günſtiger als das Bockenheimers. Dies iſt einmal darauf zurückzuführen, daß bei Bechtolsheimer die Stadt dem Land gegenüber ſehr zurücktritt, für die Stadt aber der Druck der Franzoſenherrſchaft am härteſten war. Außerdem iſt aber Bockenheimer von den Erinnerungen und Urteilen der erſten Jahre heſſiſcher Herrſchaft unabhängiger als Bechtolsheimer. Die Generation, die im Gegenſatz der Neuheſſen und der Altheſſen die ſegensreichen Wirkungen der Franzoſenherrſchaft in Verwaltung und Recht verteidigte und lebendig erhielt, vergaß darüber leicht die Not und den Druck der Fremdherrſchaft, ſo daß nur die hellen Seiten im Gedächtnis blieben. Bockenheimer bildet ſich aber eine ſelbſtändige Anſchauung von der Lage des Landes aus anderen Quellen heraus, das ihn gerechter Licht und Schatten abwägen läßt. Die Mängel in dem Charakter der Bechtolsheimerſchen Arbeit fallen um ſo mehr ins Auge, da ſie neben einer durch ſorgfältiges Quellenſtudium, ſcharfes Urteil und klare Darſtellung ſich auszeichnenden Unterſuchung von J. R. Dieterich ſteht: „Heſſen-Darmſtadt auf dem Wiener Kongreß und die Erwerbung Rheinheſſens". Sie betrifft alſo nicht unmittelbar Mainzer Geſchichte, nur inſofern ſie die Verhandlungen ſchildert, die über das Schickſal von Mainz entſchieden, iſt ſie auch hier von Wichtigkeit. Als dritten Beitrag enthält die Feſtſchrift eine Abhandlung von Kurt Strecker: „Die Gegend zwiſchen Rhein, Nahe und Donnersberg im Jahre 1787" mit einer Fülle von wertvollem ortsgeſchichtlichem Material, mit guten, die Benutzung ſehr erleichternden Verzeichniſſen und — das Wichtigſte und Verdienſtlichſte — mit einer überſichtlichen zuverläſſigen Karte.[40]

Zur Mainzer Geſchichte des 19. Jahrhunderts iſt die Arbeit von Johannes Mumbauer: „Der deutſche Gedanke bei Ketteler"[41] zu nennen. Der Verfaſſer wollte in den Tagen des durch den Krieg neu geſtärkten deutſchen Nationalbewußtſeins beweiſen, daß Ketteler „ein deutſch-völkiſcher Prophet" geweſen ſei. Nun iſt zwar eine ſolche apologetiſche, für aktuelle Zwecke beſtimmte Abſicht nicht gerade der günſtigſte Nährboden für eine wiſſenſchaftliche Arbeit, die vorliegende Unterſuchung wird aber dauernd von wiſſenſchaftlichem Wert bleiben, da ſie ſich das Verdienſt erworben hat, Kettelers geſchichts- und geſellſchaftsphiloſophiſche Anſchauungen, wie ſie in einem klar durchdachten, von Auguſtin ausgehenden Syſtem die Grundlage ſeiner politiſchen Anſchauungen bilden, einheitlich und zuſammenhängend dargeſtellt zu haben, wobei ſich allerdings für Mumbauers Abſicht ergibt, daß unmittelbar nach den kirchlichen Angelegenheiten die deutſchen Fragen Ketteler am Herzen liegen.

Noch eines Werkes zur Mainzer Genealogie iſt an dieſer Stelle zu gedenken, von dem man wohl viel erwarten konnte, da ſein Verfaſſer als Herausgeber eines der bekannteſten Handbücher der Genealogie wohl als Führer der modernen genealogiſchen Wiſſenſchaft gelten mochte: Otto Forſt, „Die Ahnenproben der Mainzer Domherren."[42] Leider entſpricht das Buch dieſen Erwartungen in keiner Weiſe. Ich kann nur auf Anton Müllers Kritik des Buches[43] verweiſen, die mit Forſts eigenen, bei anderer Gelegenheit geſchriebenen Worten ſchließt: „Sein vorliegendes Werk bildet eine ſchwere Kompromittierung der genealogiſchen Wiſſenſchaft unſerer Tage. Energiſch muß daher auf rechtzeitige Kritik gedrungen werden, um zu verhindern, daß eine ſo gänzlich mißglückte dilettantiſche Arbeit von Nichtgenealogen als Orakel zu Rate gezogen werde und zu falſchem Nimbus gelange."

Überblicken wir nun das Ganze, ſo iſt für die älteſte Zeit der Mainzer Geſchichte das Bild am erfreulichſten: gute kritiſche Quellenbearbeitung und auf ihr aufbauend ein langſames, aber ſtetiges Fortſchreiten unſerer Erkenntnis, das mit geſicherten Ergebniſſen rechnen kann. Für das eigentliche Mittelalter haben wir zwar großangelegte Verſuche, gute ſorgfältige Einzelarbeit und ein zähes Ringen mit den Problemen in den letzten Jahren zu verzeichnen, aber als abſchließend können die Reſultate dieſer Unterſuchungen im ganzen doch nicht gelten, da das Material noch zu wenig kritiſch bearbeitet iſt und die verfaſſungsgeſchichtlichen Grundlagen der Darſtellungen noch häufig ſchwankend und ſehr unſicher ſind. Für die Neuzeit haben wir zwar mancherlei gute Einzeldarſtellungen erhalten, die aber in geringem Zuſammenhang ſtehen. Eine weiterblickende Anſchauung von den durchgehenden Problemen der Mainzer Geſchichte dieſer Jahrhunderte und wirklich großzügige Behandlung des Stoffes haben uns hier die letzten Jahre nicht geſchenkt.[45] So bleibt im ganzen zwar gar manches erfreuliche Ergebnis der Arbeit an der Mainzer Geſchichte, noch ſtärker aber iſt die durch dieſe Arbeiten gewonnene Einſicht, wieviel gerade in der Mainzer Geſchichte noch zu tun und von den kommenden Jahren zu erhoffen iſt.

Anmerkungen

1. 1913—1918. Nur in wenigen Fällen mußte weiter zurückgegriffen werden.

2. Vgl. Bericht d. hist. Kommission f. d. Gr. Hess., Quartalbl. d. hist. Ver. 1913. S. 182ff.

3. Verzeichnis hessischer Weistümer. Unter Mitwirkung von Georg Fink bearbeitet von Wilhelm Müller. Rheinhessen. Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumsk. XI, S. 227—259.

4. Manfred Stimming, Eine Urkundenfälschung F. J. Bodmanns. Nassauische Heimatblätter 17. 1913. S. 46—48. — Zwei gefälschte karolingische Gerichtsurkunden. Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsf. 35. 1914. S. 495—501. — Die heilige Bilhildis. Ein Beitrag zur Forschung über Urkundenfälschung und Heiligenlegende. Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsf. 37. 1916. S. 234—255, besprochen Hist. Ztschr. 118, S. 524.

5. Harry Breßlau, Der angebliche Brief des Erzbischofs Hatto von Mainz an Papst Johann IX. Hist. Aufsätze, Karl Zeumer zum 60. Geburtstage als Festgabe dargebracht von Freunden und Schülern. Weimar. Böhlau 1910. S. 9—30. — Karl Schambach, Beiträge zu den Regesten Christians von Mainz. Mitteil. d. Inst. für österr. Geschichtsf. 35. 1914. S. 502—509. — Andreas Ludwig Veit, Ein Mainzer Bischofskatalog aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumsk. X, S. 127—130. — F. W. E. Roth, Aus Handschriften der Mainzer Seminarbibliothek. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtsk. 38. 1913. S. 572—580. — K. T. Christian Müller, Das Aschaffenburger Kopialbuch des Klosters Hirzenhain in Regesten. Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumsk. XI. 1916. S. 321—500.

6. Epistolae selectae in usum scholarum in Monumentis Germaniae historicis separatim editae. Tomus I. Die Briefe des heiligen Bonifatius und Lullus. Herausg. v. Michael Tangl. Berlin 1916. — M. Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifatiusbriefe, 1. u. 2. Teil. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtsk. 40. 1916. S. 641—790, 41. 1917. S. 25—101.

7. H. Böhmer, Zur Geschichte des Bonifatius. Ztschr. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk. 50. 1917. S. 171—215.

8. Manfred Stimming, Die Entstehung des weltlichen Territoriums des Erzbistums Mainz. Quellen u. Forschungen zur hess. Gesch. III. Darmstadt 1915.

9. Stimming a. a. O. Vorwort S. V.

10. Nass. Heimatbl. 19. 1915/16. S. 100—103. — Andere Besprechungen: Archiv f. kath. Kirchenrecht 96, S. 502—505. — Der Katholik, 4. Folge, 17. 1916. S. 73—74.

11. S. 33ff. 12. S. 2—3, 14, 17, 22, 25.

13. Theodor Humpert, Die territoriale Entwicklung von Kurmainz zwischen Main und Neckar. Archiv d. hist. Ver. v. Unterfranken u. Aschaffenburg 55. 1913. S. 1—102.

14. Karl Heinrich Schmitt, Erzbischof Adalbert I. von Mainz (1111—1137) als Landesfürst. Gießener Diss. Merseburg 1914. Die vollständige Abhandlung soll in den „Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte" erscheinen. — Gustav Schmidt, Erzbischof Siegfried I. von Mainz. Königsberger Diss. Berlin 1917. — Karl Bauermeister, Der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg als Landesfürst (1484—1504). Straßb. Diss., Straßburg 1913. Die vollständige Abhandlung soll in den „Straßburger Beiträgen zur neueren Geschichte" Bd. 2 Heft 2/3 erscheinen.

15. Georg Weise, Königtum und Bischofswahl im fränkischen und deutschen Reich vor dem Investiturstreit. Berlin 1912.

16. Diese Arbeiten stellt zusammen und bespricht eingehend Max Buchner, Hist. Jahrb. 36. 1915. S. 110—141, 326—368. Zu den dort genannten Arbeiten kommt hinzu: Marie Krammer, Kurrecht und Erzkanzleramt im 13. Jahrhundert. Histor. Aufsätze, Karl Zeumer zum 60. Geburtstage als Festgabe dargebracht von Freunden und Schülern. Weimar 1910. S. 349—365. Für uns ist die Arbeit darum wichtig, weil der Einfluß, den die Persönlichkeit Siegfrieds III von Eppstein auf die Entwicklung des Kurrechts gehabt hat, hier nachgewiesen wird. Ein näheres Eingehen auf Krammers Theorien würde uns zu weit führen.

17. Ulrich Stutz, Der Erzbischof von Mainz und die deutsche Königswahl. Ein Beitrag zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte. Weimar 1910. — Ders., Die rheinischen Erzbischöfe und die deutsche Königswahl. Festschrift, Heinrich Brunner zum 70. Geburtstag dargebracht von Schülern und Verehrern. Weimar 1910. S. 57—78.

18. M. Stimming a. a. O. S. 94ff., 146.

19. Bruno Dauch, Die Bischofsstadt als Residenz der geistlichen Fürsten. Histor. Studien, veröffentl. von E. Ebering 109. Berlin 1913.

20. Heinrich Schrörs, Erzbischof Friedrich von Mainz (937—954) und der Priester Gerhard. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtsk. 40. 1916. S. 419—426. — Adolf Hofmeister, Die älteste Überlieferung von Aschaffenburg. Mit Beiträgen zur Geschichte des sächsischen Königshauses. Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsf. 35. 1914. S. 270—277. — Karl Helm, Erzbischof Mathias von Mainz und die Sonnenfinsternis vom 16. Sept. 1327. Hess. Blätter f. Volksk. XIII. 1914. S. 115—116. — Ludwig Steinberger, Ein unbekanntes Schreiben Erzbischof Peters von Mainz an König Heinrich VII. Neues Archiv d. Ges. f. ält. deutsche Geschichtsk. 40. 1916. S. 427—431. — Karl Bauermeister, Berthold von Henneberg und der Türkenzehnte von 1487. Hist. Jahrb. 36. 1915. S. 609—616. — Alfred Becker, Die Landtafel des Rheingaus vom Jahre 1603. Nass. Heimatbl. 17. 1913/14. S. 75—78. — Johann Dorn, Zur Geschichte der Mainzer Marienmünster. Quartalbl. d. Hist. Vereins N. F. VI. 1916. S. 99—107. — Joh. Eck, Die Heimat des kurmainzischen Kanzlers Martin Mayr. Quartalbl. d. Hist. Vereins N. F. V. 1915. S. 317—318. — F. W. E. Roth, Adolf von Breithard, ein Kurmainzer Staatsmann des 15. Jahrhunderts. Hess. Chronik IV. 1915. S. 244—247.

21. S. oben Anm. 14.

22. Karl Bauermeister, Der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg als Landesfürst (1484—1504). Straßb. Diss. Straßburg 1913. — Ders., Studien zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung des Erzbistums Mainz im späteren Mittelalter. Archiv f. kath. Kirchenrecht 97 (4. Folge 5). 1917. S. 501—535.

23. Andreas Ludwig Veit, Kritisches zur Frage: Wie entstand das Mainzer Diözesanproprium. Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumsk. N. F. XI. S. 1—23. — Konvertiten und kirchliche Reunionsbestrebungen am Mainzer Hofe unter Erzbischof Johann Philipp von Schönborn (1647—1673). Der Katholik 97. 1917 (4. Folge Bd. 20). S. 170—196.

24. Heinrich Geist, Der Kurerzkanzler von Mainz als treibende Kraft in der Zersetzung des alten deutschen Reichs. (Beitrag zur Staatsrechtsgeschichte des alten deutschen Reiches).

25. Gustav Mori, Zum Gedächtnis an Johannes Gutenberg. Typographische Mitteilungen XV. 1918. S. 63—71.

26. F. W. E. Roth, Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, Erfinder der Typographie. Nach dessen Leben und Wirken. Hess. Chronik. 1916. S. 202—210, 228ff. — Ebenso Nassovia 14. 1913. S. 105—107, 117—119.

27. F. W. E. Roth, Zur Geschichte des Mainzer Verlags und Buchdrucks im 15.—16. Jahrhundert. Hess. Chronik 5. 1916. S. 93—95. — Ernst Freys, Bruchstücke der 36 zeiligen Bibel in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation, Joseph Schlecht am 16. Januar 1917 als Festgabe zum 60. Geburtstag dargebracht. München und Freising 1917. S. 96—114. — Karoline Arens, Die Sprache in den Drucken Joh. Schöffers. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Marburger Diss. Marburg 1917. — Konrad Escher, Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken, Museen und Archiven. Basel 1917. S. 137. — Vgl. auch L. Veit, Diözesanproprium (s. oben Anm. 23) S. 4ff.

28. Heinrich Schrohe, Hessen-Darmstadt und das Mainzer Stapelrecht in den Jahren 1658—1683. Quartalbl. d. Hist. Ver. N. F. VI. 1917. S. 129—134.

29. Ewald Reinhard, Aus dem Leben der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultäten an der Universität Mainz (1688—1786). Nach handschriftlichen Akten. Hist. Jahrbuch 36. 1915. S. 316—325. — F. W. E. Roth, Johann Reuchlin vor der theologischen Fakultät zu Mainz 1511—1513. Hess. Chronik IV. 1915. S. 145—148. — F. W. E. Roth, Zur Geschichte der Mainzer Juristenfakultät im 15. und 16. Jahrhundert. Hess. Chronik IV. 1915. S. 181—184.

30. Wilhelm Diehl, Die Gegenreformation in Marienborn bei Mainz. Heſſ. Chronik IV. 1915. S. 257—263. — Derſ., Zur Geſchichte der Reformationen in der Pfarrei Hechtsheim bei Mainz. 1550—1659. Heſſ. Chronik V. 1916. S. 221—228. — Derſ., Der Rückgang in der Zahl der evangeliſchen Pfarreien der heutigen Provinz Rheinheſſen von 1618 bis zur Gegenwart. Heſſ. Chronik IV. 1915. S. 313—325. — Derſ., Die führenden Männer in der Reformationsgeſchichte des Heſſenlandes. Bericht über einen Vortrag. Quartalbl. d. hiſt. Ver. VI. 1917. S. 149—156.

31. F. W. E. Roth, Finthen und der Königsborn. Heſſ. Chronik V. 1916. S. 181—191.

32. Hubert Baſtgen, Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik in Deutſchland. Görresgeſellſchaft zur Pflege der Wiſſenſchaften im katholiſchen Deutſchland. Veröffentl. d. Sektion für Rechts- und Sozialwiſſenſchaft 30. 1917. Paderborn 1917. — Vgl. auch J. Diel, Weihbiſchof Heimes von Mainz. Jahrbuch 1914 der Rheiniſchen Volkszeitung. Wiesbaden 1914. S. 6—8.

33. Friedrich Schwarz, Karl Reichsfreiherr von Dalberg, der letzte Kurfürſt von Mainz. Zur hundertſten Wiederkehr ſeines Todestages. Heſſ. Chronik VI. 1917. S. 129—132.

34. Ernſt Götz, Unſer Urteil über Georg Forſter. Quartalbl. d. hiſt. Ver. N. F. VI. 1917. S. 134—144. — Derſ., Mainz am Vorabend der Revolution von 1792. Bericht über einen Vortrag. Quartalbl. d. Hiſt. Ver. N. F. VI. 1916. S. 46—48.

35. Heinrich Steinmetz, Das linksſeitige Rheingebiet unter der Herrſchaft der Franzoſen, unter beſonderer Berückſichtigung des Donnersberg-Departements. Alſenz 1913.

36. F. W. E. Roth, Verſchleppungen von Mainzer Bücherſchätzen durch die Okkupation der Franzoſen ſeit 1798. Heſſ. Chronik V. 1916. S. 138—141.

37. Heinrich Reichert, Die Aufhebung der Vogtei und Abtei Seligenſtadt im Jahre 1802. Archiv f. heſſ. Geſch. u. Altertumsk. N. F. X. 1914. S. 305—327.

38. K. G. Bockenheimer, Mainz im Jahre 1812. Mainz 1913.

39. Beiträge zur rheinheſſiſchen Geſchichte von Heinrich Bechtolsheimer, Julius Reinhard Dieterich und Kurt Strecker. Feſtſchrift der Provinz Rheinheſſen zur Hundertjahrfeier 1816—1916. Herausgegeben mit Unterſtützung der Provinz Rheinheſſen von der Hiſtoriſchen Kommiſſion f. d. Großh. Heſſen. Inhalt: 1. Heinrich Bechtolsheimer, Die Provinz Rheinheſſen in den beiden erſten Jahrzehnten ihres Beſtehens S. 1—143. 2. Julius Reinhard Dieterich, Heſſen-Darmſtadt auf dem Wiener Kongreß und die Erwerbung Rheinheſſens S. 145—294. 3. Kurt Strecker, Die Gegend zwiſchen Rhein, Nahe und Donnersberg im Jahre 1787. S. 295 ff. — Vgl. auch J. R. Dieterich, Der Übergang Rheinheſſens an Heſſen-Darmſtadt. Bericht über einen Vortrag. Quartalbl. d. Hiſt. Ver. N. F. VI. 1916. S. 41—44.

40. Von kleineren Aufſätzen für dieſe Zeit iſt zu nennen: Ernſt Beck, Die amtlichen Namen der Provinzen des Großherzogtums Heſſen. Quartalbl. d. Hiſt. Ver. N. F. VI. 1916. S. 26—28. Wilhelm Diehl, Die älteſte kirchliche Oberbehörde für die heſſiſche Provinz Rheinheſſen: der Kirchenrat in Mainz. Archiv f. heſſ. Geſch. u. Altertumsk. N. F. XI. 1915. S. 116—122. W. Hoffmann, Jeanbon St. André. Heſſ. Chronik III. 1914. S. 61—62, V. 1916. S. 96—97.

41. Johannes Mumbauer, Der deutſche Gedanke bei Ketteler. München-Gladbach 1916. — Vgl. auch Lieſen, Zum 40. Jahrgedächtnis des Mainzer Biſchofs Freiherrn von Ketteler. Der Katholik 97. 1917. (4. Folge Bd. 20). S. 109—116. — Schneiderhan, Paulus Leopold Haffner, Biſchof von Mainz. Ein Gedenkblatt. Der Katholik. 4. Folge Bd. 15. 1915. S. 7—20.

42. Quellen und Studien zur Genealogie I.: Otto Forſt [-Battaglia]. Die Ahnenproben der Mainzer Domherren. Wien und Leipzig 1913.

43. Hiſt. Jahrbuch 35. 1914. S. 152—166.

Die Jahresberichte des **Römisch-Germanischen Centralmuseums,** des **Altertumsmuseums der Stadt Mainz** und der **Städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung** können erſt im nächſten Hefte erſcheinen. Die fortgeſetzt ſich ſteigernden Druckkoſten, die Papierknappheit und der im Zuſammenhang damit geſetzlich beſchränkte Papierverbrauch bedingten leider bei dem vorliegenden Jahrgange unſerer Zeitſchrift eine unliebſame Einſchränkung gegenüber dem vorhergehenden Doppelhefte, deſſen reiche Ausſtattung und ſtattlicher Umfang in erſter Linie durch eine Reihe von Stifterbeiträgen ermöglicht wurde.

Auch an dieſer Stelle ſei allen denen, die durch ihre gütige Unterſtützung und Mitarbeit in dieſen ſchweren Zeiten die Mainzer Zeitſchrift gefördert haben, der wärmſte Dank ausgeſprochen.

Die Schriftleitung

Im Laufe des verfloſſenen Berichtsjahres hatten unſere Anſtalten den Tod zweier hochverdienter Männer zu beklagen; wir fühlen uns verpflichtet, ihrer bereits hier in dankbarer Erinnerung zu gedenken.

Am 23. Juli 1918 ſtarb im Alter von 77 Jahren

Herr **Direktor Professor Dr. Ludwig Beck** in Biebrich,

der 35 Jahre dem Ortsausſchuſſe des Röm.-Germ. Centralmuſeums angehört hatte, ſeit 1906 als Vorſitzender desſelben und des Geſamtvorſtandes. In weiteren Kreiſen iſt er namentlich durch das Werk „Die Geſchichte des Eiſens“ bekannt geworden. Sein ausführlicheres Lebensbild bringt die Zeitſchrift „Stahl und Eiſen“ 1918 Nr. 35.

Am 18. April 1919 ſtarb im Alter von 56 Jahren

Herr **Kommerzienrat Philipp Stratemeyer** in Mainz.

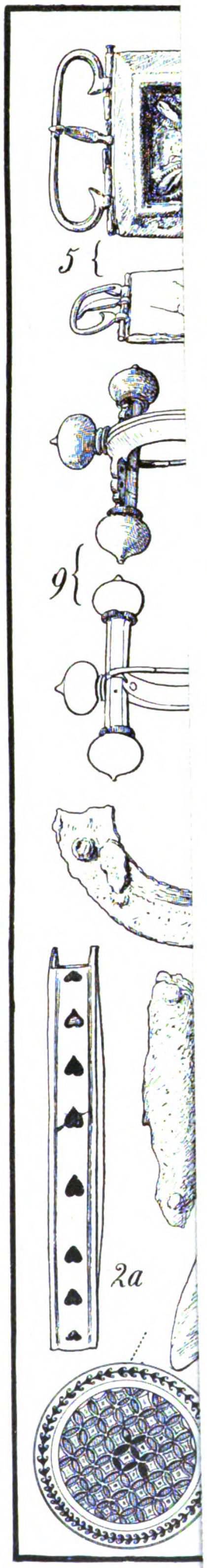
Dem Ortsausſchuß des Centralmuſeums hat er zwar erſt kurze Zeit angehört, aber ſein großes Intereſſe für die Entwickelung der Anſtalt hat er ſtändig und insbeſondere durch eine wertvolle Stiftung, namentlich ſteinzeitlicher Altertümer, bewieſen.

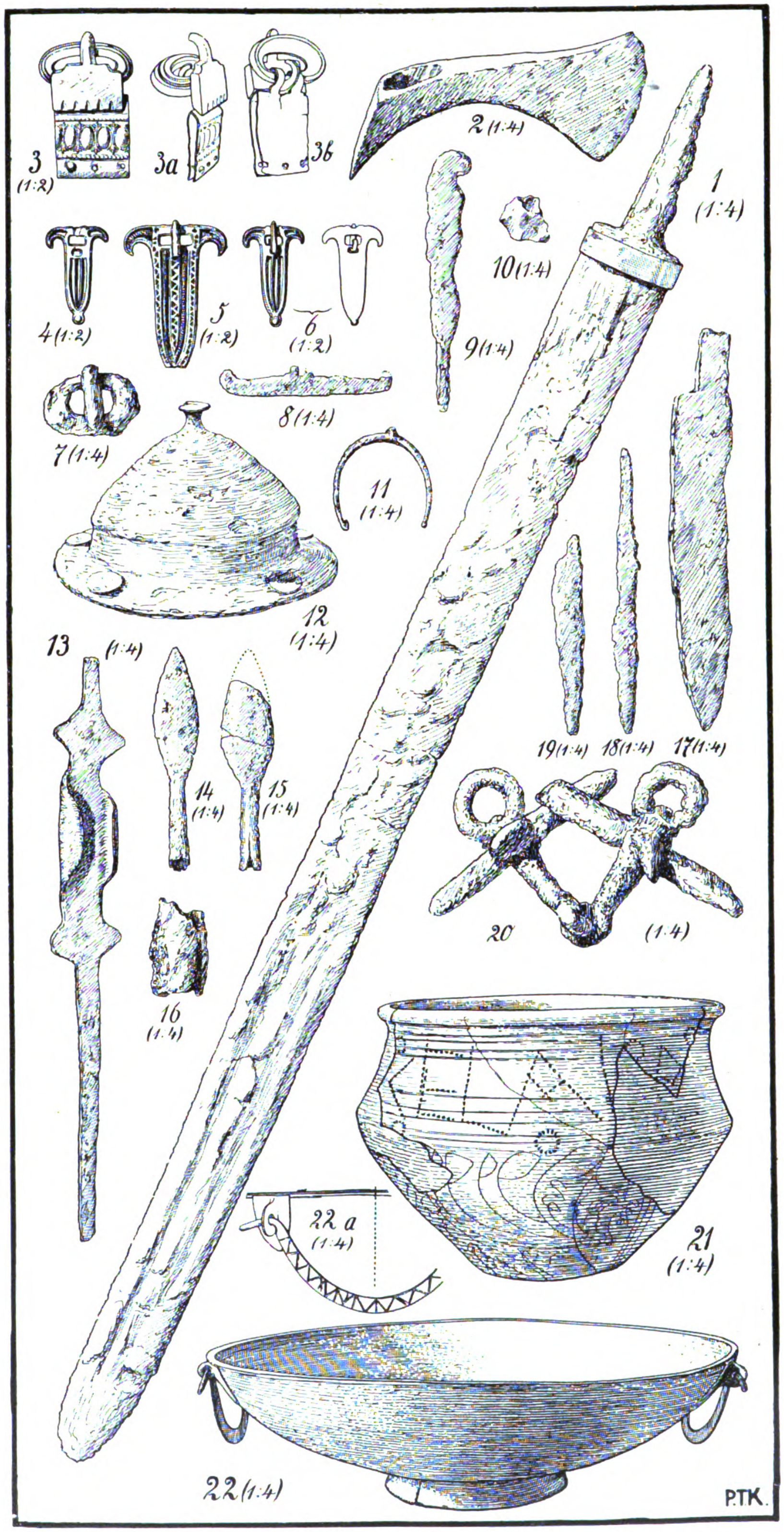
Durch die hochherzige und reiche Stiftung der Mittel für die Erwerbung der Partenheimer Altarbilder, worüber im nächſten Hefte unſerer Zeitſchrift ausführlicher berichtet wird, hat er ſich den bleibenden Dank der ſtädtiſchen Gemäldegalerie erworben und zugleich unſerer Heimat ein für deren Kunſt- und Kulturgeſchichte hochbedeutſames Denkmal erhalten.

Auch die Mainzer Zeitſchrift verliert in dem Dahingeſchiedenen einen ſtets hilfsbereiten Freund und Förderer.

Das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum
K. Schumacher

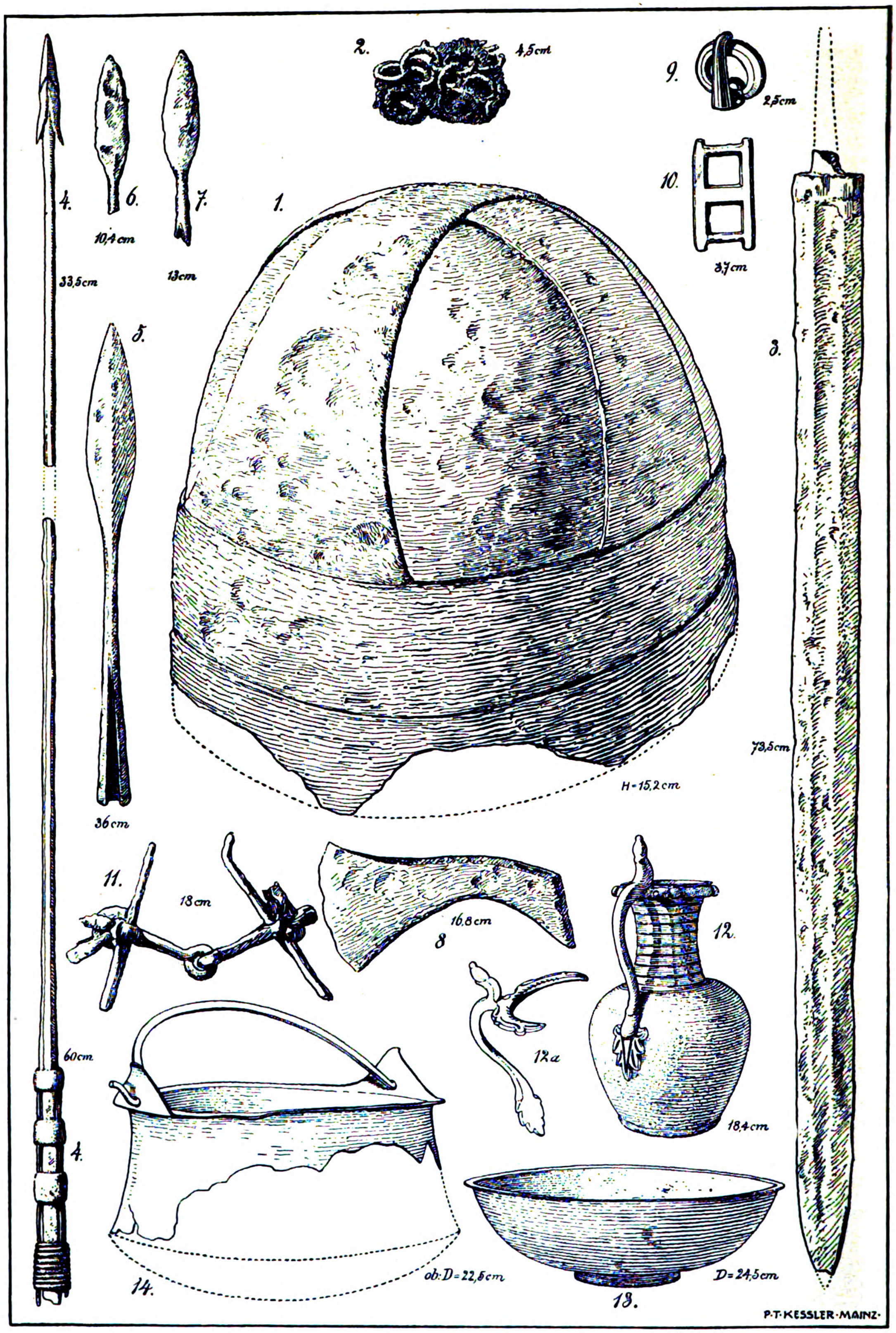
Die Städtiſche Gemäldegalerie und die Mainzer Zeitſchrift
E. Neeb





1. Grabfund

4. Grabfund von Freilaubersheim



3. Grabfund von Bretzenheim bei Mainz

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor Dr. E. Neeb, Mainz

Jahrgang XV · XVI, 1920 und 1921, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Mainz 1921, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, G. m. b. H., Mainz

An unsere Mitglieder und Leser!

DER neue Jahrgang der Mainzer Zeitschrift erscheint erfreulicherweise wieder in einem etwas grösseren Umfange und in besserer Ausstattung, als es leider bei dem vorhergehenden der Fall sein musste. Dies ist nur dadurch möglich geworden, dass es der Schriftleitung gelungen war, zu den von Seiten der Herausgeber und der Stadt Mainz alljährlich zur Verfügung stehenden Beiträgen sowohl von der Städtischen Verwaltung als auch aus allen Kreisen der Mainzer Bürgerschaft noch eine Reihe von Zuschüssen zu den Druckkosten zu erhalten.

Allen den gütigen Stiftern sei auch hier wärmster und freudigster Dank ausgesprochen.

Zeigt doch die Förderung, die die Bestrebungen der Mainzer Zeitschrift durch alle diese Stiftungen erfuhren, dass der Sinn für die reiche Geschichte unserer Vaterstadt und ihrer Umgebung trotz der düsteren Zeiten nicht verdunkelt worden ist. Möge das, was hier aus der glanzvollen Vergangenheit unserer Heimat geboten wird, uns in der trüben Gegenwart trösten und stärken zugleich.

Die Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums
Prof. Dr. Schumacher.

Der Vorsitzende des Mainzer Altertums-Vereins
Dr. Göttelmann.

Die Schriftleitung der Mainzer Zeitschrift
Prof. Dr. Neeb.

Mainz, im Januar 1922.

I.

Beiträge zur Siedlungs- und Kulturgeschichte Rheinhessens

Friedrich von Duhn zum 70. Geburtstage gewidmet

von Karl Schumacher

(mit 7 Abbildungen im Text)

DEM Erforscher der Frühgeschichte eines Landes ergeht es nicht selten wie dem Wanderer im Hochgebirge. Wie oft meint dieser nach mühsamer Erklimmung eines Gipfels, daß es nichts Größeres und Schöneres geben könnte als das sich bietende Rundbild. Entschließt er sich aber, über den Talgrund hinweg weiter bergauf zu klettern, immer höher, bis der höchste Punkt erreicht ist, so erkennt er erst das Ganze in seiner wirklichen Gestalt und Größe. Die Einzelheiten erscheinen jetzt zwar weniger genau, aber sie sind ihm ja durch die bisherige Wanderung vertraut. So gewinnt der Vorgeschichtsforscher mit jedem neuen Gesichtspunkt, mit dem er an das überkommene Material herantritt, einen immer weiteren Horizont und eine richtigere Erkenntnis des Ganzen.

Meinem hochverehrten Lehrer Friedrich von Duhn habe ich zu seinem 60. Geburtstag in der Mzr. Ztschr. VI (1911) die Ergebnisse meiner Forschung über die Topographie einiger wichtigerer Orte der Rheinlande vorlegen dürfen. Heute möchte ich dem 70 jährigen eine Gesamtübersicht widmen, deren Betrachtungsgegenstand ihm wie mir am Herzen liegt und allgemeineres Interesse verdient. Bildet Rheinhessen auch nur einen kleinen Teil der Rheinlande, so war es doch von frühesten Zeiten an einer der kultur- und geschichtsreichsten Landstriche mit tiefgehendem Einfluß auf die ganzen Rheinlande und weit darüber hinaus. Auch dürften die neuen, wenig betretenen Wege, die diese Arbeit zur Aufhellung unserer Frühgeschichte einschlägt, in weiteren Kreisen Beachtung beanspruchen.

Wie oft habe ich bei diesen topographischen Studien freudigst an unsere gemeinsamen Wanderungen und Forschungen in Italien und Nordafrika denken müssen und wie oft habe ich die dort gewonnenen Anregungen zu verwerten Gelegenheit gehabt! Dabei hat mich aber immer der Gedanke schmerzlich berührt, daß das mit so vielen Opfern und Mühen zustande gekommene Lebenswerk des Jubilars, seine tiefgründige italische Gräberkunde, längst im Manuskript für Band I (Oberitalien) vollendet, infolge der Zeitverhältnisse noch nicht durch Drucklegung Gemeingut Aller werden konnte. In ihrer grundsätzlichen Bedeutung für Völker- und Kultur-Wanderungen bezw. -Mischungen ist sie nicht nur für Italien, sondern auch für den Norden von allergrößter Wichtigkeit. Möge ein gütiges Geschick sie uns recht bald bescheren!

Nicht selten habe ich mir aber auch die Frage gestellt, was hat der deutschen archäologischen Forschung in Italien, Griechenland und Kleinasien so große Erfolge verschafft? Ich glaube, es war nicht allein das gründliche Wissen und die vorzügliche Schulung der deutschen Ausgräber. Nein, vor allem war es die Liebe und Begeisterung der Forscher für das Land, sodaß sie keine Anstrengung und Gefahr scheuten und jeglicher Schöpfung und Regung jener alten Völker mit feuriger Seele nachgingen, wie sie auch dem Fortleben des Alten im Neuen in feinsinnigster Weise nachspürten.

Und diese Begeisterung für die Antike, für Land und Leute des klassischen Altertums, die heute noch jedes gebildeten Deutschen Herz höher schlagen läßt, verdient sie unser Heimatboden, unser Vaterland nicht ebenso? Ich bin glücklich, mich in der Bejahung dieser Frage mit dem besten Kenner der italischen Frühgeschichte einig zu wissen, der für die Erforschung des Bodens von Altheidelberg und für die deutsche Urgeschichte allezeit lebhaftes Interesse und Verständnis bekundet hat. Aber es muß gesagt werden: noch ein großer Teil der deutschen Archäologen, Philologen und Historiker verhält sich kühl, wenn nicht ablehnend gegenüber der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung, die sich allerdings mit bescheideneren Untersuchungsobjekten als die klassische Wissenschaft begnügen muß, auch nach Methode noch manchen Mangel aufweisen mag, die sich aber täglich vervollkommnet und durch Tausende von Fäden mit der Antike verknüpft ist. Gerade diesen innigen Zusammenhang zwischen nordischer und südländischer Archäologie sowie die Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens hat erst wieder das kürzlich erschienene Buch von K. Schuchhardt, Alteuropa, vortrefflich erwiesen und wird eine neue Arbeit von W. Bremer noch weiter beleuchten. Auch mein Aufsatz möchte dies enge Band bestätigen und die Nachwirkungen der antiken Zustände bis in das Mittelalter und in die Neuzeit aufdecken.

Erst wenn das deutsche archäologische Institut den Schwerpunkt seiner Tätigkeit wirklich mehr auf den deutschen Boden verlegt, was man nach den Erfahrungen des Weltkriegs für selbstverständlich halten sollte, und wenn es der Erforschung der deutschen Heimat in Verbindung mit den deutschen Museen, Altertumsvereinen und wissenschaftlichen Gesellschaften die gleiche Liebe und Begeisterung wie dem Süden entgegenbringt, erst dann wird die deutsche Altertumsforschung sich zu voller Blüte entfalten und ein neues Geschlecht mit größerer Heimat- und Vaterlandsliebe zu erziehen imstande sein.

Dann werden aber hoffentlich auch die kultur- und siedlungsgeschichtlichen Fragen, die wir heute für Rheinhessen anregen, mit größeren Mitteln und zahlreicheren Arbeitskräften in Angriff genommen werden können und von noch höherer Warte, als es heute möglich ist, ihre Beantwortung finden.

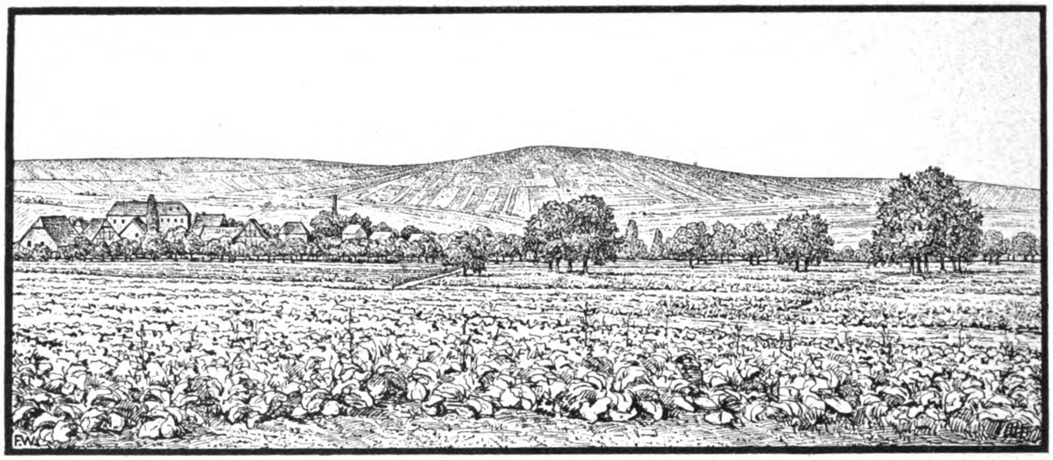


Abb. 1. Blick auf das Selztal (Wahlheimer Hof) und Hahnheimer Knopf

I. Überſicht über die älteſte Siedlungs-geſchichte und Kulturentwicklung Rhein-heſſens

Die Bewohnbarkeit eines Landes hängt in erſter Linie von ſeiner geologiſch-morphologiſchen Struktur und ſeinem Klima ab. Um die Eigenart des natürlichen Auf- und des wirtſchaftlichen Anbaus Rheinheſſens kennen zu lernen, genügt es nicht, vom Dampfboote aus die Ränder des Rheintals zu ſtudieren, die mit Dünenwald oder Gartenfeld bedeckten Niederterraſſen unmittelbar am Fluſſe, die rebenbeſtandenen Hänge der Mittelterraſſen und die Anſätze der Ackerlößflächen der Hochterraſſen. Ein nicht minder einſeitiges Bild gewinnt man durch eine Bahnfahrt von Bingen über Alzey nach Worms oder von Mainz über Alzey nach Kirchheim-Bolanden, wobei man gewiſſermaßen einen Kreuzſchnitt durch die rheinheſſiſche Hügellandſchaft zieht und die wein- und obſtreichen Täler der Pfrimm, Selz und Wies ſowie die wald- und baumloſen Lößrücken mit ihrem fruchtbaren Ackerfeld durchquert. Wer das Land richtig beurteilen will, muß vielmehr nach dem Wanderſtab greifen und am beſten in den ſchönen Herbſttagen durch jene offenen, ſonnigen Täler wandern, deren mehr oder weniger ſteile Abdachungen teilweiſe eine faſt ſüdliche Vegetation tragen. Nur ſo laſſen ſich die Schichtungen und Wirkungen der Tertiär- und Diluvialzeit und ihre Einflüſſe auf die heutige Form und Beſchaffenheit des Bodens beobachten, nur ſo bei aller Fruchtbarkeit die Schwierigkeiten des Anbaus und der Wegeführung im einzelnen gewahren. Ebenſo muß man jene faſt endloſen Lößflächen, die großenteils ſeit der Diluvialzeit frei von Hochwald ſind und ſich für Getreidebau trefflich eignen, und jene zahlreichen flachen Bachmulden mit nur ſchmalen Wieſenſtreifen durchſchritten haben, um dieſes Eldorado der Ackerbauer richtig zu würdigen. Wenn man dann von einem hervorragenden Punkte aus, wie dem Petersberg bei Gaudernheim, dem Donnersberg, dem Wiesberg bei Gaubickelheim oder von einer der Höhen des Selztals die Lande zu Füßen mit einem Blick überſchaut, kann man nur ſtaunen über die Vielartigkeit der Erſcheinungen, man muß aber auch den Bienenfleiß der Bewohner bewundern, die ſeit Jahrtauſenden jedes Fleckchen dieſes Bodens der Kultur zuzuführen ſich bemühen. Allerdings beſitzt Rheinheſſen nicht jenen friedlichen und heimeligen Charakter des Neckarhügellandes mit ſeinen mehr abgerundeten Lößwellen, breiteren Wieſengründen und feierlichen Waldkuppen. Sein Antlitz iſt vielmehr durch die Kämpfe der Tertiär- und Diluvial-Gewalten bald wilder zerriſſen, bald in ſeinen weiten Flächen und mit ſeinem gelben Lehmkolorit beim faſt völligen Fehlen der Wälder und größerer Wieſengründe monotoner, aber allerorts iſt es durch die üppige Fruchtbarkeit und den goldenen Sonnenſchein verſchönt und anziehend. Und wenn am Abend die Sonne im Nord-Weſten in die Fluten des Rheins untertaucht und alle die Farbentöne ſich vertiefen, erſcheint es von unſerer Bergeshöhe aus oft wunderbar verklärt und zeigt einen Zug ins Große, ja Heroiſche, wie ihn die baumloſen Landſchaften Unteritaliens und Griechenlands aufweiſen. Aber es träumt nicht wie dieſe verſunkenen Kulturländer, ſondern es atmet rühriges Leben und ſchafft immer neue Kulturwerte.

Dieſer Mannigfaltigkeit der Bodengeſtaltung entſpricht die Verſchiedenartigkeit der Beſiedlungs- und Anbaumöglichkeiten. Jäger und Fiſcher, Hirten, Viehzüchter und Ackerbauer haben in Rheinheſſen zu allen Zeiten ihre Nahrung gefunden, die einen Stämme an den Ufern des Rheins, die andern in den Seitentälern und auf den Lößterraſſen; ebenſo aber ſind die Gewerbe- und Handeltreibenden ſtets auf ihre Rechnung gekommen, da Rheinheſſen von jeher am Strome des Lebens, an den bedeutendſten Waſſer- und Landwegen Mitteleuropas lag. Das gegenſeitige Verhalten dieſer kriegeriſchen und friedlichen Völker zueinander iſt gerade in Rheinheſſen gut zu verfolgen und von namhaftem Intereſſe. Ablöſung oder Fortdauer jener Elemente hatten tiefgehende Nachwirkungen, zum Teil bis auf den heutigen Tag, zur Folge.

Auf faſt 100 Kilometer Ausdehnung vom Rheine beſpült, gegenüber der Einmündung des Mains gelegen, genoß Rheinheſſen die vielſeitigen Vorteile dieſer Waſſerſtraßen und der ſie in den Talebenen begleitenden Landwege ſchon von früheſten Zeiten an. Dazu kommt, daß wichtige Völkerwege des Weſtens durch die Kaiſers-

lauterner Senke und auf der ſüdlichen Oberkante des Nahetals in Rheinheſſen ausmünden und ſo die natürliche Fortſetzung des Mainwegs bilden. Rheinheſſen befindet ſich damit im Schnittpunkt der bedeutendſten Nordſüd- und Oſtweſt-Straßen Mitteleuropas, die die Natur geſchaffen und der Völkerverkehr allmählich immer gangbarer geſtaltet hat. So iſt es nicht zu verwundern, daß ſich in ſeinen fruchtbaren und milden Gefilden im Verlaufe der Zeiten Völker und Kulturen aus den verſchiedenſten Himmelsrichtungen feindlich oder freundlich getroffen und zum Teil vermiſcht haben, wie kaum in einer zweiten Gegend Deutſchlands. Namenloſe Stämme der Urzeit, illyriſch-rätiſche Völker, Kelten, Römer, Germanen haben den Boden beſeſſen und bebaut und bis auf den heutigen Tag bemerkbare Spuren hinterlaſſen. Die Kulturen des Donau- und Rhonegebiets, des Alpenlands, Galliens und Italiens haben bis hierher ihre Ausſtrahlungen geſandt und mit denen Mittel- und Norddeutſchlands gewetteifert oder gerungen. Wer ungeſchriebene Urkunden zu leſen verſteht, ſieht es noch heute Land und Leuten an, den Menſchen und den Dingen, den Menſchen in der Raſſenmiſchung, den Dingen in dem Kulturgemenge, wie die Jahrtauſende es gebracht haben.

Und was ſind das für Urkunden? In erſter Linie ſind es die archäologiſchen Bodenfunde, die Überreſte von Wohnſtätten, Befeſtigungen und Gräbern mit ihrem verſchiedenartigen Inhalt, manchmal ſchwer deutbar, aber durch den Vergleich mit ähnlichen Vorkommniſſen anderer Länder im ganzen doch verſtändlich. Dann ſind es die Überbleibſel der Menſchen ſelber, von den Skeletten jener Gräber bis zu den zerſtreuten Volkstrümmern der heutigen Zeit, deren ſomatiſcher Typus oft noch mit jenen übereinſtimmt. Es ſind aber auch die alten Wege und Flureinteilungen, die Siedlungs- und Bewirtſchaftsweiſen, die uns über jene Völker Aufſchluß geben, ſo gut wie die Geräteformen und für die jüngeren Perioden die erhaltenen Namen.

Und aus allen dieſen Dokumenten müſſen wir ein Bild geſtalten, nicht der vorübergehenden Äußerlichkeiten der betreffenden Kulturen, ſondern ihrer weſentlichen Erſcheinungen, vor allem auch ihrer bleibenden Errungenſchaften, die dem Boden eine gewiſſe Signatur aufgedrückt und den nachfolgenden Völkerſchaften Fortſchritte ermöglicht haben bis zur Kulturhöhe unſerer Tage. Der Boden, der einmal gerodet und beſtellt war, der Weg, der von Siedlung zu Siedlung oder in weitere Fernen angelegt wurde, blieb in den meiſten Fällen Gemeingut aller folgenden Bevölkerungen, ſelbſt wenn vorübergehende Störungen eintraten, und auch die meiſten Siedlungsſtätten, inſofern ſie in geſchickteſter Weiſe die Vorteile der Lage ausnützten, waren für alle Zeiten im ganzen an die gleiche Stelle gebunden, wenn im einzelnen auch mancher Wechſel der Hüttenplätze ſtattfand. Dieſer Kontinuität der Beſiedlung, die in der Natur ſelbſt begründet iſt, dem Quell und Bächlein, dem guten Ackerboden und warmen Sonnenſchein, entſpricht die Beharrlichkeit der Kultur, die als Erbe vom Vater auf den Sohn, von Volk zu Volk übertragen, wie ein heiliges Feuer auch in den größten Zeitſtürmen weiterglimmt und der Menſchheit als ewiger Hoffnungsſtrahl leuchtet.

Betrachten wir nun in aller Kürze den kulturellen Werdegang Rheinheſſens in den verſchiedenen Perioden bis in das Mittelalter.

Aus der älteren Steinzeit oder der paläolithiſchen Periode, die in den gewaltigen Tierreſten der Eppelsheimer und Mosbacher Sande und im „großen“ und „kleinen“ Sand bei Mainz ein anſchauliches Bild der diluvialen Tierwelt und der — allerdings etwas jüngeren — Tundrenſteppe hinterließ, hat Rheinheſſen — wohl nur aus Zufall — bis jetzt keinen Überreſt des Menſchen oder ſeiner Manufacte uns beſchert, die ringsherum, in der Gegend von Kreuznach, am Donnersberg und in der bayriſchen Pfalz uns begegnen. Verſchärfte Aufmerkſamkeit des Archäologen und Geologen iſt hier alſo noch vonnöten!

Um ſo reicher iſt die jüngere Steinzeit, die neolithiſche Periode vertreten, in mannigfachen Gruppen, die wie die Hinkelſteiner, Nierſteiner (Albsheimer), Flomborner, Wormſer gerade nach berühmten rheinheſſiſchen Fundplätzen ihre in ganz Europa geltende Bezeichnung erhalten haben. Am Hinkelſtein bei Monsheim hat L. Lindenſchmit d. Ältere zuerſt jene eigenartige tiefſtichverzierte Bandkeramik mit charakteriſtiſchen Steingeräten und Muſchelſchmuck feſtgeſtellt, wie ſie jetzt durch ganz Süd- und Mitteldeutſchland bis Böhmen und Mähren und an die mittlere Donau verfolgt iſt, meiſt als Vorläuferin, aber auch als Begleiterin der von K. Köhl namentlich bei Flomborn erforſchten Spiral-Mäanderkeramik, die noch weitere und intenſivere Verbreitung als der erſtere Typus fand und in der Wormſer Gattung eine der Plaidter entſprechende Abart erfuhr. Es waren ackerbautreibende Stämme, die in großer Volkszahl die Donau herauf- und durch das Neckarhügelland an den Rhein kamen, wo die ausgedehnten Lößlandſchaften und gerade Rheinheſſens ihr beſonderes Wohlgefallen fanden. Wer bei Monsheim, Dautenheim, Kettenheim, und wie die Fundorte alle heißen, mit einiger Aufmerkſamkeit über die friſch gepflügten Felder geht, dem müſſen die ſchwarzen Flecken inmitten der goldgelben Lößflächen auffallen, die ſich bei näherer Unterſuchung als Überreſte der Wohnſtätten dieſer Neolithiker herausſtellen. Es ſind meiſt ovale Wohngruben, d. h. halbunterirdiſche, leichte Holz-Lehmbauten mit Schlafbänken, Feuerſtellen, Abfall- und Vorratsgruben, gefüllt mit dem Kulturſchutt der Bewohner. In kleinerer oder größerer Anzahl ſind ſie zu einem weiträumigen, bisweilen, wie bei Monsheim, mit Paliſſadengraben umgebenen Dörfchen vereinigt, nahe einem Bache oder einer Quelle an der ſonnenbeſchienenen Berglehne gelegen, inmitten beſten Ackerlands, das ſie nicht nur mit der Hacke, ſondern auch bereits mit Hilfe eines einfachen Pfluges bearbeiteten, richtige Ackerbauer, weniger Viehzüchter oder Hirten, da das Weideland in der Nähe ihrer Siedlungen meiſt von geringer Ausdehnung iſt. Die Toten wurden in geſchloſſenen Friedhöfen, vielfach in Hockerſtellung, beſtattet, verſehen mit den notwendigſten Geräten des täglichen Lebens und Knochen-, Muſchel- oder Steinſchmuck. Doch kam im Verlauf der Periode, namentlich mit dem Wetterauer-Wormſer-Plaidter-Stil und der Schnur-

keramik auch Leichenverbrennung auf, häufig in oder bei der alten Hütte.

Ein ſtändiger Zufluß neuer Bevölkerung fand nämlich ſtatt, teils weiterer Bandkeramiker aus dem Donautal, vereinzelt vielleicht auch vom unteren Maingebiet und der Wetterau, teils mittel- und norddeutſcher Stämme, des ſog. Röſſener Typus (genannt nach Röſſen bei Merſeburg), die ſich zunächſt in geſchloſſenen Kolonien zuſammenhielten und ihrer alten Kultur ziemlich treu blieben (Nierſteiner Gattung mit tiefſtichverzierter Keramik), mit der Zeit aber ſich immer mehr mit den anſäſſigen Bandkeramikern miſchten (Großgartacher Typus etc.). Das gegenſeitige Verhalten dieſer Bevölkerungselemente zu einander war recht verſchieden, im ganzen aber friedlich, da auch die Röſſen-Nierſteiner Leute, von Hauſe aus allerdings noch kriegeriſche Jäger und Viehzüchter, allmählich ſich immer mehr dem Ackerbau zuwandten. Noch nicht völlig aufgeklärt ihnen gegenüber iſt das Verhalten der Pfahlbauten- oder Michelsberger Siedler, der Zonen- und Schnurkeramiker. Die erſteren, genannt nach ihrer Feſtung auf dem Michelsberg bei Bruchſal, ſcheinen am Oberrhein und im Alpenvorland aus ſpätpaläolithiſchen und meſolithiſchen Elementen entſtanden zu ſein und haben ſich längs des Rheintals bis in die Kölner Gegend ausgedehnt, als Fiſcher und Jäger auf den Rheininſeln und am Flußufer, aber auch als Viehzüchter und primitive Ackerbauern im Innern Rheinheſſens, wie bei Monsheim, Albig, Neubamberg, Oberolm, Niederingelheim. Die Zonenkeramiker oder Träger der Glockenbecherſtufe, deren Gefäße Glockenform haben und Zonenverzierung tragen, kamen von Frankreich her, ſchon gegen das Ende der Neolithik, und verdrängten allmählich die Bandkeramiker aus dem linken Rheinlande (Heidesheim, Oberolm, Nierſtein, Dienheim, Worms uſw.), wenn auch überall einzelne Gruppen namentlich geringerer Leute zurückbleiben mochten. Die aus Mitteldeutſchland vordringenden Schnurkeramiker, genannt nach ihren wie mit Schnureindrücken verzierten Gefäßen, noch reine Jäger und Hirten, während die Siedler der Glockenbecherſtufe wenigſtens einigen Ackerbau trieben und manche gewerbliche Künſte übten, haben nur an einzelnen Stellen den Rhein überſchritten und ſich mit den letzteren gemiſcht (untere Nahe, Bodenheim).

Wichtig erſcheint, daß alſo ſchon in dieſer frühen Periode große Teile Rheinheſſens in richtigen Ackerbau genommen wurden von Leuten, die innerhalb kleiner Ortſchaften in ganz geräumigen und anſtändigen Häuschen wohnten, mit beſonderen Ställen und Scheunen für den ſchon ſehr reichhaltigen Haustierbeſtand. Da der Bauer trotz aller Kriegsnöte und Notjahre nie ſeine mühſelig bearbeitete, liebgewonnene Scholle ganz verläßt, iſt anzunehmen, daß trotz des Einbruchs von Völkerſtämmen, die von Ackerbau wenig verſtanden, derſelbe nunmehr ununterbrochen auch in den folgenden Perioden weiterbetrieben wurde, wenn auch zeitweiſe in etwas vermindertem Maße.

Denn die aus dem Norden kommenden Stämme der Bronzezeit (ca. 2000—1000 v. Chr.) waren zunächſt dem Ackerbau wenig zugetan. Zwar ſetzten die Leute der Adlerbergſtufe, genannt nach der Fundſtätte auf dem Adlerberg bei Worms, und zweifelsohne die Nachkommen der Zonenkeramiker, die bisherige Kultur der letzteren fort, aber Neueindringlinge, deren Toten nunmehr unter Hügelgräbern beſtattet ſind, waren wieder reine Jäger und Hirten, allerdings in Rheinheſſen ziemlich dünn geſät, da ſie hier nicht genug Wald und Weideland fanden. So hübſch auch ihre meiſt importierten Bronzegeräte geſtaltet und verziert ſind, die geſamte Landeskultur haben ſie wenig weitergefördert, wiewohl ihre Häuptlinge als reiche Herdenbeſitzer den fremden Handel durch ihren Aufwand ins Land lockten (die ſog. Depotfunde). Segensreichere Wirkung haben wieder die am Ende der Bronzezeit vom Oberrhein her in verſchiedenen Wellen auftretenden Urnenfelderleute ausgeübt, reine Bauern, wie die neolithiſchen Bandkeramiker und meiſt an denſelben Stellen anſäſſig, die ihre Toten verbrannten und deren Aſche mit allerlei Beigaben in großen Tongefäßen in Urnenfeldern beiſetzten (Finthen, Bretzenheim, Nierſtein, Alzey uſw.). Der oberrheiniſch-ſchweizeriſche Handel, der ſeinen eigentlichen Ausgang in Oberitalien und im Rhonetal hatte, ergoß ſich jetzt in vollen Strömen über das Land.

In der Hallſtattperiode, der erſten Eiſenzeit, von ca. 1000—500 v. Chr., die ihre Bezeichnung nach dem Hauptfundort im Salzkammergut trägt, ſetzte ſich dieſe Urnenfelderkultur fort und brachte den Anbau des Landes auf eine hohe Stufe, die aller Folgezeit zugute kam, auch den mehr kriegeriſchen Stämmen der Spät-Hallſtattzeit, die von Weſten her als Vorläufer der keltiſchen Früh-La Tène-Scharen Rheinheſſen beſetzten und neben Viehzucht und einfacherem Ackerbau namentlich auf Nutzbarmachung der Bodenſchätze, der Metalle, des Salzes, der Tonlager uſw., ausgingen.

Die Stämme der La Tène-Zeit, die nach einer hervorragenden Fundſtätte am Neuenburger See benannt, nunmehr das Eiſen ganz zur Herrſchaft bringt, können wir, da das Licht der griechiſch-römiſchen Literatur ſich jetzt über ſie ergießt, großenteils ſchon mit Namen belegen. Hier in Rheinheſſen ſaßen die Mediomatriker, die mit den Treverern dem Belgenbund angehörten und in Metz (Divodurum) ihren Mittelpunkt hatten. Städte und Dörfer wie Alzey (Altieia), Bingen (Vuncus), Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Nierſtein (Buconica), Selzen (Salusia), Albig (Albiacus?), Planig (Planiacus?) u. a. ſind damals entſtanden, d. h. in Zuſammenfaſſung der altanſäſſigen vorgalliſchen Bevölkerung und der neu eingewanderten keltiſchen zu geſchloſſenen Gemeinweſen unter galliſchen Häuptlingen vereinigt und erweitert worden. Ihre Hauptfeſtung war der gewaltige Ringwall auf dem Donnersberg, der ganz Rheinheſſen beherrſcht und von allen Seiten die Straßen anzieht. Andere kleinere Refugien mögen auf dem Petersberg, Wiesberg, Weſterberg, Rochusberg und auf den Rheininſeln ſchon ſeit alten Zeiten geweſen ſein.

Der Schrecken des Cimbern- und Teutonenkriegs iſt wahrſcheinlich auch an Rheinheſſen nicht ganz ſpurlos vorübergegangen, aber erſt der Einbruch des Arioviſt mit ſeinen ſuebiſchen (und vandiliſchen?) Scharen um das Jahr 70 hat der Mediomatriker-Herrſchaft ein wirkliches Ende gebracht, wenn auch viele galliſche Koloniſten ruhig auf ihrer Scholle ſitzen blieben.

Die germanischen Siedlungen der **Vangionen** finden sich an einigen militärisch wichtigen Punkten, so den Rheinübergängen bei Weisenau, Nierstein, Worms, an den Selzübergängen bei Elsheim, Niederolm, Sörgenloch, Hahnheim, Gauodernheim, Alzey usw., meist aber ut fons, ut campus, ut nemus placuit (Tacitus Germania 16), weniger auf ausgedehntem Ackerfeld, als an Wiesengründen und Quellen, ein Beweis, daß die Vangionen mehr Viehzüchter als Ackerbauer waren, wie ja auch ihr Name als Wiesenanwohner erklärt wird. An vielen Orten wie Wies-Oppenheim, Heppenheim, Nierstein, Elsheim hat sich keltische und germanische Kultur so gemengt, daß die beiden Elemente oft nur schwer voneinander zu unterscheiden sind, was allein aus dem Zurückbleiben stärkerer gallischer Siedlergruppen verständlich wird. Während die Gallier ihre Toten bisher bestatteten, nunmehr aber auch allmählich zum Leichenbrand übergingen, verbrannten die Germanen ihre Toten wie seit Jahrhunderten. Von Namen germanischer Siedlungen ist uns aus römischer Zeit nur der vicus A (oder Ma-?) resacensis und Vobergensis bei Weisenau bekannt, im allgemeinen werden die gallischen Bezeichnungen mit ihren Volksüberresten beibehalten worden sein.

In **römischer Zeit** spielte Rheinhessen seine Glanzrolle, mit Mogontiacum als **Sitz des militärischen Hauptquartiers** und als Verwaltungsmittelpunkt der provincia Germania superior, mit dem lebhaften Rheinverkehr und seinem vortrefflich ausgebauten Straßennetz, das der Fernverbindung mit Basel, Lyon, Toul, Metz-Reims, Trier, Cöln diente, mit seinen starken Garnisonen in Mainz, Worms, Bingen, schwächeren vielleicht auch in Ingelheim und Nierstein, später in Alzey, dem regen Gewerbe- und Handelsleben in diesen Städten und Städtchen und in manchen kleinen Weilern, dem intensiven Ackerbau durch zahlreiche Meierhöfe (villae rusticae) und Eingeborenendörfchen. In Mainz (u. Weisenau) lagen seit der Okkupation in augusteischer Zeit bis gegen das Jahr 100 n. Chr. zwei Legionen mit zwei Reiterregimentern, technischen Truppen (fabri), Troß (servi) und vier Auxiliar-Cohorten, im ganzen ca. 15 000 Mann, von der Wende des ersten Jahrhunderts ab nur noch eine Legion, die 22., bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts, wo sie durch eine Miliztruppe abgelöst wurde. In Bingen und Worms stand je eine Cohorte bezw. ala von 500—1000 Mann, in Ingelheim und Nierstein war nur ein vorübergehendes Bewachungskommando für Straßensicherung und Rheinübergang untergebracht. Allein die Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstung dieser Truppen, die noch alle einen starken Anhang, abgesehen von den Familien auch an Sklaven hatten, machte umfassende organisatorische Maßregeln notwendig, durch Schiffs- und Landtransport, Lagerhäuser, Bekleidungs- und Waffenfabriken, Abschlüsse mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung u. a. mehr. Von der römischen Rheinflotte wissen wir zwar wenig, allein schon die Nachricht bei Tacitus (inopia frumenti arcti commeatus hist. IV 26), daß im Jahr 69 infolge niedrigen Wasserstandes des Rheines eine Hungersnot eintrat, läßt auf die Bedeutung derselben für die Verproviantierung schließen. Das **Straßennetz** ist aus rein militärischen Gesichtspunkten entstanden, um längs des linken Rheinufers eine neue Operationsbasis zu schaffen und diese mit der alten in Gallien, die teilweise fast durch das ganze 1. Jahrhundert beibehalten wurde, in Verbindung zu setzen. Da die Römerstraßen womöglich sich an die bestehenden vorrömischen Wege anlehnten, wobei sie allerdings durch geradere Führung, besseren Oberbau usw. wesentlich nutzbarer gemacht wurden, war auch den Bedürfnissen der bisherigen Landbevölkerung einigermaßen Rechnung getragen, die im übrigen sich durch zahlreiche Vizinal- und Feldwege selbst zu helfen wußte. Die neuen römischen Militärstraßen längs des Rheins von Worms über Mainz nach Bingen oder von Worms, Mainz und Bingen längs des Pfrimmtals, über Alzey, Kreuznach und durch den Hunsrück nach Metz und Trier sind nach Tracierung und Bau Prachtleistungen, wie sie erst wieder Napoleon I. in seiner Pariser Chaussee usw. hergestellt hat. Längs dieser Straßen, die durch eine besondere Gendarmerie gesichert waren (beneficiarii), erhoben sich in regelmäßigen Abständen Relaishäuser für Post, Pferdewechsel, Übernachten usw., ganz wie in der schönsten Postchaisenzeit der letzten Jahrhunderte. Die **gallisch-germanischen Dörfer**, die an die neuen großen Verkehrsstraßen zu liegen kamen, nahmen durch Zuzug römisch-gallischer Elemente einen bedeutenden Aufschwung wie Bingen (Vuncus-Bingium), Ingelheim, Mainz, Weisenau (vicus A- oder Ma)resacensis), Nierstein (Buconica), Alsheim, Mettenheim, Worms (Borbi(e)-tomagus-civitas Vangionum), Alzey (vicus Altiaiensis), Selzen (Salusia), Olm (Ulmena), Elsheim usw. An Straßenknotenpunkten und Flußübergängen bildeten sich neue Dörfchen und Weiler wie bei Eich, Hamm, Wörrstadt, Erbesbüdesheim, Heimersheim, Gabsheim, Offstein, zum Teil allerdings noch in Anlehnung an ältere Siedlungsgruppen, besonders aber in der Umgebung der Städte wie bei Bingen (Kempten, Ockenheim? und Münster), bei Mainz (Bretzenheim = vicus Brittonum, Finthen = ad fontes), Worms (Pfeddersheim, Hohen-Sülzen?), Alzey (Albig), Kreuznach (Planig) usw. In diesen Städten und Dörfern treffen wir die verschiedensten Gewerbe in Ausübung, so Metall- und Lederfabriken in Mainz, Töpfereien in Mainz, Weisenau, Worms, [Offstein?], Erbesbüdesheim, Steinbruchbetrieb bei Weisenau, Nierstein, Flonheim usw. In Alzey wird ein fullo (Walker), in Bingen ein lanius (Metzger) erwähnt. Das Grabmal des Schiffers Blussus von Weisenau ist allbekannt. **Negotiatores** (Kaufleute) begegnen auf Inschriften von Mainz und Worms, so manticularii (Hausierer), pannarii (Tuchhändler), gladiarii (Waffenhändler), frumentarii (Getreidehändler), artis cretariae (Geschirrhändler) usw. Diese Gewerbe hatten ihre feste Organisation mit Vereinslokal (scholae). Der Ackerbau wurde nach wie vor von den Einheimischen in althergebrachter Weise weitergeführt; daneben aber breitete sich der Großbetrieb immer mehr aus durch das System der Meierhöfe (**villae rusticae**), die vielleicht nirgends im römischen Deutschland zahlreicher als in Rheinhessen sich finden und dem Lande ein Gepräge von Wohlhabenheit und Ordnung gaben. Größer oder kleiner, je nach der Fruchtbarkeit des Landstrichs und dem Geldbeutel des Besitzers, die vornehmeren bestehend aus Herrschaftshaus, Badegebäude, Unterkunfts-

räumen für Verwalter, Aufseher, Sklaven, mit Scheuern, Stallungen, Remisen, das ganze meist von einer Mauer umgeben, präsentierten sie sich mit ihrem massiven Unter- und schönverputzten Fachwerkoberbau, mit den hellroten Ziegeldächern ganz stattlich und heiter zwischen dem Grün der Gärten, Wiesen und Felder und waren mit den nächsten Fernstraßen durch sorgfältig angelegte Wege verbunden. Die größeren gehörten abgegangenen Offizieren, so eine villa bei Klein-Winternheim einem Centurio der XXII. Legion und einem Decurio der ala Indiana, reichen Banquiers (argentarius), so eine auf der Jungenfeldau bei Laubenheim, oder sonstigen reichen Leuten, während die kleineren im Besitze von Unteroffizieren und Veteranen waren, so bei Klein-Winternheim eines Soldaten der XIV. Legion, bei Ludwigshöhe eines Reiters der ala Picentinorum. Buntbemalter Wandverputz, Mosaikböden (bei Gonsenheim und Marienborn), die Aufstellung von Statuen, Wasserleitungen (Gonsenheim) verraten den Reichtum der inneren Einrichtung, großartige, reliefgeschmückte Grabdenkmäler, wie von Weinsheim bei Worms, bekunden die Pietät und den Stolz der Hinterbliebenen. Leider sind bis jetzt in Rheinhessen erst zwei villae rusticae systematisch ausgegraben worden, bei Dautenheim und Wachenheim. Die landwirtschaftlichen Arbeiten geschahen außer durch die zahlreichen Sklaven wohl auch durch Einheimische, die bei den großen Gütern ihre Niederlassungen hatten. So versteht man auch die heutigen Ortsbenennungen nach dem fundus oder der villa dieser Großgrundbesitzer, nicht nur in Spanien und Frankreich, sondern auch bei uns, wie der Name von Pfeddersheim (763 villa Paterni, 771 villa Patroni), vielleicht auch von Lörzweiler und anderen beweisen.

Das Gedeihen der städtischen wie ländlichen Betriebe machte ihre Besitzer auch freigebig gegen die Götter, und so finden wir nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande verschiedenartige T e m p e l und Ehrenbezeugungen für dieselben. In den Städten, namentlich in Mogontiacum, wurden so ziemlich alle römischen und gallisch-römischen Gottheiten verehrt, mit denselben Wandlungen, wie wir sie im übrigen Reich verfolgen können; erst ein Vorherrschen der nationalrömischen Gottheiten, dann ein immer stärkeres Eindringen orientalischer Kulte, zuletzt ein Wiederaufleben gallischer und germanischer. Außerhalb der Städte treffen wir Tempel des Mercurius und der Maia-Rosmerta bei Finthen, Hechtsheim, Nierstein, Mettenheim, des Mars Leucetius und der Nemetona, offenbar ein gallisch-germanischer Kult, bei Klein-Winternheim (auch in Worms), Verehrung der Nymphen bei Mombach, Gonsenheim und Alzey, zum Teil von Staats wegen, insofern sie Mainz und Alzey mit Wasser versorgten, der deae Sulevae in Büdesheim (und Alzey?). Außerdem waren noch gar manchen Wegegottheiten etc. da und dort an Kreuzungen von Straßen Kapellchen errichtet.

Für das Z u r ü c k b l e i b e n d e r a l t e n B e v ö l k e r u n g waren außer der Erlaubnis des Siegers mancherlei Umstände maßgebend, für die geringeren Leute Gleichgültigkeit in politischer Beziehung, für viele Berufe wie Fischer, Schiffer, Müller, Töpfer usw. auch das Gebundensein an den Boden, wodurch sich vielleicht Gensingen und Sprendlingen als alemannische, Eich und Hamm als germanisch-keltische Fischerorte erklären lassen, vielleicht auch Kempten, Walsheim (= Heidenfahrt) und Nierstein. Auch von den Bauern hat nur wer gezwungen war, seine geliebte Scholle verlassen, und mancher wird als Arbeiter der neuen Herren geblieben sein. Dies gilt vor allem für die W e i n b a u e r n. Wenn man bedenkt, daß nach den Schenkungen an die Klöster in Lorsch, Fulda, Trier, Prüm usw. schon im 8. Jahrhundert der Weinbau fast an allen heutigen Weinorten Rheinhessens ausgeübt wurde, so muß eine Fortdauer der spätrömischen weinbauenden Bevölkerung angenommen werden, da die seit zirka 500 herrschenden Franken schwerlich dieser Aufgabe sofort gewachsen waren. Um nur einige Beispiele zu nennen, so werden in der Mitte des 8. Jahrhunderts von Albig (Albucha), von Bodenheim (Batenheim), Dienheim (Deinenheim), Hahnheim (Hagenheim), Mörstadt (Merstat), Offenheim (Offenheim), Oppenheim (Obbenheim), Sprendlingen (Sprendlingen), Sulzheim (Sulz(i)heim), Udenheim (Otenheim), Wörrstadt (Wer(i)stat) Weinberge erwähnt. Vielleicht ist es kein Zufall, daß von den verschiedenen Orten, wo sich die Walen, die „Welschen", gehalten haben: 1) Wahlheimer Hof bei Hahnheim (1227 Waleheim), 2) Hangen-Wahlheim (1497 allerdings Wallheim) bei Alsheim, 3) Wal(e)sheim = Heidenfahrt (1145) bei Heidesheim, 4) Wahlheim bei Alzey (778 Walaheim?), jedenfalls die beiden ersteren bei berühmten Weinbauorten liegen. Und auch bei Lörzweiler und Horrweiler dürfte die keltisch-römische Bevölkerung aus gleichem Grunde bodenständig geblieben sein. Das alte römische Staatseigentum wurde von den fränkischen Königen einfach als K r o n g u t in Anspruch genommen, und so finden wir nicht nur in den größeren Städten Mainz, Worms, Kreuznach B u r g e n, P a l a t i e n, S a a l h ö f e usw. der Könige und Grafen, sondern auch in den kleineren Städten und auf dem Lande, wie in Ingelheim, Nierstein, Alsheim, teils wirkliche Pfalzen wie in Ingelheim, teils Saalhöfe (c u r t e s r e g i a e), wie an den beiden anderen Orten. Diese Meierhöfe, zum Teil wohl noch aus den römischen villae rusticae entstanden, wurden an staatliche und kirchliche Größen verliehen, wie wir es auch bei Hahnheim, Niederolm, Schornsheim, Sponsheim und anderen Orten sehen. Wenn Cancor, wohl der Gaugraf des Wormsgaues, im Jahre 763 mit seiner Mutter Williswinda den Ort Hahnheim an der Selz mit allem dazu gehörigen beweglichen und unbeweglichen Gute, Häusern, Äckern, Weingärten, Wiesen, Wald, Freien, Freigelassenen und Leibeigenen dem Kloster Lorsch zu Geschenk gab, so ist wohl anzunehmen, daß seine Vorfahren daselbst eine curtis besessen hatten und mit Hilfe der leibeigenen keltischrömischen Bevölkerung, der „Walen" im Wahlheimer Hof, und mit freien Franken namentlich durch den Weinbau am Hahnheimer Knopf allmählich zu großem Wohlstand gelangt waren (Abb. 1). Der Amtssitz des Gaugrafen war in Worms, das auch der Vorort der römischen civitas Vangionum war, in einem palatium wohl an der alten Römerstraße in der Nähe der Pauluskirche, in der Pipin und Karl der Große oft weilten.

Wichtige Fingerzeige für die Siedlungsverhältnisse dieser Zeit geben uns auch die K i r c h e n g r ü n d u n g e n. In den Städten und wohl auch in manchen Landgemein-

den waren schon in spätrömischer Zeit christliche Kirchen vorhanden, wie des Johannes, Albanus und Theonest in Mainz, die sich auch in den Stürmen der Völkerwanderungszeit, wenn auch mit mancher Einbuße, hielten, bis sie von den christlichen Burgunden und Franken neuen Schutz und Stärkung erfuhren. Die frühchristlichen Grabinschriften von Kempten und Ebersheim lassen auf christliche Friedhöfe in der Nähe eines, wenn auch noch so bescheidenen, Gotteshauses schließen. Im 8. Jahrhundert haben nach den Lorscher und Fuldenser Urkunden bereits zahlreiche Orte Rheinhessens ihre Kirchen, wie Alsheim (761), Bretzenheim (775), Dexheim (889), Harxheim (800), Mettenheim (771), Mommenheim (791), Oppenheim (774), Schornsheim (782) Sulzheim (766), Udenheim (773), Wackernheim (788). Auch außerhalb der Städte waren mehrere Basiliken und Klöster vorhanden, so in Pfaffenhofen-Schwabenheim nahe der Selz, der Benediktiner-Abtei St. Maximin bei Trier gehörig, in Pfeddersheim auf dem Georgenberg, geschenkt von Bischof Chrodegang 763 an die Abtei zu Gorze, und die frühromanischen stattlichen Kirchtürme von Engelstadt, Ober-Olm, Udenheim, zum Teil mit älteren Skulpturenresten geschmückt, weisen auch auf frühe starke Kirchengemeinden hin. Immer mehr bestätigt sich auch auf diesem Gebiete das Gesetz der Kontinuität, was gerade in Kultsachen ganz begreiflich ist. Der Dom in Mainz steht an derselben Stelle, wo schon der oberste römische Stadtgott Juppiter optimus maximus in der Nähe von Apollo und Mars verehrt wurde und wo in merovingischer Zeit sich eine basilica des heiligen Petrus neben einer Taufkirche erhob, genau wie in Worms und an vielen anderen Orten. Dem keltischen, germanischen und römischen Mercurius-Wodan folgte an derselben Stelle St. Michael, meist auf Bergeshöhen, und die bekannten drei Frauengestalten des Wormser Domreliefs gehen in ihrer Wurzel, wie in Straßburg, sicherlich auf keltisch-germanischen Matronenkult zurück. Auch die Lage der aula episcopi, die sogenannte Domfreiheit und manche andere kirchliche Einrichtungen hängen in Worms wie in Mainz mit den Verhältnissen der spätrömischen und merovingischen Zeit aufs engste zusammen.

Der Sturz der Römerherrschaft vollzog sich ja auf dem linken Rheinufer später und langsamer als auf dem rechten, insofern sich die Burgunden noch in Dienst des römischen Statthalters von Gallien stellten und, wie die Alemannen, nur kurz und in geringerer Anzahl das Land besiedelten. Die Spuren der ersteren sind namentlich in Worms und Alzey (Volker von Alzey!) nachzuweisen, wo sie einfach die spätrömischen Bauten sich zunutze machten, besonders greifbar durch Grabfunde, weniger in Ortsnamen (Guntersblum etc.), während die Namen von Sprendlingen und Gensingen in diesem Falle wirklich auf alemannische Überreste zurückgehen dürften. Wenn die Vangionen, wie ich für möglich halte, kein suebischer, sondern ein vandilischer Stamm des Nordostens waren, verstehen wir auch, warum die Burgunden, ihre Verwandten, gerade die Gegend um Worms erstrebten. Für das friedliche Zusammenwohnen von Burgunden und Römern macht A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung 1918 S. 212 mit Recht auf die Bestimmung der lex Burgund. aufmerksam: „similiter a consistentibus intra terminum villae ipsius, tam Burgundionibus quam Romanis“. Erst die Franken, deren Grenze eine Zeitlang nach dem Geographen von Ravenna zwischen Mainz und Worms (bei Nierstein?) verlief, haben gründlicher mit der alten Bevölkerung aufgeräumt, sie in den Städten zwar im großen und ganzen belassen, aus dem flachen Lande aber, soweit es fruchtbar war und namentlich für Weinbau geeignet, möglichst zurückgedrängt, wenigstens durch eine herrschende Oberschicht. Für die Städte zeigen schon die weiterbestehenden Namen von Bingen, Mainz, Worms, Alzey, Kreuznach, daß kein jäher Abbruch stattfand, dasselbe gilt für einige Ortschaften in der Nähe dieser Städte, wie Kempten, Finthen, Bretzenheim, Pfeddersheim, Albig, Planig, auch für einige Orte in abgelegenerer Gegend oder mit besonderer Wirtschaftsart, wie Eich, Hamm, Nack, Lörzweiler und Horrweiler, ebenso wie für Sprendlingen und Gensingen. Aber allein schon die Tatsache, daß von den etwas über 180 Gemeinden Rheinhessens zirka 140 seit der Frankenherrschaft die heim-Endung haben, und nur zirka 10 keltisch-römische Namen, 2 weiler- und 2 ingen-Orte übrig geblieben sind, zeigt, wie herrisch die Franken in dem reichen und schönen Neulande auftraten. Die Burgunden waren bekanntlich nach der Westschweiz und Savoien abgezogen, die Alemannen wurden großenteils nach Süden und nach Osten über den Rhein zu ihren Stammesgenossen abgedrängt, die keltisch-römische Bevölkerung stark nach dem Westrich und Hunsrück, wo die Weiler-Orte (aus villare) nunmehr massenhaft auftauchen, aber erst außerhalb der lößbedeckten, fruchtbaren Acker- und Weinlandzone, bis zu deren Grenze die heim-Orte in breitester Ausdehnung reichen. Die Orte auf -hausen, -hofen, -born, -bach, -tal usw. gehören im allgemeinen erst karolingischer und späterer Zeit an.

Eine bedeutende Rolle für die Siedlungsgeschichte dieser Zeit spielt auch die Frage nach der Entstehung der Gemarkungen, die seit ihrer Gründung im Verhältnis nur geringe Abänderungen erfahren haben und infolgedessen nach Größe und Form eine wichtige Urkunde nach der wirtschaftlichen und rechtlichen Seite bilden. Auch hier heißt es, wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und so ist es nicht zu verwundern, daß die ältesten, zum Teil aus den römischen Verhältnissen hervorgegangenen Gemeinden, wie Albig, Alsheim, Bretzenheim, Eich, Finthen, Gau-Odernheim, Hamm, Horrweiler, Ingelheim, Lörzweiler, Nierstein, Olm, Pfeddersheim, Planig, Selzen, Sprendlingen auch die größten Gemarkungen besitzen, aus denen sogar noch jüngere Gemarkungen wie Drais, Marienborn, Mombach, Neu-Bamberg, Nieder-Wiesen, Schwabsburg, Tiefenthal, Uffhofen, Zahlbach herausgeschnitten wurden. Bei diesen älteren Gemarkungen, die ziemlich regelmäßige Umrisse haben, liegt der Ort meist in der Mitte, wenn nach den Terrain- und Wirtschaftsverhältnissen irgend angängig, während die jüngeren Gemarkungen infolge der größeren, inzwischen eingetretenen Parzellenwirtschaft recht zackige Ränder und nicht selten exzentrische Lage des Ortes zeigen. Die Größe hängt natürlich auch mit der Bodenbeschaffenheit zusammen und nimmt mit Waldbesitz beträchtlich zu, der, wenn



Abb. 2. Blick auf den Nemetona-Tempel bei Klein-Winternheim von der Pariſerſtraße aus
(Der Tempel liegt am Hange über dem oberen Ende des Feldwegs)

auch jetzt verſchwunden, ſich noch durch Flurnamen und geradere Linienführung der Umgrenzung kundgibt. Durch ſolche Beobachtungen ſind wichtige Handhaben zur Beurteilung der Geſchichte der einzelnen Ortsgemarkungen geboten, die hiſtoriſch leider noch wenig verwertet ſind. Natürlich kommen gelegentlich auch ſtarke Eingriffe weltlicher und geiſtlicher Großen vor, über die uns zum Teil die mittelalterlichen Urkunden näheren Aufſchluß geben. Vor allem aber hat die neuere Forſchung (A. Dopſch u. a.) mit Recht das hohe Alter unſerer Gemarkungen betont und einen innigeren Zuſammenhang mit den römiſchen Verhältniſſen nachgewieſen, als bis jetzt angenommen worden war.

Wandern wir, mit ſolchem Wiſſen vom Werdegang des Landes ausgeſtattet, durch Rheinheſſen, wie ganz anders mutet uns all das Geſchaute an als denjenigen, der nur das Heutige ſieht und nicht deſſen Wurzeln kennt! Wie freuen wir uns, die Geſchichte jedes Dorfes gewiſſermaſſen aus dem Boden und den erhaltenen Reſten ſeiner Vergangenheit ableſen zu können und in den urkundlichen Darſtellungen eine Prüfung und Ergänzung dieſer Beobachtungen zu finden! Und um wieviel mehr müſſen wir den heimatlichen Boden lieben, wenn wir ſeine Geſchichte, ſeine Leiden und ſeine Freuden kennen!

Iſt es nicht genau dasſelbe Gefühl, das uns überkommt, wenn wir einen unbekannten edlen Greis nach der Geſchichte ſeines Lebens und der Seinigen fragen und nun von all dem ſchweren Ringen hören, das die Familie mühſam, aber ſiegreich durchgeführt hat. Jetzt verſtehen wir die Runzeln des ehrwürdigen Angeſichts, aber auch den entſchloſſenen Blick und die aufrechte Haltung. Achtung und Liebe zieht in uns ein, und Achtung und Liebe gebührt auch unſerer ſchickſalsgeprüften Heimat!

II. Die Waldfrage in Rheinhessen

Wenn im unmittelbaren Hinterland von Mogontiacum kilometerweite Strecken heute gut angebauten Landes keinen einzigen römiſchen Siedlungsreſt aufweiſen, wenn der Tempel der germaniſchen Göttin Nemetona, der Stammesgöttin der Nemeter („der Wäldler"), bei Klein-Winternheim heute inmitten von Fruchtfeldern und Weinbergen liegt (Abb. 2), wenn bei Ober-Olm, Klein-Winternheim und ſonſt mehrere fränkiſche und frühmittelalterliche Dörfchen alsbald wieder eingegangen ſind, ſo muß dieſen auffallenden Erſcheinungen eine allgemeine Urſache zugrunde liegen. Nach meiner Meinung iſt ſie in den veränderten Bewaldungsverhältniſſen und in der damit zuſammenhängenden Abnahme des Quellenſtandes zu ſuchen. Die Frage verdient wegen ihrer Bedeutung für die ältere Beſiedlungsgeſchichte eingehendere Beachtung, als ſie bis jetzt erfahren hat.

Die geographiſche Siedlungsforſchung nimmt gewöhnlich an, daß auf den Tundren- und Lößflächen im allgemeinen kein Laub-Hochwald aufkommen konnte, und mancher Prähiſtoriker iſt deshalb geneigt, dem lößbedeckten und an bandkeramiſchen Siedlungen überreichen Rheinheſſen von vornherein keinen oder nur wenig umfänglichen Wald zuzugeſtehen. Dürfte dieſe Anſicht im ganzen auch richtig ſein,[1]) ſo liegen im Einzelnen doch recht viele Ausnahmen vor, allerdings meiſt an Stellen, wo die Lößdecke nur dünn iſt oder ganz fehlt. Immerhin waren größere Waldkomplexe in Rheinheſſen früher viel zahlreicher, als man jetzt weiß.

Schon Sebaſtian Münſter, der in Ingelheim geboren und erzogen iſt, ſchreibt in ſeiner Kosmographie (1545) von Ingelheim, daß auf der dortigen Höhe vor Zeiten ein Wald geſtanden habe und daß die Leute noch „auf dem Wald" ſagen. In einer Urkunde von 1356 iſt von „Äckern auf dem Königswalde" die Rede. Die Rodung des Waldes ging hauptſächlich von den Klöſtern und Kloſtergütern Ingelheimerhauſen (an der Stelle des heutigen Häuſer Hofes), dem Sandhof bei Heidesheim, dem Hofe Byrchee (Birkehe, Birkerhof) an der Südweſtecke

[1]) Vgl. Jahresberichte und Mitteilungen des oberrheiniſchen geologiſchen Vereins IX (1920) S. 74—97 „die Löß- und Schwarzerdeböden Rheinheſſens" von V. Hohenſtein.

des heutigen Ober-Olmer Waldes aus (auf dem Meßtiſchblatt als Bergerhof zu weit nach Weſten eingetragen), die ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts vom Ziſterzienſer-Kloſter Eberbach im Rheingau gegründet wurden. Nach den Urkunden und Gewannnamen (vgl. die Schrift von H. Mumbächer, Zur Geſchichte des Ober-Olmer Waldes und ſeiner Umgebung, Mainz 1899) iſt kein Zweifel, daß dieſer Königswald, ein Bannforſt Karls des Großen zur Ingelheimer Pfalz, ſich von der Oberkante des Selztals zwiſchen Ober- und Nieder-Ingelheim (hiernach die Gewann Eichbaum, Wolfsgrube, Neuland) über die ganze Ackerhochfläche (Gewann Häuſerwald, Birkenfeld, Birkendelle, Heide, Oberholz, Eiche, Rot, Wald- und Stockgewann etc.) erſtreckte und mit Einſchluß des jetzigen Münch- und Ober-Olmer Waldes einerſeits bis zum jetzigen Heidesheim-Gonſenheimer Walde andererſeits mit der ganzen Gemarkung von Drais (Heßler, Lerchenberg etc.) bis an die Gemarkung von Bretzenheim und nahe an die Taloberkante bei Klein-Winternheim (Holzberg, Langeloh, Neuberg) heranreichte. Es war alſo ein geſchloſſenes Waldgebiet von zirka 10 Kilometer Länge und 5—10 Kilometer Breite, auf den Sanddünen und an den Hängen längs des Rheins Nadelwald, auf der Bergfläche meiſt Laubwald, namentlich Eichen und Birken, dazwiſchen mit größeren Heide- und Buſchſtrecken, das nur beiderſeits der alten Römerſtraßen Mainz—Finthen—Wackernheim—Nieder-Ingelheim ſowie Mainz—Bretzenheim—Eſſenheim—Elsheim ſowohl in römiſcher wie karolingiſcher Zeit einen ſchmäleren oder breiteren Streifen menſchlichen Anbaus zeigte. In dieſem ganzen Waldkomplex iſt bis jetzt — von dem genannten Straßenſtreifen abgeſehen — kein einziger römiſcher Meierhof feſtgeſtellt worden, ſondern nur an den damaligen Waldrändern, ſo im Goldgewann (weſtlich vom [Haxt]häuſerhof), am oberen Auslauf des Hühner- und Sandbachs bei Heidesheim, im Treiſer Klauer bei Klein-Winternheim, am Füllborn über dem Hieberg bei Elsheim. Drais, deſſen Namen mit Unrecht öfters auf Druſus zurückgeführt wird, in Wirklichkeit, wie die vielen Treiſa-Orte, unbebautes Land (ahd. treis, trieſch) bezeichnet, iſt eine Gründung des 11./12. Jahrhunderts (in einer Urkunde von 1112 zum erſten Mal unter dem Namen Treiſa genannt) und beweiſt, wie der vor der Südoſtecke des Ober-Olmer Waldes gelegene eingegangene Ort Bilenheim (Belnheim, Bellme, heute Gewann Belle), der in Urkunden von 1314—1370 vorkommt, daß gleichzeitig mit der klöſterlichen Koloniſation von Norden auch eine bürgerliche von Oſten, alſo wohl von Mainz aus, gegen den Wald vorging. Die Annahme mancher Forſcher, daß auch die Straße Zahlbach—Drais—Layenhof—Schwabenheim oder Groß-Winternheim ſchon von den Römern erbaut worden ſei, verliert damit an Wahrſcheinlichkeit, da ſie in dieſer Waldwildnis für bürgerliche Zwecke keinen Wert, für militäriſche zur Verbindung mit Kreuznach in der Eſſenheimer Straße einen genügenden Erſatz hatte.

So erfreulich die Rodung des Waldes für den Gewinn von Ackerland war, ſo verhängnisvoll ſollte ſie ſich allmählich für die Geſamtbeſiedlung herausſtellen, namentlich nach Oſten und Süden hin, wo ſie am gründlichſten gehandhabt wurde. Die zahlreichen, an den Waldhängen gelegenen Quellen, die ihre Waſſeradern nach der Gons- und Zahlbach ſchickten, gingen nach der Beſeitigung des Waldes allmählich immer mehr zurück, wie wir an der Hand der vor- und frühgeſchichtlichen Funde deutlich nachweiſen können. Aus vorrömiſcher Zeit liegen eine größere Anzahl neolithiſcher, bronze-, hallſtatt- und latènezeitlicher Überreſte aus der Umgebung dieſer Quellen und vom Oberlauf der zugehörigen Bachmulden vor, die heute völlig oder faſt völlig ausgetrocknet ſind. Beiſpielsweiſe hatte das jetzt im Ort Bretzenheim entſpringende Wäſſerlein ſeine früheren Hauptquellen im Dorfe Drais (jetzt noch in einem Keller ein ſchwaches Brünnchen) und am Lerchenberg, aber bis Bretzenheim iſt die tief ausgeprägte alte Bachmulde ohne Waſſer. Ein Aſt der großen römiſchen Waſſerleitung für Mainz kam vom Kempenich bei Drais, der damals noch waldumgeben war, heute ſickert nur noch ein ſchwaches Brünnchen daſelbſt, ohne Waſſerablauf. Die andere Quelle der römiſchen Waſſerleitung am Königsborn liefert heute noch reichliches Waſſer, da ihre Umgebung erſt jetzt allmählich entwaldet wird. Im Eiſenklauer (= Treiſer Klauer), in der Mulde nördlich vom Bahnhof Klein-Winternheim, ſtand außer einer römiſchen Villa auch ein fränkiſches Dörfchen, wie die dort gefundenen Reihen-(Platten-)Gräber beweiſen. Hier entſprang noch in fränkiſcher Zeit die Quelle des über Klein-Winternheim nach Nieder-Olm herabfließenden Bächleins, die jetzt im Dorfe ſelbſt zutage tritt. Klein-Winternheim iſt nach der ſpäten Erwähnung in Urkunden (ca. 1200) und der Kleinheit und unregelmäßigen Umgrenzung ſeiner Gemarkung eine jüngere Gründung, wohl des 11./12. Jahrhunderts, alſo aus der Zeit der erſten Waldrodungen, und wahrſcheinlich die Nachfolgerin jenes Frankendörfchens im Treiſer Klauer (am Holzberg und Langloh!), dem mit dem Walde auch die Quelle entſchwand. Nicht anders wird es dem genannten Belnheim ergangen ſein, das nördlich vom Mainzer Weg am oberſten Auslauf des nach Marienborn und dem Wildgraben herabziehenden, faſt völlig trockenen Bachbettes liegt. An ſeiner Einmündung in den Wild (oder Schinder-)graben, in der Gewann Kirſchtalgrund, Schatzäcker, Teufelsgewann, auf die der Hinkelſteiner Pfad von Bretzenheim her ſtößt, lag übrigens eine vor- und frühgeſchichtliche Siedlung, die ſich nur durch jene Waſſerader erklärt. Wir müſſen uns hier auf dieſe kurzen Andeutungen beſchränken, die an anderer Stelle mit Vorlegung des archäologiſchen Materials ausführlicher behandelt werden ſollen.

Eine zweite, wenn auch weniger umfängliche und weniger geſchloſſene Waldgruppe befand ſich im Mainzer Hinterland zwiſchen Hechtsheim—Zornheim bezw. Gaubiſchofsheim. Die Flurnamen „auf der Loh", Kurfürſtenwald (an der Kurfürſtenlache) weſtlich der Gauſtraße (und Attigbuſch öſtlich derſelben?) beſtätigen dies ebenſo wie die Erinnerung alter Leute und die Beſchaffenheit des Bodens ſelbſt, der ſich aus Reſten von Baumwurzeln und der Entfärbung des Löß als alter Waldboden erkennen läßt. Nach Weſten ſchnitt der Wald wohl im ganzen mit der langen geraden Gemarkungsgrenze an der Oberkante des Talkeſſels ab, wo der Katzenberg, der Winternheimer Berg, Mühlberg, auf der Muhl uſw. mit Wald und Buſchwerk bedeckt waren

und die Gewannnamen am „Eckhardswäldchen, am Loh, am Wäldchen, am Jungswäldchen" die Waldgrenze verraten, ebenso wie im Osten die Ränder der Hochfläche von der Hechtsheimer und Laubenheimer Höhe, dem Heidelberg, Rad, Platte, „am Wald" beim Silberberg bis zum Harten(= Hart-)berg bei Harxheim. Während der „Kurfürstenwald" nach Aussage der Leute einen schönen Fichtenbestand zeigte, dürfte jener Randstreifen teils Laubwald, teils Buschwerk getragen haben. Durch die Beseitigung dieses Waldes ist der ganze obere Teil des Wild- oder Schindergrabens von Hechtsheim ab (Kesseltal) trocken geworden. Während noch in römischer Zeit bei einer Quelle südlich am Kopernweg (westlich der Laubenheimer Höhe) eine villa rustica stand, ist das in einer Mulde südlich davon am „großen Bergweg" gelegene Dulcinesheim, das schon 782 im Lorscher Kodex genannt wird, bald nach 1200 eingegangen (zuletzt 1207 genannt), wohl infolge Versagens des Wassers durch ähnliche Waldrodung. Auch bei Sörgenloch lag der vorrömische und fränkische Ort nach dem Gräberfeld etwas höher als der heutige (Funde zwischen Kreuzrech und dem Felsenwasser, der späteren Quellenfassung hinter dem Schloß, wo zirka 300 m unterhalb des Kreuzrechs an einer früheren Quelle auch ein bronzezeitliches Grab aufgedeckt wurde) und ist wie bei Klein-Winternheim erst später tiefer an den Hang herabverlegt worden, als die Bergquelle zu versagen anfing. Sörgenloch erscheint erst 1190 in Urkunden (Sulegloch; Sulge = Wildloch) und hat nur eine sehr kleine Gemarkung. Auch das Verschwinden des benachbarten Ortes Bleidesheim im 14. Jahrhundert, das am Fuße des Moosberges lag,[1]) könnte mit Wasserschwierigkeit zusammenhängen, vielleicht auch das von Reichelheim, welches zu Nieder-Olm gehörte (W. Fabricius, Die Herrschaften des unteren Nahegebietes 1914 S. 292). Die Rodung des Waldes für Ackerbau hat also auch hier hauptsächlich wohl erst um das 11. und 12. Jahrhundert begonnen, hat aber noch manche Überreste des Waldes bis in die letzten Jahrhunderte stehen lassen; bei Sörgenloch z. B. stand noch vor zirka 80 Jahren auf der Höhe ein Fichtenwald, wie alte Leute erzählen (Loh).

Nachdem wir jetzt wissen, daß der ganze Höhenrand südlich von Klein-Winternheim in römischer Zeit bewaldet war, verstehen wir auch die Lage des germanisch-römischen Nemetona-Tempels. In der Nähe einer Quelle am Waldrande des „Lohs" errichtet, beherrschte er den ganzen Talkessel, zugänglich einerseits von dem vorrömischen Höhenweg, der mitten durch den Wald von Mainz über Ebersheim—Udenheim in das Innere Rheinhessens führte, andererseits von der durch offenes Land ziehenden Römerstraße Mainz—Klein-Winternheim—Nieder-Olm. Der Tempel lag nicht ganz auf der Höhe des Winternheimer Bergs, sondern etwa 40 m tiefer am terrassenartig gestalteten Hang („im Füllkeller") bei einer jetzt nur noch schwach fließenden Quelle (etwa 250 m weiter östlich der Katzenborn, wie er in einer Urkunde von 1314 genannt ist). Diese Quelle ist offenbar in einer daselbst gefundenen Inschrift C. I. L. XIII. 7252 gemeint ([Nemetonae et Marti Le]ucetio L. Julius B . . . fontem et it[er per possessi]onem suam ad tem[plum vicani] Aresaces publice p[osuerunt]). Fließendes Wasser wird sowohl für den Tempel der Nemetona wie des Mars Le(o)ucetius nötig gewesen sein; die Quelle entsprang auf der Höhe des Tempels, jetzt etwa 80 m östlich des höchsten Trümmerhaufens. Auch der in der Inschrift erwähnte Zugangsweg durch das Grundstück des L. Julius läßt sich noch mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Zwischen der Quelle und dem Tempel ziehen heute noch zwei tiefe Rinnen den Berghang herab, die nach ihrer Führung kaum als ursprüngliche Wasserrinnsale erklärt werden können, sondern wohl die Richtung des alten Prozessionsweges andeuten. In geschickter Ausnutzung des Geländes zog er an einer römischen Villa am oberen Ende des kleinen Wiesentälchens vorbei, die wohl dem L. Julius gehörte, durch die Einsenkung am „Grundstich" nach dem alten Ober-Olmer Weg bezw. auf die Römerstraße Mainz—Nieder-Olm. An demselben Berghange lag etwas weiter talab eine germanische Siedelung der Spät-La Tène-Zeit am „Eselsberg" bei einer Quelle, die damals noch reichlicher als heute sprudelte. Auch hier heißt heute noch das Gewann im „Loh". Ebenso bezeugen die römischen Siedlungen an der Wingertsmühle und an der „Steinkaute" bei Nieder-Olm den größeren damaligen Wasserreichtum dieses Talhangs, wovon auch die jetzt stillgelegten Ecklocher Mühlen erzählen können (Abb. 2 und 3).

Auch aus dem Innern Rheinhessens könnten wir zahlreiche größere oder kleinere ehemalige Waldgebiete nachweisen, doch müssen wir uns auf einige interessantere Beispiele beschränken. Die waldlosen Orte Nieder- (und Ober-) Saulheim und Wörrstadt fallen durch ihre großen Gemarkungen mit teilweise eigenartiger Abgrenzung auf. Bei Wörrstadt besteht die Süd- und Ostgrenze, teilweise auch die Nordostgrenze, bei Saulheim die West- und Nordgrenze aus langen, geraden Linien, die weder durch alte Wege, Bachläufe oder Höhenrücken gebildet sind, sondern schon nach den Namen der Feldgewanne (Wachwendel, Loh (nicht Loch!), Steckenborn, Wolfskaute, kleine Hecken, Weide, Wolfsgrube, Effen- (nicht Affen!) berg, Dornberg) auf gerade Waldzüge hinweisen, während Abgrenzungen im Ackerland meistens unregelmäßiger sind. Auch urkundliche Belege fehlen nicht, um hier einen größeren zusammenhängenden Waldbestand für die älteren Zeiten zu sichern. So versteht man, daß, obwohl die große Römerstraße Mainz—Nieder-Olm—Wörrstadt—Alzey mitten durch denselben zieht und mehrere Quellen unfern der Straße entspringen, kein einziger römischer oder fränkischer Fund aus demselben bekannt ist. Diese liegen vielmehr alle an den Hängen des Mühlbachtälchens, Frankenfriedhöfe am Nordende der Ober-Saulheimer Gemarkung an der Ausbuchtung des Kelle(r)- (bezw. Kändel-) borns und Köppenborns, am Südausgang des Dorfes Ober-Saulheim und an der Pariserstraße südlich von Wörrstadt; eine römische Siedlung ist am Ergenborn beim Wörrstadter Wasserwerk festgestellt.

Wenn von Hahnheim in der Stiftungsurkunde des Cancor an das Kloster Lorsch außer Äcker, Wiesen, Weingärten auch Wald genannt wird, so kann dieser nur im südwestlichen Teil der heutigen Gemarkung an-

[1]) Die Westd. Ztschr. 1892 S. 243 erwähnten Baulichkeiten am Moosberg und der Friedhof gehören offenbar zu diesem Bleidesheim.

genommen werden, wo die Gewannnamen Wolfskaute und Lerzenbuſch, wie die lange gerade Grenzlinie im „hohen Feld“ noch ſeine Erinnerung feſthalten. Er ſtand in Verbindung mit einem Wald auf Schornsheimer und Undenheimer Gemarkung, zwiſchen der Undenheimer Straße und dem Bach (Klingelborn, Hart, Undenheimer Berg, Pfaffenwald), wie wohl auch zwiſchen der „Oberſtraße“ und dem „hohen Felde“. Der Fund eines La Tène-Grabes am Klingelborn (in der Lehmgrube öſtlich der Oberſtraße) ſowie die zahlreichen Ackerraine längs des Baches beweiſen, daß der Wald nicht bis an den Bach reichte, ſondern nur die höhere Fläche bedeckte (Lorrgewann und Folsloh). Das Königsgut, das Karl der Große in Scornesheim beſaß und der heiligen Lioba von 779 an zur Nutznießung überließ und 782 dem Kloſter Hersfeld ſchenkte, muß im weſtlichen fruchtbareren Teil der Gemarkung Schornsheim gelegen haben, wo im Flur „zu Lauersheim“ Mauerreſte ſein ſollen (W. Roos, Feſtbuch zum VII. Bundesfeſt des Geſangvereins Schornsheim 1911 S. 19, vgl. auch den Flurnamen Rockersheim!) und wo römiſche Villen an den Quellmulden zu vermuten ſind, ſo auch im Wilmsgrund (nicht Wilhelmsgrund wie auf dem Meßtiſchblatt!), am Dotterborn und am Totenborn an der „Hühnerſcherr“ (sic!). Der Name W(V)ilmsgrund könnte, wie bei Füllkeller (am Tempel bei Klein-Winternheim), Füllborn (an der Villa bei Elsheim) und ſonſt mehrfach mit villa oder villare zuſammenhängen.

Wenn der literariſch und inſchriftlich bezeugte Name Buconica für Nierſtein wirklich dasſelbe wie das mitteldeutſche Buconia bedeutet, ſo darf er als Beweis dafür dienen, daß dieſe Gegend ſich in galliſch-germaniſcher Zeit durch einen großen Buchenwald auszeichnete. An den Hängen und auf dem vorderen Teil der Hochfläche nach dem Rhein zu könnte er nicht geſtanden haben, da von Nackenheim bis Oppenheim hier eine große Anzahl vorrömiſcher und römiſcher Siedlungen feſtgeſtellt iſt, ſondern er müßte ſich landeinwärts beiderſeits den Hängen des Flügels-Kinzbachs ausgebreitet haben. Tatſächlich finden wir hier auch wieder die langen geraden Gemarkungsgrenzen und Gewannnamen (Holzgewann, Wolfskaute etc.), welche auf früheren Wald ſchließen laſſen, ſodaß wenigſtens ſachlich jener Erklärung des Namens Buconica nichts im Wege ſtände. So gut wie bei Worms das weite Feld an der Pfrimm (Borbetomagus) zur Namensbildung führte, kann hier bei Nierſtein ein vom Rheine aus durch die Einſenkung ſichtbarer ſchöner Buchenwald die Veranlaſſung gegeben haben, da beiderſeits von Nierſtein längs des Rheines nur angebautes Land vorhanden war. Indeſſen erſcheint mir die Ableitung von einem keltiſchen Perſonennamen wahrſcheinlicher (vgl. unten), ebenſo wie bei Albig (767 Albucha), welches von W. Sturmfels, Die Ortsnamen Heſſens S. 8 mit alah (Tempel) und buocha (Buchenwald) zuſammengebracht wird.

Unter den ſpäteren Ortsnamen ſind Eichloch (824 Heichinloch, ſpäter Eiloh und Einlohun?), Heßloch (767 Heſinloch) und Sörgenloch (1190 Sulegloch) daraufhin zu prüfen, ob der Name nicht urſprünglich Loh lautete, alſo Eich- und Haſelwald oder Wald des Heicho, Heſo oder ähnlich, wie bei vielen Ortsnamen auf loch dieſe urſprüngliche Bedeutung nachgewieſen iſt (vgl. z. B. O. Heilig, Ortsnamen in Baden S. 29). Bei Sörgenloch, welches keineswegs in einem Loch, ſondern ziemlich hoch oben am Berghang liegt, iſt dies nach obigem von vornherein ſicher. Auch Eichloch war früher von Wald umgeben (Gewann im Büſchchen, in der Heck, Wildhaide auf dem Berg), wohl auch Heßloch, indeſſen liegen dieſe wirklich in einem „Loch“. Auch der Gewannname Fo(l)sloch der Undenheimer Gemarkung, angrenzend an den Lerzenbuſch, wird wohl auf Fo(l)sloh zurückzuführen ſein. Wald-Ülversheim (765 Uluuernsheim), wo übrigens auch ein Gewann „im Loch“ vorhanden iſt, trägt ſeine „Wald“-Bezeichnung mit Unrecht, wahrſcheinlich erſt ſeit 1797 infolge einer Verwechslung mit Wald-Hilbersheim unter der franzöſiſchen Herrſchaft (Zatzmann, Chronik von Wald-Ülversheim 1908 S. 4). Aſpisheim (1190 Aſpinsheim) hat ſchwerlich etwas mit dem Aſpenbaum zu tun, ſondern geht wohl auf einen Eigennamen zurück (vgl. auch Sturmfels a. a. O. S. 10), während Iben (im 13. Jahrhundert Ueben und Ubin) mit der Eibe zuſammenhängen könnte, ſchwerlich aber Ibersheim (766 Ibersheim). Immerhin iſt dieſe Seltenheit von Ortsnamen, die auf Wald hinweiſen, für Rheinheſſen beachtenswert.

Unter den frühen Karten, die da und dort jetzt nicht mehr exiſtierenden Wald angeben, ſei beſonders

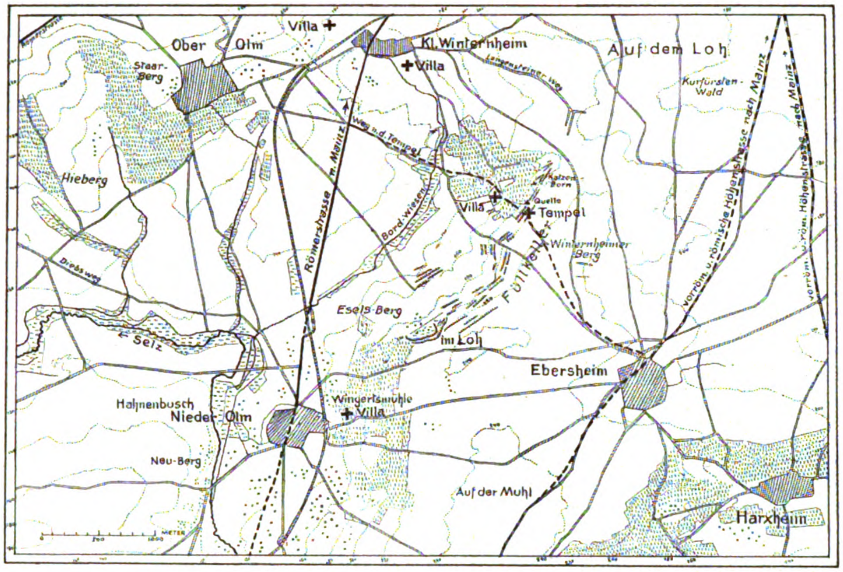


Abb. 3. Umgebung des Tempels von Klein-Winternheim

auf die im Kreisarchiv zu Würzburg aufbewahrten des Petrus Kraichius von 1577 (nördliches Rheinheſſen) aufmerkſam gemacht (vgl. W. Fabricius, Die Herrſchaften des unteren Nahegebietes 1914 S. 285). Ein Blatt derſelben (Gau-Algesheim) befindet ſich in einer Kopie in der Mainzer Stadtbibliothek, ein anderes (Ober-Olm) iſt in der Chronik von Ober-Olm von J. Mai (1907) wiedergegeben (S. 97).

Ich denke, dieſe Beiſpiele genügen, um die Wichtigkeit der Waldfrage für die ältere Beſiedlungsgeſchichte Rheinheſſens zu erhärten und künftigen Bearbeitern derſelben Anhaltspunkte an die Hand zu geben.

III. Die Dörfer und ihre Gemarkungen

Von allen Bodenurkunden ſind auffallender Weiſe gerade die augenfälligſten am wenigſten für die Frühgeſchichtsforſchung ausgenutzt worden, die heutigen Dörfer und ihre Gemarkungen. Wie ein aufgeſchlagenes Buch liegen ſie vor uns und offenbaren nach Lage, Form, Größe und Abgrenzung gar manches über ihre Entſtehung, wenn man ihre Sprache verſteht. Theoretiſches iſt zwar Vielerlei darüber geſchrieben, praktiſch Verwertbares aber wenig zutage gefördert.[1]) Ich ziehe deshalb vor, medias in res zu gehen.

Wenden wir uns zunächſt der Frage zu, woher kommen die großen Unterſchiede im Umfange der einzelnen Gemarkungen? Teilt man die zirka 183 ſelbſtändigen Gemarkungen Rheinheſſens in große von über zirka 1000 Hektar, mittlere von zirka 500—1000, und kleinere unter zirka 500 Hektar, ſo beſitzt Rheinheſſen nach den Zahlenangaben bei K. J. Brilmayer, Rheinheſſen 1905, an erſteren 42, von den zweiten 74, an letzteren 67 Stück, alſo in Anbetracht des faſt gleichmäßig fruchtbaren und auch geographiſch ziemlich gleichmäßigen Landes ein recht eigentümliches Verhältnis, das auch nicht in einzelnen Landesteilen beſonders zum Ausdruck kommt. Da müſſen zweifelsohne hiſtoriſche Einwirkungen mitgeſpielt haben, die vielleicht bei ſchärferer Betrachtung der einzelnen Gruppen zu erkennen ſind.

Die 42 großen Gemarkungen von über zirka 1000 Hektar laſſen ſich nach der Art ihrer Entſtehung und Zuſammenſetzung unſchwer in folgende Gruppen ſcheiden:

1) urſprünglich mittlere Gemarkungen, die durch Zukauf oder Schenkung eine weſentliche Vergrößerung erfahren haben:
a) ſo hat Eſſenheim im Jahre 1805 das ganze Birker Hofgut erworben, das jetzt den unregelmäßigen nördlichen Teil ſeiner Gemarkung ausmacht, während der ſüdliche, alte Teil eine geradere Linienabgrenzung verrät; b) ſo hat Gonſenheim im Jahre 1798 den über die Finther Straße nach Süden vorſpringenden Teil ſeiner Gemarkung in einem Prozeß gegen Bretzenheim erhalten; c) eine Anzahl der älteren Gemarkungsgrenzen, wie ſie noch 1787 beſtanden, ſeitdem aber abgeändert ſind, iſt auf der Karte von Kurt Strecker, Feſtſchrift der Provinz Rheinheſſen 1916, eingetragen.

2) Gemarkungen, die jetzt noch großen Waldbeſitz haben:
Budenheim bei 1098 Hektar noch 446 Hektar Wald, Fürfeld bei 1248 Hektar noch 217 Hektar, Gonſenheim bei 1061 Hektar noch 320 Hektar, Guntersblum bei 3034 Hektar noch 572 Hektar Wald, 549 Hektar Wieſen. Die Gemarkung iſt durch die Rheinkorrektion ſo groß geworden, ähnlich wie Eich 2105 Hektar (713 Hektar Wieſen und 17 Hektar Wald) und Gimbsheim 1790 Hektar (294 Hektar Wieſen und 82 Hektar Wald). Ob die Bezeichnung eines Teiles des Ortes als Nordhofen mit Sturmfels (S. 40) im Gegenſatz zu Oſt- und Weſthofen oder durch eine eingegangene Gemarkung zu erklären iſt, laſſe ich dahingeſtellt (vgl. auch K. Klein, Die heſſiſche Ludwigsbahn 1856 S. 76). Heidesheim bei 1772 Hektar noch 373 Hektar Wald, Offenheim bei 1386 Hektar noch 843 Hektar, Ober-Olm bei 1790 Hektar noch 401 Hektar, Wendelsheim mit Anteil an dem Dreigemeindewald 483 Hektar Wald.

3) Gemarkungen, die den urſprünglichen Wald ſeit dem zirka 11./12. Jahrhundert in größerem Umfang gerodet haben:
Abenheim (1090 Hektar), Hechtsheim (1454 Hektar), Heppenheim a. d. W. (972 Hektar), Herrnsheim (1612 Hektar), Nieder- und Ober-Ingelheim (2681 Hektar mit noch 435 Hektar Wald bezw. 1289 Hektar mit 64 Hektar Wald), Nieder-Saulheim (1332 Hektar), Ober-Flörsheim (1023 Hektar), Wöllſtein? (1199 Hektar), Wörrſtadt (1267 Hektar). Für dieſe Gruppe kann auf die Bemerkung oben S. 10 verwieſen werden.

4) Doppelgemarkungen, die früh eingegangene Orte mit ihrer Gemarkung in ſich aufgenommen haben:
Erbes-Büdesheim — Aulheim (Eiche, Rode) 1016 Hektar, noch mit 71 Hektar Wald, Gau-Algesheim — Bergen (1397 Hektar), Gau-Odernheim — Gommersheim (1585 Hektar), Hechtsheim — Dulcensheim (1454 Hektar), Heidesheim — Walsheim (Heidenfahrt) (1772 Hektar), Nieder-Olm — Reichelheim (1123 Hektar), Undenheim — Nordelsheim (997 Hektar), Wendelsheim — Eich (vgl. W. Fabricius, Die Herrſchaften des unteren Nahegebiets 1914 S. 387f.). Bei faſt allen dieſen Gemarkungen läßt ſich der Anteil der eingegangenen Orte, auch abgeſehen von den Urkundenangaben, meiſt unſchwer aus der Geſtaltung der Geſamtgemarkung durch Vorſprünge, Unregelmäßigkeiten, Wege, ſtarke Ackerraine in entlegenen Gemarkungsteilen uſw. erkennen. Dieſe „Wüſtungen“, an Quellmulden und fruchtbarem Ackerland gelegen, hatten wohl ausnahmslos an derſelben Stelle Vorgänger in fränkiſcher und römiſcher Zeit, wie ſich in mehreren Fällen nachweiſen läßt, in fränkiſcher durch kleine Dörfer, in römiſcher durch Meierhöfe.

5) Alleräl teſte Gemarkungen, die ſich noch galliſch-, bezw. germaniſch-römiſchen Dorfgemeinſchaften anſchließen:
Albig mit 1020 Hektar (767 Albucha, Kirche 962); Alsheim mit Hangen-Wahlheim 1559 Hektar (761 Alaisheim, mit königlichem Hof, den Karl der Dicke

[1]) In der Frage der Stabilität der Gemarkungsgrenzen teile ich ganz den Standpunkt von W. Fabricius, Korrbl. der Weſtd. Zeitſchr. XIX (1900) S. 185f.

884 dem Kloster Lorsch schenkte); Alzey mit 1790 Hektar (Altiaia, wo sich Volker von Alzey mit seinen Burgunden zum Herrn des römischen Kastells und vicus machte); Bechtolsheim 1065 Hektar (766 Bertolfesheim); Bodenheim 1531 Hektar (766 Battenheim, Kirchenheiliger Albanus); Bretzenheim 1342 Hektar (775 Brizzenheim, villa Brittannorum, Brettonorum); Eich (vgl. oben, 782 Heichin, im 9. Jahrhundert Königsgut); Erbes-Büdesheim (oben); Finthen 1103 Hektar (Ad fontes, 1092 Findene); Flonheim 1035 Hektar (764 Flomenheim, mit Kirche); Ingelheim: Ober- und Nieder-Ingelheim zusammen 3970 Hektar mit 499 Hektar Wald (782 Inglinheim); Mainz 1140 Hektar (Mogontiacum); Nierstein 1214 Hektar (Buconica, 882 Neristein); Olm: Ober- und Nieder-Olm zusammen mit 2913 Hektar, darunter 401 Hektar Wald (Ulmena, mit erzbischöflichem Meierhof, den Hatto I (891—913) der Gemahlin des Kaisers Arnulf, Uta, zur Nutznießung überläßt); Pfeddersheim 1363 Hektar (763 Paterni villa); Sprendlingen 1316 Hektar, mit 86 Hektar Wald (767 St. Michael, mit Bettenheimer Hof); Worms 1937 Hektar (Borbetomagus).

Von einer Reihe sehr großer Gemarkungen, wie Abenheim 1090 Hektar (774 Abunheim, Bonifatius 932), Framersheim 985 Hektar (775 Frecmaresheim, 763 St. Martinus, von Chrodegang wie St. Georg in Pfeddersheim an das Kloster Gorze bei Metz geschenkt), Heppenheim a. d. Wies 972 Hektar (766 Heppenheim, St. Peter), Herrnsheim 1612 Hektar (771 Harlesheim, St. Peter), Ober-Flörsheim 1023 Hektar (776 Floresheim, Peter-Paul), Ost- und Westhofen 1992 Hektar bezw. 1459 Hektar (784 Ostova, Remigius, 1237 Westobin, Peter-Paul), Wöllstein 1199 Hektar (827 Wellhistein, 962 Remigius), ist ein Zusammenhang mit römischen bezw. keltisch-germanischen Siedlungen wahrscheinlich, wenn auch noch nicht mit Sicherheit bewiesen; für einige liegen wohl dynastische Eingriffe karolingischer Zeit vor. Jedenfalls aber steht das beachtenswerte Ergebnis fest, daß weitaus die Mehrzahl der großen rheinhessischen Gemarkungen auf vorfränkische Besitzverhältnisse zurückgeht. Es braucht daraus keineswegs geschlossen zu werden, daß die ganze römische Bevölkerung dieser Orte ruhig sitzen bleiben konnte, sondern es ergibt sich nur, daß der alte Gemarkungsumfang für die betreffenden Siedlungsstätten bestehen blieb. Zu den Überresten der alten Bevölkerung gesellten sich wohl neue germanische Scharen, die meist den alten Ortsnamen weiterführten. Damit stimmt, daß sich die Gemarkungsgrenzen dieser ältesten Orte, wie wir es am deutlichsten am Beispiel von Bretzenheim sehen, sich häufig an die römischen und vorrömischen Wege, ja an die römische Limitation anlehnen.

Von den etwas über 70 mittleren Gemarkungen (500—1000 Hektar) haben nur 17 800—1000, alle übrigen 500—800 Hektar. Auch hier lassen sich die größeren meist als älter, die kleineren zum Teil als jünger nachweisen, doch werden kleine und große schon in den Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt. Fast alle besitzen heute nur wenig Wald, manche gar keinen; nur einige Rheinorte wie Mombach, Oppenheim und Ibersheim, ferner die Angrenzer des Ingelheimer Reichsforstes, Groß-Winternheim und Wackernheim sowie die Orte am Donnersberg, Freilaubersheim und Steinbockenheim, können sich eines größeren Waldbesitzes freuen, die ersteren aber haben alle weit unter 100 Hektar, die letzteren dagegen noch beträchtlich darüber. Das Aufkommen und der Fortbestand des Waldes ist überall aus örtlichen Verhältnissen zu erklären. Auf römische Zeit gehen aus dieser Gruppe nur wenige zurück, außer vielleicht Gensingen, Hamm, Lörzweiler, Planig und Selzen. Weitaus die meisten Orte (49) tragen die fränkische heim-Endung, die an einen Eigennamen angehängt ist. Etwas jüngere Gründungen sind Flomborn, Heßloch und Mombach aus karolingischer Zeit, während bei den — doch wohl mit den letzteren gleichaltrigen — Engelstadt, Mörstadt und Offstein die Entstehung noch nicht völlig aufgeklärt ist. Auch hier erklären sich die größeren Gemarkungen vielfach durch Zusammenlegung zweier (oder gar dreier), wie Gundersheim (845 Hektar) mit Enzheim (Onesheim) und Münchbischofsheim (Bischofsheim), Wendelsheim (775) mit Eich, Hahnheim (640) mit Walheim und Bleidesheim, Sulzheim (606) mit Rommelsheim, Elsheim (582) mit Hausen, Offstein (564) mit Lindesheim.

Von den 67 kleineren Gemarkungen (unter 500 Hektar) ist eine kleinere Anzahl, wie Drais, Eichloch, Esselborn, Leiselheim, (Ludwigshöhe-Rudelsheim), Marienborn, (Neubamberg-Sarlisheim), Neuhausen, Sörgenloch, Tiefental, Weisenau nachweislich von jüngerer Herkunft, die sich also begreiflicher Weise mit wenigem, meist bisher unbebautem Lande abfinden mußten. Bei mehreren anderen Orten wie Gaubischofsheim (284 Hektar)-Harxheim (351 Hektar) oder Friesenheim (346 Hektar)-Köngernheim (361 Hektar), die schon im 8./9. Jahrhundert genannt werden, wurde eine ursprünglich größere fränkische Gemarkung zur Aufnahme neuer Bevölkerungselemente, dort von Bischofsleuten, hier von Friesen, einer Teilung unterzogen, wie wohl jetzt noch aus den Gemarkungsgrenzen zu erkennen ist. Weitaus die Mehrzahl dieser kleinen Gemarkungen hat aber nach Ausweis der Urkunden und Gräber schon in der fränkischen Zeit bestanden, in römischer wohl nur Bingen, vielleicht noch Horrweiler, Kempten und Hohen-Sülzen sowie die Wahlen-Orte. Wiederum verdient also der Umstand besondere Beachtung, daß unter diesen kleinen Gemarkungen nur ganz wenige sich mit Sicherheit auf gallisch-römische Zeit zurückverfolgen lassen. Wenn selbst diese kleinen Gemarkungen zum Teil noch ältere Bestandteile enthalten, wie Badenheim-Desenheim, Eckelsheim-Gosselsheim, Kettenheim-Kiedenheim-Egersheim, (Neubamberg-Sarlisheim), so müssen diese eingegangenen Orte nur kleine Weiler und Höfe gewesen sein. Da die Zahl der kleineren fränkischen Gemarkungen mit heim-Endung (von zirka 200—500 Hektar) den mittleren fast das Gleichgewicht hält, darf wohl daraus geschlossen werden, daß die fränkische Landverteilung von vornherein recht ungleich war. Einerseits hat sie sich nach den bisherigen Besitzverhältnissen der gallorömischen Bevölkerung gerichtet, die also durch die burgundisch-alemannische Herrschaft nicht völlig beseitigt wurde, andererseits nach dem Ansehen und der Gefolgszahl des betreffenden Franken- oder Hundert-

ſchaftsführers; aber auch die Beſchaffenheit des Bodens konnte nicht außer acht bleiben.

Dadurch drängt ſich von ſelbſt die Frage auf, wie haben ſich die frühmittelalterlichen Gemarkungsabgrenzungen zu denen der römiſchen Gutshöfe verhalten? Wenn Pfeddersheim im 8. Jahrhundert Paterni oder einzelner in Betracht kommt. Nun fallen namentlich in der Wormſer Umgebung, ſo für Pfeddersheim, Horchheim, Pfiffligheim, Heppenheim, Oſt- und Weſthofen uſw. die ziemlich regelmäßig rechteckigen Gemarkungsblöcke auf, mit der Siedlung in der Mitte, die ſich von den weit zahlreicheren, unregelmäßig umgrenzten des übrigen Rheinheſſens, außer der Binger Gegend, ſofort abheben.[1]) Sie können wohl nur auf die römiſche rechtwinklige Landesvermeſſung nach Centurien zurückgehen, da für die karolingiſche Periode nichts derartiges bekannt und eine ſpätere Zeit ausgeſchloſſen iſt. Gerade in der Wormſer Umgebung, wo die Burgunden auf Grund von Verträgen das Erbe der Römer antraten, läßt ſich eine ſolche Kontinuität gut verſtehen, noch viel eher als bei Friedberg (Meitzen I S. 425, III 157) und einigen anderen rechtsrheiniſchen Orten, wo ſie auch angenommen wird. Wie die beiſtehende, nach dem Meßtiſchblatt Pfeddersheim hergeſtellte Zeichnung dartut, überraſchen in den genannten Gemarkungen, wo nach meiner Erkundigung durchaus noch keine Flurbereinigung ſtattgefunden hat, die ungemein zahlreichen Feldwege, auch an den Berghängen, die parallel oder ſenkrecht zur Römerſtraße Worms — Leiſelheim — Pfeddersheim - Kriegsheim — Monsheim (nach Metz) verlaufen und zum Teil auch parallel zu den Gemarkungsgrenzen ziehen. Die Abſtände ſind allerdings viel weniger gleichmäßig als beiſpielsweiſe bei der Limitation in der Gegend von Karthago (Bonner Jahrb. 120 Taf. II), aber auch hier wechſeln ſie ſtellenweiſe ſehr. Wahrſcheinlich wurde in Rheinheſſen, den Beſitzverhältniſſen entſprechend, keine allgemeinere Vermeſſung wie in Nordafrika vorgenommen, ſondern nur eine teilweiſe, welche jene Römerſtraße als Baſis benutzte, wie es in Italien öfters der Fall iſt. Immerhin macht die nahezu quadratiſche Form der Pfeddersheimer Gemarkung den Eindruck einer geſchloſſenen Maßeinheit. Da eine karolingiſche oder mittelalterliche Flureinteilung kaum in Betracht kommt oder höchſtens in Anlehnung an eine römiſche, ſo erſcheint tatſächlich nicht ausgeſchloſſen, daß die Gemarkung von Pfeddersheim, wenn auch

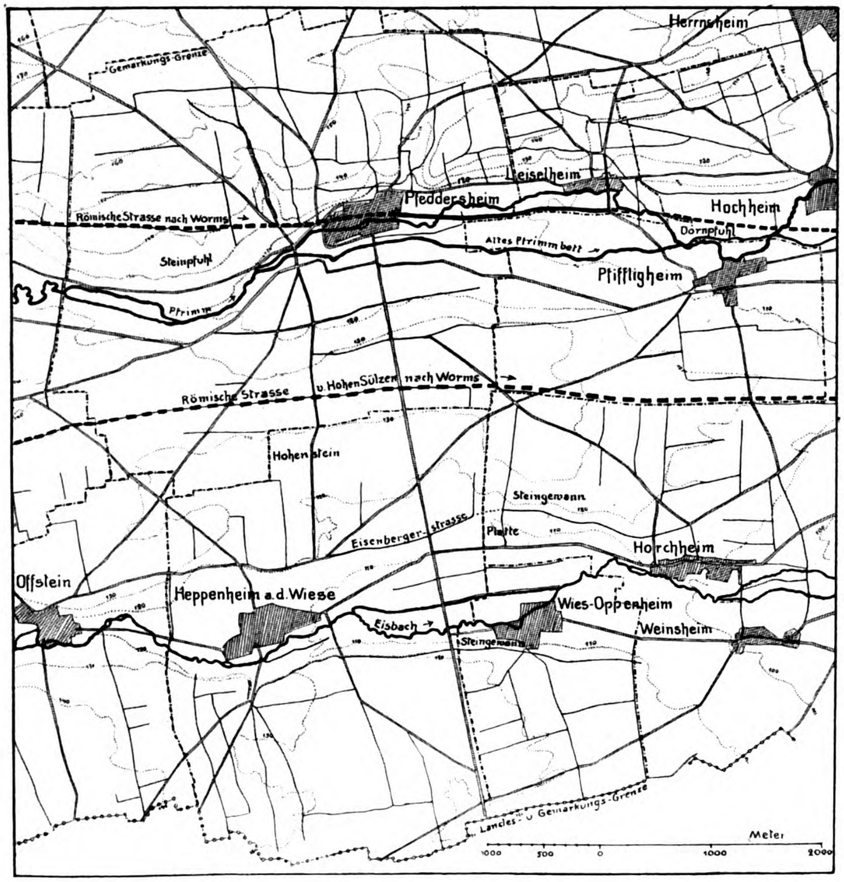


Abb. 4. Gemarkung Pfeddersheim und Umgebung

Patroni villa (763, 771) heißt und in vielen Teilen des römiſchen Reiches die Entſtehung von Dörfern aus der villa rustica oder dem fundus eines Großgundbeſitzers erwieſen iſt, ſo werden wir auch in Rheinheſſen für manche Orte vielleicht ähnliches annehmen dürfen. Natürlich waren auch die römiſchen Gutsbezirke von verſchiedener Größe, wenn auch urſprünglich eine genaue Vermeſſung und Aufteilung des Landes an Veteranen uſw. ſtattgefunden hatte. Aber auch der ausgediente Offizier erhielt mehr Centurien Landes als der gemeine Soldat, wie Schriftſtellernachrichten und die verſchieden großen Gebäudeanlagen erkennen laſſen. Da in mehreren Gemarkungen oft 3—4 ſolcher Meierhöfe in ziemlich gleichen Abſtänden feſtgeſtellt ſind, ſo bei Klein-Winternheim, Nieder-Olm, Nackenheim, Gau-Biſchofsheim — Harxheim, Lörzweiler, Nierſtein uſw., müſſen bei der Gründung der Gemarkungen im allgemeinen mehrere ſolcher Gutsbezirke zuſammengefaßt worden ſein, ſodaß höchſtens die äußere Umgrenzung

[1]) Vgl. die hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Grundkarten des deutſchen Reiches 1:100000 Sektion 526, 543, 557 uſw. oder die Karten bei Brilmayer, Rheinheſſen 1905, W. Fabricius, Herrſchaften des unteren Nahegebietes 1914, Kurt Strecker, Feſtſchrift der Provinz Rheinheſſen 1916.

namentlich an der Südseite jetzt etwas verändert, im Grunde das geschlossene und sorgfältig vermessene Besitztum eines spätrömischen Großgrundbesitzers darstellt, die villa Paterni, wie sie in den Urkunden des 8. Jahrhunderts genannt wird. Auf die Bedeutung der betreffenden Ausmaße und die bereits gemachten römischen Funde im einzelnen einzugehen, würde hier zu weit führen. Doch sei noch auf die Darlegungen A. Dopsch's, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung, Wien 1918, S. 338f. hingewiesen, die mit Recht eine enge Anlehnung der frühgermanischen Gemarkungen an die römische Landeinteilung annehmen und durch unsere, bisher unbegreiflicher Weise völlig übersehenen Beispiele eine starke Bestätigung erfahren, wenigstens für das linksrheinische Gebiet. In einer Besprechung von Dopsch's Buch (Göttinger gel. Anz. 1920. S. 49) hat dann Philippi auf ähnliche Erscheinungen zwischen Bacharach und Boppard und an der Mosel aufmerksam gemacht, und in ihnen unverkennbare Spuren römischer Feldmesserarbeit gefunden.

Was uns die Gemarkungsformen und frühmittelalterlichen Urkunden über die Entstehungszeit der Dörfer lehren, findet vielfache Bestätigung und Erweiterung durch die bei den einzelnen Orten aufgedeckten Reihengräber burgundischer, alemannischer und fränkisch-karolingischer Zeit. Leider existiert aber bis jetzt noch gar keine Zusammenstellung derselben in der Literatur, ebensowenig wie genauere Beobachtungen über die topographischen Verhältnisse oder die stammlichen und zeitlichen Unterschiede gemacht sind. Wenn im Kreise Mainz bei jedem heutigen Dorfe, außer bei Finthen, Gonsenheim, Drais, Marienborn, Mombach und Stadecken, größere geschlossene Friedhöfe der merovingischen Periode festgestellt sind (23), so will dies heißen, daß alle jene Orte schon damals an derselben Stelle bestanden, bei Klein-Winternheim und Sörgenloch allerdings nicht genau am heutigen Platze, jedenfalls letzteres auch nicht mit dem heutigen Namen. Daß bei Drais, Marienborn und Mombach bisher keine solchen Grabstätten entdeckt sind, beruht nicht auf Zufall, sondern hängt mit der oben nachgewiesenen jüngeren Entstehung dieser Dörfer zusammen. Auch bei Weisenau sind bisher nur unbedeutende Funde dieser Periode zum Vorschein gekommen, welche die Neubenennung dieser Siedlungsstätte im Mittelalter verständlich machen. Das Fehlen bei Finthen, Gonsenheim (774 Guntzinheim) und Stadecken (früher Hetdenesheim 1162) ist dagegen jedenfalls bei beiden ersteren nur zufällig. Im Kreise Oppenheim sind mir von 44 Ortschaften 24 mit fränkischen Gräbern bekannt. Bei Lörzweiler machen sie das Nebeneinanderwohnen römischer und fränkischer Elemente wahrscheinlich, bei Eichloch und Schwabsburg sichern sie trotz der jüngeren Namensbildung der Siedlung ein höheres Alter (Heichinloch 824, Schwabsburg 1247). Auch bei Köngernheim lag das fränkische Dörfchen abseits vom heutigen (auf dem Wingertsberg). Bei Wörrstatt ist der fränkische Friedhof, am Südausgang des Ortes gelegen, wesentlich älter als die älteste Erwähnung des Ortsnamens (Werstat 779), was übrigens auch bei Mörstatt (Kreis Worms, 763 Merstat) der Fall ist. Bei Ober-Saulheim sind zwei merovingische Grabfelder in auffallender Nähe voneinander ermittelt, südlich und nördlich vom Orte. Ihre geringe Anzahl im Kreise Bingen (unter 26 Orten nur bei 10) erklärt sich zweifelsohne durch die geringe archäologische Tätigkeit, die in früherer Zeit von Bingen aus statthatte. Um so größer ist ihre Häufigkeit im rührigen Wormser Bezirk, wo nach K. Köhls Mitteilung von 43 Orten mindestens 33 Gräberfelder dieser Zeit aufweisen. Bei Hangen-Weisheim, Horchheim, Monsheim, Offstein und Weinsheim sind in der Gemarkung sogar je zwei Gräbergruppen ausgegraben. Bei Monsheim gehört die kleinere am Hohen Malstein (Klauer), unmittelbar an der Römerstraße und einer villa rustica mit Sarkophagen gelegen, noch einer älteren Zeit, wohl der alemannisch-burgundischen, an; der große Friedhof am Südwestende des Dorfes gegenüber dem Bahnhof ist jünger und stammt aus der fränkischen Siedlungsperiode. Bei Offstein (771 Offenstein) befindet sich der nach Köhl vielleicht ältere Friedhof gegenüber der Mühle am Hang, wo in der Nähe auch gallische und römische Gräber entdeckt sind und der eingegangene Ort Lindesheim lag, während der fränkische dem jetzigen Dorfe Offstein und dem heutigen Friedhof sich anschließt. Auch bei Weinsheim sind die Verhältnisse ähnliche, die eine Gruppe liegt an einer Ziegelei am Niedesheimer Weg beim Zollhaus, die andere am Ostausgang des Ortes; auch bei Horchheim die eine beim jetzigen Ort, die andere südöstlich gegen Weinsheim. Das Fehlen bei Leiselheim (1196 Luzelheim) und Neuhausen (847 Niuhusen) ist wieder schwerlich nur Zufall, da es jüngere Gründungen sind, vielleicht auch nicht bei Eich und Hamm, wo die altangesessene Bevölkerung bodenständig geblieben zu sein scheint. Bei Blödesheim, Dorndürkheim, Ibersheim, Rheindürkheim und Wachenheim werden sie mit der Zeit wohl noch gefunden werden. Von den 49 Gemeinden des Kreises Alzey kenne ich an 28 Reihengräber; hier gebricht es, wie bei Bingen, namentlich für den westlichen Teil noch an intensiverer Nachforschung. Bei Alzey selbst sind burgundische Funde in und neben dem römischen Kastell gemacht, ein burgundisch-alemannischer Friedhof liegt am südwestlichen Ausgang der Stadt gegen Weinheim, ein fränkischer nördlich der Stadt, westlich vom Bahnhof. Bei Fürfeld (912 Furinfeld) sind als spätkarolingisch erkenntliche Plattengräber am Kapellen- oder Kreuzplatz [1]) zum Vorschein gekommen. In den Städten Mainz und Worms darf aus der Lage der fränkischen Friedhöfe wohl auf eine leichte Verschiebung der Besiedlung im Weichbild nach südöstlicher bezw. nordwestlicher Richtung gegenüber der römischen geschlossen werden.

Eine systematische Verfolgung dieser und ähnlicher Gesichtspunkte auf Grund der Reihengräber würde zweifelsohne zu namhaften neuen Ergebnissen für die Siedlungsgeschichte dieser Zeit führen, muß aber einer anderen Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Aber jetzt schon ist die Tatsache, daß weitaus bei der Mehrzahl der älteren rheinhessischen Orte merovingische Gräber und zwar meist in der Nähe der mittelalterlichen und heutigen Friedhöfe gefunden sind, von größter siedlungsgeschichtlicher Bedeutung. Während die geschriebenen Urkunden erst vom 7. Jahrhundert ab nähere Angaben über diese Dörfer geben, liefern sie uns die

[1]) Vgl. J. P. Jakob, Chronik des Marktfleckens Fürfeld 2 (1911) S. 3f.

Reihenfriedhöfe ſchon für das 6., gelegentlich ſogar ſchon für das 5. Jahrhundert. Sie beweiſen, daß faſt ausnahmslos in Rheinheſſen jenen karolingiſchen und frühmittelalterlichen Dörfern an derſelben Stelle ſchon merovingiſche Weiler vorausgingen, die, ſoweit ſie chriſtlich waren, auch an derſelben Stelle ihre Kirche hatten, da in dieſer Zeit der Friedhof („Kirchhof") im allgemeinen bei der Kirche lag. Wo Abweichungen auftreten, ſind intereſſante Aufſchlüſſe über Verſchiebungen in den Gemarkungen zu erwarten. Auch die Wahl des Kirchenheiligen iſt für die Entſtehungszeit und Bevölkerungsmiſchung der einzelnen Orte von größter Bedeutung, kann aber hier nicht näher erörtert werden.

Der Umſtand, daß ſchon im 6. Jahrhundert bei den meiſten heutigen Ortſchaften Rheinheſſens größere oder kleinere Dörfchen mit galliſch-römiſcher oder germaniſch-fränkiſcher Bevölkerung ſich feſtſtellen laſſen, macht auch die Erſcheinung erklärlich, daß in Rheinheſſen nur wenige ganz umfängliche ältere Gemarkungen vorkommen, wie ſie rechtsrheiniſch mehrfach nachgewieſen ſind (Heppenheim, Bensheim, Bürſtat, Michelſtat). Während innerhalb der Grenzen dieſer letzteren noch nach dem 8. Jahrhundert mehrere Dörfer mit beſonderen Namen und eigener Gemarkung entſtanden, iſt dies in Rheinheſſen ſchon wegen der dichteren Beſiedlung und der geringeren Ausdehnung der urſprünglichen Gemarkungen weit ſeltener der Fall, wo ſich ſpäter Ober- und Niederorte (Ober- und Nieder-Olm, Saulheim, Ingelheim) abzweigten. Doch dürften einzelne Gemarkungen, wie die der Königsorte Nierſtein und Bingen, urſprünglich weſentlich größer geweſen ſein. Wenn die Gemarkung des Dorfes Lorſch (mit der St. Peter- und Nazarius-Kirche) ſich nachweislich zwiſchen 763 und 773 aus dem an der Grenze von Biſiſtat, Baſinsheim und Heppenheim gelegenen Herrengut der Familie des Grafen Cancor herausgeſtaltet hat, wie die Gemarkungen von Schwanheim, Fehlheim und Hauſen (Groß- und Kleinhauſen) ſich erſt nach 773 aus der von Baſinsheim (Bensheim) herausbildeten,[1]) ſo mögen auch in Rheinheſſen bei Olm, Schornsheim, Udenheim, Hahnheim etc., wo zum Teil königliche (bezw. biſchöfliche) Höfe in dieſer Frühzeit beſtanden, ganz ähnliche Vorgänge anzunehmen ſein. Namentlich die Stiftungen von Beifängen (bifangus, haftunga) an die Kirche verraten uns, wo Neuland gewonnen und ſelbſtändige Gemeinden in den alten Markgenoſſenſchaften gegründet wurden. Auch in dieſer Hinſicht ſind der Forſchung noch viele unbetretene Wege vorbehalten, denen hoffentlich nach der ſehnlichſt erwarteten Neuausgabe der Lorſcher Urkunden mehr Berückſichtigung als bisher zuteil wird.

IV. Über die Notwendigkeit eines Sammelwerks der Fundstätten und Funde Rheinhessens

Nur wenige Gebiete Deutſchlands können ſich eines ſolchen Reichtums an Bodenaltertümern von den älteſten Zeiten bis in das Mittelalter rühmen wie Rheinheſſen, aber auch nur wenige Gegenden haben eine ſolche Verzettelung derſelben zu beklagen wie Rheinheſſen, das allein ein halbes Dutzend Muſeen und noch mehr Privatſammlungen beſitzt und zahlreiches Material an die benachbarten Muſeen in Wiesbaden, Frankfurt, Mannheim uſw. abgegeben hat. Auch in der Literatur iſt noch kein energiſcher Verſuch zur Zuſammenfaſſung desſelben gemacht worden, wenn auch die Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit, die Mainzer und die Weſtdeutſche Zeitſchrift, die Jahresberichte der Denkmalpflege im Großherzogtum Heſſen und andere Zeitſchriften wertvolle Vorarbeiten gebracht haben.

Und doch iſt das rheinheſſiſche Fundmaterial teils wegen ſeiner Fülle, teils wegen ſeiner frühen Bearbeitung namentlich durch L. Lindenſchmit Vater und Sohn, K. Köhl u. a. man kann ſagen von europäiſcher Bedeutung geworden und ſpielt in allen archäologiſchen Schriften und Handbüchern eine große Rolle. Will ſich aber ein Forſcher über einzelne Fundſtätten näher unterrichten, iſt er meiſtens übel daran, da er die Spezialliteratur ſich nur ſchwer beſchaffen kann und auch hier nur ſelten ſyſtematiſche Zuſammenſtellungen findet.

Unter dieſen Umſtänden wird die Dringlichkeit eines Sammelwerks, welches das ganze rheinheſſiſche Material in knapper Weiſe zuſammenfaßt, von allen Seiten anerkannt und bedarf, namentlich in anbetracht der vorausgehenden Darſtellung, hier keiner weiteren Begründung, ebenſowenig wie die Berechtigung der rheinheſſiſchen Bevölkerung auf eine richtige Würdigung und Wertung ihres hiſtoriſchen Erbes an Kulturgut eine nähere Ausführung verlangt.

Dagegen dürften einige Worte am Platze ſein, welche die Art der Einrichtung eines ſolchen Buches und das erſtrebte Ziel näher charakteriſieren. Als Vorbild ſchwebt mir im großen und ganzen ein Werk vor wie das rühmlichſt bekannte von E. Wagner über Baden, doch möchte ich manche Abänderungen von grundſätzlicher Bedeutung vornehmen. Während Wagner im weſentlichen ein Inventar oder eine Regeſtenſammlung der badiſchen Bodenfunde bietet, wobei er die rein antiquariſchen Intereſſen ſtärker betont und nur für einige beſonders wichtige Örtlichkeiten ein Geſamtbild ihres Entwicklungsgangs entwirft, möchte ich ein größeres Gewicht auf den Titel „Fundſtätten" legen und möglichſt geſchloſſene Bilder des Kultur- und Siedlungsgangs aller einzelnen Fundorte zeichnen auf Grund der geographiſchen Verhältniſſe und der kulturellen Überreſte im weiteſten Sinn. Die Frage der Kontinuität der Kultur und Beſiedlung wird den Kernpunkt der Darſtellung bilden, die das Werden jeder Siedlungsſtätte bis zum mittelalterlichen und heutigen Dorfe in ſcharfen Umriſſen vor Augen führen ſoll. Die rein antiquariſche Aufzählung der Fundgegenſtände bleibt den Muſeumskatalogen und Sonderveröffentlichungen vorbehalten, dagegen muß die Literatur genaueſte Berückſichtigung finden.

Den Plan zu einem ſolchen Unternehmen habe ich längſt ins Auge gefaßt und die Sammlung des Materials für die Kreiſe Mainz, Oppenheim und Bingen begonnen. Auch hat der heſſiſche Landesdenkmalpfleger, Prof. Dr. E. Anthes, ſeine Bereitwilligkeit ausgeſprochen, in gleichem Sinne die Kreiſe Worms und Alzey zu be-

[1]) F. Kieſer, Das ſaliſch-fränkiſche Siedlungsſyſtem und die Heppenheimer Markbeſchreibung vom Jahre 773, Bensheimer Programm 1905 und Beiträge zur Geſchichte des Kloſters Lorſch, ebenda 1908 und 1909. Vgl. auch O. Bethge, Vierteljahrſchr. f. Sozial- u. Wirtſchaftsgeſch. XII (1914) S. 71—91.

arbeiten. So hängt das Zuſtandekommen nur noch von der Mittelfrage ab, die aber durch das Zuſammenwirken verſchiedener Inſtanzen bei der Wichtigkeit der Sache hoffentlich auch noch zu löſen ſein wird.

Da beſſer als alle Worte einige Beiſpiele den Zweck einer ſolchen Veröffentlichung veranſchaulichen, mögen hier einige Proben folgen, die auch auf Grund neuerer Funde und Begehungen namentlich frühere Mitteilungen in dieſer Zeitſchrift ergänzen ſollen.

1. Bretzenheim

Die ſehr frühe und deshalb ſehr große Gemarkung von 1342 Hektar reicht im Norden bis zur Römerſtraße Mainz—Bingen (bis zum Jahre 1798 ſogar mit Einſchluß des Gonſenheimer vorſpringenden Teils Ober-Adach und Draisberg), im Weſten offenbar bis zur damaligen Waldgrenze (Reichs- oder Königsforſt zu Ingelheim), hier wie auch im Süden ſind aber die Grenzen durch die jüngeren Gemarkungen Drais und Marienborn verwiſcht, im Oſten durch den Wildgraben, die Mainzer Landwehr und auf kleinere Strecken durch zwei römiſche Verbindungswege gebildet. Vorrömiſche Funde ſind mehrfach vorhanden, neolithiſche, frühbronzezeitliche, ein ſpätbronzezeitliches Urnenfeld, doch iſt mir blos von letzterem die genauere Stelle ſüdweſtlich vom Dorf, zwiſchen Bergweg und alter Kreuznacher (Eſſenheimer) Straße, am „Olmer Loch“ bekannt, durch welches früher ein Quellrinnſal abfloß und wo ſehr guter Ackerboden, wie faſt auf der ganzen Gemarkung, vorhanden iſt. Zwei weitere vom Lerchenberg und Marienborn herabziehende Waſſermulden, jetzt zwar wie die erſtere trocken, werden da und dort von ähnlichen Funden begleitet geweſen ſein. Die Ausrodung des Waldes, namentlich bei Bildung der Gemarkungen von Drais und Marienborn, dürfte ſie trockengelegt haben, alſo erſt im Mittelalter. Die bedeutendſten vorrömiſchen Siedlungen ſind aber um die Quellen der Zahlbach im Dorfe ſelbſt (Pfingſtbrünnchen und Weiher) zu vermuten, werden aber durch den jetzigen Ort zerſtört ſein. Der „Hinkelſteinerpfad“, von der Pariſerſtraße nach einer Seitenmulde des Schindergrabens, wo viele Ackerraine Anzeichen lebhaften frühen Ackerbaus ſind, dürfte gleichfalls auf eine vorrömiſche, durch einen Hinkelſtein gekennzeichnete Siedlung hinweiſen, worauf auch die Namen der angrenzenden Gewanne (Teufelsgewann, Schatzkaute) deuten.

Die Topographie des römiſchen Bretzenheim iſt durch zwei oder drei Römerſtraßen bedingt: 1) die Fortſetzung des von der Bingerſtraße ausgehenden, an der weſtlichen Taloberkante des Zahlbachs hinter dem Mainzer Friedhof führenden „Bruchwegs“, der augenſcheinlich eine Fortſetzung der Römerſtraße von Kreuznach—Eſſenheim—Jägerhaus („alte Kreuznacherſtraße“) iſt und am „Weiher“ und hinter dem Friedhof vorbeizog („Anzengaſſe“), wo römiſche Funde gemacht ſind; 2) der Römerſtraße von der porta decumana des Kaſtells neben der „ſtrategiſchen Straße“ herab ins Zahlbachtal und mit der „Mainzerſtraße“ an der Mühle vorbei und am Oſtrande des Dorfes entlang („Stampiere“), wo an

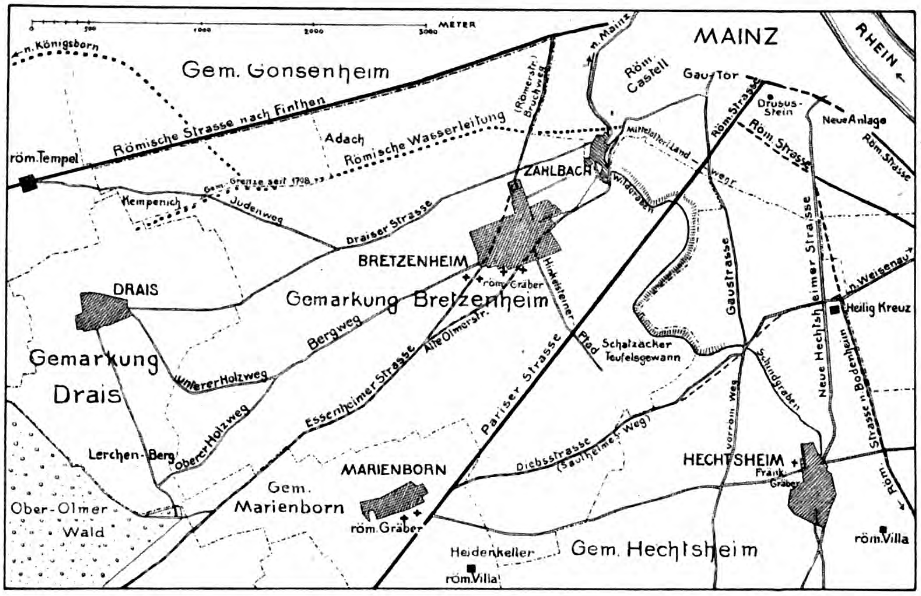


Abb. 5. Gemarkung Bretzenheim

mehreren Stellen Gräber aufgedeckt wurden, in der Richtung der „alten Olmerſtraße“ nach der Eſſenheimerſtraße, in die ſie zwiſchen Hecker(n)- und Litzer Weg einmündet; 3) zwiſchen beiden vielleicht noch in der Richtung der „Länzelhohl“ („Landelhohl“, Leimental, in der Richtung der auf die Taunusſtraße einmündenden Römerſtraße) ein Kommunalweg, wie auch der Waſſerleitung entlang nach der Finther Straße eine Verbindung wahrſcheinlich iſt. Außer den bekannten älteren Funden auf dem ausgedehnten Friedhof hinter den „Römerſteinen“ (Waſſerleitung), an der Backhaushohl (neuerdings Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 130) und weiter, den zahlreichen Siedlungsſpuren öſtlich des Dorfes und im Dorfe ſelbſt (bei der Kirche und dem Rathaus) ſind in den letzten Jahren namentlich am Südrand des Dorfes mehrfach Brandgräber und Sarkophage entdeckt worden, ſo an der Ecke der Schul- und Faulhaberſtraße, an der Hochſtraße, zirka 100 Meter weſtlich vom neuen Schulhaus uſw. (Mzr. Ztſchr. VI S. 124, VIII/IX S. 130), die hier neben dem bekannten am Südausgang des Dorfes längs der Eſſenheimerſtraße ein zweites, wenn auch kleineres Gräberfeld an der genannten Straßenabzweigung nach dem Zahlbachtal und der porta decumana vorausſetzen laſſen.

Dieſe und andere Funde ſtellen außer Zweifel, daß in römiſcher Zeit hier ein geſchloſſener vicus lag, hervorgegangen aus den canabari des Kaſtells. Da nun in Urkunden vom Jahr 753 f. der Ort villa Pritonorum, Brittenheimer marca, marca Brettonorum, Britzinheim uſw. genannt wird und numeri der engliſchen Britones ſeit der Mitte des 2. Jahrhunderts an vielen Stellen des Limes auftreten und auch beim Mainzer Legionslager gewiſſermaßen als Geiſeln für das Wohlverhalten der erſteren wahrſcheinlich ſind, darf wohl im frühmittelalterlichen Namen die Fortſetzung des römiſchen erblickt werden. Daß erſt in merovingiſch-karolingiſcher Zeit Britones aus der Bretagne (wie anderwärts Frieſen, Sachſen uſw.) hier angeſiedelt wurden, wie manche Forſcher meinen, iſt ſchon deshalb unwahrſcheinlich, weil die Bretzenheimer Gemarkung auch in frühfränkiſcher Zeit gut beſiedelt war und in ihrer Abgrenzung auf ältere Entſtehung hinweiſt. Deshalb hat auch die von H. Lehne, Geſammelte Schriften III (1838) S. 75 f. ausgeſprochene Vermutung, daß es der Todesort des Kaiſers Alexander Severus (235) ſei, viele Wahrſcheinlichkeit. Jornandes berichtet von dem Kaiſer: „ipse Moguntiaci tumultu occiditur militari", Aurelius Victor: „agentem casu cum paucis vico Britanniae, cui vocabulum Sicila trucidavere", Lampridius: „in Britannia, ut alii volunt, in Gallia in vico cui Sicila nomen est". Durch die Bezeichnung vicus Britanorum für Bretzenheim in römiſcher Zeit erklärt ſich leicht der Irrtum des Aurelius Victor, er ſei in Britannien getötet worden. Und daß die einzelnen Örtlichkeiten in der Bretzenheimer Gegend bereits ihre Namen hatten, iſt durch römiſche Inſchriften bei Gonſenheim und Mombach erwieſen. Vermutlich iſt der Kaiſer auf der Jagd oder bei einer Truppenübung von meuternden Soldaten getötet worden.

Aus der merovingiſchen Zeit befindet ſich ein Gräberfeld in Fortſetzung des römiſchen an der Eſſenheimerſtraße gegen Marienborn zu (Altert. unſ. heidn. Vorzeit V S. 13, Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 179, XIV S. 6/7), was alſo eine Kontinuität der Beſiedlung wie im Namen bekundet. Ein zweiter Friedhof liegt am Nordhang des Tales in der Gärtnerei des Jean Diel, wo 1907 das Grab eines fränkiſchen Edlen im vollen Waffenſchmuck mit ſeinem Streitroß entdeckt wurde (Mzr. Ztſchr. III S. 139, XIV S. 6 f.). Dies Gräberfeld gehört dem um 500 eingedrungenen fränkiſchen Elemente an. Die ſchon 775 erwähnte Kirche S. Salvatoris beſtätigt, wie die Albanuskirche in Bodenheim, wohl auch den Zuſammenhang mit der vorfränkiſchen, zum Teil ſchon chriſtlichen Bevölkerung.

Literatur: H. Mumbächer, Zur Geſchichte der Orte Bretzenheim und Zahlbach, Mainz 1900. Derſelbe, Geſchichte des Dorfes Bretzenheim 1908. Mzr. Ztſchr. III (1908) S. 21 (K. Schumacher).

2. Finthen

Die 1103 Hektar große Gemarkung, deren Abgrenzung gegen das frühere Waldgebiet ziemlich geradlinig, gegen das uralte Ackerfeld unregelmäßiger iſt, liegt in dem hügeligen Quellgebiet der Gonsbach, deren drei Zuflüſſe vom Königsborn, Kirchborn (Großenborn) und der Abach durch Lehmrücken getrennt ſind und in ihrer Vereinigungsſtelle am Halteplatz der Lokalbahn einen kleinen Wieſengrund bilden (Langwieſen). So bieten ſich für kleinere Siedlungsgruppen, namentlich von Ackerbauern, recht günſtige Verhältniſſe dar. Tatſächlich ſind ſie auch an verſchiedenen Punkten feſtgeſtellt, ſo neolithiſche Wohngruben (nach einer ſchönen großen Feldhacke wohl der Bandkeramik) „im Grund" bei der Quellenfaſſung am Nordrand des Abachtälchens, an anderer Stelle der Spiralkeramik (Mzr. Ztſchr. VIII/IX S. 134), ein Urnenfeld der jüngſten Bronzezeit in den Spargelfeldern im Gewann Rod (Roth) über dem Ende der Königsbornmulde, ein Früh-La Tène-Grabfund auf der Südſeite des Abachtälchens, den neolithiſchen Wohngruben gegenüber. Es ſind dies lauter Anzeichen für ackerbautreibende Stämme, während für Jäger und Hirten die Beſchaffenheit der Gemarkung weniger günſtig iſt. Doch waren alle dieſe kleinen Siedlungen nur von vorübergehender Dauer.

In römiſcher Zeit entſtand dagegen an der großen Verkehrsſtraße von Mainz nach Bingen an der Stelle des jetzigen Dorfes eine größere geſchloſſene Niederlaſſung, wie zahlreiche römiſche Hausreſte und Gräber an der Binger-, Budenheimer-, Mühltal- und Taunusſtraße beweiſen. Öſtlich des Ortes erhob ſich am ſogenannten Rondel, auf höchſter Paßeinſattelung unmittelbar an der Römerſtraße, ein Tempel des Merkur und der Maia-Rosmerta, der ſüdlich der Straße im Gewann „Heiligen Haus" von zahlreichen weiteren Gebäuden umgeben war (nach der Volksſage ein „Kloſter"). Im Gebiet der jetzigen Ziegelei nördlich der Straße lagen mindeſtens zwei Brunnen. Leider wurde durch Steinbruchbetrieb ſeit der Auffindung im Jahre 1844 ein großer Teil der Gebäulichkeiten vollſtändig ausgebrochen. Die Inſchriften, die dabei zutage kamen, beziehen ſich auf Votivſpenden an Mercurius durch Veteranen der 22. Legion, die in der Nähe angeſiedelt geweſen ſein werden, eines decurio der in Mainz liegenden Schwadron (ala) der Cannenafaten, eines Geſchirrhändlers (negotiator artis cretariae), deſſen Wagen oft dieſe Straße paſſiert haben wird, eines Obmanns Mainzer Kleinhändler (manticularii negotiatores), eines Hausverwalters (servus vilicus) u. a. m., denen allen Merkur und der dortige Straßenverkehr irgend welche Vorteile gebracht haben wird. Das intereſſanteſte Fundſtück aus einem Brunnen iſt aber ein lebensgroßer, ſehr ſchöner Bronzekopf einer jugendlichen Göttin, offenbar der Gefährtin des Merkur, der römiſchen Maia, der galliſchen Rosmerta, zweifelsohne von einem Kultbilde aus einem zweiten dortigen Tempel. Die gemeinſame Verehrung von Merkur und Maia-Rosmerta iſt ja in den Rheinlanden ſehr zahlreich belegt, ſo von Alzey, Worms, Kreuznach, Andernach uſw. Ob ſchon in germaniſcher und galliſcher Zeit an dieſer Stelle eine Kultſtätte war, iſt unſicher, doch könnte der Name der angrenzenden Anhöhe „Donnersberg" auf Wodansdienſt hinweiſen (?).

Von dem ſagenumwobenen Königsborn, wo auch Spuren römiſcher Gebäude zum Vorſchein kamen, ging bekanntlich ein Aſt der Mainzer Waſſerleitung aus, deſſen Kanal jetzt noch am Hange der Weinberge in der Richtung auf den günſtigen Gonsbachübergang bei der Königsmühle im Boden liegt, an welcher Stelle jedenfalls ein oberirdiſcher Aquadukt anzunehmen iſt. Von einzelnen Meierhöfen ſind im oberen Teil der

Abach an zwei Stellen Spuren vorhanden, die eine unfern dem Früh-La Tène-Grabe auf der Nordſeite des Baches, die andere unfern vom Südweſtausgang des Ortes, und auch längs des Gonsbachs namentlich über dem Wieſengrunde ſind weitere anzunehmen, vielleicht auch im „Bellergewann“, gegenüber dem Donnersberg (am Bellerweg) und im Steinacker, der an das Gewann „Roth“ anſtößt. Ein römiſches Grab unmittelbar an der Römerſtraße zwiſchen Kilometer 8 und 9 an der Höhe 213,4 könnte ſowohl zu einer Villa im Steinacker als zu der genannten bei der Pumpſtation gehören.

Der Name Finthen, der ſchon in einer Urkunde von 893 Fontheim heißt, wird gewöhnlich auf das römiſche „ad fontes“ (oder ähnlich) zurückgeführt, vielleicht mit Recht, obwohl eine an der Stelle der Vereinigung der beiden Waſſerleitungsäſte im Kemperich gefundene Inſchrift den nymphis Laurentibus geweiht iſt, alſo auf eine Örtlichkeit Namens Laurentia oder ähnlich deutet. Aus merovingiſcher Zeit ſind zwar noch keine geſicherten Überreſte nachgewieſen, wodurch die Kontinuität der Bevölkerung oder des Bewohntſeins der Stätte ſich ergäbe, doch zweifle ich kaum an ihrem Vorhandenſein bei der wichtigen Lage des Ortes. Ein nicht näher beſtimmtes Skelettgrab, das hinter dem Dorfe gegen Bingen 1903 aufgedeckt wurde, könnte vielleicht einen Hinweis bieten. Jedenfalls ſcheint die hochgelegene Gegend um die Kirche den Kern des mittelalterlichen Dorfes gebildet zu haben, das ſich einer ziemlich großen und natürlich abgegrenzten Gemarkung erfreut. Sollten fränkiſche Gräber tatſächlich fehlen, ſo ließe ſich das wohl nur durch Zurückbleiben ſtarker römiſch-chriſtlicher Überreſte erklären, was im Verein mit der Feſthaltung des römiſchen Namens ja leicht möglich wäre.

Literatur: Altert. unſ. heidn. Vorzeit V S. 338 f., Mzr. Ztſchr. III (1908) S. 24, VI S. 144, VIII/IX S. 57 f., 134.

3. Marienborn

Die in Urkunden des 11.—15. Jahrhunderts Brunnon (1043), Brunnen, Born(e), ſeit dem 16. Jahrhundert Marienborn nach einer ſtarken dortigen Quelle genannte Gemeinde, die erſt im 11. Jahrhundert durch Willigis eine Kapelle erhielt und zur Pfarrei Bretzenheim gehörte, iſt, wie der Name und die kleine Gemarkungsfläche (296 Hektar) mit der unregelmäßigen Umgrenzung zeigen, wohl erſt um das Jahr 1000 entſtanden und knüpft kaum an eine ältere geſchloſſene Siedlung an.

Zwar ſind vereinzelt vorrömiſche und römiſche Fundſtellen vorhanden, von erſteren eine noch nicht näher feſtgelegte bronzezeitliche und germaniſche der Spät-La Tène-Zeit (ein Brandgrab in Mainzer Privatbeſitz), von letzteren eine villa rustica im „Heidenkeller“, ſüdöſtlich vom Orte, und Gräber in den ſandigen Spargelfeldern am Wege nach dem Chauſſeehaus und weiter nördlich auch Sarkophage (?). Sie weiſen aber nur auf kleinere, vorübergehende Siedlungsgruppen hin, ſeien es Jäger und Viehzüchter, die durch die ſtarke Quelle in der geſchützten Talmulde am Hange des Berges angezogen wurden, oder größere landwirtſchaftliche Einzelbetriebe von römiſchen villa rusticae, die den verhältnismäßig guten Boden in der Nähe der großen Verkehrsſtraße von Mainz nach Alzey ausnutzen wollten. Allerdings könnte hier, an der Einmündungsſtelle der Straße von Weiſenau, auch eine kleine Gruppe römiſcher Häuſer geſtanden haben, worauf vielleicht auch ein Brunnen (Walther S. 79 f.) deutet. Die Reſte von Moſaikböden in dem Bau im „Heidenkeller“, in deſſen Nähe wohl eine Quelle entſprungen ſein wird (vgl. den Flurnamen Lache auf Hechtsheimer Gemarkung!), laſſen auf ein wohlhabenderes Beſitztum wie bei Gonſenheim ſchließen, vielleicht verbunden mit einem sacellum des Mars Leucetius, wie ein dort gefundenes Votivtäfelchen aus Bronze nahelegen könnte. Merovingiſche Funde fehlen, was wohl kein Zufall iſt.

An eine kleine Gruppe römiſcher Häuſer könnte man allenfalls an der Einmündung der von Weiſenau kommenden „Diebsſtraße“ beim Chauſſeehaus in die Römerſtraße Mainz—Alzey denken und die Gräber in den Spargelfeldern gegen das Dorf damit in Zuſammenhang bringen. Die engeren Beziehungen zwiſchen dem römiſchen vicus bei Weiſenau und dem Tempel bei Klein-Winternheim ſind ja durch eine Inſchrift geſichert.

Literatur: Mzr. Ztſchr. III S. 30.

4. Mombach

Die Gemarkung hat gewiſſermaßen ein doppeltes Angeſicht, ein feuchtes nach dem Rhein mit der vorliegenden Ingelheimer- und Rettbergs-Aue ſowie dem flachen Weide- und Gartenvorland, und ein trockenes gegen das Gonsbachtal mit dem „großen Sand“, verſchiedenen Dünenrücken und kleinen Waldſtücken. Die älteſten Siedlungsreſte finden ſich, wie öfters, auf den Rheininſeln, am zahlreichſten in der neolithiſchen und Bronzezeit, während ſie in der Hallſtatt- und La Tène-Periode ſchon nachlaſſen. Auf dem Feſtlande, das im Vorgelände allen Überſchwemmungen ausgeſetzt war, fehlen ſie bis jetzt, dürften aber an den ſanften, ſandigen Hängen gegen den großen Sand, z. B. in der Nähe des Suderbrunnens, vorausgeſetzt werden, aber auch nur von Jägerſtämmen. Von dieſen iſt im Müllerwäldchen und in deſſen Umgebung bis auf das Terrain der Gaſtellſchen Fabrik, wo noch eine Quelle entſprang, eine kleine Kolonie der Späthallſtattzeit und vielleicht auch der Bronzezeit (Radnadeln) feſtgeſtellt. In den 80er Jahren wurden hier mehrere Grabhügel geöffnet, die Hals-, Arm- und Ohrringe, eine Kugelknopf-Haarnadel (?), Bruchſtücke eines verzierten Gürtelblechs aus Bronze ergaben, auch eine Omphalosſchale, alles aus dem letzten Abſchnitt der Hallſtattzeit (im ſtädtiſchen Muſeum zu Mainz aufbewahrt). Offenbar waren es mindeſtens ein halbes Dutzend Grabhügel, längs der Oberkante des Tales auf dem Dünenrücken gelegen, doch ſind ſie zum Teil von den natürlichen Dünenerhöhungen kaum zu unterſcheiden. Vor etwa 15 Jahren waren auch noch von ihnen nach dem Bache herabziehende Hohlwege in den jetzigen Spargelfeldern zu erkennen, die vielleicht auf die Lage von Hütten am Bache ſchließen laſſen.

In der römiſchen Zeit haben längs der Straße über Mombach, Budenheim nach Bingen, namentlich am Fuße des Hardenbergs und bei Mombach an den waſſerreichen Quellen des Mombachs, am ſogenannten Suderbrunnen wahrſcheinlich kleinere Hüttengruppen geſtanden, wenn auch keine ſicheren Spuren derſelben be-

kannt ſind. Ein am Suderbrunnen gefundenes Altärchen (C. I. L. XIII 7210) beſagt, daß ein Unteroffizier (optio) der 22. Legion im Jahre 178 dem Juppiter und den Nymphen dieſe Widmung dargebracht hat. Die Nymphen haben den Beinamen C. Sp., der, leider noch nicht gedeutet, wie bei den nymphis Laurentibus von Finthen, den Namen der Örtlichkeit bergen dürfte und alſo auf ein Bewohntſein der Gegend ſchließen läßt. Weshalb auch Juppiter optimus maximus angeſchloſſen iſt, der auf der einen Altarſeite noch durch den Bliß ſymboliſiert wird, während auf der anderen Seite eine Henkelſchale, ein Behälter mit drei Meſſern und ein Weihrauchgefäß die Opferhandlung überhaupt andeuten, kann höchſtens vermutet werden (Nähe eines Juppitertempels etc.). Villae rusticae können am unterſten Gonsbachlauf noch eine oder die andere geſtanden haben. Die Ruinen eines römiſchen Gebäudes im Rhein, gegenüber der Mitte der Ingelheimer Aue, beweiſen jedenfalls, daß der Rhein an dieſer Stelle noch nicht ſein heutiges Bett hatte.

Aus der Völkerwanderungszeit ſind keine Funde bekannt und auch nicht zu erwarten. Der Name Mombach (oder Mumbach) begegnet in den Urkunden erſt ſeit dem 13. Jahrhundert, iſt zweifelsohne verhältnismäßig jung und nach dem Bächlein benannt, wie ſo viele des 10.—12. Jahrhunderts. Ob in dem Mum (Mom) eine ältere Lokalbezeichnung ſteckt, iſt zweifelhaft. Die Gemarkung umfaßt nur 621 Hektar, wobei 92 Hektar Wald ſind.

Literatur: Mzr. Ztſchr. III S. 30.

5. Nierſtein

Die ſonnige Nierſteiner Talbucht, das günſtigſte Siedlungsplätzchen zwiſchen Mainz und Worms, wo die roten Sandſteinlehnen im Norden, die weißen Kalkſteinwände im Süden eine lößbedeckte, vom Flügelsbach durchſchnittene, talkeſſelartige Vorterraſſe des Rheins umrahmen, wo zahlreiche Quellen an den Berghängen wie auf der leichtwelligen Ebenenfläche entſpringen, wo ein uralter, aus dem inneren Rheinheſſen kommender Verkehrsweg an geeignetſter Stelle den Rhein überſchreitet, hat zu allen Zeiten die verſchiedenartigſten Siedler angelockt und feſtgehalten: Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer, handel- und gewerbetreibende, kriegeriſche und friedliche Stämme. Auch die Schwefelquelle wird ſchon vor dem Kulte der galliſch-römiſchen Sirona ihre Verehrer gehabt haben, wie der Name B u c o n i c a (auch Bauconica und Bonconica überliefert) ſchon auf vorrömiſche Zeiten zurückgeht.

Anzeichen einer p a l ä o l i t h i ſ c h e n, meſo- oder frühneolithiſchen Bevölkerung von Fiſchern und Jägern, wie ſie da und dort auf den Rheinterraſſen begegnen, fehlen bis jetzt in dem Talkeſſel völlig, beginnen aber mit allerdings noch geringen Überreſten weiter rheinauf- und abwärts bei den Oppenheim und Nackenheim vorgelagerten Rheininſeln, wo ſich günſtigere Fiſchgründe und Wohnſtellen boten, als im und am offenen Strome. Auch von der Michelsberger Kultur findet ſich bis jetzt kein Niederſchlag, vielleicht aus demſelben Grunde. Dagegen haben die ackerbautreibenden Bandkeramiker der Neolithik auf der Lößfläche der „Neunmorgen" und in den angrenzenden Gewannen, deren Fuß vom Flügelsbach beſpült wird, ſehr ausgedehnte Daſeinsſpuren hinterlaſſen, weniger bedeutende in der Nähe des Steinbruchs am Südoſthange des Galgenbergs an der Oppenheimer Gemarkungsgrenze und im Gewann Dautzklauer gegen Dalheim zu, beidemale an ſtarken Quellen. Auf den „Neunmorgen", dem höchſten hochwaſſerfreien Punkte in der Nähe der Flügelsbachmündung, wo inmitten der Weinberge jetzt der mächtige Bau des neuen Schulhauſes aufragt und ein über vier Meter hoher „Hinkelſtein" im Jahre 1891 ausgegraben wurde (vgl. Abb. Mzr. Ztſchr. V S. 12, neben dem Schulhauſe aufgeſtellt) lagen ihre und ihrer Nachfolger Grabfelder, an den Hängen nach dem Rheine und dem Bache ihre Hütten. Von erſteren wurden namentlich zahlreiche Skelettgräber der Röſſen-Nierſteiner Gattung in den 80er und 90er Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts feſtgeſtellt mit tiefſtichverzierten Kugelurnen, Steinbeilen, Muſchel- und Eberzahn-Schmuck, die teils in das ſtädtiſche Muſeum nach Mainz, teils in das prähiſtoriſche Muſeum nach Köln gelangten. Die Grubenwohnungen liegen weit zerſtreut, von den „Neunmorgen" bis zur Ziegelei (Altert. unſ. heidn. Vorzeit V S. 387 Nr. 1223, 24) und gehören teils der Hinkelſteinſtufe, teils der Röſſener- und Spiralkeramik an, doch ſind leider keine genügenden Beobachtungen über ihre Einzelausgeſtaltung ſowie über das zeitliche und kulturelle Verhalten dieſer verſchiedenen Bevölkerungsſchichten zueinander gemacht worden. Im weiteren Verlauf der Neolithik faßten auch die in kleinen Gruppen auftretenden kriegeriſchen Leute der Glockenbecherſtufe („Zonenkeramik") hier feſten Fuß, wie ein im Jahre 1888 im Weinberge des G. Naab (weſtlich vom neuen Schulhauſe) beim Roden gefundenes Grab beweiſt. Was aus jenen Ackerbauern geworden iſt, ſteht noch dahin.

In der älteſten Stufe der B r o n z e z e i t treffen wir wieder auf den „Neunmorgen" Skelett-Flachgräber, und zwar mit den charakteriſtiſchen, ſäbelartig gebogenen Rollennadeln, Fingerſpiralen und Elfenbeinringen der Adlerbergſtufe, die hier in Nierſtein wie bei Worms wohl ohne Bevölkerungswechſel aus der ſpäteren Glockenbecherkultur hervorgegangen ſein wird. Auch überraſcht uns nicht, daß die gleichen Gräber oben an dem ziemlich ſteilen Hange der Rehbacher Steige entdeckt wurden, von wo ein Waſſerrinnſal nach dem Rheine herabzieht. Solche kleine Gruppen von Adlerbergleuten ſitzen ja da und dort an den oberen Rändern des Rheintals und der rheinheſſiſchen Seitentäler, wie bei Dienheim, Ober-Olm, Mölsheim uſw. Da Ackerbau hier ausgeſchloſſen iſt, kommt nur Jagd und Viehzucht, beſonders Schafweide in Betracht. Die Hügelgräberbevölkerung von B 2—4, die auf dem linken Rheinufer unterhalb der Neckarmündung nicht recht aufkam, iſt auf Nierſteiner Boden nur im „Dautzklauer" am Dalheimer Brünnchen durch ein Grab wohl aus einem abgetragenen tumulus vertreten, das ein Tongefäß mit Kerbſchnittverzierung, eine Hirtenſtabnadel u. a. enthielt. Da auf der Nierſteiner Gemarkung, wie in einem großen Teile Rheinheſſens, der Wald, der anderwärts jene Grabhügel am beſten bewahrt hat, jetzt völlig fehlt, ſind auch aus dieſem Grunde Überreſte dieſer Kultur nur in geringer Zahl zu erwarten. Ihre Träger waren Jäger und Viehzüchter, weniger Ackerbauer, wenn ſie auch in einigen Gegenden, wo offenbar ſtarke Beſtandteile der älteren ackerbau-

treibenden Bevölkerung zurückblieben, ſich dieſem allmählich zuwandten.

Intenſiveren Ackerbau, wie ihn die bandkeramiſchen Neolithiker geübt hatten, betrieben erſt wieder die Urnenfelderleute der ausgehenden Bronze- und beginnenden Hallſtattzeit, deren Gräber und Siedlungen wir nun faſt überall da antreffen, wo jene ſich niedergelaſſen hatten, zahlreich im Gebiete der Neunmorgen, auch im Dautzklauer, aber auch an anderen Stellen, wo jene bisher noch nicht nachgewieſen ſind, am Burgweg, in den Zehnmorgen, am Hummertal, ein Beweis, daß ein größeres Bedürfnis für Ackerland vorlag. Dieſe ihre Toten verbrennende Urnenfelderbevölkerung iſt nachweislich an den genannten Punkten faſt während der ganzen Hallſtattzeit ſitzen geblieben. Erſt gegen Schluß der Hallſtattzeit trat eine neue, ihre Toten beerdigende, kriegeriſche Bevölkerung auf, aber mehr Jäger und Hirten, deren Spuren im Hummertal und Dautzklauer, vielleicht auch an der Rehbacher Steige nachgewieſen ſind, bezeichnender Weiſe weniger im Ackerland der Neunmorgen. Das Verhältnis dieſer Bevölkerung zur vorhergehenden iſt noch nicht klargeſtellt, doch ſcheinen ſie ſich gegenſeitig vertragen zu haben.

Die frühe La Tène-Zeit brachte die keltiſchen Siedler, als deren Vorwelle vielleicht jene Spät-Hallſtatt-Menſchen mit Skelettbeſtattung zu betrachten ſind, in ziemlicher Anzahl, wie Gräber von den Neunmorgen, im Hummertal, am Dalheimer Brünnchen und bei der Glöck dartun, darunter auch ein Hockergrab. Da es aber augenſcheinlich nur kleinere Gräbergruppen ſind, wird mehrfach nur an einzelne Bauernhöfe zu denken ſein, abgeſehen von den Neunmorgen. Wenn Gräber der Mittel-La Tène-Stufe bis jetzt, wie in den meiſten Orten Rheinheſſens, fehlen, ſo werden wir annehmen dürfen, daß einerſeits manche ſogenannte Früh-La Tène-Formen ſich bis in das 3./2. vorchriſtliche Jahrhundert hielten, andererſeits aber folgern müſſen, daß durch die Germanenvorſtöße ſehr frühe eine Rückwanderung der galliſchen Mediomatriker ſtatthatte. Dieſe galliſchen Siedler dürften den Namen Bouconica aufgebracht haben, wenn er nicht ſchon von den bodenſtändigen bäuerlichen Urnenfelderleuten der Hallſtattzeit übernommen iſt (Bauconica). Buco (Bucco, -a) iſt ein nicht ſeltener keltiſcher Eigenname, nach dem die Siedlung benannt ſein könnte, doch iſt auch die Ableitung von Buchenwald nicht ganz ausgeſchloſſen.

Aus der Spät-La Tène-Zeit ſind ſehr zahlreiche Gräberinventare im Mainzer Muſeum vorhanden, aus den Neunmorgen und dem angrenzenden Gewann Bildſtock, lauter Brandgräber, die der Männer mit Schwertern, Lanzen, Meſſern, Schildbuckeln uſw., die der Frauen mit Schmuckſachen aus Bronze, Eiſen, Glas, auch mit Spinnwirteln. Sie gehören ohne Zweifel den arioviſtiſchen Vangionen an, die hier als Deckung für den Rheinübergang angeſiedelt waren. Sie mögen auch die alte Form Bau- oder Bouconica in Zuſammenhang gebracht haben mit ihrem Buchenwald Buconia, silva Buconica (A. Holder, Altkeltiſcher Sprachſchatz, Nachtrag 1911 = Buchenloch), obwohl es auch in Gallien einen Wald Buconis(a) gab (Holder a. a. O. I 1896 S. 626).

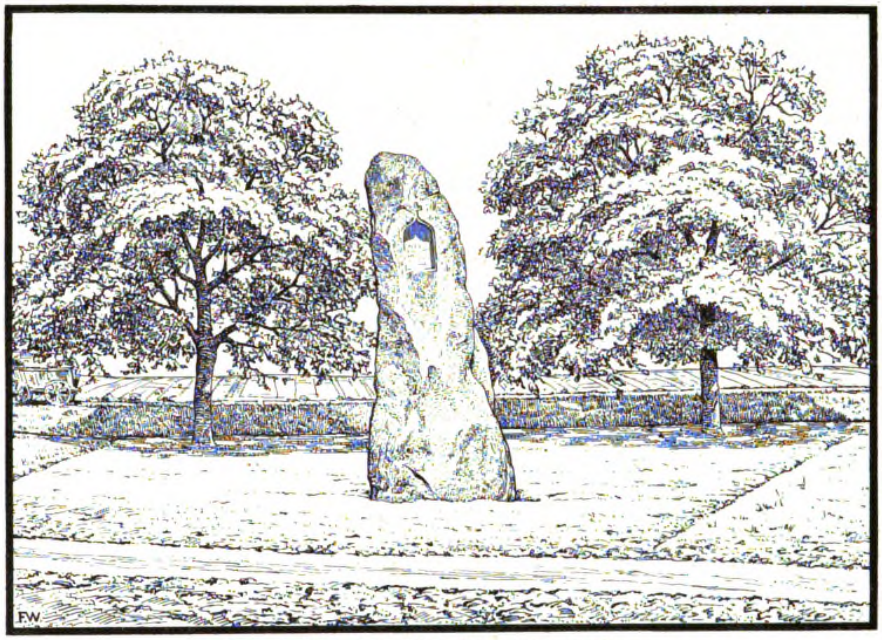


Abb. 6. Der „lange Stein" bei Ober-Saulheim

In römiſcher Zeit beſtand das Germanendörfchen am Flügelsbach und auf den Neunmorgen wohl ruhig weiter, wie in Weiſenau. Daneben aber bildete ſich allmählich ein römiſcher vicus um den Schnittpunkt der Straße Mainz—Worms, ungefähr der jetzigen Rheintalſtraße, und der Straße Alzey—Nierſtein—Großgerau, welche in der Richtung der Wörrſtadter Landſtraße zog. Im Jahre 1901 kamen die Reſte eines größeren Hauſes beim Neubau des Weinhändlers Guſtav Sander zum Vorſchein. Es ſchließt ſich ein ausgedehntes Gräberfeld an, Brandgräber und Skelettgräber, bis in die Nähe des Sironabades. Im März 1920 kamen wieder Brandgräber des 2. Jahrhunderts bei dem Hauſe des Weingutsbeſitzers Reinhold Senfter zum Vorſchein, an deſſen Kelterhaus auch eine dort gefundene Grabſchrift eingemauert iſt (C. I. L. XIII 6280 d(is) m(anibus) Fabricio et Acceptio Decembri Paternia Priscilla mater filiis de suo fecit). Eine andere dort gefundene Inſchrift iſt gewidmet d. m. Tertiae matri Venusti et Gemelli et Serotin(a)e Primia Amilla, alſo lauter galliſch-römiſche Namen. Von beſonderem Intereſſe iſt

eine Grabinschrift eines Soldaten der in Mainz liegenden Ituräercohorte, weil sie wohl auf ein militärisches Detachement in frührömischer Zeit zur Bewachung des dortigen Rheinübergangs und vielleicht auf ein kleines Erdkastell hinweist, und ebenso die Grabinschrift der Gemahlin eines beneficiarius consularis, also eines Straßengendarmen, dessen dortige Stationierung im 3. Jahrhundert dem gleichen Zwecke diente. Viele der Aschenurnen sind noch im Besitze der Gebrüder Sander und von Reinhold Senfter, auf deren Grundstücken sie zum Vorschein kamen. Das „Sirona-Bad" nahe der Oppenheimer Gemarkungsgrenze, benannt nach dem Votivstein der Julia Frontina an Deo Apollini et Sironae (C. I. L. XIII 6272), ist die römische Fassung einer Schwefelquelle, nach den 1803 vorgenommenen Ausgrabungen aber wohl mehr zu Trink-, als Badezwecken, dem Heilgotte Apollo Grannus und der gallischen Sirona gewidmet. Am unteren Ende des vicus, gegen die Glöck bei der Malzfabrik, stand an erhöhter Stelle nach der Inschrift 6276, die bei der Malzfabrik gefunden ist, ein Merkurtempel (deo Mercurio aedem cum signo).

Unser vicus kann nur das in den römischen Itinerarien (Reisehandbüchern), auf dem Meilenstein von Tongern und auf einer Ziegelinschrift von Junglinster in Luxemburg genannte Buconica sein, leugae XI a Borbetomago, leugae IX a Mogontiaco, 11 Leugen von Worms, 9 Leugen von Mainz, was von Mitte zur Mitte der römischen Stadt gemessen stimmt. Früher hatte man fälschlich an Oppenheim gedacht. Wegen der besonderen Hervorhebung in den Itinerarien wird es auch eine staatliche Poststation zum Pferdewechsel etc. enthalten haben. Daß der vicus in spätrömischer Zeit, wie so viele andere auf dem linken Rheinufer, eine Ummauerung oder ein Steinkastell zum Schutze erhalten hat, dafür fehlen bis jetzt alle Anhaltspunkte; dagegen dürfte auf der Glöck ein „burgus" gestanden haben.

Auch die zweite, besonders bedeutsame Siedlungsstelle auf Niersteiner Gemarkung am Dautzklauer, wo zwischen Roßberg und Galgenberg ein Seitenbächlein des Flügelbachs und mehrere Quellen in der sonnigen Ausbuchtung mit gutem Ackerland günstigste Daseinsbedingungen schaffen, wie schon die Beharrlichkeit der Besiedlung durch alle vorrömischen Perioden verrät, weist römische Spuren auf, doch aber wohl nur von einem größeren Meierhof (vgl. Gewann Taubhaus). Im Mittelalter dürfte hier wohl auch eine „Wüstung" anzunehmen sein.

Villae rusticae haben in größerer Zahl den vicus umgeben: am Eselspfad (Fuchsloch), an der oberen Rehbachersteige, auf dem Roländer, wo Gebäulichkeiten und Gräber in der Nähe der dortigen Quellen festgestellt sind, wahrscheinlich auch noch weitere am Flügelsbach gegen Schwabsburg und bei der Quelle am Westhang der Niersteiner Warte, nördlich von der Silberkaute. Der Name „Klostergewann" südwestlich vom Roländer Berg wird wohl mit den ausgedehnten Ruinen der hier liegenden, nach der feinen Wandbemalung wohl sehr wohlhabenden Villa zusammenhängen. Diese Gutshöfe auf dem Hochplateau waren wohl durch einen römischen Weg zugänglich, der am Westhange der Glöck am Merkurtempel und der Villa am Eselspfad (Fuchsloch) vorbei über den „Königsstuhl" nach Lörzweiler führt und heute noch durch seine mächtige Aufdämmung und Breite auffällt. Alle diese Mauerreste in einsamem Felde fern dem späteren Orte haben zu Sagen und mannigfachen Deutungen Veranlassung gegeben, von alten Mühlen, die an den Quellen standen, von einem Kloster, in dessen Nähe dem Teufelsloch usw.

Aus der merovingischen Zeit liegen von dem Gewann Neunmorgen nur vereinzelte Gräber vor, auch von der Kreisstraße Nierstein—Dexheim (sic!) am Ausgange des Ortes, „vor dem Hause des Herrn Senfter" (Mzr. Ztschr. VIII/IX S. 58), desgleichen aus dem Orte selbst beim ehemaligen evangelischen Schulhaus und an der Mündung des Rehbachs in den Rhein, am „Judenkirchhof" beim Hinkelstein, vielleicht auch vom Dautzklauer. Es waren aber offenbar nur kleine Sondergruppen, kein ausgedehnterer geschlossener Reihenfriedhof von einem größeren Gemeinwesen. Dieser Umstand beruht wohl kaum auf Zufälligkeit, auf einer Lücke unserer Ausgrabungen, sondern dürfte durch geschichtliche Vorgänge bedingt sein. Die gleiche Unterbrechung der Besiedlung bekundet sich ja auch in dem Verschwinden des Namens Buconica, denn der deutsche Name Ner(i)stein, der erstmals in einer Urkunde von 742 begegnet, aber noch der sicheren Erklärung harrt, bezeugt, daß vorübergehend alle Tradition gestört war und von der alten Bevölkerung kein namhafter Teil zurückblieb, wie es doch sonst in den meisten linksrheinischen Römerstätten der Fall war. Der Niersteiner Rheinübergang und Taleinschnitt wird in den Stürmen der Völkerwanderungszeit eine gefährliche Einbruchsstelle für die Burgunden und Alemannen gewesen sein, wie auch die Errichtung des spätrömischen Kastells bei Alzey und die nach dem Geographen von Ravenna in dieser Gegend zwischen Franken und Alemannen tobenden Grenzkämpfe nahelegen. Den Hinkelstein an der Rehbachmündung oder auf den Neunmorgen mit F. Lehne u. a. auf die dort erwähnten Grenzsteine zu beziehen, geht natürlich nicht an, ebensowenig wie die Ableitung von Neristein von dem gallischen Badeort Aquae Neri. Die Ortsnamenbildung mit Stein findet sich in dieser Zeit mehrfach am Rhein, wie Coffinstein (im 8. Jahrhundert = Kostheim), Schierstein, Lahnstein, Offstein, Wöllstein usw.

Nach der erwähnten Urkunde vom Jahre 742 schenkte Karlmann, der Bruder des Königs Pipin, die Marienkirchen in den Königshöfen zu Kreuznach, Ingelheim und Nierstein dem Bischof zu Würzburg. Die Kirche ist die Kilianskirche auf der Glöck, wo auch der Merkurtempel stand und vorher vielleicht Wodan verehrt wurde, in nicht zufälliger Kontinuität. Der Königshof dürfte in der Nähe vom Marktplatz gestanden haben, da eine angrenzende Flur „hinter Saal" heißt (vgl. auch „Saalpförtchen"). Es war also auf der alten Römerstätte von den Franken eine königliche curtis mit viel Land (Größe der Gemarkung 1215 Hektar!) errichtet worden, bei der allmählich wieder eine größere Siedlung mit einer Martinskirche entstand. Während aber der römische vicus sich in freierer und loserer Lage längs der Rheinstraße entfaltete, schmiegte sich das fränkisch-karolingische Dorf längs des Weges nach Schwabsburg an die Berglehne an, die es gegen den Nordwind schützte, während der Flügelsbach es flankierte. Das ganze

Mittelalter, welches in der befestigten Martinskirche einen sicheren Dorf-Mittelpunkt schuf, schritt auf diesem Wege weiter und erst die neueste Zeit ist mit ihren Häusern und Villen am Rhein und an der Wörrstadter Straße wieder dem Beispiele der Römer gefolgt.

Literatur: Westd. Ztschr. X (1891) S. 397 f. (L. Lindenschmit), Altert. uns. heidn. Vorzeit V S. 169 f., Mzr. Ztschr. III S. 33 f., V (1910) S. 12 f., (K. Schumacher), VII S. 48 (Gewann Leimenschmitt), VIII/IX S. 130), Montelius-Festschrift 1913 S. 37 (C. Rademacher), Jahresbericht der Denkmalpflege II (1912) S. 30 (E. Anthes).

6. Weisenau

Die Bedeutung von Weisenau liegt in der hier vorhandenen günstigen Rheinfurt am oberen Ende der Bleiaue (früher Blidauwe) bei der Zementfabrik, die in vorrömischer, römischer wie mittelalterlicher Zeit eine gewisse Rolle spielte. Zwar war die Bleiaue, wie die anderen Rheininseln bei Mainz, seit der Neolithik besiedelt, aber Stelle und Art der Rheinfunde, namentlich viele Waffen aus frühgermanischer, römischer und fränkischer Zeit, weisen deutlich auf den vielbenutzten Rheinübergang hin, auf den auch von beiden Seiten frühe Straßen zuführen. Noch im Mittelalter war die dortige Fähre ein Reichslehen, über die eine noch erhaltene besondere Fergenordnung (1402) bestand. Auch die in einer Urkunde von 1192 genannte Burg in Wizenoven, die im 13. Jahrhundert von Mainzer Bürgern zerstört wurde („Burgstadel") und heute nur noch durch die Flurbezeichnung „auf der Burg" und durch den „Burgweg" die Erinnerung festhält, diente wohl in erster Linie zum Schutz jenes Übergangs, wie vor ihr die fränkische Niederlassung, das römische Cohortenkastell und die Vangionensiedlung oben am Talrande.

Hier sind allerdings zwei Siedlungsstellen zu scheiden, die eine in und an dem ausgedehnten Steinbruch der Zementfabrik, unmittelbar dem Rheinübergange gegenüber, wo aber keine Quelle vorhanden ist, die andere etwas weiter stromabwärts, am oberen Ende des sogenannten Katzenlochs, einer nach dem Rheine führenden Quellenmulde. Die Römer, welche das notwendige Wasser leicht beizuleiten verstanden, haben den ersteren Punkt vorgezogen, wiewohl auch hier vereinzelte vorrömische Funde begegnen, die Franken und die Vangionen haben sich in der Nähe jener Quellen festgesetzt, wie Wohngruben- und Gräberanlagen bestätigen. Die Römerstätte beim Steinbruch gehört im wesentlichen der frührömischen Okkupationszeit an und hat militärischen oder halbmilitärischen Charakter, wenn auch die Einzelheiten wegen der Schwierigkeit der Untersuchung noch nicht aufgeklärt sind. Daß für längere Zeit ein Legionslager hier gelegen habe, glaube ich kaum wegen der Schwierigkeit der Wasserversorgung bezw. des Fehlens einer großen Zuleitung, wie beim Mainzer Legionslager, und wegen des Fehlens eines entsprechenden Straßennetzes, wohl aber dürfte ein Kohortenkastell anzunehmen sein, nach verschiedenen Grabsteinen zeitweilig der VII. Räter-Cohorte. Vorübergehend mag ja ein größerer Legionsteil hier biwakiert haben, obwohl die Hochfläche sehr windig ist, wie einige Grabsteine der XV. Legion aus dem Jahre 40/41 vermuten lassen möchten. Es ist ernstlich zu bedauern, daß sich nicht Mittel und Wege finden lassen, Hand in Hand mit dem Steinbruchbetrieb diese Fragen aufzuhellen. Sicher festgestellt ist durch F. Fremersdorf eine jedenfalls unter militärischer Leitung stehende Lampenfabrik, welche die Soldaten mit den in halbunterirdischen Gelassen so notwendigen Beleuchtungskörpern versehen sollten, auch eine Töpferei und zahlreiche primitive, selten nur massive Steinhäuschen, wie sie in den canabae üblich waren. In den Resten eines solchen wurde auch eine Inschrift gefunden, die, mit einer von Klein-Winternheim verglichen, wohl den Namen des vicus Aresacensis (oder Maresacensis?) ergibt, der sich um die militärische Anlage und nach Aufgabe derselben bildete, nach seiner Benennung aber noch nicht gedeutet ist.

Am oberen Ende des Katzenlochs, dessen Erklärung als Chattenloch natürlich unzulässig ist, liegen an der Südseite der Bleichstraße, zwischen der Weinbergstraße (ehemaliger Radweg) und dem Laubenheimer Weg, zahlreiche germanische Wohngruben der Spät-La Tène-Zeit, also von den Scharen des Ariovist, die wohl hier den Rhein überschritten hatten. Von einer Befestigung dieser Zeit haben sich noch keine sicheren Anhaltspunkte ergeben, wiewohl an der Weinbergstraße, mitten in dem die Römerstraße begleitenden römischen Friedhofe, mehrere Gräbchen (für Palissaden?) und Gruben aufgedeckt wurden, die älter als die römischen Brandgräber sind (vgl. Mzr. Ztschr. VIII/IX (1913/14) S. 37 Abb. 1). Von den zugehörigen Gräbern kam bis jetzt in der Nähe der Wohngruben nichts zum Vorschein. Dagegen wurden etwas weiter ab, in der Nähe der evangelischen Kirche, zahlreiche Gräber dieser Periode bis in die römische hinein mit Waffenfunden gemacht, die doch sonst in römischen Gräbern fehlen und deutlich auf einheimische Bevölkerung hinweisen. Ob sie jenen Vangionen-Siedlungen oder einer später dahinverlegten einheimischen Milizabteilung zuzuschreiben sind, muß einstweilen noch offen bleiben. Die Erwähnung einer iuventus Vobergensis auf einer Mainzer Inschrift (6689), also in einem germanischen Vorort, könnte auf die Weisenauer Siedlung Bezug haben.

Im Verlaufe der römischen Zeit wuchsen diese Bauten im Dorfe Weisenau selbst beiderseits der römischen Straße (nach der porta dextra des Kastells und am oberen Rande des Stadtparkes vorbei) zu einem richtigen vicus aus, wie das große Gräberfeld längs der westlichen Straße, zahreiche Hausreste innerhalb und außerhalb des jetzigen Ortes gegen den Stadtpark, eine Töpferei u. a. bezeugen. Ob eine der beiden genannten Bezeichnungen auch auf diesen vicus ausgedehnt wurde (also vicus Aresacensis oder Vobergensis), wissen wir noch nicht, ist aber sehr wahrscheinlich.

Auch die Funde der alemannisch-fränkischen Zeit schließen sich an das „Katzenloch" und die Gegend der katholischen Kirche (ehemaliges St. Viktorstift, Mzr. Ztschr. VIII/IX S. 58) an. Sie sind übrigens von geringerer Bedeutung und lassen auf keine stärkere Besiedlung schließen. So würde sich auch erklären, wie der alte Name der Stätte verloren ging und um die Jahrtausendwende durch den germanischen Wizenove (weiße Au) ersetzt wurde.

Der eingegangene mittelalterliche Hof Rudolshauſen, der in einer Urkunde von 1135 erwähnt wird und an der Ausmündung des von Bodenheim kommenden Leitgrabens (in der Nähe der jetzigen Jungenfelds-Aue) lag, hat vielleicht ein römiſche villa rustica als Vorgängerin gehabt, deren auch gegen Hechtsheim zu einige anzunehmen ſein dürften.

Literatur: Mzr. Ztſchr. III S. 37 f., Röm.-Germ. Korrbl. VI (1913) S. 1 f. (E. Ritterling), Mzr. Ztſchr. X (1915) S. 90 f. (G. Behrens, über Töpferei).

Selbſtverſtändlich wären dieſe Schilderungen der einzelnen Orte durch photographiſche oder zeichneriſche Aufnahmen, Lagepläanchen, Abbildungen der wichtigſten Fundſtücke uſw. näher zu veranſchaulichen. Beſonderes Gewicht würde ich auf Situationsſkizzen legen, wie ſie unſere Abbildungen 3 und 5 vorführen.

Hand in Hand mit dieſem Unternehmen müßte aber auch die Herſtellung einer archäologiſchen Karte von Rheinheſſen gehen, da die ſeinerzeit recht verdienſtliche von F. Kofler (1893) jetzt natürlich gänzlich veraltet iſt. Als Vorbild könnte die archäologiſche Fundkarte der ſüdlichen Wetterau von G. Wolff (1913) dienen.

Durch eine ſolche, auf breiterer Grundlage durchgeführte, ſiedlungs- und kulturgeſchichtliche Darſtellung wäre nicht nur verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft wertvolles Material an die Hand gegeben, ſondern auch unſeren Schulen und allen Gebildeten, ja jedem, der Herz und Sinn für die Geſchichte ſeines Heimatbodens hat, Belehrung und Anregung geboten.

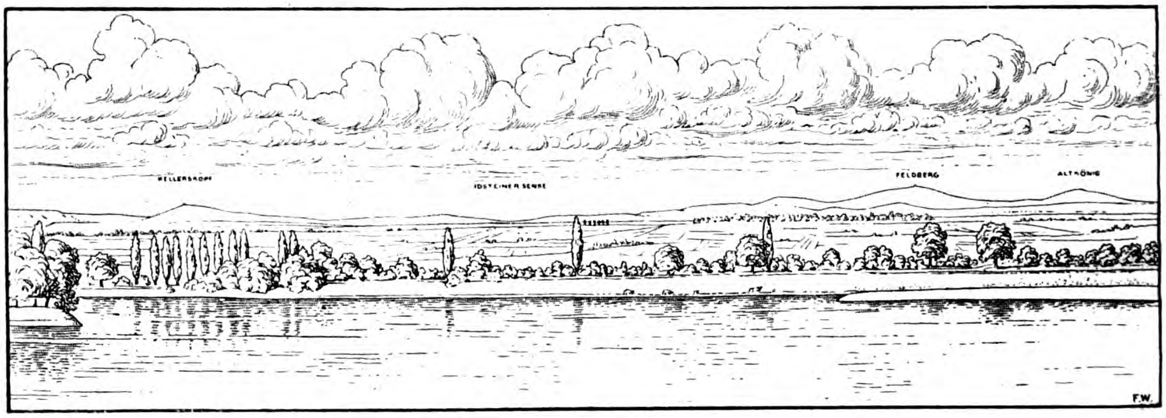


Abb. 7. Blick von Mainz auf den Taunus

Nachtrag

Mehrere der im Vorſtehenden behandelten Fragen werden ausführlicher in dem demnächſt erſcheinenden Buche **„Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, Band I, Die vorrömische Zeit"** beſprochen werden. Das auf drei Bände, gr. 8⁰ (vorrömiſche, römiſche, merowingiſch-karolingiſche Zeit) angelegte und von K. Schumacher als Handbuch des römiſch-germaniſchen Centralmuſeums herausgegebene Werk wird z. T. aus den Mitteln gedruckt, die zum 70. Geburtstage des Verfaſſers (14. Oktober 1920) von ſeinen Freunden und zahlreichen Gönnern des Centralmuſeums zur Verfügung geſtellt wurden. Band I wird etwa 15 Bogen ſtark ſein, mit 20 Tafeln und 60 Textabbildungen.

II.

Eine römische Falschmünzerwerkstätte in Mainz-Kastel

von G. Behrens

IM Juni 1920 kam in Mainz-Kaſtel der Abfall einer römiſchen Falſchmünzerwerkſtatt zutage, der intereſſante Einblicke in die Technik der römiſchen Falſchmünzerei geſtattet. Wenn er auch aus der gleichen Zeit ſtammt, wie die meiſten derartigen Funde, nämlich aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, ſo iſt doch einmal die Menge der Formen ſehr erheblich, dann aber für Mainz etwas Neues. Was bisher von hier bekannt war, ſind nur wenige Einzelſtücke: zwei mit Caracalla-Avers aus Kaſtel (Röm.-germ. Korr.-Bl. IV 1911 S. 87); eins mit Diadumenian-Avers vom Gautor (im Beſitz von cand. arch. F. Fremersdorff-Mainz, dem ich den Hinweis verdanke). Dieſen dürftigen Reſten gegenüber bedeutet der neue Fund einen großen Fortſchritt, enthält er doch die Abdrücke von ſechzig verſchiedenen Münzen, nämlich von Denaren des Hadrian, Antoninus Pius (nur durch den Revers Nr. 46 belegt), Commodus, Albinus, Septimius Severus, der Julia Domna, des Caracalla, Geta, Elagabal, der Julia Paula und Julia Maesa. Die Fundſtelle[1]) liegt öſtlich von Mainz-Kaſtel, auf der Nordſeite der Eliſabethenſtraße. Um ſie genau anzugeben, ſei verwieſen auf die Kartenbeilage zu ORL 30, auf der die Stelle nördlich des Buchſtabens K in der Beiſchrift Kaſtel, jenſeits der rot eingetragenen Eliſabethenſtraße liegt, alſo ganz am Rande des Vicus, über 500 m von dem Kaſtell entfernt. Die Tonförmchen und ſonſtigen Abfälle waren, mit Scherben untermiſcht, in eine offenbar abſichtlich gegrabene Abfallgrube eingefüllt. Dieſe lag etwa 17 m abſeits von einem nahe der Eliſabethenſtraße feſtgeſtellten römiſchen Bauwerk. In dieſem fanden ſich zwar keine Förmchen, aber das ſchließt meines Erachtens nicht aus, daß ſeinerzeit hier das dunkle Gewerbe betrieben wurde, denn das ſorgfältige Vergraben der Förmchen macht durchaus den Eindruck, als habe man alle Spuren verwiſchen wollen. Auch daß die Werkſtätte draußen an der Landſtraße lag, ſcheint mir die Deutung als Falſchmünzerwerkſtätte zu beſtätigen. Auf dieſe Frage wird unten zurückzukommen ſein.

Der Fund beſteht aus einigen Denaren (bezw. Bruchſtücken), äußerſt vielen Förmchen, einigen Gußbrocken und keramiſchen Reſten.

Die Denare ſind folgende:

1) Septimius Severus: Av. · · · · · · A]VG CO[S · · ·, alſo wohl Nr. 4 der untenfolgenden Liſte. Rv. MONETA AVG.

2) Caracalla: Av. ANTONINVS · · · · · · · Rv. unleſerlich.

3) Drei unkenntliche Bruchſtücke.

Bei der nun folgenden Beſchreibung der Münzförmchen nehmen wir die Beſonderheiten voraus. Es erſcheinen nämlich außer den gewöhnlichen Scheibchen mit je einem Abdruck auf jeder Seite auch größere Scheiben mit mehreren Abdrücken nebeneinander, doch im Verhältnis zu den einfachen in ſehr geringer Zahl, ſodaß man wohl ſchließen darf, daß es Verſuche waren, die nicht das gewünſchte Ergebnis hatten und darum bald aufgegeben wurden. Auf ihnen erſcheinen Abdrücke der Vorderſeiten von Denaren des Hadrian (einmal), Septimius Severus (32 mal) und der Julia Domna (ſechsmal). Von Rückſeiten ſind die Nummern 2, 9, 10, 13, 20, 21, 26, 29, 36, 37, 40, 46, 50 der unten folgenden Liſte vertreten, alſo nur Rückſeiten von Septimius Severus und Julia Domna. Daß bei dieſen Sonderformen gerade ältere Münzen vorkommen, möchte man vielleicht ſo deuten, daß die Herſtellung dieſer (urſprünglich rechteckigen und birnförmigen) Formen zeitlich weit vorausliegt der der gewöhnlichen Rundſcheibchen. Wir möchten dieſen Schluß nicht ziehen, vielmehr annehmen, daß der Fälſcher zu den erſten Verſuchen (wie wir ja die Sonderformen erklärt haben) Münzen nahm, die er gerade zur Hand hatte, was zufällig nur ältere, oft ſtark abgegriffene Stücke waren. Als er aber dann die Falſchmünzerei mit den Rundſcheibchen ſyſtematiſch betrieb, wählte er möglichſt viel verſchiedene Denare aus, bis zu den erſt jüngſt geprägten des Elagabal, um den Verdacht zu vermeiden, der leicht entſtehen konnte, wenn in Kaſtel plötzlich zahlreiche Stücke einer Prägung (und ſchlechter Legierung) auftauchten. Daß es ſich tatſächlich ſo verhielt, beweiſt eine genaue Vergleichung der auf beiden Arten von Formen vorkommenden Münzabdrücke: es ſind genau die gleichen Exemplare für beide verwendet worden, wie unbeabſichtigte Unregelmäßigkeiten zeigen.

[1]) Das Fundgebiet liegt im Feſtungsgelände unmittelbar hinter der ehemaligen Pionierkaſerne in Kaſtel. Bei Erdarbeiten, die dort von den franzöſiſchen Beſatzungstruppen vorgenommen wurden, ſtieß man auf die im Texte erwähnte Abfallgrube. Durch einen ſtädtiſchen Bedienſteten, der Tonförmchen gefunden hatte und dieſe dem Altertumsmuſeum ablieferte, wurde man hier auf den Fundplatz aufmerkſam. Die Leitung des Altertumsmuſeums ſetzte ſich ſofort mit der zuſtändigen franzöſiſchen Behörde in Verbindung und fand dort das bereitwilligſte Entgegenkommen zur ſachgemäßen Bergung der Funde. Herr Oberſt Férol vom 63. Marokkaniſchen Tirailleur-Regiment ſorgte für die nötige Abſperrung des Platzes und ſtellte dem Muſeum auch Mannſchaften ſeines Regiments für die Aushebung der Grube und die Unterſuchung der nächſten Umgebung der Fundſtelle in liebenswürdiger Weiſe zur Verfügung. Die an Ort und Stelle gemachten Funde übermittelte dann Herr Oberſt Férol im Namen des genannten Regiments dem Altertumsmuſeum. Für ſeine gütige Unterſtützung ſei ihm hier der verbindlichſte Dank des Altertumsmuſeums ausgeſprochen. Wie die Bearbeitung des Geſamtfundes ergeben hat, ſcheint er in ſeinem weſentlichen Beſtande ziemlich vollſtändig geborgen worden zu ſein. Ehe an der anfangs dem Publikum zugänglichen Fundſtelle die militäriſche Bewachung eingeſetzt hatte, war zwar eine größere Anzahl der Förmchen bereits verſchleppt und auswärts zum Verkaufe angeboten worden. Doch gelang es nachträglich auch dieſe Stücke für das Altertumsmuſeum zu erwerben. Zu beſonderem Danke ſind wir hierbei der Direktion des Hiſtoriſchen Muſeums zu Frankfurt a. M. verpflichtet. Dieſes hielt eine größere Menge der Förmchen, die ihm mit Angabe des Fundorts zum Kaufe angeboten worden war, zurück und benachrichtigte ſofort das Altertumsmuſeum der Stadt Mainz, das dann dieſe Stücke und auch andere verſchleppte nachträglich erwerben konnte.

Das Altertumsmuſeum der Stadt Mainz
Neeb.

Abb. 1 gibt die charakteriſtiſchſten Bruchſtücke der rechteckigen und birnförmigen Formen wieder. Die Scheiben ſind teils Schlußſtücke mit nur einſeitigen Eindrücken, teils zeigen ſie beiderſeits Münzabdrücke. Die Größe der rechteckigen Scheibchen läßt ſich leider nicht mehr feſtſtellen. Die beſterhaltenen Stücke (Abb. 1, 1 u. 2) laſſen nur erkennen, daß ſie von Formen ſtammen, auf denen die Abdrücke in zwei Reihen angeordnet waren, deren jede mindeſtens drei Abdrücke zählte. Viel mehr werden es auch nicht geweſen ſein, da das Metall von einer Form in die andere fließen mußte (wie bei der als Abb. 5 wiedergegebenen ägyptiſchen Scheibe mit je fünf Münzen nebeneinander), wobei die Gefahr beſtand, daß es auf dem langen Weg allzufrüh erkaltete. Stücke vom Einguß dieſer rechteckigen Formen ſind nicht erhalten, denn die beiden Bruchſtücke Abb. 1, 5 u. 6 gehören ſicher zu birnförmigen Stücken. Dies ſind eigentlich ovale Scheiben, auf denen die Münzabdrücke — offenbar meiſt vier oder fünf — um den Mittelpunkt gruppiert ſind. Durch das Anſetzen eines Einguſſes erhielten ſie dann einen birnförmigen Umriß.

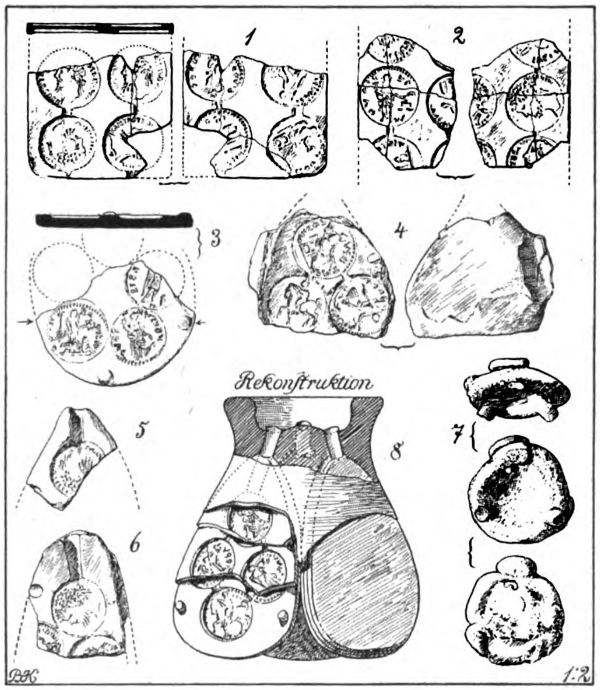


Abb. 1. Rechteckige und birnförmige Falſchmünzerformen aus Mainz-Kaſtel

Die Bruchſtücke dieſer Art — die beſten gibt Abb. 1, 3 und 4 wieder — ſind zahlreicher als die rechteckigen. Zum Aufeinanderpaſſen der zuſammengehörigen Scheibchen ſind kleine runde Zapfen bezw. dieſen entſprechende Vertiefungen angebracht, und zwar einer in der Mitte, andere um den Rand herum in den Lücken zwiſchen den Münzeindrücken. Waren ſo drei oder mehrere Scheiben aufeinandergelegt, ſo wurden ſie mit einem Tonmantel umgeben, der das Auseinanderfallen beim Guß verhindern ſollte. Reſte desſelben ſind an einigen Stücken deutlich erkennbar. Ja, bei Abb. 1, 4 iſt auf der Außenſeite eine eigentümliche Anſatzſtelle einer zweiten Formenkapſel zu ſehen, aus der zu ſchließen iſt, daß je drei ſolcher Kapſeln im Dreieck zuſammengeſtellt und mit Ton verbunden wurden. Die oben in einem Punkt zuſammenlaufenden Eingüſſe (wie Abb. 1, 5 u. 6) erhielten einen gemeinſamen Tontrichter zum Eingießen des flüſſigen Metalls. Abb. 1, 8 gibt einen Rekonſtruktionsverſuch des urſprünglichen Zuſtandes. Die innere Form des Eingußtrichters iſt bekannt durch den Gußbrocken (Abb. 1, 7), der den Hohlraum füllte. Die drei Anſatzſtellen zeigen deutlich den Abfluß aus dieſem Trichter in drei Röhren, eben die drei Eingüſſe der drei birnförmigen, im Dreieck zuſammengeſtellten Formen. Jede dieſer Formen war mindeſtens dreiteilig, denn wir haben ſowohl einſeitige als doppelſeitige Scheiben. In der Rekonſtruktion Abb. 1, 8 iſt ſie als vierteilig angenommen worden. Für jeden neuen Guß mußten natürlich Mantel und Trichter neu hergeſtellt werden. Ob auch die Förmchen überhaupt mehr als einmal zu benutzen waren, dieſer Frage wollen wir unten bei den einfachen Rundſcheibchen nähertreten.

Weitaus die Maſſe der erhaltenen Förmchen ſind die geläufigen kreisrunden Scheibchen mit nur einem Eindruck auf einer Seite. Ihre Größe iſt ziemlich konſtant 2,4 cm im Durchmeſſer. Die Dicke ſchwankt ſehr, je nach der Menge des Tones, die zur Herſtellung verwendet wurde. Die Geſamtzahl der vorliegenden Scheibchen anzugeben, iſt unmöglich, da nur ein kleiner Prozentſatz ganz erhalten iſt. Und aus den Bruchſtücken die zuſammengehörenden herauszuſuchen, iſt nur in etwa 200 Fällen gelungen, trotzdem ich manchen Abend damit zugebracht habe. Gegen 300 Stück ſind ganz erhalten bezw. es fehlen nur unweſentliche Teile des Randes. Schätzungsweiſe betrug die Zahl Zweitauſend. Und wie viele mögen nicht ins Muſeum gekommen ſein.

Auf dieſen einfachen Scheibchen erſcheinen alle in der folgenden Liſte aufgezählten Legenden mit Ausnahme des nur auf den oben erwähnten Sonderformen vorkommenden Averſes: HADRIANVS AVG COS IIII und des ebenda begegnenden Reverſes: MVNIFICENTIA AVG. Für die zeitliche Anſetzung unſeres Fundes kommen nur die Münzen des Elagabal in Frage, weniger der Umſtand, daß nur die erſte Frau desſelben, Julia Paula, vertreten iſt, denn die vier Reverſe von Elagabal (Nr. 15, 27, 38 u. 44) ſtammen ſämtlich von Denaren des Jahres 221, alſo aus einer Zeit, in der er ſeine erſte Gemahlin Julia Paula ſchon verſtoßen hatte. Bald nach 221 werden alſo die Münzförmchen hergeſtellt worden ſein.

In der nun folgenden Liſte der Avers-Legenden gehören Nr. 1 zu Hadrian (117—138), Nr. 2 zu Commodus (176—192), Nr. 3 zu Albinus (193—197), Nr. 4—12 zu Septimius Severus (193—211), wobei zu bemerken iſt, daß viele Averſe dieſes weitaus am häufigſten vertretenen Kaiſers unleſerlich ſind, dieſe Liſte alſo nicht vollſtändig ſein wird; Nr. 13 u. 14 gehören zu Julia Domna, der Gemahlin des Septimius Severus, Nr. 15—19 zu Caracalla (198—217), Nr. 20 zu Geta (209—212), Nr. 21

zu Elagabal (218—222), Nr. 22 zu Julia Paula, der ersten Gemahlin Elagabals, Nr. 23 zu Julia Maesa, der Großmutter Elagabals.

1. HADRIANVS AVG COS IIII
2. [M] COM[M ANT P FE]L AVG BRIT PP
3. D CLOD SEPT ALBIN CAES
4. IMP CAE L SEP SEV PERT AVG COS II 5. L SEPT SEV AVG IMP XI PART MAX 6. L SEPT SEV PERT AVG IMP IIII 7. L SEPT SEV PERT AVG IMP VII 8. L SEPT SEV PERT AVG IMP VIII 9. L SEPT SEV PERT AVG IMP X 10. L SEP SEVERVS PER AVG P M IMP XI 11. SEVERVS AVG PART MAX 12. SEVERVS PIVS AVG
13. IVLIA AVGVSTA 14. IVLIA PIA FELIX AVG
15. ANTONINVS AVGVSTVS 16. ANTONINVS PIVS AVG 17. ANTONINVS PIVS AVG BRIT 18. ANTONINVS PIVS AVG GERM 19. M AVR ANTONINVS CAES
20. P SEPTIMIVS GETA CAES
21. IMP ANTONINVS PIVS AVG
22. IVLIA PAVLA AVG
23. IVLIA MAESA AVG

Die Liste der Revers-Legenden bietet ein Bild der Menge der benutzten Münzen, denn da einige Inschriften nach Ausweis der zufälligen Abweichungen des Münzbildes gleichzeitig auf zwei oder drei Exemplaren vorkommen, erhöht sich die Zahl der zur Herstellung der Münzförmchen benutzten Denare auf 60 Stück.

1. BONI EVENTVS Eventus stehend n. l., mit Früchtekorb und 2 Ähren; zu Septimius Severus, Cohen 68.
2. CERER[I] FRVGIF Ceres sitzend n. l., mit lg. Fackel und Ähren; zu Julia Domna, Cohen 14.
3. CONCORDIA Concordia sitzend n. l., mit Schale in der Hand, Stern im Feld vor oder hinter der Figur; zu Julia Paula, Cohen 6. Zwei Typen.
4. CONCORDIA FELIX Severus und Julia stehend, sich die Hand reichend; zu Julia Domna, Cohen 23.
5. DIANA LVCIFERA Diana stehend n. l., mit beiden Händen eine Fackel haltend; zu Julia Domna, Cohen 27 ff.
6. FECVNDITAS AVG Fecunditas mit Füllhorn stehend n. l., einem Kind die Hand reichend; zu Julia Maesa, Cohen 8.
7. FELICITAS TEMPOR Felicitas stehend, mit Füllhorn und Caduceus; zu Geta, Cohen 43.
8. FELICIT TEMPOR Ähre zwischen zwei Füllhörnern; zu Septimius Severus, Cohen 142.
9. FORTVNAE REDVC[I] Fortuna sitzend n. l., mit Füllhorn und Steuerruder, unter ihrem Sitz ein Rad; zu Septimius Severus, Cohen 188.
10. FORTVN REDVC Fortuna stehend n. l., mit Füllhorn und Steuerruder; zu Septimius Severus, Cohen 174. Drei Typen.
11. Desgl. Fortuna stehend n. l., mit Füllhorn und langem Palmzweig; zu Septimius Severus, Cohen 175.
12. GENIVS P R Genius mit Füllhorn n. l., an einem Altar opfernd; zu Septimius Severus, Cohen 209.
13. HERCVLI DEFENS Herkules stehend n. r., auf die Keule gestützt, links Bogen und Löwenfell; zu Septimius Severus, Cohen 210.
14. INVICTO IMP Tropaeum, zu dessen Füßen links Helm und Lanze, rechts 2 Schilde und 2 Lanzen; zu Septimius Severus, Cohen 232. Zwei Typen.
15. INVICTVS SACERDOS AVG Elagabal n. l., am Altare opfernd, hinter dem ein Stier liegt, Stern im Feld; zu Elagabal, Cohen 61.
16. IOVI CONSERVATORI Juppiter sitzend n. l., mit Szepter und Viktoria; zu Septimius Severus, Cohen 236/37.
17. MARTI PACATORI Mars mit Lanze und Ölzweig, auf den Schild sich stützend; zu Caracalla, Cohen 149.
18. MARTI PACIFERO Mars stehend n. l., den Fuß aufgestützt, mit Lanze und Ölzweig; zu Septimius Severus, Cohen 316.
19. MINER PACIF COS II Minerva stehend n. l., mit Lanze, Schild und Ölzweig; zu Albinus, Cohen 48.
20. MONET AVG Moneta stehend n. l., mit Wage und Füllhorn; zu Septimius Severus, Cohen 329 ff.
21. MVNIFICENTIA AVG Elefant n. r. schreitend; zu Septimius Severus, Cohen 348.
22. PACI AETERNAE Pax sitzend, mit Szepter und Ölzweig; zu Septimius Severus, Cohen 357.
23. PAR AR AD TR P VI COS II P P Viktoria n. l. schreitend, mit Kranz und Palmzweig; zu Septimius Severus, Cohen 361.
24. PART MAX PONT TR P IIII Tropaeum zwischen zwei Gefangenen; zu Septimius Severus, Cohen 374 oder Caracalla, Cohen 175.
25. P M TR P II COS II P P Juppiter sitzend n. l., mit Szepter und Viktoria; zu Septimius Severus, Cohen 380.
26. P M TR P III COS II P P Pallas stehend n. l., mit Schild und Lanze quer vor der Brust; zu Septimius Severus, Cohen 390. Drei Typen.
27. P M TR P IIII COS III P P Elagabal n. l. an einem Altar opfernd, Stern im Feld; zu Elagabal, Cohen 196.
28. P M TR P V COS II P P Sol stehend n. l., die Rechte erhoben, in der Linken Peitsche; zu Septimius Severus, Cohen 433.
29. Desgl. Pax sitzend n. l., mit Szepter und Ölzweig; zu Septimius Severus, Cohen 444. Zwei Typen.
30. P M TR P XV IMP VIII COS VI Commodus sitzend n. l., auf einem Klappstuhl, mit Zweig und Szepter; zu Commodus, Cohen 555 bis.
31. P M TR P XVII COS III P P Sitzende Frau n. l., in der Hand eine Blume; zu Septimius Severus, Cohen 535.
32. P M TR P XVII COS IIII P P Apollo sitzend n. l., mit Ölzweig, auf einem Dreifuß eine Leier, auf die er sich stützt; zu Caracalla, Cohen 242.
33. P M TR P XVIII COS IIII P P Stehende Frauenfigur (Pax?) n. l., mit langem Szepter und Ölzweig; zu Caracalla, Cohen 314.
34. P M TR P XVIIII COS IIII P P Stehender nackter Juppiter mit Blitz und Szepter; zu Caracalla, Cohen 337 oder 338.
35. PONTIF COS II Geta stehend n. l., mit Kugel und Parazonium; zu Geta, Cohen 117.
36. PROFECTIO AVG Septimius Severus in Rüstung, n. r. reitend; zu Septimius Severus, Cohen 578.
37. RESTITVTOR VRBIS Der Kaiser mit Lanze n. l., an einem Dreifuß opfernd; zu Septimius Severus, Cohen 599, 600, 602 oder zu Caracalla, Cohen 553. Zwei Typen.
38. SACERD DEI SOLIS ELAGAB Elagabal stehend n. r., am Altare opfernd, darüber Stern im Feld; zu Elagabal, Cohen 246.
39. SAECVLI FELICITAS Frauenfigur (Felicitas?) n. r., den Fuß auf ein Schiffsvorderteil setzend, hinter ihr Altar und Steuerruder; zu Julia Domna, Cohen 174.
40. SECVRITAS PVBLICA Securitas sitzend n. l., in der Hand eine Kugel; zu Septimius Severus, Cohen 646 oder 647.
41. SECVRIT ORBIS Securitas sitzend n. l., den Kopf auf die Linke gestützt, rechts Szepter; zu Caracalla, Cohen 574. Zwei Typen.
42. SEVERI AVG PII FIL Augurstab, Opfermesser, Kanne, Schöpfer und Wedel; zu Caracalla, Cohen 587.
43. SPQR OPTIMO PRINCIPI Septimius Severus in Rüstung, n. l. reitend; zu Septimius Severus, Cohen 652.
44. SVMMVS SACERDOS AVG Elagabal mit Schale und Zweig n. l., an einem Dreifuß opfernd; zu Elagabal, Cohen 276.
45. · T · R · P III · IMP · V · COS II · Tropaeum, darunter zwei Gefangene; zu Septimius Severus, Cohen 658. Zwei Typen.
46. TR PO[T] XI[X CO]S IIII Pietas stehend n. l., die Hände auf die Köpfe zweier Kinder legend; zu Antoninus Pius, Cohen 992.
47. VICT AVG Viktoria n. l. schreitend, mit Palme und Kranz; zu Septimius Severus, Cohen 675.
48. VICT AVGG COS II P P Viktoria n. l. schreitend, mit Palme und Kranz; zu Septimius Severus, Cohen 695.
49. VICTORIAE AVGG Viktoria im Zweigespann n. r., mit Peitsche in der Hand; zu Caracalla, Cohen 622.
50. VICT PARTHICAE Viktoria n. l. schreitend, mit Kranz und Tropaeum, vor ihr ein Parther sitzend; zu Septimius Severus, Cohen 741.

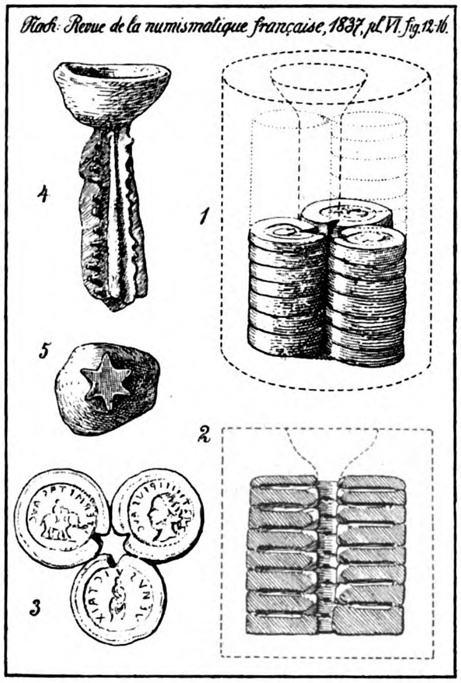


Abb. 2. Fund von Damery

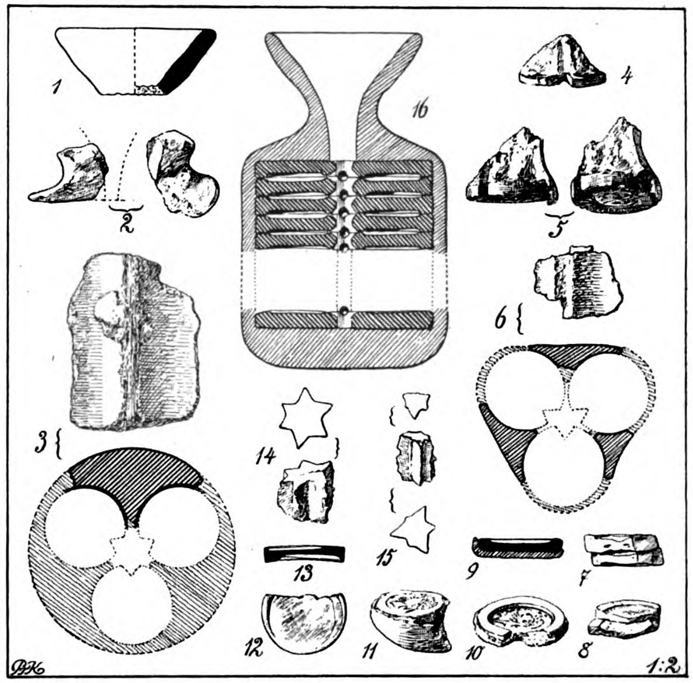


Abb. 3. Gußtechniſches aus dem Fund von Kaſtel

Vielleicht das Wichtigſte an dem ganzen Fund ſind die Anhaltspunkte, die er für das techniſche Verfahren des Münzengießens gibt. Was an den rechteckigen und birnförmigen Formen in dieſer Hinſicht zu beobachten war, iſt oben ſchon beſprochen worden. Für die einfachen Kreisſcheibchen liegen ſchon ältere Beobachtungen vor, die zunächſt beſprochen werden ſollen. Die älteſte und beſte hat Hiver gelegentlich des Fundes von Damery gemacht (Revue de numism. franç. II 1837 S. 171 ff. Taf. VI). Wir geben in Abb. 2 den für die Gußtechnik wichtigen Teil ſeiner Abbildungen (in halber Größe) wieder. Abb. 2, 4 und 5 iſt der vielſagende Gußreſt, der Hiver zu ſeiner trefflichen Rekonſtruktion veranlaßt hat. Es iſt die Füllung des Eingußkanals bis zu den Seitenkanälen der eigentlichen Förmchen. Die Rekonſtruktion des Gußapparates (Abb. 2, 1—3) iſt ſchlagend, mit Ausnahme der Form des Mantels, die nur vermutet werden konnte, da keine Reſte mitgefunden (oder wenigſtens nicht aufbewahrt) wurden. Hier ſetzt unſer Kaſteler Fund ein und löſt manche der noch ſchwebenden Fragen. Die Rolle, die Hettner (Bonn. Jahrb. 70 S. 19) abgebildet, bietet nichts Neues, zumal ſie nicht erkennen läßt, daß drei ſolcher Rollen zuſammengehören. Von den Mantelteilen ſind (nach frdl. Mitteilung von Dr. Steiner-Trier) an den Trierer Formen nur geringe Bruchſtücke erhalten, ſodaß Hettners Bild nur den Wert eines Rekonſtruktionsverſuches hat. Ganz befremdend iſt die bei Babelon (Traité des monnaies grecques et romaines I S. 959 Fig. 36) wiedergegebene Form mit acht Scheibchen, die durch einen Eiſendraht zuſammengehalten werden und in einen Tonbehälter eingelaſſen ſind. Sie ſoll 1704 in Lyon gefunden ſein und gelangte aus der Sammlung Caylus in das Pariſer Münzkabinett. Meines Erachtens ſtellt ſie den Verſuch eines Dilettanten dar, aus vorgefundenen Scheibchen Ausgüſſe zu machen. Ob dies ſchon im Altertum geſchah oder bald nach der Auffindung, könnte vielleicht ein genaues Studium des Originales entſcheiden. Jedenfalls ſcheidet es in unſerer Behandlung der urſprünglichen Gußmethoden aus. Um nun endlich auf die neuen Kaſteler Funde zu kommen, ſo ſei auf Abb. 3 verwieſen, die die zur Rekonſtruktion wichtigen Bruchſtücke in Nr. 1—15 wiedergibt, während Nr. 16 den rekonſtruierten Gußapparat ſelbſt zeigt. Gußreſte aus dem Eingußkanal ſind nur in kleinen Brocken erhalten, Abb. 3, 14 und 15 ſind die beiden größten dargeſtellt. Sie beweiſen, daß der Kaſteler Fälſcher (wie der von Damery) drei Rollen von Scheibchen nebeneinander ſtellte. Wie viele Scheibchen jede Rolle enthielt, dafür bietet der Fund von Kaſtel keine Anhaltspunkte. In Damery waren es mindeſtens 13, da 12 ſeitliche Gußanſätze erhalten ſind, ſodaß mindeſtens 36 Münzen gleichzeitig gegoſſen wurden. Doch zuerſt galt es, die Einzelſcheibchen herzuſtellen. Sie zeigen genau kreisrunde Form, die auch durch das Eindrücken der Münze nicht gelitten hat. Wir dürfen alſo annehmen, daß letzteres geſchah, als die Scheibchen in einer Form oder einer Hülſe ſtaken. Darüber gibt uns der Fund von Souſſe (Tunis) Auskunft (Gauckler, Bulletin de la société nationale des antiquaires de France 1899, S. 368 ff.). Hier fand man Stücke einer Bronzeröhre, in der noch drei Bruchſtücke von Scheibchen ſteckten. Es iſt kaum glaublich, daß man in dieſer Röhre (die dann ja einen den Einſchnitten der Scheibchen entſprechenden Schlitz hätte haben müſſen) die Münzen goß. Man wird den Vorgang ſich ſo denken müſſen: Die Bronzeröhre diente zunächſt zum Ausſtechen eines Scheibchens aus einem vorher hergerichteten Tonkuchen von der gewünſchten Dicke. In dieſes

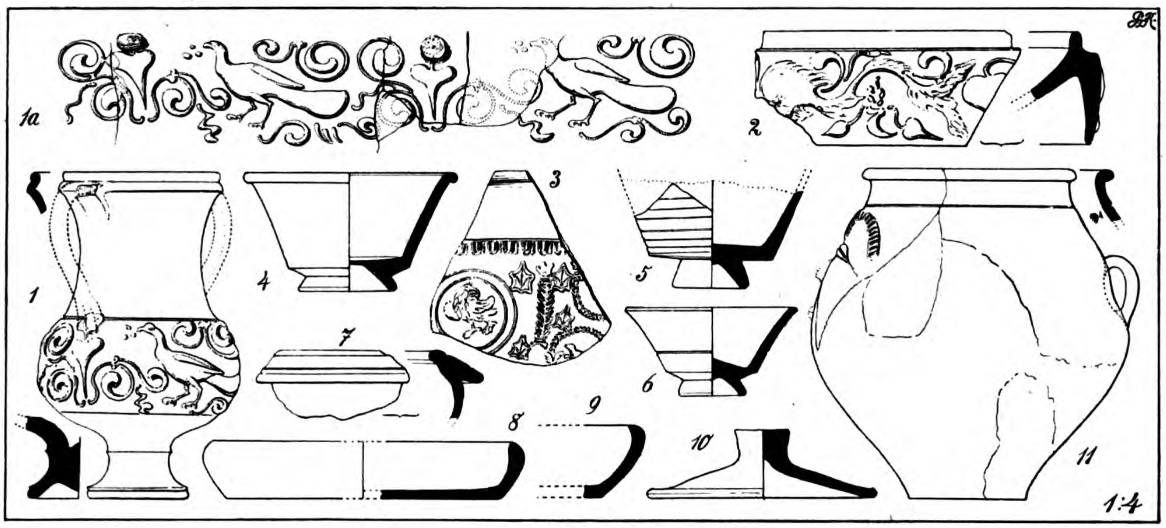


Abb. 4. Keramik aus dem Kaſteler Fund von Falſchmünzerformen

von der Röhre gehaltene Scheibchen wird die Münze eingedrückt (bisweilen nicht konzentriſch, Abb. 3, 13), ſodann ein neues Scheibchen darauf gedrückt durch erneutes Ausſtechen der Röhre in dem Tonkuchen und ſo fort, bis die zu einer Rolle zweckmäßige Anzahl von Scheibchen in der Röhre vereinigt war. Ein gelinder Gegendruck, der wohl erforderlich war, konnte leicht erzielt werden, wenn in der Bronzeröhre ein paſſender Holzſtab beweglich ſteckte. Dieſer war auch nötig, um die Rolle aus der Röhre herauszuſchieben. Der Eindruck eines ſolchen Rundſtabes iſt deutlich auf mehreren Schlußſcheibchen ſichtbar (Abb. 3, 12). Die aus der Röhre hervorgeſchobene Rolle erhielt zunächſt die als Einflußkanal nötige Einkerbung, die ſo tief ging, bis die Münze berührt wurde. Nach Entfernung der Münzen ſcheinen die Rollen zunächſt eine leichte Tonhülle bekommen zu haben, um ſeitliches Verſchieben zu verhindern (ein feiner weißer Überzug an manchen Stücken ſcheint darauf hinzudeuten). Beim Zuſammenſetzen der drei Rollen wurde nun der eigentliche Mantel darum gelegt, deſſen Bruchſtücke häufig an den Scheibchen ſich erhalten haben. Das unterſte Scheibchen erhielt bisweilen ein dickeres Polſter (Abb. 3, 11, darnach die Rekonſtruktion Abb. 3, 16), aber auch dünnere Überzüge ſind zu beobachten (Abb. 3, 9 u. 10). Der die drei Rollen faſſende Tonmantel iſt teils genau zylindriſch (Abb. 3, 3), teils leicht dreikantig (Abb. 3, 6). Letztere Form hatte einmal den Vorzug geringeren Tonverbrauches, ſodann aber war die Gefahr des Zerſpringens bei der plötzlichen Erhitzung nicht ſo groß. Als Einguß für den ſechskantigen ſenkrechten Mittelkanal wird ein Trichter aus Ton aufgeſetzt. (Die Rekonſtruktion von Hiver — Abb. 2, 1 u. 2 — mit verſenktem Trichter dürfte darnach zu korrigieren ſein.) Bruchſtücke ſind mehrfach erhalten: Abb. 3, 1, 2, 4, 5.

Nach Ausſage eines Technikers (die mir Herr H. Birkner-Hanau vermittelte) mußten die Formen leicht gebrannt werden, ehe ſie zum Guß verwendet wurden. Fehlbrände ſind ſicher genug vorgekommen: Abb. 3, 7 zeigt zwei aufeinanderſitzende, blaſig aufgequollene Förmchen. Auch Fehlgüſſe waren nicht immer zu vermeiden: Abb. 3, 8 gibt eine zerbrochene Münze zwiſchen den Förmchen wieder. An mehreren Stücken iſt zu beobachten, daß zwiſchen das Schlußſtück und den Tonmantel flüſſiges Metall eingedrungen und dort zu einer dünnen Scheibe erkaltet iſt.

Ob die Formen mehr als einmal zu benutzen waren, möchte ich nicht mit völliger Sicherheit entſcheiden. Wenn beim Herausnehmen der gegoſſenen Münzen aus den Förmchen einzelne von dieſen zerbrachen, war die ganze Rolle unbrauchbar, da die übrigen nicht aufeinander paßten. Und die Gefahr des Zerbrechens war groß, da das Mittelteil der Förmchen oft ſehr dünn iſt. Auch die immer wiederholte Benutzung d e r ſ e l b e n Münzen zur Herſtellung neuer Förmchen ſcheint mir dafür zu ſprechen, daß die Förmchen vielleicht nur einmal, jedenfalls aber nicht oftmals zu benutzen waren. Die Falſchmünzerwerkſtätte braucht alſo trotz der großen Anzahl der vorliegenden Förmchen nicht ſehr lange in Tätigkeit geweſen zu ſein.

Wie ſchon oben bemerkt wurde, fand ſich in derſelben Abfallgrube mit den Münzförmchen eine Anzahl T o n g e f ä ß e bezw. - ſ c h e r b e n, für deren Datierung jene einen willkommenen terminus ante quem geben. Die wichtigſten führt A b b. 4 vor:

A b b. 4, 1: Sigillata-Kantharos mit Barbotine-Fries, H. 18,5 cm, beide Henkel abgebrochen. Abwickelung des Frieſes in Abb. 1a. Die Form der Rundſtabhenkel zeigt z. B. ein in etwas gedrungeneren Proportionen gehaltenes Stück aus Rheinzabern (Ludowici IV S. 161 Fig. 65).

A b b. 4, 2: Barbotineverzierter Rand einer S i g i l l a t a - R e i b ſ c h ü ſ ſ e l; dargeſtellt iſt ein ſtark ſtiliſierter Delphin zwiſchen Blättern. Gut erhaltene Exemplare (mit Jagdſzenen zwiſchen Blattranken) bildet Ludowici, Rheinzabern II S. 252 ab.

A b b. 4, 3: Bruchſtück einer S i g i l l a t a - R e l i e f - ſ c h ü ſ ſ e l der Form Dragendorff 37.

A b b. 4, 4—6: S i g i l l a t a - T a ſ ſ e n, koniſcher Behälter, mit oder ohne beſonders ausgebildeten Rand

(vgl. Oelmann, Die Keramik des Kaſtells Niederbieber, S. 22, Typ 7, 8 und 9).

Abb. 4, 7: Flacher Rand einer grauen Urne (vielleicht ältere Scherbe, die zufällig in die Grubenfüllung kam; verwildertes Profil noch in Niederbieber: Typ 102).

Abb. 4, 8—9: Teller mit unprofiliertem Rand; Niederbieber Typ 53 b, innen lederfarben überzogen, außen gelb tongrundig.

Abb. 4, 10: Deckel mit wagrecht abgeſchnittenem Knopf, Dm. 13 cm; hellgelb; Niederbieber Typ 120a.

Abb. 4, 11: Geſichtsurne, H. 19 cm; blaugrau, vom Geſicht nur linkes Auge mit gekerbter Braue erhalten; unter dem Henkel iſt die Gefäßwand eingedällt. (In Niederbieber begegnen uns — wohl zufälligerweiſe — nur zweihenklige Geſichtsurnen mit eingebeulter Wandung an dem Henkel; Typ 91).

Oberflächlich wurden noch eine Menge von Tongefäßen und -ſcherben gefunden, deren Zuſammenhang mit der Falſchmünzerwerkſtätte natürlich ſehr fraglich iſt. Ein näheres Eingehen darauf erübrigt ſich alſo. Beachtung verdienen nur eine Anzahl Räucherkelche und ein größeres Bruchſtück einer ringförmigen, wahrſcheinlich zwölfſchnauzigen Lampe in rotbemalter Technik, wozu gute Beiſpiele aus dem Legionskaſtell Mainz bekannt ſind: Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 99 ff. Taf. VII 2—7. Ein maſſives Tonmodell (Bruchſtück) zu ſolchen Ringlampen iſt in Nied gefunden (Muſ. Höchſt).

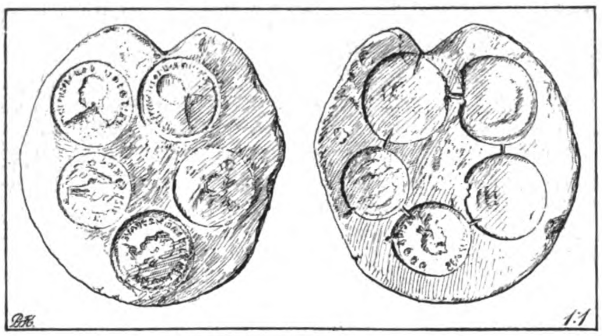


Abb. 5. Falſchmünzerform aus Ägypten

Die Funde ſind bisher immer unter dem Geſichtspunkte der Falſchmünzerei betrachtet worden. Da aber z. B. Mommſen (und ihm folgend auch andere) eine ſtaatliche oder wenigſtens provinziale Herſtellung von Münzen durch Guß für möglich und ſogar wahrſcheinlich halten, ſei kurz auf dieſe Frage eingegangen, vor allem im Hinblick darauf, was unſer Kaſteler Fund und die anderen ſeit Mommſens Geſchichte des römiſchen Münzweſens (1860) bekanntgewordenen Funde zur Klärung oder gar Entſcheidung dieſer Frage beitragen.

Die geographiſche Verbreitung der Gußformen für römiſche Münzen gibt ſchon zu denken. Es ſei kurz eine Liſte der Fundorte gegeben:

Öſterreich: Aus Niederöſterreich erwähnt Eckhel, Doctr. num. vet. I S. LIV, ohne den Ort genauer zu bezeichnen, einen Fund mit Formen von Septimius Severus, Julia Domna, Caracalla und Geta.

Schweiz: In *Augſt* ſind zu verſchiedenen Zeiten Förmchen gefunden worden, und zwar von Otho, Trajan, Geta, Alexander Severus und Maximinus Thrax (darüber zuletzt: Burckhardt-Biedermann, Basler Zeitſchr. f. Geſch. u. Altertumskd. XIV 1915 S. 1 ff. Taf. I u. II).

Deutſchland: *Rißtiſſen* (Septimius Severus, Caracalla, Diadumenian; ſchriftl. Mitt. von Dr. Paret-Stuttgart); *Saalburg* (Alexander Severus); *Wiesbaden* (Großerz des 2. Jahrhunderts); *Mainz-Kaſtel* und *Mainz-Gautor* (ſ. oben); *Nohfelden* (Septimius Severus, Caracalla, Geta, Elagabal, Alexander Severus; vgl. Schneemann, Jahresbericht d. Geſ. f. nützl. Forſchung über 1861/62 [1864] S. 17 ff.); *Tholey* (Bonn. Jahrb. 66 S. 102: Caracalla); *Trier* an mehreren Stellen (Hettner, Bonn. Jahrb. 70 S. 18 ff.: von Septimius Severus, Julia Domna, Caracalla, Geta, Macrinus, Elagabal, Julia Paula, Julia Maesa, Alexander Severus, Julia Mamaea; aus *Trier* nach Schneemann a. a. O. auch ein Bruchſtück mit · · · MAXIMI · · ·); angeblich aus *Trier:* Maximinus Daza, Licinius, Conſtantin d. Gr. (R.-G. C.-Muſ. Mainz, O. 10577—85); *Köllig a. d. Moſel* (Bonn. Jahrb. 66 S. 101/02); *Niederbieber* (Limesblatt Nr. 31, 1899 S. 833: von Septimius Severus und Caracalla); *Bonn* (Bonn. Jahrb. 59 S. 44, 66 S. 101 ff.: Septimius Severus, Alexander Severus, Mamaea); *Köln:* Domna bis Mamaea (Eckhel a. a. O. S. LIV), Maximinus II. Daza (Priv.-Beſ. Mainz, andere Stücke desſelben Fundes früher in Slg. Willers-Bonn); vielleicht aus *Köln:* Elagabal, Gordianus III. Pius, Philippus, Otacilia, Trajanus Decius, Etruscilla, Hoſtilianus (Slg. Nieſſen-Köln; Katalog, 3. Aufl. S. 293); *Xanten* (Steiner, Katalog 1911, S. 96: Septimius Severus und Alexander Severus).

Frankreich (nach der Aufzählung bei Babelon, Traité des monnaies grecques et romaines I 1901 S. 956 ff.): *Lyon* und *Fourvières* bei Lyon (Septimius Severus, Domna, Caracalla, Geta, Soaemias, Maesa, Alexander Severus); *Bernard; Bordeaux* (Domna, Caracalla und Gordian III.; gefunden in dem Gebiet einer Töpferei!); *Autun; Coulonche; Damery* (Caracalla, Philippus pater, Poſtumus).

England (nach Babelon): *Lingwell Gate* bei Wakefield; *Wakefield; Dufton* bei Northampton.

Tunis: *Souſſe* (Julia Domna und Caracalla; vgl. Gauckler, Bulletin de la société nationale des antiquaires de France 1899 S. 368 ff.).

Angeblich aus Ägypten (Abb. 5): Doppelſeitige Kreisſcheibe mit je fünf kleinen Münzen, z. B. Valentinianus II. und Theodoſius (R. G. C.-Muſ. Mainz, O. 10587).

Aus Italien ſind bisher keine Münzförmchen bekanntgeworden. Daraus den Schluß zu ziehen, das Gießen von Münzen ſei zur Zeit der größten Häufigkeit der Förmchen in den Provinzen von Staats wegen erfolgt, dazu liegt meines Erachtens kein Grund vor, zumal wir ſonſt keinen in der gleichen Richtung weiſenden Anhaltspunkt haben. Vielmehr könnte man glauben, daß die Falſchmünzerei nur in den Provinzen betrieben wurde, weil dort die Kontrolle weniger ſcharf, die Abſatzmöglichkeit aber größer und der Vertrieb gefahrloſer war.

Überblicken wir die zeitliche Ausdehnung der Münzförmchen, ſo müſſen wir ſtets die Tatſache beachten,

daß auch ältere Münzen nachgegossen wurden (im Kasteler Fund z. B. eine von Hadrian noch unter Elagabal). Es empfiehlt sich, zunächst die Denar-Formen zu betrachten. Wir kennen je eine von Otho (69) und Trajan (98—117) aus Augst, von Hadrian (117—138), Antoninus Pius (138—161) und Commodus (180—192) aus Mainz-Kastel. Die Mehrzahl stammt aus der Zeit von Septimius Severus (193—211) bis Alexander Severus (222—235) aus Niederösterreich, von Rißtissen, Saalburg, Mainz-Kastel, Mainz-Gautor, Nohfelden, Tholey, Trier, Niederbieber, Bonn, Köln, Xanten, Lyon, Sousse usw. Wenige gehen bis Maximinus I. (235—238): Augst, bis Gordian III. (238—244): Bordeaux, bis Hostilianus (249—251): wahrscheinlich Köln, oder gar bis Postumus (259—268): Damery.

Von anderen Münzsorten erscheinen Großerze und Mittelerze, endlich kleinste (Silber?-) Münzen der Spätzeit, aber diese treten so sporadisch auf, daß niemand dahinter eine staatliche Organisation vermuten wird. Es sind mir folgende bekanntgeworden: Großerze des 2. Jahrhunderts aus Wiesbaden (Ecke Mauritiusplatz und Kirchgasse), Form für unleserliche Großerze unbekannten Fundortes, beide im Mus. Wiesbaden; nach Eckhel a. a. O. S. LIV befinden sich im Museum Ennery Formen für Denare und Großerze von Domna, Caracalla, Plautilla, Geta, Paula, Soaemias, Mamaea, Maximinus I., Gordianus III. Pius; Mittelerz von Maximinus II. Daza (305—313) aus Köln; Mittelerze von Maximinus II. Daza (305—313), Licinius der Ältere (308—324) und Constantin der Große (306—337) angeblich aus Trier; Gußformen aus der „Zeit Constantins" im Britischen Museum London (Ackermann, A descriptive Catalogue of rare and inedited Roman coins, Bd. I S. 12; erwähnt bei Daremberg-Saglio, Dictionnaire des Antiquités II S. 1247 s. v. forma); kleine Silbermünzen (siliquae) von Valentinian II. (375—392) und Theodosius (379—395) angeblich aus Ägypten.

Für die Frage des staatlichen oder privaten Gießens von Münzen kommt also nur die Zeit des dritten Jahrhunderts, vor allem die erste Hälfte desselben in Frage. Wie schon oben gesagt, ist uns nichts bekannt über eine offizielle oder halboffizielle Herstellung von Münzen. Wir müssen also von vornherein annehmen, daß der Staat auch in diesen rund 50 Jahren seine Münzen nur geprägt hat, zumal wir Gesetze gegen das Gießen von Münzen haben (siehe Mommsen a. a. O. S. 748 und Anm. 28). Und wir können von manchem Fund die Tatsache der Falschmünzerei beweisen oder wenigstens sehr wahrscheinlich machen. Die Anhaltspunkte, die aus dem Kasteler Fund sich ergeben, sind oben schon angeführt. Der Fund von Nohfelden ist in oder bei einem prähistorischen Ringwall gemacht worden (Baldes, Röm.-germ. Korr.-Bl. VII 1914 S. 65 ff.), an einer verborgenen Stelle, die vor Überraschungen möglichste Sicherheit bot. Und der Soldat, der im Kastell von Niederbieber in seiner Baracke mit dem Gießen von Münzen sich befaßte, war gewiß nicht vom Staat damit beauftragt (Ritterling, Limesblatt S. 833). In den Bleiformen von Augst kann man überhaupt nur Zinnmünzen gießen, die also mit Denaren kaum mehr Ähnlichkeit haben. Der Fund von Bordeaux ist in einer römischen Töpferei gemacht, der Töpfer hat also seine technische Kenntnis in der Tonbehandlung gewinnbringender anzuwenden versucht, als sein eigentlicher Beruf es ermöglicht hätte. Diesen Beispielen für Falschmünzerei steht kein einziges für staatlichen Guß von Münzen gegenüber. Der Einwand, daß so viel Gußformen und keine Prägestempel für Münzen gefunden seien (J. Poey d'Avant, Revue de la numismat. franç. 1837 S. 168/69), ist nicht stichhaltig, da tatsächlich einige Prägestempel vorliegen: Babelon, Traité des monnaies grecques et romaines I 1901 S. 908 ff. zählt deren 15 auf, wozu noch ein weiterer aus Augst kommt (Burckhardt-Biedermann, Basler Ztschr. f. Gesch. u. Altertumskd. XIV 1915 S. 8 ff. Taf. II 9), von dem angenommen wird, daß er aus einer offiziellen Münzstätte entwendet worden ist, um ihn für Falschmünzerzwecke zu verwenden. Im allgemeinen wird man die Prägestempel, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden, vernichtet haben, wodurch ihr seltenes Vorkommen sich erklärt.

Aber noch andere Gründe sprechen für die Falschmünzerei. Hettner (Bonn. Jahrb. 70 S. 20/21) sagt mit Recht: „Es ist vollkommen undenkbar, daß man unter Alexander noch Münzen von Septimius hergestellt habe", wie es bei dem Trierer Fund der Fall sein müßte. Unser Kasteler Fund zeigt noch größere zeitliche Unterschiede: Hadrian und Elagabal. Auch daß man zur Herstellung der Förmchen oft stark abgegriffene Münzen benutzt hat, spricht gegen staatliche Herstellung (Hettner a. a. O.).

Wer waren nun die Falschmünzer? Bei dem Kasteler Fund wird es kaum festzustellen sein. In Niederbieber offenbar ein Soldat, in Bordeaux ein Töpfer. Also ganz verschiedenen Berufsständen gehörten die geldgierigen Gauner an. Nachzuweisen, aus welchen Völkern sie sich rekrutierten, ist bei der Art und Weise, wie im römischen Reich die Stämme durcheinandergewürfelt wurden, kaum möglich.

Nachtrag: Durch die Liebenswürdigkeit von Sr. Exz. Herrn General d. Inf. a. D. Dr. M. v. Bahrfeldt in Hildesheim bin ich in der Lage, hier noch einen italienischen Aufsatz nachzutragen, der willkommene Ergänzungen und Bestätigungen bietet: L. Cesano, Intorno alle forme da fondere monete imperiali romane, in der Zeitschrift Rassegna Numismatica IX Rom 1912 S. 33 ff. Cesano bestätigt, daß in Italien bisher keine Falschmünzerformen der römischen Kaiserzeit gefunden sind. Denn die beiden Formen (für Kleinerze des Constantin I. und des Philippus pater) im Museum Neapel sind ohne Fundortsangabe und vier Formen in Mailand stammen aus Ägypten. Babélons oben angeführte Liste der Fundstellen in Frankreich und England vervollständigt Cesano wesentlich und bringt neu einen Fundort aus Belgien von Saint-Mard bei Virton, Belg. Luxemburg (Westd. Zeitschr. XV 1896 S. 396), allerdings doppelt: sowohl für Belgien wie auch für Luxemburg. Er enthält „Formen für Münzen von Trajan, Faustina, Marc Aurel und Gordian". Aus Ägypten werden Formen von mehreren Fundorten genannt, darunter solche für Münzen des Diocletian und der beiden Licinii. Auf Cesanos ausführliche Behandlung der technischen Seite sowie der Frage, ob staatliche Herstellung oder Falschmünzerei — Cesano entscheidet sich für erstere — näher einzugehen verbietet leider der Raum.

III.

Jahresbericht des Altertumsmuseums der Stadt Mainz

für die Zeit vom 1. April 1918 bis 1. April 1921

I. Arbeiten in den Sammlungen

DIE Arbeiten an den Verzeichniſſen der einzelnen Abteilungen wurden fortgeſetʒt. Abgeſchloſſen liegt vor das Verzeichnis der Porzellane und Fayencen mit 397 Nummern. Faſt vollendet iſt das Verzeichnis der Ofenkacheln, für deſſen Aufſtellung wir wieder Frl. Dr. Dor. Stern zu Dank verpflichtet ſind. Auch hier ſind dem Verzeichniſſe die wichtigſten Stücke in photographiſcher Aufnahme beigegeben. Ferner ſind verzeichnet die Ofenplatten, Beleuchtungsgegenſtände und die Truhen. Die Bearbeitung der drei zuletʒt genannten Abteilungen hat in liebenswürdiger Weiſe Herr Rudolf Buſch übernommen, der zugleich für das Verzeichnis der Ofenplatten die nötigen photographiſchen Aufnahmen hergeſtellt und dem Altertumsmuſeum überlaſſen hat. Auch ihm ſei für ſeine uneigennüʒigen Bemühungen herzlichſt gedankt. Die Arbeiten am Kataloge der plaſtiſchen Bildwerke gehen ihrem Abſchluſſe entgegen, ſodaß möglicherweiſe noch in dieſem Jahre mit deſſen Drucklegung begonnen werden kann. Die fränkiſchen Grabfunde aus dem Gebiete der Albanskirche bearbeitet zurzeit Herr Dr. Behrens für die Mainzer Zeitſchrift.

II. Ausgrabungen und Überwachungen von Erdarbeiten

1) Vorgeſchichtliches

Bei einem Gange durch das römiſche Tempelgebiet bei Klein-Winternheim fand Herr Profeſſor Dr. Schumacher das Bruchſtück eines durchbohrten Steinhammers, der auf beiden Seiten deutliche Sägeſpuren zeigt, L. 7,8 cm; außerdem einige La Tène- und römiſche Scherben. Die Fundſtücke ſchenkte Profeſſor Dr. Schumacher dem Altertumsmuſeum.

Desgleichen fanden ſich bei einem Gang durch die Gemarkung Heidesheim bei Mainz in der Gewann „am Höllberg" La Tène-Scherben; eine Nachgrabung an der Stelle, die Herr Gutsbeſiʒer Ernſt Krebs dort in liebenswürdiger Weiſe vornahm, ergab das Vorhandenſein einer größeren Grube, die eine Menge von La Tène-Scherben enthielt. Von dem unterſuchten Teil der Grube wurde eine Planzeichnung aufgenommen.

2) Römiſches und Mittelalterliches

Im Gebiete des Legionslagers wurde im Laufe des Jahres 1919 zunächſt im kleineren Umfange vom Altertumsmuſeum, weiterhin dann von der „Kommiſſion für die Erforſchung des römiſchen Legionslagers bei Mainz" ausgedehntere Grabungen unter der Leitung von Dr. Kutſch vorgenommen. Herr Dr. Kutſch wird über die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen in der Mainzer Zeitſchrift ausführlicher berichten; falls ſein Beitrag in dieſem Jahrgange nicht mehr erſcheinen kann, ſei einſtweilen auf ſeinen Bericht in der Germania IV S. 25 und 78 verwieſen. Für die Reinigung, Zuſammenſeʒung und ſachgemäßige Sicherung der bei dieſen Ausgrabungen gemachten Funde iſt das Altertumsmuſeum dem Röm.-Germ. Zentralmuſeum zu großem Danke verpflichtet. Über einen Einzelfund (Bronzelampe) ſ. unten bei III Einzelerwerbungen.

Bei einer Erdaushebung auf dem Gebiet Emmerich-Joſephſtraße Nr. 13 wurde in einer Tiefe von 2 m ein römiſcher Straßenkörper von 1,95 m Dicke geſchnitten. Anſcheinend lief dieſe alte Straße der heutigen in einer Entfernung von etwa 4—5 m parallel. Der mehrfach überhöhte Straßenkörper war 5,20 m breit; an den Seiten konnten Reſte von Pfählen und die Straßengräben feſtgeſtellt werden. Aus der unterſten Stückung ſtammen ein Krughenkel und Amphorenreſte, aus der oberen u. a. ein Tellerbruchſtück mit Stempel OFNIGR

Im Keller des Hauſes Badergaſſe Nr. 1 wurde im Jahre 1921 die in ſich wohl erhaltenen Reſte eines römiſchen Moſaikbodens mit reichem Muſter gefunden. Ein ausführlicher Bericht darüber kann erſt im nächſten Jahrgang erſcheinen.

An der Wallſtraße bei den Materialſchuppen, gegenüber Baublock 137 wurde an der Straßenkante bei Erdarbeiten ein Kinderſarg gefunden, angeblich ohne Beigaben. Als Deckel dient ein römiſcher Grabſtein, der unten bei den Inſchriften behandelt iſt.

Gelegentlich der Niederlegung der Wälle bei Fort Hauptſtein wurden mehrere Gräber des dort gelegenen römiſchen Friedhofes aufgedeckt. Ein Steinſarg enthielt außer ſpärlichen Skelettreſten einer jugendlichen Perſon Reſte der Gipsbettung und ein Kugelglas an der rechten Kopfſeite (ein zweites auf der linken Seite war beim Aufbrechen des Sarges entwendet worden). In der Nähe dieſes Grabes lag ein Skelett ohne Beigaben in freier Erde; ferner ein Brandgrab, beſtehend aus Urne mit Deckel (Ton) und ein zweites, das eine Glasurne, eine Ochſenkopflampe (bemalter Ton), einen Faltenbecher und 2 Krüglein aus Ton, Terra sigillata-Tellerreſte und ein Bronzebändchen (Bruchſtück) enthielt.

Als Einzelfunde von der gegenüberliegenden Stelle am Goßlerweg kamen zum Vorſchein: 2 Henkelkrüge und eine Ochſenkopflampe (bemalter Ton).

Beim Bau der neuen Siedlung am Roſengarten fanden ſich wiederum einige Gräber vor (in Bauſtelle 18), die zu dem Gebiet des ausgedehnten römiſchen Friedhofs auf dem Albansberge gehören: Ein Steinſarg (NNO—SSW) aus Sandſtein mit zerſprungenem Deckel, der Deckel dachförmig mit vier ſog. Eckwürfeln. Der Sarg enthielt nur ſpärliche Reſte des Skeletts einer jüngeren Perſon. Beim Einbetten des Sarges waren zwei ältere Brandgräber zerſtört worden, ihre Reſte wurden nach Entfernung des Sarges geborgen.

Grab 1: Die Aſche lag zerſtreut in der Erde; von den Beigaben fanden ſich noch vor: eine Firmalampe mit unleſerlichem Stempel, Reſte eines Kruges, ein Terra sigillata-Tellerſtück, Reſte eines verzierten Terra sigillata-Kumpens und ein flacher Schüſſelrand. Grab 2 enthielt in der zerdrückten, ſchwarzen Urne die Aſche. In etwa 1,20 m Entfernung vom Fußende des Sarges lag von einem 3. Grab die Aſche frei in der Erde; dabei ſtand eine Tonkanne mit Henkel (Goldflimmerton) und ein kleiner, koniſcher Becher; unter der Aſche lag ein Terra sigillata-Bodenſtück mit Stempel AMABILIƧFE. In 2 m Entfernung vom Sarge nach Norden zu lag ein 4. Brandgrab, von dem ſich nur eine Firmalampe und 2 Krüge vorfanden.

Etwa 30 cm links von dieſem Grab fand ſich ein kleiner Glasbecher. Am linken Fußende des Sarges ſtand eine dickwandige Terra sigillata-Taſſe.

In Bauſtelle 23 lagen an einer Stelle zuſammen die Bruchſtücke von 5 Tellern mit Goldflimmerüberzug und Randſtücke von einem grauen Teller.

Da ſeit mehr als zwei Jahren im Gebiet des Weiſenauer Steinbruchs kein Lößabbau mehr vorgenommen wurde, iſt die Ausbeute aus den bekannten vorrömiſchen und römiſchen Gruben ganz gering. Ein kleines, ſchwarzes Gefäß (Flaſche?) und eine kleine profilierte Schale, beide aus Ton, gehören der Spät-La Tènezeit an. An römiſchen Fundſtücken ſind zu verzeichnen: Bruchſtück eines profilierten Tellers (gewöhnlicher Ton), Deckel (Ton) und ein Großerz des Kaiſers Galba.

Auf einem Felde des H. Bruchhäuſer in der Gemarkung Weiſenau, links vom Mainzer Weg, ſtieß man beim Ackern auf eine römiſche Mauer, in deren unmittelbarer Nähe ſich ein Haufen Ziegelſtücke, Gefäßreſte und Knochen vorfanden. Von den Scherben gelangte eine kleine Auswahl in das Muſeum.

In Kaſtel fanden ſich hinter der Pionierkaſerne Überreſte aus einer römiſchen Falſchmünzerwerkſtätte, worüber ein beſonderer Bericht von Dr. Behrens vorliegt (ſ. oben S. 25 ff.).

Bei Anlage einer Waſſerleitung von Kaſtel nach den neuen Häuſern an der Hochheimerſtraße bei Koſtheim wurde eine römiſche Straße und die Reſte eines Wohnbaues geſchnitten. Die Erdaushebung beim Bau der Häuſer an der Hochheimerſtraße gegenüber der Einmündung der Koſtheimerſtraße legten die Reſte eines römiſchen Gebäudes bloß. Es wurde ein Plan davon aufgenommen. Die Mauerzüge folgten der Richtung der im Jahre 1911 freigelegten Straße (ſ. ORL, Kaſtel b. M.).

An der Koſtheimer Chauſſee wurden bei Errichtung der Emaillewarenfabrik von Paul Richter römiſche Baureſte beobachtet. Da die Meldung davon zu ſpät erfolgte, konnten dieſe nicht mehr aufgenommen werden. Es ſcheint hier ein römiſches Einzelgehöft geſtanden zu haben. Die Funde wurden durch Herrn P. Richter dem Muſeum als Geſchenke überwieſen; ſo ein kleiner Altar (ſ. unten S. 38), eine Schüſſel, ein kleines Töpfchen (Ton), drei Beinnadeln, ein Bronze-Fingerring und eine Bronzefibel.

Ein intereſſanter Münzfund aus Koſtheim (Berberichſtraße) konnte für das Muſeum erworben werden. Er beſteht aus acht Silbermünzen (Denare), die nach Angabe des Finders in einer auf beiden Seiten flachgewölbten Metall(?)doſe geborgen waren. Die Doſe wurde leider zertrümmert und weggeworfen. Es ſind fünf Münzen des Kaiſers Gordianus II. (238—244 v. Chr.) [Cohen Nr. 22. 71. 253 (zwei Stücke, aber nicht von gleicher Prägung) und 404] und drei des Kaiſers Philippus Arabs (244—249 n. Chr.) [Cohen Nr. 9 Var. 227 und 235]. Die nähere Beſtimmung der Münzen nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Behrens.

Über die Unterſuchungen der Oſtſeite des Heiliggeiſthoſpitals ſ. unten den beſonderen Bericht. Von Einzelfunden ſind hier nur bemerkenswert: Ein Werkſtück (Binder), Kalkſtein, L. oben 54, unten 42 cm, H. 23 cm, Br. 22 cm; auf der Stirnſeite mit kräftigem Zopfmuſter, wie es ſich als Wulſt in der Leibung romaniſcher Portale oder Fenſter findet; gegen eine derartige Verwendung ſpricht aber, daß die Stirnſeite nicht nach innen, ſondern nach außen gekrümmt iſt. Das Stück könnte alſo eher zu einer Konſole oder ähnlichem gehört haben. Es ſtammt aus dem Mauerwerk, mit dem man (1861) die durch den Ausbruch des Oſtportals entſtandene Mauerlücke wieder geſchloſſen hatte (ſ. unten den Beitrag über Heiliggeiſthoſpital). Ferner fand ſich im Erdreich zerſtreut: ein Siegburger Trichterbecher und ein kleines, braun glaſiertes, zylindriſches Steinzeugkrüglein, H. 9,3 cm; mit zwei Ornamentfrieſen (Renaiſſancemuſter) belegt.

III. Einzelerwerbungen und Geschenke

1) Vorrömiſches

Ein facettiertes Steinbeil mit Durchbohrung, L. 14 cm; gefunden im Rheinarm zwiſchen Petersau und rechtem Ufer. — Ein durchlochtes Werkzeug aus Hirſchhorn (Axt oder Pflugſchar?), L. 27 cm; gefunden beim Umbau der Koſtheimer Schleuße im Mainbett (ähnliche Stücke ſ. Mzr. Ztſchr. III 1908, S. 58 Abb. 8 m, gefunden im Rhein bei Nierſtein).

2) Römiſches

Im Januar 1921 wurde im Gebiete des Legionslagers bei Erdarbeiten für Baracken im Bereiche des ſtädt. Krankenhauſes gefunden: In 30 cm Tiefe eine ſchöne, gut erhaltene Bronzelampe mit übergebogenem, in Delphinkopf endigendem Griff, 11,9 cm (Abb. 1,2).

Angekauft wurden: ein kleiner Merkurſtab, L. noch 15,2 cm (Abb. 1,1), eine Sonde und zwei Griffel, ein Widderkopf (Ende eines Griffes) und ein Pfannengriff mit Stempel (Abb. 1,3 a, b), vielleicht zu leſen *Terentius*(?) *Pamphilus* (J. Becker, Röm. Inſchriften im Gebiet d. Stadt Frankfurt a. M., Archiv f. Frankfurter Geſchichte u. Kunſt, Heft 6 (1854) S. 25; hier die gleiche Inſchrift auf dem Griffe eines Bronzegefäßes aus Heddernheim. Becker lieſt ſie: D TERENT PAMPHIL = Decimi Terentii Pamphili; auch hier ſind, wie auf unſerer Inſchrift, NT und AM ligiert). Sämtliche Stücke aus Bronze und wohl in oder bei Mainz gefunden. — Aus dem Rhein bei Weiſenau unterhalb der Zementfabrik gebaggert: ein zylindriſcher Bronzekeſſel mit flachem Rändchen; die hier an-

gebrachten Nietlöcher weiſen auf zwei Griffe oder Öſen für einen Henkel. Auf dem Boden drei Bleifüßchen in Form von viereckigen Klötzchen (ob römiſch?); ebendaher eine 1,07 m lange eiſerne Kette (Abb. 1,4) mit flachen, blattartigen Gliedern, vielleicht ein Pferdeſchmuck. — Herr cand. arch. Fremersdorf ſchenkte dem Altertumsmuſeum u. a.: die Sockelteile von zwei weißtonigen Figürchen; der eine gehört zu einer an einen Altar ſich lehnende Figur, der andere zu einer ſitzenden. Der eine Sockel trägt die Bezeichnung: *Servandus C(olonia) C(laudia) A(ugusta) A(grippinensium) fecit.* Genau das gleiche Stück iſt bei Lehner, Bonn. Jahrb. 110 S. 189, Fig. 1, Nr. 3 wiedergegeben. Unſer Muſeum beſitzt ein ähnliches Sockelſtück aus derſelben Fabrik (ſ. Körber III. Nachtr. Nr. 201). Ferner 3 Silber- und 12 Bronzemünzen. Gefunden ſind alle Stücke bei Kaſtel links (nördlich) an der Eliſabethenſtraße im Garten des Herrn Kleinmann. — Ferner gingen an Einzelfunden ein: eine Anzahl von Stempeln auf Bruchſtücken von Terra sigillata-Ware, Ziegeln, Amphoren und Reibſchalen, die ſpäterhin mit früheren Einzelerwerbungen gleicher Art zuſammen veröffentlicht werden ſollen.

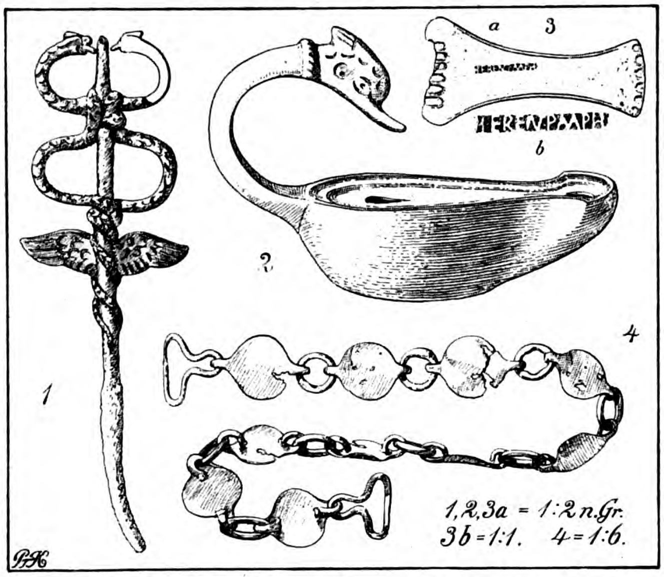


Abb. 1. Merkurſtab, Bronzelampe, Pfannengriff mit Fabrikantenſtempel und eiſerne Kette

3) Fränkiſches und Frühmittelalterliches

Eine Bronzenadel (L. 21,7 cm) aus fränkiſcher Zeit, gefunden im Rhein bei Kaſtel; der obere Teil der Nadel zeigt in Zonen abwechſelnd reiche Profilierung, Facettſchnitt und gedrehte Kannelüren. — Ein fränkiſch-karolingiſcher Drehſchlüſſel, Bronze, ovaler Griff, durchbrochene Arbeit, mit konzentriſchen Kreiſen verziert.

4) Späteres Mittelalter und Neuzeit

Plaſtik: Weibliche Halbfigur, Heilige (Abb. 3), H. 52 cm, Lindenholz; die Hände ſind (gut) ergänzt. Die Rückſeite iſt flach gehalten, aber auch hier iſt das bis auf die Hüfte herabfallende Haar und die Gewandung ausgearbeitet. Die urſprüngliche Bemalung iſt bis auf ſchwache Spuren abgelaugt. Der Mantel hatte blaue Farbe. Die Figur war für die Aufſtellung in einer Niſche oder an einer Rückwand (Predella eines Altares?) beſtimmt. Sie gehört in den Kreis der mainfränkiſchen Arbeiten um 1500. — Hl. Dreifaltigkeit und Krönung Maria. Relief. H. 51,4 cm, Br. 26,6 cm. Lindenholz, rechteckig, oben abgerundet. Das Relief war urſprünglich in irgend eine Umrahmung eingeſetzt. Die Darſtellung zeigt Verwandtſchaft mit ähnlichen Gruppen, die an Mainzer Häuſern angebracht ſind. Gute Arbeit aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts; ob das Relief von einem Mainzer Künſtler herrührt oder aus der oberen Maingegend (Würzburg, Bamberg) ſtammt, iſt noch fraglich; erworben wurde es aus Mainzer Privatbeſitz. — Chriſtus als guter Hirte. Freirelief, Knieſtück, H. 81 cm, Lindenholz. Die Figur iſt ringsum frei aus der Platte herausgearbeitet und auf der Rückſeite flach gewölbt. Den unteren Abſchluß bildet ein Streifen von Rocaillewerk. Offenbar war ſie als Einſatz in eine Niſche beſtimmt. Vergoldet; tüchtige, etwas ſüßliche Arbeit aus der Rokokozeit. Über die Herkunft gilt das zur vorherigen Arbeit Bemerkte. — Maria immaculata. Rundfigur aus Lindenholz. 47,5 cm hoch; urſprüngliche Faſſung abgelaugt. Der rechte Arm iſt im Ellenbogengelenk ergänzt, die linke Hand fehlt. In der Gewandbehandlung tüchtige Arbeit aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie wurde aus Mainzer Privatbeſitz erworben und ſtammt aus der hieſigen Gegend.

Gipsabguß eines Tonmodells. H. 31,4 cm. Allegoriſche Figur (Wiſſenſchaft?), hält in der linken Hand ein Buch, damit ſtützt ſie ſich auf ein Poſtament, auf dem ein gleiches Buch liegt; auf der Rückſeite des Poſtamentes iſt ein P eingeritzt. Vielleicht gehört das Original, das ſich in Mainzer Privatbeſitz befinden ſoll, in den Kreis der Modelle aus dem Nachlaſſe des Mainzer Bildhauers Pfaff (vgl. Mzr. Ztſchr. II Taf. I 3 und Taf. III 13). Klaſſiziſtiſche Figur aus der Zeit um 1780.

Wachsboſſierung. Porträt des Mainzer (franzöſiſchen) Maires und ſpäteren (heſſiſchen) Bürgermeiſters Franz Konrad Macke. Das Stück ſtammt aus Altmainzer Privatbeſitz; es wurde dem Altertumsmuſeum von der hochw. Frau Oberin des Vinzenz- und Eliſabethenhoſpitals geſchenkweiſe überwieſen. Dasſelbe Porträt in gleicher Ausführung, aber weniger guten Erhaltung (Naſe beſchädigt) war dem Muſeum bereits im Jahre 1916 ebenfalls aus Altmainzer Privatbeſitz geſchenkweiſe überlaſſen worden (ſ. Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 76 Sp. 2). Dieſe Stücke ſcheinen für irgend einen größeren Bedarf (etwa für Freunde oder Verehrer des Maires oder als Andenken an dieſen) aus einer Form gegoſſen worden zu ſein. (Über Macke ſ. Bockenheimer, Franz Konrad Macke, Bürgermeiſter von Mainz 1756—1844, Mainz 1904).

Miniaturporträt Anton Chriſtoph Merlins aus Thionville „Volks-Repreſentant des Pariſer Nationalconvents in Mainz während der Anweſenheit

der Franzoßen vom 22. Oktober 1792 biß 24. J(uli) 1793," wie auf der Rückſeite bemerkt iſt. Rund, Dm. 9,5 cm, in plattem, vergoldetem Rähmchen, auf Pergament gemalt. Merlin iſt am Rednerpult ſtehend dargeſtellt, im Hintergrunde auf einer Galerie Publikum. Die Miniatur iſt bezeichnet Hr. Strack. Gute, zeitgenöſſiſche Arbeit. Geſchenk Sr. Exzellenz des Herrn Freiherrn von Heyl zu Herrnsheim in Worms. (Über Merlin ſ. Bockenheimer, Mainzer Klubiſten S. 156 und Robinet, Diction. hist. et biograph. T. II S. 555 f.).



Abb. 2. Wappen vom Deckel einer Zunfttruhe

Porzellan und Fayencen: Flörsheim: Zwei Blumenſtänder (Jardinièren), Kat. 376 a/b, halbrund, nach unten ſich verjüngend, geſchweifter Rand, H. 10,5 cm, Br. 19 cm. Auf dem einen Stück die Flörsheimer Marke in blau, das andere ohne Marke, aber offenbar Gegenſtück zum vorigen. Seitlich je eine Maske im Profil. Auf der Vorderſeite in bemaltem Relief eine Kartuſche mit ſeitlichem derbem Rocaillewerk und aufgemalten Blütenzweigen. Farben: blau, gelb, mangan und grün. An der Rückwand oben zwei Löcher zum Aufhängen an der Wand. — Tafelgeſchirr, Kat. 377—384 und 385—389, Fabrikat von M. J. Weingärtner mit deſſen Marke: M. I. W., im Dreieck geſtellt und Traube in der Mitte. 1. Runde Suppenſchüſſel mit Deckel, H. 22 cm, Dm. 22,5 cm, Bauch gewellt, Ränder geſchweift, Henkel aus zwei geflochtenen Äſtchen. Auf dem Deckel als Griff eine Zitrone mit drei Blättern in Relief. Die Flächen ſind mit einem blauen Blumengebinde bemalt, das auch auf den folgenden Stücken überall wiederkehrt. 2. Unterſatzplatte dazu D. 32 cm, rund, mit geſchweiftem Rand. Die gleiche Form und Bemalung zeigen auch die folgenden Teller. 3. Zwei flache und ein tiefer Teller (Kat. 378—380), Dm. 24 cm. 4. Zwei runde flache Teller, Dm. 19,5 cm, gepreßtes Korbflechtmuſter mit durchbrochenem Rand. 5. Eine breitovale Platte, Dm. 21,5 × 24,4 cm, ſonſt wie die unter 4 angeführten Teller. 6. Ein Brotkörbchen, H. 11,2 cm, Dm. 10,5 × 11,7 cm, mit Unterſatzplatte, Dm. 21 × 28,5 cm, durchbrochenes Korbflechtmuſter, Boden glatt. 7. Eine Schüſſel, viereckig, H. 9,5 cm, Breite 21 cm, bauchig mit eingebogenen Ecken. 8. Drei flache Teller (Kat. 385—387), Dm. 25 cm, und ein tiefer Teller (Kat. 388), Dm. 24 cm; dieſe ſcheinen zu einem anderen Service zu gehören, ſtimmen aber in Form und Marke mit den vorigen überein, nur hat die Glaſur andere Färbung, auch zeigt das ebenfalls blaue Blumengebinde kleine Abweichungen. 9. Ovale flache Platte (Kat. 389), Dm. 24,5 × 31 cm, Marke M. I. W. 4; auch für ſie gilt das zu den vorhergehenden Tellern Bemerkte. Über die Flörsheimer Fabrik und beſonders über Matthias Joſef Weingärtner aus Mainz, der die Fabrik von 1781—1793 gepachtet hatte, ſ. Cicerone II S. 457 ff. (E. Heuſer, Speyer); daſelbſt auch Abbildung ähnlicher Stücke.

Höchſt: Eine Kaffeekanne (Kat. 163), H. 21 cm, Marke violettes Rad und H. S., eingeritzt K(?)I, ferner ein Teekännchen (Kat. 164), H. 11,2 cm, Marke wie vorher, eingeritzt N I, beide zeigen Rokokoformen und ſind mit reichen Blumengebinden bemalt. — Ein flacher Teller, Dm. 24,5 cm, Marke: blaues Rad und eingeritzt I. N., mit Blumen bemalt, gewöhnlichere Ware.


Abb. 3. Weibliche Halbfigur

Kelſterbach: ein flacher und zwei tiefe Teller (Kat. 372—374), Dm. 21 cm, Marke H D, bemalt.

Weilburg: Taſſe mit Untertaſſe (Kat. 390 a/b) Marke: W. J. WIMPF IN WEILBURG, mit Blumenkränzen bemalt und der Aufſchrift Eliſabethe Knapp; ferner zwei Tellerſchüſſeln mit Sprüchen und drei bemalte tiefe Teller mit der gleichen Marke (Kat. 392—396, vgl. Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 172).

Verſchiedenes: Eine Mainzer Zunfttruhe (Goldſchmiede), Holz, H. 32, Br. 62, T. 35 cm. Schon in früher Zeit teilweiſe erneuert. Zu dem urſprünglichen Stück gehört der Deckeleinſatz mit den hier abgebildeten (Abb. 2) Wappen des Bildhauers *Gerhart Wolff*, des Goldſchmieds *Erasmus Laub* und des Glaſers *Rudolff Kempff*. Dabei die Inſchrift *„Zunft-Meiſter 16...08"*. Gerhart Wolff iſt der Meiſter der ehemaligen Pfarrkanzel des Mainzer Domes, ſ. Schrohe, Aufſ. und Nachweiſe S. 81 f. und 124, ferner Kautzſch und Neeb, Dom zu Mainz S. 219 f. und 514. Auch Herr Dr. Strübing in Mannheim beſitzt noch umfänglicheres, nicht veröffentliches Material über die Tätigkeit dieſes Mainzer Bildhauers. Die Truhe wurde aus

Mainzer Privatbeſitz mit Mitteln, die ſeinerzeit der jahrelange Förderer unſerer Zeitſchrift und des Muſeums, Herr Martin Jung † in Broocklyn, zur Verfügung geſtellt hatte, angekauft.

Zwei Apothekerflaſchen, viereckig, Höhe 25 cm. Auf der Vorderſeite in einer eingebrannten farbigen Rokokokartuſche die Inhaltsangabe: aqua calcariae ust. und aqua vitae. Darüber, von einem Engel gehalten, das Kurmainzer Wappen, darunter ein von einem Mohren gehaltener, auf Rocaillewerk ruhender runder Schild mit den verſchlungenen Initialen G R. Dieſe Stücke ſtammen aus der ehem. kurfürſtlichen Hofapotheke, damals ſchon „Mohrenapotheke" oder „zum Mohrenkopf" genannt. Sie lag in dem Hauſe Ecke Schuſtergaſſe und hintere Chriſtophsgaſſe C 189 (191) heute Nr. 54, neben dem ehem. Hof zum Gutenberg. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts iſt Caſpar Ritter, Sohn des Hofapothekers Benjamin Ritter († 1729), Beſitzer der Apotheke. Beider Grabſtein ſteht im Domkreuzgang (ſ. Kautzſch und Neeb, Dom zu Mainz S. 423). 1836 wurde die Mohrenapotheke in den ehem. Arnsburger Hof (Ecke Schuſtergaſſe-Stadionerhofgaſſe, jetzt im Neubau Tietz aufgegangen) verlegt. Über die Geſchichte der Mohrenapotheke ſ. auch Mainzer Tagblatt 1906, 7. Auguſt, wo offenbar aus Familienpapieren geſchöpfte urkundliche Nachrichten auszugsweiſe veröffentlicht ſind; ſ. auch Neeb, Verzeichnis der Kunſtdenkmäler I S. 113. Am Erker ſtand die Jahreszahl 1683 (nicht 1863 wie bei Neeb a. a. O. infolge eines Druckfehlers angegeben). Die Geſchichte der Mohrenapotheke wäre eine ganz dankbare Aufgabe.

Tafelaufſatz aus Kriſtallglas, vierteilig, H. 65 cm (der Unterſatz fehlt). Aus Mainzer Privatbeſitz erworben.

Trinkbecher aus Kupfer, verſilbert und teilweiſe (Ornament und Rand) vergoldet, getriebene Arbeit. Um den oberen Rand zieht ſich auf gepunztem Grund ein kartuſchenartiges Ornament, das ſich viermal wiederholt. Auf dem Standreif unten eingeſtempelt C. F. Zeit: 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Schnupftabakdoſe, ſilbern (8,3×5 cm), Außenfläche gerillt, das Ganze ſchwach nach innen gewölbt. Marke 13. Gehört zu dem Saulheimer Silberfunde, ſ. Mzr. Ztſchr. I S. 83 f.

Beleuchtungsgegenſtände: Eine Traglaterne aus Eiſenblech, H. 42 cm, rund, urſprünglich verglaſt, mit drei Füßen. Der Oberteil verjüngt ſich treppenartig in drei Stufen. An der Seite befinden ſich zwei Anſätze zum Einhängen in den Bügel einer Tragſtange für Umzugszwecke, Zeit: 18. Jahrhundert; eine zweite, ebenfalls rund und aus Eiſenblech, iſt 50 cm hoch; ihre Wandung iſt gemuſtert durchlocht, als Bekrönung hat ſie ein Kreuz. Zeit: 18. Jahrhundert.

Eine Nachtlampe, rund, H. 14,5 cm, aus lackiertem Blech mit vier durchſcheinenden Porzellaneinſätzen, auf denen hübſche Kinderbilder eingepreßt ſind. Berliner Fabr. um 1860. Bez.: P. P. M. 774, 775, 879 u. 904.

Ofenplatten: Eine mit der Darſtellung des Weltgerichts und Spruch, H. 68 cm, Br. 70 cm, noch dem 16. Jahrhundert angehörend; eine zweite mit dem Urteil Salomons und Spruch, H. 77 cm, Br. 82,5 cm, aus dem 17. Jahrhundert. Geſchenk von Herrn Landwirt Möhn in Laubenheim.

Eine Feldſchlange, Gußeiſen, 2,45 m lang, Kaliber 4 cm, mit dem Wappen von Reifenberg und der Aufſchrift: Johann Heinrich Herr zu Reiffenberg. Das Stück ſoll von Burg Reiffenberg i. T. ſtammen. Geſchenk von Herrn Umber in Laubenheim.

Spielzeug: Das Altertumsmuſeum richtet ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auch auf die Sammlung der hierzulande noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich allgemein verbreiteten, unſerer heutigen Jugend aber zumeiſt ſchon ganz fremd gewordenen Kinderſpielzeuge, wie Glocke und Hammer, Gänſeſpiel, Lotto, verſchiedene Arten der ſogenannten Geduldſpiele u. a. m.; ſelbſt das von Alt und Jung gepflegte Dominoſpiel kommt immer mehr in Vergeſſenheit. Die alten, einfachen „Guckkaſten", ſelbſt die „Laterna magica" in ihrer einfachen Form, Blasrohr und Knallbüchſe mit dem Korkſtöpſel gehören ſchon der Geſchichte an. Der gütigen Zuwendung der Familie Juſtizrat Dr. Struve verdankt der Altertumsverein eine Anzahl dieſer Spiele, darunter ein Lottoſpiel (Nürnberger Fabrikat), ein Blasrohr, 1,15 m lang, aus zwei Hälften verleimt; ferner ein Kaſten mit Papierſoldaten (preußiſche Infanterie, franzöſiſche Kavallerie, orientaliſche Reiterei u. a. m.), ausgeſchnitten, ſehr ſorgfältig und ſauber koloriert und auf Holzklötzchen aufgeſetzt; dabei auch noch zwei der zugehörigen lithographiſchen Modellierbogen mit ganzen Figuren und einzelnen Teilen ſolcher zum Aufkleben, je nach der Truppengattung. Die Bogen ſind bezeichnet: Mainz bei F. Zimmermann Nr. 7 und Nr. 21, ſie ſtammen aus der Zeit um 1860. Ferner: Hübſche Spielkäſtchen mit Spielmarken, Spielteller für Kartenſpiele, darunter einer aus Porzellan mit der Szeptermarke (Berlin), Boſtonſpielregel u. a. m., meiſt aus der Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Hausgeräte und ſonſtige Gebrauchsgegenſtände. Auch hier verdankt das Altertumsmuſeum der Familie Juſtizrat Dr. Struve die geſchenkweiſe Überlaſſung intereſſanter Stücke aus der Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie aufklappbare Butterformen, vierteilig mit Boden, in Geſtalt einer abgeſtumpften Pyramide, innen verziert; ferner einen runden Stempel zum Aufpreſſen von Verzierung (Blumenkörbchen) auf Butterſcheiben, Backformen; Lichtputzſchere; eine Nachtlampe, die zugleich zum Erwärmen eines einhängbaren Kännchens (für Milch u. ä.) dient, ſog. „Rechaud", beides aus Steingut, das Geſtell oben mit Zinnenkranz, Zeit 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, vielleicht Mainzer Fabrikat. — Ferner ein Empirekleid von farbig geſtreifter Seide.

Hohlmaße aus Holz, rund: 1. ein ſog. „Mäßchen", Dm. 14,5 cm, H. 10,5 cm, eingebrannte Marke D; 2. ein „Kumpf", Dm. 21½ cm, H. 21 cm, eingebrannt: GH/B Aiche B, halb über den Rand gebrannt, auf dem Boden geſchrieben: „neuer Kumpf 1853" und dreimalige Aiche B auf dem Bodenrand; 3. ein „Simmer", Dm. 35 cm, H. 33 cm, Bezeichnung und Aiche wie beim Kumpf. Ferner eine Anzahl Regenſchirme aus der ſogenannten Biedermeierzeit vom ſtattlichen Durchmeſſer von 1,35 m; darunter einer von blauer Seide mit Meſſinggeſtell und Horngriff. Ein Sonnenſchirmchen, Dm. 55 cm, grünſeiden, mit Franſen, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ferner ein

Spazierſtock aus der Biedermeierzeit, 1 m lang, Rohr mit Elfenbeinknopf und verſchiedene Stockdegen, darunter einer mit Lederüberzug und am oberen Ende verzierter Klinge, darauf die Inſchrift: Vivat Keyſer ... König, auf der anderen Seite das Bruſtbild des Kaiſers mit Krone und Szepter, 18. Jahrh.

Eine Karfreitagsklapper aus Holz, mit Walze und federnden Hämmern, L. 43,5 cm, ſchenkte Herr L. Suder, Mainz. Dieſes von Gründonnerstag bis Karſamstag die Glocken erſetzende Inſtrument findet heute hier nur noch beim katholiſchen Gottesdienſt ſeine Anwendung. Früher war es an den genannten Tagen der Karwoche auch ein Kinderſpielzeug; das hier vorliegende ſtattliche Stück gehört zu dieſer Art. Auf dem Weſtturme des Mainzer Domes ſteht im gotiſchen Geſchoß heute noch eine etwa 2 m große Klapper dieſer Art, die die Gläubigen an den ſog. „ſtillen Tagen" zum Gottesdienſte rief.

Von dem ſtädtiſchen Archiv wurde dem Altertumsmuſeum überwieſen die Grundſteinurkunde der Sebaſtianskapelle. Eine Zinntafel von 20,7×29,2 cm Größe, darauf in Antiqua-Majuskeln eingraviert die folgende Urkunde:

Alexandro VII / pontifice maximo / Leopoldo. I. Austriaco / Romanorum imperatore / Joanne Philippo / archipraesule, et principe / electore Moguntino / reverendissimus ac praenobilis dominus / D: Adolphus Hundt von Saulheim / metropolitanae Moguntinensis / praepositus / huius deo ter opt: maximo / in honorem gloriosi martyris / D. Sebastiani / A / C. P. 2. [Q?] M. / dicati sacelli / primum lapidem posuit / praesentibus / r̄dissimis et praenobilibus dominis / D. Ioanne de Heppenheim condicto von / Saal huius metropolitanae eccliae decano / D. Vito Christophore Fuchs von Dornheim / cantore / D. Theodore Casparo lib. barone de Furstenberg / capitulari et seniore / die XII. Octobris anno / DIVVs SebastIanVs Martyr ChrIstI / patronVs est VrbIs hVIVs eX qVo VoVebat.

Das Chronoſtichon des Schlußſatzes ergibt das Jahr der Grundſteinlegung 1666. Über die Sebaſtianskapelle am Höfchen ſ. Schrohe, Kurmainz in den Peſtjahren 1666—1667 S. 114 und Schrohe, Die Sebaſtianskapelle in Mainz, Mainz 1903 (beſ. S. 6). Über ihre Lage ſ. Mzr. Ztſchr. XI S. 100. Die Urkunde iſt ſchon gedruckt (offenbar nach einer handſchriftlichen Vorlage) bei Reuter, Albansgulden, Urkunden S. 222. Wie mir Profeſſor Dr. Heidenheimer gütigſt mitteilte, gibt auch das im Mainzer Stadtarchiv aufbewahrte Protokoll der Peſt-Kommiſſion in Mainz 1666 (officium sanitatis ſ. Schrohe a. a. O.) die Inſchrift wieder, und zwar, wie die gleiche Zeilenabteilung der Handſchrift zeigt, offenbar nach unſerer Originalplatte (oder, was ebenfalls möglich iſt, nach der handſchriftlichen Vorlage für den Stecher der eigentlichen Grundſteintafel); im Protokoll wird ausdrücklich bemerkt: „*inscription uff Einem eingelegten Zinnernen blättlein eingeſtochen.*" Hier heißt es nun in der Inſchrift nach D. Sebaſtiani: / A / C. D. Q. M. / dicati sacelli / uſw. Reuter a. a. O. lieſt C. P. Q. M. und löſt zweifellos richtig auf: (a) clero populoque Moguntino, wie denn auch Klerus und Bürgerſchaft zum Bau der Kapelle beigeſteuert haben ſollen. In der Abſchrift des protoc. sanitatis iſt D wohl für P verleſen. Eigentümlich iſt allerdings, daß ſich die eigentlichen Stifter mit dieſer Abkürzung begnügen müſſen, während bei den ſonſtigen Angaben die Namen voll ausgeſchrieben ſind. Daß bei der Abkürzung das aus römiſchen Inſchriften bekannte S. P. Q. R. (senatus populusque Romanus) vorſchwebte, iſt einleuchtend; dem Schreiber des Protokolls der Peſtkommiſſion ſcheint ſie aber nicht geläufig geweſen zu ſein, daher vielleicht ſein D für P; und ebenſowenig auch dem Stecher, denn auch er verlas das Q, das in der Kurſivſchrift der Ziffer 2 ähnlich ſieht, tatſächlich für eine 2 und rückte das eine Zeile für ſich bildende A ſo nahe an die 2 heran, daß man leſen kann: 2a (Abkürzung für secunda).

Der Sinn des Schluſſes der Inſchrift iſt wohl: Seitdem (ex quo) Adolf Hundt von Saulheim den Grundſtein legte (oder Klerus und Volk dieſe Kapelle gelobte) iſt der hl. Sebaſtian Schützer der Stadt (gegen die Peſt); vgl. Schrohe a. a. O. S. 3 und 5 oben.

Wie die Urkunde in den Beſitz des Stadtarchivs kam, konnte nicht ermittelt werden; vermutlich wurde ſie im vorigen Jahrhundert bei Kanaliſationsarbeiten gefunden.

Aus dem Mainzer Stadtarchive wurden dem Altertumsmuſeum ferner überwieſen, teils früheres Eigentum des Mainzer Veteranenvereins, teils des Herrn Anton Moyat: eine Anzahl Diplome, Bilder und verſchiedene Andenken (Orden, Medaillen u. a.), die ſich meiſt auf Napoleon I. und deſſen Zeit beziehen; ferner die Fahne des Mainzer Veteranenvereins. Eine Reihe der Veteranen dieſes Vereins kämpfte unter Napoleon I.

* * *

In der ſo ſchwierigen Lage, in der ſich durch die Zeitverhältniſſe gerade augenblicklich das Altertumsmuſeum bei der Beſchaffung der zu ſeiner Weiterentwicklung nötigen Mittel befindet, hat es die hochherzige Förderung zweier Gönner mit beſonders freudigem Danke zu verzeichnen:

Herr Geheimer Kommerzienrat Hermann Hommel ſtiftete ein Kapital, deſſen Zinſenerträgniſſe zu Ankäufen für die Sammlungen des Altertumsmuſeums der Stadt Mainz verwendet werden ſollen. Die Stiftung ſoll den Namen „Mathilde Hommel-Stiftung" tragen.

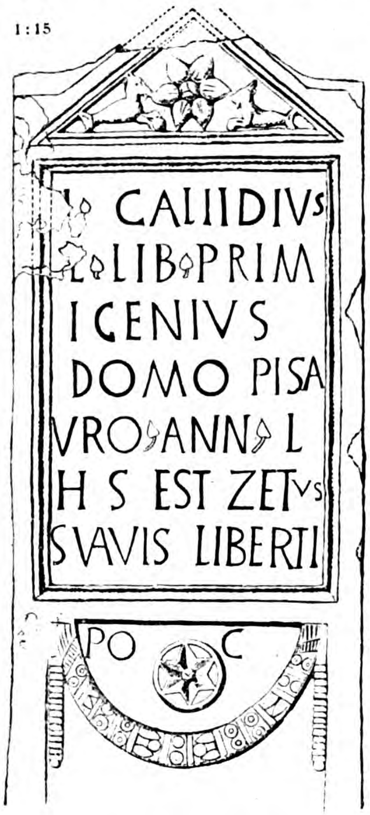
Herr Generaldirektor Alfred Ganz in Luzern, deſſen treuer Anhänglichkeit an die Heimat bereits unſere Gemäldegalerie zwei wertvolle Geſchenke zu verdanken hatte, worüber im folgenden Beitrage berichtet werden ſoll, hat auch das Altertumsmuſeum ſeiner Vaterſtadt mit einer größeren Stiftung für die Vermehrung ſeiner Sammlungen bedacht.

Außer den ſchon vorher genannten iſt das Altertumsmuſeum noch folgenden Gönnern zum Dank verpflichtet: Frl. Lollo Bettelhäuſer, Herrn Bruchhäuſer-Weiſenau, Med.-Rat Dr. Dreſcher-Alzey, Prof. Dr. Egger, San.-Rat Dr. Eichhorn, Generaldirektor Alfred Ganz, Prof. Geißner, Geyer, Oberbürgermeiſter a. D. Dr. Göttelmann, Prof. Dr. Heidenheimer, Konditor Ph. Janſon, Jacques Mann, P. Müller, Prof. Dr. Munier, Standesamtsvorſtand Fr. Pretzel, Herrn Prof. Dr. Ritterling-Wiesbaden, Dr. Volbach-Berlin; ferner dem Paulusmuſeum in Worms. Neeb.

Die in den Jahren 1918—1920 gefundenen römischen Inschriften

1 Grabſtein des Freigelaſſenen L. Callidius Primigenius. Gefunden 20. Oktober 1919 an der Wallſtraße im Gebiete des ehem. Friedhofs beim Fort Hauptſtein (ſ. oben S. 32). Grobkörniger Kalkſtein aus der hieſigen Gegend. H. 2,35 m, Br. 74 cm, D. 20 cm. Der Stein diente als Deckel eines viel kleineren Kinderſarges von 1,25 × 0,62 m lichter Weite; da er nicht genau mit ſeiner Mitte auflag, war er durch den Bodendruck in zwei Stücke zerſprungen. Ob auf den beiden Ecken rechts und links vom Giebel noch irgend ein Schmuck angebracht war, iſt fraglich. Die Spitze der Giebelbekrönung fehlt. Auf der unteren Seite des Steines iſt die linke Kante im Viertelrund roh abgearbeitet, was darauf ſchließen läßt, daß er urſprünglich für einen anderen Zweck, etwa als Platte eines Geſimſes verwendet werden ſollte; wegen ſeiner ſchlechten (blätterigen) Struktur hatte man ihn aber zurückgeſtellt und ſpäterhin als Grabſtein benutzt. Die Inſchrift lautet:

1:15



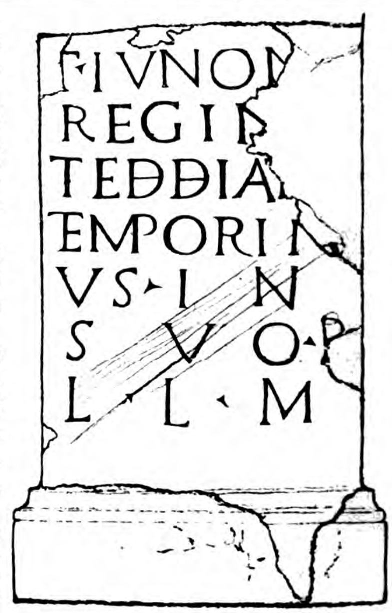
L(ucius) Callidius (oder *Calīdius*) *L(ucii) lib(ertus) Primigenius domo Pisauro ann(orum) L h(ic) s(itus) e(st). Zetus Suavis liberti po(nendum) c(uraverunt).* „Lucius Callidius Primigenius, der Freigelaſſene des Lucius aus Piſaurum (heute Peſaro in Umbrien), 50 Jahre alt, iſt hier begraben. Die Freigelaſſenen Zetus und Suavis ließen den Stein ſetzen."

Das zweite L von Callidius könnte vom Steinmetzen für I verleſen ſein, und der Name Calīdius gelautet haben. Nach brieflicher Mitteilung iſt Domaszewski geneigt, CALIIDIVS zu leſen und läßt mir weiter mitteilen: „Die Länge des i wird durch die Schreibungen CALEIDIVS (griechiſch ΚΑΛΕΙΔΙΟΣ C. I. G. S. I 18) und CALĪDIVS bezeugt (vgl. CIL II, 1782; VI 33968; X 926; XI 6700, 154 seq. XII 3712; XV 6189) und zur Verdoppelung von i für langes i (beſonders in CVIIVS und EIIVS) vgl. Beiſpiele bei Deſſau, Inscript. select. 3, 2 S. 822.[1])" Die Schreibung CALLIDIVS (mit LL) findet ſich auf einem Militärdiplom vom Jahre 98; ferner CIL VI, 4726; VIII 20322; IX 6386; XI 1295, 7108 und XIII 10010, 2954 c; wie mir Dr. Finke freundlichſt mitteilt. Nach Buchſtabenform und Verzierung ſetzt Domaszewski den Stein in die Zeit des Auguſtus-Tiberius. „Die Capricorne ſind ſelten; vermutlich handelt es ſich um den Freigelaſſenen eines Centurio — wie etwa CIL XIII 12059 —, denn die Legionsmünzen des LEG. II. AVG., der LEG. XIV. GEM. und der LEG. XXII. PRIM. zeigen den Capricorn, das Nativitätsgeſtirn des Auguſtus, ebenſo ihre signa (vgl. CIL XIII 6898 den Mainzer Grabſtein des Q. Luccius Fauſtus, signifer der leg. XIV. Gem.). Zwiſchen ihren Füßen halten die Capricorne die Erdkugel, wie auf den Münzen des Auguſtus (vgl. Cohen Nr. 18—24."

2 Altar. Gefunden 25. September 1919 an der Koſtheimer Landſtraße, und zwar höchſtwahrſcheinlich ganz in der Nähe ſeines urſprünglichen Standortes auf dem hier gelegenen Gute des Stifters Teddiatius Temporinus (ſ. oben S. 33). Gelblicher Sandſtein. H. 42 cm, Br. 23 cm, D. 18 cm. Der obere Teil fehlt. Die quer durch den unteren Teil der Inſchrift laufenden ſcharfen Rillen weiſen auf eine frühere, böswillige Beſchädigung mit einem ſcharfen Werkzeuge. Die drei anderen Seiten des Steines ſind glatt und ohne Verzierung. Von der Inſchrift fehlt wohl nur die erſte Zeile. vollſtändig lautete ſie:

I(ovi) O(ptimo) M(aximo) et Iunoni regin(ae) Teddiat(ius) Temporinus in suo p(osuit) l(ubens) l(aetus) m(erito). „Juppiter dem Beſten und Größten und der Königin Juno errichtete Teddiatius Temporinus auf ſeinem eigenen Grund und Boden, gern, freudig und nach Gebühr (dieſen Altar)."

Der (keltiſche) Name dürfte zu Teddiatius zu ergänzen ſein. Er findet ſich auch auf einer Trierer Inſchrift bei Hettner, Röm. Steindenkm. Nr. 113 und unvollſtändig bei Haug und Sixt, Röm. Inſchr. Württembergs [2] S. 618 Nr. 334 als Tedd . . . Die beiden D haben auf allen Inſchriften den bekannten Mittelſtrich zur Bezeichnung der Spirans (engl. th.). Auch das Cognomen Temporinus iſt keltiſch; es kehrt CIL XII 1666, 1669 u. 6034 a wieder.



1:5

[1]) Dieſe Schreibung mit II gilt aber hier nur für das konſonantiſche i zwiſchen zwei Vokalen (i consona, ſpr. ejus cujus); vgl. auch a. a. O. Maiius, maiiorem, Pompeiiana u. a.; bei Calīdius würde es ſich um das rein vokaliſche ī zwiſchen zwei Konſonanten handeln.



1 : 4

3 Bruchſtück einer Widmungsinſchrift. H. 21 cm, Br. 23 cm, D. 6,5 cm; urſprüngliche Breite mit Rand vielleicht etwa 53 cm; Kalkſtein. Gefunden 26. März 1920 in der Kötherhofgaſſe in einer Baugrube. Die Inſchrift lautet, ſoweit ſie ergänzbar iſt:

(*Iovi optimo maximo et Iuno*) *ni regi*(*nae in h*)*onorem* (*domus di*)*vinae et*..... *nor*(*um?*) *Ser*..... *mellus*..... „Jupiter dem beſten und größten und der Königin Juno hat (haben) zu Ehren des erlauchten Kaiſerhauſes und (der? .....) Ser(vandius?) ... mellus (oder melius) ... (geweiht oder errichtet).“

Die Platte mit der Widmungsinſchrift gehörte wohl zu einem größeren Denkmal, wo ſie an irgend einer Stelle eingelaſſen war. Welcher Art dies hier gewidmete Denkmal war, ob figürlich oder ein Bauwerk (sacellum), läßt ſich nur vermuten. Die Formel in honorem domus divinae findet ſich vor Antoninus Pius (138—161) nur ſelten. Die volle Ausſchreibung weiſt darauf hin, daß es ſich hier um eine verhältnismäßig frühe Anwendung handelt; als die Formel einmal geläufig war, wurde ſie mit IN · H · D · D abgekürzt. Auch in CIL XIII 6725 aus Mainz, wo die ungewöhnliche Faſſung I · O · M · ET · IVN · REG · IN · HONOREM · DOMVS · DIVINAE wiederkehrt, findet ſich volle Ausſchreibung (Dr. Finke). — Z. 4: ... NOR · dürfte Reſt eines Genitivs ſein, er müßte dann von honorem abhängen; vor N könnte ein A geſtanden haben, alſo etwa VICANORVM zu ergänzen ſein. Neeb.

IV.

Bericht über die Vermehrung der städtischen Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung vom 1. April 1917 bis 1. April 1921

A. Gemäldegalerie

Aus den Mitteln der Stiftung der Firma Henkell & Co. wurde auf der heſſiſchen Kunſtausſtellung in Darmſtadt 1917 von der Muſeumsdeputation angekauft ein Gemälde von Ludwig von Hofmann, Gruppe männlicher Akte (Katal. Nr. 17), nicht bezeichnet (90 × 73).[1]) Vier nackte Jünglinge, drei auf Felſen ſitzend, einer im Hintergrund ſtehend.

Weitere größere Ankäufe aus ſtädtiſchen Mitteln verboten ſich durch die Zeitverhältniſſe von ſelbſt. Dagegen erhielt die Gemäldegalerie wertvolle Bereicherung durch eine Reihe von Vermächtniſſen und Stiftungen.

Herr Guſtav Becker in Detmold († 1917) vermachte durch Teſtament der Stadt folgende Gemälde: H. Baiſch (1846—94), Falbe Kuh unter Bäumen, bez. H. Baiſch (59 × 73), auf der Rückſeite geſtempelt mit: „Hermann Baiſchs ausgewählter Nachlaß“, dabei mit Tinte G. Schönleben. Wohl ein Bild aus der Frühzeit des Meiſters. — Elias van Bommel (1819—90), Stadtgericht von Gorinchem (Gorkum) in Südholland, bez. E. P. van Bommel (51 × 63), Maleriſcher Blick in eine Straße mit mittelalterlichen Bauten, links der mächtige gotiſche Bau des Stadtgerichts. Auf der Rückſeite des Bildes iſt ein Zettel aufgeklebt mit der handſchriftlichen Bezeichnung: „*E. P. v. Bommel, Stadtgericht in Gorinchem*“. — Joh. Hub. Leonh. de Haas (1832—80), Kühe auf der Weide am Strande, bez. J. H. L. de Haas (59 × 88,5). — Adolf Lier (1826—82), Erntende Bauern, im Mittelgrund See, im Hintergrund Hochgebirge, bez. A. Lier München 1856; Eichenholz (31 × 45). — Vittorio Reggianini (Florenz), „Alter ſchützt vor Torheit nicht“, bez. V. Reggianini (54 × 74). Alter Herr, im Salon hinter Wandſchirm mit einer jungen Dame ſchäkernd, wird von drei anderen Damen belauſcht, alles im Empireſtil; 1901 gemalt und 1902 beim Künſtler ſelbſt angekauft. — Joh. Friedr. Voltz (1817—86), Sennhütte auf einer Alm, bez. Fr. Voltz (24 × 33), Malpappe auf Leinwand; mäßige Arbeit. — Joſ. Wenglein (geb. 1845), Herbſtſtimmung im oberbayriſchen Moos; bez. J. Wenglein 1903 (59 × 98,5). Birken am Bach, aufſteigendes ſchweres Gewölk; im Jahre 1903 beim Künſtler ſelbſt angekauft. Mit dieſem Bilde iſt der Meiſter in unſerer Galerie gut vertreten. — Angeblich: Franz I. de Vriendt, gen. Floris (1516—70). Büßende Magdalena, hinter einem Felſen ſtehend, auf dem Felſen das Salbengefäß; Knieſtück, Holz (73 × 55,5). Gute Arbeit eines ganz unter italieniſchen Einflüſſen ſtehenden niederländiſchen Manieriſten aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Bild wurde im Jahre 1894 in Frankfurt auf der Verſteigerung von Rud. Bangel von Guſtav Becker angekauft und iſt in dem Verſteigerungskataloge CCCLII als Nr. 40 abgebildet. Es gehörte zur Sammlung Friedr. Prächter in Frankfurt (frdl. Mitteilung von Herrn Adolf Bangel in Frankfurt). Dem Vermächtnis wurde auch der die Erwerbung der Bilder Wengleins und Reggianinis betreffende Briefwechſel mit den Künſtlern beigegeben. Ebenſo ein Briefwechſel über den angeblichen Fr. Floris.

Herr Geh. Kommerzienrat Peter Melchers in Mainz († 1909) ſtiftete folgende Bilder: J. Jungblut, Holländiſche Winterlandſchaft an einem Fluſſe, Abendſtimmung, rechts Bauernhäuſer mit Windmühle (50 × 77), bez. J. Jungblut. — Willy Hamacher (geb. 1865), Anſicht von Rapallo. Aquarell, bez. W. Hamacher (25 × 34). — Wilh. Herm. Lauter (1847—1918), Die Wartburg, Aquarell bez. W. L. Lauter 89 (34 × 49,5).

[1]) Hier und bei den folgenden Bildern die Maße in cm, Höhe voraus; wo nicht anders angegeben, Öl auf Leinwand.

Frau Justizrat Dr. Lambinet und Herr Dr. Karl Lambinet schenkten das Porträt des bekannten Mainzer Geschichtsschreibers Dr. Karl Anton Schaab, Vizepräsident des vormaligen Großh. Kreisgerichts zu Mainz (1761–1855); gemalt von Caspar Schneider (104×87), Kniestück, bez. C. Schneider 1820.

Herr Generaldirektor Alfred Ganz, Luzern, schenkte seiner Vaterstadt eines der bedeutendsten Werke von Lovis Corinth, Gefangennahme und Blendung Simsons (200×174) bez. in Spiegelschrift auf der Handschelle: Lovis Corinth. Das Gemälde ist im Jahre 1906/07 entstanden; es wurde von Otto Hermann Claaß in Königsberg unmittelbar vom Künstler erworben. In der Corinth-Ausstellung der Berliner Sezession 1913 war es unter Nr. 96 ausgestellt. Auf der Versteigerung der Sammlung Claaß bei Paul Cassirer in Berlin am 21. November 1916 wurde es an Herrn Generaldirektor Alfred Ganz verkauft. Eine Abbildung im Versteigerungskataloge der Sammlung Claaß (S. 15), weitere Abbildungen bei Biermann, Lovis Corinth in Knackfuß, Künstlermonographie B. 107 Abb. 82; vgl. dazu S. 79; ferner in der Ztschr. f. bild. Kunst 1913, S. 79 und bei Eulenberg, Lovis Corinth, Delphin-Verlag, 12. Bändchen. Zu dem Werke gibt es zwei Entwürfe: 1. Entwurf, Kohlenzeichnung (64×50), bezeichnet rechts unten: „Lovis Corinth, Simson". Eine nackte Gestalt liegt am Boden, zwei Schergen sind bemüht, sie zu fesseln. Das Blatt wurde auf der Versteigerung Claß bei Cassirer (Verst.-Katal. S. 67 unter Nr. 117) verkauft. 2. Entwurf: Zeichnung mit der Bezeichnung rechts unten: „Die Gefangennahme Simsons", Lovis Corinth. Abbildung in Kunst und Künstler, 6. Jahrg. (1908) S. 186. (Diese Mitteilung über die Geschichte des Bildes verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Karl Schwarz, Berlin). — Ferner verdankt die Galerie der Hochherzigkeit desselben Stifters ein Werk des vielversprechenden, leider im Jahre 1916 gefallenen jungen Mainzer Künstlers Hans Sutter (geb. 1887), Porträt einer alten Dame, der Großmutter des Malers (96,5×77), bez. Hans Sutter 1910. Eine Abbildung im Katalog der Gedächtnisausstellung Hans Sutters, Mai—Juni 1920 (unter Nr. 19), Moderne Galerie Thannhauser München. Ausgestellt war das Bild auch 1920 in der Sutter-Ausstellung des Frankfurter Kunstvereins (s. Katal. d. Ausstellung). In den Ausstellungskatalogen auch kurze Lebensbeschreibung.

Einen weiteren wertvollen Zuwachs, durch den zugleich ein kultur- und kunstgeschichtlich bedeutsames Kunstwerk aus älterer Zeit der Heimat erhalten blieb, erhielt die Galerie durch die Reste der Flügelbilder vom ehemaligen Hochaltar der Kirche zu Partenheim in Rheinhessen (Abb. 1—4); sie stiftete Herr Kommerzienrat Philipp Stratemeyer († 1919) seiner Vaterstadt. Über die Altarbilder liegt an Literatur bereits vor: Frz. Rieffel, Kunstchronik und Kunstmarkt 54 (1918) S. 110ff. Der Aufsatz beschäftigt sich auch mit der kunstgeschichtlichen Stellung und Würdigung der Bilder; ferner E. Neeb im Mainzer Journal 1918 Nr. 229 und 1919 Nr. 281, 288 und 294 (hier auch eine eingehende Darstellung der späteren Schicksale der Partenheimer Monstranz). Das Wenige, das sich bis jetzt über die Schicksale des Partenheimer Altares und seiner Flügelbilder ermitteln ließ, sei hier kurz zusammengestellt: Die Malereien der Flügel sind etwa in den Jahren 1490–1500 entstanden; in die gleiche Zeit darf wohl auch die Errichtung des Hochaltares gesetzt werden. In den Jahren 1585/86 ging die Partenheimer Kirche in die Hände der Evangelischen über (s. Linck, Archiv f. hess. Gesch. N. F. X S. 1 ff.), der Hochaltar der Kirche blieb aber an seinem Platze. Dort sind für das Jahr 1684 die Bilder noch urkundlich nachgewiesen (vgl. Mainzer Journal 1919 Nr. 288 und dazu das Aktenfaszikel des Mainzer Stadtarchivs, „G. Partenheim betr."). Im Jahre 1783 wurde der Hochaltar niedergelegt, um einer von der evangelischen Gemeinde im Chor der Kirche errichteten Orgel Platz zu machen. Das Holzwerk des Altares (dabei wohl auch sicher die Altarflügel) wurde an der Rückwand des Chores übereinandergeschichtet (wohl hinter der neuen Orgelempore, s. Linck a. a. O. S. 43, 47 und 49). Damit brechen die archivalischen Nachrichten über die Schicksale des Altares für uns ab. Vermutlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwarb die unteren Teile der beiden Altarflügel — es sind die Stücke, die jetzt in den Besitz der städtischen Gemäldegalerie gelangt sind — der Pfarrer Schönfeld von Wöllstein in Rheinhessen; der Überlieferung nach soll er sie von einem Antiquar gekauft haben. Vom Vater erbte sie der Sohn, der im Jahre 1917 in Schotten in Oberhessen verstorbene Geh. Regierungsrat Schönfeld, in dessen Besitz sich die Bilder bis zu dessen Tode befanden. Auf Anregung des Leiters der Mainzer Gemäldegalerie ließen die Erben Schönfeld im Jahre 1918 die beiden Flügel nach Mainz kommen. Von ihnen wurden die Bilder für Herrn Kommerzienrat Stratemeyer erworben, der sie gleichzeitig der Gemäldegalerie seiner Vaterstadt stiftete.

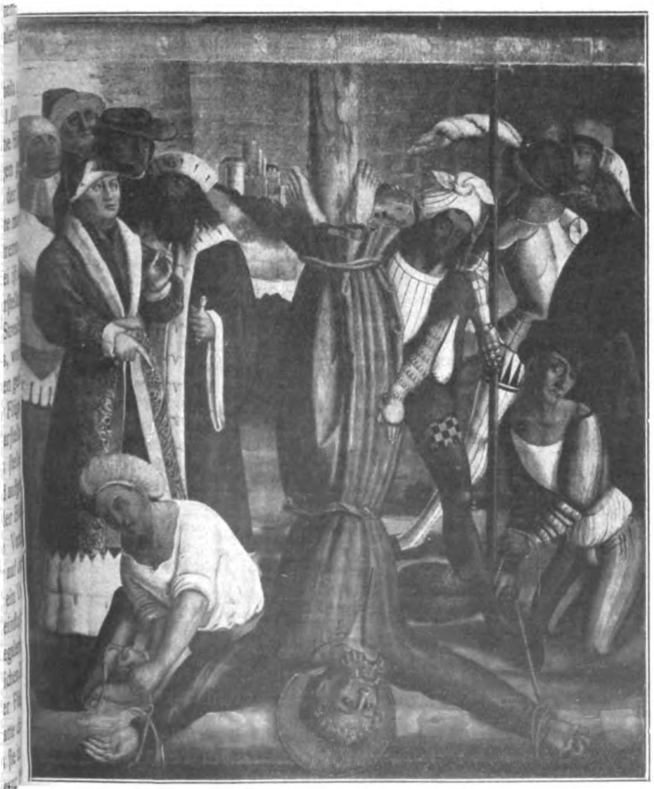
Die Bilder sind zweiseitig auf Tannenholz gemalt. Die Tafel des linken Flügels mißt 1,27×1,03 m, die des rechten 1,23×1,03 m, die ursprüngliche Höhe der Flügel wird etwa die doppelte der jetzigen gewesen sein. Zu irgend einer Zeit (wohl sicher nach der Niederlegung des Hochaltares im Jahre 1783) hatte man nämlich die Flügel, ohne genau auf die Bildtrennung zu achten, roh in der Mitte zerschnitten, dabei ist auf der Innenseite des linken Flügels über der Darstellung der Kreuzigung Petri noch ein 3 cm breiter Streifen vom Vordergrund des darüber stehenden Bildes, wohl einer anderen Szene aus der Petruslegende, stehen geblieben. Über das Schicksal der oberen Teile der Flügel fehlt jede Spur. Auf den Innenseiten mit der Darstellung der Petruslegende ist die Malerei, wenigstens stellenweise (besonders da wo Goldgrund), auf Leinwand aufgetragen, wie sich dies bei der Wiederherstellung der Bilder an den Bruchrändern feststellen ließ. Die Vorderseite scheint durchgehends auf den unmittelbar auf das Holz aufgelegten Kreidegrund gemalt zu sein, ein Umstand, der die Erhaltung der Bilder wesentlich beeinflußt hatte. Als die Bilder in den Besitz der Gemäldegalerie übergingen, befanden sie sich in keinem erfreulichen Zustand. Von der ursprünglichen Umrahmung der Flügel war natürlich nichts mehr erhalten. Man hatte die Tafelreste — wahrscheinlich schon zur Zeit, als sie in Privatbesitz übergegangen waren —, mit einem ganz schlichten Holzrahmen umgeben, der die Tafeln nicht einmal



1. Brand der Partenheimer Kirche und Rettung des Sakraments



2. Das Sakrament wird in die neuerbaute Kirche zurückgebracht



3. Kreuzigung Petri mit Reſten der darüber liegenden Darſtellung



4. Jeſus offenbart ſich Petrus und den Jüngern am See Tiberias

Flügelbilder vom Hochaltar der Partenheimer Kirche

ringsum ſcharf einſchloß. Dann müſſen die Bilder zeitweiſe in Räumen aufgehängt geweſen ſein, wo ſie ſtärkeren Temperaturwechſeln ausgeſetzt waren. Infolgedeſſen war bei beiden Flügeln das Holz wild geſprungen, und zwar nicht nur in den urſprünglichen Leimfugen der Bretter, aus denen ſich die einzelnen Flügeltafeln zuſammenſetzten, ſondern auch im Holzkern, ſodaß ſie erſt vollſtändig auseinandergenommen werden mußten. Außerdem hatten ſich dann die einzelnen Teile, da ſie im Rahmen nicht ſcharf gepackt waren, in ſich ſtark geworfen.[1]) Glücklicherweiſe aber hatte die Malerei ſelbſt trotz der Sprünge kaum Not gelitten. In recht mühevoller und ſchwieriger Arbeit wurden dann die Tafeln im Atelier der Gemäldegalerie wieder zuſammengeſetzt, von der ſtarken Schmutzſchicht gereinigt und durch ſachgemäße Behandlung wieder geebnet. Beim rechten Flügel bildete nach der Wiederzuſammenſetzung die durch das Werfen des Holzes entſtandene Krümmung der Tafelfläche einen Bogen von 7 cm Scheitelhöhe! Die beiden Tafeln erhielten dann eine neue Umrahmung, bei der abſichtlich jede ſtiliſtiſche Anlehnung an ältere Formen vermieden wurde. Auch dieſe Rahmen ſind eine Stiftung des Herrn Kommerzienrat Stratemeyer.

Wie ſchon bemerkt, war die Malerei ſelbſt in ſich, trotz der wenig ſorgſamen Pflege früherer Zeiten, wohl erhalten geblieben. Bei der letzten Wiederherſtellung mußten nur kleinere ausgeſprungene Stellen, die ſich im weſentlichen im Vordergrund der Bilder befanden, ausgekittet und gedeckt werden, ebenſo die ganz ſchmalen Fugen und Riſſe, die bei der Wiederzuſammenſetzung und dem Strecken der Tafeln unvermeidlich waren. An den figürlichen Teilen, beſonders auch an den Geſichtern, iſt nichts ergänzt. Auch zeigten ſich bei der Wiederherſtellung nirgends Spuren von Übermalungen oder Ausbeſſerungen aus einer früheren Zeit. Die längſte Zeit ſeines Beſtehens, d. h. von der Zeit, in der die Kirche mit der Einführung der Reformation in Partenheim (1585/86) an die Evangeliſchen übergegangen war, bis zu ſeiner Niederlegung im Jahre 1783, ſcheint der Altar geſchloſſen geweſen zu ſein; denn auf der Innenſeite, mit der Darſtellung der Petruslegende, leuchten heute noch die Farben der Bilder in ihrer urſprünglichen Reinheit und Friſche; nur zeigen ſich hier im Goldgrund des Himmels einige Abſchürfungen und ebenſo laufen durch das Geſicht des linken Häſchers bei der Kreuzigung eine Anzahl ſcharfer Kratzer. Dieſe einzigen gewaltſamen Beſchädigungen können aus der Zeit herrühren, als man die Teile des abgelegten Altars im Chore aufſchichtete (ſ. oben). Die Farben der Außenſeiten haben durch die jahrhundertelange Verſtaubung etwas von ihrer Leuchtkraft eingebüßt, aber auch hier iſt im übrigen die Malerei ſehr gut erhalten. Wo der Schmutz ſich zu tief eingefreſſen hatte und bei der Reinigung die Farbe ſelbſt Not gelitten hätte, wurde ſelbſtverſtändlich nicht weiter eingegriffen.

Zum Verſtändnis der Darſtellungen ſei kurz vorausgeſchickt: Auf der Südſeite der Partenheimer Kirche iſt neben dem Portale eine Reliefplatte eingemauert (abgebildet bei Falk, Hl. Mainz S. 264). Auf ihr iſt dargeſtellt eine in einem gotiſchen Tabernakel (Sakramentshäuschen) ſtehende, ringsum von Flammen umloderte Monſtranz, ſeitlich liegen in den Flammen Hoſtien. Darunter in gotiſchen Minuskeln die Inſchrift: *Anno domini mccccxxxv in die inventionis sanctae crucis combusta fuit haec ecclesia et solum sacramentum remansit intactum*, d. h. im Jahre des Herrn 1435 am Tage der Kreuzauffindung (3. Mai) brannte dieſe Kirche ab, und allein das Sakrament (Monſtranz und Hoſtien) blieb unverſehrt. Beim Neubau der Kirche, der noch im 15. Jahrhundert vollendet wurde, brachte man auch dieſe Platte an, um im Sinnbild die Erinnerung an den Kirchenbrand und das Sakramentswunder wachzuhalten. Unſer Maler ſtellte dann auf der Außenſeite der Altarflügel den Vorgang ſo dar, wie ihn die im Orte ſelbſt nach etwa fünfzig Jahren immer noch lebendige Überlieferung erzählte. Hier ſehen wir auf dem linken Flügel (Abb. 1, 1,27×1,03 m), wie der Retter des Sakraments aus der brennenden Kirche ſtürzt und dem Ortsgeiſtlichen[2]) die glücklich gerettete Hoſtienbüchſe überreicht. Da die geweihten Meßgeräte, wie Kelch, Monſtranz und auch die Hoſtienbüchſe, von Laienhänden nicht berührt werden dürfen, hat der fromme Retter die Hoſtienbüchſe ſorgſam mit ſeiner Mütze gefaßt. Dieſelbe Mütze trägt der links hinter dem Prieſter ſtehende, in ſcharfem Profil dargeſtellte Zuſchauer auf dem Kopfe; gegenüber bei der Prozeſſion hat ſie der Retter der Monſtranz über die Schulter gelegt. Auf dem rechten Flügel (Abb. 2, 1,23×1,03 m) wird dann das gerettete Sakrament in feierlicher Prozeſſion in die neuerbaute Kirche zurückgebracht. In dieſem Sinne könnte man auf den erſten Blick hin die Szene deuten. In einem bei den obenerwähnten Akten der Stadtbibliothek liegenden Gutachten der theologiſchen Fakultät der Mainzer Univerſität vom Jahre 1685, das ſich mit der beim Kirchenbrand (1435) geretteten Partenheimer Monſtranz beſchäftigt (ſ. Mainzer Journal 1919 Nr. 294) findet ſich aber die wohl auch auf einer alten Überlieferung beruhenden Angabe, daß man die Monſtranz mit Weihgeſchenken und öffentlichen Prozeſſionen verehrt habe (anathematis votivis publicisque processionibus culta); möglicherweiſe kann hier alſo auch eine ſolche Prozeſſion, die am Jahrestage des Kirchenbrandes oder der Einweihung der neuen Kirche ſtattfand, dargeſtellt ſein.

Da die Partenheimer Kirche und mithin auch ihr Hochaltar dem hl. Petrus geweiht war, finden wir auf der Innenſeite der Flügel Szenen aus der Petruslegende und zwar (bei aufgeſchlagenen Flügeln) links: die Kreuzigung Petri (1,18×1,03 m), rechts: Jeſus erſcheint Petrus und den Jüngern am See Tiberias nach Joh. 21, 1–14 (1,17×1,03 m); die Luft bei beiden als Goldgrund. Über der Kreuzigung hat ſich, wie ſchon bemerkt, noch ein 3 cm breiter Streifen der darüberliegenden Szene erhalten. Man erkennt hier noch: links ein Stückchen einer Waſſerfläche (Meer?) und

[1]) Die oben erwähnte ungleiche Grundierung der Malerei — auf der einen Seite Leinwand, auf der anderen nur Kreidegrund — mag weſentlich dazu beigetragen haben.

[2]) Er trägt als Gewand das Superpellicium mit weiten Ärmeln und darunter einen braunen, kuttenartigen Rock, Halbſchuhe ohne Kappen und kurze, ſockenartige Strümpfe. Sollte er einem Orden angehört haben und die Partenheimer Pfarrſtelle damals von irgend einem der benachbarten Klöſter aus beſetzt worden ſein?

rechts felſiges Ufer. Getrennt waren auf der Innenſeite die einzelnen Darſtellungen durch profilierte, vergoldete Querleiſten. Die über der Kreuzigung angebrachte iſt noch erhalten (als die unſerer Abbildung zugrunde liegende photographiſche Aufnahme hergeſtellt wurde, war ſie noch nicht wieder eingeſetzt); die gegenüberliegende war verſchwunden, mußte aber bei der Wiederherſtellung ſchon aus Sicherheitsgründen wieder ergänzt werden. Was auf den oberen Hälften der Flügel außen und innen dargeſtellt war, läßt ſich nur vermuten. Wie aus den mitgeteilten Maßen erſichtlich iſt, decken ſich die einzelnen Darſtellungen auf der Außen- und Innenſeite in ihrer Höhe nicht genau; die Bildflächen der äußeren waren etwas höher als die der inneren.

Die Farben der Gewandungen ſind: weiß und bläulich-weiß, blaugrün, hell- und dunkeloliv, gelblichbraun und dunkelbraun, zinnoberrot, krapplack, grau.

Die Malereien auf der Außen- und Innenſeite der Flügel mögen gleichzeitig und in derſelben Werkſtatt entſtanden ſein. Jedenfalls aber waren m. E. hier zwei verſchiedene Hände tätig und zwar auf der Außenſeite die künſtleriſch fortgeſchrittenere.

Wie die Bilder kunſtgeſchichtlich einzureihen ſind, ſoll hier nicht näher erörtert werden. Wir verweiſen dafür auf die Darlegungen Rieffels a. a. O.

Über die Erwerbungen von Aquarellen älterer und heutiger Mainzer Künſtler ſ. unten bei Handzeichnungen.

B. Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen

1. *Graphik.* Von neueren Mainzer Meiſtern wurde vor allen durch unmittelbaren Bezug vom Künſtler das Werk Peter von Halms weiter vervollſtändigt (ſ. Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 87). Von den im folgenden mit * bezeichneten Radierungen ſchenkte der Meiſter auch Probedrucke der verſchiedenen Plattenzuſtände. Die mit † bezeichneten Blätter tragen die Bezeichnung „nach der Natur radiert“.

I. Reihe: Schlaraffenland nach Brueghel — Bildnis (Kopf) von Prof. Lambert * — Bildnisſtudie, alter Mann mit Schürze, ſitzend, Zeitung leſend * — Zaanſtrecke bei Amſterdam * — Männliche Bildnisſtudie, Knieſtück, ſitzend † — St. Anton bei Partenkirchen † — Mühle bei Garmiſch † — Bamberg, Schifferhäuſer † — Partie aus Partenkirchen † — Straßendurchgang in Füſſen † * — Motiv aus Partenkirchen † — Alte Häuſer in Füſſen (Häuſer links) † — Alte Häuſer in Füſſen (Häuſer rechts † — Bäume bei Eſchbach (Füſſen) † — Bauernhof bei Eſchbach (Füſſen) †.

II. Reihe: Haus bei Bregenz — Mühle bei Riedlingen — Zell bei München — Brügge I, Kanal mit Brücke — Brügge II, Kanal mit Brücken — Von der Reichenau — Kyllburg in der Eifel — Munderkingen — Canale grande in Venedig — Bauerngehöft bei Bamberg — Hof bei Riedlingen — Gaſſe in Munderkingen — (Straße in) Büdingen * — Altenerding (Bauernhof) — An der Würm I — An der Würm II * — An der Würm III — Mühle in Riedlingen I — Windmühle bei Amſterdam — An der Zaan — Von der Reichenau (zwei Pappeln) * — Schloßhof in Füſſen — Verona, Haus des Romeo * — Muſikzimmer im Stadtſchloß zu Potsdam — Motiv (Horn) bei Füſſen * — Paradies bei Conſtanz — Bei Füſſen — Kreuzgang in Regensburg — St. Anton bei Partenkirchen — Mühle bei Füſſen.

Herr Kommerzienrat Ludwig Kronenberger ſchenkte ſein im Jahre 1919 von Peter von Halm nach der Natur radiertes Porträt.

Von anderen Mainzer Künſtlern und Künſtlerinnen wurden erworben: Auf der graphiſchen Ausſtellung des Dreiſtädtebundes, Mainz 1917: Frieda Beſt, Waſſergeiſtchen (Farbenholzſchnitt); Sophie Groſch, Erker am alten Gymnaſium, Kiefer am Sand (Radierungen) und Kaſtel (Linoleumſchnitt); Thereſe Probſt, Blick auf den Alexanderturm, Birken am See und Hütte an der Landſtraße vor dem Gautor (Radierungen); Eliſabeth Weihrich, Raben im Schnee (farbiger Linoleumſchnitt); Maria Ziegler, Große Eifellandſchaft (Farbenholzſchnitt); Sophie Groſch, Abend am Rhein (Radierung); Frieda Blanka von Joeden, Karwendelgebirge (Farbenholzſchnitt).

Auf der heſſiſchen Kunſtausſtellung Darmſtadt 1917: Paul W. Reiske († 1917), Kriegsradierungen 7 Blatt.

Von den Künſtlern ſelbſt wurden angekauft: von Conrad Sutter, Radierungen aus der Champagne, 2 Mappen mit 32 Blättern; von Auguſt Becker die Holzſchnitte: Anſicht von Waren in Mecklenburg, Walpurgis, Nixenſee, Föhn, Märchenwald, Zähmung und eine Folge von ſechs Holzſchnitten: Paradiesgrotesken (Schwarzdruck mit Goldbronze). Außerdem als Geſchenk des Künſtlers die Blätter: Würmſee, Starnberger Landſchaft und Suſanna im Bade. Von Bruno Panitz die Radierungen: Weiden bei Mombach, Baumgruppe aus dem Schloßpark zu Biebrich; drei Motive aus Frauenſtein: Dorfeingang, die Zwillingshäuſer und Bauernhof. Im Vorfrühling (bei Tiefenbach im Sauertal); ferner aus Alt-Straßburg „am Lohkäs“ und bei Straßburg „am Breuſchkanal“.

Teils durch Überweiſung von der Stadtbibliothek, teils durch Geſchenke, für die die Kupferſtichſammlung beſonders der Familie Juſtizrat Dr. Struve zu großem Danke verpflichtet iſt, erhielt die Sammlung erheblichen Zuwachs beſonders an Arbeiten von älteren Meiſtern aus dem 17. und 18. Jahrhundert und ſolcher aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Von Kupferſtichen älterer Meiſter (17.—18. Jahrhundert) wurden gelegentlich erworben: Tardieu, J. N., Bildnis des Malers Bon de Boullongne († 1717) „peint par lui même“ (gravé en 1756) und von Wenzel Hollar, „die Statt Mentz ſampt ihre befeſtigung zu lantwerdts“ (Parthey 864), 2 Anſichten, oben: Rheinſeite, unten: Anſicht von Südweſt aus.

2. *Handzeichnungen.* Von der Mainzer Malerfamilie Joh. Guſt. Heinr. Hoch und ſeinen beiden Söhnen Johann Jakob und Georg Friedrich beſitzt aus älteren Beſtänden unſere Sammlung ſchon eine Anzahl von Handzeichnungen (wonach Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe S. 123 Anm. 1 zu berichtigen). Durch Überweiſungen von der Stadtbibliothek und einen Ankauf kamen weiter hinzu: Von Joh. Jak. Hoch: eine Reihe von Studien (figürliche und Landſchaften, dabei auch eine Anzahl fraglicher Blätter); von Georg Friedrich Hoch: zwei große Blätter (51 × 72 cm) Reiterſchlachten

aus einem Türkenkrieg, mit Sepia getuſchte Federzeichnungen, ferner eine Anzahl Bleiſtiftzeichnungen, ebenfalls Darſtellungen von Reiterſchlachten ähnlicher Art wie die vorigen; ſie ſtammen aus der Zeit des Aufenthalts in Rom (1782 und 1783) und ſind entſprechend vom Künſtler bezeichnet: „Desiné a Roma par F. Hoch 1783 u. ä.“ Bildgröße durchſchnittlich 28×44 cm. Über die Maler Hoch ſ. beſ. Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe = Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz II S. 118ff., 214ff. ü. ö. (vgl. das Regiſter) mit vielen wertvollen Nachweiſen über die Schickſale der einzelnen Bilder. Ausführlichere ältere Nachrichten über die Maler Hoch verdanken wir dem Mainzer Geſchichtsſchreiber Schaab in den Blättern des Vereins der Freunde für Literatur und Kunſt, Mainz 1829, Nr. 7 (über Jak. Hoch vgl. auch Nr. 6 u. 8/9). Schaab war Nachbar der Familie und ſtand mit ihr in freundſchaftlicher Verbindung; ſeine Angaben hat Schrohe a. a. O. verarbeitet. Auch dieſe Mainzer Künſtlerfamilie verdient auf Grund des von Schrohe geſammelten und des in der ſtädtiſchen Kupferſtichſammlung und Gemäldegalerie vorliegenden Materials eine beſondere Bearbeitung. Auch in Mainzer Privatbeſitz befinden ſich noch Arbeiten dieſer Künſtler. Dazu kommt noch ein dritter Sohn Johann Peter, ſ. Schrohe a. a. O. S. 120.

Ebenfalls von der Stadtbibliothek überwieſen wurde eine größere Anzahl Aquarelle von Karl Auguſt von Klein (vgl. Mzr. Ztſchr. XII/XIII S. 84), meiſt Rheinlandſchaften, auch einige Blumenſtücke, Vögelſtudien; ferner einige Landſchaften von Kaſpar Schneider. Angekauft wurde auch ein „chorographimetriſches Porträt“ des Malers und Komponiſten Karl Auguſt Freiherrn von Klein von F. Heiſter, Knieſtück (21×17 cm), Lithographie von der lithographiſchen Anſtalt von J. Lehnhardt in Mainz.

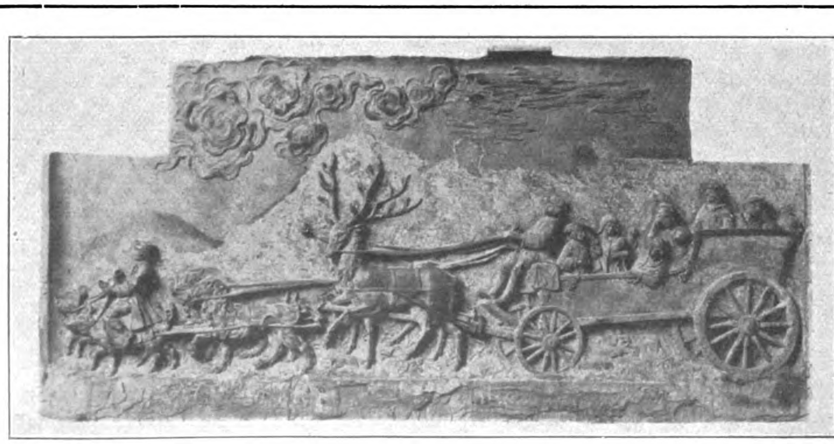
Zu dem früher ſchon erworbenen Aquarell von Gottlieb Welte, Anbetung der Könige (ſ. Mzr. Ztſchr. X S. 108) wurde die zugehörige Studie des Meiſters (Federzeichnung) erworben. Angekauft wurden ferner an Anſichten von Mainz: K. F. B. Schilling, Anſicht des ehemaligen Pulverhofs in der Kapuzinergaſſe, abgebrochen 1857, Straßenſeite und Hofſeite (Aquarelle); P. T. Keßler, Altes Schlachthaus in der Zuchthausgaſſe und Schlachthaus in der Löhrgaſſe beim Eiſernen Turm, Federzeichnungen; Stephan Schmitt, Der Winterhafen mit der ehemaligen Poterne Nikolaus (1908), Der Alexanderturm (Aquarelle).

Von Sammelwerken wurden angeſchafft: Stift und Feder, Zeichnungen von Künſtlern aller Zeiten und Länder, herausgegeben von Rud. Schrey, Heft 1 u. 2; Zeichnungen alter Meiſter im Landesmuſeum in Braunſchweig, herausgegeben von E. Flechſig, I. Teil 1920 (Veröffentlichung der Preſtelgeſellſchaft in Frankfurt).

Außer den ſchon genannten Stiftern iſt die Kupferſtichſammlung noch folgenden Geſchenkgebern zu Dank verpflichtet: Herrn Maler Karl Boltz, Frl. Martha Heß, Herrn H. Hochgeſand, Maler Hans Kohl, Frl. A. Nauheimer und Herrn Landgerichtspräſidenten Nees.

* * *

Die Wiederherſtellungsarbeiten am Kurfürſtlichen Schloſſe ſind nunmehr ſoweit gediehen, daß in abſehbarer Zeit, vielleicht noch im Laufe des Jahres 1921, die neuhergerichteten Räume der ehemaligen Stadtbibliothek bezogen werden können. Dort iſt auch ein beſonderer Raum für die Kupferſtichſammlung vorgeſehen, die auf dieſe Weiſe endlich der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werden kann. Hier ſollen nun von Zeit zu Zeit auch kleinere, geſchloſſene Ausſtellungen von Werken der Graphik veranſtaltet werden, darunter vor allem in einzelnen Abteilungen die Werke Peter von Halms; das gleiche iſt auch für die Arbeiten älterer Mainzer Künſtler des 18./19. Jahrhunderts vorgeſehen; ferner eine vergleichende Ausſtellung von Mainzer Anſichten in der Graphik früherer Jahrhunderte und in der der Gegenwart u. a. m. Neeb.



Relief über der Torfahrt des ehem. Mainzer Gefängniſſes von Burkard Zamels (1743).
Aus dem in Vorbereitung begriffenen Kataloge der Plaſtik des Altertumsmuſeums der Stadt Mainz.

V.

Jahresberichte des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz

Rechnungsjahr vom 1. April 1918 bis 1. April 1919

I. Zur Geschichte der Anstalt

DAS vergangene Jahr war seit Kriegsbeginn, wie für das ganze Vaterland, so auch für das Central-Museum das schwierigste und schmerzlichste. Am 23. Juli 1918 starb zu Biebrich a. Rh. Professor Dr. Ludwig Beck im Alter von 77 Jahren, nachdem er 35 Jahre dem Ortsausschusse des Museums angehört hatte, seit 1906 als Vorsitzender desselben und des Gesamtvorstandes. Gleich seinem unvergeßlichen Vorgänger A. Lippold hat er sich durch warmes Interesse und objektive Entschiedenheit große Verdienste um die Entwicklung der Anstalt erworben. Zu seinem Nachfolger als Vorsitzender wurde Geh. Schulrat Dr. H. Blase gewählt, als Mitglied des Ortsausschusses Kommerzienrat Ph. Stratemeyer von Mainz. Zu neuen Mitgliedern des Gesamtvorstandes wurden ernannt bezw. kooptiert: Professor Dr. F. Koepp, Direktor der Röm.-German. Kommission zu Frankfurt a. M., Professor Dr. G. Hager, Generalkonservator der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München, Professor Dr. G. Rodenwaldt, ord. Professor der klassischen Archäologie in Gießen und Geh. Regierungsrat Professor Dr. Th. Wiegand, Direktor an den Museen zu Berlin. Die wissenschaftlichen Assistenten Dr. F. Behn und Dr. G. Behrens sowie der Sekretär F. Wagner sind, erstere durch Reklamation schon früher, der letztere seit Kriegsende wieder im Museumsdienst tätig. Dr. Behn hielt Vorlesungen an der technischen Hochschule in Darmstadt über die Urgeschichte Europas sowie über Hausbau und Siedelungsgeschichte im Altertum mit besonderer Berücksichtigung der Germanen und in Verbindung mit Führungen im Centralmuseum. Als freiwilliger Hilfsarbeiter ist stud. phil. H. Klenk von Mainz eingetreten.

Die wissenschaftliche Tätigkeit und der Betrieb der Werkstätten waren durch Krankheit, Verkehrshemmung und Materialmangel außerordentlich erschwert. Die zu formenden und zu konservierenden Gegenstände mußten meistens durch Angestellte des Museums abgeholt und zurückgebracht werden, so daß sich von selbst eine teilweise Beschränkung auf die nähere Umgebung, stärkere Vermehrung der kulturgeschichtlichen Modelle und erhöhte Sorge für den inneren Ausbau der Sammlung ergaben. Dagegen war der Zuwachs an Originalen etwas mehr vom Glück begünstigt. Für die schon im letzten Jahresbericht genannte wertvolle Erwerbung der Sammlung Forrer fand sich ein hochherziger Stifter, ein Mainzer Bürger; ebenso schenkte Herr Fabrikant Ludwig Marx von Mainz dem Museum eine Kollektion von 70 römischen Lampen und 125 italischen Bucchero-Gefäßen, ausgesucht schöne und systematisch gesammelte Exemplare, wie sie nur in wenigen Museen vertreten sind.

Kamen auch manche der sonst üblichen Einnahmen in Wegfall, so haben doch das Reich, die hessische Regierung, die Stadt Mainz, die Einzelstaaten Baden und Württemberg und viele deutsche Städte und Altertumsvereine den ungeschmälerten Jahresbeitrag geleistet. Wir sind ihnen zu warmem Dank verpflichtet, weil dadurch unsere dem Gesamtwohle dienende Arbeit in ersprießlicher Weise fortgesetzt werden konnte.

Die Frühjahrssitzung des Gesamtvorstandes fiel wieder wegen Ungunst der Verhältnisse aus. Rechenschaftsablage und Jahresvoranschlag wurden schriftlich erledigt.

Angeschlossen sei ein Verzeichnis der augenblicklichen Vorstandsmitglieder des Centralmuseums.

a) Mitglieder des Ortsausschusses:

1. Blase, Geh. Schulrat Dr., Vorsitzender des Gesamtvorstandes, Gonsenheim,
2. Beaury, Kgl. Span. Konsul, Mainz,
3. Göttelmann, Dr., Oberbürgermeister, Mainz,
4. Munier, Prof. Dr., Oberlehrer i. P., Mainz,
5. Reeb, Prof. Dr., Oberlehrer, Mainz,
6. Stratemeyer, Kommerzienrat, Mainz,
7. H. Wallau, Rentner, Mainz.

b) Von der Reichsregierung ernannte Mitglieder des Gesamtvorstandes:

1. Dragendorff, Prof. Dr., Generalsekretär und Vors. der Centraldirektion des Archäol. Institutes, Berlin,
2. Fabricius, Geh. Rat, ordentl. Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B.,
3. Koepp, Prof. Dr., Direktor der Röm.-Germ. Kommission, Frankfurt a. M.

c) Von der hessischen Regierung ernannte Mitglieder des Gesamtvorstandes:

1. Anthes, Prof. Dr., Hess. Denkmalpfleger, Darmstadt,
2. Behaghel, Geh. Rat, ordentl. Univ.-Prof. Dr., Gießen,
3. Rodenwaldt, ordentl. Univ.-Prof. Dr., Gießen.

d) Kooptierte Mitglieder des Gesamtausschusses:

1. v. Duhn, Geh. Hofrat, ordentl. Univ.-Prof. Dr., Heidelberg,
2. Hager, Prof. Dr., Generalkonservator, München,
3. Henning, Prof. der Univ. Dr., früher Straßburg,
4. v. Riezler, Geh. Rat, ordentl. Univ.-Prof. Dr., München,
5. Ritterling, Prof. Dr., Museumsdirektor, Wiesbaden,
6. Wagner, Exzellenz, Geh. Rat, Prof. Dr., Direktor der badischen Staats-Sammlung, Karlsruhe.
7. Wiegand, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin.

e) Vertreter des Reichsamtes des Innern:

1. Schulze, Geh. Oberregierungsrat Dr., Berlin.

f) Vertreter der hessischen Regierung:

1. Best, Geh. Rat, Provinzialdirektor von Rheinhessen, Mainz.

g) Vertreter der Stadt Mainz:

1. Molthan, Kommerzienrat, Mainz.

II. Die Vermehrung der Sammlung durch Nachbildungen und Originale

Die Nachbildungen haben sich um 302 Stück, die Originale um 261 vermehrt, sodaß die Gesamtzahl der ersteren jetzt 28 213, der letzteren 11 020 beträgt. Einzelne Nummern bezeichnen dabei öfters ganze Gruppen von Gegenständen.

A. Nachbildungen. Da wegen der Verkehrsschwierigkeiten keine so systematische Auswahl der nachzubildenden Neufunde wie sonst getroffen werden konnte, sondern Vieles dem Zufall überlassen werden mußte, sei diesmal von einer eingehenderen Aufzählung derselben abgesehen. Hervorgehoben mögen aber immerhin einige wichtigere Gruppen und Einzelfunde von besonderer Bedeutung werden.

Aus der Steinzeit konnten zu dem bekannten Depotfund von Dorsheim (Hunsrück) vier weitere, in Privatbesitz befindliche Flintmesser ausfindig gemacht werden. Der Versuch, die prachtvoll verzierte Schüssel aus einem megalithischen Langbett bei Negernbötel (Museum Kiel) zu rekonstruieren, gelang leider nicht mit voller Sicherheit. Von der Molkenberg-Burger-Abart der nordwestdeutschen Tiefstichkeramik wurden einige Gefäße von Burg im Museum Magdeburg nachgebildet. Der von der Neolithik bis zur La Tène-Zeit reichende Kulturniederschlag im Ringwall von Kallmünz ist nach den Funden des Regensburger Museums jetzt in seinen Hauptstücken vertreten. Hirschhornartefakte der Kreuznacher Gegend (Museum Kreuznach). Ein Hinkelsteingefäß von Wöllstein (Museum Worms), mehrere bandkeramischen bezw. der Rössener Art von Nierstein und am Frauenberg bei Marburg (Museum Marburg und städtisches Museum Mainz).

Aus der Bronzezeit seien erwähnt die neuen Depotfunde von Obernbeck (vier Lappenbeile, ein Tüllenbeil, Museum Bielefeld) und Lindenau („Mörigerschwert", Spiralscheibennadeln, Hals- und Armringe, Museum Elbing), Moorfunde von Kenzlin (Antennenschwert, Rand- und Lappenbeil, Hängebecken), Helm von Finkenwalde, Bronzeschild von Nipperwiese, Bronzeschwert von Natzlaff, letztere alle im Museum zu Stettin, Grabfunde von Muschenheim (triangulärer Dolch, Nadel mit Doppel-Ringöse, Museum Gießen), Siedelungsfunde von Dautenheim der Stufe B 4—5 (Museum Alzey).

Die Hallstatt-Abteilung hat wieder besondere Berücksichtigung erfahren, da sie wegen der Raumverhältnisse lange Zeit in den Hintergrund treten mußte. Den bemerkenswertesten Zuwachs bilden die durch Professor P. Helmke für das Gießener Museum gewonnenen Grabhügelfunde bei Muschenheim, welche in ununterbrochener Abfolge alle vier Stufen der Hallstatt-Periode durch prächtiges Material vorführen, wie es in gleicher chronologischer Vollständigkeit und Typenreichhaltigkeit namentlich in der Keramik nur für wenige Orte Süddeutschlands vorliegt. Hier läßt sich einmal sehr deutlich verfolgen, wie die alte spätbronzezeitliche Urnenfelderbevölkerung bis in die Stufe H 3 fortdauert, wo sie dann durch Elemente des Koberstadter Typus durchsetzt wurde, um in H 4 durch eine neue Kultur abgelöst zu werden. Letztere gehört im wesentlichen der Mehrener Gattung des Westens an, zeigt aber auch starke Einflüsse aus Süd- und Südostdeutschland, z. B. in wundervollen großen Schlangenfibeln mit Krausenbügel und Anhängern, wie sie von der Bettelleite bei Holnstein und dem Beckerhölzle bei Gaisheim (Sammlung der naturhistor. Gesellsch. Nürnberg) bekannt sind. Zwei Hausurnen von Wödtke (Museum Stettin) und unbekannten Fundorts im Museum zu Magdeburg. Türurne von Seedorf (Museum Kiel). Rekonstruktion der Saugflasche in Tiergestalt und einer menschlichen Figur aus einem Grabhügel von Prohof (Oberpfalz, Slg. Nürnberg). Abdrücke figürlicher Darstellungen auf Hallstatt-Gefäßen in Österreich, Schlesien und Posen (Museum Wien, Breslau, Hildesheim). Keramische Funde der Stufe H 3—4 und T 1 aus Grabhügeln vom Schnepfenhof und von Unter-Bimbach bei Fulda (Museum Fulda), bei ersteren solche mit Korbflechtornament und roter Bemalung. Funde von Höchst an der Nidder des Koberstadter Typus aus H 3 (Museum Friedberg). Vgl. meine Ausführungen Germania II (1918) S. 97 f.

Aus der früheren *La Tène-Zeit* verdienen großes Interesse Neufunde aus einer Siedelung der Früh-La Tène-Zeit, die von Gymn.-Lehrer K. Geib am Fuße des Rheingrafensteins bei Münster am Stein gemacht sind und wahrscheinlich mit dortiger Salzgewinnung zusammenhängen. Ferner wurde eine größere Anzahl von Tongefäßen, Urnen, Flaschen, Henkelkrüge, Schüsseln und Metall- und Glasgegenstände aus der Siedelung und dem Gräberfeld der Rauriker bei der Gasfabrik in Basel nachgebildet. Die ungemein wichtigen Kleinfunde werden in den letzten Heften des Anzeigers für schweizerische Altertumskunde von E. Major in mustergültiger Weise beschrieben und illustriert. Die Siedelung, die in nächster Nähe des mittelalterlichen Rheinhafens von Basel liegt, dürfte ein kleines Handelsemporium darstellen, welches die aus dem Sequaner- und Aeduerlande durch die burgundische Pforte kommenden Waren, besonders Wein, rheinabwärts weitervermittelte, wie gleiche Amphorenfunde bei Hochstetten (und Zarten?) beweisen (Präh. Zeitschr. VI S. 239 f.).

Im Niederwald bei Groß-Gerau wurde durch Professor E. Anthes eine Anzahl primitiver Hütten der Suebi Nicretes aus der Spät-La Tène-Zeit untersucht, die in großer Zerstreuung an den dortigen Tränkplätzen liegen und zweifelsohne von Hirten herrühren. Der Hausrat ist wie die auch an anderer Stelle (am Hermannsberg) gefundene Grabausstattung recht bescheiden, aber nicht ohne Interesse (Museum Darmstadt). Unter anderem kam in einer der Hütten eine eiserne Klammer zum Vorschein, wie sie auch in dem Steinfachwerkhaus der Gerichtstettener Viereckschanze gefunden wurde und wohl zur Verbindung des Fachwerks diente. Mitten in der Stadt Biebrich entdeckte man ein germanisches Brandgrab der Spät-La Tène-Zeit mit zusammengebogenem Schwert, großer Eisenlanze, drei Bronzefibeln des Nauheimer Typus mit Bronzekettchen, einem Bronzearmring (Heimatmuseum Biebrich). Wegen der etwas feineren Technik der Aschenurne möchte man an sitzengebliebene Ubier denken, doch können es auch Mainsueben sein.

Am Frauenberg bei Marburg (Wittſtrauch und Stempel) wurden durch Profeſſor G. Wolff und Archivdirektor Küch eine Anzahl Grabhügel geöffnet, welche gleichfalls germaniſche Brandgräber der Spät-La Tène-Zeit ergaben, aber mit einer Keramik ausgeſtattet ſind, die von der ſonſt in der Gießener Gegend üblichen chattiſch-mattiakiſchen etwas abweicht (Muſeum Marburg).

Über den Zuwachs der *römiſchen, merowingiſchen und karolingiſchen Abteilung* iſt wenig zu berichten, doch ſeien eine unter dem Dom zu Mainz gefundene römiſche doppelhenklige Geſichtsurne, eine früher in Speyerer Privatbeſitz, jetzt im Darmſtädter Landesmuſeum befindliche Bronzebüſte eines jugendlichen Römers (Geſchenk des Darmſtädter Muſeums) und eine Anzahl ſlaviſche Tongefäße und Eiſenſachen vom Silberberg bei Lenzen, Karlsberg bei Panklau, Benkenſtein-Freiwalde u. a. (Muſeum Elbing) erwähnt. Dem germaniſchen Nationalmuſeum in Nürnberg ſind die Nachbildungen mehrerer byzantiniſcher Kultgefäße und Geräte aus Bronze und Silber als Geſchenk zu verdanken.

B. Originale.

a) aus Deutſchland:

1. Zwei Flintdolche aus Schleswig-Holſtein durch das Muſeum in Kiel (Profeſſor Dr. Knorr).

2. Scherben der Hallſtattzeit vom Gräberfeld bei Höchſt a. d. Nidder vom Muſeum in Friedberg (Profeſſor Dr. Blecher).

3. Zwei Tongefäße jütiſchen Typus aus Nordſchleswig durch das Muſeum in Kiel.

4. Merowingiſche Waffenſtücke (Scramaſax, Lanze, Schildbuckel) aus der Gegend von Sigmaringen.

b) aus Ungarn und der Schweiz einige bronzezeitliche Geräte.

c) aus Italien: Kollektion von 125 Bucchero-Gefäßen und vielen römiſchen Lampen (vgl. oben).

d) aus Ägypten: Fayence- und Glasſchmuck aus Theben. Zwei bemalte Tongefäße, ein Alabaſtergefäß aus Naquada.

III. Die Arbeiten der Werkstätten

waren durch die Zeitverhältniſſe aus den oben angedeuteten Gründen außerordentlich behindert. Größere Ausgrabungskomplexe wurden wiederhergeſtellt und konſerviert für die Muſeen in Darmſtadt (Funde von Groß-Gerau), Friedberg (Gräberfeld von Höchſt an der Nidder), Fulda (Funde vom Schnepfenhof), Gießen (über 50 zum Teil ſehr große Urnen und Gefäße von Muſchenheim, ſchöne Bronzefunde), Kreuznach (Funde am Rheingrafenſtein und zahlreiche Einzelfunde), Städtiſches Muſeum in Mainz, Muſeum in Marburg (Funde am Frauenberg); außerdem wurden mehrfache kleinere Arbeiten für die Muſeen in Alzey, Baſel, Biebrich, Bingen, Elbing, Kiel, Magdeburg, Nürnberg, Worms und für einige Private vorgenommen. Die große Statue des römiſchen Legionars erhielt das Muſeum in Gießen, vier Stück des kleinen Römers, Germanen und Franken bekamen Lehranſtalten und ein Privatmann. Außerdem bezogen die Muſeen in Halle, Kallmünz, Leipzig, München, Speyer, Straßburg, Wiesbaden und einige Private verſchiedenartige Modelle und Abgüſſe.

Für das eigene Muſeum wurden folgende kultur- und ſiedelungsgeſchichtlichen Modelle hergeſtellt:

1. Modell eines neolithiſchen Hauſes nach der Hausurne von Tordos (Siebenbürgen),

2. Bandkeramiſches Sippenhaus am Frauenberg bei Marburg nach den Ausgrabungen von G. Wolff,

3. Kuppelgrab der Glockenbecherſtufe von Vaaſen in Holland nach J. H. Holwerda, Prähiſt. Zeitſchr. I. (1910) S. 376 ff., Taf. XLIV,

4. und 5. Bronzezeitliche Grabkammern mit Holzeinbauten in Hausform von Leubingen und Nienſtedt (Mansfelder Seekreis),

6. Hauskonſtruktion nach der Hausurne von Magdeburg,

7. Steinſetzung eines hallſtättiſchen Hügelgrabes bei Schönberg (Abhandl. der Naturhiſtor. Geſ. Nürnberg XXI S. 64 ff.),

8. Modell eines gallorömiſchen Vogeſenhauſes,

9. Pfoſtenhaus nachrömiſcher Zeit von Augerum in Schweden,

10. Germaniſche Ringburg des 5. bis 7. Jahrhunderts auf Oeland (Ismantorp), Schweden.

Als Wandſchmuck für die ſiedelungsgeſchichtliche Abteilung entwarf der Sekretär F. Wagner ein größeres Gemälde, welches die Kiekebuſch'ſche Rekonſtruktion einer Dorfſtraße mit Häuſern der ſpätbronzezeitlichen und hallſtättiſchen Anſiedelung von Buch bei Berlin darſtellt. Der Präparator des Pruſſia-Muſeums in Königsberg, ein Kriegsbeſchädigter, nahm zu ſeiner Ausbildung während mehrerer Wochen an den Arbeiten der Werkſtätten teil.

IV. Die Benutzung und der Besuch des Museums

war trotz der mannigfachen Schwierigkeiten im Ganzen zufriedenſtellend. Über 100 auswärtige Forſcher baten bei ihrem Beſuch um Führung und Unterſtützung ihrer Studien. Am 9. September wurde es von den Finanzminiſtern der deutſchen Einzelſtaaten beſichtigt. Wie ſonſt fanden zahlreiche Vorträge und Führungen ſtatt für den Mainzer Volksbildungsverein, Gruppen von Studenten aus Darmſtadt und Tübingen und auswärtige und hieſige Schulklaſſen. Auch die Benutzung der Bibliothek, Lichtbilder- und Photographienſammlung, welch letztere durch den Hilfsarbeiter H. Klenk eine Inventariſierung und Neuordnung erfuhr, war ziemlich rege. Die Lichtbilderſammlung hat eine Vermehrung von über 100 Negativen und Diapoſitiven erfahren. Seit der Beſetzung der Stadt durch das franzöſiſche Militär wurde das Muſeum auch ſeitens der franzöſiſchen Offiziere und Soldaten eifrig beſucht. Der Oberbefehlshaber der X. Armee, Herr General Mangin, hat zu wiederholten Malen das Muſeum mit großem Intereſſe beſichtigt.

V. Literarische Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitſchrift, dem gemeinſamen Unternehmen des Central-Muſeums und Altertums-Vereins, iſt Jahrgang XII/XIII (1917/18) als Doppelheft infolge privater Stiftungen in reicher Ausſtattung erſchienen; auch Heft XIV (1919) iſt nahezu vollendet

und wird nächſtens ausgegeben werden, wegen Papier- und Geldmangels allerdings weſentlich einfacher als die vorhergehenden Hefte. Von den wiſſenſchaftlichen Einzelkatalogen des Muſeums konnten Nr. 8 (Geſamtführer) und Nr. 9 (Metallarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters des chriſtlichen Kults von F. Volbach), die im Manuſkript fertig ſind, bis jetzt nicht in Druck gegeben werden. Neu in Angriff genommen wurde der Katalog der Hallſtattzeit Süddeutſchlands von G. Behrens und ein Katalog der italiſchen Altertümer von F. Behn. Ein Handbuch der Siedelungsgeſchichte Weſtdeutſchlands durch den Direktor iſt in Vorbereitung. Außerdem wurden verſchiedenen Zeitſchriften Beiträge geliefert, ſo der Germania, der Prähiſtoriſchen Zeitſchrift, dem Archäologiſchen Anzeiger, der Veröffentlichung des Vereins für Heimatkunde zu Kreuznach (XXXI) u. a. m.

VI. Reisen

Direktor Profeſſor Dr. K. Schumacher beſichtigte mehrere Muſeen und Ausgrabungen in Heſſen, Bayern und Weſtdeutſchland. Der Direktorial-Aſſiſtent Dr. F. Behn beſuchte nord- und oſtdeutſche Muſeen und beteiligte ſich auf Geſuch der Stadt Lötzen (Oſtpreußen) an der Einrichtung der dortigen Vaterländiſchen Gedenkhalle. Der wiſſenſchaftliche Aſſiſtent Dr. G. Behrens half bei der Neuordnung der Muſeen in Bingen, Kreuznach und Friedberg und wohnte der feierlichen Eröffnung des neuen Provinzial-Muſeums in Halle bei.

VII. Zusammenstellung der für das Jahr 1918/19 dem Museum von Fürstlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleisteten Zuschüsse

Bewilligung des Deutſchen Kaiſers	Mk.	600.—
„ „ Königs von Sachſen	„	450.—
Zuſchuß des Reichs	„	40 000.—
„ „ Königreichs Württemberg	„	200.—
„ „ Großherzogtums Heſſen	„	12 000.—
„ „ „ Baden	„	200.—
„ der Stadt Mainz	„	4 000.—
„ „ „ Berlin	„	500.—
„ „ „ Frankfurt a. M.	„	300.—
„ „ „ Aachen	„	30.—
„ „ „ Karlsruhe	„	50.—
„ „ „ Coblenz	„	30.—
Übertrag	Mk.	58 360.—

Übertrag	Mk.	58 360.—
Zuſchuß der Stadt Dortmund	„	50.—
„ „ „ Fürth	„	25.—
„ „ „ Halle	„	100.—
„ „ „ Hamborn	„	10.—
„ „ „ Heidelberg	„	50.—
„ „ „ Offenbach	„	40.—
„ „ „ Pforzheim	„	50.—
„ „ „ Wiesbaden	„	100.—
	Mk.	58 785.—

Beiträge von Vereinen:

Bautzen, Geſellſch. f. Anthropol. u. Urgeſch.	Mk.	20.—
Caſſel, Ver. f. Heſſ. Geſch. u. Landeskunde	„	20.—
Coblenz, Muſeumsverein	„	10.—
Dillingen, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Duisburg, Muſeumsverein	„	10.—
Elbing, Altertumsverein	„	10.—
Gießen, Oberheſſiſcher Geſchichtsverein	„	20.—
Hall, Hiſtor. Verein f. d. württemb. Franken	„	10.—
Heilbronn, Hiſtoriſcher Verein	„	10.—
Homburg v. d. Höhe, Verein für Geſch. und Altertumskunde	„	20.—
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50.—
Kreuznach, Antiqu.-hiſtoriſch. Verein für Nahe und Hunsrück	„	10.—
Landshut, Hiſt. Verein f. Niederbayern	„	10.—
Mannheim, Altertumsverein	„	50.—
München, Hiſt. Verein f. Oberbayern	„	20.—
Regensburg, Hiſt. Verein für Oberpfalz und Regensburg	„	20.—
Saarbrücken, Hiſt. Verein f. d. Saargegend	„	30.—
Stade, Verein f. Geſchichte und Altertümer	„	10.—
Stendal, Altmärkiſcher Muſeumsverein	„	10.—
Thorn, Coppernicus-Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt	„	10.—
Tübingen, Schwäbiſcher Albverein	„	10.—
Worms, Altertumsverein	„	30.—
	Mk.	400.—

Jährl. Beitrag von Mitgliedern	Mk.	979.40
Geſamtbetrag des jährl. Zuſchuſſes	„	60 164.40

Die Leiſtung der Stadt Mainz beſteht außer dem oben erwähnten Beitrag von Mk. 4000 in der koſtenloſen Überlaſſung der Muſeumsräume (jährlicher Mietwert veranſchlagt zu Mk. 50 000) und in der Übernahme der Koſten für Heizung, Beleuchtung, Verſicherung und Aufſicht.

K. Schumacher



Ornament von den Schranken des Aachener Münſters (aus: Kataloge des Röm.-Germ. Central-Muſeums, Nr. 9 Metallarbeiten des chriſtlichen Kultes in der Spätantike und im frühen Mittelalter von Wolfgang Fritz Volbach, Mainz 1921).

Rechnungsjahr vom 1. April 1919 bis 1. April 1920

I. Zur Geschichte der Anstalt

DER langerfehnte Friede hat der Anftalt, fowenig wie dem deutfchen Vaterland, keine Befreiung von den niederdrückenden Schwierigkeiten und Sorgen gebracht, die fich im Verlaufe des Krieges in immer fühlbarerer Weife erhoben. Die unerfchwinglichen Druckkoften, die ungünftigen Reife- und Transportverhältniffe, die unglaubliche Steigerung der Materialpreife, die gewaltige Erhöhung der Gehälter und Löhne, Krankheit und Kohlennot haben die wiffenfchaftliche Tätigkeit der Beamten fo gut wie die Leiftungen der Werkftätten in vieler Beziehung gehemmt und trotz aller perfönlichen Aufopferung zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangen laffen.

Wiffenfchaftliche Veröffentlichungen konnten deshalb aus Mangel an Mitteln keine ausgegeben werden, wenn auch ein Gefamtführer, mehrere Abteilungskataloge und ein Handbuch der Befiedlungs- und Kulturgefchichte der Rheinlande in vorrömifcher Zeit teils völlig druckfertig, teils dem Abfchluffe nahe find. Falls nicht freundliche Gönner des Mufeums und opferwillige Förderer der deutfchen frühgefchichtlichen Forfchung der Anftalt mit namhaften Mitteln zu Hilfe kommen, werden diefe Publikationen, deren Erfcheinen feit Jahren allgemein gewünfcht wurde, noch lange Zeit ungedruckt als totes Kapital liegen bleiben müffen. Zwar hat fich der Ortsausfchuß an die heffifche und Reichsregierung wegen einer entfprechenden Erhöhung der jährlichen Zufchüffe gewandt, da mit dem jetzigen Jahreseinkommen künftig noch nicht einmal die den Beamten und Angeftellten nach den neuen Gefetzen und Tarifverträgen zuftehenden Gehälter und Löhne im ganzen Betrage beglichen werden können und jeder produktive wiffenfchaftliche Betrieb ausgefchloffen ift. Doch wird auch bei dem wohlwollendften Eintreten der Regierung auf eine regere Unterftützung feitens Privater nicht verzichtet werden können, wenn das Zentralmufeum auch nur annähernd auf der Höhe feiner bisherigen Leiftungen bleiben foll.

Zu wärmftem Danke ift daher die Mufeumsleitung Herrn Fabrikanten Ludwig Marx in Mainz verpflichtet, der die Drucklegung des Katalogs der italifchen Altertümer auf feine Koften übernommen hat, eine Abteilung, deren hervorragender Ausbau in erfter Linie ja auf feine kunftfinnige Förderung zurückgeht. Auch Herr Kommerzienrat F. Ganz in Mainz hat fein Intereffe für die Beftrebungen des Mufeums durch eine Stiftung in dankenswerter Weife betätigt, und Herr Baurat H. Knackfuß in Kaffel, der fchon früher dem Mufeum eine Kollektion architekturgefchichtlich intereffanter Funde fchenkte, hat uns mit einer erneuten Zuwendung namentlich italifcher und griechifcher Altertümer erfreut.

Zwei treue Freunde des Mufeums find leider durch den Tod uns entriffen worden: das Mitglied des Ortsausfchuffes, Herr Kommerzienrat Ph. Stratemeyer, der feinerzeit die Forrer'fche Sammlung geftiftet hat, am 18. April 1919, und Exz. Geh. Rat Dr. E. Wagner in Karlsruhe am 7. März 1920, der feit 1886 dem Gefamtvorftand angehörte und allezeit ein tapferer Vorkämpfer für eine gedeihliche Entwicklung der Anftalt war. An die Stelle des erfteren wurde Herr Baurat Cl. Rühl, der verdiente Leiter der Wiederherftellungsarbeiten am Kurfürftlichen Schloffe, in den Ortsausfchuß gewählt. Vom Reichsminifterium des Innern wurde als Vertreter des Reiches für Herrn Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Schulze Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Krüß in Berlin beftellt, als Vertreter der Stadt Mainz trat an die Stelle von Herrn Kommerzienrat Molthan Herr Stadtverordneter Rechtsanwalt Laaff. Der in Ruheftand lebende frühere zweite Direktor des Mufeums, Herr Prof. L. Lindenfchmit, feierte am 4. März feinen 70ten Geburtstag. Der freiwillige Hilfsarbeiter, Herr cand. phil. H. Klenk, hat das Mufeum wieder verlaffen, um in Gießen feine Univerfitätsftudien zu vollenden.

Die Rechenfchaftsablage wurde, um Reifekoften der Vorftandsmitglieder zu fparen, wieder fchriftlich erledigt.

II. Die Vermehrung der Sammlungen durch Nachbildungen und Originale

Der Zugang der Nachbildungen beträgt 251 Stück, der Originale 183. Die Gefamtzahl der erfteren beläuft fich jetzt auf 28 464, der letzteren auf 11 203.

A. Nachbildungen. Verkehrsfchwierigkeiten, Verminderung und Krankheit der Werkftattarbeiter haben fowohl die Zahl als die fyftematifche Auswahl der nachzubildenden Neufunde derartig ftörend beeinflußt, daß gegenüber dem erfreulichen Zuwachs früherer Jahre ein bedeutender Rückfchritt zu beklagen ift. Allerdings find auch zeitraubende Arbeiten für Herftellung von Modellen und für die Etikettierung und Ausbefferung alter Sammlungsbeftände in Rechnung zu ftellen. Immerhin muß in den kommenden Jahren diefer Tätigkeitszweig des Mufeums wieder wefentlich gefteigert werden, wenn die Anftalt auch fernerhin ein richtiges Bild der Fortfchritte der Altertumswiffenfchaft in Deutfchland geben foll.

Aus der älteren Steinzeit konnten durch die Mufeen in Berlin und Hannover die Abgüffe zweier bekannter Reliefs von Lauffel in Frankreich (Frau mit Horn) und Altamira in Spanien (Bifonftier) gewonnen werden. Aus der jüngeren Steinzeit wurde namentlich zahlreiche Keramik geformt, des Michelsberger Typus von Flörsheim (Mufeum Wiesbaden), vielleicht auch von Neubamberg (Mufeum Alzey und Bingen), des Hinkelfteintypus aus Alzey und Wöllftein in Rheinheffen (Mufeum Worms), des Röffen-Eberftadter Stils von der Pfingftweide bei Friedberg (Mufeum Friedberg), des Plaidter bezw. Wetterauer von Biebrich (Mufeum Wiesbaden) und Friedberg (Mufeum Friedberg), der nordweftdeutfchen Tiefftichkeramik von Burg in Dithmarfchen (Mufeum Kiel), der Schönfelder Gattung von Schönfeld in der Altmark (Mufeum Berlin), der „Zonenkeramik" von der Schwalheimer Hohl und Bismarckftraße bei Friedberg (Mufeum Friedberg i. H.) und von Tököl in Ungarn (Mufeum Peft), der Schnur-Zonenkeramik von Bodenheim (ftädtifches Mufeum Mainz), Mainzlar und Climbach (Mufeum Gießen). Über die letzteren Funde habe ich in den Veröffentlichungen des oberheffifchen Mufeums und der Gail'fchen Sammlungen zu Gießen II (1919) S. 55 gefchrieben, über die neuen Friedberger Gefäße des Eberftadter Typus hat G. Behrens in der Germania III (1919)

S. 114f. berichtet. Besondere Beachtung verdienen die Gefäße von Biebrich, eine Urne und eine Fußschale, im wesentlichen noch von der Hinkelstein-Art, aber schon mit leichten Änderungen und spiralkeramischer Verzierung, also bis jetzt noch recht seltene Übergangsformen. Außerdem verschiedene Tonzylinder (Armbänder?) aus Rheinhessen. Vom Berliner Museum erhielten wir Abgüsse zweier Tierfiguren aus Bernstein von Wohldenberg (Kr. Friedeberg) und aus der Gegend von Danzig. Steinbeile und Pfeilspitzen aus Apulien.

Aus der Bronzezeit mögen erwähnt werden die Goldlunula von Schulenburg (Museum Hannover), die Ausstattungen von Skelettgräbern der Hügelgräberperiode B 2 und B 3 von Aufhausen, Loisnitz (Museum Regensburg), Oppershofen (Museum Butzbach), Nieder-Flörsheim (Museum Worms), Brandgräberfunde B 4 von Knittelsheim uud Schifferstadt (Museum Speyer). Die Funde von Aufhausen (schwere Ösenhalsringe, Scheibenspiralen mit Mittelspitze, Armreifen, Blechröhrchen und Blechstreifen, ein Henkeltöpfchen) sind noch ziemlich früh anzusetzen, Oppershofen (Armspirale, Bronzeschlingen, erhaltener Schädel) und Niederflörsheim (Armspirale, Spiralscheibenring, Gürtel-„Diadem“) fallen in B 2—3. Die reiche Keramik von Knittelsheim gehört dem Schluß der „reinen“ Bronzezeit an, eine Stufe, die in den Rheinlanden bis jetzt erst schwach vertreten ist (vgl. X. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1917 S. 43f., F. Sprater). Aus B 5 (Urnenfelder) ist Grabkeramik aus Hügelgräbern bei Mainzlar hinzugekommen (Museum Gießen), die große Übereinstimmung mit der vom Frauenberg bei Marburg zeigt, ferner ein Grabfund von Gambach (Museum Butzbach), der neben den üblichen Gefäßen ein schönes Bronzerasiermesser, Nadeln usw. enthält.

Die Hallstatt-Periode ist durch Grabhügelfunde von Muschenheim, Climbach und Grünberg vertreten (Museum Gießen), über die jetzt in den Veröffentlichungen des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen zu Gießen Heft 1 und 2 (1919) von P. Helmke und O. Kunkel berichtet ist (mit einem Nachwort von dem Unterzeichneten). Auch die Grabhügel bei Mainzlar haben neben Urnengräbern vom Übergang der Bronze- zur Hallstattzeit Skelettgräber der Stufe H 4 ergeben (Museum Gießen). Derselben Zeit gehören einige Funde von Siefersheim in Rheinhessen an (Museum Darmstadt), die sich den von G. Behrens, 31. Veröffentl. d. Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach (1919) S. 20f. besprochenen anreihen.

Eine Bronzescheibe mit feiner eingravierter Verzierung von Sulmona (Saalburg-Museum), offenbar von einem pektoraleartigen Bruststchmuck, gehört mit einer Reihe ähnlicher dem Übergang von der Villanova- zur La Tène-Kultur an, wie er sich namentlich im Umkreise der nördlichen Adria beobachten läßt.

Die La Tène-Abteilung wurde durch weitere Funde aus der Siedlung am Rheingrafenstein bei Münster am Stein (Museum Kreuznach, T 2—3) und von der Gasfabrik bei Basel (Museum Basel, T 4) vermehrt, außerdem durch charakteristische Gräberinventare der Vangionen von Alzey (Museum Alzey), Ludwigshöhe, Osthofen und Heppenheim a. d. Wies (Museum Worms). Von besonderem Interesse sind aber germanische Brandgrubengräber aus Grabhügeln bei Mainzlar und Muschenheim, letztere mit mäanderverzierten Gefäßen, die außerordentlich an solche der vandilischen Gruppe in Schlesien (Zeippern usw.) erinnern, zwei Bronzegürtelschließen, Bronzefibel des sogenannten Mittel-La Tène-Schemas usw., Beigaben, die von keinem suebischen oder chattischen Stamme herrühren können.

Die Altertümer römischer Zeit erhielten Zuwachs durch bemerkenswerte Tongefäße von Kreuznach (Museum Kreuznach) und Worms (Museum Worms), ein Terrakottafigürchen (Löwe) von Muschenheim (Städt. Museum Mainz), ein Gegenstück zu einem Straßburger Exemplar, Bronzen von Kreuznach und Planig (Museum Worms), vor allem aber einen wertvollen, durch die Fundschicht in klaudische Zeit datierten Halsschmuck aus drei Glasgemmen in Bronzefassung mit figürlicher Darstellung aus dem Legionskastell Mainz (vgl. Germania IV, 1920, F. Kutsch). Von Interesse ist auch ein Brotstempel aus Ton mit Christusmonogramm und der Umschrift ad pane pingere, utere felix aus dem spätrömischen burgus bei Eisenberg (Museum Speyer, Pfälz. Museum 1919 S. 25, 58, Germania IV, Heft 1). Eine sehr wertvolle Bereicherung bedeuten sechs Nachbildungen (Kanne, Becher, Schalen) aus dem berühmten Silberschatzfund von Boscoreale bei Pompeji.

Die germanische Kultur römischer Zeit ist durch eine Anzahl von Gefäßen aus der villa rustica bei Bogel (Museum Wiesbaden) und durch bisher nicht veröffentlichte Grabfunde von Naunheim an der Lahn (Museum Darmstadt) dargestellt.

Der merovingischen und karolingischen Epoche gehören an Grabinventare von Naunheim an der Lahn (Museum Darmstadt), aus der Umgebung von Kreuznach (Museum Kreuznach), Reihengräberfunde von Kleinsorheim (Museum Augsburg) sowie Abgüsse des bekannten Pemmo-Altares in der Martinskirche zu Cividale, gestiftet von König Ratchis (744—749), und des Bernwards-Buchdeckels im Domschatz zu Hildesheim.

Siedlungsgeschichtliche Modelle wurden folgende hergestellt:

1. Haus des Plaidter Typus von Sarmsheim an der Nahe. Vgl. 32. Veröffentlichung des Ver. f. Heimatkunde in Kreuznach 1919 S. 34f. (K. Geib). — 2. Ausschnitt aus der Befestigung des Michelsberger Typus bei Urmitz (vgl. Präh. Ztschr. II S. 8f., H. Lehner). — 3. Gehöft der Hallstattzeit bei Neuhäusel (Nass. Ann. 32 Taf. V, 33 Taf. V, W. Soldan). — 4. Ausschnitt aus der Befestigung der Hallstattzeit in der Koberstadt bei Langen (Arch. f. hess. Gesch. III, 1902, S. 217f., F. Kofler; Präh. Ztschr. XI/XII 1919/20 S. 106, F. Behn). — 5. Spätrömischer burgus bei Eisenberg in der Rheinpfalz, durch das Museum in Speyer (vgl. Pfälz. Mus. 1919 S. 23f., F. Sprater).

B. Originale.

a) aus Deutschland:

1. Anzahl neolithischer Scherben des Eberstadter Typus von der Pfingstweide bei Friedberg in Oberhessen durch das Museum in Friedberg (Professor Dr. Blecher).

2. Scherben verschiedener Perioden aus der Gießener Umgebung durch das Museum in Gießen (Major Professor Dr. Kramer).

3. La Tène-Scherben von der Ansiedlung am Rheingrafenstein bei Münster durch das Museum in Kreuznach (Gymnasiallehrer K. Geib).

4. Vier römische Gefäße von Bingen durch das dortige Museum (Professor Como).

5. Anzahl bronzener Käftchenbeschläge, Schloßteile, Henkel, Teile einer Elfenbeinpyxis, Fehlbrand von Lampen usw. aus der Kölner Gegend (Kunsthandel).

6. Römische Gefäße, Scherben, bemalter Wandverputz usw. von Aachen, Asberg, Bonn, Neuß, Saffig, Trier usw. aus der Schenkung des Herrn Baurats H. Knackfuß.

7. Alemannische Waffen (2 scramasaxe, Beil, Lanze, aus der Umgebung des Bodensees; Baurat Knackfuß).

b) aus Italien eine Anzahl Bronzefibeln des späten Villanovatypus. Die mittelitalische Bronzescheibe, Katalog Marx-Sieck 1918, Taf. XII, Nr. 275. Eine Anzahl Gefäße, Waffen und Geräte aus der Stiftung Knackfuß. Zwei Votivgeräte aus Blei und eine eiserne Lanzenspitze aus Cumae, geschenkt von Herrn stud. arch. Fremersdorf in Mainz.

c) aus Griechenland, Kleinasien und Südrußland zahlreiche Keramik der verschiedensten Perioden (Stiftung Knackfuß).

d) Einige ethnographische Gegenstände aus Nordafrika von Herrn Sägewerkbesitzer Kilian in Stromberg.

Während der Zugang an außerdeutschen Originalen befriedigt, ist der deutsche Zuwachs ziemlich bescheiden. Wir geben uns aber der Hoffnung hin, daß mit der allmählichen Besserung der Verkehrsverhältnisse auch die einzelnen deutschen Museen der Anstalt wieder mehr Originalfunde zuweisen werden, im Interesse des Ausbaus der allen nötigen und nützlichen Zentralanstalt sowie aus Dank für die fast jeder deutschen Sammlung in früheren Jahren meist kostenlos geleisteten Unterstützung.

III. Die Arbeiten der Werkstätten für fremde Museen

Umfänglichere Wiederherstellungsarbeiten waren gewidmet den im Jahre 1919 unter Dr. Kutschs Leitung im Mainzer Legionskastell gemachten römischen Ausgrabungsfunden (für das städtische Museum in Mainz), der reichen Ausbeute des Gießener Museums in den Grabhügelnekropolen bei Muschenheim und Mainzlar, den Ergebnissen der Untersuchungen des hessischen Denkmalpflegers Professor Dr. Anthes bei Niedermockstadt (Grabhügel der Hallstattzeit mit Funden wie die von dem benachbarten Höchst an der Nidder, Museum Darmstadt), alten und neuen Beständen der Museen in Bingen, Butzbach, Friedberg, Gießen, Kreuznach.

Kleinere Konservierungsarbeiten fanden statt für die archäologischen Institute der Universitäten Heidelberg und Marburg, für die Museen Alzey, Basel, Butzbach, Kiel, Nördlingen, Regensburg, die Saalburg, Wiesbaden, Worms und für einige Private. Modelle und Abgüsse wurden geliefert an die Museen in Alzey, Bingen, Köln, Kreuznach, Mayen und an mehrere Private.

IV. Besuch und Benutzung des Museums

Während die wissenschaftliche Benutzung der Sammlungen und der Bibliothek durch Auswärtige eine ziemlich rege war, ging der allgemeinere Besuch der Sammlungen infolge der Reiseschwierigkeiten etwas zurück. 147 auswärtige Forscher wurden bei ihren Studien im Museum unterstützt. Vorträge und Führungen fanden statt für den Mainzer und Amöneburger Volksbildungsverein, für mehrere Gruppen hiesiger und auswärtiger Lehrer, zahlreiche Schulklassen und Studierende von Hochschulen. Mit Genugtuung sind die sich mehrenden Führungen hiesiger Schulen durch ihre Klassenlehrer zu begrüßen, nachdem sich diese bei der Direktion für ihre besonderen Zwecke orientiert haben. Der Direktorialassistent Dr. F. Behn hielt Vorlesungen an der Technischen Hochschule in Darmstadt (Troja, Kreta, Mykenae) und an der Volkshochschule zu Mainz (aus Kultur und Kunstgewerbe der Vorzeit), ferner Vorträge in Frankfurt, Karlsruhe und Hildesheim. Zinkstöcke und Abbildungsvorlagen wurden wieder zahlreichen Veröffentlichungen zur Verfügung gestellt.

V. Literarische Tätigkeit

Von der Mainzer Zeitschrift ist Heft XIV (1919) erschienen, infolge der Finanznot wesentlich dünner als alle seine Vorgänger, aber vielleicht doch noch umfänglicher als seine sehr in Frage gestellten nächsten Nachfolger. Von den wissenschaftlichen Einzelkatalogen ist — abgesehen von dem im Manuskript längst fertigen Gesamtführer durch die Sammlungen und dem über Metallarbeiten des christlichen Kults der Spätantike und des frühen Mittelalters von F. Volbach — der über italische Altertümer vorhellenistischer Zeit von F. Behn gleichfalls druckfertig, während ein Katalog über die Hallstatt-Zeit Süddeutschlands von G. Behrens in der Vorbereitung ist. Das vom Direktor in Angriff genommene Handbuch „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande" ist in seinem ersten Teile, Band I die vorrömische Zeit, samt dem Abbildungsmaterial im Manuskript fertig. Verschiedenen Zeitschriften wurden wieder Beiträge geliefert, so der Germania, der Prähistorischen Zeitschrift, dem Archäologischen Anzeiger, den Veröffentlichungen des Gießener und Kreuznacher Museums. Dr. G. Behrens hat die Drucklegung des umfänglichen Binger Katalogs für die römisch-germanische Kommission in Frankfurt beendigt und Vorarbeiten für das Germanenwerk (Vangionen) eifrig gefördert.

VI. Reisen

Die Reisen mußten schon der Ersparnisse wegen auf die notwendigsten dienstlichen und geschäftlichen Erfordernisse, namentlich der Werkstätten, beschränkt werden; für wissenschaftliche Informationen in weiterer Ferne fielen sie aus. Doch konnte den Museen in Alzey, Bingen, Kreuznach, Friedberg und Gießen bei Neuordnung der Bestände und bei Ausgrabungen mit Rat und Tat beigestanden werden. Der Direktor beteiligte sich an den Beratungen der römisch-germanischen Kommission des archäologischen Instituts in Frankfurt.

K. Schumacher

Rechnungsjahr vom 1. April 1920 bis 1. April 1921

I. Zur Geschichte der Anstalt

IN seinem neunundsechzigjährigen Bestehen dürfte das Central-Museum kaum ein schwierigeres Jahr erlebt haben als das vergangene. Die längst erbetene, so dringend notwendige Erhöhung des Reichszuschusses wurde vom Reichstag erst Ende März 1921 für 1920 genehmigt. Vorschüsse, welche Hessen, Stadt Mainz und schließlich auch das Reich nach vielen Eingaben und Vorstellungen bewilligten, trafen erst sehr spät ein und reichten nicht aus. So kam der ganze Museumsbetrieb ins Stocken, da nur die alten vorkriegszeitlichen Mittel zur Verfügung standen. Beamten, Angestellte und Arbeiter erhielten monatelang nur einen Teil der ihnen zustehenden Löhne und Gehälter. Für die Verwaltung und die Werkstätten konnten selbst die notwendigsten Erfordernisse nicht mehr beschafft werden. Ankäufe von Originalen, Herstellung von Modellen für Anschauungszwecke, Veröffentlichungen und Reisen mußten entweder ganz aufhören oder auf das geringste Maß beschränkt werden. In dieser Notlage gab es nur zwei Auswege: das fast ausschließliche Einsetzen der Werkstätten für Verkäufe an fremde Museen, das aber nur auf Kosten des Ausbaus der eigenen Sammlungen geschehen konnte, und der Appell an die Mainzer Bürgerschaft. Beide Schritte hatten guten Erfolg und vermochten wenigstens das Museum solange über Wasser zu halten, bis andere Hilfe kam, namentlich durch die hessische Regierung. Wenn die vom Reichstag für 1920 bewilligte Summe auch unter dem gewünschten Betrage bleibt, so danken wir dennoch dem Reiche, wie Hessen und der Stadt Mainz, die auch ihrerseits die Zuschüsse entsprechend erhöhten, für diese Opfer in schwerer Zeit und geben uns der Hoffnung hin, daß für das kommende Geschäftsjahr die Mittel rechtzeitiger und reichlicher zu Gebote stehen, um das Central-Museum auf seinem schwierigen Posten lebensfähig zu erhalten. Auch den opferwilligen Privatkreisen in Mainz und Umgebung, die zum Teil ganz namhafte Beiträge bewilligten, sei wärmster Dank ausgesprochen. Wir nennen nur den Julius Sichel-Konzern, Herrn Kommerzienrat Boehringer in Ingelheim, die Diskonto-Gesellschaft und die Aktien-Brauerei in Mainz, den Barmer Bankverein, Herrn Generaldirektor Alfred Ganz, die Herren Direktoren Dickhaut und Hummel, die Firma Leopold Cassella in Frankfurt, Herrn Kommerzienrat Stenz, Herrn Verlagsbuchhändler Chr. Scholz, Herrn Geschäftsführer Schottländer, und auch manche andere haben sich zum Teil zu einem ständigen erhöhten Jahresbeitrag bereit erklärt. Es ist nicht das erste Mal, daß die Mainzer Bürgerschaft für das bedrängte Central-Museum hilfreich einsprang.

Manche Hemmung brachten auch Krankheit unter den Beamten und Arbeitern sowie der Tod. Besonders schwer wurde das Museum durch den Verlust zweier verdienter Vorstandsmitglieder betroffen, des Vorsitzenden des Ortsausschusses und Gesamtvorstandes, Herrn Geh. Schulrat Dr. H. Blase, der am 25. Februar 1921 nach einer Operation starb, und des Herrn Baurats Cl. Rühl, der am 10. August 1920 nach längerem schwerem Leiden verschied. Herr Geh. Rat Dr. Blase hat in den vier Jahren seiner Amtstätigkeit mit warmer Hingabe und großem Geschick das Gedeihen der Anstalt gefördert; Herr Baurat Rühl erwarb sich namhafte Verdienste um die Wiederherstellung des Kurfürstlichen Schlosses und um die Inneneinrichtung des Central-Museums. Als Vorsitzender des Ortsausschusses und Gesamtvorstandes wurde Herr Professor Dr. W. Reeb, der langjährige bisherige Schriftführer gewählt, als neue Mitglieder des Ortsausschusses Herr Verlagsbuchhändler Chr. Scholz und Herr Professor Dr. Köhm. Anstelle des verstorbenen auswärtigen Mitgliedes Herrn Geh. Rat Dr. Wagner wurde Herr Professor Dr. P. Gößler, Direktor des Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart, in den Gesamtvorstand berufen.

Von erfreulichen Vorkommnissen ist zu berichten, daß gegen Ende des Jahres durch die erwähnten Spenden aus Privatkreisen der Druck des Volbach'schen Katalogs und ein erhöhter Beitrag für das nächste Heft der Mainzer Zeitschrift ermöglicht wurde. Ferner wurde gelegentlich des 60. Geburtstags des Direktors (14. Oktober 1920) von seinen Freunden und zahlreichen Gönnern des Museums eine größere Summe gesammelt, wodurch die Drucklegung des I. Bandes der Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande als Handbuch des Museums gesichert ist. Der Direktor wurde von mehreren deutschen und außerdeutschen Museumsgesellschaften zum korrespondierenden Mitglied (Brugg, Königsberg) und Ehrenmitglied (Gießen, Stuttgart, Wien) ernannt. Der Direktorial-Assistent Dr. F. Behn erhielt den Titel Professor und Kustos, der wissenschaftliche Assistent Dr. G. Behrens den als Direktorial-Assistent. Der frühere freiwillige Hilfsarbeiter Dr. H. Klenk von Mainz hat seine Tätigkeit am Museum wieder aufgenommen.

II. Die Vermehrung der Sammlung durch Nachbildungen und Originale.

Infolge der geschilderten Verhältnisse war der Zugang an Nachbildungen und Originalen, wie übrigens zum Teil schon im vergangenen Jahre, außerordentlich gering, an ersteren 300, an letzteren 212 Stück. Die Gesamtzahl der Nachbildungen beträgt jetzt 28 764, die der Originale 11 415 Nummern.

Da jede systematische Auswahl unter den wichtigeren Neufunden und damit ein gleichmäßiger Weiterausbau der einzelnen Abteilungen ausgeschlossen war, müssen wir diesmal auf die übliche Übersicht der Zugänge nach den einzelnen Perioden verzichten und beschränken uns darauf, einige wichtigere Bereicherungen aus dem mehr oder weniger zufälligen Zuwachs hervorzuheben.

A. Nachbildungen.

1. Die paläolithischen Artefacte von Menschenhand aus der Umgebung des Mainzer Beckens, wo der Mainzer Sand selbst noch ein typisches Bild einer diluvialen Steppe bildet und die Fauna der Mosbacher Sande die damalige Tierwelt in hervorragenden Exemplaren vor Augen führt, wollen sich trotz aller Aufmerksamkeit nur langsam mehren. Deshalb ist von Interesse, daß K. Geib im Lindengrund bei Heddesheim a. d. Nahe unfern der 1915 ermittelten Feuerstelle von Magdalénien-Jägern (Ver. f. Heimatk. Kreuznach 30, 1918, S. 9)

weitere Schlagſteine aus Feuerſtein und ein bearbeitetes Geweihſtück fand (Muſeum Kreuznach).

2. Die ſchon im letzten Jahresbericht vermutete neolithiſche Siedlung des Michelsberger Typus auf dem Galgenberg bei Neu-Bamberg in Rheinheſſen iſt jetzt durch Grabungen von Dr. G. Behrens und Herrn W. Michel geſichert. Sie hat ein wertvolles Material an Keramik, Stein- und Knochen-Horngeräten ergeben (Muſeum Alzey). Reſte eines umfänglichen Ringwalls ſcheinen auf die Hallſtatt-Zeit zurückzugehen, deren Niederſchlag beim benachbarten Siefersheim in noch reicherer Fülle vorliegt (Wohngrube mit zahlreichen „Mondbildern“, Firſtziegeln, Raſſel, ein Vögelchen, Scherben). Vgl. Germania V (1921) Heft 2 (G. Behrens). Die Befeſtigung der Michelsberger Niederlaſſung iſt noch zu ſuchen. Auch bei Wimpfen hat E. Anthes die Ausgrabung einer ſolchen Siedlung begonnen.

3. Ein ſchon 1849 gemachter Moorfund von Eichede (im Muſeum Lübeck), welcher Bruchſtücke von Fibeln, eines ſchön verzierten Hängebeckens, eine Knopfſichel enthält, diente zur Vervollſtändigung des Bildes charakteriſtiſcher nordiſcher Depotfunde der ſpäteren Bronzezeit.

4. Die mit Mitteln der Gailſtiftung fortgeſetzte Unterſuchung der großen Grabhügelnekropolen bei Muſchenheim und Niedermockſtadt in der Wetterau durch P. Helmke und O. Kunkel hat überraſchend ſchönes und wiſſenſchaftlich bedeutſames neues Material der Hallſtattzeit geliefert, in Muſchenheim u. a. einen Grabfund mit Bronzeſchwert (mit Ortband), Meißelchen (Lanzenſchuh?), „Raſiermeſſer“, Keramik der Periode H 2—3, reiche und ſchönverzierte Keramik der Periode H 3, mehrere Gräber mit Wendelringen, Öſenhalsring, Schlangenfibel mit Bronzekette, Armſpangen uſw. aus H 4, in Niedermockſtadt prachtvolle buntbemalte Keramik von H 3, auch mit Kerbſchnittverzierung, wie ſie am Oberrhein und auf der Alb üblich war, ferner ein Grab der Periode H 4 mit Tongefäßen und Bronzen. Die Gegenſtände ſind alle in das Muſeum des oberheſſiſchen Geſchichtsvereins und der Gailſchen Sammlungen nach Gießen gelangt.

5. Bei Hoppſtädten a. d. Nahe ergab ein Grabhügel im „Haſſelt“ eine reichverzierte Urne der Früh-La Tène-Zeit von einer Schönheit der Verzierung und Technik, wie ſie bisher im ganzen Treverergebiet noch nicht zum Vorſchein gekommen iſt, auch zwei ornamentierte Schalen, ein Keſſelchen, ein eiſernes Hiebmeſſer, Bronzeringe etc. Im Muſeum zu Birkenfeld (vgl. Germania V, 1921, Heft 1, Hornung). Auch in einem Grabhügel bei Dienſtweiler („Brand“) fand ſich eine ſchöne Vaſe der gleichen Zeit (nach Art der Hirſteiner) mit eigenartigem Deckel, ferner zwei Schälchen, alle feinſte Drehſcheibenarbeiten, die deutlich den frühhelleniſtiſchen Einfluß verraten (Muſeum Birkenfeld).

6. Neue germaniſche Brandgräber der Spät-La Tène-Zeit wurden im Brücker Wald bei Kirchhain (Muſeum Kaſſel), in Friedberg (Muſeum Friedberg), bei Muſchenheim (Muſeum Gießen), Klein-Krotzenburg (Muſeum Darmſtadt) und Biſchofsheim (Heimatmuſeum Rüſſelsheim) erhoben, die in ihrer ethnologiſchen Verſchiedenheit manches Intereſſante bieten. Bei Muſchenheim ſind es weitere Gräber vandiliſchen Charakters (Germania IV S. 75 f.), bei Biſchofsheim ſtimmen ſie mit den (vangioniſchen?) von Rüſſelsheim, Büttelborn etc. (Germania II S. 47 f.) überein. Der reiche Fund von Klein-Krotzenburg enthält u. a. ein zuſammengerolltes Schwert, zwei Beile, eine Lanzenſpitze, ein Hiebmeſſer, eine ſeltene Gabel mit Widerhaken (wie Déchelette, Man. II 3 S. 1384 f.).

7. Vor der Burg Klopp in Bingen wird ſeit längerer Zeit ein römiſches Gräberfeld ausgebeutet, das neuerdings unter anderem in einem Grab zwei Lanzen, einen ovalen Schildbuckel von Eiſen mit Mittelgrat, das Bruchſtück einer Schildſpange, Meſſer, Fibel ergeben hat, alſo das Grab eines einheimiſchen Milizen der frührömiſchen Okkupationszeit, wie wir ſie bereits von Weiſenau, Urmitz-Andernach etc. kennen (Muſeum Bingen).

8. Bei Unterweißenborn (Muſeum Hersfeld) wurden durch W. Bremer mehrere germaniſche Brandgräber des 2.—3. Jahrhunderts n. Chr. aufgedeckt, eimerförmige Aſchenurnen mit Deckelſchalen, die außer den kalzinierten Knochen des Toten ſelten beſſer erhaltene Beigaben (einmal eine Bronzefibel) enthielten und den Funden von Gießen, Naunheim, Wetzlar uſw. nahe ſtehen, wenn dieſe auch ſtärkeren römiſchen Einfluß verraten. Sie rühren zweifelsohne von Chatten her.

9. Eine Anzahl Modellformen für römiſche Lampen und Terrakotten von Nied (Muſeum Höchſt) und Bertrich (Privatbeſitz) geben intereſſante Anhaltspunkte über die Herſtellungsweiſe dieſer Geräte.

10. Abgüſſe eines Teils der reliefverzierten Silbergefäße des berühmten Fundes von Berthouville (Paris, Bibliothèque nationale), die aus einem im 3. Jahrhundert zerſtörten Merkurtempel ſtammen, verdanken wir dem Römer-Muſeum und Herrn Goldſchmied Th. Blume in Hildesheim. Sie ſind etwas jünger als die bekannten Silberfunde von Hildesheim und Boscoreale.

11. Acht Büſten römiſcher Kaiſer und Kaiſerinnen, Abgüſſe bekannter Originale, die die Vorlagen für die Steinfiguren auf der Saalburg bildeten, hat uns das Saalburg-Muſeum gegen mäßige Entſchädigung überlaſſen.

12. Einige Nachbildungen frühchriſtlicher Zeit ſollten der Vervollſtändigung des Volbach'ſchen Katalogs dienen, zum Teil als Geſchenke des Berliner Muſeums.

13. Fränkiſche Grabfunde von Kirn a. d. Nahe (Muſeum Darmſtadt) und Weinheim a. d. Bergſtraße (Muſeum Weinheim) bieten lokalgeſchichlich intereſſante Aufſchlüſſe. Jene ſind nicht zufällig in der Nähe der älteſten dortigen Kirche gefunden und zeigen, wie weit die Franken (mit dem Weinbau) die Nahe aufwärts gedrungen ſind. Die Gräber aus den „Kapellenäckern“ bei Weinheim, am rechten Weſchnitzufer, lehren, daß das fränkiſche Dörfchen ſich an die dortige römiſche Brückenkopfſiedlung (in Altweinheim) anſchloß, und daß der ſchon im 8. Jahrhundert überlieferte Name Win(d)enheim nicht auf Wenden zurückgeht, wie angenommen wurde, ſondern auf einen Frankenführer Wino. Auch der Flurname „Kapellenäcker“ ſcheint die Erinnerung an die dortige fränkiſch-karolingiſche Kapelle zu wahren, nicht erſt die der Deutſchordens-Ritter.

B. Originale.

a) aus Deutschland:

1. Grabfund der früheren Hallstattzeit von Kehrig, geschenkt vom Museum in Mayen.

2. Scherben, Wandverputz etc. aus einem Pfostenhaus der Hallstattzeit bei Nördlingen, geschenkt von Herrn Apotheker Frickhinger daselbst.

3. Mehrere Gräberfunde (Mützenurnen etc.) aus Hinterpommern und Westpreußen, geschenkt vom archäologischen Seminar der Universität Marburg bezw. von Herrn Privatdozent Dr. W. Bremer.

4. Verzierter Bronzering von Vandsberg (Westpreußen), geschenkt vom archäologischen Seminar Marburg.

5. Keltische Silbermünze des Donautypus, Nachprägung einer Tetradrachme Philipps von Mazedonien, geschenkt von Herrn Generalmusikdirektor Professor Dr. F. Volbach in Münster i. W.

6. Römisches Tongefäß in Fäßchenform von Köln, geschenkt von Herrn cand. arch. Fremersdorf in Mainz.

7. Sigillatagefäß und Scherben aus Flörsheim, geschenkt von Herrn Bürgermeister Lauck in Flörsheim.

8. Scherben von Eining, geschenkt vom Landesamt für Denkmalpflege in München.

9. Modell eines Saalburg-Brunnens aus dortigem römischem Holz, geschenkt von Herrn Baurat H. Jacobi in Bad Homburg.

10. Mittelalterliche Keramik aus Töpferöfen bei Mayen, geschenkt vom dortigen Museum.

b) aus dem Auslande:

1. Steinbeil aus Kleinasien, geschenkt von Herrn Universitätsprofessor Dr. Jacobsthal in Marburg.

2. Eine Kollektion Scherben der verschiedenen neolithischen Perioden aus den Ausgrabungen Palliardis in Stary Samek, geschenkt von Herrn Dr. W. Bremer in Marburg.

3. Hellenistische Gefäße aus Italien und Griechenland, geschenkt vom archäologischen Seminar in Marburg.

4. Römische Tongefäße verschiedener Form aus Malta, Tunesien (Carthago), Alexandria.

5. Grabfunde der Permer Kultur von Ilinskoe bei Moskau.

III. Arbeiten der Werkstätten für fremde Museen

Die Haupttätigkeit der Werkstätte, die zurzeit mit dem Diener aus nur fünf Leuten besteht, war aus den angegebenen Gründen fast nur den Aufträgen fremder Museen gewidmet, sodaß das Interesse der eigenen Anstalt sehr in den Hintergrund treten mußte, und vor allem keine Modelle für Anschauungszwecke angefertigt werden konnten. Große, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewählte Bestellungen von Nachbildungen wurden für das Rijksmuseum in Leyden und für das prähistorische Institut der Universität Tübingen (bezw. für die beabsichtigte Ausstellung in Stuttgart „Die Kunst unserer Vorzeit") ausgeführt. Kleinere Gruppen wurden für die Museen in Beuthen, Bonn, Frankfurt, Hamburg, Hanau, Heidelberg, Kiel, Mayen, Nördlingen, Speyer, Trier hergestellt. Außerdem wurden wieder sehr umfängliche Ausgrabungsergebnisse einer konservierenden Behandlung unterzogen, so für die Museen in Alzey, Basel, Bingen, Birkenfeld, Cöln, Darmstadt, Friedberg, Gießen, Hanau, Hersfeld, Kiel, Kreuznach, Mainz, Marburg, München, Nördlingen, Rüsselsheim, Saalburg und für mehrere Private. Leider können diese Wiederherstellungen bei den hohen Löhnen und Materialpreisen auch für die kleinen Museen nicht mehr wie bisher meist kostenlos erfolgen, sondern nur gegen Erstattung der eigenen Auslagen oder Gegengabe von Originalen. Immerhin wird auf die unbemittelten kleineren Sammlungen möglichste Rücksicht genommen werden.

IV. Der Besuch und die Benutzung des Museums

war stärker als je, wie schon die Zahl der Forscher und Personen beweist, die sich bei der Direktion wegen Führung oder wissenschaftlicher Auskunft meldeten (239). Auch der Besuch hiesiger und auswärtiger Schulklassen mit ihren Lehrern ist in erfreulicher Zunahme begriffen. Am 18. August 1920 besuchte der Herr Reichsminister des Innern Dr. Koch in großer Begleitung das Museum. Vorträge und Führungen fanden in der gewohnten Weise statt; besonders erwähnt seien die für den Mainzer Volkshochschulkursus und den Volksbildungsverein, die Lehrerschaft des Kreises Groß-Gerau, Gymnasiallehrer von Kreuznach, Studenten aus Aachen, Darmstadt und Gießen, für den Altertumsverein und den Architekten- und Ingenieur-Verein zu Wiesbaden, den Deutschen Germanisten-Verband, den Richard Wagner-Verein von Mainz u. a. m. Professor Dr. Behn hielt Vorlesungen an der technischen Hochschule zu Darmstadt und an der Volkshochschule zu Mainz, ferner Vorträge in Auerbach a. d. Bergstraße, Ems, Hildesheim, Offenbach, Schlangenbad. Dr. Behrens sprach in Bingen und Birkenfeld.

V. Literarische Tätigkeit, Bibliothek

Von der Mainzer Zeitschrift ist Heft XV/XVI (1920/21) im Druck, durch private Zuwendungen wieder etwas reicher ausgestattet als Heft XIV. Von den Einzelkatalogen des Central-Museums ist Nr. 8 (Italische Altertümer vorhellenistischer Zeit von F. Behn) und Nr. 9 (Metallarbeiten des christlichen Kultes in der Spätantike und im frühen Mittelalter von W. F. Volbach) ausgegeben worden, beide nur durch Privatstiftungen ermöglicht. Nr. 10—12 werden einen kultur- und siedlungsgeschichtlichen Führer, die Hallstatt-Zeit Süddeutschlands (von G. Behrens) und den Gesamtführer durch die Sammlungen des Central-Museums bringen. Für Katalog Nr. 5 (Materialien zur Siedlungsgeschichte Deutschlands), der vergriffen ist, wird eine erweiterte Neuauflage vorbereitet. Der Druck des Handbuchs der Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, Band I, die vorrömische Zeit, hat begonnen. Verschiedenen Zeitschriften wurden kleinere oder größere Aufsätze geliefert. Die Vermehrung der Bibliothek, Photographien- und Lichtbildersammlung durch Ankäufe war außerordentlich gering, namentlich an ausländischer Literatur, dagegen hat Direktor Professor Dr. Schumacher den größeren Teil seiner Privatbibliothek und seine Lichtbilder dem Museum geschenkt. Auch dem deutschen

archäologischen Institut, der römisch-germanischen Kommission, der Verwaltung der Marienburg, der holländischen Katakomben-Stiftung sowie mehreren deutschen und außerdeutschen Museen sind Bücherzusendungen zu verdanken.

VI. Reisen

Bei dem empfindlichen Geldmangel mußten die Reisen auf die dringendsten geschäftlichen Bedürfnisse namentlich der Werkstätten beschränkt werden. Wissenschaftliche Informationsreisen haben schon seit mehreren Jahren nicht mehr stattgefunden. Selbstverständlich hat sich dadurch die Verbindung mit den entfernteren Museen stark gelockert, ebenso wie mit den wissenschaftlichen Gesellschaften und Kongressen. Trotzdem hat die Museumsleitung lebhaften Anteil an der Gründung des „Bundes der Freunde einheimischer Altertumsforschung“ genommen, der von der römisch-germanischen Kommission des deutschen archäologischen Instituts angeregt, hoffentlich in ganz Deutschland Widerhall finden und auch dem Central-Museum durch Beschaffung von Geldmitteln eine Stütze sein wird. Jedenfalls sollten jene Bestrebungen und Ziele von jedem heimatstolzen Deutschen und unvoreingenommenen Forscher gebilligt und unterstützt werden, da eine Zusammenfassung aller materiellen und wissenschaftlichen Kräfte auch auf diesem Gebiete bitter not tut. Die deutsche archäologische Forschung, die einheimische wie die klassische, hatte vor dem Kriege im In- wie Ausland ein hohes Ansehen erreicht, das bei der Knappheit der staatlichen Zuschüsse nur noch durch die Hilfe aus Privatkreisen aufrecht erhalten werden kann. Möge die Liebe zum heimatlichen Boden der neubegründeten Gesellschaft zahlreiche und opferwillige Freunde zuführen!

K. Schumacher

VI.

Ein Mainzer Stadtplan im Kgl. Kriegsarchiv zu Stockholm

von Ernst Neeb

Die Mainzer Stadtbibliothek besitzt unter ihren älteren Beständen einen Plan der Stadt Mainz, der auf der rechten Seite die Bezeichnung trägt: *Planum et Area | Platearum et Domorum | civitatis Moguntinae | Iuxta prototypon sub | Eminentissimo Principe | Electore Ioanne Sch/weicardo factum | renovatum vero ad | usum Camerae | Electoralis | 1699. N. Person | Geometri Jurato.* d. h. Plan und Areal der Straßen und Häuser der Stadt Mainz (gezeichnet) nach einer Vorlage, die unter Kurfürst Johann Schweikard (1604—1626) angefertigt wurde. Erneuert zum Gebrauche der kurfürstlichen Kammer 1699 (von) N(ikolaus) Person, vereidigtem Geometer. Der Plan ist 84,5 cm hoch und 1,30 m breit. Ursprünglich war er in verschiedenen Farben angelegt, die aber heute stark abgeblaßt sind, auch ist die Zeichnung selbst vielfach bis zur Unkenntlichkeit abgerieben. Bei einer Anzahl öffentlicher Bauten und Kirchen ist die Bezeichnung eingeschrieben (möglicherweise erst von einer späteren Hand). Außerdem ist ein „Scala“ beigegeben mit der Einteilung 10. 20. 50—200, aber ohne Angabe der Maßbezeichnung. Aus vergleichenden Messungen mit dem heutigen Stadtplane (1:2000) ließ sich feststellen, daß der Personschen Kopie (und möglicherweise auch schon dem älteren Originale) der Maßstab von etwa 1:2000 zu Grund gelegt ist (unsere verschiedenen Messungen ergeben durchschnittlich etwa 1:2085). Vor längerer Zeit schon erwarb dann die Stadtbibliothek eine genaue Kopie dieses Planes, die höchstwahrscheinlich nach der eben beschriebenen Personschen Vorlage mittels Durchstechens, also unter Beibehaltung des Maßstabes hergestellt ist, und zwar zu einer Zeit, als sich jene noch in einem besseren Erhaltungszustande befand; sie ist 82 cm hoch und 1,17 m breit. Der Größenunterschied, besonders der in der Breite, rührt daher, daß bei dieser zweiten Kopie rechts die anfangs mitgeteilte Personsche Bezeichnung (Planum et area usw.) und mit ihr das durch sie ausgefüllte 13 cm breite Stück in der ganzen Höhe auf der rechten Seite weggelassen ist. Auf diesem zweiten Plan sind die wichtigsten Gebäude mit Nummern versehen und seitlich durch eine Legende in französischer Sprache erklärt; er wurde wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts (vielleicht von Prof. Heinrich Brühl) angefertigt und ist vortrefflich erhalten. Wie weit auf diesem Plane und damit auch auf der Personschen Vorlage die Parzellierung der einzelnen Häuser der Wirklichkeit entspricht — wenn auch vielleicht stark schematisiert — muß an Hand der älteren Stadtaufnahmen aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch festgestellt werden.

Gewöhnlich wird unser Plan als „der Personsche Stadtplan“ bezeichnet. Er ist aber, wie die Beischrift besagt, nur eine im Jahre 1699 von N. Person angefertigte Kopie eines älteren Originales, das zwischen 1625—1626 entstanden sein muß. (Näheres s. Mzr. Ztschr. III S. 73). Über das Schicksal dieses bisher verschollenen Originalplanes sind wir jetzt durch eine gütige Mitteilung von Prof. Dr. Paul Jürges in Wiesbaden unterrichtet; er schrieb mir am 11. Dezember 1920: „Schon vor längerer Zeit hatte ich Kenntnis bekommen von einem Funde im kgl. Kriegsarchiv in Stockholm, der mir für die Mainzer Geschichte von nicht geringer Bedeutung zu sein scheint. Ich habe mir jetzt von Herrn Kriegsarchivar Petrelli, dem ich die Nachricht verdanke, die Ermächtigung erwirkt, Ihnen Mitteilung davon zu machen. Es handelt sich um einen Stadtplan von Mainz, anscheinend aus der Mitte oder ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Er wird von den Schweden bei der Besetzung von Mainz entweder erbeutet sein oder er ist vielleicht in der Okkupationszeit in ihrem Auftrage angefertigt. Es ist kein Stich oder Druck, sondern ein handgezeichneter Plan in der Größe von 103×69 cm, teilweise farbig angelegt und auf Leinwand aufgezogen. Was ihm wohl besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß bei vielen Grundstücken der Name des Besitzers eingeschrieben ist. Ich lege Ihnen ein kleines Stück des Plans, das Herr Petrelli durchgepaust hat, bei; aus ihm können Sie sich wenigstens einen kleinen Begriff von der Art des Planes bilden.“ Ein Vergleich der beigelegten Pause mit der Personschen Kopie ergab, daß der jetzt im kgl. Kriegsarchiv zu Stockholm befindliche Plan zweifellos der Originalplan aus der Zeit Schweikards von Cronberg ist. Höchstens könnte man noch annehmen, daß es sich um eine gleichzeitige zweite Ausfertigung handelt, was aber kaum wahrscheinlich ist. (Über Mainzer Fahnen aus der Schwedenzeit in Stockholm s. Mzr. Ztschr. XI S. 49 ff.). Herrn Prof. Dr. Jürges und Herrn Kriegsarchivar Petrelli sei auch hier für ihre wertvolle Mitteilung verbindlichst gedankt.

VII.

Zur Baugeschichte des Hospitals zum heiligen Geist und der mittelalterlichen Stadtmauer der Rheinseite zu Mainz

von Ernst Neeb

IM Laufe des Winters 1919/20 wurde im Hofe des Hauſes Rheinſtraße Nr. 49 (Hotel „Stadt Coblenz“) bei Umbauten ein größeres Stück der hier unmittelbar anſtoßenden, bisher durch Anbauten größtenteils verdeckten Oſtſeite des ehemaligen Hoſpitals zum heiligen Geiſt vorübergehend bis zu größerer Tiefe freigelegt. Im Zuſammenhange mit dieſen Arbeiten konnten nun von Seiten des Altertumsmuſeums eine Reihe von Beobachtungen und Unterſuchungen angeſtellt werden, die einerſeits für die Baugeſchichte des Hoſpitalbaues, andererſeits für die der hier ganz in der Nähe ſich hinziehenden mittelalterlichen Stadtmauer recht beachtenswerte Ergebniſſe brachten. Für das liebenswürdige Entgegenkommen, das uns hierbei der Beſitzer des Hotels „Zur Stadt Coblenz“, Herr Kölle, erwieſen hat, ſei dieſem auch hier verbindlichſt gedankt.

Das Wenige, was uns bisher über die Geſchichte des Hoſpitales ſelbſt und beſonders über die Entſtehungsgeſchichte und ſpäteren Schickſale des gewöhnlich als „Heiliggeiſtkirche“ oder „Kirche des Hoſpitals zum heiligen Geiſt“ bezeichneten Baues bekannt iſt, findet ſich zuſammengeſtellt zunächſt in zwei Aufſätzen von Hennes und J. Wetter in der Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung der rhein. Geſchichte und Altertümer II, S. 417 ff. und 427 ff., dazu Tafel I—III. Dieſe Tafeln ſind nach Aufnahmen des Stadtbaumeiſters Laske hergeſtellt; ſie zeigen den Zuſtand des Baues etwa um das Jahr 1860. Der Aufſatz von Wetter gibt auch eine Beſchreibung des Baues.[1] Weiteres Material findet ſich bei Wagner-Schneider, geiſtl. Stifte II S. 305 ff. Über die innere Einrichtung des Baues, beſonders über die Raumverteilung und Raumbenutzung, gibt für die Zeit um 1812 einige Aufſchlüſſe ein „Verzeichnis der Gebäulichkeiten des bürgerlichen Heiliggeiſthoſpitals zu Mainz von Erwin Schwab, Archivar der Mainzer Zivilhoſpizien“ in zwei Exemplaren, vom 25. Mai und 29. September 1812. Dieſes Verzeichnis befindet ſich bei den Hoſpizienakten des ſtädtiſchen Archivs (Stadtbibliothek), den Hinweis darauf verdanke ich der Liebenswürdigkeit Profeſſor Dr. Heidenheimers. Für die im Laufe des 19. Jahrhunderts vorgenommenen, zum Teil ſehr weitgehenden Umgeſtaltungen des Baues ſind außer den Hoſpizienakten auch die laufenden Bauakten der Bürgermeiſterei heranzuziehen. Über den nordwärts anſtoßenden, ehemals ebenfalls zum Hoſpital gehörenden Bau Rentengaſſe Nr. 4 und ein im dahinter liegenden Reul noch erhaltenes ſpätgotiſches Chörchen (St. Gereonskapelle?), ſ. Neeb, Verz. d. Kunſtdenkm. d. Stadt Mainz I S. 98.

Unſere in Abb. 1 wiedergegebene Anſicht der Oſtſeite des Baues und ebenſo der Grundriß des Obergeſchoſſes (Abb. 4) ſind auf Grund der von Wetter (a. a. O.) veröffentlichten Aufnahmen Laskes hergeſtellt. Der Laskeſche Aufriß der Oſtſeite verzeichnet u. a. das Oſtportal[2]) noch an ſeinem urſprünglichen Platze, gibt alſo den Zuſtand vor dem Jahre 1861 wieder. Den in Quadermauerwerk ausgeführten unteren Teil des Baues kennt der Laskeſche Aufriß noch nicht. Auf Grund der letzten Unterſuchungen und Aufnahmen erfuhr dieſer noch einige andere Ergänzungen und Berichtigungen. Wie weit die Dachkonſtruktion Laskes dem urſprünglichen Zuſtande entſpricht, kann hier nicht unterſucht werden. Die Giebelarchitektur der Südſeite (nach der Mailandsgaſſe hin) ſcheint neueren Urſprungs zu ſein (ſ. Wagner-Schneider a. a. O. S. 310 f.). Den eigenartigen Zwerchgiebel auf der Oſtſeite verzeichnet ſchon der Maskoppſche Stadtplan. Im Folgenden ſollen nun die Ergebniſſe der letzten Unterſuchungen feſtgelegt werden.

Zunächſt ſeien hier kurz einige geſchichtliche Angaben vorausgeſchickt: Im Jahre 1236 verlegte Erzbiſchof Siegfried III. von Eppſtein das Hoſpital vom Dome an das Rheinufer neben die St. Gereonskapelle (ſ. Wetter a. a. O. S. 428) und übergab es der Leitung der Hoſpitalbrüder vom hl. Geiſt (ſ. Hennes a. a. O. S. 419). Nicht lange nachher — nach Wetter gleich nach dem Jahre 1252 — entſtand der heute noch erhaltene Hauptbau, der die drei großen, heute zu Reſtaurationsräumen umgeſtalteten Hallen umfaßt. Die hintere, gotiſche Halle, die durch beide Stockwerke geht, wurde nachträglich in die Umfaſſungsmauer des urſprünglichen romaniſchen Baues eingefügt. Dies ſind die einzigen ſicheren Angaben, die für die mittelalterliche Baugeſchichte des Hoſpitalbaues bis jetzt gemacht werden konnten. Über die baulichen Veränderungen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts hier vorgenommen wurden, liegt in den oben angeführten Akten reiches Material vor, das eine zuſammenfaſſende Bearbeitung verdiente; für uns kommen ſie hier nicht in Betracht.

Die im Jahre 1920 vorgenommenen Unterſuchungen zeigten nun zunächſt, daß ſich in der Umgebung des Hoſpitalbaues — hier können wir aber nur für deſſen Oſtſeite genauere Angaben machen — vom Mittelalter bis zur Gegenwart das Gelände bedeutend erhöht hat. Die mittelalterliche Bodenoberfläche liegt 1,80 m tiefer als die heutige, und um dieſes Maß ſteckt auch heute der Bau mit dem zu Tage gehenden ſtattlichen Quadermauerwerk ſeines unteren Teiles im Boden. Wo bei den jüngſten Grabungen im Hofe des Hotels zur Stadt Coblenz für die Anlage von Kellerräumen die mittelalterliche Bodenoberfläche angeſchnitten wurde, zeigte ſie ſich überall mit einer etwa handhohen Schicht von Steinſchutt bedeckt, und zwar beſtand dieſer Schutt aus demſelben Steinmaterial (Kalkſtein), wie es für die Quader des Sockelmauerwerks verwendet wurde. Vor der Stelle, wo das 1861 in den Dom verſetzte Hauptportal aus rotem Sandſtein geſtanden hatte, zeigte der Steinſchutt im Material die gleiche Beſchaffenheit. Wir haben hier alſo offenbar die Stelle, an der die Hütten der am Baue beſchäftigten Steinmetzen ſtanden.

Der über der mittelalterlichen Bodenoberfläche ſich erhebende Sockel beſteht aus ſtattlichen, urſprünglich ſaubergefugten Quadern aus weißgrauem, grobkörnigem Kalkſtein. Der Sockel ſchließt oben mit einer einfachen Schräge. Darauf ſetzen ſich dann noch vier durchgehende Lagen Quadermauerwerks aus demſelben Materiale. Die einzelnen Quader meſſen in der Höhe bis zu 40 cm, in der Breite bis zu 70 cm, ſie ſind im Spiegel ſchwach ſcharriert und zeigen ſchwachen Randſchlag. Soweit auf unſerer Zeichnung (Abb. 1) die Fugen nur punktiert ſind, war das Quadermauerwerk beim letzten Umbau im Frühjahr 1920 nicht freigelegt worden.

Über dem Quadermauerwerk folgt dann ſolches aus Bruchſteinen, das jetzt durchgehends verputzt iſt, wie dies auch ſchon bei der oberſten Quaderſchicht über dem Sockel der Fall war. Bei der linken Ecklifene iſt ein Teil der Quadern ausgebrochen und durch Rauhmauerwerk erſetzt; vielleicht war hier dieſe Zerſtörung durch einen ſtarken Eisgang des Rheines verurſacht worden; noch bis in die neuere Zeit lag hier das Rheinufer in nächſter Nähe.

Wir dürfen wohl mit aller Sicherheit annehmen, daß das Quadermauerwerk, abgeſehen von den Unterbrechungen durch die Liſenen und das große Oſtportal, auf der Oſtſeite des Baues einheitlich durchlief. Die kleine viereckige Pforte, die auf der linken Seite unmittelbar auf dem Sockelbande aufſitzt, gibt ſich deutlich als nachträglich (vielleicht aber ſchon in gotiſcher Zeit) hier eingebrochen zu erkennen; ſie iſt ſpäterhin zugemauert worden und befand ſich auch bei ihrer Aufdeckung im Jahre 1920 noch in dieſem Zuſtande; der Laskeſche Aufriß kennt ſie nicht. Auf die Zumauerung iſt weiter unten in einem anderen Zuſammenhange noch einmal zurückzukommen. Auch die beiden großen, ebenfalls vermauerten rundbogigen Fenſteröffnungen im nächſten Abſchnitte nach rechts ſcheinen ſpäter eingebrochen oder wenigſtens aus kleineren romaniſchen Fenſteröffnungen erweitert zu ſein. Für die Gewände hat man hier zum Teil ältere Werkſtücke benutzt. Dieſe beiden Fenſter dienten, wie ſich ſchon aus ihrer ungleichen Höhenlage erſehen läßt, zur Beleuchtung eines hier im Innern nach dem oberen Stockwerke führenden Treppenaufgangs (vgl. auch den Grundriß bei Wetter a. a. O. Tafel I).

Es folgt nun das große, jetzt in den Dom verſetzte Hauptportal. Es ſitzt **genau in der Mitte der Oſtwand**; für Rückſchlüſſe auf die urſprüngliche Ausgeſtaltung des Innern dürfte dieſer Umſtand von Wichtigkeit ſein. Um ihm für die Leibung etwas mehr Tiefe zu geben, hat man hier die Mauerflucht um etwa 25 cm vorgezogen. Vor dem Portale fanden ſich noch die Reſte des Treppenaufgangs, der aus mächtigen, mit eiſernen Klammern verbundenen Quadern aufgeführt war und ſeitliche Auftritte hatte; er ſprang etwa 1,80 m vor die Flucht. Da er in einen beim letzten Umbau neu hergerichteten Kellerraum zu liegen kam, mußte er weggebrochen werden.

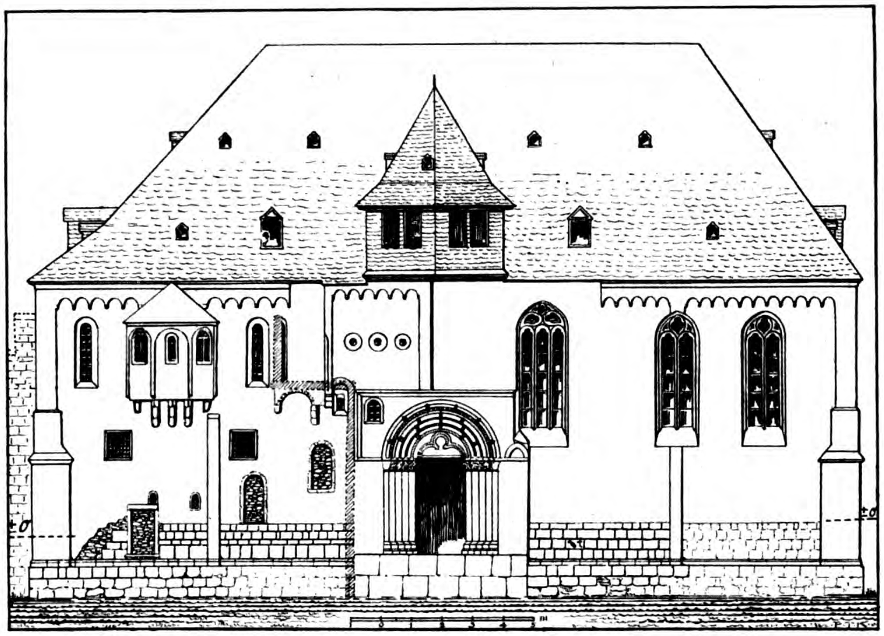


Abb. 1. Die Oſtſeite des Heiliggeiſthoſpitals; nach der Aufnahme von Laske.
Verſuch einer Rekonſtruktion des älteren Zuſtandes; die unteren Teile ſind nach den Ergebniſſen der Unterſuchungen vom Jahre 1920 ergänzt. ±0 Höhenlage der heutigen Bodenoberfläche; nur bis zu dieſer Linie verzeichnet der Laskeſche Aufriß den baulichen Zuſtand.

Welche Bewandtnis es mit dem gleichzeitig über der linken Hälfte des Portals errichteten riſalitartigen Vorſprunge und ſeinen drei kreisrunden Fenſteröffnungen hat, weiß ich nicht anzugeben. Nach Wetter a. a. O. S. 436 und Tafel I dienen dieſe Öffnungen zur Beleuchtung einer kleinen Kammer, die zum Teil in die Mauerdickung eingetieft iſt. Es ſei hier nur darauf aufmerkſam gemacht, daß bei dieſem Bauteile der Rundbogenfries etwas höher liegt als bei den rechts und links benachbarten Stücken, wo er zum Teil ſpäterhin ausgebrochen worden iſt. Auf der linken Seite iſt die untere Kante dieſes Vorſprungs bis etwas über die halbe Höhe hinaus abgeſchrägt; aus welchem Grunde dies (nachträglich) geſchehen iſt, werden wir ſpäter ſehen.

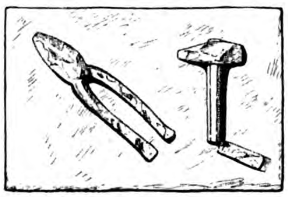
Das auf der linken Seite des Baues aus dem Obergeſchoſſe vorſpringende romaniſche Chörchen muß ſeinen Formen nach gleichzeitig mit dem ganzen Baue entſtanden ſein. Es ruht auf fünf mächtigen geſchweiften Konſolen, von denen die beiden äußeren auf den Breitſeiten ſchon rein gotiſches Rankenwerk als Schmuck zeigen. Dieſe Konſolen, die der Laskeſche Aufriß ſchon verzeichnet, waren bisher durch das Dach eines hier

anſtoßenden Schuppens verdeckt, beim letzten Umbau kamen ſie wieder zum Vorſcheine und bleiben auch weiterhin freiliegend, weswegen auch hier nicht näher auf ſie eingegangen werden ſoll.

Die eigentliche Wandfläche der Oſtſeite iſt durch je eine ſchmale Liſene, die auf dem Sockelbande aufſitzt, noch einmal gegliedert. Die linke wird von dem Chörchen überſchnitten, die rechte iſt bei der Anlage des ſpätgotiſchen Fenſters zum Teil verſchwunden, ihr unteres Stück kam bei den letzten Umbauarbeiten wieder zum Vorſchein. Laske verzeichnet ſie nicht.

Die drei ſpätgotiſchen Fenſter mit Maßwerk ſind ſelbſtverſtändlich erſt gleichzeitig mit dem Einbau der ſpätgotiſchen Halle entſtanden.

Von Steinmetzzeichen konnten nur die bei Abb. 4 wiedergegebenen verzeichnet werden. Außerdem fand ſich rechts vom Oſtportal auf einem 41×60 cm großen Quader der zweiten Lage über dem Sockel in ſehr ſtarkem, etwa 4,5 cm hohen Relief eine 37 cm lange Zange und ein 16 cm breiter Hammer, ſorgfältig ausgehauen (ſ. Abb. 2). Das Relief iſt leider an der Oberfläche ſtark beſchädigt. Die Zange iſt eine Schmiedezange, der Stiel des Hammers macht auf den erſten Blick den Eindruck, als wäre er gebrochen dargeſtellt, jedoch iſt die Bruchfläche ganz glatt ausgebildet, das Anſatzſtück könnte auch als eine Art Schleife angeſehen werden, an der der Hammer außer Gebrauch aufgehängt oder um das Handgelenk getragen wurde. Was man mit dieſer hier offenbar mit Abſicht und gleichzeitig mit Errichtung der Oſtwand angebrachten Darſtellung bezweckte, weiß ich nicht anzugeben. Sollte ſich hier eine der Zünfte, die am Baue gearbeitet oder zu dieſem beigeſteuert hatte, haben verewigen wollen? Man möchte dann allerdings doch hier zunächſt an Steinmetzen denken, aber die beiden Werkzeuge ſind ſicher ſolche des Schmiedehandwerks.


Abb. 2. Relief auf einem Quader

Daß der ganze Bau, deſſen Grundriß ein nicht ganz regelmäßiges Rechteck bildet — der Flügelanbau auf der Weſtſeite, Ecke Mailands- und Rentengaſſe iſt eine Zutat des 19. Jahrhunderts — in einem Guſſe, wenigſtens in ſeinen Umfaſſungsmauern, entſtanden iſt, darf mit Sicherheit angenommen werden; dafür ſprechen der ringsum laufende Rundbogenfries, die Liſenen und ihre Verteilung (vgl. die Aufriſſe der vier Seiten bei Wetter a. a. O.), ferner die einzelnen Portale der vier Seiten mit ihren Schmuckformen und vor allem auch das große Oſtportal mit ſeiner Lage genau in der Mitte der Oſtwand.

Wir haben oben geſehen, daß die heutige Raumeinteilung des Innern in gotiſcher Zeit eine weitgehende Umgeſtaltung erfuhr. Gerade die Lage des Oſtportals läßt aber vielleicht eine Vermutung über den urſprünglichen Zuſtand des Innern zu. Die heutige vordere, ſüdliche Halle mit ihrer romaniſchen Wölbung gehört offenbar der erſten Bauzeit an. Sollte nun dieſe ſo gewölbte Halle ſich nicht urſprünglich durch das ganze Erdgeſchoß hin erſtreckt haben, oder wenigſtens ſo geplant geweſen ſein und zwar mit dem Oſtportal als Haupteingang?[3]) Legt man nämlich die durchſchnittliche Länge eines der noch erhaltenen romaniſchen Joche — von Mittelachſe zu Mittelachſe der Gewölbeſtützen gemeſſen — der Raumeinteilung in nord-ſüdlicher Richtung zugrunde, ſo ergeben ſich für den ganzen Raum in ſeiner Längsrichtung vier Schiffe zu je ſieben Jochen, dabei fällt die Mitte des Oſtportals mit der Mittelachſe der mittleren (vierten) Jochreihe (Travee) zuſammen. Die durch die Unregelmäßigkeit des Grundriſſes bedingten Abweichungen in den Längen- und Breitenmaßen der einzelnen Joche wird man bei der Bauausführung irgendwie ausgeglichen haben; zeigen doch gerade in dieſer Beziehung die noch erhaltenen Joche der heutigen ſüdlichen Halle in ihren Maßen ſchon ganz merkliche Verſchiedenheiten (vgl. den Grundriß bei Wetter a. a. O. Tafel I).

Welchen Zwecken nun eine derartige Halle urſprünglich dienen ſollte, weiß ich nicht anzugeben. Vielleicht bringen Vergleiche mit andern mittelalterlichen Hoſpitalbauten in dieſer Frage etwas Klarheit. Man ſpricht zwar heute immer noch von einer „Heiliggeiſtkirche“ und meint damit unſeren Bau; ſoweit ich ſehe, kommt dieſe Bezeichnung ſchon im 18. Jahrhundert vor. Gegen eine derartige Beſtimmung oder Verwendung dieſes Hallenbaues, wenigſtens in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung, ſprechen aber einige Tatſachen. Es fehlt zunächſt im Erdgeſchoſſe jede Spur einer Choranlage, die wir doch im Oſten zu ſuchen hätten, und die bei den letzten Umbauten wenigſtens in ihren Reſten hätte zum Vorſcheine kommen müſſen. Das Quadermauerwerk der Oſtwand läuft aber gleichmäßig durch, an keiner hier in Betracht kommenden Stelle zeigte es eine Unterbrechung, die etwa durch die ſpätere Beſeitigung einer Choranlage entſtanden ſein müßte. Wenn das Erdgeſchoß oder auch nur ein Teil der Halle zu gottesdienſtlichen Zwecken beſtimmt war, wie erklärt ſich dann die Anlage eines Chörchens im Obergeſchoſſe? Wie erklärt ſich ferner die Anlage des ſtattlichen, offenbar als Haupteingang zu betrachtenden Portals genau in der Mitte der Oſtſeite? Jedenfalls bietet der ganze Bau künftigen Unterſuchungen, die im Zuſammenhange mit den Arbeiten für das Kunſtdenkmälerwerk vorzunehmen ſind, noch eine ganze Reihe wichtiger Fragen, auf die hier nur andeutungsweiſe hingewieſen werden konnte. Nachträglich ſei hier auf den Artikel über Hoſpitalbauten bei Viollet-le-Duc, dictionnaire rais. de l'Architecture française, VI S. 99 ff. (Hôtel Dieu) verwieſen. Auch bei den hier beſchriebenen franzöſiſchen Hoſpitalbauten aus dem 13. und 14. Jahrhundert finden wir dieſe mächtige Hallenanlage. Hier war ſie offenbar von Anfang an zum Krankenſaal beſtimmt. Zum gleichen Zwecke wird aber wohl auch die große Halle im Erdgeſchoß des Mainzer Hoſpitalbaues urſprünglich angelegt und ſpäter auch wieder deren nördlicher Umbau aus gotiſcher Zeit beſtimmt geweſen ſein; keineswegs aber wollte man mit ſolch ſtattlichen Räumen, weder urſprünglich noch ſpäter, wirkliche Kirchenräume ſchaffen. Für die eigentlichen gottesdienſtlichen Zwecke eines Hoſpitals finden wir, wie bei dem Mainzer Bau ſo auch bei den franzöſiſchen Anlagen, nur eine kleine Kapelle vorgeſehen; ob dieſe nun innerhalb oder außerhalb des Baues ſelbſt lag, kommt hier nicht in Betracht. Auch die reiche Portalanlage, die ſich, wie

wir weiter unten ſehen werden, nach der damals hier noch nicht durch die Stadtmauer abgeſchloſſenen Rheinſeite der Stadt öffnen ſollte, mag in Hoſpitalzwecken und mehr noch vielleicht in einer geſundheitspolizeilichen Maßregel ihre Erklärung finden. Mit anſteckenden Krankheiten Behaftete, die von auswärts kamen, konnte man ſo unterbringen, ohne ſie durch die Stadt ſchaffen zu müſſen, — man denke nur an die entſetzliche Angſt, mit der man damals den Ausſätzigen (Leproſen) begegnete —; und dem armen verſpäteten Wanderer, der zur Nachtzeit vergeblich an das geſchloſſene Stadttor pochte, ſollte ſich hier am Rheinufer noch eine gaſtliche Pforte öffnen.

* * *

Weiterhin kamen bei den Umbauten im Jahre 1920 auch die Fundamente der hier zum Teil vor dem Hoſpitalbau hinziehenden mittelalterlichen Stadtmauer zutage. Unſere Abb. 3 und 4 veranſchaulichen die urſprünglichen Verhältniſſe. Sie ſind angefertigt auf Grund der an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Aufnahmen unter Heranziehung der älteren Stadtanſichten von Merian, Wenzel Hollar (der Maskoppſche Plan iſt leider an der hier in Betracht kommenden Stelle zum Teil ſtark zerſtört), ferner der älteſten eigentlichen Planaufnahme der Stadt aus der Zeit des Kurfürſten Schweikard v. Cronberg[4]) und eines Planes im Kreisarchive zu Würzburg: „Grundriß der allhieſigen Maynziſchen Stadt-Mauer und Rhein-Linie, nebſt den Batterien und Uffer, ... von dem Bocks-Thor biß an das Schloß-Thor .....“ vom Jahre 1747. Beſonders wertvoll war eine Aufnahme von Geier aus dem Jahre 1838 im Mainzer Stadtarchiv (Aktenconvol. 324).

Die eben erwähnten älteren Anſichten und Pläne zeigen, allerdings nur in allgemeinen Umriſſen, wie die mittelalterliche Stadtmauer, vom Eiſernen Turme herkommend, beim ſogenannten „Eiſentürlein“ — es lag am Ausgange des heutigen Brandgäßchens — nach dem Rheine hin plötzlich umbiegt, dann vor der Rente und dem Rathaus vorüber bis an die Ecke des Heiliggeiſthoſpitals in gerader Richtung rheinaufwärts weiterläuft, hier dann wieder landeinwärts ein kleines Stück umbiegt, um dann nach dem Fiſchturm hin ihre urſprüngliche Richtung wieder aufzunehmen. Die im Winter 1920 gemachten Beobachtungen haben nun gerade über die bei dieſer Ecke ſo eigentümlichen gegenſeitigen Lageverhältniſſe von Heiliggeiſthoſpital und Stadtmauer, weiterhin aber auch über die Entſtehungszeit wenigſtens des vor dem Spitalbau liegenden Teiles der Stadtmauer einige Klarheit gebracht.

Das in der Richtung vom Eiſentürlein herkommende Stück der Stadtmauer läuft zunächſt in 5 m Abſtand der Oſtwand des Heiliggeiſtbaues parallel, bildet dann die turmartige Ecke (ſ. Abb. 4 bei A u. A 1), die auch auf den älteren Stadtanſichten deutlich zu erkennen iſt, und läuft dann von A 1 ab im rechten Winkel auf die Oſtwand des Heiliggeiſtbaues zu. Hier verſchmälert ſich jedoch bei dem Punkte B unſrer Abb. 4 das Fundament auf 90 cm Breite und ſtößt dann bei B 1 ohne Verband wider die Heiliggeiſtmauer. Auf unſerer Abb. 1 iſt vom Fundament aus bis zum Obergeſchoſſe die Stelle, wo die Stadtmauer und oben die Wehrgangbrüſtung wider die Oſtwand ſtieß, durch Schraffierung angedeutet. Vermutlich befand ſich an der Stelle B—B 1 eine mit einem Bogen überwölbte Pforte, durch die man vom Innern des Spitals aus auch auf deſſen Friedhof gelangen konnte. Dieſer Friedhof lag nämlich außerhalb der Stadtmauer und zog ſich von der vermuteten Pforte aus rheinaufwärts nach dem Fiſchturme hin. Der Grundriß der Stadtmauer im Würzburger Kreisarchiv verzeichnet ihn an dieſer Stelle (vgl. auch Schrohe, Mainz unter kurf. Verwaltung = Beitr. z. Geſch. der Stadt Mainz V S. 140).[5])

Ihre Fortſetzung nach dem Fiſchturme hin nahm dann die Stadtmauer etwa von der Mitte der Südwand des Hoſpitalbaues aus (ſ. Abb. 4 bei C), ſodaß alſo die Südoſtecke des Baues mit dem Chörchen

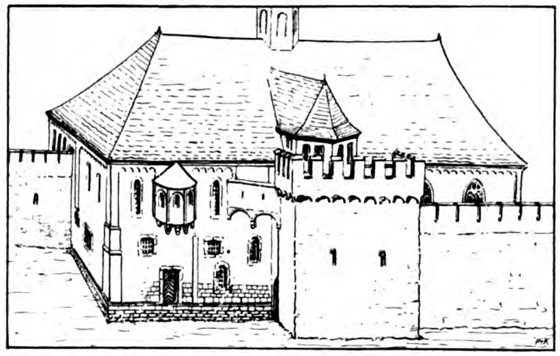


Abb. 3. Das Heiliggeiſthoſpital mit der anſtoßenden Stadtmauer; Rekonſtruktionsſkizze des Zuſtandes, etwa um das Jahr 1500

außerhalb der Stadtmauer zu liegen kam und hier gleichſam einen baſtionartigen Vorſprung bildete. Jedenfalls beſtanden an dieſer Stelle, vom Standpunkte der Verteidigungsmöglichkeit aus betrachtet, ganz eigenartige Verhältniſſe, auf die wir noch einmal zurückkommen werden.

Um nun aber hier für den oben auf der Stadtmauer hinlaufenden, eben durch die ausſpringende Ecke des Hoſpitalbaues unterbrochenen Wehrgang die nötige Verbindung zu ermöglichen, hatte man ſich auf folgende Weiſe geholfen: Etwa in Höhe des Fußbodens des Obergeſchoſſes ließ man in die Oſtwand des Heiliggeiſtbaues zwei Kragſteine ein: den erſten, kürzeren unterhalb des rechts vom romaniſchen Chörchen liegenden Fenſters, den zweiten längeren rechts davon, in etwa 1,20 m Abſtand, und zwar dieſen nicht im rechten Winkel zur Mauer, ſondern aus dem gleich zu erwähnenden Grunde etwas nach links abbiegend. Zwiſchen dieſe Kragſteine ſpannte man dann ſpittel- oder kappenartig zwei Gewölbe; in der Mitte ruhten beide Gewölbe auf dem längeren Kragſtein, der eben zu dieſem Zwecke, d. h. um ein beſſeres Auflager zu ermöglichen, ſchief aus der Mauer ausſprang. Auf dieſer brückenartigen Wölbung (ſ. Abb. 3) führte man dann den Wehrgang zum Heiliggeiſtbau weiter, wo man neben dem oben ſchon erwähnten romaniſchen Fenſter im ſchiefen Winkel eine Türöffnung nach dem Innern der Kapelle im Obergeſchoſſe gebrochen hatte (ſ. Abb. 4 bei a 1). Von hier aus gelangte man dann durch eine zweite,

etwa in der Mitte der Südwand liegende Türe (ſ. Abb. 4 bei b) auf die nach dem Fiſchturme hin weiterführende Fortſetzung des Wehrganges. Die in den ohnehin ſchon ſchmalen Verbindungsgang a—a1 ſtörend einſchneidende Ecke des Riſalits mit den drei kreisrunden Fenſtern (ſ. Abb. 4 bei c) beſeitigte man durch Abſchrägung, die heute noch dort ſichtbar iſt. Bei dem letzten Umbau im Jahre 1920 waren die beiden Kragſteine in der Oſtwand und bei dem kleineren auch der Anſatz der dazwiſchen liegenden Wölbung wieder zum Vorſchein gekommen. Auf dem Laskeſchen Aufriſſe ſind dieſe Bauteile nicht angegeben, offenbar waren ſie damals noch irgendwie

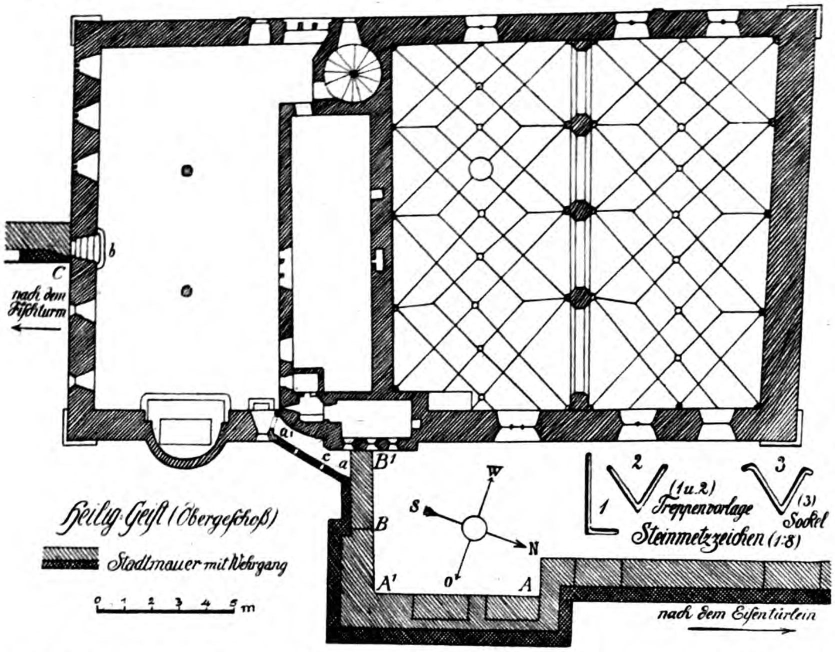


Abb. 4. Grundriß des Heiliggeiſthoſpitals (Obergeſchoß) mit der anſtoßenden Stadtmauer

verdeckt. Hingegen verzeichnet Laske noch die beiden heute zugemauerten Zugänge zum Wehrgang, Abb. 4 a1 und b, ſowie die Brüſtung des Verbindungsſtückes a—a1 mit den Zinneneinſchnitten (ſ. Wetter a. a. O. Tafel I und II).

Aber auch urkundlich ſind dieſe Ausgänge vom Kapellenraume zur Stadtmauer nachweisbar. Aus der ſogenannten „Hut- und Wachtordnung" vom Jahre 1528 berichtet Herrmann, Quellen zur Topographie und Statiſtik der Stadt Mainz = Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz III S. 79 Anm. 2, daß Vizedom, Bau- und Rentmeiſter die Pforte oberhalb des Spitals, die aus dem Spital an den Rhein herausgehende Pforte und ebenſo das Türlein, das oben aus dem Spital auf die Stadtmauer ging, zumauern und die außerhalb der Stadtmauer ſtehende Kammer der Siechen abbrechen laſſen ſollten. Die auf den Rhein zugehenden Fenſter der Spitalkirche ſollten beſichtigt und entweder mit ſtarken Gittern verſehen oder aber gleichfalls zugemauert werden (vgl. auch Schrohe, Mainz unter kurfürſtlicher Verwaltung = Beiträge zur Geſchichte der Stadt Mainz V S. 108). Mit der an den Rhein herausgehenden Pforte könnte die unterhalb des Chörchens liegende, heute noch zugemauerte gemeint ſein; es könnte aber auch die von uns oben vermutete Ausgangspforte nach dem Friedhof in Betracht kommen. Die zwei ſeitlich unterhalb des Chörchens liegenden Fenſter verzeichnet noch Laske als mit Gitterwerk verſehen.

Wie erklärt ſich nun dieſe eigentümliche Lage des Hoſpitals zur Stadtmauer und damit ſeine teilweiſe Einbeziehung in die mittelalterliche Stadtbefeſtigung?

Wir haben oben S. 59 geſehen, daß man beim Eiſentürlein vor der Rente mit der Stadtmauer rheinwärts ausbog und erſt von der Südwand des Heiliggeiſtſpitals ab wieder die urſprüngliche Richtung aufnahm. Offenbar wollte oder mußte man auf dieſer Strecke mit der Stadtmauer hier ſchon beſtehende größere Bauten umgehen. Es waren dies: die Rente, das Rathaus und unſer Hoſpitalbau,[6] der damals, wenn nicht ſchon vollendet, ſo doch der Vollendung nahe geweſen ſein muß. Einen anderen Grund weiß ich nicht anzugeben. Iſt aber dieſe Annahme richtig, dann muß weiter gefolgert werden, daß das vor dem Heiliggeiſtbau liegende Stück der Stadtmauer jünger iſt als dieſer, und dasſelbe darf wohl auch für den übrigen Teil des vorgezogenen Stückes der Stadtmauer angenommen werden.[7] Zu demſelben Ergebnis führten aber auch die im Jahre 1920 angeſtellten Beobachtungen, beſonders die eigentümlichen Wehrgangverhältniſſe. Ohne zwingende Gründe hätte man ſich doch hier ſicher nicht eine derartige, für den Verteidiger zum mindeſten recht unbequeme Verbindung der beiden Wehrgangſtücke geſchaffen, wie man ſie tatſächlich mit der Durchführung des Wehrgangs durch die Hoſpitalkapelle herſtellte. Und weiter: ſollte man ein ſolch reiches Portal mit ſeiner 1,8 m tiefen Treppenvorlage wirklich ausgeführt oder auch nur geplant haben, wenn hier ſchon in 5 m Abſtand die Stadtmauer vor dem Baue herlief? Wohl aber hat dieſe Portalanlage einen Sinn, wenn ſie urſprünglich auf freies, auch von außen her zugängliches Gebiet führen ſollte. Dazu kämen dann noch die oben S. 59 Sp. 1 angegebenen weiteren Gründe.

Allerdings wird man hier nun mit Recht weiter fragen: Warum ging man nicht gleich mit dem vorgeſchobenen Stücke der Stadtmauer noch die kleine Strecke über die Südoſtecke des Heiliggeiſtbaues hinaus, legte alſo den ganzen Bau vollſtändig hinter die Stadtmauer und bog dann erſt wieder in die urſprüngliche Richtung der Stadtmauer ein?

Eine befriedigende Erklärung vermag ich auch hierfür nicht beizubringen, doch mögen die folgenden Erwägungen hier ihren Platz finden:

Die ganzen Lageverhältniſſe von Stadtmauer zum Spitalbau machen an dieſer Stelle den Eindruck eines nachträglichen Kompromiſſes oder Ausgleichs, bei dem man zugleich ſozuſagen aus der Not eine Tugend zu machen ſuchte. Hier ſtießen zwei voneinander unabhängige, wenn auch mit ihrem Beginn nur um wenige Jahre auseinanderliegende Baubetriebe, der Hoſpitalbau und der vom Fiſchturme und Eiſernen Turme her kommende Stadtmauerbau unmittelbar aufeinander. Man ſuchte ſich nun „unter gegenſeitiger Wahrung der Intereſſen" zu helfen, ſo gut es noch ging. In der Südoſtecke des Heiliggeiſtbaues erblickt man nunmehr ein willkommenes Verſtärkungsmittel der Stadtmauer oder machte es als ſolches nutzbar, indem man die Ecke baſtionartig ausſpringen ließ. Hatte man doch in dem benachbarten, mit ſeinen zwei Seiten des Fünfecks ebenfalls baſtionartig aus der Stadtmauer ausſpringenden Fiſchturme hierfür geradezu ein Vorbild. Den Hoſpitalbrüdern aber ſchaffte man mit der unter das Verbindungsſtück des Wehrgangs gelegten neuen Pforte (ſ. Abb. 4 bei B—B1) einen Erſatz für das durch die Stadtmauer ihnen verbaute Oſtportal und damit den für ihre Zwecke nötigen freien Ein- und Ausgang. Von dem darüberliegenden Verbindungsgange (ſ. Abb. 4 a—a1) und auch vom Chörchen der Oberkapelle aus konnte dieſe Pforte im Notfalle leicht verteidigt werden.

Auch die Rechtsfragen boten bei dieſem Ausgleich auf dem Gebiete der baulichen Verhältniſſe damals keine Schwierigkeiten mehr. Der heute noch ſtehende Hoſpitalbau iſt jedenfalls in den Jahren um 1250 entſtanden (mag man nun mit Wetter a. a. O. S. 433f. den Beginn der Erbauungszeit gleich nach 1252 oder einige Jahre früher anſetzen), und nicht allzulange nachher wird auch das vorgeſchobene Stück der Stadtmauer aufgeführt worden ſein. Am 13. November 1244 hatte aber Erzbiſchof Siegfried III. den Mainzer Bürgern das bekannte folgenſchwere Privilegium verliehen, das den Grundſtock der Stadtfreiheit bildete — oder von den Mainzern wenigſtens als ſolcher betrachtet wurde. Dies Privileg verbürgte ihnen die eigene Gerichtsbarkeit und Baupolizei, die Selbſtverwaltung in ſtädtiſchen und Hoſpitalangelegenheiten, das Selbſtbeſteuerungsrecht, die ruhige Entwickelung der Stadt und die Sicherheit vor gewalttätigen Eingriffen ſeitens des Erzbiſchofs (ſ. Schrohe, Mainz in ſeinen Beziehungen uſw. = Beitr. zur Geſchichte der Stadt Mainz IV S. 53 und Hegel, Verfaſſungsgeſchichte von Mainz im Mittelalter S. 46 ff.). Damit waren aber auch die Mainzer Bürger beim Neubau des Hoſpitals, mit dem, wie geſagt, ſchon bald nach 1244 der Anfang gemacht wurde, die Bauherrn oder konnten ſich als ſolche betrachten; beim Bau des davorliegenden Stückes der Stadtmauer waren ſie es ſelbſtverſtändlich. Unter dieſen Umſtänden war alſo vom rechtlichen Standpunkte eine Löſung in der Frage der Einbeziehung der Südoſtecke des Spitalbaues in die Stadtbefeſtigung ſowie der Frage des Durchgangsrechts durch die Hoſpitalkapelle von ſelbſt gegeben, da der Bauherr beider Unternehmen ein und dieſelbe Perſon war.

Anmerkungen

1. Leider geht Wetter dabei kaum auf die baugeſchichtlichen Verhältniſſe ein. Sicherlich ließen ſich z. B. damals noch beſſer als heute aus dem baulichen Zuſtande der einzelnen Teile des Innern Rückſchlüſſe auf deſſen urſprüngliche Anlage und die im Laufe der Zeit hier vorgenommenen Umbauten ziehen. Beſonders wertvoll wären für uns heute auch Angaben über die urſprüngliche Höhenlage des Fußbodens der beiden Hallen; in beiden hat man in der erſten Hälfte des 19. Jahrh. den Fußboden beträchtlich erhöht.

2. Siehe Kautzſch und Neeb, Dom zu Mainz = Kunſtdenkmäler der Stadt und des Kreiſes Mainz II. 1. S. 131 und Tafel 31.

3. Das Obergeſchoß wäre dabei als flach gedeckt anzunehmen. Hier lag am Südende die für den Gottesdienſt des Spitals beſtimmte Kapelle mit ihrem ausſpringenden, heute noch erhaltenen Chörchen.

4. Über dieſen Plan ſ. oben S. 55 und Mzr. Ztſchr. II S. 100 und III S. 73.

5. Weiterhin beſtätigen ſeine Lage zahlreiche Skelettfunde, die dort im Jahre 1897 beim Bau des dem Hoſpitalbau gegenüberliegenden Eckhauſes (Rheinſtraße 45 und $45^1/_{10}$) gemacht wurden.

6. In dieſer Reihenfolge verzeichnen ſie die Stadtaufnahmen von 1568 und auch die ſpäteren. Vgl. auch Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz I S. 294 f.

7. Die ſüdlich vom Hoſpital nach dem Fiſchturm hin und ebenſo die vom Eiſentürlein nach dem Eiſernen Turm hin laufenden Stücke der Stadtmauer müſſen älter ſein als das vorgezogene Stück und auch älter als der Hoſpitalbau, das zeigen die Formen der Portale unter den genannten Türmen. Die Kapitälformen am Portale des Eiſernen Turmes gehen mit denen am Weſtbau des Domes zuſammen, können alſo der Zeit um rund 1240 angehören, die Formen des Portals beim Fiſchturm dürften gleichzeitig, vielleicht ſogar noch etwas älter ſein. Die Kapitäle an den Portalen des Hoſpitals haben ſchon ausgeſprochenes gotiſches Blattwerk.



Leichnam Chriſti von einer Grablegung

Aus dem in Vorbereitung begriffenen Kataloge der Plaſtik des Altertumsmuſeums der Stadt Mainz

VIII.
Der Mainzer Bildhauer Dietrich Schro und sein Kreis

von E. Strübing.

DIETRICH SCHRO iſt der hauptſächlichſte Vertreter der Mainzer Plaſtik in der Zeit um 1550. Nach den bisherigen Veröffentlichungen über ihn[1]) ſtellt ſich ſein Werk folgendermaßen dar: aus den Jahren zwiſchen 1545 und 1554 ſtammt das Denkmal des Kardinals Albrecht von Brandenburg im Mainzer Dom.[2]) Dem reiht ſich als zweites Werk das kleine Denkmal der 1549 verſtorbenen Anna von Cronberg in der Pfarrkirche von Cronberg an.[3]) An dritter Stelle wird das 1559 datierte Denkmal des Sebaſtian von Heuſenſtamm im Mainzer Dom genannt.[4]) Es folgt das Familiendenkmal der Grafen zu Solms in Lich, das bereits 1545 in Auftrag gegeben war, aber erſt 1562 vollendet worden iſt,[5]) und ſchließlich das Denkmal des Domkantors Georg Göler von Ravensburg aus dem Jahre 1564 in der Memorie des Mainzer Domes.[6]) Damit haben wir eine Reihe von geſicherten Werken, die ſich über zwei Jahrzehnte erſtrecken und die erlauben, dem Meiſter noch weitere Denkmäler zuzuſchreiben. Der Umſtand, daß Schro 1568 in der Stadtaufnahme von Mainz dreimal erwähnt iſt, während er 1594 nicht mehr vorkommt, gibt nur einen ganz ungefähren Anhalt dafür, nach welcher Seite hin man die Zeit ſeines Schaffens ausdehnen darf. Die Denkmäler ſelbſt ſagen mehr.



Abb. 1. Grabmal des Rheingrafen Johann von Stein († 1531) in Kirn a. d. Nahe

R. Kautzſch konſtatiert bei der Vergleichung der Figuren des Kardinals Albrecht und des Sebaſtian von Heuſenſtamm[7]) eine Stilwandlung vom gotiſch geſchwungenen zum renaiſſancemäßig geſtreckten. Das weiſt ſchon von ſelbſt nach rückwärts. Zu dem kommt, daß man einem jungen Künſtler ein ſo bedeutendes Werk wie das Grabmal des Kardinals Albrecht nicht in Auftrag gegeben haben wird, wenn man nicht ſchon anſehnliche Proben ſeines Könnens hatte.

Wie feſt Schro mit ſeiner ganzen Kunſt in der Mainzer Tradition verankert iſt, zeigt ſchon ein flüchtiger Vergleich des Albrecht-Denkmals mit dem Relief der Auferſtehung in der Memorie des Mainzer Domes, das zum Gedächtnis an den 1536 verſtorbenen Domherrn Conrad von Liebenſtein errichtet wurde. R. Kautzſch ſchreibt über dieſes Werk:[8]) „Wir befinden uns auf der Linie, die (von Backoffen) zu Dietrich Schro hinführt". Er weiſt auf die Vereinfachung hin, die das Denkmal gegenüber den Arbeiten Hans Backoffens erkennen läßt ebenſo wie einige Epitaphien in Oppenheim. Daß nun der Meiſter des Liebenſtein-Denkmals ein direkter Schüler oder Nachahmer des Oppenheimer Meiſters iſt, lehrt die Figur Johannes des Täufers, die an der rechten Seite des Reliefs angebracht iſt. In der Haltung des Kopfes wie in Einzelheiten der Geſichtsbildung iſt ſie eine Überſetzung der Figur des Eberhard Vetzer von Geiſpitzheim, deſſen Denkmal in Gauodernheim Paul Kautzſch[9]) neben dem Grabmal des Wolf von Dalberg nennt, in die ſchwülſtige Formenſprache des jüngeren Meiſters. Und gerade von dieſem Schwammig-weichen hat der Kopf des Kardinals Albrecht noch recht viel. Auch in der Faltengebung ſind verwandte Züge zu beobachten. Man vergleiche das Sudarium am Pedum Albrechts mit dem flatternden Mantel neben dem rechten Bein des Auferſtehenden. Irgend ein direkter Zuſammenhang muß da beſtehen. Sollte das Liebenſtein-Denkmal ein Jugendwerk Schros ſein? Wenn man

[1]) Die hauptſächlichſte Literatur über „Dietherich Schroen bildthauwern" iſt im heſſiſchen Kunſtdenkmälerwerk II 1, R. Kautzſch und Neeb, Der Dom zu Mainz, S. 269 zuſammengeſtellt. Dazu kommt noch ein Aufſatz von Dr. med. Großmann im Kalender Heſſenkunſt 1914, S. 18.

[2]) Abb. bei R. Kautzſch und Neeb, Der Dom zu Mainz, Tafel 53.

[3]) Abb. bei F. Luthmer, Bau- und Kunſtdenkmäler des öſtl. Taunus 1905, Fig. 102.

[4]) Abb. bei R. Kautzſch und Neeb a. a. O. Tafel 53.

[5]) Teilanſicht im Kalender Heſſenkunſt 1914.

[6]) Abb. bei R. Kautzſch und Neeb a. a. O. Tafel 74.

[7]) R. Kautzſch und Neeb a. a. O. S. 274.

[8]) R. Kautzſch und Neeb a. a. O. S. 387, Abb. auf Tafel 75.

[9]) P. Kautzſch, Hans Backoffen und ſeine Schule. Leipzig 1911, S. 62 ff. und Tafel XIII.

den Mann mit der Inſchrifttafel im Hintergrund des Reliefs für den Künſtler halten will, würde man etwa auf das Jahr 1500 als Geburtsdatum kommen. Die übrigen Nachrichten über Schro würden dieſes frühe Datum zulaſſen.

Den derben, breiten Stil des Auferſtehungs-Reliefs zeigt ſchon das Grabmal des Rheingrafen Johann von Stein († 1531) in Kirn a. d. Nahe (Abb. 1), das als früheſtes Werk dieſer Art noch die engſten Zuſammenhänge mit der Backoffennachfolge aufweiſt. Ich ſtehe nicht an, es dem Meiſter des Liebenſtein-Denkmals zuzuſchreiben. Um ſo ſchwieriger wird dann aber der Schritt zu einem weiteren Epitaph, das zeitlich als nächſtes, mit Schro zuſammenhängendes Werk in Frage kommt: das Grabmal des Heinrich Brömſer von Rüdesheim und ſeiner Gemahlin Apollonia von Ingelheim in der Pfarrkirche zu Rüdesheim,[1]) bei dem das ritterliche Paar zu beiden Seiten des Gekreuzigten unter Gottvater mit der Taube des heiligen Geiſtes in einer mit Wappen und Ornamenten geſchmückten Umrahmung knieend dargeſtellt iſt. Hier haben alle Formen an Feſtigkeit gewonnen. Ein ganz anderer Schwung geht durch die Figuren. Namentlich in der Geſtalt der Apollonia iſt ein Temperament, wie wir es weder im Liebenſtein-Epitaph, noch im Albrecht-Denkmal finden. Und doch ſind die Engel, die das Blut Chriſti auffangen, eng verwandt mit denen auf dem Albrecht-Denkmal; die Ornamentik iſt hier wie dort die gleiche; das Lendentuch Chriſti und auch das Kleid der Apollonia haben wieder die breiten Faltenrücken wie das Sudarium Albrechts; kurz, es ſind ſo viele ähnliche Züge mit dem Denkmal des Kardinals vorhanden, daß die Zuteilung an Schro doch wahrſcheinlich wird. — Das Rüdesheimer Denkmal iſt nicht datiert. Jedoch gibt das Todesdatum des Heinrich einen ungefähren Anhaltspunkt: der Ritter iſt 1543 geſtorben; nicht viel ſpäter wird das Werk entſtanden ſein. Es läßt ſich wohl verſtehen, daß ein ſolch glänzendes Zeugnis für das Können des Meiſters das Domkapitel dazu bewegen konnte, dem Bildhauer die Ausführung des großen Denkmals für Kardinal Albrecht anzuvertrauen.

Dieſer große Auftrag mag den Künſtler veranlaßt haben, die ein Vierteljahr vor Albrechts Tode übernommene Arbeit für die Grafen zu Solms in Lich vorläufig liegen zu laſſen, die vertragsmäßig 1546 fertiggeſtellt ſein ſollte. Daß er aber in der Zeit, in der er an dem Albrecht-Denkmal arbeitete, noch andere Werke ſchuf, lehrt einmal das kleine Denkmal der Anna von Cronberg vom Jahre 1549 und dann ein weiteres Werk, deſſen Reſte nach der Zerſtörung durch die franzöſiſche Beſatzung im Jahre 1796 vermauert waren, jetzt wieder ſchlecht und recht ergänzt[2]) an der nördlichen Wand der kleinen Kapelle der Burg Cronberg ſtehen. Das Denkmal iſt für Hartmut XII. von Cronberg († 1549) und ſeine Frau Anna, geborene von Helmſtadt († 1551) wohl um 1550 errichtet worden. Der Kompoſitionsgedanke iſt der gleiche wie beim Brömſer-Denkmal in Rüdesheim: zu beiden Seiten des Kruzifixes kniet das Paar. Der obere Abſchluß der Umrahmung zeigt eine merkwürdige Bildung, die hier zum erſten Male auftritt und ſich dann namentlich in der Werkſtatt Schros lange hält: das Gebälk, das die Pilaſter verbindet, iſt nicht gerade durchgeführt, ſondern in der Mitte zu einem Halbkreisbogen in die Höhe gezogen, hinter dem Attika ähnliche Zwickel hervorragen. Die Figuren haben noch die Schwingung, die die Geſtalt des Albrecht von Brandenburg von der des Sebaſtian von Heuſenſtamm unterſcheidet. Wieder ſind bei dem Gewand der Anna die weichen, breiten Faltenrücken zu beobachten. Nur das temperamentvolle, eigenwillige Leben, das die Falten bei dem Witwenkleid der Apollonia zeigen, fehlt hier trotz der überaus reichen Modellierung. — Der Torſo des Kruzifixus — nur Kopf und Rumpf ſind alt — iſt wieder auf das engſte mit dem des Rüdesheimer Denkmals verwandt. Die Ornamentik ſteht der des Albrecht-Denkmals ſehr nahe.



Abb. 2. Grabdenkmal des Konrad von Hantſtein († 1553) in Oppenheim

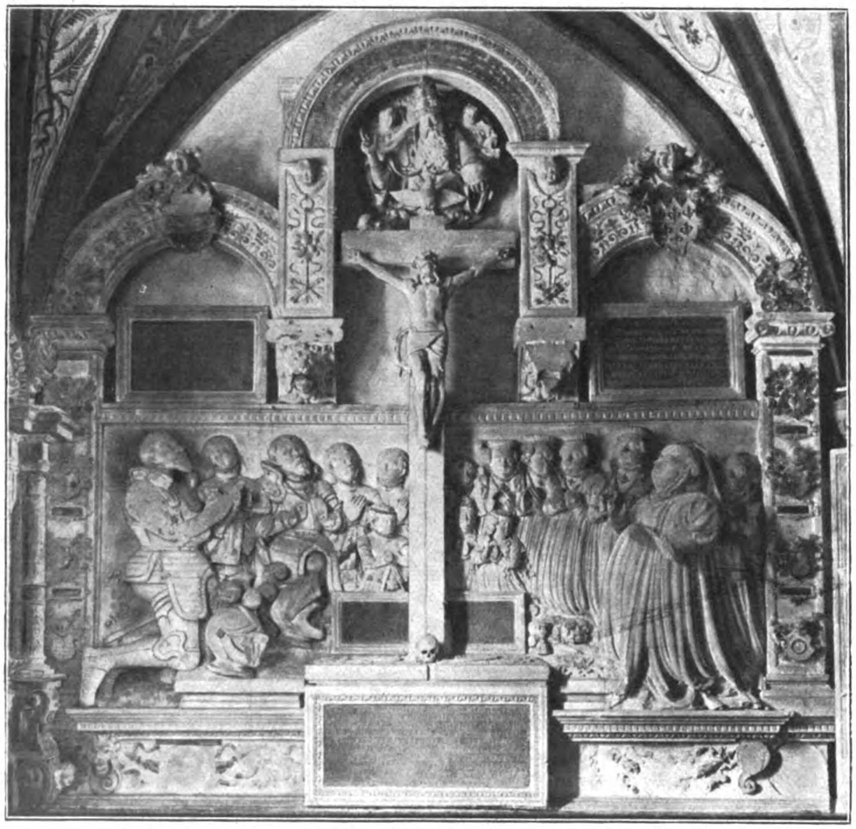
Eine Streckung im Sinne des Heuſenſtamm-Denkmals verrät die prächtige Figur des Konrad von Hantſtein in der Katharinenkirche in Oppenheim (Abb. 2). Das Denkmal dieſes 1553 verſtorbenen Ritters möchte ich auch dem Dietrich Schro zuſchreiben, trotzdem beſonders die Ornamentik zunächſt etwas recht befremdliches hat. An Stelle der zarten, ſchwellenden Frührenaiſſance-Ornamentik der Denkmäler in Rüdesheim und Cronberg iſt hier eine harte, ſcharf ausgearbeitete Rollwerkornamentik getreten, die ſich ohne weiteres nicht aus den früheren Denkmälern ableiten läßt. Erſt auf dem Umweg über das ſpätere Denkmal des Sebaſtian von Heuſenſtamm läßt ſich die Zuſchreibung an Schro rechtfertigen. Der Aufſatz des Hantſtein-Denkmals zeigt ein intereſſantes

[1]) Abb. bei F. Luthmer, Bau- und Kunſtdenkmäler des Rheingaues, 1907, Fig. 9.

[2]) Die Köpfe ſind z. B. nach Ompteda, Die von Cronberg und ihr Herrenſitz, 1899, S. 386, nach Porträts neu gefertigt. Abb. bei F. Luthmer a. a. O., Fig. 97.

Durchklingen eines alten Motivs durch die neue Ornamentik: die gegeneinander geſchwungenen Doppelvoluten, die das Albrecht-Denkmal bekrönen, bilden das Gerippe für den Aufbau aus Rollwerk, Totenſchädel und Girlanden tragenden Löwenmäulern, wie ſie am Sockel unter der Figur des Sebaſtian von Heuſenſtamm angebracht ſind. Wie es mit der äußeren Umrahmung iſt, ſo iſt es mit der Figur des Ritters ſelbſt. Zwei Weltanſchauungen treffen hier aufeinander. Bei aller Selbſtverſtändlichkeit, mit der der Ritter vor uns hintritt, iſt doch noch ein Reſt der liebenswürdigen Beſcheidenheit der Figuren der Backoffen-Nachfolger in der Drehung der Schultern und des Kopfes.

Das Hantſtein-Denkmal bildet den Höhepunkt des plaſtiſchen Schaffens des Meiſters. Schon im Heuſenſtamm-Denkmal zeigt ſich ein Erſtarren und Nachlaſſen. Wenn auch noch der frühe Holzſchnitt des „Erasmus im Gehäus" von Hans Holbein dem Jüngeren (Paſſ. 57) die Anregung zu den beiden Karyatiden-Hermen gegeben hat, ſo überwiegt doch der Einfluß der Vorbilder, die wandernde Künſtler, wie z. B. Alexander Colin, der ſeit 1558 in Heidelberg tätig iſt, in Ornamentſtichen und ähnlichen Vorlagen aus den Niederlanden nach Mainz mitgebracht haben mögen. Der Bruch mit der Tradition iſt vollzogen, aber damit hat auch das von innen heraus treibende plaſtiſche Geſtalten aufgehört. Hinter angelernten und nachgeahmten Ornamentphraſen verſteckt ſich das Unvermögen, der neuen Zeit gerecht zu werden. Das Denkmal des Göler beſtätigt nur dieſe Beobachtung.


Abb. 3. Grabdenkmal der Familie Dalberg zu Herrnsheim bei Worms

Schro iſt demnach der Künſtler, der die Tradition der Backoffen-Nachfolge in die Hochrenaiſſance hineingeführt hat.[1]) Die Frage nach ſeiner künſtleriſchen Herkunft wird jedoch komplizierter, wenn man einen anderen Zweig ſeines Schaffens in Betracht zieht. Schrohe[2]) zitiert eine Karte des Herrn M. Sondheim, Frankfurt a. M., an den Prälaten Schneider, die ſich in deſſen Nachlaß in der Mainzer Stadtbibliothek gefunden hat. Sondheim identifiziert hier einen Medailleur D. S., von dem Nagler[3]) das Speckſteinmodell einer Medaille des Grafen Otto zu Solms erwähnt, mit Dietrich Schro. Dr. med. Großmann veröffentlicht[4]) dieſe Medaille mit der feſten Zuweiſung an Schro. G. Habich verbindet dieſe und vier andere Medaillen zu einer Gruppe,[5]) die er einem Meiſter zuſchreibt, der als Vorläufer des „Ottheinrich-Meiſters" angeſehen werden kann. Er iſt geneigt, das D. S. etwa als „Deſchler sculpsit" zu leſen, daß die Gruppe den Werken des Nürnberger Medailleurs Joachim Deſchler ſehr nahe ſteht. Inzwiſchen hat ſich herausgeſtellt, daß die Signatur D. S. bei vier Medaillen leicht eingekratzt iſt, die ſich ſämtlich auf Mitglieder des Hauſes Solms beziehen.[6]) Da die ſtiliſtiſche Verwandtſchaft der Medaille des Philipp zu Solms mit deſſen Darſtellung an dem Grabmal in Lich ſchlagend iſt, ſcheint mir die Zuweiſung der vier bezeichneten Stücke an Schro außer Frage zu ſtehen. Ich kann jedoch dieſe Stücke nicht demſelben Meiſter geben, von dem die „Pfälziſchen Medaillen"[7]) ſind. So verlockend auch die Zuweiſung der Medaille des Mainzers Philipp von Stockheim an Schro erſcheint, ſo glaube ich doch nicht an die-

[1]) Die Figur des Ritters von Falkenſtein in Niederbeerbach, die Dr. med. Großmann im Kalender Heſſenkunſt 1914/15 dem Schro zuſchreibt, gehört nicht in dieſen Kreis.

[2]) Schrohe: Aufſätze und Nachweiſe zur Mainzer Kunſtgeſchichte, Mainz 1912, S. 80, Anm. 3.

[3]) Nagler: Die Monogrammiſten, 1860 II, S. 525.

[4]) Heſſenkunſt 1914, S. 18.

[5]) Münchener Jahrbuch 1914/15, S. 77 ff. und „Die deutſchen Medailleure des 16. Jahrhunderts", Halle 1916, S. 149.

[6]) Mitteilung von Herrn Prof. G. Habich an Herrn Juſtizrat Dr. Geſſert, Wiesbaden, von deſſen Hand eine ausführliche Behandlung der Solms-Medaillen zu erwarten iſt. Ich kann mich deshalb darauf beſchränken, meine Ergebniſſe in kurzen Andeutungen zuſammenzufaſſen.

[7]) Habich, Medailleure, S. 150.

ſelbe Hand. Wichtig für den künſtleriſchen Werdegang Dietrich Schros iſt nun die Verwandtſchaft mit Nürnberger Medaillen, die dieſe Stücke zweifellos zeigen. Sollte Schro in Nürnberg ſelbſt oder bei Nürnbergern ſein Handwerk gelernt haben? Dagegen ſprechen ſeine großen Denkmäler. Ich kann mir dieſe Verwandtſchaft nur ſo erklären, daß Schro in Mainz ſelbſt oder vielleicht in Lich — wo der Nürnberger Bolſterer 1546, alſo etwa gleichzeitig mit Schro oder weniger ſpäter, vier Medaillen ſchnitt — von einem wandernden Meiſter die Kunſt des Medaillenſchneidens gelernt hat. Da in dieſe Zeit auch bereits der Auftrag für das Licher Denkmal fällt, kann man annehmen, daß ſich der Meiſter durch die Medaillen empfehlen wollte, oder auch, daß die Medaillen, ähnlich dem Bleiabguß, den Markgraf Philipp von Baden dem Johann von Trarbach ſchickte,[1]) als „Viſierungen" für die Denkmäler dienen ſollten. Für die große Plaſtik Schros hat dieſer Zweig ſeiner Tätigkeit keine Bedeutung.

An Schro ſchließt ſich ein ganzer Kreis etwas jüngerer Bildhauer, die — vielleicht in irgendwelcher Werkſtattgemeinſchaft mit dem Meiſter — eine große Anzahl von Grabſteinen ſchufen. Als wichtigſter Vertreter dieſer Gruppe iſt Endres Wolff von Heilbronn zu nennen. Über dieſen Meiſter iſt bisher literariſch nur bekannt, daß er „ſeit 1557 in Mainz nachweisbar" iſt und „1572/73 die Wächterſtube im Dom erbaut hat".[2]) Laut brieflicher Mitteilung von Herrn Dr. Bruhns an Herrn Geheimrat R. Kautzſch iſt er der Meiſter des Brendelſchen Familienepitaphs im Mainzer Dom.[3]) Dieſes Denkmal vom Jahre 1563 lehrt, was Wolff von Schro gelernt hat und was er überhaupt lernen konnte. Er zeigt ſich hier wie in den übrigen Denkmälern, die ich ihm zuſchreiben möchte, als tüchtiger Handwerker. Nicht mit Unrecht iſt er in dem Domkapitels-Protokoll von 1572 „Steinmetz" genannt im Gegenſatz zu Schro, der in der Abrechnung der Teſtamentsvollſtrecker Kardinal Albrechts als „Bildhauer" bezeichnet wird.

Als erſtes Werk des Endres Wolff ſei das Denkmal Eberhards von Heppenheim († 1559) im Wormſer Dom[4]) genannt. Die Verwandtſchaft mit dem Brendelſchen Familienepitaph in Mainz braucht nicht weiter aufgezeigt zu werden. Es ſcheint aber doch wichtig, auf das hinzuweiſen, was Meiſter Endres von Dietrich Schro entlehnt hat. Die Doppelvoluten mit den Löwenköpfen, die ſeitlich den Sockel einrahmen, hat Schro bereits als fertiges Requiſit der Backoffen-Nachfolge übernommen. Ebenſo verraten die Kapitäle, der kräftige Eierſtab und der Schlitzfries die Herkunft von Mainz. Einzelheiten in der Ornamentik der Pilaſter laſſen ſich direkt bei Schro nachweiſen. Das Auffallendſte iſt jedoch der obere Abſchluß: der Rundbogen mit den ſeitlich angrenzenden Gebälkſtücken, die ſo unſicher auf den Pilaſtern balanzieren. Dieſes Motiv iſt dem Denkmal Hartmuts XII. in Cronberg nachgebildet. Nach der Anordnung Gottvaters mit der Taube im Bogenrund kann man vielleicht das Cronberger Grabmal ergänzen.

Das nächſte Denkmal iſt ein direkter Vorläufer zu dem Brendelſchen Familienepitaph: das große Dalbergſche Familiendenkmal in Herrnsheim bei Worms (Abb. 3). Schon Fr. Schneider nennt es[5]) „eine Variante des Brendelſchen Familienepitaphs". Es wird bald nach dem Tode des 1561 verſtorbenen Georg Kämmerer von Dalberg geſetzt worden ſein. Das Denkmal iſt genau ſo aufgebaut wie das Mainzer, nur daß die Qualität noch um einen Grad geringer iſt. Wie wenig der Meiſter das Techniſche beherrſcht, zeigt ſeine Vorliebe für Anſtückelungen: ganz große Teile der Hauptfiguren waren angeſetzt, ſelbſt da, wo die Tiefe der Platten das Arbeiten in einem Stück erlaubt hätte, wie z. B. bei den Händen des dritten Ritters von links. Der Zuſammenhang auch dieſes Denkmals mit Schro iſt deutlich. Ein kleines Motiv nur, das Wolff dem Schro abgeguckt hat und natürlich gleich übertrieben wiedergibt, iſt die Blume, die in flachem Relief hinter dem linken Ritter angebracht iſt, ein Motiv, das Schro bei ſeinem Oppenheimer Denkmal zart und leicht vorgebildet hatte.

Schließlich möchte ich dem Meiſter Endres noch ein kleines Denkmal vom Jahre 1564 zuſchreiben, das ſich in Gabsheim befindet und den Wappen zufolge einer kleinen Dalberg geſetzt iſt. Die ſtiliſtiſche Verwandtſchaft mit den Kindern des Dalbergſchen Familienepitaphs in Herrnsheim iſt nicht zu verkennen. Sehr nahe ſteht ſchließlich dem beſten Werk dieſer Gruppe, dem Brendelſchen Familienepitaph, das Denkmal des Philipp Brendel von Homburg, Vizedoms zu Mainz († 1573), in der Stiftskirche zu Aſchaffenburg.[6]) Der Verewigte iſt der Bruder des Mainzer Kurfürſten Daniel. Auf dem Brendelſchen Familiendenkmal erſcheint ſeine Figur an dritter Stelle von links. Wenn auch die Ähnlichkeit der beiden Köpfe nicht ſehr groß iſt, ſo hat doch das Denkmal in allen Einzelheiten der Rüſtung, des Ornaments und der Meißelführung überhaupt ſo viele verwandte Züge mit dem Mainzer, daß eine Zuweiſung an denſelben Meiſter erlaubt erſcheint.

Während ſich Endres Wolff immer noch auf einer gewiſſen handwerklichen Höhe hält, ſind andere Meiſter, deren Namen wir nicht kennen, lediglich als Beiſpiele für die Wirkung Schros in Steinmetzenkreiſen zu erwähnen. Ich zähle kurz einige Werke auf, die hierher gehören:

1) Das Büſtenepitaph des Philipp von Wallendorf in Limburg a. d. L., datiert 1556.[7])

2) Das Denkmal Graf Adolfs IV. zu Naſſau († 1556) in der Sakriſtei der evangeliſchen Kirche zu Idſtein.

3) Das Grabmal Graf Philipps zu Naſſau († 1558) und ſeiner Gemahlin Adriana in der Kirche zu Idſtein.

4) Das Doppelwappen über der Hoftür des Eichelbacher Hofes bei Rod im Obertaunus, datiert 1568.[8])

5) Das Denkmal Philipps von Reinberg († 1557) in Haſſelbach im Obertaunus.

6) Das Denkmal Kaſpars II. von Cronberg († 1575) auf dem alten Friedhof in Cronberg.[9])

[1]) E. Strübing, Johann v. Trarbach. Diſſertation. Frankfurt 1920 S. 26. [2]) R. Kautzſch u. Neeb a. a. O. S. 220 u. S. 511.

[3]) Abb. bei Kautzſch und Neeb, a. a. O. Tafel 54.

[4]) Linke Hälfte abgebildet auf Tafel 97 des heſſiſchen Kunſtdenkmälerwerks, Kreis Worms.

[5]) Korreſpondenzblatt des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine 24 (1876), S. 8.

[6]) Abb. in Die Kunſtdenkmäler des Königreichs Bayern", München 1918, Band 19, Stadt Aſchaffenburg, Fig. 54.

[7]) Abb. bei Leo Sternberg, Limburg als Kunſtſtätte, Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Kunſt in Heſſen und im Rheingebiet. Herausgegeben von Dr. Greiner, Gießen, o. J.

[8]) Abb. bei Luthmer, Bau- und Kunſtdenkmäler des öſtl. Taunus, Fig. 176. [9]) Abb. ebenda, Fig. 99.

Diefe Lifte ließe fich bei fyftematifchem Durchfuchen des gefamten Denkmälerbeftandes leicht noch bedeutend vergrößern. Die Qualität der Arbeiten ift aber fo fchlecht, daß ein weiteres Eingehen auf fie nicht nötig ift. Örtlich dehnt fich die Gruppe über den ganzen Taunus aus. Auch in Rheinheffen und fogar noch in der Pfalz, in Marienthal bei Rockenhaufen, kommen Ableger diefer Mainzer Richtung vor. Zeitlich lebt diefer Steinmetzftil bis in die achtziger Jahre hinein. In Mainz felbft waren fchon vorher an Schros Stelle andere Bildhauer getreten, die von auswärts neues Leben in die erftarrende Kunftübung des alten Erzbistums brachten.

IX.

Neue Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte[1]

von H. Schrohe

I. Der Bildhauer Peter Often.[2]

ALS feine erfte Gattin Magdalena Gräfin zur Lippe am 26. Februar 1587 ftarb, befchloß Landgraf Georg I von Heffen-Darmftadt, fie durch ein Grabmal zu ehren.[3] Bereits am 18. März 1587 fchrieb er an den Erzbifchof Wolfgang von Mainz, er fei gefonnen, feiner Gemahlin ein Epitaphium von Meffing gießen und in feiner Pfarrkirche zu Darmftadt aufrichten zu laffen. Zu diefem Werke möchte er gern den Diener des Erzbifchofs, Meifter Hieronymus Hack[4] gebrauchen. Deshalb bat er Wolfgang, Genanntem zu erlauben, daß er baldigft nach Darmftadt komme, um feine, des Landgrafen, Pläne zu vernehmen und in Verhandlungen einzutreten. Am 31. März 1587 teilte der Erzbifchof dem Landgrafen mit,[5] er habe feinem Büchfenmeifter Befehl gegeben, fich eheftens nach Darmftadt zu verfügen. Warum Hack, der fchon 1584 in Afchaffenburg eine Erztafel goß,[6] den Auftrag nicht erhielt, läßt fich nicht mit Beftimmtheit fagen. Nach feinem weiteren Verfahren fah der Landgraf in einem Steindenkmal eine zwar koftfpieligere, aber würdigere Erinnerung an die Verftorbene. Am 27. April fchrieb[7] er in diefer Angelegenheit an den Bildhauer Nikolaus Bergner in Rudolftadt. Er antwortete[8] am 6. Mai 1587, vor Monatsfrift könne er nicht abkommen. Erft nach diefem Befcheid, nicht zur felben Zeit,[9] da er Bergner anging, wandte fich Georg an den Architekten, Bildhauer und Maler Georg Robin, der feit dem 28. Februar 1575 Baumeifter des Mainzer Erzftiftes war.[10] Diefer Brief ift nicht erhalten, wohl aber die Antwort, die Robin am 23. (nicht 3.) Mai 1587 erteilte. Sie lautet:[11]

DEm Durchleuchtigen hochgePornen Furften unnd hern, hern George Landgraffen zu Heffen, Graven zu CanzenelnPogen, Dietz, Ziegenhain unnd Niede . . . Meinem Gnedigen Furften unnd hern.

Durchleuchtiger, hochgeporner, Gnediger Furft und her! E. Furftlichen Gnaden feyen mein ider zeit ganz untherthenig und berejt willig dinft Muglichs vleis zuvor. G. F. und her! Uff Ewer F. Gnaden Begern, mich zu der felben zu verfugen, fchreiben hab ich entpfangen und verleffen. will auch nit allein in dieffem, fondern Mehrem E. F. G. gehrn gedint fein und funder mein verftandt in Baufachen mittheilen. Die weill ich aber jtzund in deß hochwurdigften Meines G^ft^ Churf. und hern . . . von Mentz Bau nit abkommen mag, will ich, Geliebts Got, dieffe zukunfftige wochen umb freitag oder fambftag oder ja zum lengften bis Montag zu acht tagen Bey E. F. G. inftellen. Solches alfo E. F. G. unterthenig eilents nit verhelen können, der felben mich zu unterthenigen dinften hie Bevehlent. Datum Hochft, den 23. Maj A^o^ 1587

E. F. G. unthertheniger dhinern | Jorge Robyn | 15 IR 87[12]

Das Schreiben macht den Eindruck, als ob Robin bereits vordem mit dem Landgrafen bekannt gewefen fei. An welchem Tage er fich in Darmftadt einftellte und was das Ergebnis der Unterredung war, ift nicht überliefert. Aus dem Briefe, den Georg am 4. März 1588 an Robin richtete,[13] um durch feine Vermittlung den Bildhauer Peter Often zur Verfertigung des Denkmals zu gewinnen, läßt fich fchließen, daß diefer Künftler, der ein Vetter Robins war, fchon damals von ihm empfohlen wurde. Aus irgend einem Grunde zerfchlugen fich die Verhandlungen. Vielleicht trug der Lohn, den Often beanfpruchte, hieran die Schuld; denn am 4. März 1588 erklärte fich der Landgraf bereit,[14] ihm die Geldfumme, die er jüngfthin gefordert habe, vollftändig geben zu laffen, wenn er feine Arbeit der Abrede gemäß liefere. Da mit Often kein Vertrag zuftande kam, fchloß[15] der Landgraf am 17. Juli 1587 mit dem Bildhauer Hans Kremer in Schmalkalden einen folchen. Im November 1587 traf diefer in Darmftadt ein[16] und ftarb hierfelbft einige Tage vor dem 4. März 1588. Entweder war er überhaupt nicht an die Ausführung des Denkmals gegangen oder hatte nichts Wefentliches gefchaffen, wenigftens wird auf etwaige Vorarbeiten von ihm keinerlei Bezug genommen. Es fcheint, daß Georg fchon bald nach der Vereinbarung mit Kremer und vor deffen Tod bereute, nicht Often den Vorzug gegeben zu haben. Der ganze Wortlaut des Briefes vom 4. März 1588 und die Tatfache, daß Georg bereits einige Tage nach Kremers Hinfcheiden auf Often zurückgriff, legt diefe Vermutung nahe. Sein Schreiben[17] an Robin ift diefes:

Georg

Lieber befonder! Welcher maffenn wir nun ein zeitt hero inn willenns gewefenn, Weylandt unnferer geliebtenn gemahlin Gottfeliger unnd Chriftmilter gedechtnus zue ehrenn ein Epitaphium verfertigenn unnd all hier inn der Pfarkirchen uffrichten zue laffenn, das ift dir ungezweivelt wolbewuft. Ob wir nun woll hiebevor unnd noch vor kurzer zeitt gerne gefehenn hettenn, das wir zue folcher arbeitt deinen vettern Meifter Pettern hettenn brauchen unnd ime das ganze werck verdingenn mögen, So ift doch diß die verhinderung gewefenn, das wir unns mit einem Meifter vonn Caffell deßwegen etzlicher maffenn eingelaffenn, Dar umb wir mit ime meifter Pettern hierunder nichts gewiffes haben hanndtlenn konnenn.

Wanndt es aber nunmehr ann deme, daß gedachtter Meiſter vonn Caſſell newlicher zeitt anhero kommenn, auch kurtz darnach alhier ſchwach worden unnd itzo bey wenig tagenn nach dem gnedigenn willenn gottes Todts verfahren, Als will nunmehr unnſere Notturfft erfordern, das wir denn nehiſtenn nach einem andern Meiſter zue ſolchem werck trachttenn unnd wir dan ihn denn Meiſter Pettern dafür halten und anſehen, das er angeregtte arbeitt mit getrewem vleis zu verfertigenn an ſich nichts werde erwindenn laßenn, So begerenn wir an dich gnediglich, du wolleſt mit ime deinem vettern Meiſter Pettern dahin redenn, das er ſich angeregtter arbeitt unndernehmen unnd dieſelbig uffs vleiſſigſt wie wir ime gnediglich zutrawen, verfertige, auch zue ſolchem ennde ſich den negiſtlich zue unns anhero verfügenn wolte. Was dan die beſoldung anlangt, ſeindt wir endtlich in gnaden zue friedenn ime vonn ſolchem werck das ienig, was er jüngſthin gefordertt, so fern die arbeitt der abrede gemeß verfertigt wirdt, volnkomblich gebenn unnd entrichtenn zue laſſenn.

Welchs wir dir, deme wir Mitt gnaden geneigt ſeindt, alſo nicht pergen mechtenn, unnd erwartten deiner gewiſſen antwortt. Datum Darmbſtadt am 4. Martij Anno 88

An Baumeiſter zu Meintz.

Rückſeite:

Copia An Bawmeiſter zu Meintz. Darin m. g. F. und herr g. begert, weill nunmehr der angenommene Bildhawer Hanß Kremer geſtorben, er, der Bawmeiſter wolte ſeinen Vettern M. Petern zu ausfertigung des Epitaphij anhero vermögen.

Sub dato Darmbſtadt 4. Martij Ao 88.

Das Geding ſelbſt iſt nicht erhalten. Zwiſchen dem 4. März 1588 und dem 21. Juli 1589 ſchuf Oſten in Darmſtadt das Grabmal; denn dorthin wurden in neun Fuhren von Rotenburg an der Fulda 748 Zentner 13 Pfund Alabaſter geſchafft.[18] Am 21. Juli 1589 ſchrieb[19] Oſten dem Landgrafen, er habe ſich der Arbeit befleißigt und ſei mit Gottes Hilfe ſoweit gekommen, daß jetzt die Schriften erforderlich ſeien. Darum bat er, ihm dieſe ſowie die 16 Ahnen oder Wappen baldigſt zukommen zu laſſen, damit er nicht behindert werde. Weiterhin erſuchte er, ihm wiederum reichen und geben zu laſſen 100 fl. und den Wein, wie ihn der Vertrag aufweiſe. Der Landgraf möge Befehl erteilen, damit er wiſſe, wo er Genanntes zu fordern habe. Inzwiſchen wolle er es bei dem übernommenen Werke an Eifer nicht fehlen laſſen.

Die Rechnungen der Kellerei Darmſtadt von 1589 verzeichnen[20] unter den Ausgaben: an Meiſter Peter Oſten 2 Ohm Wein und 4 Malter Korn, während ihm von den 12 Maltern, die er nach dem Geding zu beanſpruchen hatte, 8 bereits im Jahre 1588 verabfolgt worden waren.

Damit ſchließen die urkundlichen Nachrichten, die Oſtens Tätigkeit an dem Darmſtädter Denkmal betreffen. Es erübrigt ſich nur noch die Frage nach Oſtens Herkunft. Wagner und Nick gehen in den angeführten Aufſätzen hierauf überhaupt nicht ein. Der Unbekannte, der in den Quartalblättern des hiſtor. Vereins für das Großh. Heſſen 1889 I S. 21 über das „Denkmal Georgs I in der Darmſtädter Stadtkirche" berichtet, ſagt, daß Peter Oſten von Kaſſel ſtamme. Einen Beweis hierfür erbringt er nicht. Daß Peter Oſten in Mainz anſäſſig war, läßt ſich ſchon aus ſeiner Verwandtſchaft mit Georg Robin ſchließen. Dieſer war in Mainz mit einer Witwe Lippart vermählt,[21] die 1594 daſelbſt noch lebte. Denn die Stadtaufnahme dieſes Jahres verzeichnet[22] unter Nr. 1269 eine Behauſung in der vorderen Chriſtophſtraße, vordem Peter Müller, Schneider, nunmehr „weiland Georg Robins geweſenen Baumeiſters selig. Witwe" gehörig. Überdies ließ Peter Oſt — in dem obengenannten Briefe vom 21. Juli 1589 unterſchreibt[23] er Peter Oſten — am 2. Oktober 1584 in der Dompfarrei einen Knaben taufen,[24] deſſen Pate der am 14. Januar 1585 verſtorbene Mainzer und Wormſer Domherr ſowie Propſt von St. Stephan und Kuſtos von St. Alban Johann Philibert von Wildberg[25] war. Leider ſind weitere Perſonalnotizen über Robin und Oſten den Mainzer Pfarrbüchern nicht zu entnehmen. Auch das Kirchenbuch des Domes, das allein in ſo frühe Zeit zurückreicht, enthält den Namen Oſten, wie es ſcheint, nur an dieſer einen Stelle. Berückſichtigt man, daß der Name Oſten in den Stadtaufnahmen von 1568 und 1594[26] überhaupt nicht vorkommt, ſo wird man Peter Oſten ebenſo wie Georg Robin zu den zugewanderten Mainzer Künſtlern rechnen müſſen. Immerhin iſt es für die Beurteilung des damaligen Mainzer Kunſtlebens und vielleicht auch für die Feſtſtellung weiterer Schöpfungen dieſes ſo bedeutenden Künſtlers nicht ohne Belang zu wiſſen, daß er wenigſtens 1584—1589 in Mainz ſeinen Wohnſitz hatte.

II. Von den Bildhauern Gerhard Wolff[27] und Nikolaus Dickhart.[28]

Kurfürſt Friedrich IV von der Pfalz ſchickte ſich 1603 an,[29] den nach ihm benannten Teil des Heidelberger Schloſſes mit 16 Standbildern zu ſchmücken. Für dieſe Arbeit empfahl ihm der Straßburger Baumeiſter Schoch zwei auswärtige Bildhauer;[30] denn die Pfalz hatte zur Zeit keine Künſtler auf dieſem Gebiete aufzuweiſen. Der eine war Meiſter Jakob in Stuttgart,[31] ein Niederländer, der andere Gerhard Wolff zu Mainz. Nach den abweichenden Gutachten[32] der kurfürſtlichen Rechenkammer ſowie des Großhofmeiſters, Kanzlers und der Räte wurde der Heidelberger Goldſchmied Claudius de la Cloche in die erwähnten Städte geſchickt,[33] um die Leiſtungen der beiden Bildhauer in Augenſchein zu nehmen. Zurückgekehrt, erſtattete[34] er am 2. November 1603 der Rechenkammer Bericht über Jakob von Stuttgart und Gerhard Wolff. „Sie arbeiten," ſo ſagt er in franzöſiſcher Sprache, „ziemlich gut, wenn es ſich um kleine Figuren handelt; für ſolche jedoch, wie ſie nach meiner Anſicht der Heidelberger Schloßbau erfordert, bedarf es einer größeren Erfahrung. Ich habe in Mainz einen anderen (Bildhauer) geſehen, der Meiſter Nikolaus heißt. Seine Arbeit gefällt mir beſſer als die der Genannten; doch konnte ich keine große Figur von ihm ſchauen." Mit dem Gutachten, das de la Cloche in dieſer Weiſe abgab, waren die Ausſichten des Stuttgarter Meiſters und Gerhards vernichtet. Letzterer wußte Ende November hiervon noch nichts. Denn am 28. dieſes Monats bat[35] er de la Cloche um Nachricht, ob er die Bildhauerarbeiten am Heidelberger Schloß erhalte, da er bis Weihnachten mit ſeiner augenblicklichen Arbeit fertig werde; „alß kündt ich alß dan mit 2 Geſellen überkommen

undt ein Anfanck machen, wan es aber troben nix ift, muß ich mein Weck anders Ortz richten". Auch der erwähnte Mainzer Meifter Nikolaus – kein anderer als der Bildhauer Nikolaus Dickhart – kam für die Heidelberger Fürftenbildniffe nicht in Betracht. Doch von einer anderen Arbeit, die er fpäter übernahm, freilich ohne fie zu vollenden, laffen fich auf Grund einer feither unbenutzten Quelle Angaben machen. Es berichtet nämlich die handfchriftliche Chronik[36] der Mainzer Armen Klariffen zum Jahre 1621 folgendes:

„Den 2. Aprilis (1621) zu mehrer ziehr der kirchen hatt die wohlErwürdige Mutter S(oro)r Margareta Gramaye mit beyftandt undt rath deß hochwürdigen hochEdelgebohrnen herrn, herrn Joannis Godefridi von Fürftenberg ThumbCapitularn alhie zu Maintz, ein bedingnuß getroffen wegen auffrichtung eines hohen Altars in der Kirchen S. Antonij fo von Sandt undt andernacher Steynen, laudt Ding-Zettels von Mr. Nicolaus Dickardt bildhauwer hatt follen auffgeführet werden worauff er albereyt 450 fl. batzen würck(lich) Empfangen, wahren noch zu zahlen 100 fl. batzen, Uber diefem werkh ift der Mr. geftorben undt verdorben, haben alfo die armen Clarißen ihr angelegtes geldt verlohren undt ahn bezahlung etlich wenig ftein müßen annehmen worauß ein geringer altar auffgerichtet worden, welcher geftanden biß in daß Jahr 1665. In welchem die wohlEhrwürdige Mutter S(oro)r Elifabeth Gramaye dritte würdige Mutter dießes Clofters den Eyffer ihrer lieben Schwefter[37] erfetzet undt einen anfehnlichen hohen altar auffrichten laßen, von dem nachmahls weyter Meldung Soll gefchehen wie die zeytt wirdt mittbringen."

Diefe Nachricht betrifft ein Kunftwerk, das nicht ausgeführt wurde, da man Nikolaus Dickhart am 16. September 1624 zu Grabe trug.[38] Dennoch ift fie nicht ohne Belang. Als die Armen Klariffen 1621 die Anfertigung des fteinernen Hochaltars Dickhart übertrugen, lagen ficher bereits Proben feines Könnens in diefer Richtung vor. Andererfeits bewunderte de la Cloche feine Kunftfertigkeit in kleineren Figuren fchon im Jahre 1603. Beide Tatfachen zufammengehalten weifen darauf hin, daß fich Dickharts Gefchicklichkeit für de la Cloche in einem damals (1603) neu gefertigten Altare kundgab. Als folcher kommt aber für Mainz kein anderer in Betracht als jener, den trauernde Freunde dem 1601 verftorbenen Mainzer Domherrn Heinrich von Naffau widmeten.[39] Der Figurenfchmuck diefes Altares aber und der des Denkmals, das über dem Ölberg dem Domherrn Wennemar von Bodelfchwingh († 1605) gewidmet wurde, gehören zufammen.[40] Für Dickhart als Meifter des letzteren fällt auch der Umftand in die Wagfchale, daß er einen Sohn hatte, der Wennemar hieß,[41] wie der Domherr. Es beftanden deshalb wohl Beziehungen zwifchen diefem und dem Künftler. Sollte da nicht Dickhart der Schöpfer des Bodelfchwingh-Denkmals und damit auch des Naffauer Altars fein?

III. Die Marmorierer Johann Michael und Bartholomaeus Hoyer.

Am 21. März 1747 wurde der Steinmetzgefelle Johann Michael Hoyer, der ebenfo wie feine Frau von auswärts ftammte, unter die Mainzer Bürger aufgenommen.[42] Er befaßte fich fpäter in der Hauptfache oder ausfchließlich mit Marmorarbeiten und erhielt fo zahlreiche Aufträge, daß er einige Gefellen halten konnte. Im Juli 1770 wurde er in diefem Sinne bei dem Kurfürften vorftellig.[43] Seinem Gefuche, das Emmerich Jofeph nach dem Gefchäftsgange der Landesregierung überfandte, ließ er folgendes beifügen: „und fehen Ihro Churfürftl. gnaden um fo weniger, wie dem Supplikanten die haltung einiger Gefellen unterfagt werden wollte, da vielmehr dergleichen Künftlere herbeygezogen, und felbigen der aufenthalt auf alle Arth erleichtert werden follte, Höchft diefelbe befehlen daher gnädigft dieffalls das nötige zu verfugen." Die kurfürftliche Regierung bedeutete in diefem Sinne das Vizedomamt in Mainz. Letzteres befchloß am 28. Juli 1777, die Mainzer Steinmetzmeifter und den Bittfteller von der erteilten Erlaubnis zu verftändigen.

Im September 1777 lag Johann Michael Hoyer todkrank darnieder,[44] fo daß für fein Aufkommen keine Hoffnung beftand. Deshalb richtete fein Sohn und bisheriger Mitarbeiter, Bartholomaeus Hoyer an die kurfürftliche Landesregierung das Gefuch, man möge ihn wie feinen Vater als Bürger und Marmorierer auf- und annehmen und ihm ebenfalls geftatten, einige Gefellen zu halten. Er gab hierfür wörtlich folgende Begründung: „Diefe Kunft (des Marmorierens) veranlafet wegen ihrer feltenheit, daß viele und fchier die meifte Arbeith, und zwar von auswärtigen Ländern alß denen Niederland, Holland, Ybern, desgleigen Heffen Caffel, Würtzburg, Speier, Mannheim, Darmftadt und Hanau hierher gezogen worden ift, für welche Länder und ftätte dermalen noch würcklich viele Arbeiten vorhanden, und die gegenwärtige für Ihro Hochwürden gnaden Herrn Dhombfänger zu Speier, defgleichen für den Hochwürdig gnädigen Herrn DhomCapitularen von Greiffenclau von dafelbften verfertigt wird, wie viele Epitaphia in dahiefigen Hohen Dhom- und Cathedralftifft alß da find daf Epitaphium des verftorbenen Herrn Dhomfängern Hochwürden gnaden Herrn von Franckenftein Hochfreyherrl(ich)en Excell(enz) und Hochfeel(ig)en Andenckens, nicht minder für die verftorbene beyde Herren DhomDechants von Birresheim und von Fechenbach Hochwurd(en) gnad(en) und Frey Herrl(ich)en Excellencien Hochfeel(ig)en Andenckens find ohne beyfetzung anderer Arbeiten in dahiefigen Kirchen, wie auch nicht minder merckwürdig der verfertigte prächtige Altar in der Stiffts-Kirchen zu St. Peter und Alexander zu Afchaffenburg, desgleichen auch zu dahiefigem Hoff Kunftreiche Wercke find nicht verfertiget worden?" Des weiteren betonte Barth. Hoyer, daß er in Mainz geboren fei und darum diefer Stadt trotz Einladungen von auswärts als Wohnort den Vorzug gebe; in der Kunft feines Vaters habe er fich vollkommen erfahren gemacht, fo daß er in deffen Fußftapfen eintreten könne. Nach den erforderlichen Gutachten wurde der Steinmetzmeifter Bartholomaeus Hoyer aus Mainz am 18. November 1778 als neuer Bürger vereidigt.[45]

Die erwähnten Denkmäler des Dompropftes Karl Emmerich Franz von Breidbach-Bürresheim († 1743), des Domdechanten Georg Adam von Fechenbach († 1773) und des Domfängers Karl Franz Philipp

Valentin von und zu Frankenſtein zu Ockſtadt († 1774) ſind heute noch in dem Mainzer Dome vorhanden und jüngſt in dem Dome zu Mainz von Kautzſch und Neeb beſchrieben worden (S. 321 und Tafel 62b, S. 323 und Tafel 63a, S. 325 und Tafel 63b). Sie wurden, abgeſehen von dem figürlichen Schmucke, nach fremden Entwürfen[46] in der Werkſtätte Johann Michael Hoyers angefertigt. Eine nachweisliche Arbeit ſeines Sohnes Bartholomaeus iſt die marmorne Kommunionbank in der Abteikirche zu Amorbach, von der die Anſichtskarte Nr. 2621 der Kunſtanſtalt Gerling und Erbes in Darmſtadt eine gute Vorſtellung gibt.[47] Als herkömmlicher Beſtandteil der Kirche dürfte ſie bereits von Welſch († 1745), ihrem Erbauer, entworfen ſein. Über dieſes Kunſtwerk enthält die Rechnung des Kloſters von 1782 S. 109, wie mir Herr Archivrat Dr. Krebs in Amorbach gütigſt mitteilte, folgende Einträge:

Hen Bartholomäus Hoyer Steinmez in Mainz für eine neüe Marmorſteinere Communicanten Banck zu machen nebſt 5 Ducaten Tranckgeld, und 6 fl. 2 Xr einem hieſigen Maurer taglohn alß geſtellten gehulfen zu dem aufſtellen 2031 fl. 2 Xr

Obige Communicanten Banck von Mainz biß nach Miltenberg zu waſſer zu führen Jacob Wießmann Schifer in Miltenberg ſamt 2 fl. 24 Xr Tranckgeld für ſeine Knecht, wie auch 9 fl. 2 Xr Granengeld und Zoll zu Mainz, Höchſt, Steinheim, Aſchafenburg und Klingenberg zahlt 33 fl. 26 Xr.

Dem Kloſter Schloßer für Verſchiedene Arbeit zu der neüen Communicanten Banck 20 fl.

Anmerkungen

1. Vgl. Schrohe, Aufſätze und Nachweiſe zur Mainzer Kunſtgeſchichte, Mainz 1912.

2. Auf Peter Oſtens Tätigkeit in Darmſtadt wurde ich aufmerkſam durch (Guſtav Nick) Georg der Fromme, Landgraf zu Heſſen, Denkſchrift d. Hiſtor. Vereins f. d. Großh. Heſſen, Darmſtadt 1896 S. 65f. Die von ihm und vordem von H. Wagner (Denkmal Georg I und ſeiner Gemahlin in der Stadtkirche zu Darmſtadt, Blätter für Architektur und Kunſthandwerk, Berlin, I. Jahrg. 1888/89 S. 123—125 mit 3 Tafeln) benutzten Archivalien des Heſſiſchen Staatsarchives in Darmſtadt unterzog ich einer erneuten Durchſicht. Erſt nach deren Erledigung erhielt ich durch Herrn Prof. Dr. Heidenheimer Kenntnis von dem Faszikel aus dem Nachlaß des Prälaten Fr. Schneider (Mainzer Stadtbibliothek 51, 1: „Denkmal Georg I und ſeiner Gemahlin in der Stadtkirche"). Er bot für meine Zwecke nichts Neues.

3. Heſſiſches Staatsarchiv zu Darmſtadt H. A. Konvolut 20 Folio 1—58, Blatt 2. 4. Schrohe a. a. O. S. 189f.; 202—204.

5. H. A. Konv. 20 Blatt 4. 6. Schrohe S. 189 Anm. 1.

7. Nick S. 63. 8. Ebenda.

9. Wie Nick S. 64 oben angibt, da er das nachgenannte Schreiben Robins fälſchlich auf den 3., ſtatt 23. Mai 1587 anſetzt.

10. Schrohe S. 161ff. 11. H. A. Konv. 20 Blatt 11.

12. Das ſchwach ausgedrückte Siegel ſtellt einen durch ein Kreuz in vier gleiche Felder geteilten Kreis dar. In den beiden oberen Feldern ſcheinen die Buchſtaben I R zu ſtehen.

13. H. A. Konv. 20 Blatt 34; er iſt nachſtehend abgedruckt.

14. Vgl. S. 67 Sp. 1 Z. 16 v. o. 15. Nick S. 64.

16. a. a O. 17. H. A. Konv. 20 Blatt 34.

18. H. A. Konv. 20 Blatt 1—8 „Verzeichnus Aller Außgabe geldt vor Allabaſterſtein" uſw., Nick S. 66 Z. 13 v. o.

19. H. A. Konv. 20 Blatt 37. Die wörtliche Wiedergabe dieſes Briefes erſcheint überflüſſig. 20. Nick S. 66.

21. Schrohe a. a. O. S. 163. 22. Mainzer Stadtbibliothek.

23. Vgl. Anm. 19. 24. Schrohe a. a. O. S. 81.

25. Joannis II 411. 26. Mainzer Stadtbibliothek.

27. Schrohe a. a. O. 81f., 124, Kautzſch und Neeb, Der Dom zu Mainz S. 219f. u. 514; Neeb S. 35/36 des vorliegenden Heftes. Aus dem Dompfarrbuch (Mainzer Standesamt) S. 35 ergeben ſich hinſichtlich der Dompfarrkanzel, die das Werk Gerhard Wolffs iſt, folgende Daten: Am 12. Juni 1585 ſtarb der Domdekan Johann Theobald von Stadion (Joannis II 306), der ein beſonderer Förderer der Dompfarrkanzel war. Sein Tod verzögerte die Fertigſtellung. Dieſe fand erſt unter ſeinem Nachfolger Philipp Kratz von Scharfenſtein ſtatt. Am 31. März 1587 (feria III post pascham) hielt Lic. theol. Valentin Hohenſtein (Gudenus II 758), der Dompfarrer, im Beiſein ſeines Schülers, des Domſcholaſters Johann Schweickhardt von Kronberg, und unter großem Andrange des Volkes die erſte Anſprache von der neuen Kanzel.

28. Schrohe S. 2—4, 78, 82, Kautzſch u. Neeb S. 180 u. 198.

29. Für das Folgende bilden die Quelle Akten des Großh. General-Landes-Archivs zu Karlsruhe in den Mitteilungen zur Geſchichte des Heidelberger Schloſſes, herausgegeben v. Heidelberger Schloßverein I Band 1886 S. 10—13 Nr. 3—6. Hinweis des Herrn Landgerichtsrates a. D. Hufſchmid in Heidelberg. 30. a. a. O. S. 10 Nr. 3.

31. Jakob Rument oder Romano 1586—1602, Paulus, Die Kunſt- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Neckarkreis S. 564.

32. Mitteil. S. 10f. Nr. 3 vom 27. und 30. Auguſt 1603.

33. a. a. O. S. 12 Nr. 4. 34. a. a. O. S. 12 Nr. 5.

35. a. a. O. S. 13 Nr. 6.

36. Im Beſitze des Inſtituts St. Mariae in Mainz und von der ehrw. Frau Generaloberin mir zur vorübergehenden Benutzung gütigſt überlaſſen. Auf Grund dieſer Quelle erſcheint in dem nächſten Hefte der Franziskaniſchen Studien, herausgegeben von Dr. Doelle O. F. M., eine Geſchichte der Mainzer Armen Klariſſen.

37. Gemeint iſt die obengenannte Äbtiſſin Margareta, die ihre leibliche Schweſter war. 38. Schrohe S. 2.

39. a. a. O. S. 3, Kautzſch und Neeb S. 180ff.

40. Schrohe S. 3. 41. a. a. O. S. 2 und 3.

42. Bürgerbuch (Mainzer Standesamt) Blatt 197.

43. „Verſchiedene Memorialien und Atteſtaten wegen Bürgerannahmen de 1777", Faszikel der Mainzer Stadtbibliothek; darin „Extractus Churfürſtl. Maintziſchen Vicedom Amtß Protocolli d. d. den 28. July 1770".

44. Für das Folgende iſt die Quelle der genannte Faszikel. Dazu kommt M(ainzer) V(izedominats) P(rotokolle) Civica als Bürger- und Beiſaſſenannahme 1776—78 Tomus I S. 287 § 184 Sitz. v. 22. Nov. 1777 und S. 303 Sitz. v. 6. Dez. 1777. Das Geſuch des Barth. Hoyer ſchickte die kurf. Regierung, wie ein Vermerk des Sekretärs von Tannenſtein zeigt, dem Vizedomamt Mainz am 24. September 1777 zum Berichte und Gutachten. Dem Stadtrat lag das Geſuch am 4. Oktober 1777 vor. Am 22. Nov. 1777 befürwortete das Vizedomamt das Geſuch und am 26. Nov. 1777 genehmigte die kurf. Regierung den diesbezüglichen Antrag des Vizedomamtes.

45. Album civicum Moguntinum (Mainzer Standesamt) Blatt 10, M. V. P. Civica als Bürger- und Beiſaſſenannahme 1776—78 Tomus I S. 539f.

46. Das Denkmal des Dompropſtes v. Breitbach-Bürresheim, das im Dezember 1775 noch in Arbeit war, hatte der Mainzer Baudirektor Jakob Schneider an den Bildhauer Melchior in Höchſt für 3000 fl. verdingt; außerdem erhielt der Marbelierer Hoyer zu Mainz für ſeine Akkordarbeit 600 fl. E. Zais, Melchiors Projekt zum Grabdenkmal des Kurf. Emmerich Joſef von Mainz. Monatsſchrift des Frankenthaler Altertumsvereins V, Jahrg. 1897, S. 2.

47. Sie gibt verkleinert die Tafel XIII der Kunſtdenkmäler des Königr. Bayern, Amt Miltenberg wieder. Daſelbſt wird S. 48 die Kommunionbank, aber nicht als das Werk Hoyers erwähnt, ſondern nur auf Mainz. Vik. Lad. 53 Nr. 13 des Würzburger Kreisarchives verwieſen. Dieſe Stelle konnte leider nicht mehr berückſichtigt werden.

X.

Merovingische Grabfunde von St. Alban in Mainz

von G. Behrens

EINE dem heutigen Stand der Wiſſenſchaft entſprechende Geſchichte der Stadt Mainz von den älteſten Zeiten an iſt noch nicht geſchrieben, nicht weil es an Stoff fehlte, ſondern eher deswegen, weil der Stoff zu umfänglich iſt, als daß ein einzelner ſich daran wagte. In früheren Jahren unterfing man ſich eines ſolchen Unternehmens leichter. Pater Fuchs, Schaab u. a. haben mehrbändige Werke über Mainz geſchrieben die jetzt natürlich in den meiſten Punkten veraltet ſind. Wer heute eine ſolche Geſchichte von Mainz ſchreiben wollte, müßte ſich auf zahlreiche Vorarbeiten über einzelne Teile der großen Aufgabe ſtützen können. Und leider gibt es dieſer Vorarbeiten noch nicht genug. Eine knappe Zuſammenfaſſung der Entwickelung von Mainz im Altertum und frühen Mittelalter gibt K. Schumacher in der Mainzer Zeitſchrift VI 1911 S. 9—13. Speziell das römiſche Mainz behandelt derſelbe in der gleichen Zeitſchrift I 1906 S. 19—35 mit Angabe der wichtigſten Belege aus älterer Literatur. Während die Quellen reicher fließen für das ſpätere Mittelalter und die neuere Zeit (auf die Arbeiten aus dieſem Gebiet ſoll hier nicht eingegangen werden), iſt die frühmittelalterliche Geſchichte von Mainz lange ein Stiefkind der Forſchung geblieben, bis ihr durch die erfolgreichen Ausgrabungen von St. Alban neuer Stoff zuſtrömte. Die Ergebniſſe dieſer Grabungen ſind von L. Lindenſchmit und E. Neeb unverzüglich der Wiſſenſchaft bekanntgegeben worden (Mzr. Ztſchr. III 1908 S. 69ff., 92ff., IV 1909 S. 34ff., VI 1911 S. 144ff.), während K. Körber die inſchriftlichen Denkmäler geſondert behandelte (Mzr. Ztſchr. III 1908 S. 9ff., IV 1909 S. 22ff., VI 1911 S. 134ff.). Nur die Grabbeigaben des fränkiſchen Friedhofes von St. Alban ſind zurückgeblieben, wenn wir von der ganz ſummariſchen Aufzählung (ohne Abbildung) abſehen. Durch Abbildung der wichtigſten Stücke und kurze Beſprechung derſelben hoffen wir das Verſäumte nachzuholen.

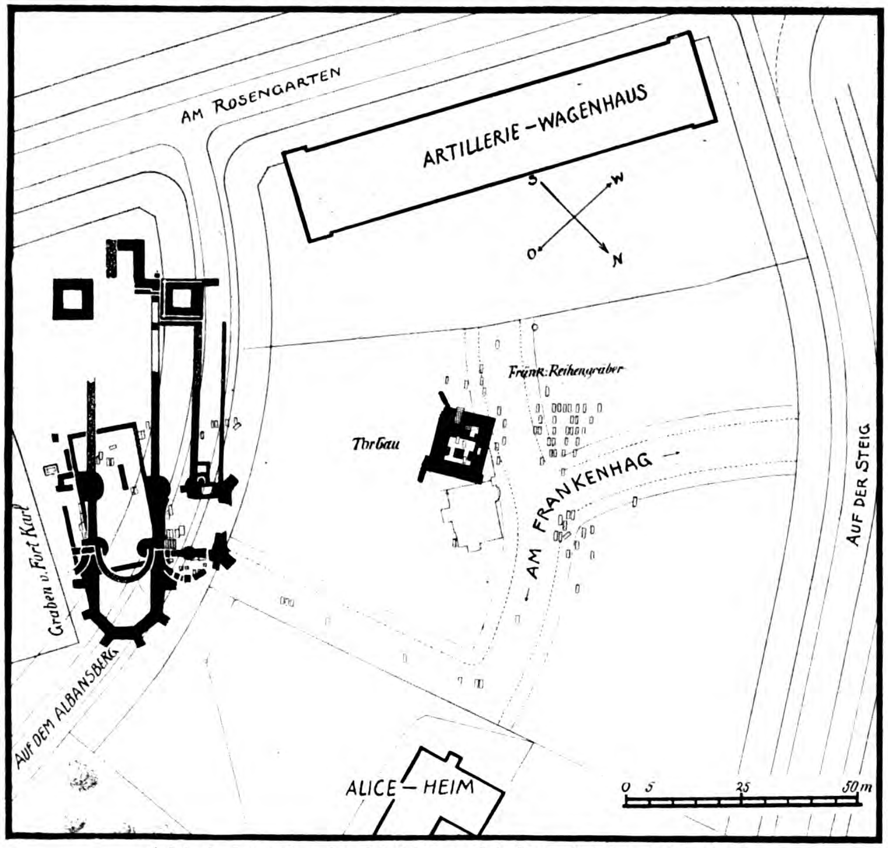


Abb. 1. Lageplan des fränkiſchen Friedhofs bei der Albanskirche (= Mzr. Ztſchr. VI 1911 S. 145 Abb. 4)

Das Grabfeld von St. Alban (Abb. 1) iſt in ſeinem ganzen Umfang noch nicht bekannt, würde ſich auch heute trotz ſorgfältigſter Grabung kaum mehr feſtſtellen laſſen, da die folgenden Jahrhunderte zu viel zerſtört haben. Wie der Lageplan zeigt, fanden ſich Gräber im Gebiet der Albanskirche, des Torbaues und vor allem außerhalb dieſes. Die erſten Funde kamen beim Alice-Heim zutage, ſodaß man das ganze dazwiſchenliegende Gebiet als Friedhof anſprechen darf. Schon die ſpätrömiſchen Skelettgräber, die in und bei dem „vorkarolingiſchen Bau", beim Alice-Heim und vor allem unterhalb (öſtlich) desſelben gefunden wurden (Weſtd. Zeitſchr. III 1884 S. 181—183, VIII 1889 S. 269—270; Mzr. Ztſchr. I 1906 S. 68ff.), deuten darauf hin, daß unſer fränkiſcher Friedhof eine Fortſetzung jenes iſt. Ein weiterer Beleg ſind die frühchriſtlichen Grabſteine, die eine Entwickelung vom 4. bis 7. Jahrhundert mit erfreulicher Deutlichkeit zeigen. Da eine Behandlung dieſer Steine nach ihrer ſtiliſtiſchen Eigenart nur mit Abbildung möglich iſt, für dieſe mir aber der Raum

nicht zur Verfügung steht, nenne ich nur ein paar charakteristische Namen: Maura, Frau des Crispinus, Saturnus, Bonosus, Rusticus, Victor, Forando (Dativ), Sohn der Optova[lda], Leoncia (4. und 5. Jahrhundert), Gennarius, Munetrudis, Ursus, Leutegondes (Genetiv), Pertrammus, Landulfus, Badegiselus, Gaereholdus (6. und 7. Jahrhundert). Leider sind alle diese Grabsteine in zweiter Verwendung aufgefunden worden. In keinem Falle haben wir zugehörige Grabbeigaben. Wir müssen also auf den reizvollen Versuch einer gegenseitigen Datierung verzichten.

Ohne näher auf topographische Fragen einzugehen, sei nur noch etwas über das zeitliche Verhältnis der Gräber zu den Baulichkeiten gesagt, ehe wir zur Einzelbeschreibung der Gräber übergehen. Unter den Mauern der Kirche ist für unsere Zwecke nur der karolingische Bau (mit romanischen und gotischen Umbauten und Zutaten) und ein darunterliegender, also älterer „vorkarolingischer" Bau zu scheiden (s. Lageplan Mzr. Ztschr. IV 1909 Taf. V). Dieser macht, wie gleich bei der Grabung bemerkt wurde, durchaus den Eindruck eines römischen Bauwerkes (Größe, von Mitte zu Mitte der Mauern gemessen, 14,60×29,60 m, d. h. 50×100 römische Fuß; das aufgehende Mauerwerk 0,88 = 3 römische Fuß dick, auf der Innenseite noch Wandverputz mit Spuren von roter Farbe; der Mörtel der Mauern mit Beimengung von Ziegelkleinschlag; drei Fußböden übereinander, von denen der oberste (also jüngste) mit römischen Dachziegeln abgedeckt war; das Dach bestand aus römischen Falz- und Hohlziegeln). Eine Bestätigung dieser Annahme und genauere zeitliche Festsetzung geben nun die Gräber in und bei diesem Bau. Ältere Gräber lagen im Inneren, zum Teil unter den drei Fußböden oder als Unterlage für die Mauer benutzt. Nach ihren Beigaben gehören sie dem Ende des 3. oder dem 4. Jahrhundert an. Also kann der „vorkarolingische" Bau frühestens dem 4. Jahrhundert angehören. Andere Gräber aus spätrömischer Zeit (und noch jüngere) nehmen in ihrer Orientierung Rücksicht auf ihn, also war er zu dieser Zeit schon vorhanden. Die frühesten Gräber, die in ihrer Orientierung von ihm unabhängig sind, liegen im nördlichen Seitenschiff des karolingischen Baues. Sie sind genau wie dieser orientiert, gehören aber noch dem 6.—7. Jahrhundert an, während der karolingische Bau erst am Ende des 8. errichtet wurde. Dieser muß also einen gleichorientierten Vorgänger im 6.—7. Jahrhundert gehabt haben. Da keinerlei Mauerreste zu beobachten waren, muß es ein Holzbau gewesen sein. Es stand also als Vorgängerin der steinernen karolingischen Kirche an derselben Stelle und in gleicher Orientierung eine fränkische Holzkirche, nach der sich auch die fränkischen Reihengräber am „Torbau" richteten.[1]) Nur in unmittelbarer Nähe des massiven römischen Baues lehnt sich eine Anzahl fränkischer Gräber in der Richtung an diesen an. Ja, man scheint die massiven Mauern der östlichen Langseite und eine parallel dazulaufende als eine Art von Krypta benutzt zu haben. Der „vorkarolingische" Bau war also in fränkischer Zeit nur oberflächlich abgebrochen worden. Dieser Bau war also „vorfränkisch", gehörte also dem 4. oder 5. Jahrhundert an. Wir können darnach folgende Perioden unterscheiden:

1. Spätrömisches Skelettgräberfeld, Sarkophage in Richtung O—W oder OSO—WNW, z. B. 22, 25, 32, 37, 38, 39, 40, 41. Der noch tiefer als 41 liegende Sarg 41a zeigt aber, daß auch andersgerichtete Särge in diese älteste Periode gehören, also wohl 33, 34, 35, 36.

2. Spätrömischer Bau (Richtung NNO—SSW) und gleichzeitige Särge außerhalb desselben in gleicher Orientierung, z. B. 23, 24, 27.

3. Fränkische Holzkirche (orientiert wie die spätere Albanskirche: NO—SW) mit Friedhof darum, zum Teil innerhalb der späteren Albanskirche liegend, z. B. II, III, IV, V, XII, XV, 20, 29, dazu wohl auch die aus gleicher Schicht stammenden X, XI, 17, 18, 21.

4. Karolingische Steinkirche.

Indem wir nun zur Einzelbeschreibung der Grabfunde übergehen, beschränken wir uns darauf, nur die einigermaßen vollständigen Grabinventare eingehend zu beschreiben. Dazu sei noch bemerkt, daß A 3 (III) und A 8 (XV) unter dem nördlichen Seitenschiff der karolingischen Kirche lagen, parallel zu dessen Langseiten, A 6a (XI) dagegen im südlichen Seitenschiff unmittelbar neben und parallel zu dem spätrömischen Bau. Alle übrigen Gräber lagen außerhalb der Albanskirche. Angeschlossen ist eine Auswahl bemerkenswerter Einzelstücke aus verwühlten, unbeobachteten oder teilweise ausgeraubten Gräbern. Aber auch eine Reihe ungestörter Gräber enthielt keine Beigaben. Sie stammten aus verschiedenen Zeiten: Steinsärge im Bereich der Albanskirche (z. B. 22, 23, 24, 27) zeigen noch die besonders aus spätrömischer Zeit bekannte Einbettung der Leiche in Gips. Daß die Beigaben fehlen, spricht nicht unbedingt dafür, daß es schon Christen waren. Wir können überhaupt in spätrömischer Zeit ein Nachlassen derselben beobachten. Sodann fanden sich unter den Reihengräbern neben dem „Torbau" eine Anzahl ohne Beigaben, die wir vielleicht geneigt wären, als die spätesten anzusehen, was nicht zulässig ist, da sie in Reih und Glied mit den andern lagen. Zudem legte das Verbot der Beigaben durch Karl den Großen sicherlich nur eine häufig schon in Gebrauch befindliche Grabsitte gesetzlich fest (Brenner, Stand der Forschung über die Kultur der Merovingerzeit, im VII. Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1912 [1914] S. 302).

Daß das Christentum sowohl bei Römern wie Germanen in der ersten Zeit recht oberflächlich saß, dafür haben wir manche Beispiele. Der Grabstein des Genesius aus Trier (CIL 3836) ist durch Kelch, Tauben und Ölzweige als christlich gekennzeichnet, zeigt aber in seinem Wortlaut noch rein heidnische Denkweise. Die Beigabe einer Münze (als Fährgeld für Charon) in frühchristlichen Gräbern von St. Matthias bei Trier hat Schmidt (Bonn. Jahrb. VII S. 83/84) richtig gedeutet, indem er sagt: „Die Furcht vor dem Orcus der Heiden war noch nicht von den damaligen Christen gewichen, und man wählte daher diesen Ausweg, um sich für beide Fälle zu sichern." Und schließlich stehen die Beigaben von Speise und

[1]) Sie liegen also, wenn der Lageplan Abb. 1 genau ist, nicht in der sonst bei christlichen Gräbern üblichen Lage Ost—West.

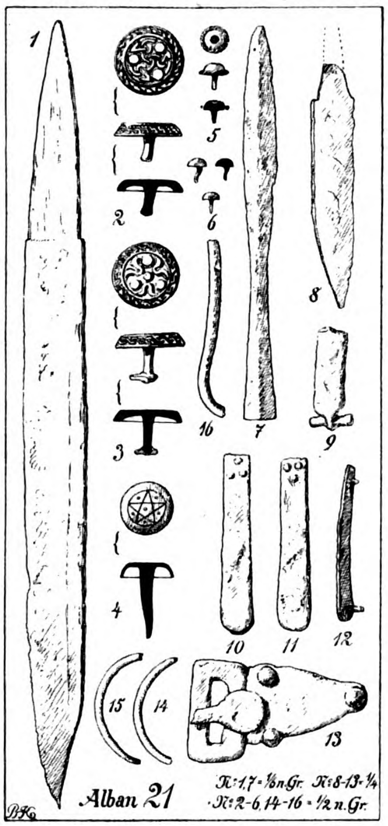


Abb. 2

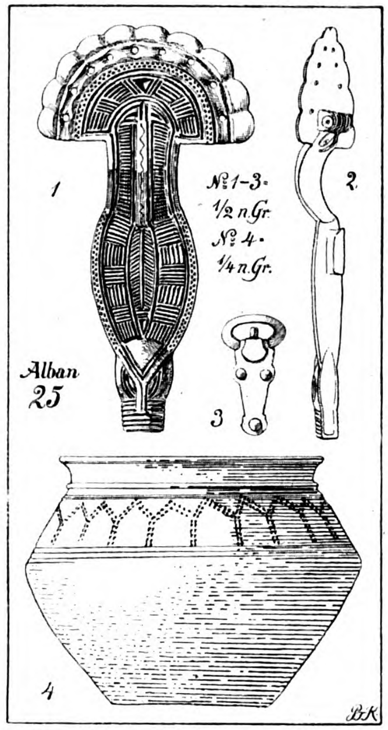


Abb. 3

Auf den Abbildungen 2—9 ſind grundſätzlich Bronzen in $^1/_2$, Eiſen in $^1/_4$ oder $^1/_6$, Gefäße in $^1/_4$ natürlicher Größe wiedergegeben.

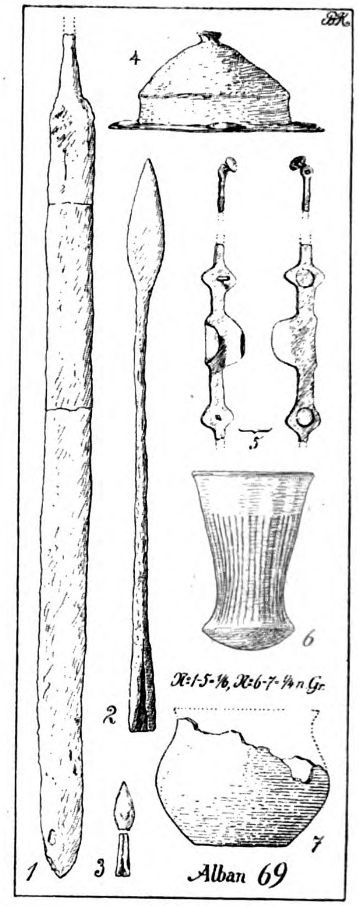


Abb. 4

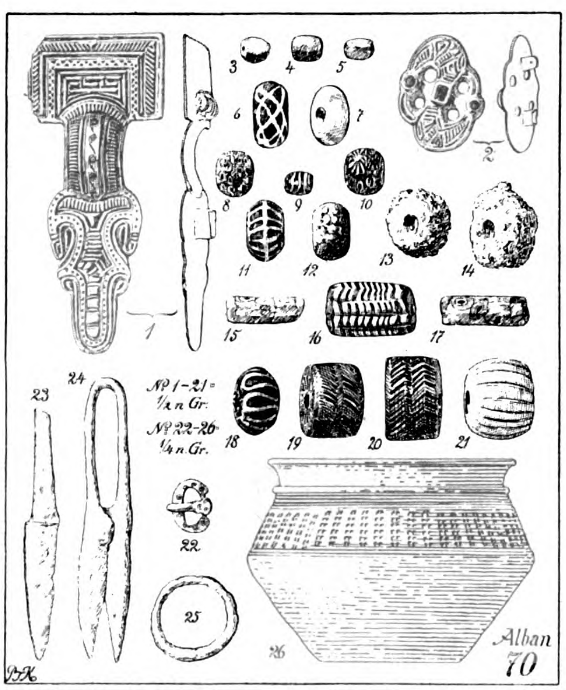


Abb. 5

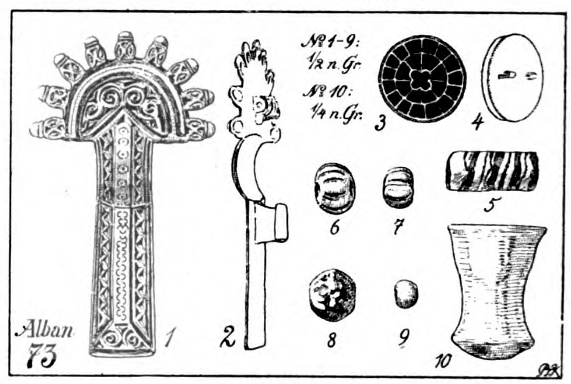


Abb. 6

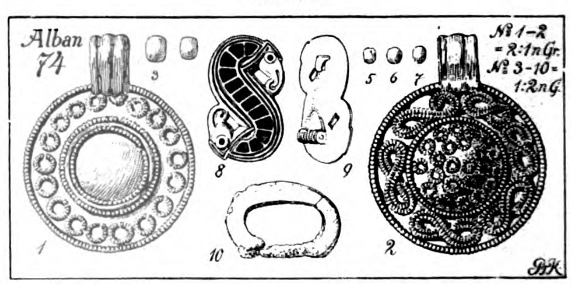


Abb. 7

Trank und allen anderen weltlichen Dingen, die die fränkischen Gräber in so reichem Maße zeigen, ebenfalls in schroffem Gegensatz zu einem wahren Christenglauben.

A 3 („Sarg III") M. Z. III 1908 S. 98:

Roh behauener Sandsteinsarg mit dachförmigem Deckel. Darin zum Teil ausgeraubtes Frauengrab: 2 eiserne Schnallen (6035/36) L. 7 bezw. 6,5; mit Silber tauschiert; je drei Bronzenieten auf der Platte. — Eiserner Gegenbeschlag? (6037) L. 4,3; stark zerstört. — Abb. 9, 1 u. 2: Bronzegürtelgehänge (6034); durchbrochene Scheibe, H. 9,8, Br. 6,1, mit Kreisverzierung; daranhängend drei Ketten aus Bronze- und Eisengliedern verschiedener Länge mit angehängten Bronzemünzen (unkenntlich), Bronzestäbchen und Steinchen. — 82 Perlen (6033) verschiedener Form und Größe, aus Amethyst (10 Stück) und Glas; unter letzteren zahlreiche kleine, gelbe, meist paarweise aneinanderhängend. — Pyramidenförmiger Bronzeknopf (6255) „von der Gürtelverzierung".

A 6a („Sarg XI") M. Z. III 1908 S. 99:

Sarg aus rotem Sandstein; Außenmaße 2,29, 0,80, 0,56 m; mit Viertelkreismuster scharriert; Deckel zersprengt. Ausgeraubt; im Schutt lag: Abb. 9, 7: Silbermünze Karls des Großen (6272). Vorderseite: ✠ CARLVS REX FR, Rückseite: ✠ PAPIA, in der Mitte Monogramm; geprägt zwischen 755 und 811 in Pavia (Engel-Serrure, Traité de numism. du moyen age I S. 216). Vielleicht ist diese Münze von dem Grabräuber verloren worden.

A 8 („Plattengrab XV") M. Z. III 1908 S. 99:

Plattensarg, im Lichten 1,57; 0,46; 0,46 m; Dicke der Sandsteinplatten 8—10 cm. Kindergrab: Eisernes Messer (6054) L. 11,5. — Große Bronzeriemenzunge (6052) L. 9,8; Rückseite mit Bronzeblech gefüttert. — Abb. 8, 7—8: Bronzeschnallenpaar (6049/50) L. 4,8; Platte und Dorn verziert mit kerbschnittähnlichen, wilden Mustern. — Bronzeschnalle (6051) L. 4,8; feststehende Platte, durchbrochen, der fehlende Dorn scheint aus Eisen gewesen zu sein. — Geschlossenes Bronzeringchen (6055). — Stückchen Bronzeblech mit 3 Nieten (6053). — Perlenkette (6056) bestehend aus einer größeren Bernsteinperle und bunten Glasperlen verschiedener Größe, darunter kleine gelbe, die zu drei oder vier aneinanderhängen. — Urne mit Bauchknick (6045); grauer Ton, auf der Schulter eingestempeltes Fenstermuster. — Schälchen (6046); grauer Ton; darin die Schalen eines Hühnereis, eingebettet in eine weiche, schwärzliche Masse. — Becher (6047); grauer Ton; darin ein schwärzlicher, etwa 1 cm hoher Bodensatz. — Henkelkrügchen mit kleeblattförmigem Ausguß; grauer Ton.

A 12 („Grab 1") M. Z. VI 1911 S. 146:

Steinsarg: Eisernes Messer (6065), L. 10. — Bronzescheibenfibel (6063) Dm. 3,2; Vorderseite mit dünnem Silberblech belegt, das Flechtmusterpressung zeigt. — Abb. 9, 6: Einseitiger Beinkamm (6064) L. noch 10; mit Kreisverzierung und Eisennieten; auf der Griffplatte eingeritzte Schrift (Abb. 9, 6a), die noch nicht gelesen ist. Prof. Dr. von Grienberger-Czernowitz hat den Anfang als „Moises ...." zu lesen versucht. — Abb. 9, 3: Glasbecher (6062) H. 6; hellgrün, breit kelchförmig.

A 21 („Grab 8") M. Z. VI 1911 S. 146:

Männergrab von 2 m Länge und 0,4—0,5 m Breite. Abb. 2, 1: Eiserner Skramasax (6078) L. 67; breite Griffangel. — Abb. 2, 2 u. 3: Fünf Bronzeknöpfe (6083—6087) mit 1,8—2 cm breitem Kopf, der tief eingravierte Muster oben und an der Kante trägt. — Abb. 2, 4: Bronzenagel (6088) L. 2,2; mit eingraviertem Pentagramm auf dem breiten Kopf.— Abb. 2, 5: 13 Bronzenägelchen (6089) Br. 0,8 mit Almandineinlage. — Abb. 2, 6: 17 einfache Bronzenägelchen (6090) Br. 0,6 (beide gleichfalls zur Scheide gehörig). — Abb. 2, 7: Eiserne Lanzenspitze (6079) L. 34; schmales Blatt. — Abb. 2, 8: Eisernes Messer (6080) L. noch 14; Griffdorn abgebrochen. — Abb. 2, 13: Eiserne Schnalle (6081), L. 10,5; mit breitem, rechteckigen Bügel und Bronzeknöpfen auf der Platte. — Abb. 2, 10—12: Elf eiserne Riemenzungen (6093 bis 6103); L. bis zu 10. — Abb. 2, 9: Eisernes Stäbchen mit T-förmiger Endigung (6082) L. 5,5. — Abb. 2, 14—16: Bruchstücke von Bronzeringen u. a. (6091/92).

A 25 („Grab 13") M. Z. VI 1911 S. 146:

Frauengrab (vielleicht unvollständig): Abb. 3, 1 u. 2: Ein Paar silberne Spangenfibeln (6108/09) L. 11,9; Vorderseite teilweise vergoldet, dazwischen Nielloeinlage; in stilisierten Tierkopf endigend; Nadel und Spirale aus Eisen fehlen. — Abb. 3, 3: Weißmetallschnällchen (6110) L. 3,5; Platte mit drei Nieten. — Abb. 3, 4: Urne mit Bauchknick (6111) H. 14,8; auf der Schulter eingestempelte Punktbänder.

A 34 („Grab 19"):

Frauengrab. Auf der Brust: Abb. 8, 4: Bronzescheibenfibel (6120) Dm. 3,6; ein Kranz radial angeordneter Zellen umgibt ein rundes Mittelfeld, das in flachem Relief einen bartlosen Kopf, aus Bronzeblech getrieben, zeigt; in einzelnen Zellen haftet noch eine (Ton?) Masse. — Am Hals und rechten Handgelenk Perlen aus Bernstein, Glas und Ton (6120/21).

A 35 („Grab 20") M. Z. VI 1911 S. 146:

Sarg aus Kalkstein, roh hergerichtet aus einem anderwärts schon verwendeten Werkstück. Die Nachbestattung (Frauengrab) zeigte am Fußende: Abb. 8, 5 u. 6: Ein Paar Bronzeschnallen (6125/26) L. 3,5; mit feststehender Platte; an einer Lederreste. — Ebenda: Bronzeschnalle (6127) L. 4,2; Dorn fehlt; auf Leder aufsitzend. — Am Halse: Halskette aus 26 Perlen aus Bernstein und Glas (6130). — 7 Perlen aus Bernstein und Glas am rechten Handgelenk (6129).

In die untere rechte Sargecke waren die zu der älteren Bestattung gehörigen Beigaben geschoben: Eisernes Messer (6123) L. noch 8,8; Spitze abgebrochen. Gänseei (6124); dabei Skelettreste und Zähne einer älteren Person. Zugehörigkeit unbestimmt: Drahtringchen (6128) Dm. 2.

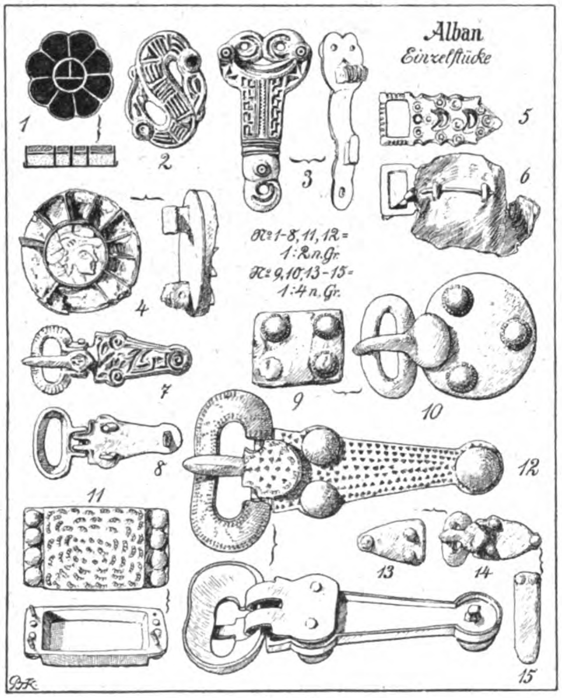


Abb. 8

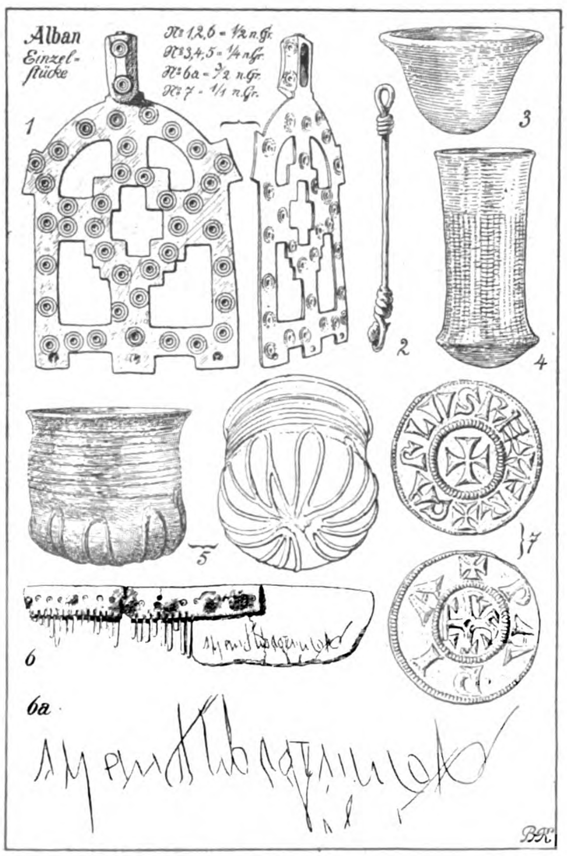


Abb. 9

A 36 („Grab 21“) M. Z. VI 1911 S. 146:

Steinſarg mit Frauengrab. In der Kniegegend: Abb. 8, 13—15: Eiſerne Schnalle (6131) L. 5,8; mit Gegenbeſchlag (L. 4) und Riemenzunge (L. 5,2); die verwendeten Nieten tragen Bronzeköpfe. Gegenſtück dazu (6132), aber Schnalle und Riemenzunge, wie es ſcheint, ohne Bronzenieten. — Am Kopfende: Halskette (6133) aus 16 Bernſtein- und 11 Glasperlen. Am Fußende die Skelettreſte der erſten Beſtattung.

A 55 („Grab 41“) M. Z. VI 1911 S. 146:

Plattengrab, aus 11 Sandſteinplatten zuſammengeſtellt (8 Seitenplatten, 3 Deckplatten); Boden feſtgeſtampft; Männergrab. Neben dem linken Arm, mit der Spitze nach oben: Skramaſax (6153) L. noch 56,5; beiderſeits abgebrochen; der Griffanſatz trägt ein 2,8 breites, umgelegtes Eiſenband. Darunter die zur Scheide gehörigen 5 Bronzeknöpfe (6154—6158); Br. des Kopfes 2,5; darauf Flechtmuſterverzierung. — Neben dem linken Fuß: Urne mit Bauchknick (6159) in Scherben, graublau, mit Riefen auf der Schulter. — Auf der Kante der Seitenplatte, neben dem linken Arm liegend und durch eine der Deckplatten beſchwert, fand ſich ein Skramaſax (6160) L. 60,5; lange Griffangel.

A 64 („Grab 50“) M. Z. VI 1911 S. 146:

Plattengrab, deſſen Skelett vollſtändig vergangen war, wohl infolge der eingedrungenen Schlammmaſſen. Abb. 8, 10: Eiſerne Schnalle (6171) L. 10,7; drei Bronzeknöpfe auf der runden Platte. — Abb. 8, 9: Rechteckiger Gegenbeſchlag (6169) Gr. 5,5×4,5; mit vier Bronzeknöpfen. — Ähnliche Eiſenplatte (6170) Gr. 5×5,5; aber ohne Nieten. — Eiſerner Angelhaken (6172) L. 10; mit einſeitigem Widerhaken. — (Römiſches Mittelerz (6174a), Auciſſa-Fibel (6174) und Bronzepfeilſpitze (6173) ſind ſicherlich als Antiquitäten beigegeben worden.)

A 69 („Grab 55“) M. Z. VI 1911 S. 146:

Männergrab: Abb. 4, 1: Eiſerne Spatha (6178) L. 75,5. — Abb. 4, 2: Eiſerne Lanzenſpitze (6179) L. 50; langer, dünner Hals. — Abb. 4, 3: Eiſerne Pfeilſpitze (6181) L. etwa 9; zerbrochen. — Abb. 4, 4: Eiſerner Schildbuckel (6180a) Dm. 18,5, H. 9; mit fünf Nieten, die zum Teil mit Bronzeblech belegt ſind. — Abb. 4, 5: Eiſerner Schildgriff (6180b) zerbrochen. — Abb. 4, 6: Glasbecher (6182) H. 10,8; hellgrün. — Abb. 4, 7: Urne (6183) grauer Ton, ohne Verzierung, oberer Rand fehlt.

A 70 („Grab 56“) M. Z. VI 1911 S. 146:

Frauengrab: Abb. 5, 1: Spangenfibel (6184) L. 9,1; ſilberne Platte mit wenig gewölbtem Bügel, Relief aus der Fläche herausgeſchnitten, Nielloeinlage und Teilvergoldung, eiſerne Spirale; Nadel fehlt. — Abb. 5, 2: S-Fibel (6185) L. 3,3; beiderſeits in einen Vogelkopf endigend, drei Almandine eingeſetzt, Nadel und Spirale fehlen. — Abb. 5, 22: Bronzeſchnalle (6187) Br. 3,2; mit Kreisverzierung. — Abb. 5, 23: Eiſernes Meſſer (6190); L. noch 14,5. — Abb. 5, 24: Eiſerne Schere (6189) L. 16,5. — Abb. 5, 25: Eiſerner Ring (6188) Dm. 4,8. — Abb. 5, 3—5:

Drei Bernſteinperlen. — Abb. 5, 6—12: Bunte Glasperlen. — Abb. 5, 13—14: Zwei Perlen aus weißer Maſſe. — Abb. 5, 15—21: Verſchiedenfarbige Glasperlen (6186). — Abb. 5, 26: Topf (6191) H. 12; blaugrau, auf der Schulter Verzierungen, mit einem zweimal ſechszinkigen Kamm eingeſtempelt. — Reſte eines Knochenkammes.

A 73 („Grab 59") M. Z. VI 1911 S. 146:

Frauengrab. Am Fußende: Abb. 6, 1 u. 2: Zwei Spangenfibeln (6197/98) L. 9,4 cm; ſilberne Platte mit Vergoldung und Einlage; von den Nadeln iſt nur an einer die eiſerne Spirale erhalten. – Am Kopfende: Abb. 6, 3 u. 4: Zwei Scheibenfibeln (6195/96) Dm. 2,6; ſilberner Kaſten mit Zellen, die Almandine mit karrierter Goldfolie unterlegt; beide Nadeln fehlen. — Ebenda: Abb. 6, 5—9: Fünf Glasperlen (6199). — Am Fußende: Abb. 6, 10: Glasbecher (6200) H. 7,8; faſt farblos.

A 74 („Grab 60") M. Z. VI 1911 S. 146:

Frauengrab, teilweiſe geſtört. Rechts und links vom Kopf lagen: Abb. 7, 8 u. 9: Zwei ſilberne S-Fibeln (6201/02) L. 3,6; Vorderſeite vergoldet; eiſerne Spirale, Nadel abgebrochen; beiderſeits in Tierköpfe endigend, die Almandinaugen haben, ebenſo iſt das Mittelſtück mit Almandinen beſetzt. — An der rechten Hüftegegend: Abb. 7, 10: Weißmetallſchnalle (6203) Br. 3,3; Dorn fehlt. — Am Halſe: Abb. 7, 1 u. 2: Zwei goldene Scheibenanhänger (6204/05) L. 1,4 bis 1,5, Dm. 1,2; Vorderſeite mit Filigran. — Ebenda: Abb. 7, 3—7: Fünf Glasperlen (6206) grau und gelblich.

Als wichtige Einzelſtücke aus unbeobachteten oder zerſtörten und ausgeraubten Gräbern verdienen Erwähnung: Abb. 8, 1: Scheibenfibel (6220) Dm. 2,5; das ſilberne Gehäuſe iſt teilweiſe zerſtört und läßt ſo die innere Struktur dieſer Fibeln ſehen. Die Almandinſcheibchen ſind mit einer gepreßten Goldfolie unterlegt, und der übrige Raum iſt mit einer rotgebrannten Tonmaſſe ausgefüllt, ſodaß in jeder Zelle dieſe drei Teile in einer genau der Zelle entſprechenden Form übereinanderliegen. Gefunden mit einer Kette von 1 Bernſtein- und 22 bunten Glasperlen, alſo aus einem zerſtörten Frauengrab ſtammend. — Abb. 8, 2: S-Fibel (6031) L. 3,3; ſilbern mit vergoldeter Vorderſeite, Augen in Almandin eingelegt. Der Form nach iſt ſie ein Zwiſchenglied zwiſchen A 74 und A 70. Gefunden mit Abb. 8, 3 in einem zerſtörten Grab auf der Südſeite des Alice-Heimes. — Abb. 8, 3: Spangenfibel (6030) L. 5,3; vergoldetes Silber, die Kopfplatte endigt in gegenſtändig geſtellte Vogelköpfe,[1]) auch der Fuß iſt als Vogelkopf gebildet, die alle Augen mit Nielloeinlage tragen; ebenſo läuft ein ſchmales Nielloband über den Bügel zwiſchen Kerbſchnittmuſter. Zu einer ähnlich gebildeten Fibel aus Weimar bemerkt Brenner (a. a. O. S. 330) „ein für Thüringen und Böhmen charakteriſtiſcher Typus". — Abb. 8, 11 u. 12: Gürtelſchnalle mit Gegenbeſchlag (6134/35) L. 9,3 bezw. 4,1; die Breite des Ledergürtels betrug 2,5 cm; verſilberte Bronze; Oberſeite mit den Einſchlägen verſchiedener Punzen verziert. — Abb. 9, 4: Glasbecher (6237) H. 13, leicht gelblich; flache ſenkrechte Rippen, ungewöhnlich hohe Form des typiſchen fränkiſchen Glasbechers mit rundem Boden. — Abb. 9, 5: Glasbecher (6230) H. 8,3; hellgrün, untere Gefäßhälfte mit aufgelegten Glasfäden. Gefunden mit einem Bauchknicktopf im „Torbau".

Für die zeitliche Stellung unſerer Gräber gibt die in A 6a („Sarg XI") gefundene Münze Karls des Großen keinen Anhaltspunkt, da ſie vermutlich nur die Zeit der Ausraubung des Sarges kennzeichnet. Aber die Beigaben der übrigen ſind ſo typiſch, daß ihre Zeitſtellung im weſentlichen geſichert iſt. Unter den Frauengräbern ſind A 73 und 74 älter als A 25 und 70. Die „Neunknopffibel" in A 73[2]) iſt eine Weiterbildung der Fünf- und Dreiknopffibel, die ihrerſeits wieder letzten Endes auf der ſpätrömiſchen Zwiebelkopffibel beruht, indem die hier rund und einzeln gearbeiteten Teile durch einen Guß hergeſtellt werden, der plaſtiſche Wirkung vortäuſchen ſoll. Die Weiterentwicklung zeigt die Fibel von A 25[3]): die Knöpfe ſind zuſammengewachſen und noch flächenhafter geworden. Parallel mit dieſen Stücken mit halbrunder Kopfplatte gehen ſolche mit rechteckiger Kopfplatte (A 70).[4]) Hier iſt das ganze, faſt überreiche Ornament aus den dünnen, vollkommen flachen Platten des Kopfes und Fußes herausgearbeitet. Der für germaniſche Kunſt eigentümliche Flächenſtil zwingt auch urſprünglich plaſtiſche Kunſtformen, wie Tierköpfe und dergleichen, in die Ebene. Über die Form und Zeit der Almandinſcheibenfibel aus A 73 hat Brenner, Korreſpondenz-Blatt des Geſamtvereins 1913 S. 354 gehandelt. Wir dürfen nach allem dieſes Grab in die Mitte des 6. Jahrhunderts ſetzen. Und etwa ebenſo alt dürfte A 74 ſein, wahrſcheinlich ſogar etwas älter. Die S-Fibel liegt hier noch in einer älteren Form vor, in der die Tierköpfe noch deutlich als Abſchluß des breiten, dicht mit Almandinen beſetzten Mittelſtückes empfunden ſind, während jüngere Stücke wildere Ornamentik zeigen (wie ſchon A 70 und Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit I, VIII Taf. 8). A 70 und A 25 dürften gegen das Ende des 6. Jahrhunderts zu ſetzen ſein. Schwieriger ſind die Männergräber A 69 und A 21 zu datieren. Das ältere iſt wohl A 69, während in A 21 die eiſerne Gürtelſchnalle und die Riemenzungen aus dem gleichen Material auf das 7. Jahrhundert hindeuten, wenn auch Tauſchierung auf ihnen noch zu fehlen ſcheint.

Da wir die in A 6a („Sarg XI") gefundene karolingiſche Münze nicht als Beweis für das Alter dieſes Grabes, ſondern nur für die Zeit ſeiner Ausraubung anerkennen können, fehlen uns datierte Gräber karolingiſcher Zeit von St. Alban, wenigſtens den Funden nach. Literariſch wiſſen wir, daß Karl der Große ſeine

[1]) Eine ähnlich gebildete Kopfplatte hat eine Fibel von Ditzingen, die bei Paret, Urgeſchichte Württembergs 1921 Abb. 40, 3 wiedergegeben iſt, wozu S. 222/223 die Literatur angegeben wird.

[2]) Sehr ähnliches Stück aus Pry (Muſeum Namur).

[3]) Ähnlich Katalog Bingen S. 248, Abb. 114.

[4]) Sehr ähnlich im allgemeinen Ausſehen iſt ein Fibelpaar aus einem reichen Frauengrab (Nr. 18) von Weinheim in Baden (Wagner, Fundſtätten II S. 254/55 Fig. 221 f.), das u. a. gleichfalls eine S-Fibel und als willkommenen terminus post quem die Nachbildung einer Goldmünze von Juſtinus I. (518—527) enthielt.

Gemahlin Faſtrada in St. Alban beiſetzen ließ. Da dieſe 794 geſtorben iſt, der karolingiſche Bau aber erſt 805 feierlich eingeweiht wurde, ſcheint man lange daran gebaut zu haben, und „Faſtrada fand wohl in einem bereits fertiggeſtellten Bauteile ihre Ruheſtätte" (Schrohe, Beitr. z. Geſch. d. Stadt Mainz 4, 1915, S. 2). Es war dies (nach Marianus Scottus) die Nordſeite der Kirche vor dem Altare der hl. Gottesgebärerin. Das Grab iſt bei den Ausgrabungen nicht gefunden worden, ebenſowenig ihr Grabſtein. Nur eine ſpätere Erneuerung dieſes iſt im Dom eingemauert (näheres darüber in den Kunſtdenkmälern II, 1: Der Dom zu Mainz von R. Kautzſch und E. Neeb, 1919 S. 232/33). Literariſch erhalten iſt eine von Theodulf von Orléans gedichtete, andere Faſſung der Faſtrada-Grabſchrift (und anderer, beſonders der höheren Geiſtlichkeit angehöriger Perſonen, Riculf † 813, Haistulf † 825, Otgar † 847, Hrabanus Maurus † 856 u. a., wie faſt alle Biſchöfe vor Willigis † 1011 in St. Alban begraben lagen, erſt von Erkenbald (1011—1021) an im Dom; ſiehe F. X. Kraus, Chriſtliche Inſchriften der Rheinlande II 1894 S. 95ff. Nr. 216ff.). Überhaupt ſind karolingiſche Denkmäler von St. Alban nur in geringer Zahl erhalten. Die Grabſteine zeigen bis zu den jüngſten noch keine Anzeichen der „karolingiſchen Renaiſſance", wohl aber eine heute im Domkreuzgang aufgeſtellte Skulptur, die wahrſcheinlich von St. Alban ſtammt: ein doppelſeitig reliefiertes Kalkſteinmonument mit dem Erlöſer (als Prieſter) auf der Vorderſeite und einem großen Kreuz auf der Rückſeite (zuletzt: Kautzſch-Neeb a. a. O. S. 473 Nr. 67).

So ergänzen ſich Bodenfunde, literariſche Zeugniſſe und erhaltene Denkmäler in erfreulicher Weiſe zu dem ſeltenen Bild einer jahrhundertelangen Kultſtätte mit anſchließendem Friedhof. Doch iſt das Grabfeld von St. Alban nicht das einzige frühchriſtliche in Mainz. Gerade am anderen Ende der Stadt, bei der alten Peterskirche, die vor dem Tore lag, ſind gleichfalls frühchriſtliche Inſchriften gefunden worden (Korr.-Bl. d. Weſtd. Zeitſchr. I 1882 S. 74 Nr. 266). Die Fundſtelle entſpricht heute dem Hauſe Kaiſerſtraße 39. Es ſind drei Inſchriften (Körber, Inſchriften 3. Nachtrag Nr. 228—230) aus dem 7. Jahrhundert: Stein der Radelindis, des Adalharius und des Dructacharius. Das Fehlen von Grabbeigaben nimmt nicht Wunder, da die Steine in den Grundmauern der alten Peterskirche in zweiter Verwendung vorgefunden wurden. Vielleicht waren auch in dieſer Spätzeit die Grabbeigaben nicht mehr üblich. Zwei, wie es ſcheint, vereinzelte Gräber aus der Greiffenklauſtraße Nr. 5 ſind zwar durch keine Inſchriften oder die Art der Beigaben als chriſtlich bezeichnet, aber das eine Plattengrab hatte am Kopfende ſenkrecht ſtehende Steinplatten mit Fenſterchen in Kreuzform, was wohl als chriſtliche Symbole gedeutet werden darf. Es ſind zwei Männergräber mit intereſſanten Beigaben (Weſtd. Zeitſchr. XXII 1903 Taf. IX 1—8; Altertümer heidniſcher Vorzeit V Taf. 23, 371—382), die auf das 5. Jahrhundert weiſen, jene unruhige Zeit, in der St. Alban zwar von der eingeſeſſenen Bevölkerung als Friedhof weitergeführt wurde, die neuen Herren des Landes aber, die Germanen, noch nicht ſo anſäßig waren, daß geſchloſſene Friedhöfe angelegt wurden, wie ſie im 6. Jahrhundert die Regel ſind. Wie bei St. Alban und bei St. Peter gruppieren ſich auch bei der anderen, etwas weiter vom Stadtbild entfernt liegenden Stelle die Grabſteine um ein Heiligtum, die Auräuskapelle (im heutigen Friedhof). Es fanden ſich hier zwei Grabſteine (Körber a. a. O. Nr. 231/232): Stein der 3 jährigen Audolendis, in deren Sarg die noch gut erhaltenen Gebeine einer krüppelhaften Perſon gefunden ſeien, und der Grabſtein der 20 jährigen Bertisindis und des 3 jährigen Randoaldus. Beide Steine gehören wohl dem 7. Jahrhundert an; der erſtgenannte hat palaeographiſch die größte Ähnlichkeit mit dem Dructacharius-Stein von der St. Peterskirche. Bei dem Doppelgrab der Bertisindis und des Randoaldus ſollen Beigaben geweſen ſein, z. B. ein 76 cm langer Skramaſax (Literatur bei Körber a. a. O.), der für den 3 jährigen Randoaldus garnicht paßt, noch weniger freilich für die 20 jährige Bertisindis.[1]) Während man bei den Grabſtätten an der Auräuskapelle kaum zweifeln kann, daß ſie zu Mainz gehörten, ſind die weiter abliegenden Gräber zweifellos zu beſonderen fränkiſchen Siedelungen, den Vorläufern unſerer heutigen Dörfer, zu rechnen. Aus Zahlbach (ohne genauere Fundortsangabe) iſt mir nur eine Siebenknopffibel bekannt geworden (Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit I, II Taf. 8,5). Dagegen ſind bei Bretzenheim reiche frühfränkiſche Funde geborgen worden: ein Kriegergrab (zuletzt: Mzr. Ztſchr. XIV 1919 S. 6ff. Taf. II 3) und Überbleibſel weiterer zerſtörter Gräber (z. B. Glasbecher, zwei Bronzeſchlüſſel u. a.). Ein älteres germaniſches Grab, das zu einem kleinen Friedhof der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts am Weg nach Marienborn gehört, iſt Altertümer V S. 13 Taf. 4, 71—73 veröffentlicht. In Weiſenau lagen bei der katholiſchen Kirche fränkiſche Gräber; ein Kriegergrab des 7. Jahrhunderts enthielt u. a. Reſte der Lederſcheide des Skramaſax mit Bronzenägeln verſchiedener Größe (Mzr. Ztſchr. VIII/IX 1913/14 S. 58 Abb. 10 u. 11). Von älteren Funden iſt ein Bronzearmring abgebildet: Weſtd. Zeitſchr. 22, 1903 Taf. 9, 15.

Auch die auf der rechten Rheinſeite liegenden, heute eingemeindeten Orte Kaſtel und Koſtheim haben Gräber aus der Völkerwanderungszeit aufzuweiſen. In Kaſtel vor dem Wiesbadener Tor iſt ein intereſſantes Grab eines Kriegers zu Tage gekommen, das der 2. Hälfte

[1]) Gräber, aus denen ſowohl der Stein wie die Beigaben erhalten ſind, ſind ſehr ſelten, und meiſt iſt die Zuſammengehörigkeit unſicher oder unwahrſcheinlich; z. B. ſoll zu dem Grabſtein der Concordia aus St. Matthias bei Trier (CIL 3810) eine Leiche mit ſilbernem Ohrring und ſilbernem Fingerring gehören (Schmidt, Bonner Jahrbücher VII S. 84 Taf. I/II, 3—5), während die anderen Gräber desſelben Friedhofes nur Münzen (von Conſtans, Valentinian I., Valens, Gratian und Magnus Maximus) enthielten. — Mit dem Grabſtein der Pauta von der Liebfrauenkirche bei Worms (CIL 6258) ſollen gefunden ſein: Armring, Halsperlen, Glasbecher, Tongefäß. Der dabei befindliche Schädel gehörte aber einem älteren Menſchen als der 6 jährigen Pauta. — Zum Grabſtein des Ludino aus demſelben Friedhof in Worms (CIL 6257) ſollen gehören ein Sax, 2 Meſſer, 2 Pfeilſpitzen, eiſerne Riemenzungen und eine Bronzeſchüſſel mit Perlrand. — In Kempten bei Bingen ſoll bei dem Grabſtein der Aiberga (CIL 7525) nach der einen Nachricht eine ſpäte Fünfknopffibel, nach der anderen eine goldene Scheibenfibel gefunden ſein. Beide Nachrichten ſind unglaubhaft, da der Stein weſentlich älter iſt.

des 6. Jahrhunderts angehören dürfte (zuletʒt: Mzr. Ztſchr. XIV 1919 S. 8 Taf. II 5). Auch ein „Stein mit Runenſchrift" ſoll in Kaſtel gefunden ſein (Pauli, Rhein. Altertümer I 30). Körber (Inſchriften, 3. Nachtrag Nr. 236) glaubt ihn in einem wild mit Buchſtaben und ähnlichen Zeichen bedeckten Stein wiedererkannt zu haben. Aus Koſtheim endlich liegt ein meiſt als burgundiſch angeſprochenes Kriegergab vor, das um 400 anzuſetʒen ſein dürfte (zuletʒt: Mzr. Ztſchr. XIV 1919 S. 3 Taf. I 2). Übrigens gehört Koſtheim nicht zu den fränkiſchen heim-Orten, ſondern geht über Koſtem (wie es heute noch ausgeſprochen wird), Cuſtem, Cuſtam, Cufſtam, Cufſtang auf Cupſtagni = caput stagni zurück, wie Zedler in einer beſtrickenden Ableitung (Naſſ. Heimatblätter 1917/18 S. 4 ff.) unter Heranziehung einer Parallele aus Frankreich (Cap Étang — Capestang — caput stagni) dargelegt hat, während Wilſer (Zeitſchrift „Vom Rhein" V 1906 S. 37) das ſchon früh erſcheinende Cufſtein (Cuffenſtein 795, Cufſtein 880, Kuffſtein 882) für urſprünglich hält und als einen „höchſtwahrſcheinlich auf die burgundiſche Zeit zurückgehenden Ortsnamen" erklärt.

Für die Geſchichte des frühmittelalterlichen Mainz, für die uns literariſche Nachrichten faſt ganz fehlen, ſind dieſe Grabfunde ungemein wichtig, ſowohl was die Ausdehnung der Stadt angeht, als auch für die Kontinuität der Beſiedelung. Dopſch (Grundlagen der europäiſchen Kulturentwicklung I 1918) hat die literariſche und archäologiſche Überlieferung zu einem Geſamtbild vereinigt, das natürlich große Lücken aufweiſt. Ich nenne einige wichtige Daten (nach Dopſch und Schrohe): 368 wird ſchon ein Biſchof in Mainz genannt; von Schriftſtellern des 5. Jahrhunderts wird von großen Zerſtörungen in der Stadt berichtet; im 6. Jahrhundert habe Mainz alte reparaturbedürftige Kirchen gehabt (womit wohl die von den Römern im 4. Jahrhundert erbauten erſten chriſtlichen Gotteshäuſer gemeint ſind. Und gerade auf St. Alban haben wir als Fortſetʒung eines ſpätrömiſchen, maſſiven Baues eine fränkiſche Holzkirche erſchloſſen. In Mainz beſtand unter Theudebert I. (534—548) eine königliche Münzſtätte.[1]) Dagobert I. (622—638) weilte öfters in Mainz und beſaß hier ein palatium (Königspfalz). Bonifatius hatte von 746—753 den Mainzer Biſchofsſtuhl inne. Über die Stadt Mainz in karolingiſcher Zeit haben Stimming in der Weſtdeutſchen Zeitſchrift XXXI 1912 S. 133 ff. (mit Plan) und Schrohe, Beiträge zur Mainzer Geſchichte 4 S. 1 ff. gehandelt, letʒterer allerdings nur über Mainz in ſeinen Beziehungen zu den deutſchen Königen und Erzbiſchöfen.

[1]) Engel-Serrure, Traité de numismatique du moyen age I 1891 S. 60: MAGVNCIA im Felde auf der Rückſeite.

XI.

Eine neue Ausgabe von Tacitus Germania

besprochen von E. Schwarz

VON den alten Geſchichtswerken ſteht keines dem deutſchen Herzen näher als die Germania, das geographiſch-ethnographiſche Schriftchen des Tacitus, den die Darſtellung der „situs gentium" immer wieder reizte (Annal. IV 33). Es ſtellt der Erklärung ſtets neue Aufgaben. Zur klaſſiſchen Philologie, die ſich um ihre Löſung bemühte, geſellten ſich die Germaniſtik und ſeit einigen Jahrzehnten die Archäologie, um mit vereinten Kräften die Schätʒe zu heben. Gerade der Wiſſenſchaft des Spatens verdanken wir herrliche Aufſchlüſſe und vor allem die Erkenntnis, daß, abgeſehen von einigen Irrtümern und Ungenauigkeiten, *„im ganzen Tacitus' Schilderungen, namentlich die der Wohnweiſe, der Tracht und Bewaffnung, der Volksſitten uſw. nach Ausweis der erhaltenen Denkmäler ſogar ganz vorzüglich ſind und ſich nicht nur auf allgemeinere Bemerkungen beſchränken, ſondern Einzelnheiten berichten, wie ſie nur ein tüchtiger Sachkenner und ſcharfer Beobachter geben konnte"* (Schumacher, Mzr. Ztſchr. 1909 S. 12 = Katal. d. röm.-germ. Central-Muſ. Nr. 1, 1912 S. 132). Die durch die Bodenfunde erwieſene Zuverläſſigkeit des Tacitus in ſeiner Germania iſt alſo im Gegenſatʒ zu ſeiner Zuverläſſigkeit in den Annalen, wo ſie nicht mit Unrecht angegriffen worden iſt, eine feſtſtehende Tatſache.

Die Erfolge der Wiſſenſchaft hat die Schule zu nutʒen. Daher war eine Neubearbeitung der Altenburgiſchen Ausgabe eine Notwendigkeit geworden. Der Verleger vertraute ſie W. Reeb an, der ſeine Aufgabe nach der ſprachlichen und ſachlichen, namentlich archäologiſchen Seite hin ſehr gut löſte.[1])

Schon die Einleitung des Textbändchens zeigt den Fortſchritt in dem zweiten Abſchnitt „Vorgeſchichte der Germanen", in dem die wichtigſten Ergebniſſe der Bodenforſchung in Kürze zuſammengeſtellt ſind. Der Text lehnt ſich noch ſtärker als bei Altenburg an die Überlieferung an. Dankenswert iſt nach Müllenhoffs Vorgang die Aufnahme der hauptſächlichſten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellernotizen über Land und Leute in den Anhang, der ſich bereits in Altenburgs Ausgabe findet und von Reeb mit Recht erweitert worden iſt. Nachzutragen wäre der auf Deutſchland bezügliche Teil des Monum. Ancyran., das überhaupt in ſeinen bedeutſamſten Teilen, nicht am wenigſten auch wegen ſeiner monumentalen Sprache in der Oberprima beſprochen werden ſollte, und Ptolem. Geogr. 2 c. 9 und 11. Dieſe Auszüge und die Bodenfunde verwertet Reeb bei der Zuſammenfaſſung der taciteiſchen Darſtellung und gibt am Ende eines jeden Kapitels ein ſo klares Bild des Kulturzuſtandes unſerer Vorfahren, wie es die Wiſſenſchaft zurzeit erlaubt.

Im einzelnen möchte ich bemerken: die Erläuterung zu C. 6, 11 uſw. iſt etwas knapp, und die Zuſammenfaſſung S. 14 beſchränkt ſich auf die Bemerkung: „Auf ihnen (den Pferden) ſaßen die Germanen ohne Sattel;

[1]) Tacitus Germania, Text herausg. von W. Reeb, Mk. 1.80; Tacitus Germania, Erläuterungen von W. Reeb, Mk. 2.40; Teubners Schülerausgaben, 1920; dazu Teuerungszuſchlag.

ſie waren auf den Rechtsgalopp eingeritten (am linken Fuß trägt der Reiter den Sporn)". „Variare gyros" erklärt Reeb: „Im Links- oder Rechtsgalopp einherſprengen, wie es bei der römiſchen Reiterei üblich war" und überſetzt den Ausdruck mit: „mit Schwenkungen abwechſeln". Aber „gyros variare" deutet mit keiner Silbe die Gangart des Pferdes an, ſondern ſchließt jede Gangart ein; daher „verſchiedene Wendungen oder Volten reiten", gleichgültig, ob im Trab oder Galopp. Die Behauptung, daß die Germanen auf den Rechtsgalopp eingeritten geweſen wären, die ſich auch bei Schwyzer und Gudeman findet, iſt irrig, und der angebliche Grund, den die Kommentare hinzufügen, daß man in merowingiſchen Gräbern nur am linken Fuß einen Sporn findet, nichts weniger als ein Beweis. Denn all dieſen Erklärungen, die zum Teil, wie bei Schwyzer, der ſogar „ita coniuncto orbe" mit „in ſo geſchloſſenem Carré(!)" überſetzt, von Anfang bis Ende ganz unverſtändlich ſind, liegt die falſche Vorſtellung zu Grunde, als ob ein Pferd beim Rechts- oder Linksgalopp nach rechts oder links ſpringe. Auch Müllenhoffs Erklärung (Deutſche Altertumskunde 1920 S. 171) iſt nicht erſchöpfend. Vielmehr: der Galopp heißt Rechts- oder Linksgalopp, je nachdem das Pferd den rechten oder linken Vorderfuß zuerſt hebt und infolgedeſſen die rechte oder linke Seite des Körpers der anderen etwas voraus iſt, aber — und das iſt die Hauptſache — das Pferd ſpringt bei beiden Galopparten immer geradeaus. Der Linksgalopp wird geritten, indem der Reiter das Pferd links ſtellt unter Gegenhaltung des linken (inneren) Schenkels; durch den Druck des linken Schenkels wird das Pferd gezwungen, ſein Körpergewicht nach rechts zu verlegen, und der linke Vorderfuß wird entlaſtet und hebt ſich zuerſt. Folglich wäre der in den Merowingergräbern gefundene linke Sporn, wenn er überhaupt ein Beweisſtück ſein ſollte, gerade der Beweis für den — Linksgalopp. Aber erſtens ſtammt dieſer Sporn aus viel ſpäterer Zeit; zweitens würde der linke Sporn, ſelbſt wenn die germaniſchen Reiter wirklich nur dieſen einen Sporn getragen hätten, nichts beweiſen; denn wahrſcheinlich werden ſie dann anſtatt des rechten Spornes ihre Frame benutzt haben, wie bei uns die Damen die Reitpeitſche. Jedenfalls ritten die Germanen ihre Attacken nur mit Schenkeldruck ohne Zügelführung (ähnlich wie unſere berittenen Muſiker), weil ſie in der linken Hand den Schild, in der rechten die Waffe hatten. Daß ſie aber trotz Tacitus' Ableugnung „sed nec variare gyros in morem nostrum docentur" doch ſehr gewandt ihre Wendungen ritten, bezeugt außer den anderen von Müllenhoff (a. a. O.) angegebenen Quellen Tacitus in demſelben Atemzuge mit den Worten „uno flexu . . posterior sit". Denn was iſt denn eine viertel- oder halbkreisförmige („dextros agunt, ita coniuncto orbe") Rechtsſchwenkung einer Abteilung für eine andere Übung als eine Volte, d. h. in dieſem Falle konzentriſche Viertel- oder Halbkreisbogen reiten? Eine Übung, deren genaue Ausführung („ut nemo posterior sit„) an Mann und Pferd (Richtung, richtiger Schenkel und Zügel, richtige Geſchwindigkeit) große Anforderungen ſtellt, weil der Kreisbogen für jeden Reiter eine verſchiedene Länge von 0 m des Schwenkungspunktes bis x m des Flügelmannes hat? Tacitus widerſpricht ſich alſo ſelbſt, wenn er am Anfange des Satzes den germaniſchen Reitern abſpricht, „gyros variare", aber gleich mit ſeiner Fortſetzung und am Ende ſeines Satzes voll des Lobes iſt über die ſorgfältigſte Ausführung („ut nemo posterior sit") einer ſogar für Infanteriſten nicht leichten Schwenkung. Offenbar war Tacitus kein Reiter und Mommſen nennt ihn ſogar den unmilitäriſchſten aller Schriftſteller (R. G. V. 165): er entnahm ſeiner Quelle, vermutlich dem Briefe eines Offiziers, die Schilderung gerade dieſer Rechtsſchwenkung, die ſein Gewährsmann geſehen hatte, und verallgemeinert ſie, wie es ſeine Neigung iſt (vgl. C. 5, 2 „paludibus foeda" und die von Reeb in den Erläuterungen S. 13f. hervorgehobenen falſchen Verallgemeinerungen) irrtümlicherweiſe; denn daß die germaniſchen Reiter, deren Gewandtheit Tacius ſelbſt laut anerkennt, nur Rechtsſchwenkungen geritten hätten, iſt techniſch ganz ausgeſchloſſen. Auch an dieſer Stelle iſt unſchwer nachzufühlen, wie Tacitus ſeine Quelle in ſeine Ausdrucksweiſe umſchreibt, wie er durch ſeine große ſchriftſtelleriſche Fähigkeit über die Mannigfaltigkeit ſeiner Quellen die Einheit der künſtleriſchen Formgebung breitet und ein Werk aus einem Guß von hoher Schönheit ſchafft. — C. 14, 13 wird das ille in „illum bellatorem equum, illam . . . frameam" weder von Altenburg noch Schwyzer erklärt; Gudeman faßt es im Sinne von „wohlbekannt", und Müllenhoff (a. a. O. S. 268f.) im Sinne von „längſt bekannt": aber woher waren denn Pferd und Frame, von denen hier die Rede iſt, den Römern bekannt? Mit Recht deutet es Reeb als einen Genet. possess., daher „ihr"; vgl. G. Woltersdorff: Entwicklung von „ille" zum beſtimmten Artikel (Glotta X, 1./2. Heft 1919 S. 62ff.). — C. 16, 1—7 übergeht Reeb eine Erläuterung des Begriffes „sedes", von deſſen Auffaſſung der Sinn der vielumſtrittenen Stelle abhängt. Müllenhoff (a. a. O. S. 280ff.) gibt es mit „Wohnung" wieder; andere, denen ſich auch Schumacher anſchließt (a. a. O. S. 7, bezw. S 117f.), „verſtehen unter sedes die Wohnſitze des Volkes überhaupt und erinnern daran, daß zwiſchen den Gebieten vieler germaniſcher Stämme nach der Überlieferung Oedſtreifen beſtanden, ja daß die Abgrenzungen der einzelnen fränkiſchen Markungen noch durch dieſe Anſchauung beeinflußt waren." Aber für die Interpretation „Wohnſitze des Volkes überhaupt" oder, wie Schumacher auch ſagt, „die ganzen Wohnſitze des Volkes" iſt im Text nirgends ein Anhaltspunkt. Ferner iſt der angebliche Gegenſatz, den Schumacher betont, „Städte" und „die ganzen Wohnſitze des Volkes" oder „Wohnſitze überhaupt" unlogiſch; denn „die ganzen Wohnſitze des Volkes" können ja auch Städte enthalten: folglich iſt der Begriff „die ganzen Wohnſitze des Volkes" der höhere, „Städte" der niedere. Daher iſt dieſe Interpretation unhaltbar. Tacitus charakteriſiert vielmehr durch die Stellung von „urbes" am Anfang und „sedes" am Ende die beiden Begriffe als Gegenſätze, und dieſe Begriffe drücken wie das folgende „vicus" die Siedlungsart ſchlechthin aus. Die „non inter se iunctae sedes" ſind alſo das Weſentliche und Bezeichnende der deutſchen Siedlungsart und treten nach unſerem Schriftſteller auf doppelte Weiſe in die

Erſcheinung: entweder als Einzelhöfe (colunt-placuit) mit geſonderten Hofraiten oder als Dörfer (vicos-aedificiis-aedificiandi). Daher iſt zu interpungieren: „nullas . . . notum est, . . . sedes: colunt . . . placuit; vicos . . . aedificiis: suam . . . . circumdat, . . . aedificiandi.“ — C. 18, 10 iſt hinter „gladioque“ ein Strichpunkt zu ſetzen; denn die taciteiſche Deutung „hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur“ kann ſich mit dem Plur. „haec arcana“ und „hos coniugales deos“ doch nicht allein auf den Sing. „armorum aliquid“ beziehen, ſondern umfaßt die Geſchenke des Bräutigams und der Braut. — C. 19, 14 bieten die Handſchriften: „ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament“. Eine Überſetzung und vernünftige Erklärung dieſer verworrenen Worte zu geben, iſt nicht möglich, ſo oft es auch verſucht worden iſt. So erklärt Schwyzer S. 47: „daß ſie ihn nicht, weil er der Ehemann, ſondern weil er eine Verkörperung des Ehegedankens ſei, weil durch ihn die Ehe möglich ſei, lieben“. Wo ſteht aber von dem halbfalſchen und ungeheuerlichen Gedanken, daß „der Ehemann eine Verkörperung des Ehegedankens ſei, weil durch ihn die Ehe möglich ſei,“ auch nur ein Buchſtabe? Gilt nicht mit derſelben halben Wahrheit die gleiche Behauptung auch der Frau? Wie die Germanen und Germaninnen darüber dachten, ſagt ja Tacitus mit den unmittelbar vorhergehenden Worten „sic unum accipiunt maritum quo modo unum corpus unamque vitam“ d. h. ſie erhalten ihren Mann und ſind mit ihm e i n Leib und e i n e Seele, und an der eben beſprochenen Stelle 18, 10, wo er das Gegenſeitigkeitsverhältnis und die Harmonie in hohen Tönen preiſt. Die „Verkörperung des Ehegedankens“ bilden alſo, wie das natürlich iſt und der Begriff „Ehe“ ausdrückt, auch nach der Auffaſſung unſerer Vorfahren und des Schriftſtellers beide Teile. Baumſtark hat alſo ganz recht, wenn er die Überlieferung „lächerlich“ nennt und ſagt, daß „dieſe phantaſtiſchen Worte nur das wiederholte „tamquam“ vor völligem Unſinn ſchützt“ (bei Gudeman S. 244 f.). Daher verſucht Gudeman eine Löſung durch Umſtellung der beiden Wörter „maritum“ und „matrimonium“ und überſetzt ſeine Konjektur: „Sie ſoll nicht gleichſam den Eheſtand lieben, ſondern gleichſam ihren Gatten“ mit der Interpretation: „durch deſſen Heirat eben spes votumque uxoris semel transigitur“ uſw. Wie eine Frau „gleichſam ihren Gatten liebt“, dürfte wohl ein Geheimnis ſein. Um das ſinnloſe doppelte „tamquam“ zu retten, werden Interpretationen gewagt, die alle nur das eine beweiſen, daß die Stelle wirklich verderbt iſt und des kritiſchen Meſſers bedarf. Der erſte, der es anſetzte, war Meiſer; er ſchlug vor: „ne tam maritum quam matrimonium“. Seine Konjektur hat den Vorzug, klar zu ſein und den Sinn zu treffen, den man von „ulla . . . . cupiditas“ vermuten muß. Noch wahrſcheinlicher iſt Reebs Änderung: „ne maritum tamquam matrimonium ament“. Für die Zuſammenſtellung von tam quam führt er Cic. ad Att. 6. 1, 5 und Tacitus Agr. 32, 28 f. (durch einen Druckfehler ſteht bei Reeb 32, 19). Dieſe Konjektur zeigt zugleich deutlich, wie der Fehler entſtanden iſt: tamquam war dem Abſchreiber nicht in ſeiner Entſtehung und Grundbedeutung klar, und ſo fügt er zu dem „maritum“ auch ein „tamquam“, wodurch aus einer Unklarheit zwei geworden ſind. — Vielleicht wäre die Erläuterung zu C. 22, 5 „diem noctemque continuare potando“ uſw. nach Schumacher Katal. 1 S. 123 f. etwas zu erweitern. — Zu Reebs richtiger Erklärung des Conj. in 32, 2 „certum iam alveo Rhenum, quique . . . sufficiat“ wäre noch nachzutragen, daß die Verbindung des Pronom. rel. mit „que“ wie hier anſtatt mit „et“ ſelten iſt. Weitere Beiſpiele gibt Haacke, Latein. Siliſt. 1884[3] S. 116 und Kühner-Stegmann, Ausf. Gramm. der lat. Sprache 1914[2] II 2 S. 296 f. Aber auch der Indic. findet ſich, wenn auch ſeltener (vgl. Haacke und Kühner-Stegmann a. a. O.), und die Verbindung eines Subſtantivums mit einem indicativiſchen Relativſatz durch „et“ oder „que“ iſt in das Franzöſiſche übergegangen, vgl. Mätzner, Franzöſ. Gramm. 1886[3], S. 522; 581 wo Mätzner jedoch nur lateiniſche Beiſpiele mit dem Conjunctiv, aber keine mit dem Indicativ gibt, der für das Franzöſiſche vorbildlich war. — Ein ſchönes Beiſpiel für den Grundſatz, daß man erſt alle Mittel der Interpretation erſchöpfen muß, ehe man zu einer Konjektur ſchreitet, gibt Reeb C. 38, 10, wo die überlieferte Lesart: „horrentem capillum retro sequuntur . . .“ viel umſtritten iſt und zu zahlreichen Konjekturen Anlaß gab. Von der Grundbedeutung ausgehend, überſetzt Reeb: „ſie folgen (dem Haar) mit der Hand (dem Kamm) zurück, d. h. kämmen es gegen den Strich (retro!) glatt“. Wenn ſich zu dieſer Bedeutung von „sequi“, die ſich ganz von ſelbſt aus der Grundbedeutung ergibt, keine Parallelſtelle mehr in der Literatur findet, ſo iſt damit nicht bewieſen, daß „sequi“ nicht in der Umgangsſprache in dieſem Sinne gebraucht wurde. Denn man darf nie vergeſſen, daß wir in den alten Sprachen im Gegenſatz zu den modernen nur eine ganz einſeitige Wortkenntnis, die der Literatur, haben, und daß die zweite reiche Quelle des Wortſchatzes, die der Umgangsſprache, ein für allemal verſiegt iſt. — In C. 46, 3 ſetzt Reeb hinter „dubito“ einen Punkt und beginnt mit „quamquam“ die Periode und ſetzt hinter „agunt“ ein Komma. Müllenhoff interpungiert in ſeiner kritiſchen Ausgabe von 1873: „dubito: quamquam . . . agunt“. Halm-Andreſen und andere: „dubito, quamquam . . . agunt“. Der Satz mit „quamquam“ beginnt den erſten der drei Teile der Ausführung, in die das Kapitel zerfällt: Peuciner, Veneder, Fenner. Daher iſt das Komma Halm-Andreſens falſch, weil es den Hauptgedanken des erſten Teiles als nebenſächlich an den vorhergehenden einleitenden Satz anſchließt und von dem Hauptteil trennt, und Müllenhoffs Auffaſſung von „quamquam“ im Sinne von „indeſſen“, den es auch C. 18, 1 hat — ein „obgleich“ hätte ein Komma verlangt — richtig. Vor einem „indeſſen“ iſt aber ein Kolon, das Müllenhoff“ ſetzt, nicht gebräuchlich, ſondern ein Strichpunkt oder Punkt, und letzterer iſt hier vorzuziehen, weil hier der erſte Teil der Ausführung anfängt. Deswegen ſetzt Reeb mit Recht einen Punkt vor „quamquam“, genau wie es Müllenhoff C. 18, 1 in gleicher Lage tut. Aber unrichtig iſt Reebs Komma hinter „agunt“, ſodaß „quamquam . . . agunt“ Nebenſatz und „sordes . . . procerum“ Hauptſatz iſt. Denn beide Sätze ſtehen in keinem konzeſſiven Verhältnis; denn „sordidi“ ſind

nach Tacitus auch die kleinen Kinder der Germanen C. 20, 1 (wohl spricht er den erwachsenen Germanen große Reinlichkeit zu in C. 22, 1 und 2), und den „torpor" tadelt Tacitus sogar öfters auch an den Germanen (18, 8; 15, 1–6; 22, 1). Deshalb ist hinter „agunt" ein Punkt zu setzen und „quamquam" mit „indessen" wiederzugeben. Hinter „procerum" ist am besten auch ein Punkt zu setzen, sodaß die drei Gedanken, die Tacitus von den Peucinern zu sagen weiß, sehr scharf und die beiden letzten, namentlich der zweite (vgl. dazu 18, 1: „quamquam severa illic matrimonia"), in echt taciteischer Kürze hervortreten. Zu einer Aufnahme der Emendation „mixti" statt des gutbeglaubigten „mixtis" ist kein Anlaß.

Die wenigen Ausstellungen, die ich zu machen hatte, wollen nichts besagen gegenüber dem Fortschritt, den Reebs Ausgabe in sprachlicher und sachlicher Beziehung darstellt, wovon auch in dieser Besprechung verschiedene schöne Beispiele gegeben sind. Sie verrät den geschulten Philologen, der auch auf dem Gebiete der Bodenforschung bewandert ist und ihre Ergebnisse in klar gesichteter und vorsichtiger Form wiedergibt.

XII.

Eine Copie des verschwundenen Dürerbildes „Barmherzigkeit"

von Hans Burkard

I.

Friedrich Schneider schließt seine Ausführungen im II. Jahrgang der Mainzer Zeitschrift S. 75 über das ehemals den Mainzer Dom zierende Tafelbild Albrecht Dürers, „Barmherzigkeit" genannt, mit dem Bedauern, daß eine alte farbige Wiederholung desselben nicht aufzufinden gewesen sei. (S. 85).

In der Galerie des Schlosses Weißenstein bei Pommersfelden in Oberfranken befindet sich nun das hierbei mit Erlaubnis Sr. Erlaucht des verstorbenen Herrn Grafen Artur von Schönborn-Wiesentheid wiedergegebene Tafelgemälde, das unstreitig eine frühe Copie des verschwundenen Originals ist.

Vorerst läßt sich nicht feststellen, auf welche Weise und wann das Stück in den Besitz der gräflichen Familie kam: die archivalischen Quellen versagten, soweit sie zur Verfügung standen,[1] und ebensowenig Aufschluß gaben die Beschreibungen und Verzeichnisse, welche im 18. Jahrhundert über die in den verschiedenen Schönbornschen Besitzungen verwahrten Bildschätze im Druck erschienen sind.[2] Erst der Dürerkenner Josef Heller lenkte in seinem Werkchen über die Gemälde-Sammlung in Pommersfelden 1845 S. 36 die Aufmerksamkeit auf die Tafel, die er als Ecce homo aus der Dürerschen Schule bezeichnet. Die in dem Katalog von 1857[3] gewählte Zuschreibung an den Maler Johann Hofmann aus Nürnberg, der als ausgezeichneter Copist der Gemälde seines großen Landsmanns einen Ruf genießt, behielt das von Theodor von Frimmel verfaßte kritische „Verzeichnis der Gemälde im gräflich Schönborn-Wiesentheid'schen Besitz" 1894 bei (S. 92 Nr. 248).

Ist diese Bestimmung zutreffend, so dürfte das Bild nicht nach 1584 entstanden sein, in welchem Jahre der Künstler als Hofmaler in die Dienste des Kaisers trat und Deutschland verließ.[4] Eine genauere Datierung kann wohl erst dann gegeben werden, wenn genügend Vergleichswerke oder durch die von der historischen Kommission des Freistaates Hessen geplante Herausgabe der Mainzer Domkapitelprotokolle die Quellen zur Verfügung stehen werden.

Denn der Wappenschmuck auf der Rückseite des Bildes, dessen schwarze Übertünchung durch geeignete Behandlung wieder völlig entfernt werden konnte,[5] gibt allein auch keinen festen Anhalt: das farbige, von einem typischen Lorbeerkranz umrahmte Spätrenaissance-Wappen derer von Mengersdorf mit Helmzier und Decke in der Mitte der Tafel, das nach den ebenfalls farbigen deutschen Agnatenschildern in den vier Ecken das Zeichen des einen der Brüder Joachim, Otto Eberhard oder Johann Heinrich, die alle in der Mitte des 16. Jahrhunderts gelebt haben,[6] sein möchte, kann bis jetzt nur als Eigentumsvermerk angesehen werden, zumal es aussieht, als ob die Schmückung der Rückseite von einem anderen Künstler herrühre und später entstanden sei als die ursprüngliche Bemalung der Vorderseite.

Denn diese zerfällt auch in mehrere Schichten: Vergleicht man das Bild in Weißenstein mit der Vorzeichnung, die Dürer zu seinem Gemälde gemacht hat, und dem nach dem verlorenen Original gefertigten Schabkunstblatt von Dooms, so sieht man, daß es in zwei Punkten wesentlich von ihnen abweicht: auf beiden erscheint, wie aus den dem Schneiderschen Aufsatz beigegebenen Tafeln ersichtlich ist, die Gestalt Christi ohne Nimbus und nur mit einem Lendentuch bekleidet, auf der Copie steht um und über der Dornenkrone in Kreuzform ein stilisierter Heiligenschein; der Schmerzensmann trägt einen durch eine grobgezeichnete Schnur über der Brust zusammengehaltenen Mantel, der schmutzigweiß auf der einen Schulter schier festklebt und von der andern, graugrün gedunkelt, gleich einem Brett abfällt. Wie schon aus der farblosen photographischen Wiedergabe zu erkennen ist, sind diese schablonenhaften Verzierungen, wie nicht weniger das falsch beleuchtete und unnatürlich behandelte Kleidungsstück Leistungen einer andern Hand, die nicht die des Künstlers gewesen sein kann, der das Haupt und die Glieder oder das leuchtende Lendentuch des Herrn gemalt hat. Bei genauerem Betrachten des eigentümlichen Zipfels auf der rechten Schulter entdeckte ich, daß dessen Zeichnung ursprünglich noch höher und zwar so weit gereicht hatte, daß die am Hals sich anschmiegende Seite des Überwurfes mit der äußeren der dann wieder überstrichenen Fortsetzung einen stumpfen Winkel bildete. Der Mantel war also vom Körper emporgehoben, wie sich weiter ergab, durch eine rechte Hand, die etwas links über dem Schultergelenk in das Tuch einfaßte, sodaß es dann, ohne anzuliegen, mit der Linie Rücken-Oberarm-Ellbogen gleichlaufend herabfiel. In etwas

deutlicheren Umrissen leuchtet jetzt noch unter der dünnen Übermalung die zu der Hand gehörige Gestalt rechts von Christus durch: Ein geradeausstehender Scherge in Halbfigur, dessen Eisenhaube oder roter Hut drei Finger breit über der Inschrift des Wappens beginnt, während das verzierte und den Hals freilassende Lederkoller über der Hüfte bei den Spitzen der Rute endet, wo es durch die Linke, die den Schwertknauf umspannt, verdeckt wird. Der Kopf ist dem des Heilands entgegengesetzt geneigt und nicht viel kleiner wie jener. Das rechte Auge liegt zwei Finger breit unter dem Fuß des Wappens, das linke ist tiefer. Der wulstige, halbgeöffnete Mund trägt einen Schnurrbart. Linke Schulter und linker Arm liegen außerhalb des Bildes.

Die zweite Figur hat, abgesehen von der schwächlichen Ausführung, wie sie ja der erhaltene Mantel befürchten läßt, die Einheit des Bildes zerstört und die Wirkung der Hauptgestalt herabgemindert. Ein solcher Mangel entspricht nicht dem Kunstempfinden Dürers; man wird daher nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß das Vorbild des Weißensteiner Gemäldes nur den unbekleideten Schmerzensmann enthalten habe.



Copie von Dürers „Barmherzigkeit“ in der Galerie des Schlosses Weißenstein bei Pommersfelden
Phot. Hoeffle, Bamberg

Wann diese Zutaten entstanden sind, wissen wir nicht. Getilgt wurden sie, ebenso wie die Wappen der Rückseite bis auf den heute noch sichtbaren Teil des Spottkleides um 1630, als die Tafel auf irgend eine Weise — wohl von dem Domherrn Johann Ernst von Mengersdorf, der als letzter Namensträger seines Geschlechtes in dem genannten Jahre starb,[7] — in den Besitz des Bamberger Dompropstes und Seniors Johann Christoph von Neustetter, genannt Stürmer, überging, der auf die von ihm dann angeordnete Übermalung sein Wappen mit Helmzier und Decke samt den lateinischen Initialen seines Namens, seiner Würde und seine Ehrenbenennung, die er seit 1610 und 1626 trug, anbringen ließ.[8]

Die „Restauration“ scheint wenig sorgfältig gewesen zu sein, denn das Bild wurde, wie heute noch der ungestrichene Rand beweist, dabei garnicht aus dem Rahmen genommen; die neue Schicht ist sehr dünn und ohne jegliche Schattierung; das Wappen darauf trägt den gleichen Stempel der Flüchtigkeit an sich.

Sicherlich hatte der Prälat, der als Dürerliebhaber seiner schönen Gemäldesammlung[9] dies Stück mit Freuden einverleibte, das Original des Gemäldes in Mainz selbst gesehen, da er seit 1588 dem dortigen Domstift als Mitglied und seit 1611 sogar als Custos angehörte.[10]

Da er aber seine Domherrnpflichten fast nie dort ausübte,[11] darf es nicht wundernehmen, wenn er sich zwar noch erinnerte, daß das Bild im Dom nur eine Person darstellte, und demgemäß die Copie ändern ließ, wenn es ihm aber andrerseits nicht mehr bewußt war, daß auch der Mantel nur als Zutat zu gelten hatte.

1638 starb Neustetter; sein Testament scheint verloren zu sein, ein Inventar seiner Hinterlassenschaft habe ich ebensowenig finden können[12] — so klafft eine weite Lücke zwischen dem kurzen Zeitraum, in dem sich die Geschichte der wohl um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen „Barmherzigkeit“ und ihr dreifach wechselnder Besitz (Unbekannt, Familie von Mengersdorf, Propst von Neustetter) samt ihrer mehrfachen Übermalung annähernd nachweisen ließ, und dem Jahre 1845, in dem sie erst wieder auftaucht.

II.

Der milde Glanz von dreieinhalb Jahrhunderten, der über dem Bilde in Weißenstein liegt, hat die scharfen Kontraste von Licht und Schatten, von bräunlichem Fleischton und dunklem Hintergrund gemindert; sie treten in Wirklichkeit nicht so stark und hart zutage wie auf der kalten, farblosen Photographie. Dagegen sind die Umrisse der Gestalt auf der Tafel überall noch gut zu erkennen.

In breitem Fluten fällt ein warmes Licht von links halb oben auf Schulter, Oberarm und rechte Brust des in sich zusammensinkenden, kräftigen Mannes. Warzen und unterer Teil des Brustbeins zeigen einen leichten Flaum von Härchen. Während die linke Seite vier Rippen zählt, sind rechts deren nur drei; unter der letzten weitet sich die große Seitenwunde, aus der das Blut tropfenweise quillt. Nicht minder tief geöffnet klaffen die Durchbohrungen der Hände. Mit mäßiggespreizten Fingern hält die im Schatten liegende Rechte, deren Mittelhandknochen durch die letzten Strahlen des Lichtes hervorgehoben sind, die schwarzbraune, dunkelgrüngebundene Rute. Zwischen den gekreuzten Armen quellen die grüngetönten, scharfgebrochenen Falten des

milchigweißen Lendentuches hervor, das auch noch einmal ebenso unter dem Ellenbogen sich um den Körper zieht. Die linke Hand mit dem braunen, runden Geißelstock, um den drei breite, gelblichbraune Lederriemen in langgezogenem Bogen und mit weiten Zwischenräumen gelegt sind, bildet den Abschluß der Tafel.[13] Der verkürzte linke Unterarm ist an der Oberseite durch die Ausläufer des Lichtes wieder erhellt und leitet zu dem an der Brust liegenden Oberarm hinauf, der wie die ganze linke Seite nur durch den Glanz des Fleischtones wirkt. Am ausdrucksvollsten aber in Zeichnung und Ausführung ist der Kopf des Schmerzensmannes, der durch den rötlichbraunen Bart von der beleuchteten rechten Halsseite und der Schattenpartie gegenüber kräftig abgehoben ist. Von der Wange herab fließen auf braunem Untergrund die aufgelichteten Bartlocken und verdichten sich um das Kinn zu dem Rechteck des geteilten Vollbartes, über den der Schnurrbart von dem Ansatz unterhalb der Nase bis zum Schnittpunkte mit der Außenseite der Unterkiefer in großgezogenem Bogen und gleichmäßiger Breite, erst am Ende sich verjüngend, herabläuft. Weit feiner sind jedoch die Wellen des seidigen Haupthaares ausgeführt, die in langgezogenen, am Ende sich schließenden Schwingungen, die durch viele gleichlaufende, goldgelbe Striche betont werden, bis zum Beginn des Nackens sich herabziehen oder in geschlossenen und nicht überlangen Strähnen hinter der linken Gesichtshälfte, ohne wegflatternd den Schatten aufzuhellen, nahe am Haupte, in der Höhe der Bartspitzen enden. Schwer und fest preßt sich das breite Geflecht der großdornigen Krone aus grünen Rosengerten tief in die qualdurchfurchte Stirn, sodaß dunkle Blutstropfen sie netzen und durchsichtige Tränenbächlein aus den tiefliegenden, schmerzlich blickenden, runden, braunen Augen auf das fieberige Rot der Wangen herabsickern. Das Bild des seelischen und körperlichen Wehes, das in den edel und ausdrucksvoll gezeichneten Zügen des Herrn liegt, wird durch den stöhnend offenen Mund, hinter dessen blauroten Lippen die oberen Vorderzähne kaum sichtbar sind, vollendet.

Das eben beschriebene Gemälde steht dem verschollenen Mainzer Original zeitlich wie künstlerisch näher denn das Doomssche Blatt, wenn in ihm auch manche Partieen, welche die schwächere Hand des Nachahmers verraten, enthalten sind, wie die aufgeblähten Nasenflügel, die Zeichnung des Bartes, die überstarke Betonung der Venen an den beiden Oberarmen oder das störende Herauspressen des Geäders der rechten Hand und andere Zeichen geringeren Könnens oder sonstiger Eigentümlichkeiten, die mehr ein Ausfluß seiner Person und des Kunstgeschmackes seiner Zeit sein mögen.[14] Ob zwar das Vorbild gleich der Wiederholung auf Lindenholz gemalt war, das läßt sich nicht sagen; und ebensowenig, wie groß es in Wirklichkeit gewesen. Man wird sich für die Gestalt Christi mit dem Begriff lebensgroß begnügen müssen, da die Abmessungen der beiden Wiederholungen ziemlich voneinander abweichen und die gemalte 10:3 Zentimeter kleiner ist wie die gestochene.[15] Eher darf man schon glauben, daß der obere Abschluß des Originals nicht, wie Schneider meinte,[16] abgerundet, sondern viereckig gewesen ist wie bei beiden Copien, und daß Dooms den Bogen oben eigenmächtig nur aufsetzte, um dem Eigentumszeichen des Mainzer Domkapitels einen gefälligen und betonten Hintergrund zu geben. Und so halte ich auch den Mohren, der auf der unfarbigen Wiedergabe rechts in halber Höhe in das Bild hereingepreßt ist, für eine Zutat des Stechers, der den leeren Raum, der dort viel störender hervortreten würde als auf einem gemalten Bilde, decken wollte.[17] Allerdings entbehrt die Weißensteiner Tafel des Dürerschen Künstlerzeichens, sodaß vielleicht vermutet werden möchte, als ob der Maler es mit Absicht unterdrückt und ebenso den Abschluß geändert und den Neger weggelassen habe, damit er die Tafel um so eher als eigenen Entwurf ausgeben könne. Dem ist aber wohl nicht so; denn die Signatur mag noch unter der übermalten Zutat links des Kopfes oder rechts vom linken Oberarm, wo sie in der Vorzeichnung stand, verborgen sein. Und außerdem schließt die Öffentlichkeit des Platzes, an dem das Original hing und die Schwierigkeiten, welche seine Besitzer – auch noch in viel späteren Jahren – beabsichtigten Vervielfältigungen bereiteten,[18] eine unberechtigte oder ungenehmigte Copierung aus. Durch die Übereinstimmungen der beiden Nachbildungen steht aber völlig außer Zweifel, daß Dürer selbst schon auf seiner Tafel Seite und Hände des Herrn durchbohrt gemalt und Geißel mit Rute, um die Lücke rechts des linken Armes etwas zu füllen, entgegen seiner ursprünglichen Absicht ausgewechselt hat.[19] Die Ähnlichkeit in der Bildung der Brust, des rechten Vorderarmes und der linken Hand, wie nicht weniger der beiden Copien gleiche untere Abschluß beweist ferner, daß das Original im Mainzer Dom auch in diesem Punkt die Zeichnung des Entwurfes nicht übernahm.[20] Welche der kleineren Verschiedenheiten zwischen den beiden Wiederholungen, die an Hand der Beschreibung oben leicht zu verfolgen sind und die sich hauptsächlich in der Bildung des Gesichtes und Kopfes, der Führung der rechten Schlußlocke, sowie in der Herausarbeitung der Muskeln offenbaren, mehr eigenen Impulsen als getreuem Abmalen zuzuschreiben sind, läßt sich schwer entscheiden.[21]

Darum handelt es sich auch hier nicht; es genügt, daß das Bild in dem gräflich Schönbornschen Schlosse zum mindesten einen Begriff der Farbengebung des verschwundenen Dürerbildes zu bieten vermochte.[22] Vielleicht bringt ein gütiges Geschick noch andere Wiedergaben zutage, die zu weiteren Vergleichen reizen. Ein Ausschnitt, den ich selbst noch nicht prüfen konnte, darf ja wohl schon hierher gezählt werden: es ist der dornengekrönte Christuskopf im rechten Seitenschiff von St. Lorenz in Nürnberg, der in Darstellung und Beleuchtung dem Mainzer Schmerzensmann ähnelt und auch in der Größe (40:33 cm) den Maßen der Büste in der eben behandelten farbigen Wiederholung fast gleichkommt.[23] Mehr wird man ja wohl über diesen „Ecce homo“ erfahren, wenn das große Werk über die genannte Kirche, das der Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg in Angriff genommen hat, vorgelegt werden kann.[24] Den Wert der Weißensteiner Tafel vermag er nicht zu mindern: sie bleibt vorläufig das einzige Gemälde, das die verschollene „Barmherzigkeit“ Dürers im Ganzen wiedergibt.

Anmerkungen

1. Mitteilung der gräfl. Domanialkanzlei Wieſentheid. 1920, XII. 30.

2. Aufgezählt in Heller, a. a. O. S. 11 f., 15 ff. Frimmel, Theodor, „Kleine Galerieſtudien“ I 1891, S. 17 f. v. Frimmel, Verzeichnis S. 1 ff. Der von Heller S. 18 angeführte handſchriftliche Katalog war nicht greifbar.

3. Katalog der gräflich ſchönbornſchen Bilder-Gallerie zu Pommersfelden Nr. 226.

4. Nagler, Künſtlerlexikon VI, S. 222 f.; A. D. B. XII, S. 629; v. Frimmel, Verzeichnis S. 92.

5. v. Frimmel a. a. O. S. 92 vermochte die beiderſeitigen Wappen nicht zu leſen.

6. Biedermann, Joh. Gottfr., Geſchlechts-Regiſter ... Orts-Gebürg. 1747, CCCXXXIV; Salver, Joh. Oktav., Proben des ... Reichs-Adels 1775, 467. Die Anordnung der Eckſchilder iſt folgende: 1. Mengersdorf. 2. Ochs v. Gunzendorf. 3. Trautenberg. 4. Redwitʒ (oder Marſchalk v. Ebnet). Sie bezeichnen bis auf das (heraldiſch) links unten die Agnaten der obengenannten drei Brüder; (Biedermann und Salver ſeʒen dafür Wieſenthau, Hartard v. Hattſtein, Hoheit des Reichsadels 1751 III Suppl. 100 Seinsheim). Archivaliſche Nachforſchungen zur Behebung dieſer Unſtimmigkeiten blieben erfolglos.

7. Wachter, Friedr., Generalperſonalſchematismus der Erzdiözeſe Bamberg 1907, S. 321. Johann Ernſt war der Neffe des Bamberger Biſchofs Ernſt v. M., deſſen Vater Otto Eberhard ja als früherer Beſiʒer des Bildes in Betracht kommt. Archivaliſche Belege für dieſe hypothetiſche Beſiʒerreihe waren nicht zu finden.

8. Wachter S. 343. Senior 1626: Staatsarchiv Bamberg: Domkap. Receßbuch S. 32 f., 318. Die Familien v. M. und v. N. ſtanden ſeit langem in näheren freundſchaftlichen und geſchäftlichen Beziehungen. St. A. Bbg. Rep. 20 II Mengersdorf, fasc. 2. Rep. 161 II Mengersdorf 6, 9. Rothlauf, Joh., Verzeichnis der Kanoniker des Domſtifts Bamberg (32. Ber. Hiſt. Ver. Bbg.) S. 186 (33. Ber.) S. 20, 22, 42. Looshorn, Joh., Geſchichte des Bisthums Bamberg V 1903, S. 212.

9. St. A. Bbg. Rep. 159 Bd. XI f. 17, 18, 486. v. N. ſuchte 1617 auch vom Nürnberger Rate eine Copie eines Dürerbildes zu erhalten (ebenda S. 311 f.).

10. Joannis, Rerum mogunt. II, S. 245, 314. Wachter S. 343. Obwohl der Nimbus die gleiche Farbe wie die Inſchrift zu haben ſcheint, dürfte er doch zur Hervorhebung Chriſti mit den Zutaten gemalt und dann von Neuſtetter nicht wieder entfernt worden zu ſein.

11. St.-A. Bbg. a. a. O. f. 358 f., 488 f., 560 f.

12. St. A. Bbg. Rep. 161 II v. Neuſtetter 4. Ein Inventar wurde wohl angelegt, vgl. ebenda Domkap.-Receßbuch 33 Abt. II f. 7, 8, 12, 13, 14.

13. Da aus techniſchen Schwierigkeiten das Gemälde nicht ganz auf die Platte gebracht werden konnte, fehlen am unteren Abſchluß der Abbildung einige Zentimeter.

14. Vgl. Schneider S. 83, 84.

15. Ebenda S. 82.

16. Ebenda S. 83.

17. Ebenda S. 77, 83.

18. Ebenda S. 76 f., 79 f., 81 f.

19. Ebenda S. 84.

20. Ebenda S. 84.

21. Das auf dem Doomsſchen Blatt mißlungene rechte Ohr Chriſti kann nicht zum Vergleich herangezogen werden.

22. Schneider S. 85.

23. Voll, Karl, Neue Beiträge zur Dürerforſchung (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907, Nr. 162) S. 107 f. weiſt wohl als erſter auf den Zuſammenhang dieſes Bildes mit Dürer und dem Mainzer Original hin. Das proteſtantiſche Pfarramt St. Lorenz-Nürnberg, das mir die Maße mitteilte, ſchließt ſich den Vermutungen Volls an; eine Photographie des Bildes exiſtiert nicht. (Auf Voll's Aufſaʒ machte mich das St.-A. Würzburg aufmerkſam.)

24. Jahresbericht 1912 ff. — Die Veröffentlichung weiterer Nachträge zu Schneider wird der Gegenſtand einer folgenden Studie von mir ſein.

XIII.

Über das Schicksal zweier Tafelbilder des Mainzer Domes aus der Zeit des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg

von Ernst Neeb

VON der einſt überreichen Ausſtattung, die der Mainzer Dom an beweglichen Kunſtwerken, wie Paramenten und ſonſtigen liturgiſchen Geräten, Gemälden, Bildwirkereien uſw. beſaß, iſt heute kaum ein Bruchteil des alten Beſtandes im Dome mehr vorhanden. Was das Domkapitel im Jahre 1792 vor dem Einzuge der Franzoſen nicht geflüchtet hatte, wurde nach und nach geſtohlen oder verſchleppt und der Reſt im Jahre 1801 verſteigert.[1])

Immerhin darf die Hoffnung nicht ganz aufgegeben werden, daß ſich das eine oder andere Stück in eine öffentliche oder andere private Sammlung gerettet hat.

So ſind im Laufe der leʒten Jahre zwei aus dem Dome ſtammenden Tafelbilder im Kunſthandel wieder aufgetaucht und ſchließlich in guten Händen glücklich geborgen worden (ſ. Abb. 2 und 3).

Den Schickſalen dieſer beiden Bilder iſt zuleʒt Eduard Flechſig nachgegangen und hat darüber in ſeinen Cranachſtudien, Leipzig 1900, I. Teil S. 162 ff. ausführlich berichtet. Hier ſeien ſeine wertvollen Darlegungen im Wortlaute wiedergegeben:

„Die beiden Bilder, die wahrſcheinlich zu denen gehört haben, die der Kardinal Albrecht 1541 beim Einbruch der Reformation aus Halle fortſchaffen ließ, befanden ſich 1764 im Mainzer Domſchaʒ. Dort ſah ſie am 16. Mai 1764 der päpſtliche Geſandte Garampi, wie aus dem Berichte hervorgeht, den Prälat Dr. Friedrich Schneider unter dem Titel: „Ein päpſtlicher Geſandter über Mainz“ im Mainzer Journal vom Montag, den 31. Januar 1898 (Nr. 25) unter Beigabe von Anmerkungen mitgeteilt hat.[2]) Es heißt da:

„Im Domſchaʒ befinden ſich auch zwei Bilder, deren eines einen heiligen Biſchof mit den Geſichtszügen des genannten Kardinals (d. h. Albrechts von Brandenburg), das andere eine Heilige im Kleide einer Heroin darſtellt.“ Im September 1800 waren ſie noch im Mainzer Domſchaʒ, wie uns Bodmann überliefert hat.[3]) Bald darauf verſchwanden ſie.

Über das weitere Schickſal der beiden intereſſanten Bilder habe ich vorläufig nur noch dies ausfindig machen können: Nach der Vermutung Friedr. Schneiders

[1]) Über die Schickſale der Domausſtattung ſ. Kautʒſch und Neeb, Der Dom zu Mainz — Kunſtdenkmäler in Heſſen B. II, 1 S. 170 ff., 336 ff., 350 ff. (Domſchaʒ), 390 ff., 493 f.

[2]) Nach Weech, Römiſche Prälaten am deutſchen Rhein, in den Neujahrsblättern d. badiſchen hiſt. Komm. N. F. 1 (1898).

[3]) Es ergibt ſich das aus einem Briefe Bodmanns, auf den wir unten noch zurückkommen werden. Nb.

„wurden ſie wohl mit den übrigen beweglichen Kunſtwerken in der öffentlichen Verſteigerung, die am 17. Februar 1801 durch den Einnehmer Bonaventura teils in der Domkirche, teils auf offenem Markte vorgenommen wurde, ausgeboten und verſchleudert.“ 1819 befanden ſie ſich in der Sammlung des Poſtſekretärs Chandel in Frankfurt und wurden dort mit dieſer im April 1920 verſteigert. Als Gewährsmann hierfür nenne ich Joſef Heller, der in der I. Auflage ſeiner Cranach-Biographie (Bamberg 1821) auf S. 194 unter i) beide Bilder folgendermaßen anführt: „Bildniß Alberts Churfürſten zu Mainz, Markgrafen zu Brandenburg,



Abb. 1. Die Bodmannſche Zeichnung des Urſulabildes

in ganzer Figur, im reichſten erzbiſchöflichen Ornat und in der Stellung, wie er eben Almoſen ſpendet.“ – „Urſula Redingerin, eine Bäckers-Tochter von Mainz, ein Gegenſtück zu dem Vorigen.“ In der zweiten, 1844 erſchienenen Auflage, S. 66 fügt er noch hinzu: „Auf Holz, H. 3 Sch. 10 Z., Br. 1 Sch. 10 Z.“ Es ſtimmt alles zu dem, was uns durch Bodmann überliefert iſt, mit Ausnahme der Maße.[1]) Wie es ſcheint, hat Bodmann den Rahmen mitgemeſſen. Den Verſteigerungs-Katalog, aus dem Heller ſeine Mitteilungen entnommen hat, führt er auf S. 158 der 1. Auflage an. Er hat den Titel: Raiſonnirendes Verzeichnis einer Sammlung vorzüglicher etc. Gemälde in Öl, welche im Monat April 1820 verſteigert wurden. Frankfurt am Main 1819, 8 (S. 20, Nr. 59–67). Seitdem ſind die Bilder verſchollen. Doch iſt die Hoffnung nicht ausgeſchloſſen, daß ſie noch einmal wieder ans Tageslicht kommen. Vielleicht führen die Mitteilungen, die ich hier gegeben habe, auf die rechte Spur.“

Über die Bodmannſche Zeichnung bemerkt Flechſig: „Von der hl. Urſula hat ſich wenigſtens eine mit der Feder gezeichnete Skizze von der Hand des Mainzer Geſchichtsforſchers Franz Joſeph Bodmann aus dem Jahre 1800 erhalten, die bei aller Mangelhaftigkeit der Ausführung doch den Stil des Bildes ſo getreu wiedergibt, daß wir ohne weiteres behaupten können, das Urbild muß ein Werk des Pſeudogrünewald geweſen ſein. Die Zeichnung befindet ſich auf der Mainzer Stadtbibliothek, wo ſie mein Freund, Realgymnaſiallehrer Ernſt Neeb in Mainz, entdeckt hat (vgl. die Abbildung S. 164). Bodmann hat ſeiner Zeichnung folgende Bemerkung beigefügt:

Rehdingerin | A. 1524.

Concubina (s. uxor forte) Alberti Card. AEpi Mog. delineata ex coëvâ picturâ in Tabulâ ligneâ, 4 1/2 schuh hoch, 2 1/2 breit, quae asservatur in Thesaurariâ Ecclesiae Metrop. Mogunt. picta sub formâ S. Ursulae (ejus forte pronominis) – uti Albertus ex opposito pictus est sub specie S. Martini, Epi, pauperi 6 ducatos largientis, cum verbis nimbo circa caput inscriptis: Sanctus Martinus. delin; 1800 m. Sept. à me | F. J. Bn. | ex Originali.“

Wie Bodmann zu der Jahreszahl 1524 gekommen iſt, weiß Flechſig nicht zu erklären; ebenſowenig ich. Vielleicht bezieht ſich die Jahreszahl, die auf dem Originalbilde erſt noch zu entdecken wäre, garnicht auf die Entſtehungszeit des Bildes ſelbſt, ſondern auf die Urſula Rehdingerin. Über ſie hatte vielleicht Bodmann in irgend einer Quelle aus dieſem Jahre etwas erfahren, und wollte mit dieſer Jahreszahl ungefähr die Zeit angeben, in der ſie gelebt hat. Eine andere Möglichkeit wäre, daß die Jahreszahl auf dem Rahmen des Bildes geſtanden und ſie Bodmann von dort hergenommen hat.

Hier nur noch einige nachträgliche Bemerkungen zur Bodmannſchen Zeichnung, die Flechſig auf S. 164 ſeiner Cranachſtudien, jedoch ohne die rechts oben ſtehende Beiſchrift, abbildet: Das Blatt iſt 30,5 cm hoch und 19,5 cm breit; es liegt bei den Bodmannſchen Zeichnungen der Mainzer Stadtbibliothek unter der Signatur Mappe III, 24. Der untere Teil des Rockes iſt mit Blau angelegt, das Geſicht mit etwas Fleiſchton. Die Zeichnung iſt nur ſkizzenhaft; auf der rechten Seite iſt das ſchleppenartig herabhängende Oberkleid unvollſtändig wiedergegeben; ebenſo hat Bodmann auch den landſchaftlichen Hintergrund weggelaſſen, wie er ſich denn auch bei ſeiner Zeichnung überhaupt nur auf die Figur beſchränkt, dieſe aber ſonſt in ihrer Stellung und Haltung – man vgl. beſonders die Hände und den Pfeil – getreu wiedergegeben hat (Abb 1).

Bodmann ſcheint ſich gerade für unſere beiden Bilder lebhaft „intereſſiert“ zu haben. Zu derſelben Zeit, in der er ſeine Skizze des Urſulabildes anfertigte – September 1800 –, richtet er das hier wiedergegebene Schreiben vom 16. September 1800 an:

[1]) Die jetzt an den Originalen genommenen Maße der Bilder ſind: St. Martin H. 1,18 m, Br. 0,53 m; St. Urſula H. 1,18 m, Br. 0,52 m. Nb.

Citoien C r o n a u e r, Administrateur municipal du canton de Mayence | ou | en cas de son Absence, au citoien S c h n e i d l e r, Administrateur pp.

„Als ich heute mit dem B. Commiſſair Mella die Verwüſtungen des Domes in Augenſchein nahm, fielen mir zwei noch vorhandene alte, zwar ſchlecht gemahlte,



Abb. 2. St. Martinus Phot. Brodhag, Eltville

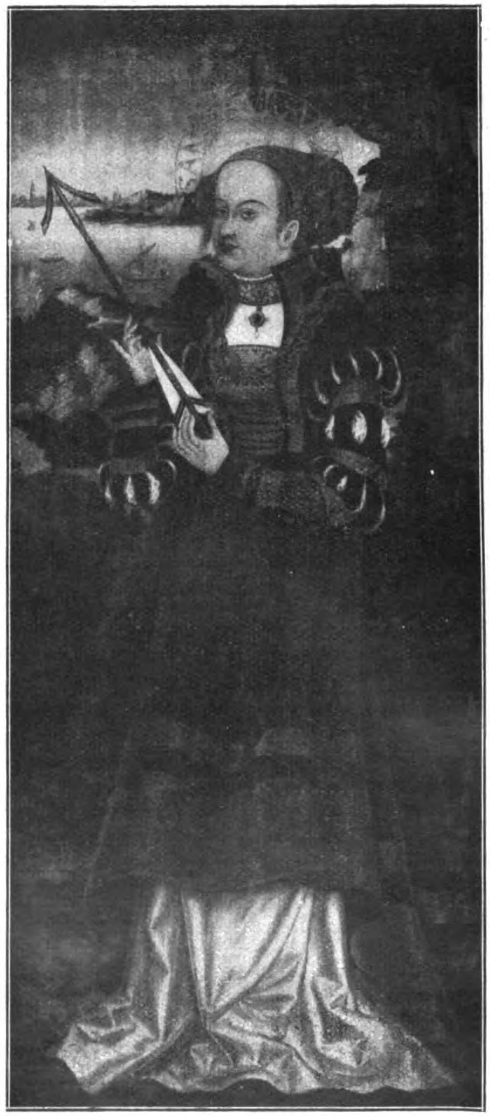


Abb. 3. St. Urſula

aber ihrer Sonderheit halber noch merkwürdige Bilder in die Augen, welche unter der Maske des S. Martinus und St. Urſula, den ehemaligen Kardinal Albrecht und deſſen bekante . . . . Rehdeckerin vorſtellen; ſie ſind werth der Mainzer Geſchichte halber als Portraits copirt, und in Kupfer geſtochen zu werden.

Ich erſuche ſie freundlichſt, ſich bey Unſerer Stadtverwaltung zu verwenden, daß mir ſolche gegen Empfangſchein zu dieſem Ende ausgefolgt werden mögen. Für die baldige richtige Einlieferung bin ich Bürge. | Grus und innigſte Verehrung | Bodmann.

Mainz am 29. fructid. 8. | Das Arrete geht am beſten an B. Mella, Commiſſaire de l'approviſionnement militaire, welcher den Schlüſſel zum Dom hat".

Daß es ſich bei unſeren beiden Bildern wirklich um die einſt in der Schatzkammer des Mainzer Domes aufbewahrten handelt, ergibt ſich aus dem vorher Dargelegten mit völliger Sicherheit, ſowohl für das Urſulabild wie auch für das des heiligen Martinus, der auf unſerem Bilde wirklich, wie Bodmann richtig gezählt hat, dem Bettler „6 Dukaten" ſchenkt.

Wie ſchon Garampi und dann auch Bodmann angibt, wurden die Bilder in der Schatzkammer des Domes aufbewahrt. Es kann hiermit doch nur das von Erzbiſchof Berthold von Henneberg 1501 in dem von ihm errichteten Sakriſteiteil eingebaute Sacrarium gemeint ſein,[1])

[1]) Das Nähere darüber ſ. Kautzſch und Neeb, Dom S. 340 f. und 346 f. Über Bourdon (1727) ſ. ebenda S. 169.

in dem, wie auch Bourdon angibt, Reliquien und andere Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Merkwürdigerweise aber erwähnt Bourdon in seinem Epitaphienwerk die beiden Bilder nicht, während er doch sonst alle Wappen und Inschriften, auch wenn sie auf Gemälden, Paramenten oder sonstigen liturgischen Geräten angebracht waren, gewissenhaft wiedergibt. Das auf dem Martinusbilde angebrachte Wappen und eine etwa auf dem Ursulabilde stehende Jahreszahl hätte doch sicher seine Aufmerksamkeit erregt. Bei seiner Beschreibung der Sakristei zählt er auch eine ganze Reihe von Kostbarkeiten auf, die er sicher nur in der Schatzkammer gesehen haben kann. Warum er von den beiden Bildern schweigt, weiß ich nicht.

Mit seiner Vermutung, daß die Bilder am 17. Februar 1801 versteigert wurden, scheint Fr. Schneider das Richtige getroffen zu haben. Im Januar 1801 ist nämlich der Polizeikommissär Kronebach im Auftrage des Maires von Mainz mehrere Tage im Dome damit beschäftigt, ein Verzeichnis aller der Gegenstände aufzustellen, die demnächst (d. i. am 17. Februar 1801) versteigert werden sollen. In diesem Verzeichnis werden auch 23 Gemälde (tableaux) erwähnt, unter diesen mögen sich auch unsere beiden Bilder befunden haben.[1])

Wenn Schaabs Angabe (Gesch. d. Stadt Mainz I S. 563f. Anm. 4) richtig ist, müssen die Bilder damals in Besitz Bodmanns übergegangen sein. Schaab schreibt nämlich:

„4) Bodmann besaß zwei Ölgemälde auf Holz, 4 $^1/_2$ Fuß hoch und 2 $^1/_2$ Fuß breit, mit blauen Rahmen, auf deren einem der Kurfürst Albert in der Gestalt des heil. Martin als Bischof, auf dem anderen die Ursula Redinger in der Gestalt der heiligen Ursula in Lebensgröße dargestellt war. Nach dem Gemälde hatte die Ursula röthliche Haare. Bodmann hatte diese Gemälde in der hiesigen Karthaus nach ihrer Aufhebung im Jahre 1782 ersteigt und im Jahre 1807 an den von Holzhausen um einige hundert Gulden verkauft. Später sah ich sie bei diesem zu Frankfurt. Sie waren restaurirt und hatten kostbare Rahmen. Er verlangte dafür 1000 fl. Sie waren von Hans Grünewald gemalt, der mit Mathias Grünewald von Aschaffenburg im Anfange des XVI. Jahrhunderts in der Manier von Albrecht Dürer hier malte. Jetzt sollen sich beide Gemälde zu Offenbach im Besitz eines von Andre befinden."

Daß Bodmann die Gemälde in der Kartause ersteigert haben soll, ist offenbar ein Irrtum Schaabs, der seine eben angegebene Notiz wohl erst vierzig Jahre später — der erste Band seiner Geschichte ist 1841 erschienen — niedergeschrieben hat.

Durch Schaabs Angabe veranlaßt, stellte ich Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Offenbach Nachforschungen an, konnte aber nichts ermitteln.

Die von Flechsig ausgesprochene Hoffnung, daß die Bilder doch noch einmal wieder ans Tageslicht kämen, hat sich nun glücklicherweise erfüllt; sogar mit einem eigenartigen Zwischenspiel: Während des Krieges — im Jahre 1916 oder 1917 — befanden sich die beiden Bilder — allerdings nur vorübergehend — wieder in Mainz. Hier waren sie von einer Berliner Kunsthandlung einem Mainzer Sammler angeboten und zur Ansicht geschickt worden. Doch der Kauf kam damals leider nicht zustande. Leider erfuhren aber auch, weder Kautzsch noch ich, die wir gerade damals mit der Inventarisation der Kunstdenkmäler des Mainzer Domes für den Domband des hessischen Kunstdenkmälerwerks beschäftigt waren, etwas von der Anwesenheit der beiden Bilder.

Endlich im Jahre 1920 gelangten die beiden Bilder aus dem Kunsthandel in den Besitz eines im Rheingaue wohnenden Freundes alter Kunst und sind nun nach über hundertjähriger Irrfahrt wieder auf alterzstiftlich Mainzischem Gebiete angelangt.[2])

Soviel über das Schicksal der beiden Bilder. Ihre kunstgeschichtliche Würdigung und Einreihung überlassen wir berufenerer Hand; doch sei schon hier darauf hingewiesen, daß es sich nach der Meinung aller Kenner und Sachverständigen, die die Bilder gesehen haben, um eigenhändige und hervorragende Werke des älteren Lukas Cranach handelt, in dem ja die neuere Forschung einhellig den wirklichen „Pseudo-Grünewald" sieht.

[1]) Das Nähere über diese Versteigerung s. bei Kautzsch und Neeb a. a. O. S. 174 f.

[2]) Für die gütige Erlaubnis, die Bilder hier zum erstenmal veröffentlichen zu dürfen und für die Überlassung der photographischen Vorlagen zu unseren Abbildungen der beiden Tafelbilder sind wir dem jetzigen Besitzer zu verbindlichstem Danke verpflichtet.

Berichtigungen und Nachträge.

1) Zu S. 3 Sp. 2 Z. 8 v. o. lies: „der tertiären und diluvialen Tierwelt".

2) Zu S. 17, Abb. 5: Die röm. Straße von der Neuen Anlage her zieht südlich, nicht nördlich am Drusustein vorbei.

3) Zu S. 24 lies: „60. Geburtstage". Das Werk ist inzwischen erschienen (254 S. m. 65 Textabbildungen und 20 Tafeln), bei L. Wilckens-Mainz (Preis 40 Mk.). K. Sch.

4) Zu S. 40 über die Glasgemälde aus der Partenheimer Kirche s. Back: Mittelrheinische Kunst, S. 64 und S. 97, Anm. 140, wo auch weitere Literatur. Nb.

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE